Magazin für die Literatur des Auslandes


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.

Das Magazin

für die

Literatur des In- und Auslandes.

Zweiundfünfzigster Jahrgang.

Begründet von Joseph Lehmann, 1832.

Herausgeber: Eduard Engel.

Hundertunddritter Band.

Januar bis Juni 1883.



Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. Hofbuchhandlung.

Inhalt.

Unsere Zeitgenossen.

Deutschland.

Poesie.

Aus fremden Zungen.

Deutschland und das Ausland.

England.

Frankreich.

Italien.

Spanien.

Russland.

Skandinavien.

Rumänien.

Griechenland.

Ungarn.

Litauen.

Nord-Amerika.

Süd-Amerika.

Asien.

Schweiz.

Türkei.

Literarische Neuigkeiten.

Aus Zeitschriften.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

Sprechsaal des Magazins.

Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 6. Januar 1883.	Nr. 1.

Inhalt:

Zum neuen Jahr.

Wer will dich um dein Wesen wol befragen,
Du neues Jahr mit rätselhaften Mienen?
Wer liest schon jetzt als ein Prophet aus ihnen:
Ob du uns künftig segnen wirst, ob schlagen?

Führst du uns ein der Wolfahrt Erntewagen?
Willst du als Arzt bei unsern Wunden dienen?
Ach, oder musst du grimm in Panzerschienen,
Die Frucht zerstampfend, unser Feld durchjagen?

Wer kann uns künden, wonach dich gelüstet,
Wer das Geheimnis deiner Sendung deuten?
Drum, Geist des Volkes, halte dich gerüstet!

Stell' Wachen aus auf höchsten Glockentürmen!
O sei's nur, um zum Friedensfest zu läuten,
Doch nimmer, um bei Flut und Brand zu stürmen!

Villa Schillerhof bei Meran.

Oscar Freiherr von Redwitz.

Die Frauen.

Uns Frauen ward zum Tragen Kraft gegeben,
Da schwere Sorgen uns und Weh belasten,
Da Leiden, die mit Sorgen nimmer rasten,
Mit Dornen stets durchwinden unser Leben.

Dem Manne ward Genuss, erreichtes Streben,
Derweil wir ruhmlos, ruhlos, freudlos fasten;
Er schlägt darein, derweil wir zaghaft tasten,
Ihn lockt der Sturm, vor dem wir scheu erbeben.

Doch scheinbar nur ward uns das Schlichte, Kleine,
Was dunkel ihm, das können wir durchschauen,
Mit leichter Hand vollbringen wir das Feine;

Wir sind's die zart und stark das Nestchen bauen,
Wir sind für ihn das ewig Hohe, Reine;
Dies unser Lorber, dies das Glück der Frauen.

Elisabeth, Königin von Rumänien.

Poesie.

Als Gott der Herr aus Edens Paradies
Den Menschen einst in seinem Groll verstieß,
Und als des Menschen erste Träne rann,
Da fasste Mitleid den Erbarmer an:
Aus Himmelshöhen neigte er sich tief
Zum Menschen, der in Qual und Not entschlief
Und sandte ihm hinunter einen Traum;
Noch einmal zeigt' er ihm den seel'gen Raum,
Noch einmal ließ er vor des Menschen Ohr
Ertönen der beglückten Engel Chor —
Da lächelte in Erden-Not und Qual
Der Mensch zum ersten, allerersten Mal. —
Und als der Herr den Menschen lächeln sah,
Mitleid erfasste den Erbarmer da:
Er sprach zum Traum: „Verlass den Menschen nie."
Kennt Ihr den Traum? — Man nennt ihn Poesie.

Berlin.

Ernst von Wildenbruch.



Aus den „Erinnerungen" von Madame Joubert an Heinrich Heine.

I.

Auf einem Balle, der im Winter 1835 stattfand, wurde mir Heinrich Heine vorgestellt. Obgleich er damals das Französische noch mit einiger Schwierigkeit sprach, so verstand er es dennoch, seine Gedanken auf pikante Weise auszudrücken. Hochblondes, ziemlich langes, gerade geschnittenes Haar ließen ihn jünger erscheinen, als sein Alter war, das er mir lachend mit den Worten: „Ich bin der erste Mann meines Jahrhunderts!" andeutete.*) Gar bald waren wir in eine sehr lebhafte Unterhaltung verflochten und das Gespräch kam auch natürlich auf Goethe, Byron und Victor Hugo; hierbei konnte der Dichter seinen Unmut nicht verhehlen, dass die Franzosen nur diese drei Namen zu kennen und zu bewundern schienen. Als er Alfred de Musset in einer Gruppe Tanzender wahrnahm, sagte er ganz ärgerlich zu mir: „Wirklich, ich kann die Pariser nicht begreifen, hört man sie sprechen, so sollte man sie für die eifrigsten Verehrer der Poesie halten, und doch sehe ich dort einen Dichter, der Dichter im höchsten Sinne des Worts und noch dazu ihr Landsmann ist .... und zu meiner größten Verwunderung merke ich, dass dieser doch so geniale Schriftsteller in der großen Welt nicht bekannter ist, als ein chinesischer Dichter!" Heines Kritik war damals gerechtfertigt; die Ballade an den Mond und das Lied von der andalusischen Marquise waren das Einzige, was man in den Salons von Alfred de Musset kannte; hiernach beurteilte und taxirte man ihn und machte sich sogar oft seiner romantischen Richtung wegen über den jungen Schriftsteller lustig. Einer der Ersten, welcher die hohe Begabung desselben erkannte, war Herr Géruzez, der damals Herrn Villemain als Professor der Literatur an der Sorbonne vertrat. Mir steht noch deutlich ein Abend in meinem Hause vor Augen, wo derselbe, in einer Gesellschaft von etwa 30 Personen, plötzlich zum Erstaunen aller Anwesenden mit dem größten Enthusiasmus von dem neuen Dichter sprach und darauf, um dessen unleugbares Talent recht zu veranschaulichen, die schöne Stelle des Duells aus „Don Paez", einer der ersten Dichtungen Alfred de Mussets, vortrug. Bekanntlich beginnt der Kampf mit den herrlichen Versen:

> Comme on voit dans l'été, sur les herbes fauchées,
> Deux louves remuant les feuilles desséchées,
> S'arrêter face à face et se montrer la dent .....

Nach dieser Zitation erläuterte Herr Géruzez mit dem ihm eigenen feinen und zarten Verständnis, dem die Autorität seiner großen Gelehrsamkeit noch höheren Wert verlieh, die Schönheit dieser Poesie und wagte zu sagen: „Sie werden es erleben, meine Herrschaften, Musset ist ein aufgehender Stern."

Der glückliche Zufall meines Zusammentreffens mit Heine hatte nachstehenden Brief zur Folge:

Anbei erlaube ich mir, gnädige Frau, Ihnen mein Buch über Deutschland zuzusenden. Besonders möchte ich Sie ersuchen, den sechsten Abschnitt zu lesen, da in demselben von Undinen, Salamandern, Gnomen und Sylphen die Rede ist. Wohl weiß ich, dass meine Kenntnisse in Beziehung auf diesen Gegenstand sehr unvollständig sind, trotzdem ich die Werke des großen Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim im Original gelesen habe. Aber als ich mein Buch schrieb, hatte ich noch niemals solche Urgeister gesehen; ich zweifelte selbst daran, dass sie etwas anderes als Produkte unserer Phantasie sein könnten, ich meinte, dass sie nicht die Elemente, sondern nur das menschliche Gehirn bevölkerten .... und jetzt, seit vorgestern, glaube ich an die Wirklichkeit ihres Daseins.

... Der Fuß, den ich ehegestern sah, kann nur irgend einem jener phantastischen Wesen angehören, von denen in meinem Buche die Rede ist; sollte es der Fuß einer Undine sein? .... ich glaube, dass er glatt wie die Welle ist und wol auf dem Wasser zu tanzen vermöchte.

Oder sollte er einem Salamander angehören?

In dem bekannten Romane „André" von George Sand sagt Joseph Marteau zu Geneviève, als der Fuß des schönen Blumenmädchens sein Herz in Brand gesteckt hat: „Es ist nicht mehr kalt!"

Vielleicht könnte es auch der Fuß eines Gnomen sein — allerliebst klein, fein und zart genug ist er dazu — oder der Fuß einer Sylphide? Die Dame ist wirklich so luftig, so feenhaft .... Ist sie gut? ist sie böse?

Das kann ich nicht entziffern: und dieser Zweifel quält, beunruhigt und erdrückt mich. Das ist die reine Wahrheit, ich spaße nicht.

Sie sehen hieraus, gnädige Frau, dass ich noch nicht sehr in den geheimen Wissenschaften bewandert und noch kein Zauberer bin, sondern nur Ihr ganz untertänigster und gehorsamster Diener.

Paris den 22. April 1835.

Heinrich Heine.

*) Dies ist nicht wörtlich zu nehmen, da Heine bekanntlich den 13. Dezember 1799 in Düsseldorf geboren wurde.

Das Ende des Briefes, in welchem Heinrich Heine meine Herzensgüte zu bezweifeln scheint, war mir um so spaßhafter, als gerade er mir den Eindruck gemacht hatte, als ob ihm diese köstliche Eigenschaft, welche eine gewisse Malice durchaus nicht ausschließt, die man den Flitterstaat des Geistes nennen könnte, gänzlich fehle. Dieser unangenehme erste Eindruck, den seine steten scharfen und boshaften Aeußerungen nicht verwischen konnten, verhinderte mich lange Zeit, seine mir bewiesene Freundschaft zu erwidern.

Jedenfalls war Heine ein höchst interessanter Gesellschafter, dessen glänzende Phantasie alle Anwesende fesselte, und so war seine Gegenwart in einem kleinen gewählten Kreise immer äußerst erwünscht, sein so zu sagen mit Goldflittern überstreuter Geist belebte jede Unterhaltung. Auch lud ich ihn häufig ein, vorzüglich wenn ich sicher war, dass ihm die Gesellschaft zusagte. Er war von der liebenswürdigsten Pünktlichkeit in allen gesellschaftlichen Beziehungen. Hatte er eine Einladung angenommen und ward hinterher am Kommen verhindert, so ermangelte er nie, sich zur rechten Zeit durch einige Zeilen zu entschuldigen. Um die Art und Weise seiner vertraulichen Mitteilungen zu veranschaulichen, will ich zwei aufs Geradewol ergriffene Billets abschreiben:

Gnädige Frau.

Mit großem Vergnügen sehe ich, dass Sie hartnäckig darauf bestehen, mich nicht zu vergessen; wissen Sie denn nicht, dass ich seit langer Zeit tot bin? Dies würde mich jedoch nicht verhindern, bei Ihnen zu Mittag zu speisen, denn meine sterbliche Hülle hat mich überlebt, wenn ich nicht augenblicklich an einem hinterlassenen Kopfweh litte. Ich kann also leider nicht kommen, was ich, davon seien Sie fest überzeugt, sehr bedaure. Sie wissen, was es heißt an Kopfweh zu leiden; das ist eine kleine Hölle, die man in dem Gehirne trägt!

Ich werde Sie erster Tags besuchen, gnädige Frau, um Ihnen persönlich zu danken; bis dahin bitte ich die unsterblichen Götter, Sie in ihren heiligen und wolverdienten Schutz zu nehmen.

Montag Morgen.

Heinrich Heine.

Kleine Fee!

Wie ein junger Wildfang, der ich bin, vergaß ich Ihnen gestern zu sagen, dass ich durchaus noch heute nach Montmorency zurückkehren muss, ich kann daher leider Ihre gütige Einladung nicht annehmen und werde Sie nur erst in Marly wiedersehen, wohin ich Sonnabend zu gehen denke. Ich müsste aber wahrlich lügen, wenn ich sagte, dass das Vergnügen, welches mir jedes Zusammentreffen mit Ihnen bereitet, nicht zu denen gehört, welche mir das Leben einigermaßen erträglich machen.

Mittwoch Morgen.

Ihr ganz ergebener
Heinrich Heine.

Das Landgut Marly, welches in dem Billet als Ort des Rendez-vous angegeben war, wurde von der Prinzessin Belgiojoso bewohnt, bei der wir uns oft trafen. Heinrich Heine bewunderte sehr ihre ebenso klassische wie fremdartige Schönheit, ihren lebendigen und ernsten Verstand, ihren leidenschaftlichen und pikanten Geist. Diese reich angelegte Natur voller Kontraste nahm das Interesse des Beobachters aufs Lebhafteste in Anspruch. Leicht von ihrem Enthusiasmus hingerissen, war die Prinzessin scharfsichtig genug, öfters auf halbem Wege umzukehren. Hierüber hatte sich der deutsche Dichter einige Scherze erlaubt und die Ansichten der schönen Mailänderin für gehaltlos erklärt; die schonungslos spitzige Antwort derselben heilte ihn jedoch schnell von dieser Anwandlung, mit ihr zu spaßen. Er zog in Zukunft vor, sich mit den verschiedenen Literaten, Akademikern oder Philosophen, die der Zufall in den Kreis der Prinzessin Belgiojoso brachte, herumzustreiten und zu zanken. Unter den Philosophen befand sich Victor Cousin, dem Heinrich Heine besonders feindlich und namentlich mit der Behauptung entgegentrat, dass er ein falscher Gelehrter sei, der sich mit den Federn aller deutscher Philosophen schmücke. Er gab sich stets die größte Mühe, ihn dies fühlen zu lassen. Wenn Cousin, hingerissen durch die Unterhaltung, seine Gedanken zu systematisiren anfing, so unterbrach ihn Heine mit den Worten: „Ja, ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, das ist die Theorie von Fichte, die Schelling später widerlegt hat.“ Und darauf fing er eine Kontroverse an, als ob er sie direkt an den bezeichneten Philosophen richte. Eine oder zwei solcher unpassenden Unterbrechungen brachten die Begeisterung Cousins rasch zum Schweigen, und da er ein enthusiastisches Auditorium, an das er gewöhnt war, diesem philosophischen Zweikampf vorzog, so machte er sich rasch aus dem Staube. Dann Herr der Festung geblieben, erkannte man den deutschen Charakter des Dichters an der Hartnäckigkeit, die er in der Verfolgung seines Angriffes bewies. Sein Geist, welcher so oft mit Recht, was die schlagfertigen witzigen oder feinen Gedankenblitze anbelangt, dem Voltaires verglichen wird, hatte nicht immer in der Unterhaltung die wirklich französische Leichtigkeit; er konnte das einmal begonnene Gespräch nicht fallen lassen, sondern verfolgte es hartnäckig. So z. B. konnte er nicht unterlassen, seine Angriffe auf Cousin fortzusetzen, indem er plötzlich zwischen ihm und Herrn Mignet eine Parallele zog; den literarischen Diebstählen des ersteren, die er auf pikante Weise ausführlich erzählte, stellte er die gewissenhafte Rechtlichkeit, das gediegene Talent des Geschichtschreibers entgegen. „Oh!“ pflegte er zu sagen, „was Herrn Mignet anbetrifft, das ist eine andere Sache! der versäumt nie die Quellen zu nennen, aus denen er schöpft! Das lasse ich mir gefallen! Das ist ein Schriftsteller! Der ist wahr, unparteiisch, der fasst sich kurz, das ist eine schöne Seele!“

Nach dieser aufrichtig gemeinten Lobrede kam aber gleich wieder die gewohnte Spöttelei zum Vorschein.

„Ja, ich sage schöne Seele! er hat die Schönheit, die besonders den Frauenzimmern zusagt, die sich durch die Korrektheit der Linien offenbart, die in die Augen fällt, alle Sprachen versteht und eine kosmopolitische Seele ausmacht!“

Ein anderes Opfer, an welchem sich der beißende Spott Heinrich Heines mit einer wahren Begeisterung ausließ, war der damals alle Welt bezaubernde Komponist Bellini, der wie er zu den Besuchern gehörte, welche die Prinsessin Belgiojoso zuweilen auf dem Lande zu Gaste bat. — Blond, weiß, rosig und eine ehrliche Haut mit kindlichen Manieren und Redensarten stand der junge Maëstro damals auf

dem Gipfelpunkte seiner Berühmtheit. Von den reizendsten Frauen in Paris gefeiert, umschmeichelt, mit einem Worte der Held des Tages, konnte er den Vers des jungen Gefangenen:

„So wie ich nur erschein', heißt jedes Auge mich willkommen"

auf sich beziehen.

Sein in solcher weichlichen Verzärtelung dahin fließendes Leben machten ihn doppelt empfindlich für den Spott. Zu seinem Unglück hatte er eines Tages naiv eingestanden, dass er sehr abergläubisch sei. Nun trug damals unser deutscher Dichter häufig, um seine geschwächten Augen zu schonen, eine blaue Brille und erfüllte so eine der unerlässlichen Bedingungen eines „Jettatore". Man musste ihn sehen, wie er die eingestandene Schwäche des jungen Italieners auszubeuten verstand, und die mephistophelischen Geberden, mit denen er diesen kleinen Krieg begleitete. Wenn beide morgens früh zusammen Billard spielten, so machte der furchtsame Maëstro mit der freigebliebenen Hand immer Hörner,*) um den Teufel zu beschwören; Heine, welcher dies trotz der von Bellini genommenen Vorsichtsmaßregeln sehr gut sah, amüsirte sich köstlich über die Angst, die er einflößte, und spielte seine Teufelsrolle fort.

„Ja, ja," sagte er, „karamboliren Sie nur immerzu, Sie müssen rasch die Freuden dieser Welt genießen, mein lieber Freund: Ihr erstaunliches Genie verdammt Sie zu einem frühen Tode, wie alle Genies: unter andern Raphael, Mozart, Jesus." „Das ist entsetzlich!" rief Bellini, „sagen Sie doch nicht solche Bosheiten und sprechen Sie nicht vom Sterben! — Prinzessin, verbieten Sie es ihm!"

Vergebens kam die Prinzessin Belgiojoso diesem Rufe nach; unter dem Vorwand, noch einige notwendige Erklärungen geben zu müssen, setzte Heine seine Angriffe fort: „Meine Befürchtungen sind wahrscheinlich unbegründet. Meinen Sie wirklich, Hoheit, dass sich uns in Bellini ein neues Genie offenbart hat?" — und als letzte Neckerei fügte er hinzu:

„Uebrigens kenne ich keine einzige Note von den Werken Ihres reizenden Landsmannes; Sie sehen also, wie unschuldig meine Drohungen sind." Dann sich an Bellini wendend:

„Wir wollen hoffen, lieber Freund, dass die elegante Welt Ihren Ruf übertreibt, übrigens beruhigt mich Ihr Cherubim-Antlitz über ihre Zukunft."

Der Maëstro fand jedoch diese schlechten Späße nicht nach seinem Geschmack und bewahrte einen gewissen Groll im Herzen. In der Hoffnung einer Aussöhnung lud ich beide eines Tages mit der Prinzessin Belgiojoso und einigen Freunden zum Diner ein. Aber an dem bestimmten Tage, als die Stunde des Diners bereits geschlagen hatte, erschien Bellini nicht. „Er hat wirklich Angst vor dem Jettatore", sagten wir lachend. Im nämlichen Augenblick ward die Tür geöffnet; „da kommt er!" riefen wir erfreut, aber nein! statt seiner ein Billet, in welchem der Komponist der „Puritaner" sein tiefes Bedauern aussprach, zu krank zu sein, um kommen zu können.

*) Um den Teufel zu vertreiben, genügt es, den kleinen Finger gegen den Zeigefinger zu legen.

„Das beunruhigt mich," sagte die Prinzessin; „mein armer Bellini muss wirklich krank sein, sonst hätte er nicht auf unser Diner verzichtet, von dem er sich großen Genuss versprach!"

Ich drückte auch mein Bedauern aus, während ich die Zeilen nochmals durchlas.

„So sind die Damen," sagte Heine, „sie beunruhigen sich über ein von der Hand des Kranken selbst auf zartgelbem, glacirtem Papier geschriebenes Gesundheitsbulletin! Wollen Sie mir gestatten, es zu lesen? — Nun denn, meiner Ansicht nach kann man nichts Beruhigendres lesen: Buchstaben wie gestochen, parfümirtes Papier; dem Tone nach sollte man glauben, er habe sein Bedauern mit einem Zuckerrohr geschrieben . . . sollte es wirklich ein großer Komponist sein, der dies Billet angefertigt hat? Ich möchte eher glauben, dass es ein Werk des jungen Werthers ist, der sich frei zu machen sucht, um seiner Lotte Gesellschaft zu leisten."

Und nach diesem Kommentar brach er in ein helles Gelächter aus, denn seine eigenen Witze amüsirten ihn sehr.

Vier Tage später war Bellini tot, eine Art von Cholera hatte ihn dahingerafft.

Als Heine diese Nachricht durch einen unserer Freunde erfuhr, sagte er lächelnd:

„Ich hatte es ihm ja prophezeit!"

So führte er mit Arroganz seine Prophetenrolle durch.

(Fortsetzung folgt.)



„Unvergessbare Worte" und andere Novellen, von Paul Heyse.

Berlin 1883, W. Hertz.

Wenn ein Dichter die fünfzehnte Sammlung seiner Novellen erscheinen lässt, von welcher jeder Band durch immer neue Auflagen genügend verbreitet ist, dann bedarf es keiner Charakteristik mehr, weder im allgemeinen, noch des einzelnen Werkes. Der Bericht hat eben nur zu sagen, dass eine neue Gabe dargeboten wird, um zu erfreuen, zum Nachdenken anzuregen, und, je nach der Auffassung der Leser, auch wohl zum Widerspruch herauszufordern. Das letzte hat Paul Heyse oft genug erfahren, trotz seiner Allbeliebtheit als Erzähler. Es wäre auch schlimm für einen Dichter, wenn er nichts brächte, als was bequemlich zu schlürfen ist, wie es für einen denkenden Leser trostlos ist, wenn er bei der Lektüre nicht zu einer eignen Meinung, und wär's die entgegengesetzte, aufgefordert wird. Dass er uns durch psychologische Probleme, auf die wir nicht gefasst waren, die wir bei seinem Erzählen erst mit zu erleben und zu durchdenken haben, immer wieder zu

überraschen weiß, dies wirkt in erster Reihe mit, das Interesse für jede neue Novelle unsres Dichters in uns bereit zu halten.

Die in diesem Bande vereinigten vier Novellen werden bei Vielen noch in jüngster Erinnerung sein, da sie erst kürzlich in verschiedenen Monatsschriften zu lesen waren. „Unvergessbare Worte“ ist der Titel einer ganz vorzüglichen Novellendichtung. Gleich die erste Situation, die Begegnung und das Gespräch der beiden mit einander noch unbekannten jungen Leute im Göttersaal von Palladio's Rotonda, führt uns in eine geistig gehobene Stimmung ein. Dass die reine Heiterkeit des künstlerischen Grundakkordes sich trüben muss, liegt in der Natur der gegebenen Verhältnisse, und den tragischen Ausgang sieht man ohne Ueberraschung herankommen. Ueber die Situation, in welcher die „unvergessbaren Worte“ gesprochen werden (der Held muss sie, obzwar wider Willen, erhorchen), kann man eine abweichende Meinung haben. Wenn man auf diese aber immer pochen wollte, würde man eben eine ganz andre Novelle verlangen. So, wie sie gefasst ist, wirkt sie künstlerisch rein und ergreifend. — Ueber das Tragische spricht sich Philipp Schwarz, der Held der Novelle, in eigner Auffassung aus: „Sie haben gewiss gelesen, dass es in einem richtigen Trauerspiel vor allem eine sogenannte tragische Schuld geben müsse, und ferner, dass der Zufall aus einem echten Kunstwerk zu verbannen sei. Nun sehen Sie: was das Erste betrifft, bin ich zu der klaren Erkenntnis gekommen, dass eine Schuld nur tragisch genannt werden darf, wenn sie vor dem Richterstuhl der wahren Sittlichkeit als Unschuld erscheint. Denn dass ein großer Verbrecher, wie Macbeth, durch die Strafe, die er leiden muss, nur den ganz prosaischen Gerechtigkeitssinn befriedigt, dass hier von einer tragischen Erschütterung nicht die Rede sein kann, wenn auch Hexen und Geister heraufbeschworen werden, uns das Haar zu sträuben, wer kann es leugnen? Ein großer tragischer Dichter hat hier einen Stoff von geringem tragischen Gehalt durch seine Kunst so geadelt, dass sich die Menge über den Unwert der Fabel als solcher täuschen lässt. Nehmen Sie dagegen eine einfache, fast kindische Liebesgeschichte, wie die jenes harmlosen jungen Paares aus feindlichen Häusern, das alle Weltklugheit, alle Rücksicht auf die Folgen verachtet, und, weil es ohne einander nicht leben kann, mit einander den Tod findet! Die Schuld dieser beiden ist keine andre, als dass sie eben den Mut haben, ihren Herzen zu folgen. Es ist tragisch, mit einem Herzen geboren zu sein, das sich von seinem eigensten Gefühl nichts abdingen lässt. Hierin liegt das Recht und das Verhängnis aller wahrhaft tragischen Helden, und ihr innerer Adel in der armseligen Welt, die ihre Gesetze nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet hat, stürzt sie in hoffnungslose Kämpfe, wo sie von der Wucht der Alltäglichkeit erdrückt werden. Und zu dieser Verschwörung des Gemeinen gegen das Erhabene gehört auch die Rolle, die der Zufall so häufig spielt, und darum berührt gerade sein Eingreifen so erschütternd, weil wir dadurch an die Mächte erinnert werden, die selbst die stärksten Seelen vergewaltigen, an das Nichtige, Aeußerliche, rein Tückische der Wirklichkeit, dem oft das Ideale erliegt, — freilich ohne in seinem inneren Glanz dadurch getrübt zu werden. Und von diesem Punkt aus entspringt die Quelle der Heiterkeit, die durch alle Adern einer echten Tragödie fließt.“ — Bravo, Philipp Schwarz! Aber damit wirst du bei den Theoretikern von der strikten Observanz schön ankommen!

Die zweite Novelle, „Die Eselin“, vereinigt sehr Trauriges mit dem Barock-Komischen. Der Menschheit ganzer Jammer — in die Existenz eines armen weiblichen Geschöpfes gelegt, während eine zigeunerhafte, philosophische Alte über Gott und zukünftiges Leben ihren grausigen Humor ergehen lässt. Die Geschichte brauchte nicht den Titel „Die Eselin“ zu führen, wenngleich dieser weibliche Vierfüßler, ohne eine Rolle zu spielen, sehr in den Vordergrund geschoben ist; die Eselin könnte, ohne Schaden für die Geschichte, auch wohl ganz fehlen; endlich nehmen die eigenen Angelegenheiten des Erzählers, eines jungen Offiziers, der mit der Hauptsache nichts zu tun hat, einen zu großen Raum ein. Die Kunst des Haupterzählers ist es, welche so disparate Elemente zu bewältigen und zu einer Wirkung zu bringen weiß.

Die beiden anderen Novellen handeln von guten Ehefrauen. „Das Glück von Rothenburg“ ist eins der heitersten und anmutigsten Geschichtchen, darin sich Naturschilderung und humoristische Darstellung des Kleinlebens in feiner Ausführung vereinigen. In das Leben der jungen Frau, die das Glück ihres Gatten, eines Architekturmalers, ausmacht, fällt nur an einem einzigen Tage ein kleiner befremdender Schatten, aber sie ist zuversichtlich genug, darüber zu lachen, und sie behält Recht. — Viel schwüler wird die Gemütsstimmung bei der jungen Frau in der Novelle „Geteiltes Herz“, aber auch sie weiß, dass sie siegen wird. Diese Novelle wird Vielen unbegreiflich sein, und der trocken prosaische Satz, dass ein Mann zwei Frauen auf einmal, und zwar beide leidenschaftlich und jede in seiner Neigung unverkürzt lieben könne, wird bestritten und als tadelnswert angefochten werden. Es soll ja auch nicht so sein, es ist eben nur der Fall gesetzt. Die Novelle hat nicht das Gewöhnliche, sondern den besonderen Fall zu geben. Man betrachte diesen Fall aber einmal genau, so wie ihn der Dichter erzählt, und man wird zugeben müssen, dass hier etwas sehr Interessantes entwickelt wird, und dass der Dichter den Fall geschickt und geistvoll an der tragischen Klippe vorüber zu steuern verstanden hat.

Darmstadt.

Otto Roquette.



Deutsche Dichter aus Oesterreich.

(Die nachstehenden bisher ungedruckt gewesenen Gedichte sind entnommen dem eben erscheinenden „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich". Der Herausgeber Karl Emil Franzos sowie die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig haben uns mit dankbar anzuerkennender Freundlichkeit den Abdruck gestattet. Eine nähere Besprechung des hervorragenden Buches bleibt vorbehalten; aber schon bei dieser Gelegenheit sei auf diese glänzende Sammlung dichterischer Leistungen Deutsch-Oesterreichs, die inhaltlich wie äußerlich zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren schönen Literatur gehört, nachdrücklich und mit wärmster Empfehlung hingewiesen.)

An Kathi Fröhlich.

(1817.)

Was brummt mein Röschen Sorgenlos
Mit putzigen Geberden:
„Ich bin schon wie die Mutter groß
Und muss noch größer werden!"

Du kleiner Singevogel du,
Du Strählchen Frühlingsmorgen,
Was störst du deine Herzensruh
Mit Schrullen und mit Sorgen?

Der Blitz! — es hat der Stundenlauf
Das Knöspchen just erschlossen:
Die Sinne gehn wie Blätter auf,
Die eitlen Wünsche sprossen.

Da geht ein mächtig Drängen los.
Ein endelos Verlangen;
Das dehnt sich groß und sehnt sich groß
Im ersten Maienprangen.

Nicht töricht in der Freude bloß,
Auch töricht in Beschwerden:
„Ich bin schon wie die Mutter groß
Und muss noch größer werden!"

Die Mutter ist bescheiden klein
Und rückt schon an die Vierzig;
Sie schuf — und war bescheiden fein —
Ein Schätzchen, hold und würzig.

Ein Schätzchen, wie kein Edelstein!
— Möchts keinem Kaiser gönnen! —
Wie Rosenglut und Kronenschein!
Das wirst du nimmer können!

Doch will dein Sinn die stolze Sucht
Denn keineswegs bezähmen,
Und soll einmal den Kelch die Frucht,
Der Zweig den Stamm beschämen:

So fleh auch ich zum Himmel heiß
Für dich um Tau und Regen!
Gedeih, du holdes Frühlingsreis,
Im holden Gottessegen!

Gedeih, wie Tannen auf der Haid,
Nicht kleiner um ein Härchen,
Gedeihe, wie die Riesenmaid
Im alten deutschen Märchen!

Und prangst du in der Riesenzier,
Ich prang in meiner Kürze!
Ich klettre gut und fliege dir
Als Spielzeug in die Schürze!

Und wüchsest du auch wolkenhoch,
Und schrumpft ich ein zum Zwerge,
Ich küsste dir die Lippen doch
Und schwänge mich zu Berge!

Und stiegst du an die Sternenflur
Mit deinem eitlen Drange,
Und trügst du mich im Herzen nur,
So käm auch ich zu Range.

Du hast mein Herz mir ausgefüllt,
Du fülltest mir die Seele;
Ich halt dein kleines Engelbild
Wie eine Kronjuwele.

Doch weil das Wachsen dir gefällt,
Ich will dich wachsen lassen,
Mein Herz hat Raum, wol eine Welt
Von Riesinnen zu fassen!

Du bist schon wie die Mutter groß
Und zählst kaum fünfzehn Lenze —
Gedeih, mein Röschen Sorgenlos,
Gedeihe ohne Grenze!

Franz Grillparzer.

Epigramme.

Die Norddeutschen.

I.

Die draußen im Norden, vielleicht ists wahr,
Die wissen doch alles besser,
Handhaben sies doch sicher und klar,
Nur fehlt vielleicht das Messer.

II.

Sie haben mich nie verstanden
Und verstehen mich jetzt noch nicht;
Es gibt in norddeutschen Landen
Viel Dichter, doch kein Gedicht.

Heinrich Laube.

I.

Kein böser Mensch, wie ich glaube,
Obwol ihn die Welt so verschreit,
's ist eben der grimme — Hagen,
Anmaßend wol, doch gescheit!

II.

Schon tot — wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn!
Nimm also den Grillparzer-Orden,
Sonst hast du gar nichts davon.

An einen Dramatiker.

Das Handwerk hast du verstanden —
Ob aber die Poesie?!
Das gilt in deutschen Landen
Heut mehr wol noch, als die!

Franz Grillparzer.

Genügen.

Gar frühe schon musst ich verzichten
Und bitter hab ich oft entbehrt,
Mir war im Leben wie im Dichten
Der Freude voller Kranz verwehrt;

Doch trug ich fast mit leiser Wonne,
Mit stillem Jubel meinen Schmerz —
Denn nur zum Trost ein wenig Sonne
Ein wenig Sonne braucht mein Herz.

Ein leichtes Duften nur von Rosen,
Wie es der Morgenwind entführt,
Und nur ein leichtes Liebeskosen
Das flüchtig an die Lippe rührt;
So mischte stets ein Tröpflein Wonne
Sich lindernd mir in jeden Schmerz —
Denn nur zum Trost ein wenig Sonne,
Ein wenig Sonne braucht mein Herz.

Und fromm begnügt wünscht ich auf Erden
In meiner Weise stets belohnt —
Kaum mehr, es möge anders werden,
Was ich zu tragen längst gewohnt;
Ich finde ja manch stille Wonne
Manch leise Freude allerwärts:
Denn nur zum Trost ein wenig Sonne,
Ein wenig Sonne braucht mein Herz!

Ferdinand von Saar.

Versäumt.

Ueber dicken schwarzen Flechten
Den betressten, spitzen Hut,
Stand vor mir das Kind der Berge,
Schlank und schön, ein junges Blut.

Unter scharfgeschwungnen Bogen
Braune Augen, abgrundtief —
Doch ein Strich ist auch gezogen
Wo schon manche Träne lief . . . .

Eine Ros' im Mieder trug sie
Und ich scherzte, wie beglückt
Sei der Bursch, mit dessen Gabe
Sie die holde Brust geschmückt.

Nichts erwidernd blieb sie stehen,
Ernsthaft redend, wie zuvor —
In dies junge Herz zu sehen
Was verlangst du, alter Tor?

Als es endlich kam zum Scheiden
Sagt sie kurz, zu mir gewandt:
„Möchten Sie das Roserl haben?“
Sprichts und legts in meine Hand.

Monde sind seitdem verflossen,
Weiter zog ich meine Bahn,
Aus dem Wanderskizzenbuche
Schaut mich noch das Blümlein an.

Und im Herzen, halb begraben,
Regt sich wilde Schwärmerei:
Dort konnt ich ein Roserl haben,
Und ich zog daran vorbei.

Alfred Meissner.

Nach dem Tode der Geliebten.

Nun ist die Rose mir genommen,
Die mir nur weihte Duft und Blatt!
Nun ist der holde Stern verglommen,
Der mir allein geleuchtet hat!

Im Grabe schlossen sich die Augen,
Die Keinen je wie mich beglückt;
Zu meinem Heil wird nimmer taugen
Der Reiz, womit das All geschmückt.

Ist nur ein Erdending erblichen,
Wie's immer ist, wie's tausend gibt?
Nein! ewig ist von mir gewichen,
Was einzig war, weil ich's geliebt.

Wie Jeder einsam steht auf Erden,
Im Tiefsten keinem Andern gleich,
Muss ihm ein einsam Gut auch werden
Für ihn allein im Weltenreich.

Für ihn allein, mit ihm zusammen —
So schließt sich Herz an Herz zum Ring,
Zum Ring der Ewigkeit, in Flammen
Geschmiedet, wie kein Erdending.

Drum scheint zu ewigem Glück erkoren
Das Menschenherz — und dennoch bricht's!
Es ward nur aus dem Nichts geboren,
Den Schmerz zu fühlen — dass es Nichts.

Hieronymus Lorm.



Wolfgang Goethe und Herr Professor Emil du Bois-Reymond.

Beruf des Storchs.

Der Storch, der sich von Frosch und Wurm
An unserm Teiche nähret,
Was nistet er auf dem Kirchenturm,
Wo er nicht hingehöret?

Dort klappt und klappert er genung,
Verdrießlich anzuhören;
Doch wagt es weder Alt noch Jung
Ihm in das Nest zu stören.

U. s. w., wie bei Goethe nachzulesen.

Den meisten Lesern wird die Feierlichkeit bekannt sein, welche den Namen „Antritt des Rektorats“ trägt und alljährlich unter Aufgebot einiges grottesken Mummenschanzes, aber immerhin auch mit einem gewissen Ernst an unsern deutschen Universitäten vor sich geht. Man stelle sich den Aktus vor, wie er z. B. an der „Alma Mater Berolinensis“, der größten Universität der Welt, aufgeführt wird: die große Aula angefüllt mit Professoren und Studenten sowie Gästen aus den Ständen der Gelehrten- und höchsten Beamtenwelt, Pedelle in Gala, eine gewisse Atmosphäre feierlicher Langweile über der ganzen Versammlung brütend, dazu die Eidesformeln in schlechtem Latein und all das gekünstelt mittelalterliche Zubehör, wie es für solche Schaustellungen bei uns einmal herkömmlich ist, — ich hoffe, man sieht die Szene. Und nun betritt der neugewählte Rector Magnificus, ein Mann in gesetzten Jahren, ein Professor von europäischem Rufe, eine der Zierden der Wissenschaft, die Kathedra und spricht

über das Thema „Goethe und kein Ende“ etwa eine Stunde lang, macht sich über Goethe den Naturforscher lustig, bessert altklug an Goethes Faust herum, bringt die ältesten Scherze aus launigen Kollegien oder gar aus salva venia „Bierzeitungen“ an, und nachdem er dem verdutzten Publikum den Nachweis geführt, dass Goethe so wenig von Naturwissenschaft verstanden wie von Psychologie (wofür der ganz verfehlte Faust Zeugnis liefere), macht ers am Schlusse gnädig und empfiehlt den Herren Kommilitonen in einem phrasenreichen Satz die längst von ihnen ohne seinen Rat geübte Weisheit, Goethes Werke doch ja nicht auf ihren Bücherbrettern fehlen zu lassen!

Um vorweg den Geist der taktlosen Ueberhebung zu kennzeichnen, in welchem ein Mann der Wissenschaft von einem Genius der Poesie, von dem Dichter des Faust zu sprechen sich erdreistet, zitire ich eine Stelle, die offenbar an die falsche Adresse gerichtet war, — sie war augenscheinlich für den „Kladderadatsch“ oder ein schlechteres Witzblatt bestimmt:

> Wie prosaisch es klinge, es ist nicht minder wahr, dass Faust, statt an Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben, und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser getan hätte, Gretchen zu heiraten, sein Kind ehrlich zu machen und Elektrisirmaschine und Luftpumpe zu erfinden, wofür wir ihm denn an Stelle des Magdeburger Bürgermeisters gebührenden Dank wissen würden.*)

Es lohnt natürlich nicht, diesem nach Form, Inhalt und Gelegenheit unziemlichen, witzlosen und abgeschmackten Satz etwas Ernsthaftes zu erwidern. Da aber der berühmte Mann der Wissenschaft sich in der ganzen Rede gegen den unwissenschaftlichen, „dilettantischen Autodidakten“ (Goethe nämlich) ganz erstaunlich mit seinen eigenen Verdiensten in die Brust wirft und in der Eitelkeit des Schönredners so weit geht, sich selbst als objektive Autorität gegen Goethe anzuführen**), so sei es erlaubt, jenen geistreichelnden Redensarten von dem, was Faust hätte tun und nicht tun sollen, folgendes entgegenzuhalten. Wie wäre es z. B., wenn Herr Professor du Bois-Reymond, statt sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angehen und von denen er nicht ein Jota mehr versteht als irgendein gewöhnlicher Sterblicher, lieber die Luftschifffahrt erfunden hätte?! „Wofür wir ihm denn gebührenden Dank wissen würden.“ Oder ein Mittel gegen den Krebs? „Wofür wir ihm denn“ u. s. w. Oder auch nur ein Mittel gegen die Phylloxera der Weinberge oder die Krenothrix der Berliner Wasserwerke? „Wofür wir ihm denn“ u. s. w. Und man bedenke wohl, dass solche Erfindungen durchaus zu der Arbeitssphäre des Naturwissenschaftsprofessors du Bois-Reymond gehören, während außer diesem noch Niemand von Faust in erster Reihe die Erfindung der Elektrisirmaschine oder der Luftpumpe verlangt hat. Uebrigens von welchem Faust fordert Herr du Bois-Reymond solche Leistungen? Von dem Faust der Volkssage? Jener Volkssage, welche Jahrhunderte vor der Erfindung der Elektrisirmaschine und der Luftpumpe entstanden ist? Oder von dem Faust Göthes? Nun, bis auf weiteres sind wir ganz zufrieden, dass der Faust doch lieber von Goethe und nicht von Herrn Professor du Bois-Reymond geschrieben worden. Freilich der Herr Professor hätte vor Schluss des ersten Teils des Faust Gretchen zur glücklichen Frau Professorin gemacht, ein fröhliches Hochzeitsmahl, bei welchem Wagner eine große Rede gehalten, hätte das erbauliche Stück beschlossen, und in einer Endapotheose wäre Fausts Statue als Erfinder der Luftpumpe, bestrahlt vom elektrischen Licht seiner Elektrisirmaschine, auf die Bühne gekommen, — großer Tusch, der Vorhang fällt. Die Theorie des Herrn Professors von einem Faust, wie er sein sollte, eröffnet reizende Aussichten. Für eine spätere Rektoratsrede empfehle ich unmaßgeblich die Behandlung der Ahasverus-Sage etwa unter den Gesichtspunkt: warum hat der dumme Ewige Jude es nicht mit 50 Gramm *KCN* alias Cyankali oder Blausäure probirt? Warum hat Don Juan nicht Donna Anna geheiratet und ist Oberpräsident der Provinz Andalusien geworden, nachdem er dem Don Octavio eine Stelle als lyrischer Tenor an der Oper zu Sevilla verschafft? Es liegt auf flacher Hand, dass das ausschweifende Leben Don Juan's seiner Gesundheit nicht sehr zuträglich gewesen ist.

Die Sache hat aber ihre sehr ernste Seite. Eine vereinzelte unschickliche Stelle in dieser Broschüre würde man einem, wie man sagt, sehr bedeutenden Naturforscher hingehen lassen; der Ton und die Richtung des Ganzen sind jedoch Symptome einer Erscheinung, auf die einmal bei einer eklatanten Gelegenheit mit dem Finger gewiesen werden muss: die zu einer öffentlichen Plage gewordene Anmaßlichkeit und Herrschsucht der sogenannten Wissenschaft, speziell der Naturwissenschaft, gegenüber dem Rechte des Künstlers, vornehmlich des Dichters. Offenbar hat auch dieser gefeierte Mann der Wissenschaft sich eingebildet, er könne so auf dem Fuße der geistigen Gleichberechtigung mit Goethe seine Scherzchen treiben! Im Namen der Wisssenschaft! Zweifelt denn ein Einziger, der im Stande ist, größere Kulturperioden schnell zu überblicken, dass von der ganzen heutigen gefeierten Wissenschaft und ihren glänzenden Vertretern nach hundert Jahren nicht mehr verlauten wird als einige Notizen in den Conversationslexicis der Zukunft oder in den Spezialgeschichten der betreffenden Wissenschaft, allwo dann zu lesen stehen wird von den längst zum alten Eisen geworfenen wissenschaftlichen Kindereien des Professors X., seiner Zeit eines Lumens seiner Wissenschaft, oder den Hirngespinnsten des Professors Y., eines nicht geringeren Lumens? Lehrt denn nicht jeder sogenannte Fortschritt der Wissenschaft, des vermeintlichen Naturerkennens, dass die Weisheit von heute schon für die nächste Generation die Torheit von gestern ist? Es ist hier nicht der Ort, die große Frage zu erörtern, was denn die Errungenschaften der „Wissenschaft“ dem edelsten Kern des Menschen: seiner Gefühlswelt, seiner moralischen Vervollkommnung so großes

*) Seite 23 der im Buchhandel erschienenen Rede: „Goethe und kein Ende“. — Leipzig 1883, Veit & Komp.

**) Herr Professor du Bois-Reymond gebraucht u. a. die Wendung „Gehe ich doch bekanntlich so weit“ — —

geleistet haben, — und ob die Menschheit von heute in ihrer Herzen Tiefen wirklich um so viel glücklicher sich fühle als vor tausend Jahren, wie die Leuchten der Wissenschaft es ihr gern einreden möchten. Aber in einer Weise hat die Menschheit die große Streitfrage zwischen Wissen und Fühlen, zwischen dem Naturforscher und dem Dichter entschieden: sie vergisst mit erstaunlicher Eile die Namen ihrer vermeintlichen Woltäter und Kulturförderer, und sie behält mit großer Zähigkeit den Namen eines simpeln Liederdichters oder eines Malers, oder erfreut sich doch an deren künstlerischer Hinterlassenschaft.

Für die Kreise derjenigen, die in Goethe nichts als den großen Dichter bewundern, ist der Zank über seine Bedeutung als Naturforscher müßig: im Gegenteil, sie könnten vielleicht ihre gemütliche Schadenfreude darüber empfinden, dass Goethes Abirrungen auf das wissenschaftliche Gebiet von solchen Misserfolgen begleitet gewesen, wie Herr du Bois behauptet. Aber immerhin hätte es noch ein gewisses Interesse für die Goethe-Spezialisten, von einem Fachmanne wie Professor du Bois-Reymond zu hören, was es denn eigentlich mit Goethes Naturforschung auf sich habe, — zumal nachdem ein anderer ebenso berühmter Gelehrter, Herr Professor Haeckel in Jena, vor einigen Monaten einem Kreise von Männern der Wissenschaft*) auseinandergesetzt, welche hervorragende Rolle Goethe in der Entwickelungsgeschichte der neueren Physiologie gespielt die zu Darwin's Theorien geführt hat. Wie gesagt, hätte Herr du Bois-Reymond sich auf die fachmännische Untersuchung der Verdienste oder Nichtverdienste Goethes um die Naturwissenschaft beschränkt, so könnte man ihn gewähren lassen, ihm sogar für seinen Beitrag zur Goethe-Kunde dankbar sein, vorausgesetzt, dass er die Schicklichkeit nicht verletzte, welche dem Andenken Goethes gebührt.

Die Broschüre „Goethe und kein Ende“ versucht aber ganz andere Dinge. Es ist schwer zu sagen, welches eigentlich der Gedankengang dieses trübseligen Pamphlets ist. Ein sehr großer Teil desselben beschäftigt sich mit dem Nachweise, dass Goethes Faust eine von Hause aus verfehlte, in den Einzelheiten stümperhafte, psychologisch ganz verkehrte Dichtung sei! Als vor mehreren Jahren Alexandre Dumas Fils, ohne je Goethes Faust gelesen zu haben, alberne Späße über denselben schrieb (in der Vorrede zu der Prachtausgabe von Prévost's „*Manon Lescaut*“), ertönte ein Wutschrei in der deutschen Presse über diese literarische Rohheit; dem deutschen Professor scheint man seine teils im Tone des dünkelhaften Herumnörgelns, teils im Sprachgebrauch von Studentencommersen vorgetragenen Unbegreiflichkeiten staunend hingehen zu lassen. Auch ein betrübendes Symptom von der stummen Anbetung, in deren Bann die Menge wie die Elite durch die Naturwissenschaft und deren Vertreter gehalten wird!

*) Der Naturforscherversammlung in Eisenach im September 1882. — Herr du Bois-Reymond beehrt diese Versammlung mit dem Namen: „urteilslose Menge“ (vergl. S. 35.)

So überflüssig, ja lächerlich es unter anderen Umständen wäre, Goethes Faust gegen Ungezogenheiten zu schützen, so lohnend scheint es mir in diesem Falle, im einzelnen zuzusehen, was denn nun die Weisheit derer, welche mit der Natur auf du und du sind, weiseres entdeckt hat, als der Dichter, der im Rate der Götter gesessen.

(Schluss folgt.)

Berlin.

Eduard Engel.



„Felicitas“.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn.

Leipzig, 1882. Breitkopf & Härtel.

Streng schematisirende Kritiker möchten geneigt sein, diese „Felicitas“ als Novelle zu rubriziren. In der Tat, der Lebensabschnitt, den der Dichter uns vorlegt, umfasst einen äußerst geringen Zeitraum. Auch bleiben die Ereignisse völlig einflusslos auf die innere Gestaltung der handelnden oder leidenden Personen. Es ist wesentlich ein interessantes Geschehnis, was der Dichter uns mitteilt: nicht die Entwickelungsgeschichte eines Charakters. Innerhalb dieses engeren, durch den Stoff ihm vorgeschriebenen Rahmens hat der Dichter ein ansprechendes und lebendiges Bild geliefert, im Einzelnen stimmungsvoll oder plastisch, in seiner Totalität geistreich; denn das uns erzählte Einzelbegebnis spiegelt in ungezwungener Symbolik die Schicksale der die damalige Kultur repräsentirenden Menschheit wieder. Felicitas, das wunderherrliche Weib des Fulvius, wird von dem römischen Tribunen Leo, der vermöge seiner gebietenden Stellung berufen wäre, ihr Schutz zu gewähren gegen feindliche Unbill, in ihrem Frieden bedroht; Liuthari, der germanische Königssohn, der Barbar, der an der Spitze seiner blondhaarigen Alamannen die römische Veste Juvavum erstürmt, und so — aller Berechnung nach — mehr Veranlassung hätte, als Leo, die schöne Felicitas den Lüsten einer niedrigen Selbstsucht dienstbar zu machen, er beschirmt sie gegen die gewaltsamen Angriffe des Tribunen, er rettet sie aus den Händen des entarteten Römers. Ohne im Entferntesten den unliebsamen Charakter einer Allegorie zu tragen, bietet uns dieser rein individuelle und mit lebendigstem Realismus gestaltete Vorgang gleichsam die Privat-Version eines der bedeutsamsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit. Felicitas — „die Saelde“ — das beglückende Schönheitsideal, geht in die Obhut des jugendkräftigen, vielverheißenden Germanentums über, nachdem die gealterte gräco-römische Welt das Amt der Pflegerin schnöde verraten hat.

Der Angriff des Tribunen und die siegreiche Verteidigung durch Liuthari bildet den Kern der Handlung; alles Uebrige zielt auf diese Katastrophe hinaus. Felicitas selber interessirt uns lediglich vermöge ihrer mit großer Anschaulichkeit gezeichneten Hebe-artigen Schönheit; im Uebrigen verhält sie sich passiv. Dass sie uns am Schluss noch einmal als achtzigjährige Greisin vorgeführt wird, halte ich für einen Missgriff. Die echte Felicitas altert nicht; Hebe ist die Göttin der ewigen Jugend, — und der Poet erscheint gewiss nicht berufen, die schönen Illusionen, die er uns aufgebaut, mit eigner Hand zu zerstören. Der ganze Schlusspassus, das spätere Leben des wieder vereinigten Paares betreffend, müsste meines Erachtens wegbleiben.

Die Sprache verdient Lob; im Großen und Ganzen ist sie einfach und klar; die Archaismen wiegen keineswegs in dem Maße vor wie etwa bei Gustav Freytag. Ein Römer, dessen Rede uns deutsch mitgeteilt wird, sollte freilich nicht *„Fuimus Troes“* sagen, sondern „Wir sind Troer gewesen“, denn das Latein zwischen dem Deutschen macht den Eindruck eines akademisch angehauchten Citates, während Dahn's Cornelius nur ein Alltagswort zu gebrauchen beabsichtigt, das für den Römer nicht akademischer klang, als für uns etwa die Wendung: „Die Zeit ist hin, da Bertha spann“. Aus ähnlichen Erwägungen heraus erscheint uns der Schlachtruf: *„Waffenâ! Feindiô!“* inmitten des neuhochdeutschen Textes wenig geschmackvoll. Ein Stilist wie Dahn dürfte auch solchen Kleinigkeiten gegenüber das von ihm so artig interpretirte *„Nil mali intret!“* beherzigen, das auf der Tür-Schwelle seiner lieblichen Heldin, vom Meißel des Fulvius eingegraben, zu lesen stand.

Leipzig. Ernst Eckstein.

Uebliche Kritik.

Ueber dies Buch unser Urteil zu fällen:
Besitzt es wirklich recht hübsche Stellen,
Bekundet nicht selten Geschmack und Geist,
Auch von der Kenntnis, die drin sich erweist,
Haben wir gern Notiz genommen.
Doch Vieles natürlich ist unvollkommen,
Als Beispiel fällt zunächst uns ein:
Gar Manches hätt' können kürzer sein,
Dagegen vermissten wir, zu lesen,
Wie Dies und Jenes weiter gewesen
Auch kam die Geduld uns füglich abhanden,
Weil mehrere Dinge wir nicht verstanden,
Und drum die Schuld der Autor trägt,
Dass er sie nicht klar genug dargelegt.
Im Ganzen und Großen müssen wir sagen:
Das Buch hat uns in müßigen Tagen
Verdruss bereitet und Vergnügen;
Denn aus der Art, wie wir loben und rügen,
Gewahrt aufs klarste jedes Kind,
Was wir für kluge Leute sind,
Und dass, läg's so in unserm Belieben,
Wir sicherlich besser das Buch geschrieben.

Freiburg i. B.

Wilhelm Jensen.

Zwei italienische Erzähler: Ciampoli und Capuana.

Wer sich abseits von den ausgefahrenen Geleisen der Belletristik wieder einmal den Genuss von etwas Originellem, Naturfrischem und dabei Bedeutendem verschaffen will, der lese die Dorf- und Waldgeschichten aus den Abruzzen von Domenico Ciampoli, welche unter dem Titel *„Trecce nere“* (Mailand, 1882, Treves) soeben erschienen sind. Das Buch ist eine wahre Ueberraschung für alle deutschen Leser, welche die Dorfgeschichte als eine literarische Domäne betrachtet haben, auf welcher so eigentlich nur das deutsche Gemüt sich häuslich einzurichten geeignet ist. Uebrigens ist in Italien auf diesem Gebiete schon G. Verga vor ein paar Jahren vorausgegangen. Ciampoli ist jung, aber kein Neuling; seine unleugbare Begabung trat in dem bisher Geleisteten nicht gleichmäßig hervor. Von seinen neuesten Erzählungen aus dem Leben der abruzzesischen Berg- und Waldbewohner stehen einige auf gleicher Höhe mit den besten Leistungen unserer deutschen Dorfgeschichten-Erzähler. Diese halbwilden Naturkinder und Sonderlinge, diese Konflikte, diese Kämpfe mit einer dem Asyl ihrer Freiheit immer näher rückenden Kultur, diese lebendige, blutwarme Sprache, diese virtuosen Naturgemälde, diese anschaulichen Bilder der Volkssitte — das alles erinnert in Ciampoli's Erzählungen ungemein lebhaft an die Darstellungen unseres Rosegger, unseres Anzengruber; aber mehr noch an die poetisch-sinnigere, weichere Natur des ersteren, als an die männliche, einfach-kräftige Weise des letzteren. Dabei versteht es sich indessen beinahe von selbst, dass der Neapolitaner an Glut des Kolorits, an poesie- und phantasiereichem Schwung der Darstellung die nordischen Geistesverwandten so weit überholt, als das wilde, südländische Gefühlspathos in den Menschen, die er schildert, über die Leidenschaft in nordischen Naturen, die mehr zäher Trotz als Feuer kennzeichnet, hinausgeht. Fast jede Erzählung Ciampoli's endet mit einem Morde. Eine bäurisch-triviale Zeile wird man in dem Buche nicht finden; auch das Heranziehen des Dialekts verschmäht der Dichter; aber das leidenschaftlich Wilde des Ausdrucks grenzt in einigen Stellen — man sehe z. B. S. 99 — an Rohheit.

Eine deutsche Monatsschrift hat schon einige dieser Geschichten übertragen, aber nicht eben die besten. An die Spitze der ganzen Reihe ist „Sylvanus“ zu stellen. Inhalt und Form sind hier von hinreißender Wirkung. Ein halbwilder Knabe und ein ebensolches Mädchen führen hoch oben in einer verborgenen Bergesgrotte ein abenteuerliches, romantisches Liebesleben. Da wird unten in der Niederung eine Eisenbahn gebaut. Von den Lockungen des Weltlebens erfasst, entläuft das Mädchen heimlich dem Geliebten und mischt sich in das muntere Getümmel des Arbeitervolks im Tale. Ergreifend ist die Schilderung, wie der liebeskranke, verzweifelnde Knabe Tage und Nächte lang die Vermisste im weiten Bergwald sucht. Da wird die Eisenbahn im Tale feierlich eröffnet. Des Knaben scharfer Blick erspäht von steiler Höhe die Gestalt der Heißgeliebten, Verlornen, auf der festlich geschmückten

Lokomotive stehend, eine Fahne in der Hand. Von wilder Raserei gegen die Ungetreue und gegen diejenigen, die sie von ihm hinweggelockt, überwältigt, erfasst er ein großes Felsstück und rollt es zerschmetternd hinunter auf den Eisenbahnzug. Nun fahndet man nach dem jugendlichen Verbrecher oben im Gebirg: ein Prachtstück phantastischer Schilderung ist wieder die Suche der Häscher in dem schauerlichen, von Stalaktiten und allerlei Seltsamkeiten erfüllten Labyrinth der Bergesgrotte.

Von den übrigen Erzählungen möchte ich noch auf: „La mietitrice“, „Biscione“, „La strega“ und „Trecce nere“ aufmerksam machen, nach welcher letzteren die ganze Sammlung benannt, und in welcher nur die Motivirung keine ganz glückliche ist. Die Schlussnovelle „Come un fiore“ tritt stofflich aus dem Bereich der übrigen hinaus. Der Dichter hätte aber besser getan, den Leser mit dem reinen Eindrucke der in diesem Buche erschlossenen Welt zu entlassen, statt ihn zuletzt in ein Grafenschloss zu führen und ihn zum Zeugen pikanter, aber seltsamer und recht unerquicklicher Dinge zu machen.

* * *

Als eine literarische Ueberraschung, in anderem Sinne jedoch, könnte man auch L. Capuana's Märchenbuch *„C'era una volta“* (Mailand 1882, Treves) bezeichnen. Der Verfasser dieses Buches gilt als Zola's verwegenster Schüler und Nacheiferer in Italien. War schon dies ein gewisser Beweis von Vielseitigkeit des Charakters und der geistigen Richtung, da Herr Capuana viele Jahre lang wohlbestallter Syndikus der Stadt Mineo im Neapolitanischen gewesen, auch ein Buch über die Gemeindeverwaltung dieser Stadt herausgegeben, so muss es noch mehr überraschen, dass eben dieser Schüler Zola's und gewesene Syndikus nun plötzlich mit einer Sammlung wahrhaft reizender Kindermärchen hervortritt. Herr Capuana spricht in der Vorrede so, als hätte er alle diese Märchen selbst erfunden; aber es fällt einem fast unmöglich zu glauben, dass nicht wenigstens die Motive derselben aus dem Volksmunde geschöpft sein sollten — das größte Lob vielleicht, das man ihnen spenden kann. Hätte aber Herr Capuana all diese hübschen Sachen wirklich von Grund aus selber ersonnen, wären namentlich die Geschichten vom „schwarzen Ei“, von „Ranocchino, porgi il ditino“, von der „Prinzessin Senza-Orechie“ und vom „Sonnenstrahl“ seine eigenste Schöpfung, dann müsste man sagen, dass die Natur, als sie ihn zur Welt brachte, sich im Geschlecht vergriff, und dass der gewesene Syndikus der ehrsamen Stadt Mineo eigentlich zur — Amme geboren war.

Graz.

Robert Hamerling.



Eine Dichtung von Giosuè Carducci.

Aus den „Nuove odi barbare“.

Deutsch von **Paul Heyse.**

Auf den Tod Eugen Napoleons.

Hinstreckte Diesen blind der barbarische
Wurfspieß und brach das Auge, von Lebensglanz
Erfüllt, von Bildern angelächelt,
Die im unendlichen Aether wogten;

Und Jener, satt von Küssen und träumend noch
Auf österreich'schem Pfühl in des Morgens Graun
Reveill' und kriegerischen Wirbel,
Neigte das Haupt wie ein welkes Blümchen.

Fern von den Müttern Beide. Das weiche Haar,
Im Flor des Knabenalters sich lockend, schien
Zu harren noch, dass Mutterhände
Kosend es streichelten. Ach, statt dessen

Ins Dunkel jählings stürzten sie, trostberaubt,
Die jungen Seelen, nimmer geleitete
Des Vaterlandes Lob hinab sie
Unter des Ruhms und der Liebe Klängen.

Nicht dies, du düstrer Sohn der Hortensia,
Nicht dieses Loos versprachst du dem Kleinen einst,
Ein Loos vor ganz Paris erflehend,
Jenem des Königs von Rom unähnlich.

Einlullt der Sieg und Frieden Sebastopols
Mit seiner weißen Fittige Rauschen sanft
Das Kind; Europa stand und staunte,
Hell wie ein Pharus erglomm die Säule.

Doch des Dezembers Koth und des Nebelmonds
Ist blutgetränkt, der Nebel verräterisch.
Nichts Grünes wächst in jenen Lüften,
Oder die Früchte sind Asch' und Gift nur.

O du verödet Haus in Ajaccio,
Von großen grünen Eichen umschattet und
Umkränzet rings von heitern Hügeln,
Wo vor der Schwelle die Meerflut brandet!

Dort war Letizia — lieblicher Name, der
Hinfort nur Unglück tönt den Jahrhunderten! —
Beglückte Gattin, stolze Mutter,
Ach, nur zu kurze Frist! Dort hättst du —

Nachdem den letzten Thron du in Staub geblitzt,
Durch Ein Gesetz die Völker vereiniget —
O Consul, friedlich hausen sollen
Zwischen der Meerflut und deinem Gotte.

Nun wohnt Letizia dorten als Hausgespenst
Im leeren Haus. Nicht hat der Cäsarenglanz
Sie dort umstrahlt. Die Corsenmutter
Lebt von Altären umringt und Gräbern.

Ihr schicksalsreicher Sohn mit dem Adlerblick,
Die Töchter alle, strahlend wie Morgenrot,
Die Enkel, hoffnungenumschauert,
Alle erlagen der Greisin ferne.

So steht bei Nacht die corsische Niobe
Dort an der Tür, durch welche die Kinder man
Zur Taufe trug, und streckt in wildem
Schmerz übers wütende Meer die Arme;

Und ruft und ruft, ob nicht von Amerika,
Aus England oder Afrikas Wüstenglut
Ein Spross des tragischen Geschlechts vom
Tode gewiegt ihr am Busen lande.

Lessings „Nathan der Weise“ in England.

Clarendon Press Series. German Classics. — Oxford, 1882.

Von Dr. C. A. Buchheim, Professor der deutschen Sprache und Literatur am Londoner King's College, der seit Jahren die Werke deutscher Klassiker (Lessing, Goethe, Schiller) zum Gebrauche englischer Studirender mit sorgfältig geschriebenen Einleitungen und Bemerkungen herausgibt, liegt soeben „Nathan der Weise“ vor. Gerade im jetzigen Augenblicke, wo die wüste Judenhetze Europa so scheußlich durchschüttert, ist diese treffliche Ausgabe doppelt am Platze.

Es ist in der fünfzig Seiten umfassenden englischen Einleitung über die Geschichte, den Zweck und Inhalt des Lessing'schen Schauspiels sehr viel Nützliches anziehend mitgeteilt, was über den gewöhnlichen Rahmen eines solchen Buches weit hinausgeht. Die angehängten sprachlichen Erörterungen, welche sich über nahezu hundert Seiten erstrecken, sind für den Fremden nicht bloß, sondern auch für den Deutschen von unbestreitbarem Wert, indem sie häufig dem mit unserer älteren Sprache nicht Vertrauten den Sinn besser erschließen und von ihm ungeahnte Beziehungen nachweisen.

Vielleicht mag bei dieser Gelegenheit nochmals daran erinnert werden, dass schon ein Vorfahr Lessings, Theophilus Lessing, im Jahre 1669 mit einer Abhandlung „Ueber die Duldung der Religionen“ (De Religionum Tolerantia) hervorgetreten war. „Nathan der Weise“ ist sozusagen eine Fortentwickelung der in ihr enthaltenen Grundsätze.

Da der deutsche Herausgeber in seiner Einleitung auf den religiösen Standpunkt Lessings genauer eingeht, so glaube ich meinerseits die Ueberzeugung aussprechen zu sollen, dass die Verhältnisse, die Censur, seine ganze Stellung dem großen Geisteskämpfer mancherlei Zwang antaten, so dass seine innerste Ansicht wol oft eher erraten werden muss. Das beweist schon das Zwielicht, welches er sogar über der Urheberschaft der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ hat schweben lassen. Seine Stellung zum Offenbarungsglauben mag übrigens unter anderm aus § 72 der genannten Schrift, wo von einer „Vorspiegelung“ (obzwar vielleicht nicht ganz im heutigen Sinne dieses Wortes), und seine Stellung zur Annahme der Gottheit Christi aus § 2 der „Nötigen Antwort“, wie auch aus § 59 der „Erziehung des Menschengeschlechtes“, wenn nicht klar erkannt, so doch erraten werden; denn es hüllt sich auch da wol die eigentliche Meinung in einen gegen gewisse Angriffe schützenden Mantel. Lessing war unzweifelhaft nicht ein Freidenker nach dem jetzigen Begriff dieses Wortes. Aber augenscheinlich ging er als Deist innerlich weiter, als er es sagen konnte; dafür liegen allerhand Andeutungen vor. Die Schwierigkeiten, mit welchen der freie Gedanke gegenüber wachsamen, verfolgungssüchtigen Gegnern zu ringen hat, sind ja auch heute noch gerade in England nur allzu hoch aufgetürmt.

Mit diesem „salvavi animam meam“ sei die vorliegende Ausgabe auch denjenigen auf deutschem Boden wohnenden Engländern, die in unsere Sprache und unser Schrifttum eindringen wollen, aufs Beste empfohlen.

London.

Karl Blind.



La petite sœur, von Hector Malot.

Paris 1882. Dentu. 2 Bände. 6 Fr.

Als ich diesen Roman bis zur ersten Hälfte des ersten Bandes mit zunehmender Schnelligkeit durchflogen, war ich auf dem Punkt, es fortzulegen und es meinerseits totzuschweigen, obwohl Stil sowohl wie korrekte Zeichnung mir vorteilhaft auffielen. Aber fortgesetzte Variationen auf einer Saite hatten mich ermüdet. Da stieß ich bei flüchtigem Durchblättern des zweiten Bandes auf den Brief eines jungen Mädchens an die Mutter, der so vortrefflich abgefasst und von so bezaubernder Natürlichkeit war, dass ich, die Künstlerhand erkennend, sofort zum ersten Bande zurückgriff und nun wirklich las. Ich habe keine Ursache, es zu bereuen. Denn wenn auch in der überflüssigen Breite der Exposition, die den ganzen ersten Band füllt, der Einfluss der naturalistischen Schule in nicht gerade vorteilhafter Weise zur Geltung kommt, so macht doch die Originalität der Grundlage und die vorzüglich durchgeführte Zeichnung der handelnden Personen das Ganze zu einem der besseren Werke der modernen Novellistik. Und zwar der französischen; denn französisch (im guten Sinne) ist es durch und durch: einmal bis zur jungfräulichen Entwicklung der „petite sœur“ durchgedrungen, stoßen wir auf eine ununterbrochene Kette leicht geschürzter und graziös gelöster Knoten bis zu der endlichen Vereinigung der Liebenden. Dabei ist es trotz der naturalistischen Färbung durchaus dezent geschrieben — wenngleich ich den ersten Band jungen Mädchen nicht zur Lesung empfehlen möchte. Unsere verständige Frauenwelt jedoch dürfte schwerlich Anstoß nehmen an der Schilderung einer erst nachträglich legitimirten Liaison mit ihren natürlichen Folgen, und sie wird das Buch sicherlich mit Interesse bis zu Ende lesen.

Uebrigens müsste der Titel des Buches anders lauten. Denn ob auch das Schicksal der inmitten des ersten Bandes erst geborenen Geneviève den eigentlichen Stoff der Handlung ausmacht, so tritt sie selbst doch erst mit dem zweiten Bande in ihr Recht als Hauptfigur, während bis dahin ihre Eltern, ein vornehmer Lump und eine brave Arbeiterin, den Hauptrang einnehmen. Da sich von Anfang an alles um eine in Aussicht stehende Erbschaft dreht, so würde es besser heißen: „l'héritage en vue“ oder „l'héritage en province“. Der jetzige Titel ist um so weniger gerechtfertigt, als die Beziehung der Heldin zu ihren Brüdern bei weitem

untergeordnet sind denen zu den Eltern und der zu beerbenden Großtante. Da würde allenfalls ein Titel: „le comte de Mnsidan et sa fille“ das Verhältnis noch richtiger kennzeichnen. — Schließlich sei noch bemerkt, dass sich auf der Innenseite des Umschlags 40 weitere Bände desselben Verfassers angeführt finden, was doch auf eine Tätigkeit dieses Herrn seit längeren Jahren schließen lässt. Und trotzdem sollten unsre Uebersetzer ihn noch nicht auf den deutschen Büchermarkt gebracht haben? Unglaublich, wenn jene Werke ebenso geschickt entworfen und so sorgfältig ausgeführt sind, wie das vorliegende.

Freiburg i. B.

Edmund Freiherr von Beaulieu-Marconnay.



Australien.

„Der Weltteil Australien“, von Dr. Karl D. Jung, (Prag und Leipzig bei F. Tempsky und G. Freytag) betitelt sich das neueste Einzelwerk der schönen Serie „Das Wissen der Gegenwart“, welches als Universalbibliothek für das gebildete deutsche Publikum Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz erscheint.

Derjenige, welcher sich mit urkundlichen Studien beschäftigt, und namentlich die Originalergebnisse der geographischen Erforscher verfolgt, weiß, wie kostbar es ist, die Reisebeschreibungen und ersten literarischen Resultate anzuschaffen, um sich stets au courant zu erhalten über das, was als neu auf den intellektuellen Markt geworfen wird. In England, wo jeder Gebildete, der einigermaßen gut situirt ist, darauf hält, eine Privatbibliothek zu besitzen, und wo jeder Gentleman jährlich mindestens ebensoviel für Anschaffung geistiger Produkte ausgibt, als er in materiellen Genüssen anlegt, scheut man allerdings nicht die Ausgaben für Bücher die 20 oder 30 sh. kosten. Aber wie viele Privatleute gibt es in Deutschland, welche ein Buch kaufen welches 20 Mark kostet, namentlich wenn es eine allgemeine Wissenschaft, wie es ja die geographische nun einmal ist, betrifft. Und gerade die geographischen Bücher, und besonders die Reisewerke, werden noch dazu durch die Illustrationen und unvermeidlichen Karten meist unerschwinglich teuer.

Durch solche Sammelwerke, wie durch den vorliegenden Teil des „Wissens der Gegenwart“, wird diesem Uebelstande abgeholfen. Gerade wie ein im Einzelnen hergestellter Gegenstand dem in Menge produzirten gegenüber sich oft um 75% theurer stellt, ist es mit den literarischen Sammelwerken der Fall. Und wir nehmen die vornehmsten Produkte, die Encyklopädien, die großartigen Konversationslexika nicht aus. Eine einzige Abhandlung aus Brockhaus oder Meyer würde oft, einzeln verkauft, die Summe eines ganzen Bandes beanspruchen während verhältnismäßig das Sammelwerk sich im Großen überraschend billig stellt.

Und ganz so verhält es sich mit den vorliegenden beiden Bänden „der Australcontinent und seine Bewohner“ und „die Kolonien des Australcontinents und Tasmanien nebst Melanesien“. Keiner bewährteren Feder hätte die Verlagshandlung die vorliegende Arbeit anvertrauen können als der des Dr. Karl E. Jung, welcher als früherer Schulinspector in Südaustralien das Land aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt. Aber nicht nur auf eigene Erfahrung hin ist das mit vorzüglichen Bildern und übersichtlichen Karten ausgestattete Werk komponirt, sondern auch die wissenschaftlichen Ergebnisse unserer vorzüglichsten Geographen und Australien-Reisenden sind mitverwertet worden. Der unvergessliche Peschel und der Straßburger Geograph Gerland, der Präsident der Wiener geographischen Gesellschaft, Hochstetter, und der der Berliner, Bastian, sind durch ihre Autorität vertreten, und selbst die neuesten Reisenden Meyer, d'Albertis etc. sind mit herangezogen worden.

Bei dem jetzt stets stärker werdenden Drängen nach Kultivation (nicht Colonisation) kann daher allen Denen, welche sich mit dieser Frage beschäftigen, das Erscheinen des Jung'schen Werkes nur eine willkommene Gabe sein. Neu-Guinea z. B., welches augenblicklich in der französischen „Exploration“ von J. Girard in verschiedenen Aufsätzen behandelt wird, findet in dem Jung'schen Werk eine viel eingehendere Würdigung, welche letztere noch den Vorteil hat, dass die Abhandlung über diese ca. 14000 deutsche Quadratmeilen große Insel durch charakteristische Bilder und Porträts der Eingebornen illustrirt ist. Irren wir nicht, so sind die Bilder zum Teil der Raffray'schen Reisebeschreibung entnommen.

Während wir im Allgemeinen die Aufmerksamkeit der gebildeten Deutschen auf dies Werk lenken wollen soll besonders des Teiles „Melanesien“ willen der neugegründete deutsche Kolonial-Verein in Frankfurt a. M. daran erinnert werden, dass in dem Jung'schen Werk das am übersichtlichsten zusammengestellt ist, was wir über Ozeanien wissen müssen.

Weimar.

Gerhard Rohlfs.



Zwei Briefe der Kaiserin Katharina II. von Russland.

1.

Brief der Kaiserin Katharina II. an Voltaire (1767).

Ich drohte Ihnen mit einem Briefe aus irgend einem asiatischen Dorfe, und, sehen Sie, jetzt halte ich mein Wort. Es scheint mir, als ob der Verfasser „Belisars“ und der Lobredner ein naher Verwandter des Neffen des Abbé Bazin ist (Pseudonym Voltaire's). Wäre es jedoch nicht besser, mein Herr, alle Lobreden bis nach dem Tode des Menschen zu verschieben, damit sie nicht früher oder später als falsch erschienen? wie ja doch alle menschlichen Dinge so unbeständig sind. Ich weiß nicht, ob die Lobreden auf Louis XIV. nach der Anfhebung des Ediktes von Nantes mit denselben Augen angesehen worden sind, als früher; wenigstens waren die vertriebenen Protestanten entgegengesetzter Meinung. Und daher bitte ich Sie, mein Herr, die Gewogenheit zu haben, den gelehrten Mann (Voltaire) veranlassen zu wollen, dass er nicht vergeblich seine Zeit mit Lobreden auf mich vor meinem Tode verschwende.

Die Gesetze, von denen man so viel spricht, sind noch nicht ganz beendet. Doch ach! wer kann für ihre Vortrefflichkeit bürgen! Natürlich kommt es nicht uns, sondern der Nachwelt zu, diese Frage zu entscheiden. Bedenken Sie, dass dieselben für Europa nnd Asien dienen sollen. Welch ein himmelweiter Unterschied im Klima, in den Volkssitten und Gebräuchen und in dem Auffassungsvermögen findet da nicht statt! Und so bin ich jetzt in Asien! Ich wollte es mit eigenen Augen sehen. In dieser Stadt (Kasan) leben zwanzig verschiedene Völker, die unter sich nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Man müsste ihnen jedoch eine Tracht geben, die für alle passend wäre. Es können allgemeine Regeln gefunden werden. Doch wenn man in die Einzelheiten eingehen wollte, so wäre dies ebenso schwer, wie die Welt zu erschaffen, zu bilden und zu erhalten. Ich würde kein Ende finden, wenn ich von alledem sprechen wollte; doch auch ohne das ist schon genug darüber gesprochen.

Wenn meine Pläne keinen Erfolg haben sollten, so werden die Bruchstücke aus meinen Briefen, die ich in einem neulich erschienenen Werke gelesen habe, den unparteiischen Lesern nnd meinen Neidern als Ehrgeiz oder Gott weiß als was erscheinen. Außerdem sind meine Briefe nur der Ausdruck der Achtung, die ich für Sie habe, und taugen nicht für die Oeffentlichkeit. Zwar ist es mir sehr schmeichelhaft zu sehen, wie gefühlvoll sich der Verfasser der Lobreden über mich ausgelassen hat; doch Belisar sagt, dass diese Minute die gefährlichste für Leute meines Standes sei. Belisar urteilt über alles richtig nnd so hat er sich denn auch hierin sicherlich nicht geirrt. Dies Buch ist bereits übersetzt, nnd wird nächstens im Druck erscheinen. Um mich zu vergewissern, dass die Uebersetzung gut wäre, ließ ich sie zwei Personen vorlesen, welche das Original nicht kannten. Die eine von ihnen ließ sich folgendermaßen aus: „Wenn man mir die Augen ausstäche, und es würde mir gestattet, Belisar zu sein, so würde ich mich für vollkommen glücklich schätzen.“ Die andere antwortete: „Wenn dies geschähe, so würde ich Sie beneiden!“

Schließlich bezeuge ich Ihnen, mein Herr, meine Erkenntlichkeit für alle mir erwiesenen Zeichen der Freundschaft. Doch bitte ich Sie, womöglich mein Geschmiere vom Drucke fern zu halten.

Kasan, den 27. Mai 1767.

Literarische Neuigkeiten.

Hans Hopfens gesammelte „Gedichte“ erscheinen soeben bei A. Hofmann & Komp. in Berlin.

Von der schönen Gustav Freytag-Gallerie (mit Text von Johannes Proelss) sind bisher 3 Lieferungen erschienen. Den Besitzern der Werke Gustav Freytags aufs wärmste als schöne Ergänzung empfohlen! — Leipzig, Schlömp. à 2,20 M.

Von Georg Ebers' „Ein Wort“ war 8 Tage nach dem Erscheinen die 5. Auflage nötig geworden.

Von Felix Dahns Roman „Felicitas“ ist die 7. Auflage erschienen. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Endlich erhält auch Berlin sein illustrirtes Prachtwerk, welches es selber zum Gegenstande hat, — allerdings erscheint es in Leipzig (Schmidt & Günther). Es heißt: „Die deutsche Kaiserstadt Berlin“ (und ihre Umgebung!) und der Text rührt her von einem der gründlichsten Naturforscher des Berliner Lebens: Max Ring. Es erscheint in Lieferungen à 1 M. Die erste ist soeben ausgegeben. Der Plan des Werkes ist folgender: 1) Geschichte Berlins. — 2) Das alte Berlin. — 3) Wanderung durch das neue Berlin: Paläste, öffentliche Gebäude und Plätze, Privathäuser und Monumente. — 4) Die Museen und Kunstsammlungen. — 5) Die Kirchen, woltätige Anstalten, Krankenhäuser und Kirchhöfe. — 6) Die Universität, wissenschaftliche Anstalten, Schulen, Gelehrte. — 7) Theater und Musik, Schriftsteller. — 8) Militärische Gebäude. — 9) Die Stadt und die städtische Verwaltung, Polizei, Gefängnisse. — 10) Finanzen, Handel, Verkehr, Berliner Industrie. — 11) Die Promenaden von Berlin. — 12) Konzerte, Vergnügungslokale, Hotels, Cafés. — 13) Berliner Leben. — 14) Umgebung von Berlin.

Das erste Heft enthält zwei große Tafeln: Ansicht von Berlin im Jahre 1250 und eine Totalansicht von Berlin im Jahre 1880, daneben noch 44 Text-Illustrationen, alle in schöner Ausführung.

Von Gsell-Fels' schönem illustrirten Prachtwerk „Die Schweiz“ ist die 2. Auflage in Form einer „Volksausgabe“ erschienen. 40 Hefte à 50 Pf. machen dieses Buch auch für mittlere Börsen zu einem leicht zugänglichen Erinnerungsbesitz, der jedem, welcher die Schweiz bereist hat, mit gutem Gewissen empfohlen werden darf. — Zürich, C. Schmidt.

Von Eduard Engel's „Geschichte der französischen Literatur“ wird eine Uebersetzung ins Englische vorbereitet.

Von unseres verehrten Mitarbeiters Dr. Ludwig Freytag Uebersetzung der Tegner'schen Frithjof-Sage erscheint die 3. Auflage. — Norden, Hinricus Fischer. 3 M.

Von Camillo Cavour's „Lettere edite ed inedite“ (Herausgeber Luigi Chiala) erschien kürzlich der erste Band, welcher die Jahre von 1821—1855 umfasst. Das Werk wird in 3 Bänden vollständig sein. — Turin, Löscher. 8. L.

Albert Wolff, der bekannte Pariser deutscher Abstammung, bereitet ein Buch „Un quart de siècle à Paris“ vor, welches die besten seiner in den letzten 25 Jahren für den „Figaro“ geschriebenen „Chroniques“ enthalten wird.

Der letzte Band des Jahres 1882 der Tauchnitz Edition brachte von John Habberton (dem beliebten Verfasser von „Helen's Babies“): „The Bowsham Puzzle“.

Von F. Lotheissens „Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert“ ist der dritte Band erschienen. — Wien, Gerold. 9 M.

Von Ludwig Nohl's bekannter Serie „Musiker-Biographien“ erscheint das 4. Bändchen, enthaltend das Leben Liszt's. — Leipzig, Reclam, 0,20 M.

Von den durch van Vlooten und Land veranstalteten Gesamtausgabe der Werke Spinoza's erscheint der I. Band. — Haag, Nijhoff.

Als Seitenstück zu seiner „Geschichte der französischen Literatur" lässt Eduard Engel für die „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen" demnächst eine „Geschichte der englischen Literatur" erscheinen, welche in 10 Lieferungen (à 0,75 M.) ausgegeben im Februar ihr Erscheinen beginnen und es nach menschlichem Ermessen im September abschließen wird. Das Werk ist auf ca. 36 Bogen Großoktav berechnet und soll auch die amerikanische Literatur behandeln. Besonderer Nachdruck wird auf die eingehende Darstellung der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts gelegt. Die Dichterproben werden überwiegend in poetischen Uebersetzungen gegeben werden. — Leipzig, W. Friedrich.

Aus Zeitschriften.

Im Verlage von C. E. Noessler in Leipzig erscheinen vom neuen Jahr ab „Spiritistische Blätter", eine Wochenschrift, unter Redaktion von Dr. Cyriax. Es war die höchste Zeit! Es soll uns freuen, von Zeit zu Zeit ein Wort mit diesem Geist zu sprechen.

Abermals eine neue Monatsschrift: „Die Neue Zeit", welche durch ihren populären Preis (monatlich ½ Mark) sich vorteilhaft einführt. Ihr Programm ist überwiegend sozialpolitisch. — Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Im Dezemberheft der *Revue Suisse* ein sehr freundlicher Artikel über Rosegger.

Aus dem Dezember-Heft des Bostoner „Atlantic Monthly" heben wir einen interessanten Artikel von Th. Child hervor: „Hamlet in Paris".

Im Verlage von Seelig und Ohmann (Hamburg) erscheint seit kurzem ein neues Blatt „für lustige Leute": „Kobold" genannt.

Die *Revue Scientifique* (No. 23) bringt eine Uebersetzung des Vortrages des Professors Haeckel auf der Eisenacher Naturforscherversammlung: „Darwin, Goethe und Lamarck." — Man lese diesen Vortrag im Zusammenhang mit des Herrn Professor Du Bois-Reymond Vortrag „Goethe und kein Ende!"

Freunden Edgar Poe's teilen wir mit, dass in No. 37 des New-Yorker „Belletristischen Journals" ein interessanter Aufsatz von Karl Knortz über „Poe's Wohnung in Fordham" sich befindet.

Im vorletzten Heft des Pariser „*Journal des Savants*" zwei wertvolle Artikel: E. Caro, „Le positivisme et la science expérimentale" und F. Lenormant, „De populo Javan".

In No. 46 der Pariser *Revue Critique* eine eingehende, sehr anerkennende Besprechung des Buechner'schen Werkes über Ferdinand Freiligrath.

Im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" ein bemerkenswerter Aufsatz über Buckle von Julius Rodenberg.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Gerhard von Amyntor: Für und über die deutschen Frauen. Neue hypochondrische Plaudereien. — Hamburg, J. F. Richter. 6 M.

Ludwig Anzengruber: Launiger Zuspruch und ernste Red'. Kalender-Geschichten. — Lahr, M. Schauenburg.

A. Bastian: Inselgruppen in Ozeanien. Reiseergebnisse und Studien. — Berlin, Dümmler. 7,50 M.

Berkamp: Karyatiden. 6 Novellen. — Berlin, Walther & Apolant.

W. Besant: The revolt of man. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

Adolf Boetticher: Olympia, das Fest und seine Stätte. Berlin, J. Springer. 20 M.

C. E. Bourne: The heroes of African discovery and adventure. From the earliest times to the death of Livingstone. — London, Sonnenschein. 3½ sh.

Adolf Brennecke: Um Paris. Eine Erzählung aus großer Zeit. — Zürich, C. Schmidt.

Hans Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 2 Bände. — Berlin, G. Reimer. 8 M.

Karl Emil Franzos: Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7,50 M.

M. Gerhardt: Die Weltverbesserer. Roman in 3 Bänden. — Berlin, Kogge & Fritze. 9 M.

Friedrich Haase: Ungeschminkte Briefe. — Dresden, H. Minden. 1,50 M.

Emile Hennequin: Contes grotesques d'Edgar Poë. — Paris, P. Ollendorff. 3,50 Fr.

P. Hunfalvy: Die Rumänen und ihre Ansprüche. — Teschen, Prochaska. 10 M.

Joest: Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien. — Köln, Du Mont-Schauberg. 7 M.

Gottfried Kinkel: Tanagra. Idyll aus Griechenland. — Braunschweig, Westermann. 4 M.

Alfred Klaar: Das moderne Drama dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern. 1. Abteilung. Mit 9 Porträts. — Leipzig, G. Freytag. 1 M.

Josef Kürschner: Deutscher Literatur-Kalender. 1883. — Stuttgart, W. Spemann. 5 M.

Hermann Lingg: Von Wald und See. Fünf Novellen. — Berlin, Janke. 5 M.

F. Lotheisen: Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Dritter Band. — Wien, Gerold. 9 M.

E. Marriot: Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben. — Berlin, P. & F. Lehmann. 3 M.

Alfred Meißner: Robert Norson. Leben und Lieben in Rom, 1810, 1811. — Zürich, C. Schmidt. 4 M.

Jacob Moleschott: Hermann Hettners Morgenroth. — Gießen, E. Roth. 4 M.

Henry Rabusson: Dans le monde. Roman d'hier. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Leopold von Ranke: Weltgeschichte. 3. Teil: Das altrömische Kaisertum. 1. und 2. Abteilung. — Leipzig, Duncker & Humblot. 21 M.

Michael Ring: Altlateinische Studien. — Straßburg, S. Steiner. 4 M.

Friedrich Rückert: Saadi's Bostan aus dem Persischen übersetzt. — Leipzig, S. Hirzel. 4 M.

Carmen Sylva: Pelesch-Märchen. — Leipzig, W. Friedrich.

André Theuriet: Le livre de la payse. — Paris, A. Lemerre. 3 Fr.

Jehan Valter: La Première de „Le Roi s'amuse." Avec une lettre autographe, trois dessins de Victor Hugo, et deux portraits. — Paris, C. Lévy. 2 Fr.

Wilhelm Wagner: Die Nibelungen. Nach nordischer und deutscher Dichtung erzählt. Zweite Auflage. — Leipzig, Spamer.

Ueber das Leben und die Lieder des Troubadours Wilhelm IX., Graf von Poitou. — Leipzig, Edw. Schlömp. 1 M.

Hermann Wolff: Gemüt und Charakter. Sechs Vorträge. — Leipzig, Gerhard. 2,50 M.

Das Magazin
für die Literatur des In- und Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an.

Zusendungen wie Briefe für die Redaktion sind franco an Herrn Dr. Eduard Engel, Berlin W., Lützow-Ufer 11; für die Expedition an die Hof- und Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu richten.

Anzeigen werden die 3spalt. Nonpar.-Zeile mit 30 Pf. berechnet.

Für die Redaction verantwortlich:
Dr. Eduard Engel in Berlin.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.
Druck von Emil Herrmann [illegible] in Leipzig.

# Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1⅕ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 13. Januar 1883. | Nr. 2.

Inhalt:

Aus den „Erinnerungen" von Madame Joubert an Heinrich Heine.

II.

Nachdruck verboten!

Derartige hämische Züge hatten mich ihm fern gehalten; dem Anblick seiner Leiden, der heldenmütigen Ausdauer, mit der er sie ertrug, gelang es allein meine Freundschaft zu erzwingen. Ich konnte auch unmöglich gleichgültig bleiben bei dem sichtlichen Vergnügen, das ihm meine Gegenwart bereitete, während er auf seinem Schmerzenslager liegend die meisten der Besucher abweisen ließ; auf die Länge wurde ich selbst nachsichtiger, da er häufig Bosheiten nur aus dem Grunde sagte, um sie zu sagen aber nicht mit der Absicht, zu schaden.

Die ersten Lähmungssymptome zeigten sich zwei oder drei Jahre vor der völligen Paralysis; er sprach scherzend von seinem Uebel — wie hätten wir es ernsthaft nehmen können?

„Ich werde blind," sagte er, „und gleich der Nachtigall werde ich nur desto besser singen."

Ein anderes Mal verkündete er zwischen allerlei Scherzen, dass der rechte Gesichtsmuskel entsetzlich bequem würde.

„Ach!" sagte er, „ich kann nur noch an einer Seite kauen, nur noch mit einem Auge weinen! Ich bin nur noch ein halber Mensch. Ich kann meine Liebe nur noch links aussprechen und nur noch links gefallen. Oh! Weiber! werde ich in Zukunft nur noch auf die Hälfte Eures Herzens Anspruch machen können?"

Da er dies alles in tragi-komischem Tone vortrug, so glaubten wir Laien, dass es ein Lieblingsthema des Dichters sei, das er nach Belieben mit seiner Phantasie ausschmücke.

Jedoch die Zeit verstrich, und bald konnten wir uns nicht verhehlen, dass das Augenlid des rechten Auges gesenkt blieb, und gleichfalls die nämliche Seite des Gesichts unbeweglich geworden war, was mit der ausdrucksvollen Physiognomie der linken Seite einen sonderbaren Kontrast bildete. Ebenso wie sein Antlitz, schien auch sein Geist in zwei Hälften geteilt, eine poetische und eine sehr prosaische; seine Unterhaltung lieferte beständige Beweise von diesem Doppelwesen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er eines Tages, vermutlich durch die Gegenwart des witzigen Literaten Malitourne angespornt, seine Themata durch farbenreiche poetische Bilder idealisirt hatte, so dass wir alle lebhaft interessirt, entzückt seiner Rede lauschten, — da plötzlich ohne Weiteres und ohne die geringste Veranlassung ging er durch die gemeinsten Vergleiche ins Triviale über. Entrüstet rief ich aus:

„Wie ist es möglich, erst eine zauberhafte Feenwelt zu schaffen und dann Vergnügen daran zu finden, sie zu zerstören und in den Schmutz zu ziehen?"

„Meine liebe Freundin, Sauerkraut mit Ambrosia überschüttet, das ist mein Portrait." Ein helles Gelächter begleitete diesen gegen sich selbst gezielten Witz, in das Malitourne gern einstimmte.

„Wolan denn," rief ich, „bin ich gleich mit dem Dichter auf dem Fehdefuße, so ist es anders mit dem Freunde, und diesen nebst Herrn Malitourne lade ich ein, gefälligst einen Tag festsetzen zu wollen, um bei

mir ein schönes Gericht Sauerkohl zu verzehren."

„Oh weh! oh weh! und meine Gesundheit!" seufzte Heine; „Abends auszugehen, mich anzuziehen, das übersteigt heutzutage meine Kräfte."

„So kommen Sie im Schlafrock!"

„Nein, gnädige Frau, Sie werden mich nie, wie einen Armenier kostümirt, bei sich sehen, um mich wie Jean-Jacques Rousseau anstaunen zu lassen."

Wie durch eine Feder in die Höhe geschnellt, purpurrot, mit gellender Stimme wandte sich bei diesen Worten Malitourne an den Dichter:

„Mein Herr," sagte er, „nur diejenigen, welche das nämliche Leiden haben wie Jean-Jacques, vermögen ihn und sein Betragen zu beurteilen; ich gehe selbst noch weiter und behaupte: Nur diejenigen, welche dasselbe Uebel betroffen hat, sind würdig, seine Konfessionen zu lesen! . . ."

Ganz bewegt setzte er sich hierauf nieder. Welch komischen Ausdruck hatte Heines Gesicht bei diesem sonderbaren Verweis angenommen! Seine Mundwinkel verzogen sich spöttisch, die Nase hob sich gen Himmel und die Augen sahen unter der blauen Brille weg. Dann stand er seinerseits auf, machte uns seine Verbeugung und sagte:

„Das ist allerdings eine Ansicht, die ich benutzen will, und ich werde daher nicht verfehlen, bei meiner Ankunft in Montmorency meine Visitenkarte nach der Einsiedelei*) zu bringen."

Einige Jahre später brachte uns der Tod Malitourne's Aufschluss über diese sonderbare Anekdote. Von der nämlichen Krankheit befallen wie Rousseau, wurde sein Gehirn durch die grausamen Leiden dermaßen verwirrt, dass er allerlei Wunderlichkeiten beging und seine Tage in einem Irrenhause beschließen musste.

Bei jedem Besuche, den mir Heine machte, bemerkte ich, dass die Lähmung zunahm; es war unmöglich, sich noch über die ihm bevorstehende Zukunft Illusionen zu machen. Es war mir darum ein angenehmer Gedanke, ihn verheiratet zu wissen, obgleich mir diese Heirat sonderbar geschienen, der Umstände wegen, unter denen er sie vollzogen hatte. Im Jahre 1835 oder 36 war der Dichter in großer Verzweiflung und er bekannte seinen Freunden seine Zuneigung und sein Verhältnis zu einer jungen Arbeiterin**), sowie die Lösung dieses Bandes infolge eines heftigen Anfalls von Eifersucht. Anstatt kluger Weise, dem uralten Gebrauch gemäß, sein Herzeleid den stummen Blumen und Felsen anzuvertrauen, sprach er mit dem ersten Besten davon. Wollte er uns seine Beschwerden auseinandersetzen, so konnten wir nicht unterlassen, ihm unsere Verwunderung darüber auszudrücken, dass er die Sache so ernst nahme.

*) Rousseau bewohnte lange die in dem reizenden Tale von Montmorency gelegene „Einsiedelei", die Mme. d'Epinay für ihn 1756 hatte bauen lassen.

**) Mathilde Mirat (Juliette genannt), mit der er sich 1841 verheiratete.

Da er jedoch nicht vor Schmerz sterben wollte, sondern zu genesen wünschte, so gab er sich alle mögliche Mühe, sich aufs Neue zu verlieben. Aber wie konnte er Anderen gefallen, wenn er immer und immer wieder von seiner „lieben Kleinen" sprach, die er noch beweinte? Damit brachte man ihn zum Schweigen. Das Ende dieser verliebten Krisis war — da man sich weder zu trösten noch in die Trennung zu finden vermochte — eine Aussöhnung. Wer von Beiden hatte verziehen? das erfuhr man nicht; ich hörte nur damals, dass er das junge Mädchen in eine Pension geschickt hätte, und dieser Erziehungsversuch schien mir anzudeuten, dass in seinem Kopfe gewisse Ehegedanken zu spuken anfingen. Auch war ich nicht sehr überrascht, als er mir später seine Verheiratung als eine vollendete Tatsache ankündigte. Er glaubte mir dieselbe wie eine Gewissensfrage darstellen zu müssen; im Begriff sich zu duelliren, hatte er es als rechtlicher Mann für seine Pflicht gehalten, die Zukunft „seiner Kleinen" sicher zu stellen. Aus diesem Grunde wurde das Pistolenduell bis nach der Trauungszeremonie aufgeschoben. Alles dies erzählte er mir mit einer gewissen Verlegenheit, die sonderbar mit seiner gewohnten Ungebundenheit kontrastirte. Aber welcher Mann verkündet wol mit Gleichgiltigkeit, dass er seine Freiheit verpfändet hat? Ich tat keine Frage, bezeigte keine Verwunderung, bat nur lachend um die Erlaubnis, Rossini diese Neuigkeit verkünden zu dürfen, da der ganz besonders glücklich darüber sein würde.

„Aus welchem Grunde?" forschte Heine mit unruhiger Miene.

„Vermutlich aus Kastengeist," erwiderte ich; „er hat gern berühmte Kollegen; noch vor wenigen Tagen, als er mich besuchte und ich zufällig von Mme. Berryer sprach, fragte mich Rossini ganz erstaunt: „Was! mein Freund Berryer ist verheiratet?" „Natürlich," sagte ich, „und zwar seit einer langen Reihe von Jahren und noch dazu mit einer sehr hübschen Frau!" Außer sich vor Freude rief Rossini: „Ach! welch ein Glück, dass auch er eine rechtmäßige Gattin besitzt! Ganz so, wie ich! Dieser Gedanke verschafft mir ebensoviel Genuss, wie der Anblick eines vortrefflichen Maccaronigerichts!"

„Nun denn," versetzte Heine entschlossen, „machen Sie seine Freude noch größer und erzählen Sie ihm, dass ich zukünftig allen Schwelgereien der Ehe ebenso ausgesetzt bin wie er, und bitten Sie ihn, die Sache in Musik zu setzen, wie ich sie mit poetischen Farben ausmalen werde. Teilen Sie ihm aber auch ja mit, dass sich mein Glück, die Pistole auf der Gurgel, entschied."

Er kam auf das Duell zurück, in welchem sein Gegner ein Deutscher war. Er machte mir eine reizende Beschreibung des Orts, an welchem das Rendez-vous stattgefunden, und von den Gefühlen, die ihn beherrscht hatten:

„Der Himmel war so rein und klar! alle Apfelbäume standen in voller Blüte! Die Luft war mit Wolgerüchen geschwängert, die meine Lebensgeister verhundertfältigten; ich rief Flora und Pomona an. Jetzt, wo ich dem Tode ins Gesicht sah, war mein Herz von

Heidentum erfüllt, und so wollte Gott vermutlich nicht, dass mich eine Kugel gerade in dem Moment traf, wo ich den Kopf voller irdisch schöner, sinnbestrickender Gedanken hatte."

Ach, armer Dichter! der Augenblick rückt näher, wo Du nur noch im Traume die Herrlichkeiten der Natur zu sehen vermagst, durch die Dein Genius so lebhaft angeregt ward! —

So verfloss etwa ein Jahr, in dem mich Familiensorgen aller Art dermaßen in Anspruch nahmen, dass ich jedes andere Interesse aus den Augen verlor. Als ich wieder mehr Ruhe bekam, gab ich auch Heinrich Heine ein Lebenszeichen von mir und zwar in der, wie ich wusste, ihm angenehmsten Gestalt, indem ich nämlich den Namen seiner Frau, seiner Juliette, einfließen ließ. Ich erhielt hierauf folgende Antwort:

Den 13. April 1847.

Herzlichen Dank, gnädige Frau, für Ihre letzten kurzen Briefe und das andere Zuckerwerk. Wie Sie es vermuteten, hat Juliette fast die ganze Schachtel aufgeknuppert. Wie gütig sind Sie doch immer!

Ich habe einen schrecklichen Winter verlebt, und wundere mich nur, dass ich nicht erlag; nun das ist für das nächste Mal.

Die Nachrichten über Ihre Frau Tochter erfreuen mich außerordentlich; die ist jung und also heilbar. Ich hoffe nächstens zu Ihnen kommen zu können und bin gespannt darauf, Frau von Grignan als Reconvalescentin zu sehen, sie ist gewiss recht mager geworden, und die Magerkeit wird ihr einen ganz neuen Reiz verleihen. Im Grunde genommen verbirgt das Fleisch die Schönheit, die sich nur nach einer Krankheit in ihrem idealen Glanze offenbart; was mich anbelangt, so habe ich mich bis zum Skelett adonisirt. Auch müssten Sie sehen, wie sich die hübschen Mädchen auf den Straßen nach mir umsehen! meine geschlossenen Augen (das rechte Auge ist nur noch ein Achtel geöffnet), meine hohlen Wangen, mein wüster Bart, mein schwankender Gang, alles das gibt mir ein sehr verscheidendes Ansehn und steht mir zum Entzücken! Ich kann Sie versichern, dass ich sehr in Mode komme, ich nähre mich von Herzen, nur kann ich sie leider nicht gut verdauen. Genug! ich bin jetzt ein äußerst gefährlicher Mann, und Sie sollen erleben, dass sich die Marquise Christine Trivulzi in mich verlieben wird, ich bin gerade solch ein Totenknochen, wie sie ihn gerne hat.

Leben Sie wol, Allerbeste und Allerschönste! möge Gott Sie bewahren, sich je auf meine Art zu verschönen! Ich empfehle Sie Seinem heiligen Schutz und Seiner Obhut.

Heinrich Heine.

Diese Anspielung auf die Marquise Trivulzi und das Mittel ihr zu gefallen war eine kleine Rache wegen des Spotts, mit dem sie Heines Wehklagen über seine „Kleine" oder seine Behauptung, dass seine platonische Bewunderung der Prinzessin in verliebte Glut übergegangen sei, aufzunehmen pflegte. Er hatte nicht ohne eine gewisse Eifersucht das lebhafte Interesse wahrgenommen, welches der Anblick physischer Leiden und besonders das Unglück des berühmten blinden Augustin Thierry, als er Witwer geworden, in dem echt weiblichen Herzen der Prinzessin entzündet hatte. Sie zog ihn zu sich heran und interessirte sich für seine historischen Arbeiten mit hingebender Freundschaft. Später wusste Heine diese freundschaftliche Barmherzigkeit aufs lebhafteste zu schätzen, und als er während der langen Reise der Prinzessin von Belgiojoso im Orient auf dieselbe verzichten musste, seufzte und verlangte er oft nach ihr.

Ehe ich weiter in meiner Erzählung fortfahre, will ich eine unter dem unmittelbaren Eindruck eines Besuchs des kranken Dichters am 26. November 1847 gemachte Aufzeichnung mitteilen, die folgendermaßen lautet:

„Heute besuchte mich Heinrich Heine; leider nimmt sein Uebel zu, die Augen sind durch die gelähmten Lider verschleiert und sein armer Körper hat nur noch einen schwachen Lebensfunken; aber sein Geist bewahrt seine ganze Frische. Er sprach mit mir von seiner Mutter, die Hamburg bewohnt, und der er jeden Tag schreibt, um sie über seinen Zustand zu beruhigen, wie peinlich auch für seine Augen diese Aufgabe sein mag. Die deutschen Zeitungen hatten das trostlose Leiden veröffentlicht, das ihn dahinrafft, daher suchte Heinrich Heine seiner Mutter weiß zu machen, dass es eine schlaue Spekulation seines Buchhändlers sei, ihn als sterbend zu schildern.

„So gestählt ich auch bin," fügte er hinzu, „so überfiel mich doch gestern eine leise Rührung, als ich einen Brief meiner Mutter erhielt, in dem sie mir meldet, dass sie jeden Tag Gott aus vollem Herzen dankt, dass er ihren Sohn in guter Gesundheit erhält.

„Und Gott kann das ohne Gewissensbisse annehmen! Ach! da sieht man so recht den barbarischen Gott nach Aegypterart. Eine griechische Gottheit würde nie einen Dichter so niederträchtig behandeln, sie würde ihn durch einen Blitzstrahl treffen, aber ihn so Stück für Stück absterben zu lassen!" . . . .

Welche Gedanken wurden durch solche Worte erweckt! auch folgte ein langes Schweigen, bis Heine, seine Träumerei laut fortsetzend, hinzufügte:

„Das ägyptische Volk kannte und liebte die schönen Künste nicht . . . . wenn ich jedoch offen sein will, so muss ich bekennen, dass ich in meiner Einsamkeit trotz des körperlichen Elends weniger zu bedauern bin, als viele Andere. Ich fühle, wenn ich auch nicht sagen will meinen Wert, so aber doch meine eigentliche Wesenheit und gehe aus mir selbst heraus."

„Bitte, sagen Sie mir denn, da Ihnen diese Trennung der Materie von dem Geiste täglich fühlbarer wird," so fragte ich ihn, „welche Richtung nehmen Ihre Ansichten über Unsterblichkeit und Vergänglichkeit?"

Heine zauderte lange wie jemand, der in der größten Ungewissheit ist; endlich, nachdem er einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte, versetzte er:

„Il y a pourtant un coin divin dans l'homme!" Es ist doch ein göttlicher Funken in dem Menschen!

Anfang Januar 1848 machte mir Heine seinen letzten Besuch; er hatte sich auf dem Rücken seines Bedienten vom Wagen in meine zweite Etage tragen lassen. Kaum auf meinem Kanapee niedergesetzt wurde er, nach dieser Anstrengung, von einer seiner schrecklichen Krisen befallen, welche ihn bis zu seinem letzten Atemzuge nie wieder verließen. Diese Krampfanfälle gingen vom Gehirn aus und erstreckten sich bis auf die Fußspitzen; die unerträglichen Schmerzen konnten nur durch Morphium gelindert werden; die Fontanellen, welche ihm nach einander zu beiden Seiten des Rückgrats gelegt worden waren, wurden damit bestreut. Später erzählte er mir, dass er schließlich jährlich für 500 Fr.

dieses beruhigenden Giftes absorbirte! Während der Krisis, deren unfreiwilliger Zeuge ich geworden war, ergriff mich ein heftiges Zittern und die lebhafteste Teilnahme ihn so leiden zu sehen, dabei konnte ich nicht unterlassen, ganz leise zu mir selbst zu sagen: „Welche Tollheit sich in einem solchen Zustande zu mir bringen zu lassen!“ Sowie etwas Ruhe eintrat flehte ich ihn an, nicht eher wieder auszugehen, bis eine verständige ärztliche Behandlung seinen Zustand gebessert haben würde.

„Mein Leiden ist unheilbar,“ war die Antwort, „ich werde mich ins Bett legen und nicht wieder aufstehen. Auch kam ich nur zu Ihnen, liebe Freundin, um Ihnen das Versprechen zu entreißen, und durch einen Schwur bekräftigen zu lassen, dass Sie mich besuchen und niemals ganz verlassen wollen. Wenn Sie mir das nicht schwören, so lasse ich mich wieder zu Ihnen tragen und mache Ihnen abermals den eben gehabten tüchtigen Schrecken.“

Als Heine wieder ganz zu sich gekommen war, fing er an ein tragi-komisches Gemälde von der Verlegenheit zu entwerfen, in die ich gekommen sein würde, wenn er dort auf meinem Kanapee gestorben wäre; natürlich würde das Publikum nicht ermangelt haben, diesem Ereignis die Liebe beizumischen.

„Von welch reizendem Romane würde ich nach meinem Tode der Held geworden sein!“ sagte er. Buloz*) würde sicher zu einem seiner Lieutenants gesagt haben: Schreiben Sie mir hierüber eine Novelle für die *Revue des deux mondes!*“

Dann einen Augenblick innehaltend:

„Nein, um mich gebührend zu ehren, hätte er keinen Lieutenant, sondern einen fähigen Capitain damit beauftragt.“ Nun schwatzte er allerlei Unsinn, doch verlor er dabei das Versprechen nicht aus den Augen, das er mir abdringen wollte. Da ich sehnlichst wünschte, ihn zu Hause zu wissen, so ging ich auf den Scherz ein, aber kaum hatte ich mein Wort gegeben, so fingen seine Witze aufs Neue an.

In der Tat stand er seitdem nicht wieder auf, und ich verfehlte nie zu ihm zu gehen, wenn er nach mir verlangte, er hatte vermutlich erraten, dass ich Sklavin meines Versprechens sein würde. Ich war tief ergriffen von der Geduld, mit der er seine Blindheit sowie die durch seine Lähmung hervorgerufenen grausamen Schmerzen ertrug. Weder sein poetisches Genie, noch sein erstaunlicher Witz konnten vorhersehen lassen, dass er den Heldenmut eines Märtyrers beweisen würde.

Die harte Prüfung offenbarte mir einen neuen Menschen. Wechselt ja doch auch eine Landschaft je nach der Beleuchtung, da ist es also natürlich, dass die Menschen ebenfalls uns anders erscheinen, je nachdem unser Geist sie anders beleuchtet! Die Krankheit allein, welche ihn acht Jahre lang an sein Krankenlager fesselte, offenbarte uns seine bewunderungswürdige Seelenstärke.

Einige Monate nach der Revolution von 1848 gab der Dulder den Bitten seiner Frau nach, sich nach Passy bringen zu lassen, da man einen Luftwechsel versuchen wollte. Von dort erhielt ich folgendes Billet, dessen unsichere Handschrift auf den ersten Blick die Verheerungen der Krankheit verriet:

Paris, den 16. Juni 1848.

Bürgerin,

Wenn Sie in Paris sind und eines Tages im Bois de Boulogne spazieren gehen, so bitte ich Sie, einige Augenblicke in Passy, 64 grosse Straße, vorsprechen zu wollen; dort wohnt hinten im Garten ein armer deutscher Dichter, der jetzt vollständig gelähmt ist. Meine Beine sind gänzlich gefühllos, man trägt und nährt mich wie ein Kind.

Gruß und Brüderlichkeit!

Heinrich Heine.

Nach den schrecklichen Junitagen machte ich den gewünschten Besuch und fand den Dichter auf zwei auf der Erde liegenden Matratzen gebettet (dies System ward von da an für ihn angenommen), die sorgfältigste Reinlichkeit lieferte den Beweis der guten Pflege, die seine Frau ihm zu Teil werden ließ. Er lag vor einem geöffneten Fenster mit dem Blick auf einen Garten, dessen Blumen ihm ihre Wohlgerüche sandten. Die politischen Ereignisse der letzten Zeit lieferten reichlichen Stoff für unsere Unterhaltung; auf Neuigkeiten war er sehr begierig, folglich wurde von allem, nur nicht von ihm gesprochen. Wozu auch? es genügte ihn anzusehen! Ich hatte nicht den Mut, ihm zu sagen, dass ich Paris auf einige Zeit verlassen müsste; ich zögerte damit bis zum Abschiedstage, wo ich ihm zugleich Bericht abstattete über die Schritte, die ich erfolglos beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten seinetwegen*) getan hatte, und dann sagte ich ihm Lebewohl.

Für seine junge, lebhafte, als wahre Pariserin das Vergnügen über alles liebende Frau, ohne Kind, müßigen Geistes, wie es ihre Erziehung mit sich brachte, war das Leben, das sie führte, schwer, und man kann nicht anders als ihr Betragen ihrem kranken Manne gegenüber zu loben. An seinem Arme spazieren zu gehen, sich öffentlich mit ihm zu zeigen, waren Eitelkeitsgenüsse, die ihr selten zu Teil wurden; vor seiner schweren Krankheit hatte sie ihn oft veranlasst, mit ihr in die Konzerte zu gehen, welche in dem Herz'schen oder Erard'schen Salon gegeben wurden. Das war für die hübsche Frau eine Gelegenheit, zu sehen und sich sehen zu lassen; einige Male traf es sich, dass wir dem Ehepaar bei solchen parties fines begegneten, was Heine immer in die komischste Verlegenheit versetzte; er wollte sich wie ein Junggeselle verhalten und doch seine Frau nicht verlassen.

Da ihn die Musik immer in einen nervösgereizten Zustand brachte, so kann man sagen, dass er in solchen Fällen aussah, wie der Teufel in einem Weihkessel; er behauptete, nur die klassische Musik zu lieben. Was er eigentlich darunter verstand, wäre schwer zu sagen, das er ebensowohl die große, wie die italienische Oper und das Konservatorium mied. Vielleicht fand er nur an den Symphonien Geschmack, die er im Traume hörte. Ob er die Malerei mehr liebte? Ich

*) Chef-Redacteur der *Revue des deux mondes*.

*) Das Ministerium Guizot hatte Heine eine Pension von 4800 Frcs. bewilligt, die er von 1836—48 bezog.

möchte es glauben, denn in dieser Kunst fand sein Geist reiche Nahrung. Durch seine Phantasie ergänzte er häufig bei der Beurteilung eines Gemäldes, was ihm an Gefühl abging. Die Meisterwerke machten auf sinnliche Weise Eindruck auf ihn, wodurch sich auch seine Vorliebe für die Bildhauerkunst erklären lässt. Dann lebhaft angeregt, wurden durch seine leicht entzündliche Phantasie alle seine poetischen Anlagen erweckt, in denen Schätze der spitzfindigsten Vergleiche, Gegensätze und Analogien schlummerten. Man musste ihn seinen letzten Besuch bei „Venus", wie er sie schlichtweg nannte, erzählen hören, um den mächtigen Zauber zu begreifen, welchen ein schöner Marmor auf ihn ausübte. Im Frühling 1848 hatte sich durch die Behandlung des Doktors Gruby der Zustand des Kranken dermaßen gebessert, dass er sich wieder seiner Hände bedienen konnte; da auch ein Augenlid halb geöffnet blieb, so schien etwas Hoffnung gerechtfertigt. Heine wollte eines Tages seine Kräfte versuchen und frische Luft zur Erholung schöpfen, er trat in das Erdgeschoss des Louvre, in die Gallerie, wo die Statuen stehen, und setzte sich der Venus von Milo gegenüber. Da in dem Halbdunkel, unter dem Einfluss dieses göttlichen Lächelns, dieser plastischen Schönheit, welche in Zukunft für ihn nur noch eine Erinnerung sein sollte, verfiel er in einen ekstatischen Zustand. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschwammen und verschmolzen zu einer bitteren Verzweiflung. „Ach!" rief er; „warum fiel ich nicht in jenem Augenblick tot nieder! Das wäre ein poetischer, heidnischer, herrlicher Tod gewesen, ein Tod meiner würdig! Ja! ich hätte in dieser Todesqual vergehen müssen."

Dann nach einer kurzen Pause wieder in seinen spottenden Ton verfallend:

„Aber die Göttin hat mir ihre Arme nicht geöffnet. Sie kennen ja ihr Unglück, ihre Gottheit ist halbirt, wie meine Menschheit, also trotz aller mathematischen und algebraischen Regeln konnten unsere beiden Hälften doch kein Ganzes ausmachen!"

Ein sehr lebhafter Genuss war es, von Heine eine Gegend schildern zu hören, hierin tat er es jedem Andern zuvor, das Schauspiel der Natur berauschte ihn förmlich. Alle Eindrücke, die sowohl der Himmel, wie die Erde, die Gewässer und das Grün der Wälder und Gefilde auf ihn gemacht hatten, standen immer in gleicher Frische lebendig vor seiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)



Venezia.

Am Strand der Insel, wo Venedigs Tote
Auf stillem Kirchhof bei einander ruhen,
Gelandet war ich jüngst im leichten Boote.

Schon schimmerten von des Novembers Reife
Die Grabcypressen in des Abends Lichte,
Das überm Meer verglomm in rotem Streife.

Ringsum, gemeißelt auf die Marmorplatten,
Entgegen schauten mir die Züge derer,
Die drunter sich im Staub gebettet hatten.

Und denkend an Venedigs große Tage
Späht' ich, ob nicht ein Stein der Loredano,
Pisani, Barberigo Namen trage.

Vergebens! Die Geschlechter sind verschollen,
Die Kön'ge einst besiegt; ihr Ruhm lebt einzig
Noch in verstaubter Pergamente Rollen.

So sinnend neben einem Leichensteine
Lehnt' ich, indessen an den höchsten Alpen
Der Tag erlosch mit letztem blassen Scheine.

Da kam der Sohn des Gondoliers gesprungen:
Schnell! Schwer wird sonst die Heimfahrt. Tiefer Nebel
Hält schon im Süden Stadt und Meer umschlungen.

Er zog mich in die Gondel mit der Rechten,
Und zu den Rudern griffen Sohn und Vater,
Dass sie zurück mich nach Venedig brächten.

Still war das Meer! doch graue Nebel wallten
In langem Zuge rings heran und legten
Auf die Lagune sich in schweren Falten.

Die Beiden taten kräft'ge Ruderschläge;
Lang fuhren wir; allein nicht Stadt noch Ufer
Erschien; das Boot glitt langsam hin und träge.

Da vor uns ferne her erschollen Stimmen,
Gesang, im Nachthauch flutend, drang ans Ohr mir,
Und Lichter sah ich durch das Dunkel glimmen.

Und uns entgegen aus dem Nebelflore
Schwamm eine Barke; tief verhüllte Männer,
In Händen Fackeln, sangen drin im Chore.

Inmitten war als wie zur Totenfeier
Ein Katafalk gebaut, und auf ihm ruhte
Ein hohes Weib, umwallt von schwarzem Schleier.

Wol kannt' ich sie, die blitzend von Juwelen
In Prachtgewanden ich auf manchem Bilde
Gesehen in des Dogenschlosses Sälen.

Ein matter Schimmer spielte um das bleiche
Gesicht der Toten, ihr zu Füßen lagen
Die Banner drei besiegter Königreiche.

An meiner Seite sank aufs Knie der Knabe;
Doch ernst die Hände faltend, sprach mein Schiffer:
Venezia ist's, sie führen sie zu Grabe.

München.

A. Fr. Graf von Schack.

Wolfgang Goethe
und Herr Professor Emil du Bois-Reymond.

(Schluss.)

Bevor ich Herrn du Bois' Pamphlet im Einzelnen betrachte, spreche ich noch einmal meine Verwunderung darüber aus, wie ein logischer Kopf ein so zusammenhangloses, jeder einheitlichen Absicht entbehrendes Machwerk hat schreiben können! Zuerst einige Seiten allgemeines Geistreicheln über Goethes Faust, dann mehrere Seiten über Goethes Betonung der praktischen Betätigung des Menschen, dann lange Ausfälle gegen die „logischen Inkonsequenzen“, „ethischen Ungeheuerlichkeiten“ und „Unnatürlichkeiten“, gegen die „Unwahrscheinlichkeit“ (!) des Faust, — um dann sich in längerer Rede über die mangelhafte naturwissenschaftliche Methode Goethes zu verbreiten, und am Schluss den Studenten für ihre Bücherbretter dennoch Goethes Werke gönnerisch herablassend zu empfehlen, — — man fragt sich: wozu das alles? Hätte ein Primaner diese Arbeit gefertigt, sein Lehrer schriebe ihm unfehlbar darunter: konfuse und ohne Disposition! — Geradezu lächerlich, wenn nicht vielleicht noch schlimmer, wirkt aber die bonhommistische Begütigung gegen das Ende: „Schließlich, was kommt darauf an, und was ist gleichgiltiger als der größere oder geringere Wert der naturwissenschaftlichen Studien, welche die Pausen in Goethes dichterischer Tätigkeit ausfüllten?“ — Ja, wenn aber nichts gleichgiltiger als das ist, — wozu der Lärm? wozu die ganze Phrasendrechselei, deren einziges Resultat etwa darauf hinausläuft: „Der Begriff der mechanischen Kausalität war es, der Goethe gänzlich abging.“*) (Muss etwas Fürchterliches sein solch ein Manco, denn Herr du Bois setzt es gesperrt.) — Aber jene gutmütige Schlussfrage: was ist gleichgiltiger? ist nicht einmal ganz ehrlich, denn die ganze erste Hälfte des Pamphlets beschäftigt sich eben nicht mit dem Naturforscher Goethe, sondern ergeht sich in seichtem Gerede über den Dichter Goethe, und zwar über den Dichter des Faust! Ich bin ein Feind des Zitirens weiser Sprüchlein, aber in diesem Falle kann ich ein schönes Wort Mussets über den Bankrott der Weisheit der Wissenschaftler gegenüber dem ersten besten psychologischen Problem nicht unterdrücken, zumal da es auf ein ähnliches Thema (die Don-Juan-Sage) angewandt wird. Mit verächtlichem Lippenaufwerfen sagt der Dichter (in „*Namouna*“):

„Ils savent compter l'heure et que leur terre est ronde,
Ils marchent dans le ciel sur le bout d'un compas,
Mais ce que tu voulais, ils ne le savent pas.“

Herr Professor du Bois-Reymond würde Musset damit abtrumpfen: nicht, was Don Juan gewollt, wissen wir, aber was er gesollt als ruhiger Bürger

*) Beiläufig nach meiner, ganz unwissenschaftlichen, Ansicht wäre solch Mangel das sicherste Zeichen des Cretinismus, denn selbst niedrige organische Wesen besitzen den „Begriff der mechanischen Kausalität“. Ein mit dem Fuß gestoßener Hund weiß sehr genau, warum er den Besitzer des Fußes in die Waden beißt.

und moralischer Mensch, das wissen wir ganz genau, nämlich Donna Anna heiraten u. s. w. („wofür wir ihm denn“ u. s. w.) — Das Mikroskop der Wissenschaftler reicht weit, aber die galvanischen oder sonstigen Ströme im Herzen oder im Hirn, welche unwissenschaftliche Menschen laienhaft „Poesie“ nennen, hat es, wie es scheint, noch immer nicht erguckt. Ein Pamphletist des 16. Jahrhunderts hat für Herrn Professor du Bois den Grund hierfür im voraus ausfindig gemacht: in seiner „Verteidigung der Poesie“ („*Defence of Poesie*“, 1581) erläutert der edle Sir Philip Sidney den Unterschied zwischen Wissenschaft und Poesie dahin: erstere findet das wieder, was schon längst vorhanden war, — letztere schafft Neues, wie Gott. Für das Wesen der schaffenden Gottheit hat aber die Wissenschaft noch keine Formel gefunden, und an diesem Manco leidet eben auch Herr Professor du Bois-Reymond, was uns fast so schlimm dünkt wie das Abgehen des „Begriffes der mechanischen Kausalität.“

Um zu den Einzelheiten des Pamphlets überzugehen, so haben wir da zuvörderst des Stils zu gedenken. Deutsche Gelehrte schreiben vielfach, das muss ihnen der Neid lassen, einen mustergültigen Langweiligkeitsstil. Das tut nun Herr du Bois-Reymond nicht: er putzt vielmehr die Dürftigkeit seines Inhalts mit allerhand stilistischen Lichttüpfchen heraus und erreicht namentlich das höchste darin: mit Aufgebot vieler geistreich scheinender Redensarten in Wahrheit gar nichts oder etwas unglaublich Triviales zu sagen. Ich möchte diesen Stil den „Pfauenstil“ nennen oder auch den „Petit-Maitre-Stil“. Nachdem im Eingang die überaus weise Bemerkung gefallen, dass „die Zustände, in welchen uns Faust vorgeführt wird, nicht die einer neueren deutschen Universität sind“ (was die Leser des Faust sonst wahrscheinlich bislang angenommen), erfahren wir, dass der „Schüler“ im Faust einem gutgearteten deutschen Fuchs gleicht, „dessen Geist wie ein frischgepflügter, des Säemanns harrender Acker vom Gymnasium kommt“!*)

Aus Anlass der Erörterung von Goethes Schwanken zwischen dichterischer und praktischer Lebensbetätigung meint Herr du Bois-Reymond: „Von keinem anderen großen Schriftsteller ist bekannt, dass er sich in einem ähnlichen innern Konflikt befunden habe“ — und dann führt er Shakspeare und Molière als Beispiele an, obwol doch Beide mindestens ebenso sehr praktisch ausübende Schauspieler wie Schauspieldichter gewesen sind. „Voltaire, Diderot greifen ins wirkliche Leben“, heißt es dann weiter. Wo hat Diderot das getan? Dieser incarnirte Schriftsteller, der nie im Leben etwas andres getan, als die Feder geführt? — Ueber Beaumarchais schweigt Herr du Bois, diesen als Geschäftsmann nicht minder großen Mann denn als Dichter, — wie er auch die weltbekannte Tatsache verschweigt, dass überhaupt erst in neuerer Zeit eine so scharfe Scheidung in Mann der Tat und Mann der Kunst oder Wissenschaft eingetreten: Leonardo da Vinci, Machiavelli, Lord Bacon und andere haben gerade so wie Goethe zwischen Kunst und Leben

*) Auf diesen Satz legt die Rubrik dieses Blattes: „Gedruckter Unsinn“ gewiss sofort Beschlag!

geschwankt, oder, wie auch er, nicht geschwankt, sondern beides in harmonische Wechselwirkung zu bringen gewusst. — Von Lord Byron (der eine nicht wegzuleugnende Ausnahme von des Herrn Professors Generalregel bildet, insofern Byron seinen dichterischen Ruhm nicht für das Höchste hielt) meint der Pamphletist: „er hatte einen übertriebenen Begriff von seiner Würde als englischer Peer." Ist ihm gar nicht eingefallen, aber er hatte genau das Gefühl für das, was ein englischer Peer wert war. Da Herr Professor du Bois-Reymond Wichtigeres zu tun hat, als sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, so teile ich ihm das Faktum mit, dass Lord Byron es wagen durfte, eben weil er Peer von England war, sein Haus in Ravenna offenkundig zum Waffendepotplatz der Carbonari zu machen, ohne dass ihm die Polizei ein Haar krümmte. Auf eine Würde, die einen Mann so unnahbar macht, darf er sich schon etwas einbilden. Sehr spaßhaft klingt die — beiläufig ganz zweck- und zusammenhanglose — Redensart: „Ihn (Byron) trieben nach Mesolunghi teils ähnliche Beweggründe wie Goethe nach Italien, — die Gräfin Guiccioli war seine Frau von Stein —." So etwas nimmt sich ungemein geistreich aus, wenn es nur ein bischen richtiger wäre und nicht der absolute Unsinn.

Die gewöhnlichen deutschen Wörter genügen Herrn du Bois nicht; statt von Goethe zu sagen, er habe sich bewundernd vor Napoleon gebeugt, spricht er von Goethes „bewunderndem *προςκυνεῖν*". Ebenso pedantisch und abgeschmackt wie obendrein sprach- und sachwidrig. Wollte Gott, es hätte kein deutscher Mann, namentlich kein deutscher Fürst, weniger *προςκυνεῖν* vor Napoleon geübt als Goethe! Goethe und *προςκυνεῖν*!! Aber so ein bischen Griechisch macht sich gar zu schön in solchem Heftchen. — Ungefähr ebenso geschmackvoll ist Herrn du Bois-Reymonds wunderlich deutsches Wort „heautomorphisch" zum Ersatz des allerdings recht fadenscheinig gewordenen „subjektiv". — Was das für ein Ding ist: „der zu stark geschwellte Luftball der Spekulation, der im Steigen platzt", habe ich trotz vielem Kopfzerbrechen nicht herausbekommen. — Als Meisterstück aber der Kunst, mit vielen pomphaften Worten eine ganz ordinäre Plattheit zu sagen, führe ich die „Peroratio" an, die nach den bogenlangen Schulmeistereien über Goethe sich unwiderstehlich komisch ausnimmt. Ein deutscher Professor hält es für nötig, deutschen Studenten, die schon allesamt auf der Gymnasialbank ihren Goethe gelesen, die Anschaffung von dessen „Dichtungen" (ob auch des Faust, bleibt ungesagt) mit folgendem Wortschwall anzupreisen: „Goethes Dichtungen, als unerschöpflicher Born a l l g e m e i n m e n s c h l i c h e r, d a s w i l l s a g e n d e u t s c h e r B i l d u n g (auch so ein nichtsnutziges und nichtsagendes Cliché), und als stets bereiter Fittig zum Flug aus der Beschränktheit fachwissenschaftlichen Tagewerkes in die Gefilde des ewig Wahren und Schönen —" nun, denkt man, folgt etwas recht Großartiges; aber es folgt: „sollten auf dem Bücherbrett keines deutschen Studenten fehlen."

Mit dem Inhalt des Faust, ersten Teils, ist Herr du Bois-Reymond höchst unzufrieden. Ein Jahrhundert hindurch hat die deutsche und viele ausländische Menschheit im Faust eine der gewaltigsten Leistungen des dichterischen Könnens, speziell der tiefsten Seelenkunde erblickt. Herr du Bois-Reymond kommt, „um das alles zu ändern". Nämlich so: „Wir sind an die Fabel des Faust so gewöhnt, dass es uns ausnehmend schwer fällt, sie m i t f r i s c h e m B l i c k zu betrachten." Herr du Bois strengt seinen frischen Blick an, und siehe da: „Gelingt dies" (nämlich mir, Herrn du Bois-Reymond, zum Unterschied von allen andern Faust-Lesern), „s o e r s t a u n t m a n ü b e r d e r e n t i e f e p s y c h o l o g i s c h e U n w a h r h e i t." — Bitte, lieber Leser, ich schreibe diese neue Entdeckung wörtlich ab, sie steht auf Seite 15 unseres Pamphlets. Nun ists endlich heraus: Faust ist tief psychologisch-unwahr! Zunächst ist es für Herrn du Bois „poetische Uebertreibung, dass Faust sich das Leben nehmen will, weil er sieht, dass wir nichts wissen können"! Und apodiktisch setzt er hinzu: „In keines Menschen Brust ist der Wissensdrang heftiger als die jedem Lebendigen eingeborene Lust zu leben." Dass es bei weitem untergeordnetere Beweggründe des Selbstmordes gibt als die Verzweiflung an der menschlichen Erkenntnis, lehrt jeder Polizeibericht einer großen Stadt. Aber hat denn der Herr Professor nicht gehört von jungen Forschern (die älteren tun so etwas nicht), welche sich irgendeine interessante langsame Todesart selbst bereiteten und sterbend Aufzeichnungen über ihr Sterben machten? Dass es bei Faust aber noch etwas m e h r ist als die Verzweiflung über das trübselige *„Ignorabimus"* (man bewundere die Bescheidenheit, mit welcher Herr du Bois Schlagwörter seiner eigenen früheren Schriften als allgemein bekannt voraussetzt), dass es die Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit des ganzen Menschendaseins ist, welche Faust die Phiole in die Hand zwingt, daran hat Herr du Bois offenbar nicht gedacht.

„Undenkbar, dass Faust an der Fortdauer der persönlichen Existenz nach dem Tode zweifeln sollte", orakelt Herr du Bois. Warum undenkbar? Zweifeln nicht Tausende daran? Wer hat Faust die persönliche Existenz nach dem Tode verbürgt? Kein guter und kein böser Geist. — „Noch schwerer zu begreifen ist", meint Herr du Bois, „dass Faust, der mit dem personifizirten bösen Prinzip du und du ist, durch Gretchen katechisirt sich weigert, zum Glauben an das personifizirte gute Prinzip sich zu bekennen." Folgt denn das Eine naturnotwendig aus dem Andern? Muss Jemand, dem der T e u f e l persönlich erschienen ist, d e s h a l b an einen persönlichen G o t t glauben, der sich weigert, ihm leibhaftig zu erscheinen?! Das Mittelalter wenigstens dachte ganz anders als Herr Professor du Bois über diesen Punkt, und Goethe hat doch nicht an einen Faust n a c h der Erfindung der Luftpumpe und der Elektrisirmaschine gedacht, sondern an einen Faust des 15. Jahrhunderts. Und damals wie später meinten die Leute allerdings, dass die Hexen und Hexenmeister, eben w e i l sie mit dem Teufel du und du waren, n i c h t an G o t t glauben konnten, und äscherten

sie deshalb ein als Gottesleugner und Gotteslästerer. Somit ist alles im Faust in schönster Ordnung, und unbegreiflich ist nur das Eine, dass Herrn du Bois solch einfacher Zusammenhang so unbegreiflich ist.

Wer freilich mit scheeler Nörgelsucht an eine große Kunstoffenbarung herantritt und sich allerwegen Mühe gibt, mit Gewalt Fehler heraus zu klittern und zu klauben, dem gelingt das, aber solch Unterfangen gleicht dem bekannten Mückenseihen. Es soll Leute gegeben haben, welchen die Venus von Milo nicht schön genug war, — Heine hat ihnen das Nötige in einigen Versen gesagt!

„Wie unnatürlich" erscheint Herrn du Bois Fausts „Vermessenheit", Hand an sich zu legen, — „um wie viel näher läge der Versuch", und nun folgt eine Plattheit à la „Gretchen heiraten" u. s. w. Da liegt doch die ganz ernstliche Zumutung an Herrn du Bois nahe, er möchte nun einmal nach seinem Rezept einen Faust dichten, der ganz auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stände, — freilich ohne Schutz gegen einen du Bois des 20. Jahrhunderts, denn du Bois' wirds zu allen Zeiten geben. — „Um wie viel näher läge der Versuch" — ja, für die du Bois' aber nicht für die Goethes.

Auch die folgende Perle gebe ich in ihrer eigensten Fassung. Nach Entdeckung des Mangels des Begriffs der mechanischen Kausalität bei Goethe meint Herr du Bois:

> „So unvergleichlich er als Erzähler war, man vermisst bei ihm die zwar untergeordnete (?), doch schätzbare (!) Gabe, eine Handlung sinnreich anzulegen und sie sich künstlich mehr und mehr verschlingen zu lassen, um die scheinbar ins Ratlose gesteigerte Verwirrung auf der Höhe überraschend und gefällig zu lösen."

Ob Herr du Bois wol in den letzten zwanzig Jahren gelegentlich die „Wahlverwandtschaften" oder „Hermann und Dorothea" gelesen? und ob er, falls er dazu Zeit gefunden, auch noch jenen Satz geschrieben hätte?! — Aber Herr du Bois knüpft daran ein anderes „ob wol":

> „Ob dieser Mangel wol damit zusammenhing, dass Goethe an scharfsinniger Analyse und verwickelten experimentellen Anordnungen keine Freude hatte? Ob Walter Scott wol ein guter Mechaniker geworden wäre?"

Dies klingt so tief und beziehungsreich, dass es beinah — dumm klingt. Jedenfalls gehört die Frage zu denen, deren richtige Beantwortung eine Zehn-Weisen-Kraft übersteigt.

Was Goethes Bedeutung als Naturforscher angeht, so kann selbst die Verkleinerungssucht des Herrn Professors du Bois Goethes große Entdeckungen nicht ganz wegleugnen: „die Metamorphose der Pflanzen, die Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen, die jetzt zwar angefochtene, darum aber nicht minder wichtige Wirbeltheorie des Schädels"; er gibt zu, dass diese Dinge „von Goethes Fleiß und glücklichem Blicke zeugen." Wie gnädig! Andere werden vielleicht sagen, sie zeugen von der Deutungskraft des Genius, welche mit göttlicher Leichtigkeit das findet, zu dessen Ergründung die experimentelle Knochensägerei und Mikroskopie das Zehnfache der Mühe und Zeit brauchen. — Aber Herr du Bois bereut bald, Goethe vielleicht zu hoch gestellt zu haben: „Es ist mir unmöglich, meine persönliche Ueberzeugung zu verhehlen, dass auch ohne Goethes Beteiligung die Wissenschaft heute so weit wäre, wie sie ist. Die ihm gelungenen Schritte hätten früher oder später Andere getan." — Dies führt zu der Frage nach der Schicksalsnotwendigkeit eines Jeden von uns, und diese Frage ist längst durch das Wort „Niemand ist unentbehrlich" volkstümlich praktisch gelöst. Ich kann z. B. meine persönliche Ueberzeugung nicht verhehlen, dass alle großen wissenschaftlichen Entdeckungen des Herrn du Bois-Reymond — die ich nicht kenne, nicht verstehe, aber ohne weiteres als sehr bedeutende hinnehme — ohne seine Existenz von irgend einem Anderen gemacht worden wären, „früher oder später". Das mindert aber nicht die Wertschätzung, die Herr Professor du Bois-Reymond einzig darum genießt, weil just er es gewesen, der die betreffenden Entdeckungen zuerst gemacht hat.

Ich bin am Ende, — nicht am Ende der rot und blau angestrichenen Stellen dieses Pamphlets, über welches sich leicht ein ganzes Buch schreiben ließe — aber am Ende dessen, was ich der Langmut des Lesers zumuten zu dürfen glaube. Zur Goethe-Kunde trägt Herrn du Bois-Reymonds Schrift nicht das Mindeste bei, zur Aufhellung des Faust-Problems ebenso wenig. Wol aber wird sie einen gewissen Wert behaupten als Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit, welche es glücklich so weit gebracht hat, dass ein deutscher Naturwissenschaftler von Goethe annähernd so sprechen darf wie von dem ersten besten ihm im Wege stehenden andern Naturwissenschaftler, und sich obendrein einbildet, Goethe eine große Ehre erwiesen zu haben, wenn er sich von der Höhe seiner Wissenschaft, — die nach Gottfried Keller alle fünfzig Jahre einmal einen höchsten Gipfel erklettert, — zu dem Dichter des Faust herablässt.

Berlin.

Eduard Engel.



Den Manen E. G. Geijers.

Zum 12. Januar 1883.

Nächst Esaias Tegnér, dessen Säkulargedächtnis Deutschland unlängst mit Skandinavien vereint beging, gilt Erik Gustaf Geijer allgemein für den größten schwedischen Dichter der Neuzeit, und die Feier seines hundertsten Geburtstages wird an patriotischer Begeisterung kaum hinter der ersteren zurückstehen. Mit Vorliebe sind von jeher auch die beiden Koryphäen der „Gothik" von Kritikern wie Literarhistorikern

ihrer Heimat zusammengestellt und in Wechselbeziehung gebracht worden. Und persönlich war das nordische Dichterpaar durch Geburt, Jugendfreundschaft, Gemeinsamkeit der Studien und Lebensstellung — um eine sich von selbst darbietende Parallele zu ziehen — einander bei weitem näher gerückt, als Schiller und Goethe, welche erst nach Bekämpfung gegenseitiger Antipathien zu jener innigen Harmonie der Seelen gelangt sind, die Rietschels Doppelstatue in Weimar so plastisch schön veranschaulicht. Hat nun auch die bildende Kunst Schwedens es nicht unternommen, ein entsprechendes Seitenstück zu schaffen, so ward wenigstens dem Sänger der Frithjofsage zu Lund dem herrlichen Dom gegenüber ein ehernes Standbild errichtet, während das Wohnhaus, in welchem Geijer lebte, dichtete und schrieb, nach der persönlichen Erfahrung des Verfassers dieser Skizze fast als ein nationales Heiligtum verehrt wird.

Hatte schon die „phosphoristische“ Schule, welche in mancher Beziehung der romantischen Deutschlands entspricht, das Eis gebrochen, welches ein halbes Jahrhundert über dem erstarrten Boden der schwedischen Nationalliteratur gelegen, so sprosste in der gothischen Dichtung, an deren Spitze Geijer stand, die Blüte des neuen poetischen Frühlings vollends empor. Obwohl ein Freund und Bewunderer Atterboms, des Führers der Phosphoristen, hielt er sich, mit mehr ruhig forschendem und suchendem Verstande beanlagt, von dem phantastischen Idealismus derselben fern und wandte sich einer volkstümlichen und nationalen Poesie zu. Mag die gotische Schule auch in gewissem Sinne eine romantische sein, so fußt doch die Romantik derselben auf dem Boden des ureigenen historischen Volkstums. Von den Studienjahren an mit Geschichte und Chronik seiner Heimat beschäftigt, hatte er in den älteren Sagen und Liedern ein Element gefunden, woraus er mit Recht glaubte eine echt schwedische, auf eigenem Grunde stehende schöne Literatur bilden zu können. Nach Oehlenschlägers Vorgang in Dänemark gab Geijer seit 1811 unter dem Titel „Iduna“ eine Zeitschrift für Poesie und Prosa heraus, welche wie einst Boie's „Göttinger Musenalmanach“ bald große Aufmerksamkeit erregte und für die nordische Literatur von epochemachender Wichtigkeit ward. Darin veröffentlichte er seine berühmtesten Gedichte: „Manhem“, — „der letzte Skalde“, — „der Wikinger“, — „der letzte Kämpe“, die man stets zu den schönsten Kleinodien der schwedischen Literatur rechnen wird. Was denselben sogleich eine große Popularität erwarb, war der individuelle Charakter altnordischen Ernstes und naturwüchsiger Einfachheit. Zuerst von allen jüngeren Dichtern hatte er einen ursprünglichen Ton angeschlagen, der durch das Herz der ganzen Nation vibriren sollte.

Die uralte Sage und Geschichte der Vorzeit war der Boden, aus dem seine Lyrik erwuchs. Und auch im Wortausdruck erschien er als ein echter nordischer Dichter, indem er sich eine eigene Sprache schuf, welche durch kernhafte Originalität und Einfachheit lebhaft an das Volkslied und die Chronik erinnerte, — wie er denn auch mit Afzelius ältere Volkslieder sammelte. Damit vereint sich ein wunderbarer musikalischer Ton, der alle seine Gedichte durchweht. Auf den „Wikinger“ insbesondere wird sich stets mit Stolz der Schwede berufen, wenn er die Kraft und Melodie seiner nationalen Poesie nachweisen will. Tief ergreifend ist die Schilderung des alten trotzigen und kampffrohen Wikingerlebens und recht eigentlich aus dem innersten Volkswesen der altnordischen Vorzeit gegriffen. Geijer war übrigens nicht nur Dichter und Geschichtsschreiber, sondern auch Komponist und hat mehrere seiner beliebtesten Lieder nach Bellmans Vorbild selber in Musik gesetzt. Man könnte ihn einen Natursänger nennen, wie er denn auch eigentlich kein künstlerisch gebildeter Poet ist. Seine Musik hat stets etwas von dem Geiste der unmittelbaren Eingebung, die so hinreißend sich ausspricht in den naiv-melancholischen Klängen der alten Volksmelodien; „der Köhlerknabe“ ist unter anderen solch eine kleine aus einem Stück gegossene Komposition, in der Musik und Worte aufs innigste harmoniren, und daher ist sie im Vaterlande des Dichters mit Recht ein Lieblingslied für Alt und Jung geworden.

Auch als Historiker und Philosoph hat sich Geijer durch Schrift und Lehre im höchsten Grade verdient gemacht und auf das geistige Leben seines Volkes einen weitgreifenden Einfluss ausgeübt. In seiner politischen Grundanschauung anfangs konservativ, trat er später mit Entschiedenheit zur liberalen Richtung über und wirkte in solchem Sinne widerholt als Mitglied des Reichstages. Archivforschung und Pflege der Musik gingen in seinem Privatleben mit der Ausübung seines akademischen Berufes Hand in Hand. Ein gelungenes Quartett befriedigte und erfreute ihn ebenso sehr wie die wichtigste historische Untersuchung und Entdeckung. Seine poetische Produktivität blieb freilich weiter hinter derjenigen Tegnérs zurück; seine Gedichte, die er selbst als Fragmente der Poesie bezeichnet, machen nur einen mäßigen Band aus, doch wiegt dieser dem Inhalte nach schwer. Von seinem großangelegten Werke über die schwedische Reichsgeschichte erschien nur die höchst geistvolle Einleitung; die kleinere der Heeren- und Ukertschen Sammlung einverleibte schwedische Geschichte reicht bis zum Regierungsantritt Karl X. Gustaf. Dieselbe zeichnet sich durch gediegene Forschung und lapidaren Stil der Darstellung aus. Gehaltvoll sind auch die kleineren Schriften geschichtlichen, philosophischen und ästhetischen Inhalts.

Wegen seines bahnbrechenden Einflusses auf die schöne Literatur Schwedens, nachdem dieselbe Jahrhunderte hindurch von französischem Geschmack beherrscht worden war, darf man ihn, um seinen Namen auf das gehörige Niveau literarhistorischer Geltung zu heben, den Klopstock Skandinaviens nennen. Und auch der von ihm gestiftete „Gotische Bund“ erinnert seiner Tendenz nach an den Göttinger Hainbund, dessen Seele und Ideal der Sänger des Messias war. Freilich sind, um von der weit überwiegenden Bedeutung Geijers als gelehrten Forschers und Schriftstellers zu schweigen, Klopstocks Bardit und Bardenlieder längst veraltet, während die Gesänge des schwe-

dischen Dichters lebendig forttönen im Munde seines Volkes.

Mag immerhin Tegnérs Skaldenharfe, wie Johannes Scherr in seiner Literaturgeschichte sagt, von reicherer Besaitung gewesen sein, als diejenige, auf welcher „Der Wikinger", — „Der letzte Skalde", sowie „Der letzte Kämpe" erklangen, prägnanter als in dem Dichter des Frithjof, dessen glänzende Rhetorik und Bilderpracht immer noch ein französisches Kolorit tragen, stellt sich in Geijer die germanische Eigenart und die sittliche Tiefe urdeutschen Gemütslebens dar. Und dies verpflichtet uns umsomehr zur Festgenossenschaft im Geiste, wenn der altehrwürdige Musensitz auf dem sagenberühmten Fyrisfelde die Gedächtnisfeier eines Dichters und Schriftstellers begeht, welcher dreißig Jahre hindurch seine Zierde war und mit Tegnér zugleich der Stolz seines Landes geworden ist.

Greifswald.

Adolf Häckermann.



Zwei Briefe der Kaiserin Katharina II. von Russland.

2.

Brief der Kaiserin Katharina II. an d'Alembert (1762).

Herr d'Alembert!

Ich habe soeben Ihre an Herrn Odar geschickte Antwort gelesen, in der Sie erklären, die Erziehung meines Sohnes nicht übernehmen zu wollen. Ich sehe wol ein, dass es Ihnen als Philosoph nichts kostet, die sogenannten Herrlichkeiten und Ehren dieser Welt zu verachten. Alles das ist auch in unseren Augen nichtig und ich teile gern Ihre Meinung. Indem ich die Dinge aus diesem Gesichtspunkte betrachte, finde ich nichts Außerordentliches in dem Verfahren der Königin Christine, welches von Vielen so gelobt, von Vielen mit Recht getadelt ist. Doch dazu geboren oder berufen zu sein, für das Wol, ja sogar für die Bildung eines ganzen Volkes zu wirken und dem zu entsagen, heißt, wie mir scheint, der Möglichkeit entsagen, Gutes zu tun, was Ihnen doch so am Herzen liegt. Ihre Philosophie ist auf Menschenliebe begründet; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass Ihre Weigerung, derselben dienen zu wollen (wenn dieses möglich ist), nichts anderes bedeutet, als sein Ziel aus den Augen zu verlieren. Ich kenne Sie so gut als einen rechtschaffenen Menschen, dass ich Ihre Weigerung nicht der Eitelkeit zuschreiben kann; ich weiß, der alleinige Grund derselben ist die Liebe zur Ruhe, die für Ihre gelehrten Beschäftigungen nötig ist, — und die Freundschaft. Was hindert Sie denn aber, mit Ihren Freunden hierher zu kommen? Ich verspreche Ihnen alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die von mir nur abhängen; vielleicht werden Sie hier mehr Ruhe und Freiheit finden, als dort bei Ihnen. Sie lassen sich nicht von den inständigen Bitten des preußischen Königs und von der ihm schuldigen Dankbarkeit verlocken, doch hat der keinen Sohn. Ich gestehe, die Erziehung meines Sohnes liegt mir so sehr am Herzen und Sie sind mir so unumgänglich nötig, dass ich in meinen Bitten vielleicht das Maß überschritten habe. Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit der Ursache wegen, da ich nur aus Achtung vor Ihnen so sehr interessirt bin.

P. S. In diesem ganzen Briefe habe ich nur die Gefühle ausgesprochen, welche ich in Ihren Werken ausgedrückt gefunden habe. Sie werden sich nicht selbst widersprechen wollen.

Katharina.

(Mitgeteilt aus dem Moskauer Archiv von Herrn Staatsrat A. von Wald in Surasch.)



Der älteste Troubadour.

Die Reihe der Troubadours wird an der Scheide des elften und zwölften Jahrhunderts durch einen Mann eröffnet, der im Leben eine angesehene Stellung einnahm und in der Geschichte seiner Zeit eine Rolle spielte. Es ist Graf Wilhelm IX. von Poitiers, der Großvater von Richard Löwenherz.

Wiewol in einem Lande lebend, in welchem Französisch gesprochen wurde, bediente er sich doch für seine Lieder nicht der französischen, sondern der provenzalischen Sprache. Dies kann füglich nur so erklärt werden, dass es damals in Nordfrankreich noch keine Kunstlyrik gab, während im Süden eine solche sich zu entwickeln begann. Daher wählte der dichtende Graf diejenige Sprache, die ihm die ausgebildetere erschien. Er konnte es um so mehr, als die Mundart seiner Heimat an das Grenzgebiet des nord- und südfranzösischen Idioms heranreicht. Wir finden eine analoge Erscheinung in der deutschen Poesie des zwölften Jahrhunderts, indem Dichter des Nordens, zwar ohne ihre heimische Mundart verleugnen zu können, doch sich bestrebten, dieselbe der Sprache des nicht niederdeutschen Gebietes anzunähern, die damals anfing Literatursprache zu werden.

Dass Graf Wilhelm überhaupt der älteste Kunstdichter auf lyrischem Gebiete gewesen, lässt sich nicht behaupten; wir wissen nur von keinem älteren. Eine provenzalische Lyrik von volksmäßigem Charakter ging der Kunstpoesie voraus, und den Zusammenhang mit jener zeigen die Lieder des Grafen noch in ihrer Form, die überwiegend eine rein volksmäßige ist. Nur ein paar Lieder tragen kunstmäßiges Gepräge; unter diesen bezeichnet sich das eine als Canzonetta und hat allein den weiblichen Reim, der sonst dem Dichter noch fremd ist. Dieser Umstand macht die Echtheit des Liedes verdächtig, umsomehr als dasselbe nur in einer Handschrift überliefert ist, die ein entschieden unechtes Lied dem Grafen Wilhelm beilegt. Die Unechtheit des letzterwähnten Gedichtes nachgewiesen zu haben ist ein Verdienst der kleinen Schrift von M. Sachse, die sich mit dem Dichter beschäftigt.*) Freilich hätte

*) Ueber das Leben und die Lieder des Troubadours Wilhelm IX., Grafen von Poitou. Inaugural-Dissertation (Leipziger) von M. Sachse. Leipzig 1882. Schlömp. 8.

hier der Verfasser auf den Umstand Bedacht nehmen sollen, dass der in dem fraglichen Liede vorkommende Name Na Salvatga („Frau Wilde"), mit welchem der Dichter, der Sitte seiner Zeit folgend, die Dame seines Herzens bezeichnet, gerade bei Hugo von S. Cyr vorkommt, dem Herr Sachse mit Recht das Lied beilegt.

Die Lieder des Grafen sind bemerkenswert durch einen hohen Grad von Sittenfreiheit, die durch die geschichtlichen Zeugnisse über sein Leben und seine Denkungsart Bestätigung erhält. Der nackte Cynismus, mit dem hier die anstößigsten Dinge ausgesprochen werden, muss selbst den befremden, der vom Studium der mittelalterlichen Literatur her dergleichen wol kennt. Und nun denke man sich diese Lieder vorgetragen im Kreise von ritterlichen Männern und Frauen — denn dazu waren sie bestimmt —, und man bekommt eine eigentümliche Vorstellung von dem geselligen Tone, der in der damaligen „guten Gesellschaft" üblich oder wenigstens erlaubt war. Indessen, wer deswegen auf das Mittelalter als eine Zeit sittlicher Rohheit verachtend zurückschauen will der erinnere sich an modernere Zeiten, die in Bezug auf Cynismus schwerlich dem Mittelalter nachstanden, nur dass sie dem Nackten ein dürftiges Mäntelchen der Etikette umzulegen wussten.

Heidelberg.

Karl Bartsch.



K. Weiss: Geschichte der Stadt Wien.

Zweite umgearbeitete Auflage. — Wien 1882, R. Lechner. 2 Bände. 33,60 Mark.

Obwol die Anzeige von Schriften lokalgeschichtlichen Inhalts eigentlich nicht in den Rahmen eines Literaturblattes gehört, glaube ich doch diesmal eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Geschichte der alten Kaiserstadt „an der schönen blauen Donau" mit ihrer so bewegten Vergangenheit hat ja ein weit über das Weichbild der Stadt und die Marken Oesterreichs hinausgehendes Interesse, und zwar nicht in politischer Hinsicht allein. Ist doch in der Geschichte der Stadt Wien zugleich auch ein gutes Stück deutscher Geschichte enthalten, und Wien selbst erscheint uns immer als deutsche Stadt und in innigem Zusammenhange mit dem deutschen Reiche. Das vorliegende zweibändige Werk mit seiner Unzahl prächtiger Farbendruckbilder, Holzschnitte, Facsimiles, Photolithographien und Pläne, welches aus der berufenen und bereits vorzüglich bewährten Feder des Archiv- und Bibliothekdirektors der Stadt Wien stammt, verdient daher gewiss auch bei euch „draußen im Reiche", die ihr ja die heitere „Wienerstadt" alle gut leiden möget, bekannt und geschätzt zu werden. Namentlich der zweite Band, welcher die neue Zeit und die Gegenwart behandelt und ein überaus lebhaftes und deutliches Bild von dem Wachsen und Werden der heutigen Stadt, von ihrer räumlichen und architektonischen Entwicklung, von ihrem Aufschwunge auf allen Gebieten und Zweigen des öffentlichen Lebens darbietet, dürfte auch im Auslande mit größtem Interesse gelesen werden; derselbe kann ja zugleich den fremden Besuchern Wiens zur vorbereitenden Orientirung über die wichtigsten Sehenswürdigkeiten und Einrichtungen der Stadt dienen. Der erste Band, welcher die Geschichte der Vorzeit und die mittelalterliche Vergangenheit umfasst, ist insbesondere wertvoll und wichtig für den Geschichtschreiber und Kulturhistoriker, da Karl Weiss, der nicht ohne die gründlichsten Vorstudien an seine Arbeit gegangen ist, wie kein anderer in der Lage war, den reichen Urkundenschatz des städtischen Archivs zu verwerten. Sein Werk ist denn auch bei aller Berücksichtigung der vorhandenen Quellenliteratur, welche sich am Ende des zweiten Bandes zusammengestellt findet, keine Kompilationsarbeit, sondern eine durchaus selbständige Leistung, hauptsächlich bestimmt für das große gebildete Publikum — für die Wiener natürlich zuallererst — und daher auch in populärem, dabei aber doch immer elegantem Tone geschrieben. Die Darstellung ist, diesem Zwecke entsprechend, einfach und anziehend, ohne an passenden Stellen des Schwunges zu entbehren.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nicht nur durch die Beseitigung einzelner Mängel und Irrtümer, sondern auch durch eine vollständige Umarbeitung und Erweiterung der Darstellung. Namentlich die wichtigsten politischen Begebenheiten und die interessantesten Erscheinungen des Kulturlebens sind jetzt ausführlicher behandelt als früher. Im Einklange mit der Behandlung und der Erweiterung der Darstellung stehen die zahlreich beigegebenen Illustrationen, welche, mit Ausnahme der Initialen, durchwegs auf Denkmalen und historischen Studien beruhen. Das ganze Werk macht in seiner gediegenen Ausführung und glänzenden illustrativen wie typographischen Ausstattung einen ungemein gefälligen Eindruck und eignet sich daher ganz vorzüglich zu einem Geschenke.

Wien.

J. C. Poestion.



P. A. Oelrichs: Wörterschatz zur Erlernung der Helgolander Sprache.

Zweite verbesserte Auflage. — Leipzig 1882, C. A. Koch.

Dieser „Wörterschatz" soll den Deutschen, Engländern und Franzosen dienen: ein Anhang enthält „einfache Gespräche und Lesestücke in deutscher und helgolander Sprache." Jeder Kundige, der dies Büchlein zur Hand nimmt, weiß also schon zum Voraus, dass er mit sehr geringen Erwartungen an die Lektüre herantreten muss; wenn er wenig oder gar nichts erwartet, so tut er besser. Wenn man irgend eine

fremde Sprache ohne alle Vorkenntnisse in der Weise schnell und „praktisch“ zu erlernen gezwungen ist, dass man sich in den Phrasen des gewöhnlichen Lebens ohne allen Zeitverlust dürftig verständlich machen kann, so mögen Bücher dieser Art relativ nützlich sein; wer in aller Welt aber kommt in die Lage die verdorbene Sprache der Helgoländer in dieser Ollendorffschen Manier erlernen zu müssen? Und zu welchem Zwecke ist neben die neuhochdeutschen und helgoländer Vokabeln die französische und englische Uebersetzung gesetzt worden? Wie viele Engländer (vollends Franzosen), die etwa um einer Badekur willen einige Wochen auf Helgoland zubringen wollten, kommen wol in die Lage, sich um dieses ruinirte Friesisch zu bekümmern? Das Büchlein kann also nur für Deutsche bestimmt sein, und diesen kann es unmöglich genügen; das gewöhnliche Publikum brauchts überhaupt nicht, und wer gebildet genug ist für dies Idiom ein seltenes Interesse zu haben, kann mit dem Buche nichts anfangen. Denn nicht einmal der Schatten einer Formenlehre ist vorhanden; der Leser soll sich also aus einigen hundert Vokabeln, einigen Gesprächen und einigen Anekdoten eine Grammatik selbst konstruiren. Und wären diese Anekdoten und Gespräche noch wenigstens den helgoländer Lebenskreisen entnommen! Da deren Wortvorrat naturgemäß ein beschränkter ist, so muss sich der Verfasser oft genug mit ungeschickten Umschreibungen und Neologismen behelfen.

Wenn das Buch doch ein Verdienst hat, so kommt dasselbe dem ungeschickten Verfasser nicht zu gute. Wir finden nämlich eine Reihe von Vokabeln, die weder den älteren und modernen niederdeutschen Dialekten noch auch dem Englischen angehören und selbst z. B. in Richthofens altfriesischem Wörterbuche nicht zu finden sind. Hat der Verfasser wissenschaftliche Bildung, so kann er hier ein weites und nicht unwichtiges Feld der Tätigkeit vorfinden; es wäre wol der Mühe wert nachzuweisen, aus welchen Elementen das helgoländer Idiom gemischt ist und wie es sich den niedersächsischen Dialekten gegenüber verhält.

Berlin.

L. Freytag.

Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien. Von Wilhelm Joest.

Köln 1883, M. Du Mont-Schauberg.

Im Jahre 1878 wurde ich auf meinem weit von der Heerstraße entfernt liegenden Wohnsitz im brasilianischen Urwalde durch den Besuch zweier Landsleute erfreut, welche den amerikanischen Kontinent von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durchkreuzt hatten und nun quer durch Paraguay und die argentinischen Missiones in unsere schöne Provinz Rio Grande do Sul gezogen kamen, um die deutschen Kolonien daselbst kennen zu lernen. Da ich gerade eine Vermessung im Urwalde vornehmen wollte, so schlossen sich die Herren der Expedition an und die Abende am Lagerfeuer gaben ihnen Gelegenheit, mir ein farbenreiches Bild von den Gegenden, welche sie durchstreift hatten, zu entwerfen. Besonders lebhaft und fesselnd wusste einer von ihnen, Herr Wilhelm Joest aus Köln, zu erzählen und sein unerschöpflicher Humor verstand es, selbst dem Unangenehmen in seinen Reiseerinnerungen irgend eine heitere Seite abzugewinnen. Lange dauerte unser fröhliches Beisammensein freilich nicht. Die wackern Reisenden zogen nach einigen Tagen westwärts durch Argentinien über die Kordilleren nach der Westküste, und ich kehrte in die so lange Jahre entbehrte deutsche Heimat zurück. Wie angenehm überrascht war ich aber, als ich dort später von Herrn Joest einen Brief aus Ceylon erhielt, wohin er sich begeben, nachdem er zuvor noch den afrikanischen Kontinent besucht und die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz in Afghanistan in Augenschein genommen hatte. Mit derselben Frische, die ich bereits drüben in Brasilien an ihm hatte schätzen lernen, schilderte er mir nun asiatische Zustände und war sogar so liebenswürdig, mir auch von seinen ferneren Reisestationen aus zu schreiben. Er war der erste Europäer, welcher von dem jungen König von Birma nach dem schrecklichen Familienmassacre, das dieser hatte anrichten lassen, in Audienz empfangen wurde, welche Episode er später in höchst interessanter Weise in der Kölnischen Zeitung geschildert hat, er auch besuchte den König von Siam und andere indische Potentaten, studirte die Sitten der Eingebornen auf den Sundainseln, besuchte unter manchen Fährlichkeiten die Molukken, die Philippinen und die Insel Formosa, lernte China und Japan gründlich kennen und trat endlich am 4. Juni 1881 von Wladiwostock aus die Ueberlandreise quer durch Asien in die Heimat an, wozu er unter Zurücklegung einer Strecke von 15,045 Klm. nur 64 Tage gebrauchte.

Das vorliegende Buch ist nun die Beschreibung dieser ungewöhnlich raschen Reise und schildert die noch wenig bekannten asiatisch-russischen Zustände in so unterhaltender Weise, dass die Lektüre desselben wol jedem Leser einen hohen Genuss gewähren wird. Die Sprache ist hübsch und fließend, die Darstellung knapp und abgerundet und überall von dem frischen Hauch eines natürlichen Humors durchweht, so dass selbst diejenigen Leser, welche sonst wenig Sinn für geographische und ethnographische Darstellungen haben, sich durch die Lektüre in hohem Grade angezogen und ihre Länder- und Völkerkunde durch dieselbe sehr wesentlich erweitert sehen werden. Das Urteil des Herrn Joest über fremde Länder, Völker und Sitten ist aber um so beachtenswerter, als er nicht, wie so viele Reisende, nur das Land, welches er beschreibt, sondern fast alle Länder unseres Planeten hat kennen lernen und daher auch ganz besonders befähigt ist, Vergleiche anzustellen, welche geeignet sind, falsche Anschauungen zu beseitigen. Möchte das Buch zahlreiche Leser finden. Es ist dessen in jeder Hinsicht würdig.

Leipzig.

A. W. Sellin.

Literarische Neuigkeiten.

In der bekannten Biographie der Sammlung „*English-men of letters*“ erscheint der Band „Macaulay“ von J. C. Morison. — London, Macmillan. $2^1/_2$ sh.

H. Frischbier: Preußisches Wörterbuch, Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. Die vierte Lieferung des von uns ebenfalls wiederholt rühmend erwähnten Lexikons ist erschienen (Gnager — Jungfergras), und an dieser Stelle mag der erneute Hinweis und damit die erneute Empfehlung genügen. Das Werk ist schon deshalb auch für allgemeiner Gebildete ungewöhnlich interessant, weil sich in Ost- und Westpreussen wol mehr als anderswo slavische und deutsche Wörter der verschiedenartigsten Dialekte gekreuzt haben.

Dr. M. Wolff Bidrag till Filosofiens historia, med särskildt hänseende till den judiska Religionsfilosofien. Stockholm 1882. — Der Verfasser giebt in kurzen Zügen eine charakterisirende Darstellung der jüdisch-arabischen Philosophie des Mittelalters, besonders der Lehren eines Saadia, Ibn Daud, Maimonides, und ein Bild der griechischen Philosophie bis auf Aristoteles. Er hat für das gebildete Publikum im allgemeinen geschrieben, doch auch Philosophen von Fach werden, besonders im ersten Teil seines Buches, manches finden, das ihr Interesse erregen dürfte.

Von Felix Dahns „Felicitas“ erscheint eine dänische Uebersetzung durch Professor Magnussen, der auch Scheffels „Ekkehard“ und Dahns „Kampf um Rom“ ins Dänische übersetzt hat.

Wir machen auf eine äußerst lesenswerte kleine Schrift in der bekannten „Virchow-Holtzendorff'schen“ Sammlung aufmerksam: Franz von Holtzendorff, „Die Idee des ewigen Völkerfriedens“. — Berlin, C. Habel.

Von Valfrid Vasenius, Dozent an der Universität zu Helsingfors ist soeben ein höchst interessantes Werk: Henrik Ibsen, ett Skaldeporträtt“ (Stockholm, Jos. Seligmann) erschienen, welches die Entwickelung dieses Dichters und eine eingehende Besprechung seiner einzelnen Dramen enthält. Der Verfasser bereitet eine deutsche Ausgabe vor.

Von Professor Fr. Kaulen erscheint in der Sammlung „Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“: „Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen“, (in zweiter Auflage). Ein nicht nur Fachmännern, sondern auch für historisch und philologisch einigermaßen gebildete Laien verständliches, sehr anregendes Werk, in klarer Sprache und mit vollständiger Beherrschung des schwierigen, noch in der Sichtung begriffenen Stoffes geschrieben. — Freiburg i. B., Herder. 4. M.

Den Freunden der liebenswürdigen englischen Schriftstellerin Maria Edgeworth wird es angenehm zu hören sein, dass eine lesenswerte Biographie derselben erschienen ist von Grace A. Oliver. Ein mit großer Liebe geschriebenes, sehr anziehendes Buch. — Boston, A. Williams & Co.

Dem „Echo“ zufolge hat die Weihnachts-Nummer der bekannten illustrirten Wochenschrift *The Graphic* 420000 Mark gekostet! — Es klingt sehr schön, aber — wir glauben es nicht.

Gedruckter Unsinn.

„Wer nicht in das Schauen eines Platon, in die Erkenntniskritik eines Kant, in die Weisheit eines Schopenhauer, in das Prinzip des Unbewussten eines von Hartmann, in die Erlösungsphilosophie eines Mainländer eingedrungen ist, dem wird die Tiefe der Grundidee der Tristandichtung nicht zugänglich sein.“

Solches steht auf Seite 108 eines Buches des grimmen Edmund von Hagen: „Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagnerischen Kunst.“ Jetzt wird es vielleicht Manchem klar werden, warum Wagner ihm nun einmal „nicht zugänglich“ werden will.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Edmund Aelschker: Geschichte Kärnthens. Lieferung 1 und 2. — Klagenfurt, Joh. Leon.

Gerhard von Amyntor: Der neue Romanzero. Zweite durchgesehene Auflage. — Hamburg, J. F. Richter.

Gerhard von Amyntor: Für und über die Frauen. Neue hypochondrische Plaudereien. Mit einer Originalzeichnung von H. Dietrichs. — Hamburg, J. F. Richter.

F. Anstey: Vice versa. — Asher's Collection. — Hamburg, Grädener & Richter. 1,50 M.

Louis Blanc: Histoire de la Constitution du 25 Février 1875. — Paris, Charpentier. 3,50 Fr.

Camille Cavour: Lettere edite ed inedite. Erster Band. — Turin, Löscher. 8 L.

Dictionnaire de pédagogie et d'instruction primaire. Publié sous la direction de F. Buisson. — Paris, Hachette.

Wilhelm Engelmann: Bibliotheca scriptorum classicorum. Achte Auflage, umfassend die Literatur von 1700 bis 1878, neu bearbeitet von Dr. D. Preuß. II. Abteilung: Scriptores latini. — Leipzig, W. Engelmann.

Erckmann-Chatrian: Ausgewählte Werke. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. — Stuttgart 1882, Rieger. Lieferung 25—32.

A. Godin: Mutter und Sohn. Roman in 2 Bänden. — Leipzig, Ernst Keil. 6 M.

Julius Grosse: Gedichte. In neuer, durchgesehener und vermehrter Auswahl. Mit einer Zuschrift von Paul Heyse. — Berlin, G. Grote.

John Habberton: The Bowsham Puzzle. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

Ferdinand von Hiller: Goethes musikalisches Leben. — Köln, Du Mont-Schauberg. 1,50 M.

Maurus Jókai: Ein Spieler, der gewinnt. 2 Bände. — Berlin, Janke. 16 M.

Heinrich Kruse: Alexei. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Leipzig, S. Hirzel.

Hermann Kuhn: Französische Zustände der Gegenwart. — Freiburg i. B., Herder. 3 M.

Rudolf Kulemann: Golo. Eine Tragödie in fünf Akten. — Dresden, R. Barth & Cie.

J. E. Kuntze: Römische Bilder aus alter und neuer Zeit. — Leipzig, J. Naumann. 4 M.

H. von Lankenau: Ophelia. Ein Roman aus der vornehmen russischen Gesellschaft. — Wiesbaden, Feller & Gecks. 5 M.

Max Ring: Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. 1. und 2. Lieferung. — Leipzig, Schmidt & Günther. 1 M.

Hermann Roskoschny: Russland. Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben. — Leipzig, Gressner & Schramm. 1. Bd. Lfg. 4 und 5 à 1 M.

Robert Rössler: Aus Krieg und Frieden. Schlesische Gedichte. Zweite, stark vermehrte Auflage. — Breslau, Trewendt. 2 M.

Ferdinand von Saar: Drei neue Novellen. (Vae victis! — Der „Excellenzherr.“ — Tambi.) — Heidelberg, G. Weiß. 3 M.

J. H. Schwicker: Geschichte der österreichischen Militär-Grenze. — Teschen, Prochaska. 9 M.

P. Wennemar: Der Postillion. Ein livländischer Roman. 3 Bände. — Dresden, Minden. 12 M.



Sprechsaal des „Magazins“.

Herr Dr. Franz Hirsch (Leipzig), Schriftführer des „Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes“ teilt der Redaktion des „Magazins“ mit, dass eine Stelle des Artikels von Eduard Engel in No. 53, über die Frage der Reichsbibliothek, falsch verstanden werden könne, als sei nichts von anderer Seite als von Herrn Dr. Kehrbach in der beregten Frage geschehen. Vielmehr habe auf Antrag

Herrn Johannes Proelss auf dem Schriftstellertage in Weimar der Schriftstellerverband in einer Eingabe an den Reichskanzler behufs Gründung einer deutschen Reichsbibliothek petitionirt. Diese Eingabe hatte Herrn Dr. Franz Hirsch zum Verfasser.

Indem wir diese sehr interessante und wertvolle Eingabe nachstehend abdrucken, bemerken wir, dass der Verfasser des Artikels über die „andere Seite der Erwerbung der Hamilton-Sammlung" in No. 53 des „Magazins" (1882), wie wir bestimmt von ihm versichern können, die Tätigkeit des Schriftstellerverbandes in der Richtung sehr wol gekannt hat; sein Zusatz „wenigstens von amtlicher Seite ist bisher nichts für die Sache geschehen" deutet darauf hin, dass er vorwiegend die Untätigkeit der regirenden Kreise dabei im Auge gehabt hat.

Vielleicht erklärt sich übrigens die Erfolg- und Antwortlosigkeit der Eingabe an den Herrn Fürsten Reichskanzler dadurch, dass dieselbe in der altnationalen Schrift des deutschen Volkes, nämlich der lateinischen, abgefasst war!

Und nun die Eingabe selbst:

Eingabe an des
Herrn Reichskanzlers Fürsten von Bismarck Durchlaucht.

Ew. Durchlaucht

beehren sich die ergebenst Unterzeichneten nachstehendes Gesuch zur geneigten Berücksichtigung ehrerbietigst zu unterbreiten:

Die große Bedeutung des Bibliothekenwesens für die geistige Kultur des deutschen Volkes ist eine anerkannte Tatsache. Jede im Druck erschienene Schrift, vom umfangreichsten wissenschaftlichen Werk bis zum kleinsten ephemeren Flugblatte, repräsentirt eine Aeußerung des geistigen Lebens der Nation und ist als ein kulturhistorisches Zeugnis der Zeitbewegung zu betrachten. Dieser Auffassung hat auch Seine Majestät der Kaiser seiner Zeit Ausdruck gegeben, als er nach seiner Rückkehr aus dem letzten glorreichen Feldzuge eine Sammlung von Schriften, Drucksachen, Zeichnungen u. s. w., welche sich auf den französisch-deutschen Krieg beziehen, anlegen und der Königlichen Bibliothek in Berlin überweisen ließ. Das geeinigte Reich ist jetzt im Begriff, eine Ruhmeshalle für die Trophäen deutscher Siege zu errichten; ein nicht minder wichtiges und zeitgemäßes Unternehmen würde die Errichtung einer Ruhmeshalle für die Siegeszeichen des deutschen Geistes und zugleich eines dauernden Denkmales geistiger Einheit, nämlich einer deutschen Reichsbibliothek als eines Zentralpunktes für die Erzeugnisse der deutschen Nationalliteratur sein.

Das Bedürfnis einer öffentlichen deutschen Nationalbibliothek, welche die vollständige literarische Produktion eines jeden Jahres pflichtmäßig aufzunehmen und zu bewahren hätte, ist seit lange in gelehrten wie in literarischen Kreisen empfunden worden. Für eine derartige Reichsbibliothek nahm zuerst der Hallische Bibliothekar Dr. Karl Kehrbach in der Presse das Wort und auf dem Schriftstellertage des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes in Weimar (26. September 1880) wurde der einstimmige Beschluss gefasst: an Ew. Durchlaucht das ehrerbietige Gesuch zu richten, eine deutsche Reichsbibliothek begründen zu wollen. Als Mandatare des deutschen Schriftstellertages bringen die Unterzeichneten dieses Gesuch vor Ew. Durchlaucht mit der ergebenen Bitte, bei dem hohen Bundesrat bez. dem Reichstage das Erforderliche gütigst veranlassen zu wollen.

Ew. Durchlaucht möge gestatten, die Motive unseres Gesuches in Kürze darzulegen:

In einigen deutschen Staaten hat das Bibliothekswesen erfreuliche Resultate aufzuweisen, im Allgemeinen aber muss die bei Gelegenheit der Pressgesetzberatungen (1874) von dem Reichstagsabgeordneten Professor Dr. von Schulte aufgestellte Behauptung, dass unser Bibliothekswesen gegenüber dem anderer Staaten zurückstehe, mit vollem Recht bestehen bleiben. Keine deutsche Bibliothek enthält auch nur annähernd die vollständige Literaturproduktion gewisser wichtiger Zeiträume, geschweige denn die gesamte Produktion der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Der Grund dieses Misstandes liegt darin, dass unsere großen Bibliotheken meist aus einseitigen gelehrten Gesichtspunkten geleitet werden, von welchen aus wol die Interessen wissenschaftlicher Spezialitäten, nicht aber die der Nationalliteratur, insbesondere der schönen Literatur gepflegt werden. Ursprünglich sind die Bibliotheken aus dem Bedürfnis entstanden, diejenigen Schriften, welche man lesen wollte, auch zu haben. Jeder kaufte also das an, was er sich für notwendig hielt, und für eine öffentliche Bibliothek wurde ebenfalls das angekauft, was für wichtig und wertvoll zu studiren galt. Jeder Bibliothekar wählte demnach aus der erscheinenden Literatur nur das aus, was er für das Beste hielt. Jetzt aber sehen wir in einer Bibliothek noch ein ganz anderes Objekt. Die Bibliotheken sollen nicht blos das enthalten, was wir um seines eignen Wertes willen lesen wollen, sondern auch, was wir kennen wollen, weil es produzirt worden ist, kurz sie sollen ein Repertorium des Volksgeistes und seiner Erzeugnisse sein. Eine Bibliothek war bisher eine Werkstätte, in welcher man gewisse Werkzeuge aufbewahrte, um gewisse Dinge zu produziren. Aber Kenntnis des Volksgeistes und seine Geschichte zu produziren, diesen Zweck hatte man nicht, folglich brauchte man das Mittel nicht. Jetzt aber ist die literarische Produktion einer Zeit ihr geistiges Gewissen geworden.

Andere Nationen haben die unsrige in der musterhaften Organisation und im rechten Verständnis des Bibliothekswesens längst übertroffen. Die Nationalbibliotheken in Paris und Washington und selbst in Petersburg, vor allem aber die englischen Bibliotheken, sind von uns unerreichte Muster. Was auch der Engländer innerhalb der verschiedensten Literaturzweige seines Vaterlandes für Studien machen will, er darf hoffen, das größte und das kleinste literarische Dokument, das in seinem Vaterlande gedruckt wurde, vorzufinden. Er brauche ein großartiges Prachtwerk, er brauche die kleinste Wochenschrift des unbedeutendsten englischen Ortes, er brauche den Wahlaufruf einer politischen Partei, oder er schreibe Theatergeschichte und suche einen Theaterzettel, — er findet alles vor und zwar nicht nur in der einen Bibliothek des British Museum, nein, in den 5 Hauptbibliotheken seines Landes. Da ist keine wissenschaftliche, keine politische, soziale, keine merkantilische etc. Richtung in dem Geistesleben seines Volkes, der er nicht, sobald sie sich in irgend welcher Form durch die Typographie manifestirt hat, bis ins kleinste Detail folgen könnte.

Diese absolute Vollständigkeit, welche die musterhaften Bibliotheken des Auslandes hinsichtlich der Literatur ihres Vaterlandes aufweisen, ist den deutschen Bibliotheken ganz fremd und so mancher deutsche Gelehrte muss in Paris und London nach deutschen Schriftwerken suchen, die er in seinem Vaterlande nicht findet.

Dem Mangel an Pietät für die Früchte des deutschen Geisteslebens soll — das ist unser Gesuch an Ew. Durchlaucht — durch eine bibliothekarische Sammelstätte abgeholfen werden, durch die es den spätern Geschlechtern vergönnt wäre, sich ein plastisches Bild über unsere Kultur verschaffen zu können. Oft bereits hat in Deutschland der Staat wissenschaftliche Aufgaben übernommen und treu gehegt; wir erinnern an das archäologische Institut in Rom, die Monumenta Germaniae, die Ausgrabungen in Olympia. So dürfte denn auch die Errichtung einer deutschen Reichsbibliothek des deutschen Reiches und seiner hohen Kulturbedeutung würdig sein.

Um die Begründung der Reichsbibliothek zu ermöglichen, dürfte — ohne dass wir der hohen Einsicht Ew. Durchlaucht vorgreifen wollen — der Vorschlag in Erwägung zu ziehen sein, den deutschen Buchhandel zur Abgabe von Pflichtexemplaren auf gutem haltbaren Papier an die Reichsbibliothek gesetzlich anzuhalten. In England müssen von jeder Druckschrift fünf Exemplare auf gutem Papier und gut eingebunden an die fünf Hauptbibliotheken des Landes abgeliefert werden. In Frankreich müssen zwei Exemplare dem Ministerium des Innern eingesandt werden. In Italien verlangt das Gesetz zum Schutze der Urheberrechte an Geisteswerken vom 25. Juni 1865 die Einlieferung von drei Exemplaren jedes Werkes an den Präfekten der Provinz. In Oesterreich müssen auf Grund des § 18 des Pressgesetzes vom 17. Dezember 1862 von jeder Druckschrift vier Freiexemplare sc. Pflichtexemplare der Regierung abgegeben werden. Dabei herrscht die Einschränkung, dass bei Werken von sehr kostspieliger Ausstattung auf Verlangen des Verlegers eine Vergütung von 50% des Ladenpreises gewährt wird. In Amerika müssen zwei Freiexemplare innerhalb der zehn ersten Tage nach dem Erscheinen auch von den kostbarsten Werken an den Bibliothekar des Kongresses in Washington eingeschickt werden. Im Falle einer Verspätung oder Unterlassung tritt Strafe ein.

Es kann demnach in Deutschland an die Errichtung einer Reichsbibliothek wol nur dann gedacht werden, wenn die in England etc. bestehenden Einrichtungen acceptirt wer-

den. Es muss also im deutschen Pressgesetze die Einlieferung eines Freiexemplares von jeder beliebigen, auch der nicht im Buchhandel erscheinenden Druckschrift vorgeschrieben sein.

In obigen Darlegungen glauben wir Ew. Durchlaucht die Motive mitgeteilt zu haben, welche uns zu der hier nochmals wiederholten ganz ergebenen Bitte an Ew. Durchlaucht bewegen:

> Ew. Durchlaucht wolle gütigst die erforderlichen Schritte zur Begründung einer Deutschen Reichsbibliothek tun, in welcher alle Erzeugnisse des deutschen Geistes, soweit sie auf typographischem Wege hergestellt und für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, eine gesetzmäßige Sammelstelle finden, welche eventuell die künftige Königliche Bibliothek in Berlin, deren umfassender Neubau dem Vernehmen nach beabsichtigt wird, sein könnte.

Indem wir unsere Bitte dem hohen Wolwollen Ew. Durchlaucht empfehlen, verharren wir in höchster Ehrerbietung

Leipzig, 30. März 1881.

Ew. Durchlaucht gehorsamster

Vorstand des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Dr. Friedrich von Bodenstedt-Wiesbaden. Dr. Rudolf Doehn-Dresden. Dr. Ernst Eckstein-Leipzig (Schatzmeister). Dr. Friedrich Friedrich-Leipzig (Vorsitzender). Professor Dr. Richard Gosche-Halle. Dr. Franz Hirsch-Leipzig (Schriftführer). Dr. Edmund Hoefer-Stuttgart. Dr. Robert Keil-Weimar. Dr. Hermann Kletke-Berlin. Dr. August Lammers-Bremen. Dr. Heinrich Laube-Wien. Professor Dr. Moritz Lazarus-Berlin. Dr. Johannes Nordmann-Wien Dr. Hermann Presber-Frankfurt a/M. Emil Rittershaus-Barmen. Rechtsanwalt Albert Traeger-Nordhausen. Oberlandesgerichtsrat Ernst Wichert-Königsberg i/Pr.

Bei **Wilhelm Friedrich** in Leipzig erschien:

Jehovah

von

Carmen Sylva.

(Königin Elisabeth von Rumänien.)

In 8 auf holl. Büttenpapier mit Kopfleisten eleg. in Kalbleder geb. M. 5.—.

Dieses Werk der königlichen Dichterin behandelt die Sage von Ahasver und schildert die endliche Versöhnung mit Gott und den Tod des „Ewigen Juden" in ergreifender, höchst poetischer Darstellung.

In Kürze erscheint von derselben hohen Verfasserin in gleichem Verlage das neueste Werk:

Pelesch-Märchen

in 8. Mit Illustrationen eleg. br. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.20.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen.

Soeben erschienen:

BAND I.
Geschichte der französischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
Eduard Engel.
34 Bogen Gross Oktav in eleg. Ausstattung br. M. 7.50. eleg. geb. M. 9.—.

BAND II.
Geschichte der polnischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
Heinrich Nitschmann.
32 Bogen Gross Oktav in eleg. Ausstattung br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—.

Demnächst erscheinen in completten Bänden:

BAND III.
Geschichte der italienischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
C. M. Sauer.

BAND IV.
Geschichte der ungarischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
Gustav Heinrich.

Der V. Band wird in Lieferungen, deren erste Anfang Februar erscheint, veröffentlicht, und enthält derselbe:

Geschichte der englischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
Mit einem Anhange: **Die amerikanische Litteratur**
von
Eduard Engel.

In ca. 10 Lieferungen à 75 Pfge. und nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes schon jetzt Bestellungen darauf entgegen.

Leipzig. Königl. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich.**

PRUSIAS von ERNST ECKSTEIN

Neuer Roman aus der römisch. Geschichte. Ersch. vom Januar ab in Schorers Familienblatt (bisher Deutsches Familienbl.) Preis vierteljährl. M. 1.60. in Heften zu 50 Pf. Man abon. in all. Buchhandl. u. auf d. Post. Probenummern gratis franko. Verlag v. J. H. Schorer, Berlin S. W.

Deutsches Dichterheim.

Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik,
herausgegeben von **Paul Heinze.**

Diese Zeitschrift, welche während ihres ziemlich dreijährigen Bestehens sich zu einem literarischen Organ ersten Ranges emporgeschwungen hat, zählt zu ihren Mitarbeitern die namhaftesten Dichter und Kritiker der Gegenwart, als:
Karl Bartsch, Viktor Blüthgen, Friedrich von Bodenstedt, Felix Dahn, Georg Ebers, Karl Emil Franzos, Emanuel Geibel, Karl Gerok, Julius Grosse, Klaus Groth, Robert Hamerling, Wilhelm Jensen, Gottfried Kinkel, Hermann Lingg, Hieronymus Lorm, Alfred Meissner, Albert Moeser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, Adolf Friedrich Graf von Schack, Friedrich Spielhagen, Julius Sturm, Carmen Sylva, Albert Träger, Robert Waldmüller, Feodor Wehl u. A.

Das „Deutsche Dichterheim" hat sich in erster Linie die Aufgabe gestellt, gegen den üppig wuchernden poetischen Dilettantismus entschieden Stellung zu nehmen, andrerseits aber die bedauerliche Gleichgiltigkeit, welche das Publikum heutigen Tages allen Erscheinungen auf lyrischem Gebiete zäh entgegensetzt, zu brechen und gleichzeitig allen in weiteren Kreisen noch wenig bekannt gewordenen lyrischen Talenten einen ehrenvollen Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen.

Die in unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangenden Beiträge bestehen aus Gedichten, Novellen, kulturhistorischen Skizzen, literarischen Essays, ästhetischen Studien, biographischen Charakteristiken, satirischen Plaudereien und literarisch-kritischen Revuen und ermangelt dieselbe bei der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes gewiss nicht des allgemeinsten Interesses.

Das „Deutsche Dicherheim" erscheint monatlich 2 mal in der Stärke von 16—24 Seiten. Abonnementspreis: 5 Mark halbjährlich. Probenummern gratis durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der **Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Fluch der Liebe!
Novellen von **George Allan.**
In 8. eleg. br. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—

Schach von Wuthenow.
Erzählung a. d. Zeit des Regiments Gensdarmes von **Theodor Fontane.**
Zweite Auflage. In 8. eleg. br. M. 5.—.

Die Schlossfrau.
Roman von **Friedrich Friedrich.**
3 Bde. In 8. eleg. br. M. 12.—.

Ausgetobt.
Roman von **Hermann Heiberg.**
2 Bde. In 8. eleg. br. M. 8.—.

Kreuziget ihn!
Welsche Reiseabenteuer von **Rudolf Kleinpaul.**
Zweite Auflage. In 8. eleg. br. M. 4.—

Der Tusker.
Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius von **Erich Lilsen.**
2 Bde. in 8. eleg. br. M. 8.—.

Jacob und Wilhelm Grimm!

Freundesbriefe von Wilhelm u. Jacob Grimm. Mit Anmerkungen herausgegeben von **Dr. Alexander Reifferscheid.** Mit einem Bildniss in Lichtdruck von Wilhelm und Jacob Grimm. Geh. M. 4.—

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedr. David Graeter aus den Jahren 1810—1813. Herausgegeben von **Hermann Fischer.** Geh. M. 1.60.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, und einem Anhang von der Berufung der Gebrüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von **Dr. Camillus Wendeler.** Mit einem Bildniss (Meusebachs) in Lichtdruck. Geh. M. 11.50.

Neu!

Briefe von Jacob Grimm an Hendrik Willem Tydemann. Mit einem Anhange und Anmerkungen herausgegeben von **Dr. Alexander Reifferscheid,** ordentl. Professor der deutschen Philologie zu Greifswald. Geh. M. 3.60.

Verlag von Gebrüder Henninger in Heilbronn.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs 1883 ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit, und zwar ebenso anregend als massvoll bespricht. Seit langen Jahren hat sich ihre Lektüre jedem, welcher den Bewegungen der deutschen Literatur im Zusammenhange folgen will, zum Bedürfnis gemacht, sodass namentlich kein Journalcirkel, kein Leselocal sie entbehren kann.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Ein jüngerer Lehrer und Schriftsteller sucht, um sich ausschliesslich lit. Arb. widmen zu können, Stellung an einer Zeitung. Gefl. Off. sub **H. c. 06908** an **Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Das Magazin
für die Literatur des In- und Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an.
Zusendungen wie Briefe für die Redaktion sind franco an Herrn Dr. Eduard Engel, Berlin W., Lützow-Ufer 11; für die Expedition an die Hof- und Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu richten.
Anzeigen werden die 3spalt. Nonpar.-Zeile mit 30 Pf. berechnet.

Für die Redaction verantwortlich:
Dr. Eduard Engel in Berlin.
Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**
Druck von **Emil Herrmann senior in Leipzig.**

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 20. Januar 1883.	Nr. 3.

Inhalt:

Aus den „Erinnerungen“ von Madame Joubert an Heinrich Heine.

III.

Nachdruck verboten!

Blasse Frauen mit regelmäßigen Gesichtszügen und einer etwas gespenstischen Schönheit zogen ihn ganz besonders an; ebenso konnte ihn ein eigentümliches etwas sphinxartiges Gesicht interessiren. Gerade damals erregte eine berühmte Persönlichkeit dieser Art großes Aufsehen, der man den Namen der Königin Pomare beigelegt hatte.

Heines Witz war unerschöpflich, kam er auf sie zu sprechen. Doch die Leidenschaft, welche ihn tötete, war jenes junge Mädchen, das später seine Gattin wurde. Sie hatte ein volles rundes Gesicht, große schwarze Augen, reiches Haar, schöne weiße Zähne in einem stets lachenden Munde, üppige Formen, der wahre Typus einer Pariser Arbeiterin mit aristokratischen Händen. Besonders übte der Ton ihrer Stimme einen wahren, sich stets gleichbleibenden Zauber auf Heine aus; er spielte beständig darauf an und während seines langen Todeskampfes wiederholte er mir öfters, dass diese Stimme seine Seele wieder ins Leben zurückgerufen hätte in dem Moment, „wo diese ihren Flug nach den unbekannten Gefilden unternehmen wollte“. Mir schien die Stimme der jungen Frau eine wahre Grasmückenstimme, der die Mitteltöne gänzlich fehlten, und die immer ihre Stimme in die Höhe schraubte, da sie so ihres Erfolges sicher war; man hätte den Kranken sehen müssen, wenn zufällig der helle Klang dieser Stimme aus dem Vorzimmer zu uns drang, wie er plötzlich mit seiner Rede innehielt, dann mit wolgefälligem Lächeln dem Tone nachlauschte, bis er verklang.

Obgleich fern der Welt, nur von sich lebend, war nichts leichter, als mit ihm eine lebhafte Unterhaltung zu führen; alles, was er geschrieben, sei es in Poesie, sei es in Prosa, bildete eine Gallerie lebender Bilder in seinem Gedächtnis.

Kam die Rede auf irgend eine solcher Erinnerungen, so nahm er die nämliche Idee unter einer beschreibenden Form wieder auf, als stände die Wirklichkeit lebendig vor seinen Augen, dann führte er weitere Erörterungen und Nebenumstände, die der Anforderung der Kunst hatten geopfert werden müssen, hinzu. Außerdem besaß er ein fabelhaftes Gedächtnis, das treu jeden Gedankenblitz seines Geistes, seit er auf der Welt war, bewahrte.

Eine seiner Hauptbeschäftigungen während seiner gezwungenen Gefangenschaft war das Lesen von Reisebeschreibungen. Es waren aber nicht die wissenschaftlichen Entdeckungen, die ihn ansprachen, sondern vielmehr die merkwürdigen fremdartigen Sitten und Gebräuche der Menschen, die seltenen Thiere, und alles, was die Religion der fernen Völker betraf. Zum Zeitvertreib ließ er sich auch alle Romane von Alexander Dumas vorlesen: „Dieser Mulatte amüsirt mich,“ rief er mit entzückter Miene; *„c'est étrange, mais son imagination repose la mienne!“*

Nachdem man sich zwanzig Jahre lang, so zu sagen stillschweigend, von Heines Werken genährt hatte, sahen sich die Schriftsteller, welche häufig Stellen seiner Schriften anführten, wol genötigt, seinen Namen zu nennen. Seine Reisebilder, übersetzt und veröffentlicht, Artikel von ihm, die in der *Revue*

des deux mondes erschienen, hatten nach und nach das französische Publikum mit dieser in Deutschland so berühmten Persönlichkeit bekannt gemacht. Er selbst war sehr gespannt auf alles, was man von ihm und seinen Werken sagte, auch unterließ ich nie ihn davon in Kenntnis zu setzen, sowie ich irgend etwas erfuhr; so fand ich Gelegenheit ihm öfters Théophile Gautier zu nennen, der in der Tat die Poesien wie den Geist des berühmten Schriftstellers sehr bewunderte.

„Ja," pflegte Heine zu sagen, „der Théo ist eine redliche Seele und fühlt, glaube ich, wirklich Freundschaft für mich." Dann nach einer Pause:

„Bei dem bin ich ruhig, der verdirbt nicht, was er anrührt; wenn der mich hätte übersetzen können!"

„Aber Sie haben ja Gérard de Nerval!"

„Ich habe ihn, ich habe ihn .... das ist ganz gut gesagt, wenn ich ihn habe; aber man weiß nicht mehr, wo man ihn fassen kann, und denken Sie sich, meine liebe Freundin (hierbei hob er seinen Kopf etwas vom Kopfkissen in die Höhe) ja! denken Sie sich, dass meine Schriften zusammengeknittert in seiner Rocktasche weilen!" (Sein Kopf sank mutlos in die Kissen zurück).

„Sie können aber auch nicht von einem Manne, der keine Wohnstätte hat, verlangen, dass er eine Briefmappe besitzt, mein armer Heine!"

„Oh! kleine Fee, warum können Sie kein deutsch bei Ihnen wären meine Verse in sicheren Händen; jetzt dagegen, nachdem ich sie Tag und Nacht in meinem Kopfe bewahrte, muss ich dieselben, Sie wissen wohl wem? diktiren. Sie erraten die Gefahr!"

Dieser Gedanke wurde von einem Geächze begleitet, wie der stechendste Körperschmerz ihm solches kaum zu entreißen vermochte. Sehr misstrauisch von Natur, war er es doppelt in Beziehung auf seinen Sekretär. Konnte dieser nicht seine Verse abschreiben und dieselben nach Deutschland schicken, sie zu verkaufen?... Zuweilen entschloss er sich dann, einen sehr dummen zu nehmen in der Hoffnung, dass derselbe nicht den Wert des Diktirten zu würdigen verstände, aber die steten Schnitzer zwangen ihn sehr bald, sein System zu ändern. Rundweg wies er alle jüdisch-deutschen Bewerber ab, da ihm diese Sorte ganz besonders gefährlich schien. Eines Tages während eines solchen Sekretärwechsels fand ich ihn ganz unglücklich darüber, niemanden zu haben, der ihm nur einmal eine Zeitung vorlesen könne.

„Aber," fragte ich natürlicher Weise, „warum bitten Sie denn nicht Frau Heine um diesen kleinen Dienst?"

„Nein! die kann nur ausgewählte Briefe von Frau von Sévigné lesen, und das passt nicht für mich."

Hieraus sieht man, wie er, von seinem Witze hingerissen, selbst die nicht mit seinem Spott verschonte die er am meisten liebte.

Ohne es zu wollen, lieferte ich ihm eine Gelegenheit, diesem seinem unwiderstehlichen Hange die Zügel schießen zu lassen. Die Gräfin K...., Nichte des Herrn von Nesselrode, eine während der Republik von 1848 und der ersten Jahre des Kaiserreichs sehr gefeierte russische Schönheit, hatte sich zur Aufgabe gestellt, alle Berühmtheiten kennen zu lernen. Sehr gebildet, im Stande Heines Werke im Original zu lesen, wünschte sie leidenschaftlich, den Verfasser derselben persönlich kennen zu lernen. Sie bat mich dringend, ihr dabei behülflich zu sein; vergebens setzte ich ihr den Widerwillen des Kranken, irgend welche neue Bekanntschaften zu machen, entgegen; drangen zufällig deutsche Touristen bis zu ihm, so hörte er nicht auf, sich bitter darüber zu beklagen. Er machte nur seltene Ausnahmen, zu denen Fanny Lewald gehörte, deren Besuch ihm wahre Freude bereitete.

Doch Beharrlichkeit führt zum Ziele, wie Frau von K.... bewies. Ich hatte ihren Bitten nachgegeben und die Unterhandlung übernommen, die schwer zum Abschluss kam. Ich hatte versucht des Dichters Neugier aufzustacheln, indem ich ihm die Verse Théophile Gautier's vorlas, in denen er unter dem Titel der „Symphonie in Weiß-Dur" den glänzenden Teint dieser nordischen Schönheit besingt: Heine hörte mich an, schnitt eine Fratze und willigte schließlich aus Ueberdruss ein. Zuweilen, wenn er eins seiner gelähmten Augenlider in die Höhe zog, war es ihm eine Sekunde lang vergönnt eines hell erleuchteten Gegenstands ansichtig zu werden.

„Ich werde mir alle Mühe geben," so sagte er, „die Pracht wahrzunehmen, von der Sie solch Aufheben machen."

Die Vorstellung fand statt. Von Natur liebenswürdig und anmutig, war es die Gräfin an jenem Tage doppelt, auch trennte man sich anscheinend sehr befriedigt. Die Gunst einer zweiten Visite ward erbeten und gewährt. Ich schlug ab derselben beizuwohnen, da ich mir vorbehalten wollte, folgenden Tags den eigentlichen Eindruck zu erfahren, welchen diese Schönheit im Ganzen auf den Dichter hervor gebracht hatte.

„Nun," fragte ich beim Eintreten, „sind Sie mir nicht dankbar? sind Sie nicht bezaubert?"

„Das ist ja keine Frau, meine gute Freundin, die Sie bei mir einführten; das ist ein Monument; die Kathedrale Gott Amors!" Nachdem er diesen Pfeil abgeschossen, wusste ich was folgen würde. Nach kurzem Zaudern konnte er nicht wiederstehen, mir frisch gebackene Verse, die er „Der weiße Elephant" betitelte und auswendig wusste, herzusagen. Er übersetzte sie mir auf die malerischste Weise und mit jugendlicher Munterkeit. Ich kämpfte mutig, um einige Milderung der schroffsten Anspielungen zu erlangen, aber dann war es immer das Allerbeste, dessen Weglassung ich wünschte, wie er behauptete, und so konnte nichts ihn abhalten, seine Verse gleich nach Deutschland zu schicken, damit sie im „Romancero" eingeschaltet würden, der gerade damals herausgegeben wurde und den er sich beeilte der Gräfin K.... zu verehren!

Er behauptete durch das Verfahren allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen. In Deutschland hatte allerdings diese Allegorie wenig Wichtigkeit, aber es war etwas anderes mit der *Revue des deux mondes*, in

der er die von ihm selbst übersetzten Verse erscheinen ließ: das hieß sich direkt an den gewählten Kreis wenden, in dem sich die Gräfin K. bewegte. Ich legte ein besonderes Gewicht auf diese Schwierigkeit, aber ich muss eingestehen, dass ich nur schwache Aenderungen erlangte.

„Warum auch," sagte er, „liebt diese Frau die seltenen Tiere? Ich will ihr den Geschmack daran vertreiben. Uebrigens, finden Sie denn die Verse nicht sehr schmeichelhaft?"

Und darauf, um dies zu beweisen, parodirte er das Großartige derselben und machte seine Randglossen dazu.

Die Kousine der schönen Ausländerin, die Baronin von S...., ein geborenes Fräulein von Nesselrode, bat auch um die Gunst bei Heinrich Heine eingeführt zu werden. Gegen diese war er sehr liebenswürdig, fand sie sehr ansprechend und glaubte an die Aufrichtigkeit ihrer Rührung beim Anblick des „elenden Dichters".

Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich Nachrichten von meinem Kranken vor, sie waren nicht mehr von seiner Hand, sondern diktirt und nur von ihm unterzeichnet. Der Inhalt gab einen Krankenbericht:

Passy, den 19. Sept. 1848.

Kleine Fee!

(Unter diesem Namen, den meine Frau Ihnen gegeben, sind Sie bei uns bekannt.) Vor allen Dingen muss ich Ihnen für Ihren ersten liebenswürdigen Brief danken, den Sie mir in dem Augenblicke schrieben, wo Sie im Begriff standen, nach den Roches, oder zu Frau von Grignan abzureisen. Heute Morgen erhielt ich Ihren zweiten Brief, dessen herzlicher und teilnehmender Ton mir sehr woltut, obgleich die darin enthaltene Nachricht wenig erfreulich ist. Ich muss aber, um die Wahrheit zu sagen, gestehen, dass ich dermaßen von meinen Körperschmerzen betäubt bin, dass mich die schlechte Kunde von dem Misslingen bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wenig berührt: es ist etwa wie ein Nadelstich für einen von der Inquisition auf die glühende Folter gespannten Mann.

Uebrigens danke ich Ihnen nicht weniger für den bewiesenen Eifer und bitte Sie, Ihrem Herrn Bruder gleichfalls meine aufrichtige Dankbarkeit zu bezeugen. Ich schreibe Ihnen heute, um Ihnen mitzuteilen, dass Sie mich von morgen ab nicht mehr in meiner Villa Dolorosa zu Passy finden werden, da ich dieselbe verlasse, um nach Paris, rue de Balin 9, zurückzukehren; ich bleibe auch dort nur so lange, bis meine Frau eine für meine Gesundheit zuträgliche Wohnung gefunden haben wird. Seit mir zuletzt der Trost zuteil ward, Sie zu sehen, hat sich mein Zustand sehr verschlimmert, und beunruhigende Symptome veranlassen mich, nach Paris zurückzukehren.

Ich möchte nicht gern in Passy begraben werden, der Kirchhof muss dort zu langweilig sein. Ich will mich dem von Montmartre nähern, den ich schon seit langer Zeit zu meiner letzten Residenz wählte. Meine Krämpfe haben nicht nachgelassen, sondern im Gegenteil das ganze Rückenmark ergriffen und erstrecken sich bis aufs Gehirn, wo sie vielleicht schon mehr Verwüstungen angerichtet haben, als ich selbst zu beurteilen vermag: mir kommen religiöse Gedanken! . . . Adieu, kleine Fee, möge der Himmel Ihnen Ihren zauberischen Reiz verzeihen und Sie in seine gnädige Obhut nehmen.

Heinrich Heine.

Von seiner Rückkehr nach Paris an litt der Dichter auf das Grausamste ohne die geringste Hoffnung auf Besserung und mit der steten, lebhaft empfundenen Befürchtung, dass die Lähmung das Gehirn treffen könne. Würde er seine geistigen Fähigkeiten verlieren? das war seine Sorge. Glücklicherweise war dem nicht so, Heine blieb sich treu, er bewahrte seine volle Herrschaft über sich selbst. Das Ziel, welches er von jetzt an mit unbeugsamer Energie verfolgte, war, durch einen Kontrakt mit seinem Verleger das Schicksal derjenigen zu sichern, die er verlassen musste. Er liebte seine Frau wie seine Geliebte und wie sein Kind; Juliettes gänzliche Sorglosigkeit um die Zukunft rührte, ihre Weltunkenntnis entzückte ihn.

„Sie hat niemals das Geringste von mir gelesen," vertraute er mir eines Tags mit flüsternder Stimme an; „sie weiß nicht, was ein Dichter ist! Dennoch habe ich bemerkt, dass sie eine unbestimmte Ahnung davon hat, dass mein Name in irgend einem Journale gedruckt steht," und dann noch leiser sprechend: „aber sie weiß nicht in welchem!"

Jedesmal, wenn von Goethe oder seiner Frau die Rede war, richtete sich der Kranke auf seinen Ellbogen in die Höhe und senkte die Stimme, als ob er fürchte, man horche an der Tür.

Armer Heine! er war entsetzlich eifersüchtig. Wenn nun also seine Juliette nicht literarisch gebildet war, so hatte sie doch zum Ersatz eine entschiedene Vorliebe für das Theater und — das Hippodrom. Das Leben der jungen Frau war einsam und traurig, daher erteilte ihr Mann ihr zuweilen die Erlaubnis, mit irgend einer Freundin ins Theater zu gehen; sprach er gleich in solchen Fällen seine Herzensangst nicht aus, so konnte man sie doch durch einige ihm entwischte Worte erraten. Einem Zufall verdankte ich außerdem die Kenntnis der intimen und schmerzlichen Seite dieser Ehe.

Ich erhielt nämlich eines Morgens den Besuch eines Arztes, der von Heine geschickt war mich zu benachrichtigen, dass er soeben einen sehr bedenklichen Zufall gehabt hätte und mich zu sehen wünschte. Sehr erschrocken fragte ich den Doktor, ob der Kranke in Lebensgefahr sei? Dieser, der glaubte, dass ich über den Jammer dieser Ehe unterrichtet sei, sprach sich offen aus:

„Was vermag unsere Kunst," so sagte er, „gegen eine wahnsinnige Liebe und übertriebene Eifersucht? Nichts vermag Heine von seiner törichten Leidenschaft abzulenken, da der Gegenstand derselben beständig bei ihm ist. Aus diesem Grunde ward ihm die Ehe verhängnisvoll und hat merkwürdig den Gang seiner Krankheit beschleunigt."

„Seine Frau scheint ihn jedoch vortrefflich zu pflegen, und das ist bei seinem jetzigen Zustande doch eine große Befriedigung für ihn," erwiderte ich.

Der Doktor zuckte die Achseln und fuhr fort:

„Es ist auch nicht die Schuld seiner Frau; aber welche Pflege könnte den Schaden einer einzigen Nacht, wie die letztvergangene war, wieder gut machen? Ich weiß nicht, welch ungerechter Argwohn den Kopf des Kranken durchkreuzt hat; genug, ich kann nur so viel sagen, dass er sich von seiner Matratze hat herunterfallen lassen, dann mit Hilfe seiner Hände auf dem Leibe sich fortgeschleppt hat und so nach unsäglichen Anstrengungen und Aufwendung seines unbeugsamen Willens bis zur Kammertür seiner Frau gelangt ist, wo er ohnmächtig, niemand weiß wie lange, liegen

blieb. Als Arzt musste man mir dies beklagenswerte Abenteuer mitteilen, um mir zu erklären, warum ich meinen Kranken auf dem Bette seiner Frau fand. Sie entledigte sich dieser Aufgabe mit wahrhaft trostloser Miene."

Der Arzt sprach dann noch von den verschiedenen Phasen der Krankheit, von den Folterqualen und den dadurch notwendigen Operationen, welche die Lähmung der inneren Organe nach sich ziehen würde. Ach! mein Herz blutete, als mir die Zukunft so enthüllt ward!

„Heine kennt sein Los," fügte der Doktor hinzu „und ich bin gewiss, dass ihn seine Standhaftigkeit nie verlassen wird. Dieser Mensch ist wunderbar: seiner Mutter die Gegenwart zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern, das sind seine einzigen Beschäftigungen."

„Also ist er ein wahrhaft guter Mensch!" rief ich mit gewissem Selbstvorwurf, der meinen früheren Zweifeln galt.

„Ja, in gewisser Weise," erwiderte kalt der Doctor. „Man darf nur nicht vergessen, dass er nachträgt; seine Herzensgüte ist beschränkt und man muss sich vor seiner Feindschaft hüten, ich greife noch lieber in ein Wespennest! Sehen Sie z. B., mit welch hartnäckiger Wut er Meyerbeer verfolgt! Unter dem Titel: ‚Herr Bär' hat er noch kürzlich in Deutschland Verse veröffentlicht, die an dem großen Komponisten kein gutes Haar lassen, — und warum dieser Krieg gegen einen Mann, dessen Freund und Bewunderer er war? Nur weil er den Komponisten des Propheten um eine Loge für die erste Vorstellung gebeten und am bestimmten Tage keine erhalten hatte!"

„Sie müssen zugeben, Herr Doktor, dass diesmal wieder die Liebe der Grund war. Die gewünschte Loge war für seine Juliette bestimmt, die sich sehr auf diese Oper freute; und so konnte er Meyerbeer niemals verzeihen, dass durch dessen Schuld seiner Frau dieser Genuss entging. Glauben Sie mir, die Erinnerung daran hat sich in seiner Galle festgesetzt."

Als sich der Doctor entfernt hatte, blieb ich lange in Gedanken versunken, alles Gesagte zog noch einmal an meiner Seele vorüber, und darf ich es eingestehen? ich fand Entschuldigungsgründe für Heines Gereiztheit gegen den berühmten Komponisten: seine Liebe war seine Rechtfertigung. Er liebte so leidenschaftlich und war so unglücklich!

Weit strenger beurteilte ich die Angriffe, die er aus bloßer Spottlust machte; seiner Ironie freien Lauf zu lassen, seine besten Freunde aufs grausamste mit der Feder in der Hand aufzuziehen, alles das erschien ihm eine erlaubte Erholung. Suchte man Reue in ihm über sein hämisches Verfahren zu erwecken, so hörte er neugierig zu, wie jemand, den die Sache nichts angeht. Dann mit sprudelnder satirischer Laune den Gegenstand weiter ausmalend fügte er meistens noch eine Menge Einfälle hinzu, die er nicht gewagt hatte drucken zu lassen, und die er nun mit wahrer Genugtuung zum Besten gab. Derartig war seine Reue, und ich glaube, dass, wenn er sein Gewissen geprüft hatte und zu sich sagen konnte: „Das Herz war nicht dabei," er sich wirklich für unschuldig hielt. Dadurch allein lässt sich auch die Sonderbarkeit erklären, dass er, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, keinen Augenblick zögerte, Personen, die er durch seine Schriften verletzt hatte, um Gefälligkeiten zu bitten.

Ganz erstaunt fragte ich ihn dann, ob er denn die Stelle, welche ich ihm dabei ins Gedächtnis zurückrief, ganz vergessen habe?

„Oh!" versetzte er, "wie konnte er mir das übelnehmen? wir waren ja Freunde!"

(Schluss folgt.)



Dante Gabriel Rossetti.

Dem berühmten Einsiedler von Chelsea — Thomas Carlyle — ist am 9. April 1882 ein zweiter gefolgt, der Maler und Dichter Rossetti. Fast ganz von der Welt abgeschieden, lebte er in einem alten, malerischen Hause in dem nämlichen musenfreundlichen Chelsea, nur mit Wenigen Umgang pflegend, zwischen Beschäftigungen der Malerei und Poesie wechselnd, nach dem Beifall der Menge nicht fragend, kaum selbst nach dem der Kenner, nur in losem Zusammenhange mit dem, was die übrige Menschheit und insonderheit sein Geburtsland England interessirte, ein englischer Italiener, der Sohn eines im Jahre 1821 nach dem nebelfeuchten Norden geflohenen neapolitanischen Patrioten, Gabriele Rossettis, und einer in England gebornen Tochter italienischer Eltern, einer Schwester des Dr. Polidori, dessen Name mit dem Leben Byrons dauernd verknüpft ist. Schon der dem Kinde in der Taufe gegebene Name Dante bekundet des Vaters Verehrung für den größten Verbannten Italiens, der das salzige Gnadenbrot und die steilen Treppen ungastlicher Häuser kennen gelernt hatte. In Professor Wittes Dante-Forschungen wird den Dante-Studien des Vaters Rossetti eine sachkundige Würdigung zu Teil. Für den Zweck dieser Zeilen genüge die Bemerkung, dass jene Studien mit vielem Scharfsinn zu beweisen suchten, die göttliche Komödie sei vor allem als der politische und religiöse Aufschrei eines Häretikers aufzufassen, der mit den überkommenen Formen von Kirche und Staat im Kampfe stehe. — Wie sehr Dante und sein Kultus sich von dem Vater auf die Kinder vererbte, beweist der Umstand, dass außer dem Dichter und Maler, der uns hier beschäftigt, zwei seiner Geschwister — William Michael und Marie — von der Divina commedia teils Uebersetzungen, teils Kommentare veröffentlichten; eine zweite in England und Amerika als Dichterin geschätzte Schwester Namens Christina Rossetti schließt den Kreis der merkwürdig begabten Nachkommenschaft jenes exotischen Paares, in welchem „die Luft Italiens" im Sinne des bekannten Ausspruchs Vasari's noch ihren Einfluss nachwirken ließ.

Dante Gabriel Rossetti dichtete schon im Kindesalter, und da ein größeres, von eigentümlich poetischer Anlage zeugendes Gedicht — the blessed damozel — aus seinem 18. Jahre stammt — er ist 1828 geboren — so wundert man sich, dass ihn die Poesie nicht als ausschließlich ihr zugehörig in Anspruch nahm. Es scheint aber aus irgend einem Grunde der Wunsch seiner Eltern gewesen zu sein, er solle Maler werden, und er wurde Maler. Kein weltbekannter. Nach Deutschland wird kaum eins von seinen Bildern gelangt sein, es seien denn Illustrationen, deren einige wenige in den Buchhandel kamen, z. B. 3—4 in Maxons Ausgabe der Gedichte Tennysons. Er hat anfangs zu den englischen Pre-Raphaeliten gezählt, ist aber im Laufe der Zeit, wie sein Biograph Franz Hueffer es ausdrückt, aus einem Charaktermaler zu einem Schönheitsmaler geworden; ja, Rossetti habe, so sagt Hueffer, unter den lebenden englischen Malern den höchsten Typus weiblicher Schönheit dargestellt. Im Uebrigen geht uns hier vornehmlich seine Bedeutung als Dichter an. In der Tauchnitz-Ausgabe sind zwei Bände erschienen, der erste, Poems betitelt, 1873, der zweite, Ballads and Sonnets, 1882. Das Vorwort erwähnt außerdem verschiedener, den eigenen Gedichten vorausgegangener Uebersetzungen, z. B. Hartmann v. d. Aues „armen Heinrich“, dann meisterhafte Uebersetzungen italienischer Dichter von Ciutto d'Alcamo bis Dante Alighieri, samt der Vita nuova. Aber erst 1870 gab der Dichter seinen ersten Band eigner Poesien heraus. Nur wenige dieser Gedichte waren schon in Zeitschriften vorher erschienen und hatten dann in den Gedichten von Morris und von Swinburne ihren Wiederhall gefunden, oder wenn diese beiden Poeten von Rossetti nicht beeinflusst worden sind, so haben doch nachweislich die Schöpfungen Rossettis, ob auch erst später in den Buchhandel gekommen, früher als die Genannten denjenigen Ton angeschlagen, aus dem eine geistige Verwandtschaft dieses übrigens sehr ungleichen Kleeblatts hergeleitet worden ist. Der „konventionelle Klassizismus“, gegen dessen Zimperlichkeit eine ganze Reihe, nicht immer sehr berufener Poeten in England (wie ja auch anderswo) seit längerem in geräuschvollem Kampfe begriffen ist, wird in Rossettis Dichtungen einfach ignorirt, denn seine von Dante erfüllte Geschmacksrichtung hat vollauf mit dem dichterischen Bewältigen der in solchem Sinne ihm aufgehenden poetischen Stimmungen zu tun. Was von Dante in ihn übergegangen ist, hat solcher Art nichts von dem polemischen Wesen, das der Vater Rossetti vor Allem in Dante fand und verehrte. Der Sohn, so möchte man sagen, steht in dem Banne Beatrices, und wie sein Biograph den Frauenbildern des Malers Rossetti nachsagt: sie hätten alle die nämlichen stark entwickelten Lippen, das nämliche wellige licht- oder dunkelbraune Haar, die nämlichen tiefen grauen Augen, so ist über Rossettis Dichtungen ein gewisser monotoner Zauber gebreitet, der so weit geht, dass uns zuletzt selbst sein übermäßiges Bevorzugen der Sonettform nicht mehr stört. Auch das erinnert an Beatrice, dass uns der Dichter durch die Innigkeit seiner Empfindung in den Kultus einer nicht mehr dem Leben Angehörenden hineinzuziehen weiß (Rossetti verlor seine Gattin Elisabeth Giddall im zweiten Jahre der Ehe) und zwar in solchem Maße, dass uns schwindlig wird beim Rückblick auf die schwanke Brücke, über die er aus Schilderungen unverhüllten Sinnengenusses in diese Gefilde des Todes den Weg zu nehmen wagt. Denn hier hat er das Recht in Anspruch genommen, obschon es sich um die Lebensgenossin, nicht um irgend eine gefällige Schöne, wie in Goethes römischen Elegien, zu handeln scheint, auf alles Verschleiern und auf alles Dämmerdunkel zu verzichten. Zu statten kommt seiner Muse dabei so die Sonettform, wie auch das Hereinziehen symbolischer Gestalten; Fate, Love, Hope und ähnliche Begriffswesen sind dem Dante-Schüler engbefreundete Vertraute, und namentlich Amors (Love's) Flügel umschwirren uns in seinen Gedichten öfter, als es dem heutigen Geschmack für Liebeslyrik zusagt. Dass der Schimmer des Allegorischen dennoch wie eine goldne Lasur für das, was dieser Maler-Dichter in Worte kleidet, wirkt und dass jene Zutat schwer entbehrlich sein würde, davon kann man sich leicht überzeugen: genug seiner Nachahmer haben ja diese allegorische Seite Rossettis in ihren der nackten Wirklichkeit nachgehenden Schilderungen vermieden, und ihr poetischer Flug ist infolge dessen von der Erde nicht losgekommen.

In einem der in England am Abfälligsten beurteilten, aber auch hinwider am wärmsten gepriesenen Gedichte Rossettis hat er sein Verweilen bei einer Hetäre zum Gegenstande einer lebendig kolorirten Schilderung gemacht. Das Gedicht heißt „Jenny“, und als Motto folgen der Ueberschrift Mrs. Quickly's Worte:

„Vengeance to Jenny's case! Fie on her! Never name her, child!“

Dass der Dichter hier in erster Person spricht, ist vor allen Denen anstößig gewesen, welche seine übrigen Liebesergüsse, weil auf seine Gattin bezogen und mit den sich daran reihenden Wehklagen in Zusammenhang aufgefasst, nicht getrübt sehen mochten durch Erinnerungen an eine minder vor der guten Sitte bestehenden Lebenssphäre. Goethes Bajadere wird von einem Gotte besucht; hier dagegen haben wir es mit dem Dichter selbst zu tun, der schon mit den ersten Zeilen uns in den Bezirk derjenigen Gattung Weiber einführt, die nach einem treffenden Worte „verkaufen, was sich nicht verkaufen lässt und was sie nicht besitzen, Liebe“. Gleich die ersten Zeilen machen daraus kein Hehl:

> Lazy laughing languid Jenny,
> Fond of a kiss and fond of a guinea . . .

Abgesehen von diesem Terrain entspricht das Gedicht übrigens dem ernsten Grundzuge Rossettis. Vom Tanze ermüdet mit ihm heimgekommen, ist Jenny auf seinem Knie eingeschlafen;

> Whose head upon my knee to night
> Rests for a while . . . .

und als er, nach langen nächtlichen Reflexionen über ihre Flitterexistenz, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre prunkhafte Umgebung, ihr Beneidet- und ihr Verachtetwerden, sie beim Morgengrauen auf ihr unberührtes

Bett legt und der Schlafenden einige Goldpfennige ins Haar steckt, damit sie beim Erwachen sich wie eine Danaë vorkommen möge, scheidet er mit einem Ueberlenken von diesem Fröhnen und Verhöhnen ihrer Goldgier auf den Weg des Wandelschaffens:

> Well of such thoughts so much I know:
> In my life, as in hers, they show,
> By a far gleam which I may near
> A dark path I can strive to clear.

Im Gegensatz zu dieser Dichtung, die für Rossettis Beurteilung keinen richtigen Maßstab abgiebt, sei sein wehmütiges „Alas, so long!“ als eine Probe für die innigen Töne, die ihm in jener andern Richtung zur Verfügung stehen, ganz hier abgedruckt:

> Ah! dear one, we were young so long,
> It seemed that youth would never go,
> For skies and trees were ever in song
> And water in singing flow
> In the days we never again shall know.
> Alas, so long!
> Ah! then was it all Spring weather?
> Nay, but we were young and together.
>
> Ah! dear one, I 've been old so long,
> It seems that age is loth to part,
> Though days and years have never a song,
> And oh! have they still the art
> That warmed the pulses of heart to heart?
> Alas, so long!
> Ah! then was it all Spring weather!
> Nay, but we were young and together.
>
> Ah! dear one, you 've been dead so long, —
> How long until we meet again,
> Where hours may never loose their song
> Now flowers forget the rain
> In glad noonlight that never shall wane?
> Alas, so long!
> Ah, shall it be then Spring weather,
> And ah! shall we be young together?

Von den übrigen größeren Gedichten können hier nur noch wenige, und zwar ohne Auswahl, Erwähnung finden. Aus der Zeit des italienischen Deutschenhasses stammt „a last confession“, worin ein zum Tode verurteilter Lombarde seinem Seelsorger die sämtlichen Vorgänge schildert, welche dahin führten, dass er seine Geliebte erstach. — „Dante at Verona“ schildert die bittere Zeit, welche der große Florentiner bei Can Grande zubrachte. — „Stratton water“ hat zum Gegenstande die Rettung der schönen Janet, welcher Lord Sands die Ehe versprochen hatte. Als ihre schwere Stunde naht, benutzt sie eine verheerende Ueberschwemmung, um in den Fluten umzukommen und als Leiche an seinem Schlosse vorüber zu treiben. Aber ehe sie verloren ist, entdeckt Lord Sands die durch seine Mutter längst für tot Ausgegebene und rettet sie nicht nur, sondern nötigt auch den Kaplan seiner Mutter, in der überschwemmten Kirche ihn mit Janet einzusegnen, so dass es zum Schlusse von der neuen Schlossherrin heißt:

> Now make the warm bed white and soft
> And greet the merry morn.
> The night the mother should have died,
> The young son shall be born.

Dies Gedicht, wie auch manche andere Gedichte Rossettis, gewinnt einen eigenartigen Reiz durch den altenglischen Balladenton, in welchem der Dichter völlig heimisch ist. Es gilt das insonderheit auch von „the white ship“, worin der Fleischer von Rouen als einzig Ueberlebender den Untergang des weißen Schiffs und das Ende der Dreihundert berichtet, welche mit dem Sohne Henry des Ersten bei diesem Schiffbruche umkamen. Der Refrain ist

> Lands are swayed by a King on a throne,
> The sea has no king but God alone.

Nicht minder versetzt uns in weit entlegene Zeiten das große Gedicht „the king's tragedy“, worin Katharine Douglas die Ermordung des Königs James I. von Schottland und die Szene schildert, wo sie, um ihn zu retten, den von den Verschwornen vorgängig beseitigten Eisenriegel an der Tür des königlichen Gemachs durch ihren Arm ersetzt, bis die Gewalt der draußen gegen die Tür Drängenden ihr den Arm zerbricht, ein historischer Vorgang, auf welchen der ihr gewordene Beiname Barlass und das ihren Nachkommen erteilte Wappen (worin ein zerbrochener Arm) zurückzuführen ist. — Interessant auch seiner Komposition nach ist das umfangreiche Gedicht „Rose Mary“, in welchen der Zauber eines Beryllsteines hineinspielt.

Zum Schlusse seien noch einige der tiefsinnigen Gedichte erwähnt, die einer dauernden Popularität nicht entgehen werden, da sie volkstümliche Sprache mit Gedrungenheit des Gedankens verbinden. So das eigenartige Gedicht „the cloud confines“, in welchem die von uns endlos und ohne Antwort über das Sinnlichgreifbare hinaus aufgeworfene Fragen die Revue passiren, um allemal, nachdem ihnen keine Antwort wurde, sich mit dem Refrain abzufinden:

> „Still we say as we go, —
> Strange to think by the way,
> Whatever there is to know,
> That shall we know one day.“

In formaler Beziehung ist mit Recht Anstoß genommen worden an Rossettis willkürlichem Versetzen der schweren Silben. Nicht genug, dass die englische Prosodie Freiheiten gestattet, wie sie kaum eine andere Sprache duldet, vermehrt er diese Freiheiten, ohne dass er ihrer bedarf, ins Maßlose. So reimt er hell auf impenetrable, sing auf sunsetting, tell auf invisible, dear auf breakwater!

Dresden.

Robert Waldmüller (Ed. Duboc).



Sprachwissenschaftliches von Carl Abel.

Linguistic Essays. By Carl Abel.
London 1882, Trübner & Co.

Dieses Buch gehört zur Literatur des In- und des Auslandes; denn es hat einen deutschen Verfasser, ist zum Teil aus dem Deutschen übersetzt und wird eine Zierde der englischen wissenschaftlichen Literatur sein. Wir kennen den Dr. Abel längst als einen der Seltenen, welche zugleich durch Strenge der wissenschaftlichen Methode und Sicherheit des empirischen Takts wie durch Feinheit des Sprachgefühls in das Wesen einzelner Sprachen mit der Absicht und mit dem Erfolge eindringen, das Wesen menschlicher Sprache überhaupt tiefer zu erkennen. Denn auch von dem größeren Werke des Verfassers über das Koptische abgesehen, durch welches er sich eine Stelle in der vordersten Reihe der deutschen Sprachforscher erworben hat, dessen Würdigung aber über die Grenzen dieses Magazins wie über den sprachlichen Horizont des Referenten hinausgeht, hat sich Dr. Abel dem deutschen gebildeten Publikum durch einige deutsch geschriebene Abhandlungen, welche in dem vorliegenden Buche englisch wieder erscheinen, als ein Meister in der Erweiterung und Vertiefung der Bedeutungslehre bekannt gemacht. Dieser Aufgabe sind von den zehn Abhandlungen die ersten sechs gewidmet: 1. Language as the expression of national modes of thought. — 2. The conception of love in some ancient and modern languages. — 3. The english verbs of command. — 4. The discrimination of synonyms. — 5. Philological methods. — 6. The connection between dictionary and grammar.

Man sieht schon aus der Stellung der Fragen und vollends auf den ersten Blick in die Art ihrer Lösung, dass es darauf ankommt, von verschiedenen Seiten her den allgemeinen Gedanken zu beleuchten und zu begründen, dass die Sprache eines jeden Volkes die durchsichtige Verkörperung seiner Denk- und Anschauungsweise ist. Das populäre Bewusstsein, das alltägliche Gespräch der Menschen liebt es, sich in voreiligen, weil auf flüchtig geschöpfter Erfahrung begründeten Generalisationen zu bewegen. Die Einen meinen: tout comme chez nous; dieselben Dinge und Ereignisse, dieselben Gedanken und Neigungen, dieselben Vorstellungen und Begriffe finden sich bei allen Völkern, wenigstens bei denen von durchschnittlich gleicher Bildungsstufe; daher können sie auch dasselbe, was sie denken, einander mit Worten sagen; es sind nur andere Laute, andere Namen, aber der Name ist Rauch und Schall. Die Anderen aber — oder dieselben nur zu anderer Stunde — meinen: die Eigenart eines jeden Volkes besteht und macht sich in Allem geltend, wie im verschiedenen Laut der Worte, so auch in den Gedanken, Vorstellungen, Begriffen, Sitten und Neigungen; zwei Völker und zwei Sprachen sind Parallelen, die sich niemals treffen und niemals decken. Beides ist, flüchtig gesehen, wahr; aber eben deshalb ist beides, genau betrachtet, unwahr. Aus den Erörterungen des Verfassers kann Jeder mit großer Evidenz entnehmen, dass sich die Wörter verschiedener Sprachen für die gleichen Gegenstände (und ebenso die grammatischen Formen für ihre Beziehungen zu einander) und der eigentliche Gedankengehalt, den sie ausprägen, genau so verhält, wie sich Synonymen in der gleichen Sprache verhalten: der zu einem gewissen Teil und in gewissen Beziehungen gleiche Inhalt ist zu anderen Teilen und in anderen Beziehungen verschieden. Diese Teile und diese Beziehungen zu erforschen, ist Aufgabe der Sprachwissenschaft, wie sie der Verfasser versteht und mit Meisterschaft übt. Wenn nun aber die Wörter im Laufe der Zeiten auch in derselben Sprache ihre Bedeutung ändern, wenn sie, in verschiedenen Zeiten betrachtet, gleichsam ihre eigenen Synonymen werden, welche demnach wie horizontal in der Vielheit der Sprachen, so vertikal im Ablauf der Zeiten dem menschlichen Genius der Sprache entströmen; und wenn dann ferner jeder hervorragende Autor in jeder Literatur seiner Wörter sich nochmals in einer synonymischen Schattirung bedient, woraus eben die historischen Wandelungen der Bedeutung zumeist entstehen; so scheint es, dass wir ins End- und Bodenlose geraten, das von keinem Senkblei der Forschung mehr erreicht wird. Aber hier eben hat sich der erfolgreiche Griff und der glückliche Takt des Forschers zu bewähren.

Ich will aber zu Nutz und Frommen des Lesers zu bemerken nicht unterlassen, wie durch gelegentliche und wolerwogene Einflechtung von Beispielen solcher Betrachtungsweise auch der einfache Sprachunterricht auf das Niveau eines viel höheren logischen und erziehenden Wertes gehoben werden kann. Und sogar beim Unterricht in der eigenen Muttersprache; die Erörterung wie sich die Vorstellungen etwa von: schnell, geschwind, flink, hurtig, eilig, hastig, jäh u. s. w. genau nach ihrem Inhalt zu einander verhalten, — und vollends zu einer ähnlichen und entsprechenden Wörterreihe in einer fremden Sprache — kann eine Unterrichtsstunde zu der fruchtbarsten machen und wie mit einer Fackel in das Dunkel der Sprache hineinleuchten.*)

Für den beider Sprachen kundigen Leser erblüht aus dem Buche noch eine seltene Gelegenheit zu einer speziellen und höchst interessanten Beobachtung. Die ersten drei Abhandlungen sind vom Verfasser ursprünglich deutsch geschrieben und von ihm ins Englische übersetzt; die anderen ursprünglich englisch konzipirt. Die Verschiedenheit des englischen Stils nun, die in der einen und der anderen Weise der Entstehung sich geltend macht, herauszufinden und festzustellen, darf als eine für das Studium der Art und Kunst der menschlichen Rede höchst fruchtbare Aufgabe bezeichnet werden.

*) Von den letzten vier Abhandlungen des Bandes will ich nur die Titel hersetzen: 7. The possibility of a common litterary language for the slav nations. 8. Coptic intensification. 9. The origin of language. 10. The order and position of words in the latin sentence.

Berlin.

M. Lazarus.

Ein Wiener Roman.

Der realistische Roman, über welchen die landläufige Kritik vor Freude in die Höhe springt, weil einmal ein Leithammel an derselben Stelle in die Höhe sprang, hat allerdings gegenüber der nebelhaften, in Wolkenkukuksheim spielenden Romanfabelei, die noch ungehindert weiter grassirt, seine wolbegründete Berechtigung und sogar eine heilsame Mission. Denn so wenig die romantischen Hirngespinnste aus dem Leben geschöpft sind, so schädlich wirken sie doch mitunter auf das Leben, weil ihre unwahren Voraussetzungen und ihre haltlosen Lebensanschauungen auf naive Gemüter einen bestimmenden und folglich verderblichen Einfluss üben können.

In der platten Auffassung jedoch, die dem realistischen Roman von der allem „Modernen“ nachjagenden Gedankenlosigkeit zu Teil wird, wäre er ganz gut durch die statistischen Tabellen der Findelhäuser, der Spitäler, der Armenversorgungsanstalten und anderer düsterer Einrichtungen des gesellschaftlichen Haushalts zu ersetzen. Ist denn die Welt gar so liebreizend, dass es an ihrem einmaligen Dasein nicht vollauf genug wäre, und dass die Kunst nichts Besseres zu tun hätte, als diese Welt noch einmal auf die Welt zu bringen? Es muss also, um den realistischen Roman dem Bereich der Aesthetik einzuverleiben, etwas neues hinzukommen, das nicht an den vorhandenen Gegenständen selbst zu beobachten und nachzuzeichnen ist. Das Vorhandene ist ja bekanntlich immer schon „da gewesen“ und hinsichtlich der zu beobachtenden Gegenstände gibt es, wie ebenso bekannt ist, nichts Neues unter der Sonne. Das Neue kann folglich nur die Natur des Autors sein, denn der Mensch ist die einzige Novität in der Schöpfung. Das menschlich Neue bringt sich nur dann zu deutlicher Erscheinung, wenn es von einem Talent begleitet ist, das mit Feuereifer danach strebt, das Innerste der menschlichen Natur herauszubilden.

Diese seltene Vereinigung von Realistik und Poesie ist mir in der neuesten deutschen Romanliteratur überzeugend und bestechend als der Roman von Emil Marriot „Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben“ (Berlin, 1883, F. & P. Lehmann) entgegengetreten. Ein erbarmungsloser Griffel zeichnet hier menschliche Charaktere, wie sie zwar zu jeder Zeit vorhanden sein müssen, weil die Wahrheit von Anfang an immer dieselbe ist, wie sie aber in der präzisen, realistischen Form und Gestalt nur das moderne Wien entwickelt hat. Manche der darin vorkommenden Anklagen der gesellschaftlichen Gebräuche und Sitten sind von einschneidendem Witz, der sowol durch seine Schonungslosigkeit als durch seine Wahrhaftigkeit den Anstrich des Erhabenen gewinnt. Die Fabel ist keine Fabel, sondern erschreckende Wirklichkeit.

Dass der Verfasser eine Verfasserin und noch dazu ein Mädchen von 25 Jahren ist, soll hier nur als psychologische Merkwürdigkeit erwähnt werden, keineswegs aber, um durch eine an sich nebensächliche Tatsache dem Werk eine bloß relative Bedeutung zu geben. Die gleiche Bedeutung wäre vorhanden, von wem der Roman immer herrührte — und er könnte von Turgenjew, wenn dieser ein Wiener wäre, (keineswegs aber von Zola) herrühren.

Ein Tadel ist nur an die behäbige Spannungslosigkeit des ersten Drittels zu knüpfen. Spannung zu erregen gilt bei den deutschen Autoren, die etwas „bedeuten“ wollen, für eine sehr gemeine Beschäftigung, mit der sie sich nicht befassen wollen. Auch Spielhagen und Auerbach haben diese Verachtung oft mehr, als ihnen dienlich war, an den Tag gelegt. Es ist diesem bequemen Vorurteil gegenüber, das kein französischer oder englischer Romanautor teilt, wol die Frage erlaubt: was denn den Leser eines Romans, einen Leser also, der weder Belehrung noch von Lyrik oder Dramatik erregte Begeisterung sucht, bewegen soll, weiter zu lesen, nachdem ihn die ersten 10 bis 20 Seiten gründlich gelangweilt haben? Es ist doch wol keine sittliche Pflicht, die Zeit, die man dem Vergnügen widmen will, der schwankenden Voraussetzung zu opfern, dass sich vielleicht auf Seite 100 ein Interesse einfinden werde!

Bei dem hier genannten Romane braucht es nicht so lange Zeit, um sich bis an das Ende auf das Lebhafteste fortgerissen zu sehen.

Dresden.

Hieronymus Lorm.



„Le Roi s'amuse“ von Victor Hugo.

Der achtzigjährige Victor Hugo gilt nachgerade bei den Franzosen für den Inbegriff literarischer Größe und Vollkommenheit. Eine sechzigjährige schriftstellerische Tätigkeit, die noch im späten Tage schöne Früchte zeitigt, ist allerdings ein Unikum in Frankreich und vielleicht in der literarischen Welt; denn Goethes letzte Lebensjahre haben wenig erfreuliches mehr gebracht. Mit Recht verehren die Franzosen in dem greisen Patriarchen den Reformator, welche ihrer Literatur des neunzehnten Jahrhunderts das ihr eigentümliche Gepräge verliehen hat; mit Unrecht aber behandeln sie alles Hugosche mit einer ihnen sonst fremden heiligen Scheu, die nicht den leisesten Tadel aufkommen lässt. Alles, was Hugo geschrieben gilt für vollkommen, eben weil er es geschaffen.

Wenn die unbedingte Bewunderung Hugos irgendwo einer Einschränkung bedarf, so ist dies in seinen dramatischen Werken der Fall. Dass die durch ihn in Bewegung gesetzte romantische Revolution eine Woltat war, wird zwar Niemand leugnen; aber weil eben seine Dramen ein Parteiprogramm sind, — man lese die Einleitungen zu Cromwell und Lucrèce Borgia — haben sie die Mängel einer solchen; sie leiden an Uebertreibungen und Unzuträglichkeiten jeder Art.

Wer „le Roi s'amuse“ nicht unbillig beurteilen will, muss zunächst berücksichtigen, dass der damals dreißigjährige Dichter das Stück in zwanzig Tagen fertig stellte (3.—23. Juni 1832), während die vorhergehenden Dramen, besonders Cromwell, mit liebender Sorgfalt ausgearbeitet sind. Darum besitzt auch das Stück alle Fehler der Hugoschen Dramen in höherem Maße. Die handelnden Personen sind mit Ausnahme des Hauptthelden, der den Angelpunkt der ganzen Handlung bildet, hier Triboulet der Hofnarr, nur flüchtig skizzirt. König Franz I. ist nicht der ritterliche, kunstliebende Sieger von Marignan und Besiegte von Pavia, er ist einfach ein zügelloser Wüstling. Warum? Weil Hugo einen Wüstling braucht. Dass der Dichter hiermit der historischen Wahrheit ins Gesicht geschlagen, erregte bei der ersten Vorstellung unter den Anhängern der „Klassiker“ einen Sturm der Entrüstung. Aber der tragische Dichter darf, wie Lessing treffend ausführte, mit der Geschichte nach Bedürfnis schalten und walten (Hamb. Dramat. 32. Stück). Mit dem gleichen Recht, mit dem Corneille und Racine das Verhältnis zwischen Berenice und Titus als ein Muster rein platonischer Liebe dargegestellt haben, — die Wahrheit über Berenice verrät Flavius Josephus — mit dem nämlichen darf Hugo bei seinem König die Lüsternheit hervortreten lassen. Ob es freilich notwendig gewesen, diesen Zug so ganz ausschließlich zu betonen, ist eine andere Frage. Hugo musste hier wol dem Geschmacke seiner königsfeindlichen Anhänger Rechnung tragen.

Der Hofnarr Triboulet ist eine gewaltige, großartige, echt Hugosche Schöpfung. Mit kräftigem Griffel ist der verwachsene, hämische Spötter, der den Vergnügungen des Königs schadenfroh Vorschub leistet, vom Dichter gezeichnet. Dieser unheimlichen Gestalt hat er das reinste Gefühl selbstloser Vaterliebe eingehaucht, wie er dem Ungeheuer Lucrezia Borgia die Mutterliebe als versöhnende Eigenschaft verlieh. Dieser Kontrast ist ein charakterischer Zug sämtlicher Dramen Hugos. Nur krankt dieser Hauptheld an dem nämlichen Fehler, den alle seine Helden an sich haben: er deklamirt zu viel und seine langen Expektorationen wirken auf der Bühne ermüdend. Triboulet schüttet, wenn er den Leichnam des Schänders seiner Tochter unter den Füßen zu haben glaubt, in einer endlosen Tirade sein übervolles Herz aus, wie Ruy-Blas im Ministerrate und Carlos am Grabe Karls des Großen. Am grellsten tritt dieser deklamatorische Zug in den „Burgraves“ hervor. Dies trägt wol am meisten dazu bei, Hugos Dramen den Charakter von Buchdramen zu geben.

Am 22. November 1832 ging „le Roi s'amuse“ zum ersten Male über die Bretter des Théâtre-Français. Die Fehde zwischen Klassikern und Romantikern stand damals in vollster Blüte. Auf Seiten des Hauptes der revolutionären Schule stand das gesamte „Jungfrankreich“. Die löwenmähnigen Studenten waren darum Stunden lang vor Beginn der Vorstellung auf ihrem Posten und begrüßten jeden Kahlkopf, der im Verdacht stand, Akademiker zu sein, mit schallendem Hohngeschrei. Natürlich nahm die Vorstellung einen im höchsten Grade stürmischen Verlauf. Trotz der übermenschlichen Anstrengungen der dicht gefüllten Gallerie und des Parterre wurde das Stück vollständig ausgezischt. — Am folgenden Tage wurde eine zweite Aufführung durch Ministerialedikt verboten, und seitdem das Stück nicht mehr in Paris aufgeführt. Als Grund des Verbots gaben die Einen die Anstößigkeit zahlreicher Stellen, andere politische Rücksichten an. Letztere Meinung dürfte die berechtigtere sein, wenn man bedenkt, das kurz zuvor auf den König ein Attentat stattgefunden.

Ob es ein großer Verlust für die Kunst gewesen, wenn eine zweite Aufführung von „Le Roi s'amuse“ überhaupt unterblieben wäre, lassen wir dahin gestellt. Hugos Dramen haben fast alle jetzt höchstens noch historisches Interesse, wie alle romantischen Dramen überhaupt. Sie haben gewirkt, haben eine gesunde Reaktion hervorgerufen, aber heute sind sie etwas schwer verdaulich. Deshalb müssen wir es als einen entschiedenen Missgriff bezeichnen, dass die Direktion der Comédie-Française aus Pietät für den vergötterten Dichter am fünfzigsten Jahrestag der ersten und einzigen Vorstellung zur zweiten schritt. Die „haupthaarumwallten“ Feuerköpfe von 1832 sind zur Ruhe eingegangen; die wenigen Ueberlebenden sind abgekühlt und haben sicherlich das Stück mit ganz anderen Augen angesehen. — Die Ausstattung war — nach brieflicher Mitteilung meines Bruders — eine pompöse; alle Kostüme, alle Dekorationen von strengster historischer Treue. Delibes' Musik sollte den äußeren Effekt noch hervorheben. Schon Wochen vor dem bedeutungsvollen Tage waren alle Plätze vergriffen und selbst für die unsinnigsten Preise keine mehr zu haben. Der Dichter und seine Familie, die wenigen Greise, die die erste Aufführung mit erlebt, alle politischen und literarischen Berühmheiten hatten sich eingefunden. Trotz der weihevollen Stimmung packte das Stück nicht. — Herr Perrin hätte es lieber fortschlummern lassen sollen, hörte man von den Studenten flüstern, die noch einen Gallerieplatz erbeutet hatten. — Die gigantische Rolle Triboulets war in den Händen eines gewandten und beliebten Schauspielers, der die lyrischen Stellen treffend wiederzugeben wusste, dessen Kräfte aber für die gewaltige Szene nicht ausreichten, wo der verzweifelnde Vater vor dem Gemach des Königs seine ohnmächtige Wut erschöpft. Selbst Frédéric Lemaître fühlte sich der Riesenaufgabe nicht gewachsen, als seiner Zeit eine Wiederaufführung geplant werde. Der Dramenreformator Hugo hat mit dem Opernreformator Wagner das gemeinsam, dass er seinem Hauptdarsteller fast übermenschliches zumutet. Vielleicht, sagte ein Journalist am großen Abend, hätte Coquelin vermocht, was Got nicht geleistet hat. In der That ist Hernani eine Glanzrolle Coquelins, während Got überhaupt noch in keinem Hugoschen Stück auftrat. Die Darstellerin der „Blanche“ gab die heikle Rolle mit feinem Takt und echter Weiblichkeit wieder. Vor diesen beiden Darstellern traten die übrigen, auch der

reichkostümirte König, mehr oder weniger in den Hintergrund. — Trotzdem wurde applaudirt, lebhaft applaudirt und dem Dichter die übliche Ovation dargebracht. Ganz befriedigt dürften aber nur Wenige gewesen sein.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.



Richard Oberländer: „Fremde Völker."

Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt.
Prachtausgabe mit 280 Illustrationen.
Leipzig und Wien 1883, J. Klinkhardt.

Dieses neueste Werk Richard Oberländers, welches bereits im Herbste 1881 zu erscheinen begonnen hatte und nunmehr mit dem vierundzwanzigsten Hefte zum Abschluss gelangt ist, muss in jeder Hinsicht als ein „Prachtwerk" ersten Ranges bezeichnet werden, nämlich nicht nur seiner vortrefflichen Illustrationen und der sonstigen überaus glänzenden Ausstattung wegen, sondern auch in Beziehung auf den Text, der ja für uns hier vor allem in Betracht zu kommen hat. Was zunächst die Tendenz des schönen Unternehmens betrifft, so geht dieselbe dahin, „die überraschenden Resultate der älteren und neueren Forschungen auf dem Gebiete der Völkerkunde auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen." In unserem Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen wurde ja auch die Völkerkunde mit einer Menge neuer Tatsachen bereichert. Man hat fast alle Bewohner des Erdballes beobachtet, beschrieben und bildlich dargestellt; auch sind deren Sitten, Sprachen und Religionen, gewerbliche Betriebsamkeit uud geschichtliche wie sagenhafte Ueberlieferungen einem gründlichen Studium unterworfen worden. Da aber die Fülle des gesammelten Stoffes zumeist in fachwissenschaftlichen Werken niedergelegt ist, wird dem Bedürfnis des Laien, sich mit dem Menschengeschlechte in umfassender Weise zu beschäftigen, nur selten entsprochen. Oberländer hat daher das Wichtigste und Interessanteste auf diesem Gebiete gesammelt und in „ethnographischen Schilderungen" auf das anschaulichste und unterhaltendste zur Darstellung gebracht. Die weiten Reisen mit einem vierzehnjährigen Aufenthalte in der südlichen Hemisphäre, die eigenen Beobachtungen, sowie die umfassendsten Studien des Autors kamen dem gediegenen Werke in gedeihlichster Weise zu statten. Die strengwissenschaftliche Grundlage aber, die sich schon in der Einteilung der Racen kundgibt, wie nicht minder die originelle Art, in welcher der Autor in das frische, lebendig pulsirende Leben der fremden Völker hineingreift und die Sitten und Gebräuche, Lebensanschauungen und Gewohnheiten derselben schildert, erheben Oberländers „Fremde Völker" hoch über das Niveau vieler anderer Werke dieser Gattung. Das prunkende Gewand wählte der Autor — wie er sich ausdrückt — deshalb, weil ihm an dem Versuche lag, die „Wilden" auch „salonfähig" zu machen. Die fremden Völker sind gruppirt in Mongolen, Malayen, Papua und Australier, Neger, Indianer, Arktiker und mittelländische Völker (die letzteren wieder eingeteilt in: Kaukasier, die Nuba-Fulah-Race, Hamiten, Semiten und Indogermanen).

Hand in Hand mit der fesselnden, angenehm plaudernden Darstellung gehen die vielen, fast durchaus künstlerisch ausgeführten Illustrationen, welche dem Leser ein getreues Bild der geschilderten Typen und Sitten, wol zumeist nach photographischen Aufnahmen, vor Augen führen; mehrere derselben müssen geradezu als Meisterwerke der Holzschneidekunst bezeichnet werden. Durch seine prächtige illustrative und typographische Ausstattung erscheint das großartige Werk vorzüglich zu einem Geschenkbuch für den Familientisch geeignet. Der Preis ist dabei ein verhältnismäßig so geringer, dass die Anschaffung desselben auch Minderbemittelten ermöglicht wird. Weihnachten ist zwar vorüber, — aber an passender Gelegenheit fehlt es auch sonst gewiss nicht.

Wien. J. C. Poestion.

Eine Textkritik „Hamlets" in Versen.

„*Woo't drinke up Esile? eate a crocodile?*" Hamlet.

So in der „Folio" stehts zu lesen.
Es war von je 'ne harte Nux;
Für Kritiker ist dagewesen
Wol selten eine schlimm're Crux.

Ein Strom gewiss, vielleicht die Weichsel
Ist dieses *Esile*. Hazlitt sprichts;
Wie Phaëthon mit schwanker Deichsel
Durchfährt er kühn die Bahn des Lichts.

Wen leitet nicht der Crocodilus,
Ruft Elze, auf die richt'ge Bahn?
Wo anders, als am heil'gen Nilus
Trifft man dies Ungeheuer an?

Ein Anagramm (lass dich umhalsen!)
Ist *Esile;* dir, o Gerth, ist's klar.
Elysia, die Insel Alsen,
Passt in den Kram dir wunderbar.

Dort saß ja Christian einst, der Wütrich,
Im finstern Turm zu Sonderborg.
Die Pille schlucken? 's ist zu widrig —
Dem Dänen-Adel macht sie Sorg!

Den Sinn, spricht Theobald, ermess' ich
Viel leichter. Mir sagt mein Gefühl:
Prinz Hamlet meint ganz einfach: Essig —
Ob den Laërtes trinken will?

Austrinken! Teilen doch selbander
In unbegrenzter Menge mit
Den „eisel" beide Alexander,
Der Britte Dyce, der Preuße Schmidt.

Für dieses Labetrunks Gewährung
Habt Dank, ihr Herrn! Nur denk ich still:
Der Essig passt zum sauren Härung
Weit besser als zum Krokodil.

Cassel. Martin Krummacher.

Literarische Neuigkeiten.

Wir glauben zahlreichen Lesern, namentlich denen in der Provinz und im Auslande, einen Gefallen zu tun, wenn wir sie auf eine Zeitschrift aufmerksam machen, die ihnen eine Art von Ersatz für ein großes Lesezimmer voll Journalen bietet: „Das Echo“ (Berlin, Schorer, 2,50 M. pro Quartal). Seinem Titel entsprechend reproduzirt es fast nur schon gedruckte Artikel aus aller Herren Länder, überwiegend politischen Inhalts, mit großer Unparteilichkeit und Geschmack, in recht guten Uebersetzungen, soweit sichs um die Auslandspresse handelt. Dem Leser wird in dieser Wochenzeitung wirklich ein Echo der wichtigsten Stimmen über die wichtigsten Fragen unserer Zeit gegeben. Namentlich ist der Gewinn für den politisch reifen Leser sehr hoch anzuschlagen, dass er auf die bequemste Weise von der Welt auch andere Urteile liest als die seines Leibblattes. Die politische Einseitigkeit und Verbohrtheit in sogenannte „Prinzipien“, die schließlich nur darum festgehalten werden, weil man nie ein vernünftig Wort über eine gegensätzliche Ansicht gelesen, wird durch das „Echo“ entschieden verhindert. — Unseren deutschen Lesern im Auslande möchten wir diese Quintessenz der deutschen wie der fremdländischen Presse besonders empfohlen halten.

Die vor einiger Zeit von uns angekündigte Sammlung: „Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten von Cervantes“ von Dr. Joseph Haller in München ist nunmehr in ihrem ersten Bande erschienen. Es ist unmöglich, auf die kolossale Fülle der interessanten Einzelbeiten dieses Sammelwerkes näher einzugehen; wir können nur jedem, der sich mit der Literatur der Sprichwörter beschäftigt, die Sammlung als ein unentbehrliches Hilfsmittel und als eine unerschöpfliche Fundgrube wertvollen Materials empfehlen. Herr Haller führt selbst bei jedem spanischen Sprichwort die parallelen Wendungen anderer Sprachen an, sodass das ganze Vergleichsmaterial bequem zur Hand ist. — Eine Arbeit von bewundernswertem Fleiß und einer enormen Gelehrsamkeit. — Regensburg, G. J. Manz.

Einer Bekanntmachung der Firma Ricardo Marghieri in Neapel entnehmen wir, dass während des Jahres 1882 von ihr folgende Schriften zur Dante-Kunde veröffentlicht worden sind:

Belleti: Beatrice e Dante nella *Vita nuova*.
Borgognoni: Dante di Maiono Citta; Dante Alighieri e le prealpi veronesi e vicentine.
Fenaroli: La stirpe, il nome di famiglia e la data del nascimento di Dante Alighieri.
Penci: Omero e Dante.
Tribolati: Il blasone nella *Divina Commedia*.

Die Textausgaben mit Commentaren führen wir nicht an, — es sind ihrer drei neue.

Herr Staatsrath Alexander von Wald aus Surasch, dem wir die Mitteilung der beiden Briefe der Kaiserin Katharina II. verdankten, ist nach langem Leiden im Krankenhause zu Halle verstorben.

Von Heines „Buch der Lieder“ erscheint eine neue englische Uebersetzung, unseres Wissens die erste vollständige, unter dem Titel: „The book of songs.“ Uebersetzt von einem sich „Stratheir“ nennenden Dichter. — London, Allan & Co.

Von dem bekannten Romanschriftsteller Ohnet erscheint ein neues Werk: „La comtesse Sarah“. — Paris, Ollendorff. 3,50 Fr.

Es ist selten, dass ein in Frankreich verbotenes Buch in Deutschland gelesen werden darf. Die von der französischen Polizei konfiszirten „Mémoires de Comte Horace de Viel Castel sur le règne de Napoléon III. (1851/64), sind bequemer zu beziehen durch B. T. Haller in Bern und kosten pro Band 3,50 M.

Einer Ankündigung des Verlegers von Charles Darwins (John Murray in London) entnehmen wir die statistisch interessante Ziffer, dass von Darwins berühmtestem Werk: „Origin of Species“ jetzt das 24. Tausend zu Verkauf steht. — Vielleicht hat mancher unserer Leser an einen größeren Absatz geglaubt.

Notizen zur kleinrussischen Literatur.

Soeben erschien in Kiew eine kleinrussische Uebersetzung des Shakespeareschen „Hamlet“ von dem talentvollen ukrainischen Dichter Michail Starycky. Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre eine wolgelungene Uebersetzung des Byronschen „Mazeppa“. — Kiew, Lucas Ilnicky.

Der erste Band einer kleinrussischen Uebersetzung sämtlicher Dramen Shakespeares von Pantalejmon Kulisz, enthaltend „Othello“, „Die Komödie der Irrungen“ und „Troilus und Cressida“, erschien unlängst in Lemberg. Die Uebersetzung, obwol in einer etwas kalten und gespreizten Sprache gehalten, bildet immerhin eine wertvolle Bereicherung der kleinrussischen Literatur.

Die zweimal monatlich in Lemberg erscheinende Zeitschrift „Zorja“ verspricht in ihrem neuen Jahrgange eine Auswahl Shakespearescher Sonette in der Uebersetzung des Iwan Franko zu bringen.

Von dem bedeutendsten der jetzt lebenden kleinrussischen Romanschriftsteller, Iwan Lewickij-Neczuj erschien unlängst eine meisterhafte Novelle „Die Fabrikarbeiterin“. Im Jahre 1883 wird die Kiewer Monatsschrift „Kiewskaja Starina“ seinen Roman „Die alten Geistlichen und ihre Frauen“ bringen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, dass Lewickij in der deutschen Literatur bisher mit Unrecht ganz unbekannt ist, obwol einige seiner Romane und Novellen, wie z. B. „Pryczepa“ ins Polnische, Serbische und Italienische übersetzt worden sind. Besonders wäre sein Roman „Kajdaszewa simja“ (die Familie der Kajdasr), ein meisterhaftes und auch ethnographisch sehr wichtiges Gemälde des ukrainischen Familienlebens, wert, auch der deutschen Leserwelt bekannt gemacht zu werden.

Eine ausführliche Biographie des bedeutendsten kleinrussischen Dichters, Taras Szewczenko, erschien unlängst in Kiew, verfasst von einem alten Freunde des verstorbenen Dichters, Michael Czalyj. Die Biographie ist in russischer Sprache abgefasst. In Russland werden gegenwärtig zwei Ausgaben von Szewczenkos Gedichten, in Kiew und in Petersburg, angekündigt.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Herr Hofschauspiel-Direktor Friedrich Haase hat am 28. und 29. Dezember vorigen Jahres im neuen Theater zu Leipzig in den beiden Stücken „Der Königslieutenant“ und „Die beiden Klingsberg“ zu Gunsten des Fonds für das Gutzkowdenkmal und den Pensionsfonds des Deutschen Schriftstellerverbandes je eine Gastrolle gegeben. Herr Max Staegemann, Direktor des Leipziger Theaters, hatte in entgegenkommendster Weise die Hälfte der Einnahme beider Vorstellungen ohne Abrechnung der Tageskosten zur Verfügung gestellt; wir haben deshalb die erfreuliche Summe von 967 Mark für das Gutzkowdenkmal und 1038 Mark 12 Pfennige für die Pensionskasse des Verbandes erhalten. Herr Direktor Friedrich Haase hat außerdem das Honorar im Betrage von 300 Mark, welches er für seine im Berliner Tageblatte veröffentlichten „Ungeschminkten Briefe“ erhalten, der Pensionskasse unseres Verbandes überwiesen.

Wir fühlen uns gedrungen, auch an dieser Stelle, den beiden verehrten Männern unsern Dank auszusprechen. Ihr hochherziges Entgegenkommen ist ein schönes Zeichen der Achtung, die sie dem Schriftstellerstande zollen, und wir dürfen hoffen, dass dieses Zeichen auch andere zur Nachahmung veranlassen wird.

Leipzig, den 12. Januar 1882.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.
Dr. Friedrich Friedrich, Vorsitzender.
Dr. Franz Hirsch, Schriftführer.
Dr. Ernst Eckstein, Schatzmeister.

Für die Redaction verantwortlich:
Dr. Eduard Engel in **Berlin.**
Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**
Druck von **Emil Herrmann senior** in **Leipzig.**

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 27. Januar 1883. | Nr. 4.

Inhalt:

Aus den „Erinnerungen“ von Madame Joubert an Heinrich Heine.

(Schluss.)

Nachdruck verboten!

„Ja, aber gerade deshalb“, erwiderte ich.

„Pah! man kennt mich ja. Das Komische, das Malerische und das Witzige reißen mich hin, das ist so meine Natur.“

„Lassen Sie doch sein“, erwiderte ich eines Tages ärgerlich; „Sie antworten, wie der Champignon der Fabel, den man anklagt giftig zu sein, antworten würde: ‚Das ist so meine Natur.‘“

„Bravo! Das ist das Richtige, liebe Freundin!“

Und so ganz entzückt von meinem passenden Vergleich, kümmerte er sich nicht im geringsten um die Freunde, deren Zuneigung er durch seine Spötterei verlor. Aus einigen an mich gerichteten Fragen über Béranger merkte ich, dass ihm die anscheinende Vernachlässigung des Dichters nicht gleichgültig war; um so mehr da derselbe bei ihm in großer Achtung stand. Er konnte es um so weniger begreifen, als er über ihn einen sehr schmeichelhaften Artikel, in den er, wie er sagte, sein ganzes Herz gelegt, veröffentlicht hatte.

Um darüber urteilen zu können, las ich den Artikel und fand eine Stelle, in der er Béranger mit dem Namen Polisson bezeichnet.

„Da haben wir es, mein lieber Heine!“ rief ich aus; „Sie verstehen augenscheinlich nicht den Sinn, den wir Franzosen diesem Worte unterlegen. Er wird es falsch aufgefasst haben!“

Sich mit Konsequenz verteidigend, wollte er sein Unrecht nicht eingestehen und behauptete, sich auf verschiedene dem Altfranzösischen entlehnte Beispiele berufen zu können.

„Da Sie Béranger schätzen,“ versetzte ich, „so schreiben Sie ihm doch einige Zeilen, um die Sache aufzuklären.“

Nein, er verharrte bei seiner Meinung und schmollte.

Trotz seiner egoistischen Natur, die man so häufig bei Dichtern findet, suchte er doch bei unserem Verkehr vielfach die Rede auf Sachen zu bringen, die mich und die Meinigen betrafen, und in welchem Zustande auch seine Gesundheit sein mochte, er empfing mich immer mit reizend liebenswürdiger Freundlichkeit. Oft, wenn er mich kommen hörte, rief er:

„Ist es nicht spaßhaft, dass ich Ihnen im Namen aller schönen und guten Gefühle eine solche Last aufbürde?“

Uebrigens sprach er sehr wenig von all seinen Leiden und all seinem Elend, das die Folge derselben war, und stets mit der größten Einfachheit; zuweilen machte er sich über sich selbst lustig, aber niemals ging er darauf aus, durch die Erzählung seiner Leiden zu rühren. Zweimal brach Feuer in dem Schornsteine aus, an den seine Matratzen mit dem Kopfende sich anlehnten; aber wenn er von diesem Ereignis sprach, klang es, als ob er nicht in größerer Gefahr geschwebt hätte, als jeder Andere. Seine Hauseinrichtung war die eines wohlhabenden Bürgers und stets von ausgesuchtester Reinlichkeit. Ein schönes Gemälde seiner Frau vergegenwärtigte ihm dieselbe, wenn sie abwesend war. Frau Heine zog sich jedesmal diskret

in ihr Logis der rue d'Amsterdam zurück, wenn ein Besuch kam; ihr Zimmer lag ganz am Ende der Wohnung, wahrscheinlich hatte es der Kranke so angeordnet, damit er hören konnte, wer kam und ging; er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeden Schritt und Tritt, der von außen zu ihm drang. Es ist schwer zu entscheiden, ob bei diesem genialen Menschen, der bis zum letzten Atemzuge ebenso verliebt wie eifersüchtig blieb, die Folterqualen der Seele nicht noch schrecklicher waren, als die des Körpers.

Ein Besuch, welcher ihm wirklich Freude machte, war der der Prinzessin Belgiojoso, nach deren Rückkehr aus dem Orient. Sie war bis nach Jerusalem gereist, wo sie alle heiligen Erinnerungsörter aufgesucht hatte. Dies war nun gerade das Land, welches der Kranke, seitdem die Bibel seine Lieblingslektüre geworden war, häufig in Gedanken durchstreifte. Während seiner letzten Lebensjahre bot ihm dies Buch die mächtigste Zerstreuung; konnte er gleichwol nicht, wie Voltaire, dem Buche Ezechiel Geschmack abgewinnen, so fand er doch in vielen anderen Kapiteln eine Poesie, deren Pracht ihn entzückte und begeisterte. Die Prinzessin ließ sich durch das warme Interesse, mit dem er ihrer Reise ins gelobte Land nachforschte, täuschen und glaubte einen religiösen Schimmer darin wahrzunehmen. Sie sprach von dem damals sehr in Ansehn stehenden Abt Caron als von einem ebenso verdienstvollen wie interessanten Mann und schlug ihm vor, ihm denselben zuzuführen. Er nahm das Anerbieten an; aber ich fürchte sehr, dass die Neugier, ein doppeltes Studium zu machen, Heines Haupttriebfeder war. Nach zwei oder drei Besuchen des Abts sagte er zu mir:

„Wie Sie sicher schon gehört haben, brachte mir die Prinzessin den Abt Caron (eine zerknirschte Miene annehmend), auch hat er einige schwache religiöse Regungen in mir hervorgerufen . . . . . (darauf lachend) aber nach reiflicher Ueberlegung, will ich doch lieber zu meinen Leinsamumschlägen zurückkehren, die Linderung der Leiden wird rascher bewerkstelligt."

Um genau das Wesen des Dichters zu verstehen, muss man bedenken, dass er empfänglich war für alle religiöse Poesie ohne Ausnahme, mochte deren Prophet Konfuzius oder Muhamed, Moses oder Luther sein, aber durchaus unzugänglich für religiöse Andachtsübungen; für ihn war der Glaube, der Gottesdienst, der Klerus eine unerschöpfliche Quelle von Scherzen und Sarkasmen, deren Erguss selbst der Tod, als er dessen eisigen Hauch schon fühlte, nicht zu hemmen vermochte. Während des letzten Sommers, den er hinieden verlebte, ging ich eines Tages trotz der Hundstagshitze zu ihm; als ich eintrat, rief er:

„Oh! liebe Freundin, welche schöne Angst hatte ich eben! Denken sie sich, man hatte mein Fenster geöffnet: anstatt wie jeder vernünftige Mensch mich der blühenden Linden zu freuen, sehe ich plötzlich im Geiste alle Kathedralen, die ich während meiner italienischen Reisen besucht habe, vor mir. Zu Hülfe!' rief ich, ‚mein Gehirn ist gelähmt!' ‚Das ist weiter nichts als die Hitze', antwortet mir ganz gelassen mein phlegmatischer Schreiber, ‚wir haben im Schatten 36 Grad Reaumur.' Durch diese Antwort ging mir ein Licht auf, ich erinnerte mich einer Stelle meiner Reisebilder, wo ich die katholische Religion als eine angenehme Sommerreligion bezeichnete, der Kühle wegen, die in den Kirchen herrscht. — Ich denke, so wird Ihnen, liebe Freundin, die durch die Hitze hervorgebrachte Verkettung der Ideen klar werden."

Sein Angstruf, den er auf so drollige Weise persifflirte, war jedoch der Ausdruck der beständigen Sorge, die ihn quälte. Begierig auf jede Andeutung, die ihm als Maßstab dienen konnte, erkundigte er sich fortwährend nach den Leuten, welche von dem nämlichen Uebel, wie er, befallen waren. Besonders beschäftigte ihn Augustin Thierry, und wenn ich diesen gesehen hatte, so überhäufte er mich mit Fragen nach dessen Zustande. „Schläft er? isst er? kann er arbeiten?" Dann von plötzlicher Rührung erfasst und besonderes Gewicht auf seine Worte legend, erkundigte er sich, wie es mit dessen Gehirn stände: „Bewahrt der berühmte Geschichtsforscher seine ganze geistige Tätigkeit und Kraft?"

Als ich ihm dies bestätigte, stieß er einen langen Seufzer der Erleichterung aus. „Sie wissen doch, liebe Freundin", fügte er hinzu, „dass unser Uebel denselben Ursprung hat?"

Dann im spöttelnden Tone:

„Es kommt vom Arbeits-Exzess, sagen die guten Leute; Exzess ist das richtige Wort, aber ist es richtig angewandt?"

Heine schätzte die Werke Augustin Thierrys außerordentlich. Noch unter dem Eindruck einer Lektüre der „Eroberung der Normänner" schrieb er sein Gedicht: „Das Schlachtfeld bei Hastings", das in seinem Buche „Der Lazarus"*), von 1854 datirt, veröffentlicht ist. Ich glaube, dass die 1855 bei Michel Lévy unter seiner Aufsicht erschienene Auflage verschiedene absichtliche Daten-Aenderungen enthält. Ich teile vollkommen die Ansicht Gérard de Nervals, welcher vom Intermezzo, das von 1821 und 22 datirt ist, sagte:

„So lange ich nicht mit eigenen Augen eine deutsche Auflage älteren Datums gesehen habe, halte ich die Gedichte für einen viel späteren Erguss seines Herzens und seiner Leidenschaft; einmal verheiratet bedauerte Heine manches Geschriebene und wollte vom rechten Wege ablenken!"

Ich habe bruchstückweise die entzückenden Seiten des Romanceros entstehen sehen. Es machte dem Verfasser Vergnügen, mir unter der Gestalt von Träumen seine Elfen, Nixen und Gnomen zu schildern, welche ihre kleinen Entenfüße unter ihren langen roten Mänteln versteckten.

„Um sie nicht zu betrüben, tat ich, als ob ich sie nicht bemerkte."

Und dies sagend machte Heine die komischsten Geberden, bewegte seine bleichen zarten, atlasgleichen

*) Das Gedicht ist nicht in dem „Lazarus", sondern unter den „Historien" des Romancero aufgenommen und von 1846—1851 datirt.

Hände, die allein von allen Gliedern ungelähmt geblieben waren, hin und her. Ich habe nie entziffern können, ob er eine Art fieberhafter Aufregung, die häufig die Schlaflosigkeit begleitet, Traum nannte, oder ob er wirklich im Schlaf einen Teil der Wunder schaffte, die er so gern erzählte und die häufig zu den reizendsten Seiten seiner Bücher wurden. Dann wieder waren seine Phantasien höchst drolliger Art; so erwartete er mich eines Morgens mit fieberhafter Ungeduld, da er mir noch unter dem lebhaften Eindruck seines Traumes das wahnwitzige Steeple-chase erzählen wollte, bei dem er zugegen gewesen war.

„Denken Sie sich," so begann er, „dass ich soeben dem Wettrennen beiwohnte, dem ganz Paris zuschaute: und die Renner waren keine geringern, als die Herren Thiers, Guizot und Cousin, jeder auf einem Vogel Strauß reitend. Anstatt, wie es doch der Anstand erheischte," setzte Heine ernsthaft hinzu, „das Jockey-Kostüm anzuziehen, trug Thiers eine Generals-Uniform, Herr Guizot hingegen auf dem Kopfe eine Papstkrone, in der Hand hielt er statt der Reitpeitsche einen Bischofsstab und hatte seiner Gewohnheit gemäß seinen Ueberrock bis obenhin zugeknöpft. Herr Cousin war als deutscher Philosoph verkleidet, aber auf der Stelle erkannte ich ihn selbst im Traume!" Hierbei schnitt der Erzähler eine ausdrucksvolle Grimasse, hielt einen Augenblick inne und rief dann aus vollem Halse lachend:

„Wissen sie was, kleine Fee, wenn ein solches Wettrennen stattfände, so spränge ich, so krank ich bin, aus dem Bette, um die Straußenreiter laufen zu sehen!"

„Mein lieber Heine," antwortete ich, „Ihre Antipathien sind unverwüstlich selbst im Traume, wenigstens bleibt die Abneigung, welche Ihnen Cousin einflößt, immer die nämliche.

„Aber Sie können doch auch nicht leugnen, kleine Fee, dass der auf einem Vogel Strauß reitende Halbphilosoph . . . . (hier fing sein Lachen aufs Neue an). Doch dabei fällt mir eine Geschichte ein, die mir gegenwärtig ist, als sei sie gestern passirt, so deutlich steht mir das Gesicht des berühmten Professors vor Augen. Wir waren nämlich eines Abends bei der Prinzessin Belgiojoso versammelt; im Moment, wo der Diener meldete, dass angerichtet sei, stürzte sich Cousin durch alle Gäste und Stühle hin auf die Wirtin des Hauses zu, um ihr galanter Weise seinen Arm zu bieten. Oh nie in meinem ganzen Leben werde ich den komischen Ausdruck vergessen, den seine eben noch so süße Miene annahm, als ihm die Prinzessin mit bezauberndem Lächeln, wodurch ihre Grübchen in den Wangen zum Vorschein kamen, rundweg einen Korb gab, ihm mit harmonischer Stimme sagte: ‚Entschuldigen Sie, Herr Cousin, Sie werden mich sicher nicht mit Russland entzweien wollen,' dann sich mit rascher Bewegung an den Gesandten Pozzo di Bergo wandte und dessen Arm nahm. Oh! die derbe Lebensart-Lektion, die er herunterschlucken musste! Dies mit angesehen zu haben, ist eine meiner schönsten Jugenderinnerungen."

Nachdem man so seiner Bosheit hatte die Zügel schießen lassen, tat man gut, ihn auf andere Dinge zu bringen; z. B. von den schönen Gegenden zu sprechen, die er Nachts, während sein gefühlloser Körper keiner Bewegung fähig war, in der Phantasie durchstreift hatte und von denen er die entzückendsten Schilderungen machte.

Seine Leiden wurden mit jedem Tage schlimmer, aber seine Geduld und seine Standhaftigkeit blieben unverändert dieselben. Heine beurteilte seinen Zustand mit ebensoviel Genauigkeit wie Festigkeit; er hatte meinen Mann gebeten sein Testaments-Vollstrecker zu werden und ihm einen zuverlässigen Notar anzugeben, dem er sich anvertrauen könne, um seinen letzten Willen zu diktiren. Dies Testament ist mit meiner Genehmigung, in einem bei Michel Lévy herausgegebenen Bande, „Deutsche und Franzosen" betitelt, erschienen.

Da bei dieser Gelegenheit die Unterhaltung auf ernste Gegenstände gefallen war, so sprach der Kranke aufs Neue, mit eindringlichen Worten, seinen Wunsch aus, still und wie er gelebt ohne Zeremonie beerdigt zu werden.

„Meine Werke sollen von mir reden, und weiter niemand! und doch müssen Sie wissen, liebe Freundin, dass der literarische Lorber nicht das ist, was mich am meisten rührt. Nein, ich bin ein kühner Streiter, der seine Kräfte und Talente der großen menschlichen Familie zu Diensten stellte. . . . Legen Sie, wenn Sie wollen, kreuzweis eine Schleuder und eine Armbrust auf mein Grab."

„Mit guten Pfeilen?" flüsterte ich.

Er lächelte.

„Ich bitte Sie, wenn ich im Ernst sprechen soll, nur einen Zweig Reseda darauf zu legen," fuhr er fort; „erinnern Sie sich, dass das die Blume war, welche mir die kleine Veronica gegeben hatte?"

„Ja, aber ich erinnere mich vor allem anderen," erwiderte ich, „dass ich von dieser Kinderpassion nur den Anfang kenne."

„Dann wird es Zeit, Ihnen das Geständnis zu machen, dass die ganze Geschichte in diesem Vorspiel enthalten ist. Das Kind spielte beim Erklimmen des Berges mit der Blume, die sie in der Hand hielt: es war ein kleiner Resedazweig. Plötzlich führte sie ihn zum Munde, küsste denselben und überreichte ihn mir. Das folgende Jahr zur Ferienzeit eilte ich hin . . . . die kleine Veronica war tot! Von dem Augenblick an wob sich ihr Bild zwischen alles Hin- und Herfluten meines armen Herzens. Warum? Wie? Ist das nicht sonderbar, geheimnisvoll? Zuweilen, wenn ich dieser Episode gedenke, wird die Erinnerung daran so schmerzhaft, als ob mir ein großes Unglück zugestoßen wäre."

Eine Pause trat ein. Vergangenheit, Gegenwart, alles sprach vom Tode; ich suchte die Unterhaltung auf ein anderes Kapitel zu bringen, aber es gelang mir schlecht.

Zerstreut ließ ich meine Blicke im Krankenzimmer umherschweifen; da bemerkte ich zum ersten Male eine Art von Strick-Apparat, der in Form eines Steigbügels

über seinem Lager angebracht war; als ich ihn fragte was diese Neuheit vorstelle, erwiderte er:

„Oh! das ist eine gymnastische Erfindung, um, wie man sagt, meinen rechten Arm zu üben. Aber unter uns gesagt, ich glaube eher, dass es eine feine Aufmerksamkeit meines Doktors ist, mich zum Aufhängen einzuladen. — Es gibt doch wirklich Dummköpfe," fuhr er fort, „die den Mut bewundern, welchen ich beweise indem ich mein Leben verlängere. Ich möchte nur wissen, ob diese Menschen jemals darüber nachgedacht haben, auf welche Weise ich mich ums Leben bringen könnte? Ich kann mich weder erhängen noch vergiften, noch weniger mich todschießen oder aus dem Fenster stürzen, soll ich mich etwa Hungers sterben lassen? Pfui! — das ist ein Tod, der allen meinen Grundsätzen entgegen ist. — Man kann doch mit Recht verlangen, entweder die Art und Weise seines Selbstmordes zu wählen, oder sonst ganz davon zu bleiben."

In der Tat dachte Heinrich Heine nie daran, sein Ende zu beschleunigen und sich freiwillig von seiner Frau zu trennen; denn bedurfte diese nicht seiner? war er nicht ihr Beschützer? Diese Rolle schmeichelte ganz besonders seiner Eitelkeit; während Frau Heine ihre Blumen und ihre Papageien pflegte, leitete er trotz seiner „Hinsterberei", wie er es nannte, die Ausgaben, hielt Abrechung und bezahlte den ganzen Haushalt. Nachdem er als Junggeselle einige Schulden gemacht, die sein Onkel, der reiche Bauquier Heine in Hamburg, bezahlt hatte, war er seit seiner Verheiratung äußerst gewissenhaft, nicht mehr auszugeben, als er einnahm. Wenn man ihn unter seinem Kopfkissen einen kleinen, mit Talern gefüllten Beutel hervorziehen und umhertastend öffnen sah, um das von der Dienerin verlangte Geld herauszuholen, so musste man unwillkürlich seiner Vorfahren gedenken. Aber was nicht angeerbt war, sondern aus seinem eigenen Herzen entsprang, das war eine großmütige Neigung, seinen Freunden bei passenden Gelegenheiten, wie z. B. zum neuen Jahr, oder zu Geburts- und Namenstagen, die sinnreichsten Geschenke zu machen; hierin war er förmlich erfinderisch zu nennen. Unter diesen verschiedenen Andenken, die für mich Freundschafts-Reliquien geworden sind, will ich nur seines Profils in Bronze, von dem berühmten Bildhauer David, von der frappantesten Aehnlichkeit Erwähnung tun. Um es mir zu verehren, ließ er es in eine ziselirte Rosenguirlande einrahmen. Nichts vermochte lebhafter an die Dornenkrone zu erinnern, die diesem glänzenden Genius zuteil ward, als dieses Bild.

Diese schreckliche Antithese stimmt melancholisch, doch werden die Augen unwillkürlich davon angezogen und die Gedanken dadurch gefesselt.

Wir haben schon von dem Gefühl der Befriedigung gesprochen, das er empfand in dem Gedanken, der Beschützer seiner Frau, selbst noch während seiner „Hinsterberei", zu sein. Aber wir müssen auch erwähnen, wie stolz und gern er sich dem magnetischen Einfluss seiner Juliette hingabt. Dieser Einfluss, den sie auf ihn ausübte, war seiner Ansicht nach so groß, dass der Ton ihrer Stimme, der Kontakt ihrer Hand ihn mehrfach ins Leben zurückgerufen hatten. Zum Beweise dieses Fluidums will ich die Anekdote von dem Papageien anführen, welche gerade in die letzten Tage seines Daseins fällt.

Mitten in der Nacht von einer seiner mörderischen Krisen befallen, die man mit Recht für die letzte halten konnte, kam seine Frau voller Angst an sein Lager, sie erfasste seine Hand, drückte, erwärmte und liebkoste dieselbe. Sie weinte bitterlich und er hörte, wie sie in abgebrochenen Tönen mit schluchzender Stimme widerholte: „Nein, Henri, nein, das kannst Du mir nicht zuleide tun, dass Du stirbst! Habe doch Mitleid mit mir! . . . ich habe schon heute Morgen meinen Papageien verloren, wenn Du nun auch noch stürbest, würde ich zu unglücklich sein!"

„Das war mir Befehl," fügte er hinzu; „ich habe ihr gehorcht und fahre fort zu leben; Sie begreifen doch, liebe Freundin, wenn man mir triftige Gründe angibt! ...."

Der Kranke amüsirte sich köstlich über diese Geschichte; er wiederholte sie wolgefällig, indem er den gerührten Ton seiner Frau nachahmte und besonders das Wort Papagei hervorhob; es lag so ganz in der humoristisch angelegten Natur des Dichters, einerseits sehr gerührt über den durch ihn verursachten Kummer seiner Frau zu sein, und andrerseits sich sehr über die komische Form, in welcher sich diese Verzweiflung äußerte, zu amüsiren.

Der Anfang des Jahres 1856 ließ mit Bestimmtheit sein nahes Ende voraussehen, die Krampfanfälle wurden häufiger und die beruhigende Wirkung des Morphiums ließ nach.

Es war etwa vierzehn Tage vor dem Tode Heinrich Heines, als ich eines Morgens früher als gewöhnlich zu ihm ging; da ich niemanden im Vorzimmer fand und die Stubentür offen stand, trat ich geräuschlos ein. Sein Bett wurde gemacht, während er auf einer Art von Chaise longue ruhte, die man nach langen vergeblichen Versuchen endlich zu seiner Zufriedenheit hergestellt hatte. Ich blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen, da ich wusste, dass es ihm sehr schmerzlich gewesen sein würde, mir das Schauspiel seines Verfalls gegeben zu haben. Eine der um ihn beschäftigten Mägde nahm ihn auf den Arm, um ihn vom Lehnstuhl wieder auf seine auf der Erde liegenden Matratzen hinzubetten. Sein ganz in Flanell gewickelter abgezehrter Körper schien der eines zehnjährigen Kindes; seine schlotternden Beine hingen schlaff und die Füße waren so verdreht, dass die Hacken nach vorn standen, wo sonst der Spann sitzt. Welch Anblick! welche Offenbarung! welch tragischen, herzzerreißenden Charakter nimmt bei dieser Erinnerung die herrliche Poesie des Buches „Lazarus" an:

Es hatte mein Haupt die schwarze Frau
Zärtlich ans Herz geschlossen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Tränen geflossen.

Sie küsste mich lahm, sie küsste mich krank,
Sie küsste mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Und die folgende Strophe, die hinzufügt:

> Mein Leib ist jetzt ein Leichnam, worin
> Der Geist ist eingekerkert —
> Manchmal wird ihm unwirsch zu Sinn,
> Er tobt und rast und berserkert etc. etc.

Vier Tage vor seinem Tode, dem 13. Februar 1856, sah ich Heine zum letzten Male; er sprach mit seiner gewohnten geistigen Ungebundenheit, nur war sein Ton ernster.

„Es ist eine sehr ernste Sache mit dem Sterben," sagt La Bruyère, „dann ziemt sich nicht der Scherz, sondern die Standhaftigkeit."

Diese letzte Tugend fehlte dem mutigen Märtyrer keinen Augenblick; als ich ihm beim Fortgehen, wie gewöhnlich die Hand reichte, um ihm Lebewol zu sagen, hielt er dieselbe einen Augenblick fest in der seinigen und sagte dann leise:

„Bleiben Sie ja nicht so lange fort, liebe Freundin, das ist sicherer . . . . ."

Bis zum letzten Atemzuge blieb sein wunderbarer Geist unverändert derselbe. Das Gefühl, fast schon tot und doch noch geistig lebendig zu sein, veranlasste den Philosophen, sich zu beobachten, und den Dichter, seine wahre Essenz zu suchen, und so war sicher die schon einmal ausgesprochene Ueberzeugung Heinrich Heines auch sein letzter Gedanke:

„Il y a pourtant un coin divin dans l'homme!"

Deutsch von D. Koch (Paris).

Aus Leopold von Ranke's „Weltgeschichte".

Es gibt einige wenige Bücher, welche keiner Empfehlung der Kritik bedürfen, um ein sicheres Publikum von Lesern zu finden. Ranke's „Weltgeschichte" gehört zu diesen: nicht nur der Historiker, sondern fast ebenso sehr der Mann von allgemeiner Bildung räumt einem neuen Bande dieses Werkes seinen Platz im Bücherschrank ein.

Das „Magazin" macht sich und gewiss seinen Lesern eine Freude, indem es aus dem eben erschienenen dritten Teil (2 Bände: Das altrömische Kaisertum) mit ausdrücklicher Erlaubnis der Verlagshandlung (Duncker & Humblot, Leipzig) ein Kapitel veröffentlicht, welches besser als alle Kritik zeigt, welcher Geist in Ranke's Buch lebt.

Literarische Strömungen der Zeit.

Neben den Staatsangelegenheiten, die unsere Vorväter wol als Emergentien bezeichneten, erscheint in einer tieferen Schicht auch immer eine mit den ersteren zusammenhängende, aber doch von ihnen abweichende, innere Bewegung, durch welche die gleichzeitigen Ereignisse modifizirt und spätere vorbereitet werden. Besonders sind dafür die großen Städte bestimmend gewesen: sie waren allezeit der Schauplatz für den Kampf der Meinungen, die Werkstätten für Hervorbringung neuer, und Rom noch mehr als andere, — in demselben Grade, in welchem es sie an Größe nicht allein, sondern an Mannigfaltigkeit und Kraft der Elemente, die es in sich vereinigte, übertraf.

Da bemerken wir nun die Erscheinung, dass die Ereignisse, welche die Gemüter beherrschen, aber doch nicht befriedigen, in der Literatur ihre Kritik finden und gleichsam ihr Widerspiel zu Tage fördern. Die Epoche des Augustus war von dem Abscheu gegen die Bürgerkriege erfüllt; es galt für die Grundlage des Anspruches desselben auf die höchste Gewalt, dass er diesen ein Ende machte und die Sicherheit wiederherstellte, welche die Bedingung der allgemeinen Wolfahrt ausmacht. Dies Gefühl dauerte auch noch unter Tiberius fort; es bildete den Gesichtspunkt, unter dem seine Regierung als heilbringend bezeichnet werden konnte, wie das schon bei Vellejus Paterculus, noch mehr bei Valerius Maximus, der seine Sammlung von denkwürdigen Tatsachen, die er als Dokumente d. h. nach einer ciceronianischen Erklärung nachahmungswürdige Beispiele bezeichnet, diesem Kaiser gewidmet hat, mit großem Nachdruck geschieht.

Valerius Maximus gehörte dem altberühmten Geschlechte der Valerier an und hegte republikanische Gesinnungen in seiner Seele. Dem Cato Uticensis hat er einen ausführlichen Lobspruch gewidmet, in welchem er sich zu dem Grundsatz bekennt, dass dem Leben ohne Würde ein würdiger Tod vorzuziehen sei. Er rühmt Cato unter Anderem deshalb, weil er als Knabe den Gedanken gefasst hatte, Sulla, in dessen Vorzimmer er die abgehauenen Köpfe der Proskribirten erblickte, dafür mit eigener Hand umzubringen. Es hatte doch in der Tat etwas zu bedeuten, wenn ein solcher Mann es über sich gewann, den Cäsar Tiberius gleichsam unter die Götter zu versetzen und ihn als ein woltätiges Gestirn zu preisen. Sulla, sagt er, habe Rom und Italien mit Blut erfüllt; Tiberius schütze das Reich; er verfolge das Laster, hege und pflege aber die Tugend. Der Autor rühmt die Strenge, mit der Tiberius überhaupt, besonders aber in Bezug auf das Kriegsheer verfuhr. Auf den Gehorsam der Legionen gründe sich die Macht von Rom. Tiberius behaupte dadurch die militärische Ordnung und Zucht, durch welche die Hütte des Romulus die Säule geworden sei, auf welcher der Erdkreis ruhe. Würden die Truppen nicht in der gewohnten Mannszucht erhalten, so würden sie selbst eine Unterdrückung ausüben.

Wie an der Idee der römischen Weltherrschaft, so hält Valerius Maximus auch daran fest, dass die Götter deshalb bewogen worden seien, den Römern ihren Beistand zu leihen, weil diese den herkömmlichen Dienst mit ängstlicher Genauigkeit beobachten; er zählt alle die Institutionen auf, durch welche dies geschehe.

Man halte das nicht für elende Schmeichelei; es hat eine gewisse Wahrheit, bei der freilich die eine Seite des vorliegenden Zustandes hervorgehoben, die andere mit Stillschweigen übergangen wurde.

Nachdem nun aber Cajus Caligula die Alleinherrschaft zu unerträglichen Gewaltsamkeiten missbraucht hatte, ward dann diese andere Seite um so stärker betont.

Marcus Annäus Lucanus, ursprünglich ein Freund und Studiengenosse Neros, hat ihn selbst im Anfang seines Gedichtes *Pharsalia* angesehen, wie Valerius den Tiberius. Indem er die Greuel des Bürgerkrieges schildert, fügt er doch hinzu, er wolle sich darüber nicht beklagen, wenn sie notwendig gewesen seien, um Nero auf den Tron zu erheben: denn die Herrschaft des Jupiter setze den Sieg über die Giganten voraus. Er tut wol einmal einer künftigen Vergötterung Neros Erwähnung und verknüpft damit seine Phantasie, dass ein allgemeiner Friede eintreten werde. Man darf aber darin nicht etwa den Ausdruck einer der neronianischen Regierung beistimmenden Gesinnung erblicken; sie sind nur aus den Hoffnungen, die Nero anfangs gab, und dem persönlichen Verhältnis des Dichters zu demselben zu erklären. Des Werk Lucans atmet eben den entgegengesetzten Geist. In der *Pharsalia* könnte man meinen, eine poetische Bearbeitung des Cremutius Cordus vor sich zu haben: so entschieden nimmt Lucan für die Gegner Cäsars, vor allem für Pompejus selbst, Partei.

Man hat bemerken wollen, er habe Cäsar in den späteren Büchern seines Gedichtes unglimpflicher behandelt als in den früheren; da finden sich wenigstens jene Stellen über die Freiheit, die mit dem Prinzipat nicht zu vereinbaren war: die Freiheit sei über den Rhein und über den Tigris geflüchtet, d. h. aus dem gesamten Umkreis des römischen Reiches verbannt. Den Zustand der orientalischen Völker, deren Gesichtskreis über die Macht ihrer Könige nicht hinausreiche, hält Lucan für glücklicher, als den der Römer, welche dadurch, dass sie gehorchen müssen, zugleich beschämt seien. Für ihn hat die Erhaltung der inneren Ruhe und der allgemeinen Wolfahrt, die nun vollzogen ist keine große Bedeutung mehr. Die Bürgerkriege verwirft er hauptsächlich deshalb, weil durch sie die Ueberwältigung der Nachbarn verhindert worden sei. Der Widerspruch, den das Prinzipat, wie es damals war, hervorrief, kommt hier zu voller Erscheinung. Man begnügt sich nicht mehr mit dem Segen, den die Dämpfung der inneren Unruhen mit sich führte; man empfindet nur den Einhalt, der durch den Sieg der Cäsaren in der Welteroberung herbeigeführt worden war, den allgemeinen Druck, der auf den alten Republikanern lastete. Die schönsten Stellen seines Werkes sind der Verherrlichung Catos und der catonischen Tugend gewidmet. Wenn Cato bei Lucan sich weigert, bei dem Orakel des Ammon, an dessen Heiligtum in der Wüste er vorbeikommt, sich Rats zu erholen, so wirft er vor allem die Frage auf, worüber denn? ob er als freier Mann sterben oder die Herrschaft eines Einzigen erleben solle? Er erkennt nur eine Gottheit an — die Tugend: d. h. zugleich die Freiheit; die moralische und politische Freiheit werden vollkommen identifizirt. Der göttlichen Beihilfe, durch welche das römische Reich groß geworden, wird nur mit einer Art von Verachtung erwähnt. Nicht in den capitolinischen Triumphen trete das wahre Verdienst zu Tage, die nackte Tugend bedarf keines Erfolges; diese aber soll verehrt werden. Mit der Verehrung, die den Cäsaren gewidmet wird, steht es in einem Widerspruch, der Jedermann in die Augen springen musste, wenn nun eben ein Mann wie Cato als Vater des Vaterlandes, als der bezeichnet wird, den Rom an seinen Altären anbeten sollte. Nicht bei der Fortuna des Augustus sollte man schwören, sondern bei der stoischen Tugend. Und nicht mit diesem Widerspruch allein begnügt sich Lucan; er sieht die Zeit kommen, wo Rom mit freiem Nacken dastehe, da werde es die Tugend und Cato verehren. Der catonische Name war gleichsam das Feldzeichen, um das sich die Republikaner schaarten. Sie schmeichelten sich mit einer Zukunft, in welcher ihre Idee wieder die alleinherrschende in Rom sein werde. Nichtbeachtung der Götter, wie sie damals angebetet wurden, Erhebung des Begriffes der Tugend zu der einzigen Gottheit und republikanische Freiheit verbinden sich bei Lucan mit einander, um der cäsarischen Macht den offenen Krieg und ihren einstigen Untergang anzukündigen.

Die Familie, aus der Lucan stammte, gehörte zu denen, die, von Rom nach Spanien verpflanzt und dort zu hohem Ansehen gelangt, nach Rom zurückkamen, um sich in ihren Studien und ihrer Lebenstätigkeit der Weltkapitale wieder anzuschließen. Als den Patriarchen derselben darf man den Rhetor Marcus Annäus Seneca ansehen. Er ist der Vater des Philosophen Lucius Seneca, des Novatus Gallio, den wir in Achaja wiederfinden werden, und durch seinen dritten Sohn Mela Großvater des Lucan. Sie machten aber in Rom nicht allein mit den leitenden Männern des damaligen Staates, sondern zugleich mit den stoischen Philosophen Bekanntschaft, die nicht eben immer in gutem Verhältnis zu den ersteren standen. Der Lehrer des Philosophen, Attalus, der von diesem zuweilen genannt wird, war, weil er mit Sejan in Konflikt gekommen, Rom zu verlassen genötigt worden. Er selbst führte seinen Neffen in die Schule des Cornutus, von dem dieser ohne Zweifel die Grundsätze einsog, zu denen er sich in seinem Werke bekannte. Von einer weit größeren Bedeutung als Lucan ist der Philosoph und Staatsmann Lucius Annäus Seneca, für die damalige und für alle folgenden Zeiten. Wir kennen das Verhältnis, in welches er zu Nero trat, bei dem dann auch der Neffe Eingang gewann, und von dem sie endlich beide hingerichtet worden sind.

Der Oheim ging in seinen Prinzipien lange nicht so weit, wie der Neffe, weder in seinen philosophischen noch besonders in seinen politischen Grundsätzen. Er nimmt vielmehr gerade dadurch einen hohen Rang in der Geschichte ein, dass er der auf Gewalt gegründeten Macht eines Oberhauptes in Rom eine andere Richtung zu geben trachtete; um es mit Einem Wort zu sagen: Seneca hat den Versuch gemacht, dem schrankenlosen Despotismus den Charakter einer Monarchie zu geben.

In der an Nero gerichteten Schrift „Von der Gnade" geht er davon aus, dass diese Eigenschaft von beiden Parteien — er meint die philosophischen — als Tugend betrachtet werde, von den Stoikern, zu denen er sich selbst rechnet, die den Menschen als

ein zum Wohle der menschlichen Gesellschaft geborenes Geschöpf erklären, und von den Epikuräern, die Alles auf ihren eigenen Nutzen und Vorteil beziehen, indem sie die Bestimmung des Menschen in der Glückseligkeit und im Vergnügen sehen. Er spricht also im Namen der allgemeinen philosophischen Ueberzeugung. Sein Hauptsatz ist, dass diese Tugend dem Fürsten gezieme. Jene Verhältnisse, durch welche die Clemenz Cäsars den Nachfolgern desselben verhasst geworden, erwähnt er nicht; möglich aber ist doch, dass sie ihm vorschwebten: denn den Gewalttätigkeiten, die da eingetreten, setzt sich sein Begriff von dem Prinzipat, das er als fest gegründet betrachtet, entgegen. Sein Sinn ging dahin, nachdem dies geschehen, die höchste Autorität von den Gewaltsamkeiten loszureißen, die dem Imperator bis dahin die Nachfolge Cäsars erhielten, sodass sich aus all den vorgekommenen Verwirrungen der Begriff der Monarchie erhebt. Er spricht den Grundsatz aus, dass die höchste Gewalt woltätig sein müsse; man müsse vor dem Fürsten nicht fliehen, wie vor einem aus seinem Lager emporspringenden wilden Tier, sondern ihn betrachten wie ein woltätiges Gestirn. Man müsse erfahren, dass seine Sorge das Allgemeine und die Einzelnen umfasse; Jeder müsse wissen, dass der Fürst zwar über ihm, aber doch für ihn sei. Eben darum, weil der Fürst für sie sorgt, sollen die Menschen ihn in Schutz gegen jede Gefahr nehmen und ihre Waffen dahin wenden, wohin er befiehlt. Darin liege keine Wegwerfung, wenn Tausende sich für ein Oberhaupt opfern. Die Menge hänge von dem Fürsten ab, wie der Körper von der Seele; sie werde durch ihn regirt und sie würde selbst zu Grunde gehen, wenn nicht ein Wille sie leite; der Fürst sei der Lebensgeist der gesamten Republik und halte sie zusammen. So entsteht dem Begriff der Monarchie zur Seite die Idee einer gerechtfertigten Untertänigkeit. Die Identität der Interessen des Monarchen und des Gemeinwesens tritt hier um so bedeutender auf, da sie zugleich praktisch realisirt zu werden die Aussicht fassen konnte.

In Bezug auf Nero ist der mit epigrammatischer Schärfe ausgedrücke Schluss gleichwol: bündig er muss den Körper schonen, dessen Seele er ist; damit schont er sich selbst.

In seiner Schrift „Ueber den Zorn“ bezeichnet Seneca den Princeps in sehr gemäßigten Worten als den Vorsteher der Gesetze d. h. doch des gesetzlichen Zustandes, eigentlich mit der Ausführung desselben betraut, als Regirer des Staates und gibt dann an, wie er die Strafgewalt ausüben solle. Sein erstes Ziel soll sein, die Tugend beliebt, das Laster verhasst zu machen. Wenn das zu nichts führt, so gehe er zu Ermahnungen und Rügen über; wenn auch diese nicht fruchten, so mag er strafen, aber auf eine Weise, dass noch Raum für Verzeihung übrig bleibt. Er stellt den Fürsten dar wie einen Arzt: er soll das Uebel heilen; nur in dem äußersten Fall mit dem Tode strafen, nur dann, wenn es für den, den er straft, das Beste ist, zu sterben. An der Vollziehung der Strafe darf er nicht das mindeste Wohlgefallen blicken lassen; sie soll nur zur Warnung dienen. Wie so ganz lief das den Exekutionen entgegen, die unter den Cäsaren, selbst unter Claudius, an der Tagesordnung waren und ohne alle Scheu als Rache betrachtet wurden! Seneca meinte eben, die Monarchie mit den republikanischen Gesinnungen ausgleichen zu können. Er hatte kein Hehl damit, dass er selbst solche Gesinnungen hege.

In das Trostschreiben an Marcia, die Tochter jenes Cremutius Cordus, der dafür, weil er Cassius in seinem Geschichtswerk den letzten Römer genannt hatte, mit dem Tode hatte büßen müssen, webt Seneca eine Lobeserhebung dieses Geschichtschreibers ein. Er rühmt dessen altrömische Gesinnung; man werde ihn lesen, so lange es Jemanden gebe, der eine Rückkehr zu den Handlungen der Vorfahren für wünschenswert halte; mit seinem Geiste habe er die Proscribirenden auf ewig selbst proscribirt. Er führt dann Cordus redend ein, der den jenseitigen Zustand dem diesseitigen vorzuziehen scheint: denn dort höre man nichts von kriegerischem Getümmel, noch von dem den Tag ausfüllenden Lärm, noch von Parricidien, die man erdichte oder auf die man denke.

Wir haben einen Brief von Seneca, in welchem er die Argumente Epikurs gegen die Strafen in der Unterwelt adoptirt. Er verbindet den Begriff der stoischen Tugend mit dem Unglauben der Jünger Epikurs, die Verherrlichung der Römer, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, mit griechischer Reflexion; Cato hat bei ihm den Phädon des Plato auf der einen und das Schwert auf der anderen Seite. Der Oheim ist auch hier milder als der Neffe. Er flicht in die Katastrophe zugleich die Idee der Unsterblichkeit ein. Aber die Idee der Freiheit tritt bei ihm nicht minder stark hervor. Er preist Cato als einen Mann, der mitten im allgemeinen Ruin aufrecht stehe. Wenngleich Alles der Herrschaft eines Einzigen unterworfen ist und alle Pforten bewacht sind, so findet er doch eine solche, die einen Ausgang offen lässt: mit Einer Hand wird er der Freiheit eine Bahn eröffnen. Das Schwert, das für das Gemeinwesen die Freiheit nicht hat herstellen können, wird sie für Cato herstellen.

Die prächtige Schilderung vom Tode Catos lässt keinen Zweifel darüber, dass Seneca zu derselben Schule gehört, wie sein Neffe Lucan, die hauptsächlich in Cato ihr Ideal erblickte. Jedoch waren seine Ideen keineswegs von so durchgreifender Natur und Aussicht. Lucan spricht den Wunsch des Umsturzes der bestehenden Regirungsform aus; Seneca deutet nur die Möglichkeit eines solchen an.

Senecas allgemeine Ideen über Gott und Welt waren keineswegs die in Rom seit Jahrhunderten eingelebten und eingebürgerten.

In dem Eingang zu den „Naturbetrachtungen“ sieht man, in welcher Höhe über den allgemeinen Erscheinungen der Welt und der Zeit Seneca sich hielt. Was die Römer den Erdkreis nennen, erscheint ihm nur als ein geringer Teil des Universums. Wenn man, sagt er, seine Augen von oben her auf den Erdkreis wirft, so ist er doch nur eng, großenteils von der Flut bedeckt, zum Teil brennend heiß, zum Teil

starrend vor Kälte; ist das der Mühe wert, dass sich so viel Völker darum schlagen? Die Kriegsscharen mit ihren aufgerichteten Fahnen, die Reiterei, welche die Flüsse überschreitet, sind dem Ganzen gegenüber sehr kleinliche Erscheinungen. Er bezeichnet die Grenzen des römischen Reiches, wie man sie damals kannte, und bei denen es bleiben müsse. Die Parther sollen nicht den Euphrat überschreiten, die Dacier nicht die Donau, dieser Fluss soll Sarmaten und Römer trennen, der Rhein die Grenze Germaniens bilden.

Hochbedeutend ist es doch, dass so in der Mitte der römischen Welt eine Ansicht auftaucht, der das Reich in seiner allgemeinen Ausdehnung nur als etwas Beschränktes erschien, was selbst dann nicht anders sein werde, wenn sie auf beiden Seiten den Ozean erreiche. In jenen Zeiten machte das Ueberschreiten des Ozeans unter Claudius den größten Eindruck als ein neuer Sieg des Menschen über die Elemente, des römischen Cäsar über die Götter des Meeres. Von Niemandem ist das freudiger begrüßt worden, als von Seneca, hauptsächlich inwiefern darin ein Fortschritt der Weltentdeckung lag.

Seine Tragödie Medea preist vor Allem die Idee der Schifffahrt, ihren Ursprung und ihre unermessliche Wirkung auf die Erde und das Menschengeschlecht. Jetzt bedarf es keiner Argo weiter, das Meer hat sich unterworfen. Jede Begrenzung ist aufgehoben, die Erde ist allenthalben durchfahrbar geworden. Daran knüpft sich dann die berühmte Prophezeihung, dass der Ozean die Fesseln der Dinge lösen, die gesamte Erde sich eröffnen und Tiphys, der Steuermann der Argonauten, eine neue Welt entdecken werde, sodass man nicht mehr von der ultima Thule reden wird. Nicht grade von der Auffindung einer neuen Hemisphäre ist die Rede, aber von einer unbegrenzten Ausdehnung der Schifffahrt und neuen Entdeckungen. Man sieht wol: der Poet Seneca steht ebenso in der Mitte des Universums wie der Philosoph Seneca. Er hat eine unbegrenzte Ueberschau, indem er doch auf dem Boden seiner Zeit verharrt.

Dass die Medea von dem Philosophen Seneca herrührt, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich bekenne, ich bin sehr geneigt, auch die übrigen Tragödien, in deren Reihe die Medea auf uns gekommen ist, demselben zuzuschreiben, — so augenfällig ist ihre Verwandtschaft mit dem Geiste, der in Senecas Schriften überhaupt lebt. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so sind sie doch einer Beachtung sehr würdig: denn dass sie aus dem ersten Jahrhundert stammen, hat noch Niemand ernstlich bezweifelt. Was sie historisch bemerkenswert macht, ist die in ihnen vorkommende Erörterung von Fragen, die für die damalige Welt die wichtigsten waren und die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten.

In einer derselben, dem Thyestes, setzt sich dem eigenmächtigen Beginnen des Atreus ein Sklave entgegen und spricht Warnungen aus, die eine energische Protestation gegen den Missbrauch der höchsten Autorität durch rücksichtslose Gewaltsamkeit enthalten.

Ich sehe darin eine Manifestation des populären Gemeingefühls dem gewaltsamen Gebahren der Cäsaren, besonders Neros, gegenüber. Die Bemerkung, dass das Reich zwei Oberhäupter nicht ertragen könne, erinnert doch sehr an eine der wichtigsten politischen Fragen der Zeit, die bei Gemellus und bei Britannicus zur Sprache kam, und bezeichnet hier den vornehmsten Grund der Entzweiung zwischen den beiden Enkeln des Tantalus.

Nicht selten ist die Rede davon, dass nichts schwerer sei, als den hartnäckigen Sinn eines Mannes, der die höchste Gewalt besitzt, zu dem zu bringen, was das Rechte ist.

Das größte Ereignis seiner Zeit, das aber im Getümmel des Tages von den Meisten nicht einmal bemerkt wurde, den Untergang des cäsarischen Hauses, hat Seneca zum Gegenstand seiner Dichtung gemacht, — er selbst oder ein Anderer, der doch ganz in seinem Sinn dichtete und schuf. Der Gegenstand ist der Tod der Octavia. Sie erscheint als der letzte Sprosse der durch die Succession Cäsars zum Prinzipat berechtigten Familie. Sie geht durch die Ruchlosigkeit Neros unter, der hier als unberechtigter Eindringling betrachtet wird. Auch politisch hat das Zwiegespräch zwischen Nero und Seneca, der in dem Stück persönlich auftritt, eine große Bedeutung. Nicht allein Philosophie und Besitz der Gewalt treten hier einander gegenüber; — man darf den Nachdruck nicht übersehen, der in altrömischem Sinn auf die Autorität des Volkes gelegt wird. Dem Gebote Neros, seinen Befehlen zu gehorchen, setzt der Philosoph die Forderung entgegen, dass der Befehl gerecht sein müsse; er führt ihm zu Gemüte, dass er nur solche Anordnungen treffen dürfe, welche die allgemeine Beistimmung ratifizire.

Neben der politischen Bedeutung dieser Stücke erscheint aber und nicht minder beachtenswürdig die religiöse. In den Tragödien ist ein durchgehender Zug, dass die unmittelbare Einwirkung der Götter, welche die alten Sagen darbieten, zurücktritt; die menschlichen Leidenschaften, das sind die Götter. Nur Juno, das Symbol der Eifersucht, tritt zuweilen in Aktion; die Qualen des Tartarus bestehen, aber sie tragen doch mehr ein poetisches Gepräge; sie erinnern hie und da bereits an die Hölle des Dante. Nicht selten findet sich der Ausruf, es gebe keine Götter, der aber dann wieder durch die Doktrin, es gebe einen höchsten Gott, den Begründer des Universums, durchbrochen wird — ungefähr wie in den philosophischen Schriften Senecas, in denen man häufig, selbst da, wo man es nicht erwartet, auf Erörterungen über die wichtigsten Fragen stößt, welche die allgemeinen Weltanschauungen betreffen, über den materiellen Bestand der Welt, wer ihr Urheber, wer ihr Wächter, wer Gott überhaupt sei, ob er der Weltschöpfer, ein Teil der Welt oder die Welt selbst sei, d. h. also ob es einen außerweltlichen Gott gebe oder nicht, ob er an den Dingen etwas verändern könne nach Bestimmung des Schicksals oder nicht, was doch sagen will, ob es ein Schicksal gebe über den Göttern. Er

kennt nur Einen Gott, der seine eigene Notwendigkeit. ist. Aus der bloßen philosophischen Anschauung geht ihm die Einheit Gottes hervor. Dabei aber wird die Einwirkung desselben auf die veränderlichen Begebenheiten der Welt zweifelhaft, da ja ihm Nichts gefallen könne, woran er nicht immer Gefallen gefunden habe.

(Schluss folgt.)



Ein Gedicht Calderons.

Juan Perez de Montalban (geboren 1602), ein bedeutender dramatischer Dichter und Verfasser verschiedenartiger Werke, war ein Zeitgenosse und Freund Lopes de Vega und Calderons. Er starb im Jahre 1638, nachdem er sich durch geistige Ueberanstrengung ein Gehirnleiden, dass die zwei letzten Jahre seines Lebens trübte, zugezogen hatte. Einige Monate vor dem Tod war Montalban einer gänzlichen Lähmung seiner geistigen und körperlichen Kräfte verfallen. Auf diesen letzten Zustand des kranken Dichters bezieht sich die Stelle in dem mitzuteilenden Gedichte Calderons:

„Und so sandte er voran
All sein Denken und Empfinden."

und das Bild des Todes, der ihn zuerst in Lethargie versenkt und nicht mit Einem Schlage zu töten wagt.

Auf Montalbans Tod.

Wenn wir Menschen kaum empfangen
Unser Leben hier auf Erden,
Schon wenn wir geboren werden,
Sind vom Tode wir umfangen.
Vor der Wahrheit muss uns bangen,
Dass der Menschen Sein und Streben
Solchem Unheil hingegeben,
Dass nach ehernem Gebot
Wir verurteilt sind zum Tod,
Einzig deshalb weil wir leben.

Doch uns trösten zwei Gedanken,
So wir trauern ob dem herben
Weltgesetz, nach dem wir sterben,
Weil an der Geburt wir kranken:
Wenn der Mensch sich ohne Wanken
Gut erweist und Unrecht meidet,
Dass man ihn im Tod beneidet,
Oder solchen Ruhm erworben,
Dass er lebt, wenn er gestorben;
Nicht mit ihm sein Name scheidet.

Dieses Trostes Gold erproben
Sahen wir, wie Feuer klar,
Ihn, der unser Plautus war,
Ihn, den gleich Terenz wir loben.
Sei als Sieger er erhoben,
Da das Schicksal er bezwungen!
Denn dem Tod ist's nicht gelungen
Zu verdunkeln seines Lebens
Tugendglanz, noch seines Strebens
Ruhm, den sterbend er errungen.

Edler Wissenschaft geweiht
War sein Leben, das entschwand;
Nahte sich der Tod, er fand
Stets zum Sterben ihn bereit.
Da gelernt er lange Zeit
Tod und Leben zu verbinden,
Wollte er zum Ziel sich finden
Auf des Lebens stürm'scher Bahn,
Und so sandte er voran
All sein Denken und Empfinden.

Nicht des Wahnsinns grimme Weise,
Nicht des Fiebers Truggebilde
Trübten seinen Geist voll Milde,
Nur Entkräftung, sanft und leise;
Und dies dient uns zum Beweise,
Wie sogar der Tod beklagte,
Dass das Leben er versagte
Solchem Mann. Er war genaht
Zweimal ihm, weil er die Tat
Nicht beim ersten male wagte.

Und so will es mir denn scheinen,
Dass dem Himmel es gefalle
In dem einen Todesfalle
Trost dem Troste zu vereinen.
Trauer, höre auf zu weinen!
Gib, o Liebe, dich zufrieden!
Schöner ward dem Freund beschieden
Ruhm und Leben; ob er starb,
Lebt sein Ruhm, und tot erwarb
Er des ewgen Lebens Frieden.

Aus dem Spanischen von Edmund Dorer.



Alfred Klaar: Das moderne Drama.

„Das Wissen der Gegenwart." Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. IX. Band. Leipzig, G. Freytag. 1 M.

Als der Besten Einer unter den Vorkämpfern des hartbedrängten Deutschtums in Böhmen ist jüngst von Robert Keil in diesen Blättern mit Recht Alfred Klaar genannt worden. Bereits in jungen Jahren war der (im Jahre 1848 geborne) Träger dieses Namens als Klar mit einem a zuerst eine lokale, dann eine Provinz-Berühmtheit geworden. Als er unlängst, um in die parlamentarische Arena eintreten und unter dem populär gewordenen Pseudonym Klar candidiren zu können, den angenommenen zu seinem bürgerlichen Namen machte, wurde dem missliebigen oppositionellen Journalisten zur Wahrung der Rechte angeblich vorhandener anderer Personen Namens Klar ein zweites a aufgenötigt. Dem Schreiber dieser Zeilen ist jedoch kein Klar bekannt, der befürchten müsste, mit dem

nunmehrigen Klaar, auch wenn dieser die ursprüngliche Schreibung seines Namens beibehalten hätte, verwechselt zu werden. Klaars stark ausgeprägte, geistig-vornehme Besonderheit schließt auch, was speziell sein schriftstellerisches Wirken anlangt, jede Verwechslungsgefahr aus. In seinem neuen Buche kehrt dieser fraglos hochbegabte Mann des Wortes und der Feder sein umfassendes Können nach jener Richtung hervor, in welcher er es als Kunstrichter der Zeitschrift „Bohemia" seit etwa zehn Jahren betätigt. Die vorliegenden Zeilen entstammen dem aufrichtigen Wunsche, dass das erwähnte Werk seinem Verfasser nun auch in den weiteren Kreisen der deutschen Oeffentlichkeit die verdiente Beachtung zulenken möge. Der Wunsch schließt in diesem Falle die bestimmte Hoffnung in sich, erfüllt zu werden, denn das große schöne Unternehmen der Freytag-Tempskyschen Bibliothek sichert dem Buche eine genügend breite Publizität. Die vorliegende erste Abteilung, welcher zwei weitere folgen werden, gibt die „Geschichte des modernen Dramas in Umrissen". Der nicht effekthaschend schillernde, sondern vollendet reine Lichtkreis der im besten Wortsinne geistreichen Darstellung umfasst das Gebiet des auf der Bühne lebendig wirkenden Dramas und hat zum Ausgangspunkte eine vortreffliche Charakteristik des Fabel- und des Charakter-Dramas. Die nun folgenden Abschnitte beleuchten Shakespeare, die Klassiker (Lessing, Goethe, Schiller), die Charakteristiker (Kleist, Grabbe, Otto Ludwig, Hebbel, Griepenkerl, Büchner, Hamerling), die Nachklassiker (voran Grillparzer, dessen Würdigung in höchst beachtenswerter Weise geschieht), das junge Deutschland, Bauernfeld und Benedix, endlich „die Neueren und die Neuerer".

Gehalt und Form des Ganzen dürfen sicher Anspruch darauf erheben, dass die volle Anerkennung, welche diesem Deutschböhmen jüngst sogar das sonst fanatisch deutschfeindliche Jungtschechenblatt „Národni Listy" in einer Gerechtigkeitsanwandlung gezollt hat, überall dort geteilt werden wird, wo bei der Beurteilung eines Autors dessen Deutschtum nicht als belastendes Moment erscheint.

Prag.

Josef Willomitzer.



„Das Lied der triumphirenden Liebe"

von J. S. Turgenjew.

Leipzig 1882. Wolfg. Gerhard.

Turgenjew besitzt im hohem Grade das Talent, seinen Darstellungen jene „Stimmung" zu geben, wie man sie an den Landschaften Claude Lorrains rühmt. In seinen Erzählungen und Beschreibungen begnügt er sich nicht mit jener allgemeinen lokalen, oder historischen, oder personellen Charakteristik, welche heute jeder Gebildete, ohne Dichter zu sein, mit einem bestimmten, auch nach Ort und Zeit noch so fern liegenden Thema verbindet. Er vermeidet sogar diese — sit venia verbo — Attribute, welche er als selbstverständlich voraussetzt, sorgfältig, lässt sie nur clairobscur an passenden Stellen durchblicken und ergänzt sie mit überraschender Beobachtungsgabe durch neue, treffende Züge. Aber das sind nur äußere Vorzüge seiner Schilderungen; höher steht ihr innerer Wert; wir werden immer von vornherein in die Lebensluft seiner Objekte unmerklich und vollständig hineingetragen und bleiben von derselben fast unbewusst umhüllt, bis uns der Bann am Schlusse wieder entlässt und wir beim Rücktritt ins tägliche Leben erst inne werden, dass wir in einer anderen Atmosphäre geatmet. Diese fesselnde Wirkung verdankt Turgenjew dem Fleiße und der Sorgfalt, mit welcher er seine Arbeiten alle durchführt. Kein Wort ist unabsichtlich, unbestimmt oder überflüssig; selbst scheinbare Nebenumstände erweisen sich bei näherer Prüfung als wertvolle Vervollständigungen.

Dieser treue Lokalton, diese warmen, klaren, der Natur abgelauschten Lichter und Schatten, diese Harmonie zwischen dem Ganzen und seinen Einzelheiten walten und fesseln auch in seinem „Liede der triumphirenden Liebe". — Der Schauplatz ist Italien und es herrscht italienische Stimmung von Anfang bis zu Ende.

Der Inhalt ist kurz folgender. In Ferrara lebten um die Mitte des 16. Jahrhunderts zwei junge Künstler: der blonde Fabius ist Maler, der dunkle Mutius Musiker. Beide, innig befreundet, werben um die reizende Valeria und einigen sich, dass derjenige von ihnen, den sie ausschlägt, sich in bedingungsloser Entsagung fügen soll. Sie wählt Fabius, — und Mutius zieht in den fernen Osten, seine Spur verweht. Nach fünf Jahren reinen, hohen Glücks, in welchem ihnen jedoch Kinder versagt sind, kehrt Mutius plötzlich heim, in einen die Phantasie berückenden Nimbus gehüllt: er hatte alle die unbekannten Länder und Völker des Orients gesehen, entsetzliche Gefahren überstanden, tausend Seltsamkeiten und Kostbarkeiten mitgebracht, hatte sich geheimnisvolle, magische Naturkräfte dienstbar gemacht und zeigt auch mit Hilfe seines Dieners, eines stummen, verdächtigen Malaien, deren wunderbare Wirkungen. Gegen Valeria ist Mutius höflich, zurückhaltend. — Vor dem Schlafengehen veranlasst er das Ehepaar, von einem feurigen Schiraswein zu trinken, legt Valeria ein kostbares Perlenhalsband um, welches ihre Nerven eigentümlich erregt, und spielt ihnen auf der Geige eine leidenschaftliche, ergreifende Melodie, welche er als das Lied der glücklichen, befriedigten Liebe bezeichnet, das er auf Ceylon kennen gelernt. Durch die Gesamtwirkung aller dieser faszinirenden Mittel hat Mutius sich mit Valeria in magnetischen Rapport gesetzt; sie träumt mit der Deutlichkeit wachen Zustandes, dass Mutius sie umarmt, und erwacht hören beide Gatten von dem Pavillon her, den Mutius im Garten bewohnt, jenes Lied der triumphirenden Liebe. Ganz denselben Traum, wie ihn Valeria gehabt, erzählt am nächsten Morgen Mutius,

ohne jedoch ihren Namen zu nennen. Im Laufe der nächsten Tage, oder vielmehr Nächte, stellt es sich allmählich bis zur Gewissheit heraus, dass Valeria nachtwandelt und dies durch die Zauberkünste ihres unheimlichen Gastes veranlasst wird; dazwischen ertönt immer wieder das Lied der triumphirenden Liebe. In der dritten Nacht überrascht Fabius Mutius beim Scheine des Mondes im Garten auf dem Wege zu Valeria und stößt ihm den Dolch bis aus Heft in die Brust. Jetzt weicht der Alp von Valeria. — Fabius ist noch heimlich Zeuge, wie der Malaie seinen toten Herrn unter Entsetzen erregenden Beschwörungen ins Leben zurückruft; dann setzt der Diener den letzteren aufs Pferd und beide ziehen auf Nimmerwiederkehr von dannen. — Als nach langer Zeit diese Störung überwunden ist und Valeria, welche Fabius als Heilige Cäcilie malt, eines Tages am Klavier sitzt, kommt ihr unwillkürlich die Melodie jenes Liedes unter die Finger und in diesem Augenblicke fühlt sie den bis dahin ihr versagten Wunsch gewährt: sie fühlt sich Mutter. —

Die Erzählung ist ein Gedicht in Prosa; schwungvoll, anmutig und innig; — Turgenjew hat sie dem am 9. Mai 1880 verstorbenen Gustave Flaubert, mit dem er sehr befreundet war und dessen „Legende des heiligen Julianus“ er ins Russische übersetzte, gewidmet. —

St. Petersburg.

E. Seriosonow.



Londoner Briefe.

Ende Dezember 1882.

Die literarischen Gesellschaften haben ihren Winterfeldzug begonnen, der sich nun in den Frühling und Sommer hinziehen wird.

Im Carlyle-Verein hat man zuerst des Meisters Ansichten vom Staate besprochen, oder um uns dessen bezeichnender Ausdruckweise zu bedienen: seine Ansichten über das Recht der Regirung. Hierüber erstattete ein im Vorjahr erwählter Ausschuss ausführlichen schriftlichen Bericht, welchen dann zu zweierlei Verhandlungen Anlass gab: inwieweit die Zusammenstellung des in verschiedenen Büchern Carlyle's Zerstreuten eine richtige sei, worüber man mit Annahme einiger Verbesserungsvorschläge sich unschwer vereinigte, und inwieweit diesen Ansichten an sich Gültigkeit und Anwendbarkeit zuzusprechen sei, worüber die Meinungen weit aus einander gingen. Der interessante Ausschussbericht soll gedruckt werden. — In einer späteren Sitzung wurden die persönlichen Beziehungen Carlyle's zu Goethe ausführlich erörtert, über welchen Gegenstand der Unterzeichnete zu berichten hatte. Am 4. Dezember wurde dann noch das Geburtsfest Carlyle's (1795) begangen, und der Jahresbericht der Gesellschaft erstattet, aus deren Tätigkeit im vorigen Sommer wir noch nachträglich den Bericht des deutschen Dr. Thomas Fischer über „Sartor Resartus“ erwähnen mögen.

Die Shakespeare-Gesellschaft hat sich zunächst mit einer Arbeit der Fräulein Hickey über Julius Caesar beschäftigt, seither mit einer Verhandlung über die beiden ersten Ausgaben des Hamlet. Der Leiter und Gründer der Gesellschaft, F. J. Furnivall, ist, wie gewöhnlich, unermüdlich. Durch seinen Einfluss hauptsächlich sind auch in der Provinz mehre Shakespeare-Gesellschaften gestiftet. In der von Clifton hat man soeben über die Behandlung des Polonius durch Hamlet verhandelt, sowie über andere Hamletiana. — Bei dieser Gelegenheit sei auch gleich des neuen Buches von Frau Fanny (Frances) Kemble, früher Schauspielerin, dann Vorleserin, gedacht. Aus einer berühmten Schauspielerfamilie, die, an Zahl und Talent, an die Devrients erinnert, hat sie ihren kürzlich erschienenen Denkwürdigkeiten nunmehr „Notes upon some of Shakespeare's Plays“ folgen lassen, welche sich dem Schauspieler wie dem Shakespeareleser empfehlen. Auch Lady Martin, die Gattin des Schriftstellers Sir Theodore Martin, welche als Helen Faucitt eine äußerst beliebte Schauspielerin war, hat kürzlich Studien über die Heldinnen Shakespeare's herausgegeben, und ist im Begriffe eine Fortsetzung dieser Arbeit zu liefern.

Die Browning-Gesellschaft, welche erst im zweiten Jahre ihres Bestehens steht, hat ihre Vereinsabende diesmal mit zwei Vorträgen begonnen, von welchen der von Fräulein Dorothy Beale über die „Religious Teaching of Browning“ handelte, und der des Professor E. Johnson über Browning's „Development“. Auf dem Programme für kommende Abende steht auch eine Arbeit der deutschen Dame Eleanor Marx über den Abt Vogler, den Helden eines der längeren Gedichte Browning's. Dieselbe Dame hatte vor Kurzem einen sehr entschiedenen Erfolg durch ihre Rezitation Browning'scher Verse.

Das „Archeological Institute“ und die „Society of Biblical Archeology“ haben sehr interessante Eröffnungssitzungen gehabt. In der erstgenannten Gesellschaft wurde der erste Teil einer größern Arbeit von Herrn Flieders Petin über die häuslichen Einrichtungen der Aegypter verlesen; in der zweiten wurde ebenfalls über Alt-Aegypten verhandelt, sowie über neuere babylonische Ausgrabungen durch den im englischen Dienste stehenden Armenier Hormusz Rassam. Der deutsche Orientalist Julius Oppert nahm einen hervorragenden Teil an der Besprechung. — In der philologischen Gesellschaft wurden u. a. von Herrn Russell Martineau, einem teilweise in Deutschland gebildeten Gelehrten, zwei Vorträge über das Romanische gehalten, die auch bereits als Büchlein ihre Erscheinung gemacht haben. „The Romonsch or Rhaethian Language in the Grisons and Tirol“ ist teilweise auf die Arbeiten schweizerischer und deutscher Gelehrten, teilweise auf persönliche Beobachtung gestützt.

Wenn wir uns von den Versammlungssälen der Literaturfreunde zur Bühne wenden, so tritt uns zunächst ein ungeheurer Misserfolg entgegen. Es hat unseren trefflichen Lyriker Alfred Tennyson leider abermals zum Theater gezogen: ein mit Recht beliebter Flötenbläser will durchaus Schlachtenmaler sein. Viermal hatte er das Gebiet verlassen, auf dem er im Lied und in der lyrischen Epik seinen Lorberkranz errungen, und viermal war er gestrauchelt. Zuerst, längst nicht mehr jung, trat er mit „Queen Mary" in die ihm neue Laufbahn; die Geschichte dieser Königin, die in der englischen Volkserinnerung mit dem Beinamen der „Blutigen" fortlebt, und die Victor Hugo den Stoff zu seinem gewaltigen Drama „Marie Tudor" gegeben, war, meines Wissens, noch nicht auf der englischen Bühne behandelt worden: man kam dem Verfasser mit doppelter Spannung entgegen. Wie Victor Hugo, wenn auch in durchaus anderer Behandlung, ruhte Tennyson auf dem Liebebedürfnis der vom Gemahl Verlassenen; damit aber hörte die Aehnlichkeit auf. Das Stück brachte es nicht über einen succès d'estime. Ebenso bald darauf der an sich ergreifende Stoff des „Harold". Noch stiller ging „The Falcon" über die Bühne, dessen Stoff der Dichter dem Boccaccio entnahm. Im vorigen Jahre erschien allerdings mit großem Glanze auf den Brettern des Lyceum-Theater eine Tragödie „The Cup", aus dem Lande der kleinasiatischen Galater unter römischer Herrschaft. Man hatte eine Zeit lang volle Häuser damit, aber da das Stück nicht, wie die beiden ersteren, dem Druck übergeben worden, so ist es schwer, denen zu widersprechen, welche den vorübergehenden Erfolg dem Spiele des Herrn Irving und des Fräuleins Terry zuschreiben, dieser beiden Lieblinge des Londoner Theaterpublikums, und der überaus prachtvollen Ausstattung, zu welcher Künstler wie der Maler Alma-Tadema mitgewirkt. Aber das Schlimmste sollte kommen. Es war nicht verfehlt worden, das Publikum durch Vorläufer in den Zeitungen auf das neue Stück „The Promise of May" aufmerksam zu machen. Und es kam auch, das Publikum: aber es begrüßte das Stück mit Hohn, mit Widerspruch, mit Gelächter; und bei einem zweiten Versuch, von dem Besseres erwartet wurde, mit anständiger, eisiger Kälte. Der Marquis von Queensberry, ein religiös-freidenkender Mann, sah sich gemüßigt, sich von seinem Sperrsitze zu erheben, und, ein im Allgemeinen nicht nachzuahmendes Beispiel, gegen die von der Bühne aus verkündete Moral festen Einspruch einzulegen. Und was ist diese Moral? Nur die, dass die Freigeisterei zur Unsittlichkeit führe, oder zum Mindestens sich leicht damit verknüpfe. Auch wir haben derartiges gehabt: es findet sich u. a. in Schillers Räubern. Die Lorberen des Pastors Moser haben Alfred Tennyson nicht schlafen lassen. Der Schuft seines Stückes hat sich in die neuere Philosophie vertieft: John Stuart Mill, Darwin, Comte, Herbert Spencer haben ihn dahin geführt, wo er ist: vor dreißig Jahren hätte man ihn einen Infidel genannt — das war damals ein schwertreffendes Wort; späterhin musste man schon das mächtigere Atheist anwenden; heutzutage nenne. Leute dieser Geistesrichtung sich gern Agnostics, — ein Name, den Darwin selbst gebilligt —, und sie sind zahlreich. Das Stück Tennysons, das — wäre es überhaupt geschrieben worden —, sie vor dreißig Jahren hart getroffen hätte, können sie heute nach Belieben auspfeifen. Vor dreißig Jahren hätten Presse und außenstehendes Publikum zu Tennyson gehalten; heute stehen sie zu den Theaterbesuchern. Es hat sich eben Vieles seit dreißig Jahren in England geändert, und das Schicksal dieses Dramas ist davon ein Anzeichen. Es ist auch eine Warnung für diejenigen drüben auf dem Kontinente, die da meinen, es sei Alles noch wie zuvor.

Sonst wäre aus der Theaterwelt nur noch Einiges kurz zu vermelden. Irving bringt auf dem Lyceum-Theater Shakespeares „Viel Lärmen um Nichts" mit dem Prunk zur Aufführung, an welchen er nun seine Zuschauer gewöhnt hat, und feiert mit Fräulein Terry die bekannten Triumphe. Seine Bühne strebt, mit beträchtlichem Erfolge, dem Ziele zu, die Musterbühne für England zu sein. Gilbert und Sullivan haben so eben ein weiteres ihrer Singspiele auf dem Savoy-Theater vorgeführt: ob „Jolanthe" den außerordentlichen Erfolg haben wird, der „Patience" und das „Pinafore" auf ihrer langen Laufbahn begleitete, ist abzuwarten. Die Alhambra, einer der Hauptsitze des Schaugepränges und der leichten Oper, ist soeben abgebrannt, gerade zur Zeit, da die Regirung auf größere Sicherheitsvorrichtungen bei allen Theatern drängt. Ein anderes Theater, „The Grecian", ist neulich dem Publikum durch die sogenannte Heilsarmee entzogen worden, welche es um schweres Geld angekauft hat, um darin ihre Mäßigkeitspredigten und höchst phantastischen Andachtsübungen abzuhalten: auch eine Komödie. Die anderen Bühnen haben mehr oder weniger Spektakelstücke von vorübergehenden Wert oder Unwert. Und die Weihnachtsherrlichkeiten werden vorbereitet.

Hier sei einer Aufführung des „Ajax" von Sophokles gedacht, welche soeben in der Ursprache von Studenten in Cambridge gegeben worden und großes Interesse erweckt hat. Der Leiter der Sache war Dr. Waldstein, der Sohn eines nach Amerika ausgewanderten Deutschen. Nach Europa zum Zwecke der Erziehung zurückgesandt, hat er in Heidelberg und Cambridge ernste Studien gemacht, und erwirbt sich hier eine angesehene Stellung.

Ein Aehnliches ist im vorigen Jahre in Oxford geschehen, wo Studenten den „Agamemnon" des Aeschylos griechisch in Szene setzten. Dies sind neue Unternehmungen; das sogenannte Westminster Play, die lateinischen Aufführungen des Terenz zu Weihnachten, sind althergebracht.

Unsre Leser wissen, wie tätig man in Vierteljahr- und Monatschriften in England ist. Eine der letzteren ist nach halbhundertjährigem Bestehen soeben eingegangen: „Fraser's Magazine", an dem Thomas Carlyle, Franz Wilhelm Newman, Froude und so viele andre arbeiteten. Aber sein Platz ist bereits durch eine neue

Monatschrift: „Longman's Magazine" wieder eingenommen, an welcher bedeutende Kräfte mitwirken.

Einen beliebten und liebenswürdigen Schriftsteller hat uns soeben der Tod entrissen: Anthony Trollope, auch in Deutschland wol bekannt, starb am 6. Dezember, nach wochenlangem Leiden, das nicht immer hoffnungslos war. Ein Schlagfluss hatte den überaus tätigen Mann bei Tische getroffen; die Rede kehrte dem jüngst noch so Redseligen nicht wieder, kaum teilweise das klare Bewusstsein. Er gehörte einer schriftstellernden und begabten Familie an. Die Mutter, Frances Trollope, die erst 1863 starb, hochbetagt, war einst durch Romane und Reisewerke in Deutschland wie England sehr beliebt, bei den Amerikanern, denen sie vielfach auf die Hühneraugen getreten, recht übel angesehen, etwa wie Dickens, ehe er durch seine späteren Schriften und namentlich seinen zweiten Aufenthalt in Amerika den bitteren Eindruck verwischt hatte, den seine „American Notes", das Ergebnis seiner ersten Amerikafahrt, hervorgebracht. Die Gelehrsamkeit des Vaters möchte ihm einen bedeutenden Namen verschafft haben, wäre er nicht zu gleichgültig oder zu philosophisch gewesen, sich um Ruhm zu kümmern. Der ältere Sohn, Adolph, lebt seit langen Jahren in Florenz, und gilt durch historische Arbeiten wie Sittenschilderungen als Autorität über Italienisches, einiges Verdienstes im Roman nicht näher zu gedenken. Der Verstorbene ward 1815 geboren, erhielt zu Harrow und Rugby eine vortreffliche Erziehung, bekleidete viele Jahre hindurch eine höhere Stellung in der englischen Postverwaltung, und ward vielfach zur Ordnung von Posteinrichtungen oder Vorbereitung von Verträgen ins Ausland und die Kolonien gesandt, wo er dann seine Beobachtung auch auf andere Dinge ausdehnte. Teilweise so, teilweise als Ergebnis von Ferienreisen entstanden seine anziehenden Schilderungen von Land und Leuten in Westindien, Süd- und Nordamerika, Australien, Süd-Afrika, welche als wertvolle, klare Darstellungen eines Weltmannes günstig aufgenommen wurden. Auch in der historischen Literatur hat er sich mit einem Buche über Julius Caesar versucht, an Zeitschriften sich als Mitarbeiter und Redakteur vorübergehend beteiligt. Aber sein Ruf beruht vor Allem auf der langen Reihe seiner Romane. Dass er auf diesem Felde im ersten Range stehe, wird kaum Jemand behaupten; aber es gebührt ihm eine sehr achtungswerte Stelle im zweiten. Wenn ihm das höchste Genie fehlt, wenn er weder die Tiefe des Thackeray, noch die Milde des Dickens besitzt, so ist er doch ein sehr geschickter Erzähler, im Dialog unübertroffen; reich an Weltkenntnis, und von Bitterkeit frei, hält er uns keine Strafpredigt, und will uns nicht bessern. Ohne Pessimist zu sein, gibt er uns mit einer Art gutmütiger Cynik die Zustände wieder, die er um sich sieht: sie könnten ja noch viel schlimmer sein, und im Grunde sind sie ja gar nicht so schlimm, wenn Einer nicht zu viel verlangt, und wenn er genug zu leben hat. So schildert er mit großem Talente das Kleinleben der oberen Mittelklasse, und gelegentlich auch der Höhergestellten, während Dickens vor allem bei den niederen und deren Tragödien zu Hause ist. Mit Tragödien aber befasst sich Trollope nicht oft. Konflikte gibt es ja bisweilen, sonst würde die Sache langweilig. Aber tiefes Fühlen wird man bei seinen Figuren nur selten antreffen, hohe Lebenszwecke noch seltener. Wer nicht über ein Einkommen von mindestens 700 Pfd. Sterling jährlich verfügt, hat da eigentlich nicht mitzuspielen oder erhebt sich doch kaum über die Statistenrollen. Geld, viel Geld, und wie man bequem lebt und sich gut verheiratet, ist die Hauptsache. In der Ehe behandelt man sich natürlich gegenseitig anständig: sensationelle Effekte, Rachegefühl, Testamentsunterschlagung, Mord und Todschlag und aller derartiger Spektakel, mit dem mag sich Fräulein Braddon befassen, sehr warme Situationen mögen gut für Ouida sein: wir brauchen derartiges nicht. Sehr schlecht sind unsre Menschen selten, aber sie sind auch nicht sehr gut. Sie gehören zur eleganten Mittelsorte und Ideale plagen sie wenig. Mit Thackeray hat er von Balzac die Eigentümlichkeit gelernt, Figuren aus früheren Romanen in späteren wieder auftauchen zu lassen, so dass man sich häufig en pays de connaissance fühlt. Sein erstes Werk, „The Macdermots of Ballycloran" erschien 1847, späterhin trat das irische Element bei ihm in den Hintergrund. Als er mir vor einem Jahre schrieb, betonte er, dass er gerade 52 Werke vollendet habe. Davon war „Ayala's Angel" das Letzte. Seither sind noch fünf weitre dazu gekommen, von denen „Marion Fey" wahrscheinlich das anziehendste. Unter den früheren werden „The Warden", — „Doctor Thorne" und „Barchester towers" wol allgemein für die besten gehalten.

Es bleibt mir wenig Raum von neuen Erzeugnissen zu reden, welche auf dem Büchermarkte erschienen sind oder vorbereitet werden. Von Sir Thomas Brassey's großem Werke: „The British Navy", welches Flottenoffizieren unentbehrlich, für viele Andre mannichfach interessant, liegen drei große Bände vor, und werden drei weitere erwartet. Von seiner Gattin Lady Brassey, die mit ihm die Welt umsegelt, wird uns heute oder morgen das Prachtwerk „Tahiti" dargeboten werden. Von Edmund Ollier's „Universal History" ist der erste Band erschienen; desselben Verfassers treffliche „History of the Russo-Turkish War" haben wir seiner Zeit im „Magazin" ausführlich besprochen. Jean Pauls „Maria Wnz" und Engels „Lorenz Stark" sind in gelungener Uebersetzung von F. und R. Storr und in hübscher Ausstattung erschienen; nur hätten die Uebersetzer das „zinnerne" Tischzeug nicht durch „the tin dinner-service" übersetzen dürfen: das Legat, welches hier gemeint, wird im Englischen pewter genannt. Bosworth Smith, welcher durch gelehrte und anziehende Arbeiten über den Islam und über die Karthager sich einen großen Ruf erworben, legt die letzte Hand an sein „Life of Lord Laurence", wofür ihm Familienpapier wie Regierungsakten zur Verfügung gestellt sind, und welches zugleich eine neuere Geschichte Indiens wird. Fräulein Mathilde Blind hat die letzte Korrektur ihres Lebens von „George Eliot" gelesen, in welchem interessante Aufschlüsse gegeben werden, und namentlich auch die Jugend-

geschichte der großen Dichterin, gegenüber vielfach verbreiteten Irrtümern, richtig gestellt wird. Unsre begabte Landsmännin hat mir die Durchsicht des Buches gestattet, welches in wenig Tagen erscheinen wird; es darf wärmstens empfohlen werden.

London.

Eugen Oswald.

Literarische Neuigkeiten.

Zum vierhundertjährigen Geburtstage Luthers wird von der Firma H. Böhlau in Weimar eine kritische Gesamtausgabe von Luthers Werken vorbereitet, deren erster Band im September d. J. erscheinen wird.

Von M. G. Conrad's „Flammen für freie Geister" erschien eine holländische Ausgabe.

Demnächst wird bei Wilhelm Friedrich in Leipzig der erste Band von Sagen und Märchen der Südslaven von Fr. S. Krauß zur Ausgabe gelangen.

Abermals wird eines jener mit mindestens 500 Bildern geschmückten Prachtwerke über fremde Länder, diesmal über Amerika, nämlich: „Amerika in Wort und Bild" (600 Illustrationen) von Friedrich von Hellwald in 30 Lieferungen à 1 M. erscheinen. — Leipzig, Schmidt & Günther.

Von Friedrich von Hellwalds „Kulturgeschichte" erscheint eine dritte neu bearbeitete Auflage, in 20 Lieferungen à 1 M. — Augsburg, Lampart & Komp.

Der sechste internationale Orientalistenkongress wird in Leyden am 10.—16. September 1883 stattfinden.

Renans „Souvenirs d'enfance et de jeunesse" sind in Buchform erschienen. — Paris, C. Lévy. 7,50 Fr.

Der sogenannte „Verein für Deutsche Literatur" d. h. ganz einfach die Firma A. Hofmann in Berlin, schreibt drei Preise aus:

Erster Preis 4000 Mark,
Zweiter Preis 3000 Mark,
Dritter Preis 2000 Mark,

„für drei als vorzüglich erkannte Monographien aus der deutschen Geschichte oder Kulturgeschichte, die anziehenden Stoff mit Tiefe des Gedankens und fesselnder, in höherem Sinne des Worts populärer Darstellung verbinden. Dem Zwecke würden unter anderen Themata entsprechen, die eine bedeutsame Entwickelungsperiode unseres Volks oder eines deutschen Stammes, das Leben einer deutschen Reichsstadt in der Epoche ihrer Blüte und Macht, das Wirken bahnbrechender Geister auf politischem, sozialem, literarischem oder künstlerischem Gebiete behandeln. Ausgeschlossen sind kirchengeschichtliche Themata und bloße Sammlungen von Aufsätzen, sowie alles, was keinen einheitlichen, persönlichen oder sachlichen Mittelpunkt darbietet, überhaupt Spezialitäten, die nur kleine ausgewählte Bildungskreise interessiren dürften, ferner Themata, die in früheren Publikationen des Vereins bereits bearbeitet wurden." Die Arbeit soll nicht weniger als 20 Druckbogen und womöglich nicht mehr als 23 Druckbogen im Format der Vereinspublikationen umfassen. Der Einsendungstermin an den gesellschaftlichen Leiter des Vereins (Dr. L. Lenz) endet am 1. Oktober 1883. Die Veröffentlichung der Preiszuerkenntnisse erfolgt am 15. Dezember 1883.

Für den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig befinden sich folgende Werke unter der Presse: ein philosophisches Werk von Carl Peters: „Willenswelt und Weltwille", das im Anschlusse an Kant und Schopenhauer die ganze neuere Philosophie pragmatisch behandelt; ein neues Werk des berühmten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs unter dem Titel: „Meine Mission nach Abessinien im Auftrage Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81", mit 20 Separattafeln und einer Karte; eine dritte Auflage des „Arabischen Dragoman" von Dr. Philipp Wolff; der zweite Jahrgang der von Professor W. Maurenbrecher herausgegebenen sechsten Folge des „Historischen Taschenbuchs"; „Der Kurfürstentag zu Nürnberg im Jahre 1640. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreissigjährigen Krieges" von Dr. Heinrich Brockhaus, eine auf archivalischen Forschungen beruhende Monographie; endlich zwei neue Bände (der 55. und 56.) der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek": „Die Lehre vom Sehen" von Joseph Le Conte, und „Ameisen, Bienen und Wespen" von Sir John Lubbock.

Aus Zeitschriften.

Das erste Heft der neuen „Oesterreichen Rundschau", einer viel versprechenden und haltenden Zeitschrift, bringt unter andern einen interessanten, wenn auch nicht erschöpfenden Aufsatz von Professor Alois Brandel: „Goethe und Byron".

Das Januar-Heft des *Atlantic Monthly* veröffentlicht den ersten Teil des nachgelassenen Dramas Longfellows: „*Michael Angelo*". — Soweit sich bis jetzt ein Urteil gewinnen lässt: poetisch wertvoll, aber dramatisch ohne Leben

Im Januarheft der Londoner Monatsschrift *Modern Thought* drei interessante Aufsätze: „Miss Braddon as a novelist" von D. Allan, — „From Locke to Kant" von Bumpus, — „Thoughts of a christian brahmin" von M. Tagore.

In No. 807 des *Blackwood's Magazine* eine interessante Studie über „Imogen", der 6. Artikel einer Reihe von Aufsätzen über „Shakespeare's weibliche Charaktere."

Zu No. 555 der *Academy* ein warmer Nachruf an Gottfried Kinkel, von unserm werten Mitarbeiter Dr. Eugen Oswald in London.

Im letzten Heft der *Revue de Belgique* von 1882 ein glänzender Artikel des jungen privatisirenden Staatsmannes Ernest van Elewyck: „Les inconséquences du régime censitaire."

Gedruckter Unsinn.
(Mitgeteilt von M. G. Conrad in München.)

„Um aber die, des harmonischen Pfeffer (sic!) und Salzes entbehrende Komposition (Mozarts A-moll-Sonate) dem verwöhnten Gaumen der musikalischen Gourmées (sic!) der Jetztzeit mundrecht machen zu können, muss man eine ungleich feinere Zunge besitzen." So behauptet Herr Erler im „Berliner Fremdenblatt."

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.
(Mit Auswahl.)

Karl Bartsch: Gesammelte Vorträge und Aufsätze. — Freiburg i/B. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 8 M.

Ferdinand Brunetière: Le roman naturaliste. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Bruno: Ein neuer Sang aus alter Zeit. Ein Jäger- und Minnelied. — Cassel, Hof- und Waisenhaus-Druckerei.

Alphonse de Candolle: Darwin, considéré au point de vue des causes de son succès et de l'importance de ses travaux. 2. édition. — Genf, H. Georg. 1,20 M.

M. Corvus: In omnibus charitas. — Breslau, S. Schottländer. 3 M.

Alphonse Daudet: L'Evangéliste. Roman parisien. — Paris, Dentu. 3,50 Fr.

Enderes und Willkomm: Frühlingsblumen. Lieferungen 10—12. — Leipzig, G. Freytag. à 1 M.

Antonio Favaro: Galileo Galilei e lo studio di Padova. — Firenze, Successori le Monnier. Vol. I/II à 7,50 L.

Nathaniel Hawthorne: Doctor Grimshawe's secret. — London, Allan & Co. 6 sh.

Heinrich Heine: The book of songs. From the German, by „Stratheir". — London, Allen & Co.

Le Comte H. d'Ideville: Le maréchal Bugeaud, d'après sa correspondance intime et des documents inédits, 1784—1849. 3. Band. — Paris, Firmin-Didot & Co. 10 Fr.

Sophie May: Unsere Ellen. 2 Bände. Roman aus dem Amerikanischen. — Breslau, S. Schottländer. 6 M.

Gustav **Kleinstück**: Goethe und Cotta. Vortrag gehalten am 50. Todestage Goethes, den 22. März 1882 im Buchhandlungsgehilfen-Verein „Buchfink“ zu Wien. (Separat-Abdruck aus dem Leipziger Correspondenzblatt). — Wien, Verlag des Verfassers.

Karl **Pannier**: Das Volksbuch von Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe von 1591 erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. — Leipzig, Ph. Reclam. 0,40 M.

K. von **Perfall**: Vornehme Geister. 2 Bände. — Düsseldorf, F. Bagel.

Félix **Régamey**: Okoma. Roman japonais illustré. — Paris, Plon. 30 Fr.

Ernest **Renan**: Souvenirs d'enfance et de jeunesse. — Paris, C. Lévy. 7,50 Fr.

Michael **Ring**: Altlateinische Studien. (Das Arvallied und die Salischen Fragmente. — Zur Semasiologie der indogermanischen Stammbildung. — Beiträge zur Erklärung des Templum von Picacenza). — Pressburg, Steiner. 4 M.

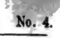
Hermann **Roskoschny**: Russland, Land und Leute. — Leipzig, Gressner & Schramm. 7. Lieferung. 1 M.

L. **Rütimeyer**: Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk. — Genf, H. Georg. 2,80 M.

W. Clark **Russell**: The Lady Maud. 2 Bände. — Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Heinrich **Swoboda**: Gesammelte Gedichte, Dramen und Erzählungen. 3. Auflage. — Leipzig, O. Mutze.

V. **Vasenius**: Henrik Ibsen. — Stockholm, Seligmann. $3^1/_2$ Kr.



Für die Redaction verantwortlich: Dr. Eduard Engel in Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig, Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig, Papier von Berth. Siegismund, Leipzig-Berlin.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 3. Februar 1883. | Nr. 5.

Inhalt:

Gedichte von Hans Hopfen.

Berlin, 1883. A. Hofmann & Comp.

Als vor zwanzig Jahren das erste Münchener Dichterbuch (herausgegeben von Geibel) erschien, fanden von den neu Auftretenden namentlich Hopfens Beiträge verdienten Beifall, ja sie erregten durch die naturwüchsige Frische der Liebeslieder, wie durch die ungewöhnliche Kraft der Ballade von der Sendlinger Bauernschlacht, dann der Canzone „die Not“, ein gewisses Aufsehen. Ein neuer eigenartiger Lyriker schien erstanden.

Seitdem sind zwei Dezennien vergangen. Hans Hopfen hat sich längst in die Reihe der beliebtesten und gelesensten Erzähler aufgeschwungen, aber die Erfüllung der damaligen Verheißung als Lyriker ist er uns eigentlich schuldig geblieben; vielleicht weil eben doch seine epische Begabung überwog.

Und doch wäre dieser Schluss voreilig. Hopfen beschenkt uns spät, aber endlich doch, mit einem Bande Lyrik so eigener und bedeutsamer Art, dass es sich wol der Mühe lohnt, ihm näher zu treten. Allerdings, dass ich es gleich vorweg sage: Der Band beweist, dass Hopfen wirklich kein Lyriker im landläufigen Sinne: kein Poet, dem alle Ereignisse des eigenen Lebens wie die Betrachtung des Weltlaufs, sei es der Vergangenheit oder Gegenwart in mannigfaltiger Fülle sich in Empfindung umsetzen — vollends kein Poet, der in erborgtem Kostüm lyrischen Mummenschanz treibt, wie es heute Mode geworden —. Hopfens Lyrik gibt nur einzelne, eigentlich spärliche, Fragmente seines eigenen Lebens. Wenn seine literarische Produktion einem Hausgarten gleicht, in dem er nützliche fruchttragende Pflanzen pflegt, so finden sich nebenbei auch einige Beete, auf denen er lyrische Blumen zieht — zum Schmuck seiner Räume — zum Geschenk für seine Freunde und Freundinnen; oder: seine Gedichte verhalten sich zu seinen anderen Werken wie Parerga — Gelegenheitsschöpfungen, Tagebuchblätter, Bekenntnisse erlebten Glücks und erlebten Leids; und deshalb waltet in seinem Buch ein Zauber eigener Art, der einer ausgeprägten Persönlichkeit.

Hans Hopfen ist ein moderner Mensch von moderner Gesellschafts- und Weltbildung, von burschikoser Laune, glänzendem Geist, korrekter Form und geläutertem Geschmack; daneben eine gehörige Dosis Salz und Satire, und, wo es passend, eine glückliche Pose, und bei allem bleibt er immer bon garçon. So spiegelt sich seine Persönlichkeit gleichmäßig in allen Cyclen seiner Gedichte, auch in denen, welche erzählender Art sind. Auch diese tragen, wie die rein lyrischen, mit wenigen Ausnahmen das Gepräge frischester Aktualität des Erlebnisses, nie des Erdichteten. — Nach der Höhe hin hat Hopfen seit seinem ersten Auftreten eigentlich keinen sogenannten Fortschritt mehr gemacht. Seine Canzone von der Not, seine historischen Bilder der Sendlinger Schlacht und des Palastbrandes in Pavia im ernsten Genre, wie sein köstliches Märchen vom Pinsel Ming's in humoristischer Art sind in der vorliegenden Sammlung von keinem neuen Gedicht übertroffen, womit nicht gesagt sein soll, dass sein grotesker Münchener Totentanz wie die tragikomische Erzählung von der falschen Gräfin — beide Meisterstücke in ihrer Art — nicht auf gleicher Höhe ständen. Dagegen erscheint in den rein lyrischen Cyclen die Empfindung des Dichters vielfach vertieft und gereift. Einzelne Gedichte, welche seine verstorbene Frau betreffen, haben gleich bei ihrer

ersten Veröffentlichung durch ihre Innigkeit und Wahrheit weithin angesprochen, und dieselben Vorzüge sind auch den anderen dieses dunklen Kranzes von Nänien nachzurühmen. Niemand wird sich der ergreifenden Wirkung dieser ernsten Klänge des Leids entziehen können. Freilich, im Ganzen genommen, sind es doch nur spärliche Reflexe eines reichen Lebens.

„Du klagst, weil ich Dich nicht besinge.
O klage nicht, geliebtes Herz!
Nicht Jeder trällert, wenn er guter Dinge,
Doch fleißig dichten Sehnsucht, Gram und Schmerz,
Und dann warum? Kann's reinere Reime geben,
Als: Du und ich und unser Kind?
Und wo in allen Büchereien sind
Gedichte, die so schön wie unser Leben?

Und dies mag auch in weiterem Sinn als eine verschleierte Antwort auf die Frage gelten, warum Hopfen kein fruchtbarerer Lyriker geworden. Ein triviales, und noch dazu nur halbwahres, Wort würde sagen: der Kampf mit dem Leben blieb ihm erspart.

Es ist Mode geworden, die Epigonen nach ihren „Schulen" zu kennzeichnen. Hopfen gehörte in seinen ersten Anläufen dem Münchener Poetenkreise an; nach dem Gesamtton der jetzigen Sammlung wird man ihn kaum mehr dahin zählen können. Mit größerem Recht kann man ihn einen Epigonen Heinrich Heines nennen, sowol in der Mischung von Sentiment und Satire, als besonders in der Ausdrucksweise. Wer apokryphe Strophen fände, wie in der Hochzeitsreise:

„Dann sind wir über den Vater Rhein
Und über die Grenze getreten.
Wir kauften Verdruss in Straßburg ein
Und Gänseleberpasteten.

Auf Hochzeitsreisen, wenn man dies
Auch nicht vorher besprochen,
Kommt man am Ende nach Paris
Und bleibt dort mehrere Wochen.

Das ist die Stadt nach meinem Sinn,
Ich war ihr immer gewogen
Und habe des Oefteren dorthin
Mich schon zurückgezogen . ."

er würde sie unbedenklich Heine zuschreiben. Dies Epigonentum weiter zu erhärten, ließen sich noch zahlreiche Stellen aus der „Sommerfrische", „Waldeinsamkeit" „Vor Sonnenaufgang" — „Auf Wiedersehen" wie auch vielfache Wendungen aus den neuen Erzählungen „die falsche Gräfin" und „Münchener Totentanz" anführen, doch möchte ich dem Leser nicht vorgreifen. Zweifellos werden diese Anklänge an Heine dem Buch zum Glück gereichen. Es ist keineswegs Imitation oder Manier, sondern eine Art innerer Congenialität, die zu gleichem Stil und Ausdruck kommt. Ich lasse es jedoch dahingestellt, ob nach den virtuosen Vorzügen jener beiden Erzählungen, wie auch der oben genannten früheren, Hopfens wahre Stärke nicht dennoch mehr auf epischem Gebiet liege, als auf rein lyrischem.

So korrekt und geschmackvoll fasst durchgängig die Form, hätte eine feilende Hand dennoch manche Härten und gewöhnliche Wendungen ausmerzen können. Vielleicht lassen sich Stellen wie:

„Bis mir ein Tränlein im Auge zerbrach"

oder

„Denn sehr kurz ist dieses Leben,
Und so selten ist das Glück"

oder

„Du fühlest wol, wie meiner Seele Flehn
Auch nun an die gesenkten Wimpern pochte"

in einer späteren Auflage tilgen oder modifiziren. Und dass diese zweite Auflage nebst reicher Folge nicht lange auf sich warten lassen möge, ist ebenso meine zuversichtliche Erwartung, wie mein aufrichtigster Wunsch.

Weimar.

Julius Grosse.



Aus Leopold von Ranke's „Weltgeschichte".

(Schluss.)

Indem aber Seneca die Idee des Monotheismus begründet, gewinnt er doch nach dem Vorgang anderer Stoiker auch dem Polytheismus eine Seite ab, die ihn allenfalls annehmbar macht; er ist nicht dagegen, wenn man die Gottheit als Jupiter Optimus Maximus bezeichnet. Er bestreitet selbst nicht den Namen Jupiter Stator, den man aber nicht daher leiten dürfe, dass er eine Flucht der Römer zum Stehen gebracht habe, sondern weil der Bestand aller Dinge in seiner Hand ruhe. Auch Liber, Herkules, Merkur führt er auf die Idee Gottes zurück: Liber ist er als Erzeuger von Allem, Herkules als die unüberwindliche Kraft, Merkur, insofern er Zahl, Ordnung und das Wissen umfasst.

Das Fatum ist nichts Anderes, als die den Dingen innewohnende Verflechtung der Ursachen; Gott ist die erste Ursache von allen, also ist Gott das Fatum.

So begreift er auch die Seele als eine Einheit. Alle die besonderen guten Eigenschaften, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Klugheit, endlich die Tapferkeit selbst sind Eigenschaften derselben Seele. Nicht die Tugenden gefallen, sondern der Geist, der sie besitzt.

Auch insofern berührt sich Seneca mit Lucan. Lucan wirft von vornherein die Frage auf, ob der Vater der Dinge, der die Welt aus dem Chaos gebildet, ihr unverbrüchliche Gesetze vorgeschrieben, an die er sich selber halte, oder ob Alles dem Ungefähr überlassen sei, der Zufall in den menschlichen Angelegenheiten regire. Nach der Schlacht bei Pharsalus erklärt Lucan: es gebe keine Götter, keinen Jupiter, der sonst die Ereignisse in Thessalien nicht zugelassen haben würde. An einer anderen Stelle sagt er, nicht durch geheimnisvolle Sprüche der Wüste gebe sich die Gottheit kund; die Gottheit bestehe überhaupt in nichts, als in der den Menschen umgebenden Welt und der Tugend; bei seiner Geburt werde dem Menschen eingegeben, was er zu wissen brauche.

Seneca drückt sich auch hier gemäßigter und einsichtsvoller aus; über die einzelnen Tugenden

erhebt sich bei ihm die Seele, die dieselben besitzt: die verschiedenen Götter betrachtet er als Ausfluss der Gottheit, welche zugleich Natur ist. Wie er sich aber auch immer äußern mag, so liegt doch am Tage, dass seine Ansicht von denen, auf welchen die Ueberzeugungen der Römer beruhten, himmelweit entfernt ist.

Die Idee von der Einheit Gottes erscheint auch bei dem Rhetor Seneca sehr ausdrücklich; sie war eben nicht mehr die Doktrin einer Schule, sondern gleichsam die allgemeine Annahme der denkenden Geister.

Auch der ältere Plinius, der an den Ereignissen, die unter Claudius und Nero vorgekommen, mannichfachen Anteil nahm — wir finden ihn als Reiteroberst in Germanien und dann als Prokurator in Spanien, sodass er der Epoche, die wir hier behandeln, in seiner geistigen Entwickelung angehört — geht von diesen Vorstellungen aus, die er dann freilich auf seine Weise interpretirt.

Plinius kann nicht zu den originalen Denkern gezählt werden; in Allem, was er sagt, erkennt man den Reflex der pythagoreischen, der sizilischen Philosophie überhaupt, selbst der homerischen Gedichte und orphischer Sprüche. Aus der Betrachtung der Natur ist ihm aber ein Pantheismus entsprungen, der jedoch eine Verehrung der Sonne als des belebenden Mittelpunkts des Ganzen zulassen würde: denn die Natur ist Gott, Gott die Natur. Bemerkenswert ist, dass er — recht im Gegensatz mit Lucan — auch die Gottheiten verwirft, in denen man die Tugenden repräsentire: Eintracht, Hoffnung, Ehre, Gnade, Treue: denn dadurch sei von den Menschen nur bezeichnet worden, wessen sie vornehmlich zu bedürfen glauben. Er will nichts von den Genien hören oder den Junonen der Frauen; man würde damit unzählige Götter schaffen. Dass aber der höchste Gott sich um die Menschen kümmere, sei eine kindische und beinahe aberwitzige Vorstellung.

Wir folgen ihm hier nicht weiter; — wir erwähnen nur, was er von den über diese Dinge in seiner Zeit herrschenden Meinungen angibt. Er versichert, in aller Welt erkenne man die Herrschaft des Ungefährs an: ihm werde alles Gute und alles Böse zugeschrieben. Aber dadurch erhebe man den Zufall selbst zu einem Gott, und zwar zu einem solchen, der zugleich sehr unzuverlässig sei. Dem setze sich jedoch der Glaube an die Gestirne entgegen, wonach die Gottheit nur einmal tätig eingreife, indem sie einem Jeden bei seiner Geburt sein Schicksal diktire; diese Meinung finde zu seiner Zeit die meisten Anhänger, sowol bei den Gelehrten als den Ungebildeten.

Bei den Unvollkommenheiten des Lebens bezeichnet Plinius als den einzigen Trost, dass der Mensch sich selber töten kann. Er hat das vor den Göttern voraus; die Götter können ihn nicht ins Leben zurückrufen, noch ihm die Unsterblichkeit verleihen.

Zu diesem Extrem führte der Streit zwischen den Voraussetzungen des Polytheismus und den Ansprüchen der geistigen und moralischen Natur des Menschen. Und nicht allein ein Konflikt in den Vorstellungen und Gedanken war dieser Streit; er entsprang zugleich aus einer Verflechtung der religiösen und politischen Anschauungen mit den Weltverhältnissen überhaupt.

Alle Mythologien und Religionen im Umkreis des römischen Reiches hatten zugleich einen politischen Charakter. In den Göttern repräsentirte sich die Besonderheit der Stämme und Städte; die lokalen Kriege sind nicht selten als Kämpfe der Götter der verschiedenen Stämme betrachtet worden. Dieser Idee, die bei dem Verfall der macedonischen Weltherrschaft sich wieder erneuert hatte, war durch die Römer, denen alle Nationalitäten unterlagen und die deren Götter nach Rom verpflanzten, in Tat und Wahrheit ein Ziel gesetzt worden. Der politische Teil des Götterglaubens der Unterworfenen hatte keinen einleuchtenden Sinn mehr; nur die römischen Götter wurden, da ihren Bekennern die Herrschaft zugefallen war, überall verehrt: das Kapitol war das größte Heiligtum auf Erden. Der Imperator nahm selbst göttliche Ehren in Anspruch.

Schon hatten aber Begebenheiten, die zu diesem Resultat führten, eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Die beiden Parteien, die in den Bürgerkriegen mit einander rangen, verehrten dieselben Götter. Wenn nun doch die eine die Oberhand behielt, die andere unterlag, was dann zuweilen durch Ereignisse geschah, die man als eine göttliche Fügung anerkannte, woher konnte diese kommen? Die Sieger schrieben sie der Protektion der Gottheiten zu, die dem Geschlechte der Julier besonders günstig wären. Damit hängt es zusammen, dass die Julier, als von den Göttern, die man als reale Mächte dachte, abstammend, göttliche Ehren in Anspruch nahmen. Virgil hielt an der durch den Ratschluss der Götter herbeigeführten Macht des julischen Hauses fest, und widmete ihr sein poetisches Talent. Auch insofern ist Lucan sein Nebenbuhler nicht allein, sondern sein Gegner.

Die Besiegten konnten nicht anders, als Widerspruch erheben, und zwar nicht gegen die abstoßende Erscheinung, sondern gegen die Idee, die dabei zu Grunde lag. Sie erkannten in den Ereignissen das Werk eines Numen, d. h. jedoch nicht unbedingt des Schicksals, sondern eines höchsten Willen, welcher zugleich die Vorsehung sei und nun einmal die Umwandlung der Republik in die Alleinherrschaft beschlossen habe. Wir bemerkten, wie sich bei dem ersten Zusammentreffen der Nationalitäten und der ersten Abstraktion von der Allgewalt der römischen Götter die Idee der Tyche erhob, der Fortuna, die doch schon bei Polybius nicht unbedingt, ohne höhere Beziehung, gedacht werden konnte. Daran knüpft die Vorstellung des Numen an, welche die philosophische Ueberzeugung der damaligen Welt wurde. Mit dieser Auffassung war dann eine Apotheose der republikanischen Tugenden verträglich; sie erscheinen in ihrem Erliegen doppelt groß. Auch bei den Geschichtschreibern, besonders denen, welche aus pompejanischen Berichten geschöpft

haben, tritt diese Auffassung zuweilen mitten in der Erzählung hervor.

Darin liegt dann ein in die religiösen Anschauungen eingreifendes Moment.

Die Besiegten wurden irre an dem alten Götterglauben. Das Geschick, das über ihnen lag, von dem die bessere Sache, wie sie nicht zweifelten, betroffen worden war, trieb sie nach einer anderen, unbekannten Richtung hin, was, an sich betrachtet, eine größere Bedeutung hatte, als alle Philosopheme: es beruhte auf dem Gefühl der Tatsachen. Ueberhaupt ja sind die römisch-griechischen Götter als göttlich an sich, der Idee des Göttlichen entsprechend, von Anfang an von den denkenden Geistern nicht betrachtet worden. Es waren Potenzen von übermenschlichem Dasein, in denen aber die Idee von dem wahrhaft Göttlichen nicht zur Erscheinung kam. An dem gang und geben Polytheismus konnten die Philosophen sich nicht halten. Die Vorstellungen von der Einwirkung der verschiedenen Götter standen damit im Widerspruch. Plato verzweifelte, seine Lehre von den Ideen, die ihn zu dem wahren Göttlichen führte, an die populären Anschauungen von den Göttern anzuknüpfen. Und die höchste Gewalt in der Welt wurde diesen Göttern im Grunde keineswegs zugeschrieben; sie wurden als dem Schicksal nicht viel weniger unterworfen gedacht, als die sterblichen Menschen.

Wollte man sich die wahre Gottheit denken, so musste man sie als sie Idee des Guten, als allwaltend, als Schicksal selbst betrachten. Die Ideen des Ewigguten, der allgemeinen Weltordnung und der Einheit Gottes fielen dann zusammen.

Man darf wol diese Ansichten als die der Opposition gegen die Cäsarenherrschaft überhaupt betrachten. Sie hatten ihre Wurzel in der republikanischen Sinnesweise. Aber die Wechselfälle der allgemeinen Begebenheiten waren ihnen nicht günstig gewesen. Diese gereichten dem Polytheismus zum Vorteil, der die breiteste populäre Grundlage hatte. In Rom hielt man an dem altherkömmlichen Götterglauben fest; man erkannte die fremden Gottheiten an, wenn sie sich der Idee von Rom und dem Imperium fügten.

Diese Idee überwog und verschlang die anderen; sie kam in der angemaßten Divinität des Cajus und des Nero, die von den Göttern abzustammen meinten und in der Mitte der Götter und der Heroen angebetet sein wollten, zu einer Erscheinrng, welche der Vernunft spottete. Die natürliche Wirkung war, dass die entgegengesetzten, den philosophisehen Doktrinen verwandten Meinungen ihrerseits wieder um so eifriger ergriffen und um so lebendiger festgehalten wurden. Sie richteten sich nicht allein gegen die Anmaßungen der einzelnen Herrscher, sondern gegen den altherkömmlichen Dienst und die Vielgötterei überhaupt.

So bekämpft, wie wir sahen, Seneca die herrschende Vorstellung von dem Verhältnis der Götter zu den Menschen, nicht ohne dabei zugleich an die griechische Philosophie anzuknüpfen. Er bestreitet den Göttern die Intention, die ihnen die Mythologie vielfach zuschrieb, den Menschen zu schaden; sie können das nicht einmal. Er verwirft alle Vorschriften des äußeren Dienstes: man soll den Göttern keine Lichter anzünden, man soll nicht vor den Türen ihrer Tempel sitzen: eine Ehre dieser Art erweise man Menschen; die wahre Verehrung Gottes sei seine Erkenntnis. Er leugnet nicht, dass die Gottheit zuweilen strafe, aber vergeblich sei es, nach ihrer Gunst zu trachten; wer sie gewinnen wolle, müsse sie nachahmen.

Ein Zeitgenosse Senecas und mit demselben auch dadurch verbunden, dass Cornutus ihr gemeinschaftlicher Freund war, ist Aulus Persius, dessen Reliquien, die als Satiren bezeichnet werden, doch eben nur moralische Ergüsse in der Weise des Seneca enthalten. Persius bekämpft den Wahn, von den Göttern sich große Vorteile durch abergläubischen Dienst verschaffen zu können, während man doch alles das tut, was die Erwerbung dieser Vorteile unmöglich macht. Man müsse den Göttern nicht große Geschenke darbringen, sondern ein reines Herz, eine in der Tiefe geheiligte Seele, eine für das Gefühl des Würdigen und Edlen erfüllte Brust; der Mensch müsse wissen, wozu er lebe; er müsse wissen, wie er auch in Bezug auf sein Vermögen — und wie man weiß, war Persius sehr begütert — zu verfahren habe. Persius wird als ein schöner, junger Mann von jungfräulicher Schamhaftigkeit — milde und liebenswürdig auch in seiner Familie geschildert. Aus seinen allerdings oft dunkeln Erörterungen nimmt man doch ab, dass er von dem gesetzlich Erlaubten oder Verbotenen zu den inneren moralischen Ideen aufstrebt, zu einer wahren Tugend, die nicht Selbstsucht ist. Gottesdienst und Genuss der Freiheit sind Akte der Moralität.

Offenbar sind das Ueberzeugungen, die sich Bahn zu machen im Begriff stehen. Dass sie aber jemals dazu gelangen würden, ließ sich doch nicht erwarten. Denn welch ein Widerspruch liegt darin, von den Menschen eine den Göttern gleiche Gesinnung zu fordern und dann doch die Existenz dieser Götter in Abrede zu stellen! Auch bei dem, was wir bei Seneca lesen, bleibt bei den wichtigsten Fragen ein zweifelhaftes Dunkel übrig. Es sind Doktrinen der Opposition, die sich dem herrschenden Unwesen entgegenstellen, aber Religion sind sie nicht.

In diesem Zustand der Welt, in welchem der Polytheismus den Gewaltsamkeiten zur Grundlage diente, ohne doch dem Bedürfnis des menschlichen Geistes nach idealem Weltverständnis oder dem ethischen Bedürfnis des Menschen zu genügen, sodass er eine Opposition von tiefster Bedeutung hervorrief, die aber auch ihrerseits zu festen Ueberzeugungen, wie sie der Mensch bedarf, zu führen nicht vermochte, ist nun das Christentum entstanden.

Berlin.

Leopold von Ranke.



Zur ältesten Florentiner Geschichte.

Jahrhunderte haben Florenz unter den Städten Italiens dadurch bevorzugt genannt, dass es für die ältesten Zeiten seiner Geschichte vollkommen glaubwürdige und redegewandte Chronisten aufzuweisen habe. Minder bedeutendere Arbeiten zu geschweigen, pries man als glänzendes Dreigestirn, das zu Ausgang des dreizehnten und in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in der historischen Literatur geleuchtet, Ricordano Malespini, Dino Compagni und Giovanni Villani. Wie an dem Ersten, Dante's angeblicher Geschichtsquelle, die altertümlich rauhe Simplicität, so wurde an dem Zweiten die patriotische Erregung gepriesen, die seine Berichte über, oft mit eigner Teilnahme, selbsterlebte Vorfälle durchtönt, während Villani den Ruhm gelassener Objektivität davon trug.

Seit kaum länger als einem Jahrzehnt verdunkeln Wolken des Zweifels den Glanz der beiden gefeiertsten unter jenen drei Sternen. Dass die Istoria Florentina nicht von einem Malespini, und zwar nicht in den achtziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, sondern vielleicht acht Dezennien später von einem Fälscher zusammengetragen sei, findet kaum mehr Widerspruch. Der Streit über die Aechtheit der Compagni'schen Chronik wird infolge der Vollendung von Del Lungo's dreibändigem Werke nur um so lebhafter neu entbrennen; aber auch im günstigsten Fall schwerlich dahin führen, dass wir das Büchlein, so wie es uns vorliegt, als in allen Einzelheiten aus Dino's Händen hervorgegangen verbürgen könnten.

Unangefochten bleibt also lediglich Villani. Die zwölf Bücher seiner „Nuova Cronica", wie oft sie auch gedruckt und wie vielfach sie benutzt sind, entbehren immer noch nicht nur einer wirklich kritischen Bearbeitung des Textes, sondern auch, was noch wichtiger ist, der Ermittelung ihrer Quellen und der Zuverlässigkeit derselben. Aus Untersuchungen, die Herr Dr. Otto Hartwig jahrelang in diesem Sinne verfolgt hat, ist das mühevolle und hochverdienstliche Werk hervorgegangen, über das hier berichtet werden soll und von dem wir im Voraus sagen dürfen, dass es für die Florentiner Urgeschichte zuerst feste Fundamente legt.*)

Auszugehn ist davon, dass, was immer alte Chronisten fabeln mögen, Florenz vor dem zweiten Dezennium des zwölften Jahrhunderts keine eigne Geschichte hatte, und dass auch nachdem ehe von einer solchen die Rede sein konnte, noch mehr als ein Jahrhundert verging, bevor ein Geschichtsschreiber, wenigstens ein uns bekannt gewordener, es unternahm die einheimischen Ereignisse aufzuzeichnen. — Solange die kaiserlichen Markgrafen von Tuscien in alter Machtfülle bestanden, war die eigne Macht der ihnen unterworfenen Städte eine geringe. Erst mit dem Tode der Großgräfin Mathilde (1115) gewannen sie zu selbständiger Bewegung freieren Raum. Insbesondere Florenz machte davon schon zehn Jahre später dadurch Gebrauch, dass es das von der Bergeshöhe drohend niederragende Fiesole eroberte, dessen uralte Mauern zerstörte und den größeren Teil der Einwohnerschaft sich einverleibte. Im Laufe des Jahrhunderts brach das immer kräftiger aufblühende Gemeinwesen die Mehrzahl der umliegenden Burgen und nötigte die Feudalherren, Bürger der freien Stadt zu werden.

Die ersten allerdings sehr rohen Versuche, geschichtliche Daten durch Aufzeichnung festzuhalten, gehören noch dem zwölften Jahrhundert. Nicht mehr als achtzehn solcher Daten aus der Zeit von 1100 bis 1173 finden sich von verschiedenen Händen auf das leergebliebne Blatt eines juristischen Werkes der Vaticana in kürzester Fassung eingetragen. Einzelne dieser Ereignisse sind mehrmals und zwar mit widersprechenden Angaben registrirt. Auch ganz Fremdartiges ist mit eingemengt. Diese sogenannten Annales Florentini primi wurden schon 1747 von Lami und seitdem wieder von Pertz in den „Monumenta" gedruckt.

Eine ähnliche, aber in mehr als einer Beziehung um Vieles vollkommnere Arbeit, die sogenannten Annales Florentini secundi, bietet 47 Daten und reicht in chronologischer Folge von 1107 bis 1247. Bis zum Jahr 1235 scheint sie auf einer älteren, vergleichungsweise zuverlässigen Sammlung zu beruhen, während die zehn weiteren Aufzeichnungen im Verlaufe der Zeit von dem Besitzer nachgetragen sein mögen. Die ersten 28 Daten hatte schon Fineschi aus der einzigen auf uns gekommenen alten Handschrift abgedruckt. Dr. Hartwig bietet nun dieselben nach erneuter Vergleichung des Manuskriptes berichtigt und die übrigen 19 zum ersten Male.

Dieselbe Handschrift enthält ein von 1196 bis 1267 reichendes Namensverzeichnis der von Jahr zu Jahr in Florenz auf einander folgenden Konsuln, oder Podestà's, welches gleichfalls von Fineschi herausgegeben war, uns aber hier mit Berichtigungen geboten wird.

Bei Weitem wichtiger als der Abdruck dieser trocknen Aufzählungen einzelner Daten oder Namen ist der für die genannten drei Stücke nicht weniger als 208 Quartseiten umfassende Kommentar des jetzigen Herausgebers, der jene Angaben mit allen anderweitig bei Chronisten, in Urkunden, oder sonst auf uns gekommen Berichten über dieselben Tatsachen vergleicht, die einen aus den andren berichtigt und ergänzt und dadurch das historisch für glaubwürdig zu Erachtende feststellt. So schickt er z. B. dem Verzeichnis von Konsuln voraus, was über diejenigen hat ermittelt werden können, die seit 1125, wo dies Amt zuerst erwähnt wird, bis 1195 dasselbe inne gehabt. Andrerseits fügt er anhangsweise die Namen der Vertreter hinzu, die König Karl von Anjou, der 1267 von der Gemeinde zu ihrem „potestas sive dominus" ernannt war, als seine Vertreter in diesem Amte bestellt hatte.

Einen seltsamen Anlauf zur Geschichtschreibung nimmt ein im späteren Mittelalter offenbar vielverbreitetes aber erst durch Dr. Hartmann herausgegebenes Büchlein: Chronica de origine civitatis. Es liegt uns in dreifacher Gestalt vor: in einer lateinischen zweifellos

*) Otto Hartwig: Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Florenz. I. Teil. Marburg 1875. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. XLIV. und 96 S. II. Teil. Halle 1880. Max Niemeyer. VI. und 328 S. groß Quart.

der ältesten, und zweier sehr freien, italienischen Bearbeitungen, deren eine durch Pietro Corcadi auf uns gekommen ist, der sie im 14. Jahrhundert seine, sich an das bekannte Werk des Martinus Polonus (von Troppau) anschließenden, historischen Aufzeichnungen einverleibte, während die andre, als „libro Fiesolano" bezeichnete ein Volksbuch geworden und als solches in neuerer Zeit gedruckt ist.

Obwohl „Chronik" genannt, enthält die Schrift auch nicht eine wirklich geschichtliche Nachricht. Wunderlich gestaltete, zu einem nicht geringen Teil wol sicher dem Volksmunde entnommene Sagen über Städte-Gründungen und Kriege reihen sich bunt aneinander, und wie einerseits die mehrfach herbeigezogenen Mythen des Altertums in willkührlicher Umgestaltung auftreten, so sind auch dem Verfasser näher liegende Ereignisse sagenhaft ausgeschmückt. Der für gleichzeitige Ereignisse so glaubhafte Giov. Villani hat einen großen Teil der drei ersten Bücher seiner Chronik mit diesen Fabeln ausgefüllt. Noch rückhaltsloser tat es der Verfasser der Istoria Fiorentina des sogenannten Ricordano Malespini. — Wo er der älteren Zeiten seiner Vaterstadt gedenkt, da schöpft auch Dante mehrfach aus dieser unzuverlässigen Quelle. Eine direkte Beziehung auf das „Libro Fiesolano" werden wie in der Stelle (Paradiso XV. 124) finden dürfen, in welcher der Dichter sich erzählen lässt, dass im zwölften Jahrhundert die Hausfrau

> Favoleggiava con la sua famiglia
> De' Troiani, di Fiesole, e di Roma.

Im Einzelnen weist der bevorzugte Platz, den Electra im Limbus Inf. IV. 121 einnimmt, auf das zweite Kapitel jener Schrift. An die sich durch mehrere Kapitel hinziehende Erzählung von der Belagerung des in Fiesole verschanzten Catilina durch Metellus und Florinus, von der Schlacht auf dem Picenischen Felde und der Gründung von Florenz und Pistoia, des ersteren durch Teile des römischen Heeres, des andren durch catilinarische Genossen, knüpfen Inf. XV. 77, XXIV. 126 und 145 an. Von der angeblichen Zerstörung der Arnostadt durch Totilas berichtet der Libro Fiesolano im zehnten Kapitel. Ebenso nennt diesen Ostgotenkönig Dante in der Vulgaris Eloquentia II. 6, während er Inf. XIII. 149 in Beziehung auf denselben Vorfall, nach einer im Mittelalter oft vorkommenden Verwechselung, ihn Attila heißt. — Unermittelt bleibt dagegen vor der Hand, woher dem Dichter die Fabeln von dem als Schutzpatron der Stadt durch Johannes den Täufer verdrängten Mars, von dem Sturz seiner Bildsäule in den Arno, deren teilweiser Wiederentdeckung nach viertehalbhundert Jahren und der Aufstellung der Trümmer beim Ponte verchio (Inf. XIII. 143—150, Parad. XVI. 145, 46) gekommen seien.*)

Schon Follini hatte in seiner Ausgabe des sogen. Malespini (1816) auf den lateinischen Text der Origo civitatis aufmerksam gemacht. Die Notiz war Niebuhr's scharfem Auge nicht entgangen; seiner Vermutung, dass das Büchlein „vielleicht schon von Karl dem Großen aus wunderlichen Volkssagen und poetischen Quellen zusammengesetzt" sien möge, steht aber, wenigstens was die jetzt vorliegende Redaktion betrifft, entgegen, dass es, gegen den Schluss, des Ueberganges des Kaisertums von den Franken auf die Sachsen, also auf die Ottonen, gedenkt. Die ersten sicheren Spuren seiner Benutzung finden sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Auf den Namen einer historischen Arbeit Anspruch, wenn auch nur bescheidenen Anspruch zu machen, sind zweifellos zuerst die Gesta Florentinorum eines Index Senzanome befugt. Der etwas befremdliche Name, der keineswegs mit „Anonym" gleichbedeutend ist, kommt im dreizehnten Jahrhundert mehrfach vor, ohne dass sich feststellen ließe, welchem Träger desselben die Schrift beizumessen sei. Das einzige auf uns gekommene Manuskript bricht mitten im Satze bei Erzählung von Ereignissen des Jahres 1231 ab. Dr. Hartwig vermutet aber mit Wahrscheinlichkeit, dass die Arbeit sich nur wenig über diese Zeit hinaus erstreckt haben möge. Ungeachtet ihres Alters haben diese Gesta, auch für die von ihrem Verfasser miterlebten Ereignisse, keine hervorragende Bedeutung. Von Interesse sind sie besonders dadurch, dass sie dem Giov. Villani unbekannt geblieben sind. Den Text derselben gibt Dr. Hartwig p. 1—34 des ersten Heftes seiner „Quellen und Forschungen" (1875) nach zwei Abschriften des Manuskriptes der Florentiner Nationalbibliothek. Erst im daranf folgenden Jahre nahm Milanesi einen zweiten Abdruck derselben Handschrift in den sechsten Band seiner Documenti di Storia Italiana auf.

Die jedenfalls bedeutendste Arbeit unter den der Villanischen Chronik vorausgegangenen war die eines Unbekannten, die wir, nach Ptolomaeus von Lucca, gleichfalls Gesta Florentinorum nennen. Leider ist sie nicht direkt auf uns gekommen; was wir von ihr wissen, beschränkt sich auf dasjenige, was andere Schriftsteller, und zwar größterenteils ohne diese ihre Quelle namhaft zu machen, ihr entlehnt haben. Namentlich dürfen wir nicht zweifeln, dass Giov. Villani von da ab, wo er nicht mehr Fabeln, sondern geschichtliche Tatsachen bis Ende des dreizehnten oder Anfang des vierzehnten Jahrhunderts berichtet, vorzugsweise aus ihr geschöpft; doch fehlt es uns an sicheren Merkmalen, um zu erkennen, was er anderen Schriftstellern entnommen, oder doch mehr oder weniger umgestaltet hat. Für diese Frage ist der schon erwähnte Ptolemaeus von um so größerer Bedeutung. Dr. Hartwig weist nach, wie er sich in den Annalen seiner Vaterstadt, die aber vielfach auch über Ereignisse, die sich außerhalb derselben zugetragen haben, namentlich über Florenz betreffende erstreckt, nicht weniger als fünfunddreißigmal ausdrücklich auf die Gesta, als seine Quelle, berufe. Nach den Ausführungen desselben Gelehrten ist es aber dringend wahrscheinlich, dass Ptolemäus auch für die spätere Zeit (nach 1260), wo er solche Zitate nicht bietet, seine Angaben vielfach aus derselben Quelle, so weit sie reichte, d. h. bis 1300, vielleicht bis 1303, entlehnt hat.

*) Vergl. Scheffer-Boichorst: Florentiner Studien. S. 249, 250 Anm. 2.

Weit verbreitet war im vierzehnten Jahrhundert sowohl im lateinischen Originale, als in italienischen Uebersetzungen die Kaiser- und Papstchronik des Martinus Polonus (von Troppau). Die Abschreiber, sowol des einen als des anderen Textes, pflegten aber denselben teils durch Einschiebsel, teils durch anhangsweise Berichte über Ereignisse, die sich erst nach Abschluss jener Chronik zugetragen, zu ergänzen. Eine solche Handschrift der italienischen Bearbeitung des Martinus, die sich in der Bibliothek von Neapel befindet, bietet im Texte auf Florenz bezügliche Einschaltungen, für die spätere Zeit aber — bis 1305 — eine fortlaufende Erzählung der Begebenheiten. Dr. Hartwig weist nun nicht nur in diesem Anhange eine Hauptquelle Villani's nach, sondern lässt uns auch in demselben durch überzeugende Gründe ein Stück der intakten Gesta Florentinorum, die nicht minder den Stoff zu den Einschaltungen geboten, erkennen. Zum erstenmal abgedruckt ist dieser Teil des Neapolitaner Manuskriptes auf S. 271—296.

Kunde von Bruchstücken einer anderen florentinischen Chronik, die gleichfalls aus den Gestis, aber auch aus anderen Quellen geschöpft hat und von Villani nicht benutzt ist, hatte man unter dem durch nichts gerechtfertigten Namen des Brunetto bereits seit geraumer Zeit, auch ist daraus die Erzählung von der unheilvollen Vermählung des Buondelmonte längst gedruckt. Die einzige Handschrift schien verloren; doch gelang es Herrn Dr. Hartwig sie in der Florentiner Nationalbibliothek zu ermitteln und die falsch eingehefteten Blätter zu ordnen. So ist nun, was von der Arbeit auf uns gekommen ist (die Zeit von 1181, dem Datum der unhistorischen Belagerung der Stadt Florenz durch Heinrich IV., bis 1248 und dann von 1285 bis 1303) auf S. 221—237 zum erstenmal vollständig gedruckt und erläutert.

Noch ist einer Chronik zu gedenken, die sich, nicht ohne Abweichungen im Einzelnen, in einer Florentiner und einer Venezianer Handschrift erhalten hat. Sie gründet sich für die Zeit von 1080 bis 1300 ebenfalls auf die Gesta Florentinorum. Den mittleren, bis 1341 reichenden Teil entlehnte der Sammler, seiner Angabe nach, aus einer ihm vorliegenden „Ricordanza", über deren Ursprung uns jede Kunde fehlt. Den bis 1389 reichenden Schluss bilden fortlaufende Aufzeichnungen. Das zuletzt erwähnte „Diarium" hat Gherardi in den schon erwähnten Documenti, wenigstens zum größeren Teile herausgegeben. Aus dem zweiten, historisch wichtigsten Stücke hat Isid. del Lungo in seinem Werke über Dino Compagni zahlreiche Mitteilungen gemacht; Hartwig aber den von 1300 bis 1313 reichenden Teil neuerdings in einer Gelegenheitsschrift vollständig veröffentlicht.

Es bleibt noch übrig, auf die bei Gelegenheit der „Origo civitatis" erwähnte Chronik des Pietro Corcadi aus Bolsena zurückzukommen, die im Jahre 1290 begonnen und bis gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fortgeführt, teilweise und sehr fehlerhaft von Manni bis Baluz als Arbeit eines Anonymus Lucensis gedruckt und von Scheffer-Boichorst, obwol derselbe den richtigen Namen des Verfassers festgestellt hat, als Anonymus Florentinus bezeichnet wird. Die vermutlich einzige Handschrift ist die der Archivbibliothek von Lucca. Für die Zeit von 1080 bis 1309 folgt diese Chronik den Gesta Florentinorum (den „Fatti de' Fiorentini") und deren Fortsetzern, sowie denen des Martinus Polonus. Was aus späterer Zeit berichtet wird, ist größtenteils aus Giovanni Villani entnommen, dessen Geschichtswerk gewiss schon vor dem Tode des Verfassers stückweise verbreitet war. Einzelnes, was er selbst erlebt, wird Corcadi aus eigener Wissenschaft hinzugefügt haben. Schon im ersten Hefte der „Quellen und Forschungen", Seite 36, Anmerkung 2, hatte Hartwig die Herausgabe des von Mansi nicht gedruckten Teiles in Aussicht gestellt; doch steht die Erfüllung dieses Versprechens noch aus.

Eines Eingehens auf die Chronisten Paolino Pieri und Simone della Tosa, die nicht zu den Quellen Villanis gehören, bedurfte es nicht, da sie durch die Ausgaben von Adami und Manni längst Gemeingut geworden sind.

Angeregt sind diese Forschungen, namentlich so weit sie die Gesta Florentinorum betreffen, allerdings schon durch Scheffer-Boichorst; zum vollen Abschluss gebracht sind sie aber, unter vielfacher Berichtigung der Annahmen jenes scharfsinnigen Vorgängers, erst durch die ebenso mühevollen und vielumfassenden als zuverlässigen Studien unseres gelehrten Verfassers. Als Ergebnis derselben ergibt sich nun zur Antwort auf die an die Spitze dieser Anzeige gestellte Frage: dass Giovanni Villani die mythische Urgeschichte der Stadt so gut wie allein aus der Chronica de Origine civitatis geschöpft hat. Für die geschichtliche Zeit folgt er zunächst dem Martinus Polonus; dann aber, von da, wo die Gesta Florentinorum beginnen (vermutlich 1080), sind diese und nach ihnen ihre Fortsetzungen, und zwar letztere in der Gestalt, die das Neapolitaner Manuskript bietet, bis dahin, wo er über Selbsterlebtes berichten kann, seine Hauptquelle. Dabei aber ergeben Dr. Hartwigs Forschungen weiter, dass Villanis Entlehnungen vielfach sehr unzuverlässig sind, und es ist ein wesentliches Verdienst unseres Verfassers, nicht nur zahlreiche Daten berichtigt, sondern auch nachgewiesen zu haben, wie der Chronist nicht selten geschichtliche Ereignisse im Interesse seiner Heimat, oder auch seiner, der guelfischen, Partei wahrheitswidrig entstellt hat. Bei der großen Dürftigkeit vor ihm unbenutzt gelassener Quellen, wie der Gesta des Senzanome, die Hartwig zuerst, oder des vorhin erwähnten Diarium, das derselbe teilweise herausgegeben, waren zuverlässige Daten fast nur aus archivalischen Urkunden zu entnehmen.

Da die reiche Ausbeute seiner Forschungen fast durchgängig neues Material geboten und über viele bis dahin unbekannte, oder durch unsichere Momente der ältesten Florentiner Geschichte Licht verbreitet hat, so kann man das Bedauern schwer unterdrücken, dass es unsrem Verfasser nicht gefallen habe, den gegenwärtig vorliegenden Stoff zu einer neuen Darstellung jener ältesten Zeit, etwa bis zur Mitte des dreizehnten

Jahrhunderts, zu verarbeiten. In der Vorrede zum zweiten Teil sagt er uns selber, dass er lange geschwankt habe, ob er nicht den umfangreichen Kommentar zu den ersten und zweiten Florentiner Annalen zu einer solchen fortlaufenden Darstellung umarbeiten sollte. Dass er es unterlassen, rechtfertigt er dadurch, dass für die am meisten vernachlässigte Geschichte der inneren Entwickelung die notwendigsten Vorarbeiten, die er im Einzelnen aufzählt, noch fehlen. Leser, welche auch in diesem Falle dafür halten, dass das Bessere Feind des Guten sei, werden neben dem für die Verfassungsgeschichte wichtigen Verzeichnisse der Konsuln und Podestaten (II. 181—208) in ihrer Meinung durch zwei Abhandlungen bestärkt werden, deren eine den ersten, die andere aber den zweiten Teil des Werkes abschließt. Sie sind überschrieben: „Florenz bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts" (I. 73 bis 95) und „Eine Molbilmachung in Florenz und die Schlacht von Montaperti" (II. 297—213) und können als Probe von dem schon jetzt immerhin Erreichbaren dienen.

Der erste dieser Aufsätze geht von der Gestaltung „Florentiae" als römischer Kolonie aus und redet am Schlusse von den Erweiterungen, welche die Stadt später, namentlich im elften Jahrhundert erfahren. Veranschaulicht werden diese Erörterungen durch den erst dem zweiten Teil beigegebenen Plan des mittelalterlichen Florenz, der ein Jahr zuvor in meinen Dante-Forschungen erschienen war. Was indess dieser Plan, seiner Grundlage, dem Plan von Giunio Carbone im Vernon-Dante gegenüber, Neues bietet, beruht größtenteils auf eben jener schon 1875 veröffentlichten Abhandlung, und wie wesentlich bei dessen Anfertigung Herrn Dr. Hartwigs Beirat mich unterstützt hat, verfehlte ich nicht (a. a. O. S. 14) dankend hervorzuheben. Die kleine Arbeit gehört also mindestens ebensowol unsrem Verfasser als mir. Den Hauptinhalt des Aufsatzes bildet eine kritische Uebersicht der Geschichte der Stadt während der langen dunklen Jahrhunderte, die einerseits in dem übergroßen Haufen überlieferter Fabeln gründlich aufräumt und andrerseits die wenigen historisch beglaubigten Einzelheiten sorglich zusammenstellt. Von hervorragendem Interesse ist die Darstellung der Kämpfe des heiligen Gualbert, des Gründers des Camaldulenser-Ordens, und der ihm anhängenden Florentiner Fanatiker gegen die den Simonismus mindestens duldenden aristokratischen Städter.

Der Schlussaufsatz endlich schöpft aus einem Bande gleichzeitiger, offizieller Urkunden des Florentiner Staatsarchivs (Libro, detto di Montaperti) eine äußerst anschauliche, keine Einzelnheit verschmähender Darstellung des Florentiner Heeres-Organismus um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Daran schließt sich eine die vorbereitenden Ereignisse mit umfassende Schilderung des Kampfes an den Ufern der Arbia (4. Sept. 1260), des letzten Sieges, den die Florentiner Ghibellinen überhaupt errungen haben, wobei der Verfasser nicht versäumt, manche Entstellungen des tatsächlichen Herganges zurückzuweisen, deren die guelfischen Historiker sich in Einzelheiten schuldig gemacht.

Von dem auf dem Gebiete Florentiner Geschichtschreibung epochemachenden Werke glaube ich nicht scheiden zu sollen, ohne ein Worte der Anerkennung für die Verlagshandlung beizufügen. Ein Blick auf das Verzeichnis der bei Herrn Max Niemeyer erschienenen Werke, sichert ihm einen ehrenvollen Platz unter der, wenn auch allmählig wachsenden, doch immer noch kleinen Zahl deutscher Buchhänder, denen der bleibende wissenschaftliche Wert ihrer vielleicht nur auf einen beschränkten Kreis angewiesenen Verlagsartikel höher steht, als ein vorübergehender glänzender Erfolg. Auch die Ausstattung ist eine durchaus würdige.

Halle a. S.

Karl Witte.



Griechische Dichterinnen.

Griechische Dichterinnen. Ein Beitrag zur Geschichte der Frauenliteratur von Jos. Cal. Poestion. Zweite Auflage. — Wien 1882, A. Hartleben.

Da es heutzutage Sitte geworden ist, den Anteil der Frauen an der Literatur wie an der bildenden Kunst aus dem Dunkel nebensächlicher Betrachtung herauszuziehen und dem Wirken der Männerwelt vergleichend gegenüberzustellen, haben Bücher, welche die Frauenliteratur eines bestimmten Volkstums behandeln, gesicherte Aussicht auf Erfolg und Verbreitung. Und auch die antike Welt kann hierzu wertvolle Beiträge liefern, zumal wir Modernen nun einmal gewohnt sind, vielleicht etwas stark über das Maß der Berechtigung hinaus, die Zustände des griechisch-römischen Altertums als reine Vorbilder unserer Kultur, als Ideale der Kunst- und Lebensgestaltung jedweder Epoche und nicht vielmehr im Sinne ihrer vollen Eigentümlichkeit, ihrer geschichtlichen sozialen und nationalen Eigenart zu betrachten. Wie dem auch sei, eine Schrift, wie die von Jos. Cal. Poestion, der die Griechischen Dichterinnen des Altertums in einer sehr lesbaren Studie vorgeführt hat, verdient die rege Aufmerksamkeit der Gebildeten und um so bereitwilliger kommt ihr deren Anerkennung entgegen, da der Verfasser, wo es nach dem Stande der Quellen irgend angeht, eine Selbstcharakteristik der geschilderten Musentöchter zu geben sucht. Aus diesem Grunde hat ein der großen Heerstraße der Tagesinteressen sonst fernliegender Stoff in wenigen Jahren eine zweite Auflage des trefflichen Büchleins ermöglicht und wir denken, diese zweite Auflage wird nicht die letzte sein! Welcker, Bernhardy, Köchly und der stilgewandte Altertumskenner Theodor Kock haben dem Autor die Bahn gezeigt, die er mit Geschick und Eifer gewandelt ist; er hat einen schönen Kranz von Blüten antiker Dichtkunst gewunden, immer ehrlich bekennend, wo er entlehnt hat, namentlich bei den Uebersetzungen der berühmtesten Bruchstücke, die er

lieber von kundigster Hand, als aus der Sammlung seiner Jugendversuche darbieten wollte.

Natürlich steht Sappho mit ihrer Schule auf dem vordersten Plan, die größte der antiken Dichterinnen hat auch den breitesten Raum für die eingehendsten Betrachtungen empfangen. Sie ist der Mittelpunkt von Poestions literarhistorischer Schilderung, welche dadurch den äolischen Stammgenossinnen die oberste Stelle anweist, indem der Verfasser die Schaar der weiblichen Poeten nach den Stämmen des griechischen Volkes gruppirt hat. So nimmt Sappho nebst ihren Schülerinnen Erinna und Damophyla am meisten unsere Teilnahme in Anspruch; nächst ihr die böotischen Dichterinnen Myrtis und Korinna (Myia), welche mit ihrem Landsmann Pindar, dem großen Hymnensänger, gewetteifert haben. Das tragische Geschick der ruhmreichen Lesbierin hat Poestion mit Recht in das Reich der Fabel verbannt und zugleich die sittliche Ehre einer hochbegabten Frau gegen die traditionelle Lästerung verteidigt, welche mit dem Märchen von Sappho's Selbstmord in enger Verbindung stand. Zu allen Zeiten hat die Gemeinheit sich an der Besudelung hervorragender Talente ergötzt.

Herr Jos. Cal. Poestion ist Literarhistoriker von Fach, der neben seiner Beschäftigung mit der antiken Muse auch der nordisch-germanischen Literatur seinen Forschungseifer gewidmet hat. Daher muss auch das vorliegende Buch bei allem Vorwiegen seines anmutig-ästhetischen Inhalts vom Standpunkte der Literaturgeschichte aufgefasst werden und so namentlich der letzte Abschnitt, der die Nachtseite der antiken Frauenstrebungen auf dem poetischen Felde aufdeckt. Poestions „Griechische Dichterinnen" sind kein Toilettenbüchlein, sondern eine ernstgemeinte literarhistorische Arbeit, welche noch außerhalb der Kreise der gebildeten Frauenwelt zugleich die Freunde und Pfleger der Kultur- und Literaturgeschichte angeht. Das wird gerade dem kritischen Leser am besten aus der Wahrnehmung klar, wie lebhaft der Verfasser die nationale Eigentümlichkeit des hellenischen Geistes und Schaffens betont und von jeder konventionellen Verhimmelung der Antike sich fernhält.

Berlin.

Trauttwein von Belle.



Shakespeare in Amerika.

Shakespeare in Amerika. Eine literarhistorische Studie von Karl Knortz.
Berlin 1882, Theodor Hofmann.

Der Verfasser, bis vor kurzem Professor der englischen Sprache und Literatur an der Hochschule zu Oshkoß im Staate Wisconsin, hat sich in vorliegender Schrift die Aufgabe gestellt, auf die Verdienste hinzuweisen, welche sich Amerika um die Verbreitung und Erklärung der Werke Shakespeares erworben hat. Ein Vorwort, welches über die Entstehung dieser auf tüchtiger Sach- und Fachkenntnis beruhenden Arbeit hätte berichten können, ist nicht vorhanden. Der kundige Leser erinnert sich allerdings, dass bereits vor sechs Jahren Knortz eine derartige Untersuchung beabsichtigte. In seinem fleißigen Büchelchen „An american Shakespeare-bibliography" (Boston 1876) heißt es: „The original purpose of compiling the present bibliography was to aid the author in preparing an essay on the study of Shakespeare in America". Diese verheißene Studie ist nunmehr erschienen.

Nach einer ziemlich allgemein gehaltenen Einleitung, die um die Hälfte hätte kürzer sein dürfen zu Gunsten eines resumirenden Schlusswortes, das wir nur ungern vermissen, werden zuerst die wichtigeren amerikanischen Shakespeare-Bibliotheken, sowol die städtischen als auch die im Privatbesitze befindlichen, mehr oder minder eingehend gewürdigt. Besonders reichhaltig, zum Teil an Originalexemplaren der Folio- und Quartausgaben sowie der ältesten Drucke, sind die Bibliotheken zu Cambridge (Harvard College), Boston (Barton Collection), Philadelphia (Pennsylvania University, Sammlungen von Parker Norris, Asa F. Fish, Horace Howard Furness) und zu Hanesville im Staat Ohio (Joseph Crosby), während die Shakespeare-Bibliothek des in New-York verstorbenen William E. Burton nicht als Ganzes erhalten, aber doch im Lande blieb und zur Vervollständigung anderer Sammlungen diente.

Ohne irgendwelchen Uebergang — ein Absatz wäre doch zum mindesten angebracht — kommt der Verfasser darauf zu sprechen, dass der Amerikaner auf Shakespeare-Reliquien versessen sei „wie der Teufel auf eine arme Seele". Dass Shakespeares Wohnung in Stratford englisches Nationaleigentum wurde, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, dass sie einst Barnum kaufen und nach Amerika bringen lassen wollte. Und damit werden wir plötzlich nach Altengland versetzt und dürfen den sein Mutterland bereisenden Yankee auf Schritt und Tritt begleiten; Station 1: London mit der Westminsterabtei (Poets' Corner) und dem Tower; Station 2: Stadtteil Southwark (nicht Southwalk, wie verdruckt steht) mit der Clintonstraße, in der einst Shakespeare wohnte; Station 3: Stratford am Avon mit dem Grab und dem Denkmal des Dichters, seiner Statue und — last not least — seinem unansehnlichen Geburtshause, das vom Shakespeareverein, der 1863 eine großartige Feier dort veranstaltete, angekauft worden und die Inschrift trägt: „The immortal Shakespeare was born in this house". In Wort und Bild erscheinen darüber alljährlich zahllose Reiseberichte in amerikanischen Monatsschriften, indessen kann man denselben kaum eine andere Berechtigung und Bedeutung beimessen, als dass sie zur Popularisirung Shakespeares immer aufs Neue beitragen. Daran haben ferner die Geistlichen, vornehmlich der liberalen Richtung, ihren Anteil. „Shakespeare und die Bibel", diese Phrase ist, wie wir erfahren, von manchen Theologen der Vereinigten Staaten zur Richtschnur genommen.

„Und warum denn auch nicht? Ist doch Shakespeare selber ein fleißiger Leser der Bibel gewesen",

also fragt und sagt ziemlich naiv der Verfasser, um dann ohne jedwede Vermittelung diejenigen Amerikaner namhaft zu machen, welche es versucht haben, den großen Barden als Juristen, als Mediziner, als Protestanten, als Temperenzler hinzustellen. Als „Apostel der Abstinenz" vermögen wir freilich uns Shakespeare nicht zu denken, noch viel weniger aber können wir Knortz beipflichten, wenn er uns den Dichterfürsten sub rosa als Säufer vorführen will und behauptet, die Biographen seien darüber einig, dass Shakespeare sich seinen frühen Tod dadurch zuzog, dass er in Gesellschaft seiner Freunde Drayton und Ben Jonson den Tafelfreuden zu sehr huldigte. Den Kukuk auch sind sie darüber einig! Delius z. B. bezeichnet als Quelle dieser Ward'schen Angabe den übelwollenden Stadtklatsch der Stratforder. Shakespeare war kein Heiliger, kein Stubenhocker, gewiss nicht und glücklicherweise nicht, sondern ein lustiger Kumpan, der gern mitzechte. Die Engländer sind im allgemeinen sehr gelehrig im Trinken und überbieten darin selbst die Holländer und Deutschen; man denke nur an die Kneipszene im Othello II, 3! So mag er die Weinstuben besucht haben, aber hauptsächlich, um die Menschen kennen zu lernen und zu beobachten. Namentlich kam in der berühmten Eberkopfschenke zu Eastcheap und in der Taverne „Zur Meermaid" in Breadstreet, einer Nebengasse von Cheapside, nahe dem Geburtshause Miltons, eine heitere Gesellschaft zusammen; allein Ben Jonson spielte immer die Hauptrolle. Dies ist sicherlich ein Zeichen für Shakespeares Mäßigkeit; denn wäre er oft dahingekommen, hätte er zweifelsohne präsidirt. Aber, wie gesagt, unter die Temperenzler passt Shakespeare auch nicht, wie G. W. Samson (The divine Law as to Wines. New-York 1880), A. B. Richmond (Intemperance, the great source of crime. Meadville, Pa. 1879) u. a. wollen, ebensowenig unter die Swedenborgianer und Spiritualisten, worüber interessante Nachrichten beigebracht werden.

Was die Herren Spiritualisten, der Geisterseher Andrew Jackson Davis (The present age and inner life. Boston 1869) und der Superintendent Kiddle (Spiritual Communications), erfolglos versuchten, sich mit dem Geiste des unsterblichen Dramatikers in Verbindung zu setzen, das glückte endlich einer amerikanischen Dame. Lizzy Doten teilt in ihren „Poems from the inner life" (6. Aufl. Boston, 1868) zwei von Shakespeare im Jenseits verfasste Gedichte mit. Aber gar offenherzig räumt das Fräulein in Bezug auf ihren geistigen Umgang mit Shakespeare ein, dass sich derselbe leider ein zu schwaches Werkzeug für seine Mitteilungen gewählt habe, und hofft zuversichtlich, dass mit der Zeit ein Medium auftauchen werde, das besser befähigt sei, dessen Ergüsse wiederzugeben. Bis jetzt scheint dies Medium noch nicht da zu sein; schade!

Die Frage, welcher Religion oder vielmehr welcher christlichen Sekte Shakespeare angehörte, hat natürlich gleichfalls viele Amerikaner ernstlich beschäftigt. Katholik oder Protestant? Dies ist der Kernpunkt. Dass er ersteres nicht war, sollen einige gegen die Unfehlbarkeitskirche gerichtete Stellen beweisen; aus demselben Grunde aber könnte man auch Walther von der Vogelweide, der doch sicherlich viel schärfer und bestimmter den Uebergriffen des Papsttums entgegentrat, zum Protestanten stempeln. Auch Freidank, der Verfasser der „Bescheidenheit", welcher auf dem Boden mittelalterlicher Kirchlichkeit stand und sich zum Verteidiger mehrerer Dogmen aufwarf, trat als geharnischter Feind des Papstes Gregor und der Habgier der römischen Kurie auf, war jedoch trotzdem ein Katholik. Ganz passend erinnert Knortz hier an die ähnliche Logik eines deutschen Jesuiten, der unlängst aus Longfellows Schriften herausgelesen, dass dieser amerikanische Poet im Herzen echter Katholik sei. Knortz hätte nur auch den Namen dieses wunderlichen Kritikers nennen sollen: Alexander Baumgartner, dessen Buch (Longfellows Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas. Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach, V." Freiburg i. Br. 1877) meines Wissens noch keine gründliche und energische Zurück- und Zurechtweisung gefunden hat.

Eine der sonderbarsten Ideen jedoch, die Amerika ausgeheckt und bis jetzt hartnäckig verteidigt hat, ist die: nicht Shakespeare, sondern Lord Bacon sei der Verfasser von „Shakespeares" Dramen gewesen! Wiederum ist es eine Dame, Delia Bacon, welche zuerst diese absurde Behauptung aufwarf, und wobei ihr der Jurist Nathaniel Holmes sowie in jüngster Zeit Frau C. F. Ashmead Windle tapfer sekundirten. Wir gehen über die oft genug ventilirte, lächerliche Kontroverse mit Stillschweigen hinweg. Ein bemerkenswerter Gegner der Baconisten ist der Newyorker Journalist George Wilkes, welcher in seinem Buche „Shakespeare from an American standpoint of view" unseren Dichter als Verfasser jener Schauspiele gelten lässt, ihn aber als Aristokraten und Geldmenschen brandmarkt und als Katholiken hinstellt. Lord Bacon war Protestant, das wissen wir sicher; was Shakespeare war, wissen wir nicht bestimmt. Zeigt sich nun Shakespeare in seinen Dichtungen als Katholik, so konnte Bacon unmöglich Verfasser derselben sein; dies ist Wilkes Logik. Ferner deutet er zum Beweise, dass Shakespeare Katholik war, auf den Umstand hin, dass er seinem Hasse gegen die Juden mehrfach derben Ausdruck verliehen habe. Alsdann aber müsste man sicherlich den Hofprediger Stöcker in Berlin ebenfalls für einen Katholiken halten, wogegen dieser sicherlich energisch protestiren würde. So Knortz, dem wir diese geistreiche Parallele gern geschenkt hätten; allein die Anspielung lag ja verlockend nahe und ist obendrein so zeitgemäss!

Um noch einmal auf die Bacon-Theorie zurückzugreifen, so vertritt der Newyorker Advokat Appleton Morgan in seinem Werke „The Shakespearean Myth" (Cincinnati 1881) einen besonderen Standpunkt. Er kommt zu dem Resultate, dass Shakespeare der Theaterunternehmer, und Shakespeare der Philosoph, Dichter und Kenner der römischen, griechischen und nordischen Literaturen und Sagen, der Staatsmann, Hofmann und Weltmann unbedingt zwei ganz verschiedene Personen gewesen sein müssen. Shakespeare, der Theaterdirektor, mag die Dramen seiner lockeren Freunde für den Ge-

brauch auf der Bühne eingerichtet und hin und wieder mit einigen den Zeitverhältnissen entsprechenden Zusätzen bereichert haben; zur alleinigen Abfassung derselben aber hatte er weder die Zeit noch die vielseitigen Kenntnisse. Wer nun jene schriftstellernden Freunde waren, ob sich Southampton, Raleigh, Essex, Rutland, Montgomery und Bacon darunter befanden, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden; dieselben hatten jedenfalls Gründe, die sie zur Anonymität zwangen. Morgan hat, wie Knortz versichert, den Literarhistorikern, die da William Shakespeare aus Stratford am Avon für den Verfasser von „Shakespeares Werken" halten, manche harte Nuss zum Knacken gegeben.

Es ist erstaunlich, welche Anstrengungen die Amerikaner gemacht haben und noch täglich machen, die Werke des britischen Dichters unter die große Masse zu bringen. Die erste in Amerika gedruckte Ausgabe, die mit den Anmerkungen von Samuel Johnson versehen war, erschien 1795 zu Philadelphia in acht Bänden; bis jetzt aber kann sich Amerika mehr als vierzig verschiedener Ausgaben rühmen, wovon natürlich die meisten Nachdrücke englischer Editionen sind. Und wie billig sind dieselben mitunter! Shakespeares sämtliche Werke kann man gebunden für 75 Cents kaufen; ja, die „American Book Exchange" zu New-York liefert seit einiger Zeit irgend ein Schauspiel für sage und schreibe: drei Cents! Allerdings ein Spottpreis!

Durchweg wertvoll sind die Auseinandersetzungen welche über die hauptsächlichsten amerikanischen Interpreten Shakespeares gemacht werden. Große Verdienste erwarben sich als solche u. a. Henry Reed, Julian Verplanck, Richard Grant White und namentlich Henry Norman Hudson, der sich selbst auf dem Titelblatte seiner „Harvard Edition" „Professor of Shakespeare" nennt, und über dessen Persönlichkeit und Leistungen wir gar nicht uninteressante Aufschlüsse erhalten. Auch was Knortz über William J. Rolfe sowie Eduard P. Vining, der beweisen will, dass Hamlet eine hysterische Jungfrau sei, ganz besonders jedoch über Horace Howard Furness sagt, dessen zu Philadelphia besorgte „variorum edition" mit Fug und Recht als monumentales Werk bezeichnet werden darf, hat Hand und Fuß. Ebenso findet die Betrachtung über das liebenswürdige Buch „Human Life in Shakespeare" (Boston 1868) von Henry Giles unseren Beifall. Die kleine textkritische Blumenlese aus J. G. Herr „Scattered Notes on the Text of Shakespeare" (Philadelphia 1879) wird der Gelehrte nicht unbeachtet lassen. Vergebens aber suchen wir nach theaterhistorischen Mitteilungen über die wichtigsten Aufführungen von Shakespeares Dramen auf amerikanischen Bühnen. Mit keiner Silbe wird dieser schwerwiegende Punkt berührt, und das ist ein offenbarer Mangel.

Im Ganzen und Grossen zeugt vorliegende Schrift von tüchtigem Studium. Der Verfasser verfügt über ein reiches Material; seine Arbeit ist orientirend, wenngleich ohne praktische Einteilung und Methode, und, soweit es im engen Raume einer Studie möglich, auch erschöpfend. Auffällig bleibt es, dass eines Amerikaners nicht Erwähnung geschehen ist, den seine Nation mit Stolz den ihrigen nennt: Washington Irving. Dieser allbeliebte Novellist hat in seinem berühmten „Sketchbook of Geoffrey Crayon" zwei Essays zur Shakespeare-Literatur veröffentlicht: „The Boar's Head Tavern, Eastcheap" — von ihm selbst „a Shakespearian research" genannt — und „Stratford-on-Avon" (vgl. meine Ausgabe, und dazu die Anmerkungen S. 458—460, S. 473—477). Die beiden frischen und charakteristischen Schilderungen Irvings haben einst gewiss nicht wenig zur Popularisirung des unsterblichen Dichters in Amerika beigetragen.

Berlin.

Karl Theodor Gaedertz.

Literarische Neuigkeiten.

Zu den bisherigen Uebersetzungen von Felix Dahn's „Kampf um Rom" ins Englische, Holländische und Dänische ist jetzt auch eine ins Schwedische getreten. — „Odhin's Trost" ist ins Holländische übersetzt worden.

Von der Uebersetzung der Frithjof-Sage durch Pauline Schanz erscheint demnächst eine zweite Auflage. — Frankfurt a/M., Sauerländer.

Die Verlagshandlung von Theodor Hofmann in Berlin kündigt das Erscheinen einer „Allgemeinen Geschichte des Priestertums" von Julius Lippert an, welche in 12—14 Lieferungen zu je 1 M. ausgegeben werden soll.

Von Richard Voss erscheint ein neuer, dreibändiger Roman: „Rolla", sowie ein neues Schauspiel: „Regula Brandt". — Leipzig, W. Friedrich. 10 u. 1 M.

Wolfgang Kirchbachs vor einiger Zeit im „Magazin" empfohlener Roman „Salvator Rosa" wird ins Italienische, ins Dänische und ins Französische übersetzt.

Eine eingehende Biographie Kinkels lässt Otto Henne am Rhyn erscheinen: „Gottfried Kinkel, Ein Lebensbild." Mit einem Kupferstichporträt Kinkels aus dem letzten Sommer mit seiner Unterschrift. Enthält auch Johannes Scherrs Leichenrede auf Kinkel. — Zürich, C. Schmidt. 2 M.

Es verlautet, dass die preußische Regirung für die Erwerbung der Hamilton-Sammlung nicht weniger als 1,600,000 M. ausgegeben habe! Dafür ließe sich nach unserer Meinung eine ziemlich vollständige Bibliothek für deutsche Literatur anlegen. Freilich hübscher sehen die Miniaturmalereien aus.

Der kürzlich erschienene Roman: „Die Schlossfrau" von Friedrich Friedrich wird durch Dr. Max Herz in Petersburg ins Russische übersetzt.

Herr Sacher-Masoch hat jüngst sein sogenanntes 25jähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert! Er hat es zu einer Reklame für sich von wahrhaft erschütternder Komik „fruktifizirt", wie der österreichische technische Ausdruck lautet. Da jeder deutsche und selbst jeder halbasiatische Schriftsteller wohl schon in Sekunda mit der sogenannten Schriftstellerei beginnt, so dürfte die Erreichung des 41. oder 42. Lebensjahres fortan jedem deutschen Autor als angenehme Gelegenheit empfohlen werden, sich als Jubilar aufzuspielen und sich die Glückwünsche der Kollegen (durch Zirkular, wie Herr Masoch) zu erbitten.

Gedruckter Unsinn.

„Dank den vortrefflichen Maßregeln sind bis jetzt nur zwei Menschenleben zu beklagen, die allerdings selbst schuld an ihrem Unglück sind." (Berliner Tageblatt No. 16, 1883.)

ANZEIGEN.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erscheint:

Aus Carmen Sylva's Königreich.

Pelesch-Märchen
von
Carmen Sylva.

in 8. In zweifarbigem Druck, mit Illustrationen. eleg. br. M. 5.—, eleg. gebdn. M. 6.—.

Dieses neueste Werk der hohen Verfasserin wird sich eines gleich grossen Beifalls des Publikums erfreuen, als das kürzlich im gleichen Verlage erschienene:

Jehovah
von
Carmen Sylva.

in 8. auf holl. Büttenpapier mit Kopfleisten eleg. br. M. 2.50, in Kalbleder gebdn. M. 5.—.

Demnächst erscheint:

Rumänische Dichtungen.
Deutsch von
Carmen Sylva.
Zweite vermehrte Auflage.
in 12. 2 Bde.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen.

Soeben erschienen:

BAND I.
Geschichte der französischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
Eduard Engel.
34 Bogen Gross Oktav in eleg. Ausstattung br. M. 7.50. eleg. geb. M. 9.—.

BAND II.
Geschichte der polnischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
Heinrich Nitschmann.
32 Bogen Gross Oktav in eleg. Ausstattung br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—.

Demnächst erscheint in complettem Band:

BAND III.
Geschichte der italienischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
C. M. Sauer.

Der IV. Band wird in Lieferungen, deren erste Anfang Februar erscheint, veröffentlicht, und enthält derselbe:

Geschichte der englischen Litteratur.
Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.
Mit einem Anhange: **Die amerikanische Litteratur**
von
Eduard Engel.

in ca. 8 Lieferungen à M. 1.— und nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes schon jetzt Bestellungen darauf entgegen.

Leipzig. Königl. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich.**

Direktor Alb. Beneckes

Französische Schulgrammatik. 8. Aufl. I. Teil 2 *M.* II. Teil 3 *M.* Ausgabe B. Abteilung 1, 2. Aufl. Pr. 1,50 *M.* Abt. 2. Pr. 1 *M.* Abt. 3. Pr. 2 *M.*
Französische Vorschule. 2. Aufl. Pr. kart. 1,20 *M.*
Französische Aussprache. 2. Aufl. Pr. 1,60 *M.*
Französisches Lesebuch. Anfangs- und Mittelstufe. 2. Aufl. Pr. 1,40 *M.*
Deutsch-englisches Vokabular und englische Aussprache. 4. Aufl. Pr. 2 *M.*

haben die weiteste Verbreitung gefunden und sind in fast allen mitteleuropäischen Staaten zum Schulgebrauch zugelassen worden. Sorgfältige Behandlung der Laut- und Sprachgesetze, auf langer Unterrichtserfahrung fussende Anordnung des Uebungsstoffes sichern den Erfolg.

VERLAG VON AUG. STEIN in POTSDAM.

PRUSIAS von **ERNST ECKSTEIN**

Neuer Roman aus der römisch. Geschichte. Ersch. vom Januar ab in Schorers Familienblatt (bisher Deutsches Familienbl.)
Preis vierteljährl. M. 1.60. in Heften zu 50 Pf. Probenummern gratis franko.
Man abon. in all. Buchhandl. u. auf d. Post. Verlag v. J. H. Schorer, Berlin S. W.

ERSTER PREIS

Robert Seitz in Leipzig

Weststrasse 32 33.

Hof-Pianoforte-Fabrik

SILBERNE MEDAILLE
ALLGEMEINE AUSSTELLUNG VON ERZEUGNISSEN DER KUNST, WISSENSCHAFT UND INDUSTRIE FÜR DIE JUGEND DRESDEN 1879.

Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Altenburg

Erster Preis



Silberne Medaille

empfiehlt ihre als vorzüglich anerkannten

Flügel & Pianinos.

Dieselben haben ganzen Eisenrahmen, solide, präcise Mechanik, vollen, gesangreichen Ton, angenehme, leichte Spielart, und eleganteste Ausstattung.

Garantie 5 Jahre.

Halle 1881. Halle 1881.

Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Eduard Engel in Berlin**, Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig**, Druck von **Emil Herrmann senior in Leipzig**, Papier von **Berth. Siegismund, Leipzig-Berlin.**

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: **Eduard Engel.**

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 10. Februar 1883. | Nr. 6.

Inhalt:

Faust-Aufführungen.

Beim Schaffen seines gewaltigen Kunstwerks lag Goethe der Gedanke an die Aufführbarkeit desselben so fern, dass er sich keinen Augenblick durch eine Rücksicht auf diese bestimmen ließ. Im Jahre 1796 spricht er es unumwunden aus, dass er, trotz der entschiedenen Lust, das Theater kräftig zu heben, den Faust durch alles, was er daran tue, mehr vom Theater entferne, als ihn heranbringe. Dennoch scheint er später eine absolute Unaufführbarkeit der Dichtung nicht angenommen zu haben. Er verlangt von Zelter Kompositionen für dieselbe, entwirft Dekorationen, ist auf manche Zwischenszenen bedacht und dergl. m. In der Folge gab es der Dichter nicht allein auf, die Inszenirung des Faust selbst in die Hand zu nehmen, er hat sogar sein Werk n i e auf der Bühne gesehen, obwol in den letzten Jahren seines Lebens fast alle Theater von Bedeutung in der Aufführung der deutschen divina commedia wetteiferten.

Zuerst wurde Faust bekanntlich am Berliner Hofe gegeben, wo sich Fürst Anton Radziwill, Schwiegersohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, ein musikalisches Talent von großer Bedeutung, für die Inszenirung der Dichtung lebhaft interessirte. Die Aufführung fand 1819 im Schlosse Monbijou statt, und Prinz Karl von Mecklenburg, jüngster Bruder der Königin Louise, erwarb sich in der Rolle des Mephistopheles den ungeteilten Beifall. Von diesem Liebhabertheater des preußischen Hofes rührt die Faustmusik des Fürsten Radziwill her, die durchaus nicht so vollständig ad acta gelegt zu werden verdient, wie es jetzt den Anschein hat.

Im Jahre 1828 wollte Holtei, damals Dramaturg des Königsstädter Theaters in Berlin, den Faust auf die öffentliche Bühne bringen. Er hatte die Dichtung recht gewaltsam behandelt, und da er Goethe für die Aufführung interessiren wollte, dem Meister das Manuskript eingeschickt. Während sich nun der junge Dramaturg den Schwierigkeiten gegenüber, die ihm die königliche Theaterdirection bereitete, auf den Dichter des Faust berief, ließ ihm dieser, höchst unzufrieden mit der Bearbeitung, durch seinen Sohn schreiben, er gebe ihm volle Freiheit zu handeln, wie er wolle, doch dürfe weder von seiner Einwilligung noch von seiner Mitwirkung die Rede sein. Somit unterblieb diese Aufführung und Holtei ließ sich vom leibhaftigen Satan verleiten, selbst ein Melodrama Faust zu schreiben, das am 10. Januar 1829 zum ersten male aufgeführt wurde.

Inzwischen war ein dritter Faust bereits zum Repertoirstück der meisten deutschen Bühnen geworden. Der Autor war August Klingemann, der geschickte Direktor des Braunschweiger Hoftheaters, als dramatischer Dichter nicht ohne Verdienst. Sein Faust ist ein Schauer- und Spektakelstück ersten Ranges und wurde von den höher gelegenen Regionen des Zuschauerraums stets mit Jubel begrüßt. Man erzählt sich nun, der bekannte Diamantenherzog Karl von Braunschweig, habe ein boshaftes Vergnügen darin gefunden, Klingemann zu necken und ihn wiederholt zu fragen, warum er den Goetheschen Faust nicht aufführen lasse; er fürchte wol, dass sein Werk in den Schatten gestellt werde. Wie sich die Sache auch verhalten möge, das eine steht fest, dass Klingemann am 29. Januar 1829 Goethes Faust zuerst auf die öffentliche Bühne brachte,

und dass er nicht allein den Pfad gefunden hat für die Darstellbarkeit der großen Dichtung, sondern sich auch seiner Aufgabe mit großem Geschick entledigte. Goethe, dem er das Buch und einen Bericht über die Aufführung zugesandt hatte, ehrte ihn durch ein Dankschreiben, in welchem er die Bühneneinrichtung als vollkommen gelungen bezeichnete. Letztere wurde von fast allen deutschen Theatern adoptirt und auch der ersten Aufführung in Weimar mit unwesentlichen Veränderungen zu Grunde gelegt. Aufführungen in Hannover und Stuttgart folgten in demselben Jahre. Dann gab Goethes 80. Geburtstag die Veranlassung, seinen Faust auf fast allen Bühnen Deutschlands aufzuführen, wobei die szenische Einrichtung des Dresdener Hoftheaters, welche von Tieck herrührte, überall die Norm bildete. Auch in Weimar wurde bei dieser Gelegenheit die Tragödie gegeben, ohne Anregung und Mitwirkung des Meisters, doch nicht ohne sein Vorwissen. Seitdem wurde der erste Teil der Tragödie, von dem hier allein die Rede sein kann, da der zweite erst nach dem Tode des Dichters erschien, an allen bedeutenden Bühnen Deutschlands mit Glück aufgeführt.

Der zweite Teil des Goetheschen Faust stellte der Inszenirung ungleich größere Schwierigkeiten entgegen, aber auch sie wurden in neuerer Zeit überwunden und man hat nun das ganze Kunstwerk an verschiedenen Orten Deutschlands in verschiedenen Bearbeitungen gegeben. Es ist sehr bemerkenswert, dass Goethe, der umsichtige und besonnene Dichter, der lange Jahre hindurch selbst ein Theater leitete, die Aufführung des zweiten Teils von Anbeginn für möglich hielt. Am 29. Januar 1827 sprach er sich gegen Eckermann ganz entschieden darüber aus und gab sogar Anweisung zur Besetzung einiger Rollen. Die Helena sollte von zwei verschiedenen Künstlerinnen, einer Tragödin und einer Sängerin gegeben werden. Fast drei Jahre später kam er auf den Gegenstand zurück und schlug für den Homunculus einen Bauchredner vor; gar nicht so übel, wenn man den ungenügenden Effekt vor Augen hat, den eine hinter der Szene bis zum Schreien forcirte Kinder- oder Frauenstimme hervorbringt. Für die Darstellung der Mummenschanz erinnerte er an einen Elephanten, der damals nicht selten auf den Pariser Theatern auftrat. Für die Szenen des Gedichts, welche einen opernartigen Charakter haben, beanspruchte der Meister eine geistreiche musikalische Komposition. Er wünschte sich einen Komponisten, der, wie Meyerbeer, lange in Italien gelebt hätte, so dass er deutsche Natur mit italienischer Art und Weise verbände.

Gutzkow war der erste, welcher Partien des zweiten Teiles auf die Bühne brachte. Als Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, ließ er an Goethes hundertjährigem Geburtstag (28. August 1849) alle auf die Helena bezüglichen Szenen unter dem Titel „Der Raub der Helena" aufführen. Die erste Einrichtung des ganzen zweiten Teils für die Bühne rührt von dem fruchtbaren Schriftsteller Wollheim da Fonseca her. Seine Bearbeitung, mit der langweiligen Musik des Engländers Pierson, wurde 1854 zuerst in Hamburg und später auch an anderen Orten gegeben. Herr Wollheim verfuhr recht grausam mit der Goetheschen Dichtung. Die Mummenschanz- und die Papiergeldszenen wurden völlig gestrichen, Gretchens ertränktes Kind, der Homunculus, Euphorion und einer der seligen Knaben zu einer Person zusammengeschweißt, die klassische Walpurgisnacht ganz beseitigt, Helena mit Gretchen identifizirt und an Stelle von Philemon und Baucis ein alter Klausner eingeführt, dem sein Häuschen über dem Kopf niedergebrannt wird und der in der Schlussapotheose wieder als pater seraphicus erscheint. Der Erfolg war ein geringer.

Zwei Jahre darauf fand eine Aufführung des zweiten Teiles statt, von der wenig ins Publikum gedrungen ist, obwol sie besseres verdient hätte. Eckermann, dem es Deutschland nie vergessen mag, dass wir es ihm allein zu danken haben, wenn Goethe die Arbeit am zweiten Teile des Faust wieder aufnahm und die Dichtung vollendete, interessirte sich auf das lebhafteste für diese Partie des Werks. Unter anderem beschäftigte er sich mit dem schroffen Uebergang von der ersten zur zweiten Szene des ersten Aktes. Nach dem Erwachen Fausts und seinem Monolog finden wir ihn plötzlich am Hofe des Kaisers, ohne zu wissen, weshalb und wie er dorthin geraten ist. Als nun Eckermann in den Jahren 1830 und 31 an die Einrichtung des ersten Aktes für die Bühne dachte, während der Dichter selbst noch an der Beendigung des vierten und fünften arbeitete, entschloss er sich endlich, eine Zwischenszene zu dichten, welche den Uebergang an den Kaiserhof motiviren sollte. Diese Einschaltung, welche ohne Zweifel von Goethe gebilligt wurde, besteht aus einem Dialog zwischen Faust und Mephistopheles und ist im Goethejahrbuch für 1881 veröffentlicht. Mit diesem Verbindungsglied und der weiteren Einrichtung Eckermanns, sowie mit der Musik von Eberwein wurde der erste Akt des zweiten Teiles am 24. Juni 1856 in Weimar aufgeführt und unter allseitiger Teilnahme mehrfach wiederholt.

Zwanzig Jahre gehen nun in der Geschichte der Faustaufführungen bedeutungslos vorüber, bis zu den Tagen des 6. und 7. Mai 1876, welche durch ein Ereignis bezeichnet werden, das im hohen Grade angeregt hat und das noch heutigen Tages anregend und befruchtend nachwirkt. An diesen beiden Tagen fand in Weimar die Aufführung des ganzen Faustdramas statt „für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Devrient."

Die wichtigste Seite der Devrientschen Bearbeitung ist die Erneuerung der mittelalterlichen Bühne mit ihren drei Höhenabteilungen: Erdgeschoss, Brücke und Zinne. Durch diese Einrichtung wird die Szenenfolge außerordentlich vereinfacht und erleichtert und eine Menge zeitraubender und störender Verwandlungen werden vermieden. Die dreifache Terrassirung der Bühne macht das Bild derselben mit den dramatischen Vorgängen außerordentlich reich, ohne dass es an Uebersichtlichkeit verliert. Freilich wird auch

manche Handlung auf einen gar zu geringen Raum eingeengt und büßt dadurch den stimmunggebenden Hintergrund ein. Devrient verwandelt den Maskenzug in einen stummen, nur musikalisch begleiteten Tanzreigen, die klassische Walpurgisnacht ist in stark gekürztem Auszuge beibehalten. Dass sich der Bearbeiter erlaubt hat, manche Aenderungen im Text vorzunehmen, ist zu tadeln. Zu beiden Teilen hat Lassen eine interessante, wenn auch nicht immer glücklich erfundene Musik komponirt.

Die Devrientsche Einrichtung wurde auf andere große deutsche Bühnen verpflanzt und hatte das große Verdienst, die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf den ganzen Goetheschen Faust hingelenkt zu haben.

Aus der Weimarischen Anregung entwickelte sich die Aufführung im Theater zu Hannover, welches im Jahre 1877 mit entschiedenem Erfolge einen auf vier Abende verteilten Faustzyklus inszenirte. Die Einrichtung des dortigen Regisseurs Hermann Müller hat Devrientsche Gedanken und Lassensche Musik mit Nutzen verwertet. Die Vierteilung hat den Vorzug, die einzelnen Abende nicht über Gebühr dehnen zu müssen und infolge dessen mit dem Streichen, besonders im ersten Teil, schonender verfahren zu können. Der erste Abend beginnt mit dem Vorspiel auf dem Theater und schließt mit Fausts Ausfahrt zum neuen Lebenslauf, der zweite geht bis zum Schluss des ersten Teils der Tragödie, der dritte endigt mit der klassischen Walpurgisnacht und der vierte enthält den Rest des zweiten Teils.

Auch das Hamburger Stadttheater erhielt seine eigene auf zwei Abende beschränkte Fausteinrichtung durch den Regisseur Robert Buchholz. In wie weit dieselbe auf Originalität Anspruch machen darf, ist mir nicht bekannt.

Unter den neuesten Inszenirungen der ganzen Fausttragödie sind die bemerkenswertesten: die des Frankfurter Stadttheaters vom 28. und 29. August, die des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters vom 24. und 25. November 1882 und die noch bevorstehende des Wiener Burgtheaters, welche für den 2., 3. und 4. Januar 1883 vorbereitet wird.

Der Frankfurter Aufführung lag eine neue Bühnenbearbeitung des dortigen Intendanten Herrn Emil Claar zu Grunde. Auch hier ist die Lassensche Musik und manches von Devrients Einrichtung beibehalten. Die charakteristischen Merkmale der Frankfurter Inszenirung sind folgende: die Zueignung, die zweifellos kein Teil der Tragödie ist, und demnach auch nicht auf die Bühne gebracht werden sollte, wird von einem allzu jugendlichen Dichter, der nicht einmal in der Maske Goethes erscheint, gesprochen. Direktor und lustige Person treten zu ihm, das Vorspiel auf dem Theater beginnt. Am Schluss desselben treten die drei bei Seite, der Vorhang, vor dem sie gestanden, teilt sich, der Prolog im Himmel folgt, bei dem der HErr recht angemessen durch einen breiten Lichtstreif angedeutet ist. Mephistopheles erscheint als „nordisches Phantom mit Schwanz und Klauen". Nach den Schlussworten desselben senken sich Wolkengardinen herab und wenn sie sich wieder heben, liegt Fausts Studirzimmer vor dem Zuschauer. Der Erdgeist erscheint in menschlicher Gestalt, durch Aufstellung und Beleuchtung vergrößert. Der vortrefflich arrangirte Spaziergang vor dem Tor hat zum Hintergrunde das Bild des alten Frankfurt. Auf dem Fluss gleiten Kähne vorüber, in der Mitte der Bühne befindet sich ein kleiner Hügel, auf welchem die große Linde steht. Ihn ersteigen Faust und Wagner und sehen von dort dem Tanze zu.

Nach Devrientscher Art sind die meisten Gretchenszenen in ein theatralisches Bild zusammengelegt, das bei den riesigen Dimensionen des Frankfurter Opernhauses im Raume keineswegs beschränkt erscheint. Links im Vordergrunde steht Gretchens Haus, rechts die Wohnung der Frau Martha, dazwischen liegt eine breite Straße. Das Muttergottesbild befindet sich an der Mauer vor Gretchens Hause. Nach hinten scheint die Straße sich zum Platze zu erweitern, in dessen Mitte der Brunnen steht. Den ganzen Hintergrund füllt der kolossale Dom. Nur die Gartenszenen und der Auftritt in Wald und Höhle bedürfen somit eines Dekorationswechsels. Beide Häuser können nach Bedürfnis, durch Wegnahme der Vorderwand, praktikabel gemacht werden, was übrigens nie bei offener Szene geschieht. Die hübschen Interieurs derselben geben den betreffenden Szenen eine vortreffliche Stimmung. Auf die Szene im Dom folgen die für die Handlung wichtigen Teile der Walpurgisnacht, vor allem die Erscheinung Gretchens. Die Worte der Rettung am Schlusse der Kerkerszene wurden von einem Engelchor gesungen. Da die Vorstellung zu lange dauerte, wurden schon bei der ersten Wiederholung Zueignung, Vorspiel und Walpurgisnacht gestrichen.

Bei der Frankfurter Inszenirung des zweiten Teils muss rühmend hervorgehoben werden, dass eine ganze Anzahl von Verwandlungen durch geschickt angewendete Auskunftsmittel, wie Wolkengardinen, Blumengewinde, aus dem Boden steigende Prospekte etc., vermieden waren, und damit die fatale Unterbrechung der Stimmung durch Zwischenaktvorhänge wegfiel. Dem einleitenden Auftritt am Wasserfall folgt die Szene am Kaiserhof ziemlich vollständig; dagegen ist die Mummenschanz fast ganz gestrichen. Der Herold wird, wie schon bei Devrient, unbegreiflicher Weise von Mephistopheles gesprochen. Auch der fingirte Palastbrand fällt fort und wird ziemlich geschmacklos durch ein Feuerwerk im Hintergrunde angedeutet, damit Faust (ohne Dekorationswechsel) sagen kann: „Verzeihst Du, Herr, das Flammengaukelspiel". Der Rest des ersten Aktes ist geblieben. Für den zweiten wurde eine glückliche szenische Einrichtung gefunden. Im alten Studirzimmer liegt rechts in einer Nische der bewusstlose Faust. In der Mitte des Hintergrundes, wo im ersten Teil der Erdgeist erschien, deckt ein breiter grüner Vorhang Wagners Laboratorium. Nach den Szenen mit dem Famulus und Baccalaureus, welchen letzteren fehlerhafter Weise ein anderer Schauspieler gab, als den Schüler, hat Mephisto diesen Vorhang nur aufzuziehen, um Wagner an der Darstellung des Homunculus arbeitend zu erblicken.

Die Phiole, in welcher man eine Kindergestalt erblickt, wird durch die Drähte, an denen sie schwebt, elektrisch beleuchtet. Die klassische Walpurgisnacht ist stark zusammengestrichen, aber vortrefflich arrangirt. Rings im Hintergrunde lagert amphitheatralisch gruppirt ein wunderlicher Chor, der die Bühne nie verlässt und dem Ganzen einen bunten Rahmen verleiht. Die Szenen der Manto, des Thales, Proteus, und die Erscheinung der Galathea fehlen. Daraus erwächst der Uebelstand, dass man vom weiteren Schicksal des Homunculus absolut nichts erfährt. Der Helena-Akt ist würdig inszenirt, der vierte übermäßig gekürzt. Die drei Gewaltigen haben fast nichts zu sagen. Eilebeute ist ganz gestrichen, ebenso die Verleihung der Erzämter. Der letzte Akt ist szenisch zusammengedrängt, so dass kein Dekorationswechsel erforderlich ist; aber nicht ganz glücklich. Die Devrientsche Einrichtung verdient den Vorzug. Die Schlussszene leidet unter mancherlei Mängeln. So wird Faust unverjüngt in seiner letzten Greisengestalt leblos auf der Bahre liegend in den Himmel getragen. Die Mutter Gottes und ihre nächste Umgebung sind nur gemalt, und dgl. m. Trotz der gerügten Fehler war die Frankfurter Aufführung im Ganzen genommen eine imponirende, wozu die trefflichen schauspielerischen und musikalischen Kräfte nicht wenig beitrugen.

Auf die bevorstehende Inszenirung in Wien war man äußerst gespannt; heute ist man es nicht mehr, seit die ganze Einrichtung durch vorbereitende Zeitungsartikel bekannt geworden. Da der Direktor des Burgtheaters Herr Wilbrandt seine Inszenirung als Trilogie angekündigt hatte, fürchtete man in eingeweihten Kreisen, er werde die totgeborenen Dingelstedtschen Vorschläge zu beleben versuchen. Glücklicherweise geschieht das nicht. In seinem Buche: „Eine Fausttrilogie" hat Dingelstedt eine dramaturgische Studie hinterlassen, die hoffentlich stets nur interessante Lektüre bleiben wird. Die Dreiteilung gewinnt er, indem er den Prolog im Himmel mit den Monologen zum ersten Teil verbindet, den zweiten vom Spaziergang bis zum Kerker und den dritten von den Elfen bis zur Apotheose spielen lässt. Er wünschte, dass eine solche Vorstellung jährlich an Goethes Geburtstag auf einer Bühne, wie etwa die zu Bayreuth, stattfinden möchte. Dass bei Dingelstedt statt der schwer personifizirbaren Gottheit der Erdgeist auftritt, ist ein arger Fehlgriff; dass den letzteren die vier Elemente umlagern sollen, ist gleichfalls keine glückliche Idee; ebensowenig, dass der Erdgeist das Rettungswort am Schluss der Kerkerszene spricht. Fausts Urväter-Hausrat soll bei der wirklich in Szene gesetzten Luftfahrt des Magiers in Flammen aufgehn. Hatte Dingelstedt vergessen, dass Faust im zweiten Teile sich im hochgewölbten gotischen Zimmer wiederfindet und alles unverändert ist? Wagner, der Homunculus und der Baccalaureus sind im zweiten Teile unbarmherzig gestrichen. Der vierte und fünfte Akt sind in einen zusammengezogen. Ohne Frage hatte Devrient seine Aufgabe besser und wirksamer gelöst und es lag kein Grund vor, auf die Dingelstedtschen Intentionen zurückzugreifen. Das hat denn auch Wilbrandt nicht getan. Seine Fausttrilogie gibt die Dichtung am ersten Abend bis zu Fausts Verjüngung in der Hexenküche, am zweiten die Gretchentragödie und am dritten Abend den ganzen zweiten Teil. Die musikalische Begleitung hat Hofkapellmeister Sulzer zusammengestellt. (sic!)

Der erste Abend beginnt auch hier eigentümlicher Weise mit der Zueignung*), die aber wenigstens von einem Akteur in Goethes Gestalt gesprochen wird. Der Direktor und die lustige Person treten hinzu, wie in Frankfurt. Der Herr bleibt unsichtbar. Der zweite Abend hat insofern für Wien eine Erweiterung erfahren, als man die Szenen der Gretchentragödie aufnahm, welche früher dort fortgelassen wurden. An anderen Orten hat man dieselben stets gegeben, ohne etwas besonderes darin zu finden. Die Walpurgisnacht wird in vierfacher Wandeldekoration dargestellt. Lilith und das Gespenst Gretchens erscheinen. Den Abschluss der Wandeldekoration bildet der Kerkerturm, in welchem Gretchen schmachtet. Die Szene am Rabenstein fällt weg. Das rettende Wort am Schluss ist der Stimme des Herrn zugeteilt.

Bei dem zweiten Teil, der den dritten Abend füllt, ist die Goethesche Einteilung in fünf Akte beibehalten. Die ersten Szenen will man offenbar ungeschmälert geben, während die Mummenschanz, wie bei Devrient, nur zu einer stummen Rolle verurteilt ist. Die Person des Herold ist beibehalten und nicht ungehöriger Weise dieses Amt dem Mephistopheles aufgebürdet. Nach dem Personenverzeichnis ist die klassische Walpurgisnacht von grausamer Hand gekürzt worden. Nur eine Sphinx, Chiron, die Seherin Manto, die Empuse und die drei Phorkyaden treten als redende und handelnde Personen auf. Während im vierten Akt die drei Gewaltigen wenigstens vorkommen, ist Eilebeute gestrichen. Ueber die Inszenirung des fünften Akts lässt sich nichts erkennen. Im Ganzen ist die dramaturgische Leistung bei dieser Inszenirung keine außergewöhnliche, wenn auch die Aufführung bei den vortrefflichen Kräften, die der Wiener Burg zur Verfügung stehen, voraussichtlich eine hervorragende sein wird.

*) Wenn der Wiener Referent der (weiland Augsburger) Allgem. Zeitung (No. 10) behauptet, Wilbrandt sei der erste Faust-Bearbeiter, welcher die „Zueignung" auf die Bühne gebracht, und ihm gleichzeitig die Ehre vindizirt, eine Reihe von Szenen zuerst aufgeführt oder in ihr Recht wieder eingesetzt zu haben, so dokumentirt er eben nur, dass er mit der Geschichte der Faustaufführungen nicht bekannt ist.

(Schluss folgt.)

Heidelberg, Dezember 1882.

Friedrich Meyer von Waldeck.



Aus Otto Gildemeisters Uebersetzung des „Rasenden Roland" von Ariost.

Otto Gildemeister, der durch seine Uebersetzung Byrons bekannte Meister seiner schwierigen Kunst, hat es unternommen, uns auch einen deutschen „Rasenden Roland" (in 4 Bänden) zu schaffen. Ein oberflächlicher Vergleich der Gildemeisterschen mit den bisher erschienenen Uebersetzungen des „Rasenden Roland" wird Jedem sofort den Beweis liefern, dass zwischen Gildemeister und seinen Vorgängern dieselbe tiefe Kluft liegt wie zwischen Gildemeister und den früheren Byron-Uebersetzern. Wenn Ariost überhaupt noch dem Geschmack moderner Leser entspricht — was wir allerdings entschieden bejahen —, so bietet Gildemeisters Arbeit den des Italienischen Unkundigen eine ungemein fließende Nachdichtung des Originals, die wir hiermit aufs beste empfohlen haben möchten.

Als Probe geben wir, mit ausdrücklicher Genehmigung des Uebersetzers wie der Verlagshandlung (W. Hertz, Berlin) die schöne Stelle aus dem 23. Gesange:

Rolands Wahnsinn.

Umschauend sah er Namen eingeschrieben
In manchen Baum am schatt'gen Quellenrand.
Als seine Blicke daran haften blieben,
Erkannt' er deutlich seiner Göttin Hand.
Eines jener Plätzchen war's, die ich beschrieben,
In deren Näh das Haus des Hirten stand,
Die oft zur Ruhestätte mit Medoren
Die schöne Königin Catai's erkoren.

„Angelica und Medor" — in hundert Weisen
Verschlungen steht's vor seinem Angesicht.
Soviel Buchstaben soviel scharfe Eisen,
Mit denen Amor durch das Herz ihm sticht.
Auf tausend Arten will er sich beweisen,
Das, was er knirschend glaubt, das glaub' er nicht,
Angelica, von der ins Holz der Name
Geschnitten ward, sei eine andere Dame.

Dann sprach er: „Doch die Schrift ist mir bekannt;
Ich sah und las sie oft in meinem Leben.
Möglich dass sie dies mit Medor erfand;
Vielleicht hat sie dies Beiwort mir gegeben."
Mit solchen Gründen ohne viel Bestand
Sich selbst betrügend, hielt er sich im Schweben
Der Hoffnung, unbefriedigt, denn er wusste,
Dass er sie für sich selbst einfangen musste.

Doch immer flammt der greuliche Verdacht
Nur höher, wenn er sucht ihn zu ersticken,
Wie Vögel, die für ihren Unbedacht
Im Garn sich oder auf dem Leim erblicken,
Je mehr sie flattern und mit aller Macht
Fliehn wollen, um so fester sich verstricken.
Roland betritt den Platz, wo sich der Fels
Wölbt wie ein Bogen oberhalb des Quells.

Den Eingang schmückten zu dem Grottenschlunde
Mit kletterndem Gewächs Epheu und Wein.
Oft hatte dort das Paar die schwülste Stunde
Des Tags verlebt, beseligt und allein,
Und öfter dort als in der ganzen Runde
Die Namen drin und draußen ans Gestein
Geschrieben, bald mit Kohle, bald mit Kreide,
Bald auch in Punkten mit des Messers Schneide.

Bekümmert kam der Graf an diese Pforte
Und stieg vom Pferd', und sieh, am Eingang stand
Noch frisch und deutlich eine Anzahl Worte,
Die schrieb Medor dorthin mit eigner Hand.
Vom Glück, dass er genoss an diesem Orte
Schrieb er die Verse, die er selbst erfand,
In seiner Sprache zierlich ohne Frage,
Und die ich so in unsre übertrage:

„Lenzblumen, grüner Rasen, klare Flut,
Dämmrige Grotte, wo in holdem Schatten
Angelica aus königlichem Blut,
Um die so viel' umsonst geworben hatten,
Oftmals in meinen Armen nackt geruht,
Nichts kann Medor, den Dank euch abzustatten,
Nichts kann der arme tun als alle Zeit
Euch preisen für so große Freundlichkeit!

„Und alle bitten, edle Herrn und Frauen,
In deren Herzen süße Liebe traut,
Und alle Wandrer, die das Plätzchen schauen,
Und jeden, der in dieser Nähe wohnt,
Zu Grott' und Quell, zu Schatten, Gras und Auen
Zu sprechen: freundlich sei euch Sonn' und Mond,
Und nimmer soll der Chor der Nymphen leiden,
Dass euch der Hirte naht, sein Vieh zu weiden."

Es war arabisch, Roland von Aglante
Konnt' es so fertig lesen wie Latein.
Von vielen, vielen Sprachen, die er kannte,
Mocht' am bekanntesten ihm diese sein
Und hatt' ihm in den Ländern der Levante
Gar manchen Schimpf erspart und manche Pein.
Doch alle Frucht, die er daraus gezogen,
Ward jetzt durch einen Schaden aufgehoben.

Fünfmal und sechsmal las er, was da stand,
Der unglücksel'ge, immer an der Mauer
Das nicht zu finden hoffend, was er fand,
Und immer sah er's klarer und genauer.
Und jedesmal schnürt' eine kalte Hand
Sein Herz zusammen wie mit eis'gem Schauer,
Bis er zuletzt mit Aug' und Seele sich
Festbohrt' am Stein und selbst dem Steine glich.

Beinahe schon verlor er den Verstand,
So wehrlos lag er in des Schmerzes Krallen.
Glaubt es dem Manne, der es selbst empfand,
Dass dieser Schmerz der schlimmste ist von allen.
Die Kühnheit der gebeugten Stirn verschwand,
Das Kinn war auf die Brust herabgefallen,
Doch gönnte nicht der Schmerz in seinem Grimme
Dem Jammer Tränen noch den Klagen Stimme.

Der ungestüme Schmerz blieb ganz da drinnen;
Zu schnell hinaus wollt' er in seiner Qual.
So zaudert Wasser aus dem Krug zu rinnen,
Wenn weit der Bauch ist und die Oeffnung schmal,
Weil, um den Weg ins Freie zu gewinnen,
Die Flüssigkeit beim Drehn mit einem Mal
Hinausstrebt, selber sich die Bahn verstopfend,
Und mühsam nur herausfließt, langsam tropfend.

Jetzt kömmt er etwas zu sich, und ihm scheint,
Vielleicht sei alles Blendwerk; anzuschwärzen
Die Ehr' Angelica's, hab' es ein Feind
Ersonnen, und er glaubt's, hofft es von Herzen.
Vielleicht hat jemand es getan, der meint
Ihn so zu töten durch die Last der Schmerzen,

Und hat, wer es auch sein mag, ihren Namen
Und ihre Schrift verstanden nachzuahmen.

Mit solchem Nichts und dünnen Truggeweben
Weckt er den Mut und atmet etwas auf.
Er steigt auf Güldenzaum, als Phöbus eben
Der Schwester Platz macht für den nächt'gen Lauf.
Er ist nicht weit geritten, da erheben
Vor ihm sich Dächer und der Rauch steigt auf;
Die Hunde bellen; Kühe brüllen drinnen;
Er kömmt ans Haus, um Obdach zu gewinnen.

Ermüdet steigt er ab und lässt zum Pflegen
Sein Pferd in eines Knaben kund'ger Hand.
Die goldnen Sporen, Panzer, Helm und Degen
Schnallt man ihm ab und putzt sein Stahlgewand.
Dies war das Haus, wo jüngst Medor gelegen,
Wo er ein Glück dann sonder gleichen fand.
Roland begehrt kein Mahl, nur Lagerstatt,
Von Kummer, nicht von andrer Speise satt.

Je mehr er aber auszuruhn verlangte,
Je größre Pein und Plage bot sich dar;
Denn rings an Wand und Tür und Fenster prangte
In Lettern das verhasste Namenpaar.
Er wollte fragen, doch die Lippe bangte;
Er fürchtete zu deutlich und zu klar
Zu machen, was er doch im Nebel gerne
Gehalten hätt' und dämmerhafter Ferne.

Vergebens aber schloss er selbst sein Ohr;
Ein ungefragter sprach, der nichts verhehlte.
Dem Hirten kam sein Gast bekümmert vor,
Und um den Gram zu lindern, der ihn quälte,
Und weil er die Geschichte des Medor
Gern jedem, der sie hören möcht', erzählte,
Und weil sie Beifall fand bei jedermann,
So fing er arglos zu berichten an,

Wie auf die holde Bitt' Angelica's
Er den Medor in seine Wohnung brachte,
Der schwer verwundet war, und wie sie saß,
Um ihn zu pflegen, und gesund ihn machte;
Wie schlimmer dann ihr Herz, als er genas,
An Lieb' erkrankt', und sich ein Brand entfachte
Aus kleinen Funken, bis sie ganz und gar
In Flammen stand und nicht zu halten war.

Und wie sie, ganz vergessend, wer sie sei,
Die reichste Königstochter der Levante,
Ganz unterjocht von Amors Tyrannei
Als Weib sich hingab diesem jungen Fante.
Der Hirte holt' auch jenen Reif herbei,
Als die Geschichte sich zum Ende wandte,
Den für die Hilfe, die er ihr erwies,
Angelica zum Dank ihm hinterließ.

Dies Ende war das Henkersbeil und schlug
Den Kopf vom Nacken ihm mit e i n e m Hiebe,
Nachdem Scharfrichter Amor sich genug
Geweidet an den Foltern dieser Liebe.
Der Graf verbiss den Schmerz, den er ertrug,
Doch war's zu viel, als dass er drinnen bliebe;
Durch Mund und Augen, Klag' und Tränen bricht
Er los, der Jammer, ob er will, ob nicht.

Als er allein dann bleibt und frei vom Zwange
Sein Schmerz sich Luft macht, da auf einmal wallt
Aus beiden Augen über Rolands Wange
Ein Strom von Tränen ohne Maß und Halt.

Er ächzt und stöhnt und wälzt sich oft und lange
Bald nach der Rechten, nach der Linken bald.
Härter als Kiesel, brennender als hätte
Er Nesseln unter sich, dünkt ihm das Bette.

Nun fiel ihm ein, dass hier auf diesem Platze,
In diesem selben Bette, wo er lag,
Das undankbare Weib mit ihrem Schatze
Wahrscheinlich oft genug der Ruhe pflag.
Da graust' ihm vor dem Bett, mit e i n e m Satze
Fuhr er vom Lager, wie im Waldeshag
Der Bauer, wenn er sich ins Gras gestreckt.
Und schlafen will und eine Schlang' entdeckt.

Dies Bett und dieses Haus und dieser Hirt
Sind plötzlich ihm verhasster als die Sünde.
Er wartet nicht, bis Mondschein kommen wird,
Nicht, bis die Dämmerung den Tag verkünde.
Er nimmt die Waffen und das Ross und irrt
Durch finstren Wald bis in die tiefsten Gründe,
Und dort, allein, fern von der Menschen Ohr
Oeffnet er mit Gebrüll dem Schmerz das Tor.

Nie rastet er vom Weinen, nie vom Schreien,
Fern ist die Zeit, die ihn in Ruhe wiegt.
Er meidet Stadt und Dorf; im Wald, im Freien,
Auf hartem Boden sitzt er oder liegt.
Er wundert sich, wie voll die Brunnen seien
In seinem Kopf, dass nie ihr Strom versiegt,
Und dass zu seufzen nie die Luft vergehe,
Und oftmals sagt er sich in seinem Wehe:

„Das sind nicht Tränen mehr, was da heraus
Durchs Auge rinnt, als ob es Quellen wären;
Die Tränen reichten für den Schmerz nicht aus,
Der halbe war genug, sie aufzuzehren.
Gedrängt vom Feuer flieht jetzt aus dem Haus
Der Lebenssaft und nimmt den Weg der Zähren;
Der ist es, was da fließt, mit dem nun bald
Leben und Schmerz dem End' entgegenwallt.

„Und sie, die meiner Folter Stimme leihn,
Sind keine Seufzer; Seufzer würd' ich kennen;
Die ruhen manchmal; aber meine Pein
Lässt keine Pausen ihres Hauchs erkennen.
Es muss der Wind von Amors Flügeln sein;
Der facht die Flamm' und will mein Herz verbrennen.
Wie wunderbar ist Amors Flamme, die
Es stets in Brand hält und verzehrt es nie!

„Ich bin's nicht, nein, ich bin's nicht, der ich scheine.
Roland ist tot und liegt in seinem Grab.
Ein falsches Weib hat ihn getötet, eine,
Die ihm das Wort brach, das sie erst ihm gab.
Ich bin sein Geist, getrennt vom Fleisch und Beine.
Und irr' in dieser Hölle auf und ab,
Damit mein Schatten noch, mein letzter Rest,
Den warne, der auf Liebe sich verlässt."

Den Wald durchirrt' er bis zum Morgengrauen,
Und als die Tagesflamm' aufglänzte, trieb
Sein Schicksal ihn zurück zu Quell und Auen,
Wo an den Fels Medor die Verse schrieb.
Dort seine Schmach zu sehn in Stein gehauen,
Entflammt' ihn so, dass ihm kein Tropfe blieb,
Der nicht in Hass und Grimm und Wut sich kehrte.
Und ohne Zaudern griff er nach dem Schwerte.

Er schlug durch Schrift und Stein, dass in den Raum
Gen Himmel flog ein Staub von kleinen Splittern.
Wehe der Grotte, wehe jedem Baum,
Daran die Namen stehn, die ihn erbittern!
Ach, künftig werden Bäum' und Grotte kaum
Den Hirten Schatten spenden und den Schnittern,
Und jene Quelle, jener klare Born
Blieb nicht verschont von dem gewalt'gen Zorn.

Denn Aeste, Stämme, Stümpfe, Stein und Sand
Lässt er ins Bett der schönen Wasser rollen
Und trübt sie so vom Grund bis an den Rand,
Dass nie sie wieder hell erglänzen sollen.
Schweißtriefend endlich, endlich übermannt,
Als Luft und Atem nicht mehr reichen wollen
Für Zorn und heißen Grimm und bittren Hass
Sinkt er, gen Himmel stöhnend, hin ins Gras.

Erschöpft sinkt er ins Gras, und immer starrt er
Den Himmel an und bringt kein Wort hervor.
Dort ohne Speis' und ohne Schlaf verharrt er,
Und dreimal sinkt die Sonn' und steigt empor.
Inzwischen wuchs in ihm die herbe Marter,
Bis er am Ende den Verstand verlor.
Am vierten Tag, in heller Raserei,
Riss er den Harnisch auf dem Leib entzwei.

Hier liegen Helm und Schild, der Panzer dort;
Er schleudert um sich her mit Waffenstücken.
Die ganze Rüstung muss, mit einem Wort,
Im Wald in vielerlei Quartiere rücken.
Und dann reißt er und wirft die Kleider fort
Und zeigt den strupp'gen Bauch und Brust und Rücken.
Und also hob der Wahnsinn an,
Dass man von größrem niemals hören kann.

Die Wut und Raserei war so beschaffen,
Dass nun sein Geist versank in tiefe Nacht.
Ihm fiel nicht ein, den Degen aufzuraffen,
Sonst hätt' er, glaub' ich, Wunder jetzt vollbracht.
Indess kein Schwert noch Beil noch andere Waffen
Bedurfte seine ungeheure Macht;
Das zeigte sich sofort in hellem Lichte:
Im Nu entwurzelt' er die höchste Fichte.

Und nach der ersten riss er andre gleiche
Aus dem Gestein wie Binsen oder Rohr
Und nahm dasselbe Spiel mit Ulm' und Eiche,
Mit Ahorn, Buche, Tann' und Esche vor.
So wie der Vogelsteller im Bereiche
Des Platzes, den er für sein Netz erkor,
Gestrüpp und Nesseln pflegt beiseit zu räumen,
So räumt' er auf mit hundertjähr'gen Bäumen.

Die Hirten hören das Gekrach im Wald
Und lassen im Gebüsch zerstreut die Herde.
Von allen Seiten kommen sie alsbald,
Zu sehen, wer sich dort so wild geberde,
Hier aber, scheint mir, mach' ich lieber Halt,
Damit nicht die Geschicht' euch lästig werde,
Und besser find' ich's heute hier zu schließen
Als euch vielleicht durch Länge zu verdrießen.



Französische Poesie in Canada.

„La poésie française au Canada."
Précédée d'un article de revue historique sur la littérature canadienne-française. Compilation par Louis H. Taché.
St.-Hyacinthe, Imprimerie du „Courrier de St.-Hyacinthe".

Dass die Nachkommen der französischen Ansiedler in Canada, trotz der englischen Herrschaft, noch immer liebevoll festhalten an der Sprache und den Traditionen ihres alten Mutterlandes Frankreich, ist allgemein bekannt; von ihren Literaturbestrebungen hingegen ist bis jetzt nur wenig bis zu uns gedrungen, obgleich man dort schon seit mehr als einem Jahrhundert den Musen fleißig huldigt, und Herr Benjamin Sulte in seiner, dem vorliegenden Buche als Einleitung dienenden, ungemein interessanten literarhistorischen Uebersicht die respektable Zahl von 67 Dichternamen unter 175 Schriftstellern anführt. Sehr anzuerkennen ist es, dass er sich dabei von seinem Patriotismus nicht verblenden lässt und mit liebenswürdiger Bescheidenheit zugesteht, ächte Poeten seien in Canada ebenso rar wie anderswo, — was wol auch der Grund sein mag, weshalb in der von Louis Taché getroffenen Auswahl nur 15 Namen vertreten sind.

„C'est dans les auteurs de France que nous apprenons la langue littéraire, mais c'est dans les mœurs, les coutumes, dans l'histoire du Canada, dans son aspect physique que nous puisons la matière de nos travaux", bemerkt Herr Sulte von den Dichtungen seiner Landsleute. Victor Hugo, Lamartine und Béranger sind die Vorbilder, welchen hauptsächlich nachgestrebt wird, Musset, der übrigens, wegen seiner Subjektivität und der kapriziösen, echt parisischen Grazie seines Stils, schwer nachzuahmen ist, lernte man erst ganz neuerdings in Canada kennen. Vielleicht hätte diese Sammlung französisch-canadischer Poesien einen noch originelleren Eindruck gemacht, wenn manches der Lokalfarbe gänzlich ermangelnde Mittelgut weggeblieben wäre. Verse wie z. B.:

Alouette
Gentillette,
Ta voix jette
Chaque matin un chant si radieux,
Si sonore
Que l'aurore
Doute encore
S'il naît sur terre ou s'il descend des cieux

können doch nur noch jenseits des Ozeans den Reiz der Neuheit haben! Ein lebendigeres Interesse erwecken die meist wolgelungenen Dichtungen, die nationale Stoffe behandeln, der Liebe zur Heimat, der dankbaren Erinnerung an ihre Helden und Märtyrer, oder auch der Sympathie für Ruhm und Leid Frankreichs, des teuren Vaterlandes der Ahnen, Ausdruck geben, hier sind die Dichter in ihrem wahren Element, und der Leser lernt Land und Leute kennen; übrigens lebt sich's, wie es scheint, in Canada nicht viel anders als in irgend einer französischen Provinz.

Den meisten Raum nehmen die Poesien von Octave Crémazie ein, welcher, 1830 geboren, schon 1878 starb, also nur ein Alter von 48 Jahren erreicht hat. Den

heroischen und patriotisch-gemütvollen Ton gelang es ihm mitunter in sehr glücklicher Weise zu treffen, leider gehört aber das umfangreichste unter seinen Gedichten, *Promenade de trois morts*, eine Leichenphantasie in 135 Strophen, zu den grotteskesten Ausgeburten eines wurmstichig gewordenen Romanticismus, es wird keinem Menschen dabei gruselig werden, mancher Vers eher zur Heiterkeit reizen. Den Hauptinhalt bildet das Gespräch zwischen einem Toten und dem Wurm, der an ihm nagt, wo denn allerhand grabestiefe Gedanken von teils sentimentalem, teils philosophischem, teils pessimistischem Charakter ausgetauscht werden, der Wurm ist natürlich der geborene Pessimist. Als Probe möge folgende kurze Stelle dienen:

La femme a sa beauté; le printemps a ses roses,
Qui tournent vers le ciel leurs lèvres demi-closes;
La foudre a son nuage où resplendit l'éclair;
Les grands bois ont leurs voix mystérieuses, vagues;
La mer a les sanglots que lui jettent ses vagues;
L'étoile a ses rayons; mais le mort a son ver! . .
Le ver, c'est la couronne épouvantable et sombre
Qui brille sur nos fronts comme un oeil noir dans l'ombre;
C'est le baiser reçu dans ce lugubre jour
Où la mort nous a dit: Viens, je suis ton épouse!
Et ce baiser fatal, cette reine jalouse
Veut que nous le gardions comme un gage d'amour.
Gardons donc notre ver. Lui seul par sa blessure
Nous fait croire à la vie. En sentant sa morsure
Le pauvre mort se dit: Je souffre, donc je vis (!!)!

Aber besitzt Canada, außer einigen sehr schätzenswerten Lokalberühmtheiten, welche lesbare, zum Teil sogar treffliche Verse machen, einen wirklich hervorragenden Dichter? Einen Dichter, dem auch die Entfernung aus der Heimat, aus dem bewundernden Kreise seiner Landsleute den Lorber nicht abzustreifen vermöchte? Ich glaube, ein solcher ist Herr Louis Fréchette, von dem hier leider nur eine geringe Anzahl von Gedichten mitgeteilt wird. Die Académie-Française zeichnete ihn im Jahr 1880 durch Erteilung eines Preises für sein Buch *Oiseaux de neige* aus, und es scheint, dass dabei nicht bloß der Wunsch maßgebend war, Erkenntlichkeit zu zeigen für die von Canada Frankreich bewiesene Sympathie. Einige Strophen aus der „Entdeckung des Missisippi" werden dem Leser wenigstens einen Begriff von der großartigen Schilderungsgabe dieses Poeten geben:

Le grand fleuve dormait, couché dans la savane.
Dans les lointains brumeux passaient en caravane
De farouches troupeaux d'élans et de bisons.
Drapé dans les rayons de l'aube matinale,
Le désert déployait sa splendeur virginale
Sur d'insondables horizons.

Juin brillait. Sur les eaux, dans l'herbe des pelouses,
Sur les sommets, au fond des profondeurs jalouses,
L'Eté fécond chantait ses sauvages amours.
Du Sud à l'Aquilon, du Couchant à l'Aurore,
Toute l'immensité semblait garder encore
La majesté des premiers jours.

— — — — — — — — — — — —

L'inconnu trônait là dans sa grandeur première,
Splendide, et tacheté d'ombres et de lumière,
Comme un reptile immense au soleil engourdi,
Le vieux Meschacébé, vierge encor de servage,
Dépliait ses anneaux de rivage en rivage
Jusques aux golfes du Midi.

— — — — — — — — — — — —

Jolliet! Jolliet! deux siècles de conquêtes,
Deux siècles sans rivaux ont passé sur nos têtes,
Depuis l'heure sublime où, de ta propre main,
Tu jetas d'un seul trait sur la carte du monde
Ces vastes régions, zone immense et féconde
Futur grenier du genre humain!

— — — — — — — — — — — —

Plus de forêts sans fin: la vapeur les sillonne!
L'astre des jours nouveaux sur tous les points rayonne;
L'enfant de la nature est évangélisé;
Le soc du laboureur fertilise la plaine;
Et le surplus doré de sa gerbe trop pleine
Nourrit le vieux monde épuisé.

Berlin.

O. Heller.



„Norbert Norson." Leben und Lieben in Rom 1810—1811.

Von Alfred Meißner.

Zürich 1883, Cäsar Schmidt. 4 M.

Die Bedeutung und eigenartige Stellung Alfred Meißners in der deutschen Literatur ist bei Besprechung neuer Gaben seiner Muse im „Magazin" schon öfter gewürdigt worden, so dass ich glaube, von der Aufgabe, sie noch einmal zu würdigen, mich dispensiren zu dürfen. Freilich kann man unserem schnell vergessenden Geschlechte nicht oft und laut genug Mahner sein, nicht oft und eindringlich genug ihm z. B. sagen, dass A. Meißner nicht nur schöne Feuilletons in die „Neue freie Presse" und in andere Blätter schreibt, dass er nicht blos die Gedichte gemacht hat, die in der Literaturgeschichte von Kurz stehen, dass der „Ziska" noch mehr Strophen hat, als dort mitgeteilt sind, und dass Gelegenheit gegeben ist, sich auf eine andere und würdigere Weise ein Urteil über den Mann zu bilden, als indem man sich das in irgend einer Literaturgeschichte ausgesprochene selbstlos aneignet — ich meine, man solle die „Gesammelten Schriften" Meißners etwas fleißiger lesen; was nach dieser Sammlung erschienen ist, kann man ja einzeln kaufen.

Sein neuestes Werk — der „Norbert Norson" — wird wol sein Glück bei dem Lesepublikum machen. Vielleicht eben deshalb, weil es zu den wenigen Werken Meißners gehört, die höheren Anforderungen nicht allenthalben genügen. Es ist eine Malergeschichte. Ich muss gestehen, dass ich für Romane, die ihre Stoffe ausschließlich aus der Künstlerwelt nehmen, nicht gerade von vornherein eingenommen bin, ja dass sich bei mir, je mehr ich Romane dieser Art kennen lernte, die Ansicht ausgebildet hat, es sei eigentlich ein böses Verhängnis, das besonders die deutschen Dichter nötige, immer und immer wieder nötige, ihre Stoffe aus diesem Kreise des Lebens zu nehmen. Wie eng ist er, wie oft durchlaufen! Wie unkünstlerisch sind die meisten dieser Künstlerromane geraten, mögen auch noch so schöne und hohe Ansichten über Kunst, Künstler und Kunstwerke drin entwickelt sein! Wie kalt

und frostig sind sie oft und jeder Handlung baar! — Der „Norbert Norson“ ist von vielen dieser Mängel frei. Die Zeit, in der die Geschichte vorgeht — in der Vorrede will uns der Verfasser belehren, es sei das „kein Roman, keine Dichtung, sondern ein Stück Leben“ — ist noch nicht so gar oft geschildert worden; das Kunstleben in Rom zu Anfang unseres Jahrhunderts ist anschaulich und interessant dargestellt; das Charakterbild Zacharias Werners ist wol etwas verzerrt. Der Boden freilich, auf den uns die Geschichte führt, ist etwas arg abgegrast; aber bei der glücklichen Weise der Schilderung vergisst man, dass man etwas vernimmt, was man schon oft vernommen hat. Die Aeußerungen über Kunst u. s. w. treten sparsam auf, sind gehörig verteilt und stören gewiss nicht durch ihre Unverständlichkeit. Auch an Handlung fehlt es nicht. Vielmehr sind die Geschicke der Hauptperson recht wechselvolle und merkwürdige. Ebensowenig fehlt es an Spannung. Retardirende Momente sind mit großer Meisterschaft angewandt. Aber dass wir irgend eine Person in dieser Geschichte recht herzlich lieb gewinnen oder ordentlich hassen können, dazu will es nicht kommen. Und das sollte, meine ich, bei jeder Geschichte der Fall sein. Vielleicht liegt die Schuld daran, dass wir nicht an die Geschehnisse direkt herangeführt werden, sondern meist nur die Eindrücke erfahren, welche die Ereignisse auf den Tagebuchschreiber, den fingirten oder wirklichen Darsteller des Lebens Norsons, machen. Der Stil, in dem das Buch geschrieben ist, tut wol durch seine Einfachheit, Klarheit, Reinheit. Man wird ihn wol kaum als den Idealstil der Erzählung bezeichnen können. Aber ein guter Stil ist er doch.

Stuttgart.

Josef Lautenbacher.



Eine vergessene Literatur.

Weit im Osten zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspisee, in den lachenden Tälern des Südlichen Abhanges der kaukasischen Gebirgskette, wohnt ein wenig zahlreiches Volk, dessen historische Vergangenheit nur Wenigen bekannt ist und um dessen heutige Kulturbestrebungen sich fast Niemand kümmert. Es sind das die christlichen Georgier, Grusier oder Kartweler, wie sie in ihrer eigenen Sprache heißen. Die historische Vergangenheit dieses kaum eine Million Köpfe zählenden Volksstammes steht an Bedeutung und Großartigkeit der anderer vorderasiatischer Völker nur wenig nach. Ja, die Rolle, welche Georgien, als es sich unter der glanzreichen Regirung der Bagratiden vom Kaukasus bis an den Araxes ausdehnte, in Vorderasien spielte, war eine hervorragende und für die Einschränkung der mohamedanischen Macht, wenigstens für jene Gegenden von der höchsten Bedeutung. Viele Jahrhunderte hindurch verteidigten die Georgier die natürliche Brücke, welche Transkaukasien zwischen Europa und Asien bildet, abwechselnd gegen den Andrang der Perser, Araber und Türken. Sie führten diesen langwierigen und schweren Kampf mit mehr Ausdauer und Selbstaufopferung als die europäischen Kreuzfahrer und der Verlauf dieser blutigen Kriege bietet ein interessantes und Achtung erweckendes Bild wahren mittelalterlichen Rittertums dar. Ritterlich waren die Georgier jener Zeit im wahren Sinne des Wortes, ja, ihr damaliges Kulturleben und ihre sozialen Verhältnisse hatten trotz byzantinischer Uebertünchung eine frappirende Aehnlichkeit mit der Ritterwelt Europas.

Die Annahme des Christentums von Seiten der Georgier fällt in die Mitte des vierten Jahrhunderts, um welche Zeit der König Mirian die aus Rom entflohene heilige Nina in seinem Lande aufnahm und ihr die Verbreitung der christlichen Lehre gestattete. Mit diesem Ereignisse beginnt auch für die zivilisatorische Entwicklung der Georgier eine neue Epoche, denn die ersten Strahlen griechisch-byzantinischer Kultur finden nun im Lande Eingang und erwecken unter der Geistlichkeit Sinn für intellektuelle Beschäftigung. Schon unter dem Könige Pharnawass war die georgische Schriftsprache entstanden, so dass es nun möglich ward die Bibel und einige griechische Werke in die Landessprache zu übersetzen. Auch wurden Schulen gegründet, die bald heilsamen Einfluss übten, denn in verhältnismäßig kurzer Zeit waren die Georgier ihrer primitiven Barbarei entrissen und schufen sich eine für die damalige Zeit keineswegs zu unterschätzende Nationalkultur. Tatkräftige Könige und Magnaten erbauten Kirchen, Klöster, Schlösser und Schulen, und die großartige Architektur vieler dieser Gebäude erinnert noch heute den Reisenden an das rege Leben, das einst hier pulsirt hat.

Trotz des mächtigen Einflusses der Byzantiner bewahrten doch die Georgier Jahrhunderte hindurch ihre Tüchtigkeit, sowie ihren Rittersinn, welcher bekanntlich im oströmischen Reiche morgenländischer Verweichlichung weichen musste. Die unzähligen Kriege, welche sie mit den angrenzenden Völkern für ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit führten, sind der beste Beweis hierfür. Selbst unter der schwersten Bedrückung fielen sie nicht vom Christentum ab und bewahrten trotz der sie unablässlich bedrohenden Macht des Islams ihr nationales Wesen. Allerdings war es nicht zu verhindern, dass allmälig zahlreiche Sitten und Gebräuche der Perser und Araber in ihrem Lande Eingang fanden, aber diese aernichteten keineswegs die einmal errungene Kultur und hatten im Allgemeinen nur oberflächliche Wirkung.

Unter der Regirung der Königin Tamara, welche ins Ende des zwölften Jahrhunderts fällt, entwickelte sich in Georgien ein verhältnismäßig reges Geistesleben, für welches der Hof der Königin tonangebend war. Inmitten glänzender Kriegszüge und Siegesfeste blühte hier die Dichtkunst in ähnlicher Weise wie

an den Höfen der Kalifen. Die besten Erzeugnisse des geistigen Schaffens der Georgier datiren aus dieser Zeit und mit Recht nennen sie georgische Schriftsteller die klassische Epoche ihrer Literatur. Der hervorragendste Dichter jenes entlegenen Zeitalters ist Rustaweli, der Schöpfer eines bedeutenden und viele Schönheiten in sich bergenden Epos „Wepchwis Tkaosani“ (das Tigerfell) oder eigentlich nach der Heldin der Dichtung benannt „Nestan-Daredshan“. Aus derselben Zeit stammen die epischen Werke „Baramiani“, „Rostomiani“ und „Königin von Tamara, und ihr Gemahl David“ von Tschachruchadze, sowie die Romane „Visramiani“ von Schargis Tmokveli und „Dilarini“ von Moses Choeli. Georgische Schriftsteller sprechen noch von anderen wertvollen Dichterwerken jener Zeit, die jedoch verloren gegangen sein sollen.

Neben den eben genannten Dichtern besaß das damalige Georgien auch einen ansehnlichen Reigen wissenschaftlicher Schriftsteller, die sich namentlich mit Uebersetzung griechischer Klassiker beschäftigten. Die bedeutendsten von ihnen waren Ephraim, der Jüngere Iklatoeli, Johann Taidtschi, Petridzi und Schawtali, dessen verloren gegangene Geschichte des Abdull-Messia nach dem Zeugnisse späterer Schriftsteller ein Werk von hohem Werte gewesen sein soll.

Bald nach dem Tode der Königin Tamara brachen die Seldschuken in Georgien ein und das bereits errungene Kulturleben musste nun auf lange Zeit dem Kriegsgetümmel weichen. Mehrere Jahrhunderte hindurch währten die Kämpfe, die Georgien mit seinen auswärtigen Feinden mit abwechselndem Glücke zu bestehen hatte, und während dieser Zeit machte die Civilisation in diesem Lande fast gar keine oder nur sehr spärliche Fortschritte. Zu diesem Ringen mit auswärtigen Feinden gesellten sich noch im 17. und 18. Jahrhundert langwierige Tronstreitigkeiten, die oft Jahrzehnte lang das Land beunruhigten.

Als endlich Russland um das Jahr 1800 Georgien in Besitz nahm, waren von der einstmaligen Kultur nur schwache Spuren übrig und die einst blühenden Städte und festen Schlösser lagen größtenteils in Ruinen. Nicht nur das Landvolk, sondern auch die Bewohner der größeren Städte und der damals noch reich begüterte Adel führten ein hinsiechendes Dasein und waren mit wenigen Ausnahmen in einen kulturlosen Zustand zurückgesunken. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts beginnt dieses Schlaraffenleben zu schwinden und seit dieser Zeit arbeiten die Georgier an der Schöpfung eines modernen Kulturlebens. Dank der noch immer lebhaften Tradition früherer Größe gelang es den Vorkämpfern des Fortschrittes bei vielen warme Teilnahme zu finden und somit für die georgische Nation eine neue Aera anzubahnen.

Die wolhabendere Klasse der Bevölkerung suchte sich mit Vorliebe die Oberflächlichkeiten der neu importirten Zivilisation zu eigen zu machen, aber ernst denkenden Männern genügte keineswegs diese moderne Uebertünchung, weshalb sie sich bemühten den Fortschritt auf nationaler Grundlage zu fördern. Vorerst gründete man einen Verein für die Hebung der Volksbildung, und die durch denselben gegründeten Schulen und herausgegebenen Schulbücher haben schon ansehnliche Früchte getragen. Dieselben Männer suchten auch den Sinn für höhere Bildung und ernstere Wissenschaft zu erwerben, indem sie gute Werke aus fremden Sprachen ins Georgische übertrugen und Zeitungen gründeten.

Im Jahre 1863 begann Fürst Elias Tschawtschawadze die Herausgabe einer Monatsschrift „Sakartvelos moambe“ (Georgischer Bote), die jedoch nach einem Jahre wieder einging. Ebenso wenig Erfolg hatten andere Zeitschriften der sechziger Jahre und erst die später gegründete täglich erscheinende Zeitung „Droeba“ (Zeit) erwarb sich einen hinreichenden Leserkreis und ist auch bis heute noch das gelesenste Blatt in georgischer Sprache. Seit mehreren Jahren erscheint außerdem noch eine Monatsschrift „Iveria“ (Iberien), dann ein gleichfalls periodisches Blatt „Imedi“ (die Hoffnung) und seit einem Jahre besteht in Kutais ein Wochenblatt, welches der beliebte georgische Dichter Fürst Zereteli redigirt. Seit einigen Monaten spricht man von der bevorstehenden Herausgabe noch zweier neuer Zeitschriften, für deren eine die Mitarbeiterschaft nur Frauen übernehmen sollen.

Ziemlich reichhaltig ist die moderne Dichtung der Georgier, besonders die Lyrik, die trotz einiger orientalischer Ueberschwenglichkeit den heutigen Gemütszustand des georgischen Volkes in erhabenen Tönen wiedergibt. Der Schmerz um die verloren gegangene Größe des Vaterlandes und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft sind natürlich die Hauptmomente dieser Herzensergüsse, von denen sich jedoch viele durch Kraft und schwungvolle Sprache auszeichnen. An erster Stelle steht unter den Dichtern der schon genannte Fürst Elias Tschawtschawadze, der georgische Béranger. Die bedeutendsten seiner Dichtungen sind „Demetrius' Selbstaufopferung“, „Schatten“ und seine Romane „Kacia adamiani?“ (Ist das ein Mensch?), sowie auch „Glachis noamboli“ (Erzählung eines Bettlers) gehören zu den beliebtesten Werken in der georgischen Belletristik. Das humoristische Moment, welches den Bewohnern des alten Kolchis in hohem Grade eigen ist, verleiht auch diesen beiden Romanen eine bedeutende Anziehungskraft. Nächst Tschawtschawadze streiten Orbeliani und A. Zereteli um die Palme, und wenn ich bemerke, dass ihre Gedichte nicht nur von der gebildeten Welt, sondern sogar vom niederen Volke mit Vorliebe gesungen und deklamirt werden, so wird wol der Leser an ihrem Werte nicht zweifeln.

Fürst Raphael Eristow und Nikolaus Baratow gehören gleichfalls zu den besseren zeitgenössischen Lyrikern und der erstere hat mehrere besonders schöne, glühende Vaterlandsliebe atmende Gedichte verfasst.

Weniger Gediegenes findet man in der Romanliteratur, der es noch an vollendeter Form und klarer Lebensauffassung mangelt.

Ziemlich reges Leben herrscht dagegen in der dramatischen Literatur, deren Schöpfer der um sein Vater-

land als Schriftsteller und Bürger sehr verdiente Fürst Georg Eristow war. Durch seine Mühewaltung traten im Jahre 1850 mehrere Liebhaber der dramatischen Kunst zusammen und veranstalteten in Tiflis einige Vorstellungen zweier von G. Eristow verfasster Lustspiele. Da dieser erste Schritt von der Gesellschaft mit großem Jubel aufgenommen wurde, so sah sich Fürst Eristow nach passenden Persönlichkeiten um und in kurzer Zeit gelang es ihm, eine Schauspielertruppe zu vereinigen, die nun regelmäßig Vorstellungen gab. Neben der Gründung dieser ersten georgischen Bühne sorgte Eristow auch für das Repertoire und seine echt nationalen Lustspiele gehören noch heute zu den besten Erzeugnissen der dramatischen Kunst in Georgien. Nach ihm traten zahlreiche andere Bühnenschriftsteller auf, jedoch sind ihre Werke außer denen von A. Zereteli und David Eristow, dem talentvollen Sohne des Fürsten Georg Eristow, ohne bedeutenden Wert. A. Zeretelis Lustspiele sind heute die beliebtesten und außerdem hat sich dieser Schriftsteller auch durch seine gediegenen öffentlichen Vorträge und seine journalistische Tätigkeit große Verdienste erworben. Fürst David Eristow ist der Verfasser eines wertvollen Trauerspiels „Das Vaterland", welches mehr als viele andere Stücke auf der Tifliser Bühne gezündet hat und zu den besten Originalwerken gehört. Seine Verdienste als Journalist sind nicht minder wichtig als die Zeretelis.

In der wissenschaftlichen Literatur herrscht auch schon eine gewisse Tätigkeit und besonders ist in der historischen Richtung in den letzten Jahren ziemlich viel geschehen. Als Philologe ist Kipiani zu nennen, der gegenwärtig im Verein mit anderen Gelehrten an der Abfassung und Zusammenstellung technischer Ausdrücke für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft arbeitet.

Zum Schluss sei noch die begonnene Herausgabe aller georgischen Klassiker erwähnt.

Zdolbunow (Volhynien).

Arthur Leist.



„Der Krieg der Millionen."
Schauspiel in fünf Aufzügen von Max Nordau.

Leipzig 1882, B. Schlicke.

Für den literarischen Kritiker, sofern er den Gepflogenheiten seines rein ästhetischen Verhältnisses zu den schöngeistigen Schöpfungen des Tages treu bleiben will, ist jedes Drama in Buchform zugleich ein echtes und gerechtes „Buchdrama" in dem Sinne, dass es literarisch alle Qualitäten besitzen muss, um die bloße Lektüre nicht nur zu ertragen, sondern auch künstlerisch vollwichtig zu lohnen. Das unterscheidet das literarische Drama von dem musikalischen Drama, dass es auch ohne jedwede theatralische Veranstaltung dem Geiste und der Phantasie des Lesers gegenüber seine ganze Schuldigkeit zu tun vermag und nicht erst eines komplizirten Apparates in der Mitwirkung anderer Künste bedarf, um seine ganze Fülle und Schönheit offenbar werden zu lassen. Das literarische Drama **kann** gespielt werden, um eine außerordentlich erhöhte Wirkung auf ein Massenpublikum zu erzielen, wenn es vollkommen gut gegeben wird, aber es **muss** nicht gespielt werden, um etwa erst durch die sinnliche Darstellung eine notwendige Ergänzung seiner künstlerischen Einheit und Tüchtigkeit zu erfahren.

Damit wende ich mich gegen eine landläufige Irrlehre, die von den handwerksmäßigen Theatermeistern in die Welt gesetzt worden ist — natürlich im schlauverstandenen Interesse der selbstherrlich gedachten, die Dichtung nur als dienliches und dienendes Material heranziehende Komödiantenkunstfertigkeit —, wende mich gegen die Irrlehre, dass nur ein nach ganz bestimmten, aus der Komödiantenpraxis abstrahirten Rezepten geschickt verfertigter literarischer Artikel das Recht habe, als ein sogenanntes „bühnenfähiges Stück" in die Erscheinung zu treten und um das öffentliche Interesse zu werben. Wenn ein Funken Wahrheit in dieser von der Gedankenlosigkeit so eifrig kolportirten Satzung läge, so müsste der vollkommenste Schauspieler zugleich der vollkommenste Bühnenschriftsteller und das Metier des Mimen zugleich die geheimnisvolle Quelle aller wahren dramatischen Dichtungsergüsse sein. Dass dies nie der regelrechte Fall war, geht schon daraus hervor, dass trotz der irrtümlich behaupteten notwendigen Abhängigkeit der dramatischen Literatur von dem Handwerksgesetz der Bühnenpraxis die ganze historisch verfolgbare Entwickelung des literarisch-dramatisch-theatralischen Kunstwesens ihren zielweisenden Schwerpunkt nicht in den Kunstgriffen der Komödianten, sondern in der schrankenbrechenden Phantasie genialer Dichter hatte.

Und wenn heute das deutsche Theater sich wirklich in der Misère befindet, von der unsere international abgerichteten und halb klassisch halb pariserisch lüstelnden Kunstspatzen von allen kritischen Dächern pfeifen, so ist, abgesehen von den geheimen Gebresten unserer Theaterleitungen, der Grund des Elends meines Erachtens hauptsächlich in der absurden Gewöhnung an die alleinseligmachende Wunderkraft der „geistreichen", „pikanten", „genialen" Hokuspokus-Mache zu suchen. Eben weil im allgemeinen noch unendlich viel schlechter gespielt, und mindestens ebenso schlecht zugehört, zugesehen und nachempfunden, als gedichtet wird, klammern sich Spieler, Publikum und Kritik an die rettende „Mache" des gefälligen Bühnenschriftstellers. Hätte unser Goethe nicht die endliche siegreiche Ueberwindung dieser verkehrten Koulissenwelt im Geiste erschaut, so würde er sich wahrscheinlich gehütet haben, sein gewaltigstes Werk, das Vermächtnis seines ruhmreichen Dichterlebens, den „Faust" in der dramatischen Theaterform seinem Volke darzubieten.

Wieso ich auf diese scheinbar abschweifenden Gedanken gekommen? Durch die Vorrede, welche Nordau der Buchausgabe seines Dramas als Geleitwort mitzugeben für nötig gefunden. Der Verfasser erzählt, nicht

ohne einen Anflug bitter ironischer Melancholie, dass er mit seinem Stück bei den Bühnendirektionen, denen er es im Manuskript zugesandt, wenig Glück gehabt, dann fragt er: weshalb dieses geringe Entgegenkommen seitens der Bühne? Er bekennt, hundert Antworten auf diese Frage gefunden zu haben, aber von keiner befriedigt zu sein. Um diesem unangenehmen Zustande ein Ende zu machen, habe er sich entschlossen, das Stück drucken zu lassen.

Wörtlich: „Ich lasse das Stück drucken. So tritt es doch durch die Bedientenpforte des Buchdramas in die Oeffentlichkeit, zu welcher ihm der legitime Zutritt durch das Haupttor der Bühnendarstellung bisher versagt blieb. Die Kritik gibt mir dann wol die Erklärung meines Missgeschicks, auf die ich allein nicht gekommen bin."

Der Ausdruck „Bedientenpforte des Buchdramas" ist charakteristisch. Der Verfasser teilt offenbar die alte verächtliche Auffassung vom Buchdrama und hält die Bühnenwelt, die seiner Arbeit bisher den „legitimen Zutritt" in die Oeffentlichkeit versagt hat, für die oberste Autorität in der Schätzung schriftlicher Leistungen der dramatischen Gattung. Aber womit will er dann sein Vertrauen zur rein literarischen Kritik rechtfertigen, wenn er die Legitimirung dramatischer Leistungsfähigkeit nur von den ausübenden Theaterpraktikern erwartet und ungehalten darüber ist, dass ihm aus dem Reich der Schminke und der perfekten Koulissenreißerei kein freundliches Entgegenkommen geworden?

Die Lage unserer deutschen Dramatik scheint mir heute dem schriftstellerischen Verhalten nur die Wahl zwischen zwei logischen Möglichkeiten zu lassen: entweder man fühlt und gibt sich als unabhängiger, freischaffender literarisch-dramatischer Künstler und wartet in stolzer Gelassenheit, bis sich die Bühnenleute, das Rechte suchend (mehr der Not gehorchend, als dem eignen Trieb!) in die Schreibstube bemühen, oder man macht den schriftstellernden Handlanger der erfolgsichern Theatermeister, arbeitet getreulich nach alten Rezepten, respektirt die traditionellen Kniffe, eignet sich in handwerksmäßiger Uebung nach den gepriesensten Vorbildern die hehre Zier der „Mache" an — und lässt die literarischen Sorgen und Würden links liegen. Ich kenne keinen andern Weg, der aus unserm literarisch-theatralischen Chaos zu einer neuen, reinen Ordnung zu führen und neben der Produktion auch der Kritik eine feste und geachtete Stellung zu sichern vermöchte.

Das Nordausche Stück gibt sich in der Vorrede nur ganz verschämt und faute de mieux als Buchdrama; es schielt mit dem einen Auge nach dem Lobspruche der literarischen Kritik und mit dem andern Auge nach dem Beifallswinke des theatralischen Erfolgsmachers. Das ist fatal. Denn der heißere Blick ist dem zweiten Auge eigen — und der literarische Kritiker hat die verzweifelte Gewissheit, unter den heute und sicherlich auch noch morgen obwaltenden Umständen nichts für den Sieg der jungen Literatur auf unserer einheimischen Bühne ausrichten zu können. Ja, wenn es sich um eine Uebertragung oder Zurichtung aus dem Französischen handelte! Aber so! Man denke doch nur: ein deutsches Originalstück in korrekter, literarisch durchgebildeter Sprache, von flagrantester Modernität im Stoffe und entschiedener Hinausarbeitung zu einer sozialpolitischen Lektion von einer Herbheit, wie man sie nur von einem obrigkeitlich bestallten censor vitae ohne zu mucksen hinnehmen würde! Denn wenn der geschätzte Verfasser im Vorwort den Inhalt seines Dramas so resumirt: „die tyrannische Allgewalt der altetablirten Milliarden und ihr Vernichtungskrieg gegen etwaige Unabhängigkeitsbestrebungen rebellischer junger Millionen" — so überzuckert er damit in der großmütigsten Weise die furchtbar bitteren Pillen, die im Laufe der fünf langen Akte die hohe Finanz und die mit ihr verschwisterte hohe Politik reichlich zu kosten bekommen.

Ich habe den Nordauschen „Krieg der Millionen" vom Verfasser aus dem ersten Manuskriptentwurf selbst vorlesen hören und habe nun auch die Buchausgabe mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Ich habe beidemale von dem Werke den nämlichen Eindruck empfangen: es ist ein in seiner Art vorzügliches Buchdrama, das zwar in der äußeren Teilung und Verarbeitung des Stoffes gegen keine einzige der wesentlichen Elementarregeln der Bühnentechnik verstößt, aber in seiner inneren Gestaltung und Gehabung sich so frei gehen lässt, wie man es nur bei dem Ausschluss jeder zarteren Rücksicht auf das theatralisch verbildete, und von dem seiner Kraft und Aufgabe bewussten Schriftsteller auch keine Rücksicht verdienende Publikum erwarten kann. Auch stofflich ist es reizvoll; nicht hinsichtlich der Entwickelung der Fabel mit dem in der gebräuchlichen Weise hereinspielenden Liebesmoment — das jedoch erst auf der 114. Seite (IV. Akt, 7. Szene) zu dramatischer Aussprache, für empfindsame Seelen also etwas verspätet, kommt — sondern hinsichtlich der Kühnheit, mit welcher der Autor Theorie und Praxis der Börsenspielkunst mit allem rechnerischen und technisch-terminologischen Spezialkram zu einem ebenso fachmännisch korrekten als dramatisch haltbaren Gewebe durch volle vier Akte verspinnt. Da ist alles fein durchstudirt und genau beobachtend erlebt. Ja, ich möchte sagen: nur ein Dichter, der von seinem Temperament her einen natürlichen Zugang zu dem Kriegsschauplatz des Millionenkampfes, zu den Koulissen der Börse hat, vermag den famosen „Giftbaum" so zu rütteln und zu schütteln, dass dem feinsinnigen Leser eine genießbare, saftige Frucht in den Schoß fällt. Das ist das Originelle des Nordauschen Stücks: seine schönste Wirkung müsste es von der Bühne herab auf ein Parterre von Literaten üben, die zugleich perfekte Banquiers wären — aber mit reinen Händen à la Rudolf, dem ideal gewachsenen Helden des Stücks, der aber trotz aller Idealität einen Monolog verüben kann wie Seite 110:

„6 Millionen und 10 Millionen, das sind 16 Millionen, und 2, sagen wir 3, macht 19 Millionen. 19 Millionen, dagegen 8 Millionen und 26 Millionen, sind 34 Millionen und die Differenzen am Medio — —"

Und bei dieser arithmetischen Exaktheit doch keine öden Zahlenmenschen zu geben und das Drama des Börsenlebens nicht in einem feuilletonistisch brillant geschriebenen, dialogisirten Handelsartikel versanden zu lassen, sondern zu einem hochspannenden, gegen den Schluss gewaltig aufregenden Roman zu gestalten, das ist nicht der geringste Vorzug dieses Nordauschen — Börsenweihefestspiels.

Hier breche ich ab. Den Rest der angesponnenen literarischen Kritik mag sich der Leser des Buches selbst sagen.

München.

M. G. Conrad.

Literarische Neuigkeiten.

Das „Literarische Bureau" in London, vielen deutschen Schriftstellern bekannt, hat sich infolge fortgesetzter Verluste aufgelöst.

„Heitere Träume". Zwölf Scherzgeschichten von Josef Willemitzer. — Leipzig, Glaser & Garte. Dem Leser der „Fliegenden Blätter" ist Willomitzer längst ein lieber Bekannter. Er hat über den „Herrn von Lilienstengel", den dreihundertmal geohrfeigten Märtyrer der Wohltätigkeit, gewiss Thränen der Rührung vergossen, hat in „Knackwurst und Schweizerkäs" gewiss mit dem Schneider Zizwarek phantasirt, der seinen Geist aus der Zeitungsemballage von Knackwurst und Schweizerkäs nährt, und hat gewiss über die wundersamen Schicksale des Letzten aus dem edlen Geschlechte der Pespischil gestaunt. Willomitzer hat zu diesen Erzählungen noch neun andere hinzugefügt und in dem vorliegenden Büchlein gesammelt, welches von dem ganz eigenartigen und phantasievollen Humor des Verfassers zeugt. Es sind Erzählungen, in denen heitere Märchenhaftigkeit mit modernem Realismus schalkhaft verknüpft ist, oder Satiren auf verschiedene Ideologen, an denen Deutschland so reich ist, oder Charakterbildchen aus dem kleinstädtischen oder bäuerlichen Leben — Alles frei von der Tendenz des Tages, nur mit der tiefeingesenkten Tendenz des Dichters und Humoristen. Die „Heiteren Träume" werden viel gekauft werden; vielleicht entschließen sich die Verleger, die weiteren Auflagen würdiger auszustatten.

In Edinburg hat sich eine *„Early Scottish Text Society"* gebildet, welche zunächst die poetischen Werke des Königs Jacobs I. und die Dunbar's veröffentlichen will.

Victor Hugo's „Torquemada" ist von Herrn Butiras, dem Redakteur des „Neologos", ins Hellenische übersetzt worden.

Ein kleiner, aber recht schätzbarer Beitrag zur Kunde des italienischen Volksliedes liegt uns in dem Heftchen von Gaetano Amalfi vor: „Cento canti del popoli die Serrara d'Ischia." Vieles darunter ist von großer Anmut. In den Dialekt liest sich ein des Italienischen gut Kundiger leicht hinein. — Mailand, Brigola.

„Golo" betitelt sich die neueste Tragödie (in fünf Akten, Dresden, Verlag von Rudolf Barth & Comp.) von R. Kulemann. Der Verfasser, einer der Nestoren der deutschen Schriftsteller (er ist 83 Jahre alt!), behandelt im „Golo" aufs Neue die Sage der Genoveva. Als Poeten kennen wir Kulemann seit langem. Sein „Bauernkrieg oder das Trauerspiel in Deutschland", sein „Ludwig der Baier" zeugen von großem dramatischen wie historischen Können und Verständnis. Die energische Charakterzeichnung und die durchaus edle Sprache lassen wünschen, dass der „Golo" auch auf der Bühne dem Publikum vermittelt werde, zumal da das Stück durchaus bühnengerecht erscheint. Hoffen wir, dass bald eine deutsche Bühne sich entschließt, zur Freude des hochbetagten Poeten dem „Golo" zur Aufführung zu verhelfen.

Seit längerer Zeit machte sich irgendwelcher Unberufene den taktlosen Spaß, durch die Presse zu verkünden, die Königin von Rumänien beabsichtige nach Berlin zu kommen, um dort „mit einem berühmten Schriftsteller" über ihre poetischen Arbeiten Rücksprache zu nehmen. Ein deutliches Dementi von zuständiger Stelle hat endlich dieser Ente, welche an Stelle der Seeschlange zu treten drohte, die Flügel beschnitten.

In Bezug auf das Erscheinen der „Geschichte der Englischen Literatur" von Eduard Engel ist berichtigend zu bemerken, dass dieselbe nicht in 10 Lieferungen à 0,75 M., sondern in 8 Lieferungen (zu je 4—5 Bogen) à 1 M. ausgegeben wird. Die erste Lieferung, bis zu Chaucer reichend, erscheint Ende Februar. Das Werk soll bis zum Oktober d. J. fertig vorliegen. — Leipzig, W. Friedrich.

Gleichzeitig mit der „Geschichte der Englischen Literatur" soll eine zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage von desselben Verfassers „Geschichte der französischen Literatur" erscheinen.

Wir freuen uns, alle Schriftsteller oder mit der Literatur in mehr oder weniger engen Beziehungen stehenden Leser unseres Blattes auf den soeben erschienenen „Literatur-Kalender" von Josef Kürschner (5. Jahrgang) aufmerksam zu machen. Er ist ein ebenso handliches wie unentbehrliches Nachschlagebuch für jeden Mann der Feder und seine Vollständigkeit ist die erschöpfendste, die sich bei der beklagenswerten Unliebenswürdigkeit vieler um Mitteilungen Gebetenen erreichen ließ. Manche leicht zugänglichen Quellen der Information sind allerdings nicht benutzt worden!

Dem Herausgeber wie dem Verleger gebührt jedenfalls trotz vieler Lücken, der wärmste Dank der deutschen Schriftstellerwelt für diese Bereicherung jedes Arbeitstisches derer von der Literatur. — Stuttgart, W. Spemann.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXI.

Anfrage.

Am 23. August 1879 wurde ein Kontrakt zwischen mir und N. N. über ein spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterbuch abgeschlossen, das am 1. Juli 1881 beendet sein sollte. Am 24. April 1880 wurde dann ein portugiesisches Wörterbuch für Ostern 1882 kontrahirt. Da für beide Werke Bedingungen gestellt wurden, die mir schwer erfüllbar waren, dass nämlich für das erstere das Südamerikanische, für letzteres das brasilianische Portugiesische berücksichtigt werden sollte, so erkannte ich bald, dass diese Termine der Ablieferung nicht einzuhalten sein würden, beachtete aber leider diese Termine nicht, da ich aus eigener und anderer Erfahrung wusste, dass literarische Werke im allgemeinen nur selten zu den bestimmten Terminen abgeliefert werden. Ich machte die Verlagshandlung auf die Schwierigkeiten und Zeitverluste aufmerksam, die mit einer würdigen Herstellung der Werke verbunden sein würden, da das lexikographische Material für diese Sprachen überhaupt sehr mangelhaft, hier in Deutschland aber fast gar nicht zu beschaffen war.

Krankheit und andere frühere Verpflichtungen kamen dazu, um die lexikographischen Arbeiten sehr zu verzögern, und ich konnte erst mit Energie an dieselben herantreten, nachdem ich bei Gelegenheit einer Reise nach Lissabon das vorhandene Material aufgekauft und durch einen brasilianischen Schriftsteller ein brasilianisches Vokabular im Manuskript hatte anfertigen lassen. Wiederum durch schwere Krankheit verhindert, kräftig zu arbeiten, konnte ich den ersten Teil des Manuskripts des spanisch-deutschen Wörterbuchs erst wenige Tage vor dem 1. Juli 1881 nach X einsenden; es war das spanische A. Am 2. Juli erhielt ich die Antwort darauf und zugleich eine neue Papiersendung, um die ich gebeten hatte. Die Verlagshandlung gab damit zu erkennen, dass sie auf den

Termin des 1. Juli, der im Kontrakt festgesetzt war, offenbar kein Gewicht legte. Ungefähr am 6. Juli sandte ich das deutsch-spanische A ein, ersuchte um das Honorar für diese beiden Manuskripte, die $^1/_{10}$ der ganzen Arbeit repräsentirten, und bat zugleich um Angabe, ob ich die Arbeit in gleicher Weise oder in geringerer oder größerer Ausdehnung fortsetzen sollte. Ich erhielt das Honorar und die Antwort, ich möchte in gleicher Weise fortarbeiten. Der Charakter der Arbeit, die Mangelhaftigkeit alles vorhandenen Hilfsmaterials machte große Ergänzungsarbeiten notwendig. Ich teilte meine Dispositionen der Verlagsbuchhandlung mit, die danach nicht erwarten konnte, bald wieder Manuskript zu erhalten, und arbeitete, unterstützt durch eine geeignete Hilfskraft, weiter. Gegen Ende vorigen Jahres fragte man an, wie weit ich wäre, und meine Antwort darauf wurde nicht beanstandet. Eine Korrespondenz in diesem Frühjahr hatte ebenfalls nichts, was die Sache kompliziren konnte. Meine Vorarbeiten waren nun so weit gediehen, dass ich mit Schluss dieses Jahres das spanische Lexikon beendigen zu können glaubte und dies beabsichtigte.

Da erhielt ich Ende Juli, während ich im Begriff stand, in kurzer Zeit einen Teil das Manuskriptes, das fertig vorlag, einzusenden, eine Zuschrift, die plötzlich alle Beziehungen abbrach. Die deshalb eröffnete Korrespondenz führte nur zu dem Resultat, dass man mir schrieb, der Kontrakt sei tatsächlich gelöst, aber wenn ich weiter arbeiten wollte, so brauchte ich nicht zu fürchten, post festum zu kommen. Ich musste aus dem Charakter der Zuschriften der Verlagshandlung schließen, dass sie wünschte, ich möchte fortarbeiten, und so tat ich das denn auch im Vertrauen auf die Redlichkeit des Verlegers. Um aber sicher zu sein und um den Beweis zu liefern, dass ich tatsächlich gearbeitet hatte, sandte ich wenige Tage später Manuskript ein, wiederum $^1/_{10}$ des Ganzen. Das Manuskript wurde mir, nachdem man es circa 10 Tage unter dem Vorwande, nicht Zeit zur Einsicht zu haben, dort behalten hatte, zurückgesandt, und als ich infolge dessen herüberreiste, um persönlich mit der Redaktion der Wörterbücher mich auseinanderzusetzen und um die Beweise dafür beizubringen, dass sehr viel vorgearbeitet, sehr viele Hilfsarbeiten ausgeführt waren, die die Fertigstellung des Lexikons in diesem Jahr ermöglichten, erkannte ich, dass man die Abfassung des spanischen und portugiesischen Wörterbuchs wol jetzt nicht mehr für lukrativ erachtete und daher nun die Gelegenheit, die sich durch Nichteinhaltung des Ablieferungstermins darbot, benutzte, um mit mir zu brechen. Herr N. N. selbst war nicht zu sprechen, und da ich vermutete, dass dies absichtlich geschehen war, so versuchte ich es nicht noch ein zweites Mal, sondern setzte ihm in einem Briefe den Sachverhalt auseinander, für den Fall, dass man von der Abfassung des spanischen Wörterbuchs absehen wollte, um eine Entschädigung ersuchend. Auf die darauf einlaufende ablehnende Antwort schrieb ich noch einmal, eine Entschädigung verlangend. Dieser letzte Brief ist unbeantwortet geblieben.

Es fragt sich nun, ob auf Grund des Umstandes, dass die Verlagshandlung nach Ablauf des kontraktlichen Termins noch lange in Verbindung mit mir gestanden und mir Honorar gesandt hat, auf gerichtlichem Wege etwas zu erzielen ist. Denn ich bin durch den Ausfall der Einnahmen für vielmonatliche angestrengte Arbeit in die allerbedrängteste Lage gekommen und möchte, wenn irgend möglich, doch wenigstens eine Entschädigung haben. Ich lege für den Fall, dass Sie der Sache näher zu treten geneigt sind, die Kontrakte und die Zuschriften des N. N. seit 1. Juli 1881 bei, indem ich Sie um Ihren Rat und um gef. Retournirung ersuche.

Gutachten.

In § 3 des Verlagsvertrags vom 23. August 1879 verpflichteten Sie sich allerdings, das Manuskript des deutsch-spanischen und des spanisch-deutschen Wörterbuchs „nach und nach in regelmäßigen Zeiträumen und zwar so abzuliefern, dass das Ganze bis 1. Juli 1881 ausgeliefert ist“. Ebenso übernahmen Sie in § 3 des Verlagsvertrags vom 24. April 1880 die Verpflichtung, das Manuskript des deutsch-portugiesischen und des portugiesisch-deutschen Wörterbuchs „nach und nach in regelmäßigen Zeiträumen und zwar so abzuliefern, dass das Ganze bis Ostern 1882 ausgeliefert ist“. Allein abgesehen davon, dass die Verlagshandlung den zuerst erwähnten Vertrag auch nach Ablauf der Lieferungsfrist wenigstens eine Zeit lang als noch fortbestehend ansah, indem sie den von Ihnen eingesandten Teil des Manuskripts annahm und honorirte, auch Sie zur Fortsetzung Ihrer begonnenen lexikalischen Arbeiten ermunterte, wäre die Verlagshandlung auf Grund des angezogenen Paragraphen wegen der verspäteten Manuskriptlieferung zum einseitigen Rücktritt vom Vertrag nur dann berechtigt gewesen, wenn ihr die s. g. kassatorische Klausel zur Seite gestanden hätte und sie sich deshalb auf § 1436 des für die Beurteilung des vorliegenden Rechtsfalls maßgebenden Bürgerl. Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen hätte berufen können, in welchem es heißt: „Wird bei einem Vertrage bestimmt, dass, wenn die Leistung eines der Vertragschließenden ganz oder teilweise bis zu einem bestimmten Zeitpunkte nicht erfolgt, der Vertrag als nicht geschlossen angesehen werden, oder der Teil, welcher nicht zeitig erfüllt, seines Rechts aus dem Vertrage verlustig sein soll, so hat Derjenige, zu dessen Gunsten die Bestimmung gereicht, im Falle eines Verzugs des anderen Teils die Wahl, ob er den Vertrag für aufgelöst ansehen, oder bei demselben stehen bleiben will“. Da nun aber § 3 der in Rede stehenden Verträge die kassatorische Klausel nicht enthält und überhaupt eine Bestimmung darüber, was im Fall der verzögerten Manuskriptlieferung geschehen soll vermissen lässt, so hätte die Verlagshandlung unter Hinweis auf diesen Paragraphen gegen Sie nach Ablauf der Lieferungsfrist lediglich auf vollständige Vertragserfüllung und Ersatz des etwa durch Ihren Verzug ihr erwachsenen erweislichen Schadens klagen können.

Inzwischen enthalten die vorliegenden beiden Verträge in § 7 leider noch folgende Klausel, die, wie es scheint, Ihrer Aufmerksamkeit entgangen:

> „Beiden Teilen steht es jederzeit frei, von diesem Vertrage zurückzutreten; in solchem Falle empfängt Herr Dr. Y. den für das druckfertig gelieferte Manuskript laut § 4 entfallenden Honorarteil, während dem N. N. das Recht zusteht, das Werk von anderer Hand vollenden zu lassen.“

Hiernach war N. N. allerdings zum einseitigen Rücktritt von den mit Ihnen geschlossenen Verträgen berechtigt, und zwar selbst dann, wenn Sie das gesamte Manuskript pünktlich geliefert hätten. Ebenso stand aber auch Ihnen das kontraktliche Recht zu, die übernommenen Arbeiten unvollendet zu lassen. Einer besonderen Motivirung des einseitigen Rücktritts bedurfte es von keiner Seite. Wenn gleichwohl N. N., und zwar erst in der zweiten Hälfte des August d. J., die Nichteinhaltung des Lieferungstermins zum Vorwand nahm, um beide Verträge für hinfällig zu erklären, so konnte ihm diese, wie oben dargetan, juristisch nicht zutreffende Motivirung offenbar nicht präjudizirlich werden, weil er eben gar keinen Beweggrund der Vertragsaufhebung anzuführen, sondern nur seine unzweideutige Absicht, mit Ihnen zu brechen, kund zu tun brauchte.

Nach dem klaren Wortlaut des § 7 war aber N. N. auch zweifellos verpflichtet, Ihnen, soweit dies noch nicht geschehen, für das druckfertig gelieferte Manuskript den bedungenen Honorarteil zu gewähren. Nach § 2 sollte das Werk inklusive einer grammatischen Einleitung nicht mehr als 44 Bogen klein Sedez umfassen und nach § 4 Ihnen „für vorgenannte Arbeiten“ ein zu $^2/_3$ in Raten fälliges Honorar von 3000 M. gezahlt werden. Wenn nun das von Ihnen am 1. bezw. 6. Juli 1881 druckfertig eingesandte spanisch-deutsche und deutsch-spanische A mindestens ein Zehntel des ganzen Werkes ausmachte, so wurde Ihnen dieser Teil Ihrer Arbeit durch die laut der Briefe der Redaktion vom 2. und 7. desselben Monats an Sie damals gezahlten 300 Mark bereits vertragsmäßig honorirt. Da die Vermutung dafür spricht, dass N. N. Ihnen nicht mehr zahlte, als er damals zu zahlen verpflichtet war, so dürften die oben erwähnten Briefe der Redaktion wohl schon als hinlängliche Beweismittel gelten. Es würde sich daher die Honorarpflicht des N. N. blos noch auf das Ihrer Versicherung zufolge wiederum ein Zehntel des ganzen Werkes repräsentirende Manuskript beschränken, welches Sie am 9. August 1881 einsandten, am 22. desselben Monats aber zurückempfingen. Vorausgesetzt, dass Sie gemäß § 2 des betreffenden Vertrags den eventuell durch technische Sachverständige zu führenden Beweis erbringen, dass diese zweite Manuskriptlieferung, die Sie selbstverständlich dem N. N. nochmals ausdrücklich zur Verfügung stellen müssten, druckfertig war und im Druck mindestens den von Ihnen angegebenen Raum eingenommen haben würde, unterliegt meines Erachtens die rechtliche Verpflichtung des N. N., Ihnen dafür ein weiteres Honorar von 300 Mark zu zahlen, keinem Zweifel. Außerdem hat Ihnen N. N. nach § 6 des betreffenden Vertrags die im Interesse des Werks von Ihnen bestrittenen Portoauslagen zu vergüten.

Schließlich gestatte ich mir noch darauf hinzuweisen, dass die Redaktion des N. N. unterm 2. August d. J. Ihnen zwar schrieb, Sie hätten eventuell kaum zu fürchten, dass Ihre Arbeit post festum kommen würde, jedoch ausdrücklich hinzufügte, sie könne weder in dieser noch in sonst einer Beziehung irgend welche Verpflichtung eingehen oder anerkennen, — eine Verwahrung, die einerseits die Annahme ausschließt, dass zwischen Ihnen und N. N. brieflich ein neuer Verlagsvertrag abgeschlossen worden, andererseits aber auch N. N. von der in § 4 des Vertrags vom 23. August 1879 eingegangenen Verpflichtung zur entsprechenden Honorarzahlung nicht befreien konnte.

Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Eduard Engel in Berlin**, Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**
Druck von **Emil Herrmann senior in Leipzig**, Papier von **Berth. Siegismund, Leipzig-Berlin.**

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 17. Februar 1883. | Nr. 7.

Inhalt:

Faust-Aufführungen.

(Schluss.)

Die Mannheimer Aufführung der ganzen Fausttragödie, inszenirt vom dortigen Direktor Hofrat Dr. Julius Werther, ist, was die Inszenirung anlangt, unbedingt großartiger und epochemachender als die beiden geschilderten. Aus diesem Grunde bespreche ich sie hier an letzter Stelle. Bei der ersten Vorstellung war die Tragödie auf zwei Abende verteilt, entsprechend den beiden Teilen der Goetheschen Dichtung. Die Zueignung blieb vernünftiger Weise fort. Das Vorspiel auf dem Theater fand vor dem Zwischenvorhange statt. Als die Hauptgardine sich hob, erblickte man in der Mitte Goethe, sitzend, etwa 50jährig, porträtähnlich, rechts den Theaterdirektor mit dem Zopf, links die lustige Person in der bekannten Narrenkleidung. Nach ihrem Abgange öffnet sich der Zwischenvorhang nach den Seiten und die Bühne stellt den Gipfel eines Berges dar, über welchem die Erzengel umgeben von zahlreichen Engelschaaren sichtbar sind. Mephistopheles steigt zwischen Felsgeröll aus der Versenkung empor. Kurze Hörner, Fledermausflügel und Stahlkrallen charakterisiren ihn als das nordische Phantom. Die Nähe des Herrn ist durch nichts angedeutet. Seine Stimme erklingt von oben. Nach den letzten Worten des Mephistopheles schließt sich der Zwischenvorhang, und zwar der von den Wagnerschen Opern her gebräuchliche, welcher sich nach den Seiten hin öffnet. Die nun folgende Darstellung des ersten Teils in seinem weiteren Verlauf hatte nichts besonderes, da für eine neue Inszenirung desselben die Mittel nicht bewilligt werden konnten; dennoch mögen einige Bemerkungen auch hier auf manches Verbesserung heischende aufmerksam machen. Dass der Erdgeist nicht in Person auf der Bühne erscheint, ist ein großer Mangel. Das zwischen den Kulissen strahlende Glühlicht vermag die individuelle Erscheinung in keiner Weise zu ersetzen. Nach der hergebrachten schlechten Theatertradition wurde Wagner alt dargestellt und doch kann er als Famulus eines Professors im ersten Teile höchstens in dem Alter von 25—27 Jahren auftreten. Die beiden Monologe hatten passende und notwendige Kürzung erfahren. Der Anbruch des Ostermorgens, wie er mit der Lassenschen Musik arrangirt ist, mit dem lange andauernden, den Monolog störenden Glockengeläute, verfehlt seine Wirkung. Da ist der Eindruck, den die Szene mit der Radziwillschen Komposition macht, viel bedeutender und großartiger und man sollte das treffliche Alte nicht so ohne Weiteres verwerfen und mit der Wurzel ausrotten. Der Spaziergang vor dem Tor war mit zwei praktikabeln Hügeln im Vorder- und Mittelgrund, Stadt und Fluss im Hintergrunde, trefflich arrangirt, der Wechsel der auftretenden Gruppen äußerst lebhaft und natürlich. Nur die Erscheinung der Soldaten macht sich hölzern und steif, wobei wiederum, wie es scheint, die Lassensche Musik die Schuld trägt. Sie marschiren auf mit Trommelschlag, in Reih und Glied, und marschiren nach der anderen Seite ab. Das ist nicht allein unschön, es ist auch falsch. Das zweite Bürgermädchen sagt:

„Mir zeigte sie ihn im Krystall,
Soldatenhaft mit mehreren Verwegnen;
Ich seh mich um, ich such' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.“

Jetzt treten die Soldaten auf. Die Prophezeiung erfüllt sich, der Geliebte mit seinen verwegenen Genossen ist da. Aber das bedingt auch, dass die jungen Krieger sich um die Mädchen bekümmern und die letzteren nicht etwa gar, wie es hier geschah, die Szene verlassen. Die Radziwillsche Komposition hat sich hier mit feinem Verständnis der Dichtung angeschlossen; sie hat in das Soldatenlied eine Tanzmelodie verwebt. Die Soldaten, die am Osterfeiertag ebenso wenig Dienst haben wie andere Sterbliche, sie treten als promenirende, zwanglose Gruppe, nicht als marschirendes Detachement auf, singen, ergreifen die Mädchen zum Tanze, singen weiter, und gehen in zwanglosen Verschlingungen mit den bald willig, bald unwillig folgenden Schönen ab.

Dass im Studierzimmer nach dem Spaziergang nicht einmal das Knurren des Pudels markirt wurde, ist eine zu große Sparsamkeit mit solchen Naturlauten. Die Andeutung des Höllengespenstes hinter dem Ofen durch Wasserdämpfe war hier ebenso ungenügend als in Frankfurt. Ob die Beschwörung so schlecht zusammengestrichen war, oder das Gedächtnis und der Souffleur den Schauspieler in Stich ließen, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Schilderung der vier Elementargeister sprach er als Beschwörung und die eigentliche Beschwörungsformel blieb fort. Die phantastischen Erscheinungen während des Einschläferungsliedes waren durchaus ungenügend und müssen doch einigermaßen den Bildern entsprechen, welche der wundervolle Geisterchor schildert. Dass die Szene zwischen Faust und Mephistopheles nach dem Abgange des Schülers wegfällt, ist nicht zu billigen. Dadurch gehen Vermittelung und Einleitung der Weltfahrt verloren. Die Szene in Auerbachs Keller, die sonst fast überall in gesanglicher Beziehung viel zu wünschen übrig lässt, wurde hier, von den ersten Größen der Mannheimer Oper, unübertrefflich gegeben. Die Hexenküche war gut arrangirt. Dass im Spiegelbild die Helena selbst erschien, entspricht jedenfalls der Intention Goethes. Im Uebrigen brachte die Inszenirung das allgemein Herkömmliche. Bot sie nichts Hervorragendes, so war sie doch einfach und würdig. Von der ganzen Gretchentragödie war außer der Walpurgisnacht und dem Walpurgisnachtstraum nur die einzige Straßenszene zwischen Faust und Mephistopheles ausgelassen, welche mit den Worten Fausts beginnt:

„Wie ists? wills fördern? wills bald gehn?“

Also wenig genug. Für die Walpurgisnacht fehlten die Mittel und zwar um so mehr, als Hofrat Werther die sehr glückliche Idee hatte, dieselbe vermittelst einer Wandeldekoration zu inszeniren.

Beim zweiten Teil wurde auch in Mannheim die Akteinteilung Goethes beibehalten. Die erste Szene am Wasserfall bot nichts besonderes. Ihre Einrichtung ist durch das Devrientsche Arrangement und die Lassensche Musik leider traditionell geworden, obwol bei dem musikalischen Arrangement die Worte Ariels und des Elfenchors unverständlich werden. Die Szene im Kaisersaal wurde bei vortrefflicher Dekoration und brillanten Kostümen mit nur geringen Auslassungen dargestellt. Die Mummenschanz überraschte den Freund des Goetheschen Meisterwerks durch die reiche und vollständige Wiedergabe der glänzenden und große Schwierigkeiten bietenden Szenen. Ausgelassen waren nur: einzelne Verse zum Zwecke vernünftiger Kürzung, die Strophen der Gärtnerinnen zu den einzelnen Blumen, die Parasiten, die Erscheinung der Göttin aller Tätigkeiten auf dem Elephanten mit Klugheit, Furcht und Hoffnung und der sich an dieselbe knüpfende Auftritt zwischen dem Herold und Zoïlo-Thersites. Plutus mit dem Knaben Lenker und dem Geiz sind vollständig beibehalten. Die Kiste mit den Schätzen, die sich in Feuerglut verwandeln, der Stab, den Faust dem Herold entlehnt, ihn anglüht und die Herbeidrängenden damit fern hält — alles das ist würdig, geschickt und wirkungsvoll gemacht. Der große Pan mit seinem Gefolge von Faunen, Satyrn, Gnomen, Riesen und Nymphen bleibt fort. Wenn die von Faust hervorgezauberte Phantasmagorie der Feuersbrunst eintritt, hat man sich auch den Kaiser unter den andrängenden Masken zu denken. Ich kann mich damit nicht ganz einverstanden erklären. Die Anwesenheit des Kaisers mitten im Flammenmeer müsste deutlicher markirt sein. — Von der Szene im Lustgarten an folgt alles ohne wesentliche Auslassung Der Homunculus in der Phiole ist sehr gut hergestellt. In einem großen rotgefärbten Glaskolben erblickt man eine nackte Kindergestalt. Durch die Drähte, an denen sie schwebt und sich fortbewegt, kann die Phiole jeden beliebigen Grad elektrischer Beleuchtung erhalten. Dass man die Reden des Homunculus hinter der Szene durch eine jugendliche Frauenstimme sprechen lässt, hat seine fatale Seite. Es lautet immer hässlich forcirt und wird doch zum Teil nicht verstanden. Da müsste noch etwas anderes gefunden werden, um dem zu Tage liegenden Mangel abzuhelfen.

Die klassische Walpurgisnacht wird in einer Vollständigkeit gegeben, wie es keiner der Vorgänger Werthers gewagt hat. Da die Mannheimer Inszenirung mit der Erscheinung der Galathea schließt, zeigt die Szene mit nicht unbedeutender poetischer Lizenz im Hintergrunde das Meer. Rechts im Vordergrunde befindet sich die Höhle der Phorkyaden mit Flor gedeckt und nur sichtbar, wenn sie von innen beleuchtet wird; weiter hinten auf einem ansehnlichen Hügel der Rundtempel, in welchem die Seherin Manto erscheint. In der Mitte des Vordergrundes liegen die Sphinxe, links auf einem Felsen die Greifen, auf einer höheren Partie desselben singen die Sirenen. Als Mangel muss ich bezeichnen, dass außer den sprechenden und handelnden Personen, sich niemand auf der Szene befindet, während doch nach den Worten des Dichters, wenigstens im Hintergrunde, zerstreute Feuer flackern sollten, umlagert von allerlei mythischen Erscheinungen, welche die Szene zu einem belebten, immerfort wechselnden Bilde machen. Weggelassen sind nur Erichtho, die Nymphen, Erdbeben, Seismos, die Ameisen, Pygmäen, Daktylen, die Kraniche des Ibykus, Oreas und Dryas, Anaxagoras, sowie die Nereiden und Tritonen als singende Personen, endlich die Telchinen, Psyllen,

Marsen und Doriden. Die zweite Szene des Thales mit Homunculus, Nereus und Proteus ist beibehalten, mit einem Wort alles, was wesentlich und notwendig ist, um Faust zur Helena und dem Homunculus zum Entstehen zu verhelfen. Die Erscheinung der Galathea auf der Muschel, gezogen von Hippokampen und begleitet von Nereiden und Tritonen schließt das Ganze als glänzendes Tableau. Soll ich im Einzelnen noch eine Ausstellung machen, so hätte die Szene des Mephistopheles mit den Lamien sich an die glücklichere Devrientsche Einrichtung anschließen können, bei welcher dem nach den verlockenden Gestalten greifenden Schalksgeist die eine zur Flamme wird, die zweite als Besen, die dritte als Thyrsusstange in der Hand bleibt. Der Dialog war angemessen gekürzt und könnte bei ferneren Aufführungen noch weitere Beschränkungen ertragen.

Der Helena-Akt wird ohne jede Auslassung, selbstverständlich mit angemessenen Kürzungen, dargestellt. Dass das Bacchanal fortbleibt, durch welches in der Devrientschen Bearbeitung die Auflösung des Chors in die Elemente versinnlicht werden soll, ist zu billigen. Dasselbe ist eine durchaus unpassende Zugabe und stört nicht wenig den erhabenen Eindruck, den das Ende der Helena-Episode hinterlässt.

Der vierte Akt wird wie der vorhergehende vollständig gegeben; auch die drei Gewaltigen bleiben in ihrem Rechte und machen sich vortrefflich; nicht minder die Verleihung der Erzämter, alles natürlich mit den erforderlichen Kürzungen.

Das Arrangement des fünften Aktes war entschieden nicht so glücklich, als in der Devrientschen Einrichtung. Die Bühne zeigt zuerst eine offene Gegend mit Hütte und Gärtchen der beiden Alten, wo sich die Szene mit dem Wanderer abspielt, — sodann Verwandlung: links Fausts Palast mit Lynkeus auf dem platten Dache, dessen Stelle später, in recht wenig befriedigender Weise, Faust mit der Sorge einnimmt. Rechts ein ins Meer ragender Hügel, in dem sich später der Höllenrachen öffnet, im Hintergrunde die See. Der Brand der Hütte wird nur durch Feuerschein markirt. Vergleichen wir hiermit die Devrientsche Inszenirung, so ist sie, wenn auch etwas stark zusammengedrängt, doch bei weitem malerischer und praktischer. Links im Vordergrunde steht Fausts Palast mit einer praktikablen Halle im Erdgeschoss, die nach vorn offen einen vortrefflichen Raum für die Szene mit der Sorge abgibt, rechts auf einem Hügel, der von der sogenannten Brücke gebildet wird, Hütte und Kapelle des Greisenpaares, unterhalb derselben im Erdgeschoss der Baum, unter welchem Philemon und Baucis mit dem Wanderer sitzen. Unter der Brücke öffnet sich der aus der See einmündende Kanal, auf welchem das Boot mit den drei Gewaltigen und ihren Schätzen bis in den Mittelgrund anfährt, während dasselbe bei der Mannheimer Einrichtung gar nicht zum Vorschein kommt. Die Oeffnung des Kanals unter der Brücke wird später sehr malerisch zum Höllenrachen. Die niedlich gemalte Stadt in letzterem würden wir auf der Mannheimer Bühne gern vermissen. Bei Devrient brennt das Haus der Alten auf der Bühne ab, die Flammen schlagen empor, die Balken stürzen ein — entschieden effektvoller, als ein bloßer Feuerschein. Sonst spielt sich alles hier wie dort nach der Vorschrift des Dichters ab. Ich möchte nur noch darauf aufmerksam machen, dass das Zusammensprechen der drei Gewaltigen sich hier ebenso schlecht ausnimmt, wie beim Gefolge der Helena im dritten Akt, wie beim Chor in Schillers Braut von Messina, wie überall, wo es angewandt wird. Der Charakter natürlicher Rede geht dabei immer verloren und der Eindruck des Ableierns waltet vor. Dieses Zusammensprechen sollte ganz von der Bühne verbannt und der Text in angemessener Weise unter die betreffenden Personen vesteilt werden. Die nach dem Tode Fausts sich herabsenkende Wolke mit den vielen kleinen, von Kindern dargestellten, Rosen streuenden, Engeln, machte eine vortreffliche Wirkung. Auch die Apotheose hat bei Devrient den beträchtlichen Vorteil des terrassirten Bühnenaufbaus und es ist von grandioser Wirkung, wenn der verjüngte Faust durch ein Flugwerk zu Gretchen und der Gottesmutter emporgehoben wird. Im Uebrigen war das Mannheimer Arrangement reich und effektvoll. Nur das im Hintergrunde im Glanze zahlreicher Gasflammen strahlende Kreuz wollte mir des Guten zu viel dünken; es erinnerte zu merklich an die Gasornamente bei Straßenilluminationen. Auch hier muss ich lobend anerkennen, dass möglichst viel vom Texte gegeben wurde und die gesammte Himmelsbevölkerung mit Mater gloriosa, Büßerinnen, Engeln u. s. w. in Person vorhanden und nicht gemalt war.

Im Ganzen hatte die Mannheimer Aufführung den unberechenbaren Vorteil, dass alle ausgezeichneten Gesangskräfte der dortigen Oper mitwirkten, wodurch einzelne Szenen wie der Tanz und Gesang der Bauern unter der Linde, Auerbachs Keller, die Elfenszene, die klassische Walpurgisnacht etc. etc. bis zum Schlusstableau eine bisher nicht dagewesene Vollkommenheit erzielten.

Die Vorstellung des zweiten Abends, welche, wie erwähnt, den ganzen zweiten Teil der Tragödie umfasste, dauerte mit einigen Pausen von 5 Uhr bis 1 Uhr 20 Minuten, reichte also in der Zeitausdehnung beinahe an das Oberammergauer Passionsspiel. Und dennoch hielt das zahlreich versammelte Publikum — das Haus war ausverkauft — bis zum Ende tapfer aus, ein Beweis, wie sehr dasselbe gefesselt wurde, und gleich ehrenvoll für die Zuschauer wie für die technische Leitnng des Theaters. Bei der nächsten Wiederholung wurde der zweite Teil auf zwei Abende verteilt. Schätzen wir die Mannheimer Aufführung nach dem, was sie für die Darstellung der Fausttragödie überhaupt geleistet, so muss vor allen Dingen dankbar und achtungsvoll anerkannt werden, dass vor Herrn Hofrat Werther kein Dramaturg gewagt hat einen so ansehnlichen Teil der Tragödie zu geben wie er, und dass namentlich eine Inszenirung der Mummenschanz und der klassischen Walpurgisnacht in dieser Ausdehnung und mit so wenig Auslassung

von Text und Personen noch gar nicht dagewesen ist. So ist denn die Einrichtung des Faust für die Mannheimer Bühne, wie sie Werther geschaffen, trotz einer Anzahl von Ausstellungen, die ich nicht unterdrückt habe, eine dramaturgische Tat ersten Ranges, die in den Annalen der Faustaufführungen eine bleibende und sehr ehrenvolle Stelle behalten wird. Sie ist würdig des Theaters, das am 13. Januar dieses Jahres in der hundertjährigen Jubelfeier der Schillerschen Räuber seinen Ruf als eines der ersten Kunstinstitute Deutschlands von neuem bewährte, würdig des trefflichen Leiters dieser Anstalt und der kunstliebenden Stadt, die wie wenig andere die Mittel zur Erhaltung und Hebung ihres Kunsttempels freigebig gewährt.

Das Problem der Faustaufführungen ist noch lange nicht — auch nicht mit der Wilbrandtschen — als gelöst oder abgeschlossen zu betrachten. Wünschenswert wäre es, dass künftige Inszenirungen von allen bisher stattgefundenen Versuchen — auch von den älteren — das Gute herübernehmen und beibehalten und sich nicht darauf steifen möchten, nur Eigenes und Neues zu geben. Dann könnten wir hoffen, dass die Darstellungen des großen Weltgedichts mehr und mehr einer wünschenswerten und Befriedigung gewährenden Stufe der Vollkommenheit entgegenreifen werden.

Heidelberg (Dezember 1882).

Friedrich Meyer von Waldeck.



Aus den „Nuove Odi Barbare“ von Giosnè Carducci.

Sommertraum.

Unter den Schlachten, Homer, die immer dein Lied durchtönen,
Ueberfiel mich die Glut; ich entschlummerte an des Skamandros
Ufer, doch hin zum tyrrhenischen Meer entfloh mir die Seele.
Und ich träumte von junger Zeit und lieblichen Dingen.
Nicht mehr Bücher; das Zimmer in brütender Julisonne,
Dröhnend von Rädern, die schwer hindonnerten über das Pflaster,
Weitete sich; es erhoben sich rings die Hügel, die teuren
Wilden Hügel um mich, im Blütenzauber des Frühlings.
Nieder die Flur kam murmelnd ein sprudelndes Wasser geflossen,
Schwoll zum Fluss; mein Mütterlein ging am Ufer des Flusses,
Noch in blühenden Jahren, und zog an der Hand sich ein Knäblein
Nach, dem goldene Löckchen am weißen Nacken erglänzten.
Fürbass schritt das Bübchen mit kleinen Schritten und war sich
Stolz der Liebe der Mutter bewusst, und schauernd im Herzen
Fühlt's das erhabene Fest, das rings die Natur anstimmte.
Denn es erklangen die Glocken vom Schloss hernieder, verkündend
Morgen kehre der Herr zu seinen Himmeln zurücke.
Und auf Höhen und Tiefen, in Luft und Zweigen und Wellen
Schwebte dahin, wie ein Geistergesang, die Stimme des Frühlings.
Apfel- und Pfirsichblüten erschimmerten schneeig und rötlich,
Und es lachten so gelb und blau die Blumen im Grase,
Und rot färbte der Klee die sanften Hänge der Wiesen,
Goldener Ginster schmückte die weichgeschwungenen Hügel,
Und vom Meer her kam ein sanftes Lüftchen, bewegend
All die Blumen und Düfte; im Meer vier schimmernde Segel
Zogen vorüber, vorüber, im Glanz der Sonne sich wiegend,
Die rings Meer und Land und Himmel funkelnd umflutet.
Aber die junge Mutter betrachtete selig die Sonne,
Ich sah auf zur Mutter und sah nachdenklich zum Bruder,
Ihm, der jetzt fern ruht im blühenden Hügel am Arno,
Ihr, die nahe mir schläft in der feierlich öden Certosa;
Sinnend und zweifelnd, ob sie die Luft noch atmeten oder
Meinem Schmerze zulieb heimkehrten von einem Gestade,
Wo sie mit trauten Gestalten der glücklichen Jahre gedenken.
Doch mit dem Schlummer entschwebten und schwanden die lieblichen Bilder.
Hell erfüllte Lauretta mit schallendem Jubel die Zimmer,
Bice saß auf den Rahmen gebückt beim Werke der Nadel.

Deutsch von Paul Heyse.



„L'Évangéliste“ von Alphonse Daudet.

Paris 1883, E. Dentu. 3,50 Fr.

Daudets neuester Roman *L'Évangéliste* wurde zuerst im „Figaro“ veröffentlicht, und noch während seines Erscheinens gab Albert Wolff in demselben Blatt interessante Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte des Buches. Daudet hat das bekanntlich bei anderen Gelegenheiten schon selbst getan, die Leser gleichsam einführend in seine literarische Werkstätte und ihnen die „documents humains“ vorweisend, welche *Fromont jeune et Risler aîné* und *Jack* zu Grund gelegt sind: der Anteil am Kunstwerk wird ja unzweifelhaft erhöht durch das Bewusstsein, dass man nicht willkürlich erfundenen Romanfiguren, sondern Menschen, die wirklich lebten und litten, seine Sympathie zuwendet. Freilich, das Verfahren, Individuen, welche man persönlich kannte, unter etwas veränderten Namen und Verhältnissen im Rahmen einer halb aus der Wirklichkeit, halb aus der Phantasie geschöpften Erzählung zu vereinigen, ist keineswegs neu: schon der Romantiker Walter Scott, wenn er auch nicht so haarklein Buch führte über die Grenzen von Wahrheit und Dichtung in seinen Werken, unterließ es nicht, den Lesern mitzuteilen, wo ihm dieser oder jener von ihm geschilderte Charakter im Leben begegnet und dass

z. B. die Geschichte der beiden Schwestern Effie und Jeanie Deans in *The heart of Mid-Lothian* im Ganzen treu der Wirklichkeit nacherzählt sei. Das vorhandene Material durch dichterische Zutaten zu ergänzen ist für die modernen Schriftsteller eben so unumgänglich wie für die älteren.

In *L'Évangéliste* hat Daudet sich vielleicht mehr als in seinen früheren Romanen auf die bloße Wiedergabe wirklicher Tatsachen beschränkt. Ueber die angebliche Bekehrungswut der römischen Priester ist schon viel geschrieben worden, der Fall Mortara hat dabei sehr oft herhalten müssen; Alphonse Daudet schildert das Seitenstück dazu: den protestantischen Fanatismus, der zur Erreichung seiner Ziele vor keinem Mittel zurückschreckt und mitten im katholischen Paris ungestört sein Unwesen treibt, — die Angriffe sind indess nirgends gegen die Konfession selbst, sondern bloß gegen die fanatische Proselytenmacherei gewisser weiblicher Apostel gerichtet, welche sich die Verbreitung der „reinen Lehre" und die „Seelenrettung" zur Aufgabe gestellt haben. Das Haupt dieser Propaganda ist im Roman die Frau eines reichen Banquiers, Madame Autheman, „présidente-fondatrice de l'œuvre des dames Évangélistes", — daher der Titel. Zu Gehilfinnen bei ihrem Missionswerk wirbt sie junge Mädchen an, welche in ihrem Auftrage predigend und Traktätlein verteilend im In- und Ausland umherziehen. Loslösung von allen irdischen Banden ist ihnen dabei geboten: sie sollen Niemand lieben als Jesus allein, „der nicht täuschen, nicht sterben kann, aber eifersüchtig das ganze ungeteilte Herz verlangt"; — so ungefähr lauten die Grundsätze in den von Madame Autheman verfassten „Andachten", welche Éline Ebsen, eine junge Lehrerin skandinavischer Abstammung, ins Deutsche und Englische übersetzen soll. Ihr gesunder Sinn sträubt sich anfangs gegen die Unnatur dieser Anschauungen, aber, nachdem sie die fromme Banquiersfrau persönlich kennen gelernt hat, geht in ihr allmählich eine verhängnisvolle Wandlung vor; angesteckt vom religiösen Wahn wird aus dem jugendfrischen warmherzigen Mädchen eine trübsinnige Schwärmerin, sie verlässt ihre zärtlich geliebte Mutter, um als Reiseapostel das Evangelium zu verkünden. Daudet motivirt diesen Entschluss sehr fein gerade durch die innige Hingebung Élines an ihre Familie: sie lässt sich von dem Gedanken leiten, dass Gott solche Aufopferung in seinem Dienst den ihr teuren Personen anrechnen werde zu Gunsten ihres zeitigen und ewigen Heils. Umsonst fordert die arme Mutter die noch minorenne Tochter zurück; alle Personen von Einfluss, an die sie sich wendet, versagen ihre Unterstützung: Madame Autheman steht zu unantastbar da, wegen der Macht und des Ansehens, welche ihr der Reichtum ihres Mannes verschafft; ein geachteter Advokat sogar rät ab, bei den Gerichten Klage zu führen, da von einem solchen Prozess kein günstiges Resultat zu erwarten sei. Nur ein braver Mann, der ehrwürdige 75jährige Dekan Aussandon, tritt mutig in die Schranken gegen den herz- und gewissenlosen Glaubenseifer der Proselytenmacherin, obgleich er weiß, dass solche Einmischung ihn seine Stellung kosten und ihn im Alter wieder in die Entbehrungen und Kümmernisse vergangener Jahre zurückversetzen wird. Sehr schön schildert Daudet den Konflikt in der Seele des wackern Geistlichen, der so gern tun möchte, was er für eine heilige Pflicht hält, und doch zaghaft schwankt, hauptsächlich aus Furcht vor seiner Frau, die ihn herzlich liebt und bewundert, aber an weltlichen Gütern hängt, allerdings auch nicht aus Selbstsucht, sondern aus Zärtlichkeit zu ihm und ihren Kindern. Erst eine kurze Abwesenheit seiner guten Ehehälfte flößt Aussandon den Heroismus ein, während des Gottesdienstes in der protestantischen Kirche, dem Temple de l'Oratoire, vor der ganzen versammelten Gemeinde Madame Authemans Aposteltätigkeit zu brandmarken; als sie trotzdem unbewegt auf den Altar zuschreitet zum Empfang des Abendmahls, erklärt er sie für unwürdig an Gottes Tisch zu treten. Durch diese Sakramentsverweigerung hat er seine geistlichen Befugnisse überschritten, das lassen ihn die übrigen Gemeindemitglieder fühlen, indem sie sich schweigend nach der Predigt zurückziehen; während er sonst in der Sakristei von einer Schaar begeisterter Freunde umringt wurde, bleibt er diesmal allein. Als der alte Mann traurig die Kirche verlassen will, sieht er plötzlich seine Frau vor sich. Er prallt erschrocken zurück, denn offenbar war sie ungesehen zugegen, hat seine Rede gehört, und weiß alles, weiß mindestens ebensogut wie er selbst, welches die Folgen seiner Kühnheit sein werden. Aber die gute Frau fällt ihm schluchzend um den Hals, sie hat keinen Vorwurf, nur Worte der Verehrung und Zärtlichkeit für ihn, ihre mütterliche Sympathie mit Madame Ebsens Kummer und der liebevolle Stolz auf Aussandons Beredsamkeit und Mannesmut haben alle kleinlichen Rücksichten aus ihrer Seele verdrängt. Dass sie seine Handlungsweise billigt, söhnt den alten Prediger mit seinem Schicksal vollends aus: „*ensemble ils remontèrent la côte, durement, lentement, à tout petits pas de vieux, mais appuyés l'un contre l'autre, dans la force et la satisfaction du devoir.*" In diesem Kapitel, dem fünfzehnten des Buches, offenbart sich Daudets Gabe, einfach und dabei ergreifend, schlicht und gleichzeitig dramatisch zu schildern, wieder in vollstem Maße.

Bald darauf erscheint Éline, eben so plötzlich wie sie verschwunden war, wieder in der Wohnung ihrer Mutter. Die arme Frau, überglücklich, ihr Kind, wenn auch traurig verändert in Wesen und äußerer Erscheinung, in die Arme schließen zu können, glaubt an die Rückkehr des früheren häuslichen Glücks, ohne Ahnung, dass Madame Autheman die junge „Évangéliste" nur zur Widerlegung der Anklagen Aussandons und um einen Beweis für ihre völlige, uneingeschränkte Willens- und Handlungsfreiheit zu liefern, nach Paris berief. Sobald durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt bei der Mutter dieser Zweck erreicht ist, nimmt Éline von ihr Abschied mit den Worten: „Gott beruft mich, ich folge ihm", und verlässt sie zum zweiten Mal, — für immer.

Wenn Alphonse Daudets Buch, obgleich keineswegs spannenden oder komplizirten Inhalts, dennoch

durchweg interessirt, so ist das der liebevollen zutreffenden Charakterschilderung, den vielen treu der Natur abgelauschten Zügen, besonders aber der Herzenswärme und Innigkeit zuzuschreiben, mit welchen der seelenkundige Meister die zartesten Regungen des menschlichen Gemüts zu analysiren versteht. Die größte Sympathie nimmt natürlich die Mutter Élines, Madame Ebsen in Anspruch, aber auch die weniger im Vordergrund stehenden Personen, wie z. B. der arme in seiner Carrière gescheiterte Unterpräfekt Lorie, das Ehepaar Romain und Sylvanire werden durch die packende Lebenswahrheit, welche ihnen Daudet zu verleihen wusste, Teilnahme erregen. Ob aber der gewählte Stoff der Eigenart des berühmten Verfassers diesmal in allen Stücken entspricht, dürfte dennoch zweifelhaft sein. Seine klare, gesunde Empfindungsweise steht fanatisirten Charakteren, die gleichsam auf der Grenze zwischen Wahnsinn und Vernunft schwanken, zu fremd gegenüber, um sie recht überzeugend darstellen zu können; anstatt einer wirklich tiefen psychologischen oder vielmehr psychiatrischen Studie begegnet man in seinem Buche trefflichen aber doch rein äußerlichen Beschreibungen; so ist z. B. im achten Kapitel der Conventikel in der Avenue des Ternes sehr anschaulich und gewiss der Wirklichkeit genau entsprechend wiedergegeben, aber der Leser begreift nicht recht, wie Eline Ebsen bei diesen Vorgängen in eine religiös überspannte Stimmung geraten konnte, weil man durch die objektive Darstellungsweise des Verfassers gerade den entgegengesetzten Eindruck empfängt. Ein Bekannter äußerte einmal zu mir, die Darstellung der Pest in Manzonis *Promessi sposi* habe ihn in solche Erregung versetzt, dass er fast von dem Wahn befallen wurde, die Anzeichen der fürchterlichen Krankheit an sich selbst zu verspüren. Eine solche Wirkung hat man von *L'Évangéliste* nicht zu erwarten, Daudet beabsichtigte das auch keineswegs, das Resultat ist aber, dass der religiöse Wahnsinn und die allmähliche Entstehung oder künstliche Hervorrufung desselben dem Leser ebenso sehr ein unheimliches ungelöstes Rätsel bleibt wie vermutlich dem Autor selbst. Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung des Werkes als Tendenzschrift, — von besonders aktuellem Interesse für Paris, wo man vielleicht bisher in weiteren Kreisen wenig wusste von dem in *L'Évangéliste* enthüllten Treiben. Es kommt Alphonse Daudet in erster Linie darauf an, die Verwerflichkeit einer kirchlichen Richtung darzulegen, welche die Vernachlässigung der nächstliegenden heiligsten Pflichten gegen die Familie predigt und sich gerade deshalb für berufen hält zur Verbreitung des göttlichen Worts. Als Pendantfigur zu den „Evangélistes“ verdient noch die katholische Erzieherin Henriette Briss Erwähnung, welcher zwar nichts von dem fanatischen Bekehrungseifer Madame Authemans anhaftet, die aber doch Gesinnungsverwandtschaft mit ihr dokumentirt durch das Geständnis: „Depuis longtemps j'ai dépassé la terre, et, née une seconde fois en Dieu, je me glorifie d'avoir perdu tout sentiment humain.“

Obwol der Verfasser „Madame Ebsen“, welche ihren Lebensunterhalt durch deutschen Sprachunterricht erwirbt, eine geborene Dänin sein lässt, ist das Original dieser Figur doch wahrscheinlich deutscher Nationalität. Wie Albert Wolff erzählt, hat Daudet alle in seinem Buch vorkommenden Einzelheiten aus dem Munde der bedauernswerten Mutter selbst gehört, er hat die Briefe der Tochter gelesen und wurde von der tragischen Geschichte so erschüttert, dass er, den Plan zu einem anderen Roman fallen lassend, die Konventikel der protestantischen Propagandagesellschaften in Paris zu besuchen begann zu genauerer persönlicher Orientirung. „Madame Ebsen“ ist die Lehrerin von Daudets ältestem Sohne, und der große Romancier gab ihr seinen Entschluss, ihre Sache vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen mit den Worten kund: „Si je ne puis vous rendre votre enfant, je vengerai du moins votre douleur.“ Das warme Mitgefühl, welches ihm die Feder führte, spricht aus jeder Zeile, und es kann wol nicht Wunder nehmen, wenn gerade diese Frau, die einzige vielleicht unter den im *L'Evangéliste* vorkommenden Personen, von deren Seelenzustand und Individualität der Autor genauere Kenntnis hatte, zugleich den überzeugend wahrsten und anziehendsten Eindruck macht.

Berlin. O. Heller.



Die Rumänen und ihre Ansprüche.

Von Paul Hunfalvy.

Wien und Teschen 1883. Karl Prochaska.

Die Frage über die Herkunft der Rumänen hat in dem letzten Dezennium eine ziemlich zahlreiche Literatur hervorgerufen. Den Anstoß hiezu gaben die „Rumänischen Studien“ (Leipzig, 1871) des leider allzufrüh verstorbenen Historikers Dr. Robert Rösler in Graz, worin auf Grund eingehender Forschungen die allerdings auch früher schon angefochtene Ansicht, als ob die Rumänen (Walachen) in Ungarn, Siebenbürgen und an der untern Donau direkte Nachkommen der Trajanischen Kolonisten wären, zurückgewiesen wird. Diese Ablehnung einer nationalen Lieblingstheorie rief selbstverständlich unter den rumänisshen Historikern und Geschichtsfreunden, sowie bei den dortigen Politikern großes Missvergnügen hervor. Sie begrüßten deshalb die Arbeiten eines andern Oesterreichers, des Professors Dr. Julius Jung, mit ganz besonderer Freude, weil dieser den Versuch machte, die Röslersche „Hypothese“ zu widerlegen. Gegen Jung trat in seiner „Ethnographie von Ungarn“ der ungarische Akademiker Dr. Paul Hunfalvy auf. Ebenso unterzog Schreiber dieser Zeilen, dann der Ethnolog Dr. Fligier, die Behauptungen Jungs einer eingehenden Kritik. Ihren Anschauungen gesellte sich auch der eminente Forscher Prof. Dr. Tomaschek in Graz hinzu. Jung fand einen Genossen in dem fleißigen Dr. Pic, dessen Unter-

suchungen über die „Abstammung der Rumänen" (Leipzig, 1880) ohne Zweifel ernste Beachtung verdienen, ohne jedoch der Jungschen Kritik dauernde Stütze zu bieten. Auf Seiten der Rumänen äußerten sich die meisten Stimmen selbstverständlich für Jung: Hasdeu, Maniu, Antonelli u. a.; eine unentschiedene Stellung nahm Freiherr von Hurmuzaki ein; derselbe erklärte sich einmal für, dann gegen Rösler; ebenso verhält sich der deutsche Ethnolog Diefenbach in der hier beregten Frage mehr skeptisch, ohne jedoch für die eine oder die andere Richtung entschieden einzutreten.

Dr. Paul Hunfalvy hat nun die ganze rumänische Abstammungsfrage in dem hier vorliegenden Buche nochmals einer ausführlichen Untersuchung unterzogen und daraus folgende Resultate gezogen:

Dakien war die letzte Eroberung der Römer, dennoch hatte sich hier rasch ein bedeutendes römisches Kulturleben entwickelt, das jedoch seit der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. durch die Einbrüche der Goten derart bedroht wurde, dass Kaiser Aurelian die Provinz aufgeben musste und die Legionen und römischen Kolonisten über die Donau zurückzog. Die römische Tradition hört darauf im alten Dakien vollständig auf, nur Ruinen und Steininschriften bewahrten davon die Kunde. Selbst die heimische dakische Bevölkerung verschwand unter den sich rasch ablösenden neuen Bewohnern. Als die Magyaren gegen Ende des 9. Jahrhunderts die ehemalige römische Provinz besetzten, fanden sie daselbst eine slavische, aber keine römische oder auch nur romanisirte Bevölkerung; von den Slaven rühren noch heute die slavischen Fluss- und Ortsnamen auf dem Gebiete des alten Dakiens her, sogar die einstige stolze Ulpia Trajana im Hatzeger-Thale hat heute bei den Rumänen einen slavischen Namen, nämlich Gredištje, d. i. Burgflecken.

Wo also ist die Heimat der Rumänen zu suchen? Im Süden der Donau, auf der Balkanhalbinsel. Hier hatte die Römerherrschaft dritthalbhundert Jahre vor der Eroberung Dakiens begonnen und das romäische oder morgenländische Kaisertum reichte noch lange nach der Auflassung Dakiens bis an die Donau. Die thrakischen Ureinwohner standen somit viel länger unter romanisirenden Einflüssen, die durch das Christentum noch bedeutend vermehrt wurden. Diese Romanisirung machte sich am meisten in den Teilen von der Donau bis zur Hämus-Scheide geltend.

Auf die romanisirten Thraker wirkten dann die Slaven besonders ein. Diese Slavenschwärme, welche in Mösien, Dardanien und Macedonien sesshaft wurden, drängten die romanisirten Thraker in die Berge. Das sich im 7. Jahrhundert bildende Bulgarenreich beherrschte darauf sowol die Slaven als auch die romanisirten Thraker des Balkan, wo die Letzteren sich dem Hirtenleben ergaben und als solche nach allen Richtungen ausbreiteten. Sie retteten wol ihr Romanentum, aber als Hirten ohne eigenen Landbesitz, ohne eigene Kirchenverfassung, mussten sie unter den Einfluss der sesshaften Bulgaren, Slaven, Albanesen und Griechen geraten. Als die Christianisirung der Bulgaren deren Slavisirung beförderte und vollendete, da konnten die auf dem Hämusgebirge und in dem ganzen Bulgarenlande verbreiteten romanisirten Hirten, die den Namen „Vlach" von den Umwohnern erhalten hatten, nur bulgarisch-slavische Priester haben. Auf diese Weise erhielten sie auch das Altslovenische oder Altbulgarische zur Kirchensprache und es ist gewiss von großer Bedeutung, dass bis ins 17. Jahrhundert die Liturgie bei den Rumänen in dieser altslovenischen Sprache abgehalten wurde. Desgleichen war diese Sprache die diplomatische bei den Wojwoden in der Moldau und Walachei.

Als Hirten waren die Vlachen stets bereit, neue Wohnplätze zu suchen, und da wir schon um 976 einige von ihnen in Galizien bemerken, so mussten sie gegen das Ende des 10. Jahrhunderts auch unter der Petschenegen-Herrschaft in dem heutigen Rumänien (Walachei und Moldau) nicht ganz unbekannt gewesen sein. Die Entstehung des neuen Bulgarenreiches (1185—1195), woran die Hämus-Vlachen einen hervorragenden Teil auch dadurch erlangt hatten, dass sie sich die Hilfe der im Norden der Donau herrschenden Kumanen verschafften, musste das Wandern der Vlachen vom südlichen Donauufer auf das nördliche befördern. Von da aus kamen die walachischen Hirten allmählich auch nach Siebenbürgen und in das angrenzende Ungarn. Noch zur Zeit des Mongolen-Einfalles (1241—1244) werden sie daselbst nicht erwähnt; wol aber erscheinen im heutigen Rumänien um 1247 walachische Kenesiate, deren Vorsteher Kenesen (Knesen) und Wojwoden heißen und Untertanen des Königs von Ungarn sind. Denn die Walachei war damals und noch lange nachher ein Gebiet der ungarischen Krone. Deshalb führt der Metropolit von Rumänien auch jetzt noch den Titel: „Metropolit von Ungro-Vlachien."

Dr. Hunfalvy führt dann aus, „dass in Siebenbürgen die Rumänen nur als „königliche Hörige" auf den königlichen Prädien und Domänen erscheinen, dass andere Grundherrschaften die Rumänen vom Könige als Ansiedler erbitten mussten, dass also die Rumänen keinen liegenden Eigenbesitz, noch weniger politische Rechte oder gar die Landes-Standschaft hatten u. s. w.

Die Untersuchung ist mit Hilfe eines umfassenden wissenschaftlichen Apparates geführt und die Resultate sind mit geringen Ausnahmen wol gefestigt. Der Verfasser fügt seinen strengwissenschaftlichen Beweisführungen gegen das Autochthonentum der Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen noch eine mehr oder weniger persönliche und politische Auseinandersetzung über die „Ansprüche" der Rumänen hinzu und gibt eine Einzelwiderlegung der verschiedenen „Märchen und Meinungen', welche rumänische und nichtrumänische Geschichtsschreiber über den Ursprung des rumänischen Volkes in Umlauf gesetzt haben.

Über diesen Teil des Buches kann an dieser Stelle nicht weiter gesprochen werden; es bleibt ohnehin zu bedauern, dass die Politik und deren Tagesansprüche bei dieser in Rede stehenden Frage die wissenschaftliche Objektivität nur zu oft beeinflusst und geschädigt hat. Dr. Hunfalvy strebte sichtlich nach vorurteilsfreier, nüchterner Unbefangenheit und es gebührt ihm

das Verdienst, die Rumänenfrage vom Standpunkte der ungarischen Geschichtsforschung in ein deutliches Licht gestellt und die Diskussion über dieselbe durch eine Reihe wichtiger Beiträge gefördert zu haben. In den Hauptpunkten ist sein Standpunkt ohne Zweifel der richtige; Einzelheiten werden im ferneren Verlaufe der Erörterungen ihre erforderliche Korrektur finden.

Budapest.

J. H. Schwicker.



Ein neues Drama von Ibsen.

„Ein Volksfeind“, von Heinrich Ibsen.

Dieses neueste Schauspiel*) gehört seinem Inhalte nach zu den Gesellschaftsdramen Ibsens und schließt sich den beiden früheren: „Der Bund der Jugend“ und „Die Stützen der Gesellschaft“ so unmittelbar an, dass es sogar einzelne Personen derselben wieder einführt. oder doch die Erinnerung an sie erneuert. Der Zeit nach ist es von dem letzten dieser beiden Dramen durch fünf Jahre getrennt, indem es erst im Dezember 1882 erschien. Dazwischen liegen die beiden Familienschauspiele „Nora“ und „Gespenster.“

Wieder ist es eine „Küstenstadt im südlichen Norwegen“, wohin wir geführt werden, wieder eröffnet sich uns die ganze Misère jener „kleinen Welt“, in welcher der Dichter zwei volle Jahrzehnte seines Lebens, und noch dazu seine Jugendzeit, verlebt hat. Man denke sich eine große Dichternatur, in gänzlich untergeordneter Stellung, mitten in dieser geistig toten, nur von theologischen Anregungen erfüllten Welt, um zu begreifen, warum Ibsen immer wieder sich in diesen Mikrokosmos vertieft, der ebenso unergründlich scheint. wie eine Düngerpfütze, und keinen unbefleckt läßt, der sich ihr nähert. Man stelle sich den Dichter vor, ferne lebend, in der großen Welt Roms, mit dem Blick auf das Höchste, was der Menschengeist erdacht, erfüllt von dem Liebehass gegen sein eigenes Volk, „das ihm einst den Stab freiwilliger Verbannung gereicht“,**) um die Lust zu begreifen, mit der er in den Eingeweiden dieser kleinen vaterländischen Welt wühlt, die im Uebrigen nicht verderbter ist, als jeder andere kleine Fleck unserer Erde, wo Menschen wohnen und sich als „Erdenwurmgeschlecht“ fühlen.

Kein größerer Schmerz für einen Dichter, als die Lüge, welche die Welt beherrscht; nicht jene naive Lüge des phantasievollen Menschen oder des Kindes und des Uebertreters, die nach einer Ausrede suchen; sondern die allgemeine, konventionelle, hochgeachtete Lüge, welche sich in Gesellschaft, Politik, Staat und Kirche breit macht, mit der Anmaßung der Alleinberechtigung auftritt und die Wahrheit verfolgt. Diese Lüge in jeder Form aufzudecken und an den Pranger zu stellen, ist seit Menander und Aristophanes die Aufgabe jedes Dichters gewesen, der sich nicht in eine ideale Welt flüchtet, sondern seinen Blick auf die Gegenwart richtet Die Welt soll sich im Doppelgängerbilde erblicken. Wir sehen ja unsere eigenen Fehler und Gebrechen nicht, aber die eines Andern. Das vom Dichter vorgeführte Spiegelbild zeigt uns als einen solchen Andern; daher die Erkenntnis und die aus ihr möglicherweise hervorgehende Wirkung.

Unser Dichter hatte sich in den beiden früheren Dramen begnügt, die Vertreter der gesellschaftlichen Lüge einfach vorzuführen und sie in das volle Licht zu stellen. Stensgård, der ganz naiv der Lüge als etwas Selbstverständlichem huldigt, und Konsul Bernick, der sie zwar verabscheut, aber mit der Notwendigkeit entschuldigt, treten in den vollen Vordergrund. Die Sklaven der Lüge füllen das Personenverzeichnis in beiden Dramen. Wenn der Dichter in diese Gesellschaft einen Doktor Fjeldbo, oder die schon energischer auftretende Lona Hessels stellt, so nehmen diese Vertreter doch immer nur einen verhältnismäßig kleinen Raum ein; sie wirken im Wesentlichen nur durch den künstlerischen und moralischen Gegensatz; sie sind nur wie das Siegel auf dem Urteil über die Lügenwelt. Im „Volksfeinde“ aber bildet diese Welt nur das Allgemeine, die dunkle, dumpfe Masse gleichsam, wie der „große, kalte, schlüpfrige Böig“ im Peer Gynt, auf welche der lichte Kämpfer für die Wahrheit, der frohmutige, unerschrockene Doktor Stockmann, trifft und schonungslos losschlägt. Indem er die Initiative ergreift und die Lüge nötigt, sich gänzlich nackt zu zeigen, vernichtet er sie künstlerisch, obgleich er selber unterliegt. In der Freude des Zuschauers über seinen moralischen Sieg liegt die Hauptwirkung dieses Dramas, das man daher ebensogut eine Tragödie nennen könnte.

Doktor Stockmann, der „Volksfeind“, ist eine groß angelegte aristokratische Natur, die den wahren Freisinn besitzt, „weil sie moralisch ist“; ein Coriolan in unsere moderne Gesellschaft versetzt, welche er mit derselben Rücksichtslosigkeit behandelt, wie der stolze Römer, und die ihn dafür aus ihrer Mitte stößt. Die von der Lüge geleitete Gesellschaft vermag Niemand zu dulden, welcher an dieser Lüge nicht teilnimmt, das ist die große vernichtende Moral unseres Dramas. Der Dichter schilderte uns in dem „Bund der Jugend“ die Lüge, wie sie in einzelnen Personen zu Tage tritt; in den „Stützen der Gesellschaft“ ist es schon eine ganze Klasse von Menschen: die formell Gebildeten; im „Volksfeind“ erscheint die ganze bürgerliche Gesellschaft von dem Lügengifte infizirt.

Der Held unseres Dramas, ein Arzt, hat, nach Art mancher seiner heimatlichen Kollegen, einen großen Teil seines Lebens in dem nördlichen Norwegen verlebt, wo die Menschen weithin zerstreut, „nach Art von Tieren zwischen Steinhaufen hausen“ und dem Meere die Mittel zu ihrem Unterhalte mühsam abringen. Dort, in dem fernen Erdwinkel, wenn seine Gedanken zu der schönen

*) Henrik Ibsen: En Folkefiende, Kjöbenhavn, 1882.

**) Ibsen: Digte, S. 194.

Heimat im Süden Norwegens schweiften, hat er sich einen Plan ausgedacht, wie er seiner Vaterstadt und den Heilung suchenden Kranken helfen könnte, indem daselbst eine Fluss- und See-Badeanstalt eingerichtet würde. Da er endlich seinen Wohnsitz in die Vaterstadt verlegen kann, macht sein Bruder Peter Stockmann, Stadtvogt, das ist Stadtrichter und Polizeimeister zugleich, den Plan zu dem seinigen und gründet die Badeanstalt in Form eines Aktienunternehmens. Indes geschieht die Anlage unter möglichster Vermeidung der Unkosten. So ist namentlich die Röhrenleitung des Wasssers, welches die Bäder speist und bei dem Seebade mündet, nicht oben am Flusse, sondern weiter unten bei einer Gerberei angelegt, welche das Wasser vergiftet und unter den Badegästen typhöse und gastrische Fieber erzeugt hat. Längst haben diese Krankheiten dem gewissenhaften Stockmann Unruhe bereitet; endlich ahnt er den richtigeu Zusammenhang und sendet Wasserproben nach Christiania, um eine zuverläßige chemische Analyse zu erhalten. Diese ergiebt die Richtigkeit der Vermutung des Doktor Stockmann im weitesten Umfange, der seinerseits schon eine Denkschrift vorbereitet hat, um sie nunmehr der Badeverwaltung, an deren Spitze sein Bruder steht, einzureichen, damit die sofortige Abhülfe geschaffen werden kann. Nun ist diese letztere, wie der Stadtingenieur begutachtet hat, nur mit einem Kostenaufwande von ein paar hunderttausend Mark zu bewirken, auch muss die Badeanstalt, welche der Stadt eine ungeahnte Prosperität gebracht hat, — ihr „klopfendes Herz“ — mindestens zwei Jahre geschlossen bleiben. Trotzdem stimmt die Presse, vertreten durch Hofstad und Billing, Redakteur und Mitarbeiter am „Volksboten“, und die Kleinbürgerschaft, geleitet durch den „maßhaltenden“ Buchdrucker Aslaksen, dem Doktor Stockmann ohne Vorbehalt zu, da sie diese Angelegenheit als ein sehr günstiges Moment ansehen, um den „Ring“, das ist die Herrschaft der Großbürger und Reichen im Städtchen vor Allem der Beamten, zu brechen.

Dagegen stellt sich sofort in Opposition zu dem Vorschlage der Stadtvogt Peter Stockmann, teils wegen der Kosten, teils aus Furcht, es könnten in den zwei Jahren der Ruhe die benachbarten Küstenstädte ihnen den Rang ablaufen; vor Allem, weil er der Urheber der alten Anlage, und weil der Vorschlag nicht seiner Initiative entsprungen ist. Er ist der Vertreter der Auktorität, die sich niemals etwas vergeben darf. Welch ein Gegensatz dieser unverheiratete Hypochonders, der immer kränklich ist und sich, statt kräftiger Speise, jeden Abend „das flaue Theewasser in den Leib schlägt“, — wie der mit solchen Ausdrücken nicht sparsame Doktor Stockmann es benennt — und dieser Letztere selbst, bei dem immer offene Tafel ist und jeder Gast sein Glas Toddy trinkt. Dieser Stadtvogt will von der Schädlichkeit des Wassers nichts wissen, will mindestens des Doktors Auffassung als eine übertriebene Befürchtung erachtet sehn und verlangt nicht bloß die Unterdrückung der Denkschrift, sondern auch eine Art Widerruf, um das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Bades wieder herzustellen. Gewisse Verbesserungen, so bemerkt er, könnten ja im Laufe der Zeit vorgenommen werden; ob er denn seine eigene Vaterstadt ruiniren wolle? Dem sanguinischen Doktor, der ganz glücklich über seine Entdeckung und immer des Glaubens gewesen ist, dass er die ganze Stadt dadurch in die glücklichste Stimmung versetzt habe, braust natürlich auf, sekundirt von seiner Tochter Petra, einer etwas emanzipirten Lehrerin; aber im Widerspruche mit seiner Ehefrau, die nicht die vorteilhafte Stellung beim Bade verlieren möchte. Das aber bringt ihn erst recht in Rage. Stellung, Familie, die Buben?

„Ich will das Recht behalten, meinen Jungen in die Augen zu sehn, wenn sie einmal freie Männer sind!“ — ruft er aus und beschließt sein Manuskript nunmehr im „Volksboten“ zu veröffentlichen, um das Publikum, seinem Bruder zum Trotz, aufzuklären. Er macht aber die Rechnung ohne den Wirt. Denn es genügt die Mitteilung des Stadtvogts an die Journalisten, — die vom Publikum abhängig, — und an Aslaksen, dass es erforderlich sein werde, eine städtische Anleihe aufzunehmen, da die Badeaktionäre kein Geld herzugeben entschlossen seien, um sie sämtlich umzustimmen. Die ganze Stadt steht und fällt mit dem Bade. Hieran darf namentlich dem Kleinbürger Niemand rühren. Die drei Freunde Stockmanns werden zu erbitterten Gegnern; sie verweigern die Aufnahme seines Aufsatzes im „Volksboten“, ja sogar die Separatausgabe auf Stockmanns Kosten.

So entschließt sich der noch immer nicht Enttäuschte eine Volksversammlung zu berufen. Auch hiezu will keiner der Besitzer öffentlicher Lokale eine Beihilfe gewähren. Glücklicherweise erhält er den Saal seines jugendlichen Freundes Horster, eines echten, norwegischen Seemanns, der sich nur um sein Schiff, aber nicht um „die öffentlichen Angelegenheiten zu Lande“ kümmert, „weil er nichts davon versteht.“ Wenn er auftritt, ist uns immer zu Mute, als wehe ein frischer Hauch vom Meere in diese Stickluft.

So kommt es denn zu der Volksversammlung, welche den ganzen vierten Akt füllt, ein Meisterwerk ersten Ranges, das unzählige Nachahmungen hervorrufen und doch so unerreicht bleiben wird, wie die großen Volksscenen in Coriolan.

Auch hier setzt sich die Intrigue fort. Man drängt Stockmann, der einfach sein Manuskript vorlesen will, einen Vorsitzenden auf, der ihn korrigirt; man unterbricht ihn und sucht ihn zu verwirren. Seine Frau hat sich vorn in seine Nähe gesetzt und sie hustet immer, — wahrscheinlich in Folge einer Verabredung — wenn er zu heftig wird; freilich meist ohne Erfolg. Das Vorlesen seiner Denkschrift giebt er auf. Er ist immer ein unruhiger Oppositionsmann gewesen, er hat namentlich in letzter Zeit viel über Menschen und Dinge nachgedacht: da erweitert sich ihm unwillkürich der Raum und auch sein Gesichtskreis. Nicht die Badeanstalt mit ihrer verpestenden Wirkung, nicht die Heimatsstätte mit ihrer Kleinlichkeit und Verlogenheit steht mehr vor seinen Blicken, sondern sein ganzes Land, das von den eisigen Einöden der Polar-

zone bis zu den grünen Landschaften im Süden reicht; und vor sein Auge tritt sein ganzes Volk und mit ihm die Lüge, welche ihre Wohnstatt gerade da aufgeschlagen hat, wo es hell und wahr sein sollte: nämlich bei den Menschen, welche das Wort Freiheit auf ihre Fahne schreiben und von dem wahren Wesen derselben doch keine Ahnung haben. Noch niemals sind der „liberalen Mehrheit", deren „veraltete Wahrheit" Europa beherrscht, ein so vernichtendes Urteil gesprochen, wie von dem einsamen Dichter, der seine Geburtsstadt in dem hohen Norden hat und von dem Weltmittelpunkte Rom mit einem Blicke dieses alternde Europa überschaut. Es ist ein tiefes Wort, das dieser revolutionärste aller modernen Dichter, der sich nicht scheut zu gestehn, dass er „den Torpedo unter die Arche" lege, verkündet, wenn er es ausspricht, die Mehrheit habe zwar die Macht für sich, aber nicht das Recht. — „Recht habe ich und die paar andern, die einzelnen. Recht hat immer nur die Minorität."

„Was sind das für Wahrheiten, um welche sich die Mehrheit zu scharen pflegt? Es sind die Wahrheiten, so hoch an Jahren, dass sie schon auf dem Wege sind hinfällig zu werden. Aber wenn eine Wahrheit so alt geworden, dann ist sie auch im Begriff eine Lüge zu werden, meine Herren."

„Das können Sie mir immerhin glauben. Aber Wahrheiten haben durchaus nicht ein solch zähes Leben wie Methusalem. Eine normal angelegte Wahrheit lebt, — möchte ich sagen — in der Regel siebzehn bis achtzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Aber solche altgewordene Wahrheiten sind dafür auch schwächlich nnd mager wie eine Schindmähre. Und doch beginnt erst dann die Mehrzahl sich mit denselben zu befassen und empfiehlt sie der Gesellschaft als gesunde geistige Nahrung. Aber in einer solchen Kost — kann ich Sie versichern — liegt kein nennenswerter Nahrungsstoff; das muss ich als Arzt wissen. Alle diese Mehrheits-Wahrheiten kann man mit eingesalzenem Fleisch vom vergangenen Jahre vergleichen; und von ihm kommt all der moralische Skorbut, der überall und in allen Gesellschaften grassirt."

In diesem Stil geht es weiter; Frau Stockmann hustet vergebens. Da er schließlich auf den eigentlichen Kernpunkt, die Lüge, zu sprechen kommt, und lieber seine Vaterstadt, ja sein ganzes Land vernichten möchte, als diese Pest länger dulden, erreicht der Unwille seiner Zuhörer den Gipfel, und man pflichtet mit allen Stimmen gegen eine — die eines betrunkenen, mehrfach hinausgeworfenen Menschen — dem Vorschlage des Vorsitzenden bei, die Resolution anzunehmen, die Versammlung erachte den Badearzt Doktor Stockmann für einen Volksfeind.

Interessant ist es hierbei zu erfahren, wie sich die Leute eigentlich den seltsamen Auftritt deuten; der eine meint, Stockmann trinke; der andere, es komme von einer erblichen Verrücktheit; der dritte, aus bloßer Bosheit oder Rache; der vierte sieht in alledem nur den Wunsch einer Gehaltserhöhung.

Man würde sich nun nicht wundern, wenn jetzt plötzlich ein Umschlag erfolgte und der Doktor als ein Volksfreund erklärt würde; „denn die öffentliche Meinung ist ein überaus veränderliches Ding," sagt der Stadtvogt. Diese Erfahrung bleibt dem „Volksfeinde" allerdings erspart. Vorläufig begnügt man sich damit, ihm die Fenster einzuwerfen und ihn in die Acht zu erklären.

„Diese Steine" — so sagt er — will ich aufbewahren wie ein Heiligtum. Die Jungen sollen sie sich jeden Tag ansehn und wenn sie erwachsen sind, sollen sie dieselben von mir als Erbe erhalten." Was ihn nur kränkt, ist der Umstand, dass diese Menschen ihm auf den Leib zu rücken wagen, als ob sie seines Gleichen wären! — Was sei das für eine jämmerliche Bande! Unter dem Haufen Steine befänden sich nur zwei ordentliche Kampfsteine, alles übrige sei nichts weiter als Geröll, bloße Chausseesteine!

Und nun kommen die weiteren Folgen jener Resolution. Der Hauswirt kündigt ihm; der Glaser lässt sich entschuldigen; Petra verliert ihre Stelle als Lehrerin; die Jungen müssen aus der Schule fortbleiben (wo Pastor Rörlund, von den „Stützen der Gesellschaft" her bekannt, ihnen gesagt hat, dass Arbeit eine Strafe für unsere Sünden sei); selbst Kapitän Horster muss büßen, indem der Rheder ihm die Führung seines Schiffes nimmt. Natürlich verliert Stockmann die Stellung als Badearzt, und auch auf eine Privatpraxis ist weiter nicht zu rechnen, da die Bürger sich gegenseitig schriftlich verpflichtet haben, ihn in Krankheitsfällen nicht mehr zu rufen.

So ist er denn entschlossen, in der neuen Welt ein anderes Heim zu gründen. Wenn nur das abscheuliche Wort nicht da wäre, das unter Umständen „wie ein Stecknadelstich in der Lunge" wirken könnte. Aber davor, dass aus dem Worte eine Wahrheit werde und ein wirklicher Feind, ein Menschenfeind entstehe, bewahrt ihn doch sein reines Herz und sein ungetrübtes Gemüt.

Aber nun tritt eine Versuchung an ihn heran und fasst ihn an seiner schwächsten Seite, seiner Familie nämlich. Zwar hatte er früher gesagt: „Hier in der Stadt sind alle Männer Weiber, sie denken nur an die Familie und nicht an die bürgerliche Gesellschaft;" — aber das war doch nur eine Redewendung; hier ist in der Tat der Mittelpunkt seiner Welt. Und nun kommt der alte Morten Kiil, sein Schwiegervater, in dessen Gerberei die Quelle des Uebels sitzt; der niemals an die Geschichte mit den Infusorien, „die kein Mensch sehn kann", geglaubt, sondern nur in dem Auftreten Stockmanns gegen seinen Bruder den Ausdruck brüderlicher Liebe gesehn hatte; dieser „Dachs", der vor allem sich gern an den Machthabern rächen will, „da man ihn so hundsgemein aus der Stadtverordnetenversammlung hinausvotirt hat", und zeigt triumphirend die Badeaktien vor, die seitdem im Kurse beträchtlich gesunken und von ihm angekauft sind. Alles soll nun des Schwiegersohnes sein, und die Zukunft der Familie sichergestellt, wenn er jetzt dem Schwindel mit den unsichtbaren Tieren ein Ende macht und dadurch das Steigen der Badeaktien herbeiführt. Wenn nicht, so erhält des Doktors Frau nicht einen Schilling.

Und gleich darauf kommt herein der Redakteur des Volksboten Hovstad und der ängstliche immer aufs Maßhalten bedachte und darum auch dem Mäßigkeitsverein präsidirende Buchdrucker Aslaksen; derselbe, welcher im Bund der Jugend immer betrunken war und so erheiternd durch sein Zitat der „lokalen Verhältnisse“ gewirkt hatte, und Beide stellen sich und die Presse dem Doktor ganz zur Verfügung. Denn wie hätten sie voraussehen können, dass derselbe mit all seiner aufregenden Agitation nur den Zweck verfolgt habe, das Sinken der Aktien herbeizuführen, die jetzt der alte Kiil aufkaufe! Doch nicht bloß diese Ehrenmänner, auch sein Bruder, der Stadtvogt, sieht in Stockmanns Verfahren schließlich nichts als ein Börsenmanöver „den verabredeten Entgelt für des alten Kiil Testament“. Nun steht Stockmann allerdings sprachlos da. Freilich fertigt er den Bruder nur mit den Worten ab: „Peter, Du bist der scheußlichste Plebejer, der mir je vorgekommen ist;“ aber jene Herren von der Presse befördert er mit seinem Regenschirm auf die Straße. So beschließt er denn, nicht nach Amerika zu gehn, sondern zu bleiben und in Horsters Hause als freier Mann zu wohnen, und Petra soll dort eine Schule einrichten, in der er selber seine Jungen und die „schmutzigsten Straßenlümmel“ unterrichten will. Und was seine Praxis betrifft, so bleiben ihm ja doch die Armen und die Bedürftigen. Seine Kinder will er aber zu vornehmen Leuten erziehn. Und was er darunter versteht, das hat er uns an jenem großen Abend gesagt. Vornehm ist, wer sich über die Lüge erhebt, den Mut einer eigenen Meinung besitzt und sich zur geistigen Freiheit heraufgearbeitet hat. Auch nur solche Menschen können den Anspruch erheben, freisinnig genannt zu werden. Denn keine Freisinnigkeit ohne Moral. „Aber“, fragen die Jungen, „was werden wir tun, wenn wir freie und vornehme Männer geworden sind?““

„Dann sollt ihr alle Wölfe nach dem fernen Westen jagen, Burschen!“

„Ach! wenn diese Wölfe nur dich nicht jagen, Thomas!“ bemerkt die Frau.

„Bist du nicht klug, Katharine! Mich jagen! jetzt, da ich der stärkste Mann in dieser Stadt bin? Ja sogar der stärkste in der ganzen Welt! — Denn seht, ich habe soeben eine große Entdeckung gemacht. Der stärkste Mann in der Welt ist der, welcher am einsamsten ist.“ Die Frau lächelt und schüttelt den Kopf, aber Petra ergreift seine Hand und ruft ein zuversichtliches „Vater!“ — —

Dieses neueste Drama Ibsens hat die Bedeutung eines die Luft reinigenden Gewitters. Es handelt nicht mehr von Hekuba, nicht von den Freuden und Leiden einer einsamen Menschenseele, es führt uns zu den höchsten Höhen der Menschheit wie auf einen der großen schneeigen Bergkolosse Norwegens und zeigt uns über dem Qualm der niedern Tallandschaft die silberfunkelnde Bergreihe einer fernen aber erreichbaren Gebirgsweite. Mit sicherm Schritt, wie ein Alpenführer, leitet er uns hinauf; denn hier schweigt jedes Bedenken, jeder kleinliche Zweifel. Dieser Stockmann ist keine bloß dichterische Figur, keine gedankliche Abstraktion, aber ebenso wenig ein Ideal, wie es im Reiche der Träume lebt. Er ist der Mensch mit allen seinen Fehlern und Schwächen, aber ein warmherziger Mensch, immer voll Vertrauen, leicht aufbrausend und von einer seelischen Reinheit wie der Schnee des Glittretind. Im gewissen Sinne ist er ein großes Kind, aber mit dem ganzen Enthusiasmus, und der Vertrauensseligkeit der Jugend. Er besitzt die Gastfreundschaft eines Indianers; es freut ihn junge Menschen zu sehen, wie sie in die volle Schüssel greifen und mit herzlichem Appetite essen. Er ist ganz glücklich, dass er seinen Freunden immer ein Glas Toddy bereit halten kann und einen Rindsbraten. Er schickt seinen Eilif nach der Cigarrenkiste, obwol er fürchtet, dass derselbe gelegentlich eine einsteckt. „Aber ich mache so, als ob ich es nicht merke“, sagt er. Er ist ganz glücklich über die Tischdecke, welche Katharine aus ihren Ersparnissen angeschafft hat, und den neuen Lampenschirm. Er stellt die Sachen in das rechte Licht und will, dass die Leute das alles auch bewundern. Wenn sein Herz recht voll ist, besinnt er sich nicht auf den Namen seines Dienstmädchens, „die da mit der berußten Nase“. — „Du bist der klügste Mann in der Stadt“, sagt seine Frau, „und doch ist es so leicht, dich zu narren.“ — Nirgends wählt er die Ausdrücke; er nennt jedes Ding bei seinem rechten Namen, zum großen Entsetzen seines vornehmen Bruders, dem die Form die Hauptsache ist. Recht im Gegensatz zu diesem, der da meint, dass den Menschen nicht mit neuen Gedanken gedient sei, hat alles Neue für ihn Reiz; er schreibt über alles, was ihm vorkommt und sein Herz bewegt. Aber daher ist er auch ein beschwerlicher Mann, „der keine Autorität dulden kann“. Und darin hat sein Bruder nicht so Unrecht, nur dass freilich sein Gemüt eine Autorität bloß in geistigen Dingen nicht anerkennen will. Diese Figur des Doktor Stockmann ragt so weit über alle andern Personen des Dramas hinaus, wie die eines altägyptischen Königs auf den Schlachtenbildern in den dortigen Grabkammern über seine Umgebung. In der Tat ist er fast fortwährend auf der Bühne und nimmt unser Interesse ausschließlich in Anspruch. Ebenso einfach ist der Plan dieses Dramas. Ibsen ist ein so überreicher Dichter, dass er sonst überall seine Werke mit Episoden ausstattet, die geeigneten Stoff für ein halbes Dutzend neuer Dramen enthalten. Er zeigt uns oft einen großen Strom mit allen seinen Nebenflüssen. Der „Volksfeind“ gleicht eher einem Fluss, der in stolzer Größe auf jeden Quellenzuwachs verzichtet, der dahinstürzt mit voller Gewalt, wie manche norwegische Elve, die unsern Nachen über schäumende Strudel mit fortreißen und uns keine Zeit zum Besinnen lassen. Niemals wird unsere Aufmerksamkeit nach irgend einer Seite hin abgelenkt. Der Dichter hat es gewagt, ein modernes Drama ohne jedes Liebesverhältnis zu schreiben; offenbar absichtlich, um unsere Teilnahme für den Hauptfelden nicht zu beeinträchtigen. Wie nahe läge es nicht, Petra und Horster, diese beiden freien Anhänger „der guten Sache“, mit einander zu ver-

einigen. Der Dichter hat selbst diese kleine Episode unausgeführt gelassen.

Ob der Schluss zu befriedigen geeignet ist? Ich möchte es nicht bejahen. Der einsamste Mann mag immerhin der vornehmste sein, zum stärksten macht ihn erst sein Einfluss auf andere. Stockmann hätte gut getan, nach der neuen Welt auszuwandern, in welcher ihm der rechte Wirkungskreis beschieden wäre, und der kleinen Welt seiner norwegischen Heimat den Rücken zu kehren, wo ihm nur neuer Kampf und schließliches Unterliegen in Aussicht steht.

Die richtige Antwort hat der Dichter längst schon selber gegeben und der stolze, in die Verbannung gehende Römer mit seinem vernichtenden: „Ich banne euch!“

Königsberg i. Pr.

L. Passarge.



Anthony Trollopes letzter Roman.

„Marion Fay“.

Leipzig 1882. B. Tauchnitz. 1,60 M.

Die unendlich fleißige Feder Anthony Trollopes hat ihre Tätigkeit eingestellt, nachdem sie fast 40 Jahre lang das unterhaltungsfrohe Publikum alljährlich mit einem amüsanten, dankbar und willig aufgenommenen Roman beschenkte.

Trollope hat das seltene Glück gehabt, dass die Kraft, die ihm die Feder führte, ungeschwächt bis zu seinem Tode vorhielt; kein allmähliches Abnehmen, kein Zeichen von Greisenhaftigkeit hatte das Ende derselben vorfühlen lassen.

„Marion Fay“, der letzterschienene seiner Romane, übertrifft sogar an Geschlossenheit der Handlung manchen seiner Vorgänger und weist dazu mehr Gemütstiefe und leidenschaftliche Bewegung auf, als wir sonst bei Trollope gewohnt sind.

Das Thema des genannten Romans ist das auch von ihm selber schon oft variirte von den ungleichen Liebesleuten, ungleich an Geburt, gleich an Empfinden.

Zwei solcher Paare bilden den Mittelpunkt der Erzählung, einmal ist der Mann, einmal das Mädchen die unebenbürtige Hälfte. — Die Lösung des Knotens kann in einem solchen Falle auf verschiedene Weise erfolgen: Wird alles durch Ereignisse bewirkt, durch plötzlich und zufällig eintretende äußerliche Vorgänge, so hat der Autor jedenfalls das größere Publikum für sich, gegen jenen andern, der die Haupthandlung in das Innere der Mitspielenden verlegt und eine Sinnesänderung zum eigentlichen dramatischen Kern seines Werkes macht; ihm wird das gewähltere Publikum bleiben.

Sehen wir nun zu, wie sich Trollope beim ersten Paare hilft, damit alles „gut werde“. Der Postbeamte, — — horreur! Postbeamter! ist kein wirklicher Postbeamter, sondern ein italienischer Graf, der seinem Vater allerdings nichts außer dem Leben verdankt, denn dieser, als das arge mauvais sujet, das er war, hat ihn sogar verleugnet; als Sohn eines gräflichen Schuftes gelangt er aber augenblicklich in die Gesellschaft, die sich dem Abkömmling einer guten bürgerlichen Familie ängstlich verschlossen hatte. — Der so plötzlich vom Himmel gefallene Titel ist ihm selbst zwar etwas unangenehm, besonders wenn der ununterdrückbare Crocker (eine meisterhafte Figur des Buchs), ihn auf Schritt und Tritt mit dem duca di Crinola verfolgt, — aber was soll man machen? Gut ists doch! das lässt selbst die sonst charaktervolle aristokratische Geliebte nicht undeutlich durchblicken, und Lady Kingsbury Schwiegermutter ist so doch wenigstens zufriedengestellt.

Ich bin der letzte, der von dem Schriftsteller einen unmöglichen Idealismus verlangte; ich weiß auch, die gewöhnlichsten Menschen sind diejenigen, die sich am seltensten in ihren Gesinnungen ändern, — es gibt nichts Standhafteres als Gummi elasticum, und es wäre Unrecht, von dem Realisten Trollope zu erwarten, dass er eine Lady Kingsbury zur Anerkennung eines Charakters ohne Titel bringen sollte; — die Frage ist nur, ob sie denn überhaupt dazu gebracht werden muss? ob denn die Gefühle dieser Leute um jeden Preis geschont werden müssen, während die Bürgerlichen schlecht genug wegkommen? — Und wenn Lady Kingsbury zur Einsegnung des Brautpaars nicht entbehrt werden kann, wer verlangt denn, dass sie sich durchaus „kriegen“? Wozu denn alle Müh und Kunst vorher? Heißt das nicht, eine lebensvoll gezeichnete Gesellschaftsgruppe zur Erleichterung des Dichters auf eine ganz unirdische Erde versetzen, wo alle Wünsche in Erfüllung gehen?

Trollopes Personen fallen allerdings nicht aus der Rolle; Gummi elasticum von Anfang bis zu Ende, bleiben sie sich selber gewisslich treu; aber lässt nicht der Schriftsteller den Kobold Zufall ein wenig stark aus der Rolle fallen, wenn er ihn uns in seinen Büchern stets nur als gefälligen deus ex machina aus dem Hintergrunde hervorspringen lässt?

Die Hälfte des andern ungleichen Paares ist Marion Fay selbst, die Titelheldin des Buches und auch sonst eine Heldin, die sich gegen die Liebe wehrt. Sie ist das tiefempfindende, selbstverleugnende Mädchen, das an seiner Selbstverleugnung stirbt, außerdem freilich an der Auszehrung, die, um das Elend voll zu machen, eine gespenstige Erbkrankheit ist; — hier wie dort also ein von außen verhängtes Geschick, gegen das es keine Hilfe giebt.

Auch Marions Entsagung wird dem schlicht menschlichen Fühlen unangenehm auffallen, aber das hat die englische „awe“ vor der „nobility“, von der Trollope fortwährend spricht, zu verantworten. — Im übrigen ist die mit großer Liebe gezeichnete Figur der kleinen Quäkerin anziehend genug; wer Glück hat, findet eine ähnliche wol auch in Wirklichkeit einmal, obgleich sie recht eigentlich zu den Romanbekanntschaften gehört; sie wird sicherlich angeschwärmt werden.

Der „Mann der Männin“ dagegen ist von frischerer greifbarerer Körperlichkeit.

Der junge Lord steht da als warnendes Beispiel für die traurigen Folgen einer liberalen Erziehung; sein Großonkel war noch ein Tory, sein Vater fiel ab und wurde ein Whig, er selbst ist fast ein Revolutionär, und seine Verliebung in Marion Fay ist die hauptsächlichste Betätigung seiner umstürzlerischen Gelüste.

Das vollste wirkliche Leben pulsirt aber, meiner Meinung nach, in den Nebenpersonnen, dem faulen schmarotzenden Hauskaplan, der klatschsüchtigen Clique Demijohn und Duffer, den Beamten des Postbureaus, dem vielbeschäftigten Lord mit dem unaussprechlichen Namen, der immer irgendwo einen Grundstein zu legen, oder ein offizielles Diner zu eröffnen hat, — das sind Leute, die wir sehen, und die auch der Autor unfehlbar selbst so gesehen hat.

Die feine Detailzeichnung, der ungezwungene Dialog, die leichte, fließende Diktion sind bekannte Vorzüge Trollopes und sind auch diesem Buche in hohem Grade eigen.

Ein Kaninchen ist ein sehr unterhaltendes Tierchen. Mit großen, zutraulichen Augen blickt es uns halb traurig, halb lustig an, macht übermütig Männchen wie ein Hase, hüpft voller Grazie und kann seine Ohren auf altklug verständige Weise bewegen. Es ist ein rechtes Haustier, läßt sich jede Art der Behandlung mit ziemlich gleichem Anstande gefallen und ist zufrieden, wenn wir ihm gut sind. — Es liegt ihm in der Natur, sehr viele Brüder und Schwestern zu haben, und sie sind alle liebenswürdig, wie es selbst. Nur ein Umstand ist da, der vielleicht die Freude an ihnen abschwächen könnte, es ist der, dass sie nicht nur alle gleich liebenswürdig, sondern auch sonst alle gleich sind.

Bei allen dieselbe unzerstörbare Gemütlichkeit, die zuweilen in sanfte Langweiligkeit übergeht, die gelegentlichen Offenbarungen eines gesunden guten Herzens, das verständige Ohrenwinken, endlich das Wolgefallen an Vegetabilien, denn sie sind alle Vegetarianer, keins von ihnen bringt ein derbes blutiges Stück Fleisch an die zufriedenen Lippen.

Aber liebenswürdig und unterhaltend sind sie, und ein liebenswürdiges und unterhaltendes Buch ist auch „Marion Fay“ von Trollope, das einundachtzigste und zweiundachtzigste von seinen Geschwistern.

Hamburg.

Ilse Frapan.



Max Kretzer: Der Schwarzkittel oder die Geheimnisse des Lichthofes. Erzählung.

Leipzig und Berlin, 1882. Otto Spamer. 1,50 M.

Diese siebente Nummer der Spamerschen „Neuen Volksbücher“ verdient in mancher Beziehung empfohlen zu werden. Der Verfasser bewährt hier wiederum das Erzählertalent, das wir schon an anderer Stelle zu rühmen wussten: er ist, wie nicht viele, der Mann dazu, die sozialen Verhältnisse der Arbeiterwelt dem Verständnis des gebildeten Publikums näher zu führen, und die früher öfters zu rügenden Schroffheiten des Urteils treten offenbar immer mehr zurück.

Zu bedauern ist aber auch wieder (und hier mehr als je) die Vorliebe des Verfassers für das Ungewöhnliche, Auffällige, Unerwartete. Zwei Zwillingsbrüder lieben beide dasselbe Mädchen; der eine, der „tolle Hermann“, lässt sich in Abwesenheit seines ihm sprechend ähnlichen Bruders Heinrich die Geliebte durch einen falschen Prediger antrauen, und der Betrogene tauscht mit seinem sauberen Bruder den Namen, gibt ihn für verschollen aus und lässt ihn als Kommerzienrat Heinrich Schilling an die Spitze der berühmten Fabrik treten, indes er selbst als technischer Leiter des Geschäftes, als der „Schwarzkittel“ sich im Innern des berüchtigten „Lichthofes“ aufhält und nach zwanzig Jahren Gelegenheit hat sich an jenem Nichtswürdigen nochmals nobel zu rächen und endlich selber glücklich zu werden. Wie aus dem Vorworte hervorgeht, beruht das Ganze auf „Wahrheit und Dichtung“. Da der Verfasser uns dessen versichert, so muss dem ja wol so sein; besser wäre es (um der Illusion des Lesers willen) aber doch gewesen, wenn er den Schauplatz der Handlung nach Russland, Ungarn oder Rumänien verlegt hätte.

Berlin.

Ludwig Freytag.



Literarische Neuigkeiten.

Die illustrirte Prachtausgabe von Goethes Werken ist jetzt bis zur 18. Lieferung vorgeschritten. Die Ausstattung genügt den weitgehendsten Ansprüchen und besonders zu loben ist die Handlichkeit des Formats, welches diesen Goethe nicht, nach dem Muster gewisser Monstra von Büchern, zu einem Stück Salonmobiliar, sondern zu einem bequem lesbaren Buche macht. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Gustav Freytag hat seinem Verleger das Manuskript eines neuen Romans übergeben.

Von Ebers' „Ein Wort“ sind bis jetzt 11 Auflagen erschienen.

Von Johannes Scherrs unter dem Titel „Menschliche Tragikomödie“ gesammelten historischen und kulturhistorischen Studien erscheint ein 11. und 12. Band, enthaltend: Mohammed und sein Werk. — Deutschland vor hundert Jahren. — Ein Memento. — Paris zur Schreckenszeit. — Der „grause“ Zar. — Ein Realpolitiker „sans phrase“. — Ein Zarenmord. — Garibaldi. — Dreißig Jahre deutscher Geschichte. — — Leipzig, O. Wigand. à 1 M.

Der plattdeutsche Verein „Quickborn“ in Berlin hat, um Anregung für die literarische Produktion in plattdeutscher Sprache zu geben, eine Preisbewerbung ausgeschrieben und zwar: 1. für eine plattdeutsche Ballade, 2. für ein plattdeutsches Lied und 3. für eine plattdeutsche Humoreske in Prosa, deren Umfang einen Druckbogen nicht überschreiten soll. Als Ehrengaben sollen folgende plattdeutsche Werke, mit bezüglicher Widmung gewährt werden: 1. Klaus Groths „Quickborn“ 1. und 2. Teil in illustrirter Prachtausgabe, 2. J. Mähls „Reinecke Voss“ und „Jean“ in Prachtband, 3. ein Jahresabonnement der plattdeutschen Wochenschrift „De Eekbom“. Zu Preisrichtern sind die plattdeutschen Schriftsteller Herr Kl. Groth, Herr J. Mähl und der Vorsitzende des Vereins „Quickborn“ Herr A. Langkavel gewählt worden. Die für die Preisbewerbung bestimmten Arbeiten sind bis 1. März d. J. an den Vorsitzenden des Vereins „Quickborn“, Herrn A. Langkavel, Berlin N., Schönholzerstraße 4, 3 Treppen zu senden.

Musset-Freunde machen wir auf eine sehr interessante Veröffentlichung aufmerksam: „Bibliographie et iconographie des œuvres d'Alfred de Musset“ von Maurice Clouard. Nur in 320 numerirten Exemplaren gedruckt. — Paris, Rouquette. 10 Fr.

Der neue Roman von Zola: „Au bonheur des dames“ (der 11. Band des Cyclus Rougon-Macquart) erscheint laut Anzeige des Verlegers Charpentier Anfangs März.

Einer vom französischen Ministerium des Unterrichts veröffentlichten Statistik über das Bibliothekwesen in Frankreich entnehmen wir die Ziffern von 6 Millionen Bänden für Paris, dagegen von nur 4½ Bänden für die Provinz. — Eine Statistik für Deutschland würde die Ueberlegenheit des deutschen Büchervorrats schlagend ergeben, nur haben wir keine einzige Bibliothek von der Reichhaltigkeit der Bibliothèque Nationale in Paris.

Unter der Redaktion des Professors Comba (Florenz) und Beteiligung des Herrn Professor Benrath (Bonn) und Professors Schmidt (Straßburg) erscheint eine Sammlung „*Biblioteca della Riforma Italiana*“, enthaltend Wiederabdrücke von evangelischen Schriften Italiens aus dem 16. Jahrhundert. Für Deutschland hat die Firma L. Fernau in Leipzig die Besorgung der einzelnen Bände übernommen.

Charakteristisch für die bornirte Halsstarrigkeit der Franzosen, nichts aus fremden Literaturen sich anzueignen: von Björnsons „Fischermädchen“ erscheint erst jetzt eine französische Uebersetzung, die erste, die überhaupt je von einer Arbeit Björnsons veranstaltet worden. Namen wie Björnson, Ibsen etc. waren den Franzosen bisher völlig unbekannt. Dass gar ein Pariser Theater seinem Publikum einmal ein nichtfranzösisches Stück vorführte, — unerhört! Die Franzosen haben eben den Fehler einer großen Tugend in dem Punkte: des literarischen Patriotismus.

Ein neues Werk von Alphonse Karr: „A bas les masques!“ — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Ein sprechender Beweis für die internationale Bedeutung des deutschen Buchhandels: Kürzlich erschien in Leipzig eine persische Grammatik in italienischer Sprache, gedruckt in der bekannten Leipziger Offizin von W. Drugulin (Von Dott. Prof. Italo Pizzi, Manuale della lingua persiana. Grammatica, antologia, vocabulario, Lipsia, Wolfgang Gerhard, editore, 15 Mark). Es war dem italienischen Professor der orientalischen Sprachen nicht möglich, in Italien eine Druckerei zu finden, die das Werk — beiläufig das erste und einzige italienische Lehrbuch der persischen Sprache — hätte drucken können. Der Verleger ließ dasselbe in drei Ausgaben herstellen, von denen die luxuriöseste auf holländischem Büttenpapier nur in zehn Exemplaren gedruckt ist, die in der Presse numerirt wurden. (Echo.)

In Widdin bestand eine Bibliothek mit zahlreichen kostbaren Manuskripten, die während des russisch-türkischen Krieges „gerettet“ wurde, „bloß weiß niemand von wem und wohin.“ Die türkische Regirung erinnerte sich oder wurde plötzlich an diese Bibliothek erinnert und recherchirt nunmehr nach dem Verbleib derselben. (Wiener Allgemeine Zeitung.)

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

G. Barbaro: Nicolò Tommaseo. — Venedig, Naratovich. 1 L.

Alfred Barbou: Le grand patriote Léon Gambetta. Histoire complète de sa vie politique et privée. — Paris, A. Duquesne. 1,50 Fr.

Rudolf Bergner: Eine Fahrt durchs Land der Rastelbinder. Bilder und Skizzen aus Nordungarn. — Leipzig, E. L. Morgenstern. 1,50 M.

E. Bonelli: El impero de Marruecos y su constitucion. — Madrid, Murillo. 12 R.

Max Buch: Die Wotjäken. Eine ethnologische Studie. — Stuttgart, Cotta. 10 M.

Luigi Capuana: La Reginotta. Fiaba illustrata da N. Facchinetti. — Milano, Brigola.

Maurice Clouard: Bibliographie et iconographie des œuvres d'Alfred de Musset. — Paris, Rouquette. 10 Fr.

H. Craik: Life of Jonathan Swift. — London, Murray. 18 sh.

James Darmestetter: Essais orientaux. — Paris, A. Lévy. 7,50 Fr.

Mrs. Forrester: I have lived and loved. — Leipzig, B. Tauchnitz. 2 Bände. 3,20 M.

Ludwig Ganghofer: Der Jäger von Fall. — Eine Erzählung aus dem bayerischen Hochlande. — Stuttgart, Bonz. 3,50 M.

C. N. von Gerbel-Embach: Russische Sektirer. — Heilbronn, Henninger. 1 M.

A. Goerth: Einführung in das Studium der Dichtkunst. I.: Das Studium der Lyrik. — Leipzig, Klinkhardt. 4 M.

Emile Grucker: Histoire des doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne. — Paris, Berger-Levrault. 7,50 Fr.

Thomas Hardy: Two on a tower. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

E. Hartner: Unter dem schwarzen Kreuz. Historischer Roman. 2 Bände. — Leipzig, C. Reissner.

Vicomte d'Haussonville: A travers les Etats-Unis. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Otto Henne am Rhyn: Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild. — Zürich, C. Schmidt. 2 M.

O. W. Holmes: The autocrat of the breakfast-table. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

E. H. Hudson: A history of the Jews in Rome. — London, Hodder & Stoughton. 7½ sh.

L. Hugonnet: La Grèce nouvelle. — Paris, Degorce-Cadot. 2,50 Fr.

G. H. Jennings: Anecdotical history of the British Parliament. — London, Kox. 15 sh.

Alphonse Karr: A bas les masques! — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

O. Liebmann: Ueber philosophische Tradition. — Strassburg, Trübner. 1 M.

George Macdonald: The Princess and Curdie. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

Marc-Monnier: Un détraqué. Roman expérimental. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Edgar Monteil: Souvenirs de la Commune 1871. — Paris, Charavay. 3,50 Fr.

G. Mestica: Manuale della letteratura italiana nel secolo XIX. 1. Band. — Florenz, Barbèra. 3,50. L.

Nerra: La freccia del Parto. — Milano, Brigola. 2.50 L.

Georges Ohnet: La comtesse Sarah. — Paris, Ollendorff. 3,60 Fr.

Friedrich Polack: Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes. 1. Band: Jugendleben. — Wittenberg, Herrosé. 2 M.

A. von Puttkamer: Kaiser Otto der Dritte. Schauspiel in 5 Aufzügen. — Glogau, Carl Flemming.

A. R. Rangabé: Leïla. Deutsch von Felix Moral. — Leipzig, Ph. Reclam. 0,20 M.

Ernest Renan: Souvenirs d'enfance et de jeunesse. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Michael Ring: Altlateinische Studien. — Pressburg, S. Steiner.

Robida: Le vingtième siècle. Roman d'une Parisienne d'après-demain. — Paris, Dentu. 3,50 Fr.

Hermann Ruete: Ludw. Heinr. Christoph Hölty. Sein Leben und Dichten. — Guben, Berger. 1,50 M.

Alexander von Seventornen: Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zum Leben Lessings. 1. Band. — Leipzig, E. Wartig.

W. Sharp: Dante Gabriel Rossetti. — London, Macmillan & Co. $10\frac{1}{2}$ sh.

J. Skelton: Essays in history and biography. — London, Blackwood. $12\frac{1}{2}$ sh.

J. Turgenjew: Senilia. Dichtungen in Prosa. Uebersetzt von W. Henckel. — Leipzig, F. Duncker. 1 M.

A. Vannucci: Proverbi latini. — Mailand, Brigola. 6 L.

Richard Voss: Der Mohr des Zaren. — Frankfurt a. M. Koenitzer. 2 M.

August Wünsche: Die Rätselweisheit bei den Hebräern. — Leipzig, Otto Schulze. 2 M.

ANZEIGEN.

Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Eduard Engel** in **Berlin**, Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**,
Druck von **Emil Herrmann senior** in **Leipzig**, Papier von **Berth. Siegismund, Leipzig-Berlin.**

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: **Eduard Engel.**

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 24. Februar 1883. | Nr. 8.

Inhalt:

Literarische Kuriositäten.

I.

Unter den mannigfachen Formen, welche die Manie des Sammelns annimmt, ist die des Büchersammelns die verbreitetste, die verführerischste und auf die Dauer die kostspieligste. Man nennt sie Bibliomanie, und während sie Ende des siebzehnten Jahrhunderts vorzugsweise in Holland grassirte, dürfte heutzutage ihr Hauptsitz in England zu suchen sein: ein Engländer, Thomas Frognall Dibdin, der Verfasser des interessanten „Bibliographical Decameron", hat die „Book-madness" sogar in ein gewisses System gebracht. Das Publikum, das sich lange besinnt, ob es ein Buch zu fünf oder zehn Mark kaufen soll, hat kaum eine Vorstellung davon, welche fast unglaublichen Summen mitunter in England für seltene Werke hingegeben werden. Im Jahre 1812 wurde in London die herzoglich Roxburgh'sche Bibliothek versteigert. Dabei erlangte beispielsweise eine Ausgabe des Boccaccio vom Jahre 1471 den Preis von 2260 Pfund Sterling, das heißt an 50,000 Mark. Und erst vor wenigen Monaten wurde die Sunderland-Bibliothek in London versteigert. Es wurden da bezahlt u. a. ein Dante, Napoli ca. 1475, bei del Tuppo gedruckt, seltenste aller früheren Ausgaben des Dichters mit 205 Pf. Sterl.; ein Cicero, epistolae ad familares, Fol., Rom 1467, nur in 275 Exemplaren gedruckt, mit 295 £ = 6000 Mark; ein Gellius, Noctes Atticae, editio princeps, auf Pergament, nur 2 Exemplare bekannt, Rom 1469, mit 790 £; ja einen Petrarca (Vened. 1848) erwarb der Antiquar Quaritsch für 1950 £. Die hohen Preise, die bei der Auktion erzielt wurden, haben dem Herzog von Hamilton Lust gemacht, auch seine Bibliotheken unter den Hammer zu bringen. Man sieht, die Engländer lassen sich ihre „Book-madness" etwas kosten. Indessen fehlen die Büchernarren auch in Deutschland und Frankreich nicht, die Bibliomanie ist auch hier eine Krankheit, die einem hitzigen Fieber gleicht, ja, die unter Umständen bis zum Delirium gesteigert werden kann.

Der Büchernarr ist kein Bücherfreund, der Bibliomane nicht mit dem Bibliophilen zu verwechseln. Er kauft die Bücher nicht, um sie zu lesen, sondern nur um sie zu haben; er will sich nicht an ihnen erbauen, er will sie nur aufbauen auf seinem Repositorium, er lässt sich nicht durch ihren Inhalt und ihren inneren Wert, sondern durch zufällige, äusserliche Umstände bestimmen. Er wählt sie nicht, er vergafft sich in sie; er schätzt sie nicht, er misst und zählt und wägt sie. Häufig wird der Bücherfreund zum Büchernarren, wenn sein Vermögen zu-, sein Verstand dagegen abgenommen hat. Und der Fall ist nicht selten, dass auch sein Vermögen draufgeht.

Hat man etwa noch niemals in Leipzig oder in Berlin ein Original durch die Straßen gehen sehen — einen ältlichen Mann in einem langen blauen Rocke — die beiden Hintertaschen in ihrer ganzen Weite mit zwei Quartbänden regelrecht bepackt, die Seitentaschen voll diverser Schriften kleineren Kalibers und noch einen Stoß unklassifizirbarer Scharteken unter dem Arm und in den Händen tragend? Er ist eine zweite Vorsehung für die Lorenz und für die Gsellius. Er teilt seine Zeit und seine kostbaren Tage zwischen die Sortimenter und die Antiquare. Er ist ein gern gesehener, unterrichteter Gast der stehenden und der fliegenden Buchhändler. Er beriecht, befühlt, beschmeckt und beläppert jedwede alte Schwarte, jede gebundene und ungebundene

Erscheinung, jedes Folio und jedes Duodez. Er fragt immer nach den guten Ausgaben, nach den seltenen Ausgaben, nach den Ausgaben, wo sich „*der Fehler findet*“ und wo er sich nicht findet. Er hat sein ganzes Haus bis auf das Schlafzimmer seiner armen Frau in einen Bücherschrank verwandelt, er lebt wie ein Wurm zwischen Pappdeckeln und Rückenschildern, die Welt ist ihm wie dem weisen Mann — ein aufgeschlagenes Buch.

Nächstens wird er eine Stube brauchen, die er bisher vermietet hat, dem Inhaber kündigen und Raum für drei Fuhren Bücher machen, die er bei der letzten Auktion erstanden.

Der Büchernarr sammelt hauptsächlich Kuriositäten. Allerdings ist es ihm dann und wann auch um gangbare Bücher zu tun, wenn es nämlich gilt, eine Sammlung der verschiedenen Ausgaben eines und desselben Werkes vollständig zu machen, zum Beispiel der unzähligen Bibelausgaben, wie man sie auf der Staatsbibliothek in Stuttgart (8700 Exemplare in 89 Sprachen), oder der Horaz- und Cicero-Ausgaben, wie man sie auf der Stadtbibliothek zu Leipzig findet; aber auch hier wird er natürlich zuerst auf die seltenen und alten Ausgaben, z. B. auf die lateinische Bibel von Pfister in Bamberg fahnden. Literarische Seltenheiten sind seine Passion, für einen Elzevier mit achtzehn Linien Rand wäre er bereit das Hemd auf dem Leibe zu verkaufen.

Was heißt Seltenheiten und Kuriositäten? O, es gibt viele merkwürdige Bücher, die durch ihr Schicksal, ihren Ruf, ihre epochemachende Bedeutung interessant sind: welcher Abendländer sieht sich nicht einmal gern einen Koran an? Oder die türkische Uebersetzung der Bibel von Achmed Tewfik? Oder die Darstellung des europäischen Völkerrechts von Schlechta-Wssehrd, das erste Buch eines Abendländers in türkischer Sprache (Wien 1847)? Oder die alte chinesische Grammatik des Spaniers P. Varo (Kanton 1703), die neulich Herr Dr. Julius Platzmann in Leipzig erworben hat? — Nun ja, dergleichen reizt wol den Bibliomanen auch, aber die Hauptsache bleibt ihm doch, dass das Buch im gewöhnlichen Buchhandel nicht leicht zu haben ist. Eine Teubnerausgabe des Plato oder eine Cottasche Ausgabe des Schiller reiht er schwerlich seinem Bücherschatze ein, ob das gleich recht bedeutende Bücher sind. Goethe that im Alter das Bekenntnis, dass nach Shakespeare und Spinoza auf ihn die größte Wirkung von Linné ausgegangen sei. Trotzdem würde unser Bibliomane von dem „Systema Naturae“ höchstens etwa die erste Auflage (Leiden 1735) schätzen. Wenn dagegen ein Buch eine gewisse absonderliche Materie behandelt und seinerzeit recht bekannt gewesen, aber dem großen Publikum allmählich entfremdet worden ist, ich will einmal den „Roman de la Rose“, eins der ältesten Produkte, auf welche die Bezeichnung Roman angewendet wurde, oder die „Elegantiae linguae latinae“ von Johannes Meursius dem Jüngeren (Leiden 1757) nennen — das sticht unserem Manne in die Augen. Aber daneben und sogar hauptsächlich beachtet er andere Vorzüge an dem Opus, das er erwerben will. Es ist zum Beispiel Eigentum eines berühmten Mannes gewesen. Oder es ist das einzige arme Exemplar, welches, schon halb versengt, aus den Flammen der Inquisition herausgezogen wurde, wie z. B. das Vocabolario Cateriniano von Girolamo Gigli. Oder es ist aus einer berühmten Offizin hervorgegangen, wie z. B. der „Pâtissier français“ aus der der Elzevier (Amsterdam 1655), oder die „Horae beatae Mariae Virginis“ aus der des Aldus Manutius (Venedig 1497), oder die „Iliade“ des Homer, das bewunderungswürdige Prachtwerk, aus der des Giambattista Bodoni, welcher seinerzeit die herzogliche Druckerei in Parma zur ersten Europas erhoben hat (Parma 1808). Oder das Buch gehört der Kindheit der Buchdruckerkunst an und zu den sogenannten Wiegendrucken oder Incunabeln, respektive zu den Editiones Principes, den ersten Ausgaben der älteren oder neueren Klassiker; sie sind für den Kritiker wichtig, sie haben großen Wert für den Sammler. Oder das Werk ist auf farbiges Papier, auf kostbares Pergament, auf einen auserlesenen Stoff gedruckt, wie z. B. die Naturgeschichte von Bruckmann auf Asbestpapier (Braunschweig 1727), oder wie die „Fasti Napolionei“ mit Gold auf blaues Velinpapier (Paris 1804) oder wie die „Magna Charta“ mit Gold auf Purpurpapier (London, Whitaker, 1816). Man denke an den Codex Argenteus zu Upsala, der goldene und silberne Schrift auf roten Pergamentblättern zeigt. Oder das Buch besitzt sonst eine charakteristische Spezialität der Ausführung, wie z. B. das Dantechen, das 1880 bei Hoepli in Mailand erschienen ist, das kleinste Buch der Welt. Oder es ist voll interessanter Miniaturen. Oder es ist nicht beschnitten (*non rogné*), hat einen breiten Rand. Oder es ist wundervoll eingebunden, von serome und Bozerian in Frankreich, von Charles Lewis und Roger Payne in England, welcher letztere sich oft für ein einziges Buch zu binden an dreissig Pfund Sterling, das heißt an sechshundert Mark bezahlen ließ. Mit dem Einbinden wird in London so großer Luxus getrieben, dass ein Exemplar der vierbändigen Maklinschen Bibel, in roten oder blauen Saffian gebunden, 75 Pfund Sterling, d. i. 1500 Mark, die Boydellsche Shakespeare-Ausgabe 132 Pfund Sterling, 2640 Mark zu binden kostete. Notabene, auch in Deutschland werden für Prachteinbände und für die Zeichnung von Einbanddecken Honorare bezahlt, wie sie im vorigen Jahrhundert kaum der Schriftsteller für das Manuskript bekam; der Hofbuchbindermeister Fritzsche in Leipzig berechnet den Einband einer Adresse zum Jubiläum einer Geschäftsfirma ungleich höher, als Schiller dem Buchhändler Schramm seinen „Fiesco“ berechnete. Das sind also die Gesichtspunkte, unter denen der Bibliomane seine Ware ansieht, es ist nicht zu leugnen, dass dieselben auch eine gewisse Berechtigung haben und dass der Mann in seiner Art auch Kenntnisse und Kritik besitzen muss. Es gibt vielleicht manche Gelehrte, die den Plinius ungleich besser verstehen als er, die aber den Plinius der Elzevier aus dem Jahre 1635 weder würdigen noch unter-

scheiden. Desshalb wollen wir gleich einmal mit dem Bibliomanen auf die Jagd gehen und etliche seiner Bijoux Revue passiren lassen; vielleicht dass wir etwas von ihm lernen.

(Schluss folgt.)

Gohlis.

Rudolf Kleinpaul.



Ewige Jugend.

Schön wars, als aus dem Morgenrot
Mein Leben anhub aufzustrahlen
Und mir die Lust in vollen Schalen
Die reichsten ihrer Spenden bot;
Doch nicht der Jugend, schnell verweht
Und bleichend mit den braunen Haaren,
Ich preise die, die nie verblüht
Und schöner aufblüht mit den Jahren.

Das Götterbild, das immerdar
Ich feierte mit Hymnensange,
Sie schütz' es, dass es ewig prange
Auf meines Herzens Weihaltar,
Und meine Leier stimme sie,
Dass alles Herrliche und Schöne
In voller sel'ger Harmonie
Aus ihren Saiten widertöne!

Sie trage aufwärts meinen Geist,
Auf dass er hoch und höher ringe.
So wie in Jugendkraft die Schwinge
Den alten Aar nach oben reißt;
Er schwebe, himmelsluftgewiegt,
Indess, vom Lichtglanz ungeblendet,
Er auf die Welt, die unten liegt,
Die Sonnenblicke niedersendet.

Häuft dann des Alters Wintertag
Den letzten Schnee auf meine Locken,
Nicht schrecken mich die weißen Flocken,
Ich weiß, ein neuer Lenz folgt nach;
Und heller noch, als da ich jung,
Wie Abendrot der Alpen Firne,
Umleuchte mir Begeisterung,
Wenn sie zum Grab sich neigt, die Stirne.

Gedrückt hat so der Genius
Dem einundachtzigjähr'gen Greise,
Dem hehren Sophokles, noch leise
Auf Stirn und Mund den Weihekuss,
Und, während er im Morgenlicht
Sein Opfer bracht' am Musenherde,
Noch auf den Lippen ein Gedicht,
Ward er entrückt von dieser Erde.

München.

A. Fr. Graf von Schack.



Aus Henrik Ibsen's Schauspiel „Der Volksfeind".

(Mit Erlaubnis der Verlagshandlung von Herrn Philipp Reclam in Leipzig teilen wir nachstehend einige Szenen aus Ibsens neuem Drama in der autorisirten Uebersetzung von Wilhelm Lange mit, die nach dem Vorstehenden ohne weiteren Commentar verständlich sein werden. Der Herr Uebersetzer hat für die deutsche Bühne einige Aenderungen in den Namen vorgenommen; daher die Abweichungen von den in No. 7 vorkommenden Namen.)

IV. Akt. Vierter Auftritt.

Bürgermeister (sagt nichts, sondern sieht verstohlen nach den Fenstern).

Stockmann. Nicht wahr, 's ist hier heut' etwas luftig? Setz den Hut auf.

Bürgermeister. Wenn du erlaubst. (Setzt sich den Hut auf.) Ich habe mich gestern Abend erkältet —

Stockmann. So? Aber es war doch so warm —

Bürgermeister. Ich bedaure, dass es nicht in meiner Macht lag, diese nächtlichen Ausschreitungen zu verhindern.

Stockmann. Hast mir sonst noch etwas zu sagen?

Bürgermeister (einen grossen Brief hervorziehend). Ich habe dir von seiten der Badedirektion dieses Aktenstück zu übergeben.

Stockmann. Meine Entlassung?

Bürgermeister. Ja. Vom heutigen Datum an. (Legt den Brief auf den Tisch.) Es thut uns leid; indes — offen gestanden — der öffentlichen Meinung wegen konnten wir nicht anders.

Stockmann (lächelnd). Konntet ihr nicht anders! Ich glaube, diese Redensart hab' ich heut' schon gehört.

Bürgermeister. Ich bitte dich, mach dir deine Stellung doch klar: für die Zukunft hast du hier in der Stadt auf keine Praxis mehr zu rechnen.

Stockmann. Ach zum Geier mit der Praxis! Aber woher weißt du das so bestimmt?

Bürgermeister. Der Hausbesitzerverein lässt eine Liste zirkuliren — von Haus zu Haus; und darin werden alle gutgesinnten Bürger aufgefordert, deine ärztliche Hilfe nicht mehr in Anspruch zu nehmen; und du kannst versichert sein, nicht ein einziger Familienvater wagt es, seine Unterschrift zu verweigern; man darf das einfach nicht.

Stockmann. Daran zweifl' ich nicht. Aber was weiter?

Bürgermeister. Dürfte ich dir einen Rat geben, so wäre es der, für einige Zeit von hier fortzuziehen —

Stockmann. Daran hab' ich auch schon gedacht —

Bürgermeister. Gut. Und wenn du dann ein halbes Jahr Bedenkzeit gehabt und nach reiflicher Überlegung dich dazu bequemen könntest, mit ein paar bedauernden Worten dein Unrecht einzugestehn —

Stockmann. So könnt' ich meine Stelle vielleicht zurückerhalten, meinst du?

Bürgermeister. Vielleicht; das wäre durchaus nicht unmöglich.

Stockmann. Ja aber die öffentliche Meinung? Ihr dürft ja nicht wegen der öffentlichen Meinung —

Bürgermeister. Die öffentliche Meinung ist ein sehr wandelbares Ding. Und — offen gestanden — es ist für uns von besondrer Wichtigkeit, ein solches Zugeständnis von dir zu erhalten.

Stockmann. Kann ich mir denken! Aber zum Geier, erinnerst du dich nicht mehr, was ich früher von derartigen Intrigantenstückchen sagte?!

Bürgermeister. Damals war deine Position bei weitem günstiger; damals durftest du annehmen, du hättest die ganze Stadt im Rücken —

Stockmann. — während sie mir jetzt auf dem Nacken sitzt . . . (Braust auf.) Nein, und säße mir der leibhaftige Teufel samt seiner Großmutter auf dem Nacken —! Niemals — niemals, sag' ich!

Bürgermeister. Ein Familienvater darf so nicht handeln, Otto!

Stockmann. Ich darf nicht! Nur eines gibt es, was ein freier ehrlicher Mann nicht darf; und weißt du, was das ist?

Bürgermeister: Nein.

Stockmann. Natürlich! Wie solltest du auch! Nun, so will ich dir's sagen: Ein freier ehrlicher Mann darf nicht handeln wie ein Lump!

Bürgermeister. Das klingt ausserordentlich plausibel; und gäbe es keine andre Erklärung für deine Halsstarrigkeit —

Stockmann. Andre Erklärung —! Drücke dich deutlicher aus!

Bürgermeister. O du weisst recht gut, was ich meine. Aber als Bruder und besonnener Mann rat' ich dir: baue nicht allzu fest auf Aussichten und Hoffnungen, die sehr leicht fehl schlagen könnten.

Stockmann. Aber auf was spielst du denn eigentlich an?!

Bürgermeister. Willst du mir wirklich einbilden, du wüsstest nicht, welche testamentarischen Bestimmungen der Gerbermeister Worse*) getroffen hat?

Stockmann. Ich weiß, dass das Bisschen, was er besitzt, einer Stiftung für alte bedürftige Handwerker zufallen wird. Aber was geht das mich an?

Bürgermeister. Zunächt kann hier nicht von einem bisschen Vermögen die Rede sein. Gerbermeister Worse ist ein ziemlich wohlhabender Mann.

Stockmann. Davon hab' ich gar keine Ahnung gehabt —!

Bürgermeister. Hm — wirklich nicht? Du hast also auch keine Ahnung davon, dass ein nicht unbedeutender Teil seines Vermögens deinen Kindern zufallen wird — und dass du und deine Frau für Lebenszeit die Nutznießung haben werden. Hat er dir das nicht gesagt?

Stockmann. Nein, wahrhaftig nicht! Im Gegenteil: in einem fort hat er darüber gejammert, dass er so schrecklich hoch besteuert sei! Aber weißt du das auch ganz bestimmt, Hans?

Bürgermeister. Ich hab' es aus durchaus zuverlässiger Quelle.

Stockmann. Herr Gott, dann ist ja Johanna gesichert —! Und die Kinder ebenfalls! Das kann ich ihr nicht verheimlichen —! (Ruft.) Johanna! Johanna!

Bürgermeister (ihn zurückhaltend). Still, sag' ihr noch nichts!

Johanna (die Thür öffnend). Was wünschest du, Otto?

Stockmann. Nichts, nichts! Geh nur wieder.

Johanna (schliesst die Thür wieder).

Stockmann (hin- und hergehend). Gesichert! . . . gesichert . . . alle gesichert! Und auf Lebenszeit! Ach, es ist doch ein woltuendes Gefühl, sich und die Seinen gesichert zu wissen!

Bürgermeister. Aber eben das bist du nicht! Der Gerbermeister Worse kann das Testament jeden Augenblick annulliren.

Stockmann. Aber das tut er nicht. Der gute Alte freut sich ja wie ein Zaunkönig, dass ich dich und deine hochweisen Freunde ein wenig gezwickt habe.

Bürgermeister (stutzt und sieht ihn forschend an). Aha, das erklärt gar manches!

Stockmann. Aber was denn?!

Bürgermeister. Das Ganze war also ein kombinirtes Manöver! Diese heftigen, rücksichtslosen Angriffe, die du — im Namen der Wahrheit! — wider die leitenden Männer der Stadt richtetest —!

Stockmann. Nun —! Nun —!

Bürgermeister. Das alles war also weiter nichts als die verabredete Gegenleistung für das Testament dieses alten rachsüchtigen Niels Worse.

Stockmann (fast sprachlos). Hans — du bist doch der ordinärste Plebejer, der mir je in meinem Leben vorgekommen ist!

Bürgermeister. Zwischen uns ist alles aus. Deine Entlassung ist eine definitive — denn jetzt haben wir eine Waffe gegen dich. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Stockmann. Dann Johanna und Petra.
Später Niels Worse.

Stockmann. Pfui, pfui, pfui! (Ruft.) Johanna, den Fußboden gescheuert, wo er gestanden —!

Johanna (in der Tür des Wohnzimmers). Aber Otto, Otto!

Petra (ebenfalls in der Tür). Papa, Großvater ist hier und fragt, ob er dich allein sprechen könne.

Stockmann. Ja gewiss. (An der Tür.) Bitte, Schwiegervater. (Niels Worse kommt herein. Stockmann schließt die Tür hinter ihm.) Nun, um was handelt sich's? . . . Nehmen Sie gefälligst Platz.

Niels Worse. Nein, nicht setzen. (Sieht sich um.) Es sieht hier heute recht hübsch bei Ihnen aus, Stockmann.

Stockmann. Ja, nicht wahr?

Niels Worse. Ganz hübsch — ja . . . und frische Luft haben Sie heute auch; heut leiden Sie wohl keinen Mangel an dem sauren Stoff, von dem Sie gestern redeten. Da müssen Sie heut ein sehr gutes Gewissen haben.

Stockmann. Hab' ich auch.

Niels Worse. Kann ich mir denken. (Klopft sich auf die Brust.) Aber wissen Sie auch, was ich hier habe?

Stockmann. Hoffentlich ebenfalls ein gutes Gewissen.

Niels Worse. Bah! Etwas weit besseres! (Nimmt eine dicke Brieftasche hervor, öffnet sie und zeigt eine Anzahl Papiere.)

Stockmann (sieht ihn verwundert an). Aktien der Badeanstalt?

Niels Worse. Waren heut unschwer zu bekommen.

Stockmann. Und die haben Sie in der Stadt aufgekauft —?

Niels Worse. So weit mein baares Geld reichte —

Stockmann. Aber, lieber Schwiegervater — jetzt, da es so verzweifelt mit dem Bade steht —!

Niels Worse. Handeln Sie wie ein vernünftiger Mensch, so kommt das Bad schon wieder in guten Ruf.

Stockmann. Ja, Sie sehn ja selbst, ich tu' alles, was ich kann; aber — die Menschen sind hier so unvernünftig!

Niels Worse. Sie sagten gestern Abend, der ärgste Schmutz komme von meiner Gerberei. Wäre das wahr, so müssten ja mein Großvater und Vater und ich selbst viele Jahre lang die Stadt wie so drei Würgengel mit Verderben heimgesucht haben. Meinen Sie, die Schande lasse ich auf mir sitzen?

Stockmann. Leider wird Ihnen nichts andres übrig bleiben.

Niels Worse. Nein, dafür dank' ich. Ich höre, die Leute nennen mich den „alten Dachs". Ein Dachs ist ja so eine Art Schmutztier, aber hierin sollen die Leute nie und nimmer Recht bekommen. Ich will als reinlicher Mensch leben und sterben.

Stockmann. Und wie wollen Sie das anfangen?

Niels Worse. Sie, Stockmann, sollen mich wieder rein waschen!

Stockmann. Ich!

Niels Worse. Wissen Sie, für welches Geld ich diese Aktien hier gekauft habe? Für das Geld, das Johanna und Petra und Ihre Jungens von mir erhalten sollten. Denn, sehn Sie, ich habe mir so'n bisschen bei Seite gelegt.

Stockmann (aufbrausend). Und für so etwas werfen Sie Johanna's Geld fort!

Niels Worse. Ja, das ganze Geld steht jetzt im Bade. Und nun will ich doch 'mal sehn, ob Sie wirklich so ganz und gar verrückt sind, Stockmann. Lassen Sie noch fernerhin diese hässlichen Tiere und dergleichen aus meiner Gerberei kommen, so ist's akkurat, als ob Sie die Haut Ihrer Frau und Ihrer Kinder zu Markte trügen. Aber so was tut kein ordentlicher Familienvater — d. h. wenn er nicht verrückt ist.

Stockmann (auf- und abgehend). Ja, aber das bin ich ja; das bin ich ja!

Niels Worse. Nein, das sind Sie nicht, wenn's Frau und Kinder gilt!

Stockmann (vor ihm stehen bleibend). Warum nahmen Sie auch nicht erst Rücksprache mit mir, eh' Sie all den Kram da kauften!

Niels Worse. Was geschehn, ist am besten so.

Stockmann (unruhig hin- und hergehend). Wenn ich meiner Sache nur nicht so gewiss wäre —! Aber ich bin so fest überzeugt, dass ich Recht habe!

Niels Worse (die Brieftasche in der Hand wiegend). Bleiben Sie bei Ihrer Verrücktheit, so sind diese hier nicht viel wert. (Steckt die Brieftasche wieder ein.)

Stockmann. Aber zum Teufel, die Wissenschaft müsste, scheint mir, doch auch Gegenmittel zu finden wissen — irgend ein Präservativ —

Niels Worse. Meinen Sie etwa, um die Tiere tot zu machen?

Stockmann. Ja, tot oder unschädlich.

Niels Worse. Könnten Sie's nicht 'mal mit Rattengift versuchen?

*) Pflegevater der Frau des Doktors.

Stockmann. Ach was! . . . Aber die Leute sagen ja alle, es sei nur Einbildung. Könnt' es nicht wirklich bloße Einbildung sein! . . . Hat der unwissende, engherzige Haufen mich nicht einen Volksfeind geschimpft — mir nicht beinah die Kleider vom Leibe gerissen —

Niels Worse. Und Ihnen alle Fenster eingeworfen!

Stockmann. Und dann das andre — die Pflichten gegen die Familie! Darüber muss ich mit Johanna reden; sie ist in dem Punkte so streng.

Niels Worse. Das ist schön; hören Sie nur auf den Rat einer vernünftigen Frau.

Stockmann (auf ihn zufahrend). Dass Sie auch so verkehrt handeln konnten! Johanna's Geld aufs Spiel setzen; mich in diese entsetzliche qualvolle Lage bringen! Wenn ich Sie so anseh', ist mir's, als säh' ich den leibhaftigen Teufel —!

Niels Worse. Dann geh' ich wohl lieber. Aber bis Zwei muss ich Bescheid haben. Ja oder Nein. Giebt's ein Nein, so wandern die Akten zur Stiftung — und zwar noch am heutigen Tage!

Stochmann. Und was bekommt dann Johanna?

Niels Worse. Nicht einen Heller.

(Die Tür zum Vorzimmer geht auf und draußen werden Haustad und Thomsen sichtbar.)

Sechster Auftritt.

Stockmann. Niels Worse. Haustad. Thomsen.

Niels Worse. Ei ei, sehn Sie die Beiden dort!

Stockmann (sie anstarrend). Was, was! Sie wagen es noch, meine Schwelle zu betreten!

Haustad. Allerdings.

Thomsen. Denn sehn Sie, wir haben etwas mit Ihnen zu besprechen.

Niels Worse (flüsternd). Ja oder nein — bis zwei Uhr!

Thomsen (Haustad einen Blick zuwerfend). Aha!

Niels Worse (ab).

Stockmann. Nun, was wünschen Sie von mir? Machen Sie's kurz.

Haustad. Ich finde es begreiflich, dass Sie uns böse sind wegen unserer Haltung gestern in der Versammlung —

Stockmann. Und das nennen Sie Haltung! Eine schöne Haltung! Ich nenne es haltlos, nichtswürdig — pfui Teufel!

Haustad. Nennen Sie's, wie Sie wollen; aber wir konnten nicht anders.

Stockmann. Und d u r f t e n nicht anders! Nicht wahr?

Haustad. Wenn Sie wollen — nein.

Thomsen. Aber warum ließen Sie vorher auch nicht ein Wörtchen fallen! Nur ein leiser Wink für Herrn Haustad oder mich —

Stockmann. Wink? Worüber?

Thomsen. Ueber das, was dahinter steckte.

Stockmann. Ich versteh' Sie gar nicht.

Thomsen (ihm vertraulich zunickend). O, Sie nicht verstehn, Doktor!

Haustad. Na, jetzt kann's doch nicht mehr verheimlicht werden —

Stockmann (sie abwechselnd ansehend). Ja, aber in Teufels Namen —!

Thomsen. Darf ich mir eine Frage erlauben? Geht Ihr Schwiegervater nicht in der Stadt umher, um sämtliche Badeaktien aufzukaufen?

Stockmann. Ja, er hat heut Badeaktien gekauft; aber —?

Thomsen. Wär es nicht klüger gewesen, Sie hätten jemand anders damit beauftragt — jemand, der Ihnen nicht so nahe steht?

Haustad. Und dann hätten Sie nicht unter Ihrem eignen Namen auftreten sollen. Es brauchte ja niemand zu wissen, dass der Angriff auf die Badeanstalt von Ihnen ausging. Warum nahmen Sie nicht vorher Rücksprache mit mir, Doktor?

Stockmann (sieht starr gradeaus; es scheint ihm ein Licht aufzugehn und er sagt wie aus den Wolken gefallen). Ist das möglich?

Thomsen (lächelnd). Na, das hat der Erfolg doch bewiesen, dass es möglich ist. Aber, sehn Sie, es hätte fein gemacht werden müssen.

Haustad. Und dann hätten m e h r e r e dabei sein müssen; denn je größer das Konsortium, um so geringer die Verantwortung für den Einzelnen.

Stockmann (gefasst). Kurz und gut, meine Herren — was wollen Sie?

Thomsen. Das kann Ihnen Herr Haustad am besten —

Haustad. Nein, sagen Sie's, Thomsen.

Thomsen. Nun ja denn . . . die Sache ist die: jetzt, da wir wissen, wie das Ganze zusammenhängt, glauben wir Ihnen den „Volksboten" zur Verfügung stellen zu dürfen.

Stockmann. Jetzt dürfen Sie das? Aber die öffentliche Meinung? Fürchten Sie nicht, es werde sich ein Sturm wider uns erheben?

Haustad. Wir werden diesen Sturm energisch abzuwehren wissen.

Thomsen. Und Sie, Doktor, müssen sehn, dass Sie Ihre — Wendung recht geschickt ausführen. Sobald Ihr Angriff seine Wirkung getan —

Stockmann. Sie meinen: sobald mein Schwiegervater und ich die Aktien für billiges Geld in der Tasche haben —?

Haustad. Es sind ja doch vorzugsweise wissenschaftliche Gründe, die Sie veranlassen, die Leitung des Bades selbst in die Hand zu nehmen.

Stockmann. Versteht sich; nur aus wissenschaftlichen Gründen musste mir der alte Dachs die Aktien aufkaufen. Und dann flicken wir so'n bisschen an der Wasserleitung und wühlen ein wenig da unten am Strande herum, ohne dass es dem Stadtsäckel auch nur einen Heller kostet. Nicht wahr, das lässt sich doch machen? Was?

Haustad. Ich denke doch — wenn Sie den Volksboten im Rücken haben —

Thomsen. In einer freien Gesellschaft ist die Presse eine Macht, Herr Doktor.

Stockmann. Gewiss; und die öffentliche Meinung ja ebenfalls; und den Hausbesitzerverein — nicht wahr, Herr Thomsen, den nehmen Sie auf Ihr Gewissen?

Thomsen. Sowol den Hausbesitzer- wie den Mäßigkeitsverein. Da sein Sie nur ganz ruhig.

Stockmann. Ja — aber, meine Herrn — ich schäme mich danach zu fragen; aber — die Gegenleistung —?

Haustad. Am liebsten möchten wir Sie natürlich ganz umsonst unterstützen. Indes — der Volksbote steht auf etwas schwachen Füßen; er will nicht recht vorwärts; und das Blatt jetzt, da es hier in der hohen Politik so viel zu thun gibt, eingehn lassen — das möcht' ich nicht gern.

Stockmann. Sehr begreiflich; das müsste einem Volksfreunde wie Ihnen außerordentlich nahe gehn. (Aufbrausend.) Aber ich, ich bin ja ein Volkfeind! (Fährt im Zimmer umher.) Wo hab' ich meinen Stock? Wo zum Teufel hab' ich meinen Stock?

Haustad. Was bedeutet das?

Thomsen. Sie wollen doch nicht etwa —?

Stockmann (stehen bleibend). Und wenn ich Ihnen nun von meinem ganzen Gewinn nicht einen Heller abgäbe? Sie wissen ja, reiche Leute halten den Daumen gern fest auf dem Beutel.

Haustad. Und Sie wissen ja doch, dass die Aktiengeschichte sich auf zweierlei Weise darstellen lässt —

Stockmann. Ja, dazu sind Sie der Mann; greif ich dem Volksboten nicht unter die Arme, so erscheint Ihnen die Sache sicherlich unter einem schiefen Gesichtswinkel; Sie werden mich jagen, hetzen, würgen — wie der Hund den Hasen!

Haustad. Das ist nur ein Gesetz der Natur; jedes Tier sucht sich zu nähren.

Thomsen (lächelnd). Man nimmt sein Futter, wo man's findet.

Stockmann. So seht, ob ihr nicht da draußen etwas findet. (Fährt im Zimmer umher.) Denn wahrlich, jetzt will ich euch zeigen — (Findet den Schirm und schwingt ihn.) Hä, seht 'mal her —!

Haustad. Sie werden sich doch nicht an uns vergreifen!

Thomsen. Bitte, nehmen Sie sich ein wenig in Acht mit dem Schirm da!

Stockmann. Hinaus, Herr Haustad!

Haustad (an der Thür zum Vorzimmer). Sind Sie denn vollständig wahnsinnig!

Stockmann. Hinaus, Herr Thomsen! Hinaus, sag ich Ihnen!

Thomsen (um den Schreibtisch herumlaufend). Mit Maß, Herr Doktor! Ich bin ein schwächlicher Mann; ich kann nicht viel vertragen! (Schreit.) Hilfe, Hilfe!

Siebenter Auftritt.

Stockmann. Haustad. Thomsen. Johanna, Petra und Holster eilen aus dem Wohnzimmer herein. Später Fredrik und Walter.

Johanna. Aber mein Gott, Otto, was ist hier los!

Stockmann (den Schirm schwingend). Hinaus, sag ich!

Haustad. Ein Ueberfall auf wehrlose Menschen! Ich rufe Sie zum Zeugen an, Herr Kapitän! (Schlüpft hastig durch das Vorzimmer hinaus.)

Thomsen (ratlos). Ja, wer hier mit den Lokalverhältnissen bekannt wäre — (Entwischt durch das Wohnzimmer hinaus.)

Johanna (ihren Mann festhaltend). Aber so mäßige dich doch, Otto!

Stockmann (den Schirm fortwerfend). Teufel, da sind Sie mir dennoch entwischt!

Johanna. Aber was sollen sie denn von dir?

Stockmann. Später das! Jetzt hab ich an ganz andre Dinge zu denken. (Geht an den Tisch und schreibt auf eine Visitenkarte.) Sieh her, Johanna: was steht hier?

Johanna. Drei große Nein. Was bedeutet das?

Stockmann. Auch das sollst du später erfahren. (Die Karte hinhaltend.) Da, Petra, die soll das Mädchen zum alten Dachs bringen — so rasch sie laufen kann. Schnell, schnell!

Petra (geht mit der Karte durch das Vorzimmer hinaus.)

Stockmann. Ja, hab ich heut' nicht von allen Sendboten des Teufels Besuch gehabt, dann weiß ich's nicht. Aber nun werd' auch ich meine Feder gegen sie spitzen und in Essig und Galle tauchen!

Johanna. Ja aber wir reisen ja doch, Otto!

Petra (kommt zurück).

Stockmann. Nun?

Petra. Besorgt.

Stockmann. Gut. — Wir reisen, sagst du? Nein, nein! Wir bleiben, wo wir sind, Johanna!

Petra. Wir bleiben!

Johanna. Hier in der Stadt?

Stockmann. Ja, hier, just hier auf dem Kampfplatze! Hier soll die Schlacht geschlagen werden; hier will ich siegen! Sobald mein Rock wieder ausgebessert ist, geh' ich eine Wohnung suchen; denn zum Winter müssen wir doch ein Dach über dem Kopfe haben.

Holster. Das kann ich Ihnen bieten.

Stockmann. Sie?

Holster. Gewiss; denn in meinem Hause ist Platz genug; und zudem bin ich ja fast nie daheim.

Johanna. Ach, wie schön das von Ihnen ist, Herr Kapitän.

Petra. Herzlichen Dank! (Drückt ihm die Hand.)

Stockmann (ihm die Hand schüttelnd). Dank! Dank, lieber Freund! Die Sorge wär also beseitigt. Noch heut' geh ich an die Arbeit. O, Johanna, hier ist so unendlich viel zu tun! Aber es ist gut, dass ich nun meine ganze Zeit zur Verfügung habe; ja, denn — sieh hier — ich habe meine Entlassung als Badearzt erhalten —

Johanna (seufzend). Ach ja, das war zu erwarten.

Stockmann. — und nun wollen sie mir auch meine Praxis nehmen. Mögen sie nur! Die Armen behalt' ich auf jeden Fall — die, welche nicht bezahlen; du lieber Gott, die bedürfen meiner ja auch am meisten. (Setzt sich auf den Tischrand.) Ach, komm doch 'mal her, Johanna, — sieh, wie schön heut' die Sonne scheint. Und dann die herrliche frische Frühlingsluft, die hier zu uns hereinströmt!

Johanna. Ja, Otto, wenn wir von Sonnenschein und Frühlingsluft leben könnten —

Stockmann. Nun, wir sparen und knapsen so'n bisschen — dann geht's schon. Das ist mein geringster Kummer. Nein, was mich wurmt, ist, dass ich keinen geistig freien vornehmen Mann weiß, der bereit wäre, meinen Kampf gegen die Lüge fortzusetzen.

Petra. O, Papa, du hast noch so viel Zeit vor dir! ... Ah, da sind ja schon die Knaben.

Fredrik und Walter (kommen durch das Wohnzimmer).

Johanna. Habt ihr heute frei?

Fredrik. Nein, aber in der Pause wurden wir von den andern geprügelt.

Walter. Das ist nicht wahr; wir prügelten die andern!

Fredrik. Ja und da sagte der Lehrer, wir möchten lieber ein paar Tage zu Hause bleiben.

Stockmann (mit den Fingern schnalzend und vom Tische springend). Nun hab' ich's! Ja, ja, nun hab ich's! Keinen Fuß sollt ihr mehr in die Schule setzen!

Die Knaben. Nicht mehr in die Schule!

Johanna. Aber Otto —

Stockmann. Niemals! Ich will euch selbst unt[errichten] — das heißt, nicht in all dem Schulkram —

Walter. Hurrah!

Stockmann. — nein, zu freien vornehmen Männern will ich euch heranbilden! . . . Und du, Petra, mußt mich dabei unterstützen.

Petra. Ja, Vater, das will ich.

Stockmann. Und die Schule — die richten wir in dem Saal ein, in welchem sie mich zum Volksfeinde erklärten. Aber meine Zöglinge — ich muß mindestens zwölf Schüler haben.

Johanna. Die bekommst du hier in der Stadt nicht.

Stokmann. Das wollen wir sehn. (Zu den Knaben.) Kennt ihr gar keine Gassenjungen — so recht zerlumpte —?

Walter. Papa, 'ne ganze Masse!

Stockmann. Ausgezeichnet! Dann führ' mir einige Exemplare zu. Einmal will ich doch mit den Lümmeln experimentiren; manchmal können ganz merkwürdige Köpfe darauf sitzen.

Walter. Aber was sollen wir denn machen, wenn wir freie vornehme Männer geworden sind?

Stockmann. Dann, Jungens, sollt ihr sämtliche Parteihäuptlinge, diese heißhungrigen Wölfe nach dem fernen Westen fortjagen! (Fredrik macht ein etwas bedenkliches Gesicht; Walter hüpft umher und ruft hurrah.)

Johanna. Ach, Otto, wenn diese Wölfe nur dich nicht fortjagen!

Stockmann. Bist du nicht gescheit, Johanna! Mich fortjagen! Jetzt, da ich der stärkste Mann der Stadt bin!

Johanna. Der stärkst — jetzt?

Stockmann. Ja, denn ich darf das große Wort aussprechen: jetzt bin ich der stärkste Mann der Welt!

Walter. Aber Papa!

Stockmann (die Stimme dämpfend), Ssst! Noch dürft ihr's nicht laut sagen; aber ich habe eine große Entdeckung gemacht.

Johanna. Schon wieder?

Stockmann. Jawol! (Sammelt alle um sich und sagt vertraulich.) Seht ihr, die Sache ist die: Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher — allein steht!

Johanna (schüttelt lächelnd den Kopf). O, o, lieber Otto —!

Petra (vertrauensvoll seine Hände ergreifend). Vater!

(Ende.)



„Pompejanische Novellen und Andere“ von Woldemar Kaden.

Stuttgart 1882, Bonz & Komp.

Ist schon der kulturhistorische Roman ein seltsam Zwitterding, wie viel mehr erst die kulturhistorische Novelle! Eine Novelle, die geschlossenste Kunstform der Prosadarstellung, — ich möchte sie das Sonett der ungebundenen Rede nennen — in der alles um einen festen Kern sich gleichsam krystallisiren muss, in der das Schönste von Uebel, sobald es nicht in innigem Bezug zu diesem festen Mittelpunkt der Handlung steht! Wenn der moderne deutsche Meister der Novelle einen seiner Stoffe entlegener Zeit entnimmt, um durch Ton und Farbe dämmeriger Ferne die dichterische Wirkung zu erhöhen, dann bleibt ihm doch der Stoff — die Handlung und ihre Träger — die Hauptsache. Alles übrige ist nur da, um dem Grunde, von dem die Gestalten sich abheben, die rechte, d. h. die künstlerische Stimmung zu geben. Es kommt ihm nicht in den Sinn, die Kunst zur Magd des Wissens, [...]sachen, durch „kulturhistorische“ Darstellung bewerten zu wollen.

Es ist traurig, dass ein so tüchtiger Schriftsteller wie Woldemar Kaden, der feine Beobachtungsgabe der Gegenwart mit gründlicher Kenntnis der Vergangenheit seines lieben Italiens verbindet, sich verleiten ließ, den ersten freien Erzeugnissen seiner Feder solche kulturhistorische Form zu geben. Diese pompejanischen Novellen sind nichts weniger als Novellen. Als kulturhistorische Bilder oder Skizzen betrachtet, sind sie reich an interessanten Schilderungen; doch zu einer Novelle fehlt ihnen alles und noch das, was darin von Ueberfluss ist. Die erste „In der Morgenröte“ versucht das Aufgehen der christlichen Morgenröte aus der Nacht der Verkommenheit der klassischen Kultur darzustellen. Sie zeigt einen Reichtum historischer Züge, die sich die Schilderung keines Standes der Gesellschaft vom Sklaven bis zum Kaiser entgehen lassen. Nero, Seneca, der Apostel Paulus werden redend und handelnd eingeführt. Aber wo ist der Mittelpunkt, der all die bunten Szenen zu geschlossener novellistischer Einheit zusammenfasst? Soll es etwa das Liebespaar sein, Felix und Claudia, die sich so nebenbei zu christlicher Ehe einen? oder Cajus Sabinus, der seine schöne Angebetete, Flora, geheiratet, die nun nach kurzer Ehe von ihm getrennt lebt, wofür nur eine ungenügende Veranlassung, aber keine psychologische Motivirung gegeben wird. Doch das ist auch dem Leser ganz gleichgiltig, denn keine der allzu zahlreichen Gestalten ist lebensvoll genug, ihm wahres Interesse einzuflößen. Die Staffage allein ist hier in der Tat zum Mittelpunkt gemacht. All jene Nebendinge, die nur dazu dienen sollen, dem Bilde selbst Stimmung und Farbe zu verleihen, sind an die Stelle dieses Bildes getreten: kulturhistorische, an sich inhaltreiche Schilderungen, denen aber zur Novelle die Hauptsache fehlt: statt eines tiefen Einblicks in das Menschenherz zeigen sie uns nur die vielgestaltige Umgebung des Menschen, hinter der er selbst zurücktritt, ja verschwindet. Der Gedanke, der das wechselnde Gedränge der Bilder zusammenfasst, ist kein künstlerischer, sondern ein historischer.

Die zweite Novelle, welche weit anspruchsloser auftritt, verwebt ein — aber auch nur anekdotenhaft gehaltenes — Liebesabenteuer des jugendlichen Helden Don Juan d'Austria in eine fein ausgeführte Schilderung neapolitanischen Festlebens aus jener Zeit. „Des Ikarus Flügel“ und „Aus den Hernikerbergen“ behandeln Stoffe, die der Gegenwart entnommen, durch kulturhistorischen Ballast weniger beschwert sind. Wenn auch beide keinen Anspruch darauf erheben können, Novellen im höchsten Sinne zu sein, — denn der Kern psychologischer Herzensforschung, den jede enthält, wird mehr umgangen als erschöpft — so haben doch beide künstlerische Einheit, einen Mittelpunkt des Interesses. Auch wird die Sprache, die zuvor gar zu häufig den Eindruck des gewollt Schönen machte, das doch nicht den rechten Ausdruck zu finden vermochte, und nicht selten sogar den richtigen verfehlt (z. B. S. 129 . . . „und ein Blick des Einverständnisses wird zwischen den **zwei** gewechselt.“ Seite 174: „Der Jüngling erschien dem Mädchen in einem mysterischen Lichte“), hier weit einfacher und ungesuchter, wenn auch noch hie und da ein Satz vorkommt wie „der seine stolzen goldigen Gedanken die Schwindelpfade auf den Alpen Beethovenscher Musik führte“.

Ich bedauere, dass ich in dieser Besprechung einem Manne, den ich sonst so hoch achte, nicht die Anerkennung zeigen kann, die man gutgemeinten Arbeiten so gern darbringt. Doch der Herr Verfasser, der auf populärwissenschaftlichem Gebiete schon so Tüchtiges gearbeitet, wird selbst zugestehen, dass in einer Kunstleistung nicht das Wollen des Künstlers, sondern einzig sein Können ungeteilten Beifall erringt.

Berlin.

M. Benfey.



François Coppée.

Die in der letzten Nummer des vorigen Jahrganges dieses Blattes enthaltene warme Empfehlung der „kleinen Geschichten aus Frankreich“ *) hat die Folge gehabt, dass mir wieder von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden ist, ich möge Muße finden, noch andere derartige seiner Poesien zu übersetzen; zugleich verlangt man näheres über Coppée zu wissen. Dem ersteren Wunsche werde ich vor der Hand nicht entsprechen können; Auskunft über Coppée selbst gibt aber schon die Einleitung zu dem erwähnten Büchlein von Seite 1 bis 31. Ein neuerdings von einem Freunde Coppées mir zugegangenes Schreiben enthält noch einige Züge, welche das von mir Mitgeteilte vervollständigen.

Son père, que j'ai connu, heißt es in dem Briefe, alors qu'il était déjà fort âgé et moi très-jeune, était employé au ministère de la guerre: il y avait occupé pendant toute sa vie un modeste emploi. Je me le rappelle comme un aimable vieillard, d'un esprit vif, ayant toutes les qualités aimables que l'on attribue à nos grands-pères. Il avait été toute sa vie — et d'une façon bien désinteressée — un ardent légitimiste, il avait aussi la passion de la littérature et avait fait plusieurs essais littéraires d'une certaine valeur, mais qu'il n'avait pas jugés dignes de la publication: il était de très petite taille, mais son fils de figure lui ressemble beaucoup. François Coppée a eu une fort triste jeunesse. Son père était fort âgé déjà et ses facultés s'affaiblirent au point qu'il dût quitter sa place au ministère, ce qui ne causait à sa famille que les ressources tout à fait insuffisantes d'une très-modique pension. François dût interrompro ses études vers l'âge de 15 ans et chercher une position qui lui permit déjà dans la mésure du possible de soutenir sa famille. Il y passa tristement de longues années, cherchant à utiliser ses loisirs par des lectures et à completer ainsi son éducation littéraire; c'est alors aussi qu'il composa ses premiers vers. Son premier volume „le réliquaire“ parut en 1866. — Näheres darüber findet man a. a. O., S. 10 u. ff.

Was die öfter aufgeworfene Frage nach der Form betrifft, in welcher Coppée uns im Deutschen am treuesten wiedergegeben werden kann, so liegen ja mancherlei Versuche vor, und diejenigen Leser, welche

*) Kleine Geschichten aus Frankreich. Nach Dichtungen François Coppée's ins Deutsche übertragen von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Stuttgart, Levy & Müller.

auch bei erzählenden Gedichten den Reim ungern entbehren, können mehrere der größeren Coppéeschen Dichtungen sich wol gar selbst in gereimten Alexandrinern verschaffen. Unser erst vor wenigen Jahren verstorbener Altmeister in der Kunst des Uebersetzens, Graf Wolf Baudissin, fand nach meinem Gefühl das Richtige, als er Coppée zu denen zählte, welche hinreichend gedankentief sind, um gleich Molière, Tennyson und andern des Reims in unserer Sprache entraten zu können. Wie wenig vermisst man denselben in Graf Baudissins Uebersetzung von Coppées Olivier! Hier eine Probe daraus; sie ergänzt zugleich das oben über Coppée's Kindheit Gesagte:

Mitunter, Leser, weißt du, geh ich einsam
Spaziren da, wo vormals die Barriere
Du Maine gestanden; 's ist sehr hässlich dort,
Zumal seit der Belag'rung von Paris.
Man hat verkümmert' Strauchwerk hingepflanzt
Auf all' die langen Boulevards, wo sonst
Zweihundertjähr'ge Ulmen ihre Wipfel
Verschränkten. Die Stadtmauer für's Octroi
Ist fort, und das Quartier wird ausgebaut.
Doch als ich noch ganz klein war, ein sehr schwaches
Kränkliches Bübchen, führte mich mein Vater
Oftmals um Sonnenuntergang spaziren
Auf diese stillen Boulevards. Da fühlte
Der ehrenhafte, reine, schlichte Mann,
Der gut war wie ein Heil'ger, gottesfürchtig
Und kindlich wie ein Dichter — dem, obgleich
Er arm, im Herzen steter Sonntag war,
Wenn er den ganzen Tag im dumpfen, heißen
Büreau verbracht — genugsam sich belohnt
Durch jene sanfte Wärme, die die Hand
Des Jüngstgeborenen, des einz'gen Sohnes,
Der Seele mitteilt. Dorthin führt' er mich.
Wir wanderten, der Ochsen lange Heerden
Zu sehn, wie man sie treibt zum Abattoir,
Und waren meine Füßchen stark genug,
Gelangten wir mitunter bis zum Dom
Der Invaliden; folgten, in Gesellschaft
Der Gaffer aus der Vorstadt, der Retraite
Und ihren kleinen Trommlern, traten dann,
Sobald der Mond kam, unsern Heimweg an.
Langsam erstiegen wir den fünften Stock;
Ich küsste meine Mutter dann und meine
Drei Schwestern, die um eine Kerze saßen
Und nähten. — Nun, wenn jetzt auf Augenblicke
Die Kraft mir fehlt, der Spleen mich allzu sehr
Entmutigt, wandr' ich ganz allein zur Zeit
Des Sonnenuntergangs hinaus zum stillen
Quartier, wohin mein Vater mich geführt;
Und immer wirkt der Zauber dieser teuern
Erinn'rung. Dann betracht' ich, was er tat,
Der pflichtgetreue, starke Mann, der stolze,
Rechtschaffne Arme; wie viel christliche
Resignation ihm not tat und Geduld,
Uns Brot zu schaffen Tag für Tag, und Alles
Sich zu versagen, ohne je zu murren.
Dann trag' ich jede Sorge, die mich drückt,
Und fühle den erstaunten Lippen wieder
Sich die Gebete nah'n, die er den Knaben
Gelehrt. Ich seh' ihn vor mir, fast noch jung
Doch etwas vorgebengt, wenn er die Kleinen
An seiner Seite führte; und ich will
Aufs neue wieder lieben, hoffen, glauben.

Die von mir in den kleinen Geschichten getroffene Auswahl hat, ohne dass ich's beabsichtigte, diejenigen der Coppéeschen Dichtungen vermieden, welche dem Vorsatze

„ich will
Aufs neue wieder lieben, hoffen, glauben",

nicht entsprachen, vielmehr unter dem verstimmenden Einflusse des Spleens geschrieben worden sind, wie eben jene melancholische Dichtung Olivier. Denn in der Tat arbeitet sich in Coppée immer mehr die, gerade als Gegensatz zu dem hässlichen Kloaken-Kultus Zolas, willkommen zu heißende Richtung durch, welche auch in armseligen Lebensverhältnissen, ja in Personen von wenig entwickelter Intelligenz Gemütsseiten, die uns rühren und also auch erfreuen, ans Licht ziehen So in dem kinderlosen kleinen Epicier, dessen bittre Verdrossenheit sich in Fassung und wol gar in einen Freudenanflug umstimmt, wenn er einem Kinde, das für einen abgegriffenen Sou einen Bonbon einzuhandeln kam, den Bonbon in die Hand gedrückt und den Sou lächelnd zurückgegeben hat. Oder in der alten Zeitungs-Verkäuferin, die so gute Geschäfte macht, wenn alles in der Deputirtenkammer drüber und darunter geht, die aber doch eigentlich nur für ein armes brustkrankes Enkelchen lebt, auf das sich das Siechtum seines Vaters, eines quecksilberkranken Spiegelbelegers, vererbt hat. Als das Kind stirbt, ist die Alte mit ihrem Lebensmut plötzlich zu Ende, und der Erzähler, da er auch keinen Trost für sie weiß, vermeidets bei ihr anders als flüchtig vorzusprechen. Dann heißt es weiter:

Um diese Zeit — uns überrascht dergleichen
Ja nicht so sehr — um diese Zeit befand
Uns're Regierung sich in voller Krisis.
So etwa drückte man sich drüber aus:
„Recht so! Fort mit dem alten Kabinet.
So will's ganz einfach das Gesetz des Schaukel-Systems. Morel war schon zu alt; Morin
War lächerlich; Moreau hielt sich berufen
Schier als von Gottes Gnaden; und Morand,
Nun, der strich gar zu gern ein Trinkgeld ein.
Das neue Ministerium hingegen:
Da ist zunächst Dubois, der ist beredsam;
Dufour dann, der ist streng; und was Dupont
Betrifft, nun, seine Sitten sind nicht löblich,
Auch hat er zweimal einen Eid gebrochen.
Doch sein Talent bleibt unsres Landes Zierde;
Dupuis ist schlau, Durand ist gar kein Esel,
In Summa: was wir haben werden, ist
Rechtschaffne Politik. Da steht schon ihr
Programm in meinem Blatt; es ist sehr gut
Und ganz originell: Ordnung und Freiheit.
Die werden uns schon keine Dummheit machen." —

Durand war mir bekannt, ein lieber Mann;
Ich fand, es war nicht recht, dass ich so lang' schon
Abseits mich hielt, für nichts mich mehr erwärmte;
Zuletzt gilt man für einen schlechten Bürger.
Dies Ministerium, sagte ich, hat nichts,
Was mich geniren könnte; liberal
Und homogen ist's und konservativ!
Was will man mehr?

Und siehe da, erfüllt
Vom Eifer für die gute Sache, steh ich
Inmitten des politischen Salons
Und seiner Langeweile, und indem ich
Am Feuer des Kamins den Rücken röste,
Dieweil man Thee servirt und Zuckerbrod,
Berede und erkläre ich die Taktik
Des Ministeriums, meiner neuen Freunde.

Sechs Wochen drauf kam's auch zu ihrem Sturz.
O diesmal war ich wütend! Eine solche
Regirung, solche wolgesinnte Männer
Vom Amte jagen, das ist zum Verzweifeln!
Und unsere Verändrungssucht verwünschend,
Die alle Köpfe wiederum verwirrte,
Stand ich bei Zeiten auf, und ungeduldig
Auf sichre Nachrichten, begab ich mich
Zu meiner Alten, um ein Blatt zu kaufen. —
Paris war heut noch früher auf als ich,
Nur noch ein gestriges Journal blieb nach,
Der Siècle. Mit Verwundrung aber sah
Ich das Gesicht der alten Händlerin
Ganz so vergnügt wie einst, wenn reiche Ernte
Gewesen, damals, als das Kind noch lebte.

Der arme Tote ward vergessen, dacht' ich,
Verstimmt wie ich schon war; ihr Gott ist auch
Die Geldgier.
Doch mein Blick war von der Alten
Erraten worden.
„Sei'n Sie nicht erstaunt,
Monsieur, wenn mich der gute Umsatz freut",
So sprach sie; „meinetwegen ist es nicht;
Was brauch ich noch? Für meinen Joseph aber
Hatt ich, um ihm auf ew'ge Ruhezeit
Ein Grab zu kaufen, etwas aufgeborgt;
Das wieder zu bezahlen, ward ich jetzt
Gedrängt. Ein wahres Gärtchen ist's, ich möchte
Sie könnten's auf dem Mont Parnasse mal sehen.
Ich will dort alle Monat einmal beten.
Freilich es war nicht billig; aber seh' ich
Das kleine Grab so ganz bedeckt mit Blumen,
Da kommt mir's vor, als sei es mein Gebet.
Das grünt und blüht."
Ich drückte ihr die Hände,
Jenes Verdachts mich schämend; und nachdem
Ich die mir so gewordene Lektion
Erwogen habe, weiß ich mich zu trösten:
An Tagen, wo ein Ministerium stürzt,
Bedeckt sich ja des Kindes Grab mit Blumen.

Dresden.

Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

Der russische Dichter Iwan Nikitin.

Wie ein dunkles Bild auf dunkler Fläche spiegelt sich das Leben des merkwürdigen Mannes, dem ich hier einige Worte widme, in seinen Schöpfungen wieder. Staunenswerte Kräfte, dem Elend zu trotzen und dasselbe poetisch zu verklären; der begnadete Blick, dem das Mannigfaltige wie das Einzelne erschlossen ist; des Künstlers kluge Hand, welche die Gruppen sondert und zu einander in Harmonie stellt: waltend darüber des Volkssängers einfach wahrer Klang, der wie die Natur zu dem Menschen spricht und ihm das Innerste ergreift.

Iwan Ssawitsch Nikitin, geboren zu Woronesch am 21. September (3. Oktober n. St.) 1824, genoss als Sohn eines wolhabenden, nicht gänzlich ungebildeten Vaters, der aus einer Popenfamilie stammte und wissenschaftlichem Streben nicht feindlich gegenüber stand, ein wenig Erziehung: zu wenig zwar zu harmonischer Bildung, zu viel, als dass er sich in seiner nächsten Umgebung nicht hätte vereinsamt fühlen sollen. Schon den Knaben folterte, infolge dieser Zwitterstellung, geistiges Leid, welchem sich bald, ihn zur Verzweiflung treibend, die widrigsten Verhältnisse gesellten. Mit einer melancholischen Kraft, die in der Verzichtleistung auf schöne Hoffnungen sich sammelt und stärkt, hat er sich durchgerungen, sein Leben und sein Dichten klar gestaltet. Sein Körper war der übermenschlichen Anstrengung nicht gewachsen, und Nikitin sank in ein frühes Grab.

Wie seine Erziehung geleitet wurde, ist interessant. Der erste Lehrer des lebhaften Knaben war ein Schuster, der ihm notdürftig Lesen und Schreiben beibrachte. Von Lesedrang erfüllt, las der Achtjährige was ihm in die Hände fiel — Kotzebue, in der Uebersetzung, war seine Lieblingslektüre. Mit so zweifelhaften Kenntnissen ausgestattet, kam er auf die Kirchenschule, wo er sich bereits seiner Sonderstellung bewusst wurde und die Kameraden mied. Im Jahre 1841 besuchte er das Seminar seiner Vaterstadt, ein damals höchst mittelmäßiges Institut, um sich — er sollte Arzt werden, was seinen Neigungen wenig entsprach — für die Universität vorzubereiten. Damals bereits fing er an Aufsätze und Verse zu schreiben, sich mit russischer Literatur zu beschäftigen, über welche er später ein ausgezeichnetes Urteil besaß.

In dieser Zeit verschlechterten sich die Geschäfte seines Vaters, weshalb an ein ferneres Studium für den jungen Nikitin, der eben den philosophischen Kursus beendet hatte, nicht mehr zu denken war. Er musste jetzt im Laden Lichte verkaufen. Der Vater, ohne Widerstandskraft gegen das Unglück, ergab sich dem Trunk; die Mutter folgte seinem Beispiel. Wenn Abends der junge Mann nach seinem öden Tagewerk das Familienzimmer betrat, fand er die Eltern sinnlos betrunken und musste Zeuge der widerlichsten Szenen sein. Nur der Gedanke, dass er für diese Elenden arbeiten müsse, hielt ihn aufrecht. Infolge des wüsten Lebens starb die Mutter nach einigen Jahren. Der Vater geriet darauf in eine solche Trinkwut, dass er keine nüchterne Minute mehr hatte. Der ganze Hausrat ward verschleudert, so dass Iwan Ssawitsch, um nur etwas zu verdienen, an Markttagen auf die Straße hinausmusste, um Lichte feilzubieten. Die Bauern, die ihre Einkäufe machten, kannten ihn wol, lachten ihn aus, wiesen mit den Fingern auf den „Gelehrten". Dem Gelehrten, der armselig gekleidet, mit zerissenen Schuhen, blass und abgequält einherging, aus dessen großen dunklen Augen tiefe Traurigkeit sprach, wollte niemand eine Stellung, nicht als Verkäufer in irgend einer

Winkelbude, anvertrauen. In dieser Zeit mag das kleine Gedicht „An einen Knaben" entstanden sein, ein banger Rückblick auf seine Kindheit, als er, ein „lustiger Vogel", zu den Füßen des literarischen Schusters sitzend oder an den romantischen hohen Ufern des Woronesch und Don flanirend, aus Kotzebue'schen Gespenstern seine kleine Welt buchstabirend zusammenwob:

Noch weißt du nichts von heißem Sehnen
Und deine Frühlingswelt ist licht,
Die sich mit Lächeln, ohne Tränen,
In deine Jugendträume flicht.

Des Lebens drangvolles Gebrause
Dich, lust'ger Vogel, nicht berührt,
Der in dem trauten Elternhause
Ein paradiesisch Leben führt.

Einst netzen Tränen deine Wangen,
Des Lebens Schwere trägst du kaum,
Von kalter Sorge starr umfangen,
Ersterben wird dein Kindertraum.

Trägst du dein Kreuz, so wirst du sicher
Wehmütig nachschaun deinem Glück,
Des Lenzes fröhlichem Gekicher —
Doch keine Sehnsucht bringt's zurück.

Was damals Nikitin vor dem Selbstmord bewahrte, war die Ehrlichkeit seiner Physiognomie, die mit schauerlicher Deutlichkeit verriet, was er zu tun im Begriff stand. Ein Fremder näherte sich ihm auf der Straße und sagte ihm geradezu, er sehe es ihm an, dass er auf dem Wege sei, sich das Leben zu nehmen. Nikitin, im innersten betroffen, hörte auf den Zuspruch und ging schweigend nach Hause. „Arbeite und bete!" hatte ihm der fremde Mann zugerufen, und Nikitin fand bald ein Mittel, sich aus seiner drückenden Lage zu befreien.

Der Vater besaß noch einen kleinen verkommenen Einkehrhof für Fuhrleute, welchen in die Höhe zu bringen sich Iwan Ssawitsch jetzt mit aller Energie angelegen sein ließ. Sich wie ein Bauer zu kleiden, um Bauern zu bedienen, war für ihn sicherlich eine heroische Tat der Entsagung. Nahe lag die Gefahr, herabzusinken auf die Bildungsstufe derer, mit denen er fast stündlich zusammen war. Aber sein Geist, statt gebeugt zu werden, erhob sich mit starker Kraft und fand, wo andere verkümmert wären, einen festen Anhalt, sich sein Leben aufzubauen und alles, was ihn umgab, das Sein der Armen und Geringen, mit seelenvoller Realistik zu gestalten: so ward ihm läuternd und stählend sein eigenes trübes Geschick ein reicher Quell des Lebens und Dichtens.

Ich gebe hier eine Probe Nikitinscher Volksdichtung. In meiner Uebertragung habe ich mich bemüht, die Einfachheit, Klarheit und düstere Stimmung des Originals wiederzugeben. Nach meiner Empfindung sind die Personen: Mutter, Sohn und Nachbar von dem Dichter ergreifend nebeneinander gestellt; ferner hat die Erscheinung der toten Mutter des armen Weibes etwas anheimelnd treuherziges, sie ist typisch durch und durch.

Die Frau des Fuhrmanns.

Brennender Frost — er knistert
In der Dunkelheit;
Mit den Silberflocken
Hat er die Fenster bestreut.

Still ist's in der Hütte,
Ist so schwer und schwül,
In dem Schornstein mit Heulen
Treiben die Winde ihr Spiel.

Von dem rußigen Kienspan
Züngelt die Flamme und leckt,
Hält die Wand bei dem Ofen
Zitternd mit Glanze bedeckt.

Neben dem Ofen, im kurzen
Abgetrag'nen Gewand
Lehnt ein lockiger Knabe
Drusselnd an der Wand.

Schwach nur fliegen die Strahlen
Von dem bleichen Licht
Ueber die vollen Locken,
Ueber das süße Gesicht.

Liegt der Schatten vom Köpfchen
An der Wand. Ganz leis
Neben ihm die Mutter
Sitzt und spinnt mit Fleiß.

Ist ihr ein Traum gekommen
Gestern in der Nacht,
Weh ward ihr und beklommen
Durch des Traumes Macht.

„Fünfte Woche schon: keine
Nachricht langte an —
Ist er denn verschollen? —
Von dem lieben Mann.

Herr, erbarm' dich unser!
Wenn dem Bauern nur
Unheil nicht auf dem öden
Wege widerfuhr!

Bin ja ein Weib, und kränkelnd
War ich jahraus, jahrein,
Was werd' ich beginnen,
Ach, so seelenallein!

Klein ist noch das Knäbchen,
Wächst nicht auf so schnell...
Auf ein Geschenk vom Vater
Wartet der arme Gesell."

Schaut die schmerzbewegte
Mutter dem Kleinen zu:
„Lege dich nieder, Liebchen,
Was auch drusselst du!"

„Mütterchen, weshalb denn?
Selbst hast keine Ruh,
Spannst den ganzen Abend
Und noch sitzest du."

„Ach, mein Herzchen, zu spinnen
Hab' ich Kraft nicht mehr.
Gottes Welt ist so traurig,
Ist mir so düster und schwer!"

„Mütterchen, was weinst du?"
Drauf der Knabe begann,
An die Schulter der Mutter
Lehnt er sein Köpfchen an.

„Werde nicht weinen, mein Freundchen,
Und auch du sei froh;
Leg' dich jetzt nieder zu schlafen,
Bring' dir ein Bündelchen Stroh,

Will dir dein Bettchen machen,
Liebchen, sei nur still...
Vater bringt ein Geschenk dir,
Wenn's der Himmel will;

Macht dir wieder ein Schlittchen,
Wie du's so oft begehrt —
Setzt in den Schlitten das Söhnchen,
Auf dem Hofe er's fährt." —

Söhnchen ist eingeschlafen.
In gleichmäßigem Gang
Surrt eintönig das Spinnrad...
Nacht ist so lang — so lang.

Kaum der rußige Kienspan
Spärlichen Schein verleiht,
Wirbelndes wildes Wetter
Dröhnender, klagender schreit.

Als ob Jemand stöhne
An der Pforte: so scheint's;
Als ob vielstimmig ertöne
Totenklage: so weint's...

Naht im Traumbild leise,
Leise der Spinnerin:
Mutter, die längst gestorben,
Setzt zu ihr sich hin.

Auf die Ofenbank setzt sich
Mutter und sieht sie an.
„Töchterchen, wie du so blass bist,"
Sie zu reden begann.

„Kannst denn in der Ehe,
Täubchen, glücklich sein?
Kannst denn bei sorgenvoller
Schwerer Arbeit gedeih'n?

Wem auch ähnelst? wer gab dir
So ein Gesicht, mein Kind?
Deine ältren Schwestern
Milch und Blut ja sind.

Und sie sind auch lustig,
Schaffen zum Uebermaß,
Dreschen ist ihnen und Mähen
Alles nur ein Spaß.

Lobt es die ganze Familie,
Wie du so klug und fein;
Dich zu lieben ... zu lieben
Weiß nur dein Mütterlein."

Klopfen tönet plötzlich
Durch die schwirrende Nacht.
„Väterchen gekommen!"
Kleiner ist erwacht,

Auf vom Bette springt er,
Wänglein wie Rosen rot.
„Väterchen gekommen,
Bringt mir süßes Brot!"

Draußen in dem Flure
Rauh eine Stimme sprach:
„Tür ist eingefroren,
Schwer nur gibt sie nach."

Ein breitschultriger Bauer
Reißt sie auf mit Gekrach,
Schüttelt den Schnee von der Mütze,
Tritt in das Gemach,

Dreimal sich bekreuzend,
Blickt er zur Spinnerin,
Kraut den Kopf — schwer wird ihm
Schwerer Worte Beginn:

„Nachbarin, Gott grüß' dich.
Geht's dir gut, mein Licht?...
Mannshoch liegt Schnee auf den Feldern,
Wege gibt es nicht.

Je, nicht eben gute
Nachricht bring' ich dir:
Eure Pferdchen aus Moskau
Stehen vor der Tür."

„Und mein Mann?" Erbebend
In geahntem Weh
Fragte die Frau des Fuhrmanns,
Weißer ward sie als Schnee.

„Als er nach Moskau gekommen,
Ward er krank sogleich,
Nahm der Herrgott des Aermsten,
Seele ins Himmelreich."

Einschlug's wie Gewitter...
Starr am ganzen Leib,
Atemlos, entgeistert
Stand das verwitwete Weib.

Aermchen schlaff, wie ein Blättchen
Zitternd, der Kleine stand...
Weinen war und Stöhnen
Hinter des Hüttchens Wand.

Nicht zur rechten Stunde
Brachte sicherlich
Ich die böse Kunde,
Dachte der Bauer bei sich.

Um das Weib ist's schade!
Bald ja wird's geschehn,
Dass sie sich mit dem Söhnchen
Aufmacht, betteln zu gehn.

„Nachbarin, lass das Härmen",
Sagt er laut sodann,
„Straft auch schwer der Herrgott,
Doch ist's wolgetan.

Lebe wol inzwischen,
Muss nach Hause gehn;
Draußen auf dem Hofe
Eure Pferde stehn.

Ach!... solch ein Gedächtnis,
Fast schon war ich fort:
Schickt ja sein Kreuz der gute
Vater dem Söhnchen dort.

Selbst es nahm vom Halse,
Wickelt's selbst in Papier;
Kraftlos, nah schon dem Tode,
Sprach er die Worte zu mir:

Hier ist des Vaters Segen:
Präg' es dem Sohne ein,
Dass er nie verlasse
Liebes Mütterlein.

Und auch dich, so scheint es,
Liebt' er mit Innigkeit:
Deinen Namen leis sprechend,
Ging er zur Ewigkeit."

Wie viel Reiz und Seele liegt in diesen Klängen! Furcht und Mitleid erweckend, sind sie voll tragischer Einfachheit.

Während Weltentsagung und eigener Kummer dem talentreichen Manne zur Poesie wurden, verhalf ihm seine für einen Poeten eigentümliche Lebensstellung zu einer leidlichen Wolhabenheit. Er konnte seinen Vater ernähren und schützen und verschaffte sich nach einigen Jahren aufreibender Arbeit die Mittel, neben seiner Herberge einen Buchhandel in Woronesch zu betreiben.

Nach und nach erschienen seine zahlreichen Poesien in der Woronescher Zeitung. Eine Gesamtausgabe seiner Werke (Moskau 1878, zwei stattliche Bände mit dem Porträt des Dichters) kam erst viele Jahre nach seinem Tode heraus, der am 16. Oktober (28. Oktober n. St.) 1861 erfolgte. Die Anerkennung und Liebe seines Vaterlandes, dessen Herzschlag in ihm pulsirte und eine in ihrer Düsterheit oft zauberische Gestaltung nahm, ward ihm in reichem Maße nach seinem Tode zu Teil, wozu auch die Sangbarkeit vieler Lieder beitrug, was bei dem volkstümlichen Gesange der Russen von außerordentlicher Bedeutung ist. Nikitin selbst sang hin und wieder seine melodischen Verse, sich auf der Gussli (einer Art Hackebrett, dessen messingene Saiten mit den Fingern gegriffen werden) begleitend: der Eindruck auf die Hörer soll mächtig gewesen sein, wie die Wirkung einer überirdischen Gewalt.

St. Petersburg.

Wilhelm Goldschmidt.

Literarische Neuigkeiten.

Von dem glänzenden Prachtwerk „Palästina" von Ebers und Guthe sind neuerdings die Lieferungen 21—29 erschienen. Text wie bildlicher Schmuck erheben sich weit über das Niveau des bei solchen Reiseprachtwerken nachgerade bis zum Ueberdruss Gewohnten. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Alfred Barbou, der Verfasser einer Biographie Victor Hugo's — beiläufig einer sehr mangelhaften — hat soeben eine ausführliche Biographie „Leon Gambettas, des großen Patrioten" veröffentlicht. — Paris, A. Duquesne. 1,50 Fr.

Die teuerste Grammatik ist wol die des Sanskrit von A. Borooah, deren erstveröffentlichter Band (in der Reihe der X.), die Prosodie behandelnde, uns soeben aus Bombay zugeht. Das ganze Werk soll aus 12 Bänden bestehen, deren jeder zwischen 30 und 40 Mark kostet!

Der Verfasser der soeben erschienenen „Gedichte" von „Curt Falkenau" ist Dr. Fiedler. — Leipzig, Schlömp. — Wir wünschen den sehr originellen und vertieften Dichtungen besten Erfolg, — aber wer liest denn heute noch Gedichte?! Allenfalls solche Müßiggänger wie die Redakteure kritischer Journale, aber das gebildete Publikum ist eben — zu gebildet. Es ist wahr, aber es ist schade, — auch in diesem Falle, wo dem Dichter ein besseres Loos zu gönnen wäre.

Aus Zeitschriften.

Die *Academy* (N. 559) schließt aus dem großen Absatz des letzten Romans von Ebers, dass „die Deutschen, bisher nur als gute Leser bekannt, seit kurzem auch gute Bücherkäufer geworden seien". Die Academy mag sich beruhigen: die Deutschen sind sicher noch lange nicht dem Laster der „Krämernation" verfallen, ihre Lektüre zu kaufen; die eine oder die andere Ausnahme bestätigt eben nur die Regel. Eine anständige Bibliothek gehört in Deutschland noch nicht zu der landläufigen „stilvollen Einrichtung".

Vom März ab wird in London eine neue Monatsschrift „*The National Review*" erscheinen, welche die Interessen der conservativen Partei vertreten soll. (Verlag von W. H. Allen & Co.)

Der berühmteste provenzalische Dichter Frédéric Mistral lässt wieder einmal von sich hören; in der *Revue Lyonnaise* (einer ganz vortrefflichen Provinzmonatsschrift, erscheint in Lyon bei Pitrat) veröffentlicht er eine anmutige kleine Geschichte in Prosa: „L'ome poupulàri", welche durch die beigefügte wörtliche Uebersetzung ins Nordfranzösische eine hübsche Uebung für Freunde des wenig gekannten Neuprovenzalischen bietet.

Die bis vor Kurzem von Ernst Eckstein herausgegebene „Deutsche Dichterhalle" ist soeben an die Verlagshandlung des „Deutschen Dichterheim" (Paul Heinzes Verlag in Dresden-Striesen) übergegangen, um, mit letztgenannter Zeitschrift vereinigt, fortan unter deren Titel weiter zu erscheinen.

Ueber die unleugbare Strömung in England, welche dem Theater wieder zu seinem guten Recht verhilft, nachdem es mehr als 200 Jahre für „sündhaft" und „unrespektabel" gegolten, belehrt ein interessanter Artikel im Februarheft des Nineteenth Century von Frederick Wedmore: „The theatrical revival."

Unter der durchaus gerechtfertigten Ueberschrift „Moderne Tortur in Mecklenburg" erzählt die Vossische Zeitung folgendes: Als Beitrag zur Vorbereitung auf die Feier des vierhundertjährigen Geburtstags Luthers hat der Pastor Hunzinger zu Mestlin, Klosteramts Dobbertin, Luther und dessen Reformationswerk in einem Epos von zwölf Gesängen dargestellt. Derselbe beabsichtigt in nächster Zeit den Bewohnern von Parchim und Umgegend, die er dazu öffentlich eingeladen hat, seine umfängliche Dichtung vorzutragen.

Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Eduard Engel** in **Berlin**, Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**,
Druck von **Emil Herrmann senior** in **Leipzig**, Papier von **Berth. Siegismund, Leipzig-Berlin.**

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 3. März 1883. | Nr. 9.

Inhalt:

Gottfried Kinkel in der Schweiz.

Der 29. Juni 1849 brachte den Namen Gottfried Kinkels in die Schweiz. Man las, dass ein drei Jahre früher mit einer hübschen Dichtung „Otto der Schütz“ hervorgetretener rheinländischer Poet im badisch-pfälzischen Aufstande verwundet und gefangen genommen worden sei und dass er seinem Todesurteil entgegensehe. Von strenggläubigen Eltern erzogen, sei er Theologe geworden, habe an der Universität von Bonn gelesen, daneben auch gepredigt und selbst einen Band Predigten veröffentlicht. Dann aber, nach seiner Verheiratung mit einer geliebten Frau, welche er aus den Fluten des Rheines gezogen, habe er mit der Theologie gebrochen und sich 1848 leidenschaftlich in den Wirbel der politischen Ereignisse gestürzt. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte uns ein paar aus dem unmittelbarsten Leben und den verhängnisvollsten Momenten entstandene Gedichte des dem Tode ins Auge Blickenden und des zu lebenslänglichem Zuchthause Begnadigten. Eine abenteuerliche Flucht aus dem Gefängnisse vollendete dann die ergreifende Geschichte, und in dieser legendären Gestalt blieb Gottfried Kinkel in unserm Gedächtnis, bis er 1866, als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum in Zürich berufen, als ein Wesen von Fleisch und Blut unter uns trat, nicht ohne durch seine blühende Kraft und seine Lebenslust diejenigen ein bischen zu überraschen, welche sich ihn als einen blassen Schwärmer gedacht hatten.

Seine reifsten Jahre verlebte er in unsrer Mitte, von allen Gebildeten und, wenigstens in seiner letzten Zeit, als ein schneeweißer Bart den Ausdruck seines schönen Kopfes vollendete, auch vom Volke gekannt, welches den stattlichen Mann in öffentlichen Versammlungen hatte auftreten sehen und seine warme Behandlung populärer Fragen nebst seiner mächtigen Geberde bewunderte.

In der Gemeinde, wo er sich ein Haus gekauft hatte, war er ein sehr beliebter und hoch geachteter Mann. Sein schönes Familienleben, seine Arbeitsamkeit, seine Lust an geselliger Unterhaltung (Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!), seine Beredsamkeit, seine Geistesgegenwart, die überall das rasche schlagende Wort fand, seine Gemeinnützigkeit, die es nicht verschmähte in der Aufsichtsbehörde einer Elementarschule zu sitzen, das waren gerade die Eigenschaften, die in den Augen des Schweizers den richtigen Mann und Bürger machen.

Noch unlängst wurde es ihm hoch angerechnet, dass der persönlich außerhalb der Kirche Stehende seinen Beitrag zu einem von der Gemeinde projektirten Kirchenbau nicht verweigerte.

Eine sich nie verleugnende Humanität war eben der Grundzug seines Wesens. Selbst mit seiner Zeit war der Ueberbeschäftigte freigebig. Manchen Anfänger auf seinem eigensten Gebiete, der Literatur, hat er ermutigt, freilich nicht immer nach strenger Wahl, sei es aus Herzensgüte, oder weil er in einer Demokratie das literarische Niveau etwas tiefer setzte.

Seine politische Haltung, welche schließlich in einen kosmopolitischen Republikanismus, in eine prophetische oder chimärische Begeisterung für die vereinigten Freistaaten Europas verlief, bin ich zu beurteilen nicht kompetent, als ruhiger Beobachter von Zuständen und Ereignissen, welche das deutsche Gemüt

aufs tiefste erschüttert haben, am wenigsten einem Mann gegenüber, der für seine Ueberzeugung im eigentlichsten Wortverstand das Leben eingesetzt hat. Das will immerhin etwas heißen. Und noch aus einem andern Grunde. Der Schreiber dieser Zeilen hat in seinem Urteil über deutsche Dinge nie variirt. Ein anderer deutscher Poet, wenn ich hier ein persönliches Erlebnis erzählen darf, hatte dem fünfzehnjährigen Knaben seine politische Ueberzeugung gleichsam oktroyirt. Das war der meinen Eltern befreundete, von Heinrich Heine mit der Präpotenz des Genies schmählich verunglimpfte Gustav Pfizer, einer der bravsten Männer, die ich kenne. Pfizer sagte mir in seiner trocknen und etwas dogmatischen Weise: „Man muss im politischen Leben das Notwendige vom Zufälligen unterscheiden. Der deutsche Staatsgedanke“, lehrt er, „hat sich seit Jahrhunderten, vom großen Kurfürsten an bis auf die Befreiungskriege, in Preußen ausgebildet. Nur dieser Staat kann Deutschland die Einheit geben, freilich: sic vos non vobis, wie es in der Geschichte meistens geschieht. Das ‚wann‘ ist zufällig, von den Umständen und den Personen, den Dingen und Menschen abhangend.“ Ich machte dann das kindliche Argument: wenn ein Schwabe, der ein starkes und trotziges Stammesgefühl besitzt, so denkt und empfindet, muss es schon die Wahrheit sein. Und in der Tat, die Geschichte hat das Dogma ratifizirt. Kinkel war der bessere Lyriker und der schlechtere Politiker. So warm und aufrichtig er sein Vaterland liebte, fehlte doch dem Kurkölner jede politische Tradition. Er pflegte wol zu scherzen: „Ich bin als Franzose gezeugt, als Deutscher geboren“, und die Daten stimmen. Dann darf man nicht vergessen, dass sein zahlreiches internationales Auditorium in Zürich notwendig auf den Lehrer abfärbte. Nur dass er selbst 1871 nach vollendeter Tatsache in einem starren Gegensatze zu dem neuen Reiche stehen blieb, ist unbegreiflich. Warum hat er mit demselben nicht seinen Frieden gemacht, versteht sich als Poet durch ein herzliches Gedicht? Das wurde ihm damals von seinen Landsleuten schwer angerechnet, wenn auch der Verdruss über sein Schweigen in jenem Jahre vor seiner Liebenswürdigkeit und seiner im Grunde naiven Erscheinung nicht lange Stand hielt.

Seltsamerweise wurde es von dem nicht einen entgegenkommenden Schritt Tuenden bitter empfunden, wenn er es auch nicht Wort haben wollte, dass er nicht in die Heimat, etwa auf den Lehrstuhl einer Hochschule, förmlich zurückberufen wurde. In diesem friedlichen und harmlosen Sinne verstehe wenigstens ich folgende schöne Strophe seiner letzten Dichtung „Tanagra“*):

„Und du, o Mann, versagst du dich der Welt,
In der du stehst in Reih' und Glied gestellt?
Zu viel von Leid schon, das du niederwarfst,
Als dass du heut dich feig erweisen darfst!
Du bist zu stark, auf Glück schon zu verzichten
Und selbst den Leichenstein dir aufzurichten;
Zu voll durchpulst dich Liebe noch und Zorn,
Um zu verbluten an dem einen Dorn!
Und ward dir auch verwühlt der Freude Garten,
Ein großes Schicksal bleibt dir zu erwarten —
So brich nicht, Herz, weil der Vergeltung Tag
Noch kommen mag!“

*) Stuttgart 1883, Göschen.

Kinkels Umgang war, wie gesagt, liebenswürdig, geistreich, versöhnlich und von gewinnender Fröhlichkeit. Er war eine gastliche Natur, die Widerspruch und Scherz — wenige Noli-me-tangere ausgenommen — ganz wol ertrug. Es ist hier der Ort, ihn von einem Vorwurfe, der ihm zuweilen gemacht wurde, freizusprechen. Ein preußischer Offizier, der unlängst in der „Deutschen Rundschau“ den pfälzisch-badischen Feldzug von 1849, übrigens sehr hübsch, erzählt hat und bei Kinkels Gefangennehmung zugegen war, berichtet, ein gewisser theatralischer Zug habe den günstigen Eindruck beeinträchtigt, welchen die männliche Haltung des Verwundeten selbst auf seine Gegner gemacht habe. Aber diese Geberde, dieses pathetische Reden war mit Kinkel verwachsen. Es war seine Natur selbst, durch Kanzel und Katheder ausgebildet. Diese Gebärde verließ ihn im unbedeutendsten Zwiegespräch und, wie mir gesagt wurde, selbst auf dem Sterbebette nicht: sie war ihm ein geistiges und körperliches Bedürfnis.

Gottfried Kinkels literarisches Gepäck, seine kunsthistorischen Arbeiten ungerechnet, geht enge zusammen, aber es ist gute Waare: zwei Gedichtsammlungen, drei poetische Erzählungen, zwei Trauerspiele. Unter seinen Lyrika sind ergreifende, unmittelbar aus dem Herzen gekommene Sachen, wenn auch ein endgiltiges Urteil manches Bekannte hinter unbekannter Gebliebenes zurückstellen dürfte. Einige geradezu „erbauliche“ Jugendgedichte werden sich die Frommen nicht entreißen lassen. Von seinen drei poetischen Erzählungen wird die erste als die feurigste und frischeste auch den ersten Platz behaupten: über „Otto der Schütz“ ist kein Wort zu verlieren, er ist Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Die dritte, das in seiner Buchausgabe posthume „Tanagra“, ein süßes Idyll von einfachster Komposition, erhält seinen eigentümlichen Reiz von der aus dem Schmerz über den Verlust eines Lieblingskindes und der unzerstörbaren Lebenslust des Sechzigers gemischten Doppelstimmung, welche die kräftigen Verse abwechselnd verschattet und erleuchtet. Die zwei Trauerspiele „König Lothar“ und der vor einigen Jahren in Leipzig zur Aufführung gekommene „Nimrod“ sind eher Gemälde als Dramen. Es war nicht Kinkels Sache, den Stoß einer Handlung unbarmherzig zu führen. Ich erinnere mich, in einer Aufführung der „Maria Magdalena“ von Hebbel neben ihm gesessen zu haben; die harte Figur des bürgerlich beschränkten Alten erregte seinen entschiedenen Unwillen, ja seinen Abscheu.

Kinkel war ein Geist aus der Familie des Ariost. Seine Freude an einem bald gelassen schlendernden, bald beschleunigten epischen Wanderschritt, der Wechsel von Pathos und flottem Fabuliren, die heitere Sinnlichkeit, die Verwandtschaft mit dem bildenden Künstler, das nicht empfundene Bedürfnis tiefern Charakteri-

sirens, der durchsichtige, weder magere noch überladene, in seiner Art untadelige Vortrag, sogar die betrachtende Einleitung jedes einzelnen Gesanges erinnern — versteht sich mit dem Unterschiede der deutschen und der welschen Natur und der Energie der Begabung — an den großen Ferraresen.

Kinkel schied von uns in seiner Vollkraft. Es liegen mir ein paar von ihm an einen jungen Freund gerichtete Briefe vor. Der erstere, vom 2. September 1882, berichtet über einen Spätsommeraufenthalt in Unterwalden, der letztere, vom 10. Oktober, über eine Herbstreise nach Norditalien. Sie sind sichtbar flüchtig auf das Papier geworfen, aber in jedem Zuge charakteristisch. Ich versage mir das Vergnügen nicht, Gottfried Kinkel sich selbst schildern zu lassen, wie er war wenige Wochen vor seinem Tode.

„. . . Ich lebte dort (in Sachseln am Sarnersee) nahe der Einsiedelei des Nikolaus von der Flüe unter einer katholischen und sehr liebenswürdigen Bevölkerung: einfache und ganz friedliche Leute, nach altem Kirchenrecht ihre Geistlichen sich selbst wählend, und sehr unabhängig vom Papst. Ich habe tiefe Blicke in diesen von Fanatismus ganz freien Katholizismus getan und werde damit für ein erzählendes Werk etwas anzufangen wissen. Diese vier Wochen habe ich grundsätzlich ausgeruht: Morgens alle Tage Bad im See, oft recht kalt, Gang auf eine Bank mit Prachtblick auf den Pilatus, dort gelesen, meist aus Béranger, und Fabulosa im Kopfe gesponnen. Nachmittags etwa Besteigung eines Aussichtspunktes, oder eine Ruderfahrt auf dem Sarnersee, einmal auch zu Wagen auf die Höhe des Brünigpasses, wo die Aussicht ins Berner Oberland sich aufreißt. Im ganzen gründliche Faulheit. Und so war es mein Wunsch . . .

. . . Aber warum liegt Ihnen etwas daran, dass ein Editor ein Gedicht von mir unter die Gedichte seines verstorbenen Freundes setzt? Das kann bona fide geschehen sein, wenn z. B. der arme junge Mensch sich eine Sammlung Rheingedichte zusammengestellt hat, die hernach der Editor wegen der Handschrift seinem Freunde zuschrieb. Wenn es aber auch mala fide geschehen wäre, was schadet's mir? Liebster, Sie sollten sich in literarischen Dingen die Hitzigkeit abgewöhnen, in eigenen Sachen und in Sachen Ihrer Freunde erst recht. Bricht einer einen Apfel von unserm Baum, so wissen wir ja, dass eine zweite Ernte mit noch bessern Aepfeln kommt . . .

. . . Es geht aufs Semester los und da ist es besser, heute noch Ihren lieben Brief zu beantworten. Ich komme eben aus Italien, speziell von Venedig und Mantua zurück. Habe wie eine Maus im Käfig zwischen zerbrochenen Eisenbahnbrücken gesteckt, ohne vorwärts noch zurück zu können, und so z. B. in Vicenza, das ich gar nicht besuchen wollte, vier volle Tage zugebracht. Alles dort (und doch noch Sachen ausgelassen!) mit Muße und Freude besehen. Sieben volle Tage in Venedig! So nach Verona, Padua und Giulio Romano in seiner ganzen Größe in Mantua gesehen. Mit einer tüchtigen Erkältung, aber geistig unendlich bereichert, kehre ich heim und zeichne jetzt nachgenießend meine Notizen und Erinnerungen auf . . .

. . . Wenn ich mir sage, wie viel diese drei Wochen in dem fremden und doch uns Deutschen so sympathischen Lande, mit dem Zwang eine fremde Sprache zu sprechen und alle Faulheit abzuschütteln, mir geistig eingetragen haben, so muss ich auf Sie und Ihren Gedanken die Erinnerung richten, dass Sie den Winter nach * gehen wollen. Um Himmels willen, was kann eine deutsche Hauptstadt Ihnen jetzt nützen, wo Sie zweimal in der Woche eine Bierbank mit Genies durchsitzen und sonst zu Hause hocken! Ein fremdes Leben mit Kampf um Sprache und Verständnis, ohne Rat zu holen bei irgend jemand, das brauchen Sie. Und so stürzen Sie sich frisch, ohne nur Italienisch zu können, ins kalte Bad, wenn Sie meinem Rat folgen. Am besten direkt nach Rom und dort wenigstens acht Wochen! Am Ende hab' ichs 1836 auch nicht anders gemacht und wusste den Teufel von Kunstgeschichte. Die sechs Monate in Italien haben damals die Grundlage zu allem gelegt, was ich heute bin, obwol ich schon Doctor legens der Theologie war! Schleppen Sie sich doch nicht wieder in Ländern und Gesellschaftsformen herum, die Sie schon kennen und aus denen Sie keinen frischen Lebenssaft mehr ziehen können! Werfen Sie die lange alte Cigarrenspitze, welche Philister macht, einmal weg und rauchen das Kraut frisch mit der Lippe. Sehr wahr, mich setzt Venedig und Giulio's Zimmer der Psyche in Mantua noch immer in einen fröhlichen Rausch. Je stiller, einsamer, ruhig betrachtender Sie Kunst und Natur gegenüber sein werden, ohne nach anderer Urteil penibel umzublicken, desto eher machen Sie etwas, das Sie selbst sind . . . Genug von diesem Winterkohl! Ich komme ja aus dem ewigen Frühling! . . ."

Kilchberg bei Zürich.

Conrad Ferdinand Meyer.



Literarische Kuriositäten.

(Schluss.)

II.

— O, könnte ich den *Liber Passionis D. N. J. C. cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis* haben! Es ist ein Buch in Oktav, für das Kaiser Rudolf II. hunderttausend Dukaten geboten hat und das man im Jahre 1640 in der Bibliothek des Grafen Lingen sah! Könnte ich die Passionsgeschichte mit Bildern und Buchstaben aus nichts auftreiben! Ich gäbe nicht hunderttaussend Dukaten, ich gäbe ein Königreich dafür! — Diesen frommen Wunsch haben wir nun lange genug aussprechen gehört, um endlich neugierig zu werden.

Folgendes ist die Auflösung des Rätsels. Die Blätter dieses Buches waren von Pergament und in

dem Pergamente die Typen, die man sonst aufzuschreiben oder aufzudrucken pflegte, mit Hilfe eines Federmessers oder sonst eines spitzen Instrumentes herausgeschnitten, so dass man alle Figuren deutlich erkennen konnte, wenn man sie gegen das Licht hielt oder ein Stück schwarzes Papier zwischen die Blätter legte. Das hieß eine Komposition *ex nulla materia*, und es führt einem die metaphysische Wahrheit zu Gemüt, dass auch ein Loch charakteristisch sein und die von der Wirklichkeit begrenzte Leere unter Umständen einer neuen Realität gleich kommen kann. Aber unser Bibliomane lässt uns zu derlei Betrachtungen keine Zeit, er schreit schon wieder:

— O, könnte ich das Messbuch vom Jahre 1415 haben, das sich in der erzbischöflichen Bibliothek von Canterbury findet und das einst für die Kapelle König Heinrichs V. angefertigt wurde! Das Non plus ultra der Miniaturmalerei! Ein Kleinod von Mönchswitz! Lassen wir uns nun wieder über diese Perle und dieses Kleinod aufklären.

Besagtes Missal ist auf das Reichste mit Miniaturen geschmückt. Ueberall Arabesken und Grotesken von unnachahmlicher Leichtigkeit und in den glänzendsten Farben. Unter diesen Grotesken ist aber eine besonders merkwürdig. Man sieht denjenigen Körperteil, durch den weiland zwei sizilianische Landmädchen berühmt geworden sind, er ist auf zwei Beine gepflanzt und hat einen Kopf und einen Hut darauf. Die Idee ist an sich bizarr, sie wird aber noch bizarrer durch die Stelle, an der das Bild angebracht ist. Nämlich genau unter der ersten Seite des Kanons, da, wo man das Messbuch aufzuschlagen und nach der römisch-katholischen Liturgie zu küssen pflegt. Der Kalender des Messbuches ist französisch, woraus man schließen darf, dass es von französischer Hand stammt.

Wir sind auch Bücherkenner und wir bringen daher die Rede auf ein anderes Messbuch. Wie es Liebhaber gibt, die nur die billigen Bücher, die Groschen- und die Pfennig-Bibliotheken mögen, so gibt es auch welche, die nur schönausgestattete Werke kaufen und das glänzendste Exemplar verwerfen, wenn sie den kleinsten Fehler darin entdecken. Ein Pariser Buchhändler hatte ein prachtvolles Missal herausgegeben. Schönes Papier, ausgezeichnete Stahlstiche, es war nichts gespart. Die Auflage wurde im Handumdrehen abgesetzt. Einige Tage darauf kommt ein Käufer zum Verleger und will sein Geld wieder haben. Der Buchhändler begreift nicht, was er will. Da zeigt ihm der indignirte und gekränkte Dilettant eine Stelle im Messzeremoniell, wo statt:

ici le prêtre ôte sa calotte

gedruckt steht:

ici le prêtre ôte sa culotte.

Der kleine Druckfehler, das einzige Strichelchen, ... aber unser Bibliomane unterbricht uns abermals und fängt zum drittenmal an zu schreien:

— O, könnte ich die *Pugna Porcorum* irgendwo ausfindig machen! Ich besitze bereits den *Christus Crucifixus* und alle leipogrammatischen Raritäten! Nur die *Pugna Porcorum* fehlt mir noch in dem Genre! Ich bin ein geschlagener Mann, wenn ich die *Pugna Porcorum* nicht entdecke! — Der Mann spricht Latein, da brauchen wir wieder einen Interpreten. Wir müssen etwas weit ausholen.

Es gab einmal einen Trauerspieldichter, den Abbé Pellegrin. Dessen Pélopée war aufgeführt und ausgepfiffen worden. Denselben Abend erhielt er im Café Procope folgenden Brief:

P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P.

Das sollte heißen:

Pélopée Pièce Pitoyable, Présentée Par Pierre Pellegrin, Pauvre Petit Poète Provençal, Prêtre Parasite, Parfaitement Puni.

Nach Art dieses Briefes ist die *Pugna Porcorum* abgefasst.

Ein lateinisches Gedicht aus 586 Hexametern, in welchem jedes Wort mit einem P anlautet; ihm entspricht ein anderes lateinisches Gedicht in ungefähr tausend Hexametern, in welchem jedes Wort mit einem C anlautet. Es hat den Titel *Christus Crucifixus* und stammt von einem Deutschen, Namens Christianus Pierius, das ist, aus Pierien, dem Sitz der Pieriden oder der Musen. Hier ist der Anfang:

Currite, Castalides, Christo Comitante, Camoenae,
Concelebraturae Cunctorum Carmine Certum
Confugium Collapsorum, Concurrite, Cantus.

Natürlich, dass dabei eine Art von Amphigouri herauskommt, das heißt, eins jener sinnlosen Gedichte, wie sie im vorigen Jahrhundert in Frankreich Mode waren. Charles Collé hat viel *Amphigouris* gemacht und zuweilen sogar geistreiche Leute damit düpirt. Einst sang er bei Madame de Tencin folgendes Couplet:

Qu'il est aisé de se défendre
Quand le cœur ne s'est pas rendu!
Mais qu'il est fâcheux de se rendre
Quand le bonheur est suspendu!
Par un discours sensible et tendre
Epargnez un coeur éperdu:
Souvent par un mal-entendu
L'amant adroit se fait entendre.

Der berühmte Fontenelle war zugegen: er glaubte, er hätte einiges nicht recht verstanden und bat Collé, das Couplet noch einmal zu wiederholen. Doch kaum hatte er wieder angefangen, als ihn Madame de Tencin unterbrach und zu Fontenelle sagte: Eh, grosse bête! ne vois-tu pas que cet amphigouri n'est que du galimatias? — Uebrigens gibt es manches lyrische Gedicht, das nicht viel mehr Verstand hat und das trotzdem vom Publikum für kein Amphigouri gehalten wird.

Unser Freund sprach noch von leipogrammatischen Raritäten. Das sind Werke, in denen ein bestimmter Buchstabe, z. B. das R nicht vorkommt. Alle chinesischen Bücher sind leipogrammatisch, ohne dass es die Verfasser wollen und wissen, denn die Chinesen haben kein R in ihrer Sprache, wie die Araber kein P und die Neugriechen kein B.

III.

Neben dem Sammler seltner Bücher geht der bescheidenere, gelehrtere, fleißigere, sich minder leicht ruinirende Sammler einzelner literarischer Curiosa her, ich meine den alten Sonderling, der wie eine Ameise mit eigner Hand in seinen Collectaneen die tausend Spielereien müßiger Mönche und Stubenhocker zusammenträgt — Anagramme, Inversionen, Logogriphen, Akrosticha und andere „Nugae difficiles“. Er thut im kleinen genau dasselbe, was jener im großen thut. Wie der Bibliomane keinen Sinn für gute und nützliche Werke, so hat er keinen Sinn für schöne Verse und für die gesunde Nahrung, die man aus der Lektüre zieht; er interessirt sich nur für kleinliche Klaubereien. Er ist auch ein Querkopf: wir wollen ihn den Kabbalisten nennen.

Man hält oft die künstlichen Dinge kaum für möglich, die sich der menschliche Scharfsinn ausgediftelt hat. Einer hat ein abgeschmacktes Wort erdacht, das von vorn und von hinten zu lesen ist, nämlich das Wort „Reliefpfeiler“; ich nenne es abgeschmackt, weil Reliefpfeiler gar nichts ist. Aber es gibt zwei regelrechte lateinische Verse, einen Hexameter und ein ganzes Distichon, die ebenso gut vorwärts und rückwärts gelesen werden können. Der Hexameter wird N. Mercier zugeschrieben, er lautet:

Arca, serenum me gere regem munere, sacra.

Das Distichon ist sehr alt, es lautet:

Signa te, signa; temere me tangis et angis,
Roma tibi subito motibus ibit amor.

Ich kenne auch eine griechische Sentenz, die vor- und rückwärts gelesen werden kann: *νίψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν*, d. h. wasche deine Sünden und nicht das Gesicht allein, doch glaube ich, dass sich die lateinische Sprache vorzugsweise zu solchen Inversionen eignet; lateinische Worte lassen sich auch am leichtesten auseinandernehmen und zu Logogriphen verwenden, wie man aus folgenden drei Beispielen ersieht:

Si quid dat pars prima mei, pars altera rodit.
(Do-mus.)

Nil erimus, totas si vis existere partes;
Omnia (scinde caput), lector amice, sumus.
(S-omnia.)

Primum tolle pedem, tibi fient omnia fausta;
Inversum, quid sim, dicere nemo potest.
(N-omen.)

Man muss eine Ader für dergleichen Künsteleien haben und unser Kabbalist hat sie. Celspirius (Christian Serpilius), der *de anagrammatismo libros II* (Ratisbona 1713) herausgab, der Engländer Wheatley, welcher (London 1862) *on Anagrams* schrieb, war so ein Original; ihre Spezialität, wie der Titel besagt, der Anagrammatismus. Was wissen sie für Anagramme! Da fangen sie bei Pilatus an und hören bei Thomasius auf. Wir wollen beiden ein Beispiel entnehmen. Pilatus fragt im Evangelium Johannis (XVIII, 38) Christus: Quid est veritas? Was ist Wahrheit?“ — Diese drei Worte sind buchstäblich identisch mit der Antwort: Est vir qui adest, es ist der Mann, der vor dir steht. Nun zu Thomasius. Ende des siebzehnten Jahrhunderts studirte in Leipzig ein gewisser Andreas Rüdiger, latinisirt Andreas Rudigerus, Theologiam. Er glaubte zu diesem Studium durch seinen eignen Namen berufen zu sein, weil er darin die Worte entdeckt hatte: *Arare rus Dei dignus*, würdig den Acker Gottes zu bestellen. Als Kandidat wurde er Hauslehrer bei dem Professor Thomasius. Der fand, dass der Herr Hauslehrer lieber hätte Medizin studiren sollen, für die er eine unüberwindliche Neigung fühlte und die er nur des Anagramms wegen aufgegeben hatte. Seien Sie doch nicht einfältig! sagte Thomasius; das Anagramm beweist ja eben, dass Sie zum Arzte geboren sind. *Rus Dei*, Gottesacker ist das nicht der Kirchhof? Und wer bestellt dieses Feld besser als die Aerzte? — Das Argument leuchtete Rüdiger ein und er ward wirklich Arzt in der Stadt Leipzig.

Der Name Andreas Rudigerus enthielt eine glücklichere Vorbedeutung als der von Jacques Roure, dem Haupt eines Aufstandes in Languedoc, in dem man die Worte entdeckte: *qui sera roué*. Er ward wirklich gerädert. Vorbedeutung! Was Vorbedeutung? Aber möchte man nicht manchmal schaudern vor dieser Kabbala? Die Worte *Révolution française* geben bekanntlich das Anagramm: *Un Corse la finira* und das andere: *La France veut son roi.*

Die Zahl der Anagramme, die man aus Namen gemacht hat und der Pseudonymie wegen noch heute macht, ist geradezu Legion: Calvin selbst gab seine „Institutio Christianae Religionis“ im Jahre 1536 zu Straßburg unter dem Namen Alcuinus heraus, welcher das Anagramm von Calvinus ist und hier hübsch an einen andern berühmten Mann erinnert. Ein gewisser Bachet verfasste ein Gedicht, Titels *Anagramma*, wo jeder der zwölfhundert Verse ein Anagramm enthält! Das wäre etwas für unsern Freund von vorhin!

Mitunter haben Dichter ihre Namen auch hinter Acrosticha versteckt und diese zur Entdeckung der Verfasser geführt, wie auf der Biblioteca Laurenziana — — doch wir wollen die Geduld des Lesers nicht länger in Anspruch nehmen, wir laufen sonst Gefahr, dass er uns selber für einen Kuriositätensammler hält. Und das möchten wir beileibe nicht sein; obgleich das Seltsame immer für die Menschen einen gewissen Reiz behalten wird, so ist doch die ausgesprochene Vorliebe dafür das Kennzeichen eines kleinen und beschränkten Geistes. Der wahrhaft Gebildete heißt nicht der, welcher einzelne Ausnahmen gesehen hat, sondern der welcher die Gesetze des täglichen Lebens richtig durchschaut. Die gewöhnlichen und die naheliegenden Dinge sind der Betrachtung viel werter und sozusagen wunderbarer als die sogenannten Wunder. Und so ist auch ein gutes Buch nicht blos nützlicher, sondern auch weit merkwürdiger als alle literarischen Kuriositäten.

Gohlis.

Rudolf Kleinpaul.



Wilkie Collins' neuester Roman: „Heart and Science".

London 1883. Chatto & Windus.

Es ist ein äußerst seltenes literarisches Ereignis, dass ein Schriftsteller, welcher die größte Zeit eines langen Lebens hindurch ein scharf begrenztes Genre kultivirt und dadurch einen Weltruf errungen hat, in seinen alten Tagen sich auf ein ihm bisher fremdes Gebiet wagt und diesen gefährlichen Schritt mit glücklickstem Erfolg tut. Man höre und staune: Wilkie Collins, welcher seit der „Frau in Weiß" eine so lange Reihe von Sensationsromanen schrieb, die fast alle auf gleicher Höhe der Erfindung und dramatisch packenden Ausführung stehen, welcher, nachdem Dumas' und Eugen Sue's Ruhm verblasst ist, der ganzen Welt als Meister des anständigen, literaturwürdigen Sensationsromans gilt, dieser selbe Wilkie Collins setzt sich in seinem 58. Lebensjahr hin und schreibt einen neuen großen Roman, welcher lediglich durch seine Tendenz und durch die Detailarbeit fesseln soll! In einem Briefe, den er mir Ende vorigen Jahres schrieb, beklagt er sich bitter darüber, dass Vielschreiber ohne künstlerischen Ernst seinen Stil nachahmten und dadurch denselben gemein, die ganze Gattung des sogenannten Sensationsromans aber anrüchig machten.

Er selbst arbeitet nämlich sehr langsam und feilt und korrigirt so lange, bis seine Manuskripte fast unleserlich werden. Seine unerschöpfliche Phantasie, sein grossartiges Kompositionstalent mussten ihn allerdings auf jenes Gebiet hindrängen, auf welchem es für ihn am leichtesten war, Lorbern zu erringen. In seinem neuesten Werke, *„Heart and Science"*, hat er jedoch gezeigt, dass seine Kraft durchaus ausreichend sei für einen Charakter- und Tendenzroman ersten Ranges. In seiner neuen Art rangirt dies Werk gleich hinter *„The woman in white"* und neben *„Poor Miss Finch"* und *„The Moonstone"*.

Der Inhalt ist kurz folgender: Aehnlich wie in G. Kellers „Sinngedicht" beschließt ein junger Mediziner, Ovid Vere, der sich bereits einen gewissen Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht und sich arg überarbeitet hat, seine Studien längere Zeit ganz an den Nagel zu hängen und durch vollständiges Nichtstun und Reisen seine Nerven wieder zu kräftigen. Am Abend vor seiner Abreise sieht er zum erstenmal seine Kousine, die höchst anziehende Tochter eines in Italien verstorbenen Oheims, und verliebt sich so in sie, dass er vorläufig seine Reise aufschiebt. Diese Kousine, Carmina, ist Universalerbin ihres sehr reichen Vaters und Ovids Mutter ist zu ihrer Vormünderin eingesetzt. Ein Passus des Testamentes besagt, dass dieselbe, falls Carmina unverheiratet stirbt, den größten Teil ihres Vermögens erhalten solle. Ovids Mutter ist einerseits eine Gelehrte, welche sich mit Professoren der Physiologie in öffentlichen Diskussionen einlässt und durch wissenschaftliche Kaulquappenbehandlung künstliche Frösche zu erzeugen bestrebt ist, andrerseits aber sich darauf kaprizirt, es ihrer vornehm verheirateten Schwester im Luxus gleich oder womöglich zuvorzutun und deshalb aus einer Geldverlegenheit in die andre gerät. Die Klausel des Testamentes ihres Bruders eröffnet ihr nun die Aussicht auf Befreiung von allen diesen Sorgen, wenn es ihr gelingt, die Heirat ihrer Nichte zu verhindern und sie selbst womöglich bald unter die Erde zu bringen. Sie veranlasst zunächst Carmina, ihren Einfluss auf Ovid dazu zu benutzen, diesen zu einer Reise nach Kanada zu bewegen, und benutzt dann die Abwesenheit des Sohnes in der allergewissenlosesten Weise zu unaufhörlichen Quälereien, welche die arme Carmina schließlich fast um den Verstand bringen und ihr Leben ernstlich gefährden. Ovid kommt gerade noch rechtzeitig zurück, um Carminas Gehirnleiden durch eine ganz neue, ihm in Kanada durch einen Zufall aufgegangenen Methode der Behandlung zu retten und dem verderblichen Einfluss seiner Mutter für immer zu entziehen. — Das ist im allgemeinen der tatsächliche Inhalt des Romans. Die Tendenz desselben ist ein energischer Protest gegen die Ueberhebung der modernen Naturwissenschaft, in welchen gewiss mancher Leser des Magazins von Herzen einstimmen wird. Ovids Mutter ist vielleicht in ihren physiologischen Bestrebungen bezüglich der künstlichen Kaulquappenentwickelung stark karrikirt, aber ihr Charakter ist vortrefflich durchgeführt und ihre Gemütsverrohung bei und wegen all der Gelehrsamkeit ist überzeugend motivirt. Ihre beiden Töchterchen, aus der zweiten Ehe mit einem ganz nichtssagenden aber äußerst guten Manne, werden von Kindesbeinen an wissenschaftlich genudelt, was denn bei der älteren auch die erstrebte Herzensverfettung erzeugt und sie zu einem unausstehlichen modernen Musterkind ohne eine Spur von Naivetät macht, während die jüngere, Zoë, in ihren dummen Kopf absolut nichts hineinbringt, aber sich dafür gemütlich nur um so besser befindet und schließlich auch durch ihren glücklichen Gedanken, heimlich an Ovid zu schreiben, die Wendung zum guten Ende herbeiführt. Psychologisch am interessantesten ist die Figur der Gouvernante, Miss Minerva, welche eine unglückliche Neigung für Ovid hegt und, von wahnsinnigem Hass und Neid erfüllt, zunächst eine Bundesgenossin der niederträchtigen Tante wird, allmählich aber durch Carminas alles besiegende duldende Liebenswürdigkeit gänzlich umgewandelt und deren treueste Freundin wird. Das langsame Auftauen dieser im eisigen Hauch des Unglücks, der Pedanterie, des Neides und anderer böser Leidenschaften fast gänzlich verwelkten Seele im warmen Sonnenstrahle reinen Mädchentums ist mit einer Sorgfalt der Motivirung und Feinheit psychologischer Beobachtung beschrieben, welche des größten Künstlers würdig sind.

Eine andere ungemein charakteristische Figur, welche vielleicht in der Erinnerung der Leser sich ebenso festsetzen wird, wie einst der Graf Fosco aus der „Frau in Weiß", ist der einsiedlerische Physiolog Benjulia, welcher auf dem Wege der Vivisektion demselben System in der Behandlung von Gehirnkranken vergeblich nachspürt, welches Ovid durch einen Zufall findet. Benjulia ist einer jener auch bei uns zahlreich vertretenen Männer der „reinen ‚Wissenschaft'", welche offen zugeben, dass ihnen die leidende Menschheit ebenso gleichgültig sei, wie die Folterqualen, welche sie ihren

Versuchstieren auferlegen, dass die wissenschaftliche Erkenntnis, die Forschung Selbstzweck und diesem alle Mittel heilig sein müssten. Er ist es, welcher an Carminas Krankenlager gerufen, absichtlich nichts zur Hebung ihrer Verstandesstörung tut, um nur den „interessanten Fall" in Ruhe studiren zu können. Auch die weniger hervortretenden Figuren, der herzensgute Gemahl en titre, Mr. Gallilee, die italienische Amme Carminas, welche ihren Liebling mit Nägeln und Zähnen zu verteidigen bereit ist, und der Klavierlehrer Le Franc, welchen die kluge Herrin des Hauses zu ihrem Helfershelfer zu machen weiß — alles das sind ungemein lebenswahre Figuren. In die aufregende, peinigende Haupthandlung fallen vielfach Lichtstrahlen jenes glücklichen Humors, welcher auch Collins' verzwickteste Mordgeschichten hoch über ihres Gleichen in Deutschland hebt. Sprache und Stil sind durchweg charakteristisch und sorgfältig gefeilt. Man braucht nicht zu leugnen, dass der Tendenz zu Liebe manches übertrieben sein mag: eine solche Uebertreibung muss ja notwendig immer entstehen, wo der Künstler für seinen Zweck eine Anzahl von Figuren vereinigt, natürlich von möglichst frappanter Physiognomie, welche im wirklichen Leben doch nur zerstreut vorkommen. Der Humorist hat gleichfalls das Recht zu übertreiben, ein Recht, wovon z. B. Dickens reichlich Gebrauch gemacht hat, — nur muss dabei die poetische Objektivität, das künstlerische Maß bewahrt bleiben; und dies ist in „*Heart and Science*" durchaus der Fall. Das Buch ist das Werk eines reifen Geistes, welchem ein ächt künstlerisches Bewusstsein Flügel lieh. Es wird von den Leihbibliotheksabonnenten nicht verschlungen werden, wie „der Mondstein" z. B., aber es wird Wilkie Collins einen neuen, vornehmeren Leserkreis zuführen, welcher bislang vielleicht geringschätzig auf den Kriminalisten herabgesehen hat.

Ein lautes „Bravo!" aller Genossen von der Feder dem starken Talente, welches im Herbst des Lebens sich auf neue Bahnen begiebt, ohne zu straucheln, vielmehr mit sicherer Berechnung seiner Kraft sein neues, höher gestecktes Ziel erreicht!

Charlottenburg. Ernst von Wolzogen.



Zwei Gedichte aus dem Rumänischen, von Scherbanescu.*)

Deutsch von **Carmen Sylva.**

I.

Wo bist du?

Ach umsonst im Erdenrunde
Such' ich dich; denn unerreicht
Bleibst du, deren süßer Name
Mir noch jetzt die Stirne bleicht!
Wandelst noch auf Erden du?
Wo bist du? wo bist du?

Engel du, mit leichten Schwingen,
Der vom Himmel kam herab,
Eiltest heim du? doch ich fordre
Dich umsonst dem Himmel ab,
Unter Engeln fehlst nur du —
Wo bist du? wo bist du?

Du, das Sternlein meines Lebens,
Welche Nacht verdunkelt dich?
Doch ich frug auch sie vergebens,
Denn die Sterne suchen dich,
Ihnen fehlst, wie mir, nur du —
Wo bist du? wo bist du?

Die vier Winde hab' ich endlich,
Ach! so bang nach dir gefragt,
Und mit Tränen und in Liedern
Und in Seufzern schwer geklagt;
Doch sie schwiegen, weil ich Tor
Dich verlor! dich verlor!

II.

Windeswehen.

Weht der Wind in starken Stößen,
Weht von Osten her so bang,
Reiselust mir einzuflößen,
Nach der Meerfahrt, fern und bang.

Bis ich alle Welten grüßte,
Möcht' ich wandern, ruhelos.
Durch die namenlose Wüste,
Wie der Seele Leere groß.

Fliehen möcht' ich durch das Leben,
Fliehen vor des Lebens Qual,
In das lichte Jenseits schweben
Aus dem dunkeln Erdental.

Und dann mögen liebe Hände
Mir ein Kreuzlein richten auf,
Wo ich todesmüd am Ende
Ruhe von dem Erdenlauf.



*) Mit Genehmigung der Uebersetzerin aus der demnächst erscheinenden zweiten Auflage der „Rumänischen Dichtungen" (Leipzig, W. Friedrich).

Machiavelli als Lustspieldichter.

„Mandragola". Komödie in 5 Aufzügen von Niccolò Machiavelli. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildnis Machiavellis.

Leipzig 1882. Otto Wigand.

Für uns moderne Menschen, die wir bei der erdrückenden Fülle des Wissenswerten und den tagtäglich sich steigernden Anforderungen aller Spezialgebiete uns beständig zwischen der Scylla der Zersplitterung und der Charybdis der Einseitigkeit umhergeworfen

sehen, hat es etwas Erfrischendes, jene universalen Geister der Renaissance auf uns wirken zu lassen, welche noch durch keine Abiturienten- und Staatsexamina um die selbständige und vielseitige Entwickelung ihrer geistigen Individualität betrogen, die scheinbar heterogensten Fähigkeiten in sich vereinigten. Zu diesen glücklichen Naturen, die bekanntlich vor allem in der italienischen Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts eine so glänzende Rolle spielen, gehört auch der große florentiner Staatsmann und Historiker, auf welchen die oben angeführte Uebersetzung die Aufmerksamkeit — wol kaum der Politiker und Geschichtsforscher, die eben heutzutage nur auf Politik und Geschichte sich einlassen, sondern in erster Linie diejenige der literarischen Kreise hinlenkt.

Dass der Verfasser des „Principe" und der „florentinischen Geschichte" sehr auseinandergehende Beurteilungen zu erfahren hatte, bis sich in neuerer Zeit eine vorurteilslose, objektive Würdigung seines Charakters Bahn brach, darauf kann an dieser Stelle nur flüchtig hingewiesen werden. Weit weniger bekannt sind im Allgemeinen die Leistungen, die Machiavellis Namen mit der Geschichte der italienischen Dichtung verknüpfen, ihm innerhalb dieser einen hervorragenden Platz sichern. Nicht in dem Sinne freilich, dass die poetischen Erzeugnisse des berühmten Mannes — die übrigens außer den Komödien noch andere hochinteressante Werke, wie das Gedicht vom goldenen Esel, die „Decennalien" u. s. w. umfassen — für alle Zeiten eine Quelle rein ästhetischen Genusses bedeuteten, sich mit den Leistungen der meisten großen italienischen Dichter in Bezug auf Unmittelbarkeit der Wirkung messen könnten: speziell die Komödien, mit denen wir es hier zu tun haben, sind zu eng verwachsen mit der Zeit ihrer Entstehung, setzen eine zu eingehende Bekanntschaft mit den Sitten und noch mehr den Unsitten dieser Zeit voraus, als dass sie nach nahezu vier Jahrhunderten, zumal bei Lesern anderer Nationen, ohne weiteres auf eine richtige und demgemäß so günstige Beurteilung rechnen dürften, wie sie dieselbe vom literarhistorischen Standpunkt aus zum Teil entschieden verdienen. Tatsache ist es in jedem Falle dass die italienische Renaissancekomödie in Machiavellis „Mandragola" ihren Gipfel erstiegen hat, dass sich in diesem Stücke die Vorzüge einer streng in sich geschlossenen, kunstvollen Komposition mit einem so durchaus nationalen Stoffe vereinigen, wie es im Bereiche der sogenannten commedia erudita sonst nirgends der Fall ist. Seiner Natur nach konnte sich zwar das Lustspiel selbst in den Händen klassisch gebildeter Männer nicht in dem Maße von den volkstümlichen Elementen emanzipiren, wie es in den übrigen Literaturgattungen, namentlich auf dem Gebiete der Tragödie Ton war; daran hinderte schon die Gunst, deren sich die burleske Stegreifkomödie, die „commedia dell' arte", bei der großen Masse erfreute. Hielt sich auch das kunstgerechte Lustspiel, wie es neben Machiavelli besonders der Cardinal Bibbiena und der Dichter des Orlando furioso kultivirten, im Ganzen ziemlich streng an den hergebrachten aristotelischen Kanon, war es in vielen Fällen sogar nichts andres als eine Bearbeitung altklassischer Vorbilder, die ihrerseits seit dem 15. Jahrhundert an Höfen und Akademien zahlreiche Aufführungen erlebten, so dringt doch hier und da das nationale Element siegreich durch, wie beispielsweise in der „Lena" und dem „Negromante" Ariosts, Stücken, die sich hinsichtlich der Form so eng an das Muster der altrömischen Komödie anlehnen, dass sie sogar den Dialogvers derselben durch versi sdruccioli nachbilden. Durchaus frei und unabhängig ergeht sich dagegen das bei aller Indecenz unbestreitbare Talent des berüchtigten Pietro Aretino in dessen fünf Komödien, die allerdings, auf künstlerischen Aufbau verzichtend, strenggenommen bereits dem Gebiete der Posse angehören.

Eine charakteristische Eigenschaft aller dieser Stücke, auch der von Machiavelli herrührenden vier Lustspiele, deren bedeutendstes wir in der „Mandragola" — dem „Zaubertrank" — vor uns haben, bildet die für moderne Leser sehr weitgehende, bisweilen auch die Grenzen des nach heutigem Geschmacke ästhetisch Erlaubten überschreitende Anstößigkeit des Inhalts wie des Ausdrucks, die es beinahe unglaublich erscheinen lässt, dass derartige Erzeugnisse in Gegenwart und zum Ergötzen der höchsten geistlichen Würdenträger und edler Frauen aufgeführt werden konnten, wie uns das z. B. von Bibbiena's „Calandra" überliefert ist. Naturalia non sunt turpia — diesen Grundsatz der altklassischen Komödie machten diese Lustspieldichter der italienischen Renaissance zu dem ihrigen in einem Grade, dass man in der Tat an die Derbheiten der attischen Thalia gewöhnt sein muss, um diese kecken Gebilde nicht in Bausch und Bogen als Ausgeburten einer frivolen Lebensanschauung zu verurteilen. Ein wesentlicher Unterschied lässt sich indess zwischen diesen Stücken deutlich wahrnehmen und muss besonders nachdrücklich bei Betrachtung der „Mandragola" betont werden, namentlich Lesern gegenüber, welche dieselbe nicht mit andern zeitgenössischen Lustspielen vergleichen, sondern abgesondert von diesen, als einzelne Erscheinung ins Auge fassen. Man würde dem Stücke gröbliches Unrecht antun, wollte man es ob seiner Nuditäten mit denen des Aretiners auf eine Stufe stellen; denn obwol nicht minder verfänglichen Inhalts, ist es doch in seiner Tendenz ganz grundverschieden von diesen mit sichtlichem Behagen aneinandergereihten Obscönitäten, und dass der Verfasser über den traurigen, verlotterten Zuständen steht, dieselben im tiefsten Grunde seiner Seele verwirft und auf seine Art, d. h. mit der wuchtigen Geißel der Satire an ihrer Ausrottung arbeitet, das würde einem aufmerksamen Auge schwerlich entgehen, selbst wenn der Autor nicht ausdrücklich seinen Standpunkt im Prologe bezeichnet hätte, wenn er dem Einwurfe, dass das vom ihm behandelte Sujet eines ernsten und weisen Mannes nicht würdig scheine, mit der Erklärung begegnet, dass er mit diesen eitlen Erfindungen die Absicht verfolge, seine klägliche Zeit zu bessern, da es ihm versagt, durch andere Unternehmungen andere Tüchtigkeit an den Tag zu legen. Der Lohn, auf den

er hofft, besteht darin, dass jeder das, was er sieht und hört verdamme und auf diese Weise das entartete Volk zur Tugend der Vorzeit zurückkehre. Man sieht, dass auch die Tendenz des Lustspieldichters Machiavelli eine durchaus patriotische ist, wie die des Politikers, für diejenigen wenigstens, die ihn ohne Voreingenommenheit zu prüfen wissen.

Auf den Inhalt der „Mandragola" einzugehen, ist hier um so weniger notwendig, als sich die Literaturhistoriker angesichts eines so pikanten Stoffes es nicht haben entgehen lassen, mehr oder weniger ausführliche Analysen zu geben, und durch die neue Uebersetzung einem jeden Gelegenheit geboten ist, sich durch eigene Lektüre ein Urtheil über das Stück zu bilden. Es ist ein Ehebruchsdrama schlecht und recht, freilich ganz ohne jenen haut goût, der jenseits der Vogesen ein integrirendes Moment dieser beliebten Gattung zu bilden pflegt. Doch die „Mandragola" ist nicht dies allein sondern zugleich ein Charakterlustspiel, und was si als s o l c h e s leistet, sichert ihr in erster Linie ihre literarhistorische Bedeutung. In streng realistischer Behandlung und in scharf gezeichneten Umrissen schildert der Dichter Typen seiner Zeit, wobei er nicht minder schlagende Proben seines feinen Menschenstudiums ablegt als in den übrigen Werken seiner Feder. Ein Meisterstück trefflicher Charakteristik ist vor allem der Bruder Timoteo, zugleich eine Figur von hohem kulturgeschichtlichen Interesse. Im Gegensatze zu der landläufigen Auffassung, die in derselben einen Hypokriten nach Art des Tartuffe erblickt, hat J. L. Klein in seiner „Geschichte des Dramas" (IV, 444) mit Recht darauf hingewiesen, dass dieser Frate, der sich zum Werkzeuge hergibt, um eine tugendhafte junge Frau zu Falle zu bringen, in voller Naivetät und den Gewohnheiten seines Standes gemäß handelt, dass er die Glaubenssätze der Kirche keineswegs nur als Mittel benutzt, um die blöde Menge auszubeuten, sondern vielmehr selbst völlig harmlos und einfaltsvoll in denselben lebt und webt, wie er dies, um dem Leser keinerlei Zweifel zu lassen, in monologischer Form deutlich genug zu erkennen gibt. Dass aber die skandalösen Vorkommnisse der Komödie nicht persönlicher Skandalsucht des Dichters entsprungen, sondern eine „notwendige Reflexerscheinung der Zeit- und Kirchenerkrankung" sind, das berechtigte den obengenannten Kritiker, Machiavellis Komödie als ein providentielles Ereignis, als eine Vorbotenkomödie der Reformation zu bezeichnen.

Mag der Inhalt der Mandragola uns fremdartig berühren, die peinlichst festgehaltene Einheit des Ortes manchem vielleicht als eine Schrulle und die Hauptvoraussetzung der Intrigue, die schrankenlose Bornirtheit des Dr. Nicia mitunter ziemlich gewagt erscheinen, so wird doch gewisslich jeder, der ein drastisches Bild italienischen Lebens aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts haben will, entschiedenen Nutzen aus der Lektüre dieses Stückes ziehen, das Pasquale Villari in seiner jüngst vollendeten verdienstvollen Monographie über Machiavelli *) mit epigrammatischer Feinheit die Komödie einer Gesellschaft nennt, deren Tragödie der „Principe" bildet. Und auch die Lustspielproduktion unsrer Tage könnte von der Lebendigkeit und Originalität des Kolorits, der markigen Zeichnung des sozialen Lebens gar vieles lernen und sich anspornen lassen, den Zuständen der Gegenwart etwas mehr auf den Grund zu gehen als es in den sogenannten Lustspielen neueren Datums zu geschehen pflegt, die mit ermüdender Eintönigkeit tausendmal Dagewesenes variiren, als ob das „Jahrhundert der Intelligenz" nicht Verkehrtheiten und Blößen und Lustspieltypen ureigenster Art in Hülle und Fülle darböte, die dem berufenen Darsteller allüberall gratis Modell sitzen; als ob es nicht Fragen und Interessen genug gäbe, die z. B. die deutsche Nation bewegen und von den Brettern herab die Geister ganz anders beschäftigen würden als jene Trivialitäten, um die sich höchstens ein paar Rezensenten berufsmäßig erhitzen, während sich das Publikum in der nächsten Saison ihrer kaum noch dunkel erinnert und einstige Literarhistoriker ratlos dastehen werden, wenn es das Kapitel über deutsche Lustspieldichtung des 19. Jahrhunderts zu schreiben gilt und sich bei strengerer Sichtung zur Not kaum zwei oder drei Autoren für besagtes Kapitel ergeben.

Was die vorliegende Uebersetzung der Mandragola betrifft, so hält sich diese mit wenigen Ausnahmen ziemlich genau an den Wortlaut des Originals und verzichtet darauf, dasselbe den Anforderungen zimperlicher Nerven zu adaptiren, was überhaupt nach Lage der Sache nicht wol möglich ist. Falsch übersetzt und den Sinn entstellend ist in der 11. Scene des 3. Actes die Stelle: „. . . la cagione del peccato è dispiacere al marito, e voi gli compiacete; pigliarne piacere, e voi ne avete dispiacere", die Stern S. 53 verdeutscht: „Sündigen würdet Ihr nur, wenn Ihr Eurem Gatten nicht gehorcht, während Ihr ihm Gehorsam s c h u l d e t, w e n n I h r k e i n (!) G e f a l l e n f i n d e t a n d e m, w o r a n e r (!) G e f a l l e n f i n d e t". Als sprachlich inkorrekt ist mir aufgefallen im Dialog die Wendung „in einem während" für „in einem fort" (S. 68), in der — beiläufig gesagt etwas mageren — Einleitung die barocke Neubildung „geeigenschaftet". Im Allgemeinen liest sich die Uebersetzung glatt, das heißt in den dramatischen Teilen; fast ganz verunglückt sind dagegen die dem Stücke vorausgehenden und als Zwischenaktslieder eingestreuten lyrischen Partien, deren unbeholfene und bei aller Freiheit und Ungenauigkeit entsetzlich gequälte Uebertragung den so leicht und anmutig hinfließenden Urtext in gleicher Weise wie die deutsche Sprache misshandelt. Bei solchem Unvermögen war es entschieden besser, von einer poetischen Nachbildung abzusehen, deren Aufgabe es doch unbedingt sein müsste, der vielseitigen Begabung des großen Florentiners, die sich auch in seinen Versen kundgibt, mit dem Aufgebot aller Mittel gerecht zu werden.

---

*) Niccolò Machiavelli e i suoi tempi. Tomo III°. Firenze, Successori. Le Monnier 1882, pag. 159.

K a i s e r s l a u t e r n. P a u l S c h ö n f e l d.

Drei-Mark- und Ein-Mark-Bibliothek.

1. „Wintertage.“ Drei Erzählungen aus Frankreich von Rudolf Lindau.

Breslau 1883, S. Schottländer.

Dieser hübsch ausgestattete Band von zwanzig Bogen gehört zu der von Schottländer herausgegebenen „Drei-Mark-Bibliothek“ und gereicht derselben auch seinem Inhalt nach zur Zierde; Rudolf Lindau ist als Erzähler schnell beliebt geworden und wird, was immerhin bemerkenswert, nicht nur von weiblichen, sondern auch von männlichen Lesern gern aufgesucht. Er erzählt, was nicht jeder erzählen kann, der das gleiche Talent dazu mitbringt, da er sich weit auf der Erde umgesehen und viel in Gesellschaftskreisen bewegt hat, die meist zu wenig aus der Nähe beobachtet werden, um zutreffend geschildert werden zu können; er erzählt aber auch nicht, wie jeder erzählen kann, der an Stoff nicht Mangel hat. Er weiß sehr geschickt zu komponiren, sofort zu fesseln, die Handlung, ohne sie doch zu überhasten, auf den kürzesten Wegen vorwärts zu treiben, für seine Personen zu interessiren, auch das Fremdartige verständlich und anschaulich zu machen, bei der bestimmtesten Individualisirung und Lokalisirung das allgemein Menschliche fest im Auge zu halten. Er besitzt das schöne und seltene Talent, mit knappen Worten charakterisiren und die Situation bestimmen zu können, und er sagt auch da, wo er sich bequemer gehen lässt, nichts Ueberflüssiges. Nähert er sich in dieser Hinsicht möglichst dem Dramatiker, so vermeidet er es doch, mit dessen Mitteln zu arbeiten, vom Dialog macht er nur den beschränktesten Gebrauch; selten wird ein Gespräch vollständig durchgeführt, meist nur eine bezeichnende Wendung desselben zur Charakteristik der handelnden Personen mitgeteilt. R. Lindau beweist sich nicht nur überall als den feingebildeten und reicherfahrenen Weltmann, sondern auch als den philosophischen Beobachter des Lebens der Seele. Er hat eine energische Art, den Dingen auf den Grund zu gehen, alle Illusionen zu zerstören, aber auch den echten Kern sittlichen Strebens aufzudecken. Es ist ihm um Wahrheit zu tun — glücklicherweise nicht um jeden Preis. Obgleich er gern Menschen schildert, die frei ihren natürlichen Regungen folgen, lässt er sie doch nie die Grenze des ästhetischen Anstandes überschreiten; sie bleiben, auch wenn aller Schmetterlingsstaub von den Flügeln fällt, noch immer, was sie sein sollen: dichterische Gestaltungen. Er hält lieber in der Schilderung ganz ein, als dass er verletzt. Er moralisirt nie, aber er handhabt strenge die poetische Gerechtigkeit. Auch seine leichteren Blüetten laufen nicht auf einen bloßen Witz aus. —

Alle diese trefflichen Eigenschaften zeigen sich auch in den drei Erzählungen dieses Bandes. Die erste: „Im Park zu Villers“ ist freilich, wenn man auf die Komposition sieht, eine nach bekanntem Rezept gearbeitete Kriminalgeschichte: es wird Jemand ermordet gefunden, der Verdacht lenkt sich, anscheinend sehr begründet, auf einen Unschuldigen, durch die geschickten Machinationen eines Geheimpolizisten aber wird der wahre Täter an der Stelle entdeckt, wo man ihn nicht vermutet hatte. Aber im Einzelnen bleibt da für die Erfindung noch immer ein weiter Raum, und Lindau hat ihn mit einer höchst spannenden Begebenheit auszufüllen verstanden. Die anscheinend zerstreuten Glieder einer Kette fügen sich nach und nach völlig schließend aneinander. Von der Hand eines Dichters ist die Schilderung der Entdeckung des Mordes in dem ersten kurzen Kapitel. Diese beiden Krähen auf dem kahlen Ast über der verschneiten Leiche — man wittert mit ihnen den Leichengeruch. —

„Hans der Träumer“ dürfte, was psychologische Vertiefung anbetrifft, obenan stehen. Die Fabel ist höcht einfach, wenn man das die Fabel nennen will, dass ein junger Mann ein schönes Mädchen liebt, von einem Heiratsantrage aber absteht, weil er zu unbemittelt und zu ehrlich ist, dann auf ihr Betreiben hin doch dem ersehnten Ziel ganz nahe kommt, wieder aus zu großer Gewissenhaftigkeit den rechten Augenblick versäumt und am Ende, von der leichtherzigen Geliebten fortgeworfen, vom Freunde verraten, noch froh sein kann sich selbst gerettet zu haben. Das ist doch nur der allerkleinste Teil des eigentlichen Inhalts, der mit dem Gemüt aufgenommen sein will. Diese Menschen geben sich durch alle Wandelungen so lebenswahr, dass man förmlich erschrickt, als kämen sie uns fasslich entgegen. Die guten sind nicht gut und die schlechten nicht schlecht — sie handeln eben genau nach ihrer Natur. Dieser Träumer Midford ist ein Phantast der Vernünftigkeit; bei stärkster Sehnsucht nach einem nicht gewöhnlichen Glückzustande beschneidet er sich fortwährend die Flügel selbst in dem ganz richtigen Gefühl, dass es ihm in der hohen Luftregion doch nicht wol sein könnte. Er braucht stets mehr Zeit seine Entschlüsse zu fassen, als die andern, die ihrigen aufzugeben. Mit einem „Nein, es geht nicht“ führt er sich schon ein. Und dann die naive Frage an seinen Freund Banquier, ob er glaube, dass ein armer Schlucker, wie er, es dazu bringen könnte, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden, wenn dies das einzige Mittel sei, um ihm das Herz und die Hand der Geliebten zu verschaffen. Edington antwortet mit Recht: so wenig ein reicher Mann als aus Liebe ein großer Künstler. „Man wird mit besonderen Anlagen zum reichen Mann geboren, gerade wie man mit besonderen Anlagen zum großen Künstler zur Welt kommt ... Wenn ich mich in Ihnen nicht irre, Tom, so haben Sie ungefähr ebenso viel Anlagen zum Millionär wie ich zum — Bischof: nicht hervorragende Anlagen, Tom, durchaus nicht hervorragende.“ Was dann Midford der geliebten Edith sagt, die eine Liebeserklärung erwartet und eine lange Auseinandersetzung der Gründe zu hören bekommt, aus denen er sich nicht erklären dürfe, charakterisirt ihn vollkommen. „Ich bin kein Genie und ich bin nicht leichtsinnig; ich bin ein vernünftiger Mensch und ich hoffe, ich werde ein rechtschaffener bleiben.“ Das bleibt er, aber es fehlt nicht viel, dass ihm das Herz darüber bricht. — Die letzte

Geschichte „Souvenir“ liest sich ungefähr, wie sich ein zierlicher trefflich gespielter französischer Einakter ansieht. Sie ist nicht lustig, aber so leicht geschrieben, so glatt erzählt, dass man schon an der Form sein Vergnügen hat. Sie spitzt sich auch zu einer Ueberraschung zu, die bei aller Vorbereitung in der Exposition doch wirklich überraschend kommt, gerade wie bei diesen kleinen zierlichen Komödien. Der Gang der Handlung soll nicht verraten werden.

---

2. „Feldrain und Waldweg.“ Von Ludwig Anzengruber.

Stuttgart 1883. W. Spemann.

War das vorangezeigte Buch nicht teuer, so ist dieses erstaunlich billig. Es gehört der „Collection Spemann“ an, in der bekanntlich der sauber eingebundene, gut ausgestattete Band nur eine einzige Mark kostet. Voran geht eine Einleitung von Joseph Kürschner, die warm und beredt über den Dichter Anzengruber Auskunft gibt. Ein echter Volksdichter ist er, das bewies schon sein „Pfarrer von Kirchfeld“, ein höchst seltsames Schauspiel, dessen mächtiger Wirkung auf den Grund zu kommen der akademischen Weisheit schwer gelingen wird. Von einer kunstgemäßen Führung sieht man wenig; es macht sich alles scheinbar von selbst; die Saat ist in den Boden gelegt, und nun geht die Pflanze auf; im Sonnenschein gedeiht sie und der Sturm bricht sie um, — das ist so natürlich, es kann gar nicht anders sein. Der Dichter scheint nur das Fernrohr für uns zu stellen, um uns auf einen bestimmten Fleck Erde in fester Umrahmung schauen zu lassen, auf dem etwas vor sich geht; nun wir's so abgegrenzt und deutlich sehen, merken wir auch, dass es interessant ist und lassen uns fesseln. Die Menschen, die da auftreten, geben sich so sehr selbst, dass man in Versuchung kommt, dem Dichter gar kein Verdienst beizumessen, der sie so einfach aus der Natur übernommen hat. Und doch triumphirt gerade da seine Kunst. Denn warum sieht nicht Jeder, was so offen und mit Händen zu greifen vor Augen liegt, und warum gelingts so selten, mit diesem allereinfachsten Mittel einer Abschrift des natürlichen Menschenlebens eine Handlung zu Stande zu bringen, die nun doch ein Kunstganzes wird? Am Ende gibt uns der Dichter von dem Seinigen doch viel mehr, als man glauben möchte, und will man ihm sein volles Recht lassen, so muss man bekennen, dass eben nur er so sehen und so weisen konnte. Diese Kunst des scharfen Aussonderns und Begrenzens, des deutlichen Veranschaulichens, des lebendigen Reproduzirens einer mit ganzem Dichtergemüt erfassten Wirklichkeit zeichnet auch den Novellisten Anzengruber aus. Schon seine Skizzen nach der Natur, wie sie sich im vorliegenden Sammelbande vertreten finden, haben diesen Zug. Der Dichter führte uns weit ab von der großen Heer- und selbst von der gewöhnlichen Landstraße über Feldraine und Waldwege zu sehr merkwürdigen Menschen, und lehrt uns ihr Empfinden und Handeln verstehen, nicht indem er sie beschreibt, sondern indem er sie mit aller Natürlichkeit, und also auch mit ihrer Sprache, sich selbst geben lässt. Da ist der „Sinnirer“, der sich für einen Denker hält, weil er sich fortwährend den Kopf über Dinge zerbricht, die gar keine Erklärung fordern — ein höchst possirliches Menschenkind und zugleich typisch in seiner Art. Wir sind mit dem Dichter gespannt, den Greis von hundertundzwei Jahren kennen zu lernen, der so erstaunlich viel erlebt hat, und dürfen kaum verwundert sein eine Mumie zu finden, in der das Gedächtnis längst abgestorben und auch das Organ der Mitteilung stumpf geworden ist. Auch das ist freilich „ein Fund“. Die beiden Alten, die sich einmal jung lieb gehabt haben, dann von einander gekommen sind, traurige Schicksale erleben, sich zuletzt kümmerlich auf sich selbst gestellt sehen, und nun am Spätabend doch noch sich zusammen finden, um einander nach ihren schwachen Kräften Liebes zu erweisen, nennt der Dichter „Grünes Reis unter dem Schnee“. Die Frau, die sich Karten gelegt hat und auf dem besten Wege ist totkrank zu werden, weil sie sich einbildet noch in diesem Jahr sterben zu müssen, gibt Stoff zu der hübschen Dorfhumoreske „Treff-Ass“. Die „Oertler“, Leute in weit abgelegener Berggegend, beweisen sich in ihrem rücksichtslosen Festhalten an altem Brauch wenig liebenswürdig. Gelingts einmal dem Sohn nicht, den noch rüstigen Vater auf die Ofenbank zu setzen, so ist an Versöhnung nicht zu denken. — Haben wirs hier im Wesentichen mit Charakterstudien zu tun, so führen „Der starke Pankraz und die schwache Eva“ eine allerliebste Dorfkomödie auf. — Eine Kalendergeschichte endlich wäre „der Einsam“ zu nennen. Sie schildert mit tragischem Ausgang den streng orthodoxen Pfarrer, der vergisst, dass ihm auch etwas Menschliches passirt ist, und scheint sich gerade an diejenigen wenden zu wollen, die von der geistlichen Unduldsamkeit zu leiden haben. Für den nicht durch die Tendenz angeregten Leser dürfte das Thema zu breit behandelt sein. Leugnen lässt sichs überhaupt nicht, dass oft die Welt, in der Anzengruber's Figuren sich bewegen, eine drückende enge ist. Diese Menschen sehen selten über des Allernächste hinaus, und wenn sie es doch versuchen, mit unrichtigem Verständnis; sie bewegen sich in hergebrachter Ordnung, und wo sie ausschreiten, befreien sie sich doch nicht von ihr; sie haben Gemüt, werden aber seiner Gaben selten froh. So sind sie freilich. Wir danken es dem Dichter, dass er sie nicht verfälscht. Nur etwas melancholisch sind wir gestimmt und ein wenig beklommen fühlen wir uns, wenn wir das Buch schließen.

Königsberg.

Ernst Wichert.



Südamerikanische Literatur der Gegenwart.

I.

Das, was für Amerika schlechtweg gilt, der vereinigte Staatenbund, hat sich in der Literaturgeschichte längst einen ehrenvollen Platz erobert. Und wer selbst den Reichtum der Produktion zugebend, deren Originalität bezweifelte, den müsste ein Mark Twain eines besseren belehren. Für den Rest der neuen Welt aber hat man in gebildeten Kreisen höchstens ein mitleidiges Achselzucken. Kreolen, Banditen, Halbbarbaren, Indianer, — bei diesen und ähnlichen Schlagworten beruhigt man sein Gewissen über seine Unkenntnis. Gar von Geistesleben in jenen unglücklichen Republiken zu sprechen, könnte dem Fachmann nur ein ungläubiges Lächeln entlocken. Und doch tut die deutsche Gebildetheit, die so gern alles weiß (und darum das, was sie nicht weiß, rund für nichtexistirend erklärt) und dabei so ungern von dem Glauben aus der Schule her abgeht, hieran sehr unrecht. Ohne über die Zukunft der romanischen Race, der ein gewisser pangermanistischer Enthusiasmus den sicheren Untergang weissagt, etwas vorausbestimmen zu wollen, ohne das stets verhängnisvolle Schlachtbeil der Politik und Nationalität auszugraben, wird ein vorurteilsfreier Blick genügen uns zu überzeugen, dass auch auf amerikanischem Boden der so reich begabte lateinische Geist bereits Blüten getrieben und Früchte gereift hat. Unser von Zeitungen lebendes Jahrhundert hat in seiner Hast freilich nur auf das Große, Glänzende Acht; aber dem, der unter Kultur mehr als Fabriktätigkeit und Handelsinteressen versteht, gewährt es innige Befriedigung zu sehen, wie auch unter ungünstigen äußeren Verhältnissen die Seele ihren höheren, idealen Trieb nicht verleugnet und zarte, edle Empfindungen gedeihen.

Wie der Yankee in dem weiten Raume vom atlantischen bis zum pacifischen Ozean im wesentlichen sich gleich bleibt, so ist auch ein Typus der ganzen großen südlichen Halbinsel gemeinsam. Aber er ist nicht wie dort aus der Uebereinstimmung von Bestrebungen und Vorbedingungen erwachsen, nein, er ist den einzelnen Völkern gar nicht eigen, sondern nur von ihren Eroberern ihnen aufgeprägt. Die gewaltige, weder von Römern noch Engländern je übertroffene Energie der Spanier zusammen mit ihrer geistigen Vollreife zur Zeit der Conquista konnte nicht verfehlen, mit Sprache, Gesetzen, Sitten ihre Kolonien in einen unverletzlichen Kreis zu vereinen. Dazu kam noch gleichzeitig mit der Besitznahme der neuen Welt die Idee der absoluten Monarchie zum Durchbruch, die das direkte Gegenteil der englischen Kolonialpolitik erstrebte. Die Sklavenkette haben die Freiheitskriege zerrissen; aber auch die geistige Fessel (denn es ist eine solche) muss fallen, wie das Mal verschwindet, das der Eigentümer seinen Heerden aufgebrannt hat. Dazu reicht nicht der bloße Wille hin, wie er Heldentaten zeugt; es bedarf der Heranreifung neuer Individualitäten, die selbständig sich und ihr Leben gestalten. Gerade die Zersplitterung in viele, an Seelenzahl, nicht an Areal kleine Freistaaten ist dem vorzüglich günstig. Und wenn es auch scheint, dass diese unter unaufhörlichen Revolutionen nicht leben und nicht sterben können, so ist doch ein stetiger Fortschritt für den aufmerksamen Beobachter unverkennbar. Die Wiedergeburt regt sich, wenn auch schüchtern, aller Orten, nur hat sie mit unendlichen Hindernissen zu kämpfen. Von Brasilien wird hierbei abgesehen, denn wie es selbst allein als Vertreter aller Tropenländer zu gelten pflegt, so beansprucht es auch im übrigen eine Ausnahmestellung unter seinen Nachbarn; hier hat nie eine Eroberung und auch nie ein Umschwung stattgefunden, hier gab es nie spanischen Hochsinn und spanischen Fanatismus. Brasilien war nur ein frisches Reis auf einen fruchtbaren Stamm gepfropft; das einzige, vor dem es sich zu wahren hat, ist die träge Versunkenheit des Mutterlandes; zu seinem Glück braucht's nach seiner bisherigen Entwickelung nur einige tüchtige Köpfe und rührige Hände. Sein Ideenkreis unterscheidet es ebenso von dem übrigen Festland, wie seine Sprache, und verdiente deshalb eine gesonderte Betrachtung. In den anderen Staaten drängen sich vielerlei Völker, wie in ihren Häfen die Flaggen aller Weltteile sich begegnen; aber sie machen keine Nationalitäten aus. Die Umbildung zu nationalen Einheiten, ein Reinigungsprozess, der stetig, aber oft nicht ohne gewaltsame Erschütterungen, vor sich geht, ist es, der mit so viel Blut und Verwüstung bezahlt wird, der auch Kriege zwischen den einzelnen Republiken im Gefolge hat, deren äußere wie innere Lage doch am wenigsten dieser Plage zu bedürfen scheint. Die Kultur zieht aus den militärischen Erfolgen trotz der sie begleitenden Schäden und Schrecken unmittelbar Nutzen. So verhalf der Feldzug gegen Paraguay dem locker gebundenen argentinischen Staatenbund zum Bewusstsein eines Ganzen, zur Verschmelzung der Sonderinteressen in ein höheres Gemeinsames. So trug auch der noch immer schwebende Krieg an der Westküste wesentlich dazu bei, den eigensten Kern chilenischer Sitte und Charakters aus den fremden Umhüllungen importirter Industrie und Wissenschaft herauszuschälen. Durch den heldenhaften Kampf mit Bolivien und Peru hat dieses trefflich in sich gefestigte Staatswesen jüngst die Aufmerksamkeit mehr als je auf sich gelenkt. Unbedenklich darf man ihm den ersten Platz unter seinen Brüdern gleichen Namens anweisen. Und weil es denselben in politischer Organisation nicht nur, sondern besonders auch in geistiger Regsamkeit und der Pflege neuer eigenartiger Kulturkeime so weit vorausgeeilt ist, dass es ein Vorbild für jene abgeben kann, wird unsere Betrachtung an seine literarische Tätigkeit vorzugsweise sich anlehnen und das noch halb schlummernde Talent der anderen nur mit gelegentlichen Streiflichtern erhellen.

Längs der ganzen Cordillera de los Andes gibt es kein Gestern; da ist alles von heute. Die Spanier hinterließen kein anderes geistiges Kapital außer ihrer Sprache; allerdings ein Besitztum voll prächtiger, kunstgerechter Einrichtungen, unerschöpflich reich in Ausdruck und Wendung, die wie blühende Schlinggewächse den Gedanken umranken, schwungvoll und überzeugend

zugleich, bei allem ernst und voll Würde, aber auch voll seltsamer Irrgänge und scholastischer Verfänglichkeiten. Wie ein kostbarer Schatz wird sie auch überall dort geehrt und gehütet, nicht als Mittel zum Zweck wie die bescheideneren germanischen Idiome, sondern um ihrer selbst willen, als Schmuck, als Formalität. In ihr ist alles niedergelegt, was diese buntgemischte Kolonialfamilie umschlingt; aus ihr entsteht so manches, was sich als ureigenstes Denken brüstet. Und doch ist dies nie genug zu schätzende Eigentum jenseits des Ozeans in gewissem Sinn dasselbe, was das Latein der jetzigen Gelehrtenwelt: ein äußerlich Uebernommenes, das nicht durch innere wahre Vererbung in Herz und Seele Wurzel gefasst hat. Da fehlt jede Erinnerung an das markige Volksleben der iberischen Halbinsel, jede Beziehung zu seiner eifrigtreuen Religiosität, jede Anknüpfung an seine schöne, klare Gemütstiefe; da fehlen die unvergleichlichen Sprichwörter eines Sancho Panza; da fehlt natürlich jede Hindeutung auf die Literatur des „goldenen Zeitalters“, das doch direkt mit der Conquista zusammenfällt. Darum war auch mit der Befreiung jegliche Verbindung mit Spanien wie abgeschnitten; nicht einmal die Pietät hielt privatim eine Brücke offen. Es waren nicht die lebensfähig gewordenen Glieder, die sich vom mütterlichen Organismus lösten; nein, es waren Gefangene, die aus unwürdiger schmählicher Kerkerhaft sich selbst erlösten. Als die Pflanzer von Neuengland zu den Waffen griffen, um gleiche Rechte mit dem Heimatland sich zu erkämpfen und sich siegend ihre Unabhängigkeit eroberten, da standen sie ihren Gegnern in nichts nach; ihre Freiheitshelden, ein Washington, ein Franklin, sind große Männer, groß in Tatkraft wie in Gesittung. Als aber die Untertanen der spanischen Vizekönige ihren Nacken zu erheben wagten, ermutigt durch die Schande, die die Apostolische Majestät von einem Napoleon sich gefallen ließ, bildeten ihre Schaaren ungeordnete Schlachtreihen ohne Führer und ohne Zucht; ein unwissender Kreole wie Bolivar, der nichts besaß als seinen Enthusiasmus, hat allein durch seine hingebende Liebe für die gute Sache, die in ihm alle fehlenden Eigenschaften ersetzte, einen Anspruch auf höchste Achtung sich errungen. Verwahrlost, geknechtet, zertreten, wie es nie sonst in der Geschichte erhört worden, haben diese paradiesischen Landstriche von ihren Zwingherren nichts mitbekommen als alle Laster, allen Hass und alle Zwietracht einer unnatürlichen Zivilisation, die in ihrer höchsten Blüte moralisch schon verkommen war. Es galt nicht nur von vorne anzufangen, sondern sich vor allem einer Verwilderung zu entreißen, die, weil raffinirt und selbstbewusst, schwerer zu überwinden ist als die arglose Wildheit der Kannibalen, und dann auf einem neuen Grund das Gebäude der Menschlichkeit zu erbauen. Man beherzige dies wol, ehe man in das oberflächliche Urteil einstimmt, das den Unglücklichen, weil er Erbarmen verdient, für erbärmlich erklärt.

Welcher soll aber dieser neue Grund sein? Ein europäisches Element kann ihn nicht abgeben, und das Yankeetum, das ohnehin dem Romanen so sehr widerstrebt, besitzt selbst keine Basis als Handel und Gewerbe und fußt seinerseits auf Altengland. Chile hat diese Frage tatsächlich beantwortet: in ihm sind es die angestammten indianischen Bewohner, die, den Schatz überlieferter Gesittung vermehrend, ihm eine neue, zukunftsreiche Stätte bereiten. Hier bilden nicht Neger, Chinesen und Mischlinge aller Art eine bunte Reihe, noch weniger saugen erwerbsgewandte Fremde das Mark des Landes aus. Die rein spanischen Geschlechter sind ausgestorben; nur ihr Blut fließt zum Teil noch in den Adern der Bevölkerung, deren Stamm mit jenen Araukanern durchaus eins ist, die allein unter allen, die sich Indianer schelten lassen, sich rühmen dürfen, niemals unterjocht gewesen zu sein. Und wenn Eusebio Lillo in der Nationalhymne es mit Stolz betont, dass von den Araukanern ihre Kraft komme, so muss man mit demselben Recht auch Charakter und Geist auf diese Quelle zurückführen. Auch anderwärts stehen die lange zurückgedrängten Eingeborenen im Begriff, allmählich dem wahren Völkerfrühling sich anzuschließen; Bolivien ist trotz vieler Störungen auf dem besten Wege dazu und in Zentroamerika reift ein sorgloser Frieden unter einer fast patriarchalischen Verfassung langsam seine Früchte. So unterliegt es keinem Zweifel, dass auch die hellbraune Race mit ihrer sanften Melancholie und ihrer ernsten Verschlossenheit berufen ist, tätigen Anteil an der Entfaltung menschlicher Triebe zu gewinnen. Wie solche Einflüsse bereits in den spanischen Dialekten der verschiedenen Zonen mehr schüchtern andeutungsweise als deutlich bestimmt sich erkennen lassen, so werden sie fortwährend neues Feld sich erobern, wenn ihnen gleich andererseits die Ueberlegenheit europäisch-klassischer Erziehung entgegenstrebt, die ja hier wie überall den Halbgebildeten oder gebildet sein Wollenden seine Väter, die Indios, und was von ihnen herrührt, tief verachten lehrt.

Diese Indier, die statt sich wie ihre Namensgenossen am heiligen Gangesstrom Betrachtungen und Grübeleien zu ergeben, ihre Zeit in endlosen Flechtarbeiten vergeudeten, besitzen außer unvollkommenen religiösen Mythen wenige Traditionen. Es ist als ob wie der Wind die Spur ihrer Pferde und Gezelte verweht, so auch in ihrem Gedächtnis für Erinnerungen kein Raum sei. Da leben keine Heldensagen, die sich umwandeln von Geschlecht zu Geschlecht; da bringen keine Volkslieder und Festgebräuche einen ethischen Halt in die Flüchtigkeit des äußeren Wechsels. Bilderreich in seiner Ausdrucksweise, wie alle Naturvölker, improvisirt der Araukaner in Reden und Gesängen das Naheliegende; einer übertriebenen Phantastik ist er abhold. Was durch Großartigkeit in Chile überrascht, kommt auf Rechnung des hochfliegenden kastilianischen Idioms, in dem der geweckte Sinn auch des gemeinen Mannes reiche und poetische Formen findet. Leichte Fassungskraft und unverfrorene Wagnis, das sind einheimische Eigenschaften, die der lebenslustigen Menge trefflich anstehen. So darf es nicht erstaunen, einen blinden Greis die liebenswürdigsten Dinge sagen und aus seiner Umgebung aus dem Stegreif in ebenso ansprechender Weise erwidern zu hören, bis das Ganze mit einem wolkredenzten Trunk oder einer scharfen

Derbheit abbricht. Dahin gehört auch der beliebteste der Tänze, die samacueca, die mit Gelegenheitsversen zwar in der höchsten Fistel der Frauenstimmen, aber von oft recht innigem Inhalt begleitet zu werden pflegt. Nachweisbar stammt jedoch diese Tanzweise, unerachtet sie in Peru „la chilena" heißt, nicht ursprünglich von den gravitätischen Indianern, sondern sie wurde durch Neger aus Afrika verbreitet.

Aus solchen Anfängen konnte nicht, dem Schema der Literaturgeschichten zu Liebe, die Epik erwachsen. Denn die Araucana von Ercilla, unbestreitbar das beste Heldengedicht der spanischen Literatur, spielt lediglich in Chile und ist so über und über mit Waffentaten beschäftigt, dass ihr der Boden dazu gleichgiltig bleibt. An andere minder begeisterungsvolle, gereimte Chroniken braucht ebenso wenig erinnert zu werden; und von dem, was auf chilenischer Erde unter dem ancien régime je gedacht und geschrieben worden, bietet die Sammlung eines treuen antiquarischen Liebhabers*) reiches Inventar. Nationale Hervorbringungen auf dem Gebiete des Schönen gehen nicht viel über ein Menschenalter zurück. Es sind freie Aeußerungen der verschiedensten Stimmungen und Eindrücke; wesentlich lyrisch. Ihr Charakter ist von Anfang an bis jetzt im Ganzen derselbe; nur dass ältere Bilder verblassen und neue in den Vordergrund treten. Die Lust zur Produktion ist ebenso groß, als die Produktion leicht, der literarische Ruhm angesehen und die Aufmunterung bedeutend. Denn hier bahnt wie in den italienischen Republiken des Mittelalters ein glückliches Gedicht den Weg zu den höchsten Würden. Eine deutsche Begriffe übersteigende Fülle ist aber nichts Ungewohntes in der Sprache eines Lope de Vega, die nicht nur „dichtet und denkt", sondern auch träumt und reimt. Das Meiste ist, wie zu erwarten, Mittelgut; man muss deshalb nicht zählen, sondern wägen. Glänzend macht sich das Talent breit; aber das schaffende Genie hat noch nicht die Flügel geregt. In einem Lande, das seine Kulturbedürfnisse fast ausschließlich durch den Import deckt, das seine Kraft auf das Entdecken verwenden muss, ehe es sich aufs Erfinden verlegt, erwarte man keine neuen Gedanken, wol aber eigentümliche, gutcharakterisirte Empfindungen. Wie die Romantiker der Ritterzeit antike Helden zu loyalen Vasallen umdichteten, so spiegelt sich hier die hauptsächlich durch die französchen Werke vermittelte Anschauung unseres Jahrhunderts auf dem Hintergrund einer indianischen Seele.

*) Toribio Medina, Historia de la literatura colonial en Chile.

(Fortsetzung folgt.)

Santiago.

L. Darapsky.



Literarische Neuigkeiten.

Das Februarheft der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartlebens Verlag in Wien) enthält unter andern folgende Artikel: Die Volkszählungen in Europa mit besonderer Rücksicht auf die Zählungs-Epoche 1878 bis 1881. — Von Franz Ritter von Le Monnier. — Bilder aus Ostafrika. Von Karl Berghoff in Faschoda. — G. N. Potanins Reise in die Mongolei 1876 bis 1877. Mitgeteilt von Heinrich v. Peucker in Reval. — Die Samoa-Inseln.

Der sechste internationale Schriftsteller-Kongress findet im September d. J. in Amsterdam statt, also zur Zeit der dortigen Weltausstellung und wahrscheinlich auch gleichzeitig mit dem internationalen Freidenker-Kongress. Das Exekutiv-Komité der Association hat für den nächsten Kongress ein Preisausschreiben erlassen für die beste Arbeit über das Thema: „Holland und die Denk- und Schreibfreiheit in Europa im 17. und 18. Jahrhundert; eine Studie über Holland als Zufluchtsstätte der Denkfreiheit." — Wir würden es für geeigneter gehalten haben, wenn die Preisaufgabe lautete: „Holland als Zufluchsstätte der Diebstahlsfreiheit gegen geistiges Eigentum."

„Richard Cobden und die Antikornzollliga" von Dr. Franz Simonson — eine gut orientirende, fleißige und klare kleine Schrift, welche den unermesslichen Verdiensten Cobdens volle Gerechtigkeit widerfahren lässt und dennoch sehr maßvoll in der Polemik bleibt. — Berlin, F. Dümmler.

Anthony Trollope soll Denkwürdigkeiten über sein Leben hinterlassen haben, welche von seinem Sohne veröffentlicht werden.

Von Henrik Ibsens neuem Drama „Der Volksfeind" sind in den skandinavischen Ländern bis jetzt mehr als 10000 Exemplare abgesetzt worden.

Richtig, unsere Andeutung bezüglich der fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerjubiläen ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Lesen wir da soeben: „Der Schriftsteller N. J. Anders in Berlin, der sich durch seine novellistischen Arbeiten bekannt gemacht hat (???), feiert sein 25jähriges Schriftstellerjubiläum." — 50 Jahre — alle Achtung, aber bis zu 25 Jahren bringts doch wol jeder, wenn er nicht just vorher — verhungert ist.

Nach einer statistischen Zusammenstellung erscheinen in Petersburg 212 Zeitschriften, davon 21 in fremden Sprachen; in Moskau erscheinen nur 76 Zeitschriften, davon 3 in fremden Sprachen.

Von Julius Lohmeyers und Edwin Bormanns „Reinecke Fuchs", illustrirt von F. Flinzer, Verlag von Karl Flemming in Glogau, ist soeben die zweite Auflage (siebentes bis neuntes Tausend) erschienen.

Früher zählte jeder deutsche Dramatiker unter seinen Jugendsünden einen „Arminius", heute pflegt der „Nero" zu dem dramatischen Gepäck jedes Bühnendichters zu gehören. Um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, erscheint ein neuer „Nero", von Hans Herrig. — Berlin, Luckhardt. 7,40 M.

„Das Kaviarfässchen". Humoresken von Bernhard Stavenow. — Sechs kürzere Erzählungen, die sowol durch ihre komische Darstellungsweise, wie besonders durch ihre drastische Situationskomik und drolligen Misverständnisse den Leser aufs ergiebigste ergötzen. — Görlitz, Foesser. 2 M.

Ferner erscheinen demnächst von Bernhard Stavenow in demselben Verlage: „Die drei Freier" und andere Humoresken (3 Mark), sowie bei Albert Goldschmidt in Berlin: „Der Prozess", zwei Humoresken in einem Bändchen.

Dreitausend Mark sind der Münchener Universität überwiesen, um dieselben als Preis für die bis zum 1. Januar 1886 an dieselbe einzusendende beste „Geschichte der deutschen Holzschneidekunst" von der ältesten bis zur neuesten Zeit auszuschreiben.

Von Anton Ohorn erscheint „Die Madonna", eine Künstlernovelle in Versen (Stuttgart, Levy & Müller) — und „Der Pfaffe Amis", ein Schelmenlied aus dem Mittelhochdeutschen. — Leipzig, Fr. Thiel.

Ernst Ecksteins „Claudier“ sind ins Englische und Holländische übersetzt worden; von der holländischen Uebersetzung erscheint sogar eine II. Auflage. Auch von dem in „Schorers Familienblatt“ begonnenem Romane „Prusias“ erscheint eine holländische Uebersetzung. Man sieht der historische Roman gefällt nicht allein dem deutschen Publikum. Nur die Franzosen wollen ihm keinen Geschmack abgewinnen, sondern huldigen „nach“ wie vor der wie es scheint veralteten Ansicht, der Roman solle ein „Bild“ des modernen Lebens enthalten.

Die Congress-Bibliothek in Washington, an welche nach amerikanischem Gesetz jedes in Amerika gedruckte Werk in einem Exemplar abgeliefert werden muss, zählt jetzt 480,000 Exemplare. Man geht mit dem Bau eines neuen Bibliotheksgebäudes in Washington um, welcher auf 8 Millionen Mark veranschlagt ist.

Max Müller sammelt seine unlängst an der Cambridger Universität gehaltenen Vorträge über indische Probleme unter dem Titel: „India; what can it teach us?“ — London, Longmans. $12^1/_2$ sh.

Die englische Übersetzung von Düntzers „Leben Schillers“ (von P. E. Pinkerton) wird soeben ausgegeben. — London, Macmillan.

Shakespeare-Gelehrte machen wir auf einen Preiskourant der Firma Bernard Quaritch in London (Piccadilly 15) aufmerksam, welcher die Quarto-Facsimiles der meisten Shakespeare-Dramen enthält.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXII.

Anfrage.

Ein Verleger hat durch mehrere Jahre ein Buch vertrieben, ohne dem Autor je von dem Gange dieses Geschäfts Mitteilung zu machen. Der Autor wünscht zu wissen, wie es an einem bestimmten Zeitpunkte mit dem bisherigen Vertriebsresultate steht. Der Verleger lässt diese Frage hartnäckig unbeantwortet.

Kann der Autor die Rechenschaft verlangen? Und wie hat er es anzufangen, um den Verleger zur Ablegung derselben zu zwingen?

Gutachten.

Wenn es sich im konkreten Fall um ein Verlagsunternehmen auf gemeinschaftliche Rechnung, oder um einen Kommissionsverlag handelt, so ist der betr. Verleger zweifellos zur Rechnungslegung verpflichtet, sollte dies auch im Vertrag nicht ausdrücklich stipulirt sein. Liegt hingegen ein reiner Verlagsvertrag vor, so ist zu unterscheiden, ob der Autor dem Verleger ein unbeschränktes Verlagsrecht für alle Auflagen eingeräumt, oder nur ein beschränktes. Ersteren Falls hat der Autor offenbar kein weiteres vermögensrechtliches Interesse, das Vertriebsresultat zu erfahren, sondern nur ein schriftstellerisches Interesse an der Veranstaltung einer neuen Auflage, sobald die alte vergriffen. Wenn ihm aber das Recht zur Veranstaltung neuer Auflagen seines Werkes noch zusteht, ist sein Verlangen, dass der Verleger ihm über die bisherige Ausführung des Verlagsvertrags nähere Auskunft erteile und eventuell die Einsicht der Geschäftsbücher etc. gestatte, ein rechtlich begründetes. (Wächter, das Verlagsrecht § 30. S. 354 fg., § 57. S. 729 fg.) Zu einer sofortigen Klage auf Rechnungslegung möchte ich aber auch in diesem Fall nur dann raten, wenn der Verdacht hinlänglich gerechtfertigt erscheint, dass der Verleger seine vertragsmäßigen Verpflichtungen nicht gehörig erfüllte. Außerdem würde erst näher zu erwägen sein, ob der Autor, welchem das Recht auf neue Auflagen seines Werkes noch zusteht, nicht rascher und sicherer zum Ziele gelangt, wenn er die noch vorrätigen Exemplare aufkauft und wegen der weiteren Auflagen mit einem anderen Verleger kontrahirt. (Preuß. Landrecht I, 11, § 1019.)

XXIII.

Anfrage.

Der Verleger eines zweibändigen Werkes, kontraktlich an eine Auflage von je 1000 Exemplaren gebunden, hat augenscheinlich weit darüber gedruckt, ohne dass ich positive Zeugnisse dafür habe. Denn einige Briefe an einen Dritten, die darauf deuten, kann ich nicht ad rem produziren, und ebensowenig bieten seine zu verschiedenen Zeiten sich widersprechenden Angaben über die Kosten, den Verkauf und den Rest einen direkten Anhalt. Ein teilweises Verschleudern der Auflage und weitere gravirende Prozeduren im Buchhandel, die meinem Ansehen aufs Höchste schädlich sein müssen, haben den Rest meines Vertrauens vollends vernichtet, und ich möchte wissen, welches Recht und welche Mittel der Autor hat, um über die Stärke und über den Absatz der Auflage sich Klarheit zu verschaffen, und ob eine Kontrole über diesen für den Autor so wesentlichen Teil der gegenseitigen Verbindlichkeit möglich und gesetzlich zulässig ist?

Die Frage gewinnt an Aktualität für mich dadurch, dass die zweite Hälfte des Honorars kontraktlich nach Absatz von je 900 Exemplaren gezahlt werden soll. Die Angaben des Verlegers, von Teil I gegen 500 Exemplare verkauft zu haben, 3 Jahre später, dass zu seiner besonderen Freude Teil I sehr gut mit Teil II mitverlangt werde, und wieder 2 Jahre später, dass er noch über 600 Exemplare von Teil I liegen habe, müssen mir eine Absatzberechnung nach Maßgabe des noch vorhandenen Restes mehr als bedenklich machen.

Gutachten.

Der mir unterbreitete Rechtsfall bietet der juristischen Beurteilung keine besonderen Schwierigkeiten. Liegt ein Verlagsvertrag zwischen Ihnen und Ihrem Verleger vor, der Letzteren nur berechtigte, von Ihrem zweibändigen Werke zunächst eine Auflage in der Stärke von je 1000 Exemplaren zu veranstalten, zugleich aber ihm die Verpflichtung auferlegte, Ihnen nach Absatz von je 900 Exemplaren die zweite Hälfte des bedungenen Honorars zu zahlen, so steht Ihnen unstreitig das Recht zu, nach Ablauf mehrerer Jahre über den bisherigen Absatz des Werkes vom Verleger auf Grund seiner Geschäftsbücher genaue ziffermäßige Auskunft zu verlangen.

Sollte nun die Rechnungslegung Ihren Verdacht, dass der Verleger die kontraktlich ausdrücklich festgesetzte Stärke der Auflage weit überschritt, hinreichend bestätigen, so hat sich derselbe offenbar eines Nachdrucks schuldig gemacht. Denn nach § 5 lit. d des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870, betr. das Urheberrecht etc., ist als Nachdruck auch anzusehen „die Anfertigung einer größeren Anzahl von Exemplaren eines Werkes seitens des Verlegers, als demselben vertragsmäßig oder gesetzlich gestattet ist“. Nach § 18 desselben Gesetzes würde daher Ihr Verleger verpflichtet sein, Sie wegen der von ihm veranstalteten Auflage der 2 Bände Ihres Werkes, soweit sie die Zahl von je 1000 Exemplaren überschreitet, zu entschädigen. Auch könnte er auf Ihren, bei der Staatsanwaltschaft des zuständigen Landgerichts zu stellenden Antrag außerdem noch zu einer Geldstrafe verurteilt werden und es könnte, falls Sie der öffentlichen Klage als Nebenkläger sich rechtzeitig anschlössen, der Strafrichter „statt jeder aus diesem Gesetze entspringenden Entschädigung“ auf Ihr Verlangen neben der Strafe auf eine an Sie zu erlegende Buße erkennen.

Was Ihren Honoraranspruch betrifft, so müssten Sie diesen mittelst besonderer Zivilklage gegen Ihren Verleger geltend machen. Da indessen der Beweis, dass bis jetzt mindestens 900 Exemplare von jedem Bande Ihres Werkes verkauft worden, durch die einander widersprechenden Angaben des Verlegers wol kaum vollständig zu führen sein möchte, so müssten Sie, um sicher zu gehen, bei fortgesetzter Weigerung des Verlegers, seiner vertragsmäßigen Verpflichtung nachzukommen, gegen ihn zunächst Klage auf Rechnungslegung erheben und dann auf Grund eines Ihnen günstigen Resultats die zweite Hälfte Ihres Honorars einklagen.

XXIV.

Anfrage.

Die unter Redaktion des Herrn Dr. X. im Y.'schen Verlag erscheinenden Journale * und ** haben bisher sechs von mir eingesandte Aufsätze abgedruckt, aber trotz meiner wiederholten Mahnungen ward mir bisher kein Honorar zugeschickt. Der erste Aufsatz datirt von 1878 und erschien in Nr. — des

damals * betitelten Journals, der zweite in ** 1880, Heft 11, der dritte ebendaselbst 1881, Heft 2, der vierte ebendaselbst 1881, Heft 4, der fünfte ebendaselbst 1882, Heft 4 und ein sechster, gezeichnet M. A. L., ebendaselbst. (Das Datum ist mir nicht erinnerlich.) Von allen diesen Beiträgen hat mir die Redaktion Belegsexemplare geschickt. Bei jeder neuen Einsendung stellte ich die Forderung des rückständigen Honorars. Es konnte daher seitens der Redaktion nicht angenommen werden, dass ich meine Arbeiten ohne Entgelt anbiete, und der Abdruck schien meine Forderung stillschweigend zu gewähren. Auf meine verschiedenen direkten Anfragen an Y. und X. erhielt ich nur einmal Antwort, und zwar von Letzterem, welcher mir im Mai v. J. schrieb: „Die Honorarfrage wird in den nächsten Tagen erledigt.“ Seit der Zeit habe ich noch zweimal an ihn geschrieben und in meinem letzten Briefe die Absicht mitgeteilt, nach einem gewissen Termin die bewusste Frage unserem geschätzten Syndikate vorzulegen. Nachdem dieser Termin nun wieder bedeutend überschritten ist, bringe ich mein Vorhaben in Ausführung und wende mich mit der höflichen Bitte an Sie: Sie wollen mir geneigtest raten, auf welche Weise ich mein Recht geltend machen soll. Es besteht wahrscheinlich eine Norm, nach welcher in den genannten Journalen die Honorare pro Bogen berechnet werden, und ich glaube somit Anspruch auf den nach dieser Norm auf meine 6 Artikel entfallenden Betrag erheben zu können.

Gutachten.

Unzweifelhaft steht Ihnen gegen den Verlagsbuchhändler Y. ein Honoraranspruch zu, da einem Verleger gegenüber die Unentgeltlichkeit schriftstellerischer Arbeiten nicht anzunehmen ist. Zudem hat ja auch Herr Dr. X. in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Redakteur der in Rede stehenden beiden Zeitschriften die baldige „Erledigung der Honorarfrage“ zugesagt und dadurch Herrn Y. die Verpflichtung zur Zahlung des üblichen tarifmäßigen Honorars für Ihre zum Abdruck gelangten sechs Artikel auferlegt. Denn der Redakteur gilt in geschäftlicher Beziehung, falls nicht ausnahmsweise seine persönliche Haftpflicht den Mitarbeitern gehörig angezeigt worden, nur als Stellvertreter des Verlegers.

Um nun aber den Gesamtbetrag des Ihnen gebührenden Honorars zur Ziffer bringen zu können, ist es notwendig, der Klage gegen Y. die in Ihren Händen befindlichen Belegsexemplare beizufügen, oder wenigstens den Spaltenraum, welchen jeder einzelne Aufsatz einnimmt, unter genauer Angabe des betr. Titels und der betr. Nummer näher zu bezeichnen. Auf Grund dieser tatsächlichen Unterlagen müsste dann zunächst versucht werden, den für den vorliegenden Fall maßgebenden Honorartarif herbeizuschaffen, um danach die einzelnen Honorarsätze zu berechnen. Sollte dieser Tarif etwa nicht zu erlangen sein, so stände es Ihnen nach § 820 des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuchs auch frei, nach eigenem „billigen Ermessen“ ein bestimmtes Honorar zu fordern und eventuell dessen Feststellung durch literarische Sachverständige zu beantragen. Je nachdem Ihr Anspruch 300 Mark übersteigt oder nicht, gehört die Sache vor das hiesige Landgericht oder vor das hiesige Amtsgericht.

Verantwortlicher Redakteur Dr Eduard Engel in Berlin.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.
Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.
Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 10. März 1883. | Nr. 10.

Inhalt:

Gedichte von F. W. Weber.

Vierte Auflage. — Paderborn 1882. Ferdinand Schöningh. M. 3,50.

Auf dem Gebiete der Lyrik sind während der letzten Jahre — neben vielem Mittelmäßigen und Schlechten — Erscheinungen hervorgetreten, die weit über das Maß an- und nachempfindenden, schwächlichen Epigonentumes hinausragen. Ich nenne unter diesen die Gedichte Heinrich Leutholds, Martin Greifs, die „lyrischen Gänge" Vischers, drei Sammlungen, die in ihrer künstlerischen Tendenz wenig miteinander gemein haben, von denen aber jede nicht nur Erfreuliches und Tüchtiges, sondern sogar Neues und Hohes bietet.*) Es ist nicht wenig, wenn ich Webers Namen in einem Atem mit diesen nenne. Aber es ist nicht zu viel. Zwar dichtet er nicht aus einer Weltanschauung heraus, die uns Modernen ob ihrer Verbissenheit und Zerrissenheit so sehr schmeichelt, nicht mit jenem Reichtum an neugebildeten und alten Maßen, antiken und romantischen, wie Leuthold. Weber eignet im Gegenteil, wie bekannt, eine Weltanschauung, die den modernen Strebungen abgewandt und vielen ohne weiteres unsympathisch ist. So manche werden es machen, wie neulich einer meiner Bekannten. Der sieht die Weber'schen Gedichte, schlägt sie auf, liest des Sinngedicht: „Immer rückwärts" (S. 156), klappt das Buch zu und sagt: solche Gedichte könnte ich nicht lesen und wenn sie die gehaltvollsten und vollendetsten wären! . . . . Aber gerade diese Weltanschauung, die nicht etwa wie bei weiland den Romantikern aus künstlerischen oder andern Gründen anempfunden, angelogen ist, sondern mit inniger Ueberzeugung und männlichem Mute, nicht ohne Kämpfe ergriffen ward und hochgehalten wird, verleiht den Gedichten einen großen Teil ihrer Wärme und ihres Reizes. Sie ist klar, begrenzt und fest, aber durchaus nicht starr, so dass sie künstlerische Beweglichkeit nicht aufkommen ließe, auch nicht eng und schroff, dass sie drücken und abstoßen müsste. Und welche Gesundheit und Heiterkeit des Geistes kommen ihm aus ihr, Eigenschaften, die um so anmutiger berühren, je seltener sie bei unsern Dichtern, vorab den Lyrikern, gefunden werden. — Fein und kunstvoll geht er den Weisen des Volksliedes nach oder singt und sagt im Tone unserer mittelalterlichen Dichter, — Walther von der Vogelweide nennt er einmal seinen Freund. Antike Maße verschmäht er fast durchweg. Sie würden auch zu den behandelten Stoffen, den dargelegten Gefühlen wenig passen. Und wenn er in Wahl und Bildung seiner Metren auch weniger schöpferisch ist, so ist er doch reich und geschickt und sein künstlerischer Verstand oder Instinkt bewahrt ihn fast ausnahmslos vor Missgriffen und Missbildungen.

Es gelingt ihm freilich nicht, mit ein paar höchst einfachen Worten ein Bild, eine Empfindung hinzuhauchen, eine Kunst, welche die Hauptstärke Greif's ausmacht. Seine Lieder sind meist etwas lang und nicht selten voll von Enumerationen. Es ist der Epiker, der sich nicht genug tun kann mit Aufführung von Einzelnem, der dann dem Lyriker im Wege steht. Aber dafür ist er wieder reicher, weit reicher an Farben und Tönen, der Kreis seiner Empfindungen und Bilder ist viel weiter und — das muss man sagen — viele seiner Gedichte sind ein wahrer Ohrenschmaus durch den Zauber der Verse, Reime, Worte.

*) Siehe das Nachwort am Schlusse dieses Artikels!

Er ist keine Persönlichkeit von solcher Weite und Tiefe des Geistes, von solcher Originalität und Bedeutung, wie Vischer, von dem jedes Gedicht von vorneherein interessirt, ohne dass es uns nachher immer auch gefallen müsste. Weber ist immer noch trotz der 13 Auflagen der „Dreizehnlinden" ein fast unbekannter, wenigstens ein fast nie genannter Mann. Adolf Stern hat in seinem „Lexikon der deutschen Nationalliteratur" 1882 vier Weber aufgeführt; den fünften, den dichterisch jedenfalls bedeutendsten hat er von seiner Sternwarte aus nicht erblickt. Und so steht Webers Name auch in manchem anderen Buche nicht, in dem er stehen müsste. Bei Vischer ist die Gefahr nahe, dass man seine poetischen Erzeugnisse als Orakelsprüche eines Weisen oder gleichsam als gereimte Parallelstellen zu Aeußerungen in Prosa auffasst. Weber wirkt rein durch den ästhetischen Wert seiner Dichtungen, nicht durch seine gesellschaftliche Stellung, seine Weltanschauung, seinen literarischen Standpunkt. Aus der Sammlung seiner Gedichte weht keine literarische Luft. Es sind wenige Gedichte darin auf Poeten und über Poesie, an denen heutzutage die Poeten so überreich sind, desto mehr enthält sie aber Poesie glattweg.

Die Schöningh'sche Verlagsbuchhandlung hat vor kurzem ein kleines Heftchen zusammengestellt, worin sie neben einem kurzen Lebensabriss des Dichters eine Zusammenstellung von Kritiken über Webers „Dreizehnlinden" gibt. Auch ein paar Auszüge aus Besprechungen über die „Gedichte" sind darin enthalten. Ich entnehme daraus, dass es Leute gegeben hat, die fürchteten, der Sänger der „Dreizehnlinden" werde durch Herausgabe seiner „Gedichte" seinem Rufe schaden, wie es einst Redwitz ergangen sei. Aber abgesehen davon, dass Redwitz und Weber in ihrer persönlichen und dichterischen Artung wenig mit einander gemein haben, abgesehen davon, dass überhaupt dem einen ja nicht begegnen muss, was dem andern begegnen konnte: so gehörte in der Tat nicht viel Scharfsinn dazu, um zu finden, dass Weber auch hier zum mindesten ehrenvoll bestehen würde. Waren nicht liedartige Strophen, Lieder selbst, die schönsten, in großer Anzahl, waren nicht wertvolle Gnomen schon im Sang von „Dreizehnlinden"? Und wenn zu diesem gesagt werden musste, dass der große Hintergrund, der Auf- und Ausbau der Handlung fehlte, um das Ganze zu einem Epos zu machen: Kraft des Schilderns und Erzählens war ihm nirgends abgesprochen — Weber konnte ein trefflicher Balladendichter sein.

Und in diesen drei Gattungen — der Lied-, Spruch- und Balladendichtung — bewegt er sich hauptsächlich. Die „Gedichte" sind in drei Bücher geteilt, von denen das erste so ziemlich nur Lieder, das zweite hauptsächlich Sprüche, das dritte poetische Erzählungen und Balladen enthält. Am wenigsten scheint mir die Kraft des Dichters im ersten Buche hervorzutreten, obwol ich nicht sagen kann, dass mir auch nur eins der darin enthaltenen Gedichte missfallen hätte, und obwol einige Perlen darin sind, wie das „Lied der Schmiedegesellen", — das Schmiedehandwerk ist unserem Dichter überhaupt, wie es scheint, sehr sympathisch —, „Das Glücksschiff", „Feldmusik und Waldmusik", das nur ein wenig zu lang geraten ist und eine etwas gar zu ungescheute Reminiscenz an Lenau enthält:

„Auf goldner tönender Leiter klettert
Zum Himmel die Lerche und jubelt und schmettert" —

ferner „Wallfahrer" und „Eisenbahnphantasie", bei welcher es dem Dichter ein paarmal passirt ist, in bezug auf Versmaß zu entgleisen. —

Außer ein paar unbedeutenden und seichten Sprüchen enthält das zweite Buch nur Wertvolles und Eigenartiges. Damit man sehe, dass der Dichter wenig Empfindelndes und Süßelndes an sich habe — ich habe öfters diese Furcht aussprechen hören —, mögen gerade aus diesem Buche statt aller Charakteristik ein paar Proben stehen:

Eine Tat (S. 100).

Auf Adlerschwingen stürmt die Zeit: es naht
Ihr Schnitter dir, der Tod, mit leisem Schweben.
Dein Staub gehört dem Staub; dein bessres Leben
Gott und der Welt, und beiden deine Tat.
Ihr Schuldner bist du längst, schon längst gewesen:
Was säumst du noch, dein altes Pfand zu lösen?
O Jüngling, eine Tat, so lang noch heiß
Und ehrbegierig deine Pulse schlagen!
Mann, eine Tat, ein frommes frisches Wagen,
O eine Tat noch vor dem Sterben, Greis!
Und kannst du nicht durch Denken oder Dichten
Auf deiner Bahn ein stolzes Mal errichten;
Und kannst du nicht mit Meißel oder Schwert
Für späte Enkel in die goldnen Scheiben
Der Weltgeschichte deinen Namen schreiben:
Bescheide dich! Des Werks Verdienst und Wert
Wird nach des Mannes Sinn und Kraft gemessen.
Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen.
Grab' einen Quell aus dürrem Wüstensand,
Pflanz' einen Baum in ödes Heideland,
Auf dass ein Wandrer, der nach vielen Jahren
An deinem Born sich labt und Früchte bricht
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:
Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren.

Weltgeschichte (S. 120).

Lies die Geschichte im Ganzen und Großen,
Du wirst dich nicht zu sehr erbosen,
Dich unterweilen sogar erbau'n
An braven Männern und guten Frau'n.
Doch wenn du ins Besondere gehst,
Der Dinge Zusammenhang verstehst,
Und spürst die List der Inszenesetzer,
Gedungene Hetzer, bestellte Schwätzer,
Kulissenschieber und Maschinisten,
Sufflöre, Lampenputzer, Statisten,
Und all den Plunder der Gaukelei,
Bezahltes Zischen und Lobgeschrei;
Der Großen Heucheln und Gleißen und Lügen,
Der Kleinen Schmeicheln und Bücken und Biegen:
Dann ekelt es dir vor der ganzen Bande! —
Der Menschen Geschichte ist ihre Schande.

Den Preis möchte ich jedoch dem dritten Buche geben. Es enthält poetische Erzählungen, Legenden und Balladen, so formvollendet und stimmungsvoll, dass man sie dem Besten an die Seite stellen darf, was in dieser Beziehung gedichtet worden ist. In Stoffen und Formen ist er hier gleich mannigfaltig. Er führt uns in den Orient und ins klassische Altertum, er behandelt reizend fremde und heimische Sage, deutsches und ausländisches Märchen, er gibt Bilder aus der Geschichte, er weiß das unbedeutendste

Ereignis aus dem Alltagsleben poetisch zu verklären. In der Wahl und Behandlung einzelner Stoffe ähnelt er Chamisso oder der Droste-Hülshoff, bei andern wird man an Uhland, wol auch an Goethe und Schiller erinnert. Doch ist er nie blos äußerlicher Nachfahmer. Von hoher Wirkung ist sein milder, leiser Humor z. B. in „Der Handschuh“ und „Vor der Himmelstür“.

Selten hat mir ein Band lyrischer Gedichte so großes ungetrübtes Vergnügen gemacht. Ich wollte, dass recht Viele dasselbe Vergnügen hätten! Möchten die deutschen Leser doch endlich, belehrt durch die Lektüre der Weber'schen Dichtungen, aus dem törichten Vorurteile herauskommen, dass ein treuer Katholik, ein Mann des Zentrums kein Dichter sein könne, ein guter schon gleich gar nicht!

Stuttgart.

Josef Lautenbacher.

Nachwort.

Ich muss es mir versagen, eingehender auf die Gedichte Leutholds, die wenig bekannt zu sein scheinen (Sterns „Lexikon der deutschen Nationalliteratur“ 1882 nennt diesen Dichter nicht!) aufmerksam zu machen. Dagegen finde ich Veranlassung, meine Ansicht über M. Greif in Kürze hier kund zu geben. Nummer 39 des „Magazins“ (1882) brachte eine Besprechung seiner Gedichte von Paul Schönfeld, deren Resultat so ausfiel, dass der Leser sich wol wundern dürfte, wie ich dazu komme, Greif als einen hervorragenden Lyriker unserer Zeit zu nennen. Ich weiß recht gut, dass Greif bei einer Zusammenstellung seiner Gedichte für eine neue Ausgabe noch strenger und kritischer verfahren, dass er manch Unbedeutendes tilgen, manches anders fassen, anders einreihen muss. Ich finde auch, dass einige Rezensenten in ihrem Wolwollen etwas weit gegangen sind; ich finde es namentlich bedenklich und gefährlich, wenn einige derselben der künftigen Literaturgeschichte vorgreifend die historische Stellung des Dichters zu bestimmen wagten. Ich gebe zu, dass die Gedichte Greifs keine solchen sind, die hinreißen, die stofflich unterhalten können. Gewiss finden sich bei Greif Anklänge an Lenau und andere. Zu den 315 Pseudoreimen ließe sich vielleicht noch ein 316ter entdecken. Freilich sind die vielen Apostrophirungen, Hiate und Kakophonien störend und hässlich, diese Ausgeburten einer „taubstumm lesenden und dichtenden Zeit“, der gegenüber Schönfeld mit großem Rechte auf den lebendigen Vortrag hinweist. Gegen alle diese Vorwürfe wäre nichts einzuwenden, wenn es besagtem Kritiker nur nicht beliebt hätte, so ganz im Aeußerlichen und Formalen stecken zu bleiben und von dem poetischen Gehalt der Gedichte, der ausgeprägten Eigenart des Dichters zu schweigen. Weil ich nun in diesen Gedichten einen solchen Gehalt, und zwar einen ungewöhnlich großen finde, weil Greif — und das ist seine Eigenart — mit absichtlicher Verzichtleistung auf Pracht und Prunk der Sprache, auf Virtuosität der Reime und Maße, auf blendende, verstandesmäßige Pointen, mit rein dichterischen Mitteln, unmittelbar, nicht reflektirt, sich, die Bilder und Empfindungen, die ihm entstehen, gibt: darum nenne ich ihn unter den hervorragendsten Lyrikern der Gegenwart, trotz der von Schönfeld angeführten und nicht angeführten Unzulänglichkeiten und Fehler.



Südamerikanische Literatur der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Das eigentlich Interessante in der Literatur, als geistigem Porträt eines Volkes, ist ja der Ausdruck wie es sich in der Welt und in sich selbst zurechtgefunden. Als Beleg, wie der indianische Ursprung den Entwicklungsgang Chiles beherrscht, wird man in seinen Liedern nie den Grundakkord jener zarten elegischen Weichheit gepaart mit trotziger, wilder Festigkeit vermissen, der in dem Indianer der amerikanischen Südspitze ernste Tatkraft neben apathischem Trübsinn bestehen lässt. Da gibt es keinen stillgenährten, wühlenden Groll, wol aber eine schmerzlich sich selbst verzehrende Verletztheit, keinen alles verheerenden Strom entfesselter Leidenschaftlichkeit, wol aber innige bald klagende, bald jubelnde Anhänglichkeit. Man wende nicht ein, dass diese resignirende Traurigkeit nur eine Nervenabspannung infolge des stets gleichmäßig schönen Klimas sei; jene Theorie, welche die Aetherschwingungen der Sonnenstrahlen sich direkt in Charaktereigenschaften des Menschen umsetzen heißt, verkennt die Frage durchaus und wird schon durch das Beispiel Italiens heutzutage und zu Zeiten der Römer entkräftet. Halten wir an der Tatsache fest, mehr als einer anderen Nation ist den Chilenen eigen:

un corazon en el que nada muere
excepto la esperanza
(ein Herz, in dem nichts stirbt
außer der Hoffnung),

wie Guillermo Blest Gana, einer seiner treuesten Dolmetscher, sagt.

Einen hervorragenden Einfluss auf die Aeußerungen des Gemüts übt die unbeschränkte politische und persönliche Freiheit; von ihrem Hauch getragen und gehoben gewinnt selbst das Gewöhnlichste neues Leben und neuen Reiz. Von den Freiheitskriegen ging auch der erste Anstoß zu selbständiger Dichtung aus; die heldische Tat verlangte einen entsprechenden Ausdruck. Nur leidet unter der Begeisterung leicht die poetische Gestaltungskraft. Ein Hymnus auf Bolívar, der mit dem Apostrophe beginnt:

Héroe, semidios, jigante
(Held, Halbgott, Riese)

kann keinen höheren Flug mehr nehmen, er müsste denn unmittelbar zu Gottes Tron sich aufschwingen. Den mit der spanischen Literatur Vertrauten wird es oft unangenehm berühren, dass ganz im Gegensatz zum Gongorismus und modernen Kulteranismus Trivialitäten statt vermieden oft ausgebeutet zu werden scheinen; aber man vergesse nicht, dass ein Quevedo, Ponce de Leon, Herrera, Martinez de la Rosa für Amerika ebensowenig gelebt haben wie für das transpyrenäische Europa. Heute die Sprache eines Logau oder Gryphius führen zu wollen, wäre abgeschmackt; und doch bleiben trotz der Weiterentwicklung des Deutschen ihre Epigramme mit die feinsten und musterhaftesten, die wir besitzen. Die einzigen Fremden, die Einfluss und Ansehen in der chilenischen Ideenwelt behaupten, möchten Viktor

Hugo und Espronceda sein; besonders der erstere mit seinem frei und kühn verfochtenen, wenn auch etwas schwankenden Ideal erfreut sich vom Kap Horn bis zur Landenge von Panama der größten Sympathien.

Die poetischen Formen sind, wie alle äußeren Einrichtungen und Gebräuche, von den Spaniern übermacht. Hier wie dort herrschen die dem Idiom so natürlich kleidsamen Seguidillas und die künstlerisch ausgeprägten Ottave rime vor; doch hat sich in Amerika auch eine Nibelungenstrophe mit gekreuzten Reimen eingebürgert und ein der Musik angepasstes anapästisches Maß beliebt gemacht. Aber eine Geistestätigkeit, die sich noch keiner Regel und keines Zwanges bewusst ist, fühlt sich oft beengt in den „spanischen Stiefeln"; darum hat sie sich einen neuen Ausdruck geschaffen mit den in drei- oder fünffüßigen Jamben sich bewegenden „efluvios". Herzensergießungen könnte man diese Bezeichnung übersetzen; die Behandlung erinnert bald an eine Elegie, bald an eine Rhapsodie, bald an eine Dithyrambe, ohne sich je mit einem dieser Begriffe zu decken.

Der Religion möchte man versucht sein eine große Rolle im Gemütsleben einer Nation zuzuweisen, deren Präsident in seinem Eide vor allem anderen beschwört, die katholische Kirche zu schützen und zu mehren. Aber Religiosität im deutschen Sinn ist dort unbekannt, wie auch das Wort selbst. Der Dogmatismus, der den Fanatismus zum Begleiter hat, hatte nie dort Boden gewonnen, der Glaube beschränkt sich vielmehr auf leeres Formelwesen. Die Staatsreligion lebt eigentlich nur noch vom respeto, von der Rücksicht, die nirgend gegen das Schwache und Zarte, freilich auch gegen das Falsche und Verrottete, so peinlich geübt wird, wie eben dort. Nur die Frauen identifiziren ihre Empfindungen mit den durch die Kindheitserinnerungen geheiligten Zeremonien; die Männer sind Freigeister jener flachen Richtung, wie sie die französische Aufklärung der Revolutionszeit groß zog. Ein Kulturkampf ist übrigens bereits im Gange. Für Mystik und Marienkultus bleibt da begreiflich in der Poesie kein Raum; aber der Gott, der in der Natur und Weltgeschichte lebt, weckt Stimmen, die entfernt an das hebräische Jahvetum gemahnen. Kein Zweifel, dass, wenn erst jene Länder zu tieferem Nachdenken herangereift sind, auch in ihnen das historische Christentum mit der Emanzipation des Geistes sich versöhnen wird.

Den eigentlichen Herd und Mittelpunkt der Lyrik bildet die Liebe im engeren Sinn. Dies um so mehr, als es in der neuen Welt kein anderes Leben, keine Zerstreuung und Anregung gibt als in und mit der Familie. Von ihr geht alles aus, auf sie weist alles zurück. Das moralische Pflichtbewusstsein, der Unterschied von gut und böse ist dem Romanen nicht so geläufig wie dem Nordländer; der Indianer ist noch naiver darin. Alles entscheidet bei ihm die natürliche Neigung. Obenan steht die Anhänglichkeit an die Mutter, ein auszeichnender Zug der Cordillerenländer, welcher das Ideal der Weiblichkeit nicht an die Grenze zwischen Mädchen und Jungfrau, wie am Mittelmeer, noch in die Frau als Lebensgefährtin des Mannes, wie nördlich der Alpen, sondern in ihre Beziehung zu ihren Kindern setzt. Und wenn es wahr ist, dass große Männer stets von einer trefflichen Mutter stammten, so ist die namenlose Innigkeit, mit der der Sohn für all sein Streben und seine Leiden Hilfe und Halt an der Brust findet, die ihn genährt hat, wol verdient und gerechtfertigt. Diesem lauteren Verhältnis gegenüber ist eine Geschlechtsliebe, die sich auf innerste Uebereinstimmung der Seelen gründet, hier nicht minder selten als wol in allen Zonen, aber das Verlangen darnach ist da wo die Sorge für den Unterhalt nicht die besten Kräfte verschlingt, um so größer, die Enttäuschung um so häufiger. Sie sind bitter, diese ersten Erfahrungen der Jugend, aber sie rauben darum keinen Glauben, sie führen nicht zur Verzweiflung; Untreue wird ja nur dann zum Verbrechen, wenn sie ein argloses Vertrauen tötet. Für zerstörte Träume braucht es darum kein so herbes Heilmittel, wie ein Faust es in der Arbeit preist; genügender Ersatz für allen Verlust findet sich im Genuss. Diesem Genuss indessen würde es ebensowenig wie in Byrons Don Juan gelingen, den nagenden Wurm zu ersticken, ja es müsste sicherlich das stets wache Angedenken jede Freude vergällen:

> Oh me haria decir un disparate
> La presencia de huésped tan estraño
> Si no estuviera siempre en mi cabeza
> Alojada la fúnebre tristeza.

(oh die Gegenwart eines so unheimlichen Gastes würde mich zum Wahnsinn bringen, wenn nicht immerdar in meiner Brust die tiefste Melancholie wohnte),

wie einer der heitersten und gewandtesten Dichter, Guillermo Matta, bekennt.

> Buscad otro placer, otra alegria
> Un manantial que menos barro tenga
> Algo que hable del cielo,
> Y encontrareis la fiel melancolia,
> Que talvez vuestro espiritu detenga
> En tu incesante anhelo.

(Sucht andere Lust, sucht andere Freuden, sucht eine reinere Quelle, sucht des Himmels eigene Kunde und ihr werdet immer unausbleiblich jene stille Schwermut finden, die vielleicht euer ungestümes Verlangen mildert)

tröstet eine andere berufene Stimme. Dass dies kein Ueberdruss, kein Verzagen im Faust'schen Sinne ist, bedarf keiner Begründung; denn diese Schlange aller Evaskinder vergiftet nur die reife Frucht der Erkenntnis, nicht die hoffnungsfrohe Wildnis; und wen selbst einmal zwischen Meer und Cordillera die Enge des Lebens erdrückt und der spleen befällt, wird erst in der dumpfigen Luft des alten Europa dieses Unbehagen zu ersticken suchen, ehe er rabioso (wütend) wird. Dagegen lastet auf edlen Seelen schwer der früher mehr als jetzt oft schonungslos geübte Ostrakismus; man denke an Börne, Heine und wird begreifen, was es heißt, geächtet, verstoßen zu sein.

(Schluss folgt.)

Santiago.

L. Darapsky.



Gastgeschenke.
Neue Spruchdichtungen von Otto Sutermeister.

Unter diesem Titel ist in der Dalp'schen Buchhandlung (K. Schmid) zu Bern unlängst, hübsch ausgestattet, ein Büchlein erschienen, welches in kurzen Sprüchen eine Fülle von Wahrheit und Weisheit bietet, die aus scharfer Beobachtung und reicher Lebenserfahrung geflossen ist. Man glaubt es dem Verfasser, dass er, wie es einmal (56) heißt, „gar vieles gedacht" hat, eh' er „so wenig sagen", d. h. in so knappen Sprüchen reden konnte. Rückertscher Geist weht uns aus seiner Poesie entgegen: dem großen „Brahmanen" ist unser Dichter geistig nahe verwandt. Dies zeigt sich besonders in den Sprüchen, die ernst und gemessen tiefe Gedanken vortragen. Neben diesen finden wir übrigens eine Menge von solchen, die epigrammatisch keck und scharf, bald mit köstlichem Humor, bald mit schlagendem Witz und beißender Satire ihren Gegenstand behandeln. Oft findet der Gedanke in einem Wortspiel wirkungsvollen Ausdruck, und sehr geschickt weiß der Dichter gelegentlich zum „geflügelten Wort" gewordene Stellen (selbstverständlich als Citate bezeichnet) für seinen Zweck zu verwenden.

Die vorliegende Sammlung besteht gleich der früheren, unter dem Titel „Welt und Geist" 1881 erschienenen, aus fünf Abteilungen. Zeigt sich in den beiden ersten („Kunst. Poesie" und „Sprache. Literatur"), welche auch manche der neueren und neuesten literarischen Erscheinungen behandeln (92. 94 ff.), besonders des Dichters klares Urteil, seine durch und durch gesunde Auffassung von der Kunst, zumal der Poesie, so tritt uns in dem dritten Teile („Erziehung. Bildung") der Verfasser als der in langjähriger Erfahrung unter liebevoller Hingabe an seinen Beruf gereifte Erzieher entgegen. In der vierten Abteilung („Umgang. Gesellschaft") offenbart sich, selbst- bewusst und doch bescheiden, der „im Strom der Welt gebildete", edle Charakter, stark und entschieden im Lieben wie im Hassen. Den Schluss macht unter dem Titel „Excelsius" eine Reihe meist sehr schöner Sprüche, die auf Grund eines gesunden Glaubens die höchsten Fragen des menschlichen Daseins behandeln.

Fast durchweg sind die Verse glatt, die Reime korrekt und nicht selten originell. Mit Gewandtheit bewegt sich der Dichter auch in seltneren jambischen und trochäischen Maßen und den wirksamen anapästischen Versen, wie sie Platen in seinen Parabasen in unsere Literatur eingeführt hat. Seine Distichen sind nicht immer frei von Härten, so stört oft ein einsilbiges Wort als Hexameterschluss.

Proben zu geben ist bei der Mannigfaltigkeit des Inhalts nicht leicht, doch sei gestattet, hier einige folgen zu lassen:

Keiner Kunst ist strenger Bann,
Allen Alles eigen;
Was der Eine malen kann,
Kann der Andre geigen.

„Des Dilettanten Kreuz, wer nennt's?"
Reminiscenz.

Wer nie recht satt, wird's endlich satt
Auf dieser schnöden Erden;
Je weniger Einer zu beißen hat,
Je bissiger wird er werden.

Nachdem sie's mit sich selbst versucht
Und immer sah misslingen,
Sucht sie nun ihrer Muse Frucht
Doch an den Mann zu bringen.

Manch Eines dauerndes Verdienst wird bleiben,
Dass er sich nie verführen ließ zu schreiben.

Oft ist ein Einfall so köstlich dumm,
Ein Kluger gäb' einen Taler drum.

Wie ich ein ehrlich Werk erfülle?
Fort hölzerner Stock, her eiserner Wille!

O dass das Schlagwort der Partei'n
So manche edle Menschen muss entzwei'n!
Und sei ein Gegner noch so ehrenwert,
Besitz' er Alles, was ihr sonst verehrt,
Ja sei euch selbst im Innersten verwandt —
„Tut nichts, der Jude wird verbrannt!"

„Arbeit ohne Beten ist Sklaverei." Es sei!
Aber ohne Arbeit ist Beten Bettelei.

Stets rascher holt ein Jahr das andre ein,
Liegt einmal hinter uns des Lebens Mitte:
Der Wandrer, der im Abenddämmerschein
Nach Hause kehrt, verdoppelt seine Schritte.

Dass sich ein Haupt beugt, kann das rohe Schwert erzwingen;
Ein Herz zu beugen, mag dem Herzen nur gelingen.

Der Blumen, die gedeih'n
In meiner Dichtung Garten,
Ich muss ihr Gärtner sein
Und mag wol ihrer warten;

Doch hab' ich nicht gesät
Von ihnen auch nur eine:
Sie kamen hergeweht
Im Sturm und Sonnenscheine.

Drum sind sie nicht mein Ruhm;
Sie sind in Freud und Leide
Mir nur ein Heiligtum
Und meiner Augen Weide.

Dass unter der großen Anzahl von Sprüchen (im ganzen 486) hier und da auch weniger Gelungenes sich findet, kann nicht befremden; des Guten, ja des Vorzüglichen ist viel darin.

Schleiz.

Hermann Schults.



„Senilia.“ Dichtungen in Prosa von Iwán Turgénjew.

Uebersetzt von Wilhelm Henckel.

Leipzig, 1883. Franz Duncker.

Viele von den Einfällen, Gedanken und Bildern, welche der gefeierte russische Dichter unter den verschiedensten Eindrücken des täglichen Lebens im Laufe der letzten fünf Jahre zu Papier brachte, fanden keinen Platz in seinen jüngsten größeren Werken. Er stellte daraus eine kleine Kollektion von fünfzig Fragmenten zusammen, die er der Redaktion des „Boten Europas“, der gediegensten russischen Monatsrevüe, zur Veröffentlichung übergab. Er hatte dieser Sammlung — eine Blumenlese im besten Sinne des Wortes — den allzubescheiden Titel „Senilia“ gegeben, während sie doch nicht in dem allerkleinsten Zuge an das Alter des Verfassers erinnert und eine Fülle von Bildern der glühendsten Phantasie, Aeußerungen der tiefsten Empfindung und Gedanken der seltensten Erhabenheit enthält. So glaubte denn auch die Redaktion des „Boten Europas“ diesen Titel abweisen zu müssen und veröffentlichte die prächtigen Aphorismen unter der Bezeichnung: Dichtungen in Prosa, zu welcher Turgénjew selbst Veranlassung gegeben. In dem Begleitbriefe hatte er gesagt: „Ihr Leser soll diese Gedichte in Prosa nicht der Reihe nach durchblättern; das würde ihn wahrscheinlich langweilen und er würde das Buch fallen lassen. Aber er mag sie einzeln lesen, heute eine, morgen eine andere, — dann wird vielleicht die eine oder die andere zu einem Keim in seiner Seele . . . . .“

Der Uebersetzer hat den Titel „Senilia“ wieder hergestellt. Seine Arbeit ist fast nach jeder Richtung hin eine vorzügliche. Der deutsche Text deckt das Original vollständig, liest sich glatt und flüssig wie die Urschrift, ist frei von allen Russizismen und atmet in jeder Zeile den Geist Turgénjews.

Ich kann mir nicht versagen, den Lesern des Magazins einen jener poetischen Edelsteine vor Augen zu bringen, welche hier zu einer unschätzbaren Kette vereinigt sind:

Die letzte Zusammenkunft.

Wir waren einst nahe, vertraute Freunde . . .

Einmal aber trat ein schlimmer Moment ein — und wir trennten uns als Feinde.

Viele Jahre vergingen . . . . da kam ich einst in die Stadt, in der er wohnte, und erfuhr, dass er hoffnungslos erkrankt sei und dass er mich zu sehen wünsche.

Ich begab mich zu ihm und trat in sein Zimmer . . . . unsre Blicke begegneten sich.

Ich erkannte ihn kaum. Gott, wie hatte die Krankheit ihn entstellt!

Gelb, vertrocknet, kein Haar auf dem Kopfe, ein schmaler, grauer Bart, so saß er da, blos mit dem absichtlich zerschnittenen Hemde bekleidet. Nicht den leisesten Druck eines Kleidungsstückes konnte er vertragen. Hastig streckte er mir die grässlich dürre, fleischlose Hand entgegen, flüsterte mit Anstrengung einige unverständliche Worte — war es ein Willkommen, war es ein Vorwurf — wer weiß es? Die ausgemergelte Brust atmete heftig und aus den verkleinerten Pupillen der entzündeten Augen rannen spärliche Dulderthränen herab.

Mir blutete das Herz . . . . . Ich setzte mich neben ihn auf einen Stuhl, schlug unwillkürlich vor diesem Schreckensbilde, dieser Missgestalt die Augen nieder und streckte auch meinerseits ihm die Hand entgegen.

Doch da war es mir, als ob es nicht seine Hand sei, welche die meinige ergriff.

Es schien mir, als ob eine hohe, stille, weiße Frauengestalt zwischen uns säße. Ein langes Gewand bedeckte sie vom Haupt bis zu den Füßen. Ihre tiefen, blassen Augen blickten ins Leere; ihre bleichen, strengen Lippen waren stumm.

Dieses Weib vereinte unsre Hände . . . . Sie versöhnte uns auf ewig. Ja, ... der Tod versöhnte uns.

April 1878.

Ich habe obige Skizze ausgewählt, obwol sie an poetischem Werte weit gegen die übrigen zurücksteht. Aber sie hat um desto größere literargeschichtliche Bedeutung. Der Sterbende, den weder der „Bote Europas“ noch die deutsche Uebersetzung erläuternd nennen, war kein anderer, als der am 27. Dezember 1877 in St. Petersburg gestorbene, hochbegabte russische Dichter Nikolái Alexéjewitsch Nekrássow.

Heidelberg.

Friedr. Meyer von Waldeck.



„The Bowsham Puzzle“ von John Habberton.

Leipzig 1883, B. Tauchnitz. 1,60 M.

Die Leser, und namentlich die Leserinnen von *„Helen's Babies“* wird es erfreuen, dem schalkhaften und liebenswürdigen John Habberton wiederum in der Tauchnitz-Edition zu begegnen. Diesesmal führt er uns in das Leben der kleinen Stadt Bowsham im Westen der U. S. A. Wir werden alsbald ihrer besten Gesellschaft vorgestellt und zugleich mit der Frage bekannt gemacht, welche dieses Gemeinwesen schon seit mehr denn 10 Jahren als Stadtgespräch erregt und nachgerade peinigt. In Bowsham lebt nämlich seit jener Zeit Wash Dūjac mit seinem Sohne Louis. Louis ist unter den Augen der Honoratioren von Bowsham zu einem feinen, anständigen, wolerzogenen und zudem hübschen jungen Menschen von 20 Jahren herangewachsen, zum „Ideale eines jungen Mannes“. Wie konnte Louis Dūjac so vorzüglich geraten? Ist doch sein Vater ein rauher Bursche von zweifelhafter Existenz, wurde doch sein Großvater als Pferdedieb erschossen, der Urgroßvater als Mörder gehenkt, und war doch der Ur-Urgroßvater ein desertirter französischer Soldat. Dieses, der Deszendenztheorie anscheinend schnurstracks widersprechende Geheimnis ist das „Bowsham Puzzle“, das Rätsel, an dem die dortige ehrenwerte Gesellschaft sich seit so manchen Jahren vergebens abmüht. Namentlich leidet der Krämer Coddlewal unter der steten langjährigen Erörterung dieser Frage in seinem Laden; und dieser

Druck, nebst einem anderen hochwichtigen geschäftlichen Interesse, veranlasst den friedlichen Mann, sich an einer Folge heiterer und ernster Abenteuer zu beteiligen, die sich alsbald um den jungen Louis entspinnen, indem ein auswärtiger Bösewicht einen nächtlichen Angriff auf den allgemeinen Liebling ausführt. Gleichzeitig wird, mit echt amerikanischem Humor, uns ein Hoffest nach strenger Rangordnung beim großen Manne des Ortes, dem Richter Longstaff vorgeführt. Auch der „Judge" wird in den Kampf für Louis Düjac verwickelt und dabei noch von seiner Tochter, der hübschen Frances, ausgelacht, denn diese und der junge Geistliche des Ortes sind die einzigen, verschwiegenen, Mitwisser des „Puzzle". Die allgemeine Begeisterung für den liebenswürdigen Jüngling versteigt sich endlich so weit, ihn in einer sehr bewegten Wahlversammlung zum Sheriff zu ernennen. Endlich gipfelt die Handlung in den Kämpfen Wash Düjacs mit seinem schurkischen Schwager um des ersteren, ihm seit langen Jahren entrissene, Frau. Mit deren glücklichem Ausgange findet auch das „Bosham Puzzle" seine glückliche Lösung. Wie weit dieselbe noch überrascht, oder seit wann sie den teilnehmenden Leser nicht mehr überrascht, — muss ich dessen eigenem höheren Scharfsinne überlassen. —

Die Fabel ist spannend erfunden und voll lebendigster Handlung. Die auftretenden wilden und gesetzlosen fahrenden Leute des Westens, wie die sesshaften Philister von Bowsham sind fast sämtlich mit edleren menschlichen Eigenschaften hinreichend ausgestattet, um beim Leser ein sympathisches Andenken zurückzulassen. So darf das Buch, als glückliche Bereicherung der großen Tauchnitz-Bibliothek, warm empfohlen werden.

Wiesbaden.

Ludwig Freiherr von Ompteda.



Eine Ausgabe Robert Garniers in Deutschland.

Der dritte Band der von Prof. Karl Vollmöller geleiteten Sammlung französischer Neudrucke *) bringt den ersten Teil einer auf vier Bände berechneten Gesamtausgabe der Tragödien Robert Garniers, besorgt von Prof. Wendelin Förster **). Der Name des Herausgebers bürgt dafür, dass die sorgfältige Behandlung, welche der erste Band erfahren hat, auch den übrigen gewidmet werden wird. Dem Texte der Dramen werden die Sinnvarianten aller, der Ausgabe von 1585 vorausgegangenen Einzel- und Sammelausgaben folgen. Der vierte Band wird außerdem eine biographisch-literarische Notiz über den Dichter und ein Glossar der in den gewöhnlichen Wörterbüchern nicht verzeichneten Wörter enthalten.

Robert Garnier begann seine Laufbahn als Tragödiendichter im Jahre 1568 mit der *Porcie* und zwar mit ausserordentlichem Erfolge, der sich bei jedem neuen Werke steigerte. Von der Beliebtheit, der sich seine Dramen lange Zeit erfreuten, zeugt, dass in den Jahren 1600—1620 nicht weniger als dreißig Ausgaben derselben veranstaltet wurden. Später, mit dem Beginn der sogenannten klassischen Periode der französischen Dichtung, trat er in den Hintergrund und wurde schließlich ganz vergessen. Erst der immer stärker sich geltend machende literarhistorische Zug unserer Zeit brachte seinen Namen wieder ans Tageslicht, und Adolf Ebert war es, der seine Bedeutung für die französische Tragödie feststellte. Robert Garnier schuf die Grundlagen für das Drama Corneilles und Racines; nur durch die Betrachtung seiner Werke wird uns die spätere französische Tragödie verständlich. Man erkennt, dass auch hier eine fortschreitende, einen langen Zeitraum umfassende Entwicklung stattgefunden hat.

Garnier knüpft nach Form und Inhalt direkt an die antike Tragödie an. Wie von seinem Vorgänger Jodelle konnte Ronsard auch von ihm sagen, dass er

. . . d'une plainte hardie
Françoysement chanta la Grecque Tragédie

Indessen ist leicht zu sehen, dass Garnier, obwohl von begeisterten Freunden neben Aeschylus und Sophokles gestellt, nicht die griechische Tragödie selbst, sondern vielmehr die unter Senecas Namen gehenden, lateinischen Nachbildungen derselben zum Muster nahm. Das Urteil, welches Weber im 4. Band seiner Weltgeschichte S. 326 über diese fällt, lässt sich fast ohne Einschränkung auf Garniers Stücke übertragen. Vor allem vermissen wir an ihnen eine geschlossene, einheitliche, dabei gegliederte Handlung. Garnier gibt in in seinen ersten Tragödien nur das letzte Moment einer Handlung, die Katastrophe, gerät darum freilich auch nicht in Widerspruch mit dem Gesetze der Einheit der Zeit, an welchem, unserem Gefühle nach, die spätere klassische Tragödie der Franzosen fast ausnahmslos scheitert.

Das den ersten Akt bildende Proemium gibt keine Exposition, sondern nur eine ganz allgemeine Schilderung der Situation. Das Proemium zur *Porcie* ist der Megära in den Mund gelegt und steht vollkommen außerhalb des Rahmens der Tragödie. Der Monolog Ciceros, welcher das zweite Drama einleitet, beklagt Roms Unterdrückung durch den Tyrannen, enthält aber kein Wort von Cornelie. Im dritten Akt der *Porcie* wird die Heldin mit keinem Worte genannt, er repräsentirt eine Handlung für sich: die Triumvirn, sich ihres Sieges rühmend, und die Beute unter sich verteilend. *Cornelie* hat sogar eine dreifache Handlung, indem der vierte Akt, der die Haupthandlung gar nicht

*) Der erste Band enthält: De Villiers, Le Festin de Pierre ou le fils Criminel, herausgegeben von W. Knörich; der zweite: Armand de Bourbon, Prince de Conti, Traité de la Comédie et des Spectacles, herausgegeben von Karl Vollmöller.

**) Der vollständige Titel lautet: Robert Garnier, Les Tragédies. Treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585). Mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Förster. 4. Band: Porcie, Cornélie, M. Antoine. Heilbronn, Gbr. Henninger, 1882. M. 3,60.

berührt, wiederum in zwei völlig unabhängige Szenen zerfällt: Cassius und Decimus Brutus sich zum Tode Cäsars verschwörend, Cäsar seine Thaten rühmend und mit Antonius' Krönung bestimmend. Der Schluss wird in beiden Tragödien durch den Boten (le messager) eingeleitet, dessen weitschweifige, nur von Klagerufen unterbrochene Erzählung in *Porcie* von V. 1437—1601, in *Cornelie* von V. 1577—1824 reicht. Den ganzen fünften Akt der *Porcie* füllt die Klage der Amme aus, deren Tod der Dichter, wie er sich ausdrückt, hinzugefügt um das Stück *enveloper davantage en choses funèbres et lamentables, et en ensanglanter la catastrophe*, woraus wir zugleich erkennen können, welche Begriffe Garnier vom Wesen der Tragödie hatte. *Cornelie* besteht im Grunde genommen, vom vierten Akte abgesehen, aus nichts als Klagen und Klagen.

Klagen bilden denn auch noch den Hauptinhalt der dritten Tragödie. Auch hier fällt sofort das Ungeschick des Dichters im Aufbau des Ganzen und in Anlage der einzelnen Szenen auf. Bekommt doch Kleopatra ihren Liebhaber erst im fünften Akt und zwar als Leiche zu sehen! Indessen sind die Zwiegespräche bewegter und haben einen gewissen dramatischen Inhalt. Es findet sich ein Ansatz zu innerer Handlung, da Antonius sich von Kleopatra verraten glaubt, diese ihm indessen, trotz der Einwände ihrer Dienerinnen treu bleibt, und verspricht ihm im Tode zu folgen. Der Bote indessen, der dies dem verzweifelnden Antonius melden soll, kommt — man staune über das Ungeschick des Tragöden! nicht wieder hervor, obwohl er am Schlusse des dritten Aktes, worin Antonius sich zu töten beschließt, hätte erscheinen müssen. Ohne jede Nötigung wird der Tod des Antonius und seine Ueberführung in das Grabgewölbe, wohin Kleopatra sich geflüchtet, nur erzählt. Denn der fünfte Akt führt uns in dies Gewölbe, und wir sehen Kleopatra nach wirksamer Totenklage über der Leiche des Geliebten sterben.

Vor feinerer Motivirung, von lebendiger Charakterzeichnung wird man nach alledem bei Garnier nicht viel erwarten. Nur die Figurendes Antonius und des Octavian treten, indem sie einander entgegengestellt werden, etwas deutlicher hervor, in der Porcie noch mehr als in M. Antoine. Dem Octavian wird ein Zug blutdürstiger Feigheit angedichtet, während Antonius sich als Sieger großmütig zeigt. Noch fehlt die konventionelle Liebesintrigue der späteren französischen Tragödie; auch die Sprache der Liebe ist noch nicht ausgebildet: nur einmal findet sich in einem Monologe des Antonius das später stereotype *mes flammes* Wenn Voltaire es seiner Merope als besonderen Vorzug anrechnet, dass sie das erste profane Stück gewesen sei *qui réussit sans le secours d'une intrigue amoureuse*, so beweist dies nur, dass Garnier und die Anfänge der französischen Tragödie vergessen waren.

Formell schließt sich Garnier gleichfalls ganz an die alte Tragödie an. Die Einteilung in fünf Akte sind eine rein äußerliche Zutat. Langatmige Tiraden, von denen einzelne ganze Szenen, ja Akte füllen, nehmen den größeren Raum ein. Die Wechselrede verläuft häufig in monostichischen Antithesen. Auch der Chor ist beibehalten und tritt bei jedem Szenen- oder Aktabschlusse mit einem Liede, meist in Odenform, ein Diese rein lyrischen Partieen sind durchaus in antikem Geiste gehalten, und schließen sich meist an klassische Vorbilder an (Oden des Horaz). Kraft, Schwung und Formengewandheit sind Garnier nicht abzusprechen, doch macht sich eine gewisse Einförmigkeit des Gedankens fühlbar: die Unbeständigkeit des Glückes, die Härte des Krieges, die Gefühllosigkeit der Götter, die Unabwendbarkeit des Geschickes sind die gewöhnlichen Themata.

Wir hoffen nach dem Erscheinen des letzten Bandes auf die Gesammtausgabe zurückzukommen und begnügen uns für heute damit, mit den obigen Bemerkungen auf das verdienstvolle Unternehmen hingewiesen und es dem Wolwollen des Publikums empfohlen zu haben.

Wiesbaden.

Th. Wissmann.



Henrik Ibsen.

Aus dem in kurzer Zeit erscheinenden Buche von L. Passarge: Henrik Ibsen, ein Beitrag zur Geschichte der nordischen Literatur; abgedruckt mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Bernhard Schlicke in Leipzig.

Henrik Ibsen ist am 20. März 1828 in Skien, einem kleinen, aber belebten Städtchen des südlichen Telemarken, geboren. Der Ort liegt schon tief im Lande an dem Skienselv, dem Abfluss der zahlreichen telemarkenschen Gebirgsseen, auf welchen man, gleichsam spielend, das große norwegische Gebirgsplateau erreicht. Der Fluss vermittelt vorzugsweise den Transport der unzähligen Flosshölzer, welche hier aufgefangen und auf mehren Holzmühlen teils zerschnitten, teils zu „Holzmasse" zerrieben werden. Zahlreiche Seeschiffe führen auf dem Skienselv und Friersfjord das Holz später dem Westen und Süden Europas zu. Ein paar Dampfboote bieten willkommene Fahrgelegenheit nach Norden in das Herz des inneren Norwegens, wo der Gausta aufragt und der vielbesuchte „rauchende Wasserfall" vom Hochgebirge kommt. Ueber der Stadt im Osten steigt eine Felswand mit reicher Kieferwaldung auf und trägt den Hof Bratsberg, nach welchem das ganze Amt benannt ist. Im Uebrigen ist die hügelige Felslandschaft ohne eigentliche Größe. Doch blicken aus der nördlichen Ferne ein paar blaue Berge herein.

Wie so oft in Norwegen, vereinigt sich in Skien der salzige Hauch der Nordsee mit dem Waldgeruch des Gebirges. Stärker als beides ist aber der Duft des verarbeiteten Kienholzes, das überall in großen Massen aufgestapelt ist und den Reichtum der betriebsamen Einwohner bildet. Das französische „cela sent le sapin" wird hier zuschanden; man müsste es denn

auf den Pietismus beziehn, als dessen Hauptstätte Skien von jeher gegolten hat. Dieser Umstand wirft ein eigentümliches Licht auf viele Dichtungen Ibsens; ebenso der weitere, dass das gesellschaftliche Leben in Skien — wie meist in kleinen Städten — aus zwei Schichten, einer geldaristokratischen und einer plebejischen bestand. Nicht ohne Grund spielen Ibsens Gesellschaftsdramen alle in kleinen norwegischen Städten. Fs wäre jedoch falsch, an diese scheinbar so unbedeutenden Kaufstädte den Maßstab einer deutschen kleinen Landstadt zu legen. Es gibt hier Millionäre, die mit eignen Schiffen das Meer befahren und Handelsverbindungen in beiden Hemisphären unterhalten. Die Politik der „lokalen Verhältnisse"*) geht hier weit über kontinentale Kirchturmsinteressen hinaus.

Man zeigt in Skien noch das kleine, unscheinbare Holzhaus, in welchem der Dichter geboren ist. Sein Vater hieß Kund Ibsen. Seine Mutter, Marie Cornelia Altenburg, stammt offenbar von eingewanderten deutschen Voreltern ab, deren Zahl in Norwegen immer sehr groß gewesen ist. Man kann sogar sagen, dass der Bürger- und Handwerkerstand in den norwegischen Küstenstädten noch bis zum Jahre 1814 großenteils deutsch war. Seitdem hat er sich allerdings norwegisirt. „Hierzulande sind es nur die eingewanderten Familien, welche zur Geschäftstätigkeit im Großen Talent haben," heißt es in des Dichters „Stützen der Gesellschaft".

Wir haben keine Kenntnis von Ibsens früher Jugend, keine von dem Verhältnisse zu seinen Lehrern in der lateinischen Schule, welche er bis zu seinem sechzehnten Lebensjahre besucht hat. In keinem seiner Dramen hat er uns eine Schilderung gegeben, welche geeignet wäre ein Licht auf seine Jugend zu werfen. Wo auch immer Eltern sich nach einem Kinde sehnen, so Frau Inger von Oestrot, oder Herzog Skule (in den „Kronprätendenten"), verbinden sie damit fremde, ehrgeizige Pläne. Konsul Bernick in den »Stützen der Gesellschaft« erblickt in seinem Sohne nur den entsühnenden Nachfolger. Nur zweimal hat der Dichter das Verhältnis eines Kindes zu seinen Eltern voll geschildert. Aber Brands Mutter ist eine so abnorme, überdies zur Motivirung des Charakters des Helden so notwendige Erscheinung, dass wir in keinem Falle an „Durchgelebtes" denken dürfen; und Peer Gynts Mutter bildet erst recht eine ganz eigentümliche Ausnahme.

Die Verhältnisse, unter welchen der Dichter aufwuchs, sind bescheidener Natur gewesen; die Familie nahm eine Art Mittelstellung zwischen den „Aristokraten" und den „Plebejern" des Städtchens ein. Er kam dann in seinem sechzehnten Lebensjahre nach dem südlich von Arendal gelegenen Städtchen Grimstad als Apothekerlehrling und brachte hier vier oder fünf Jahre zu, in denen er sich auf das Studentenexamen, das sogenannte examen artium, welches in Norwegen an der Universität Christiania abgelegt wird, vorbereitete. Sein Plan ging damals auf das Studium der Medizin. Wir besitzen vom Dichter selbst eine lebendige Schilderung aus der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Grimstad, woselbst er sein Erstlingsdrama Catilina dichtete.

Die Zeit war stark bewegt, sagt er in der Vorrede zur zweiten umgearbeiteten Ausgabe dieses Dramas*); die Februarrevolution, die Aufstände in Ungarn und anderswo, der schleswigsche Krieg — alles dieses griff mächtig und reifend in meine Entwickelung ein, wie unfertig sie immerhin später geblieben sein mag. Ich richtete donnernde Gedichte an die Magyaren, in welchen ich sie im Interesse der Freiheit und Menschenrechte dringend ermahnte, in dem gerechten Kampfe gegen die „Tyrannen" auszuhalten; ich schrieb eine lange Reihe von Sonetten an König Oskar, die, soweit ich mich erinnere, besonders die Aufforderung enthielten, alle kleinlichen Bedenken beiseite zu setzen und ohne Verzug, an der Spitze seines Heeres an die äußerste Grenze Schleswigs den Brüdern zu Hilfe zu eilen. Da ich nun jetzt, im Gegensatze zu damals, bezweifle, dass meine geflügelten Aufrufe die Sache der Magyaren oder Skandinaven wesentlich gefördert haben möchten, so sehe ich es als ein Glück an, dass dieselben ein zur Hälfte gewahrtes Geheimnis meines Manuskripts blieben. Freilich konnte ich nicht umhin, bei betreffenden Gelegenheiten mich in einer Richtung auszusprechen, welche mit meiner leidenschaftlichen Dichtung übereinstimmte; was mir jedoch sowol von Freunden als auch Nichtfreunden nur den zweifelhaften Gewinn einbrachte, dass die ersten mich wegen meiner Anlage für das unfreiwillig Komische beglückwünschten, während die andern es im höchsten Grade auffallend fanden, dass ein junger Mensch in meiner untergeordneten Stellung sich damit abgab, Fragen zu entscheiden, über welche sie selber kaum wagten sich ein Urteil zu bilden. Aufrichtig gesagt, berechtigte auch mein sonstiges Auftreten nicht zu der begründeten Annahme, dass man bei mir auf einen besonderen Zuwachs von bürgerlichen Tugenden zu rechnen haben werde, indem ich mit Epigrammen und Karikaturen verschiedene Leute angriff, die etwas anderes von mir verdient hätten, und auf deren freundliche Gesinnung ich eigentlich Gewicht legte. Ueberhaupt stand ich, während der Stürme einer großen Zeit draußen, auf einer Art Kriegsfuß mit der kleinen Gesellschaft, deren kleinliche Verhältnisse und Lebensbedingungen mich einengten.

Unter diesen Umständen, und während der werdende Dichter durch die Lektüre Sallusts und Ciceros sich auf das Studentenexamen vorbereitete, war es, dass derselbe die Tragödie Catilina konzipirte und während der Nachtzeit niederschrieb. Er hatte die Stunden zu diesem Studium sich gleichsam abstehlen müssen; von dieser Zeit mussten nun wieder die wenigen Augenblicke zum Dichten abgewonnen werden.

Zwei Freunde wurden in das Geheimnis gezogen, das den guten Grimstädtern sicher noch viel unbegreiflicher erschienen sein würde, als das Dichten von Freiheitsliedern und Epigrammen. Der eine schrieb

*) Eine bekannte Redewendung in Ibsens „Bund der Jugend".

*) Catilina. Drama i tre Akter. Köbenhavn 1875. Forord S. 1.

das Drama ins Reine (keinen einzigen der unzähligen Gedankenstriche auslassend), der andere, Ole C. Schulerud, reiste mit dem Manuskript nach Christiania, um es dem dortigen Theater zur Aufführung einzuliefern und zu veröffentlichen. Der erwartete Erfolg blieb natürlich gänzlich aus, und so wurde auch aus der Reise durch Europa und nach dem Oriente nichts, welche, nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung des hingebenden Freundes, das Resultat der weiteren dichterischen Tätigkeit Ibsens sein musste. Da entschlossen sie sich zu einer Herausgabe des Catilina im Selbstverlage. Er erschien unter dem Pseudonym Brynjolf Bjarme. Die Kritik fand das Stück, trotz mancher Spuren von Genie, zu wild und zu bizarr; man empfahl dem Dichter die Lektüre der bekannten tragischen Parodie von Wessel: „Liebe ohne Strümpfe". Nur Professor Monrad besprach in Langes Zeitschrift die Dichtung eingehend und nicht ohne Anerkennung.

Das Buch war anfangs des Jahres 1850 erschienen. Im März kam Ibsen selbst nach Christiania, um sich in Heltbergs Schule auf das Studentenexamen vorzubereiten. Neben ihm saß A. O. Vinje, der zu früh verstorbene Dichter des „Storegut", ferner Frithjof Foß und später auch Jonas Lie, vor allen aber Björnstjerne Björnson. Letzterer hat das Zusammensitzen mit den Genossen (Vinje war über dreißig Jahre alt) in seinem Gedicht „Der alte Heltberg" köstlich geschildert. Von Ibsen heißt es:

> Anspänt og mager med Farve som Gibsen,
> Bag et kul-sort, umådeligt Skjäg Henrik Ibsen*).

Derselbe bezog fünf Monate später die Universität, beschäftigte sich jedoch nach wie vor mit Dichten und erreichte es, dass sein „Hühnengrab" (Kämpehöien) auf dem Theater dargestellt wurde. Er führte im übrigen mit dem Freunde ein kümmerliches Dasein. Oft gingen sie Mittags zusammen aus, um scheinbar ein Mittagessen einzunehmen, das in Wahrheit erst nach ihrer Heimkehr genossen wurde und dann aus Kaffee und trockenem Brot bestand. Eine kurze Unterbrechung in dieser mit bestem Humor ertragenen Entbehrung verschaffte der Einfall des allezeit treuen Freundes, als er den Papierballen des selbstverlegten Catilina bei einem Höker in klingende Münze umsetzte.

Ein Versuch sich eine literarische Stellung zu schaffen, durch Herausgabe des „Andhrimner", eines Wochenblattes, das vom Januar bis Oktober 1851 erschien und es auf hundert Abonnenten brachte, gab dem Dichter Veranlassung zu mehreren lyrischen Gedichten, einem längern Epos „Helge Hundingsbane" und der politischen Satire „Norma, oder die Liebe eines Politikers, Musiktragödie in drei Akten". So suchte er tastend umher, ohne die rechte Bahn zu finden.

Da berief ihn Ole Bull nach Bergen an das von ihm Ende 1849 gegründete „norwegische" Theater.

Das norwegische Volk ist unzweifelhaft eins der eigentümlichsten Europas. Von der Natur kräftiger ausgestattet als die übrigen germanischen Stämme, begabt mit einer ungewöhnlichen Energie des Geistes, aber leidend an einem Uebermaß der Phantasie, bewegt es sich in der Geschichte nicht ruhig und stetig, sondern in großen Sprüngen, denen immer eine lange Erschlaffung folgt. In der vorchristlichen Zeit, welche man die Eddaperiode nennen kann, beunruhigt und verheert es halb Europa, gründet Reiche und stürzt das größte damals bestehende Kaiserreich, das von Byzanz. Plötzlich, fast ohne Motivirung, wirft es sich dem Christentum in die Arme und gibt sich einer pietistischen Richtung hin, welche dicht neben rohem Heldentum noch jetzt im Volke zu Tage tritt. Dem Fieber der Wikingszeit folgt eine merkwürdige Periode politischer Erschlaffung unter der dänischen Herrschaft. Diesem „viermalhundertjährigen Nachten"**) macht das Jahr 1814 ein Ende, die große Tat der „Eiswollmänner", welche dem Lande die freisinnigste Verfassung Europas gaben. Der Umschlag wurde aber erst mit dem Jahre 1848 ein vollständiger; bis dahin herrschte nach wie vor in Norwegen dänische Sitte, Sprache und Literatur. Nun erst begannen die Norweger sich ganz auf sich selber zu besinnen. „Norwegisch", im Gegensatze zu „dänisch" wurde die Parole. Sie sollte auch auf das Theater Anwendung finden, das sich noch ganz in den Händen der Dänen befand. Man schuf in Bergen und Christiania „norwegische" Theater, stellte nur „norwegische" Schauspieler bei ihnen an und sah aufs genaueste darauf, dass dieselben der dänischen Aussprache sich enthielten und dafür der norwegischen sich beflissen, die sich von jener nicht mehr unterscheidet als das Deutsch des Hamburgers von dem des Leipzigers. Gern hätte man eine ganz neue Sprache an Stelle der gemeinschaftlichen dänischen gesetzt; dieses hatte zur Zeit aber seine Schwierigkeiten. Erst den später folgenden Malsträver („Sprachstreber") blieb der Versuch vorbehalten, die norwegische Volkssprache literaturfähig zu machen.

Von allen Personen, welche auf diesem Gebiet tätig waren und ein spezifisches Norwegertum anstrebten, ist keiner bedeutender, als der im Sommer 1880 verstorbene Ole Bull. Mit seiner Geige hatte er schon damals die Welt durchzogen und seine norwegische Energie im Kampfe mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten aller Art bis zu dem Grade entwickelt, dass man ihn als die Verkörperung des berühmten eisernen Willens oder des berüchtigten Eigensinns der Norweger bezeichnen kann. Man muss seine Briefe**) lesen, um hiervon die rechte Vorstellung zu bekommen. Er gründete aus einem Nichts das Theater in Bergen, komponirte Ouvertüren und Kantaten und musste, um das Orchester zu bilden, den Leuten erst Musikstunden geben. Die Schauspieler verstanden nicht norwegisch zu sprechen; auch sie mussten erst darauf eingeübt werden. Er hatte den Unglauben des Publikums, die Abneigung der Polizei sogar zu überwinden;

*) Angegriffen und mager, bleich wie der Gips, hinter einem ungeheuren, kohlschwarzen Barte — Henrik Ibsen.

*) Ibsen, Peer Gynt. Deutsche Ausg. Leipzig 1881, S. 174.

**) Ole Bulls Breve i Uddrag, udgivne af Alexander Bull. Köbenhavn 1881.

aus der Bretterbude am Platze Engen ein Theater zu schaffen, in welches das Publikum gehen konnte „ohne Gefahr zu laufen seine Gesundheit zu verlieren." Selbst große Geldverluste schreckten ihn nicht ab: das Theater wurde am 2. Januar 1850 eröffnet und hielt sich zuvörderst bis zum Frühling desselben Jahres.

An dieses Theater berief Ole Bull den damals noch fast unbekannten Henrik Ibsen als Dramaturg und Theaterdichter, während B. Björnson in gleicher Eigenschaft bei den Theater in Christiania eintrat. Um sich jedoch auf seine neue Stellung einigermaßen vorzubereiten, unternahm der Dichter eine Reise nach Kopenhagen, wo er mit Heiberg, dem Dichter von „König Renés Tochter", bekannt wurde, und nach Dresden in dessen Kunstwelt ihn sein Landsmann, Professor Dahl, einführte.

(Schluss folgt.)

Königsberg.

L. Passarge.

Literarische Neuigkeiten.

Bei S. Schottländer in Breslau wird unter dem Titel „Blutige Blätter" eine Sammlung neuer Erzählungen von Karl Braun erscheinen. Es sind kulturhistorisch, psychologisch oder juristisch besonders interessante Kriminalfälle, in novellistischer Form dargestellt. — Preis 3 M.

Von J. C. Poestions anmuthigem Werkchen „Griechische Dichterinnen" wird eine Uebersetzung ins Neugriechische vorbereitet, welche der auch durch deutsche Dichtungen bekannte hellenische Poet und Philosoph Professor Philipp Oekonomides besorgen wird.

Von den „Rumänischen Dichtungen" (Uebersetzungen) der Königin von Rumänien erscheint eine sehr vermehrte II. Auflage. — Leipzig, W. Friedrich.

Von den „Pelesch-Märchen" derselben Verfasserin ist ein Neudruck nötig geworden. — Ferner erscheint auch ihre epische Dichtung „Jehovah" in II. Auflage.

Karl Knortz, der bekannte Deutsch-Amerikaner, veröffentlicht eine Anthologie neuerer „Amerikanischer Gedichte" in freien Uebertragungen. — Leipzig, Ed. Wartig. 2,40 M.

Von Frau E. Vely erscheint ein neuer Roman: „Herodias" in 2 Bänden. — Harzburg, C. F. Simon. 8 M.

Wieder einmal etwas Neues über den Hamlet, diesmal vom psychiatrischen Standpunkt aus: „Der Hamlet-Charakter" von Edwin Stenger. — Berlin, Dobberke & Schleiermacher. 0,90 M.

Die Statistik des englischen Buchhandels ergibt für 1882 eine kleine Abnahme der neu erschienenen Bücher gegen 1881, nämlich 5124 (282 weniger als 1881).

Auch für Deutschland zeigt der Ausweis der Jahresübersicht über die literarische Produktion des Jahres 1882 einen kleinen Rückgang gegen 1881. Die Zahlen der Veröffentlichungen sind für 1882 14794 gegen 15191 im Jahre 1881.

Professor Alexander Büchner in Caen, der schon Goethes Iphigenie und Schillers Braut von Messina für den höheren französischen Unterricht bearbeitet hat, veröffentlicht eine Ausgabe von Shakespeares „Richard III." mit Anmerkungen und einer sehr beachtenswerten Vorrede. — Paris, P. Dupont. 2 fr.

Madame de Rute (auch unter den Namen Ratazzi und Solms bekannt) gründet eine große internationale Revüe unter dem etwas länglichen Titel: „Les Matinées de Madrid, de Lisbonne, de Rome et de Paris etc. („etc." ist ausgezeichnet), nouvelle revue internationale européenne, anecdotique, artistique et littéraire." Nicht länger, aber das genügt wol. — Madame Adam macht Schule.

Das ethnographische Prachtwerk von H. Roskoschny: „Russland, Land und Leute" ist bis zur 12. Lieferung vorgerückt. — Leipzig, Gressner & Schramm.

Die beiden neuesten Bände der bekannten biographischen Serie: „English Men of Letters" sind: „Sheridan" von Mrs. Oliphant, und „Fielding" von Austin Dobson. — London, Macmillan. à 2 sh.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

C. Bader: La femme française dans les temps modernes. — Paris, Didier. 5 fr.

W. Besant und J. Rice: The golden butterfly. 2 Bände. — Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Georgiana Baroness Bloomfield: Reminiscences of Court and Diplomatic Life. — London, Kegan Paul & Co. 2 Bände. 28 sh.

A. Bonsergent: Madame Caliban. — Paris, Charavay. 3,50 fr.

Th. U. Brocklehurst: Mexico to-day. A country with a great future. — London, Murray. 20 sh.

M. G. Conrad: Madame Lutetia. Neue Pariser Studien. — Leipzig, W. Friedrich. 6 M.

Jules Claretie: La vie à Paris 1882. — Paris, Havard. 3,50 fr.

C. Coquelin: Die Kunst und der Schauspieler. Deutsch von F. Groß. — Wien, A. Hartleben. 1,50 M.

Walter Crane: Living English poets. — London, Kegan Paul & Co. 12 sh.

E. von Dincklage: Die Amsivarier. Heimatgeschichten. — Leipzig, W. Friedrich. 5 M.

Eduard Engel: Geschichte der Englischen Literatur. Lieferung 1. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Th. Gautier: Souvenirs de théâtre, d'art et de critique. — Paris, Charpentier. 3,50 fr.

Edward Greey: The wonderful city of Tokio. — Boston, Lee & Shepard. 2 D.

Augustus Hare: Wanderings in Spain. With illustrations. — London, Smith, Elder & Co. 10½ sh.

Hans Herrig: Nero. Ein Drama. — Berlin, Luckhardt, 2,40 M.

E. C. Hope-Edwardes: Eau de Nil. A Nile Diary. — London, Bentlay. 10½ sh.

C. Humbert: Deutschlands Urteil über Molière. — Oppeln, Franck. 6,50 M.

W. Joest: Ein Besuch beim Könige von Birma. — Cöln, Du Mont-Schauberg. 0,80 M.

Karl Knortz: Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei übertragen. — Leipzig, Ed. Wartig. 2,40 M.

Max Kretzer: Die Verkommenen. Berliner Roman. 2 Bände. — Berlin, A. Luckhardt. 10 M.

Albert Lindner: Der Reformator. Dramatische Dichtung in drei Teilen. — Leipzig, J. J. Weber. 2 M.

Anna Löhn-Siegel: Aus der alten Coulissenwelt. — Leipzig, W. Friedrich. 6 M.

George Mc Call Theal: Kaffir Folk-Lore. — London, Swan Sonnenschein & Co. 7½ sh.

G. Mestica: Manuele della letteratura italiana nel secolo XIX. 1 Band. — Florenz, Barbèra. 3,50 L.

Ernst Mevert: Reisebriefe aus Paraguay. — Wandsbeck, A. Mencke & Cie. 0,75 M.

A. Milchhoefer: Studien über die Anfänge der Kunst in Griechenland. — Leipzig, Brockhaus. 6 M.

Max Müller: India, what can it teach us? A course of lectures delivered before the University of Cambridge. — London, Longmans. 12½ sh.

H. Obersteiner: Nach Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1880 und 1882. — Wien, Lehner. 4 M.

G. Revilliod: Portraits et croquis. Album d'un homme de lettres. — Neuchâtel, Sandoz. 2,80 M.

En pays romand. Anthologie des poètes de la Suisse romande. — Neuchâtel, Sandoz. 4 M.

J. Rousselot: Histoire de l'éducation des femmes en France. 2 Bände. — Paris, Didier. 14 fr.

ANZEIGEN.

Soeben erscheint im Verlage der K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich in Leipzig**:

Kinder des Reiches

Romancyclus
von
Wolfgang Kirchbach

40 Bogen in 2 Bänden in 8. eleg. br. M. 8.— eleg. gebd. M. 10.—.

Wolfgang Kirchbach, Verfasser des „Salvator Rosa", giebt in diesem Romancyclus Bilder aus dem deutschen Reiche, die nicht verfehlen werden, grosses Interesse zu erregen. Er schildert das Reich wie es sich seit 1870 entwickelt hat in fesselndster Weise. Der Verfasser sagt in dem kurzen Vorwort: „Ist es erlaubt ein eigenes Werk durch den Vergleich mit einem grossen Unerreichbaren zu charakterisiren, so möchte der Verfasser diesen Cyclus als eine Art von „göttlicher Komödie" in Prosa bezeichnen, nur dass nicht allein die Geister des Erhabenen, Gewaltigen, sondern auch die der Anmuth, des ungebrochenen Humors, im Laufe der Erzählungen auch die der einfachen Schönheit zur Geltung kommen sollen; ja, selbst der Satire soll ihr ethisches und subjectives Recht nicht versagt bleiben."

Im unterzeichneten Verlage erschienen von:

M. G. Conrad:

Madame Lutetia!

Neue Pariser Studien.

in 8. eleg. br. M. 6.—.

Flammen!

Für freie Geister.

in 8. eleg. br. M. 5.—.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**

PRUSIAS

von **ERNST ECKSTEIN**

Neuer Roman aus der römisch. Geschichte Ersch. vom Januar ab in Schorers Familienblatt (bisher Deutsches Familienbl.) Preis vierteljährl. M 1.60. in Heften zu 50 Pf. Probenummern gratis franko. Man abon. in all. Buchhandl. u. auf d. Post. Verlag v. J. H. Schorer, Berlin S. W.

Berühmte Liebespaare.

Von **Fr. von Hohenhausen.**

Dritte Folge. (Leipzig, Schlicke.)

Dies feingeistige Buch ist eine wahre Perle der Essay-Literatur. Grazie und Gründlichkeit vereinigen sich darin; auch die Pietät für historische Wahrheit und das strenge Sittlichkeitsgefühl der Verfasserin müssen lobend anerkannt werden, ebenso ihr gedankenreicher, präciser Stil.

Ganze Bibliotheken

wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. Leipzig, Neumarkt,
L. M. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Verlag von Fr. Thiel in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schalk-Bibliothek.

Heft 1. **Geographische Kalauer** zur Beräucherung erdkundlicher Kenntnisse. Ein Patience-Spiel für Jung und Alt. I. Abtheilung. Mit 38 Illustrationen.

Heft 2. II. Abtheilung. Mit 28 Illustrationen.

Heft 3. **Heitere Geschichten.** Von Dr. Max Oberbreyer. Mit 12 Original-Illustrationen von C. v. Grimm.

Inhalt. 1. Eine nervöse Frau. — 2. Eine wohlfeile Laune. — 3. Die Liebe in sieben Briefen. — 4. Kein Brot im Hause. — 5. Lady Kiß-me-quick. — 6. Der Kampf mit Mama.

Heft 4. **Neue Beiträge zur Deutschen Literaturgeschichte.** Aus dem Nachlasse von Chrys. Emanuel Sammelrind. Mit 21 authentischen Bildnissen.

Inhalt. Einleitung. — 1. Joh. Ph. L. Withof. — 2. Unedirte Herderiana. — 3. Ein neuer Beitrag zur Goethe-Kunde. — 4. Schalkhafte Literaturportraits.

Heft 5. **Der Handschuh.** Von Friedrich von Schiller. In 13 Sprachen. Mit 24 Original-Illustrationen von W. Wellner.

Heft 6. **Papua und Culturmensch.** Mit zahlreichen Illustrationen.

Inhalt: 1. Nassauer Badefreuden. (Kalt Wasser und seine Verwerthung.) — 2. Der Degen als Ehestifter. Humoreske von Stavenow. Mit 3 Illustrationen von Bärwinkel. — 3. Die Kinder der Südsee. — 4. Ein Lied vom Dampf.

Heft. 7. **Ein Don Juan-Examen.** Von Fr. Koppel-Ellfeld. Mit Illustrationen von G Nestel.

Heft 8. **Fritzchen Stümperleins,** des Gymnasiasten, Buch der Lieder oder Liebesfrühling und junge Leiden. Nebst desselben Verfassers episch-didaktisch-dramatischem Allerlei. Für weitere heitere Kreise herausgegeben von J. J. Alper. Mit Illustrationen.

Heft 9 **Schnadahüpfeln der alten Sachsen,** ausgegraben von E. von Mikado Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis: geh. à M. 1.—. Geb. à M. 1.50. Heft 1—7 nebst Schalkkalender 1881 in einem Band geb. M. 6.—.

Schalkkalender pro 1883. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Dritter Jahrgang. Mit zahlreichen Illustrationen. M. 1.—. Jahrgang 1881 und 1882 werden zu billigeren Preisen abgegeben.

Sieben Schalk-Nummern mit Kalender pro 1883. 56 Seiten in Quart. Mit Umschlag in reichstem Farbendruck. Elegantester und billigster Volkskalender. M. —50.

Schüler-Jahrbücher herausgegeben und redigirt von Dr. phil. Max Vogler

I. **Deutsches Schülerjahrbuch für 1883.** Kart 50 Pf Geb. 75 Pf.

II **Jahrbuch für Zöglinge deutscher Gymnasien, Real- und verwandter Schulen für 1883.** Kart. 75 Pf Geb. 1 M.

III. **Jahrbuch für deutsche Mädchen für 1883.** Kart. 75 Pf. Geb 1 M.

Siebenzehnhundertdreiundneunzig. Roman v. Victor Hugo. Deutsch von Ludwig Schneegans Mit 61 Illustrationen. Geh. M. 6.— Geb. M. 8.—

Soeben erscheint:

Ernsthafte Geschichten.

von
Hermann Heiberg.

in 8. eleg br. M. 6.—.

Heiberg, der Verfasser der „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" ist wohl der ausgesprochenste Vertreter des Realismus in Deutschland und wo Sinn und Gefühl für das Ungekünstelte, Natürliche vorhanden ist, da haben sich die früheren Werke desselben Autors bereits eingebürgert.

Es erschienen im gleichen Verlage:

Ausgetobt

von
Hermann Heiberg.

2 Bde. in 8. eleg. br. M. 8.—.

Acht Novellen

von
Hermann Heiberg.

in 8. eleg. br. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen wie direct von der Verlagshandlung zu beziehen.

Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an.

Zusendungen wie Briefe für die Redaktion sind franco an Herrn Dr. Eduard Engel, Berlin W., Lützow-Ufer 11; für die Expedition an die Hof- und Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu richten.

Anzeigen werden die 3gespalt. Nonpar.-Zeile mit 30 Pf. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Engel in Berlin. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin. Leipzig

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt über: „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen" Bd. I—IV. (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.) Quarterly Record No. 26. (Verlag von Bernhard Tauchnitz in Leipzig) und eine Probe-Nummer der „Literaturproben" (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart).

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung

52. Jahrgang. | Leipzig, den 17. März 1883. | Nr. 11.

Inhalt:

Dichtungen eines Jesuiten.

P. Joh. Bapt. Diel, S. J.: Nachgelassene Werke.
Herausgegeben von W. Kreiten, S. J.
Erster Band: Gedichte — Scanderbeg. Trauerspiel.
Zweiter Band: Novellen.
Freiburg i. Br. 1883. Herder.

Der Jesuitismus ist das geistige Rüstzeug der katholischen Kirche. Es gibt innerhalb derselben keine Richtung, welche in gleichem Maße mit den Strömungen der modernen Wissenschaft vertraut ist und in gleich energischer Weise sie einzudämmen oder auf die Urquelle katholischer Philosophie: die mittelalterliche Scholastik zurückzuführen sucht. In den „Stimmen aus Maria-Laach“ sowie in den an diese sich anschließenden „Ergänzungsheften“ haben die Jesuiten, von Deutschlands Boden verbannt, sich die Arena geschaffen, wo sie den Kampf mit der deutschen Wissenschaft fortsetzen. Und man muss gestehen, nicht ohne Geschick und gründliche Gelehrsamkeit. Die Hypothesen der Philosophie und Naturwissenschaften, die Methoden der Nationalökonomie und Geschichte, die Entwickelung der katholischen und protestantischen Theologie werden hier einer scharfen Kritik unterzogen, und überall da, wo Schwächen und Lücken in den Systemen sich zeigen, sie mögen noch so versteckt liegen, weiß sie das Auge des modernen Scholastikers ausfindig zu machen. Seine scharfe Analyse reisst jeden Aufbau der Spekulation nieder, zersprengt jedes geistige Band, sodass nur die Teile, die rohen, nackten Tatsachen übrig bleiben, und mit diesen operirt dann die jesuitische Logik in ihrer eigentümlichen Weise, die selbstverständlich auf nichts anderes hinausläuft, als die Wahrheiten des heiligen Thomas von Aquino zu verherrlichen, welche der modernen spekulativen Wissenschaft gegenüber ebenso dastehen „wie der majestätische Wunderbau der Andes, deren Stirn sich umkränzt mit diamantener Krone, gegenüber den niedrigen, unruhig vom Winde hin- und hergewehten, unfruchtbaren Sandwällen, die an ihrem Westfuße die Salzflut umsäumen.“ —

Ist es daher zu verwundern, wenn ein Dichter, der diesem Orden angehört hat, das Ideal der Kunst aus den Sätzen dieser scholastischen Philosophie gewinnt und den heiligen Augustinus und Thomas als die Begründer einer wahren Aesthetik preist? Und dieser Dichter ist keine von Anempfindungen angesäuerte Mittelmäßigkeit, er ist ein echtes Talent von einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit reichen Begabung. Pater Joh. Bapt. Diel (geb. 1843 in Bonn, gestorben 1876 zu Toulouse) ist nicht nur für seinen Orden, sondern auch für die Literatur zu früh gestorben. Erst im Mannesalter hätte sich sein Talent entwickeln und größeres schaffen können, als er geschaffen hat; aber auch in dem, was er hinterlassen, ist manches Vollendete.

Diel ist seiner streng-katholischen Weltanschauung gemäß Romantiker. Das Mittelalter und besonders das romanische ist ihm das wahre Zeitalter der Poesie. Ihm gehören die Balladen oder besser gesagt Romanzen: „Bilder aus Spanien“ an, deren Kolorit ebenso prächtig wie stimmungsvoll ist. „Christoph Columbus“ wird bald in jedem katholischen Lesebuch stehen. Wie alle Romantiker vereinigt Diel in sich zwei Momente: Das religiöse und das volkstümliche, und bei einem Dichter, der die Hälfte seines jungen Lebens auf dem Krankenlager zubrachte, ist es gewiss zu bewundern, dass er sich zu der Frische und Lebhaftigkeit dieses letzteren überhaupt noch aufschwingen konnte. Freilich, der Gedichte, in denen diese volkstümlichen Weisen erklingen, sind sehr wenige. Ueber den meisten liegt es wie ein Trauerflor, weniger des persönlichen Leidens, als des großen Weltelends, das in dem sterbenden Heiland sein ergreifendes Symbol gefunden hat. Der Blick auf das Kreuz facht die religiöse Glut in dem Herzen unseres Dichters zu jener süßen Todeswonne an, in welcher jeder individuelle Scherz erlischt. Für den Protestanten ist in diesen Gedichten manches unverständlich, da er sich schwerlich z. B. für die Wallfahrt nach Lourdes wird begeistern können. Um so mehr erregt — nicht der verbannte Jesuit — sondern der verbannte Dichter unsere Sympathie. Eine rührende Sehnsucht nach dem Heimatlande spricht sich in den Strophen aus, die er fern von dem geliebten Rauschen der deutschen Wälder unter den Cypressen und Palmen der Provence niederschrieb:

Gestern tönte in der Straße
Gar so wolbekannter Sang
Von dem armen Schweizerbuben,
Den verlockt des Alphorns Klang.

Gestern schaute ich am Himmel
Wunderbare Sternenpracht:
Solch' ein Glitzern, solch' ein Funkeln
Wie in deutscher Mitternacht.

Und das Lied griff in die Seele,
Und an jedem gold'nen Stern
Hing das Aug' wie festgebannet —
Liebe Heimat, liegst so fern!

Diel besaß ein durchaus lyrisches Talent. Sein Trauerspiel „Scanderbeg“, den Kampf der Epiroten unter Georg Kastriota gegen die Türken schildernd, enthält einzelne prachtvolle lyrische Stellen und dramatische Episoden. Es ist aber schon darum kein Trauerspiel, dass es keinen tragischen Helden hat. Der Aufbau der Handlung lässt jede Kenntnis der Technik vermissen, wie auch die Charakteristik sehr mangelhaft ist, nur romantische Figuren wie z. B. der Zigeuner sind gut und volkstümlich gezeichnet.

Von seinen Novellen lässt sich sagen, dass sie mit Liebe zur Kunst und mit einer großen Sauberkeit des Stils durchgeführt sind. Sie sind jedoch in der Erfindung zu harmlos, um auf das große Publikum wirken zu können und was sie schildern, ist nicht die große Heerstraße der Wirklichkeit, sondern die Landwege der Romantik, auf denen sich allerlei fahrendes Volk mit Vorliebe bewegt.

Wir kennen unter den streng-katholischen Dichtern der Gegenwart keinen, den wir Diel an die Seite setzen könnten. Er ist kein eminentes Talent, aber mancher protestantische Dichter, dessen Name schon längst in der literarischen Welt bekannt ist, reicht an ihn nicht heran. Auf sein äußeres Leben fiel nicht viel Sonnenschein, um so stärker leuchtete er in seinem Innern: — „es kommt mir so vor,“ schrieb der Dichter einst in sein Tagebuch, „als sei der Inbegriff all meiner Gedanken Poesie und Glauben.“ — Er hat sich selbst am besten charakterisirt.

Berlin.

Hellmuth Mielke.



Henrik Ibsen.

(Schluss.)

Die Tätigkeit Ibsens an dem Theater in Bergen umfasst die Jahre 1852—57. Ole Bull hatte sich von demselben damals schon zurückgezogen und seine zweite große amerikanische Reise angetreten, um bei der Gründung einer utopischen Kolonie Potter County am Susquehanah sein ganzes mühsam erworbenes Vermögen einzubüßen.*)

Wir wissen von Ibsens Tätigkeit in Bergen nur so viel, dass er gewissenhaft zu jedem 2. Januar ein neues Drama dichtete. So wurde 1853 von ihm eine Märchenkomödie, die „Johannisnacht“ (Sankthansnatten), aufgeführt; 1854 eine Umarbeitung des schon früher genannten „Hünengrabes“; 1855 „Frau Inger von Oestrot“; 1856 das „Fest auf Solhaug“ (Gildet på Solhaug); 1857 „Olaf Liljekrans“.

Wir dürfen annehmen, dass die eigenartig selbständige Entwicklung des Dichters durch seine Stellung in Bergen wesentlich beeinträchtigt, oder doch zuvörderst aufgehalten worden ist; wenngleich sich nicht verkennen lässt, dass er hier zugleich den Grund gelegt hat zu seiner bedeutenden Theaterroutine und zu jener Kenntnis der technischen Erfordernisse des Dramas, welche wir besonders in seinen Gesellschaftsstücken bewundern.

Auch eheliches Glück sollte hier unserm Dichter beschieden sein, indem er sich am 18. Juni 1858 mit Susanna Thoresen, der Tochter des Pfarrers Thoresen an der Kreuzkirche in Bergen, verheiratete. Die zweite Frau seines Schwiegervaters ist die Schriftstellerin Magdalena Thoresen.

Das junge Paar schlug seine Wohnstatt nicht mehr in Bergen auf, da Ibsen schon 1857 eine Anstellung als artistischer Direktor bei dem „norwegischen Theater“ in Christiania erhalten hatte.

Ueber den nun folgenden Aufenthalt in der norwegischen Hauptstadt bis 1864 haben wir einen Bericht

*) Ole Bulls Breve, S. 123.

Dietrichsons, gegenwärtig Professor der Kunstgeschichte an der dortigen Universität. Er beginnt denselben mit einer Art fingirter Begegnung zweier Dichter auf dem Fillefjeld, über welches die Straße von Bergen nach Christiania geht. Der von Westen kommende ist Ibsen, der andere der Verfasser der soeben erschienenen „Synnöve Solbakken". Beide tauschten damals ihre Theaterdirektorstellungen in Bergen und Christiania, um beide nach wenigen Jahren davon definitiv zurückzutreten.

Von dieser Zeit ab begann zwischen beiden Dichtern eine Art Wettstreitt, wie ihn glänzender kaum die Literatur eines anderen Volkes aufzuweisen hat. Alles was Ibsen bis dahin gedichtet, — vielleicht mit Ausnahme des mehr subjektiv gefärbten Catilina — gehörte doch der „gemeinschaftlichen" dänisch-norwegischen Literatur*) an. Auch die Dichtungen eines Wergeland**) und des damals noch am Leben befindlichen Welhaven enthielten im wesentlichen nichts von der „europäischen" Literatur Abweichendes. Die großen norwegischen Balladen Welhavens hätte ebenso gut der dänische Oehlenschläger gedichtet haben können, dessen gewaltige Romanze Hakon Jarl sie ohnehin nicht erreichen. Mit der Synnöve Solbakken wurde aber ein Ton angeschlagen, der sich von allem bisher in Norwegen Gedichteten so vollkommen unterschied und sich von allem „Dänischen" so bestimmt lossagte, dass selbst die Kopenhagener Literaten einräumen mussten, es habe mit ihr in der Tat eine norwegische Dichtung begonnen.

Worin lag aber das Eigentümliche und das mit so elementarer Gewalt Wirkende der Björnsonschen „Bauernnovelle"?***) Die Synnöve Solbakken gehört der Kunstpoesie an und alle Bildung ist nicht bloß überkommen,†) sondern in ihren allgemeinen Zügen notwendig überall dieselbe. Aber die ihr entspringende Dichtkunst erhält bei den einzelnen Völkern eine nationale Färbung, ohne welche sie nicht zur rechten Wirkung gelangen kann. Dieser nationale Klang ist die Seele aller Poesie. Wo er fehlt, lässt uns das vollendetste Gedicht ebenso kalt wie die Ode eines lyrischen Dichters, die nicht aus seinem Gemüt geflossen ist. Homer ist in erster Reihe Grieche, Shakespeare Engländer. Selbst so vollendete Kunstpoeten wie Corneille und Racine würden ohne Wirkung bleiben, wenn nicht die Seele des französischen Volks aus ihnen spräche. Wir empfinden nur, was wir selber in uns tragen. Ein Glas klingt mit, oder zerspringt wol gar, nur dann, wenn der ihm eigne sympathische Ton angeschlagen wird. Geradeso geht es einem ganzen Volk. Die Volksseele muss aus einem Gedichte klingen, wenn es wirken soll. Es gibt in Norwegen eine eigentümliche Geige, die sogenannte Hardangervioline, die sich im allgemeinen kaum von einer gewöhnlichen unterscheidet. Auch sie hat vier Saiten und der Klang

*) „Fällesliteraturen".

**) Er stirbt den 12. Juli 1845.

***) Dieser Ausdruck ist kein norwegischer. Er ist von Edmund Lobedanz gewählt.

†) „Unfrei" sagt Tegnér.

derselben ist kein anderer als der einer gewöhnlichen Violine. Aber unter den gestrichenen Saiten laufen parallel eine Zahl anderer Stahlsaiten, meist acht oder zwölf, wie bei einer Zither, und ohne Dämpfung. Werden nun die obern Saiten mit dem Bogen gestrichen, so klingen die gleichgestimmten untern mit und umhüllen den Ton mit einer ganz eigentümlichen Harmonie, die noch zu hören ist, auch wenn der Hauptton bereits verklungen ist, etwa wie bei einem ungarischen Zimbal. Gerade so spricht die Volkseele aus einem Gedicht.

Ich habe in meinem Buche „Drei Sommer in Norwegen"*) wiederholt darauf hingewiesen, worin das Eigentümliche des norwegischen Volkscharakters besteht. Erschöpfend lässt sich dergleichen ebenso wenig darstellen wie die merkwürdige Natur dieses Landes. Man kann die Haupterscheinungen der norwegischen Volksseele jedoch in die drei Worte fassen: Kraft, Gemüt und Schweigen; „still und bewegt".

Diesen nationalen Ton in ganzer Fülle und Schönheit anzuschlagen, war nun Björnson gelungen. Man darf sagen, die Norweger hörten damals zum erstenmal ihre eigne Stimme. Björnson fuhr fort den „Gegenklang"**) zu wecken; es folgten rasch seine andern Bauernnovellen: Arne, Ein fröhlicher Bursch, Der Brautmarsch und jene köstlichen kleinen Erzählungen, deren Typen „norwegischer" gar nicht zu denken sind; den Deutschen freilich in weit matterer Zeichnung schon aus den Werken Heinrich Steffens***) bekannt. Aber Björnson ist doch eine zu lyrische Natur, als dass nicht allallmählich seine „Norweger" mehr und mehr eine subjektive Färbung angenommen hätten. Sie machten seine eigne Entwicklung durch, die aus starrer Kirchlichkeit zu Freigeisterei und politischer Demagogie führte. Mit Recht wechselte er daher Lokal und Personen und schilderte — erst im Uebergange, später ganz und voll — das Leben unserer modernen bürgerlichen Gesellschaft (das Fischermädchen, Magnhild, ein Falissement, das neue System, Leonarda) oder artete gar in dramatische Tendenzstücke aus (der Redakteur, der König).

Ibsen hatte in Bergen mit seinen Dramen im wesentlichen eine Wirkung für das Theater beabsichtigt und sich nicht auf neue Bahnen gewagt. Wie jeder wahre Dichter stand er nicht sofort fertig da. Er hat diese bergensischen Dramen, mit Ausnahme der „Frau Inger von Oestrot", die er 1874 neu bearbeitete später alle verworfen. Mit glücklichem Griff wählte er seine Stoffe nicht sogleich aus der bürgerlichen Gesellschaft, die er noch nicht genügend kannte, auch nicht aus der Eddazeit, die ihm noch zu heidnisch war, sondern aus den sogenannten „Kämpeweisen", welche halb episch, halb lyrisch, vom Volke selbst gedichtet, alle Saiten der Menschenbrust anschlagen.†)

*) Leipzig, 1881.

**) Genlyd, Echo.

***) Die vier Norweger, die Familien Walseth und Leith u. a.

†) Vergl. Ibsens eigne vortreffliche Abhandlung „om Kämpevisen og dens Betydning for Kunstpoesien" im Illustrerer Nyhedsblad 1857 Nr. 19. 20.

Schon Oehlenschläger war ihm hierin vorausgegangen (Axel und Valborg, Hagbarth und Signe) und vielleicht noch mehr Henrik Hertz, der in seinem Drama Svend Dyrings Haus das Thema des „Käthchens von Heilbronn" mit Glück variirt hatte. Die dänischen Kritiker*) beschuldigten Ibsen geradezu, in seinem Feste auf Solhaug diesen dänischen Vorgänger nachgeahmt zu haben. Nun weist Vasenius**) zwar nach, dass von einer Gleichheit des Stoffes nirgends die Rede sein könne; wir wollen ihm auch gern zugestehn, dass die gewählte Form der Kämpeweisen bei Ibsen reicher an dichterischen Schönheiten ist als bei Hertz: trotzdem lässt sich die Nachahmung nicht verkennen, und sollte sie auch nur darin bestehn, dass der Dichter zu seinem Drama durch den Vorgänger angeregt worden. In der Periode dichterischer Entwicklung nimmt eine solche Anregung fast immer den Charakter dichterischer Unfreiheit an. In der Tat ist es auch ein sehr zweifelhaftes Lob, wenn ein Dichter sofort als ein fertiger beginnt. Solche Dichter, die sogenannten Genies, erschöpfen sich meist mit ihrem Erstlingswerk, wie ein Baum, der alle seine Kraft in die erste Fruchtblüte drängt. Vielleicht gab es kein größeres Glück für unsern Dichter, als jene Zeit des mühevollen Werdens in Bergen, wo er sich nicht auszugeben brauchte, aber dafür lernte, was die Maler das Machwerk nennen, das heißt das solide Bauhandwerk und die trockene Technik.

Nun bedurfte es bloß des Erscheinens der „Synnöve", um eine Dichtung zu zeitigen, zu der alle früheren Versuche doch nur bloße Vorstudien gebildet hatten.

Die Krieger auf Helgeland***) erschienen 1858 und fanden die widersprechendsten Beurteilungen. Das Theater in Christiania verweigerte die Aufführung.

Es ist die Geschichte der Brunhild und Chriemhild, doch nicht wie die Niebelungen-, sondern die Wölsungasage sie erzählt, der Kampf zweier Frauen um einen Mann. Aber die Heldin der Tragödie ist, wie bei Geibel, Brunhild; denn sie war mit Siegfried versprochen, lange bevor Günther um sie warb; sie ist also die doppelt Beleidigte, wenn Siegfried (der das frühere Verhältnis allerdings vergessen hat) sie für Günther erringt und eine andere heiratet.

Der Dichter bringt den fast übermenschlichen Stoff uns nahe, indem er die Handlung in die Wikingerzeit verlegt, und hält ihn dadurch doch fern genug, so dass wir das Riesenmäßige dieser Naturen zu begreifen vermögen. Im wesentlichen gehört der Stoff dem „Medea-Thema" an, das noch zu allen Zeiten und bei allen Völkern Bearbeiter gefunden hat (Norma, Miss Sara Sampson u. a.) Auch die „Halte-Hulda" und „Leonarda" Björnsons ist nichts anderes als eine Variation dieses unerschöpflichen Motivs.

Die Kronprätendenten,†) welche 1864 erschienen, sind ebenfalls in den Jahren gedichtet, da Ibsen bei dem „norwegischen Theater" in Christiania tätig war, und zwar, wie Dietrichson berichtet, in sechs Wochen. Auch dieses Drama, von dem Strodtmann in Deutschland eine begeisterte Anzeige lieferte, schlug nicht durch. In dem Kampfe Herzog Skules mit König Håkon wollten die Kritiker sogar ein Spiegelbild des Verhältnisses ihrer beiden wetteifernden Dichter erblicken!

Während alle diese Dramen mit entschiedenem Hinblick auf ihre Aufführbarkeit geschrieben sind, und zum Teil, wie die in Bergen gedichteten, ausschließlich diesen Zweck verfolgten, erschien plötzlich (1862) das Lustspiel: die Komödie der Liebe;*) ich sage plötzlich, weil wol keiner seiner Freunde gerade ein solches Drama von ihm erwartet hatte, und weil hier zum ersten Male diejenige Natur des Dichters hervortritt, welche in allen seinen folgenden Dramen wol noch Form und Gestalt, aber niemals mehr ihren wahren und eigentlichen Charakter ändert.

Der Dichter sagt selber in der später fortgelassenen Vorrede zur zweiten Auflage (1867): „Ich beging den Fehler, dieses Buch in Norwegen herauszugeben. Zeit und Ort waren gleich ungünstig gewählt. Die Dichtung erregte einen Sturm des Unwillens, stärker und weiter ausgebreitet, als die meisten der in unserem Lande erscheinenden Bücher sich rühmen können, wo die überwiegende Mehrheit alle literarischen Angelegenheiten sich sonst ziemlich fern zu halten pflegt. Diese Aufnahme überraschte mich im übrigen nicht. Der „gesunde Realismus", den wir Norweger — wenigstens was den Realismus, wenn auch nicht die Gesundheit betrifft — uns mit Recht beilegen, bringt uns ganz natürlich dahin, in dem Bestehenden das Berechtigte, in der Lösung der Aufgabe seine Idee zu erblicken. Diese Art der Betrachtung verschafft zwar ein innerliches Wohlbefinden, aber nicht ebenso viel Klarheit. Da ich nun in meiner Komödie, nach bestem Vermögen, über Liebesverhältnisse und Ehen die Geißel schwang, war es ganz in der Ordnung, dass die Leute im Namen der Liebe und der Ehe ein Geschrei erhoben. Die zum Denken erforderliche Zucht und Dressur, welche namentlich dazu gehört, um Irrtümer zu begreifen, besitzt die Mehrheit unseres kritisirenden und lesenden Publikums nur unvollständig. Indessen ist es nicht meine Sache, hier einen Lehrkursus zu geben. Ein Vorwort ist kein ABC."

Der Dichter schrieb an der „Komödie der Liebe" volle drei Jahre. Die ursprüngliche Prosaform wandelte er später in gereimte fünffüßige Jamben um.

Abgesehen von der ungünstigen Beurteilung, bei welcher die im Pastor Strohmann angegriffene Geistlichkeit das große Wort führte, kamen noch mancherlei Umstände dazu, um den Dichter zu verstimmen. Das Storthing und die Regirung widersetzten sich (1860) der Bewilligung einer Dichterpension, mit der man doch sonst nicht eben zu knausern gewohnt war. Doch wurde ihm ein paar Jahre lang eine Unterstützung zu

*) Morgenbladet 1856 Nr. 90; E. Bøgh in Dit og Dat 1861. S. 266.

**) Henrik Ibsen, Helsingfors 1879, S. 76 u. flg.

***) Hærmændene paa Helgeland. Deutsche Ausgabe, unter dem Titel „Nordische Heerfahrt", München 1876, mit Vorrede des Dichters.

†) Kongsemnerne. Deutsche Ausgabe, Berlin 1872.

*) Kjärlighedens Komödie.

teil, um im Romsdal und in Söndmöre Volkslieder und Sagen zu sammeln. Hier durfte er sich allerdings auf seine Gedichte: Auf dem Gebirge (På Vidderne) und die poetische Erzählung Terje Vigen berufen, welche in der Neujahrsgabe des Illustirten Neuigkeitsblatts 1860 und 1862 erschienen und das Publikum entzückten.

Entscheidend aber war der Umstand, dass über das norwegische Theater 1862 der Konkurs ausbrach. Die Schauspieler spielten noch eine Weile auf eigne Rechnung fort; Ibsen erhielt eine mit keinem Gehalt verbundene Stellung als Dramaturg am Christiania-Theater (1863). *)

Unter diesen Umständen gingen mehrere seiner Freunde ernstlich damit um, ihm die Stelle eines untern Zollbeamten oder etwas Aehnliches zu verschaffen. „Ibsen sollte jedoch nicht in Norwegen Burns Schicksal erleben; auch waren nicht die Protokolle in dem norwegischen Zolletat dazu ausersehn, Ibsens Namen der Nachwelt zu überliefern“**).

Es war nicht die Sache dieses „Mannes mit dem eisernen Willen“ wie einst ein Komilitone desselben ihn mir in Norwegen nannte —, zu verzagen oder gar zu verzweifeln. Er bot allen Widerwärtigkeiten trotz, indem er die Kronprätendenten dichtete, und richtete sich an König Håkons unerschütterlichem „Königsgedanken“ auf.

Da erhielt er endlich Ende 1863 ein Staats-Reisestipendium von 2700 Mark; ein Privatmann gab eine weitere Unterstützung, und so verließ er im Frühjahr 1864 Christiania, ja sein Vaterland, um auf längere Dauer niemals wieder zurückkehren. Er trat eine Reise nach Italien an und fand wie Goethe hier festen Boden.

Ueber seinen dortigen Aufenthalt berichtet das gutunterrichtete „Norwegische Volksblatt“:

„Wie froh und frisch, die Brust voll von Gesang. kam er im Juni 1864 nach Rom. Jeder, der ihn damals sah, mochte ahnen, dass, wenn überhaupt, jetzt etwas Großes aus dieser reichen Seele hervorgehn müsste.“ In der That sind die beiden größten Werke, seine eigensten Dichtungen (Brand und Peer Gynt, erschienen 1866 und 1867) in Rom gedichtet, geradeso wie Goethe zur Vollendung der Iphigenia und des Tasso des italienischen Himmels bedurfte. Sie befreiten ihn und wiesen ihm neue Bahnen. Freilich war es unserm Dichter nicht wie Goethe gegeben, durch den Wirrwarr kleiner Verhältnisse sich zum Licht und zu dem Reiche der Schönheit hindurch zu arbeiten und über dem trüben Nebel des Menschendaseins die ewige Sonne zu erschauen. Er hat es nicht vermocht das Gift auszuschneiden, welches der Schlangenbiss des Pöbels in sein Blut gemischt hatte, jene ganze Niedertracht zu ignoriren, welche ihn in seinem Vaterlande umflutete. Aber Ibsen ist sich in Rom eines rechten Dichterberufs bewusst geworden, der dahin geht, die Erscheinungen der Menschenwelt aus sich heraus, gleichsam naturwissenschaftlich (Vasenius), und von jeder idealen Tendenz losgelöst, zu betrachten und so der Zeit, vor allem seinen Landsleuten, einen Spiegel vorzuhalten. Brandes hat dieses letztere in die Worte gefasst „at skamme Tiden ud“, die Zeit auszuschämen und zu verhöhnen; was aber an sich eine einseitige Auffassung ist, da eine Dichtung in erster Reihe überhaupt nichts bezweckt, sondern nur einfach da sein will, wie jedes natürliche Produkt. Nur an wenigen Stellen tritt die Brandessche Tendenz zu Tage. Schon in den Kronprätendenten lässt Ibsen seinen Bischof Nikolas, das böse Prinzip des Dramas, nachdem selbst der unglücklichen Skule ihn verworfen, sagen:

Weit reicht mein Mandat über alle Geschlechter,
Vor allem über die Lichtverächter.

In Norwegen herrsch' ich, ein zweiter Etzel,
Bleibt meine Macht ihnen selbst auch ein Rätsel.

Wo auch immer die Norweger wandeln,
Willenlos wimmernd, träge zum Handeln, —
Schrumpfen die Herzen ein, beugen die Sinne sich,
Weich wie die Weide schmiegend im Winde sich, —
Können sie einzig in Einem sich einigen,
Wie jedes Große sie stürzen und steinigen, —
Hissen die Flagge sie auf der Gemeinheit,
Suchen die Ehr' in Flucht sie und Kleinheit: —
Bischof Niklas lenkt jede Tat,
Bischof Niklas erfüllt sein Mandat. — —

Vorläufig fand Ibsen in Rom Frieden und Ruhe zum Arbeiten. Seine Verhältnisse waren noch sehr einfach, aber „er hatte die Fesseln abgestreift“, wie er es selbst nannte, jedes Band, das ihn an die Heimat knüpfte, zerschnitten; er schwelgte in dieser Luft voll von Schönheit, Erinnerungen und Größe. In Rom kann jeder Suchende sich finden, jeder Irrende sich auf sich selbst besinnen. Auch Ibsen fühlte inmitten seiner Familie, die ihm gefolgt war, im Umgange mit Künstlern und Freunden, wo nur die Person und sonst keine Rücksicht gilt, sich gleichsam verjüngen. „Die erste Neugier, mit welcher der Nordländer alles Neue und Unbekannte in diesem südlichen Lande betrachtet, ging allmählich in freudige Teilnahme und Liebe über. Im Gegensatze zu den übrigen Genossen schlug er seinen Wohnsitz dauernd in Rom auf, ja es gab Momente, wo er mit Bitterkeit von seinem Entschlusse redete, sein Vaterland nie wieder zu sehen. Nur die heißen Sommermonate brachte er in einer der Gebirgsstädte bei Rom oder an der Küste Neapels zu. Seine Tagesarbeit reichte vom Morgen bis weit in den Nachmittag, der übrige Teil gehörte seinen Freunden und der Erholung. Nur selten sprach er von seinen Arbeiten. Wie die meisten wirklichen Dichter liebte er es nicht, andere in seine halbfertigen Pläne einzuweihen“*).

In Rom begann er auch sein großes welthistorisches Schauspiel „Kaiser und Galiläer“, das jedoch erst im Jahre 1873 erschien.

Ibsen verweilte mehrere Jahre in Rom. Sein Reisestipendium wurde 1866 in eine definitive „Dichtergage“ umgewandelt, trotz des anfänglichen Widerspruchs

*) Vasenius a. a. O., S. 27.
**) Norsk Folkeblad, 1869 Nr. 3. 4.

*) Vasenius a. a. O. S. 29.

des Staatsrats (Ministers) Riddervold, welcher dem Dichter eine Komödie der Liebe nicht verzeihen wollte. Aber einerseits war die Wirkung seiner Dichtungen, vor allem des Brand, der in einem Jahre vier Auflagen erlebte, eine nicht zu ignorierende Tatsache, und anderseits trat Ibsens „Rival“, der immer edelherzig gesinnte Björnson, persönlich so kräftig für den Dichter ein, dass demselben diese nationale Anerkennung nicht länger vorenthalten werden konnte.

Ibsen verlegte einige Jahre später seinen Aufenthalt nach München, dann nach Dresden und wiederum nach München. Zur Zeit lebt er in Rom. Er nahm an der Eröffnung des Suezkanals teil und verwendete seine ägyptischen Eindrücke in dem „Ballonbrief“, welchem er im Dezember 1870 von Dresden aus an eine schwedische Freundin in Stockholm schrieb. Strodtmann in seinem Buche „das geistige Leben in Dänemark“ hat des Dichters Anspielungen auf deutsche Verhältnisse schwer zu überwinden vermocht. Wer aber in die Anschauungen Ibsens sich vertieft und erkannt hat, dass es für denselben keinen größeren Greuel gibt, als das brutal Massenhafte, Konventionelle, die Aufhebung der Individualität und des persönlichen Heldentums, kommt wol zu einem andern Resultat. Man hat daraus sogar eine feindliche Gesinnung des Dichters gegen Deutschland und dessen Einheitsbestrebungen herleiten wollen. Nichts kann falscher sein. Als Norweger steht er natürlich auf seiten der stammverwandten Dänen; und gerade wie wir etwa die Magyaren oder Russen in die Hölle wünschen, wenn sie die Deutschen unterdrücken, so kann er uns Düppel und Alsen nicht verzeihen. Dergleichen Empfindungen sind elementarer Natur, wie Liebe und Hass. Derselbe Dichter, der sich tief darüber beklagt, dass „Bismarck den Hunger unserer Zeit nach Schönheit nicht verstehe“*), feiert ihn mit Cavour, dass er „das Gesetz unserer Zeit geschrieben“**).

Noch ganz anders als Deutschland behandelt der Dichter sein eignes Vaterland, und doch liebt er es mit allen Kräften seiner Seele, man könnte sagen mit hassenden Herzen, wie Furia im Catilina:

> Ein Mann saugt seine beste Kraft
> Aus seiner Heimat, wie der Baum
> Aus tiefer Wurzel seinen Saft.
> Treibt dort es ihn zu Taten nicht,
> Dann fort mit solchem feigen Wicht***).

Immer sind seine halb sehnenden. halb zürnenden Blicke auf Norwegen gerichtet. Dabei ist es eigentümlich genug, wie er sich im fortwährenden lebendigen Kontakt mit seinem Vaterlande erhält, nicht bloß indem er den Storthingsverhandlungen und den unendlichen Zänkereien und Verleumdungen folgt, mit denen sich dort zur Zeit Rechte und Linke überschütten, sondern ganz besonders dadurch dass er sich in den norwegischen Zeitungen keine, auch die kleinste Anzeige im Inseratenteile spart†). Der Dichter atmet mit den Schneehühnern, den Dorschen und Heringen, welche der Kaufmann in Christiania anzeigt, die Luft des norwegischen Fjells und Meeres, und fühlt sich umstrahlt von dem Glanze der Mitternachtssonne, wenn er bei einer römischen Lampe die Kurse der großen Norddampfer studiert.

Aber das ist eben das Geheimnis einer echten Dichternatur, den Kopf im Himmel und den Fuß auf der Erde zu haben; wie die Dattelpalme mit ihren Wurzeln die tiefverborgenen Quellen aufsaucht, während die Krone sich im glühenden Winde wiegt.

Königsberg.

L. Passarge.

*) Digte. København 1875. S. 145,
**) Digte. S. 201.
***) Brand. Leipzig, Reklam, 1881. S. 25.
†) Nach einer mündlichen Mitteilung Dietrichsons.



Geschichte des Prager Theaters. Von Oscar Teuber.

Erster Teil.

Prag, 1883, A. Haase.

Oskar Teuber, der Mitredakteur der „Bohemia“ und rasch bekannt gewordene Verfasser der prächtigen „Skizzen aus dem militärischen Jugendleben“, hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, eine erschöpfende Geschichte des Prager Theaters niederzuschreiben; eines Theaters, welches, wie Teubner in seiner Vorrede treffend bemerkt, eine der nach Rang, Bedeutung und glanzvoller Vergangenheit hervorragendsten deutschen Bühne ist, welches allezeit in innigster Berührung mit den Hauptpflegestätten deutscher Kunst steht und mit ihnen an großen Taten, an Ansehen und Ruf wetteifert. Die erste Hälfte der Jahre erfordenden Arbeit, die Vorgeschichte des jetzigen deutschen Landestheaters (von den Keimen des Theaterwesens in Prag bis auf die Gründung des gräflich Nostitzschen Theaters) behandelnd, ist vor kurzen erschienen, während der zweite Teil erst in einigen Monaten, ungefähr zur Zeit der Säkularfeier des Landestheaters erscheinen und die Geschichte desselben bis in die neueste Zeit umfassen soll. Der uns vorliegende erste Teil (in welchem die Entwickelung des sächsischen Dramas nur wo unbedingt nötig gestreift ist, da das ganze Werk eine Geschichte des künstlerischen Stamminstitutes, des deutschen Theaters in Prag sein soll) besteht aus 16 Kapiteln und einigen Nachträgen, deren Inhalt das Dunkel, in welches bisher die Vorgänge der frühesten Zeiten des Prager Theaters gehüllt waren, aufhellt.

Wir haben es also mit einem Werke zu tun, welches man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Nicht durch seinen für die Kunst bedeutungsvollen Inhalt allein, sondern auch durch die gediegene Form desselben nötigt uns das Werk zum Ausdrucke unserer Anerkennung. Teuber geht gründlich und gewissenhaft vor, er berücksichtigt alle ihm zugänglich gewesenen Quellen, die er mühselig auffinden musste, da ein brauchbares Theaterarchiv nicht besteht, und er bringt zahlreiche Aktenstücke und

sonstige auf die Sache Bezug habende Manuskripte zum Abdruck. Seine Diktion ist elegant, seine Auslassungen über den behandelten Gegenstand sind geistreich, sie zeugen von richtigem Scharfblick und strenger Objektivität. Den bestehenden theaterhistorischen Arbeiten reiht sich, unsere deutsche Theatergeschichte vervollständigend, das Teubersche Werk ebenbürtig an, wenngleich es, was formelle Durchführung und Einteilung anbelangt, ganz selbständig auftritt. Die Ausstattung des Buches ist sehr geschmackvoll. Der Autor hat es seiner Frau, einem gewesenen Mitgliede des deutschen Prager Theaters, zugeeignet.

Prag.

Edmund Grün.



Londoner Briefe.

II.

März 1883.

Aus den Verhandlungen der literarischen und gelehrten Gesellschaften während der letzten Wochen ist für deutsche Freunde englischer Sprache und Schriftenthums vor allem eine Sitzung der philologischen Gesellschaft von Interesse, in welcher der Vorsitzende Dr. Murray über den Fortgang des großen Wörterbuches berichtete, dessen Anfertigung das hochverdienstliche Werk dieser Gesellschaft, und das, in seiner Vollendung, für die englische Sprache den Wert haben wird, welchen Grimm für das Deutsche, Littré für das Französische besitzen. Es ist ein volles Vierteljahrhundert, dass diese Gesellschaft den Entschluss fasste, zunächst einen Ergänzungsband zu dem großen Wörterbuche von Richardson zu liefern. Bald erweiterte sich der Plan, und die Abfassung eines neuen vollständigen Wörterbuches wurde beschlossen, in welchem dem historischen Element der Sprachforschung besondere Aufmerksamkeit gewidmet werde, das erste Erscheinen, und, bei verlorenen Wörtern, das letzte Auftreten eines Ausdrucks verzeichnet sei, die Ergebnisse neuerer Linguistik ihren vollen Einfluss äußern. Ein solches Werk musste das letzte Wort über den Zustand der Sprache aussprechen, die Vergangenheit und Gegenwart aufs Erschöpfendste darstellen. Damals waren die leitenden Geister in der philologischen Gesellschaft der seitherige Erzbischof von Dublin, Richard Ch. Trench, der durch sein Werkchen: *„Deficiencies in our English Dictionaries“* den Anstoß zum Werke gab, und dessen höchst anziehende Bücher: *„On the Study of Words; — English Past and Present,“* indem sie reifes Wissen in reizender Form vortragen, durch zahlreiche Auflagen bis auf diesen Tag erneut, das Sprachstudium allen Gebildeten nahegelegt, den Fortschritt auf diesem Felde wesentlich gefördert haben. Ferner Thomas H. Key, der gelehrte, scharfsichtige Professor des Latein am University College von London; Tyrwhytt, der Uebersetzer Niebuhr's, späterer Bischof von St. Davids; Herbert Coleridge, eine Neffe des Dichters. Damals trafen wir auch in der philologischen Gesellschaft in vollem Zusammenwirken mit den englischen Mitgliedern diese Ausländer: den unvergesslichen Professor des Sanskrit am University College, Dr. Theodor Goldstücker aus Königsberg, gleich merkwürdig durch geistreiche Auffassung wie ungeheuren Fleiß, Franz von Pulszky, den Ungarn, Politiker, Altertümler, Kunstfreund, Sanskritist, nachher Direktor des Museums in Pest, immer anregend und angeregt; Lothar Bucher, der damals noch zu den Rebellen gehörte, und für die Gesellschaft u. a. eine durchaus merkwürdige Denkschrift über die wechselnde Bedeutung des Ausdrucks „Public Opinion“ verfasste, eine gar nicht so einfache Sache, wie sie dem flüchtigen Zeitungsleser erscheint. Es waren schöne Zeiten!

Jedermann machte sich frisch ans Werk. Zum Ordner und Herausgeber der zu sammelnden Schätze wurde der Schriftführer der Gesellschaft Furnivall ernannt, der seither durch seine große Tätigkeit auf den Gebiete des Alt-Englischen, und durch Begründung einer Reihe von literarischen Gesellschaften oder leitenden Anteil daran — Shakspere-, Chaucer-, Ballad-, Dialect-, Browning-Wycliff-Societies — sich weitverbreiteten und weithin geschätzten Namen erworben.

Aber nach einigen Jahren kam das Werk ins Stocken. Die Erfahrung lehrte, dass der Enthusiasmus wie nützlich und notwendig auch, für derartige Riesenwerke nicht ausreichen, wenn ihm, im Drange der Geschäfte, nicht materielle Hülfeleistung von außen unter die Arme greife.

Diese hat sich endlich in Gestalt der überreich mit Stiftungsgeldern versehenen Hochschule Oxford geboten, und so ist das Werk seit einigen Jahren mit erneuten Kräften wieder aufgenommen worden. Die Redaction ist aus den überbeschäftigten Händen Herrn Furnivalls in diejenigen des Dr. Murray übergegangen; die Universität liefert die nötigen Geldmittel, druckt das Werk auf ihrer Clarendon Press.

So ist das längst Erwünschte endlich im Begriff ein Ereignis zu werden, und wir haben die ersten Aushängebogen bis zum Worte *„age“* tatsächlich in unsern Händen gehabt, befühlt, besehen. Das erste Heft wird noch vor Ende Mai in den Buchhandel kommen; es wird 350 groß Quart-Seiten enthalten, etwa gleich denen Littrés. Das Gesamtwerk ist auf 8000 Seiten berechnet, d. i. mehr denn sechsmal der Umfang des Wörterbuches von Webster, welches bisher als das größte gegolten.

Neben dem Herausgeber befand sich bisher ein bezahlter Hülfsarbeiter, und ein zweiter soll soeben angestellt werden. Diese werden durch dreißig Hülfsredakteure unterstützt, und die Zahl der Sammler von Wörtern und Belegstellen ist sehr groß. In beiden Klassen finden sich viele Damen Besondere Hülfsarbeiter sind vorhanden für Japanisches, Botanik, Chemie Medizin, Rechtswissenschaft, historische Spezialien.

Manche der Einzelschwierigkeiten, die sich im Laufe der Arbeit ergaben, sind merkwürdig genug; zum Beispiel: im Jahre 1859 hatte Professor Huxley das Wort *agnostic* erfunden, und seither hat Darwin es

ausdrücklich angenommen, indem er es dem Scheltworte *atheist* vorzog; auch hat es sich ziemlich rasch und allgemein das Bürgerrecht erworben, einen positivistisch, nicht notwendig comte-isch, gesinnten Freidenkenden zu bezeichnen. Hier schien ein unzweifelhaftes Datum eines neuen Wortes. Plötzlich aber ging von einem Sammler eine erstaunliche Belegstelle ein, wonach das Wort *agnostic* unzweifelhaft im 16. Jahrhundert gebraucht war. Erst nähere Einsicht ergab, dass man einen Druckfehler vor sich hatte: es war *agonistic* gemeint, und die Stelle bezog sich auf gewisse Mönche, die ihre fromme Freude aus der *agony* zogen.

In der Carlyle-Gesellschaft wurde ein zweiter Abend der Besprechung des persönlichen Verhältnisses zwischen Goethe und Carlyle gewidmet, wobei die Aufgabe des Vortrages der Tatsachen wieder dem Unterzeichneten zufiel, der sich abermals grosser Teilnahme an seinem Gegenstand seitens der zahlreich Anwesenden zu erfreuen hatte. In einer weiteren Sitzung zog Herr Peile eine zunächst scheinbar weitliegende Vergleichung zwischen Marcus Aurelius und Carlyle, wobei sich doch sehr interessante Belege für die Parallele ergaben.

In der Shakespeare-Gesellschaft las Herr W. A. Harrison einen Aufsatz über die dunkeln Stellen in Richard II. und zeigte, dass viele solche durch Verballhornung seitens späterer Herausgeber entstanden.

Im anthropologischen Institut gab der Reisende Colquhoun einen höchst anziehenden Bericht über die Bewohner, teils chinesischen und tibetanischen Ursprungs, teils Autochthonen, der Provinz Yünan und der Schan-Länder, also der an Birmah gränzenden Bezirke; in der „Royal Institution“ hält Bosworth Smith vier Vorträge über Sir John Lawrence, Vicekönig von Indien. Die Chaucer-Gesellschaft übergiebt eben ihren Mitgliedern W. M. Rossetti's Vergleichung des „Troilus“ von Chaucer mit dem „Filostrato“ des Boccaccio.

Das Britische Museum ist eben einer großen Versuchung ausgesetzt, und mit ihm alle Buch-Liebhaber, soweit sie eben vergessen, und das tun sie heutzutage wohl alle, dass sie auch Steuerzahlende sind. Nicht wenig hat man sich gegrämt, dass vor einigen Monaten, bei der Versteigerung der Bücherei des Herzogs von Hamilton, die Sammlung von handschriftlichen Urkunden zur englischen Geschichte nach Berlin gewandert ist. Um einer Wiederholung solches schwer zu ertragenden Uebels vorzubeugen, soll nun der Staat die Mittel geben, oder um die Sache weniger hochklingend auszusprechen, soll die Regirung die Hand noch etwas tiefer als gewöhnlich in die Tasche des Steuerpflichtigen stecken; — wobei jedermann vergisst, nicht zum ersten Male, dass es möglich war, das Britische Museum, wie so vieles andere Große, auf freiwillige Beiträge zu begründen. Lord Ashburnham bietet die große Büchersammlung seines Vaters dem Museum zum Ankaufe an. Versteigern will er sie nicht; trennen will er sie nicht; für das Ganze fordert er nur £ 160,000, d. i. 3,200,000, nur drei und einfünftel Millionen Mark. Ein Spottpreis, sagen die Bücherliebhaber, die sich im Museum über die Schätze hermachen wollen, die der selige alte Herr wohl gesammelt, aber eifersüchtig vor den Augen der Menge bewahrt hat. Nun reichen aber die Mittel, welche die Regirung jährlich dem Museum zur Verfügung stellt, für einen solchen Ankauf, neben den andern für notwendig erachteten, keineswegs aus. Also muss man die Regirung veranlassen, dass diese sich vom Parlamente eine besondere Geldbewilligung hierfür erbitte, und soweit ich sehe sind beide Parteien darin einverstanden. Allerdings vom Standpunkte des Bücherliebhabers ist die angebotene Sammlung sehr wertvoll, teilweise wegen der Bücher und Handschriften selbst, teilweise wegen der zu beachtenden Nebenumstände: Seltenheit, Ausschmückung, Prachtband u. dgl. So findet sich hier ein Psalter aus dem vierten Jahrhundert, dem wahrscheinlich außerhalb des Vatikans sich nichts an die Seite setzen lässt. Illumination trifft man hier noch nicht: darauf verfiel man erst einige Jahrhunderte später, da mehr gesicherte Zustände den Mönchen Muße verliehen. Dahin gehört ein Pentateuch, der zum größeren Teil schon aus dem siebenten Jahrhundert stammt und übervoll von Illustrationen ist: merkwürdige Zeugen für die Kunst, die Sitten und Trachten eines Zeitalters, welches wenig genug der Art hinterlassen hat. Das Buch ist also für die Kulturgeschichte wohl wichtiger als für die Theologie. Ebenso ein sehr alter Virgil, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert. Eine westgotische Handschrift zieht an, kaum weil sie ein Kommentar über die Offenbarung Johannis, sondern um ihrer Illuminationen willen, die schon so früh Merkmale zeigen, welche sich, so sagt der Sachverständige, weithin in der späteren spanischen Kunst zeigen. Die Evangelien, angelsächsisch, aus dem zehnten Jahrhundert, strotzen von Metallverzierung und Edelsteinen. Das Register der Hyde-Abtei, bei Winchester, aus dem elften Jahrhundert, ist überfüllt mit Zeichnungen von historischem Interesse; u. a. sehen wir hier den König Kanut und seine Gattin, den Mönchen ein goldenes Kreuz verehrend. Eine andere Handschrift der Evangelien, aus dem zwölften Jahrhundert, ist nicht nur durch seinen Einband interessant, sondern auch — so sagt wieder der Sachverständige — weil sich nachweisen lässt, dass auf eben diese Handschrift die alten Könige Englands den Krönungseid leisteten. Weiter finden wir den ersten eigenhändig geschriebenen Brief eines englischen Königs; es ist Heinrich IV. und die Sprache ist Französisch. Mit noch größerem Interesse wird der Freund bürgerlicher Freiheit das Aktenstück betrachtet, auf dem John Hampden die Entrichtung des widerrechtlich geforderten Schiffgeldes verweigert.

Besonders reich ist die Sammlung an Handschriften der göttlichen Komödie und andrer Werke Dantes, auch an irischen Sachen, deren Schmuck Wert für die Geschichte des Kunsthandwerkes hat. Wie wir weiter ins spätere Mittelalter herabsteigen, wird die Kunst des Illuminirens höher und höher getrieben, und nun mischt sich auch der Humor ein, der göttliche Humor, davon uns, in einem Psalter des 14. Jahrhunderts, ein köstlich Beispiel, das wirkliche Beispiel vorliegt: der Künstler schmückt seinen Text andächtig leise, frommer Weise; wo er aber auf dem Rand Platz hat, da lässt er sich und seiner Schalkheit die Zügel schießen,

auf einer Seite findet sich eine Dame und ein Mönch, im Liebesverkehr, vom Herrn Gemahl überrascht; auf der nächsten Seite werden die Schuldigen öffentlich in die Fußblöcke gespannt und von dem Gatten und dessen Freunden weidlich verhöhnt; aber das Blatt wendet sich, und auf der dritten Seite kommt Hilfe, das Ewig-Weibliche zieht sie hinan: die heilige Jungfrau erscheint als dea ex machina und befreit die Gefesselten, an deren Stelle sie zwei Teufel setzt; der himmlisch gefoppte Ehemann steht entsetzt. Ist das nicht ein wahres Beispiel? — Unter den flämischen Erbauungsbüchern ist eins mit feinausgeführten Zeichnungen eines Schülers des Van Eyk, ein anderes mit einer Reihe sorgfältiger Tusche von Rubens, mit seiner Signatur. Ein Messbuch des Lorenzo de' Medici ist ein Wunder von Ausschmückung. Selbst dies wird übertroffen durch Albani's Messbuch, voll von Zeichnungen, von denen die erste von Amigo de Bologna gezeichnet ist, die letzte vom Perugino, die andern von andern großen Malern. Um 90 scudi ward das Büchlein von seinem vorletzten Besitzer in Rom erstanden. Das sind ungefähr £ 20; der erste Ansatz bei einer Versteigerung, sagt uns wieder der Sachverständige, würde wohl £ 5000 sein, und der Zuschlagspreis würde wahrscheinlich 10000 £ erreichen, — sagt derselbige Sachverständige. Da müssen wir uns eilen zuzugreifen, sagt der Bücherliebhaber. Bewilligen Sie die Summe, sagt die Regirung bittend zum Parlament. Her mit dem Geld, sagt der Steuererheber drohend zu dem armen Teufel.

Die Sammlung beläuft sich auf 4000 Bände; 900 davon sind probeweise an das Britische Museum abgeliefert, damit der Sachverständige prüfe, der Bibliomane in Verzückung gerate.

Eines ist doch merkwürdig, und scheint übersehen zu werden: ein gut Teil dieser Bücher wurde im Ganzen vom alten Lord Asburnham dem Herrn Libri abgekauft. Dieser, Graf Libri-Carucci della Sommaia, geboren 1803, gestorben 1869, war einmal, unter Ludwig Philipp, Oberaufseher der französischen Staatsbibliotheken; er wurde der Plünderung der öffentlichen Sammlungen zur Vergrößerung seiner Privatbibliothek angeklagt; es wurde viel darüber für und gegen geschrieben; ein Prozess, von Guizot niedergeschlagen, nach der Februarrevolution wieder aufgenommen; der nach England geflüchtete Libri zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, schuldig oder unschuldig; von der Berechtigung, ein solches Contumazverfahren zur Revision zu bringen, hat er nie Gebrauch gemacht; in London hat er mehrere große Bücherverkäufe veranstaltet. Es wäre doch eigentümlich, wenn die große englische Bibliothek durch Seltenheiten bereichert würde, von denen ein Teil den französischen öffentlichen Bibliotheken durch Untreue eines Beamten entwendet worden. Es mag nicht so sein; aber es wird Manchen so scheinen, und früher oder später werden sich ärgerliche Kommentare daraus entspinnen.

Ueber das Theater ist diesen Monat wenig zu sagen. Doch ein Patriotisches oder Humanes. Der vor einem Vierteljahrhundert hier gegründete deutsche Turnverein hat auch eine literarische Abteilung, welche es liebt dramatisch tätig zu sein. So hat sie sich die Mühe gegeben und die Freude gemacht, eine Liebhaber-Vorstellung zu Gunsten der Notleidenden am Rheine zu geben; die Sache ist sehr gut ausgefallen und macht allen Mitwirkenden, darunter auch zwei englische Damen, alle Ehre. Als Stück wählte man das Lustspiel Doktor Klaus von L'Arronge, als Ort der Aufführung das Imperialtheater, welches einen Teil des Londoner Aquariums bildet. Die Kosten betrugen gegen hundert Pfund Sterling — denn hier läuft Alles gleich ins Geld —, die Einnahme auf mehr als vierhundert Pfund. Ueber dreihundert Pfund konnten dem Hülfsausschuss eingehändigt werden.

In Verbindung mit dieser Theatervorstellung, die Verunglückten Freude zu gewähren bestimmt, sei eine andere erwähnt, die opferfreudig der Jugend selbstlos Freude machte. Der Pächter und Direktor des Drury-Lane-Theaters, Herr August Harris, hat zu einer Gratis-Vorstellung seines höchst glänzenden Spektakelstückes „Sindbad“ die ärmere Schuljugend eingeladen und sie überdies im Zwischenakt mit Apfelsinen und Kuchen traktirt. Das Haus hält gegen 3000 Personen, zumal kleine. Im vorigen Jahr wurde das entsprechende Fest auf Kosten des Eigentümers der „*Illustrated London News*“ gegeben. Will Jemand sagen, dergleichen geschehe doch nur, um Aufsehen zu erregen, Reklame zu machen, so sei die Antwort: dass man nicht allzu streng nach den Beweggründen forschen möge, die ja wenigstens gemischte sein können. Einstweilen rufen wir nur deutschen Theaterdirektoren und Zeitungsherausgebern zu: Vivat sequens!

Von Persönlichem sei nur erwähnt, dass Fräulein Mary Dickens, eine Enkelin des Romanschriftstellers, soeben auf der Bühne aufgetreten ist, nicht ohne versprechenden ersten Erfolg. Der alte zugkräftige Roman der Charlotte Brontë „Jane Eyre“ ist abermals und mit Geschick von Herrn Wills dramatisirt worden, einem der besseren englischen Theaterdichter, und vielleicht wird Tennyson für seine neulich gemeldeten dramatischen Misserfolge einigen indirekten Trost aus dem Umstand schöpfen, dass ein von Charles Reade auf seinem Idyll „Dora“ aufgebautes Drama zum zweitenmal auf die Bühne gebracht und mit Beifall aufgenommen worden ist.

Eine Neuerung, welche einem unvermeidlichen Uebel abhelfen soll: neue Stücke, welche gefallen, werden solange fortgegeben, als man Zuschauer bekommen kann, und dies ist, nicht nur durch die Größe der Weltstadt, sondern durch den fortwährenden Andrang der Besucher aus der Provinz, oft sehr lange: mehr als 500 Mal, ist in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen, ja das prächtige Lustspiel „*Our Boys*“ ist mehr als tausendmal hinter einander gegeben worden Der Schauspieler, der allabendlich dasselbe spielt, und dieselben Kameraden sieht, ist von Einseitigkeit mehr als bedroht. Dem entgegenzuwirken, hat das neue Savoy-Theater den Anfang gemacht: eine Nachmittags-

Vorstellung für Schauspieler zu geben, die am Abend ihr gewohntes Mühlrad zu treten haben. Zur Zeit als Sarah Bernhardt vor einigen Jahren ihre unerreichten Triumphe hier feierte, taten die französischen Schauspieler einmal dasselbe zu Gunsten der englischen, welche zu dieser Vorstellung eingeladen wurden. Das Savoy-Theater nimmt die Idee wieder auf, will ihre Verwirklichung von Zeit zu Zeit fortsetzen.

So viel Raum hatte ich auf alte Bücher zu verwenden, dass ich heute nur wenig von neuen melden kann. In erster Reihe sei unseres vieltätigen, hier sehr gewürdigten Landsmannes Max Müller gedacht, dessen *„India, what can it teach us?“* eine besondere und ausführliche Besprechung verlangen würde. Der alte Poet Browning hat einen neuen Band Gedichte in der Presse: *„Joco-Seria“*. Der Schulmeister sagt, es müsste Jocosa-Seria heißen. Ein Mutwilliger meint *„the most serious part will be the jokes“*. Lady Florence Dixie, eine unermüdliche Reisende, hat herausgegeben: *„In the Land of Misfortunes“*, Schilderungen aus Süd-Afrika. Den Bemühungen dieser Dame wie denen des Bischofs Colenso ist die freigebung und Wiedereinsetzung des Cetewayo großenteils zu verdanken. Als Seitenstück zu dem neulich im „Magazin“ mit wolverdientem Lob besprochenen Roman *„Democracy“* hat Henry Lucy veröffentlicht: *„Gideon Fleyce“*, englisches Parteitreiben schildernd. Die neuesten Ereignisse in Egypten sind von Adeline Sergeant in ihrem Buche *„Damocles“* verarbeitet. Florence Marryat, die Tochter des einst so beliebten Seekapitäns, benutzt ihre theatralischen Erlebnisse zu einem Roman; *„Facing the Footlights!* Viel höheren Anspruch darf William Black erheben, dessen neuester Roman: *„Shandon Bells“* soeben erschienen, hochwillkommen wie alles was der Feder des begabten Mannes entflossen.

Die lange vorbereitete Monatschrift *„National Review“* ist erschienen. Der Name ist nicht neu: eine Monatschrift dieses Titels wurde von Hutton, dann von dem verstorbenen sehr begabten Bagehot herausgegeben; sie war liberal. Die neue ist konservativ, aber gemäßigt; ihr Herausgeber Alfred Austin, geboren 1835, eine der besten Kräfte, in Prosa und Versen, über welche die Konservativen in der Literatur gebiebieten: Katholik, Russenfeind. Mit „The season: a satire“ trat er 1861 auf; vor anderthalb Jahren erntete seine Tragödie „Savonarola“ verdientes Lob. — Da Longman's wolfeile Monatschrift — sechs Pence die Nummer — beträchtlichen Erfolg hat, bereitet Macmillan eine ähnliche vor.

Eine wolhabender Privatmann, Herr J. G. Crawford, macht der Stadt ein Geschenk im Wert von etwa zweitausend Pfund, in einer Bildsäule des Dichters Robert Burns bestehend, welche dem Themse-Quai zum Schmuck dienen soll.

London.

Eugen Oswald.

Südamerikanische Literatur der Gegenwart.

(Schluss.)

Mit diesem Grundzug ist Scherz und Humor, ja selbst Spott und Satire schwer verträglich; und in der Tat ist auch „el jénero jocoso“ nur spärlich und dann sehr bitter vertreten. Dagegen möchte man aus der Vorliebe für nachdenkliche Betrachtung auf einen ausgebildeten Natursinn schließen. Niemand kann sein Vaterland feuriger lieben, niemand die Reize und Vorzüge, womit es die Erde verschwenderisch ausgestattet, tiefer im Herzen tragen, als der Chilene. Schon der stete Anblick des Gewaltigsten was die Welt kennt, des vulkanischen Hochgebirges und des Ozeans müssen ihn zur Andacht stimmen und nie wiederholt er ohne süßes Beben die Worte des Nationalgesanges:

> Deiner Berge gewaltige Riesen
> Halten flammenbewehrt vor dir Wacht,
> Bräutlich schmiegt sich das Meer dir zu Füssen,
> Es vermählet dir Reichtum und Macht.

Aber die Naturschwärmerei, welche man wol die Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat, ist ihm fremd. Sie ist eben im Grunde nur aus der Uebersättigung mit künstlichen Genüssen hervorgegangen, wie die Idyllien am Hofe der Ptolemäer und die Madrigale der Zopfzeit ausweisen. Ein neues Volk, das frisch und urwüchsig auf den Schauplatz tritt, das über dem sich entwickelnden Ganzen noch keine Zeit gefunden das Einzelne zu beachten, das beispielsweise alles Getier mit Ausnahme des vierfüßigen für Vögelchen (pajaritos) gelten lässt, ahnt nichts von Sentimentalität; selbst das Wort sentimental bedeutet ihm nur gefühlvoll im edelsten Sinne. So tritt auch in seiner Poesie die Natur nur malerisch entgegen; ihre Umrisse bleiben weit entfernt in träumerische Dämmerung zu zerfließen, scharf und bestimmt, wie der weiße Saum der Cordillera sich von dem ewig blauen Firmament abhebt und der waldlose Küstenhang jäh in das friedliche Meer abstürzt. Nur bei Frauen, deren dichterische Begabung über das enggebundene Loos ihres Geschlechtes hinausgeht, zeigen sich Anklänge an die Stimmung eines Matthisson oder Adalbert Stifter.

Nun gar im Augenblick hat die Begeisterung dort weit höhere Aufgaben, als weichliche Selbstvergessenheit. „En todos tiempos la poesia ha sido hermana del heroismo (Von jeher war die Poesie die Schwester des Heroismus)“ leitet einer der beliebtesten einheimischen Literaten eine Sammlung patriotischer Lieder ein. Nie war das nationale Bewusstsein in dem Maße gesteigert wie durch den für Chile so glorreichen letzten Krieg. Die Lyrik, die hieraus erblühte, zählt zu dem Besten, was auf amerikanischem Boden entsprungen. Um nur eines herauszugreifen, bei dem Tat und Ruhm würdig im Einklang stehen, sei hier an das Heldentum eines Arturo Prat erinnert. Es war am 21. Mai des Jahres 1879, als in den Gewässern von Iquique die beiden gefürchteten peruanischen Panzerschiffe, die gewaltige Independencia und der kleine, hurtige Huáscar die chilenischen Holzschiffe Esmeralda und Covadonga trafen

Der Kampf war zu ungleich, um nicht von vornherein entschieden zu sein. Aber Vaterlandsliebe macht nicht nur tapfer sondern auch klug. Der Covadonga glückte es durch geschickte Manöver, die sie verfolgende Independencia zwischen Klippen zu locken, auf denen der Koloss elendiglich strandete. Als aber Prat, der Führer der Esmeralda sah, dass alles verloren sei, als der stählerne Schnabel des Huáscar sich schon seinem Schiff in die Flanken bohrte, da warf er sich mit dem Rufe: Rendirse un chileno! jamás! — muchachos al abordaje! (Ein Chilene sich ergeben! niemals. Jungens, an Bord hinüber!) direkt dem Feinde entgegen; und wäre sein Ruf im Getümmel nicht unverstanden geblieben, kein Zweifel, dass er gefolgt von den Seinen den bestürzten Gegner übermannt hätte. So wurde er von der Ueberzahl niedergehauen; hinter ihm versank sein Schiff. Dieses Andenken rief Huldigungen in allen an der Küste bekannten Zungen wach. Mögen hier einige nationale folgen:

Tan veloz como el rayo y mas osado
Que el tigre o el jaguar americano
Llevando el hacha de abordaje en mano
Te abalanzas ¡o Prat! sobre el blindado.

Nuestro antiguo valor se ha sublimado;
Y el chileno sucede al espartano:
A Prat proclama heróico el océano
El tipo del marino denodado.

Dadme flores, laureles a porfia
Para tejer del héroe la guirnalda;
Dad a mi voz la dulce melodía . . .

¡Oh loco intento, seductor delirio!
Que solo recompensa otra Esmeralda
La sublime grandeza del martirio.

Juan Ramon Ramirez.

(Rasch wie der Blitz und kühner als der Tiger oder amerikanische Jaguar, stürzest du dich, o Prat, das vernichtende Beil in Händen, an Bord des Panzerschiffes. Unser alter Heldengeist hat sich verklärt; der Chilene tritt für den Spartaner ein, und Prat rühmt der Ozean als das Vorbild eines hingebungsvollen Seehelden. Gebt mir Blumen, gebt mir Lorbern in Fülle, um dem Helden eine Krone zu winden, gebt meiner Stimme den Zauber der Melodie ... Ach eitler Wahn, törichtes Unterfangen, nur ein anderer „Smaragd“ kann würdig solch erhabenes Märtyrertum belohnen!)

Diesem Ausruf der Bewunderung zur Seite eine ganze Kriegsgeschichte in wenigen Stammbuchversen:

La Ilíada del Pacifico von J. A. Soffia.

En instantes de amargas aflicciones
Pides versos, Leticia, á mi amistad:
La patria está en peligro, y sus campeones
Talvez muriendo por la patria están.

Dos naves, Esmeralda y Covadonga
Que alzaban con orgullo el tricolor
Aun cuando todo a su favor se ponga
Sucumbirán, cercadas a traicion! . . .

Dos titanes de enorme prepotencia
Ni astillas de sus tablas dejarán . . .
El Huáscar y la fuerte Independencia
Su canto de victoria alzan quizás! . . .

Unidas sufrirán su suerte horrible
Las rivales de ayer, jemelas hoy . . .
¡Covadonga! ¡Esmeralda! es imposible
Que podeis defender el tricolor! . . .

¿En dónde están, o Dios; vuestras hermanas? —
¡¡Viva Chile!! — ¡¡Victoria!! — Y bien ¿que hai?
Corre el pueblo, repican las campanas . . .
— ¡¡Viva Condell!! — Triunfamos!! — ¡¡Gloria a Prat!!

¡La Independencia se rindió cobarde! —
¡La Esmeralda gloriosa sucumbió! —
¡Murió Prat de heroismo haciendo alarde! —
¡Huyó el Huáscar cubierto de baldon! —

¡A los que mueren por la patria gloria! . . .
Vamos, Leticia, con placer igual
Yo a cantar de esos héroes la victoria
Y tú por esos mártires á orar!

Ein Heldengedicht.

Nicht ist's zu Liedern Zeit, Geliebte: fühle
Hier mein beklommnes Herz. Das Vaterland
Das teure, in Gefahr! Im Kampfgewühle
Vielleicht sank seinen Söhnen schon die Hand.

Vergebens, Esmeralda, hieltst zum Streite
Gewandt du mit der Covadonga Rat.
Und stünd' auch Meer und Himmel euch zur Seite,
Ihr müsstet fallen, fallen durch Verrat.

Zwei Riesen sind der Huascar und die stolze
Independencia, deren Uebermacht
Nicht einen Splitter lässt von eurem Holze . . .
Vielleicht ach! ist das Schlimme schon vollbracht!

Nicht eitlen Ruhmes Lorber gilt es heute,
Es gilt die heiligste, die höchste Pflicht.
Doch ihr seid des Verderbens sichre Beute,
Die Trikolore sinkt; ihr schützt sie nicht! . . .

Eilt niemand euch zu helfen im Gedränge? —
Hoch, Chile hoch! — Triumph! — Was gibts? die Stadt
Wogt wie ein Meer, vom Turme welche Klänge!
Es lebe Condell! — Sieg! Sieg! — Heil dir, Prat!

Die Independencia hat sich feig ergeben!
Die Esmeralda sank eh man sie nahm!
Prat ist nicht mehr! sein Ruhm wird ewig leben!
Der Huascar wandte sich voll Wut und Scham!

O weine nicht Geliebte! Dir zur Seite
Kenn' ich nur Siegslust, die mich froh durchweht:
Wenn ich zum Preis der Helden mich bereite,
Dann denke du der Toten im Gebet.

Eine solche Ausdrucksweise bedarf keiner Erläuterung. Wie wol man sich dort bewusst ist, was den Dichter ausmacht, möge folgende melodische Stanze von Guillermo Matta zeigen:

Para mí toda cosa es poesía
todo es animacion y pensamiento,
y todo se modula en armonía
y todo se trasforma en sentimiento.
Como urna de cristal el alma mia
acada toque suena en el momento
y su amor su ilusion su angustia propia
son de poético ardor inmensa copia.

(Für mich ist alles Poesie, alles Beseelung und Gedanke, alles wird zur Harmonie, und alles wandelt sich mir in Empfindung. Wie eine Krystallschale klingt meine Seele sofort bei der leisesten Berührung, und ihre Liebe, ihre Träume, selbst ihr Bangen sind eine unerschöpfliche Quelle dichterischer Lust.)

Guillermo Matta ist übrigens der reichbegabteste aller einheimischen Talente, zudem genährt mit deutschem Geiste und mit Goethe besonders vertraut. Er weilt (nebenbei bemerkt) in diplomatischer Sendung jetzt sogar in unserer Mitte. Schade, dass er nie an einem größeren Werke seine Kraft geläutert und gestählt hat; sein fragmentarischer cuento endemoniado

weckt große Hoffnungen. Aber die Leichtigkeit sich auszusprechen scheint ihm ebenso zu schaden, wie einem Shelley seine Gedankentiefe; die Gestaltung leidet darunter Not. Dem deutschen Wesen verwandt zeigt sich der sanfte Eusebio Lillo, der die Aufgabe ein Nationallied zu schaffen, mit Ehren löste; weniger der elegante Guillermo Blest Gana, der pathetische Eduardo de la Barra, der ernste und eindringliche Jacinto Chacon, der gefällige Valentin Magallanes oder der wortreiche Luis Rodriguez Velasco. Eine Auswahl des Schönsten, das Chile sowohl wie Peru und Bolivien zu bieten hat, gewährt in deutscher Uebertragung das Büchlein „Andina“ im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig 1880 erschienen. Im Vergleich mit ihren Nachbarn sind die Chilenen einfach, schmucklos, nüchtern, man möchte fast sagen unspanisch in der Diktion. Die Argentiner haben einen scharfen grübelnden Verstand voraus, den aber nur selten die Energie der Tat unterstützt. Den Peruanern kommt ein allgemeiner literarischer Charakter ebensowenig wie ein politischer zu; sie zählen glänzende sowol wie feurige und tiefinnige Hervorbringungen zu ihren Schätzen; aber die Denkweise eines Einzelnen findet weder Nahrung noch Widerhall in einem Volksbewusstsein. Aus dem abgeschlossenen Inneren Boliviens klingt es dagegen oft so großartig und einheitlich gewaltig hervor, wie ein fernes Echo der Harfe des Königs David; ein Manuel Cortes und Ricardo Bustamante sind wol berufene Propheten wenn auch prophetae minores.

So es erlaubt wäre, aus einem einzigen reichen Erzanbruch auf den Wert einer ganzen Gegend zu schließen, müssten die nordöstlichen Ausläufer der Anden als die erste Kulturstätte Südamerikas gelten, denn in Carácas stand die Wiege von Andres Bello, des weitaus durchgebildetsten und originellsten Gelehrten des romanischen Kontinents. Aber so wenig einige dichterisch vorzügliche Köpfe unter den Negern der Antillen etwas für die geistige Lage ihrer Stammgenossen bedeuten, so wenig die vereinzelten Inkasöhne, welche die Literatur ihrer Zwingherren um einige merkwürdige Werke bereichert haben, den Glanz ihrer Familie wieder herzustellen vermögen, so wenig ein dichterisches Frauentalent wie Gertrudis Gómez de Avellaneda auf Cuba oder die blinde Maria Mujía in Chuquisaca den Kreis der Bildung erweitern, mit der dort im allgemeinen ihr Geschlecht sich begnügt, so wenig entkräftet eine Ausnahme wie Bello die moralische Zerfahrenheit Venezuelas, das heute vergebens die Tyrannei eines Guzman Blanco abzuwerfen ringt. Die Wirksamkeit seiner reiferen Jahre gehört übrigens ausschließlich Chile an das dankbar seinen 100jährigen Geburtstag im vorvergangenen November mit Errichtung eines Standbildes ehrte. Der Liebhaber der spanischen Sprache kennt seinen Namen als den eines großen, von der Madrider Akademie selbst anerkannten Grammatikers. Aber seine Auszeichnung als Mann des Geistes liegt weder in der gramática castellana, die er selbst für das Werk seines Lebens hielt, noch in seinen juristischen und philosophischen Neuerungen, die nur für das Forum seiner Adoptivheimat von Bedeutung sind. Sein eigentlicher Ruhmestitel vor der Welt ist der eines feinsinnigen, mit dem Altertum sowol wie mit der Neuzeit vertrauten Kritikers. Als solcher vertiefte und erweiterte er erprobte Bahnen; ob und zu welchem Ziele die von allem früheren abweichenden Wege, die er sonst beschritt, führen werden., muss die Folgezeit entscheiden. Den Schlüssel zu allem, das er leistete, bieten seine ersten Jugendeindrücke! Freiwillig begleitete er, der in Klosterzucht seine Studien gemacht, die Gesandtschaft Bolivars nach England, um wegen des Anschlusses der Kolonie an den Bund gegen Napoleon oder vielmehr wegen ihrer Befreiung mit britischer Hülfe zu unterhandeln. Was der empfängliche Amerikaner damals in dem glücklichen England von Freiheit, Fleiß und Selbständigkeit sah, prägte sich unauslöschlich seiner Seele ein und blieb für immer maßgebend. So, sagte er sich, müsse es sein Vaterland anfangen, um groß und mächtig zu werden. Unabhängig und auf sich gestellt. Also begann er die spanische Sprache unabhängig von der lateinischen Mutter, die Gesetzgebung unabhängig vom römischen Recht zu machen. Seine Grammatik bezweckt das erstere; unter seiner Leitung lebten die römischen Rhetoren wieder auf; aber er machte sogar den Sprachgebrauch unabhängig von den guten Schriftstellern und bezog ihn auf den Mund der Gebildeten d. h. die Mode. Ihm, der so vollgenährt war mit echter Bildung, konnte dies Wagnis gelingen; aber wohin es führt, ist eine andere Sache. Den Sinn des Urhebers erkennt man auch daran, dass er die scholastische Methode verbannte ohne darum seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche aufzugeben. Sein Einfluss auf die Sprache ist wesentlich läuternd, nicht schöpferisch; aber er machte sich um die passende Verwertung fremder Bildungselemente in hohem Grade verdient. In seinen eigenen Dichtungen vereint er schwungvolle Ruhe mit zarter Innigkeit. Sein in horazischer Reinheit entworfenes Gemälde der Tropenwelt kann sich kühn mit allem messen was je des spanischen Parnasses würdig war; nie ward die Stimmung eines Victor Hugo so veredelt wiedergegeben wie in der Nachahmung des „Gebetes für alle“. Es klingt eine weiche und doch volltönende Saite in Bello's Gemüt, etwa wie sie Geibel eigen ist; aber der Südländer ist immer rein plastisch. Kein anderer Schriftsteller in der neuen Welt hat sich je so viel Verehrung erworben, keiner durch Lehre und Beispiel einen solchen Einfluss auf die Jugend geübt. Darum gehört er jetzt, wo alles von ihm sorgfältig gesammelt und herausgegeben wird, mehr der Gegenwart als der Vergangenheit an.

Als einer weiteren Besonderheit kann sich Chile auch eines Polygraphen von enormer Fruchtbarkeit rühmen. Bezeichnend für die Schreiblust von Benjamin Vicuña Mackenna ist allein schon der Umstand, dass er die Kunst der Tachygraphie zu fördern und unterstützen sich sehr angelegen sein lässt. Seine gewandte und immer anziehende Redseligkeit möchte man am ehesten mit der eines Emilio Castelar in Vergleich stellen, ohne damit an die politische Tätigkeit des gewesenen Ministers erinnern zu wollen.

Ein Essayist, ein Redner, dem die Macht des freien,



lebendigen Wortes zu Gebote steht, verschmäht es auf die gebundene Rede seinen Fleiß zu verwenden; auch das Epos hat sich längst dieser Fessel entäußert und in der Novelle, dem Roman, eine willkommene Zuflucht gefunden. In Anbetracht des Unterhaltungsbedürfnisses des Publikums kann diese Gattung auch im Auraukanerland enatürlich nicht fehlen, um so weniger als dort im Interesse der Belehrung alle Drucksachen Portofreiheit genießen. Aber die Sprache ist hierfür ein so feines Werkzeug, daß die Hand noch langer Uebung bedarf um es richtig führen zu lernen; der neue Geist muss erst wachsen und reifen, um sich in die Form zu schicken oder sie zerbrechend eine passendere sich zu bauen. Die dem Salonleben entlehnten Novellen von Guillermo Blest Gana bieten zwar treue Sittenschilderungen; aber die Nachahmung französischer Vorbilder genügt nicht um dem Kunststil jene Vollendung zu geben, welche allein die innere Wahrheit verleiht. Sie sind so wenig chilenisch als die Mosaikstücke eines Turgénjew russisch. Wo gar Leichtfertigkeit oder Blasirtheit durchblickt, verrät schon diese eingebildete oder anerzogene Untugend den Mangel nationalen Bodens. Das Drama ist so gut wie unbekannt, da das Theater mit seinem Repertoire Pariser Zugstücke und italienischer Opern mehr wie ein Luxus als wie ein Vergnügen behandelt wird und der Lachlust die zarzuelas und petipiezas genügen, mit denen Spanien seine Sprachbrüder noch immer freigebigst beschenkt. Und so viel endlich auch Vereine und Zeitschriften, deren eine der bescheidensten sich mit dem sehr edlen Titel „el pensamiento“ (Der Gedanke) zu schmücken nicht ansteht, für die Hebung der Prosaliteratur zu wirken sich bemühen, so ist ihr Entwicklungsgang doch noch nicht abzusehen.

Die wissenschaftliche Regsamkeit schöpft fast ganz ausschließlich aus französischen Quellen, Uebersetzungen, Nachahmungen; und selbst bei selbsttätig geordneten Umarbeitungen tritt der Ausdruck zu sehr hinter dem Inhalt zurück, um sich mit dem Verstande zugleich zu bereichern.

Dagegen sollte man glauben, dass die Journalistik, die ja in Amerika mehr wie in Europa fast die ganze übrige Presse ersetzt, der Ort sei, um den Hebel der geistigen Umgestaltung in Wort und Anschauung einzusetzen. Und er wäre es auch in der Tat, wenn nicht im Zeitungswesen mehr wie allem anderen der Einfluss des Fremden sich störend geltend machte, und wenn nicht Feuilletonisten vom Schlage eines Jotabeche so selten wären. Unter diesem Pseudonym birgt sich nämlich ein Copiapiner, der in den vierziger Jahren in einer Reihe von Artikeln, welche das Handelsblatt „El Mercurio“ in Valparaiso brachte, das Leben seiner Landsleute so kernig und markig zeichnete, wie seidem kein anderer. Aber seine Stammgenossen aus der Atacamawüste haben wenigstens im letzten Kriege bewiesen, dass noch vielversprechende Kraft in ihren Adern kreist.

In einem Lande, das frei von den verrosteten Ketten der Gewohnheit, so rasch voranschreitet, dass sein materieller wie intellektueller Wolstand mit jedem Jahr ein völlig verändertes Bild aufweist, verbietet es sich von selbst seine Kulturentwicklung berechnen zu wollen. Aber wenn auch kein fremden Verhältnissen entnommener Rahmen hierauf passt, so drängt sich um so mehr dem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung auf, dass hier eine neue Weltordnung im Werden begriffen ist, wenn auch vielleicht nicht ganz im Sinne eines Andres Bello, eine Ordnung der Dinge, welche die Anforderungen der menschlichen Gesellschaft auf einen neuen Boden stellt, wo sie ledig alles Zwanges notwendig ihre natürlichste Ausprägung erfahren werden. Darum unterliegt es auch keinem Bedenken, dass was hier als Literatur sich herausschälen wird, ein besserer Ausdruck für die wahren Interessen der Nation sein wird, als es gegenwärtig das europäische Schriftstellertum in seinem ungewissen Schwanken zwischen Wissenschaftlichkeit und Zeitungsschnitzelei repräsentirt. Was sich aber in diesem fernen Erdwinkel vollzieht, muss über kurz oder lang auch die übrige romanische Welt daselbst aufrütteln und den glänzenden Anlagen ihres Geistes zu neuen Triumphen verhelfen. Daran wird auch dem Deutschtum ein guter Teil zukommen, aber nur ein mittelbarer.

Santiago. L. Darapsky.



Sprechsaal des „Magazins“.

I.

Goethe über die Faust-Aufführungen.

Heutzutage, da man mit den verschiedensten Arten von Faustaufführungen experimentirt und auch zur Faust-Musik des Fürsten Radziwil zurückgegriffen hat, wurde unter andern auch gefragt, was denn wol Goethe selbst zu alledem würde gesagt haben. Eine Antwort auf diese Frage, — freilich keine erschöpfende — finden wir in den „Briefen eines Verstorbenen“, Band III, Seite 17. Der Verstorbene, d. h. der vielgereiste Tourist und große Gartenkünstler Fürst Pückler-Muskau, erzählt uns da von einem Besuche, den er am Abend des 14. September 1826 bei Goethe in Weimar gemacht hat. Der Fürst berichtet dem Dichter unter anderm auch, dass sein „Faust“ mit Musik vom Fürsten Radziwil, auf einem Privattheater in Berlin aufgeführt worden sei. Er rühmt den ergreifenden Effekt einiger Teile dieser Darstellung und erwartet, dass sich der Dichter lebhaft dafür enthusiasmire. Allein er irrt sich. „Nun ja“, sagt Goethe mit gravitätischer Zurückhaltung, „das ist ein eigenes Unternehmen, aber alle Ansichten und Versuche sind zu ehren.“ Das sieht weniger einem Lob ähnlich als einem Tadel. Ein Widerspruch hingegen ist nie erfolgt. Der Fürst begleitete seine Erzählung mit den Worten: „Ich glaube nicht, dass der erhabene Greis die Bekanntmachung dieser Mitteilung tadelnd aufnehmen wird.“

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit hervorzuheben, dass Pücklers Verleger (Eduard Hallberger, jetzt Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) heute den Preis seiner Werke so ermäßigt hat, dass man sämtliche 26 Bände für 10 Mark und die „Briefe eines Verstorbenen“ für 4 Mark kauft, und nunmehr Jedermann imstande ist, sich diese ebenso lehrreichen als unterhaltenden Reise- und Sittenschilderungen etc. anzuschaffen. Bekanntlich sind die „Briefe eines Verstorbenen“ auch heute noch eine unübertroffene Schilderung des englischen „high life“.

Karl Braun-Wiesbaden.

II.

In eigener Sache.

Die in Prag erscheinende Zeitung *Narodny Listy* schreibt folgendes: „In Leipzig erscheint seit ungefähr einem halben Jahrhundert eine Zeitschrift „Magazin für Literatur des In- und Auslandes", die unter der Flagge der Neutralität sich auch bei uns eingeschmuggelt hat und sich hier ansehnlicher Verbreitung erfreut. — Wie es aber mit dieser Neutralität aussieht, bewies das Blatt, als es vor kurzem aus der Feder des bekannten A. Klaar ein Referat über die fanatische „Deutsche Hochschule" brachte, das unsere Nation mit den gemeinsten Beleidigungen begeiferte. Auch heute können wir eine solche Blüte deutschen Geistesadels registriren. Die Kritik über ein Buch von J. Willomitzer, welche das erwähnte Blatt bringt, begeifert unsere Sprache und Nationalität mit maßlosen Angriffen und ist überhaupt ein Beispiel, wie eine Fachzeitschrift, welche der Weltliteratur gewidmet ist, nicht schreiben soll. Das „Mag. f. d. Lit." hat damit gleichzeitig einen ausgezeichneten Beleg für die Wahrheit des Sprichworts gegeben, dass „Alter nicht vor Torheit schützt". —

Weder die Redaktion des „Magazins" noch irgendeiner unserer nichtpragischen Leser hätten von diesen ebenso verlogenen wie sinnlosen Aeußerungen eines tschechischen Winkelblattes Notiz erhalten noch genommen, wenn nicht die „Deutsche Hochschule", das Organ der deutschen Studentenschaft in Prag, sich die Abfertigung des tschechischen Lügners hätte angelegen sein lassen. — Dass der Verfasser des maßvollen Artikels über die „Deutsche Hochschule" im „Magazin" nicht Herr A. Klaar, sondern Herr Dr. Robert Keil in Weimar war, nur nebenbei.

Bezüglich der Kritik des „Magazins" über das Buch von Willomitzer bitten wir unsere Leser — nur um sich einen Begriff von der ehernen Stirn des tschechischen Journalismus zu machen — gütigst in No. 6 (1883), Seite 87, Spalte 1 das dort Gesagte nachzulesen. Dem glücklichen Finder von „maßlosen Angriffen" auf die edle Sprache und Nationalität der Herren Tschechen versprechen wir die Erfüllung jedes in unserer Macht liegenden Wunsches.

Wir lassen nun die Freundlichkeit folgen, welche die „Deutsche Hochschule" in kollegialischem Sinne üben zu sollen geglaubt hat, indem wir ihr zwar herzlich dafür danken, aber das Bedauern hinzufügen: „Mit solchem Gesindel müsst ihr euch herumschlagen!"

Die „Deutsche Hochschule" also schreibt: „Es gehört eigentlich zu den odiosesten Unternehmungen sich mit so inferioren Albernheiten, wie sie die fanatisirten tschechischen Journale tagtäglich produziren, in eine Polemik einzulassen. Man könnte von einsichtsvollen Unparteiischen nur allzuleicht der Katzbalgerei beschuldigt werden. Dennoch haben wir es für nötig befunden, von Zeit zu Zeit den Ton jener Organe wiederzugeben, der nicht nur in politischer, sondern auch in literarischer Beziehung auf eine Dissonanz hinzielt, welche nicht durch die Waffen des ritterlichen Zweikampfes entschieden werden soll, sondern über die Grenzen von Anstand und Sitte hinaus geht, durch Begeiferung alles dessen, was deutsch ist. Das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" dankt seine eminente Stellung der Mitarbeiterschaft der bewährtesten Kräfte Deutschlands. Es kann ihm höchst gleichgiltig sein, ob in Otaheiti oder Kalakut irgendwelche Existenz durch Gekläffe ins Leben zu treten droht. Seine Bedeutung wird dadurch ebensowenig irritirt wie jene astronomischen Vorgänge, deren Eintritt gewisse wilde Völker durch Tamtamschlagen und Geheul hintanzuhalten trachten."

Nur ein Wort noch über den Ausdruck, das „Magazin" habe sich unter der Flagge der Neutralität in Böhmen eingeschmuggelt. Wenn die journalistischen Mausefallenhändler und Kesselflicker in Prag glauben, unsere Neutralität gehe so weit, dass wir sie für annähernd ebenbürtig halten mit anständigen Männern von der Feder, so irren sie sich sehr, aber sehr. Dabei sind wir weit entfernt, solch Volk wie das jenes Prager Winkelblattes mit den ehrenwerten tschechischen Literaten zu verwechseln; die Neutralität des „Magazins" erlaubt ihm durchaus, einen Unterschied zu machen zwischen Männern wie z. B. Neruda und solchen wie den tschechischen Journalisten vom Schlage des Schreibers der *Narodny Listy*. — Im übrigen wird das „Magazin" sich bestreben, sich munter weiter in Böhmen einzuschmuggeln.

Berlin, März 1883.

Redaktion des „Magazins."

Literarische Neuigkeiten.

1. K. Schiller und A. Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 2. J. ten Doornkaat Koolman: Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. — Norden, H. Fischer Nachfolger. — Die beiden, jetzt demselben rührigen Verlage angehörigen Werke sind um so wichtiger, als man den teils im Untergehen begriffenen, teils noch lebendigen, friesischen und niederdeutschen Dialekten jetzt ein energisches Studium zu widmen beginnt und auch die Zeit vielleicht nicht mehr fern sein dürfte, wo die Kandidaten des höheren Schulamtes sich nicht bloß ausschließlich dem Alt- und Mittelhochdeutschen zu widmen haben. Dem wissenschaftlichen Erforscher des Altenglischen kann auf alle Fälle das vergleichende Studium der verwandten nordwestdeutschen Dialekte nur nutzbringend, ja notwendig sein.

Die beiden hier vorliegenden Werke (von denen das erstere bereits abgeschlossen, das zweite dagegen erst ungefähr bis zur Hälfte gediehen ist) sind, was die Art der Behandlung betrifft, einander nicht ganz gleichartig. Das Werk von Schiller & Lübben hat seinen eigentümlichen Wert darin, dass es die Quellen besonders eingehend auszieht; andererseits legt das ostfriesische Wörterbuch den Hauptnachdruck auf die vergleichende Etymologie und lässt dagegen die Quellennachweise in den Hintergrund treten. Beide Werke aber machen dem Fleiße und der Sorgfalt ihrer Herausgeber alle Ehre und sind für jede wissenschaftliche Privat- oder öffentliche Bibliothek unentbehrlich.

Soeben erscheint der 4. Jahrgang von Ludwig Geigers „Goethe-Jahrbuch". — Frankfurt, Rütten & Löning. 11 M.

Die hübsche Novelle in Versen „Mein Franz", welche der Herausgeber des „Deutschen Dichterbuchs aus Oesterreich", Karl Emil Franzos, am Schluss seiner schönen Publikation mitgeteilt, ist in einer Separatausgabe erschienen. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.

Von Hermann Heiberg, dem Verfasser der „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" erscheint ein Band „Ernsthafte Geschichten", vier Novellen enthaltend. — Leipzig. W. Friedrich. 6 M.

Von dem Prachtreisewerk „Amerika in Wort und Bild" von Friedrich von Hellwald erscheint das erste reich illustrirte Heft. Der Text ist sorgfältiger behandelt als in manchen ähnlichen Prunkstücken des Buchhandels. — Leipzig. Schmidt & Günther.

Die Hefte 22—26 der Broschürensammlung „Deutsche Bücherei" enthält: Julius Hübner „Tintoretto"; A. Koch „Der deutsche Brahmane" (Rückert); Karl Vogt „Eduard Desor"; Richard Weltrich „Friedrich Vischer als Poet" Ludwig Ziemssen „Friedrich Spielhagen". — Breslau. Schottländer.

Von dem bekannten Reise-Schriftsteller Max Const. Herz in Petersburg erscheinen demnächst „Reise-Skizzen aus Finnland".

Cotta veranstaltet eine Lieferungsausgabe von Geibels sämtlichen Werken in 40 Lieferungen à 50 Pf. In etwa 10 Monaten soll das Werk vollständig vorliegen.

Von Fr. v. Hellwalds „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart" ist die 3. neu bearbeitete Auflage erschienen. Der Inhalt der 1. Lieferung ist: In der Urzeit: Die Naturkräfte. Die Geschichte der Erde. Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur. Alter und Urzustand des Menschen. Die sozialen Gesetze: Die Naturkräfte und ihre Potenzirung. Das soziale Entwicklungsgesetz. Die Sittengesetze keine Naturgesetze. Religion und Ideal. Volkstum und Geschichte. Abhängigkeit des Menschen von der Natur. Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen. Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten. Der geographische Gang der Kultur. Die Morgenröte der Kultur: Entstehung und Entwicklung der Sprache. — Augsburg, Lampart.

Der seit Jahren angekündigte Roman von Edmondo de Amicis (dessen ursprünglicher Titel als „Cuore" angegeben wurde) erscheint jetzt endlich unter dem Titel „Gli Amici".

Louise Michel hat abermals ein Drama verübt: „La fille du peuple", welches demnächst an dem Bouffes du Nord-Theater in Paris über die Bretter schreiten wird.

Von Daudet's Roman „L'Evangéliste" ist eine deutsche Uebersetzung erschienen. Der Preis des Originals beträgt die landesüblichen $3^1/_2$ frcs., der Preis der Uebersetzung ist 7,50 M. — Dresden, Minden.

Mit schmerzlichem Bedauern zeigt die Redaktion das Hinscheiden eines alten hochverehrten Freundes des „Magazins" an, des Herrn Professors Karl Witte in Halle, des Wunderkindes und Wundergreises, der mit 83 Jahren rüstig im Dienste seiner Wissenschaft arbeitete. Unser treuestes Gedenken ist dem Entschlafenen sicher. — Er starb am 6. März.

Aus Zeitschriften.

Aus dem Februarheft der Fleischer'schen „Deutschen Revue" heben wir einen sehr bemerkenswerten Aufsatz von Jürgen Bona Meyer hervor: „Die Philosophie auf dem Index".

In No. 125 der „*Westminster Review*" ein wertvoller Aufsatz: „Shelley, his friends and critics".

In No. 321 der „*Edinburgh Review*" ein längeres Essay: „Immanuel Kant and the Kantian Revival."

In Leipzig erscheint unter Redaktion von F. Techmar eine Halbjahrschrift: „Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft". — Verlag von J. A. Barth. Preis jährlich, für circa 30 Bogen, 12 M.

Im Märzheft der *Contemporary Review* ein wertvoller Aufsatz von George Edmundson über „The limits of science".

Das letzte Heft der „*Scottish Review*" bringt u. a. eine literarhistorische Studie über „Ancient celtic latin hymns".

Die *Nouvelle Revue* veröffentlicht Briefe von George Sand an Gustave Flaubert.

Im ersten Heft der neugegründeten konservativen Monatsschrift „*The National Review*" ein Essay über „Berkeley's Life and Letters".

Eine für Historiker ungemein wichtige Bekanntmachung des französischen Ministeriums des Auswärtigen über die Benutzung der Staatsarchive seitens der Gelehrten findet sich in den Nummern 4 ff. der *Bibliographie de la France*.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

H. d'Arbois de Jubainville: Introduction à l'étude de la littérature celtique. — Paris, Thorin. 8 Fr.

August Becker: Zwei Novellen. — Iserlohn, J. Bädeker.

Correspondance ministérielle du Comte J. E. Bernstorff. 1751—1770. Publiée par P. Vedel. Tomes I & II. — Copenhague, Gyldendal.

Alexis Bouvier: Les pauvres. — Paris, J. Rouff. 3 Fr.

Franz Brentano: Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Eduard Zeller aus Anlass seiner Schrift über die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit des Geistes. — Leipzig, Duncker & Humblot. 1 M.

Moritz Brosch: Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit. — Frankfurt a. M., Rütten & Löning. 7,50 M.

The correspondence of Thomas Carlyle and Ralph Waldo Emerson. 2 Bände. — London, Chatto & Windus. 24 sh.

J. Créteneau Joly: Histoire de Louis-Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme. 2. Bände. — Paris, Broussois. 6 Fr.

R. Cruel: Die Sprachen und Völker Europas vor der arischen Einwanderung. — Detmold, Meyer. 2,50 M.

Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius: Bilder aus der Altmark. Liefrg. 7. — Hamburg, J. F. Richter. 2 M.

Emmy von Dincklage: Fürstliches Blut. Novelle. — Köln, J. S. Bachem. 1 M.

Johann Durmayer. Reste altgermanischen Heidentums in unseren Tagen. Nürnberg, Korn.

Mrs. Forrester: I have lived and loved. 2 Bände. Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Henry Tréville: Le vœu de Nadia. — Paris, E. Plon & Cie. 3,50 Fr.

E. Guest: Origines celticae. — London, Macmillan & Co. 32 sh.

Otto Hahn: Voltaire am Hofe Friedrichs II. Ein Schauspiel. — Stuttgart, Grüninger.

Alfred Hartmann: Auf Schweizerde. Neue Novellen. I. Band. — Bern, K. J. Wyss. 3,40 M.

Tullio Martello: La moneta e gli errori che corrono intorno ad essa. — Florenz, Le Monnier. 6 L.

Hermann Möller: Das Beowulf-Epos mit den übrigen Bruchstücken des altenglischen Volksepos, in der ursprünglichen strophischen Form herausgegeben. — Kiel, Lipsius & Tischer. 2 M.

A. von Perfall: Vornehme Geister. Roman. 2 Bände. — Düsseldorf, F. Bagel.

Charles Ploetz: Manuel de littérature française. 7. Aufl. — Berlin, F. A. Herbig. 4,50 M.

Raoul Postel: L'extrême Orient. Cochinchine, Annam, Tonkin. — Paris, Degorce-Cadot. 2,50 Fr.

Robida: Le vingtième siècle. — Paris, E. Dentu. 3,50 Fr.

Friedrich Rœber: Kaiser Friedrich der Zweite. Eine Tragödie. — Iserlohn, Bädeker. 2,50 M.

Otto Roquette: Friedrich Preller. Ein Lebensbild. — Frankfurt a. M., Rütten & Löning. 7 M.

G. W. Rusden: History of New Zealand. — London, Chapman & Hall. 3 Bände. 50 sh.

Johannes Scherr: Menschliche Tragikomödie. 11. u. 12. Band. — Leipzig, O. Wigand. à 1 M.

K. J. Schröer: Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater. — Heilbronn, Gebr. Heninger. 1,20 M.

W. Sedgwick: Light, the dominant force of the Universe. — London, S. Low & Cie. $7^1/_2$ sh.

G. A. Simcox: A history of latin literature from Ennius to Boethius. 2 Bände. — London, Longmans. 32 sh.

G. Spitta-Bey: Contes arabes modernes recueillis et traduits. — Leiden, Brill. 6,50 M.

Edwin Stenger: Der Hamlet-Charakter. Eine psychiatrische Shakespeare-Studie. — Berlin, Dobberke & Schleiermacher. 0,90 M.

R. L. Stevenson: New Arabian nights. 2 Bände. Hamburg, Grädener & Richter. 3 M.

Wilhelm Tappert: Richard Wagner. Sein Leben, Wirken und seine Werke. — Elberfeld, S. Lucas. 2 M.

Oscar Teuber: Geschichte des Prager Theaters. 1. Teil. — Prag, A. Haase. 5 M.

ANZEIGEN.



Das Magazin
für die Literatur des In- und Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an.
Zusendungen wie Briefe für die Redaktion sind franco an Herrn Dr. Eduard Engel, Berlin W., Lützow-Ufer 11; für die Expedition an die Hof- und Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu richten.

Anzeigen werden die 3gespalt. Nonpar.-Zeile mit 30 Pf. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Engel in Berlin. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 24. März 1883.	Nr. 12.

Inhalt:

„Ernsthafte Geschichten“ von Hermann Heiberg.

Leipzig 1883, W. Friedrich. 6 M.

Ein prächtiges Buch! Voll kernigen Lebens, ein wehrhafter Zeuge des vornehmen Realismus, welchem nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft gehört. Vier Erzählungen bietet uns der Autor in diesem Bande; jede trägt einen Frauennamen an der Spitze, jede erzählt uns die einfache, schmucklose Geschichte eines Frauenherzens, das die Teilnahme des feinfühligen Lesers erregt und festhält. Die beiden ersten Novellen („Mechthilde Danieli“ und „Nicoline“) sind Erinnerungen aus der Knabenzeit, Liebesschicksale zweier, höchst anziehender und mit aller Naivetät des Kindes gezeichneter Frauen, von denen uns namentlich die letztere fast greifbar lebend entgegentritt. Dann kommen die Erfahrungen des Mannes: „Emmy Genze“, das etwas romantisch belebte, aber in seiner naturwahren Düsterheit ergreifende Bild des hübschen Proletarierkindes der Großstadt, das trotz aller guten Vorsätze doch dem allgemeinen Elende erliegt, um sich schließlich, durch lange Jahre des Leidens und der Sühne, wieder zu Ehre und Glück emporzuarbeiten.

Und zuletzt „Ulrike Behrens“: das Meisterstück einer Novelle, geschlossen in der Form, vertieft im Inhalt, mächtig packend durch Originalität und künstlerische Durchbildung des Vorwurfs. Ulrike Behrens ist ein Typus der Balzac'schen „parente pauvre“, — die verführerische, städtisch gebildete, nicht mehr allzu junge Nichte, welche in das Haus ihrer kleinstädtischen Verwandten aufgenommen wird und das kleinbürgerlich beschränkte, ich möchte sagen demütig bescheidene Glück des ungleichen Ehepaares — die Frau ist die mütterliche Freundin des Mannes — unwiederbringlich zerstört. Wie das Alles geschildert ist: der halbgebildete, bäuerisch gebliebene Schneiderssohn, der die viel ältere Witwe des als Wucherer verlästerten reichen Mannes teils aus Dankbarkeit, teils aus philiströser Bequemlichkeit heiratet, — die rührende Zärtlichkeit der alten, ungebildeten, aber an Kopf und Herz frischen, kerndeutschen Frau für „ihren Karl“, — das stille Eheleben der beiden, — die mit dem städtischen Element eindringende neue Empfindungswelt, die Metamorphose des eckigen Mannes, im Innern und Aeußern, durch die erwachende und immer mächtiger werdende Liebe zu dem anfangs nur kalt berechnenden, dann aber doch der kernigen Mannesnatur erliegenden Mädchen, — — das gehört in seiner Einfachheit und Natürlichkeit mit zu den allerersten Leistungen unserer Novellenliteratur. Die drei erstgenannten Erzählungen sind zwar ebenfalls durchwegs gut, ansprechend, lobenswert; Ulrike Behrens aber ragt hoch über dieselben hinaus, ist die Perle der Sammlung, — wie Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ alle andern, wenn auch noch so guten Werke des Schweizer Meisters überragt. Ulrike Behrens darf getrost mit diesem Kabinetstück der deutschen Novellenliteratur in einem Atem genannt werden, — sie ist die vollendete Gabe eines ausgereiften und sehr hoch stehenden Talentes, das hoffentlich auch in seinem weiteren Schaffen auf derselben Höhe sich erhalten wird.

Berlin. Wilhelm Loewenthal.

Eine Gesamtausgabe Herbarts.

Johann Friedrich Herbarts sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Karl Kehrbach. Bd. I.

Leipzig 1882. Veit & Comp.

Diese auf zwölf Bände berechnete Publikation wird weit über die eigentlichen fachphilosophischen Kreise hinaus Interesse erwecken. Handelt es sich doch hier um die vollständige und lückenlose Ausgabe der Schriften eines der hervorragendsten deutschen Denker des 19. Jahrhunderts, dessen psychologische Prinzipien grade neuerdings durch die Anwendung, die sie bei uns für den Ausbau der wissenschaftlichen Pädagogik finden, mehr als die einer andern philosophischen Schule, Anerkennung erlangt haben.

In dieser Tatsache liegt freilich zugleich der Hinweis auf die engen Grenzen, innerhalb deren die Einwirkung Herbarts auf die philosophische Bewegung der Gegenwart sich zeigt. Wenn man von solchen Gebieten, wie die psychologische Aesthetik, Sprach- und Kulturphilosophie absieht, in denen diese Schule einige geistvolle Forscher aufzuweisen hat, so muss man das Maß des Einflusses Herbartscher Ideen auf die heutige Metaphysik insbesondere auf die in der neuesten Zeit so wichtig und entscheidend gewordenen naturphilosophischen und biologischen Probleme als ein geringes bezeichnen. Aehnlich verhält es sich mit den praktischen Teilen der Philosophie: der Ethik, Rechts- und Staatsphilosophie, ebenso mit der Religionsphilosophie, wo der Einfluss des Herbartschen Systems nichts weniger als hervorragend ist. Man würde indess fehl greifen, wenn man die Gründe für diese Erscheinung in einer etwaigen Sterilität und Fortentwicklungslosigkeit seiner Grundprinzipien suchen würde. Vielmehr müsste man den wirklichen Ursachen des merkwürdigen Rückganges dieser Schule in gewissen tiefern Vorgängen unseres geistigen und wissenschaftlichen Lebens während der ersten Hälfte des Jahrhunderts nachgehen. Es wird Aufgabe des künftigen Kulturhistorikers sein, die damit zusammenhängenden Fragen, so z. B. die, warum die Herbartsche Richtung wesentlich „Universitätsphilosophie“ und ohne erwähnenswerte Einwirkung auf die religiösen und politischen Bewegungen der Zeit geblieben ist, aus einem allgemeinern Gesichtspunkte zu beantworten.

Was uns hier jedoch mehr interessirt, ist die durchaus neue und eigentümliche Methode, welche der Herausgeber bei dieser Edition befolgt. Kehrbach hat schon früher bei seinen kleinen Kant-Ausgaben (in der Reclamschen „Universalbibliothek“) einen Weg eingeschlagen, der bisher bei philosophischen Werken unerhört war. Er hat in philologischer Manier eine und zwar die erste der verschiedenen Ausgaben der betreffenden Schrift zu Grunde gelegt und die textlichen Abweichungen der übrigen in Fußnoten heruntergesetzt. Dass er z. B. von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ im Anschluss an Schubert und Rosenkranz die erste Ausgabe von 1781 wählte, hatte ja seine guten Gründe gegenüber dem trotz B. Erdmanns abschließender und erschöpfender Behandlung der Frage immer noch nicht beigelegten Streit über die Bedeutung der beiden Ausgaben der „Kritik“ für die Grundlegung des transcendentalen Idealismus. Als aber Kehrbach dieselbe Methode auch bei der Edition der übrigen größeren Werke Kants befolgte, mochte man mit Recht nach dem zwingenden Grund dafür fragen. Nun sehen wir den ganzen philologischen, textkritischen Apparat auch bei dieser Herbartschen Gesamtausgabe wiederkehren. Dr. Kehrbach hat uns jedoch in der diesem ersten Bande vorausgeschickten Vorrede über die Motive seines Verfahrens dieses Mal belehrt und zwar so, dass, wenn wir auch nicht überall ihm beistimmen können, wir sein Plädoyer für die Zweckmäßigkeit und die wissenschaftliche Berechtigung seiner Methode als überzeugend bezeichnen müssen.

Zunächst soll der Herausgeber (das ist Kehrbachs Ansicht) um den Gedankenwert der verschiedenen Ausgaben eines und desselben Werkes sich gar nicht kümmern. Er würde damit die Pflicht strengster historischer Objektivität verletzen, da ja der Editor eigentlich nichts weiteres sei, als der Amanuensis des betreffenden Autors und als solcher nach den Gesetzen philologischer Wissenschaft die durch Niederschrift und Druck fixirten Geistesprodukte seines Herrn textkritisch bis auf die Ortographie und Interpunktion zu purifiziren und chronologisch anzuordnen habe. Dem Einwurf, dass dieses bei Werken des Altertums oder Mittelalters notwendige Verfahren bei modernen Schriftstellern überflüssig und zwecklos sei, begegnet Kehrbach durch Gründe, die, von einem gewissen Standpunkte aus, etwas durchaus Berechtigtes haben. Jede derartige Ausgabe der Werke eines Philosophen kann allerdings nur dann gerechtfertigt werden, wenn sie als bloße Materialiensammlung für die äußere und innere Entwicklungsgeschichte des betreffenden Schriftstellers angesehen wird: ein Gedanke, welcher richtig erfasst und konsequent durchgeführt eine weite Perspektive auf eine Reform der philosophischen Geschichtsschreibung eröffnet. Freilich hat hieran Kehrbach gar nicht gedacht; aber so bescheiden und untergeordnet die rein philologische Rolle aussieht, die er sich beilegt, so bedeutungsvoll kann doch das hierin enthaltene Prinzip für die Zukunft werden.

Dieser Tendenz entsprechend will nun auch die Herbartausgabe, welche ein erschöpfendes Bild der schriftstellerischen Wirksamkeit dieses Philosophen gewähren soll, eine möglichst vollständige sein. Sie wird also im Gegensatz zu den bisherigen Editionen (insbesondere der Hartenstein'schen, 12 Bde. Leipzig 1850 bis 1852) nicht nur die von Herbart selbst publizirten Werke, Abhandlungen, Selbstanzeigen und Rezensionen, sondern auch eine Anzahl Schriftstücke umfassen, welche seine Schüler wie Rob. Zimmermann, Ziller, Vogt, Bartholomäi u. a. aus dem Nachlasse desselben veröffentlicht haben. Dazu werden noch eine Anzahl bisher nicht publizirter Manuskripte kommen, welche unzweifelhaft von Herbart herrühren (Briefe, Berichte, Gesuche, Gutachten, Entwürfe u. dergl.) oder doch unter seiner Aufsicht verfasst wurden und seine Anschauungen vertreten. Dass Kehrbach noch in Anhängen zu den einzelnen Bänden eine Reihe von Schriftstücken verspricht,

welche zwar nicht aus der Feder des Philosophen stammen, aber doch zur Einsicht in seine wissenschaftliche Entwicklung notwendig sind, wird mit Rücksicht auf das oben gekennzeichnete Ziel, gewiss als dankenswerte Bereicherung anerkannt werden müssen. Hierher gehören z. B. die zahlreichen und oft sehr umfassenden Rezensionen seiner Werke, auf die der sonst nur wenig zur Polemik geneigte Denker doch vielfach Repliken veröffentlichte. So z. B. bringt der vorliegende erste Band, welcher die Jugendarbeiten unseres Philosophen (1794—1805) umfasst, eine derartige, höchst interessante Kritik, welche keinen Geringern als den damals freilich noch sehr jungen August Böckh zum Verfasser hat. Aber ex ungue leonem! Böckh hat Herbarts Göttinger Habilitationsschrift: „De Platonici systematis fundamento commentatio" einer Beurteilung unterzogen, in der kritische Schärfe und feinste Ironie um den Sieg streiten. Bei aller Anerkennung der spekulativen Begabung Herbarts werden ihm eine Reihe von Missverständnissen platonischer Stellen nachgewiesen.

Der übrige Inhalt dieses Bandes besteht zum Teil aus pädagogischen Abhandlungen, welche inhaltlich (wie z. B. die umfassende Studie: „Pestalozzis Idee eines A. B. C. der Anschauung") sich an den Gedankenkreis des schweizerischen Reformators der Pädagogik, aber doch schon im Sinne einer schärferen mathematisch-psychologischen Begründung ihrer Prinzipien anschließen. Einen wichtigen Einblick in den Entwicklungsgang der Herbartschen Spekulation gewähren einige dieser Zeit angehörigen kleinere philosophische Skizzen, welche die kritische Stellung des jungen Denkers gegen die damals schon allmächtige Jenenser Schule Fichtes und den kühn aufstrebenden Schelling illustriren. Insbesondere möchten wir den Aufsatz: „Ueber Schellings Schrift vom Ich oder dem Unbedingten im menschlichen Wissen" (1796) als ganz charakterisch bezeichnen. Wiewol es noch in dem jungen Denker etwas chaotisch gährt (wie er denn noch in den kurz vorher [1794] niedergeschriebenen „Bemerkungen über moralische und ästhetische Ideale" sich als Anhänger der Fichteschen „Wissenschaftslehre" erweist) so ist doch mit der oben genannten Kritik seine Trennung vom subjektiven Idealismus (Fichtes) wie vom objektiven Idealismus Schellings vollzogen.

Dass in eine solche nach „möglichster Vollständigkeit" strebenden Gesamtausgabe auch vieles — herzlich Unbedeutende aufgenommen werden musste, ist natürlich, und so wird man auch in diesem Bande auf Manches stoßen, aus dem der enragirteste Herbartianer nichts machen könnte. Wie dem aber auch sei, so wird man dem emsigen Fleiß und der gewissenhaften kritischen Sorgfalt des Herausgebers schon jetzt uneingeschränkte Anerkennung zollen müssen. Aber auch einem Verleger kann diese nicht versagt werden, der den Mut hat, in unserer noch vielfach sehr philosophiefeindlichen Zeit mit einer so umfassenden Publikation ernsten wissenschaftlichen Gehalts hervorzutreten. Er hat die Anschaffung der Werke Herbarts (und hier hat er wol in erster Linie an die großen Lehrer- und Pädagogenkreise gedacht) dadurch erleichtert, dass er neben der Bandausgabe auch eine Lieferungsausgabe in Heften à 4—5 Bogen veranstaltet. Wir sehen der weitern Publikation des verdienstlichen Unternehmens mit Interesse entgegen.

Leipzig.

Moritz Brasch.



Londoner Briefe.

Englische Sagenforschung.

Seit einigen Jahren hat die in England lange vernachlässigte sagenwissenschaftliche Forschung einen besseren Aufschwung genommen. Obwol das Dampfross bald jeden Winkel des Landes durchschnaubt und der elektrische Draht überall hin sein Geisteslicht blitzt, birgt doch der oder jene abgelegene Bezirk Englands, und bergen in erhöhtem Maße die Shetlands-Inseln, Schottland, Wales, zum Teil auch Irland, noch manchen ungehobenen Märenschatz. Ihn zu lösen, ist für das Verständnis vergangener Glaubensformen, uralter Ansichten über Weltentstehung von hohem Wert. Die dichterische Ausbeute ist dabei manchmal nicht gering.

Durch angestrengte Bemühung gelang es dem Verfasser dieses Briefes, seit einer Reihe von Jahren namentlich aus Shetland, dessen Einwohnerschaft dem Norweger-Stamm entsprossen ist, höchst merkwürdige stabreimende Lieder-Bruchstücke und Sagen aus dem Volksmunde zu retten. Diese Ueberbleibsel aus germanischer Vorzeit werfen Licht teils auf die Odinische, teils auf die ihr vorhergegangene oder eine Zeit lang neben ihr sich erhaltende Wanen-Religion — in welchen beiden, einander ursprünglich entgegengesetzten Lehren Feuer und Wasser als bewegende Kräfte der Weltentstehung versinnbildlicht zu sein scheinen. Auch aus Nordost-Schottland, wo seit uraltester Zeit germanisches Volk wohnt, desgleichen aus dem Südwesten von Wales, wo Nordmänner und später Fläminger sich auf kymrisch-iberischem Boden niederließen, ist es mir möglich geworden, verwandte Sagen aus Volksmund zu gewinnen.

Noch außerordentlich viel ließe sich da tun; doch es bedürfte dazu großer Muße und nicht geringer Mittel. Denn nicht leichtweg wird das duftumflossene Märchenschloss erstiegen und genommen; und den Zugang zur Zauberhöhle findet man oft erst nach langem verzweifelnden Suchen. Ergab es sich doch in Shetland, dass die mit alten Zauberliedern wirkenden Weiber bei der ersten Befragung jede Kenntnis ableugneten, und erst spät durch ein Mädchen, das ausgesandt wurde, um ihr Vertrauen zu erlangen, zu einer Mitteilung veranlasst werden konnten. Als ich dann eine zweite Nachforschung anstellen ließ, war die Nachricht von einer

stattgehabten Veröffentlichung des früher Mitgeteilten sogar in diese letzten „Hexen"-Kreise gedrungen — und da schloss sich die Höhle plötzlich wieder zu!

Seit vier Jahren besteht nun in London, unter Lord Beauchamp's Vorsitz, und unter der Teilnahme von Männern, wie Professor A. H. Sayce, Eduard B. Tylor, A. Lang, W. R. S. Ralston, Alfred Nutt, W. S. W. Vaux, G. L. Gomme u. A., eine „Gesellschaft für Sagenkunde" (*Folk-Lore Society*). Ihr Zweck ist es, Märenstoff zu sammeln und die wissenschaftliche Ordnung und Vergleichung daran vorzunehmen. Für die letztgenannte Aufgabe ist ein besonderer Ausschuss erwählt, dem anzugehören der Verfasser die Ehre hat, und von welchem soeben der erste tabellarische Entwurf vorliegt. Das Hauptverdienst bei Ausarbeitung desselben kommt den Herren Nutt und Gomme zu, von denen der erstere als ein genauer Kenner der deutschen Forschungen bezeichnet werden darf.

„*Folk-Lore*" ist, beiläufig gesagt — so volksmäßig auch das Wort klingt — ein erst seit ungefähr vierzig Jahren gebildeter, allerdings höchst trefflicher Ausdruck. Im Uebrigen fehlt es im Englischen bis jetzt noch in sehr hinderlicher Weise an den bei uns in der Sagenwissenschaft üblichen Benennungen. Die Schöpfung neuer Wörter ist aber bei dem schweren Schlag, den die englische Zunge in ihrem Gestaltungstrieb durch das Eindringen des Normannisch-Französischen erlitten hat, mit großen Schwierigkeiten verknüpft, obwol ein kühnes Wagestück manchmal unerwartet Erfolg hat. Ist es doch u. a. gelungen, zur Förderung des Feuerbestattungs-Gedankens, anstatt des das Ohr unangenehm treffenden Wortes „*cremation*", schon vielfach das von dem Verfasser dieses germanisch gebildete Wort „*fire-burial*" (die genaue Uebersetzung des deutschen Ausdrucks) in England einzubürgern. Dem geäußerten Wunsche nach Herstellung der erforderlichen Wörter in der Sagenwissenschaft ist aber nicht leicht zu entsprechen. Schon ein so einfacher Ausdruck wie „Göttersage" zum Beispiel, kann gar nicht wiedergegeben werden. In solchen Fällen zeigt es sich recht, welche Schöpferkraft der deutschen Sprache, im Vergleich zu der in manchen anderen Dingen so herrlichen englischen, innewohnt — welch letztere namentlich für die öffentliche Rede ein vorzügliches Werkzeug ist.

Die „Gesellschaft für Sagenkunde" hat sich ein weites Ziel gesteckt. Vielleicht könnte man es, da auf englischem Boden selbst noch viel zu ergründen bleibt, ein allzu weites nennen. Sie zieht nämlich die Volksmären und Sagen des ganzen Erdkreises in das Feld ihrer Tätigkeit. An Veröffentlichungen liegen seit 1878 zehn Bände vor. Sie betreffen England, Schottland und Irland; Dänemark, Island; die slavischen Länder; Portugal, Rumänien; Madagaskar; Indien; China, Japan; und die Indianer-Stämme von Nord-Amerika.

Seit Beginn dieses Jahres gibt die Gesellschaft, anstatt der bisherigen zeitweisen Bände, eine Monatsschrift („*The Folk-Lore Journal*") heraus. Die soeben vorliegende Nummer erhält einen Beitrag über „Die Redekunst, die Lieder und Sagen der Malagassen", von dem Geistlichen James Sibree; einen über „Babylonische Volksmären", von dem Oxforder Orientalisten Professor Sayce; einen über „Abergläubischen Gebrauch beim Bauwesen" von H. Ch. Coote; „Feen-Geschichten aus Schottland", von dem Geistlichen Walter Gregor; und kleinere Nachrichten und Anfragen.

Es ist in jüngster Zeit endlich eine kräftigere Anstrengung gemacht worden, von den unter christlichem Einfluss leider rasch sich verflüchtigenden Götter- und Heldensagen, Kinder- und Hausmärchen, launigen Geschichten, Rätseln und Reimen der Völkerschaften von Madagaskar zu sammeln, was noch gerettet werden kann. Zu den wertvollsten Mitteilungen gehören die des schwedischen Geistlichen Ludwig Dahle. Von einem englischen Mitgliede der soeben in England befindlichen Gesandtschaft von Madagaskar — in deren Häuptern (Ravoninahitriniarivo und Ramaniraka) ich zwei Männer von gutem Bildungsstreben und gefälligsten Sitten fand — erfahre ich übrigens, dass die von Herrn Dahle in den Sagen vorgenommenen Ausmerzungen aus Gründen der vollen Erkenntnis des alt-malagassischen Gedanken- und Glaubenskreises entschieden zu bedauern sind. Die Rücksicht auf Anstandsbegriffe hat Herrn Dahle dabei geleitet. Aber Bücher dieser Art brauchen eben nicht auf die allgemeine Leserwelt berechnet zu werden. Und wohin kämen wir mit unserer Kenntnis des hellenischen, des römischen, des indischen Altertums, wenn auf diesem Gebiet ähnlich verfahren werden sollte?

Die Missionäre sind oft die ersten Sammler der von ihnen zertrümmerten Glaubensformen. Häufig erhalten wir jedoch durch sie nicht bloß schlimm verstümmelte, sondern auch verderbte Auffassungen. Was hätte uns aus der hehren Göttersage unserer eigenen Vorfahren gerettet werden können ohne die Zerstörungswut christlicher Glaubensboten und fanatischer Mönche! Ein Zufall nur bringt einmal ein ärmliches Bruchstück, wie das Merseburger Zauberlied, ans Tageslicht. Daran erkennen wir gleichwol die Größe des erlittenen Verlustes. Aus den Mitteilungen eines früh verstorbenen Bekannten, David Leslie's, der lange beim König Panda gewesen, wie auch aus persönlich angestellten Untersuchungen bei den nach London gebrachten Zulu, erfuhr ich manches über den Götterglauben dieses merkwürdigen „Himmels"-Volkes — namentlich über seinen Hauptgott Unkulunkulu —, was durchaus nicht zu den Angaben von Missionären und Bischöfen stimmt. Wie oft sucht der Bekehrungseifer, wo er nicht offen vernichten kann, einen Faden des Uebergangs vom alten zum neuen Glauben und übt daher frommen Betrug! Der uns erhaltene Brief Gregors des Großen an den Abt Mellitus, welcher die Anleitung zur Bekehrung der Angelsachsen erteilt, gibt darüber den schönsten Aufschluss.

In einer Abhandlung über „Die Zulu: ihre Religion und ihre Geschichte"*) habe ich auf die Zusammenhänge zwischen Nord- und Südost-Afrika aufmerksam gemacht. Aegyptische und semitische Anschauungen

*) Siehe „Vossische Zeitung" vom Januar und Februar 1880.

und Gebräuche haben ihr auffallendes Gegenstück im Zulu-Land. Auch die Beschneidung ist bei den Zulu üblich; desgleichen bei den Malagassen. Wer dies übrigens für einen besonderen hebräischen Gebrauch hält, der kann sich schon bei Herodot eines besseren belehren. Ihm zufolge war die Beschneidung von Uralters her bei den Kolchiern, den Aegyptern und den Aethiopen üblich. Phöniker und Syrer in Palästina erklärten, ihn von den Aegyptern gelernt zu haben. Andere Syrer und Makroner hatten ihn von den Kolchiern überkommen. (II, 104). Eine hohe Wahrscheinlichkeit liegt aber, wie mir dünkt, vor, dass das Zuluvolk aus einer Mischung von Negern mit Semiten, die sich von Nord-Afrika nach dem Südosten durchgeschlagen, und mit Turaniern, die von Süd-Indien kamen, entstanden ist. Die Uebertragung des Beschneidungsgebrauches aus Südostafrika nach dem Eilande Madagaskar würde sich darnach bequem erklären. Uebrigens sagt schon Herodot: „man wisse nicht, ob die Aegypter den Gebrauch von den Aethiopen gelernt, oder umgekehrt, denn er sei offenbar sehr alt.“ Gewiss verdienen die meisten Angaben Herodot's mehr Aufmerksamkeit, als ihnen oft geschenkt wird. Er ist eine wahre Fundgrube, und tief zu beklagen ist der Verlust seiner Geschichte der Assyrer.

(Schluss folgt.)

London.

Karl Blind.



Ein altdeutsches Wörterbuch.

Altdeutsches Wörterbuch von Oscar Schade. Zweite umgearbeitete und verbesserte Auflage. Halle a. S., 1872—1882. Lexicon-8. CXV und 1446 zweispaltige Seiten.

Lange in der Tat haben wir warten müssen auf Oscar Schades zweite umgearbeitete und verbesserte Auflage des altdeutschen Wörterbuches, ein durch und durch neues Werk. Es liegt nun endlich mit dem 9. Hefte, Bogen 81—91, sowie Titel und Vorrede enthaltend, abgeschlossen vor, und Verfasser, Verlag (die rüstige Buchhandlung des Waisenhauses in Halle) und die deutsche Wissenschaft können sich herzlich dazu beglückwünschen.

Schades Wörterbuch, aus beschränktem Anlass erwachsen, dem Bedürfnisse, zu den Stücken des Lesebuches für die Schüler ein Glossar zu bieten, hat sich nun zu einer ganz selbständigen, außerordentlich umfassenden Revue der gesamten älteren germanischen Mundarten umgewandelt. Mit „selbständig“ soll nicht gesagt sein, dass Schade nicht die Arbeiten der gänger, wie ihm zustand, genutzt hätte. Die Selbständigkeit besteht in der Ehrlichkeit des Mitforschens, Vordem eigenen weiten Blicke, dem gereiften Urteile. „Wer derer nicht dankbar gedächte, von denen er Gutes empfangen,“ sagt der treffliche Mann, „sollte zu leben und zu arbeiten sich schämen.“

Schade, der Schüler Jacob Grimms, dessen Andenken das Werk gewidmet ist, Heinrich Leo's, Franz Bopps und Wilh. Schotts, fasst den Begriff des Germanischen in dem großartigen Sinne Jacob Grimms, wie dessen geniale, wenn auch in vielem Einzelnen nicht mehr maßgebende „Geschichte der deutschen Sprache“ ihn zuerst hinstellte, und indem er den sorgsamst zusammengetragenen alten Sprachvorrat aus diesem Gesichtspunkte Wort für Wort durchmustert, gelangt er zu einem historisch-etymologischen Wörterbuche der germanischen Sprachen überhaupt. Was das besagen will, ist dem Laien nicht leicht klar zu machen. Schade setzt an einem Hauptergebnis Jacob Grimms ein, dass nämlich unsere deutsche Sprache leiblich zunächst an die slavische und litauische sich anschließe. Er kann sagen, in dem Wörterbuche den Beweis dafür Schritt für Schritt erbracht zu haben auch in betreff der Wortbedeutungen. Vom Germano-Lituslavischen wendet er sich auf das keltische Gebiet, dann auf das lateinische mit Umbrisch und Oskisch, ferner Griechisch mit seinen Dialekten und seinem Ausläufer, dem Albanesischen. Dann folgen die asiatischen Arier, die Altperser und das Zendvolk, endlich das Sanskrit. So ist das gesamte historische Gebiet der indo-germanischen Einzelsprachen durchlaufen, aus denen wir Schlüsse machen können auf die vorhistorische Gesamtsprache, die Sprache des Urvolks unseres Stammes.

Wir wollen dieses letzte Ziel der sprachvergleichenden Wissenschaft indessen nicht zu sehr betonen; hier wird doch stets der kühn kombinirenden Phantasie Tür und Tor offen stehen und leicht könnte das ganze stolze Gebäude verrufen werden, weil um seine höchsten Türme Nebel lagert.

Nur ist Schade im Wagen vorsichtiger, als sein Meister Jacob Grimm es war, aber es fehlt ihm weder an Spürsinn noch an der sinnigen Anschauung der natürlichen wie psychischen Vorgänge, die diesen so hoch auszeichnete und seine Arbeiten, selbst wo man zaudert ihm zu folgen, so echtdeutsch, d. h. liebenswürdig macht.

Wie reizend sind doch die reichen Ergebnisse solcher Studien auch für die Kulturgeschichte, die Geschichte der religiösen Vorstellungen, ja weiter für die Völkerpsychologie, wie seit Lazarus gesagt wird, die so gleichsam nebenbei abfallen; wie lohnend die Ausblicke in die Geschichte der leiblichen und geistigen Entlehnungen von Nachbarn und Fernen, des Handels und Wandels! —

Gern zitire ich hier ein stolzes Wort des Verfassers, das ihm heute Wenige nachsprechen können (S. XXV):

„Natürlich sind auch die Arbeiten der lebenden Fachgenossen nicht unberücksichtigt gelassen. Wo etwas fehlt, möge man mich aufmerksam machen: absichtlich verschwiegen ist nie etwas. Was überhaupt die Anführungen der Gelehrten in diesem Buche betrifft, so sind sie geschehen sine ira et studio, quorum causas procue habeo.

Sympathien und Antipathien ist hier kein Einfluss gestattet worden, Freund und Feind kommen gleich-

mäßig zu Wort; ich habe auch nicht Vergeltungsrecht geübt. Man sollte es eigentlich gar nicht für möglich halten, dass so etwas ausdrücklich versichert zu werden brauche unter Männern der Wissenschaft, die doch die Wahrheit suchen sollen und sich ihrer freuen, wo immer sie sich findet. Wer aber die tatsächlichen Verhältnisse kennt, wird wol wissen was ich meine. Ich meinerseits gehöre keiner Clique an, habe bei keiner auf Gegenseitigkeit beruhenden Assekuranzgesellschaft mein wissenschaftliches Leben versichert, brauche daher auch nicht andere Gesellschaften oder einzelne Persönlichkeiten zu verkleinern oder tot zu schweigen. Eine äußerst angenehme Lage, sich auf diese Weise in seinen Bewegungen und Gedanken frei zu wissen, bei aller Achtung vor der Schule nicht der Knecht der Schule zu sein und immer ein ruhiges Gewissen zu bewahren."

Seine Personalien gibt Schade selbst S. CIII folgendermaßen an: „Schade, geboren zu Erfurt am 25. März 1826, studirte zu Halle und Berlin 1845—49, promovirte in Halle 12. Juni 1849, in Weimar 1854—1860, habilitirt in Halle Ostern 1860, ord. Professor in Königsberg seit Michaelis 1863."

Böser Stern waltete über dem Werke und seinem Verfasser. Mit tiefer Rührung nur kann man die Erzählung von dem Brandunglück lesen, das ihn 1869 am Sonntag vor Himmelfahrt betraf: — — „er ist mit ihnen (der Frau im Kindbett und dem neugeborenen Söhnlein) im eigentlichsten Sinne des Wortes durchs Feuer gegangen. Alles Uebrige, seine Wohnung, eine Herberge des Glückes und Friedens, all sein Hab und Gut mit kaum nennenswerten Ausnahmen, vor allem seine herrliche Bibliothek, ein Schatz ohne gleichen, die der unbemittelte Gelehrte mit unsäglichen Opfern erkauft, all seine Kollektaneen und Kollationen, die Früchte zwanzigjährigen rastlosen Fleißes, alles, alles ist ein Raub der Flammen geworden. Auch vom Wörterbuche und allen Arbeiten dazu ist nicht ein Blatt übrig geblieben." — Und nun ist doch alles wieder da. Wünschen wir dem tapferen Manne, der noch kurz vor Vollendung des Ganzen der Gefahr der Erblindung entrann, dass die geübten Forscheraugen auch noch eine dritte Ueberarbeitung schauen mögen.

Rom. Xanthippus.



Zur neusten türkischen Literatur.

Kemal-bej's Schriften.

Die osmanische Literatur ist bekanntlich noch im Entstehen begriffen und bietet im allgemeinen nur wenig Beachtungswürdiges. Ihren Ursprung verdankt sie teilweise dem für europäische Zivilisation sich sehr interessirenden Raschid Pascha, welcher vor einigen Dezennien eine gewisse Anzahl junge Leute nach Paris schickte um sie dort auf Staatskosten ausbilden zu lassen. Welche Früchte dieser und die ihm folgenden Argonautenzüge getragen, ist jedem bekannt, der je mit einem übertünchten Effendi ein Gespräch geführt oder türkische Kulturwirtschaft in der Nähe betrachtet hat. Das Beste scheint an diesen im Auslande gemachten Studien immer noch das geschriebene Wort gewonnen zu haben, denn in einem Lande, wo sich vor vierzig Jahren aller Gedankenaustausch auf Bazargespräche und Serailklatschereien beschränkte, ist das Aufkommen des Federkrieges immerhin ein bedeutender Fortschritt.

Von jenen von Raschid Pascha auserlesenen Kulturvermittlern, tat sich zunächst Schunassi hervor, der in dem von ihm begründeten „Ibrat" eine ziemlich tüchtige Schriftstellerschar zusammenzog und auf diese Weise dem türkischen Zeitungswesen sein Entstehen gab.

Schunassi war es auch, der in der türkischen Literatur das Drama einführte und eins seiner Lustspiele „Schair evlenmesi" (des Dichters Heirat) ist sogar vor mehreren Jahren von Herrmann Vámbery ins Deutsche übertragen worden.

Einer der hervorragendsten Jünger Schunassi's ist Kemal-bej, welcher sich anfänglich gleichfalls der Bühnenschriftstellerei widmete, aber für seine im Drama „Silistria oder das Vaterland" ausgesprochenen patriotischen Gefühle hart büßen musste, indem ihn Abduls Aziz auf drei Jahre hinter Schloss und Riegel setzte.

Kemal-bej ist nicht nur Patriot, sondern Türke durch und durch und gehört keineswegs zur Partei der „Tüncher". Im Gegenteil, Kemal-bej steht mehr als andere osmanische Schriftsteller auf heimischem Grunde und verlangt von seinen Landsleuten mehr selbständige Entwickelung als rücksichtslose Aneignung europäischer Kultur, die er ihnen trotzdem als nachahmungswertes Muster vorhält.

Seine in verschiedenen Zeitungen zerstreuten Schriften sind unlängst in Konstantinopel in Buchform erschienen und einige Auszüge aus denselben dürften vielleicht für deutsche Leser nicht ohne Interesse sein.

I.

Ueber Familienleben.

Du Unglücksmann! Ist deine Gattin deine Freundin? Hat sie nicht schon Mühsal genug im Familienleben, um noch deine Launen und Rohheiten zu ertragen?

Elender Vater! Warum vergeudest du die köstliche Zeit mit Possenreißen anstatt sie für die Erziehung deiner Kinder zu verwenden? Bist du denn stumm, dass du anstatt deinen Kindern deinen Willen durch Worte kundzugeben, den Kopf schüttelst oder die Stirne faltest? Ist das deine Sprache?

O leichtsinnige Mutter! Welche elende Neugierde treibt dich auf dem Bazar herum, warum vergeudest du die Zeit mit Klatschereien oder Putz? Wer sorgt für die Erziehung deiner Kinder?

Warum dringst du deiner Tochter einen Mann zum Gatten auf, der nicht ihr, sondern dir wohlgefällig ist?

O gewissenloser Sohn! Warum missbrauchst du so deine Jugendkraft und zwingst den alternden Vater für die Erhaltung der Familie zu sorgen, während du deinen Vergnügen nachgehst?

II.

Ueber unsere Sitten.

Es gab eine Zeit, da die Benennung „Osmanlü“ soviel bedeutete wie „ein Mann von festem Charakter und erhabenen Gefühlen“.

Die Zeiten haben sich seitdem geändert, denn einen großen Teil der Tugenden unserer Vorfahren besitzen wir nicht mehr und die, die uns geblieben, schwinden mit jedem Tage.

Todesverachtung, Mut in Leiden, Vaterlandsliebe, Verteidigung der Schwachen, Aufrichtigkeit, Treue, Ausdauer und Fleiß, das waren die Eigenschaften de alten Osmanen.

Wir kennen unsere Vergangenheit; blicken wir also auf unsere Zeitgenossen! Nicht wahr? Das Herz jedes Patrioten bricht bei diesem Vergleiche!

Sind wir denn wirklich Nachkommen jener tapferen, von Idealen beseelten Helden? Wodurch hat sich unsere sittliche Natur so verändert, woher kommt denn dieser Verfall?

Ja, die Jahrhunderte dauernden inneren Zerrüttungen haben Gifte unter uns verbreitet und diese Gifte sind: Argwohn und freiwillige Knechtschaft.

Seit einiger Zeit hat europäische Aufklärung unserem Volkskörper einiges Leben verliehen, aber bis zur Genesung ist es noch weit.

Ja, der Mangel an Erziehung und Bildung ist eine der Hauptursachen unseres sittlichen Verfalles.

Von hundert Vätern ersticken neunzig das Ehrgefühl ihrer Kinder durch grundlose körperliche Züchtigungen und gewöhnen sie jegliche Beleidigung ohne Murren zu ertragen.

Den schlimmsten Einfluss auf die Sitten übt jedoch der Staatsdienst, in welchem die meisten nur ein Mittel zur Bereicherung sehen. Knechtische Selbsterniedrigung, Schmeichelei und Heuchelei sind die Laster, welcher der Staatsdienst in unserer Gesellschaft verbreitet.

III.

Ueber Vaterlandsliebe.

Der Materialismus hat die heiligsten Gefühle, somit auch die Vaterlandsliebe erschüttert.*)

Diese ist aber nicht bloß auf Neigung begründet, sondern wurzelt tief im Menschenherzen. Unser Wesen ist ja ein Teil des Vaterlandes, an welches sich unsere teuersten Jugenderinnerungen knüpfen. Unsere Freiheit, Ruhe und Recht sind vom Wole des Vaterlandes abhängig. In ihm liegen die begraben, die uns das Leben gaben, und unsere Nachkommen, welche als Fortsetzung unseres Daseins erscheinen, werden in ihm zu leben haben.

Nein, das Vaterland ist kein durch den Degen des Eroberers umzirkeltes Stück Land, sondern die Vereinigung ächt menschlicher Gefühle und Bedürfnisse wie Nationalität, Freiheit, Gemeinwol, Eigentum, Familienleben und Jugenderinnerung.

*) Es sei hier bemerkt, dass sich viele der im Auslande erzogenen Jungtürken zum Materialismus bekennen. Gegen diese sind auch Kemals Worte gerichtet.

IV.

Ueber die Zukunft.

Leben bedeutet eigentlich Zukunft.
Was ist Vergangenheit? Ewiger Tod.
Was ist Gegenwart? Ein Atemzug.

War die Vergangenheit nutzreich, so ist auch die Gegenwart und sogar die Zukunft gesichert. Aber nichts geschieht ohne unsere Mitwirkung. Rühmen wir uns also nicht bloß mit den Großtaten unserer Vorfahren, sondern trachten wir ihrer würdig zu sein.

Ein Mensch, der nicht für seine Zukunft arbeitet, gleicht einem Vater, der seine Kinder Hunger leiden lässt.

Zur Ehre unserer Zeit sei gesagt, dass wir anfangen an unserer fortschrittlichen Entwickelung zu arbeiten.

Ja, Aufklärung und Fortschritt werden uns eine bessere Zukunft bereiten.

Aus diesen hier mitgeteilten Aeußerungen des türkischen Schriftstellers wird der Leser ersehen, dass es unter den Osmanen schon Leute gibt, die die Schwächen und Laster ihres Volkes kennen und mit Energie an deren Entfernung arbeiten.

Zdolbunow (Wolhynien).

Arthur Leist.



Ungarische Volksballaden.

I.

Die Gedichte, welche wir nachstehend in inhaltlich wie formell möglichst treuer Uebersetzung mitteilen, sind das Bedeutendste, was das ungarische Volk auf dem Felde der Balladen- und der verwandten Romanzen-Dichtung hervorgebracht hat. Indem wir uns vorbehalten, die charakteristischen Züge dieser Dichtungen nach der Veröffentlichung der Uebersetzungen in einer abschließenden Studie, zugleich mit Rücksicht auf verwandte Schöpfungen der Volksdichtung des Auslandes, zu einem abgerundeten Bilde zusammenzufassen, wollen wir hier nur einige Worte über die Form dieser Volksballaden vorausschicken.

Der Rhythmus dieser Gedichte beruht auf dem Akzent, welcher den Vers in Takte teilt. Innerhalb dieser Takte ist wol hie und da auch eine Berücksichtigung der Quantität der Silben merklich, doch ist die letztere keineswegs so sicher und streng durchgeführt, dass sie als charakteristisches Gesetz gelten könnte. Der Rhythmus der ungarischen Volksdichtung ist der trochäische, und die Uebersetzung durfte diese wesentliche Eigenheit des Verses nicht modifiziren, trotzdem die Uebertragung im jambischen Rhythmus weit leichter und wol auch schöner gelungen wäre.

Der Vers der ungarischen Volksdichtung ist in der Regel zwölfsilbig und zerfällt durch eine scharfe Diäresis in zwei Hälften von je sechs Silben. Jede einzelne Vershälfte hat entweder je drei oder je zwei Takte von je zwei, drei und vier Silben; also nach folgendem Schema, in welchem (—) eine Silbe und (,) den Takt bezeichnet:

–́ – – | –́ – – ‖ –́ – – | –́ – –
oder –́ – – – | –́ – ‖ –́ – – – | –́ –
oder –́ – | –́ – – – ‖ –́ – | –́ – – –

Diese drei Arten des zwölfsilbigen Verses — man nennt ihn den ungarischen Alexandriner — werden in ein und demselben Gedichte nach beliebigem Wechsel angewendet, so dass der Rhythmus dieser Dichtungen überaus mannigfaltig ist. Die Uebersetzung bewahrt die Eigentümlichkeiten des Verses und seiner rhythmischen Bewegung, die zahlreichen charakteristischen Wiederholungen, Alliterationen und Antithesen der Originale mit möglichster Treue, um dem deutschen Leser das Original selbst nach Möglichkeit zu ersetzen, — was selbstverständlich nur bezüglich der eigentümlichen Tonfarbe der zuweilen altertümlichen oder dialektisch individualisirten Sprache nicht möglich war. — Die meisten dieser Gedichte sind ganz reimlos; wo sich trotzdem hie und da gereimte Verspaare finden, sind dieselben dem zufälligen Zusammentreffen gleich- oder ähnlich klingender Versschlüsse zuzuschreiben. Bei den gereimten Dichtungen ist der Reim selbstverständlich auch in der Uebersetzung beibehalten.

Die Balladen folgen hier in bunter Reihe. Die meisten stammen aus dem Siebenbürger Székler-Lande, wo die Magyaren, umringt von hohen Bergen und anderssprachigen Nachbarn, uralte Eigenheiten der Sprache und Sitte, der Dichtung und Weltanschauung länger und reiner bewahrt haben, als das Volk des Mutterlandes, in welchem verschiedene Nationalitäten verschmolzen, einander beeinflussten und den ursprünglichen Charakter des Magyarentums mannigfach modifizirten.

Die Gedichte sind den folgenden drei großen und wichtigen Sammlungen entnommen, in welchen die erhaltenen Erzeugnisse der ungarischen Volksdichtung von berufenen Gelehrten und Dichtern gesammelt wurden. 1. „Ungarische Volkslieder, Märchen und Sagen", herausgegeben von Johann Erdélyi, Pest, 1846—1848, 3 Bde. — 2. „Wilde Rosen. Sammlung von Székler Volksdichtungen", herausgegeben von Johann Kriza, Klausenburg, 1863. I. Bd. — 3. „Sammlung ungarischer Volksdichtungen", herausgegeben von Ladislaus Arany und Paul Gyulai, Budapest, 1872 und 1882, drei Bände. Das erste und das dritte Sammelwerk erschienen im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft.

I. Der vergiftete Johann.

— Wo bist du gewesen, lieber Sohn, mein Johann?
— O bei meiner Schwieger, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was bekamst du dort, lieber Sohn, mein Johann?
— Eine giftge Kröte*), liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Wie bekamst du sie, lieber Sohn, mein Johann?
— Auf dem schönsten Teller, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Deshalb bist du krank, lieber Sohn, mein Johann?
— Krank bis auf den Tod, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was lässt du dem Vater, lieber Sohn, mein Johann?
— Meinen starken Wagen, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was lässt du dem Bruder, lieber Sohn, mein Johann?
— Meine schönen Ochsen, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was lässt du dem jüngern, lieber Sohn, mein Johann?
— Meine schönen Pferde, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was lässt du der Schwester, lieber Sohn, mein Johann?
— All' mein Hausgeräte, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was lässt du der Schwieger, lieber Sohn, mein Johann?
— Ewige Verdammnis, liebe gute Mutter!
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

— Was lässt du der Mutter, lieber Sohn, mein Johann?
— Jammer ihr und Kummer, liebe gute Mutter!
O, ich leide! o! Rüste mir das Bett!

Die Ballade ist stofflich und formell verwandt mit der schottischen Volksballade „*Lord Randal*", in welcher der von seiner Geliebten vergiftete Held ebenfalls müde und krank heimkehrt und seiner Mutter zuruft, sie möge ihm das Bett rüsten. Unser Gedicht ist die einzige ungarische Ballade, in welcher das Gift eine Rolle spielt. Dass der Grund der Vergiftung nicht angegeben ist, liegt in der Natur der Ballade, welche das Halbdunkel liebt, die Motivation oft kaum andeutet und vor allem auf die Katastrophe hindrängt. Von „*Lord Randal*" unterscheidet sich unsere Ballade besonders darin, dass der sterbende Held über sein Hab und Gut verfügt, Segen und Fluch austeilt. In dieser Beziehung erinnert „Der vergiftete Johann" an die schottischen Balladen „*Edward*" und „*Davin*", an die schwedische Ballade „Der Knabe im Rosengarten" und an eine siebenbürgisch-sächsische Ballade (verwandt mit Nr. 120 der Uhlandschen Sammlung: „Die Stiefmutter" und mit der Ballade „Großmutter Schlangenköchin" in „Des Knaben Wunderhorn"). Die strophische Gliederung und der Refrain sind insofern bemerkenswert, als die Székler Volksballade diese beiden charakteristischen Züge der nordischen Balladendichtung nur ausnahmsweise aufweist.

II. Die Frau des Baumeisters.

Zwölf gute Baumeister machten auf den Weg sich,
Zogen hin, zogen nach Déva's hoher Feste;
Sie begannen bauen Déva's hohe Feste.
Doch was sie nachts bauten: stürzte tags zusammen,
Und was sie tags bauten, stürzte nachts zusammen.

Da sprach Meister Clemens, und es ward zur Satzung:
Wessen Frau zum ersten ihnen bringen würde
Zu dem Bau das Essen,
Werde eingemauert, ganz verbrannt im Kalke,
Déva's hohe Feste ruh' auf ihrem Hügel!

Meister Clemens' Hausfrau machte auf den Weg sich,
Setzte auf den Kopf sich ihres Mannes Essen,
Nahm in ihren Arm ihr kleines einzig Söhnchen.

*) Im Original: einen vierfüßigen Krebs, wie das ungarische Volk die Kröte nennt, welche ihm als Symbol des Giftes gilt.



Und von ferne sah sie Clemens, wie sie nahte:
„O mein Gott, o mein Gott! treibe ihr entgegen
Wilde Tiere zweie: dass zurück sie eile!“
Aber jene nahte.
„O mein Gott, o mein Gott!
Leg in ihre Straße eine schwarze Wolke,
Lass vor ihre Füße kleine Steine regnen,
Dass zurück sie eile!“
Aber jene nahte.
‚Guten Tag, guten Tag, gute zwölf Baumeister!
O mein Gott, o mein Gott! was soll das bedeuten?
Dreimal schon grüß ich euch, und nicht einmal dankt ihr?...‘
‚Clemens sprach, dein Gatte, und es ward zur Satzung:
Wessen Frau zum ersten uns herbringen würde
Zu dem Bau das Essen,
Werde eingemauert, ganz verbrannt im Kalke,
Déva's hohe Feste ruh' auf ihrem Hügel!“
‚Meinethalb, so sei es!
Wenn mit mir dein Leben dir verhasst geworden.....‘

Ihres Mannes Essen nahmen sie vom Haupt ihr
Und ihr kleines Söhnchen nahmen sie vom Arm ihr;
Bis zum Knie vermauert — schien ihr Scherz das Treiben,
Bis zum Leib vermauert — schien es ihr nur Narrheit,
Bis zum Hals vermauert — schien's ihr ernste Wahrheit:
‚Weine nicht, mein Söhnchen!
Gute Weiber gibt's noch, die die Brust dir reichen,
Gute Kinder gibt's noch, die in Schlaf dich wiegen;
Und von Ast zu Ast ziehn stets des Himmels Vögel,
Um dir zuzuzwitschern, um dich einzuwiegen...‘

‚Vater, lieber Vater! wo ist meine Mutter?‘
„Weine nicht, mein Söhnchen, Abends kehrt sie wieder!“
Und er harrt bis Abend, und nicht kam die Mutter.
‚Vater, lieber Vater! wo ist meine Mutter?‘
„Weine nicht, mein Söhnchen, morgens kehrt sie wieder!“
Und er harrt bis Morgen, und nicht kam die Mutter.
Beide sind gestorben!...

Die Burg Déva liegt im westlichen Siebenbürgen auf einem steilen Felsen.

Die Ballade von der Frau des Baumeisters ist in dreifacher Gestalt erhalten; die vorliegende scheint die älteste und ursprünglichste Fassung des Stoffes zu sein, was nicht blos aus der größeren Altertümlichkeit der Sprache und Form, sondern auch daraus geschlossen werden darf, dass der Grundgedanke der Sage hier am reinsten und am tiefsten ausgeprägt und die Komposition abgerundeter und durchsichtiger ist. In der zuerst bekannt gewordenen Fassung (deutsch von L. Aigner: „Ungarische Volksdichtungen“, 1873, S. 82) kommen die zwölf Baumeister auf den Gedanken, die zuerst beim Bau erscheinende Frau einmauern zu wollen; es ist demnach blos ein Zufall, dass dies Schicksal die Frau des Clemens trifft, — während in unserer Fassung Clemens selbst das Schicksal herausfordert und daher mit Recht büßt. Er steht in unserer Ballade allein im Vordergrunde, während in jener Variante auch die Magd der Baumeisterin mit einem bösen Traum eine Rolle spielt und die Meisterin, welche diesen Traum nicht beachtet und den Kutscher zu schnellerer Eile drängt, teilweise auch selbst als schuldig erscheint. Besonders ungeschickt ist in jener breiteren Darstellung, dass die Frau, nachdem sie ihr Urteil vernommen, erst noch nach Hause zurückkehrt, um von ihren Mägden und ihrem Söhnchen Abschied zu nehmen, während sie in unserer Fassung das Kind mit sich führt. Auch ist die Darstellung in unserer Fassung gedrängter, dramatischer, ergreifender. Endlich die dritte Fassung, die erst jüngst bekannt geworden, ist weit unklarer, als die ersten beiden. Die Frau hat das Kind nicht mitgenommen, sondern fleht zu Gott, er möchte es ihr senden, und Gott erfüllt ihre Bitte. Weniger poetisch ist auch jener Zug dieser Fassung, dass das Weib geschlachtet, ihr Blut genommen und in den Mörtel gemischt wird.

Verwandt ist das rumänische Volkslied vom „Kloster zu Argisch“, die griechische Volksballade von der „Brücke zu Arta“ und eine serbische Sage vom „Schloss zu Skutari“.

Allen diesen Dichtungen liegt der Aberglaube zu Grunde, dass ein Bau nur dann Bestand habe, wenn ein Opfer in demselben eingemauert ist, und hierauf fußt der weitere Aberglaube, dass in jedem Bau ein Gespenst umgehe, eben der erzürnte Geist jenes eingemauerten Opfers. Bei den Rumänen ist es Sitte, in das Fundament des Gebäudes eine lange Binse zu legen, mit welcher die Maurer den Schatten eines zufällig Anwesenden oder Vorübergehenden gemessen. Daher ruft man Jedem, der sich einem Baue nähert, zu: „Gib Acht, sie messen deinen Schatten!“ denn man glaubt, dass der Unglückliche, dessen Schatten gemessen worden, in vierzig Tagen sterben und zum ruhelosen Geist werden müsse. Dieser Aberglaube ist auch bei den Széklern heimisch gewesen, aber allmählich in Vergessenheit geraten. Auch die Rumänen nehmen das Messen des Schattens nicht mehr ernst, wol hauptsächlich deshalb, weil diese Sitte oft zu großem Unglück führte, indem der Gemessene nicht selten in schwere Krankheit verfiel oder aus Angst sogar eines plötzlichen Todes starb. Die ganze Anschauung scheint aus dem Osten zu stammen, die ungarischen Székler haben dieselbe unstreitig von den Rumänen überkommen.

III. Susanne Homlodi.

— Wie kommt es, wie kommt es, Susanne Homlodi,
Dass dein Karton-Leibchen enger wird und enger?
— Daher kommt's, daher kommt's: schlecht schnitt es der Schneider,
Schlecht schnitt es der Schneider, schlecht näht' es der Näher.
— Kutscher ihr, Kutscher ihr, Diener ihr und Knechte,
Bringet her, bringet her meinen Trauerwagen,
Spannet ein, spannet ein meine braunen Pferde,
Führet fort, führet fort Susanne Homlodi.
Führet fort, führet fort Susanne Homlodi
Auf die Rosen-Wiese, auf den Richtplatz führt sie.
— Guten Tag, guten Tag, gnädige Homlodi?
Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?
— Schickte sie, schickte sie in den Rosengarten,
Rosen dort zu schauen, sich dort zu zerstreuen.
— Guten Tag, guten Tag, kleiner Gärtnerjunge!
Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?
— Weiß es nicht, sah sie nicht, gestern war sie, ach! hier.
— Guten Tag, guten Tag, gnädige Homlodi?
Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?
— Schickte sie, schickte sie an das Meeresufer,
Goldfischlein zu fangen, sich dort zu zerstreuen.
— Guten Tag, guten Tag, kleiner Schifferjunge!
Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?
— Weiß es nicht, sah sie nicht, gestern war sie, ach! hier.
— Guten Tag, guten Tag, gnädige Homlodi!
Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?
— Was soll ich leugnen es? will es dir nur sagen:
Schickte sie, schickte sie auf die Rosenwiese,
Auf die Rosenwiese, auf den Richtplatz hin sie.
— Gottlose Mutter, was ließest du sie richten?
Meinen Leib, ihren Leib: beide hast begraben,
— Guten Tag, guten Tag, richtender Henker du!
Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?
— Hier liegt sie, hier ruht sie, hier schläft sie in Ruhe.
— Meinen Leib, ihren Leib: leg' in ein Grab beide,
Mein Blut und ihr Blut mag ein Bächlein wegspülen.

Eine der berühmtesten und verbreitetsten ungarischen Balladen, in Form und Darstellung, Ton und Charakter ein Muster ihrer Gattung. In dem ganzen Gedicht ist keine Zeile Erzählung; die Darstellung bewegt sich durchaus in lebendigem Dialog. Eine Fülle von Wiederholungen, Alliterationen und Parallelismen macht diese Ballade, trotz der Einfachheit der Sprache und der rhythmischen Form, zu einer der gelungensten Schöpfungen der Volksdichtung.

Die Ballade ist in einer Fülle von Varianten aus verschiedenen Gegenden des Landes vorhanden. Diese Gedichte weichen nicht blos im Namen der Heldin, sondern auch in einzelnen wesentlichen Zügen von unserem Gedichte und von einander ab. Besonders der Schluss ist in einzelnen Varianten eigentümlich. So wird z. B. in dem Gedicht: „Käthchen Hédervári“ das schuldige Mädchen zum Hungertode verurteilt. Am dreizehnten Tag, da sie weder gegessen noch getrunken, sucht sie ihr Bruder auf und frägt sie:

— Liebe süße Schwester, lebst du oder starbst du?
— Leben? ach, ich lebe in dem größten Elend.
— Schreibe doch ein Briefchen schnell an deinen Liebsten.
— Ach, ich hab' nicht Tinte, habe keine Feder.
— So sei deine Tinte nun das Blut, das rote,
Und die Feder sei dein kleiner weißer Nagel.
— Fertig ist das Briefchen, doch wer soll ihm's bringen?
Soll's die Elster tragen? die steigt immer nieder.
Nieder auf die Erde, wo ein Aas sie findet.
Schwalbe, liebe Schwalbe, trage du mein Briefchen,
Trage du mein Briefchen meinem fernen Liebsten!
Triffst du ihn im Bette, leg' es auf sein Polster —
Triffst du ihn am Wege, leg's auf seine Schulter —
Triffst du ihn beim Speisen, leg' es auf sein' Teller.

Hiemit schließt das Gedicht. Wir müssen im Sinne der Sage und des Grundcharakters der Ballade die Handlung dahin ergänzen, dass der Liebste zu spät kommt und die Geliebte bereits tot findet.

In einer andern Variante sendet das Mädchen um den Geliebten und derselbe erscheint, aber zu spät:

— Kutscher du, Kutscher du, du mein lieber Kutscher,
Eile doch, eile doch, schirre schnell die Pferde!
Trage dieses Briefchen hin zu meinem Liebsten.
Kommst du Morgens zu ihm, leg es auf sein Fenster!
Kommst du Mittags zu ihm, leg's auf seinen Teller!
— Guten Tag, guten Tag, schmucker kleiner Junker!
— Grüß dich Gott, grüß dich Gott, Diener meiner Liebsten.
— Eile nur, eile nur, denn sie liegt am Tode.
— Nein, nicht möglich ist's, der Himmel wär' nicht Himmel,
Läge meine Liebste wirklich schon im Tode . . .
Kutscher du, mein Kutscher, lieber treuer Kutscher,
Eile nur, eile nur, schirre an die Pferde . . .
Guten Tag, guten Tag, gnädige Herzogin!
Wo find' ich, wo find' ich Susanne, die Jungfrau?

Der Schluss des Gedichtes stimmt im Wesen mit unserer Fassung der Ballade überein, nur die letzten Verse weichen ab:

Mein' und deine Seele frohlocken im Himmel,
Doch die Frau Herzogin brenne in der Hölle!

Verwandt dieser Ballade ist das deutsche Volkslied: „Der Ritter und die Magd“ (Des Knaben Wunderhorn, I. 87).

IV. Schön Helene.

— Gott zum Gruße, mein Herr Richter, hier in eurem Haus!
— Gott willkommen, schön Helene, hier in meinem Haus!
Weshalb weinst du, schön Helene, hier in meinem Haus?
— Meine Gänse trieb ich jüngst zur grünen Weide hin,
Da erschien der Sohn des Richters, trieb die Gänse fort,
Schlug der Sohn des Richters meinen schönen Ganser tot.
— Wein' nicht, wein' nicht, schön Helene, um den Ganser nicht,
Ich bezahl' dir deinen Ganser, sprich: was forderst du?
— Will für jede kleinste Feder ein Goldguldenstück.
Für den Schweif, den lustig weh'nden, einen Goldfächer,
Für die Flügel, die zwei Flügel, Schüsseln zwei aus Gold,
Für die Füße, die zwei Füße, Aehren zwei aus Gold,
Für den schönen Nacken will sechs Ellen Bänder ich,
Für den Kopf, das schöne Köpfchen, eine Birn aus Gold,
Für die Augen, die so glühten, je ein brennend Licht,
Für die Kehle, die mich weckte, eine Goldtrompet',
Für die Kosten seines Lebens sechs Pfund schönen Reis,
Für den Magen, für die Leber sechs Stück Häupter Kraut.
— Deine Wünsche, schön Helene, sind ja ohne Zahl,
Darum muss der Sohn des Richters wol zum Galgen hin.
— Sei der Galgen wie die Rose, die sich aufgetan,
Meine Arm' des Galgens Arme, ich der Galgen selbst.

Der Vers besteht aus drei, durch je eine Diäresis getrennten Teilen, mit dem Haupttakt auf der ersten Silbe jedes Verstaktes nach dem Schema:

´ — ` — | ´ — ` — | ´ — ` — `

Der Schluss des Gedichtes erinnert an ein serbisches Volslied, das folgendermaßen schließt:

Hängt ihn an einen Rosenstock,
An eines Mädchens Hals.

In einer Variante des Gedichts schließt dasselbe folgendermaßen:

— Gar nichts geb' ich, schön Helene, für den Ganser dir...
Meinen Sohn nur geb ich hin dir, mag dein Eigen sein.
— Den nur will ich, mein Herr Richter, wollte andres nie!

(Schluss folgt.)

Budapest.

Gustav Heinrich.

Literarische Neuigkeiten.

Von Adolf Strodtmanns „Dichterprofilen“ (Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert) erscheint eine zweite Ausgabe, welche dadurch, dass aus den zwei Bänden ein handlicher Band geworden, sowie durch Weglassung einiges Entbehrlichen wesentlich billiger hat hergestellt werden können (5 Mark) als die erste Ausgabe. — Das Buch darf als Strodtmanns schönste kritische Leistung außer seiner Heine-Biographie bezeichnet werden; die Essays über Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Hebbel, Lingg, Hamerling, Auerbach und Spielhagen sind so ziemlich das Beste, was über unsere neueste deutsche Literatur vorhanden ist. Wir empfehlen den Literaturfreunden mit bestem Gewissen Strodtmanns wertvolle Hinterlassenschaft. — Berlin, Abenheim.

Μαρία Στουάρτ, τραγῳδία εἰς πράξεις πέντε ὑπὸ Σχιλλέρου. Μετάφρασις ἐκ τοῦ Γερμανικοῦ ὑπὸ Θ. Ἀφεντούλη. Ἐν Πειραιεῖ. 1882. Herr Professor Afentulis ist den Lesern des „Magazins“ als verständnisvoller Uebersetzer deutscher Dramen bekannt. Seiner gediegenen Uebersetzung des „Nathan“ von Lessing ist seiner Zeit, in No. 33 (1880), die Anerkennung gespendet worden, welche ein so großes und wolgelungenes Unternehmen verdient. Mit ungeteilter Freudigkeit begrüßen wir diese neue Uebersetzungstat des fleißigen und genialen Mannes, denn sie gehört zum besten, was überhaupt je auf dem Gebiete der Uebersetzungs-Literatur geleistet worden ist. Für Einzelheiten sei auf die hohe Anerkennung dieser Meisterarbeit hingewiesen, welcher der gewiegteste Kenner der hellenischen und vieler anderer Sprachen, Herr Th. Livadâs, in der Zeitschrift *Κλειώ* No. 1107—8 veröffentlicht hat. Dieselbe enthält auch einige kleine Ausstellungen.

Unsere Leser, speziell die in Oesterreich-Ungarn, machen wir aufmerksam auf ein Illustrationswerk: „Die Bauten von Budapest“, mit Bildern von vollendeter Technik, welches in ungefähr hundert Blättern alles architektonisch Wertvollste der ungarischen Hauptstadt enthalten und in Zweimonatslieferungen ausgegeben wird. — Pest, Karl Divald. — In demselben Verlag erscheint ein Lieferungswerk „Meisterwerke der bildenden Kunst“ in Phototypien nach Originalstichen (mit künstlerischen Erläuterungen).

Von Molière's Werken erscheint eine illustrirte Gesamtausgabe, welche ein Ereignis der Typographie und des Buchhandels zu werden verspricht. Dreizehn Bände werden in der billigsten Ausgabe 500 Frcs., in der teuersten 1500 Frcs. kosten. Von der letzteren werden nur 125 Exemplare abgezogen und der Verleger, J. Lemonnyer in Paris, kündigt schon jetzt an, dass diese Prachtexemplare sämtlich vorausbestellt sind. Das ist auch eine kulturhistorisch wichtige Tatsache, dass sich in einem Lande 125 Leute finden, welche für ein Buch 1500 Frcs. übrig haben.

Von Ludwig Freytags Uebersetzung der Frithjof-Sage ist die dritte Auflage erschienen. Von allen uns bekannt gewordenen deutschen Umdichtungen des populärsten schwedischen Buches (und es gibt ihrer gegen 30!) scheint uns Freytags Arbeit die poetischste und zugleich die sprachlich-korrekteste, genießbarste zu sein. Wir empfehlen das geschmackvoll ausgestattete Werk allen, welche die Frithjof-Sage zu verschenken haben, denn selbst besitzt sie ja ohnehin jeder Literaturfreund. — Norden, Hinricus Fischer. 3 M.

Hier ist mal ein Buch, welches als eine wahre Herzenslektüre empfohlen werden darf: die Korrespondenz zwischen Carlyle und Emerson (in 2 Bänden). Man liest sich in diese Briefe zwischen zwei großen Männern hinein, dass man kaum davon los kann. Wollte doch Tauchnitz ein gutes Werk tun, indem er diese etwas teuren Bände (15 sh.) dem deutschen Publikum pekuniär zugänglicher machte! — London, Chatto & Windus.

Bei W. Hinrichsen in Paris erscheint eine französische Ausgabe (mit den Originalillustrationen von Busch) des „Heiligen Antonius“: „Le Grand Saint Antoine de Padoue“, französirt von Ernest d'Hervilly.

Die Firma Harper (New York) kündigt an, dass sie eine von Doré illustrirte Ausgabe von Edgar Poe's „Raben“ veröffentlichen wird — Doré's letzte Arbeit.

Von George Sands Korrespondenz ist der vierte Band erschienen. Er ist wenn möglich noch interessanter als die bisher erschienenen Bände. Statt der schlechten Romane möchten wir namentlich unseren Leserinnen diese prächtige Lektüre empfehlen; man fühlt sich nach der Durchlesung eines solchen Bandes, wie aus der Gesellschaft großer guter Geister kommend. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

Für den besten Essay über „Richard Wagners Bedeutung für die nationale Kunst“ ist von Seiten des Vereins deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia“ ein Preis von 20 Dukaten in Gold ausgesetzt. Der Umfang des Essay soll 2 Druckbogen nicht überschreiten. Die Konkurrenzarbeiten sind bis zum 1. Mai an den Obmann der „Concordia“, Alfred Klaar, Prag, Lange Gasse 611, zu senden. Die Entscheidung der Preisrichter wird am 1. Juli bekannt gemacht. Die preisgekrönte Arbeit bleibt Eigentum des Verfassers.

Hermann Roskoschny arbeitet an einer illustrirten Literaturgeschichte der Slaven, deren zweiter Teil der böhmischen Literatur gewidmet sein soll.

Nach einer Zusammenstellung des Herrn Otto Mühlbrecht im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ sind in den Jahren 1879—1882 1318 Uebersetzungen deutscher Werke in fremde Sprachen erschienen, darunter 381 (die größte Zahl) ins Holländische übersetzt. Es wäre interessant festzustellen, wie viele tausende von Mark den deutschen Schriftstellern durch die Vogelfreiheit der deutschen Literatur bei unsern ehrlichen Nachbarn entgangen sind. — Wir bemerken übrigens, dass die Ziffer 1318 nicht vollständig der Wirklichkeit entspricht; ganze Sprachgebiete sind außer Rechnung gelassen.

Die ungemein rührige Verlagshandlung der Herren Henninger (Heilbronn) veranstaltet einen Neudruck der ersten drei Gesänge des „Messias“ von Klopstock nach den „Bremer Beiträgen“ von 1748. Die Ausgabe ist von Dr. Franz Muncker besorgt.

Die „Briefe und Gedichte“ des großen Volksvertreters Benedikt Waldeck erscheinen soeben, herausgegeben von Professor Schlüter. — Paderborn, F. Schöningh.

Aus Zeitschriften.

Die Zeitschrift „*Le Molièriste*“ veröffentlicht folgendes Gedicht, welches mit starker Wahrscheinlichkeit Molière zum Verfasser gehabt hat und seit 1666 nicht wieder gedruckt worden ist:

Stances galantes.

Souffrez qu'Amour cette nuit vous réveille;
Par mes soupirs laissez-vous enflâmer:
Vous dormez trop, adorable merveille,
Car c'est dormir que de ne point aimer.

Ne craignez rien: dans l'amoureux empire,
Le mal n'est pas si grand que l'on le fait;
Et, lorsqu'on aime et que le cœur soupire,
Son propre mal souvent le satisfait.

Le mal d'aimer, c'est de le vouloir taire;
Pour l'éviter, parlez en ma faveur;
Amour le veut, n'en faites pas mystere,
Mais vous tremblez, et ce Dieu vous fait peur.

Peut-on souffrir une plus douce peine?
Peut-on subir une plus douce loy?
Qu'estant des cœurs l'unique souveraine,
Dessus le vostre, Amour agisse en Roy!

Rendez-vous donc, ô divine Amaranthe,
Soumettez-vous aux volontés d'Amour,
Aimez, pendant que vous êtes charmante,
Car le temps passe et n'a point de retour.

(Molière.)

Uns scheinen diese Verse, wenngleich keine große Poesie, weit über dem Durchschnittsniveau dessen zu stehen, was das 17. Jahrhunderts in Frankreich an Lyrik hervorgebracht hat, und darum ist die Autorschaft Molières nicht ohne weiteres abzuweisen.

Gedruckter Unsinn.

Die verehrte „Berliner Montags-Zeitung“ registrirt folgenden klassischen Ausspruch der „Breisgauer Zeitung“: „Der Lordkanzler im Oberhaus sitzt auf einem Wollsack, einem mit Wolle ausgestopften Kissen ohne Rücken- und Seitenlehnen. Es ist eine Stiftung der Königin Elisabeth und sollte symbolisch andeuten, dass die Wolle die Hauptquelle des englischen Wolstandes sei (damals). Im Unterhause können gewisse Bemerkungen nur sitzend und den Cylinder auf dem Kopfe vorgebracht werden.“ (Um Beiträge für diese kleine Heiterkeitsecke des „Gedruckten Unsinns“ bitten wir unsere Leser nach wie vor; nur muss der „Unsinn“ recht augenfällig sein.)

Stilblüten.

Folgende Perle parlamentarischer Beredsamkeit möchten wir vor dem Verscharren retten. In der 43. Sitzung des deutschen Reichstages sagte der Abgeordnete Walter wörtlich: „Die inhumane und fast unmenschliche Behandlung ist glücklich vorüber zum Vorteil der jungen Leute.“

ANZEIGEN.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an.
Zusendungen wie Briefe für die Redaktion sind franco an Herrn Dr. Eduard Engel, Berlin W., Lützow-Ufer 11; für die Expedition an die Hof- und Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu richten.
Anzeigen werden die 3gespalt. Nonpar.-Zeile mit 30 Pf. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Engel in Berlin. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 31. März 1883.	Nr. 13.

Inhalt:

Gabriel Rollenhagen.

Zur Erinnerung an seinen dreihundertjährigen Geburtstag.

Hoch gefeiert wurde einst der Name dieses deutschen Dichters, aber jetzt ist er verschollen und nur in wenigen Literaturgeschichten ganz nebenbei erwähnt. Und doch haben wir hier eine Persönlichkeit vor uns, die solch Vergessenwerden nicht verdient hat. Der dreihundertjährige Geburtstag Gabriel Rollenhagens ist erwünschter Anlass, das Gedächtnis an diesen merkwürdigen Mann wach zu rufen und ihm denjenigen Platz wieder einzuräumen, auf welchen er gerechten Anspruch erheben darf.

Am 22. März 1583 erblickte er zu Magdeburg das Licht der Welt. Sein Vater Georg ist noch heute als Verfasser des „Froschmeuseler" bekannt. Die deutsche Literatur ist reich an Werken, welche den Namen G. Rollenhagen tragen: allein wer war ihr Autor, Georg oder Gabriel, der Vater oder der Sohn? Bald schrieb man diesem, bald jenem das eine oder das andere zu, ja es gab eine Zeit, wo letzterem das meiste, sogar jene „Batrachomyomachie", vindizirt wurde.

Der junge Rollenhagen absolvirte das Magdeburger altstädtische Gymnasium im Jahre 1602. Bei der Entlassungsfeierlichkeit hielt er am 21. September eine Abschiedsrede über die Magdeburger Schule, deren Ursprung und Entwickelung. Die Rede erschien später, 1622, im Druck. Seine ersten Universitätssemester verlebte er als studiosus juris in Leipzig; Ostern 1605 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Leyden, wo er am 25. April immatrikulirt ward. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, widmete er sich der Verwaltung der Güter des Domstiftes, bekam 1614 den Titel Protonotarius und starb, im besten Mannesalter, noch vor 1622.

Seine Bildung war eine außergewöhnlich vielseitige. Nicht nur die klassischen Sprachen beherrschte er vollständig, sondern auch der französischen und italienischen scheint er, wie aus seinen Schriften ersichtlich, mächtig gewesen zu sein. So schließt ein Meistergesang, eine schöne Tageweise von Pyramus und Thisbe, folgendermaßen:

> Qui fist la Chansonette
> Fut un bon compaignon,
> Regrettant sa Maistresse
> Dormant sus son giron.
> En Amour, en la court et en la chasse,
> On ne trouve tousiours ce qu'on pourchasse.

Unter das Personenverzeichnis zu seinem berühmten Lustspiel „Amantes amentes" setzte er die drastischen Verse:

> Quel che pone suo culo in consiglio,
> L'un dice bianco, l'altro vermiglio.

Seinen Schriftstellerruhm begründete Gabriel Rollenhagen schon als Leipziger Student durch „Vier Bücher Indianischer Reisen". Dieses Erstlingswerk, welches eine große Zahl von Auflagen erlebte (1603—1717), und wovon auch eine holländische Ausgabe 1682 in

Amsterdam veranstaltet wurde, ist neben dem „Finkenritter" und den „Schildbürgern" das populärste und verbreitetste Volksbuch seiner Zeit gewesen und gab sogar dem Astronomen Kepler Anregung zur Einkleidung seines astronomischen Traumes. Auf den Rat der Philologen Scaliger und Heinsius gab er 1606 seine Dichtungen unter dem Titel „Juvenilia" heraus, die von den gelehrtesten Männern mit unbedingtem Lobe begrüßt worden sind. Man glaubte in ihm einen zweiten Juvenal zu erkennen. Nach der Mode seiner Zeit hat Rollenhagen der Jüngere noch verschiedene lateinische Poesien verfasst, zumal Epigramme und allegorische Deutungen zu Sinnbildern und Devisen, und mit jeder neuen Schrift — eine ward ins Französische und Holländische übersetzt — neuen Beifall gefunden. Aber nicht eigentlich diese Schöpfungen sind es, welche seinem Namen in unserer Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz sichern: das bewirkt die Komödie „Amantes amentes, Das ist Ein sehr Anmutiges Spiel von der blinden Liebe".

Es gibt kaum ein Drama aus dem siebenzehnten Jahrhundert, welches, von so geschickter Komposition, von so vielfältig sprachlichem, literar- und kulturhistorischen Interesse, seiner Entstehung und Einwirkung nach gleich bedeutend ist. Es hat ein Jahrhundert hindurch Geltung genossen und bezeichnet den Uebergang von der Schulkomödie zum bühnengerechten Schauspiele. Inhalt und Stoff des in Reimpaaren abgefassten Stückes sind dem täglichen, bürgerlichen Kleinleben entnommen. Man hatte das übermäßig stark gepflegte drama sacrum satt und freute sich, bei Lektüre und Darstellung dieser comoedia profana einmal auf realem Boden stehen, die Gegenwart und Wirklichkeit sehen und weidlich lachen zu können. Nicht nur als Buchdrama machte Gabriel Rollenhagens Dichtung außerordentliches Glück, — denn 1609 erschien die erste Ausgabe und acht Jahre später war schon die sechste im Handel, — sondern auch als Bühnenstück. Es wird ursprünglich zur Aufführung auf dem Magdeburger Gymnasium geschrieben sein. Doch bald trat es aus dem engeren, lokalen Kreise durch eine von den englischen Komödianten veranstaltete Prosabearbeitung, die damals überall gegeben worden ist. Auch das Original kam auswärts zu Ehren. In Berlin wurde es 1614 auf dem kurfürstlichen Schlosse in Gegenwart von Johann Sigismund und dem ganzen Hofe gespielt. Besonderen Eindruck machten die beiden Dialektrollen, die „wirklich Plattdeutsch gesprochen" wurden. Rat und Bürgerschaft der Residenz hatten ebenfalls ihr Wolgefallen an der munteren Aktion, und die beiden ältesten Schauspielertruppen von Sebastian di Scio und Joh. Veltheim konkurrirten sogar mit Rollenhagens Stücke noch 1690 in Berlin. Dasselbe ist wie kein zweites recht eigentlich als Spiegelbild des damaligen Geschmackes zu betrachten. Wohin die wandernden Komödianten kamen, die „Amantes amentes" standen mit in erster Linie auf dem Repertoire und gefielen sehr, u. a. auch in Brieg, wo 1617 zum Feste Georgianum auf dem Schlosse eine Darstellung stattfand.

Für die deutsche Literaturgeschichte und niederdeutsche Sprachforschung bietet die dramatische Arbeit Gabriel Rollenhagens einen bisher ungehobenen Schatz und reiche Ausbeute. Ihr Einfluss auf Novellensammlungen und namentlich auf verschiedene Dramen ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Lorbern den Manen des unverdienterweise in Vergessenheit geratenen Dichters zum Gedächtnisse seines dreihundertjährigen Geburtstages widmet eine bei S. Hirzel in Leipzig verlegte Schrift, der diese kurzen Andeutungen entnommen sind: Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Von

Berlin.

Karl Theodor Gaedertz.



Karl Witte †.

Siamo sempre sotto la morte!

Als der Schreiber dieser Gedächtniszeilen vor wenig Wochen in der Nummer 5 des „Magazins" vom 3. Februar unmittelbar vor einem kleinem Artikel aus seiner Feder einen kritischen Beitrag des berühmten Italienforschers Karl Witte („Zur ältesten Florentinischen Geschichte", über Otto Hartwigs Quellen und Forschungen zu derselben) angetroffen hatte, konnte er nicht erwarten, dass der so jugenkräftig schreibende „Wundergreis", das einstige „Wunderkind" der Universitätsstadt Halle, eine der letzten Urkunden seiner rastlosen Geistesarbeit uns hinterlassen habe, weil er dicht vor dem Endziel aller irdischen Tätigkeit angekommen sei. Es ist am 6. März 1883 ein Mann aus dem Dasein geschieden, der unter den Literar- und Kulturhistorikern zweier großer Nationen einen ebenso hervorragenden Platz eingenommen, wie auf seinem engeren Fachgebiete unter den gelehrten Kennern der Rechts- und Altertumswissenschaft Deutschlands. Ein lebendiges Zeugnis für die umfassende Beanlagung des germanischen Genius hat dieser Gelehrte, der im besten Sinne zugleich ein „Schöngeist" war, in dem vertrautesten Verkehr mit der romanischen Welt und in dem glücklichsten Einklange von Klarheit und Schärfe des Urteils mit der Tiefe und Innigkeit des Gemüts die deutsche Art und Kunst, wie sie das 19. Jahrhundert wiederspiegelt, uns vor Augen zu führen gewusst. Er ist lange ein Hauptvermittler der deutschen und der italienischen Kultur gewesen, er hat die Römerzüge der altdeutschen Kaiser in Frieden und Eintracht mit den „Wälschen" geistig erneuert, indem er ein Wälschlandfahrer des deutschen Volkes gewesen ist, der das Köstlischte und Beste aus den geistigen Errungenschaften der romanischen Nachbarn uns heimgebracht hat. Sein den Gebildeten Europas immer noch viel zu früh eingetretener Tod wird in Italien ebenso lebhaft wie in Deutschland und weit über die Grenzen der deutschen Gaue hinaus betrauert werden.

Karl Witte wurde zu Lochau bei Halle an der Saale am 1. Juli 1800 geboren. Er empfing von seinem Vater, einem schriftstellerisch ungemein regsamen Geistlichen der lutherischen Kirche, in Liebe und Strenge die sorgfältigste, auf seine geistig-seelische Entwickelung energisch und unaufhaltsam einwirkende Erziehung, welche ihn in seinem achten Jahre schon zu einem Wunder von Einsicht und Kenntnissen gestaltete, zu einem wirklichen Wunderknaben an Inhalt des Wissens, nachdem er die sprachlichen Formen desselben schon bei fünf Jahren mit den alten und neueren Sprachen Europas und mit der hebräischen eingesogen. Dem eigenen Vater, der doch an diesem Wachstum so stark beteiligt war, erschien das reißend schnelle Emporstreben des Kindes so merkwürdig, dass er nicht nur eines (wie gewöhnlich angegeben wird), sondern zwei Bücher über seinen Sohn veröffentlicht hat, nämlich zuerst: „Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben", zwei Bände, Leipzig 1819, — und später „Karl Wittes ... höchst glückliche Kindes-, Knaben- und angehende Jünglings-Jahre", ein Band, ohne Ort 1843, zwei Schriften, die offenbar auch des Vaters Rechtfertigung seiner Methode und die Abwehr des Vorwurfs einer Treibhauserziehung bezwecken sollten. 1808 setzte ihn die Gewährung einer landesherrlichen Pension in den Stand, sich ganz dieser staunenswerten Aufgabe widmen zu können, er brachte den Sohn auf die Thomasschule, dann auf die Hochschule in Leipzig, die 1810 mit Göttingen vertauscht ward, wo der Knabe mit glänzendem Erfolge Philosophie studirte. Mit vierzehn Jahren (1814) ward er von der philosophischen Fakultät zu Gießen für eine Preisschrift zum Doktor promovirt, ging aber nun zur Rechtswissenschaft über, welche er in Heidelberg mit solchem Eifer betrieb, dass er auch zum Doktor der Rechte ernannt ward. 1816 wollte der blutjunge Gelehrte sich als Privatdozent bei der Berliner Juristenfakultät habilitiren, ein Schritt, von welchem seine übergroße Jugend ihn hätte abmahnen sollen! Denn die Berlinische Rechtsgelehrsamkeit der Hochschule hatte damals bereits (unter Führung des „alten Schmalz") eine Art serratura del maggior consiglio, eine Schließung des Großrats der Wissenden, beschlossen, welche zwar anderthalb Jahrzehnte später noch Rudorff und Heydemann ins Allerheiligste einließ, indessen gleich nach den Freiheitskriegen, wo so viel Unruhe die obersten Lehranstalten bewegte, eine verhängnisvoll scheinende Ausnahme zu Gunsten eines halben Kindes den sorglichen Vätern der Wissenschaft verbot. Es erfolgte im Jahre 1817 eine recht unerquickliche Polemik in Streitschriften für und gegen Witte, an welcher der junge Doktor selbst kräftiglich Teil nahm, ohne dass seine „Abgedrungene Erklärung" noch das „Urteil eines Unparteiischen", in welchem Anonym der ihm günstige Rechtsgelehrte Zimmern vermutet ward, das steinharte Herz des gewaltigen „Demagogenverfolgers" Schmalz zu rühren vermochte. Man hatte vielleicht gefürchtet, dass der Wunder*knabe*, zum Wunder*doktor* herangereift, einen so mächtigen Zulauf zu seinem Hörsaal erlangen würde, dass gewisse Namen von älterem oder ganz altem Datum, solche, die wie Schmalz nicht mit der Entwickelung Tritt gehalten, eine gar zu fühlbare Vereinsamung um sich versammeln würden.

Den bitter gekränkten Helden dieser akademischen Fehde tröstete die Huld König Friedrich Wilhelms III., welcher ihm für seine römisch-rechtlichen Altertumsstudien die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien darbot, und diese Reise ist das Hauptmoment, ja das wichtigste Ereignis in seiner gesamten Geisteslaufbahn gewesen. Denn nicht blos mit dem alten Rom, sondern auch mit dem Italien der Neuzeit und des Mittelalters hat sie den strebsamen Forscher in den lebhaftesten und andauernden Rapport gesetzt.

Nach seiner Rückkehr, 1821, gelang unserm Witte die Habilitation als Privatdozent in Breslau, wo ihm 1829 eine Rechtsprofessur zu Teil ward, die ihm im Jahre 1834 die Pforten der ordentlichen Mitgliedschaft bei der Hallischen Juristenfakultät eröffnete. 1817 waren zu Berlin seine „Abhandlungen aus dem Gebiete des römischen Rechts" erschienen, mitten im Kampf um den akademischen Zutritt; 1824 hatte er in Breslau mit Ferdinand Peitzner gemeinschaftlich über traurige Verlassenschaften (de luctuosis hereditatibus) disputirt, aber die schöne Erbschaft, die ihm geistig anzutreten geglückt ist, haben ihm nicht die „Leges restitutae des Justinianischen Codex" (Breslau 1830) noch „Das Preußische Intestaterbrecht aus dem gemeinen Rechte entwickelt" (Leipzig 1838), noch die Konstitutionen der griechisch-römischen Kaiser, die er zu Halle 1840 herausgab, noch seine kleineren Arbeiten über westgothische und byzantinische Rechtsaltertümer, *diese* vielmehr haben ihm eingetragen seine großartigen Arbeiten für die Hebung der *Geistesschätze Italiens*; die klassische Literatur Italiens ist ihm für immer verpflichtet.

Vor allem ist dies mit *Dante* der Fall. G. A. *Scartazzini*, welcher in seinem Werke „Dante in Germania" keineswegs immer den richtigen Ton über Witte getroffen hat, erklärt in der Einleitung des betreffenden Abschnitts (Periode von 1824—1850) den Namen Karl Witte mit dem des Dante Alighieri für *untrennbar verbunden!* „Er ist der deutsche Dantist per eccelenza, der Dantist der strengen Observanz, das Haupt und der ehrwürdige Vater der deutschen Dantophilen unseres Jahrhunderts" (Dante in Germania, Parte I., pag. 33). Und alles, was dieser nicht selten absprechende Danteverehrer in aufrichtiger Bewunderung Wittes gesagt hat, verdient gewiss die Bestätigung derjenigen, welche den Streitigkeiten um die Danteverdienste der deutschen Forscher unbefangener gegenüberstehen, als der stark mitbeteiligte italienische Schweizer aus Graubünden, der Danteerklärer Scartazzini. Es ist zu glauben, wenn er behauptet, dass Witte's Eingreifen in die Danteliteratur, das mit dem Jahre 1824 begann, Epoche machend gewirkt hat. Ein Zufall hatte ihn in Ialien auf den großen Florentiner gelenkt, seine Bekanntschaft mit Direktor Kannegießer in Breslau, die Benutzung der reichhaltigen Bibliothek des Kammergerichtsrats *Uhden* in Berlin (wol des späteren Ministers) hatten

ihm eine solche Fülle von Material für die Danteforschung verschafft, dass von den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts an er von der Beschäftigung mit dem Dichter der Divina Commedia sich nie wieder losreißen konnte. Witte's kritische Ausgabe der Divina Commedia (Berlin 1862), welche nach vier der besten authentischen Texthandschriften besorgt war, nennt Scartazzini (pag. 121) ein „Monumentalwerk", dem sich an kritischer Schärfe, wissenschaftlicher Systematik und Arbeit methodischen Stils bei den Italienern nichts an die Seite stellen lasse. Gleichzeitig war von Witte noch eine kleinere Ausgabe, nur des Textes, veranstaltet worden, mit Weglassung des historisch-kritiischen Apparats". Queste due edizioni sono due gemme della letteratura dantesca di tutti i tempi e di tutte le nazioni", ruft der italienische Schweizer in einer förmlichen Extase der Bewunderung aus. Und die deutsche Forschung hat, diesem Urteil beistimmend, unserem Witte willig den ersten Platz unter den Danteherausgebern eingeräumt. Als am 14. September 1865 zum sechshundertjährigen Jubelfeste der Geburt des Dichters dessen deutsche Verehrer sich in der Residenz des königlichen Danteforschers Philalethes, Königs Johann von Sachsen in Dresden, zur Stiftung einer Deutschen Dantegesellschaft versammelten, ward Karl Witte, der den Gedanken dieser Vereinigung am ersten und eifrigsten angeregt hatte, zum Vorsitzenden der Gesellschaft erwählt und hat diesen Posten bis an sein Ende behauptet.*) Aber das Dantejubeljahr hatte auch zugleich eine neue Verherrlichung des Sängers der Divina Commedia aus Wittes Feder gebracht, nämlich seine unübertreffliche Uebersetzung derselben, die seit 1861 in einzelnen Stücken herausgekommen war, nun aber in zwei Ausgaben, einer größeren mit kritischer Einleitung und einer kleineren (Berlin 1865, Geheime Oberhofbuchdruckerei von Rudolf Decker) vollständig erschien. Sie ist anerkanntermaßen eine klassische Bereicherung der deutschen Uebersetzungsliteratur. Was er vier Jahre vorher (Halle 1861) in seinem Vortrage „Dante und die italienienischen Fragen" angedeutet hatte: die nationale wie kosmopolitische Bedeutung des großen Barden Italiens, ist in der Einleitung zu seiner Uebersetzung und in dem Spiegel der Worte dieser selbst erhöht und vertieft wiedergegeben, von dem umfassendsten Standpunkte erläutert. Aber der Schlussstein seiner Studien, die anno 1824 in Breslau mit der Abhandlung „Ueber das Missverständnis Dantes" (neu bearbeitet Breslau 1831 unter dem Titel „Ueber Dante") ihren Anfang genommen, mit einem Büchlein, das schon den Keim einer großen Kennerschaft verriet, legten nach den Tagen des Dantejubelfestes seine tiefsinnigen „Dante-Forschungen: Altes und Neues", Halle 1869, später in zwei Bänden zu Heilbronn 1877—79 veröffentlicht. Sie bilden die Krone seines Dantetempels, indem sie die Lebensgeschichte seiner Dantestrebungen verkörpern, eine subjektive wie objektive Rechenschaft über die Ganzheit der Aufgabe, die er sich mit diesen Studien gestellt. Und, fügen wir hinzu, sie ist, wissenschaftlich betrachtet, das Hauptstück seiner Lebensaufgabe gewesen. Seine Ausgaben der kleineren Schriften Dantes, z. B. des Traktats De Monarchia, offenbaren sie in klarster Gestalt.

Doch stand sie in seiner Würdigung Italiens nicht allein. Ebenso wie den großen Dante hat er auch andere Heroen Italiens gemustert.*) Als sein Hallischer Freund Professor Eduard Boehmer 1871 das erste Heft seiner schönen Zeitschrift „Romanische Studien" der Oeffentlichkeit übergab, war Karl Witte unter den sechs Beiträgen des Heftes mit dreien, also der guten Hälfte beteiligt. Er gab Spenden 1) „Zu Michelagnolo Buonarottis Gedichten", 2) „Chiaro Davazanto", 3) „Gottes Frieden nach Savanarola". Die Titel dieser Proben beweisen schon seine umfassende Kunde Italiens. Der Maler, Bildhauer und mächtige Baukünstler Michelagnolo, welchen seinen Zeitgenossen und Biographen zum Trotz die Welt immer Michelangelo zu nennen pflegt, ist, wie seine herrlichen Sonette bewiesen, auch ein großer Dichter gewesen; in glänzender Sprache hat Witte sie hier übersetzt, am schönsten die an Vittoria Colonna, die Witwe des Marchese Pescara, des Siegers in der Schlacht bei Pavia. Sie war selbst Dichterin, und Witte bezeugt es an einer köstlichen Probe, sie hat den Meister in Stein, Farbe und Wort zu den bewunderndsten Strophen begeistern können. Aber solche Uebertragungen gelingen nur dem, der sich seinem Vorbilde wahlverwandt fühlt. Weil unser Witte den ersten Größen Italiens innerlich so nahe gestanden, darum hat er dieses Verständnis klassischer Meisterschaft so klar wiederzuspiegeln vermocht.

Derselbe Schriftsteller, der die Höhen und Tiefen der Kunst seines geliebten Italiens umspannte, war auch in dem modernen Vaterlande seiner Lieblingsstudien wol orientirt und konnte in gemütvoller, harmloser Plauderei sich über dessen Vorzüge und Zustände ergehen. Witte hätte auch als Salonschriftsteller oder Reisebeschreiber sein Glück gemacht, wenn seine Studien es erlaubt hätten, die Bahn weiter zu verfolgen, die er in dem Büchlein „Palermo" (Halle 1852) eingeschlagen und welche in den trefflichen sinnreichen Schilderungen gipfeln, die er unter dem Titel „Alpinisches und Transalpinisches" (Berlin 1858, mit Tafeln) herausgab. Der Forscher, welcher über den Stein von Tergeste (De Tergestino lapide epistola) sich ein Vierteljahrhundert vorher akademisch verbreitet hatte, war auch der fesselndsten, herzerquickendsten, Erzählung, fähig und wenn einst an seiner Wiege die Wunderkindschaft des Knaben die Welt um ihn in Erstaunen gesetzt und entzückt hat, so ist der Wundergreis, der jugendfrische silbergraue Erzähler so anmutiger Schilderungen ein neues, zweites oder

*) Zahlreiche Artikel in dem Jahrbuch der deutschen Dantegesellschaft haben seinen regen Anteil bezeugt.

*) Seine deutsche Uebersetzung von Boccaccio's Decamerone war eine Gelegenheitsarbeit, die in den Jahren 1828 bis 1830 in der Leipziger „Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes" (Band 21—23) erschienen ist.

drittes Wunder vor seinen Landsleuten gewesen: das Wunder einer so völlig bewahrten Geistesfrische im hohen Alter, bis in die letzten Tage seines 83. Lebensjahres, nach einer so wunderbar früh entwickelten Jugend!

Berlin. Trauttwein von Belle.



Fünf Gedichte von Sully-Prudhomme.

Deutsch von **Hugo Münsterberg** (Leipzig).

I.
An den Leser.

Nehmt hin die Blumen, die ich einst gefunden,
Ein müder Wandrer an der Straße Rand;
Ja, nehmt sie hin, wie ich mit leichter Hand
Für euch zum bunten Kranze sie gebunden.

Manch rote Rose hab' ich eingewunden,
Noch lenzesfrisch, wie ich sie dereinst fand,
Und Wasserlilien von der Woge Strand
Und Aehrengarben aus den Spätherbststunden.

Mein Leben ist der reiche Blütenkranz!
Und deins, o Freund? Ließ't du im Frühlingsglanz
Nicht auch dein Herz von Leid und Liebe singen?

Hast du nicht auch manch jungen Lenz verträumt,
Und endlich, eh das Leben ganz verschäumt,
Dich aufgerafft zu mannhaftem Vollbringen?

II.
Verlorner Schrei.

Wo heute stolz die Pyramiden ragen
Sah ich im Geist der Sklaven scheue Hast:
Ein Jüngling wankt blutrünstig von der Last,
Die er im Schweiß zum Königsgrab muss tragen.

Er zittert, bebt und duldet sonder Klagen,
Schon hat er keuchend seine Kraft verprasst:
Da schreit er auf, von wildem Schmerz erfasst,
Und stürzt zu Boden, wie vom Blitz geschlagen.

Und jener Schrei dringt gellend in die Ferne,
Er steigt und steigt hinauf bis an die Sterne,
Auf dass ein Gott den letzten Fluch erhört.

Er sucht den Richter, der gerecht entschiede —
Doch Cheops schläft in seiner Pyramide
Dreitausend Jahre nun schon ungestört.

III.
Fra Beato Angelico.

Der Morgenröte glühnde Wangen
Verkünden, dass der Tag erwacht;
Noch säumt er kaum mit goldnem Prangen
Die Felder, die noch leis umfangen
Vom frühlingsmilden Traum der Nacht.

Schon schwebt der Tag auf leichten Schwingen
Zum Klosterfenster leis empor,
Und um die alten Mauern singen
Die Vögel ihren Morgenchor.

Der Lorber und die Rose lauschen
Der Blumen mildem Frühgebet,
Indess wie reges Grüßetauschen
Leis bei des Baumes Plätscherrauschen
Der Frühwind durch den Garten weht.

Und schaut beim ersten Strahl der Sonne
Dann Fra Beato dieses Bild,
Fühlt er, wie Paradieseswonne
Ihm segensvoll entgegenquillt.

Da dringt durchs Gitter seiner Zelle
Ein Schimmer an die bleiche Wand
In rot und blau und lichter Helle,
Wie wenn die schwankende Libelle
Auf weißer Lilie Ruhe fand.

Den Mönch durchdringet junges Leben,
Zum Bilde wird der schwanke Glanz,
Und Engel sieht er aufwärts schweben,
Die heilge Jungfrau zu umweben
Mit überirdischem Flügelkranz.

IV.
Die Milchstraße.

Die blassen Sterne ging ich fragen:
„Könnt ihr denn nimmer glücklich sein?
Warum ergießt wie leises Klagen
Sich bleich und zitternd euer Schein?

Sinds Jungfraun, die mit lichten Kerzen
Dort wallen still im Trauerkleid,
Hintragend in gebrochnem Herzen
Ein junges sehnsuchtsvolles Leid?

Verkündet euer schwankes Blinken
Der frommen Andacht stille Glut?
Denn Tränen seh ich niedersinken
Und nicht der Strahlen goldne Flut.

Ihr, die ihr nun seit ew'gen Tagen
Dort oben glänzt in mildem Schein,
Was will die heiße Träne sagen?“
Da sprachen sie: Wir sind allein!

Du wähnest ein Gestirn beim andern,
Doch sind durch Welten wir getrennt,
Und nimmer trifft ein Strahl beim Wandern
Den Schwestergruß am Firmament.

Hinaus in finsterkalte Fernen
Versprühen wir das warme Licht! —
Da sprach ich leise zu den Sternen:
Kennt ihr das Los der Seelen nicht?

Auch jede Menschenseele glühet
In einsam ungeahnter Pracht,
Und ihr unsterblich Feuer sprühet
Voll Klage in die dunkle Nacht!

V.

Ende der Liebe.

Das welke Laub durchfröstelt kalter Schauer
Und zitternd neigt die Weide sich zum See,
Da klingts als klage sie mit leiser Trauer
Der dunklen Flut ihr herbstlich banges Weh.
„Dahin der Frühling, der uns einst umkränzte,
Ja, Blatt und Blüte sind dem Sturm zum Raub,
Und du, in dem mein junges Bild erglänzte,
Wirst heut zum Grabe für mein welkes Laub.“

Und da zur Flut die Blätter niedergleiten,
Tönt es herauf wie Klage mild und matt:
„O bleicher Liebling schöner Jugendzeiten,
Entsende nicht so zögernd Blatt auf Blatt.
Du ahnst nicht, wie dein leichter Kuss verwundet,
Der wuchtge Schlag des Ruders schmerzt nicht mehr,
Du ahnst es nicht, wie schwer das Herz gesundet
Bei deines Grußes steter Wiederkehr.

Erst schwingt ein Punkt, ein Kreis, bis fern zum Lande
Die schwanken Wellenringe ängstlich fliehn,
Und jede Blume fühlt am weiten Strande
Ein leises Zittern durch die Seele ziehn.
Du weißt, wie schwer ich die Erinnrung büße,
Warum trägst du so langsam sie zum Grab?
Nein, alle, alle deine Abschiedsgrüße
Schütt sie auf einmal grausam mir herab.



Londoner Briefe.

Englische Sagenforschung.

(Schluss.)

Wie Herr Dahle bemerkt, haben manche malagassische Sagen eine „verdächtige orientalische Färbung“; auch komme der, der orientalischen, besonders der hebräischen Dichtung so eigentümliche Gleichlauf des Ausdrucks, oder Parallelismus der Glieder, bei ihnen vor. Nun könnte gewiss süd-indischer Einfluss beim Volke von Madagaskar tätig gewesen sein. An den hier befindlichen Howa fiel mir im Gesichtsschnitte große Aehnlichkeit mit einem mir vor Jahren in London bekannten Prinzen der nahe bei Madagaskar liegenden Komoro-Eilande auf, der sich mit einem seiner mitgekommenen Verwandten als Abkömmling des Propheten Mahommed bezeichnete, auch in Konstantinopel vom Sultan als solcher anerkannt und im Palast beherbergt wurde. Die beiden Komoro-Prinzen waren von ganz verschiedenem Schnitt des Antlitzes. Der eine trug klar den semitischen Stempel; seine rein arabische Abkunft war unzweifelhaft. Der andere schien mir das Gepräge von Indiern aus dem Tamul-Stamme zu haben; und auf Befragen antwortete er in der Tat: seine Mutter sei aus Süd-Indien. So weit nach den hierher gekommenen Howa ein Schluss gezogen werden kann, ließe sich ein alter süd-indischer Einfluss auf diesen, jetzt in der Mitte von Madagaskar wohnenden Stamm wohl annehmen. Eine gewisse orientalische Färbung ihrer Sagen läge darnach nahe.

Uebrigens ist der Gleichlauf des Ausdrucks durchaus nicht ausschließlich „orientalisch“ oder hebräisch. Wie sich vom Stabreim starke Spuren selbst in den klassischen Sprachen finden, so ist der Parallelismus andererseits auch stellenweise auf germanischem Sprach- und Dichtungsgebiet zu finden; u. a. in der Edda. In Madagaskar treffen wir wieder auf ihn! Diese Bezüge des anscheinend Fernsten zum Nächstliegenden mehren sich bekanntlich bei jeder genaueren Forschung.

Dass freilich geistliche Schriftsteller, bei einem ihnen vorkommenden Parallelismus, wesentlich an die heiligen Schriften der Hebräer denken, kann man sich leicht erklären. Weniger verständlich ist es, wenn Herr Sibree, bei Besprechung der auf Lebensweisheit bezüglichen Sprüche der Malagassen, das bekannte: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (Paul an die Korinther, I, 15, 33) nur als „heidnisch“ gelten lassen will. Steht denn dasselbe nicht auch zehn- und zwanzigmal im sogenannten Prediger Salomo? Aber selbst die Bibel ist in den Kreisen, wo sie am Besten gekannt sein sollte, nicht immer nach Gebühr gekannt. In England gehen ein paar Sprichwörter als angeblich biblische um, die von modernen Schriftstellern herstammen!

Der Gedanke an des Lebens Kürze, an die Ungewissheit eines Jenseits, und die Mahnung zum Genuss, findet sich bei den Malagassen ebenso, wie beim Prediger Salomo. In ihren launigen oder leidenschaftlichen Darstellungen erinnern sie uns durch gewisse Formen — z. B. durch die Vorsetzung der Silbe „Ra“ bei Tieren, Pflanzen und Mächten der Natur — an eine im Englischen kaum mehr anwendbare, im volkstümlichen deutschen Ausdruck jedoch noch zulässige Sprechweise. Wie wir „Herr Storch“, „Herr Fuchs“, „Frau Sonne“, „Herr Mond“ sagen können, so auch die Malagassen. Dieser Silbenvorsetzung bei Gegenständen der Natur gedenkt Herr Sibree bei Mitteilung eines malagassischen Spruches über die weitreichende Macht der Einbildungskraft. Da heißt es:

„Sonne ist mein Vater; Mond ist meine Mutter; die Sterne sind meine Untertanen; Betsimitatatra (die große, mit Reis angebaute Ebene westlich von Antananarivo) ist mein Feld; die Erscheinungen am Himmel sind meine Gewehre, und die Donnerkeile meine Geschütze, mit denen ich auf alle, die mich hassen, feuern will“.

Ebenso pomphaft leidenschaftlich, wie Münchhausenisch launig übertrieben!

Und wie im Griechischen, Lateinischen, Englischen u. s. w., so ist die Sonne auch hier männlichen Geschlechts, der Mond weiblichen — im Gegensatz zu unserer jetzigen Auffassung. Denn nicht Viele wissen, dass noch in mehreren Gedichten von Hans Sachs eine alte deutsche männliche Bezeichnung des großen Tagesgestirns („der sun“) zu finden ist.

Echter Humor kennzeichnet mancherlei komische Schilderungen und „Wettproben in der Ruhmredigkeit“ bei den Malagassen. Tiefes Gefühl ist gewiss der folgenden Klage eines Kriegsgefangenen eigen, der von der Küste nach dem mittleren Gebirgsland der jetzt das Reich beherrschenden Howa geschleppt wurde:

O könnt' ich Vater und Mutter schauen!

1. Wohin, o Vogel, schwingst du dich bei Nacht in die Ferne? Hast du im Spiele verloren, oder hat man dich gebüßt, dass du so davoneilest?

2. Nicht im Spiel hab' ich verloren; noch ist mir Buße auferlegt. Frei schweife ich über meine Bahn dahin. Am Orte der Freude aber, da ruh' ich mich aus.

3. Ah wol, o Vogel! Hätt' doch ich auch Gefieder und vermöchte zu fliegen, damit ich dorthin könnte auf des hohen Baumes Wipfel, um hinüber zu schauen, Vater und Mutter zu sehen — aus Furcht, sie könnten tot, aus Furcht, sie könnten krank sein. Lang' sind wir schon von einander getrennt; denn in Knechtschaft hielt man uns hier und verfolgt uns mit Büchse und Speer. Sklaven sind wir hier in Imerina. Der Düngerhaufen ist unser Busenfreund; der Spaten unser leiblicher Bruder; der Lastkorb unser Gefährte. Unser Nacken wartet des hölzernen Halsbandes; unser Rücken des Eisens; unser Fuß der Fessel. Und Vater und Mutter seufzen ihr Leben in Vohibeh aus. So seid denn gegrüßt, bis wir uns wiedersehen; denn lang ist unsere Trennung gewesen!“

Ist das nicht menschlich tief gefühlt und wie in einem deutschen Volksliede gesagt?

Wie sich nord- und ost-afrikanische Bezüge im Beschneidungsgebrauch, so geben sich malaiisch-polynesische in der Sagenwelt von Madagaskar kund. An Blut und Sprache ist der letztere Zusammenhang bekanntlich längst festgestellt. In den malagassischen Volksmären aber tauchen fabelhafte Tierwesen auf, die auf das Flusspferd einer- und das Känguruh andererseits hinweisen. Beide Tiere sind auf der Insel nicht vorhanden. So ragt denn Madagaskar auch auf dem Sagengebiete wie ein Verbindungsglied zwischen Afrika und der australischen Welt aus dem Meere empor.

Zu seinem Beitrag über „Babylonische Volksmären“ im „*Folk-Lore Journal*“ bemerkt Prof. Sayce:

Babylonien sei ein wahres Schatzhaus von Mythen gewesen, von denen viele durch die Hände der Phöniker nach Griechenland gelangten. Die babylonische Literatur habe doch nur die Gelehrten und die Gebildeten im Auge gehabt, also diejenigen Stände, unter welchen Volksmären am wenigsten gefunden werden. Die Keilschrift-Tafeln seien daher arm an solchem Stoff. Ein auf Sargon I. (etwa 1900 vor der christlichen Zeitrechnung) bezügliches Stück habe sich jedoch erhalten. Da Sargon, der an die syrische Küste und bis nach Cypern vordrang, zwar einer Prinzessin Kind, aber von unbekanntem Vater war, so bildete sich leicht um ihn eine Art Volksroman.

Aus der mitgeteilten Uebersetzung erhellt, dass von Sargon (wie von Moses, dessen Auffindung im Wasser bekanntlich babylonischer Sage nachgedichtet ist) in der genannten keilschriftlichen Mär eine Aussetzung auf dem Fluss in einem Binsenkörblein berichtet wird. Merkwürdig genug heißt der Bewässerungsbeamte, welcher das Binsenkörblein mit dem Kinde Sargon auffand und Letzteren erzog, „Akki“. Damit kommen wir, wie mir scheint, auf eine das Wasser selbst bedeutende Wurzel dieses Namens.

Unter den von Sargon beherrschten Völkern werden in der erwähnten Tafel die vor-semitischen Akkadier als „schwarzköpfig“ bezeichnet. Zu den Gesetzen und Gebräuchen dieses Volkes bemerkt Prof. Sayce: „unter den Akkadiern sei die Frau, nicht der Gatte, das Familienhaupt gewesen. Nur durch die Mutter habe daher der Held königliche Abkunft herleiten können. Der Vergleich mit dem anderwärts auftretenden „Mutterrechte“ liegt nahe.

Ein zweites, auf Volksmären bezügliches Keilschrift-Täfelchen mit akkadischem Text und assyrischer Uebersetzung ist leider nur ein Bruchstück. Es ist sozusagen ein Blatt aus einem Lesebuch, das bestimmt war, die tote akkadische Sprache von Chaldäa den babylonischen Kindern späterer Zeit zu lehren! Leichte Stellen aus dem Akkadischen wurden dafür gewählt und mit assyrischer Uebersetzung versehen. Dazwischen sind Uebungen in den verschiedenen Arten einer möglichen Uebertragung mitgeteilt. Anstatt: „sein Sohn“ heißt es also da: „seine Sohnschaft“; „als Sohn rechnete er ihn“; „ins Verzeichnis der Sohnschaft schrieb er ihn ein“ u. dgl. m. Gleich den Lesebüchern der heutigen Kinderstuben sind Geschichten gewählt, die für die Kleinen Anziehungskraft besitzen; also hier eine Findlings-Sage von einem Kinde, das weder Vater noch Mutter hatte, nicht Vater noch Mutter kannte.

„Im Fisch-Teich erinnerte man sich seiner,“ sagt der akkadische Text. „In den Fisch-Teich kam es,“ sagt, vielleicht ungenau, die assyrische Uebertragung. Sollte der Fisch-Teich, möchte ich fragen, etwa ein akkadischer Kindleins- oder Milchbrunnen gewesen sein, der für eine neugierige deutsche Kinderwelt manchmal als Erklärungsgrund des Erscheinens eines neuen Weltbürgers ausgegeben wird?

Wie nahe das Altertum auf diese Weise an uns herankommt!

Aus kurzen, wol beim Pflug und sonst auf dem Felde gesungenen Liedern des akkadischen Bauern teilt Prof. Sayce ebenfalls Stücke mit. Sie sind teilweise geringen Inhalts. Bei manchen liegt jedoch ein starker Sinn in dürftiger oder knapper Form:

Gleich einem Ofen,
Einem alten Ofen,
Sei deinen Feinden
Hart und fest!

Erinnert das nicht an unser: „Landgraf, Landgraf! werde hart!“?

Das Korn steht hoch,
Und blühend schön,
Wir wissen warum.
Das Korn steht voll Grannen,
Und blühend schön.
Wir wissen, warum.

Ob des Todes Frucht
Ich auch essen mag —
Die Frucht des Lebens,
Mög' ich sie erzeugen!

Das klingt an ein bekanntes Gedicht Shelley's über die Leiden der arbeitenden Menge an — nur mit dem Unterschiede, dass durch das babylonische Lied ein entsagender Geist tönt.

Eine Färse bin ich,
Gejocht mit der Kuh.
Die Pflugsterze ist stark;
Lüfte sie! lüfte sie!

Ist das nicht ein jammernder Aufschrei eines allzu jung Ueberarbeiteten, der um Erleichterung des Joches fleht? So wenigstens dünkt mir die richtige Auslegung. Prof. Sayce sagt dagegen: „Das obige und zwei folgende Lieder seien offenbar von den Treibern an die Ochsen gerichtet".

Meine Kniee wandeln;
Nicht ruhn meine Füße.
Ohne eigenen Wohlstand
Machst Korn du für mich.

Auch dies scheint mir eher eine Anspielung auf die Feldarbeiter selbst zu sein, obwol das Bild vom dreschenden Ochsen genommen ist. Vielleicht sind sogar die zwei ersten und die zwei letzten Zeilen ein Sang und Gegensang des Knechtes zum Herrn, und des Herrn zum Knechte, wie sich Sang und Gegensang auch im Hohen Liede des Salomo findet.

Ein Stück Götterlehre scheint mir in Folgendem enthalten, das sich ganz eddisch liest:

Wenn Uebles du tust,
Zur ewigen See
Sicher führst du dahin.

Ist das nicht die Wasserhölle in „Der Seherin Ausspruch" (Völuspâ; 43), die ich nicht für ein christliches Einschiebsel halte, obwol sich sonst in der Edda mehrere solcher Einschiebsel finden. Reicht doch die Ansicht von einem Leidensorte im Meere bis ins indische Altertum zurück. Nicht vergessen darf werden, dass auch die alt-germanische Religion, wie alle anderen, Spuren eines Zusammenfließens der verschiedenartigsten Glaubensformen zeigt.

Aus den weiteren Beiträgen zu dieser Nummer des *„Folk-Lore-Journal"* hebe ich hervor, dass der uralte Aberglauben von dem Nutzen der Opferung und Einmauerung eines menschlichen Wesens, zum Zweck der Dauerhaftigkeit eines Neubaues, sich sinnbildlich bei den Römern in der Einmauerung zerbrochener Bildsäulen erhalten hatte. Rumänische Baumeister legen, statt dessen, einen noch billiger zu habenden Stock von der Höhe eines von ihnen erkorenen oder gemessenen Mannes in den Grundbau. Im Innern einer Bastei der Londoner Mauer fand man vor ein paar Jahren die Bildsäule eines römischen Standarten-Trägers. Unter den Mauern zweier Rundtürme in Irland, der einzigen, die man aufgrub, lagen menschliche Gerippe.

Auch für den Bau galt also Blut als ein ganz besonderer Saft.

In den „Feen-Geschichten aus Schottland" treffen wir auf dieselbe Erzählung von der nächtlichen Abholung einer Hebamme in die glänzend erleuchtete unterirdische Halle, wo eine Fee in Wehen liegt, wie in deutschen und nordischen Nixen-Sagen. Eine noch umgehende Meermaid- oder Wasserjungfrau-Sage aus der Umgegend von Hayfield, in Nord-England, wird am Schluss der diesmaligen Nummer mitgeteilt. Wer die Wasserjungfrau baden zu sehen das Glück hat, soll nimmermehr sterben.

Des Wassers Schöpfungs- und ewige Verjüngungskraft ist, wie in so vielen anderen, auf Strom, See und Meer bezüglichen Sagen aller Völker, auch in dieser Mär versinnbildlicht. Doch scheinen nicht viel Leute bei Hayfield des Anblickes der Wasserjungfrau teilhaftig geworden zu sein. Wenigstens wird keiner von ihnen als irgendwie unsterblich gemeldet.

Erwähnen will ich noch, dass von zwei Mitgliedern der „Gesellschaft für Sagenkunde", dem Schriftführer G. L. Gomme und Hrn. H. B. Wheatley, so eben die Wiederherausgabe der älteren englischen Volksbücher veranstaltet wird. Auch darin ist in England noch viel zu tun. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gingen diese Volksbücher stark in England um. Zunächst sind für die Neuveröffentlichung „Die sieben weisen Meister von Rom" (nach Wynkyn de Worde's zu Druck, etwa aus dem Jahre 1505); „Die alte, wahrhaftige und wunderbare Geschichte der vielduldenden Grisel", d. i. Griseldis (17. Jahrhundert); „Die liebliche Geschichte von Thomas Hickathrift"; „Die Geschichte der Mutter Bunch aus dem Westen" (17. Jahrhundert), und aus der gleichen Zeit: „Die berühmte und merkwürdige Geschichte von Sir Richard Whittington" bestimmt.

Später sollen „Die Sieben Kämpfer der Christenheit". „Die gar liebliche und wandelbare Geschichte des Fortunatus" u. a. folgen. Mit einem Worte: England fängt an, sich mit der deutschen Sagenforschung in Reih' und Glied zu stellen.

London.

Karl Blind.



Ungarische Volksballaden.

(Schluss.)

V. Barcsai.*)

„Vater, Vater, Vater, lieber guter Vater!
Meine liebe Mutter wahrlich liebt den Barcsai."
„Hörst du, Weib, o hörst du, was dies Kind da plaudert?"
„Höre, was es plaudert, hör' es, liebster Gatte!
Töricht ist das Mädchen, weiß nicht, was es redet."
Und er eilt von hinnen, fort auf Klausenburg zu;
Ging die Hälfte Weges, kehrte von dort wieder,
Langt' zu Hause an.

*) Der Name ist *Bar-tscha-i* (zuweilen im Verse zweisilbig *Bartschaj*) zu sprechen.

„Oeffne, Weib, die Thüre, öffne, Gattin, öffne!"
„Ja, ich öffne, Mann sie, öffne sie, mein Gatte!
Lass den feinen Rock nur um den Leib mich werfen,
Lass die Linnenschürze schnell nur um mich binden,
Lass den Spitzenschleier mich aufs Haupt nur setzen,
Lass die roten Stiefel nur mich eilig antun."
Aber jener sprengte des Palastes Türe:
„Gib mir her, gib mir her jener Truhe Schlüssel!"
„War beim Nachbar drüben, stieg den Zaun hinüber,
Dort hab' ich verloren jener Truhe Schlüssel,
Doch ich find' ihn wieder früh am roten Morgen."
Aber jener sprengte rasch der Truhe Wand ein
Und herausfiel Barcsai aus der grossen Truhe,
Und er fasste wild ihn, schlug ihm rasch das Haupt ab.
„Komm heran, komm heran, komm, Weib, meine Gattin!
Von drei Todesarten magst du eine wählen:
Soll ich dich erschiessen oder soll dich köpfen,
Oder willst du mir sechs Gästen lustig leuchten?"
„Von drei Todesarten wähl' ich mir die eine:
Will dir und sechs Gästen, will euch lustig leuchten."
„Höre, Diener, höre, bring' herein das Leintuch
Und den Topf voll Pech auch, —
Fasset sie am Haupte, hüllt sie bis zum Fuß ein,
Steckt am Fuß in Brand sie, brennt sie bis zum Haupte.'
O mein Gott, o mein Gott! O was hab' getan ich,
Hab' mein Weib getötet, Barcsai getötet!

Die Tragödie der verbotenen Liebe, — ein Lieblingsstoff aller Volksdichtung, voll Leben, Bewegung und Leidenschaft.

Verwandt diesem Gedichte nicht nur dem Stoffe nach, sondern auch durch Uebernahme ganzer Verse und vieler Wendungen ist die folgende Ballade:

VI. Balthasar Bátori.

Judith saß, die zarte schwache Frau, am Tische,
Wiegte mit dem Fuß die schöne goldne Wiege:
„Schlaf', mein Söhnchen, schlafe, schlaf', mein holder Junge!
Denn dein Vater ist nicht Balthasar von Bátor,
Denn dein Vater ist der Feldherr Siebenbürgens,
Der die schöne goldne Wiege dir gegeben,
Die an den vier Ecken vier Goldringe zieren,
Der aufs Köpfchen dir den Federhut gegeben."
An der Türe lauschte Balthasar, der Gatte:
„Wage nicht zu leugnen, was du, Weib, gesprochen!"
„Nein, ich will's nicht leugnen, teurer Herr, mein Gatte!
Meine Mägde schalt' ich, meine schlimmen Mägde,
Die die schönsten Blumen, Knospen noch, mir brachen,
Sträuße daraus banden, sie den Burschen gaben."
„Wagst du doch zu leugnen, was du, Weib, gesprochen?
Oeffne rasch die Türe, öffne rasch sie, Gattin!"
„Ja ich öffne, Mann, sie, öffne sie, mein Gatte,
Lass die roten Stiefel nur mich eilig antun,
Lass den feinen Rock nur um den Leib mich werfen."
Doch ihm währt's zu lange, sprengte rasch die Türe:
„Sei bereit auf morgen, Weib, auf morgen Mittag,
Auf den Rosenplatz hin, hin zur blut'gen Richtstatt! —
Wo bist du, mein Diener, komm, mein liebster Bote,
Schirre mir sechs Pferde eilig vor die Kutsche!"
Fertig war der Wagen und sie fuhren weiter
Und sie fuhren weiter und sie langten dort an.
„Warte doch, warte doch, warte, schwarzer Henker!
Auch den Toten läutet dreimal aus die Glocke,
Meinem armen Haupte klang kein einz'ger Ton noch."
Sieh, da langte an der Feldherr Siebenbürgens:
Er umarmt sie einmal und er küsst sie zweimal,
Er umarmt sie zweimal, gibt ihr hundert Küsse:
„Mein bist du, mein bist du, Weib! und keines andern!"

Judith ist keine Ehebrecherin, sondern ein unglückliches Weib, das man aus den Armen des Geliebten gerissen und zur Ehe mit dem ungeliebten Mann gezwungen hat. Die Frucht ihrer Jugendliebe, mit der sie in die Ehe eintritt, bringt ihr Verderben; — der Geliebte, den sie mit Gewissheit erwartet, langt zu spät an und findet nur mehr ihre Leiche.

Unstreitig eine Parodie dieser tragischen Ehebruchs-Balladen ist das folgende Gedicht:

VII. Gyurka*), der Nachbarsjunge.

In dem Fenster lag das zarte Serben-Weibchen,
Vor dem Fenster geht der Barbierjunge Gyurka:
„Komm herein, komm herein, Nachbarjunge Gyurka!
Komm herein, komm herein, Nachbarjunge Gyurka!

„Habe gutes Bier da, habe guten Wein da,
Gebe ohne Geld dir, andre müssen zahlen,
Niemand ist zuhause, bin allein zuhause!
Niemand ist zuhause, bin allein zuhause!

„In die Stadt um rote Stiefeln ist mein Gatte,
In den Wald um Kornel-Ruten ist mein Vater,
In die Mühl' um weißes Mehl ist meine Mutter,
In die Mühl' um weißes Mehl ist meine Mutter."

Und sie lockt so lang den Nachbarjungen Gyurka,
Bis sie in ihr Zimmer eingelockt ihn hatte. —
Plötzlich kommt nach Hause der geliebte Gatte,
Plötzlich kommt nach Hause der geliebte Gatte.

„Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel,
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten,
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten."

„Gleich lass' ich herein dich, liebster Mann, mein Gatte,
Lass nur erst mein Röckchen um den Leib mich werfen.'
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder,
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder:

„Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel,
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten,
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten."

„Gleich lass' ich herein dich, liebster Mann, mein Gatte,
Lass nur erst die Schuhe an den Fuß mich ziehen.'
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder,
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder:

„Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel,
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten,
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten."

„Gleich lass' ich herein dich, liebster Mann, mein Gatte,
Lass mein schwarzes Kleid nur in der Eil' mich antun'.
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder,
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder:

„Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel."
Und sie ließ ins Zimmer den geliebten Gatten,
Unterm rechten Arme ließ hinaus sie Gyurka.

VIII. Boriska.**)

„Um dein schönes Kind, um Boriska wir kamen,
Gib dein schönes Mädchen, gib den Türken her sie!"
„Tritt, Kind, auf die Steinbank, tritt, Kind, auf die Steinbank,
Blick' hinaus zum Fenster, sprich, was siehst du unten?"
„Sehe drei Glaskutschen, seh' neun güldne Fahnen —
Hattet ihr kein Brot mehr, nicht ein Stücklein Brotes,
Nicht ein Stücklein Brotes, keinen Becher Wein mehr,
Dass ihr mich verkaufen musstet diesen Türken?"
Und sie ging ins Gärtchen, warf sich auf den Rasen,
Schluchzte laut und klagte: Blumen, meine Blumen!
Welket bis zum Stamme, dorret bis zur Wurzel, —
Mag die Welt erkennen, dass um mich ihr trauert!
Und sie ging ins Zimmer, warf sich auf das Lager,
Schluchzte laut und klagte: Kleider, meine Kleider;
Fallt herab vom Nagel, modert auf der Erde. —
Stiefmutter erkenne, dass um mich ihr trauert!

---

*) Sprich *Djur-ka*. Koseform für *György* (sprich *Djördj*) = Georg.

**) Sprich *Bo-risch-ka*, Koseform zu *Barbara* = Bärbel.

Aus der Zeit der Türkenherrschaft. Die Stiefmutter hat ihre schöne Tochter den Türken verkauft, wenigstens schreibt das unglückliche Mädchen ihr trauriges Geschick der Stiefmutter zu. — Zahlreiche Daten aus der Türkenzeit beweisen es, dass die muhamedanischen Eroberer vor allem nach den schönen Töchtern des Landes fahndeten und dieselben mit List und Gewalt, offen und geheim raubten und sich aneigneten.

Es ist übrigens charakteristisch, dass der mehrhundertjährige Verkehr der Ungarn und der Türken und die beinahe zwei Jahrhunderte währende Türkenherrschaft im Lande in der ungarischen Dichtung so wenig Spuren zurückgelassen hat. Oder sollte alles in Verlust geraten sein?! Wie ganz anders befruchtete die Herrschaft der Araber die Poesie des spanischen Volkes, dessen schönste Dichtungen eben den Anregungen der Maurenzeit ihre Entstehung verdanken!

IX. Peter von Gelicze.

Sieh, und es trafen sich zwei gewalt'ge Helden:
Simon von Zetelak, Peter von Gelicze.
Und es fragte jenen Simon von Zetelak:
‚Wer bist du, was bist du, weshalb kamst du hieher?'
Und es sagte Antwort Peter von Gelicze:
‚Kennst mich nicht, sahst mich nie, — kannst mich nicht erkennen;
Doch gewiss hörtest du viele meiner Taten,
Wisse denn, ich bin es, Peter von Gelicze!
Auf der weiten Erde gibts nur einen Helden,
Der mir ebenbürtig!
Ihn nur such' ich, ihn nur, lass' ihn nicht am Leben —
Du bist es, du bist es, Simon von Zetelak!'
Und der Kampf entbrannte, — als der Abend anhub,
Und der Kampf noch währte, — als der Morgen graute.
Und der Kampf entbrannte, — als die Glocke tönte,
Und der Kampf noch währte, —
Schwarze Mitternacht war's, — als der Kampf zu Ende.
Und es sprach zu jenem Simon von Zetelak:
‚Schade wär' es, schade, wenn ich dich erschlüge,
Lass uns Frieden schließen!
Gib dein Schwert, gib dein Pferd, beide gib zum Tausche,
Und ich geb' dir Frieden!'
Simon von Zetelak zu dem Ross sich wandte,
Peter von Gelicze eilig nach ihm stürmte,
Und bei seinem Pferde floss sein Blut zur Erde,
Auf die Hand des Mörders, Peters von Gelicze.

* * *

‚Peter von Gelicze, sprich, wo du gewesen?'
„In der Feste Fogaras, beim Wojwoden Stanislaus!"
‚Peter von Gelicze, dies ist nicht dein Reitpferd!'
„Michael der Wojwode, gab es mir auf Déva!"
‚Peter von Gelicze, wessen ist dies Schlachtschwert?'
„Mein ist es!" ‚Das lügst du! Nicht dein Name steht drauf!'

Peter von Gelicze! Auch der Winter sagt es (?):
Simon von Zetelak — du hast ihn ermordet,
Du hast ihn ermordet!
Doch bei Gott, ich schwör' es, vor die Füße leg' ich
Dir dein struppig Haupt!

Diese Ballade wurde erst am 24. Dezember 1882 in dem politischen Tageblatt *Nemzet* veröffentlicht. Besonderes Interesse erhält das Gedicht durch die historischen Persönlichkeiten, auf die es anspielt. — Michael, auf den sich der Held beruft, ist der berühmte Wojwode der Moldau, der Söldling Kaiser Rudolfs, der in den Jahren 1590—1601 in Siebenbürgen wütete und hier sein Ende fand.

X. Frau Bodrogi.

Bitter klagt die Arme, die gefangne Arme:
„Sieben Jahre sind's heut und drei Tage drüber,
Dass in schwere Haft ich, grause Haft geraten;
Wo mein Fleisch erreicht' ich, musst' mein Fleisch ich essen,
Wo ich's nicht erreichte, fraßen's Kröt' und Schlangen;
Wo mein Blut erreicht' ich, musst' mein Blut ich trinken,
Hab' aus Arm' und Beinen oft mein Blut gesogen.
Wer von seinem Brote mir die Rinde gäbe,
Er gelangte sicher zu des Himmels Freude;
Wer in seinem Glase Wasser mir darreichte,
Er genösse sicher aller Himmel Segen."

An der Türe lauschte der Gefangnen Dien'rin:
‚Herrin, meine Herrin, gnäd'ge edle Herrin!
Wüsst' euch was zu sagen, wenn ihr mich nicht straftet.'

Bitter klagt die Arme, die gefangne Arme:
„Sieben Jahre sind's heut und drei Tage drüber,
Dass in schwere Haft ich, grause Haft geraten;
Wo mein Fleisch erreicht' ich, musst' mein Fleisch ich essen,
Wo ich's nicht erreichte, fraßens Kröt' und Schlangen;
Wo mein Blut erreicht' ich, musst' mein Blut ich trinken,
Hab' aus Arm' und Beinen oft mein Blut gesogen,
Wer von seinem Brote mir die Rinde gäbe,
Er gelangte sicher zu des Himmels Freude:
Wer in seinem Glase Wasser mir darreichte,
Er genösse sicher aller Himmel Segen." —

„‚Eh' ich ihr die Rinde meines Brotes gäbe,
Lieber würf' ich hin sie meinem Hund zum Fraße;
Eh' ich Wasser ihr in meinem Glase reichte,
Lieber wollt ich tränken meines Hanses Boden;
Fasset sie und schleppt sie, schleppt sie hin zum Richtplatz!'"

‚Warte doch, warte doch, du gestrenge Herrin!
Auch den Toten läutet dreimal aus die Glocke,
Meinem armen Haupte soll kein Ton erklingen?
Wessen Tochter warst du, du gestrenge Herrin?'

„‚Franz Bodrogis Tochter bin ich stets gewesen!'"

‚O wenn du die Tochter Bodrogi's gewesen,
So bin ich die Gattin Brodogi's gewesen,
Franz Bodrogi's Gattin, deine wahre Mutter.'

„‚O so komm herein doch, komm doch, liebe Mutter,
Will in Milch dich baden, dich mit Butter salben.'"

‚Sollst mich nimmer baden, sollst mich nimmer salben,
Hast im finstern Kerker mich genug gesalbet;
Gott soll dir es, Tochter, Gott es dir vergelten.'

Das Gedicht macht den Eindruck eines Fragments, da aus demselben nicht klar wird, weshalb die grausame Dame die ihr — wie es scheint — unbekannte Mutter so lange in grässlicher Gefangenschaft hält und sogar hinrichten lassen will. Der Ballade liegt wahrscheinlich eine tatsächliche Begebenheit zu Grunde, welche den Hörern bekannt war und bei ihnen das Verständnis des Gedichtes vermittelte und zugleich die Wirkung desselben erhöhte.

XI. Schön Anton.

‚Mutter, liebe Mutter! wahrlich, ich muss sterben,
Wahrlich, ich muss sterben um Helene Varga!'
„Stirb nicht, Sohn, o stirb nicht, stirb mir nicht, schön Anton!
Will dir eine schöne Wundermühle bauen;
Drauf das erste Rad soll weiße Perlen treiben,
Drauf der Mittelstein soll süße Küsse werfen,
Drauf das dritte Rad soll kleine Münzen streuen;
Denn das ist der Liebe allererste Regel!
Dies zu schauen kommen Jungfraun, schöne Mädchen,
Unter ihnen ist wol auch Helene Varga."
— Mutter, liebe Mutter, lass mich eilig hingehn
Zu der Wundermühle!
— Geh nicht, Tochter, geh nicht zu der Wundermühle:
Netze sind geworfen, um den Fuchs zu fangen!

„Mutter, liebe Mutter, wahrlich, ich muss sterben,
Wahrlich, ich muss sterben um Helene Varga!"
„Stirb nicht, Sohn, o stirb nicht, stirb mir nicht, schön Anton!
Will dir eine schöne Eisenbrücke bauen,
Sie zu schauen kommen Jungfraun, schöne Mädchen,
Unter ihnen ist wol auch Helene Varga."
— Mutter, liebe Mutter, lass mich eilig hingehn
Zu der Eisenbrücke!
— Geh nicht, Tochter, geh nicht zu der Eisenbrücke:
Netze sind geworfen, um den Fuchs zu fangen.
„Mutter, liebe Mutter, wahrlich, ich muss sterben,
Wahrlich, ich muss sterben um Helene Varga!"
„Stirb nicht, Sohn, o stirb nicht, stirb mir nicht, schön Anton!
Spiele nur den Toten;
Dich zu schauen kommen Jungfraun, schöne Mädchen,
Unter ihnen ist wol auch Helene Varga."
— Mutter, liebe Mutter, lass mich eilig hingehn
In die Totenkammer!
— Aus der Totenkammer kehrst du nimmer wieder.
„Auf, mein Sohn, erwache, stehe auf, mein Anton!
Um die du gestorben, vor dem Hause steht sie.
Auf, mein Sohn, erwache, stehe auf, mein Anton!
Um die du gestorben, in dem Hofe steht sie.
Auf, mein Sohn, erwache, stehe auf, mein Anton!
Um die du gestorben, dir zu Füßen steht sie."
— Wahrlich, niemals sah ich solchen schönen Toten! . . .
Lächelt doch sein Auge, Küsse winkt die Lippe,
Sprungbereit die Füße. . . .
Und er sprang empor und schloss sie in die Arme.

Eine originelle Dichtung. Anton liebt Helene, aber ohne Hoffnung, vielleicht in Folge eines Zwistes. Antons Mutter sucht die Geliebte mit List zu ihrem Sohn zu locken; in den ersten beiden Fällen weiß Helenes Mutter, die vielleicht das Verhältnis nicht wünscht, die Tochter zurückzuhalten, indem sie die Nachricht von der Wundermühle und der Eisenbrücke als Netze bezeichnet, in denen Helene, der Fuchs, gefangen werden soll. Die dritte List gelingt; auf die Nachricht von Antons Tod eilt Helene, den Geliebten noch einmal zu sehen; sie betrachtet ihn, der sich tot stellt, erkennt den Scherz und den Zweck desselben, und wird Antons Weib. — In einer Variante, welche nur unvollständig erhalten ist, wird neben der Wundermühle ein Wunderturm als Lockmittel erwähnt. Hier wird auch das Wild, dem die Netze gelten, passender ein Fisch genannt.

XII. Des Räubers Weib.

„Viel hab' ich gebeten meine Eltern beide,
Dass sie nicht mich gäben auf die eis'gen Berge,
Auf die eis'gen Berge, dem gewalt'gen Räuber!
Jetzt auch ist er draußen, lauert auf dem Kreuzweg,
Gibt für ein'ge Kreuzer seiner Seele Heil hin.
Bin es müd, im Zwielicht aus dem Bett zu steigen,
Aufzustehn im Zwielicht, an den Fluss zu eilen,
An den Fluss zu eilen, blut'ge Wäsche waschen."
„Was weinst du, was weinst du, holdes schönes Weibchen?"
„Nicht weint' ich, nicht weint' ich, ich war in der Küche,
Des Eichholzes Rauch hat mir entlockt die Tränen."

Die Klage des jungen Weibes, das ihre Eltern dem Räuber der Berge vermählten. Sie klagt ihr Loos, aber verrät den Gatten nicht; auf die Frage des Fremden, weshalb sie geweint, schreibt sie ihre Tränen dem Rauche in der Küche zu.

Eine Variante der Ballade stellt Mann und Frau einander gegenüber. Sie lautet vollständig:

„Schwer wird mir's, schwer wird mir's, früh am Tag aufzustehn,
Vor des Morgens Grauen blut'ge Wäsche waschen,
Sie mit Tränen netzen, sie mit Klagen plätten.
Viel hab' ich gebeten meine Eltern beide,
Dass sie mich nicht gäben dem berühmten Räuber.
Der gewalt'ge Räuber, jetzt auch ist er draußen,
Lauert auf dem Kreuzweg und beraubt die Leute,
Gibt für wen'ge Kreuzer seiner Seele Heil hin."
An der Türe horchte der gewalt'ge Räuber,
Hört, wie seine Gattin ihr Geschick bejammert:
„Oeffne, Weib, die Türe, öffne mir, o Gattin!"
„Offen ist sie, offen, lieber guter Gatte!"
„Was weinst du, was weinst du, liebes gutes Weibchen?"
„Nicht weint' ich, nicht weint' ich, lieber guter Gatte!
Ich war in der Küche, legte Holz aufs Feuer,
Des Eichholzes Rauch hat mir entlockt die Tränen."
„Was weinst du, was weinst du, liebes gutes Weibchen?
Morgen will um Mittag ich das Haupt dir abhaun!"
Und es eilt die Hausfrau, und sie ruft den Diener:
„Johann, höre, Johann, hör' auf meine Worte!
Richte meine Kutsche, hol' meine sechs Pferde,
Morgen führ' um Mittag fort mich auf den Richtplatz!
Wenn mein Haupt gefallen, wasche es in Rotwein,
Wasche es in Rotwein, hüll's in zartes Linnen!
Leg's in meine Kutsche, führ' es in die Moldau,
Setz' es auf den Teller meinen Eltern beiden.
Mag aus meinem Loos die ganze Moldau lernen:
Dass Niemand die Tochter einem Räuber gebe!"

Verwandt ist ein slowakisches Volkslied, in welchem die Gattin des Räubers ihr Söhnchen wiegt, über ihr Schicksal jammert und wünscht, der Sohn möge nicht dem Vater ähnlich werden, da sie ihn sonst in Stücke zerreißen wollte. Auf die Frage des Gatten, was sie gesprochen, antwortet sie zweideutig: sie hätte bloß gefragt, was wol aus ihrem Kinde werden und ob es dem Vater ähnlich sein würden?

XIII. Der Gefangene.

„Selten zieht vorüber eine schwarze Wolke,
Selten fliegt, selten fliegt auf ein schwarzer Rabe!
Fliege, Rabe, fliege, doch nicht allzu ferne,
Auch nicht allzu nahe, — flieg zweihundert Meilen,
Bringe meine Grüße meinen Eltern beiden,
Meiner Braut, der fernen.

Flieg auf ihren Hof hin, setz aufs Fenster hin dich,
Frägt sie, wie mir's gehe, sag', ich sei gefangen,
Sei im Königshofe bis ans Knie in Eisen.
Müd sind meine Füße, auf den Stein zu treten,
Müd sind meine Hände, Ketten stets zu schleppen,
Müd sind meine Ohren, Meeresbraus zu hören
Und der Wildgans Rufe.

Trinken musst' ich, Armer, aus dem bittern Kelche,
Schwarze Trauerkleider gaben sie mir Armen;
Wollte Gott, ich hätte niemals dich erschauet,
Niemals dich erschauet, nie von dir vernommen!
O mein Gott, o mein Gott, hast mich schwer getroffen, —
Elend die Geliebte, Jammer bis ans Ende,
Jammer bis ans Ende!

Die ich stets geliebet, o wie bist du ferne,
Den ich stets gehasset, nun bin ich sein Sklave.
Fröhlich darf der Vogel ziehn von Ast zu Aste,
Nur ich darf nicht eilen hin zu der Geliebten,
Hin zu der Geliebten!"

Das Gedicht ist in einer großen Anzahl von Varianten vorhanden. Eigentlich keine Ballade, sondern ein lyrisches Gedicht mit epischem Hintergrunde.

XIV. Anna Molnár.

In die Welt zog Martin Ajgó,
In die Ferne, in die Wildnis,
Und er traf auf Anna Molnár:
„Komm mit mir, Frau Anna Molnár,
In die Ferne, in die Wildnis."

„Kann nicht mitgehn, Martin Ajgó,
Habe hier ein stilles Häuschen,
Stillen Gatten, guten Gatten,
Und ein Söhnchen, einen Säugling.“ —
Rief, sie ging nicht, schleppte fort sie.

Und sie zogen, beide zogen
In die Ferne, in die Wildnis;
Trafen einen breiten Eichbaum,
Setzten sich in seinen Schatten.
‚Nimm mein Haupt in deinen Schooß, Weib!‘
Und es fallen ihre Tränen.
‚Weshalb weinst du, Anna Molnár?‘
„Nein, ich wein' nicht, Martin Ajgó,
Was da fällt, ist Tau vom Baume.“
‚Tau vom Baume fällt jetzt nimmer,
Ist doch eben voller Mittag.‘

In den Wipfel auf des Eichbaums
Steigt von unten Martin Ajgó;
Da herabfällt ihm der Pallasch.
‚Gib mir, gib mir meinen Pallasch.‘
Und sie wirft empor den Pallasch
Und der Pallasch, er durchbohrt ihn.
Und sie hüllt in seinen Rock sich,
In den langen Kriegermantel,
Eilt zurück zu ihrer Heimat,
Bleibt vor ihrem Haustor stehen.

„Stiller Hauswirt, guter Hauswirt,
Gib für diese Nacht mir Herberg!“
‚Kann dir keine geben, Krieger,
Hab' ein weinend Kind im Hause.‘
Doch sie flehte, bis er nachgab.

„Stiller Hauswirt, guter Hauswirt,
Gibt es guten Wein im Dorfe?
Bring' uns einen Krug zum Nachtmahl.“
Bis den Wein geholt ihr Gatte,
Knöpfte auf sie ihren Kriegsrock,
Säugte froh ihr weinend Söhnchen.

Eine echt poetische Verherrlichung der Mutterliebe. Der Raubritter Martin Ajgó sucht Anna Molnár zu verführen; die Liebe zu ihrem Gatten und zu ihrem Kinde hält sie zurück; da entführt er sie mit Gewalt. (Der zehnte Vers — Er rief sie, sie ging nicht, da schleppte er sie mit Gewalt fort — ist ein würdiges Seitenstück zu Cäsars Veni, vidi, vici.) Seine Vertraulichkeit entlockt ihr Tränen. Der Zufall befreit sie von ihrem Räuber, der auf einen Baum gestiegen ist, wol um die Gegend auszukundschaften; das Schwert, welches sie ihm auf seinen Wunsch hinaufwirft, durchbohrt Martin Ajgó und Anna Molnár zieht seinen Kriegermantel an, um nicht neuerdings Räubern in die Hände zu fallen, und eilt zu ihren Lieben. Der Gatte erkennt sie in ihrer Verkleidung nicht und gibt dem fremden Krieger nur unwillig Herberge, da sein Kind weint, seit die Mutter fort ist. Anna hört die Klagen des Kleinen und um vor allem ihr Söhnchen zu beruhigen, schickt sie den Vater, unter dem Vorwande, Wein zu holen, fort und säugt das weinende Kind. Die freudige Ueberraschung des Vaters, der zurückgekehrt sein Kind an der Brust der Mutter findet, die Umarmung der wieder vereinigten Gatten, das glückliche Lächeln des Kindes, — alles das überlässt das Gedicht mit Recht der Phantasie des Lesers oder Hörers.

Die Ballade ist in noch vier Varianten vorhanden. Die zweite steht unserem Gedichte, in dem wir unstreitig die älteste Fassung des Stoffes besitzen, am nächsten; dieselbe unterscheidet sich von jener nur dadurch, dass Anna den Räuber absichtlich ermordet und, heimgekehrt, sich erst zu erkennen gibt, nachdem der Gatte versprochen, dem entflohenen Weib nicht zürnen zu wollen. Die Erweiterungen der älteren Ballade in dieser zweiten Fassung scheinen großenteils dem Bestreben entsprungen, den Reim streng durchzuführen, der in unserem Gedichte nur ausnahmsweise, jedenfalls durchaus zufällig an wenigen Stellen eintritt.

In den übrigen drei Varianten ist Anna nicht bloß geraubt, sondern auch verführt. Furcht und Gewissensbisse treiben sie zurück. Hier sind auch andere Märchen-Motive einbezogen. Martin ermordet die Frauen, deren Liebe er genossen, und hängt die Leichen an einen Baum. Dasselbe Motiv finden wir in dem deutschen Volkslied von „Ulrich und Aennchen“ (Des Knaben Wunderhorn, I, 267).

Der Ballade von „Anna Molnár“ nahe verwandt ist eine rumänische Volksballade „Toma“ (Thomas), in welcher der Held seine Geliebte Jona (Johanna) entführt. Eine Woche leben sie lustig unter einem Baume, als in der Frau Gewissensbisse sich regen, denn sie hat ihr Kind vor der Taufe verlassen und zittert nun vor der Rache des heiligen Kreuzes. Ihr Geliebter schickt sie heim und gibt ihr Pferde mit, mit denen sie ihren Gatten versöhnen soll. Nächsten Tag will Thomas kommen und die Pferde zurückholen. Jona kehrt heim; ihr Gatte, der sie im Abenddunkel nicht erkennt, gibt ihr Herberge, da sie erklärt, das Weinen des Kindes störe sie nicht. Auf die Frage nach der Mutter des Kindes sagt der Gatte, sie sei mit ihrem Geliebten entlaufen; auf die weitere Frage, was er ihr täte, wenn sie zurückkehrte, erklärt der Mann, er würde sie mit Freuden aufnehmen, da dann sein Söhnchen nicht mehr zu jammern brauchte. Nun gibt sie sich zu erkennen und der Mann erschlägt den Verführer, der soeben im Stalle erscheint, um seine Pferde zurückzuholen.

Die Priorität der ungarischen oder der rumänischen Ballade hat zu einem Federkriege Veranlassung gegeben, der um so erfolgloser sein musste, da jedes dieser Gedichte dergestalt den nationalen Stempel des betreffenden Volkes an sich trägt, dass an eine einfache Entlehnung überhaupt nicht zu denken ist.

Budapest.

Gustav Heinrich.

(Aus der „Ungarischen Revue“ mit Genehmigung der Redaktion und des Herrn Verfassers.)



E. Reichel: Tesoro poético, Coleccion de poesías españolas.

In der bekannten und schnell beliebt gewordenen Salonbibliothek von Otto Lenz erscheint soeben ein neues Bändchen, das eine Ergänzung der bisher erschienenen Sammlung von Gedichten des Auslandes bildet und auf 180 Seiten einige der schönsten poetischen Erzeugnisse des spanischen Nationalgeistes zusammenstellt. Wir gestehen dem Autor gern zu, was er in dem Vorwort sagt, dass es eine schwere und undankbare Aufgabe war, grade aus der spanischen Literatur die Perlen herauszusuchen. Denn was den Spaniern gefällt, was von ihnen geschätzt wird, das gefällt noch lange nicht den Deutschen, und wir müssen bekennen, dass der Kompilator dieses Büchleins mit Feingefühl dasjenige ausgewählt hat, was geeignet ist, gerade das deutsche Publikum für die spanische Poesie am ehesten einzunehmen. Beginnend mit einer Strophe über die Poesie von einer modernen Dichterin ist der Stoff im übrigen historisch geordnet. Einige der bekanntesten und berühmtesten Cid-Romanzen bilden den Anfang; daran schließen sich andre Ritter- und maurische Romanzen, worauf Dichtungen von etwa 60 Dichtern folgen. Die folgende Abteilung umfasst dann eine Anzahl von Coplas und Seguidillas, jenen nach Tausenden zählenden Erzeugnissen des spanischen Volksgeistes, aus denen wiederum mit Geschick die schönsten ausgewählt sind, darunter auch manche, die uns bisher unbekannt waren und offenbar dem Volksmunde direkt abgelauscht sind. Ein durch seine Einfacheit mächtiges und ergreifendes Stoßgebet an die Jungfrau:

Virgen de consolacion,
Consoladora del triste,
Consuela mi corazon!

(Trostreiche Jungfrau, Trösterin des Betrübten, tröste mein Herz) schließt in sinniger Weise die Sammlung und trägt dem das spanische Geistesleben beherrschenden religiösen Gefühl Rechnung.

Dass die aus den alten Romanzenbüchern übernommenen Dichtungen in neuer Ortographie gedruckt wurden, können wir nur billigen.

So halten wir denn dafür, dass das Büchlein nicht allein für Lehrzwecke sehr brauchbar ist, sondern glauben auch, dass es den Beifall aller Interessenten für Spanien und seine Literatur finden wird.

Dresden.

Gustav Diercks.



Literarische Neuigkeiten.

Wir halten es für unsere Pflicht, auf eine neue ganz vorzügliche Arbeit über Shakespeare hinzuweisen, auf den 2. Band der „Dramaturgie der Klassiker“ von Heinrich Bulthaupt. Die psychologische Vertiefung, die außerordentliche Klarheit gepaart mit Frische des Stils, die allseitige Kenntnis des Verfassers von Shakespeare's Werken wie überhaupt von dramatischer Literatur, machen dieses Buch zu einer hervorragenden Leistung, welcher ein großer Erfolg zu wünschen ist. Wir fürchten, dass der Titel unglücklich gewählt sei, — sonst ein Musterwerk. — Oldenburg, Schulze. 5 M.

Allen Freunden des edlen Schachspiels empfehlen wir das soeben in sauberster Ausstattung erscheinende Werk von Emil Schallopp: „Der erste und zweite Kongress des deutschen Schachbundes“. Außer der munteren Darstellung der Aeußerlichkeiten jener Ringkampftage nehmen die Partien natürlich das Hauptinteresse in Anspruch. Der Herausgeber, selbst einer der genialsten Meister des Spiels, hat durch seine Glossen zu den Partien das Durchspielen derselben zu einem Genuss auch für uns Dilettanten gemacht. — Den Freunden des Schachs und der Schachliteratur sei also nochmals das Buch warm empfohlen. — Leipzig, Veit & Comp. 3 M.

Friedrich Schlögl: Wienerisches. Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. — Ein reizendes Buch! Unseren österreichischen Lesern sagen wir damit nichts neues, aber den Norddeutschen, speziell den Berlinern möchten wir die Lektüre dieses unterhaltenden Werkes aufs dringendste ans Herz legen. Der Verfasser bekundet eine Beobachtungs- und Schilderungsgabe des eigenartigen Wiener Lebens, die geradezu beneidenswert ist! Welche realistische und dabei humordurchtränkte Art, das Alltägliche richtig zu sehen und künstlerisch darzustellen. Mit Bedauern sprechen wir es aus, dass kein Berliner Schriftsteller sich auf dem gleichen lohnenden Gebiete bisher betätigt hat. — Teschen, Prochaska. 6 M.

Von Otto Gildemeisters schöner Uebersetzung des „Rasenden Roland“ von Ariosto ist nun auch der Schluss (III. und IV. Band) erschienen. — Unsere Leser erinnern sich noch der Probe, die wir neulich davon gaben. Etwas weiteres zur Empfehlung eines Uebersetzungswerkes von Gildemeister können und brauchen wir auch wol nicht zu tun. — Berlin W. Hertz. à 3, 60 M.

Les sciences et les arts occultes au XVIe siècle. Corneille Agrippa sa vie et ses oeuvres, par Auguste Prost. (2 Bände.) Paris, Champelon. Für den, der sich speziell für diese absonderlichen Wissenschaften im Zusammenhang mit den Künsten und andern Wissenschaften des XVI. Jahrhunderts, wie für das ehemalige soziale und politische Leben des Continents interessirt, wird in diesem Werke viel neue Anregung und Belehrung zu finden sein. Es legt Zeugnis ab von einem ungewöhnlichen Sammelfleiß, eminenter Arbeitskraft und einem klaren Ueberblick jener Epoche. Wenn auch der Autor, seinen Helden mit Vorliebe behandelnd, manchmal in zu große Detaillirung und bei Schilderungen localer Begebenheiten und Zustände etwas zu sehr in die Breite gerät, so versteht er es, andrerseits wieder, durch einen klaren, fließenden Stil und prägnante Ausdrucksweise bis zu Ende das Interesse für das Buch und seinen Titelhelden zu fesseln.

Die vielen verschiednen Reisen, Abenteuer, die Beziehungen Agrippa's zu allen möglichen Menschen und Dingen bringen viel Abwechslung in das sonst rein sachliche und fachliche Werk. Es ist bis jetzt noch wenig über diese Wissenschaft geschrieben und gedruckt worden. Möge das Buch in der gelehrten und gebildeten Leserwelt rasche Verbreitung finden. — (Agrippa war übrigens ein Deutscher, sein Geburtsort — Köln a/Rh.)

Bei den kürzlich in Berlin stattgehabten Verhandlungen bezüglich einer neuen Literarkonvention mit Frankreich hat die deutsche Regirung einige Privatleute zu ihren Beratungen hinzugezogen, hat aber, was hier konstatirt werden soll, es nicht für gut befunden, die beiden Hauptinteressenten: den deutschen Schriftstellerverband mit seinen 350 Mitgliedern und die Korporation der deutschen Buchhändler mit über 2000 Mitgliedern, auch nur anzuhören! — Dr. Karl Braun, Mitglied des Schriftstellerverbandes, beabsichtigt im Reichstage die Regirung wegen dieses Verfahrens bei der Aenderung so wichtiger Verträge zu interpelliren.

Die italienische Dichterin Elda Gianelli hat ihre Gedichte gesammelt unter dem Titel „Fuscelli“ herausgegeben. Vieles darunter ist ungemein zart und anmutig, und wenn auch die originelle Kraft fehlt, so macht doch die Sammlung einen herzerfreuenden Eindruck. Unsern italienisch verstehenden Leserinnen warm zu empfehlen. — Napoli, P. Casteldi.

Ein grundgelehrtes, dabei gutgeschriebenes Werk: „Annals of the Early Caliphate“ von dem bekannten Orientalisten Sir William Muir, dem Verfasser des klassischen „Life of Mahomet“. Für die Geschichte des ersten Jahrhunderts des Mahometanismus absolut grundlegend, ja abschließend. — London, Smith, Elder & Comp. 15 sh.

Felix Dahn's neues Lustspiel „Der Courier nach Paris“ (auch als Buch erschienen) hat bei der Aufführung in Königsberg einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt; es wird für Hamburg und Leipzig zur Aufführung vorbereitet.

Von Felix Bobertag's „Geschichte des Romans in Deutschland“ erscheint nach längerer Pause die 2. Hälfte des III. Bandes. — Berlin, L. Simion. 6 M.

Friedrich Spielhagens Roman „Angela“ wird für das Berliner Residenz-Theater dramatisch verarbeitet.

Der Marschall Bazaine lässt einen starken Band: „Episodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz“ erscheinen. In Frankreich ist das Buch flink verboten worden, was Herrn Bazaine als gute Reklame gewiss sehr angenehm ist.

Von Friedrich Roeber, dem Verfasser des Dramas „König Drosselbart“, erscheint eine Tragödie: „Kaiser Friedrich der Zweite“ (kein Tendenzstück). Wir gedenken, auf diese hervorragende dramatische Leistung zurückzukommen. — Iserlohn Bädeker. 2,50 M.

Von den in Frankreich verbotenen „Mémoires du Comte Horace de Viel Castel“ erscheint der II. Band. Wir werden über diese kulturhistorisch interessante Veröffentlichung demnächst eingehender berichten. — Berlin, B. F. Haller. 3 M.

Eine deutsche Zeitung unter dem Titel „Deutsche ägyptische Presse“ fängt in Alexandrien zu erscheinen an.

Vom 1. April erscheint in Frankfurt a. M. eine „Deutsche Touristen-Zeitung“ unter Redaktion von Dr. Theodor Petersen. — Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. Jährlich 5 M.; erscheint monatlich.

Von der Gesamtausgabe der Werke Eugène Scribe's erscheint der 67. Band, — und noch immer ist kein Ende abzusehen.

Von J. C. Poestion erscheint demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ein Band „Isländische Märchen“, welcher höchst wertvolle Beiträge zur Kenntnis der internationalen Märchenliteratur enthalten wird. Wir machen unsere Leser schon jetzt auf diese neueste Arbeit des fleißigen Autors aufmerksam.

Von Friedrich Fröbel's „Pädagogischen Schriften“ erscheint eine Gesamtausgabe in 3 Bänden, herausgegeben von Friedrich Seidel. — Wien, Pichler. 12 M.

Ja, es gibt noch gute Menschen, unter andern die Mitglieder der Redaktion des „Leipziger Tageblattes“, von denen eines in einer Briefkastennotiz so freundlich ist, folgenden

Gedruckten Unsinn

zu leisten:

„Der Ursprung der Ostereier ist unzweifelhaft heidnisch, worauf auch die gewöhnlichen Farben derselben, rot und gelb, die Sonnenfarben, deuten. Sie sind die Sinnbilder des neu beginnenden Naturlebens. Auch der Hahn, der sie legt, wahrscheinlich als Sinnbild der Fruchtbarkeit, gehörte der Frühlingsgöttin; er war den alten Deutschen heilig, sie aßen ihn nicht.“

Wie brav von diesen biedern alten Deutschen, einen Eier legenden Hahn nicht zu essen!

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

G. Bolle: Der Schleier der Maja. Freie Dichtung. Konstantinopel, Lorentz & Keil.

J. Bradshaw: New Zealand as it is. — London, London & Co. $12^1/_2$ sh.

Otto Brahm: Gottfried Keller. Ein literarischer Essay. — Berlin, Auerbach.

Heinrich Bulthaupt: Dramaturgie der Klassiker. II. Band: Shakespeare. — Oldenburg, Schulze.

Robert Byr: Audor. Roman. — Jena, Costenoble. 3 Bände. 13,50 M.

C. Cantoni: Emanuele Kant. 2. Band. — Mailand, Ottino. 5 L.

Felix Dahn: Der Kurier nach Paris. Lustspiel. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

J. A. Doyle: The English in America. — London, Longmans. 18 sh.

Gabriel Ferry: Les dernières années d' Alexandre Dumas. 1864—1870. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

K. E. Franzos: Mein Franz. Novelle in Versen. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1,50 M.

Otto Henne am Rhyn: Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Mit Illustrationen von Doré u. s. w. 1. Lieferung. — Leipzig, J. G. Bach. 2 M.

J. E. Kuntze: Römische Bilder aus alter und neuer Zeit. — Leipzig. J. Naumann. 4 M.

Richard Lesser u. Richard Oberländer; Ueber's Meer. Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer. Band. I. Wegweiser von der alten zur neuen Heimat, von Richard Lesser. Mit Illustrationen u. Karten. Bd. II. Englischer Dolmetscher für Auswanderer von Ernest Haynel. Bd. III. Wisconsin. Nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen von Heinrich Lemcke (New-York). Mit 1 Karte von Wisconsin. Leipzig. Weltpost-Verlag. à 1 M.

Paolo Mantegazza: Le tre grazie. — Florenz, Arte della Stempa. 5 L.

G. de Marchi: Lettere e letterati italiani. — Mailand, Brigola. 3 L.

Reinhold Merbot: Aesthetische Studien zur angelsächsischen Poesie. — Breslau, W. Koebner. 1,50 M.

Sir William Muir: Annals of the Early Caliphate. From original sources. — London, Smith, Elder & Co. 15 sh.

Georg von Oertzen: Pera bei Poetenlicht. — Breslau, Eduard Trewendt.

Friedrich Schlögl: Wienerisches. Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. — Teschen, Prochaska. 6 M.

Chr. Schlüter: Briefe und Gedichte von Benedict Waldeck. — Paderborn, Schöningh. 2,80 M.

Sedan. Souvenirs d'un officier supérieur. — Paris, Hinrichsen. 2 fr.

J. A. Symonds: Sketches in Italy. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

George Taylor: Klytia. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. — Leipzig, S. Hirzel. 6 M.

Mme. Toussaint-Samson: Une Parisienne au Brésil. — Paris, Ollendorf. 3,50 fr.

Iwan Turgenjew: Klara Militsch. Novelle. Deutsch von W. Henckel. — München, Th. Stroefer. 1 M.

Lilly Urlaub: In einsamen Stunden. Lyrische Dichtungen. — Stuttgart, Greiner.

Jaroslaw Vlach und J. A. Freiherr von Helfert: Die Cecho-Slaven. (8. Band von „Die Völker Österreich-Ungarns.“) — Teschen, A. Prochaska.

E. Vely: Herodias. Ein Roman. 2 Bände. — Hamburg, C. F. Simon. 8 M.

F. J. Wershoven: Smollett et Le Sage. — Berlin, Weidmann.

Heinrich Woldau: Gedichte. Stuttgart, Metzler. 3 M.

Helen Zimmern: The Epic of Kings. Stories retold from the „Shah Nameh“ of the persian poet Firdusi. — London, T. Fisher Unwin. $7^1/_2$ sh.

Emile Zola: Au bonheur des Dames. — Paris, Charpentier. 3,50 fr.



ANZEIGEN.

Verantwortlicher Redakteur **Dr. Eduard Engel** in Berlin. — Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig. — Druck von **Emil Herrmann senior** in Leipzig. — Papier von **Berthold Siegismund** in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅔ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: **Eduard Engel.**

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 7. April 1883. | Nr. 14.

Inhalt:

Aus „Reinekes Brautfahrt".

Von **Arthur Fitger** (Bremen).

Liebesglück.

„Jeden andern Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Doch was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."
Schweigt mir, ihr Distichen denn, übergeht bis auf Weit'res jung Reinart
Und schön Ermelin noch, stört nicht die Liebenden auf.
Schildert, bis sie sich erheben vom traulichen Lager — ihr habt ja
Muse derweilen — den Ort, welcher die Glücklichen birgt.
Tief in dem dichtesten Forst, wo die laubigsten Buchen sich wipfeln,
Wo ein unendlich Gestrüpp blühender Rosen sich rankt,
Wo in dem Weißdorn brütet die Nachtigall, wo an der Quelle
Ackersmännchen den Tanz güldener Fliegen verfolgt,
Während im hohen Geäst von Liebe der bläuliche Tauber
Girrt, der pfeifenden Flugs heim zu der Liebsten gekehrt;
Dorten ruhen im moosigen Grund des Jägers Gebeine
Lange; kein Waldtier weiß, wann er hinunter gesenkt.
Aber noch rauscht es im Laub, noch murmelts im Quell und es flötet
Süß in der Nachtigall Sang heute die Sage noch fort
Von dem schweigenden Mann, der einst mit Bogen und Jagdspieß
Fern aus dem Treiben der Welt her in die Stille geflohn.
Hatte da draußen wol viel herznagender Schmerzen gelitten;
Denn nur spitzig Gedörn erntet vom Menschen der Mensch,
Dornen, die ach, nicht immer einmal zur Krone sich flechten,
Dornen, die ruhmlos nur heimlich zerfleischen die Brust.
Einsam hatte der Mann gehaust in den Schatten des Waldes,
Hatte den Frühling belauscht, wenn er die Wipfel durchzog
Allbelebenden Gangs und hatte gebeugt sich dem Sturmwind,
Wenn er in herbstlicher Nacht trotzige Riesen zerbrach,
Hatte geschauert, wenn blendender Reif zu kristallnen Palästen
Ueber den schweigenden Schnee zaubernd die Buchen geschmückt.
Dann in der mächtigen Brust entfesselt ein Strom des Gesanges
Wogend sich und durchscholl Wälder und Fels und Geklüft.
Aber mit schneidigem Laut der Klage verstummt' er, wie oftmals!
Und wie ein lastender Fels lagerte Schweigen um ihn
Unausdenkbares denken und Unerfassbares fassen.
Sollte das grübelnde Hirn. — Siehe, da fanden ihn einst,
Schlummernd schien er, die Tiere der Wildnis; aber er schlief den
Schlummer, den nie ein Gesang fröhlich am Morgen verscheucht.
„Lasst uns", sprachen die Tiere, „bestatten den einsamen Fremdling;" —
Hat er wie seine, doch auch unsere Schmerzen gefühlt
Und mitleidend geschrien zu dem Ewigen über den Sternen,
Wenn wir blöderen Sinns stumm vor der Not uns gebengt.
Hat er als Brüder uns Alle geehrt, wir ehren als König
Ihn. In der endlosen Qual, die durch das Leben sich schlingt,
War er der Einz'ge zu denken, zu forschen, zu späh'n nach dem Urgrund.
Und nun ging er zu Gott, endlich, der fragende, ein;
Und er klagt ihm das Leid der Erdkreaturen, — gelinder
Fühl' er sich unter dem Staub, als er sich auf ihm gefühlt."
Trauernd huben ihn auf die gewaltigen Hirsche des Eichwalds,

Das schwarzaugige Reh folgt und die Gemse des Bergs,
Eifrig wühlten sein Grab goldborstige Keiler, der Wisent
Und der Bär und der Ur senkten zur Gruft ihn hinab.
Aber ein Adler schwang von den stürzenden Schollen sich aufwärts,
Sehnsuchtsvoll nach dem Licht trug ihn der stürmische Flug;
Hat er's erflogen? Wer kündet's, wer sagt's? — Wie ermüdete Schwingen
Rauscht es bei nächtlicher Frist oft um die schweigende Gruft.
Aber geweiht war der Platz. Als fühlten die Tiere noch heute
Dankbar, dass in den Kreis irdischen Leidens und Glücks
Inbegriffen auch sie, von dem Herzen, das unten vermodert;
Von dem zerstäubenden Hirn, sie, die verachteten, auch
Mitgerechnet in jener unendlichen Rechnung, ob so viel
Glück in der Welt, dass ein Gott Recht sie schaffen gehabt.
Reineke flüstert' im sonnigen Gras: „Ein Asyl war das Grabmal
Stets für die Liebe; der Tod drängt zu des Lebens Genuss
Darum wandelte Pyramus einst mit Thisbe zum Grabe
Nickels, die Rendezvons' preist heut' noch begeistert das Lied;
Darum an Abälards Gruft schwärmt heut die Pariser Grisette,
Darum von Julias Sarg bricht sich ein Stückchen die Miss;
Darum hat auch der Müllergesell auf dem Grab an der Linde
Mit seiner Buhle geweint, ohne zu wissen warum.
Liebste, der unten hier schläft, er hat sich den Schädel zergrübelt,
Freudlos; freuen wir uns, dass noch der unsrige heil."
Zärtlicher ward ihm die Stimme und leiser und leiser; doch säuselnd
Wogt's in den Standen der Gruft, flüstert's in Zweigen und Laub.
Flötet die Nachtigall? Girrt im Geäst der bläuliche Tauber?
Nein, in der wehenden Luft atmet's wie Geistergesang:
Horch, der begrabene Jäger erhebt' sich vom Schlummer: „O Liebe,
Seliger Garten in dürr starrender Wüste, Gestirn,
Wonniges, lichtes Gestirn in trostlos triefender Sturmnacht,
Liebe, wie bist du schön, ach so verderblich und schön!
Quelle des Lebens, des Leidens — wenn du versiegtest, versiegten
Unsere Schmerzen und still ebb'te die Welt in das Nichts
Leidlos; dein ist die Schuld der ewig erneuten Geburten,
Ewig erneuter Begier, ewig erneuerter Qual!
Dennoch fluch' ich dir nicht, du lockende Zauberin; frei spricht
Dirnen der Areopag wegen der himmlischen Form.
Heil dir, du schalkisches Paar, und kostet das Glück dieser Stunde
Hühnern und Gänsen dereinst massenhaft Leben und Leib,
Wenn den Kindern der Zahn und den Kindern der Kinder gewachsen;
Sei es, das Leben ist nicht höchstes der Güter — vielleicht
Ist es die Liebe; vielleicht — da höb' in der ewigen Rechnung
Eure Lust und der Schmerz blutender Opfer sich auf!"
Leiser bewegten die Winde das lispelnde Laub; auf die Zweige
Senkte sich Ruhe, da sprach Reineke: „Hast du gehört?
Segen verkündet dem zärtlichen Bund die Stimme des Waldes,
Auf denn! werbend um dich grüss' ich den Vater alsbald."
Ermelin aber: „Ich fürchte den Vater, du bist mit den Deinen
Heide schon; aber noch Christen sind wir und getauft."
Reineke sprach: „Dumm war es, die Taube, die dumme, der Venus
Zuzuordnen, der Fuchs ist ihr das heilige Tier.
Lieb' ist listig. Wählte doch Zeus des Ochsen, des Ehmanns,
Oder die Bildung des Schwans, glücklich der Liebsten zu nah'n.
Wagte die Veroneserin doch scheintot in das Grab sich;
Nun, so scheint auch einmal Reineke, was er nicht ist.
Komme, was komme! Vertraue mir nur; denn was auf dem Grabe
Wir uns geschworen, ich führ's blühend ins Leben hinaus. —



Moriz Carriere als Lyriker.

Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere.

Leipzig 1883. F. A. Brockhaus.

Die rein subjektive Poesie könnte es zu keiner Wirkung bringen, wenn der Ausdruck der innersten und eigensten Individualität oder der Wahrheit, die nur für ein bestimmtes einzelnes Gemüt überzeugend ist, nicht zugleich alle Welt, ein allgemein menschliches Gefühl in übereinstimmende Schwingung versetzte. In seiner vortrefflichen „Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst" führt dies Moriz Carriere deutlich aus und bekräftigt es durch das schön gewählte und schön vorgetragene Beispiel: „So ist Mignons Lied von Italien der Sehnsuchtslaut dieses Kindes nach dem fernen schönen Vaterland; aber es erklingt darin zugleich der geheimnisvolle Zug in die Ferne, das Heimweh der Seele nach einem verlorenen Paradies, das in jedem Herzen schlummert."

Man ersieht hieraus zugleich des Aesthetikers Carriere überall sich betätigende, bedeutsame Fähigkeit, die geheimsten und beinahe unfassbaren psychischen Momente eines Kunstwerks dem Leser seiner raisonnirenden Darstellung zu fast sinnlicher Anschauung vor die Augen zu bringen.

Nun tritt der Mann, der den Charakter der subjektiven Poesie, der Lyrik so bestimmt zu bezeichnen wusste, selbst als Lyriker auf, und es fragt sich, ob die Einmischung von Stimmungen und Erkenntnissen, die nur seiner eigenen Individualität angehören, in die lyrische Poesie, die nach seiner eigenen Lehre zugleich von Jedermann nachempfunden werden sollen, ein unbewusster Irrtum oder eine mit Bewusstsein begangene Verschuldung ist. In seinem Streben als Philosoph zu gelten ist Carriere einer der am meisten Lärm machenden Theisten unserer Zeit; er ist einer von den Irrfahrern, die den Glauben zu beweisen suchen. Der Glaube richtet sich auf einen undefinirbaren Himmel, der über Verstand und Vernunft hinaus auf unerkannten und unerforschlichen Pfeilern ruht; der Beweis handhabt das armselige Werkzeug der menschlichen

Logik und wenn es ihm in Wahrheit gelänge, den Glauben begreiflich zu machen, so hätte die selige Unendlichkeit des Glaubens ein unseliges Ende genommen, wäre in der armseligen Endlichkeit der Erde untergegangen.

In der Tat, der Theismus gehört überhaupt nicht mehr in die Philosophie, er ist schon seit Kant kein Gegenstand wirklicher spekulativer Forschung mehr; er ist ein Postulat der praktischen Vernunft und als solches nicht etwa eine operative Forderung, sondern eine vorhandene Tatsache, vorausgesetzt, dass sie zufällig vorhanden sei.

Somit kann der Theismus nicht einer Lyrik rechtlich beigemischt werden, welche „die Weihe der Kunst dadurch erlangt, dass die hier angeschlagene Saite in allen Herzen mittönt.“ Wird durch den Theismus oder selbst durch den Pantheismus das allgemeine Wesen der Menschheit, z. B. das Wesen des Buddhaisten, mit berührt?

Carriere ist indessen in seine Weltanschauung so verrannt, dass es ihn selbst gar nicht kümmert, wenn er den Lesern seiner „Sittlichen Weltordnung“ die Antwort schuldig bleiben muss, wie denn die Millionen, die ununterbrochen in physischem und moralischem Elend untergehen, ohne sich des Vorhandenseins, geschweige denn der Möglichkeit, einer ethischen Erhebung bewusst zu werden, wie ferner der grausame blutige, immerwährendes Zerfleischen erheischende Kampf ums Dasein in der schuldlosen Tierwelt in eine sittliche Weltordnung einzureihen seien. Er spricht von einem „Emporweg“; den Weg aber schätzt nur, wer das Ziel kennt — und wer kann sich dessen rühmen?

Die siegesgewisse, fast übermütige Sicherheit im Theismus Carrieres kann mit ihrem lyrischen Ausdruck weder den Gläubigen noch den Ungläubigen zur Mitempfindung bewegen; jener verschmäht den Pantheismus überhaupt, dieser nimmt ihn höchstens in der Gestalt der Lehre Spinozas hin, von welcher das allumfassende göttliche Selbstbewusstsein und die Freiheit des Willens ausgeschlossen sind. In dem Gedicht „Immanenz“ ist alles Schöne und Herrliche auf Erden nur das „Eine“; Sonne, Mond und Sterne, Rose, Wald und Meer, Geist, Herz und Kunst sind das „Eine“. Es ist aber nicht abzusehen, warum nicht auch das Grunzen des Schweines und das Brüllen des Ochsen, wenn sie zur Schlachtbank geführt werden, die Grausamkeit der Menschen und der fühllosen Natur, die Pestbeulen, die Erdbeben, die verheerenden Feuersbrünste, kurz alle Scheußlichkeiten und Hässlichkeiten des Lebens und der Dinge, warum dies Alles nicht auch das „Eine“ sein soll. So würde sich die Herrlichkeit der Immanenz aufheben und ein starker Ueberschuss von Grässlichkeit bliebe zurück.

Dies Gedicht würde demnach allein genügen, um zu erhärten, dass der Lyriker Carriere mit dem Aesthetiker Carriere in Widerspruch geraten sei. Allein dies geschieht nur an einigen Stellen des Buches und dort, wo der Dichter seiner eigenen Lehre getreu bleibt, z. B. in den reinen Liebesliedern, bringt er das allgemein menschliche Gefühl zu freudigem und erhebendem Aufschwung. In den bezüglichen Strophen und Gesängen herrscht die bestrickende Gewalt der Sprache, die Sinnigkeit der Bilder und Bezeichnungen wie in der Prosa seiner Aesthetik und regt zu der Ueberzeugung an, dass die Lyrik Carrieres zu dem unvergleichlichen Schmuck gehört, mit dem Deutschland vor allen andern Nationen von seinen lyrischen Dichtern beschenkt wurde.

Das Buch entstand durch die Liebes- und Trauergefühle des Dichters für seine früh dahin geschiedene Gattin Agnes. Man kann deshalb sogar für die philosophische Weltanschauung des Buches, ohne sie zu teilen, Sympathie gewinnen, wenn man bedenkt, dass keine andere einer gebildeten weiblichen Seele so gut anstehen würde. Soll diese Bemerkung als Lob aufgefasst werden, so setzt sie freilich voraus, dass der Dichter sich damit begnüge, als Philosoph die Anschauung eines gebildeten Frauenzimmers zu teilen und zu vertreten.

Dresden.

Hieronymus Lorm.



Ein Jugendgedicht von Giuseppe Giusti.

Resignation und Beschluss, einen neuen Menschen anzuziehen.

(1833.)

Ich kam nicht auf die Welt, mein Glück zu machen,
Und schlüpf' ich aus dem ird'schen Jammertal
Mit heiler Haut ins Paradies einmal,
So kann ich lachen.

Das Uebrige lass' ich mich wenig kümmern.
Tritt Der und Jener frech auf mir herum,
Ich lache nur dazu, mag auch ringsum
Die Welt zertrümmern.

Mit fünfzehn Jahren glaubt' ich selber zwar,
Ein Biedermann, ein Herz, das ohne Falten,
Könn' in der Welt auch manchmal Recht behalten; —
Tor, der ich war!

Ich hatte dazumal noch nicht erfahren,
Dass Recht und Tücke längst getauscht die Kleider,
Denn ach, an feiner Bosheit fehlt's uns leider
Mit fünfzehn Jahren.

Doch als, um väterlich an mir zu handeln,
Ein Polizist mich angeschnauzt nach Noten,
Roch ich den Braten, hielt es für geboten,
Mich umzuwandeln.

Nun schlürf' ich wie Sorbet die Scherereien,
Glaub', der Gensdarm allein führ' uns zum Heile,
Und halte meine alten Vorurteile
Für Kindereien.

Nun starb ich für die Welt. Will's die Behörde,
Zieh ich den Hut vor Frohnvogt, Steuerboten
Und Büttel und bestreu' mit blau' und roten
Blümlein die Erde.

Ich starb der Welt. Streckt ohne meine Schuld wo
Ein Häscher wieder nach mir aus die Pfote,
Sag' ich: Warum so hitzig gegen Tote?
Parce sepulto!

Ob nun mit Engels- oder Teufelslisten
Zieh' ich mich aus dem Handel ohne Schaden
Und kaufe mir ein Lärvchen in dem Laden
Der Sanfedisten.

Mein lockres Leben werd' ich klug verschleiern,
Das Laster stets versöhnen mit dem Scheine
Und als gottsel'ger Lotterbube meine
Gebete leiern.

Ich werde kein Novellchen mehr erzählen
Vor losen Vögeln, noch ein Liedchen singen.
Ein Hoch dem neuen Don Pirlon soll klingen
Aus Pfaffenkehlen.

Das schöne Kind werd' ich im Winkel lassen,
Dess Auge schürte meines Witzes Flamme,
Auf Pulcinell Sonett' und Epigramme
Loyal verfassen.

Kein Schritt mehr ins Kasino! An den Stufen
Der Kanzeln und Gerichte werd' ich knieen
Und, werden neue Steuern uns verliehen,
Mein Bravo rufen.

So werd' ich lang in schönster Ruhe leben,
Mit Sorgen nimmer mein Gemüt beläst'gen.
Nach meinem Umgang werden alle Bestien
Und Gleißner streben.

Mit den Gewalten, so den Staat regiren,
Auf gutem Fuß: Kirche, Justiz und Degen,
Werd' ich mit Würd' und Einfluss mich verlegen,
Aufs Denunziren.

Ein Kreuz im Knopfloch macht mich immer dreister;
Man huldigt mir mit tiefen Reverenzen,
Vielleicht sogar werd' ich am Ende glänzen
Als Bürgermeister.

Dann, liebes Bäuchlein, regnet's eitel Manna.
Wer dann noch mich verhöhnt, den lass' ich brummen.
Drum singt ein Hallelujah allen Dummen
Und Hosiannah!

Folgendes gab die Veranlassung zu diesen Versen. Ein gewisser Ricotta, der als Fuhrwerksbesitzer in Pisa zu einigem Vermögen gekommen war, warf eines schönen Tages die Peitsche weg und wurde Theaterunternehmer. Er verstand nichts von der Sache und beklagte sich, dass das Geschäft schlecht gehe, obwol das Gegenteil der Fall war, da die Studenten, hauptsächlich des „Ulks" wegen, in Menge zuströmten und wütend applaudirten. Bei diesem Unfug war auch Giusti, der damals in Pisa studirte, nicht der letzte; aber nicht genug, dass er im Theater mitklatschte, schrieb er auch ein witziges Gedicht unter dem Titel: Klagelied des Impresario Ricotta. Ein Freund, der eine Abschrift davon besaß, verlor dieselbe — aus Zufall oder in boshafter Absicht, — und die Verse fielen einem Polizei-Agenten in die Hände. Die Folge war, dass Giusti „mit hundert seiner Kameraden vor den Polizei-Kommissär geladen wurde als Störer der öffentlichen Ruhe, und nachdem man ihn mit Karzer und Relegation bedroht hatte, wenn er sichs in Zukunft nicht zur Pflicht machte, die Musik mit denselben Ohren wie ein Polizei-Kommissär zu hören", (Brief Giusti's an Giordani), ließ man ihn wieder frei. In der Stimmung, in die ihn dies Abenteuer versetzte, dichtete er jene Strophen, die Anfangs das biblische Motto hatten: Delicta iuventutis meae et ignorantias meas ne memineris. Giov. Fioretto.

Don Pirlone ist eine sehr bekannte Figur eines Heuchlers aus einem Lustspiel G. Gigli's, eine Art Tartuffe.

Unter Pulcinella ist die höchste Person im Staate gemeint.

Das Gedicht, eines der frühesten des berühmten Satirikers, zeigt ihn noch nicht im vollen Besitz all seiner Mittel, da direkte Invektiven mit ironischen Wendungen abwechseln, verdient aber doch wol wegen der Schärfe und Flottheit des Tones den übrigen von mir übersetzten Gedichten angereiht zu werden.

München.

Paul Heyse.



Rechtsphilosophische Studien von Felix Dahn.

Berlin 1883. Otto Janke.

Diese 15 „Bausteine" (sie bilden „in den gesammelten kleinen Schriften der vierten Reihe erste Schicht") gewähren einen höchst anziehenden Einblick, wie der Plan eines Gebäudes der Rechtsphilosophie sich im Geiste des verehrten Dichters, Historikers, Juristen, Philosophen Felix Dahn immer klarer, vollständiger, fester, wohnlicher und schöner entwickelt. Die Sammlung beginnt mit dem Vortrag über das Verhältnis der Rechtsphilosophie zur Philosophie und zur Rechtswissenschaft, gehalten bei der Promotion zum Doctor der Rechte 1855 und schließt mit einem Aufsatz von etwa 20 Seiten aus der neuesten Zeit, betitelt: vom Werden und Wesen des Rechts, welcher nicht bloß für den Fachmann, sondern für jeden Gebildeten sehr viel des Anregenden enthalten wird.

Folgendes will ich daraus in Kürze hervorheben. Die Rechtsphilosophie hat die notwendige Entstehung der Idee des Rechts in der menschlichen Vernunft und ihr Verhältnis zu den übrigen Richtungen des Menschengeistes und Kräften im Menschenleben zu untersuchen, sodann die mit philosophischer Spekulation auf Grund vergleichender Rechtsgeschichte gefundenen obersten Prinzipien von dem Wesen des Rechts und des Staats zu bewahrheiten an dem positiven Rechtsstoff aller Rechtsgebiete. Also: Verwertung der Ergebnisse der historischen Schule durch die Spekulation, Aufbau der rechtsphilophischen Konstruktion auf Grund der vergleichenden Rechtsgeschichte, der Völkerpsychologie und Ethnologie. Der Verfasser sagt: „und doch ist es gewiss für die Rechtsphilosophie an sich ebenso interessant zu lernen, wie die Petschenägen oder Australneger Eigentum und Strafe auffassen, als wie die Römer oder Beccaria darüber dachten." Als einstiger Schüler Prantl's in München steht der Verfasser auf dem Boden eines gesunden Idealrealismus: im Begriffe des Universums hebt sich die Zweiheit von Geist und Natur in einer höheren Einheit auf und über den einzelnen Natur- und Geistesgesetzen fordert das menschliche Denken eine höhere Vernunfteinheit d. h. ein absolutes oder Weltgesetz. Aufgabe der Rechtsphilosophie ist, auch in der Idee des Rechts, den Gesetzen der Rechtsproduktion und in den einzelnen Erscheinungen des Rechtslebens eine Erscheinungsform des absoluten Gesetzes zu ergründen. Das Recht ist dem Verfasser die vernünftige Friedensordnung einer Menschengenossenschaft in ihren äußeren Verhältnissen unter einander und zu den Sachen. Der Staat schafft nicht erst das Recht, ist aber Voraussetzung und Rahmen für volle, sichere Rechtsgestaltung. Nationalismus ist nicht ein barbarisches Vorurteil, sondern die richtige Form des Kosmopolitismus.

In drei Aufsätzen, überschrieben „Naturrecht und Ethik", „Zur Rechtsphilosophie", „Der Kampf für das Recht", nimmt der Verfasser gegenüber drei der bedeutendsten Rechtsphilosophen, Trendelenburg, Ahrens, Jhering Stellung. Die unbestimmte Vermischung des Rechtlichen, Sittlichen, Religiösen bei den ersten beiden wird ausführlich dargelegt. Jherings Standpunkt in seiner vielgelesenen Schrift „Der Kampf ums Recht" wird umsichtig beurteilt. Das größere Werk Jherings „Der Zweck im Recht" ist übrigens von Dahn in einer selbständigen Schrift „Die Vernunft im Recht" eingehend bekämpft worden: Drei Bausteine. „Hobbes", „Sidney", „Locke", entwerfen lebendige Bilder dieser drei hervorragenden englischen Staatsphilosophen. Einen klaren und doch gedrungenen Ueberblick über Geschichte der Rechtsphilosophie im Altertume und in der Neuzeit, sowie über die verschiedenen Rechtsschulen geben zwei andere Aufsätze. Die Hauptprobleme der Rechts- und Staatsphilosophie, Philosophie des Strafrechts, Gewohnheitsrecht, Methode der Rechtsphilosophie behandeln die übrigen fünf Bausteine.

Berlin. A. Meineke.

Unsere Zeitgenossen.

Mit nachstehendem Aufsatz eröffnet das „Magazin" eine zwanglose Reihe von Studien über die hervorragendsten Vertreter der zeitgenössischen Literatur, der poetischen wie der schönwissenschaftlichen, — „hervorragend" in gutem wie in weniger gutem Sinne. Es sollen nach dem vorläufigen Plan vorzugsweise lebende deutsche Schriftsteller von altem oder jungem Ruf in dieser Porträtecke des „Magazins" zusammenfassend geschildert werden, und ihnen sollen sich zuweilen in bunter Reihe der Ebenbürtigkeit die bedeutendsten Männer des literarischen Auslandes anschließen. Wir glauben damit einem oft geäußerten, wirklichen Bedürfnis unserer Leser insoweit entgegenzukommen, als den Wenigsten vergönnt ist, sich gerade von den großen Zeitgenossen ein abgeschlossenes Bild zu verschaffen: das flüchtige Tagesinteresse lässt so schwer dazu gelangen, und das Gerede von dem „Epigonentum" macht unzählige Blicke unfähig zur genussfreudigen Anerkennung des vielen Schönen und Großen in unserer mitlebenden Literatur.

Ein bestimmtes Programm mit einem fertigen Katalog von Namen veröffentlichen wir jetzt nicht, es soll aber im Laufe der Monate und Jahre einem Jeden sein Recht werden. — Die Mitarbeiterschaft unserer alten wie neuen Freunde an dieser Rubrik wird uns willkommen sein.

Die Redaktion.

Georg Brandes.

I.

Der Autor und sein Hauptwerk.

Vor etwa einem Monat fand in Berlin eine Feierlichkeit seltener Art statt. Eine beträchtliche Zahl von Notabilitäten der deutschen Literatur und Wissenschaft sowie des politischen Lebens war zusammengetreten, ein Abschiedsfest zu begehen. Es galt einem dänischen Schriftsteller, der seit einer Reihe von Jahren in Deutschland gelebt und in deutscher Sprache seine neuesten Werke geschrieben hatte; man feierte ihn als eine Zierde des deutschen Geisteslebens, als ruhmreichen Vertreter einer fremden Literatur und nicht weniger als einen Kämpen des allgemeinen Fortschritts der menschlichen Bildung, als einen Stimmführer in jenem „Parlament der Menschheit", von welchem Tennyson in „Locksley Hall" singt. Der Vertreter der deutschen Literaturgeschichte an der Universität der Reichshauptstadt, Wilhelm Scherer, der Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Julius Rodenberg, und unserer ersten Dichter Einer, Paul Heyse, brachten bei dieser Gelegenheit die allgemeine Sympathie für den Scheidenden zum Ausdruck. Der Gefeierte hieß Georg Brandes. Inzwischen hat er Deutschland verlassen und sein Reiseziel, Kopenhagen, erreicht. Zurückgelassen hat er uns aber zum Ersatz ein neues Werk, das wir als ein geistiges Unterpfand seiner uns bleibenden Zugehörigkeit begrüßen dürfen.*)

Die geistigen und praktischen Interessen der Söhne unseres Geschlechts sind zu mannigfaltige, zu verschiedenartige, als dass jede einzelne Kapazität, die

*) Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. 5. Band. Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig. Veit & Komp. 1883.

von den Fachgenossen für berühmt erklärt wird, auch von aller Welt beachtet und gekannt würde. Zumal wenn es sich um die Kapazität eines Wissenszweiges handelt, für welchen das öffentliche Interesse augenblicklich überreizt und ermüdet erscheint und auf dessen Gebiet die Menge derer, die sich um Ruhm bewerben, eine so große ist, wie dies auf dem der modernen Literatur- und Kunstkritik der Fall ist. Die Zahl derjenigen, welche Georg Brandes aus seinen Werken kennen, ist gegenwärtig in Deutschland noch auf die eigentlichen Fachkreise beinahe beschränkt. Wenige Werke aber eines neueren Autors sind in gleicher Weise berufen zum Sauerteig des gebildeten Bewusstseins der Gegenwart zu werden, wie diejenigen dieses dänisch-deutschen Autors, der als Stilist ein Künstler ist und dessen Kritiken literarische Kunstwerke sind. Zur Schätzung seiner neuesten Gabe ist aber nicht allein aus diesem Grunde ein kurzer Blick auf seine Entwickelung nötig. Haben wir doch mit ihr den fünften Band eines Werkes erhalten, das von jener Art ist, die man als „Lebenswerke“ bezeichnet, und dessen Anfänge einer früheren Zeit angehören.

Georg Brandes ist erst vierzig Jahre alt. Er ist in Kopenhagen geboren und auf der dortigen Universität gebildet. Schon als Student offenbarte er sein literarisches Talent und seine Neigung für ästhetische Kritik: mit einer Abhandlung über das tragische Schicksal erwarb er die goldene Medaille der Universität. Doch beschränkte er sich nicht auf die in der Vaterstadt gebotenen Bildungsquellen. Er studirte die deutsche Philosophie in Deutschland und die Lehren des Positivismus in Frankreich und England. Seine freisinnige Geistesrichtung bestimmte die Wahl seiner Lehrer; zu Stuart Mill, Renan und Taine trat er in besonders intime Beziehung. Mit dem Rüstzeug der modernen wissenschaftlichen Kritik und reichen Kenntnissen ausgerüstet, kehrte er in die Heimat zurück und hatte sogleich Gelegenheit, sich desselben im geistigen Kampf zu bedienen. In der von beiden Seiten mit großer Leidenschaft geführten Polemik über das Verhältnis von Wissen und Glauben, welche 1865 bis 1869 die wissenschaftliche Welt Dänemarks in zwei Lager spaltete, war er der gewaltigste Rufer im Streit. Er bekannte sich unverhohlen als Freidenker und wies in einer Broschüre „Ueber den Dualismus in unserer neuesten Philosophie“ die von Professor Rasmus Nielsen behauptete „absolute Ungleichartigkeit von Wissen und Glauben“ als unhaltbar nach. Von gleichem Geiste einer monistischen Weltanschauung und von ausgesprochen radikaler Gesinnung waren seine „Aesthetiske Studier“ und „Kritiker og Portraits“ beseelt, denen das an Taine anknüpfende Werk „Den franske Aesthetik i vore Dage“ („Die französische Aesthetik der Gegenwart, 1870“), die Frucht eines erneuten Aufenthalts in Frankreich, folgte. Sein Interesse an Stuart Mill's Lehren betätigte er außer in kritischen Einzelstudien durch die Uebersetzung ins Dänische der beiden Werke „Subjection of woman“ und „Utilitarism“, die er 1871 ausführte, in welchem Jahre auch die Konzeption seines Hauptwerks „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“ zur Reife kam und der erste Band desselben vollendet wurde. Die Vorträge, aus denen die einzelnen Kapitel hervorgingen, wie das literarische Unternehmen selbst, erregten in der Heimat des Verfassers das größte Aufsehen und heftige Parteiung. Das junge Dänemark begeisterte sich für die glänzende Schönheit seiner Sprache und die kühnen Gedanken, für welche jene nur ein entsprechendes Kleid war; die Romantiker der alten Schule, die Orthodoxen und Männer des Stillstands erhoben sich dagegen voll Zorn und Hass zu erbittertem Widerstand und ihrem Einfluss gelang es, die dem jungen Gelehrten bereits gesicherte Anstellung an der Universität Kopenhagens zu hintertreiben. Das Werk, von dessen sechs projektirten Bänden die ersten drei in strikter Jahresfolge erschienen, der vierte auf sich warten ließ und der fünfte eben erst erschienen ist, fand zunächst in Adolph Strodtmann, dem geistvollen Heine-Biographen, einen deutschen Uebersetzer und einen beredten Anwalt dazu. Nachdem Strodtmann gestorben, hat Brandes es unternommen, das ganze Werk persönlich in deutscher Sprache neu herauszugeben. Von dieser Ausgabe erhielten wir im vorigen Jahre den ersten Band, welchem jetzt sogleich der fünfte als völlige Novität gefolgt ist. Strodtmann rühmte den ersten Bänden bereits mit vollem Recht eine seltene Vereinigung von Esprit und Solidität nach, er rühmte an dem originellen Autor vor allem den großen und freien Blick für die wesentlichen Momente in der geistigen Entwickelung der neuen und neuesten Zeit und die klare, kräftige Gestaltung und Gruppirung eines anscheinend unübersehbaren und vielfach verworrenen Materials. Brandes selbst legt in der Einleitung den Hauptwert auf seine wissenschaftliche vergleichende Methode, welche allerdings die Vorbedingung der ganzen Anlage des Werkes gewesen ist.

Er nennt seine Art vergleichender Literaturgeschichte -- Literaturpsychologie. Die Literaturgeschichte ist ihm Seelengeschichte. Ein Buch, das der Nationalliteratur angehört, sei's ein Roman, ein Drama oder Geschichtswerk, ist ihm „ein Magazin von Gefühlen und Gedanken“, die bestimmte Erscheinungsform von Ideen und Empfindungen der besonderen Zeit, welcher der Autor angehört. Ihre Gesamtheit ist ein Spiegelbild der Psyche der Zeit, der Zeitseele. Er unterscheidet: Aesthetisch betrachtet ist jedes literarische Werk eine Erscheinung für sich, geschichtlich betrachtet ist dagegen jedes Buch nur ein Ausschnitt aus einem unendlichen Gewebe. Ein Werk der Poesie kann ästhetisch aus sich heraus erklärt werden, wollen wir es aber in seinem historischen Werte verstehen, so brauchen wir nicht nur die Kenntnis der Geistesart seines Urhebers, sondern auch diejenige der ihn umgebenden und beeinflussenden geistigen Atmosphäre zum Schlüssel. Unser Werk hat sich nun keine geringere Aufgabe gestellt als eine solche „Psychologie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ zu geben, eine Geschichte des Geistes für diesen Zeitraum, dargelegt aus deren literarischen Werken. Ein Bild will er uns entwerfen der großen geistigen Bewegung, in welcher auf das anfängliche Sinken und Verschwinden des im

vorigen Jahrhundert vorherrschenden Gefühls- und Ideenlebens eine Rückkehr der religiösen, politischen, sozialen Fortschrittsgedanken in neuen stets höher steigenden Wellen eintrat. So ist sein Werk eine Darstellung der Kämpfe und Siege der modernen Fortschrittsideen.

Die ganze neuere geistige Bewegung hat zu Schwerpunkten die drei Revolutionen von 1789, 1830 und 1848. Diesen politischen Ereignissen entsprechen die Revolutionen und Reaktionen im Leben des Geistes und der Kunst. Der Stoff zergliederte sich danach in sechs Gruppen. In der ersten derselben schildert uns Brandes die französische, von Rousseau inspirirte Emigrantenliteratur in ihren Zusammenhängen mit den Literaturen anderer Nationen, und zeichnet damit die Zeit einer geistigen Reaktion gegen das Freidenkertum des 18. Jahrhunderts, in welcher noch allerlei revolutionäre Elemente lebendig sind. In der zweiten Gruppe, der katholisirenden romantischen Schule Deutschlands, ist die Reaktion im Steigen, sie wendet sich nicht nur gegen den Fortschritt, sondern die Gegenwart überhaupt. Die dritte Gruppe, welche bei Brandes den Titel „Die Reaktion in Frankreich“ führt, schildert die Herrschaft der letzteren im Zeitalter der Restauration. Die Dichter der englischen Seeschule Scott und Moore, Landor, Shelley und Byron, bilden die vierte Gruppe („Der Naturalismus in England“). Sie, vor Allen Byron, bewirken den Umschlag in dem großen Drama. Der griechische Freiheitskampf bricht aus (wir zitiren Worte der Einleitung), ein frischer Hauch weht über Europa hin, Byron fällt in heldenmütiger Aufopferung für die griechische Sache, und sein Tod macht einen großen Eindruck auf alle Schriftsteller des Festlandes. Kurz vor der Julirevolution wechseln mehrere der bedeutendsten Geister Frankreichs ihre Richtung, eine enthusiastische Jugend schließt sich ihnen an; sie bilden die fünfte Gruppe, die romantische Schule Frankreichs, und die neue literarische Bewegung wird durch Namen wie Lamennais, Hugo, Lamartine, Alfred de Musset, George Sand, Merimée u. s. w. charakterisirt. Dieselbe revolutionäre Bewegung, welche die Julirevolution zum politischen Ausgangspunkt hat, nennt sich auf deutschem Boden „Das junge Deutschland“. Unter diesem Titel soll denn der letzte Band die sechste Gruppe besprechen, welche diejenigen Schriftsteller umfasst, die in den germanischen Ländern die freisinnigen Ideen des 18. Jahrhunderts wieder aufnehmen und als die geistigen Pionnire der Revolution von 1848 zu gelten haben.

Die vergleichende oder, wie sie nicht minder treffend bezeichnet werden darf, die genetische Methode dieses geistesgeschichtlichen Werkes, welche Brandes als den originalen Zug desselben hervorhebt, können wir Deutschen kaum als etwas neues begrüßen. Die fruchtbringenden gesunden Ideen aus Hegels Philosophie der Geschichte, von dem Kausalzusammenhang alles Werdenden, von der Gesetzmäßigkeit der Entwickelung sind vor ihm bereits von bedeutenden Schriftstellern des Jahrhunderts auf bestimmte Gebiete des geistigen Lebens angewandt worden, auch im großen Maßstab; nur beispielsweise sei an Kuno Fischers „Geschichte der neueren Philosophie“ und Hettners „Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts“ erinnert. Die einzelne literarische Tat als naturnotwendiges Produkt der besonderen Individualität eines Schriftstellers aufzufassen, hat uns Goethe gelehrt, und das Individuum und seine Leistungen wiederum im steten Zusammenhang mit seiner Umgebung zu betrachten, ist die Forderung aller modernen Geschichtswissenschaft. Die gegenseitige Beeinflussung der geistigen Strömungen und produktiven Geister über die Grenzen der Nationen hinaus zu verfolgen, haben schon Diderot, Lessing und Herder unternommen. Aber neu war die Durchführung dieser gleichzeitig analytischen und vergleichenden Methoden in Anwendung auf ein so weites, uns so nahes Gebiet, das in vielen Teilen noch unerforschtes Terrain war; neu das Wagnis, dem 19. Jahrhundert mit dem Skalpell des Physiologen zu nahen, neu und kühn zugleich! Denn es ist um vieles leichter ein schon vielfach gesichtetes Stoffgebiet geistig zu durchdringen und es erfordert weniger Mut, für die Ideale der geistigen und sittlichen Freiheit zu schwärmen, wenn man deren Rechte nur in Anwendung auf vergangene Zeiten verteidigt.

Der direkte Zusammenhang der geistigen Kämpfe, die Brandes schildert, mit denen, die in unserer Gegenwart ausgefochten werden oder mit Ausbruch drohen, gibt dem Werke noch einen besonderen Charakter, der als etwas Neues auf uns wirkt; einen aktuellen, ins Leben der Gegenwart eingreifenden, neben dem historischen, wissenschaftlichen Charakter. Die Literatur der Zeit, die uns Brandes schildert, hat eine Eigentümlichkeit vor allen anderen literarischen Perioden voraus, und diese überträgt sich auf die Darstellung. Diese Literatur steht in Wechselwirkung mit einer zu literarischem Ausdruck gelangenden öffentlichen Meinung. Sie ist untrennbar verwachsen mit dem politischen und sozial-ökonomischen Leben. Sie dient nicht nur artistischen, nicht nur Idealen der sittlichen Welt, sie dient vornehmlich auch politischen Idealen und den sozialen Reform-Ideen. Und diesem allerdings völlig neuen Gegenstand entspricht der Verfasser, dessen Seele nicht am ästhetischen Genuss der Literaturwerke ihr Interesse erschöpft, deren Interesse vielmehr erst in der Aufspürung des Zusammenhangs zwischen Kunst und Leben, zwischen Individualität und Zeitgeist ein Genüge findet. Die Ideale, deren Kämpfe er schildert, sind ebenso artistischer wie politischer wie sozialer Natur, und es sind dieselben, welchen sein eigenes Denken und Wirken geweiht ist.

Dieses innerlichst lebendige Interesse am Stoff schützt — in Gemeinschaft mit einem künstlerischen Zuge zu lebensvoller Gestaltung und Veranschaulichung — den Autor vor dem vorwiegend abstrakten Ton, zu welchem seine Methode sonst leicht verführt. Es gibt seinem Werk, trotz dessen wissenschaftlicher Objektivität, einen subjektiven Charakter, es beflügelt seinen Stil zu leidenschaftlichem Aufschwung, der den Leser emporreißt. Man liest nicht Erörterungen, man hört ergreifende Reden. Diese behandeln nicht nur aller-

hand wertvolle belletristische Werke und deren Autoren; sie machen vor uns Menschen und Taten lebendig, die unserem eigenen Wesen verwandt oder entgegengesetzt erscheinen, sie lassen farbig belebte Kulturbilder vor unserm Auge erstehen, in denen modernes Leben pulsirt, sie berichten nicht nur von fremden Gefühlen und Gedanken, sie bringen eigene, des Autors und unserer Zeit Ideen zum Ausdruck. Daher die ausnahmsweise sensationelle Wirkung eines „historischen" Werkes auf die Zeitgenossen des Autors in Dänemark, daher die Rolle, die diesem Werke der Wissenschaft in den lebendigen Geisteskämpfen der Gegenwart zufällt und welche auch dem Interesse, das wir an ihm nehmen, seinen aktuellen Charakter verleiht.

Doch nicht in der Stellung des vorwärtstürmenden Fechters tritt uns der kampfesfrohe Autor entgegen. Sein heißes Blut, sein agitatorischer Geist haben sich gar willig den strengen Formen des Stils gefügt, den ein historisches Kunstwerk verlangt. Brandes ist als kritischer und historischer Schriftsteller Künstler. Seine Würdigung von Sainte-Beuve, dem kritischen Genie des modernen Frankreich, welche eines der glänzendsten Kapitel des nenen Bandes bildet, erläutert am besten, was dies heißen will. Brandes betrachtet Sainte-Beuve als seinen Meister. Beide pflegen die Kritik als selbständige literarische Kunst. Brandes nennt Sainte-Beuve den Begründer dieser Kritik und sagt: „Sainte-Beuve's Reform der Kritik war eine vielseitige. Erstens gab er ihr Grund unter die Füße, nämlich den der Geschichte und der Naturwissenschaft. Die alte, sogenannte philosophische Kritik betrachtete das literarische Aktenstück wie aus den Wolken gefallen, beurteilte es ohne Rücksicht auf den Verfasser und brachte es in der einen oder anderen ästhetischen oder historischen Rubrik unter. Sainte-Beuve verfolgte das Werk bis zu seiner Entstehung, hinter dem Papier wusste er den Menschen zu entdecken. Er hat die Mit- und Nachwelt gelehrt, dass man nichts verstehe, keine Schrift und kein Aktenstück aus der Vergangenheit, so lange es nicht gelang, den Seelenzustand, aus dem es hervorging, zu begreifen und von der Persönlichkeit, von welcher es herrührt, sich ein Bild zu machen. Erst solcherweise bekommen die Dokumente Leben; erst dann wird die Geschichte von einem Geist beseelt; erst so aufgefasst, wird das Kunstwerk durchsichtig" ... „Der nächste Schritt ist, dass die Kritik, welche bisher analysirend und zerstückelnd war, bei Sainte-Beuve zusammenfassend wurde, wenn auch mit der Begrenzung, die das Naturell des großen Kritikers mit sich führte. Seine Kritik verleiht, wie die Poesie, ihrem Gegenstand organisches Leben. Sie zerklopft nicht das Material in kleine Steine oder zu Schutt, sie errichtet ein Bauwerk daraus. Sie nimmt nicht die Bestandteile der Menschenseele auseinander, so dass wir nur die tote Maschine kennen lernen, ohne zu wissen, wie sie sich ausnimmt, wenn sie im Gang ist — nein, sie verschafft uns Einblick in die Arbeit desselben, so dass wir, während wir ihren Mechanismus kennen lernen, das Feuer sehen, welches die treibende Dampfkraft erzeugt, und den Lärm hören, den die arbeitende Maschine macht." Dann heißt es weiter: „Der Romandichter und der Kritiker gehen in unseren Tagen bei ihren Schilderungen von demselben Ausgangspunkt aus: der geistigen Lebensluft eines Zeitalters. In dieser treten die Gestalten hervor. Der eine will die Handlungsweise eines Menschen, der andere ein geschriebenes Werk so darstellen und erklären, dass Handlung wie Werk als Produkte gesehen werden, welche der Mensch mit wirklicher oder scheinbarer Notwendigkeit hervorbringt, wenn bestimmte innere Anlagen und äußere Einflüsse sich vereinigen. Der wesentliche Unterschied ist nur der, dass der Dichter seine erfundenen Personen, die jedoch meist nach Modellen aus dem wirklichen Leben gezeichnet sind, möglichst folgerichtig nach den gegebenen Umständen sprechen und handeln lässt, während der Kritiker vollständig an das Tatsächliche gebunden ist, so dass seine Phantasietätigkeit sich einzig auf die Wiederherstellung des Seelenzustandes beschränkt, welcher die Tatsache verursachte oder bedingte". Und das Kapitel schließt mit folgendem Hymnus auf den hohen Beruf der Kritik: „Von dem Augenblicke an, da die Poesie aufhört, sich gegen das Leben und die Ideen der Mitwelt abzusperren; von dem Zeitpunkt, da die lyrisch-romantischen Dichter sich zu Organen der Ideen verwandeln, wird in ihrer Dichtung die Kritik als ein belebendes Prinzip empfunden. Sie hat Hugo's „Les chatiments" inspirirt, wie sie Byron's „Don Juan" inspirirte. Sie hegt den Weg mit Hecken ein und beleuchtet ihn mit Fackeln; sie bricht neue Bahnen und rodet die alten. Denn die Kritik ist's, welche Berge versetzt, all die riesigen Anhöhen der Autorität, des Vorurtheils, der ideenlosen Macht und der toten Ueberlieferungen!"

Die angezogene Parallele zwischen dem Romandichter und dem kritischen Talent und diese Schlussapostrophe weisen uns die Grenze auf, über welche hinaus der künstlerisch schaffende Historiker Brandes zum begeisterten Ideenapostel wird. Im gleichen Sinne ruft er bei Besprechung der Gautier'schen Theorie vom Selbstzweck der Kunst, „L'art pour l'art," der er; wie billig, bis zu einem gewissen Grad beipflichtet: „Die reine Kunstbegeisterung schafft eine Galatea aus Marmor; der Gedankenstrom der Zeit ist allein der göttliche Geist, welcher der Statue Leben einhaucht."

So liest sich denn das große literarhistorische Werk in der Tat wie ein Roman. Der Held desselben aber ist dieser Leben einhauchende göttliche Geist des geistigen Fortschritts. Brandes schildert den Kampf und den Sieg einer Literatur, die nicht wie ein arkadischer Schäfer nur Blumengewinde für die Geliebte flicht, die nicht in egoistischem Selbstgenügen abseits vom Markte des Lebens nur zu eigenem Genuss dem Genius der Schönheit huldigt; sein Held ist eine Literatur, beseelt von Liebe für die Menschheit, für die Armen und die Geprüften, erfüllt von Zorn gegen Tyrannei und Geistesstumpfheit, eine Literatur, welche Barrikaden errichtet und Freiheitshymnen auf den Lippen, von ihnen herabkämpft, den Märtyrertod im Auge; eine Literatur, die den Beruf des Propheten und des Erlösers in sich trägt, die dem Fortschritt der Mensch-

heit ihr Wirken weiht und nicht eher rasten wird, als bis kein Unterschied mehr ist zwischen den Zuständen in Staat und Gesellschaft und den Forderungen der Humanität — der hohen Göttin, deren Fahne dieser feurige Held als Panier trägt!

(Schluss folgt.)

Frankfurt a. M.

Johannes Proelss.



„Die Amsivarier.“ Heimat-Geschichten von Emmy v. Dincklage.

Leipzig 1883. Wilhelm Friedrich. 5 M.

Emmy von Dincklage, selbst im Ostfriesischen zu Haus, hat Ostfriesland und die Ems-Gegenden zu ihrer Spezialität gemacht, in ganz ähnlicher Weise wie Storm, Reuter, Keller, Hesekiel, Rosegger, Anzengruber ganz bestimmte Landschaften und deren Bevölkerungen zum Gegenstande dichterischer Darstellung ausersehen. Die vorletzte Publikation unserer Emsland-Dichterin hieß „Wir“, die letzte heißt „Die Amsivarier“, — zwei verschiedene Titel für dieselbe Sache. Denn „Wir“ sind „Die Amsivarier“ und „Die Amsivarier“ sind „Wir“. Auch künstlerisch angesehen, ist eine große Verwandtschaft zwischen beiden Büchern; ihre Schwächen und Vorzüge sind nahezu dieselben, und wenn sich nichts destoweniger Unterschiede zeigen, so zeigen sie sich nur in dem Maß und Verhältnis eben dieser Schwächen und Vorzüge. „Wir“ scheint mir insoweit höher zu stehen, als nicht nur das Gelungene gelungener auftritt (so beispielsweis in der in ihrer Art vollendeten Erzählung „Ein Oelbild“), sondern namentlich auch deshalb, weil selbst das was nicht voll ins Schwarze trifft, wenigstens im ersten oder zweiten Ringe verbleibt. Im Ganzen aber trägt in gut und minder-gut alles denselben Stempel.

Die „Amsivarier“ enthalten vier Erzählungen: Unsere Patriarchen; Joseph und seine Brüder; Meineidig, und Das Kind des Hasses. Worin diese vier Erzählungen gleichmäßig exzelliren, das ist die scharfe Beobachtung des tatsächlich Gegebenen. Alles was als Bild, gleichviel ob Landschaft oder Genre, vor das Auge der Dichterin tritt, ist sicher, eine vorzügliche Darstellung zu finden. Oede Haidegegenden, lange Straßen mit einem Wirtshaus oder Schlagbaum am Wege, Birkenwäldchen, eine hochgelegene Mühle, kleinstädtische Lokalitäten (so der kleine Woll-Laden der Witwe Tinner) — all das findet eine Schilderung, die von niemandem übertroffen wird. Das Talent der Dichterin tritt einem hier geradezu frappant entgegen. Aber so hoch ich dies Talent stelle, ja so gewiss ich in diesem scharfen Sehen der Dinge die Wurzel aller künstlerischen Darstellung erkenne, so reicht doch diese künstlerische Naturanlage (denn das ist sie) nicht aus für die Schöpfung einer vollkommenen Erzählung. Es muss eben noch zweierlei hinzukommen: dem Dichter muss sich die verborgene Welt des Herzens so gut erschließen wie das, was am Wege liegt, und nachdem sich ihm Aeußeres und Inneres gleichmäßig erschlossen hat, muss er aus der Fülle des ihm in Teilen und Teilchen Ueberlieferten, eine neue Welt zu bilden verstehen. Mit anderen Worten, er muss aufs Einzelne hin angesehen Charaktere schaffen und aufs Ganze hin angesehen komponiren können.

Hier liegen die Schwächen in der Produktionsweise der Dichterin. Sie spinnt ihren Faden zu sorglos ab. Dies kann unter Umständen entzückend sein, und einige der Allerbegabtesten sind so verfahren. Aber es dürfen es nur eben diese (so beispielsweise der ältere Dumas), solche also, die tun können was sie wollen, und denen wir willig folgen, es sei wohin es sei. Selbst das Unsinnige behält unter ihren Händen noch Reiz. Mittlere Begabungen dagegen sind auf Korrektheit und Innehaltung alter Ordnungen angewiesen. Sie müssen beispielsweise konsequent sein, und an dieser Konsequenz in den Geschehnissen und Personen, an Klarheit und natürlicher Entwickelung lässt es Fräulein v. Dincklage fehlen. Wir können nicht immer mit. Der Weg verwirrt sich um vieles öfter als zulässig, und uns gewaltsam mit durchzureißen, dazu reicht ihre Kraft nicht aus.

Unter den vier Erzählungen dieses Bandes ist „Meineidig“ die interessanteste und talentvollste. Sie enthält ganz vorzügliche Stellen, sogar Anläufe zu scharfer Charakteristik, und doch wird man des Ganzen nicht recht froh, einfach deshalb nicht, weil das Kunstmaß, das seitens der Dichterin an ihre Sache gesetzt wurde, dem ersten glücklichen Griffe nicht entsprach. Die Durchführung ihrer Aufgabe bleibt mal auf mal, auch in den andern Novellen, hinter dem ursprünglich trefflich Intendirten zurück, aber nirgends zeigt sich das mehr als in „Meineidig“.

In dieser Novelle stecken zunächst zwei, die vereinzelt und in richtiger Behandlung auftretend, jede für sich etwas Musternovellistisches hätten werden müssen. Aber die Verfasserin versah es doppelt, einmal dadurch, dass sie zwei grundverschiedene Themata durcheinanderwarf, und zweitens und vor allem dadurch, dass sie (vielleicht infolge dieses Durcheinanderwerfens) jede der beiden Aufgaben aus dem Auge verlor oder doch wenigstens halb aus dem Auge verlor. Sie sah sie schließlich nicht mehr scharf genug.

Diese beiden Aufgaben in der vorgenannten Novelle sind die folgenden: es soll erstens die Kurpfuscherei gegeißelt und zweitens eine schwächlich geartete Natur geschildert werden, die halb aus Schwächlichkeit und halb aus einem falschen Familiengefühl einen falschen Eid schwört. „Meineidig“ also. Da dieser Meineid der Novelle den Namen gab, so war es nicht klug, nebenher noch eine zweite Frage zu schaffen, ein Neben-Interesse, das vielfach zum Haupt-Interesse wird. Wenn es indessen trotz alle-

dem und alledem geschehen sollte, so musste die Verfasserin wenigstens die Kraft in sich verspüren, eins über das andere nicht in Vernachlässigung geraten zu lassen. An dieser Kraft gebrach es ihr aber und so sehen wir denn den „Kurpfuscher“ nicht an seiner Unkenntnis und Pfuscherfrechheit, sondern einfach daran zu Grunde gehen, dass er beim Mixturenmischen eine falsche Flasche greift, ein Versehen, das mit Wissenschaftlichkeit oder Unwissenschaftlichkeit nicht das geringste zu schaffen hat und dem geschultesten Arzt und Apotheker gerade so gut passiren konnte wie dem Kurpfuscher. Aehnlich ungünstig liegt es im Hinblick auf den „Meineid“, in Betreff dessen sich beinah sagen lässt, „dass auch hier bloß die Flaschen verwechselt wurden“. Ein moralisches „Versehen“ liegt vor, keine tiefere Schuld. Ich halt' es nicht für zulässig, in Fällen, wo die Schrecknisse des Meineids geschildert werden sollen, diesen Meineid bloß einen halben oder Viertel-Meineid sein zu lassen. Ich will die Schuld mitempfinden, deren sich ein Schuldiger anklagt. Soll aber ein Ausnahmefall etablirt und an und in ihm ein überaus feines Gewissen gekennzeichnet werden, ein Gewissen, das eine tiefe Meineids-Schuld schon da fühlt, wo der Durchschnittsmensch nur einen Druck oder ein Unbehagen empfinden würde, so stellt sich mir dies als eine ganz neue Betrachtung und Aufgabe dar, die, sehr schön an sich, mit ganz andern Mitteln gelöst werden musste.

Diese Novelle „Meineidig“ ist charakteristisch für die Schwächen und Vorzüge der Dichterin. Sie schreibt frisch, lebendig, interessant, und ihrer Art die Dinge zu sehn und anzufassen, gebührt vollste Zustimmung; andrerseits versieht sie's in den fast durch alle ihre Werke sich hinziehenden Willkürlichkeiten, in Betreff deren ich nur nicht weiß, ob sie dieselben, weil ihr gleichgiltig erscheinend, nicht ändern will, oder aber, weil ihr unerkennbar, nicht ändern kann.

Berlin.

Theodor Fontane.



Carlo del Balzo: „Roma.“

Milano, 1882, G. Brigola. 4 Lire.

Ich weiß nicht, wie viel hundert oder tausend Bände von Schilderungen Roms bereits geschrieben wurden und ob es möglich ist, sachlich über diese vielbeschriebene und vielbesungene Stadt etwas Neues zu sagen; das aber weiß ich, dass Carlo del Balzo's Buch das Oftgesagte in ganz neuer, ganz individueller, manchmal überraschender, immer interessanter Weise wiederholt. Die italienische Literatur ist von allen die ärmste an deskriptiven Büchern über Rom, und das ist natürlich: der Einheimische hat für die ihn umgebenden und ihm vertrauten Merkwürdigkeiten weit weniger Sinn als der Fremde, dem sie eine Offenbarung sind, und er fühlt darum weit weniger als dieser das Bedürfnis, sich schriftstellerisch mit ihnen zu beschäftigen. Um so grösseren Reiz besitzt es für den ausländischen Leser, einmal einen Italiener über die Herrlichkeiten Roms sprechen zu hören, der sie nicht mit den von der italienischen Sonne geblendeten Augen des Nordländers ansieht, der nicht eine von Konvention und literarischer Sentimentalität im voraus bereitete Palette mitbringt, der am Schauspiel Roms nicht hauptsächlich die Wirkung des Kontrasts zum Bilde nordischer Städte empfindet, sondern mit der Szenerie von Kindheit an vertraut ist, sie intim durchdringt und ihr Seiten abzugewinnen weiß, die dem Fremden, dem „Barbaren“ stets verschlossen bleiben, wenn er nicht wie etwa unser Gregorovius durch jahrzehntelangen Aufenthalt in Rom gleichsam eine italienische Neugeburt erfährt. Del Balzo gehört zur Schule von de Amicis. Er gebietet über eine reiche Fülle von Farben und eine große Mannigfaltigkeit der Stimmungen. Während er in „*Sul Campidoglio*“ „*Le Mura*“ „*Palatino*“ mit dem Hochgefühl eines Nachkommens der Könige in der Erinnerung an die weltgeschichtliche Vergangenheit schwelgt, zeichnet er in „*San Pietro*“ das päpstliche Rom, das ihm, dem modernen Freidenker und italienischen Patrioten, tief antipathisch ist; im „*Colosseo*“ beschwört er ein prächtiges Bild des antiken Lebens vor uns herauf; in „*Trastevere*“ und „*Tevere*“ dagegen malt er voll Humors und feiner Beobachtung Genrebilder aus der römischen Gegenwart. Die Kapitel „*Le Acquainole*“, „*La notte di S Giovanni*“, „*I moccoletti*“ gehören zum Anschaulichsten und Anmutigsten, was man über römisches Leben lesen kann. Die Kapitel, die del Balzo der Kunst, den Museen u. s. w. gewidmet hat, bieten naturgemäß weniger Neues und Selbständiges. Das ganze Buch lässt einen erfreulich optimistischen, ich möchte sagen sonnigen Eindruck zurück und erregt für das weitere Schaffen des jungen Verfassers große Erwartungen.

Paris.

Max Nordau.



Ein tugendhafter Roman von Emile Zola.

„Au Bonheur des Dames.“

Paris 1883, G. Charpentier. 3,50 Fr.

Der begründetste Vorwurf, den die ernsthafte Kritik bisher gegen Zola erhoben hat, war der einer verblendeten Einseitigkeit. Einige Organe der Kritik, welche die Literatur nicht so sehr als eine Kunst wie als eines der vielen Mittel zur bequemen Unterhaltung oder ga[illegible] Erziehung betrachtet, eiferten daneben auch gegen die sogenannte „Unmoral“ Zolas und wollten durchaus nicht zugeben, dass die gelassene Darstellung des Hasslichen, ja des Widerwär-

tigen mit den Forderungen der Moral nicht in Widerspruch stehe. Man ließ den Realismus als allgemeines Erfordernis gelten, schalt ihn aber jedesmal, wenn er sich an den weniger angenehmen Seiten des Menschenlebens künstlerisch betätigte. Man untersuchte nicht, ob die berüchtigte „Käse-Symphonie“ im „*Ventre de Paris*“ künstlerisch an ihrer Stelle wäre, sondern man schalt sie, weil Käse keinen vornehmen, romanfähigen Geruch hätte. Käse! — ja wenn es eine vergleichende Betrachtung über die Eigenschaften von Champaka und Ylang-Ylang gewesen wäre! — Und bei der Szene am Ende des „*Pot-bouille*“, wo im fürchterlichen Gegensatz zu der unten sich erlustigenden, frivolen, verderbten Gesellschaft oben ein armes Dienstmädchen dem Tode ein Kind gebiert, hatte man auch nicht die Frage nach der künstlerischen Notwendigkeit dieser Szene sondern nach ihrer Appetitlichkeit gestellt. Der Dichter, welcher dem Drama des Lebens ehrlich zwischen die Coulissen schaut, kann eben nicht lauter Appetitliches sehen.

Aber neben diesen unberechtigten Vorwürfen, die mit der Literatur gar nichts zu tun haben, gibt es den der künstlerischen Unwahrheit, welcher gegen Zola erhoben wurde, und zwar mit Recht. Das Leben ist nicht so lichtlos dunkel, wie Zola es dargestellt, der Bürgerstand nicht so platt und feige in seiner Lasterhaftigkeit, die Tugend ist nicht ein bloßes Produkt von Nervenstimmungen und Blutwärme, und das was man der Kürze wegen das Gute im Menschen nennt, kommt in stärkerem Verhältnis zum Schlechten vor, als „*Pot-Bouille*“ uns glauben machen wollte.

Der Realismus, welcher wie bei Zola nur einen Realismus des Hässlichen bedeutete — gleichviel aus welchen Gründen, ob aus einem verderbten Geschmack am Hässlichen, wie er in Zeiten höchstgesteigerter Civilisation nichts seltenes ist, — oder aus gereizter Widerspruchslaune gegen das süßliche Romanschema der letzten Jahrzehnte — jener Realismus ist eine Unwahrheit ganz ebenso gut wie der Romantismus im Roman, an welchem die ganze lebende Leserwelt aller Länder sich großgelesen hat. Die Wahrheit des Lebens und der Kunst ist und war zu allen Zeiten die des Sprichworts vom vielen Schatten neben vielem Licht, welche auch umgekehrt richtig ist.

Ich hatte schon bei Zola's vorletztem Roman hervorgehoben, dass sich ein Wandel zum Besseren in seiner Art, das Leben anzusehen, vollziehe. Der Inhalt des „*Pot-Bouille*“ schien mich zu widerlegen, denn kaum irgendwo trat uns die Ansicht des verbitterten Lebensschilderers so trotzig entgegen wie in den letzten Worten jenes Romans, welche von der Großstadt-Gesellschaft zusammenfassend urteilen: „*C'est cochon et compagnie!*“; — Aber die eine Figur des alten leidlich ehrenwerten Josserand, einer ganz Dickens'schen Persönlichkeit genügte, um einen Wandel in Zola's Anschauungen zu bekunden. Sie bewies, dass die Kritiker Unrecht hatten, welche Zola die Fähigkeit absprachen, gute Menschen künstlerisch annehmbar zu machen. In dem neuesten Roman „*Au Bonheur des Dames*“ hat Zola sich aufs prächtigste an den Kritikern gerächt, welche in der Darstellung der „Tugend“ oder was sie so nennen den Gipfel künstlerischer Leistung erblicken. Ah, ihr wollt Tugend? Nun, da habt ihr sie! und auf 521 enggedruckten Seiten gibt er ihnen Tugend, Tugend aller Art, Tugend aus Eigensinn wie Tugend aus Dummheit, Tugend aus Liebe wie Tugend aus Hass, Tugend jeglichen Kalibers, von der heldenhaften Tugend der allen Versuchungen widerstehenden Denise bis zur tragischen Tugend des alten Regenschirmfabrikanten Bourras, — nichts als Tugend Damit diese Tugendüberschwemmung nicht langweilig werde, hat Zola, der den Spruch „*Faut de la vertu, pas trop n'en faut*“ kennt, auch ein bischen Laster als würzende Zugabe eingestreut, wie um die Tugend vor dem Fadewerden zu schützen. Jedoch auch diese kleinen Reminiszenzen an den Zola von ehemals sind mit weiser Mäßigung angebracht; die derben Worte, diese Anstoßsteine für so viele Leser, welchen die derbe Sache ganz gut gefällt, finden sich in „*Au Bonheur des Dames*“ so vereinzelt, dass sie wirklich unangenehm berühren. Es herrscht ein gesitteter Ton in dem Buch vom Anfang bis zum Ende, man kann es ohne Scheu einer gebildeten Frau in die Hände geben, welche nicht gerade gestern aus dem Pensionat gekommen, und Zola erlebt den Triumph, dass ihn die Blätter aller Parteien loben, vom linken Flügel der Anarchisten bis zu den Leiborganen gewisser Gesellschaftskreise, welche in den Leitartikeln von der bedrohten Religion und der Auflösung aller heiligen Bande salbadern, um in der nächsten Spalte die gewagtesten, freilich auch witzigsten Schamlosigkeiten zum Besten zu geben.

Der moralische Wert dieses Romans — wenn denn doch einmal die Moral etwas mit der Kunst gemein hat — ist ein augenfälliger. Wenn eine so schwarzgallige Natur wie Zola den Sieg der Tugend nicht nur möglich, sondern sogar künstlerisch gerechtfertigt zu machen weiß, wer wollte dann nicht an die Tugend glauben? In diesem Sinne wirkt ein „moralischer“ Roman Zola 's ganz anders beweiskräftig als der jener Dutzendromanschreiber, bei welchen es sich von selber versteht, dass die Tugend sich zu Tisch setzt, nachdem sich's das Laster lange genug hat gutschmecken lassen. Der Künstlersinn bei Zola zeigt sich darin, dass er die Tugend der Heldin des Romans wahrscheinlich zu machen versteht, ohne dieses gute Durchschnittsmädchen als einen moralischen Gletscher darzustellen. Sie siegt, allerdings, und der Sieg ist nicht leicht, denn sie liebt den Mann, der in ihr nichts sieht als eine nach den vielen Anderen, eine neue Nummer seines Don-Juan-Registers. Aber diese selbe Denise, welche dem schönen, in seiner Art genialen, die ganze Frauenwelt von Paris beherrschenden Octave Mouret widersteht, hat rotes warmes Menschenblut in den Adern wie ihre entweder gemein- oder gemütlich-lasterhafte weibliche Umgebung; sie gesteht sich's einmal selbst, dass sie zu einer gewissen Stunde das Opfer eines der nichtsnutzigen Gesellen aus dem „Bonheur des Dames“ hätte werden können, wenn er gerade dagewesen wäre, — kurz sie ist tugendhaft, aber „mit Maß“! Sie weiß selbst nicht recht, warum sie es ist; sie hält keine senti-

mentalen, tugendhaften Reden darüber, spricht weder von Ehre noch Pflicht noch anderen schönen Begriffen, welche meist im entscheidenden Augenblick der praktischen Probe den Dienst versagen, — sondern beruft sich einfach auf ihren weiblichen Instinkt, der auch für die Sorte von Liebe, wie Denise sie für Mouret und Mouret sie für Denise fühlt, just hinreicht. Dem Versucher, der sie fragt: *„De quoi donc avez-vous peur?"* antwortet sie schlicht aber entschieden: *„Je n'ai peur de rien, monsieur . . . On fait seulement ce qu'on veut faire, n'est-ce pas? Moi, je ne veux pas, voilà tout!"* — Meine deutschen Leser bitte ich sehr um Entschuldigung, aber ich kann mir die Bemerkung nicht ersparen: welche bombastischen, romanhaften, schönklingenden aber nichtssagenden Redensarten hätten von zehn deutschen Schriftstellern neun ihrer Heldin in einem solchen feierlichen Augenblick auf die Lippen gelegt! In solchen Dingen hat sich der Sinn für Naturwahrheit zu bewähren, — mit der anschaulichen Beschreibung eines stilvollen Wohnzimmers oder eines holden mädchenhaft errötenden Antlitzes oder anderer angenehmer Romanrequisiten ist es wirklich nicht getan.

Denise ist die gelungenste Figur des Romans, — sie erinnert an Daudet, aber sie hat Seiten, welche Daudet verschlossen sind. Sie ist ganz echt, bis auf einzelne störende Kleinigkeiten. Zu diesen zähle ich die ihr in den Mund gelegten nationalökonomischen Weisheiten (S. 234 und anderswo). Es ist gar nicht nötig, dass Denise den kurzsichtigen Konkurrenten des riesigen Magazins *Au Bonheur des Dames* begreiflich macht, aus welchen wirtschaftlichen Gründen das durch Mouret eingeführte System des schnellen Umsatzes von Kapital mit scheinbar kleinem Verdienst den Vorzug verdient vor dem schwerfälligen Gebahren des Handelsphilisteriums, welches die Waare monatelang ruhen lässt und durch den Zinsaufschlag auf den Verkaufspreis den Käufer dafür bestraft, dass er nicht früher gekauft hat. Der Hauptgrund oder vielmehr der einzige für Denise ist der, dass sie den Gebieter des Monstremagazins l i e b t, und die Liebe kümmert sich nicht um ihre Entstehungsgründe.

Denise ist eine der woltuendsten Erscheinungen des neueren Romans und von Zola mit offenbarer Freude geschaffen. So oft sie auftritt, weht eine reinere Luft. Dabei ist sie weder romanhaft schön noch besonders geschickt und geistreich, — sie ist nur ein schwaches Menschenkind, in dem das Gute dem Schlechten siegreich das Gegengewicht hält, und sie l i e b t. Diese Liebe ist eine schwer definirbare, wie freilich alle Liebe, — sie ist ein Gemisch aus Bewunderung, verhaltener Sinnlichkeit und Spießbürgerlichkeit, aber dennoch Liebe, und eine Liebe, welche das Unglaubliche fertig bringt, Oktave Mouret, den Vorder- und Hintertreppen-Helden des fünfstöckigen Hauses in *„Pot-Bouille"*, zu dem Geständnis zu zwingen: die Tugend ist doch kein leerer Wahn! Zola lässt ihn das nicht sagen, aber so handeln; natürlich ist diese Huldigung für die Tugend bei Mouret stark versetzt mit der durch Denise's Widerstand aufgestachelten Sinnlichkeit, indessen das gibt seiner Handlungsweise nur um so mehr Glaubwürdigkeit. Auch Mouret hätte uns in 90 von 100 deutschen Romanen am Schluss nicht einen seitenlangen Vortrag über die alles besiegende Macht der Tugend geschenkt, — bei Zola heiratet Mouret die keusche Denise, teils weil er sie liebt und achtet, teils — und großenteils — weil er sie anders nicht besitzen kann. Ein Mouret lässt sich eben durch die bloße platonische Bewunderung einer weiblichen Tugend nicht zum ganz gewöhnlichen Heiraten bestimmen.

Neben Denise sind noch einige andere weibliche Figuren mit großer Feinheit gezeichnet. Die unschöne, sich in ihrer Liebe zu dem kommunen Ladenschwengel Colombom verzehrende Geneviève, die rührende, völlig zu Tränen rührende Madame Robineau, — aber auch einige der bedenklichen Figurantinnen um Denise in der Abteilung des *Bonheur des Dames* für Konfection sind sehr gelungene Menschen voll Leben und Wahrheit. Und die meisten sind leidlich gute Menschen, man fühlt sich wol unter ihnen, sie verletzen uns nicht durch aufdringliche Lasterhaftigkeit noch Tugend, — sie sind guter Mittelschlag.

Leider — und das ist die Kehrseite — bezeichnet Zola's neuester Roman keinen k ü n s t l e r i s c h e n Fortschritt, sondern viel eher einen Rückgang, mindestens ein Stillstehen. In *„Au Bonheur des Dames"* hören wir das Knarren der realistischen Maschine zu oft; manchmal will sie gar nicht mehr vom Fleck, dann qualmt und sprudelt und blakt sie, es rasselt in ihrem Bauch, die Hebel ächzen, die Kolben stöhnen, und nach einer Weile, oft einer langen Weile, setzt sich das Vehikel wieder langsam in Bewegung. Die Maschinerie Zola's wird nirgends so deutlich sichtbar wie in *„Au Bonheur des Dames"*. Ich besitze keine Spur vom zweiten Gesicht, aber ich erinnere mich deutlich, dass, als ich nach einem Besuch bei Zola im vergangenen Sommer von seinem Landsitz bei Médan nach Paris zurückkehrte, ich die „Symphonie in Weiß-Dur" (S. 478 u. ff.) im ahnenden Geiste voraussah. Aus der flüchtigen Andeutung des Schauplatzes seines in der Arbeit befindlichen Romans folgerte ich nach ähnlichen Vorgängen früherer Werke diese Schwelgerei in der Beschreibung einer Farbe als unausbleiblich. Ich schwankte nur zwischen Blau und Weiß (Gelb war früher dagewesen), entschied mich aber bei meiner Kenntnis der Pariser Riesenmagazine für Weiß. Zola hat sich auch dafür entschieden, — es war „Bestimmung."

Solche Beschreibungen, die der geübte Leser und namentlich der Zola-Kenner mit tötlicher Sicherheit vorauswittert und bei ihren kataraktähnlichen Daherbrausen — klug überschlägt, sind die künstlerisch schwächste Seite in Zola. Nicht dass er ein schlechter Schilderer wäre, ganz im Gegenteil, — aber er will zu viel schildern und darum s e h e n wir n i c h t s, wir sehen den Wald vor Bäumen nicht. Lauter unverarbeitetes Material, lose am ganzen hängend, baumelnd, einen mitleidigen Schnitt erwartend, — Romanprotuberanzen, wenn man mir das Wort durchgehen lassen will. Wie schade, dass Zola nicht deutsch kann (sein

eigener Ausdruck lautete: „*Vous voyez en moi ne gros ignorant*"), — sonst würde ihm ein Freund einen Gefallen tun, der ihm Lessings „Laokoon" schenkte.

Dieses Haschen nach Schilderungen, dieses fortwährende Hineinpfuschen in die Malerei, die Unterbrechung des Dramas nicht durch die Epik, sondern durch die Didaktik, die Beschreibung, diese langweiligste, unliterarischste Handwerkerei, — nirgends ist das in Zolas größeren Romanen so bis zur unerträglichen Wiederholung, bis zur gewöhnlichsten Langeweile gesteigert wie in „*Au Bonheur des Dames*". Diese Sucht nach Beschreiberei verführt ihn naturgemäß zur Häufung von Adjektiven. Die Adjektiva sind Zolas Todfeind. Ueberall, wo er sich ans Verb hält, trifft er das Richtige, denn Zola ist ein eminent dramatischer Künstler; dagegen auf der Jagd nach dem Adjektiv schießt er die magersten Böcke. Das Schlimmste aber, ja das Tragikomische dieses Verfahrens ist, dass Zola dabei oft in denselben Fehler verfällt, welchen er an den Romantikern, und nun gar an den Klassikern in seinen polemischen Schriften so bitter tadelt: in das Cliché. Es gibt aber Clichés jeder Art, und es wäre eine höchst interessante Aufgabe für einen belesenen Literaturhistoriker, eine Geschichte des Clichés bei den verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten zu geben. Sie wäre lehrreicher als alle Literaturgeschichten. Blättert man heute in den französischen Werken des 17. Jahrhunderts, so trifft man auf jeder Seite solche fertige Schablonen an wie „*les chartes flammes*", — „*les joies de l'hymen*" (oder auch *hymenée*, je nach dem Bedürfnis des Alexandriners), — „*les doux appas*", — „*tous mes feux*" (oder auch „*tous mes vœux*") — kurz, Dinge, welche man damals für ganz besonders zierlich hielt und die nichts waren als abgegriffene Scheidemünze des literarischen Verkehrs. Das 18. Jahrhundert erfand „*la vertu*", *vertu* bis zum Uebelwerden, — daneben auch noch „*sentiment*", aber *vertu* ist häufiger zu finden. — Zola ist auf dem besten Wege, in diesem Punkte ein „Klassiker" zu werden, wie denn überhaupt alle Revolutionäre der Literatur in einem Menschenalter zu Klassikern werden für die nachfolgenden Revolutionäre. Zola sagt nicht „*mes chartes flammes*", spricht nicht von den „*joies de l'hymenée*", nicht von „*tous mes feux*" und „*tous mes vœux*"; aber das Cliché zeigt sich auch bei ihm auf jeder Seite. Will er eine exstatische Frau schildern? „*Un léger frisson courait sur leurs nuques*". — Oder den berauschenden Duft einer weiblichen Gegenwart? „*Des odeurs troublantes montaient de leurs chevelures.*" Manchmal haben diese „*odeurs*" eine „*pointe de fauve*". Diese *odeurs troublantes* und die *frissons* und ähnliche physiologisch klingende aufgesetzte Tüpfchen sind die reine Schablone, — in „*Au Bonheur des Dames*" mehr als sonst bei Zola. Nach dieser Richtung erblicke ich die Klippe, an der dieser sonst so machtvoll und eigensinnig originelle Schriftsteller vielleicht scheitern wird, wenn nicht die Selbstkritik ihm bei Zeiten die Augen öffnet. Und doch brauchte er nur die Werke seiner bewussten Nachahmer darauf hin zu prüfen: gerade diese Aeußerlichkeiten haben sie Alle ihm nachgemacht dieses Räuspern eines großen Mannes. — Ein speziell diesem Romane angehörendes Cliché, eigens für ihn erfunden, ist „*le braule de la machine*". Die „*machine*" ist der Riesenbazar *Au bonheur* mit dem verlockenden Namen: *des Dames*; es stellt sich überall da ein, wo dem Dichter die Fähigkeit erlahmt, uns den „*braule de la machine*" selbst vernehmen zu lassen; alsdann heißt es mit größter Regelmäßigkeit: „*on entendit le braule de la machine*", was uns genau so klug lässt wie zuvor.

Die Behandlung des Schauplatzes seines Romans ist Zola wunderbar gelungen. Der eigentliche Held ist auch mehr das Magazin *Au Bonheur des Dames* als Mouret oder Denise. Was es heißt, aktuelle Dinge aktuell schildern, können wir alle an diesem Roman lernen. Die Belebung des Sachlichen und die wechselseitige Durchdringung von Menschen und Dingen zu einem lebensvollen Romanorganismus hat Zola wol nie zuvor so meisterhaft geübt wie in diesem Buch. Dazu finden sich darin viele Stellen, die geradezu poetisch sind, ohne Aufdringlichkeit. So die Schilderung des Einflusses Denisens auf Mouret, in welchem sich die prachtvollen Worte finden: „*Quand elle passait à présent le vent léger de sa robe lui paraissait si fort qu'il chancelait.*" — Auch die psysologische Feinheit, mit welcher Zola die alles bezwingende Leidenschaft Mourets für Denise als eine hochgesteigerte Ideenassoziation darstellt, die ihm die Geliebte bei allem, beim Wichtigsten wie beim Banalsten vor die Seele führt, ist ein Meisterstück. — Ein bischen lächerlich, aber eben nur für einen deutschen Leser, der seinen Goethe dadurch entweiht fühlt, ist die Stelle, wo Zola Mouret sich beugen lässt vor Denise, „*brisé par l'éternel féminin*". Das Ewig-Weibliche hat noch nie eine wunderlichere Verwendung gefunden.

Fazit: ein lesenswertes, recht erbauliches Buch, mit allen Fehlern der guten Eigenschaften Zola's und — mit einer beträchtlichen Zugabe von Langeweile.

Berlin.

Eduard Engel.



Sprechsaal des „Magazins".

Die „Frankfurter Zeitung" brachte vor einiger Zeit eine vorwurfsvolle Notiz über den Zustand des Grabes von Lotte Schiller, der Gattin unseres Dichters. Die Unterzeichnete muss der Anklage entschieden widersprechen, als sei das Grab vollständig von der Nation vergessen worden. Im Jahre 1876 forderte mich der damalige Redakteur des „Magazin", Herr Lehmann, auf, einen Aufruf in den Spalten unseres „Magazin" zu erlassen, um die Frauen Deutschlands und sonstige pietätvolle Herzen einzuladen, am 9. Juli, dem 50jährigen Todestage Lottes, das Grab in Bonn zu schmücken. Die Nummer des „Magazin", in welcher dies geschah, ist mir nicht zur Hand, aber ich kann versichern, dass mir aus ganz Deutschland, aus Schulen

von Gustav-Adolf-Vereinen, von Privatpersonen, von den Enkeln Lottes etc., eine solche Fülle von Kränzen und Blumen zugesandt worden ist, dass ich in Bonn einen hohen Hügel auf dem teuren Grabe häufen konnte. Die Feierlichkeit des Niederlegens der Kränze war eine stille und würdige. Die damals (ob jetzt noch?) in Bonn wohnende Familie der Gattin von Schillers Sohn umstand mit mir und meinen Schülerinnen, sowie denen von zwei anderen großen Pensionaten Bonns das Grab. Einer kleinen Urenkelin (?) Schillers, (den rechten Verwandtschaftsgrad zu nennen vermöchte ich nicht mit voller Bestimmtheit) ließ ich den ersten Kranz, den des Enkels niederlegen. Den Bericht über diese stille Feier brachte meines Wissens auch das „Magazin", später in erweiterter Form das Feuilleton einer Frankfurter Zeitung.

Seit jener Zeit habe ich jährlich mehrere Male das Grab besucht und Blumen darauf niedergelegt. Ich habe es nie verwahrlost gefunden. Dass ein Besuch des Friedhofes im Winter niemals einen freundlichen Anblick gewährt, das wissen wir alle von dem Aussehen unserer geliebtesten Gräber. Ich weiß nicht, wer das Grab Lottes zu pflegen hat, habe nur die Pflicht, irrigen Meinungen entgegen zu kommen und zu sagen, es ist nicht verwildert. Ich erkläre mich bereit, zu jeder Zeit, aber ganz speziell für den nächsten 9. Juli, den Todestag Lottes Blumenspenden entgegenzunehmen, um sie am Grabe niederzulegen.

Köln.

Lina Schneider.

Literarische Neuigkeiten.

Alberta von Puttkammer, bisher nur als Verfasserin sehr origineller und kunstvoller Lyrik bekannt, hat ein Drama „Kaiser Otto der Dritte" veröffentlicht, welches von einem starken Können Zeugnis ablegt und kaum irgendwo die Dilettantenhand erkennen lässt. Wir hoffen, auf diese mutige Leistung — denn das ernste Drama gehört selten genug zur literarischen Frauenarbeit — des näheren zurückzukommen. — Glogau, C. Flemming.

Unter dem Titel „Perlen der Weltliteratur" gibt Herr H. Normann eine geschickt gefertigte Sammlung von Analysen bekannter Werke aller Literaturen heraus, und zwar in 16 Lieferungen à 50 Pf. — Gegen das Unternehmen lässt sich schwerlich etwas einwenden, obwol man vielleicht besser täte, für die 8 Mark sich die betreffenden Dichtungen selber anzuschaffen, was mit Hilfe von Reclam und andern gefälligen Verlegern billiger Bücher sehr wol angeht. Nachstehend das Verzeichnis der in dieser Sammlung analysirten Werke, wobei wir mit Rücksicht auf den Titel „Perlen der Weltliteratur" zu mehr als einem ein? setzen möchten: Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso. — Hamlet von Shakespeare. — Hermann und Dorothea von Goethe. — Graf Essex von Laube. — Die Hermannsschlacht von Heinrich von Kleist. — König Sigurd von Björnstjerne Björnson. — Sappho von Grillparzer. — Herr Thaddäus von Mickiewicz. — Die Vögel von Aristophanes. — Puschkin. Lermontow. Turgenjew. — Axel und Walburg von Oehlenschläger. — Der letzte Ritter von Anastasius Grün. — Der Rattenfänger von Hameln von Julius Wolff. — Antigone von Sophokles. — Göttliche Komödie von Dante. — Die Lusiaden von Camoëns. — Das Leben ein Traum von Calderon. — Das verlorene Paradies von Milton. — Tartüffe von Molière. — Uriel Akosta von Gutzkow. — Der Goldtopf von Plautus. — Der rasende Roland von Ariost. — Cain von Byron. — Enoch Arden von Tennyson. — Hernani von Victor Hugo. — Die Journalisten von Freytag. — Der Fechter von Ravenna von Halm. — Stuttgart, Levy & Müller.

Bruno Bucher lässt ein „Reallexikon des Kunstgewerbes" in Lieferungen erscheinen. — Bruno Bucher ist einer der berufensten Kenner des neuerdings zu hohem Ansehen gelangten Gewerbszweiges. Freunde des „Stilvollen" — und ihrer werden immer mehr — seien auf diese Fundgrube der Belehrung bei Zeiten aufmerksam gemacht. — Wien, G. P. Faesy. à 1,80 M. (vollständig in 4—5 Lieferungen).

Eine neue Darstellung des Lebens und Wirkens von Oliver Cromwell veröffentlicht J. Allanson Picton. Eine ebenso fleißige wie unbefangene Schrift, — umsomehr anzuerkennen, als bekanntlich die Engländer gegen keinen ihrer größten Männer ungerechter und undankbarer gewesen sind als gegen Cromwell, dessen Statue auf keinem öffentlichen Platze Englands steht, während von jedem der fürchterlichen George ein halbdutzend grässlicher Bronzebilder existirt zum Schaudern der kunstliebenden Vorübergehenden. — London, Cassell, Petter & Co. 7½ sh.

Da hört doch verschiedenes auf! Ein Spaßvogel — denn ernsthaft kann das nicht gemeint sein — Namens F. S. Morris veröffentlicht eine Art von „Lichtstrahlen" aus Ouida's Werken, unter dem pompösen Titel: „Wisdom, poetry and pathos selected from the works of Ouida." — Jetzt können wir uns darauf gefasst machen, Bücher zu erleben wie: „Lichtstrahlen aus Frau Birch-Pfeiffers Werken", oder „Lichtstrahlen aus Mützelburg." — Das Buch erscheint in dem sonst so schönen Verlag von Chatto & Windus in London.

Neumann's „Geographisches Lexikon", ein außerordentlich wertvolles Handbuch für alle möglichen Zwecke, ist nunmehr bis zur 15. Lieferung vorgeschritten. Wir empfehlen das Werk aufs beste. — Leipzig, Bibliographisches Institut.

Von Alfred Friedmann erscheint in den nächsten Tagen ein Band „Optimistische Novellen". Zu dergleichen gehört in unserer Zeit, wo es zum Sport gehört pessimistisch zu sein, einiger Mut. — Leipzig, W. Friedrich.

Der vom „Freidenker-Verein Lessing" in Berlin ausgesetzte Preis von 500 Mark für „die beste gemeinverständliche, ausschließlich auf unzweifelhafte Tatsachen der natürlichen Erkenntnis gestützte Darlegung der sittlichen Gesetze" ist von dem Preisrichterkollegium (Grimm, Lasker, Scherer) dem Dr. Georg von Giżycki, Docent a. d. Berliner Universität, für dessen Arbeit: „Sittliche Gesetze" zuerkannt worden. Die preisgekrönte Arbeit wird demnächst im Buchhandel erscheinen. Im Ganzen waren (aus allen Teilen Deutschlands, aus Oesterreich, der Schweiz, England und Amerika) 65 Arbeiten eingereicht worden, darunter ein überraschend großer Bruchteil ganz hervorragender Leistungen.

Von dem Lektor an der Berliner Universität für italienische Literatur Herrn Dr. Rossi ist ein sehr lesenswertes Heftchen mit Huldigungsgedichten für das Silberfest des deutschen Kronprinzenpaares erschienen. Eine durch ihren warmen und poetischen Ton wertvolle literarische Festgabe. — Berlin, Stuhr. 2 Mark.

Das Berliner „Lette-Haus", eine der segensreichsten Einrichtungen zur Hebung der Erwerbsfähigkeit der gebildeten weiblichen Stände, befindet sich zur Zeit in großer finanzieller Bedrängnis und man bemüht sich von allen Seiten, ihm Mittel zu seinem Fortbestehen zuzuführen. Auch die Königin von Rumänien hat einen Beitrag gespendet, indem sie der Bibliothek des Lette-Hauses ihre sämmtlichen dichterischen Werke überweisen ließ.

Von Joseph Mc Manter erscheint eine sehr umfangreiche „Geschichte des Volkes der Vereinigten Staaten Nordamerikas" (in 5 Bänden). — New-York, Appleton.

In demselben Verlage eine Biographie des Dichters William Cullen Bryant, von Parke Godwin.

An der Sorbonne in Paris hat vor kurzem ein Kandidat Namens Ferdinand Antoine mit einer Arbeit über den „Simplizissimus" von Grimmelshausen promovirt.

Von dem ehemaligen Contre-Admiral Reinhold Werner erscheint demnächst die II. Abteilung seiner „berühmten Seeleute". — Berlin, O. Janke. 9 Mark.

In der vornehmen holländischen Monatsschrift „De Gids“ (März) eine ausgezeichnete Abfertigung des Herrn Professors Du Bois-Reymond in der bewussten Faust-Angelegenheit. Das trefflich gewählte Motto des Artikels lautet (aus Homer):

Οὐ μὲν νήπιος ἦσθα — —
Τὸ πρίν· ἀτὰρ μὲν νῦν γε, παῖς ὥς, νήπια βάζεις.

„*Νήπια βάζεις!*“ ist hart. Der alte Homer hat aber doch immer das richtige Wort für gewisse Dummheiten.

In den von Hans von Wolzogen herausgegebenen „Bayreuther Blättern“ (I.—III. Stück 1883) ein grottesker, aber pathologisch sehr interessanter Aufsatz von Bernhard Förster: Ein Deutschland der Zukunft (nämlich eines — in Südamerika, auf sozialistischer, eigentumsloser Grundlage). — Und doch lässt der Stil wie die Originalität der Auffassung aufs schmerzlichste bedauern, dass ein so eigenartiger Schriftsteller für die ernsthafte Literatur vollständig verloren ging.

Der Temps meldete vor kurzem, dass die deutsche (soll wol heißen, preußische) Regirung für das Manuskript des „Roman de la Rose“ aus der Bibliothek des Herzogs von Osuna 100 000 Frcs. geboten habe. Uns erscheint das schlechterdings unglaublich, denn mit den 100 000 Frcs. ließen sich unzählige klaffende Lücken der Berliner Bibliothek ausfüllen, während der Besitz einer Handschrift des „Roman de la Rose“ mit 100 Frcs. reichlich bezahlt ist.

Neben der schon seit mehreren Jahren in Tiflis erscheinenden tatarischen Zeitung „Sia i Kawkasie“ wird nunmehr auch ebendaselbst eine tatarische Monatsschrift herausgegeben. Der Titel derselben ist „Keschkul“, was „Tasche“ bedeutet, nämlich die Tasche, in welcher die Derwische ihre Almosen aufzubewahren pflegen. Das erste Heft des „Keschkul“ enthält folgende Beiträge: Gebet in Versen; — Bedeutung des gedruckten Wortes; — Brief von S. Atamali-bek; — Die arabische Schriftsprache*); — Die Teheraner Zeitung „Itilla“ besprochen von einem Perser; — Sittenbesserung von A. Bakichan; — Unruhen in Dagestan im Jahre 1877; — Erzählung von einem Chan; — Vermischtes. —

Eine Ausgabe der Lieder des Chastelain de Coucy, — des Helden der bekannten Uhlandschen Ballade von der Dame von Fayel — wird von Herrn Fritz Fath in Paris vorbereitet.

Gedruckter Unsinn.

Es scheint, dass die Herren Musikreferenten der politischen Zeitungen ganz besonders berufen sind unsere tragikomische Rubrik mit Stoff zu versorgen. Ein Herr Otto Lessmann schreibt in No. 48 der Berliner Volkszeitung von 1883 folgenden Satz:

„In den Solostücken sowol wie in einem Klavierquintett offenbart sich ein solcher Stilmischmasch und so wenig Originalität, dass man, um den Sachen nur einiges Interesse abgewinnen zu können, ein Komponist sein müsste, der etwa eine Orchesterpartitur als Wurst nach der Speckseite eines Gewandhauskonzertes werfen möchte, wie das wol manchmal vorkommen soll.“

*) Es sei hier bemerkt, dass die den Islam bekennenden Völker, welche durch die Vermittlung des Koran einst die arabische Schrift angenommen oder die ihrige der arabischen nach umgestaltet haben, seit ein paar Jahren eine Vereinfachung ihrer Schriftzeichen anstreben. Man scheint sich allmählich für die lateinische Schrift entschließen zu wollen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Aus Carmen Sylva's Königreich.

Pelesch-Märchen v. Carmen Sylva.
In 8. In zweifarbigem Druck, mit Illustrationen. eleg. br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Jehovah
von
Carmen Sylva.
8. auf holl. Büttenpapier m. Kopfleisten eleg. br. M. 2.50, in Kalbleder geb. M. 5.—.

Demnächst erscheint aus dem Rumänischen übersetzt:

Dichtungen
Deutsch von **Carmen Sylva.**
Zweite vermehrte Auflage.
in 12.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Interessante Herrenlektüre.

Isuschka
von
H. E. Jahn.

In 8. Büttenpapier mit Pergamentumschlag. br. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—

Gegen Einsendung des Betrages per Postanweisung oder in Briefmarken sende franco.

Wilh. Schrey in Leipzig,
Turnerstrasse.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen.

Geschichte der französischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von **Dr. Eduard Engel.**

In gr. 8. eleg. br. M 7.50, eleg. geb. M. 9,—.

Diese erste vollständige Geschichte der französischen Litteratur in deutscher Sprache wurde auf das Günstigste besprochen in der Vossischen Zeitung, Breslauer Zeitung, Dresdner Nachrichten, Berliner Montags-Zeitung, Tägliche Rundschau, Echo, Casseler Tages-Post, Düsseldorfer Zeitung, Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Kölnische Zeitung, Allgemeine Zeitung (München), Gartenlaube, Wiener Montagsrevue, Stettiner Zeitung, Romanzeitung, Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens, Frankfurter Journal, Bohemia, Leipziger Tageblatt, Königsberg-Hartungsche Zeitung, Elberfelder Zeitung, Stuttgarter Montagsrevue, Wiener Allgemeine Zeitung, Nationalzeitung, Salon, Deutsche Rundschau, Oesterreichische Rundschau, Deutsche Revue, Revue littéraire et politique, Heimgarten, Revue brittanique etc. etc.

Geschichte der polnischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von **Heinrich Nitschmann.**

In gr. 8. eleg. br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—.

Der bekannte polnische Dichter und Schriftsteller J. J. Kraszewski schreibt darüber dem Verleger: „Wir sind alle Ihnen, werther Herr, dankbar für diese schöne und werthvolle Publication."

Geschichte der englischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
mit einem Anhange:
Die amerikanische Litteratur
von **Dr. Eduard Engel.**

Erscheint in 8—9 Lieferungen à 1 Mark. Die erste Lieferung ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen wie von der Verlagshandlung zu beziehen.

LEIPZIG. WILHELM FRIEDRICH, Kgl. Hofbuchhandlung.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rieß, F., S. J., Nochmals das Geburtsjahr Jesu Christi, mit besonderer Bezugnahme auf eine „Streitschrift" des Dr. Peter Schegg in München. gr. 8. (X u. 112 S.) M. 1.60. — Früher erschienen:

— **Das Geburtsjahr Christi.** Ein chronologischer Versuch mit einem Synchronismus über die Fülle der Zeiten und zwölf mathematischen Beilagen. gr. 8. (IV u. 267 Seiten.) M. 3.

Ganze Bibliotheken
wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. Leipzig, Neumarkt,
L. M. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Verlag von **J. G. FINDEL in LEIPZIG.**

P. J., Russisch-Deutsch. Krieg der Zukunft. Mit einer Karte, 3. Auflage. Mark —.80.

Persuhn, W., Posthilfsbuch, 2. Aufl. cart. Mark 2.—.

Spir, A., Studien. br. Mark 1.20.

— — Denken und Wirklichkeit 2. Auflage 2 Bände Mark 10.—.

Findel, J. G., Schriften üb. Freimaurerei. 5 Bände geb. Mark 18.—.

— — Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben, 2. Auflage geb. Mark 3.80.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Der Tusker.
Roman
aus der Zeit des Kaisers Tiberius.
von
Erich Lilsen.

2 Bände in 8. elegant broch. Mark 8.—. eleg. geb. M. 9.—

Von Carl Rümpler in Hannover ging in den unterzeichneten Verlag über:

Duboc, Dr. Julius, Das Leben ohne Gott. Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus. 209 S. gr. 8. eleg. geh. M. 4.—

— **Gegen den Strom.** Gesammelte Aufsätze.
Aus dem Inhalt u. A.: Ein deutscher Revolutionär. — Aus Ludwig Feuerbachs Nachlass. — Die moderne Jugendliteratur. — Der Staat und der politische Gefangene. — Du Bois-Reymond und D. F. Strauss. — Ein dunkler Philosoph (Laeker) u. A. m.
344 S. gr. 8. eleg. geh. M. 6.—

— **Geschichte der englischen Presse.** 358 S. gr. 8. eleg. geh. M. 6.—

— **Die Psychologie der Liebe.** Zweite ergänzte und vermehrte Aufl. 249 S. gr. 8. eleg geh. M. 4.—

Die „Deutsche Rundschau" sagt u. A.:
Julius Duboc hat sich unter unseren jüngeren Philosophen sehr schnell einen geachteten Namen erworben. Seine „Psychologie der Liebe" und „Leben ohne Gott" sind zwei philosophische Untersuchungen, welche durch ihren glänzenden Stil, durch die Klarheit und Bestimmtheit in der Ausführung der von ihm eingenommenen Position und durch ihre anregenden psychologischen Erörterungen für jeden denkenden Leser anziehend und belehrend sind.

Um die Anschaffung vorstehender Werke weiteren Kreisen zu erleichtern, gebe ich dieselben zusammengenommen zu M. 9.—; zwei Werke nach Wahl M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und bei Einsendung des Betrages franco durch die Verlagsbuchhandlung

HERMANN GRÜNING in Hamburg.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Raskolnikow.
Roman von
F. M. Dostojewskij.

Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von
Wilhelm Henkel.

3 Bände in 8. eleg. br. M. 10.—, eleg. geb M. 12.50.

Neu erschienen:

Corpulenz
und ihre Behandlung
von **Dr. W. Ebstein**
v. ö. Professor und Director der med. Klinik zu Göttingen.

Dritte Auflage.

Preis 2 M., geb. M. 2.40

Diese Arbeit bekämpft energisch den „Banting Sport" und bietet ganz neue Behandlungsweise der Corpulenz, für jeden Gebildeten verständlich.

J. F. BERGMANN, Verlagsbuchhdlg.
Wiesbaden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Engel in Berlin. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 3 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 14. April 1883. | Nr. 15.

Inhalt:

Wilhelm Hertz: „Bruder Rausch“, ein Klostermärchen.

Stuttgart 1882, Kröner.

Der „Bruder Rausch“, des alten Volksbuches, aber modern verkleidet, verfeinert und geistig vertieft. Des glattwangigen, zarten, wolgestalten, von rotem Hemd umwallten Elfenmännleins lustiger Lebenslauf steht da im schmucken Reimgedicht zu Kauf. In keiner Bücherei sollte dieses fehlen.

Rausch ist einer von den guten Holden, die einst in der Väter Zeit freudig bemüht gewesen waren, in Gunst und Gnaden nimmer müd mit unsichtbaren Händen Gedeihn und Heil zu spenden, und die dann, als die schwarzen Kuttenmänner, Gebete murmelnd auf Latein, ins Land gekommen, ausgetrieben worden waren. Aus siebenhundertjährigem Schlafe, in den er sich mit altem Römerwein in einem Keller aus der Römerzeit hineingetrunken hat, wird er zufällig durch Mönche eines abseits vom Rheine im Walde liegenden Bettelklösterleins aufgeweckt. Auf seine flehentlichen Bitten durch den vielerfahrenen und duldsamen Guardian Irminold als Oberkämmerer, Truchsess und Schenke ins Kloster aufgenommen, bringt der neckische Schelm alsbald bei den Brüdern eine gewaltige Umwälzung hervor. Bisher an Freuden arg verwaist, auf der alten Väter heilige Kost, Bohnen und andres, was dem Halm entsprossen, beschränkt, schmausen sie nun an linnengedeckten Tafeln die leckersten Gerichte;

„Die armen Mönche saßen
Verzaubert still und aßen,
Sie lösten sich den Kuttenstrick
Und sprachen mit gerührtem Blick:
Der Kleine wird uns recht zum frommen;
Der muss von guten Eltern kommen.“ —

Bisher barhaupt, barfuß, auf harter Truhe schlafend, stolziren sie nun, den Hut mit jungem Grün umlaubt, in Stiefelchen von Korduan einher und schlafen in weichen Betten, nachdem sie allabendlich Naschwerk geknuspert und einen Schlaftrunk von Maulbeerwein und Hippokras genommen; dazu der Garten voller Blüt und Duft, auf des Felsens Spitze ein rotbewimpelt Sommerhaus mit der Aussicht auf den Rhein und an blauen Sommerabenden heitres Spiel und Rauschs süßes, einschmeichelndes, herzbestrickendes, sehnsuchtweckendes Gefiedel:

„Die Labekost, der Zeitvertreib
Tat ihnen wol an Seel und Leib,
Sie gingen auf bei all dem Segen
Wie knospend Laub im Frühlingsregen.
Sie wurden merklich feister,
In Wort und Mienen dreister.“

Und als gar der Guardian auf Reisen geht, spürt Rausch das Feinste aus, veranstaltet eine Sonnwendfeier und führt im Kleide fahrender Scholaren 12 liebliche Elfenjungfrauen zu Tanz und Spiel den Brüdern zu, die in wahrhaft heidnischer Schwelgerei und Ausgelassenheit ihrer Möncherei völlig vergessen.

Am andern Morgen grauer Nebel draußen und drinnen bei den Brüdern wüster Katzenjammer, bittre Vorwürfe, heftiger Zank und schließlich eine Balgerei, welcher Rausch schadenfroh zuschaut. Die Brüder sehen nunmehr in ihm den heidnisch bösen Feind und versuchen, ihn durch Beschwörung auszutreiben; allein ihre Mühe ist umsonst. Als sie zuletzt ihm sogar das Kruzifix entgegenhalten mit der Frage: „Erkennst du, Kobold, dieses Zeichen?“, da bricht Rausch grollend in die Scheltworte aus:

„Ich kenn den todeswunden Mann,
Der uns das Leben abgewann.

Für euch ließ sich der Reine morden;
Doch besser seid ihr nicht geworden.
Einst diente als getreuer Held
Der Mann den lichten Herrn der Welt
Und sah im Stolz erfüllter Pflicht
Frei in der Götter Angesicht,
Stand für sich ein in Tat und Wort —
Ihr winselt Gnade fort und fort.
Das waren Männer unterm Helme:
Doch ihr seid weinerliche Schelme,
Glüht nach der Erde Lustgewimmel
Und seufzt verdrehten Blicks gen Himmel,
Im Heucheln groß nach Knechtesbrauch,
Und faule Knechte seid ihr auch:
Es reut noch euren heilgen Christ,
Dass er für euch gestorben ist! —"

Entsetzt und ratlos stehn die Brüder da; da schellt es an der Klosterpforte und der Guardian kehrt von seiner Reise zurück. Die Mönche werden zur Fasten- und Gebetsbuße verwiesen, Bruder Rausch aber wird vom Guardian in seine Zelle mitgenommen und hier wird ihm der Standpunkt klar gemacht. Im Kloster ist seines Bleibens nicht länger, will er anders sich nicht bequemen, in den Kreis christlicher Dämonen einzutreten und ein Teufel zu werden; der ist so schlimm nicht:

„Denn er ist ganz wie du gesellig,
Macht als Verführer sich gefällig,
Erhöht die Ehre, wenn wir siegen,
Entschuldigt uns, wenn wir erliegen.
Denn wo wir straucheln in der Welt,
Da hat er uns ein Bein gestellt.
Wenn wir in Evas Apfel bissen,
Ihm schiebt man alles ins Gewissen.
Drum sieh, wo unsereins gedeiht,
Da ist der Teufel auch nicht weit.
Wir haben uns in allen Landen
Von jeher wunderbar erstanden."

Rausch kann nicht glauben, dass die Zeit und das Andenken der Seinen ganz vorüber, und entschließt sich, dem Kloster, das als letzter Zufluchtsort dem Bekehrten vom Guardian zugesichert wird, den Rücken zu kehren und sein Glück in der Welt zu versuchen.

Allein seine Abenteuer bekommen ihm schlecht.

Er trägt ein Försterskind aus dem Korbe, in dem es schläft, in des Pfaffen Zephyrin Bett und legt sich selber an Stelle des ihm ähnlich sehenden Knaben in den Korb; aber der Betrug wird entdeckt und Rausch mit Besenstiel und Kunkelstock jämmerlich hinausgeprügelt. Er hilft dem Bauern Heribrecht die reiche Hadulind gewinnen und wird dankbar im jungen Haushalt aufgenommen, aber bald wird man seiner überdrüssig und zersägt ihm heimlich den Ahornast, auf dem er sich Abends zu wiegen pflegt, so dass er herunterstürzt.

Dann wendet er sich, des Bauernlebens satt, der Stadt zu. Er sucht zuerst den weisen Mann auf, der eben erst, vertraut mit Göttern und mit Geistern, den Doktorhut gewonnen; aber der fährt ihn, „den Popanz, den Puck, den Poltergeist, den Kerl, der Rumpelstilzchen heißt", rauh an; der hat ja längst die hergelogenen Götter in einem dicken Folianten gründlich abgetan; von all den himmlischen Gestalten, ihm hat nicht eine stand gehalten; der ist „für Larven nicht zu Haus" und schiebt unsanft und ungebührlich den Kleinen vor die Türe. Zuletzt gerat dieser unter zechende Studenten, die ihn zum Burschen weihen wollen, ihn hudeln und zwacken, keilen und feilen, klemmen und schwemmen, bis er schreiend wie ein wunder Hase durch die runden Scheiben ausbricht.

Müde dieser ganzen Menschenwelt und durch ein ihm begegnendes Feuermännlein, das als arme Seele spukt und das ihm am Kreuzweg im nächtlichen Gespensterzug die zu wahrem Schandgelichter entstellten Götter zeigt, über das Angebot des Guardians eines besseren belehrt kehrt Rausch in das Kloster zurück und lebt nun gleich vielen seiner Brüder „vermummt im Teufelskleide" fort und mehrt als oft und vielfach überwundener Versucher der Brüder Ansehn und des Klosters Macht und Ruhm.

Eine launige, lustige Geschichte, voll von heiterem, sinnenfrohem Leben, mit Anmut und in klangvollen, wollautenden Reimpaaren — man lese sie nur laut! — erzählt, einiges darin wie die Schilderung der Sonnwendnacht und des greulichen wilden Heeres von höchster poetischer Schönheit und Kraft. Und über das ganze ist ein Lichtschimmer von köstlichem Humor und urgemütlichem Behagen ausgegossen, in welchem uns nahezu alles vertraut, anziehend, menschlich begreiflich erscheint: der lose geschäftige Kobold, „die schwachen Brüder, denen nie ein Rätsel Qual schuf — „sie dachten täglich siebenmal in Reu und Leid des Sündenfalles, Sie wussten nichts und glaubten Alles" —, der aufgeräumte und aufgeklärte Guardian Irminold, der vom frischen Quell der Heiden getrunken hat und „viel sanfter, als bei seinen Schächern, ein Liebling heiliger Natur bei Lyraklang und vollen Bechern" säße, sogar der relegirte Suffian und der raufboldige Senior.

Nur Einem, dem dünkelhaften, trockenen, Götter in seiner Tinte ersäufenden gelehrten Schulmeister im 8. Abenteuer geht der Humor ganz ab. Die gründliche Kenntnis und das feine Verständnis des deutschen Altertums, das Professor Hertz bei andern Gelegenheiten in einer stattlichen Reihe von Abhandlungen, meisterhaften Uebersetzungen und Ueberarbeitungen älterer französischer und deutscher Stücke und Stoffe dargetan hat, lässt sich auch hier überall mit Leichtigkeit erkennen. Aber nirgends überwuchert diese gelehrte Kenntnis die lebendige, unmittelbare Anschauung des Dichters, und selbst da, wo wie im 5. Abenteuer ernste und schwierige Probleme, das Schicksal und das Recht der entthronten Götter zur Sprache kommen und die Versuchung nahe liegt, dem Professor das Wort zu überlassen, führt der Dichter die sinn- und geistvolle Rede weiter und nicht der Professor.

Ich bin weder Dichter noch Kritiker von Profession; aber ich glaube, mir über der Arbeit des Tages und den mannigfaltigen Obliegenheiten des Lebens die Fähigkeit bewahrt zu haben, an gesunder und wahrer Poesie so recht von Herzen mich zu ergötzen. Ich gestehe, mir ist es beim Lesen dieses liebenswürdigen Klostermärchens ähnlich ergangen wie den ehrwürdigen Patres bei Rauschs Gefiedel und Gesang:

„Das klang so lustig, schmuck und toll,
Dass alle des Entzückens voll
Die hellen Tränen lachten
Und kaum des Mahls gedachten."

Würzburg. Martin Krück.

Unsere Zeitgenossen.

Georg Brandes.

II.

„Die romantische Schule in Frankreich".

Es sind in der Tat neuerdings wenige so interessante Romane erschienen wie die uns vorliegende literarhistorische Monographie ein ganzes Dutzend enthält. Das Buch ist spannend durch seinen Stoff wie seinen geistigen Inhalt. Aber wie? wird man fragen; ein Werk über die romantische Schule Frankreichs, über die Dichtergruppe, welche Victor Hugo, Nodier, George Sand, Alfred de Musset, Balzac, Beyle, Merimée, Gautier, Vitet und Dumas als Koryphäen aufweist, über diese meist gelesenen und meist besprochenen Autoren des Jahrhunderts ein neues, wir wissen nicht das wievielte Werk, und dies soll uns packen und spannen wie ein Roman? Was kann der Autor uns Neues melden? Wir sind müde, immer aufs neue die bekannten Tatsachen als etwas eben Entdecktes vorgetragen zu bekommen . . . Der wahrlich berechtigte Zweifel wird von der Kunst und dem Geist des Autors widerlegt. Ja es sind bekannte Tatsachen, bekannte Personen und Bücher, von denen sein Buch handelt, aber das neue Licht, welches des Autors vergleichende, in die Tiefe greifende Methode über alles verbreitet, gibt jedem einzelnen Kapitel den Reiz der Neuheit und der Ueberraschung; jedes Detail erhält neues Leben durch den Zusammenhang, in welchem es hier zu bisher nicht beachteten Verhältnissen gebracht wird.

In keinem der bisherigen Bände war Brandes so reiche Gelegenheit geboten, die besondere Eigenart seiner Literatur- und Weltbetrachtung nach jeder Richtung hin zu offenbaren. In den Abschnitten, welche vornehmlich von der Reaktion im Geistesleben Europas handeln, war mehr Anlass zu einer negativen Kritik geboten. Wir sahen aber, wie der kritische Geist unseres Autors in der Negation kein Genügen findet, sondern erst da, wo er positiv, ja produktiv werden kann, sein eigenstes Naturell offenbart. Das Bild, welches Brandes im zweiten Band von der deutschen romantischen Schule entworfen, dieser Literatur mit wirklichkeits- und tagesscheuen Tendenzen, welche den Geist verachtete, konnte nur trüb und abschreckend ausfallen, gab ihm keinen Anlass zur Entfaltung der eigenen Begeisterung. Wie anders bei der Romantik in Frankreich, die außer dem Namen so wenig mit jener deutschen Literaturperiode gemein hat. Dort Reaktion — hier Revolution! Dort Verachtung der Wirklichkeit, ja selbst der inneren poetischen Wahrheit, hier überall Keimen und Drängen eines wirklichkeitsfrohen Realismus. Wol kämpft man in Frankreich wie in Deutschland gegen den Klassizismus, wol ist man hier wie dort mit der Gegenwart unzufrieden und wendet den Blick den Zeiten der Vergangenheit zu. Aber die französischen Romantiker suchen, wenn sie sich der Vergangenheit zuwenden, nur die Ahnung ihrer Träume von einer besseren Zukunft; die deutschen Schwärmer dagegen denken so wenig an eine Zukunft, wie sie die Gegenwart mögen. Einzelne der Poeten Frankreichs räumen zwar auch der poetischen Phantasie ein Anrecht auf die Welt des Wunderbaren ein, aber das Wunderbare ist bei ihnen folgerichtig, dem Kausalitätsgesetz unterworfen. Die deutsche Romantik findet die Poesie überhaupt erst im Wunderbaren und das Wesen des Wunderbaren in der Aufhebung des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung. Es ist eine Lücke in dem Werk, dass weder in den Anfangskapiteln noch am Schlusse dieser Vergleich konsequent durchgeführt wird, und die Fülle geistreicher und klarlegender Parallelen, welche es enthält, nicht um diese wichtigste und abschließende vermehrt worden ist. Nur in gelegentlichen Bemerkungen tritt der Hinweis auf den himmelweiten Unterschied zwischen den beiden literarischen Bewegungen hervor, die zwar einen gleichen Namen tragen, aber mit Unrecht.

Die wichtigste dieser Stellen findet sich in dem Kapitel, welches dem Johannes in der Messiade des Romantismus, dem Märchendichter Charles Nodier gewidmet ist. Dieser liebenswürdige Poet, dessen Haus in der Zeit, da von einer école romantique, von einer förmlichen „Schule" die Rede sein kann, neben der jungen Häuslichkeit Hugo's den Sammelplatz für die 1830 auftauchende neue Schriftsteller-Generation bildete, steht den deutschen Romantikern am nächsten. Das Phantastisch-Uebernatürliche, welches das Grundwesen der Romantik in Deutschland ausmachte, sagt dort Brandes, bildet in Frankreich nur den einen ihrer Pole oder richtiger: es ist ein einzelnes Element in der französischen Romantik, bei einigen ihrer berühmtesten Repräsentanten ein schwaches und untergeordnetes, bei anderen ein stärker hervortretendes, aber hier wie dort ein konstantes Element. Es kommt gleich von Anfang an bei Victor Hugo in seinen Hexensabbath-Balladen zum Ausbruch, es tritt kräftig zu Tage in seiner großen „Legende der Jahrhunderte", doch historisch aufgefasst, indem die Legende hier nur naive Geschichte ist; es schimmert selbst bei dem streng rationellen Mérimée hervor, halb verborgen in „La Venus d'Ille", klarer in „La Vision de Charles IX." und „Les âmes du purgatoire"; es beherrscht als halb seraphische, halb wollüstig blutige Schwärmerei Lamartine's „La chute d'un ange"; es erfüllt Quinet's pantheistisch-neblichten „Ahasverus"; es findet sich bei George Sand schon in „Consuelo" und mit dem Alter in den schönen Märchen ein, die sie für ihre Enkel niederschreibt; es beschäftigt selbst den plastischen Gautier in den zahlreichen Novellen, bei denen er sich von Hoffmann inspiriren lässt, und es krönt als Swedenborg'scher Spiritismus Balzac's großes naturalistisches Werk „La Comédie humaine" mit einem Roman wie „Seraphitus-Séraphita".

Was aber sind diese, auch von Brandes gewissenhaft hervorgehobenen Momente in dem großen Bilde der Bewegung mehr als kleine Punkte? Tatsächlich war der Romantismus der Gegensatz jener Romantik, die zum Rückschritt, zur Weltflucht, zur Ideenfurcht und zum Katholizismus führte. Sein Schlagwort war: „Vorwärts!" Sein Ideal Freiheit des

Geistes! Seine Göttin die Natur! Seine Poesie sang nicht „in Tönen“, sie wollte plastisch und farbig, anschaulich sein. Brandes schildert denn auch diesen französischen Romantismus als einen anfangs leicht verkappten, sehr bald aber die Maske ungescheut abwerfenden Naturalismus. Was Hugo und seine Freunde den formalen Klassikern entgegenhielten, war die Forderung von Natur, von wahrheitsgetreuer Wiedergabe des inneren und äußeren Lebens, war Farbe: Lokalfarbe und historisches Kolorit. Was die Feder George Sand's beflügelt, ist der Glaube an Rousseau's Naturevangelium; und Balzac ist schließlich der Vater des naturalistischen Romans. Diese Auffassung geht bei Brandes so weit, dass er Merimée gerade deshalb einen „echten Romantiker“ (in französischem Sinne) nennt, weil dieser die Hauptaufgabe der Dichtkunst darin erblickte, den sittlichen Zustand der verschiedenen Völker und Kulturstufen ohne Schminke oder Firnis zur Anschauung zu bringen.

Dieses Ergebnis der Untersuchung trägt dadurch den Stempel einer interessanten Neuheit, weil die Männer der neuesten Phase dieses Naturalismus, der nicht nur in Merimée's und Balzac's, sondern ebensowol auch in Hugo's, Musset's und der Sand Poesien lebendig ist, mit großer Extase sich bemüht haben, sich als Entdecker eines ganz neuen Prinzips aufzutun und zu diesem Zwecke sich in einen größtenteils nur künstlichen Gegensatz zu den Romantikern gestellt haben. Brandes weist nach, wie die Zola'sche „théorie des documents“ bereits in Merimée lebendig gewesen ist. Sein Buch erhält hierdurch den Charakter einer „Rettung“. Die Anmaßungen Zola's und seiner Nachbeter werden durch seine Beweisführungen gründlich zurückgewiesen. Nicht jeder sieht die Welt mit gleichen Auge wie sein Nachbar. Brandes weist nach, dass George Sand die Welt, wie sie ihrem Auge erschien, nach den Gesetzen des Realismus geschildert hat. Und ihr Idealismus verlieh diesen Schilderungen ein höheres Leben, als die banale Weltbetrachtung Zola's seinen korrekten Darstellungen der äußeren und gewöhnlichen Wirklichkeit gibt. „Die moderne Schule“, sagt er, „hat gut den Mangel an örtlicher Bestimmtheit, an wirklicher Beschäftigung u. s. w. nachweisen — die Personen in George Sand's ersten Romanen haben keine andere Beschäftigung als die, zu lieben. Doch die Wirklichkeit, welche sich hier vorfindet, ist eine innere, die Wirklichkeit der Gefühle. Auch diese hat man in unseren Tagen bestritten. Es gehört zum Ton, Gefühle wie die hier geschilderten, eine so heftige Verzweiflung über die Gesellschaftsordnung, eine so leidenschaftliche erotische Zärtlichkeit, ein so reines und glühendes Freundschaftsgefühl zwischen Mann und Frau unnatürlich und unwirklich zu finden. Allein man muss bedenken, dass George Sand's Personen sich hoch über das Durchschnittsmaß erheben. Sie schildert überlegene Naturen; ja sie hat in diesen Büchern eigentlich nichts anderes gegeben, als die Psychologie ihrer eigenen Gefühlswelt. Sie variirt nur unaufhörlich die Umstände, in welchen sie ihre eigenen Gefühlsanlagen anbringt, und zieht so mit genialer Selbstbeobachtungsgabe und sicherer Hand die psychologischen Konsequenzen.“

Jeder bedeutende Dichter, auch der moderne Realist, ja dieser erst recht, muss Idealist sein, muss an irgend ein Ideal glauben. Diese Forderung lässt unser moderner Kritiker trotz aller Freude am Realismus der Darstellung nicht nach. Für Brandes ist der höchste Beruf des Dichters vom Berufe des Propheten nicht zu trennen und seine Werke nicht von ihrer sittlichen Wirkungskraft und Wirksamkeit. Die Schwärmerin Sand steht seinem Herzen näher, als der Skeptiker Merimée, obgleich sein ästhetisches Urteil der größeren Plastik in der Darstellung Merimée's den Ruhm einer reiferen Kunst lässt. Er preist Theophil Gautier als Meister der Form, aber seinem Ausspruche: „Ich habe immer die Statue dem Weib, und den Marmor der Haut vorgezogen“, und der demselben entsprechenden Poesie weiß er keinen Geschmack abzugewinnen. Das aber, was seine Begeisterung jederzeit weckt, ist die Poesie, welcher geistiges Leben innewohnt. In letzter Instanz ist für seine Sympathie entscheidend, dass der Dichter bewusst oder unbewusst, voll und ganz von dem Geiste seiner Zeit durchdrungen gewesen; „denn“ ruft er, „der Geist ist es, der lebendig macht und vor dem Untergange bewahrt!“ Das rege geistige Leben, welches sich in intimsten Kontakt setzt mit den Ideen und Anschauungen des lebenden Geschlechtes, sei es oppositionell oder mit Zustimmung, macht ihm diese Dichtergruppe so sympathisch. Der französische Romantismus erscheint ihm als eine literarische Bewegung, welche nicht nur den poetischen Stil auf allen Gebieten erneuert und die Stoffwelt der Kunst bis zu einem vorher nie gesehenen Umfange erweitert, sondern auch und vor allem dem ganzen sozialen und religiösen Ideenleben der Zeit ihr Interesse zuwendet, sich von diesem befruchten lässt, unter seinem Einflusse die Lyrik, das Drama, den Roman, die Novelle, die Kritik regenerirt, die historische Wissenschaft neubelebt und beseelend die Politik beeinflusst. Drei Triebe sieht er vornehmlich dabei tätig. Einen geistigen, den Trieb nach Wahrheit in dem Bestreben nach treuer Darstellung des Wirklichen; einen künstlerischen, das Streben nach vollendeter Form, besonders nach malerischer Schönheit, endlich die reformatorische Begeisterung für große religiöse und politische Ideen, einen ethischen Trieb. Er wird allen drei Seiten der Bewegung gerecht. Man sehe das schöne Kapitel über André Chénier's Einfluss auf die romantische Richtung darauf an, man lese die Seiten, welche er der Haus- und Kinderpoesie Victor Hugo's gewidmet hat. Als die bedeutendste und bedeutsamste Seite der ganzen Bewegung erscheint ihm aber der lebendige Anteil derselben an dem Fortschritt der Menschheit und der Nation. Für die Dichter, welche dieser Zug vor allem auszeichnet, tritt er mit ganzer Entschiedenheit ein. „Man hat ihnen Unrecht getan, wenn man ihre Produkte mit dem Namen Tendenzpoesie herabsetzte“, ruft er in dem geistvollen Kapitel „Die sozialpolitische Ideenbewegung und die Poesie“. Denn was man hier als Tendenz verdammte, ist nichts

anderes, als der Geist des Jahrhunderts, dessen Ideen; und diese sind auf die Länge das Lebensblut jeder wahren Poesie! Was man im eigenen Interesse der Poesie fordern muss, ist nur, dass die Adern, in denen dieses Lebensblut rollt, und die man gerne bläulich durch die Haut schimmern sieht, nicht angeschwollen oder dunkel hervortreten, wie bei einem Zornmütigen oder Kranken."

Es war natürlich, dass ein Werk mit so ausgesprochen geistiger Physiognomie zuerst in seinem Ideengehalt charakterisiert werden musste. Ds hieße aber ein falsches Bild von ihm geben, wollten wir dabei stehen bleiben. Uns zwang die Aufgabe, in Abstraktionen zu fassen, was uns das Buch in konkreter Anschaulichkeit zur Seele führt. Denn seine vergleichende Methode ist nur im Großen abstrakten Charakters, im einzelnen hat sie die Anschaulichkeit des Lebens. Brandes macht die Dichter und ihr geistiges Schaffen vor uns lebendig wie ein Novellendichter. Von ihm selber gilt sein Wort über Sainte-Beuve: dass seine Kritik ihrem Gegenstande organisches Leben verleihe! Und er belebt nicht nur den einzelnen Dichter wie ein Porträtist. Er führt seine Persönlichkeiten zusammen, vergleicht sie mit einander und benutzt ihre Gegensätze, um ihre Charaktere dramatisch in Szene zu setzen. Um uns Alfred de Musset zu vergegenwärtigen, vergleicht er ihn erst mit Hugo, dann mit der Sand. So gewinnen wir Merimée's Lebensbild durch eine Parallele erst mit Beyle, dann mit Gautier. Ja er geht in seinem poetischen Gestaltungsdrang noch weiter. Er sucht für die zusammengeführten Charaktere auch eine entsprechende Szene, die nicht etwa erfunden, sondern immer von ihm nur glücklich gefunden ist. Um uns Balzac vorzustellen, führt er uns in Sainte-Beuve's poetisches Arbeitsgemach, auf dessen Sopha der Unermüdliche gern seine Siesta hielt. Die Parallele zwischen der Sand und Musset — ein Kabinetstück geistvoller Charakteristik — leitet er ein, indem er uns an dem Mittagessen teilnehmen läßt, welches in den Augusttagen des Jahres 1833 der Redakteur der „Revue des deux Mondes", Buloz, seinen Mitarbeitern gab und das in dem bekannten Palais-Royal-Restaurant „Aux trois frères Provençaux" stattfand. Hier wurden die genialen Persönlichkeiten einander vorgestellt, hier sassen sie zum erstenmal nebeneinander, hier knüpfte sich das Band, das nachher in so tragischer Weise zerrissen werden sollte. Und hier lässt uns denn auch Brandes die Beiden in Augenschein nehmen, so dass ihr Bild vor uns in derselben Beleuchtung ersteht, in der sie selbst sich damals sehen mussten.

Freilich darf die Lust an der künstlerischen Gestaltung des historischen Stoffes den Autor nicht zu jenem holden Spiel der Phantasie verleiten, das allein des Dichters Vorrecht ist. Der Kritiker, auch der künstlerisch begabte, darf nichts als die Wahrheit und nur die Wahrheit bieten wollen. Er darf wol die hässliche Wahrheit schön vortragen, aber nicht sie als schön darstellen. Das kritische Kunstwerk unseres Autors ist durchaus von Wahrheit durchdrungen. Bisweilen hat er jedoch im einzelnen ganz der Verlockung widerstanden. Um eine Parallele glänzend durchzuführen, um schnell und drastisch seine Meinung auszudrücken, um die Wirkung seines Vortrags zu erhöhen, hat er in einigen Fällen die Schranken des Historikers überschritten. So nennt er bei dem bereits angezogenen Anlass Musset und die Sand ein schönes Paar; muss aber doch gleich darauf des Rolla-Dichters Profil ein pferdeartiges nennen. Um bei dem Beispiel zu bleiben: er schließt die glänzende Parallele zwischen diesen beiden Menschen mit dem Ausspruch „Nach ihrer Trennung sind beide gereifte Künstler". Dies darf man zugeben. Wenn er aber fortfährt, dass sie „fortan ganz Weib, ganz Natur", er „von jetzt an ganz Mann, ganz Geist" gewesen sei, so klingt dies mehr schön als es wahr ist. Denn ernstlich kann doch wol niemand auf den haltlosen, planlos seine Kräfte in fleischlichen Ausschweifungen vergeudenden Musset der letzten Jahre dieses Wort „ganz Mann, ganz Geist" anwenden wollen.

Aber dies sind nur kleine Auswüchse der eminenten Vorzüge dieses Werks und seines Autors, Ausnahmen, welche die Regel ins volle Licht rücken. Brandes' kritisches Verfahren ist fast immer nicht nur blendend und kühn, sondern auch tiefgreifend und gewissenhaft. Als Stilist stellt er sich neben die ersten Meister der Prosa und was den Charakter seines Denkens und geistigen Schaffens betrifft, so gilt von ihm, was er selbst von der modernen Kritik sagt: „Sein Geist hegt den Weg mit Hecken ein und beleuchtet ihn mit Fackeln; er bricht neue Bahnen und rodet die alten." Er selbst ist ein Koryphäe jener Kritik, „welche Berge versetzt, all' die riesigen Anhöhen der Autorität, des Vorurteils, der ideenlosen Mache und der todten Ueberlieferungen".

Frankfurt a. M.

Johannes Proelss.



Sechs Gedichte von Alfred de Musset.

Deutsch von **Alberta von Puttkamer** (Straßburg).

I.

Lebewol.

(Beim Abschied von Paris an Pauline Garcia-Viardot.)

Leb wol, ich werde nie dich wiedersehn,
Ich fühl' es wol, im Leben nimmermehr;
Die Gottheit ruft dich — lässt mich zitternd stehn;
Da wusst' ich erst: Wie liebt' ich dich so sehr!

Doch keine Tränen, kein vergeblich Klagen,
Ich taste nicht die Zukunft frevelnd an;
So mag das Segel dich von hinnen tragen,
Ich seh' es lächelnd ziehen seine Bahn.



Voll Hoffen war dein Herz beim Scheiden,
Voll Stolz kehrst du zurück dereinst,
Doch die am tiefsten um dein Fernsein leiden,
Du kennst sie nicht, wenn du aufs Neu erscheinst.

Leb wol, du gehst so schönem Traum entgegen
Und trunken wirst du von Gefahr und Lust; —
Es geht ein Stern auf über deinen Wegen,
Sein Zauber trifft dir, blendend, Aug' und Brust.

Doch wirst du einst vielleicht empfinden,
Wie hoch ein Herz gilt, das uns ganz versteht,
Und was es heißt, erkennend es zu finden,
Und was wir leiden, wenn es von uns geht.

II.

Traurigkeit.

Dahin ist Leben mir und Kraft,
Die Freunde und die Heiterkeit,
Den Stolz verlor ich selbst, geweiht
Vom Genius, der in mir schafft.

Als mir zuerst die Wahrheit nah,
Wol glaubt' ich eine Freundin sie, —
Doch fasste mich ein Ekel, wie
Ich sie entschleiert vor mir sah.

Und dennoch trägt sie ew'ge Schwingen,
Und denen, die vorbei ihr gingen
Blieb alles Irdische verneint.

Gott spricht! — ich muss ihm Antwort geben:
Das Höchste, was mir bleibt im Leben,
Ist dass ich manchmal hab' geweint!

III

Madrid.

Madrid! Fürstin von Spaniens Gauen!
Aus deinen tausend Gärten schauen
Viel glüh'nde Augen, schwarz und hell.
Du weiße Stadt der Serenaden,
Durch deine blüh'nden Promenaden
Gehn Nachts viel kleine Füßchen schnell.

Madrid, wenn deine Stiere schäumen,
Dann lassen in den Kampfesräumen
Viel Händchen ihre Schärpen wehn.
Und in den sternenvollen Nächten
Siehst du viel Frau'n mit dunklen Flechten
Von blauen Treppen niedergehn.

Madrid! ich spotte deiner zahmen
Und feingeschnürten, stolzen Damen.
Den Fuß in engen Schuh gehüllt;
Denn Eine weiß ich, o nur Eine,
Von allen Braunen, Blonden — Keine
Nur ihre Fingerspitze gilt.

Und die Duenna in den Nächten,
Wenn sie ihr löst die schwarzen Flechten,
Erschließt das Fenster mir allein.
Doch, wer will zorn'ge Worte hören,
Der wag' sie beim Gebet zu stören,
Mag's Bischof oder König sein.

Das ist mein fürstlich Lieb! die tolle,
Die eifersücht'ge, wundervolle
Witwe, mit Blicken funkelnd hell!
Teufel und Engel ist die Kleine,
Wie die Orange braun im Haine
Und wie ein Vogel leicht und schnell.

O, wenn auf meinem trunknen Munde
Sie wild erglüht zu nächtger Stunde,
Dann muss, vom Liebeskampfe warm,
Man diesen Leib, den schlanken, schönen,
Gleich einer Schlange, toll sich dehnen
Und gleiten sehn in meinem Arm!

Doch, fragt ihr nach dem Abenteuer,
Dem dieses Wesen voller Feuer
Ich danke: 's war mein feurig Ross,
Das Loben ihrer Sammtmantille
Und dann, Confetti von Vanille
In einer Faschingsnacht im Schloss!

IV.

Sonett.

Der erste Winterfrost! Wie ist er schön und milde!
Wenn bei des Jägers Schritt die eis'ge Stoppel kracht.
Wenn sich im alten Schloss des Herdes Glut entfacht,
Und wenn die Krähe zieht weithin in die Gefilde!

Das ist die Zeit der Stadt! O, wie ein Feengebilde
Grüßt' ich den Louvre jüngst und seiner Kuppel Pracht.
Paris im Nebel ragt hoch in die blaue Nacht!
Der Postillone Ruf, wie lustig klang der wilde!

Wie liebt' ich diese Zeit! der Seine hohe Fluten,
Sie wallten königlich, gekrönt von Fackelgluten.
Den Winter grüßt ich so, und dich, mein Lieb, und dich!

In deinen Blick wollt' ich die Seele tief versenken —
O Gott, und nun!? — Madame, wie konnt' ich wol auch denken,
Dass schon so bald Ihr Herz gewandelt sei für mich?

V.

An Alfred Tattet.

Wie süß ist das Leben, wie reich ist die Welt!
— Ein Abend des Sommers brach glühend herein,
Da riefst du's im Wald, 's war am sonnigen Rain,
Wo goldgrün sein Leuchten, sein tiefstes, hinfällt.

Unsre Rosse, sie stoben ob blühendem Feld,
Und ich, wie ich schwieg, ließ im dämmrigen Schein
Die flatternden Zügel dem Traume allein,
Und als Echo mein Herz die Worte behält:

Ja, das Glück ist berauschend und reich ist das Leben;
Es ist süß, sie zu nutzen ohn' Furcht und ohn' Schmerz
Und süß ist's, den Göttern der Jugend sich geben,

Mit Blüten sein Glas und sein Lieb zu umgeben,
Und an Jahren so jung und so heiß noch das Herz
In der Freundschaft zu sein wie ein uraltes Erz.

VI.

Barberinas Lied.

Mein Ritter, der zum Kriege zieht in Waffen,
Was willst du schaffen
Von hier so weit?
O sieh, die Nacht wird dunkel dich umgeben,
Und sieh, das Leben
Ist nichts als Leid.

Dein Lieb, verlassen und in Schmerzen,
Kann deinem Herzen
Nicht so entfliehn.
Nach Ruhm suchst du in Weltenräumen;
Dein Rausch und Träumen
Es wird verglühn.

Mein Ritter, der zum Kriege zieht in Waffen,
Was willst du schaffen
Und fernhin ziehn?
Die Nächte muss ich weinend nun durchwachen,
Ich, deren Lachen
So süß dir schien!



Londoner Briefe.

Henry Irving, und Shakespeares „Viel Lärm um Nichts."

Je weniger man im Stande ist, dem englischen Bühnenwesen der Neuzeit das Wort zu reden, um so bereitwilliger muss man die künstlerischen Leistungen des größten englischen Schauspielers, Henry Irving, der zugleich Eigentümer des Lyceum-Theaters in London ist, und sein unablässiges Bemühen seiner Bühne zu einer würdigen, über das Gemeine hervorragenden Stellung zu verhelfen, anerkennen. Es muss einem gebildeten Deutschen, der nach England kommt, immer von neuem wieder auffallen, wie selten im Lande Shakespeares — Shakespeares Dramen zur Darstellung kommen.

Das Lyceum macht hierin eine löbliche Ausnahme, und der Erfolg hat gezeigt, dass das Publikum, wenn man ihm nur das Schöne bietet, dasselbe auch mit offenen Armen und ungeteiltem Beifall empfängt. Freilich ist das Auditorium des Lyceums ein durchaus auserwähltes; doch sind auch die billigeren Sitze gewöhnlich dicht besetzt.

Durch die Freundlichkeit Irving's wurde es mir ermöglicht von einem bequemen Platz im Parquet aus (drei Thaler zehn Silbergroschen ein Sitz!), der Vorstellung von Shakespeares: „Viel Lärmen um Nichts" beizuwohnen.

Irving hat das Stück beträchtlich gekürzt. Nach seiner Bühneneinrichtung endet der erste Akt mit der ersten Szene; der zweite Akt beginnt mit der dritten Szene des ersten Aktes und zwar ist dieselbe vor Leonato's Haus verlegt; die zweite Szene wird aus einer Verschmelzung der zweiten Szene des ersten Aktes im Originaltext und aus der ersten Szene des zweiten Aktes gewonnen, so dass sich Leonato nach seinem kurzen Zwiegespräch mit Antonio sofort an die nun auftretende Beatrice wendet. Irving's dritter Akt beginnt mit der zweiten Szene des zweiten Aktes, dem Zwiegespräch zwischen Don John und Borachio; die zweite Szene bildet, mit verschiedenen Auslassungen, die dritte Szene zweiten Aktes im Original. Die dritte Szene spielt in Leonato's Garten und ist aus der ersten und zweiten Szene des Originaltextes gewonnen. Die vierte Szene beginnt mit dem Auftreten Don John's und seinem Gespräch mit Don Pedro und dem Grafen Claudio und mit der fünften, der Konstablerszene und der Verhaftung Borachio's endet der Akt. Die vierte und fünfte Szene des dritten Aktes fehlen in Irving's Bearbeitung gänzlich. Den Dogberryschen Humor der letzteren Szene vermisst man dabei freilich sehr ungerne.

Der vierte so tragisch beginnende Akt enthält die Kirchenszene und den mit Recht vielbewunderten Auftritt zwischen Benedict und Beatrice. Die szenischen Veränderungen machten es hier nötig, eine größere Pause eintreten zu lassen; und Irving hat deshalb nicht ohne Geschick mit der zweiten Szene des ursprünglichen vierten Aktes dem Verhör der Gefangenen, einen neuen, den fünften Akt, beginnen lassen; die zweite Szene ist aus der ersten und zweiten des ursprüngfünften Aktes (mit wesentlichen Auslassungen) verschmolzen; die dritte und vierte Szene sind die gleichen in der Bearbeitung und im Grundtext und das Ganze schließt mit den Worten Benedict's.

„Prinz, Sie sind traurig; nehmen Sie sich ein Weib,
„— nehmen Sie sich ein Weib! Es giebt keinen ehr-
„würdigeren Stab als den gehörnten. Spielt auf Musi-
„kanten!"

Was nun die Auslassungen betrifft, so hat Irving auf den etwas prüden, leicht verletzten Geschmack seines Auditoriums die größte Rücksicht genommen.

So ist z. B. das Wort „Gott" jedesmal in „Himmel" umgeändert, und die Szenen zwischen Margarethe und Hero sowie andere Kraftstellen haben derselben Rücksicht zum Opfer fallen müssen. Leider ist auch der kleine an Martha und Mephisto erinnernde Dialog zwischen Balthasar und Margarethe im zweiten Akte, wo die letztere als eine ihrer schlimmen Eigenschaften anführt, dass sie „ihre Gebete laut zu sprechen pflege", ausgelassen, und (wahrscheinlich ebenfalls aus religiösen Skrupeln) die übrigens für den Charakter Benedikts wichtige Stelle, die mit den an Don Pedro gerichteten Worten Claudio's:

„Er ist ein sehr tüchtiger Mann"

beginnt, und mit den Worten:

„Denn dieser Mann fürchtet Gott in der Tat,
„obschon man das nach seinen oft derben Scher-
„zen nicht in ihm suchen würde" abschließt.

Für andere Auslassungen haben wir keinen anderen Grund auffinden können, als die Absicht, das Stück zu kürzen.

Um nun endlich auf die Darstellung selbst einzugehen, so gebührt zunächst der Ausstattung der aller-

größte Preis. Die Kostüme sind prächtig und historisch getreu, die Szenerien des Busens von Messina, des Leonatoschen Hauses und Gartens und des Innern der Kirche sind höchst wirksam und von großer Schönheit. Die Art der Gruppirung und Behandlung größerer Menschenmassen erinnert an die Meisterschaft der Meininger. Auch die Musik im Ballsaal, in der Kirche und im Garten, wo Balthasar sein Liedchen singt, ist durchaus würdig und durch einen gewissen mittelalterlichen Charakter dem Stücke angepasst.

Irvings Darstellung ist durchweg meisterhaft und trägt die Spuren des sorgfältigsten Studiums. Leider ist seine Aussprache oft undeutlich, leise und hastig. Sein Mienenspiel ist lebhaft; seine ganze Haltung vornehm. Die Art und Weise, wie Benedikt's unter der Decke des Sarkasmus zurückgehaltene Liebe endlich doch durchbricht und sich bis zum Fortissimo steigert, wird vortrefflich zur Anschauung gebracht. Kein geringeres Lob gebührt der Darstellerin der Beatrice: Fräulein Ellen Terry. Dieselbe hat sich, namentlich seit ihrem Zusammenwirken mit Henry Irving zu der Stellung einer der ersten (wenn nicht der ersten) englischen Schauspielerinnen, aufgeschwungen. Ihre Erscheinung besticht nicht durch Schönheit, ist aber sehr anmutig. Eine schalkhaftere, lieblichere Beatrice kann man sich nicht vorstellen. Von vorzüglicher Wirkung ist namentlich die Szene, in der sie Benedikt auffordert, ihre Kousine Hero an Claudio zu rächen. Hier und da wäre ein wenig mehr Feuer zu wünschen.

Dass auch Don Pedro, Leonato und die übrigen Personen des Lustspiels sich in den Händen vortrefflicher Darsteller befinden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Kurzum wir können Herrn Henry Irving, nicht nur wegen seiner eigenen eminenten Schauspielerbegabung, sondern auch wegen der, weder Mühe noch Kosten scheuenden, Musterdarstellung Shakespeare'scher Dramen, unsern vollsten Beifall nicht vorenthalten.

Möchte er damit zu einer Wiederbelebung der Dramen des größten Dichters aller Zeiten auf der englischen Bühne den Anstoß gegeben haben!

London.

Thomas A. Fischer.



Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur.

Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister.

Zürich 1882. Orell Füssli & Cie.

Von dieser, auf etwa 20 Hefte berechneten höchst empfehlenswerten Sammlung, aus welcher in diesem Blatte bereits Proben mitgeteilt worden sind, liegen bereits 12 Hefte vor, die Kantone: Aargau; Appenzell; Basel (2 Hefte); Bern (2 Hefte); St. Gallen; Glarus; Luzern; Schaffhausen; Schwyz; Solothurn; Unterwalden; Uri; Zürich umfassend.

Zu erwarten sind nun noch je ein drittes Heft für Basel und Zürich, ferner Hefte für Freiburg; Graubündten; Thurgau; Wallis und Zug und ein Schlussheft, das unter dem Titel „Schlüssel zum Schwizerdütsch" Aufschlüsse über Mundartliteratur im allgemeinen und über die bei der Sammlung befolgten Grundsätze, bezügliche Auswahl und Schreibung im besondern, sowie das unentbehrliche kleine Wörterbuch (Glossar) zu den sämtlichen Heften enthalten soll.

Ohne dies Wörterbuch wird freilich vorläufig namentlich den meisten Nicht-Schweizern manches in der hübschen auch durch die gefällige Ausstattung und den billigen Preis (50 Cts. für jedes Heft v. 64 S.) sich empfehlenden Sammlung verschlossen bleiben; aber bei dem raschen Erscheinen der einzelnen Lieferungen darf man ja mit Sicherheit darauf rechnen, den Schlüssel recht bald in den Händen zu haben.

Wir möchten im Interesse der weitesten Verbreitung bitten, bei dem Wörterbuch auch vollständige Rücksicht auf die mit den Schweizer Mundarten nicht Vertrauten zu nehmen, denen vielleicht schon hier und da im Text durch eine mehr verdeutlichende Schreibweise hätte zu Hilfe gekommen werden können. Ich will das hier Angedeutete an einem Beispiel klar zu machen suchen. Wenn es Heft 10 S. 27 am Schluss eines Hexameters heißt:

em Suntig zimmis und zobid,

so werden gewiss viele Nicht-Schweizer, die durch den Sperrdruck hervorgehobenen Wörter nicht verstehen. Wäre dafür aber gesetzt:

em Sunntig z'Immis und z'Obid,

so würde wol jeder sofort in dem letzten Wort das schriftdeutsche „zu Abend" erkennen und dies würde ihn wol auch zum Verständnis des andern Wortes leiten; „zu Imbiss" (zu Mittag) u. a. m.

Das ist aber auch die einzige Ausstellung, die wir gegen die Sammlung zu erheben hätten und — wie gesagt —, der bald zu erwartende „Schlüssel" wird hoffentlich niemand ohne Aufschluss über das ihm sonst Unverständliche lassen.

Und somit sei denn diese Sammlung, der sich voraussichtlich in nicht zu langer Frist eine zweite Reihenfolge von Heften anschließen wird, allen Freunden von volkstümlichen Schrift-Erzeugnissen in Schweizer Mundarten die treffliche Sutermeister'sche Sammlung wiederholt aufs angelegentlichste empfohlen.

Altstrelitz.

Daniel Sanders.



Künstler und Kunstschreiber.

Unter diesem Titel hat der Maler Karl Hoff in Karlsruhe eine Schmähschrift von einem halben Hundert Seiten gegen die Literaten veröffentlicht. In Frankreich oder England wäre eine derartige Publikation ein Ding der Unmöglichkeit. In Deutschland, wo bekanntlich

selten ein publizistisches Abenteuer ganz aussichtslos, kann es das windigste und unliterarischste Pamphlet zu einigen Auflagen bringen. So soll denn auch von der literarischen Schimpferei des Karlsruher akademischen Malermeisters bereits eine zweite Auflage — die vermutlich eine vermehrte und verböserte ist — notwendig geworden sein.

Uns interessirt hier bloß die schriftstellerische Seite des Unternehmens. Wir fragen uns: wie schreibt der Mann, der im Namen der deutschen Künstlerschaft so höhnisch provozirend vor den deutschen Schriftstellern und Publizisten sich aufpflanzt? Ist der hochmögende Malermeister zugleich ein gewiegter Logiker, ein strammer Dialektiker, ein famoser Stilist? Ach, es ist beschämend genug für das literarische Urteilsvermögen derjenigen, die das Hoff'sche Pamphlet mit beifälligem Zuruf begrüßt haben, aber es muss offen und bündig ausgesprochen werden: der Karlsruher Professor steht als Logiker, Dialektiker und Stilist tief unter dem Letzten der „Kunstschreiber", mit denen er es so hochfahrend schulmeisterlich von oben herab zu nehmen beliebt. In der grässlich konfusen Broschüre hapert es mit dem korrekten Denken und korrekten Stilisiren an allen Ecken und Enden. Ueberall ein gar großartig tuender Dünkel des Maltechnikers, eine aufgeblasene, renommistische Kleinigkeitskrämerei des künstlerischen Zunftmeisters, eine sich selbst bespiegelnde Seichtigkeit und Schwatzhaftigkeit des erhitzten Krakehlers, ein Geflimmer und Geflunker — — aber nirgends der solide, durchgearbeitete Gedanke eines gereiften Wortführers in der uralten zwischen Künstlern und Gelehrten schwebenden Streitsache. Die ganze Schmähschrift ist ein einziger grotesker Widerspruch in und mit sich selbst.

Folgende Sätze, die wir wahllos ausziehen — es ist ja alles gleich schön und charakteristisch in der tollen Hoffiade — mögen als Stilprobe dienen. Nachdem der Maler im Namen der Künstler den „weitaus größten Teil der Kunstschriftstellerei" als „parasitisches Wesen", „Vampir", „Fliege", „Made" abgetan, das Recht einer „Suprematie des Urteils" den Kunsthistorikern abgesprochen oder als „Ueberhebung und Anmaßung" zurückgewiesen hat, beginnt er eine neue Satzreihe ganz flink folgendermaßen:

„Diese Suprematie dagegen in den meisten Fällen, kraft guter Gründe, auf die ich zurückkommen werde, für sich in Anspruch nehmen. Denn ein anderes ist es mit der Kritik. Dass ich jene harmlose Art sogenannter Kritik, welche den meisten Menschen nötig und wünschenswert erscheint, wenn sie einem Werke der bildenden Kunst gegenüber stehen, und deren Ausdruck in der Tagesliteratur von der dominirenden Zeitung bis zum kleinsten Winkelblättchen niedergelegt wird, von jedem, der der Sprache genügend mächtig ist, um Zulass zu finden, jene Kritik, welche durchgängig mit den Worten oder dem Sinne anhebt: „„Ich finde"" oder: „„Ich würde"" —, somit aus der Differenz oder der Uebereinstimmung der persönlichen Ideen des Beschauers, mit jenen, welche in dem „„besprochenen"" Werke zur Erscheinung kommen, glaubt eine Art von Kennerschaft oder Kunstverständnis gezogen zu haben, die sie berechtigte, zu sagen: „„Es ist"" oder: „„Es sollte"", dass ich diese nicht meine, oder gar stören will, wird man mir wol glauben. Denn, da die Werke der Kunst in der Welt sind, zwar einzig und allein um ihrer selbst willen, vielleicht aber noch um genossen zu werden, solches Besprechen aber, welches seinem inneren Grunde nach, wie das Kunstwerk selbst, auf den Trieb der Ideen hervorzutreten, zurückzuführen ist, den meisten Menschen offenbar großen Genuss gewährt, so ist in demselben keine Kritik, sondern eine Art von Kunstgenuss zu erkennen, der freilich mitunter für den Nebenmenschen, den sich solchem Genuss hingebenden, etwas störend ist. Dagegen hat aber auch die Natur dafür gesorgt glücklicherweise, dass solchem Ansturm der Ideen aller Köpfe keine Möglichkeit geboten ist, bleibend bildlich sichtbar zu werden, denn das Tor, durch welches sie müssten, um als Werke der bildenden Kunst zur Erscheinung kommen zu können, ist verschlossen, und obgleich die Natur freigebig genug mit dem Schlüssel war, besitzen ihn doch nur Wenige, der große Choc muss halt durch's off'ne Loch für's Wort hinaus."

Muss halt!

Und der Mann, der einen solchen schauderhaften Gallimathias zusammensudelt, hat die Stirn, die „zeitgenössische Literatur" des „Größenwahns" und der „bodenlosen Arroganz" zu zeihen und zu behaupten, dass die „recht seltenen interessanten und wertvollen Urteile in berufeneren Kritiken entweder auf Künstler zurückzuführen oder durch die banale Fassung, in welcher sie sich befinden, für den geübten Blick leicht zu erkennen, gestohlene oder in den Ateliers erhorchte Juwelen der Erkenntnis sind!"

Mit einem solchen Helden der Selbsterkenntnis und Selbstschätzung ist weiter kein Wort zu verlieren.

München.

M. G. Conrad.



Du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtssonne."

Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland.

2 Bde. Leipzig 1882. F. Hirt.

Manchen Lesern wird der Name Paul du Chaillu's von seinen Reisen im Mündungsland des Ogowe und in der Gegend des Gabun an der Westküste des äquatorialen Afrikas bekannt sein. Diese Reisen hatte er als Fünfziger gemacht; er war durch sie rasch eine Berühmtheit geworden, und obwol die Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen eine Zeitlang stark angezweifelt wurde, hat die jüngste Zeit doch die wesentlichen Züge, welche du Chaillu nahezu als der Erste über Natur- und Völkerleben jener vorher fast unbekannt gewesenen Räume in seinen Reisewerken entworfen hatte, als naturwahr erwiesen. Du Chaillu ist vor allem der Erste gewesen, der uns aus eigener Anschauung über unseren furchtbar gewaltigen Urwaldvetter im westlichen Küstenland des tropischen Südafrikas unterrichtet hat: über den Gorilla.

Nun hat er als Siebziger, aber rüstig wie ein Jüngling, Skandinavien von einem Ende bis zum anderen durchwandert und auf Grund seines fünfjährigen Aufenthalts unter Schweden, Norwegern und Lappen uns dieses stattliche zweibändige Werk bescheert, dessen deutsche Bearbeitung von Hirts Verlagshandlung ganz vorzüglich ausgestattet wurde.

Es ist gar keine „leichte Waare", kein Touristenbuch, aus dem Oberflächlichkeit und Schriftstellereitelkeit eines windigen Patrons herausschaut, der vom Dampfer oder vom Eisenbahnwagen aus „Land und Leute" mit genialem Flug in ein paar Tagen „kennen gelernt" hat und nun mit pikanten Wendungen feuilletonistischer Art auf die Gutgläubigkeit geneigter Leser spekulirt. Vielmehr steckt eine ganz erkleckliche Arbeit von Bücher- und Kartenstudium, Schauen und Urteilen in diesem schönen Buch.

An der Hand zwangloser Beschreibung der zurückgelegten Fahrten durch die Küstenmeere, quer durch das Land auf seinen grünen Seen, seinen rauschenden Flüssen, seinen bequemen Kanallinien, dann aber vornehmlich seiner ausdauernden Fußwanderungen führt uns der Verfasser ohne jeden gelehrten Schematismus, aber auch ganz frei von der Abgeschmacktheit jener Sorte von Reiseschilderern, die uns die andächtigste Anteilnahme an den gleichgiltigsten Alltäglichkeiten ihrer Reise im langweiligsten Tagebuchstil zumuten, durch das größte Halbinselland Europas bis nach Finnlands Norden hinein. Wir werden, ohne lehrhafte Absicht zu merken, heimisch in den Holzhäusern unserer nordischen Brüder, auf deren Herd die Flamme traulicher Familieninnigkeit lodert wie bei uns; wir treten in die minder komfortable Gamme der Lappen, wandern in ihrer und ihrer Renntiere Gesellschaft durch die ernst großartige Einöde der binnenländischen Fjelde, schauen von der Glimmerschieferklippe in Europas äußerstem Norden die Brandung des Eismeers, um dann wieder uns zu freuen an der Pracht der südlicheren Fjorde mit ihren hohen Felsmauern, von denen Wasserfälle nach der Art des Staubbachs der Schweiz in Masse niederstürzen. Wer jemals den Zauber der mitternächtigen Vermählung des Unter- und Aufgangs der Sonne am sommerlichen Purpurhimmel Skandinaviens an sich selbst erfahren hat, der wird dieses auf solchen Himmelszauber getaufte Buch mit der Fülle ausgezeichneter Holzschnittbilder gern zur Hand nehmen, nicht ohne neuen Gewinn es aus der Hand legen und es recht vielen anderen in die Hand wünschen, auf dass es auch sie mit unseres Nordens Hoheit vertraut mache.

Halle.

A. Kirchhoff.



Eine neue Popularisirung Kants.

Kurd Lasswitz: Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhange mit seiner Kritik des Erkennens allgemeinverständlich dargestellt.

Berlin 1883, Weidmannsche Buchhandlung.

Die Stellung fast völliger Verachtung oder Ignorirung, welche die Philosophie so lange eingenommen hat und aus der sie sich jetzt in langsamer Rekonvaleszenz erhebt, ist zum großen Teil von der trüben Mischung aus esoterisch exakter Wissenschaftlichkeit und dem Anspruch auf exoterisch weite Wirkung verschuldet, die meistens ihren Charakter bildet. Nur daher entstanden die Klagen und der Spott über die Dunkelheit und Abstrusität der Philosophen, weil jedermann beanspruchte, sie vermöge seiner „allgemeinen Bildung" verstehen zu können; warum verlangt man das nicht von der Mathematik und der Chemie, warum gestattet man ihnen ihre Formeln und Symbole, die nur dem Eingeweihten verständlich sind? Erst wenn erkannt sein wird, dass die Philosophie eine Fachwissenschaft ist, die in ihrem immanenten Gang zunächst nur die Fachmänner angeht, wird sie aus der Anarchie, die in ihrer Produktion geherrscht hat und herrscht, in feste, für sich bestehende klare Bahnen sich lenken lassen.

Wo aber die Probleme in ihr einen, wenn auch natürlich nur relativen, Abschluss gefunden haben, da tritt ganz wie in den andern Wissenschaften die populäre Darstellung in ihre Rechte und je mehr diese nur die Tendenz hat, dem Laien die gereiften Früchte der Wissenschaft in einer für ihn verdaulichen Zubereitung vorzusetzen, je weniger sie sich verleiten lässt, selbständige wissenschaftliche Forschung — die, wenn sie wertvoll sein soll, immer in die tiefsten Tiefen hinabsteigen muss — mit hineinzumengen, desto besser entspricht sie ihrem Zweck. Deshalb können wir das vorliegende Buch als ein ganz vorzüglich gelungenes bezeichnen; wer einen Ueberblick über die Weltanschauung wünscht, wie sie uns durch Kant ermöglicht wird, dem wüssten wir kaum ein geeigneteres zu empfehlen. Es ist sehr weise und geschickt vom Verf., dass er weniger die einzelnen Resultate, als die allgemeine Denkweise des kritischen Idealismus betont, nirgends die großen Gesichtspunkte aus den Augen verliert, die in der Tat als solche dem Gesichtskreise jedes gebildeten und philosophisch interessirten Mannes assimilirt werden können.

Die Schrift ist als preisgekrönt aus einer Konkurrenz hervorgegangen, die Herr Gillis in Petersburg unter Aussetzung eines bedeutenden Preises für eine populäre Darstellung der Lehre Kants ausgeschrieben und bei der die Herrn Professoren Laas in Straßburg, Heinze und Wundt in Leipzig das Preisrichteramt übernommen hatten. Herr Gillis verfolgte dabei, laut der Preisausschreibung, den Zweck: „dem immer mehr in allen Schichten sich ausbreitenden Materialismus gegenüber die idealistische Richtung Kants zur Geltung zu bringen"; gewiss eine edle Tendenz, die es verdient, in den Akten über das geistige Leben unsrer Tage registrirt zu werden; nur schade, dass ihr die fatale

Verwechselung von Materialismus im sittlichen und im theoretischen Sinne zu Grunde liegt. Der materielle, amerikanisirende Zug unsrer Zeit (neben dem doch aber ihre großartigen idealen Bestrebungen nicht übersehen werden sollten!) steht mit wissenschaftlich materialistischen Ueberzeugungen nur im allerentferntesten Zusammenhange; und am wenigsten ist die rein theoretische Idealitätslehre Kants, die gleichfalls mit dem, was wir im sittlichen Sinne ideal nennen, nur sehr indirekt zu thun hat, geeignet, einen praktischen Einfluss auszuüben. Kann der Verf. in diesem Betracht nicht mehr tun, als eben in der Sache liegt so hat er von einer andern Klippe der Aufgabe ein bedenklicheres Leck davongetragen.

Die Hauptschwierigkeit nämlich, die Kant dem Verständnis bereitet, gründet sich darin, dass zur richtigen Einsicht selbst in seine scheinbar einfachsten und fundamentalsten Sätze ein genaues Eingehen in die verwickeltsten, schwierigsten Probleme, die er sich stellt, erforderlich ist; seine Oberfläche kann erst aus seiner Tiefe verstanden werden; nur gegen jene richten sich die meisten Einwürfe, mit denen man das Kantische System widerlegt glaubt; werden aber dessen tiefste und schwierigste Bestimmungen mit zur Interpretation herangezogen, so wird alles klar und widerspruchsfrei. Dies legt nun einer populären Darstellung Kants fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. So erheben sich auch gegen die vorliegende Darstellung gerade da, wo sie Kant am exaktesten folgen will (3. und 4. Abschnitt) die größten Bedenken; ich gebe gern zu, dass, um diese zu widerlegen, es des Eingehens auf die diffizilsten Fragen bedurft hätte, die, man mag sie in Worte kleiden, welche man will, dem common sense nun einmal unzugänglich bleiben. Dann ist aber die Aufgabe eben in sich widersprechend, und ihr Lösungsversuch kann nur ein Kompromiss sein, der aber hier, meiner Ansicht nach, im Konflikt zwischen populärer Oberflächlichkeit und wissenschaftlicher Tiefe ein wenig zu sehr jene Partei bevorzugt. Die ungeheuren Abgründe, die in Kants transscendentaler Aesthetik gähnen, werden mit hübsch buntem Papier überklebt, unter liebenswürdigem Gespräch werden wir hinüberbugsirt, ohne dass der naive Verstand merkt, welche Ungeheuerlichkeiten er da frischweg überschritten hat.

Die späteren Abschnitte dagegen, wo es sich um eine freie Paraphrasirung des Kantischen Grundgedankens handelt, sind ganz ausgezeichnet und können jedem empfohlen werden, der ein Interesse an den fundamentalen Fragen alles Erkennens hat. Hier zeigen sich die stilistischen Vorzüge des Verfassers im hellsten Licht, ohne dass dieses Licht den Schatten der Unwissenschaftlichkeit würfe; ganz besonders angenehm berührt der warmblütige Ton der Darstellung; dem Verf. ist seine Aufgabe Herzenssache, ohne dass sie darum aufhörte Verstandessache zu sein. Nur auf einen hässlichen Fehler möchte ich aufmerksam machen, der diesem Werke mit manchem andern verwandter Tendenz gemeinsam ist; die realen Beispiele, an denen die allgemeinen Prinzipien verdeutlicht und durchgeführt werden, fallen gar oft in einen ganz und gar banalen, sogar ordinären Charakter. Dies erzeugt allerdings einen gewissen burlesken Reiz, der aber in kein erhöhtes Verständnis, sondern nur in ein philiströses Behagen ausläuft; man glaube doch nicht populärer (d. h. dem Verständnis zugänglicher) zu sein, wenn man an Kaffeekanne und Küchenschürze, als wenn man an Dingen exemplifizirt, die dem doch immerhin geistigen und vornehmen Gebiete des Themas adäquater sind. Jene trivialen Ausdrücke erscheinen in solchen Untersuchungen immer gesuchter, nie natürlicher als würdigere.

Eine Kritik des Einzelnen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus würde nicht recht lohnen, namentlich nicht an diese Stelle gehören; historische und sachliche Verstöße mangeln nicht, indess beeinträchtigen sie, mit Ausnahme derer in den beiden erwähnten Abschnitten, den Hauptzweck des Ganzen kaum. Für den Fachgenossen sei zur Charakteristik der Schwächen bemerkt, dass in dem ganzen Buch keine Erörterung über analytische und synthetische Urteile zu finden ist, die doch ganz und gar unerlässlich ist, dass das Wesen des Apriori im Halbdunkel gelassen und über den transszendentalen Schematismus mit unbegreiflichem Leichtsinn fortgegangen wird. Dagegen wird auch der Fachgenosse mit Interesse die Besprechung der nichteuklidischen Geometrie lesen, die manche neue und schöne Bemerkung, vor allen Dingen aber den allein richtigen Grundgedanken einer möglichen Widerlegung derselben enthält.

Berlin.

Georg Simmel.



„Eine medicäische Hochzeitsnacht." Trauerspiel von Alfred Friedmann.

Leipzig 1882, W. Friedrich.

Auf dem Felde des großen Kunstdramas arbeiten unsere modernen Generationen so wenig, dass wir so oder so von jeder nennenswerten Produktion dieser Art Notiz nehmen müssen.

Friedmann versetzt uns nach Florenz in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, unter die Herrschaft der Medici, und zwar die ausgeartete Herrschaft. Alessandro Medici, durch die Gunst des wankelmütigen, intriguanten, so tief und nicht zum Glücke des Landes Italien in die großen Welthändel verstrickten Papstes Clemens VII. zur Herrschaft gekommen, usurpirt die Herzogswürde über seine Vaterstadt und regirt als willkürlicher und ausgelassener Tyrann. Von drei Seiten droht ihm Verderben: eine Anzahl der hohen Geschlechter, zum Teil schwer in ihren Rechten verletzt oder sonst gekränkt, treten als Verschworene zusammen; sie sind aber zu sehr unter sich neidisch,

zu uneinig und ohnmächtig, um der Stadt und sich zu nützen. Eine interessante Frau hat sich der unbeständigen Liebe des Herzogs ergeben mit dem Gedanken, ihn durch Einfluss und Mahnungen zu bessern, ihn selbst aus dem Tyrannen zum Schützer und Woltäter der Stadt zu machen; als sie an der Leichtfertigkeit des Mannes ihren großherzigen Plan scheitern sieht, nimmt sie sich vor, den ungerechten Herrn zu morden. Darin kommt ihr aber ein anderer zuvor, und das ist des Herzogs naher Verwandter Lorenzino, der sich auf eine Zeit anscheinend zum Werkzeuge seiner Untaten gemacht und sein Vertrauen gewonnen hat; sein Dolch ist's, der den verhassten Mann aus der Welt schafft. Der Florentiner Rat aber ächtet den Mörder und beruft einfach den andern Mediciäer Cosmos zur Herrschaft.

Sie sind die zwei interessantesten Figuren des Stückes, jene Ricciarda Cibo, deren Gebahren auffallend an die berühmte Geschichte der Judith erinnert (man nehme die bedeutsame Szene zwei im dritten Akt); und dieser Lorenzino, erst ein philosophirender Schwächling, der etwas Großes tun möchte und doch nicht weiß, was mit seinem fruchtlosen Leben anfangen, dann ein schlauer Intriguant und zuletzt Mörder. Eine gemütlich ergreifende Episode im Ablauf der Handlung ist der gewaltsam herbeigeführte Tod der jungen und schönen Luise Strozzi.

Die Haltung des Ganzen hat etwas eigenartig Auffallendes; ob es bühnengerecht, bezweifle ich; die Personen sind gewiss etwas zu stark der subjektiven Reflexion ergeben. — Auch die Sprache hat ihr besondres Gepräge, in das man sich finden muss. — Ungelenke oder inkorrekte Verse, die oft mit geringer Mühe sich bessern ließen, wirken hie und da störend.

Zürich.

J. J. Honegger.



Die Tiedge-Stiftung in Dresden.

Das Komité der Tiedge-Stiftung in Dresden sendet uns seinen Jahresbericht für 1882 zu. Derselbe enthält manches recht Interessante. Vielleicht wissen die meisten unserer Leser noch gar nicht, dass sich an den Namen jenes gefühlvoll-mittelmäßigen Dichters eine Stiftung knüpft, und noch weniger, dass dieselbe ein Vermögen von über 600 000 Mark besitzt! Aus der Liste der durch sie unterstützten Witwen, Waisen oder andern Hilfsbedürftigen geht die höchst auffallende Tatsache hervor, dass diese Stiftung, die mit ihren höchst respektabeln Zinsen unendlich viel Segen in die Kreise der notleidenden Schriftsteller und deren Hinterbliebenen tragen könnte, fast ausschließlich den Notleidenden der Maler, Musiker, Kupferstecher u. s. w. zu gute kommt. Den Personen missgönnt gewiss niemand diese Zuwendungen, aber wir wären neugierig das Statut zu sehen, welches eine so einseitige Verwendung der jährlich zu Gebote stehenden Summe rechtfertigt! Wir drucken die Zusammenstellung am Schlusse des Berichts einfach ab, wonach verteilt worden sind für 1882:

8950 Mark an Maler und Hinterlassene von Malern,
4000 „ „ Musiker und deren Hinterlassene,
1500 „ „ Kupferstecher und deren Hinterlassene,
600 „ „ Bildhauer und deren Hinterlassene,
1400 „ „ Dichter und deren Hinterlassene,

d. h. 15 050 Mark an Künstler, 1400 Mark an Schriftsteller! Es wäre wirklich angezeigt, dass die literarische Welt sich einmal etwas näher mit der Verwaltung dieser interessanten Stiftung beschäftigte.

Die Herren des Komités, welche diesen Jahresbericht verfasst haben und für den Modus der Verteilung der Tiedge-Stiftung verantwortlich sind, heißen — (wir geben ihre Namen nach dem amtlichen Schriftstück) —: Dr. Alfred Stübel, Oberbürgermeister, Vorsitzender. Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Rossmann, vortragender Rat in der Generaldirektion der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, Stellvertreter. Dr. Gustav Kühne. Hugo Bürkner, Professor an der Akademie der bildenden Künste. Hofrat Dr. Ernst Förstemann, Königlicher Oberbibliothekar. Dr. Sophus Ruge, Professor am Königlichen Polytechnikum. Otto Wesendonck. Professor Dr. Franz Wüllner, Königlicher Kapellmeister. Professor Dr. Theodor Grosse.

Man sieht, bei dieser dem Andenken des Schriftstellers Tiedge gewidmeten Stiftung sitzt nicht ein einziger der in Dresden wohnhaften hervorragenderen Schriftsteller im Komité; die Herren Künstler machen die Sache fast ganz unter sich ab. — Videant consules des Schriftstellerverbandes!

Literarische Neuigkeiten.

Von den letzten Heften der schönen Virchow-Holtzendorffschen Sammlung verdient No. 411: „Schriftsprache und Volksmundart" vom Professor H. Osthoff hervorgehoben zu werden als eine sehr anregende, lehrreiche Betrachtung über wichtige Fragen des sprachlichen Lebens. Wir werden versuchen die Genehmigung des Autors zum Abdruck im „Magazin" zu erhalten, denn die darin enthaltenen Resultate eingehendster Sprachbetrachtung verdienen einem möglichst weiten Leserkreise zugänglich gemacht zu werden. — Berlin, Carl Habel.

Ein sehr schönes Stück deutscher Uebersetzungskunst ist Alfred de Musset's „Rolla" in der Verdeutschung von Ludwig Ganghofer. Lange haben wir nicht solche gelungenen deutschen Alexandriner gelesen. Trotz mancher Reimhärten eine der fließendsten, poetischsten Uebersetzungen neuerer Zeit. Wer doch einen vollständigen deutschen Musset uns so zu geben vermöchte! Wer nur halbwege französisch versteht, wird natürlich stets zum Original greifen, aber das Erscheinen und Vergriffenwerden solcher Bücher wie dieses beweisen doch, dass es in Deutschland gebildete, poesiefreundliche Menschen genug gibt, die nicht französisch lesen. — Wien, Konagen.

Auch ein Beitrag zur Shakespearegelehrsamkeit: „Shakespeare as an angler" vom Reverend Ellacomb. — Wenn doch Shakespeare all den Unsinn lesen könnte, der über ihn geschrieben worden ist, — die prächtige Komödie, die er darüber dichten würde!

Die Firma Brockhaus bereitet folgende Neuigkeiten vor: „Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker". — Die 1. Hälfte des II. Bandes der „Geschichte der slavischen Literaturen" von Pypin und Spasovic. — Ferner Band 57—59 der bekannten „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek".

Wer sich von Herzen amüsiren will und kräftig lachen, sei es auch ein wenig mit Bosheit gemischt, — dem empfehlen wir die neuesten Leipziger Humoresken von Edwin Bormann: „Herr Engemann" und „Mei Leibzig low' ich mir". Die ganze monströse Philisterhaftigkeit dieser musikversimpelten Stadt, des Leierkastens Deutschlands, tritt ihm in diesen köstlichen Schnurren aufs greifbarste entgegen. — Leipzig, Liebeskind.

Ein sehr ernsthaftes, gelehrtes und, nach französischer Art, lesbar geschriebenes Werk über die ersten Perioden der celtischen Literatur veröffentlicht der Professor am Collège de France Herr H. d'Arbois de Jubainville unter dem Titel: „Introduction à l'étude de la littérature celtique". Das Werk wird für die Fragen nach der Barden- und Druiden-Poesie und nach allem Altceltischen fortan grundlegend sein. Es ist bisher nur der erste Band erschienen. Wir machen die Fachmänner wie die Bibliotheken auf diese hervorragende Leistung aufmerksam. — Paris, E. Thorin.

Aus Zeitschriften.

Herr Nicolas Bernardini in Lecco arbeitet an einem Zeitungslexikon, welches alle Zeitungen der Welt, deren Geschichte, die Namen der Redakteure, Mitarbeiter und Verleger, Format, Erscheinungstag, Abonnementspreis, Seitenzahl, Zeichnungen, Gewicht jeder Nummer, ferner Preis der Einzelnummer, Abonnementsdauer, Parteistellung, Biographie der vornehmsten Journalisten und noch „andere nützliche Daten" enthalten soll. Der Herausgeber bittet alle Redakteure um Zusendung einer Nummer ihres Blattes und Mitteilung der wünschenswerten Angaben, wie um Abdruck dieser Notiz und der Adresse: Signor Nicolas Bernardini, via delle Bombarde 27. Lecco (Italia). — Wir willfahren zwar dem Ersuchen dieses opferwilligen Mannes, verhehlen ihm aber nicht unsere bestimmte Voraussicht, dass er ein unvollständiges, unbrauchbares und schließlich auch überflüssiges Werk damit plant.

Von allen französischen Zeitschriften ist die *Jeune France* (beiläufig auch im übrigen eine der frischesten, jugendlichsten, lesenswertesten) die einzige, welche von Zeit zu Zeit Artikel über deutsche Literatur von einem gründlichen Kenner derselben veröffentlicht. So enthält das letzte Heft (No. 59) wieder eine Studie über „Le mouvement littéraire en Allemagne" von dem unsern Lesern wolbekannten Herrn Auguste Dietrich, welche an gesunder Kritik und liebevollem Eingehen in deutsche Geistesarbeit das Mögliche leistet. Wir können nicht umhin, der Redaktion wie Herrn Dietrich unsere volle Anerkennung auszusprechen.

Wer sichs irgendwie verschaffen kann, lese im April-Heft des *Atlantic Monthly* den vortrefflichen Artikel von Richard Grant White über den tollhäuslerischen Gedanken, dass der Verfasser von Shakespeares Dramen — Baco von Verulam gewesen! Der Artikel heisst „The Bacon-Shakespeare Craze" und ist völlig vernichtend.

Die Dichtung „Jehovah" der Königin von Rumänien ist durch F. Smit Kleine ins Holländische übersetzt worden. Die Zeitschrift De Gids lobt die Verfasserin und den Uebersetzer.

In No. 69 und 70 der Berliner „Täglichen Rundschau" eine bemerkenswerte längere Studie über Wilhelm Raabe von unserer Mitarbeiterin Ilse Frapan. Wir erinnern uns nicht, über diesen vortrefflichen deutschen Erzähler je vortrefflicheres gelesen zu haben.

Gedruckter Unsinn.

Wir haben der Redaktion des „Leipziger Tageblatts" ein Unrecht abzubitten und tun das ebenso willig wie zerknirscht, und zwar ohne dass die betreffende Redaktion uns darum ersucht hätte. Wir werden nämlich von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, dass der „gedruckte Unsinn" in No. 13 des Magazins sich dadurch als höchster Sinn darstellt, dass nur durch einen Druckfehler ein Eier legender Hahn an die Stelle des Eier legenden Osterhasen getreten sei. — Nichts für ungut; böse gemeint war's nicht!

Statt jenes unechten gedruckten Unsinns aber geben wir unsern Lesern als Entschädigung den nachstehenden echten, in einer der letzten Nummern des „Posener Tageblatts" gefundenen:

„Ein Bassbaryton mit dem nötigen Schmelz und der gegen die Schlussausläufe hin nötigen packenden Wucht, eine klare Rezitation und der wirksame Brustton tränenfeuchter Vergewaltigung sentimentaler Grundstimmung eines ursprünglichen Publikums wirkten gemeinschaftlich dahin, eine sozusagen nette Wirkung hervorzurufen."

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXV.

Anfrage.

Ich gebe seit dem 1. October d. J. die Zeitschrift * * bei N. N. in B. heraus, wie Sie aus beifolgendem Vertrage mit Letzterem ersehen wollen. Herr N. N. findet sich nun veranlasst, da nach seiner Ansicht die Abonnentenzahl nicht groß genug ist, trotzdem die Zeitschrift erst zwei Monatd existirt, mir mein Honorar zu verkürzen, resp. die Zeitschrift nicht weiter erscheinen zu lassen, wie der beiliegende Brief besagt.

Ich erlaube mir nun die Anfrage: 1. ob ich nach meinem Vertrage berechtigt bin, das volle Honorar bis zum 1. Juli 1883 zu fordern, wenn die Kündigung am 1. Januar 1883 seitens des Herrn N. N. erfolgt? 2. ob der Verleger laut Vertrags gezwungen ist, die genannte Zeitschrift bis zum 1. Juli 1883 erscheinen zu lassen? und 3. ob ich berechtigt bin, die Zeitschrift auf des Verlegers Kosten verlegen zu lassen, wenn dieser sich weigern sollte, die Zeitschrift bis zum 1. Juli 1883 zu verlegen?

Diese drei Punkte bitte ich die Güte zu haben mir möglichst umgehend zu beantworten.

Gutachten.

Zu 1 und 2.

Der vorliegende Verlagsvertrag bestimmt in § 5: „Es steht jedem Kontrahenten halbjährliche Kündigung zu, und zwar an den Kalender-Quartalsterminen." Herr N. N. kann Ihnen daher den Vertrag nicht früher kündigen, als am 1. Januar 1883, und die rechtliche Wirkung seiner Kündigung tritt dann erst nach Ablauf eines halben Jahres, also mit dem 30. Juni 1883 ein. Hieraus folgt, dass Sie, wenn Ihnen der Vertrag am 1. Januar 1883 rite gekündigt wird, das in § 6 bedungene Honorar bis zum 30. Juni 1883 zu fordern berechtigt sind, Herr N. N. aber verpflichtet ist, die von Ihnen redigirte Zeitschrift * * bis zum nämlichen Tage ununterbrochen erscheinen zu lassen.

Zu 3.

Nach § 3 des vorliegenden Vertrags ist nun aber die genannte Zeitschrift „gemeinsames Eigentum der Kontrahenten," so dass bei einem eventuellen Verkaufe, welcher nur unter der schriftlichen Zustimmung beider Kontrahenten geschehen kann, ein jeder zur Hälfte an der Kaufsumme partizipirt. Doch sollen die etwa vorhandenen Vorräte an rohen und fertigen Heften, Stöcken, Papier, Satz etc. ausschließliches Eigentum der Verlagshandlung bleiben. Ferner soll für den Fall einer Trennung „die Bewertung des Eigentumsrechts" dadurch geschehen, dass der buchmäßige Reinertrag des letzten

Jahres zu 6 Prozent kapitalisirt wird.“ Endlich enthält § 5 noch den Passus: „Der kündigende Teil hat die Schadloshaltung des anderen Teiles nach § 3 zu bewirken, und zwar binnen Vierteljahrsfrist vom Tage der Kündigung an, widrigenfalls er sich seines Eigentumsrechts an der Zeitschrift * * begiebt,“ eine Bestimmung, die ich dahin auslegen zu sollen glaube, dass für den kündigenden Teil der Verlust des Eigentumsanteils an der Zeitschrift erst dann eintreten soll, wenn derselbe die Schadloshaltung des anderen Teiles nach Ablauf der halbjährlichen Kündigungsfrist nicht binnen der nächsten 3 Monate gemäß § 3 bewirkt. Denn da das gemeinschaftliche Eigentum an der Zeitschrift bis zur Beendigung des Vertrags fortbesteht und die Berechnung der Entschädigungssumme auch erst von diesem Zeitpunkte an möglich ist, so sollten die Worte: „vom Tage der Kündigung an“ offenbar nicht den Beginn, sondern das Ende der halbjährlichen Kündigungsfrist bezeichnen.

Angesichts dieser kontraktlichen Bestimmungen muss ich Ihre dritte Frage: ob Sie, wenn Ihr genannter Verleger sich weigern sollte, die Zeitschrift bis zum 1. Juli (30. Juni) 1883 zu verlegen, ohne weiteres berechtigt sind, dieselbe auf seine Kosten bei einem anderen Verleger erscheinen zu lassen, entschieden verneinen. Beim Eintritt der obigen Eventualität würde Ihnen vielmehr nur ein Klagerecht gegen Herrn N. N. auf gehörige Vertragserfüllung, eventuell Schadenersatz zustehen. Ohne sich selbst eines Kontraktsbruches schuldig zu machen, könnten Sie wegen des ferneren Erscheinens der in Frage stehenden Zeitschrift mit einem anderen Verleger erst dann kontrahiren, wenn die halbjährliche Kündigungsfrist abgelaufen und die vertragsmäßige Teilung des gemeinschaftlichen Eigentums erfolgt ist, oder wenn der kündigende Teil nach Ablauf der Kündigungsfrist die vertragsmäßige Schadloshaltung nicht binnen der nächsten 3 Monate bewirkt hat und dadurch seines Miteigentumsrechts verlustig geworden ist.

Da Sie jedoch ein unbestreitbares rechtliches Interesse daran haben, dass das Rechtsverhältnis zwischen Ihnen und Herrn N. N. durch richterliche Entscheidung alsbald festgestellt werde, so könnten Sie nach § 231 der Deutschen Zivilprozessordnung gegen denselben auf Grund seines Briefs vom 29. v. M. schon jetzt s. g. Feststellungsklage erheben.

XXXVI.

Anfrage.

In einem Vertragsvertrag lautet ein Passus wörtlich: „Herr — (mein Name) überlässt Herrn — (Verleger) und dessen Rechtsnachfolger das von ihm unter dem Titel: „— —“ (Titel von 2 Novellen) Gesammelte Novellen, I. Band, und „— — —“ (Titel von 1 Novelle) Gesammelte Novellen, II. Band, zu verfassende Werk mit vollständigem unbeschränkten Verlagsrecht für sich und seine Rechtsnachfolger und für die erste und alle folgenden Auflagen. Dem Herrn Verfasser steht nach Ablauf von 10 Jahren das Recht zu, die Novellen in eine Sammlung seiner Schriften aufzunehmen. Doch darf der etwaige andere Verleger bei einer an die Verlagshandlung zu zahlenden Konventionalstrafe von — M. die Novellen nicht einzeln verkaufen und verpflichtet sich Herr — (Autor) diese Bedingung bei gleicher Konventionalstrafe in den mit einem anderen Verleger abzuschließenden Vertrag mit aufzunehmen.“

Es ist hier also kontraktlich einerseits die Aufnahme der Novellen in eine Sammlung meiner Schriften ausdrücklich vorbehalten, andererseits wieder eine Beschränkung ausdrücklich hinzugefügt, deren Umfang jedoch nicht präzis genug bestimmt ist. Was heißt das: Der Verleger der Sammlung dürfe die Novellen nicht einzeln verkaufen? Nach dem Wortlaut wäre er lediglich verhindert, die 3 Novellen in 3 Bändchen, jede in einem, oder in 3 separaten Lieferungen wieder abdrucken zu lassen und diese Bändchen einzeln zu verkaufen.

Man kann aber auch mit Rücksicht darauf, dass zu Anfang des Kontrakts von einem „Werk“ die Rede ist, annehmen, dass dieses Werk, also die Gesamtheit der 3 Novellen, gemeint, der Verleger der Sammlung daher gehindert ist, wenn er diese 3 Novellen wieder in einem Band oder in zwei Bände zusammenbringt, diesen Band oder diese Bände einzeln zu verkaufen. Weiter geht aber, glaube ich, die Einschränkung nicht. Ich kann also, wenn meine Sammlung später aus 10 Bänden besteht, von denen jeder mindestens 3 Novellen enthält, jene 3 Novellen in drei Bände verteilen, von denen jeder außer der in Frage stehenden Novelle noch zwei andere, dem Verlagsrechte jenes Herrn gar nicht unterworfene Arbeiten aufnimmt, ohne befürchten zu dürfen, dass, wenn ein solcher Sammelband einzeln verkauft wird, von ihm mit Recht behauptet werden kann, dass die Novelle „einzeln“ verkauft werde. Denn es wird doch in diesem Fall nicht die Novelle, sondern der Band einzeln verkauft, in welchem sich die Novelle als ein nicht separabler Teil desselben befindet. Von einer Konkurrenz kann dann wol nicht mehr die Rede sein. Es ist dann überhaupt nicht mehr möglich, innerhalb der Sammlung das frühere Werk (die vereinigten drei Novellen) oder jede der drei dazu gehörigen Novellen einzeln zu verkaufen. — Ich bin der Meinung, dass die Absicht bei der Verteilung der Novellen in mehrere Sammelbände ernstlich dahin gerichtet sein muss, die Konkurrenz der Verlagsrechte auszuschließen. Ich könnte z. B. nicht die 3 Novellen in einen Band der Sammlung aufnehmen und diesen Band dadurch einzeln verkäuflich machen, dass ich pro forma irgend eine Kleinigkeit hinzufügte.

Gutachten.

Mit Ihrer Auslegung des betreffenden Vertragspassus kann ich mich nur einverstanden erklären. Die eventuell festgesetzte Konventionalstrafe kann und soll offenbar lediglich den Zweck haben, die Konkurrenz einer nach Ablauf der zehnjährigen Frist von Ihnen etwa zu veranstaltenden Sammlung Ihrer Schriften mit Bd. I und II Ihrer bereits erschienenen gesammelten Novellen insoweit zu verhindern, als die drei Novellen, wenn sie in die Gesamtausgabe Ihrer Werke mit aufgenommen werden, nicht einzeln verkauft werden dürfen. Wächter (Verlagsrecht § 25, S. 302) bemerkt, es verstehe sich von selbst, dass der Autor nicht unter dem Schein einer Gesamtausgabe das einzelne, dem ersten Verleger veräußerte Werk als einzelnes in den Verkehr bringen d. h. dass er seine Gesammtausgabe nicht so veranstalten dürfe, dass dabei jenes einzelne Werk noch einzeln verkäuflich sei. Im vorliegenden Fall handelt es sich um ein kontraktliches Recht, dessen Ausübung im Interesse des Verlegers Ihrer gesammelten Novellen an die Bedingung geknüpft ist, dass Sie sein älteres Verlagsrecht dadurch nicht wesentlich beeinträchtigen. Es dürfte daher allerdings ratsam sein, die in Frage stehenden drei Novellen in der von Ihnen herauszugebenden Gesamtausgabe Ihrer Werke so zu verteilen, dass der Behauptung, der betreffende Band der Gesamtausgabe könne der betreffenden Einzelausgabe Konkurrenz bereiten, von vornherein jeder tatsächliche Anhaltspunkt entzogen wird.

XXVII.

Anfrage.

Im Jahre 1880 sandte ich dem — — -Büreau von N. N. in X. auf dessen Wunsch eine Novelle behufs der Vermittelung des Druckes derselben. Ich erhielt keine Nachricht, ob der Druck erfolgt sei. Endlich am 7. März 1881 gelangte an mich die beifolgende Karte, nachdem ich energisch um Rückgabe meiner Novelle im Fall des Nichtdrucks gebeten hatte. Auf den letzten Passus der Karte erwiderte ich, dass ich selbstredend die gesetzmäßigen Spesen vergüten würde. Bis heute habe ich aber weder Antwort noch meine Novelle erhalten. Ich habe geschrieben und wieder geschrieben, auch mit gerichtlichen Schritten gedroht, doch ohne Erfolg.

Was muss ich tun, um meine Novelle zurückzuerhalten?

Gutachten.

Waren Ihre wiederholten Briefe nur an das — — -Büreau von N. N. gerichtet, so möchte ich Ihnen raten, erst noch an die Redaktion des B. S.-Blattes, welcher Herr N. N. Ihre Novelle übersandt haben will, die alternative Aufforderung ergehen zu lassen, Ihnen entweder das fragliche Manuskript zurückzusenden, oder das von Ihnen dafür geforderte, eventuell das übliche Honorar zu zahlen. Ohne die Solidität des genannten Büreaus in Zweifel zu ziehen, halte ich es doch für möglich, dass nicht das B. S.-Blatt, sondern N. N. den Verlust Ihres Manuskripts verschuldet hat. Vielleicht ist auch dessen Abdruck bereits erfolgt und es handelt sich nur noch um die Honorarfrage. Sollte Ihnen die Redaktion hierüber keine Auskunft erteilen, so wenden Sie sich an den Verleger des Blattes. Da Sie dem genannten Büreau die Wahl des Blattes, in welchem Ihre Novelle zum Abdruck gelangen sollte, überließen, so würde N. N., wenn das Manuskript etwa verloren gegangen, Ihnen nur unter der Voraussetzung, dass der Verlust von ihm vorsätzlich oder durch ein grobes Versehen herbeigeführt worden, persönlich zu haften haben. Einen durch Zufall entstandenen Verlust würden Sie als Eigentümer zu tragen haben gemäß der alten Rechtsregel: casum sentit dominus. Wird aber tatsächlich festgestellt, dass Ihr Manuskript durch Schuld der Redaction, resp. des Verlegers des B. S.-Blattes abhanden

gekommen, so ist Ihnen lediglich der Verleger, welcher die Handlungen und Unterlassungen seines Redakteurs zu vertreten hat, ersatzpflichtig. (Allg. Preuß. Landr. I, 5, §§. 277 und 360, 11, §§ 879 und 1010).

Die Höhe des Schadens wäre in der Klage näher zu begründen teils durch genaue Angabe des Minimalbetrags des Spaltenraums, den die Novelle eingenommen haben würde, teils durch Bezugnahme auf die Honorare, welche der Beklagte in den Jahren 1880 bis 1882 für dergleichen literarische Arbeiten zu zahlen pflegte. Eventuell müsste der Wert der verlorenen Handschrift durch Sachverständige festgestellt werden. —

ANZEIGEN.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die treulose Witwe

Eine orientalische Novelle
und ihre Wanderung durch die Weltlitteratur
von **Eduard Grisebach.**
Vierte Auflage.

In 12. auf Büttenpapier eleg. br. M. 2.50.
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Geschichte der englischen Literatur.

Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.
Mit einem Anhange: **Die amerikanische Literatur**
von
Eduard Engel.

In ca. 8–9 Lieferungen à 1 M. und nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes Bestellungen darauf entgegen.

Lieferung 2 soeben erschienen.

Leipzig. Königl. Hofbuchhdl. von **Wilhelm Friedrich.**

Collection Spemann Band 40 enthält: *Deutschlands Lehrjahre* von *J. E. Wessely.* *I. Band.*

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark. franco per Post M. 1.25 Pf.

Im Verlage von **R. Damköhler, Berlin N.** erscheint:

Herwara von L. Freytag.

broch. M. 2.— geb. M. 3.— mit Goldschnitt M. 3.50.

L. Freytag u. A. bekannt als Uebersetzer von Tegnérs Frithjofssage hat es unternommen, die altnordische Herwarasage poetisch zu behandeln. Es ist dies die Erzählung von dem auch in der Frithjofssage (Ges. 23) erwähnten Schwerte „Tyrfing", das jeden Besitzer ins Unheil stürzt.

— „Hat man das deutsche Nibelungenlied als Ilias der deutschen Kudrun als Odyssee gegenübergestellt, so könnte man ebenso die Herwarasage mit der Ilias, die Frithjofssage mit der Odyssee vergleichen. Jedenfalls überwiegt in der Tegnérschen Bearbeitung der Frithjofssage das gemüthlich lyrische Element, in der Herwarasage das epische. Die Frithjofssage zeigt uns die einheitliche Geschichte eines einzelnen Liebespaares; die Herwarasage bietet die Leiden und den Untergang eines ganzen Geschlechtes."

Soeben erschien in meinem Verlage die **zweite Auflage** von:

Schach von Wuthenow.

Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes

von **Theodor Fontane.**

In Octav. Elegant br. M. 5. –, eleg. geb. M. 6.–.

Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Im Verlag der **J. Dalp'schen Buchhandlung** (K. Schmid) in **Bern** ist erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

SUTERMEISTER, O., Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Sprachdichtungen.
Preis broch. M. 2.50, geb. M. 3.75.

— do. — **Gastgeschenke.** Neue Spruchdichtungen. (Welt und Geist. Neue Folge.)
Preis broch. M. 2.50, geb. M 3.75.

Ueber den Werth dieser Bücher siehe Nr. 10 dieser Zeitschrift.

Soeben erscheint im Verlage von
Wilhelm Friedrich in Leipzig

Ernsthafte Geschichten.

von

Hermann Heiberg.

in 8. eleg. br. M. 6.—.

Heiberg, der Verfasser der „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" ist wohl der ausgesprochenste Vertreter des Realismus in Deutschland und wo Sinn und Gefühl für das Ungekünstelte, Natürliche vorhanden ist, da haben sich die früheren Werke desselben Autors bereits eingebürgert.

Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

Raskolnikow.

Roman von
F. M. Dostojewskij.

Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von
Wilhelm Henkel.

3 Bände in 8. eleg. br. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.50.

Im Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bruder Rausch.

Ein Klostermärchen in zehn Abenteuern
von
Wilhelm Hertz.

Zweite unveränderte Auflage.

7 Bogen kl. 8. Geheftet Preis M. 2.20.
In eleg. stilvollem Einband M 3.—.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Madame Lutetia.

Neue Pariser Studien
von
M. G. Conrad.

30 Bogen 8. eleg. br. M. 6.—.

Aus der alten Coulissenwelt.

Mein Engagement am Leipziger und Magdeburger Stadttheater in den Jahren 1847/48.
Von **Anna Löhn-Siegel.**
30 Bogen 8. eleg. br. M. 6.—.

Die Amsivarier

Heimat-Geschichten
von
Emmy von Dincklage

20 Bogen eleg. br. M. 5.–.

Das System der Künste.

Aus einem neuen, im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprinzip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt von
Dr. Max Schasler.

1882. in 8. eleg. br. M. 6.—.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Ganze Bibliotheken
wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. Leipzig, Neumarkt,
L. M. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Engel in Berlin. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 21. April 1883. | Nr. 16.

Inhalt:

„Die Miesenbacher." Ein Kulturbild aus dem bayrischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt.

Collection Spemann.

Ein Stadtjunker von Braunschweig. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert von Egbert Carlssen.

Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

Für einen Autor ist es kein Glück den Namen eines berühmten Vorgängers zu tragen, zumal wenn er sich auf dem Gebiete ansässig machen will, das dieser gewissermaßen als seine anerkannte Domäne beherrschte. Eine obenbayrische Dorfgeschichte von Maximilian Schmidt, da denkt jeder an die lange Reihe desselben Genres von Herman Schmid und der Vergleich ist fast unabweisbar trotz des mangelnden *t* am Ende.

Es ist schön, dass der jüngere Dichter ihn nicht scheut und im Ganzen hat er wol auch keine Ursache dazu. Was der Tote vor ihm voraus hatte, ersetzt der Lebende durch eine andere wertvolle Eigenschaft, und sie können beide in voller Würdigung ihrer Individualität neben einander stehen.

Eines zeichnet „Die Miesenbacher" vor allem aus: die vortreffliche Charakteristik und realistische Darstellung des Bauers. Wie derselbe denkt und spricht, ist mit der größten Naturtreue wiedergegeben, keine aus der Theatergarderobe geborgte Bandschleife ist für den Aufputz seiner Erscheinung verwandt. Echt stehen jene Gestalten da, innerlich und äußerlich echt, keine Maskenbilder in der wolkleidenden Gebirgstracht.

Dagegen zeigt sich das, was man die Mache nennt, nicht sorgfältig und gewandt genug, die Gruppirung manchmal sogar naiv. Anfänglich ist der Bau ganz einheitlich, ja sogar kunstvoll, dass man beinahe schließen möchte, es sei hier beabsichtigt gewesen, eines jener wirksamen Lustspiele zu schreiben, die von den Schauspielern des Münchener Gärtnerplatz-Theaters so unvergleichlich dargestellt werden; die drei ersten Kapitel gäben einen charmanten, wohlgefügten ersten Akt. Dann aber lockert sich die Führung, und da wo sich alles zugipfeln und zu einem energisch entscheidenden Schlage zusammendrängen sollte, zerfällt der Schluss sogar in nicht weniger als drei Katastrophen, die unmittelbar neben einander stehen und sich so gegenseitig abschwächen.

Für diesen Mangel aber entschädigt der Autor reichlich durch die schon früher angeführten Vorzüge, durch ausgezeichnete Natur- und Stimmungsbilder, sowie durch die farbenfrische Schilderung von Festen und lokalen Gebräuchen, die ohne vordringlichen Belehrungseifer und so, dass sie sich nicht ungebührlich breit machen, aufs Glücklichste mit der Erzählung verwoben sind. Man könnte diese getrost eine „ethnographische Novelle" nennen.

Beinahe ließe sich auch das zweite vorgenannte Buch in dieselbe Rubrik einreichen, wenn Klassifizirung überhaupt von irgend welchem Nutzen wäre. Unwillkürlich fühlt man aber gewisse gemeinsame Züge heraus, wenn man beide Bücher kurz nach einander gelesen hat, die doch eigentlich so weit auseinander zu liegen scheinen; nicht nur was den Schauplatz betrifft, sondern auch in Bezug auf die Zeit, aus der sie

ihre Stoffe genommen. Ob aus der Gegenwart und mit der Szenerie der Alpen oder aus längst vergangenen Tagen mit dem Harz im Hintergrunde, Kulturgeschichte lehren beide, das Genrebildchen aus dem weltentlegenen Bergdorfe, wie das ernste mittelalterliche Städteconterfey.

Und auch die Liebe, mit der sich jeder der Autoren seinem Gegenstande hingegeben, wie die Vertrautheit mit demselben ist die gleiche.

Die Aufgabe war wol für denjenigen, der nicht mit seinem leiblichen Auge beobachten und die Lücken der Erscheinung jeden Moment wieder ergänzen konnte, die schwerere, aber auch sie ist mit Fleiß und Talent gelöst worden. Das Bild steht frisch und anschaulich da, die Vergangenheit ist kein heraufbeschworner Schatten, jede Gestalt ist lebendig.

Besonders geschlossen und stramm ist der erste Teil geführt. „Die beiden Bürgermeister“ betitelt er sich und in knapper Folge entwickelt sich spannungsvoll in demselben der Parteienkampf um die Herrschaft der alten Stadt Braunschweig. Man folgt mit großem Interesse der raschen Schürzung des Knotens, nimmt gern die Beschreibungen von Sitten und Trachten hin, die nirgends allzu eingehend, gerade nur das nötige Kolorit geben, und gelangt so in richtiger Steigerung zu der gewaltigen Kathastrophe, deren düstrer Flammenschein den Sieg des Volkes gegen die übermütigen Geschlechter, aber auch dessen wilde Ausschreitungen beleuchtet. Das ist ein Bild voll Kraft und Eindringlichkeit, das im Gedächtnisse bleibt, noch lange nachdem man das Buch beiseite gelegt. Es ist die volle reiche Gabe eines Dichters.

Schade, dass die zweite Abteilung: „Der Kampf ums Erbe“ nicht auf derselben Höhe bleibt Sie entbehrt der markigen Gedrungenheit der ersten Teils, ja ist sogar ein wenig sprunghaft und überhastet, so dass vieles bloß flüchtig berichtet wird, was sich notwendig zur dramatischen Szene auseinanderlegen sollte, um den Leser bis zum Ende zu fesseln und mit reger Teilnahme für die Kämpfe um das Erbe Herzogs Magni von Braunschweig und die Schicksale der in dieselben verflochtenen Nebenpersonen zu erfüllen. Man verfolgt allmählich gleichgültiger werdend die Verwirklichung der Pläne des nunmehr in den Vordergrund tretenden jungen Herzogs Friedrich — einer Brutusfigur. die aber nicht recht zur Ausgestaltung kommt — und seines Freundes, Rolef Doring, des „Stadtjunkers von Braunschweig“, ja man kommt kaum zur rechten Freude über ihren schließlichen Triumph. Der Dichter scheint über die Länge der Arbeit das Interesse an den Gestalten seiner Phantasie selbst verloren zu haben, sein Verhältnis zu ihnen wird kühler.

Und doch ist seine Erzählung so warm und frisch, voll hübscher Szenen und poetisch empfundener Situationen, und in solch edler unmanirirter Sprache geschrieben dass man ihm gern noch weiter folgen würde, wenn er sich nur selbst mehr Zeit genommen hätte.

Bregenz.

Robert Byr.

Aus „Herwara“.
Epische Dichtung von Ludwig Freytag.

Schlussgesang*)

Des Fluches Ende.

Schon bleicht am Himmel das Heer der Nacht,
Schon fasst der Tag die Zügel,
Schon ist im Busch die Drossel erwacht
Und regt die betauten Flügel.
Der Frühwind schüttelt, mit Nebeln im Kampf,
Den Tannen den Tau aus dem Haare,
Und zum Himmel steigt der Opferdampf
Von der Berge hohem Altare.

Herwara steht auf des Burgtors Turm
In tiefem Sinnen befangen:
Mit ihren Locken spielt der Sturm
Und küsst ihr die bleichen Wangen.
Da erglüht ihr fürstliches Antlitz schnell
In rosiger Purpurfarbe:
Vom Osten schießt die Sonne hell
Die erste Feuergarbe.

Sie spricht zu Orm, der in blanker Wehr
Zur Seiten ihr steht im Schweigen:
„Siehst du dort ferne vom Forste her
Eine Wolke Staubes steigen?
Mich dünkt, ich sehe Blitze lohn
Aus der vorwärts wälzenden Wolke:
Das kündet uns das kriegrische Drohn
Von feindlich nahendem Volke.

Wol heute noch im Blachfeld blühn
Viel tausend Todesrosen:
Schon seh' ich Helme und Schilde glühn,
Und ich höre gedämpftes Tosen.
Hörst du die Raben und Adler schrein?
Sie rüsten sich zum Feste:
Heut kehren bei Odin in Walhall ein
Viel lebenssatte Gäste.

Du greiser Freund beflügle den Schritt.
Entbiete unsre Scharen:
In den Kampf der Männer reit' ich mit
Und teile eure Gefahren.
Heerrufer, blase mit Macht ins Horn,
Dass der Krieger Ohr es gewahre:
Erwecke sie zu klirrendem Zorn
Mit des Nordlands Schlachtenfanfare!“

Wie Heimdalls Horn die Götter erweckt,
Wenn Surturs Heer in die Schlacht stürzt,
Wo Gott und Thurse das Blachfeld deckt
Und die Welt in die alte Nacht stürzt,
So hallt das Heerhorn tief und hohl,
Dass die Mauer der Burg erzittert,
Wie wenns vom umnachteten Himmelspol
Aufschauert und gewittert.

*) Zur Erklärung dieses Fragments, welches wir mit Erlaubnis des Dichters seinem demnächst erscheinenden Epos entnehmen, sei bemerkt: Der Ahnherr eines Königsgeschlechts hat die Zwerge Durin und Dwalin gezwungen, ihm das Zauberschwert Tyrfing zu schmieden, durch dessen Fluch das ganze Geschlecht untergeht. Die Letzte dieses Geschlechtes ist Herwara, welche um Tyrfings willen die Werbung des jungen Königs Harald beleidigend zurückweist und dafür von ihm mit Krieg überzogen wird.

In den Höfen der Burg, in den Gassen hebt
Ein Wimmeln an und ein Laufen;
Von Männertritten der Boden bebt,
Und Rosse stampfen und schnaufen.
Aus den Toren wogt des Heeres Erguss
Hinaus zu des Blachfelds Gründen,
Wie wenn ein qualmender Lawafluss
Quillt aus des Hekla Schlünden.

Herwara hält vor dem Heer verklärt
Von kriegerischem Schimmer;
In der Rechten blitzt ihr Tyrfing, das Schwert,
Umspielt von rotem Geflimmer.
„Der Feind ist da! Nun drauf und dran!
Mit uns der Siegesgeber!
Ringt mit dem Gegner Mann für Mann,
Wie im Walde sich packen die Eber!“

In brausendem Zusammenstoß
Die beiden Heere ringen,
Wie der Wogen zwei aus den Meeres Schoß
Sich überschlagend verschlingen.
Aufwirbelnder Staub die Schlacht verhüllt,
Das Blasen der Hörner wettert,
Wie der Bartruf Thors durch die Wolken brüllt,
Wenn er Thursen darniederschmettert.

Herwara setzt in den Feind hinein,
Die Heldin ohnegleichen:
Vor Tyrfings Aufblitz schwanken die Reihn
Und rollen sich auf und weichen.
So vorwärts stürmt sie im Blachgefild,
Wie Blitze die Wolken teilen;
Es klirrt ihr der Helm und es starrt ihr Schild
Von langgeschafteten Pfeilen.

Sie strebt in heißer Kampfbegier
Zu Harald durchzudringen,
Und es leuchten dort und es blinken hier
Auf dem Helm ihm die Adlerschwingen.
Auch er drängt vorwärts durch den Schwall
Der Kämpfer, die sie scheiden,
Doch immer wieder türmt sich ein Wall
Lebendig zwischen Beiden.

Zur Mittagshöhe die Sonne klimmt
Und strahlt mit heißen Gluten,
Und der goldene Lichtball westwärts schwimmt
Hinab zu des Weltmeers Fluten.
In tausend Kämpfe löst sich der Kampf
Die Seitentäler füllend,
Wie an Norwegs Küste zu stäubendem Dampf
Das Meer prallt krachend und brüllend.

Herwaras Ross steigt hoch und bäumt
Und trotzt dem Sporn und dem Zügel,
Es schüttelt die Mähne und stampft und schäumt,
Und Wildheit leiht ihm Flügel.
Es stürmt ins fernste Tal hinein,
Die Hemmenden niederstampfend,
Und Haralds Ross braust hinterdrein
Hochwiehernd und heiß aufdampfend.

Dahinten schließt sich die Felsenschlucht,
Da muss ein Ross sich wenden,
Da bleibt nicht Raum zu rascher Flucht,
Da muss es entscheidend enden.
„Herwara gib dich und gib dein Schwert!“
Ruft Harald mit stolzem Blicke:
„Du bist des herrlichsten Helden wert;
So folge deinem Geschicke!“

Mit der Rechten greift er nach dem Stahl,
Mit der Linken nach ihrem Zügel;
Da hebt die Heldin mit einem Mal
Sich mächtig in dem Bügel.
Sie stößt hernieder geblendet von Wut,
Sie sieht ein feuriges Blinken,
Sie sieht zwei Strahlen von heißem Blut,
Und Ross und Reiter sinken.

Doch er zieht sie nach, er lässt nicht los,
Wie tief ihm die Wunde klaffe;
Sie fühlt in der Brust einen kalten Stoß:
Das tat die eigene Waffe.
Sie gleitet seufzend zur Erde hin,
Den Rasen mit Rosen färbend:
Es liegt die junge Königin
Bei dem jungen Könige sterbend.

Er schließt sie innig in den Arm:
„O traurige Schicksalswende!
So hat der Hass und hat der Harm
Sein blutiges letztes Ende!
Herwara, dich liebt' ich unendlich tief —
Jetzt magst du mir dich neigen;
Der Gott sprach Nein, der Tod, der rief —
Wir beide folgen und schweigen.

Sieh, wie der Himmel sich feurig entfacht!
Das ist ein blendendes Blinken:
Nie sah ich in solcher Strahlenpracht
Die Sommersonne sinken.
Die Hochzeitsfackel ists, junge Maid!
Wie die Wolken sich rosig säumen!
Nun will ich des Lebens Lust und Leid
Verschlafen und verträumen.“

Und sie neigt das Haupt an seine Brust:
„O herrlichster der Tage!
So will ich mit dir in seliger Lust
Vergessen der letzten Klage.
Jetzt darf dirs die Jungfrau willig gestehn:
Sie liebte dich treu und innig —
Als Walkyrie will ich dich widersehn
In Walhalls Tore minnig.

Umschließe mich mit dem Arme fest,
Dass Keiner die Braut dir raube —
Der Tod zertritt den armen Rest
Des Lebens zu morschem Staube.
Für diesmal hat der Tod Gewalt,
Zu tief die Wunden trafen:
Das Lied des Lebens ist verhallt —
Jetzt lass uns schlafen, schlafen!“

Und seufzend klingts durch Schilf und Ried,
Still flüstern raunend die Bäume;
Es möchte der Wald mit rauschendem Lied
Die Schlafenden wiegen in Träume.
„Wiegt ein, ihr Wellen, das liebende Paar!
Du Sonne sollst sie verklären!
Wir strömen aus unserm grünen Haar
Hernieder tauende Zähren.“

Es flutet an ihnen vorbei der Quell:
„Im goldigen Abendschimmer

Umrausch' ich euch so schnell, so schnell,
Doch wecken will ich euch nimmer!
Du Nacht schließ ihnen die Augen zu!
Nachtwind, in Schlummer sie wiege!
Ach warum dringt in Todesruh
Die Lieb' erst durch zum Siege?"

Die Drossel schwingt im Abendlicht
Sich auf die Rosenhecke:
„Ich sing' euch ein und dulde nicht
Dass ein feindlicher Traum euch wecke!
Mein Weibchen, so war das Abendrot,
Als ich um dich geworben!
Die Liebenden beide liegen tot,
Die sind an Liebe gestorben."

Da gähnt ein klaffendes Felsentor
Im hochanstrebenden Berge:
Durin und Dwalin treten hervor,
Die beiden klugen Zwerge.
Sie stehen neben dem toten Paar
Und schmücken ihnen beide
Mit einer Krone von Golde klar
Die Stirn in Weh und Leide.

Und Durin spricht: „So ists geschehn,
Und wir sind traurig gerochen:
Es musste in Erfüllung gehn
Der Fluch, den wir gesprochen.
Der Fluch ist eine tötliche Kraft,
Wie die Glut die verzehrend rasche
Den stolzen Wald in die Lohe rafft,
Bis alles liegt in Asche.

Für die Letzten hier, die der Fluch verzehrt,
Die hier der Tod gebettet,
Gern hätten wir dem Schicksal gewehrt,
Wir hätten sie gerne gerettet.
Jetzt öde steht das stolze Haus,
Die Letzten sind geschieden,
Der Tod hat das Seine, der Fluch ist aus —
Sie aber haben Frieden.

Du Tyrfing, bittrer Unheilsstrahl
Getränkt mit Jammer und Wehe,
Wir sorgen, dass Keiner zur eignen Qual
Dich je mit Augen sehe.
Wir huben dich aus ewiger Nacht,
Wir haben dich geschmiedet;
Fahr hin, du hast dein Werk vollbracht:
Jetzt sei die Welt gefriedet!"

Und gegen des Felstors starres Gestein
Schlägt er das Schwert in Splitter:
Da sprüht und verglüht ein blutiger Schein
Wie ein scheidendes Ungewitter.
Die Berge zittern, ein Schrei hallt schrill,
Dass die Wälder sich schauernd neigen:
Die Flur wird ruhig, die Luft wird still,
Und nun ist totes Schweigen.

Das ganze Volk, das Odin erschuf
Der kunstreich schaffenden Zwerge,
Strömt jetzt auf Dwalins Herrscherruf
Aus dem gähnenden Tor im Berge.
Die tragen heran mit eiligem Fleiß
Eine schwere silberne Bahre
Und setzen sie auf des Fürsten Geheiß
Hin neben dem goldnen Paare.

„Hier auf die Bahre behutsam streckt
Die edlen Toten beide
Und ihre starren Glieder deckt
Mit golddurchwirkter Seide!
Nun in des Berges tiefstem Schacht
Setzt bei die Totentruhe
Und eilt euch, eh der Morgen erwacht,
Und gönnet ihnen die Ruhe!

Und nun schlaft wol im dunklen Haus
Auf traurigem Ruhebette!
Schlaft wol! Die Zwerge ziehen aus,
Sie fliehn die blutige Stätte.
Du, drin wir lange gehaust, stürz ein,
Berg, über der Totenkammer:
Verhülle mit undurchdringlichem Stein
Und Schutt und Staub den Jammer!"

Ein kracht der Berg, zu Himmelshöhn
Qualmt Staub, die Gebirge wanken,
Und von des Sturzes dumpfem Gedröhn
Erschüttern des Himmels Schranken.
Still liegen die Trümmer vom Mond erhellt,
Nur einsam krächzt ein Rabe:
Nie ruht wol ein Paar auf weiter Welt
In so gewaltigem Grabe.

Und langsam ziehen die Zwerge all
Das dunkele Tal hernieder:
Sie singen in leise gedämpftem Schall
Wehvolle Klagelieder.
Der Morgenhimmel heller blaut,
Es bleichen schwindend die Sterne,
Und der Trauertöne letzter Laut
Verhallt in weiter Ferne.



Um Paris.

Eine Erzählung aus großer Zeit. Von Adolf Brennecke.
Zürich, 1883. Cäsar Schmidt.

Der Krieg von 1870—71 hat den deutschen Romanschriftstellern und Novellisten eine außerordentliche Fülle von Stoffen zugeführt und ist denn auch von Groß und Klein nach allen Seiten hin emsig ausgebeutet worden. Es war daher immerhin ein Wagnis, als Adolf Brennecke, der bekannte Verfasser des Romans „Am Hofe der Frau von Staël", es aufs Neue unternahm, dieses schon so stark abgewirtschaftete Terrain zu bebauen. Doch durfte er sich mit einem gewissen Rechte dem Vorwurfe nochmals zuwenden, denn er hat nicht nur Paris vor dem Kriege eingehend studirt, sondern auch als preußischer Offizier die ganze lange Belagerung der Weltstadt mitgemacht und konnte sich infolge dessen überall auf eigene Anschauung und Beobachtung stützen. Er vermochte daher seinen Bildern von Paris eine außerordentliche Treue und Farbenfrische zu geben und die mannigfachen Stimmungen, die sich vor und während der Belagerung in

der französischen Hauptstadt geltend machten, mit großer Lebendigkeit und Wahrheit zu schildern, so, dass nun dieser kräftige Lokalton hier einen besonderen Vorzug des Buches bildet. Es ist überraschend, mit welcher Sicherheit uns der Verfasser in das kaiserliche Paris, in das bunte Leben der Straßen und Boulevards einführt, mit welcher Anschaulichkeit er den eleganten Flaneur, den Handwerker mit der kurzen Pfeife, die graziöse Dame der feinen Welt, den Schuhputzer und den lungernden Kommissionär und alle die übrigen charakteristischen Figuren schildert, wie er um die Kuppeln und Zinnen der Kirchen und Paläste den Zauber der Großstadt zu weben weiß und uns schließlich in dem Chaos von Straßen und Menschen so heimisch zu machen versteht, dass es uns nicht selten ist, als wanderten wir selbst mitten in dem brausenden Strome dahin — und ferner welch ein farbenreiches Bild er von der gigantischen Belagerung mit ihrem Trubel und ihrer imponirenden Ordnung, und schließlich von den entsetzlichen Gräueln der Kommunewirtschaft zu entwerfen weiß.

Die Fabel der Erzählung ist zwar einfach, wird aber geschickt entwickelt und befriedigend zum Abschluss gebracht. In den letzten Kapiteln hätten allerdings die Fäden etwas fester zusammengezogen werden können, es wäre dann, da alle Vorbedingungen vorhanden waren, eine packendere Katastrophe ermöglicht worden. Das lange lyrische Finale schwächt die Gesamtwirkung etwas ab.

Bei der Zeichnung der Charaktere hat sich der Verfasser als ein vorzüglicher Menschenkenner erwiesen. Wie versteht er es, die mit allen Formen des feinen Umgangs vertraute, selbstbewusste, kluge und doch auch gütige Madame Josephine Levasseur zu schildern! Da fehlt kein Strich zu dem sprechenden Porträt, da ist kein Kolorit zu stark oder zu schwach: in ihrer ganzen Naturwahrheit steht sie vor uns, diese echte Pariserin. Nur mit ihrem Deutschenhass findet sie sich, wie es uns scheint, etwas zu schnell ab. Ebenfalls überaus lebensvoll tritt uns auch die reizende Estelle entgegen. Ein kleines Kabinetsstück ist der alte Major Levasseur, der geräuschlos in seinem kleinen Landhause zu Saint-Germain wohnt, jedoch in jedem Monate wenigstens einmal nach Paris kommt und dann stets den Invalidendom besucht. „Die Thürhüter kannten ihn bald und legten salutirend die Hand an die Mütze. Bei seinem Eintritt warf er jedesmal einen bewundernden Blick zu der Riesenkuppel empor, trat dann an das kreisförmige Geländer, welches das Grab des Kaisers umschließt, und blickte lange schweigend hinunter auf den ungeheuern Sarkophag, auf die Siegesgenien und die in den Mosaikboden eingefügten Namen der napoleonischen Siege. ‚Er war mein Kaiser!‘ murmelte er dann, fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen und schritt möglichst gerade aufgerichtet wieder ins Freie hinaus.“ Der Held Christian Werner ist dagegen, wie freilich so mancher Romanheld, mit etwas zu viel Bravheit und Tüchtigkeit bedacht; er ist ein so tadelloser Mustermensch, dass wir im Laufe der Erzählung nur wenig Veranlassung haben, uns lebhafter für ihn zu interessiren, ihm gem.... näher zu treten. Wäre sein Verhältnis zu seiner Jugendfreundin Martha mehr vertieft worden, so hätte hier eine Schuld und Sühne entwickelt werden können, durch die dann unsere Teilnahme für ihn gewiss gesteigert worden wäre. Den Mitgliedern der Kommune hat der Verfasser eigenartige, scharfumrissene Charakterköpfe zu geben gewusst, mit denen er dann in den verschiedenen bunten Szenen im Stadthause, im Café de Madrid etc. stets den gewünschten Effekt erzielt.

Die Erzählung ist mithin eine gediegene, von Sachkenntnis zeugende Arbeit, besonders wertvoll durch ihre treuen Lokal- und Kultur-Schilderungen und durch das breite imposante Bild, welches der Verfasser von der Belagerung der französischen Hauptstadt entwirft.

Elberfeld.

Ludwig Salomon.



Nero. Drama von Hans Herrig.

Berlin, 1883. Friedr. Luckhardt.

In dem Vorwort sagt der Verfasser: „Vor Allem galt es, Nero begreiflich zu machen; wenn wir wirklich Furcht und Mitleiden empfinden sollen, müssen wir das Gefühl haben, als könnten wir unter ähnlichen Bedingungen etwas Aehnliches werden. So durfte denn nicht von vornherein der mit dem Cäsarwahnsinn behaftete Imperator auftreten, sondern dieser musste sich aus jenen unschuldigen und liebenswürdigen Anfängen entwickeln, welche uns die Historiker überliefert haben.“ Da nur das Werdende dramatisch ist, so war es sicherlich angezeigt, in der Bewegung den Helden handeln zu lassen und zur Wirkung zu bringen, bis er in der höchsten Steigerung, die Konsequenz des eigenen Tuns erfüllend, zu Grunde geht: das Gesetz der Notwendigkeit, welches unverrückbar ist, bringt sein Recht zur Geltung, und sühnend über menschliche Fehle schwebt der göttliche Hauch. Es fragt sich indess, ob es, um diese Charakterentwicklung tragisch zu veranschaulichen, geboten war, die ganze Regierungszeit Nero's zum Vorwurfe zu nehmen, wie es der Verfasser tut, da sein Drama mit der Ermordung des Claudius beginnt und mit Nero's Tode schließt. An Stelle einer einheitlichen Handlung tritt eine Fülle von Einzelbegebenheiten, deren Mittelpunkt zwar stets Nero ist, welcher durch jede Bewegung beeinflusst wird und somit selbst, vom „Cäsarwahnsinn“ mehr und mehr ergriffen, in steter Bewegung bleibt: aber so geschickt, so charakteristisch betonend, so wirkungsvoll auch Einzelnes sein mag, ein ganzes Bild wird dem Leser nicht geboten und die Einzelwirkung zerflattert, um einer neuen Wirkung Platz zu machen.

Um nun den Charakter des Helden, die Differenz zwischen den harmloseren Anfängen und dem Ausklang dieses Lebens in engem Rahmen zu veranschaulichen, gelangt, unwillkürlich wie ich glaube, der Dichter zu einem Resultat, das er wol nicht ganz so beabsichtigt hat: da eine Charaktervertauschung eine Unmöglichkeit ist und es mithin geboten war, den Charakter im Einklang zu halten, damit nur ja der Leser oder Hörer in dem in seiner Tollheit schwelgenden Imperator den Mann des ersten Aktes wiedererkenne, so dehnt sich Nero nicht zu so grausiger Imposanz, dass wir durch sein Handeln, durch seine Schuld, durch seinen Fall in tragische Mitleidenschaft gezogen werden; zu schwächlich, um uns erkennen zu lehren, dass in ihm das Wesen der Epoche, der Zeitgeist selbst den höchstgespannten Ausdruck findet, gibt sich in ihm das wirkende Moment kund. Jenes Gefühl, welches der Dichter in seinem Vorwort betont, überkommt uns gar nicht, dass wir nämlich „unter ähnlichen Bedingungen etwas Aehnliches werden könnten“; man hegt immer, wie wenigstens ich empfinde, die Erwartung, der Charakter müsse sich noch mächtig steigern, sich schrecklicher gehaben, wie eine unaufhaltsam strafende Gewalt, um mit tragischer Wucht, Furcht und Mitleid erregend, zu fallen. Die römische Welt zog diesen Wahnsinn groß, der in Nero seinen furchtbaren Ausdruck fand, aus den eigenen Gebeinen erwuchs ihr der Rächer des allgemeinen Frevels. Und wie die Sonne ein Schlachtfeld bestrahlt, so leuchtet, weithin sichtbar, das Kreuz der verfolgten Gemeinde, welches Erlösung verkündet. Nun ist doch aber dieser Gedanke nicht recht durchsichtig, nicht mächtig genug präzisirt trotz der schönen Szenen, die den Christen geweiht sind, da Nero kaum etwas von jener grausigen Großheit hat, welche ihn als einen Ausfluss der Notwendigkeit, als ein Gefäß des göttlichen Willens kennzeichnet.

Durch den Grundfehler in der Anlage hat sich Herrig, wie es mir scheint, seine Arbeit ungemein erschwert und es ist sicherlich ein Beweis für seine gestaltende Kraft und sein reiches poetisches Können, dass er trotz der selbst geschaffenen Schwierigkeit mitunter charakteristisch ergreift und fesselt. Erscheint auch aus der angegebenen Ursache die Gesamtwirkung geschwächt, so treten doch viele Figuren — Nero selbst, in dem sich das Scheinleben des Phantasten mit der Wirklichkeit vermischt — Agrippina; Poppäa Sabina; der höfische Seneca, der mit philosophischer Folgerichtigkeit, „der Vernunft sich fügend“, eine Welt verlässt, die er nicht mehr zu klassifiziren vermag; ein ehrwürdiger Greis, der für den Christenglauben am Kreuze stirbt, u. a. — klar hervor.

Sollte die Dichtung zur Aufführung kommen, was bei der Richtung der deutschen Bühnen keineswegs vorauszusetzen ist, so würde zwar manche ihrer Schönheiten seelenvoll auf die Hörer wirken, der von mir betonte Grundfehler jedoch, die episodisch gereihte Handlung und die dadurch bewirkte Schwächung des tragenden Charakters, noch mehr als beim Lesen hervortreten.

St. Petersburg.

Wilhelm Goldschmidt.

Ueberblick der neuesten Literatur in Griechenland.

Das rührige Völkchen hat trotz aller politischen Aufregungen, welche das Jahr 1882 ihm in so reichem Maße beschert hat, sowie trotz der großen Opfer, die sie ihm auferlegten, seine literarische Tätigkeit nicht nur in keiner Weise unterbrochen, sondern dieselbe nach vielen Richtungen hin auf's energischeste fortgeführt. Von der außerordentlich entwickelten politischen und belletristischen Journalistik, der ich demnächt eine eingehende Besprechung zu widmen gedenke, abgesehen, liegt es mir heute ob einen kurzen Bericht über diejenigen mir zugekommenen lit. Erscheinungen zu erstatten, die geeignet sein dürften das Interesse des Abendlandes in Anspruch zu nehmen.

Im Drama ist zunächst zu erwähnen: *Παγκάστη*, Drama in drei Aufzügen von Dim. A. Koromilās, in Versen (Athen 1878). Veranlassung zu demselben gab eine Stelle bei Aemilian, in welcher die Rede davon ist, dass auch die Alten die Liebe kannten; namentlich wird von Pausanias berichtet, dass er seine Frau wirklich heiß geliebt habe, und von Apelles, dass er zu der durch seltene Schönheit berühmten Lieblingssklavin des großen Alexanders, die er für den König (*nudam*) malen sollte, eine leidenschaftliche Liebe fasste und von ihr ebenso wiedergeliebt wurde. Das Stück ist im antiken Stile in sauberen Trimetern und in reinster Hochsprache geschrieben und endigt damit, dass Alexander — nicht ohne inneren Kampf — dem Apelles die Geliebte schenkt. Zahlreiche Anmerkungen bekunden die große Belesenheit des Verfassers wie nicht minder die außerordentliche Sorgfalt, die er auf die Verarbeitung seines Stoffes verwandt hat. Das Stück hat keine Längen, liest sich leicht und fließend und ist daher zur Lektüre durchaus zu empfehlen. Von demselben Dichter erschien 1882: *Καχὴ Ὥρα*, Lustspiel in 1 Akt in Prosa. Es ist dies das erste hellenische Drama, das in dem Theater des königl. Palastes bei Gelegenheit eines Festes aufgeführt wurde und geißelt die kecken Laffen, deren Lieblingsbeschäftigung es ist Damen auf der Straße zu lorgnettiren und noch sonst zu belästigen. Es ist in flotter Gesellschaftssprache mit Humor geschrieben und dürfte selbst zu einer deutschen Bearbeitung nicht ungeeignet sein.

„*Ἑλένη*“, Drama in 4 Akten in Versen (Korfú 1882), von J. G. Spiläópulos. Nach des Verfassers eigener Angabe eine Erstlingsarbeit, die sich auch durchaus als solche bekundet. Der Stoff, einer Sammlung moralischer Erzählungen entnommen, soll die verderblichen Folgen der Leichtgläubigkeit und des Jähzornes veranschaulichen, sowie die Gewissensbisse, die schlechter Taten Folge sind. Das Stück entbehrt aller dramatischen Erfordernisse und ist voll von sentimentaler Deklamation und ermüdendem Pathos in meistens recht schwerfälligen siebenfüßigen Jamben. Der Verfasser wird recht tüchtig arbeiten müssen, um sein Talent herauszubilden. Wir wünschen ihm Mut und Geduld.

Hieran schließt sich nun die im elegantesten Stile geschriebene Uebersetzung des Herrn Prof. Ant.

Miliarákis „Οἱ Πέρσαι τοῦ Αἰσχύλου“ nach Paul de Saint-Victor's Abhandlung „Les deux Masques“, die eine sorgfältige An lyse eines der schönsten Stücke des unsterblichen antiken Dichters enthält; desgleichen die gelungenen Uebersetzungen nach Shakespeare: Hamlet, Macbeth von Bikélas; Julius Caesar von Ioni̇dis; Antonius und Kleopatra von Damirállis, Der Sturm von Polylás (dies schon eine ältere Arbeit), über welche ich im Shakespeare-Jahrbuch für 1883 das Nähere berichte und nach Schiller: Maria Stuart von Th. Afentulis (mir nur aus dem Feuilleton der Clio bekannt, in Nr. 1108); kurze Anzeige darüber in Nr. 12, 1883 des Magazins.

Von den Lyrikern ist — außer Achilleus Paráschos und Georgios Drosínis, über welche in Allg. Augsb Ztg. Nr. 70, 133 von 1882 unter Beifügung von Uebersetzungsproben ausführlicher berichtet wurde — als besonders tätig hervorzuheben der schon bei Gelegenheit der Calderonsfeier im Magazin erwähnte Dichter des „Phaeton“, der gelehrte, geistreiche und sprachgewandte Redakteur der *Νέα Ἐφημερίς*, Herr Dr. jur. J. Kampúroglos zu Athen, dessen neueste Auflagen von *„Ἡ Φωνὴ τῆς καρδιάς μου* (die Stimme meines Herzens, 10 Gedichte),“ *„Μύθοι καὶ Διάλογοι“* (Fabeln und Gespräche, 10 Stücke), *„Παλαιαὶ Ἁμαρτίαι“* (alte Sünden, 12 Gedichte) voll fröhlichen Humors und feiner Satire sind. Die in Prosa geschriebenen *„Εἰκόνες, σατυρικαὶ διατριβαί“* (Bilder, satir. Abhandlungen) sind zur Kenntnis des Lebens von Athen nahezu unentbehrlich. Besonders ansprechend sind darin: *ὁ πρῶτός μου ἔρως* (meine erste Liebe), eine ganz reizende Studentengeschichte; *τὸ σύνθημα* (die Parole), Szenen aus dem Zeitungs-Straßenverkaufe; *οἱ ἀντίποδες* (die Gegenfüßler), den Gegensatz der jungen Generation zur älteren (zwischen der einfachen Mutter älterer Tracht und der putzsüchtigen Tochter neuester Mode) schildernd, ein Thema das in *Θεῖος καὶ ἀνεψιός* (Onkel und Neffe) nochmals behandelt wird. Und last not least *ὁ κῆπος τοῦ κλαυθμῶνος* (der Garten der Wehklage), in welchem „Bilde“ in treffender Weise die Krebsschäden der Verwaltung geschildert werden, wie sie bei jedem Ministerwechsel durch die Entfernung so vieler Beamten vom Amte zu Tage treten, die nun unter dem Spitznamen *Παυσανίαι*, d. i. zum Pausen und Ausruhen Verurteilte, herumbummeln und untüchtig werden, wenn nicht bald wieder ein neuer Regirungswechsel sie zu Amt und Würden bringt. Als Probe seiner gemütvollen Weise möge hier „Die Nachbarin“ folgen aus dem seiner Studienzeit angehörigen Cyclus von Liedern *„Πατρὶς-Νεότης* (Vaterland und Jugend)“ S. 37.

Die Nachbarin.

Wie so reizend, wie so niedlich
Ist die Nachbarin, die Kleine!
Nur ein armes Kind, doch lieblich
mit den Grazien im Bunde.
Und beim Nähen singt sie schüchtern
Meine Lieder; denn ich meine
Mich zählt zu den Liederdichtern
Meine schöne Rosamunde.

Mit dem ersten Strahl der Sonne
Steht sie auf und zwitschert minnig
Wie ein Spätzchen. Voller Wonne
Bringt ihr süßer Laut mir Kunde
Dass der junge Tag sich reget,
Während emsig nun und sinnig
Drüben ihre Blumen pfleget
Meine schöne Rosamunde.

Lieblich, hell, mit freud'gem Nicken
Gibt sie kund ihr Glückempfinden.
Spricht sie gar — o welch Entzücken
Tönet dann aus ihrem Munde!
Ihres Herzens tiefste Saiten
Lässt mich jeglich Wort ergründen:
Schön zu leben lehrt bei Zeiten
mich die schöne Rosamunde.

Glut im Blicke, in den Löckchen
Eine Ros'. In Gang und Stehen
edel, trotz den dürft'gen Röckchen —
(zwei nur, liebe Kunigunde
hat und trägt sie auch beharrlich)
Doch du solltest sie nur sehen!
Du bist schön, doch schön ist wahrlich
meine schöne Rosamunde!

Schön ist sie — und wie beflissen
merkt sie, wenn ich für sie dichte!
Morgen wird sie alle wissen
hat sie von den Strophen Kunde!
Abends singet dann sie leise
bei dem bleichen Mondenlichte
nach antiker Nymphen Weise
meine schöne Rosamunde.

Ebenfalls in durchgebildetster Hochsprache dichtet Herr Dr. jur. Stamatios Bálbis, der geistvolle Verfasser der interessanten Studie über sinnverwandte Aussprüche großer Denker alter Zeiten über tiefgreifende Lebensfragen (der Verf. nennt sie eine *καλολογικὴ διατριβή*): *„Περὶ τοῦ διστίχου τοῦ ἥρωος Ἀθανασίου Διάκου“*, Athen 1881, sowie der Sammlung *„Αἱ γέρανοι τοῦ Ἰβύκου καὶ ἄλλα τινα ποιήματα“*, Athen 1882, aus welcher das Magazin bereits Mitteilungen und Uebersetzungsproben von mir in petto hat.

Als fruchtbarer, formgewandter, feinfühliger Dichter in der Volkssprache verdient Geo. Martinellis zu Korfú anerkennende Erwähnung. Das nachstehende reizende Gedichtchen ist den *Ἐρωτικά*, 22, entnommen und im Originale natürlich unendlich viel hübscher:

Der Kuss.

Und ist's denn wahr, du süße Maid,
dass du mich liebst? . . Mir winken
Zum Kuss die Lippen nun — o lass
mich Weltvergessen trinken!

Ein Zauber unaussprechlich zart
durchrieselt mich. Es weihet
Den ersten Kuss das holde Glück
das Keuschheit ihm verleihet.

Mein ganzes Wesen ist durchhaucht
von deines Atems Süße . . .
Der webt um mich so himmelsfrisch
wie Tau im Paradiese.

Wenn sich zwei Seelen fanden, die
zu einer sich verbinden,
Dann ist auch auf der Erde noch
das Himmelsglück zu finden.

Gleichfalls in der Volkssprache dichtet Herr Panajiotídis, aus dessen Sammlung *„Ἀνεμώνη“* (nach der

Ἑστία Nr. 275) das folgende, im Stile des sizilianischen Volksliedes gehaltene Liedchen nachgedichtet ist:

Eines fehlt.

Es ergoss die Sonne all ihr Glanzgeflimmer
in dein süßes Wesen, Liebe auszufluten;
Gab als goldnes Haar dir ihrer Strahlen Schimmer,
legte in die schwarzen Augen tiefe Gluten.

Dir verlieh der Frühling seiner Blüten Schöne,
so dass deine Wangen blicken wie die Rosen;
Nachtigall verlieh dir ihre Zaubertöne,
dass die Zuckerlippen hold in Liedern kosen.

All' das, Alles hast du; doch dir fehlt das Eine,
Darum fühlst du Holde auch kein zartes Rühren —
Dir fehlt's Herz! O lasse doch von mir dich führen:
Nimm, o nimm das meine!

Reizende poetische Gaben in der für Kinder bestimmten und aus der Kinderwelt geschöpften Sprache bringt jede Nummer der wacker redigirten monatlichen Jugendschrift mit Illustrationen *Ἡ Διάπλασις τῶν παίδων*, Athen 1882, aus welcher, da diese Sprachform immerhin Beachtung verdient, ein niedliches Gedichtchen im Urtext mitgeteilt werden mag, mit möglichst wortgetreuer Uebersetzung:

Τὸ σχοινάκι.

— Γύρισε, μητέρα 'δέ με
τί ὡραῖα ποῦ πηδῶ!
τί 'ψηλὰ ὅπου πετιέμαι!
— „Τίτα, τρέμω σὰν σὲ 'δῶ."

— Μὰ γιὰ κύτταξε λιγάκι,
μητερούλα μου καλή,
πῶς γυρίζω τὸ σχοινάκι!
— „Τίτα, πρόσεξε πολύ!"

Μὰ ἡ Τίτα ὁλοένα
τὸ σχοινάκι της γυρνοῦσε,
καὶ τρελλά, χαριτωμένη,
δίχως φόβο ἐπηδοῦσε.

'Ως ποῦ ἔξαφνα — „Μαμά μου!
τρομασμένη ξεφωνεῖ!
ἔπεσα, γιὰ ἰδέ με χάμου!
κτύπησα . . μὰ . . δὲν πονεῖ!"

Ἂν πονῇ αὐτὴ τὸ ξέρει,
μὰ δὲν κλαίει · 'ντροπαλή
τῆς μητέρας της τὸ χέρι
τρέχει ἀμέσως καὶ φιλεῖ.

Κι' ἀπὸ τότε πιὰ ἡ Τίτα
πάντοτε τὸ νοῦ της ἔχει·
σὰν πηδῇ „Μαμά γιὰ κύττα!"
δὲν φωνάζει· μὰ προσέχει.

Σαπφὼ Δηλαδῆ.

Das Springseil.

— Mutter, dreh' dich um und sieh mal
wie so schön ich springen kann!
wie so hoch, so hoch ich fliege!
— „Tita, zitternd seh' ich's an!"

— Aber guck doch nur ein wenig,
liebste Mutter, wie im Lauf
ich so hübsch das Seil kann schwingen!
— „Tita, pass' nur ja hübsch auf!"

Doch die Tita schwang in einem
fort ihr Seil mit frohem Sinn,
und mit aufgeregtem Mute
sprang sie furchtlos drüber hin . . .

Als sie plötzlich „ach, Mamachen!"
ganz erschrocken rief, „ach, sieh,
ich bin hingefallen, stieß mich
tüchtig auch; doch — — 's tut nicht weh!"

Ob es weh tut, weiß sie besser,
doch sie weint nicht. Voller Scham
eilt sie, küsst die Hand der Mutter,
die ihr halb entgegen kam.

Und seitdem ist unsre Tita
mehr bei ihrem Tun bedacht;
wenn sie springt: „Mamachen, sieh doch"
ruft sie nicht mehr. Sie gibt Acht.

Mit besonderem Eifer bemüht sich Herr Dr. S. de Biásis auf Zante um die Herausgabe von Biographien verdienter ionischer Männer, besonders der Dichter und Schriftsteller. Diese Flugblätter und Einzelausgaben von Gedichten mit Erläuterungen sind als schätzbares Material zur Geschichte der hellenischen Literatur auf den ionischen Inseln anzusehen. Von den Biographien erhielt ich durch seine Gefälligkeit die von J. Stamatelos, Photios Kantas, Arsenios Pandis (ein Kanzelredner), Dimitrios Gurzelis, M. J. Typaldos (in der *Ἐπιθεώρησις* von Zante), und Spyridon Trikupis (samt dessen „*ὁ δῆμος, ποίημα κλεφτικόν*" mit einer sauberen Uebersetzung von Byrons letzten, herrlichem Gedichte „'T is time this heart should be unmoved" in der Biographie), sowie die unlängst erschienene kleine Sammlung von Gedichten „*Ἄνθη καὶ τινα ποιήματα*" von Geo. K. Roma, nebst Biographie, aus welchen einiges mitzuteilen mir spätere Muße hoffentlich gewährt. Als sinniger, feinfühliger Dichter in italienischer Sprache zu erwähnen ist hier der Hellene Prof. Nicola Panuri von Zante, dessen „Disperazione" eine schöne metrische Nachbildung des Lamartine'schen Désespoir ist, der wir aber seinen überaus wollautenden Hymnus auf Zante „Memorie ossia Carme a Zacinto", seiner unvergleichlich schönen Heimat, die schon Ugo Foscolo vor ihm gepriesen, bei weitem vorziehen. Wer möchte nicht gleich ihm „Dì, si dolci e chiari nel suo amato grembo" daselbst zubringen! Möchte es uns vergönnt sein.

Füge ich hier noch die mir unlängst von den Töchterrn des Dichters zugekommenen Dichtungen „Timur", ein episch-lyrisches Gedicht von einem Anonymus hinzu, dessen Verdienst es ist schon im Jahre 1855 so schön geschrieben zu haben, sowie die „Tränen der Wittwe des Markos Botsaris", ein elegisches Heldengedicht über den Befreiungskrieg von demselben Verfasser, so wäre die Uebersicht der mir zugekommenen Lyrika erschöpft, denn die Sammlung von Liedern vom Olymp „*Τραγούδια τοῦ Ὀλύμπου*", Athen 1881, von Athanasios K. Oikonomidis bringt zu wenig Neues und Interessantes, um unsere Aufmerksamkeit in höherem Maße zu fesseln, und die in der „Illustrirten hellenischen Zeitung" *Ἕσπερος*, Leipzig, II. Jahrg., mitgeteilten Poesien und Aufsätze, sowie die von den Herren Bikelas und Sathas nach dem Tode des zu früh verstorbenen W. Wagner aus dessen lit. Nachlass mit großem Fleiße und noch größerer Pietät herausgegebenen „Trois poèmes Grecs du moyen-âge, Berlin 1881 Calvary" sind notwendig selbständiger Besprechung vorbehalten.

Den Uebergang zur wissenschaftlichen Literatur bildet wol die reizende historische Erzählung „Athenaïs" von Ferd. Gregorovius, die Herr Prof. Dr. Sppyridon Lámbros mit bewährter Virtuosität ins Griechische übertragen hat. (Zuerst erschienen in der *Ἑστία* Nr. 328 ff. und dann in geschmackvoller Separat-Ausgabe, Athen 1882), ferner Geo. Drosínis' prächtige Kulturbilder aus Nord-Euböa, die er unter dem Titel „*Ἀγροτικαὶ Ἐπιστολαί*" neuerdings veröffentlicht hat (ein weiterer Band wird demnächst unter dem Titel „*Ἡ Ρούμελη*" erscheinen), sowie die zahlreichen schönen wissenschaftlichen Artikel, Abhandlungen und gediegenen Uebersetzungen, welche sowol der *Ἕσπερος*, der *Παρνασσός*, die *Ἑστία*, sowie die berühmte Wochenzeitung *Κλειώ* unausgesetzt zu bringen pflegen.

Den Naturwissenschaften gehören an die gründlichen „*Βοτανικὰ Μελετήματα, πρῶτον τεῦχος· Εἰσαγωγὴ εἰς τὴν Βοτανικήν*" von Dr. med. Spyr. Miliarákis (Würzburg 1882), die neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Botanik enthaltend. Weitere Hefte sollen bald nachfolgen. — Der Geschichte und Geographie: „*ὁ Ἰησοῦς τοῦ Πανσελήνου, μετὰ μιᾶς χρωματολιθογραφίας*", Athen 1881, eine hochinterressante Abhandlung zur Geschichte der byzantinischen Malerei von dem unermüdlichen Dr. Spyridon Lámbros; von demselben: „*Κερκυραϊκὰ Ἀνέκδοτα*" wichtige auf die Geschichte Korfús bezügliche Dokumente enthaltend; von demselben: „*Κανανὸς Λάσκαρις καὶ Βασίλειος Βατάτζης*" zwei hellenische Reisende des XV. und XVIII. Jh., Athen 1881, deren Mitteilungen zur Klarstellung mehrerer sehr dunkler Punkte (*Σθαβουνία, Λουπήκ*) beitragen. Eine eingehende, die dunklen Punkte besonders hervorhebende Besprechung im „*Αἰών*," *ἀρ.* 3812 vom 26. März 1882 hat Herr Dr. N. G. Polítis hierzu geliefert unter der Ueberschrift „*οἱ Ζυγιῶται τῆς Πελοποννήσου*", die sehr lesenswert ist.

Herr Prof. Ant. Miliarákis (Bruder des vorigen), dem wir bereits das schöne Werk „*Κυκλαδικά*" die Geschichte und Geographie der cykladischen Inseln etc. Athen 1874, verdanken, hat die geogr. Literatur bereichert mit dem gediegenen Werke über die Inseln „*Ἄνδρος καὶ Κέως*" Athen 1880 mit zwei Karten, infolge desen ihm vom geogr. Kongresse zu Venedig das *δίπλωμα μνείας ἐπὶ τιμῇ* verliehen wurde. Seine neueste verdienstvolle Schrift ist der „*Ὁδηγὸς τῶν ἁπλῶν τοπογραφικῶν περιγραφῶν*", Athen, 1882, in welcher er zu reger Beteiligung an der geogr. Erforschung und Beschreibung des Landes auffordert und die nötige Anleitung für jedermann dazu gibt. Das Büchlein ist für Ausländer besonders dadurch wichtig, dass es eine nahezu erschöpfende geographische Nomenklatur enthält. Wie bereiter danach geschrieben stellt sich uns das Werk „*Κυθνιακά*", die Geschichte und Geogr. d. Insel *Κύθνος*, mit Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Geschlechter und der Sprache ihrer Einwohner etc. dar, als ein Muster gewissenhafter Forschung und sorgfältiger Ausführung. Da selbst hellenische Journale (*Ἑστία*, Nr. 323) ihren Lesern Auszüge aus diesem interessanten Buche bringen über Sitten und Gebräuche der Kythnier, so verfehlen wir nicht Ethnologen und Historiker auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Zur vergleichenden Mythologie hat Herr Dr. N. G. Polítis geliefert: „*ὁ Ἥλιος κατὰ τοὺς δημώδεις μύθους*" 1882, eine Arbeit, die als Seitenstück zu seinen „*Δημώδεις Μετεωρολογικοὶ Μῦθοι*", Athen 1880 (besprochen in Nr. 60 der Allg. Augsb. Ztg. von 1881) angesehen werden kann und voll der interessantesten Details ist. Auf seinen bedeutsamen neuesten „*Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὸ μάθημα τῆς Ἑλληνικῆς Μυθολογίας*" werde ich später des Genaueren eingehen. In der Pädagogik liegt ein Hauptwerk vor in Prof. Aristidis K. Spathakis „*ὁ Παιδαγωγός*", Athen 1882, 2 Bde., enthaltend eine gedrängte Darstellung der Psychologie, Logik, Geschichte der Pädagogik, Erziehungslehre, Unterrichtslehre. Der Verfasser, der vier Jahre in Deutschland studirt, hier die bewährtesten Lehrer gehört und die besten Werke durchforscht hat, liefert hiermit ein Werk, das nicht verfehlen wird in Hellas vielen Segen zu verbreiten. Näheres darüber brachte meine Besprechung in Prof. Schaarschmidts „Philosophische Monatshefte", 1882, IV u X, 624. Ein tüchtiger junger Gelehrter, der zugleich beliebter Dichter ist und der ebenfalls in Deutschland studirt hat, Herr Dr. Geo. M. Bizyenos, hat in Leipzig bei H. Matthes, 1881 die schön geschriebene Broschüre „Das Kinderspiel in Bezug auf Psychologie und Pädagogik" herausgegeben, die alle Beachtung verdient. Auf dem Gebiet der Sprachkunde steht in erster Linie des Herrn Prof. Konst. S. Kontos hochwichtiges Werk *Γλωσσικαὶ Παρατηρήσεις ἀναφερόμεναι εἰς τὴν Νέαν Ἑλληνικήν*, Athen 1882, 32 und 593, sowie die sich daran knüpfenden Abhandlungen aus der Feder des berühmten Sprachforschers, Herrn Th. Liondás, in Chio 1131—35, sowie Herr Dr. Geo. N. Hatsidakis, der nach mehrjährigen Studien in Deutschland, mit allen Mitteln der vergleichenden Sprachwissenschaft voll ausgerüstet, nach Hellas zurückgekehrt ist um dort einen Lehrstuhl einzunehmen. Seine Kritiken des Deffner'schen Buches „Zakonische Grammatik", Berlin, Weidmann 1881, sowie in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1882, Stück 11. 12, von dessen „Archiv für mittel- und neugriesche Philologie in der *Κλειώ*" Nr. 1055—56 und im *Ἀθήναιον Ι΄ς΄* 411—486 zeigen den hochbegabten, durchgebildeten und strengen Sprachforscher, als welcher er sich ferner darstellt in seinen „*Συμβολαὶ εἰς τὴν ἱστορίαν τῆς νέας Ἑλληνικῆς Γλώσσης*" im *Ἀθήναιον* Bd. 10, 1—128 und 213—249. Dem verehrten Freunde mit diesen Zeilen herzlichen Gruß! — Die in der I. Aufl. im Mag. besprochene Schrift des griech. Gesandten zu Berlin, des gelehrten Herrn A. R. Rangabé, „Die Aussprache des Griechischen", Leipz. W. Friedrich, 1882, ist in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen und wird das Interesse für diesen wichtigen Gegenstand aufs Neue anfachen. Das *Ἀλβανικὸν Ἀλφαβητάριος* etc. des Herrn A. J. Kuluriótis, das viel mehr ist als sein bescheidener Titel andeutet, dürfte Freunden der albanischen Sprache nicht unwillkommen sein, da es ein reiches albanisches Lesematerial (albanisch und griechisch), in sorgfältigster Weise verarbeitet, darbietet.

Mit dem großen, äußerst stattlich ausgerüsteten Werke des Herrn *Παυλοῦ Καλλιγᾶ · Μελέται καὶ λόγοι* (Studien und Reden des jetzigen Finanzministers Paul Kalligâs), Athen bei A. Koromilâs, 1882. gr. 8° XI und 550 wollen wir diese Revue beschließen. Der gelehrte Autor ist bekannt als Verfasser eines vollständigen „Lehrbuches des Römischen Rechtes“ wie es in Hellas — mit Ausnahme der ionischen Inseln — in Kraft ist. Dasselbe behandelt in fünf starken Bänden das Civil-, Grund-, Straf-, Privat- und Erbrecht und ist in II. zum Teil III. Auflage erschienen. Das vorliegende auf schönem Papier prachtvoll gedruckte neue Werk des Herrn Ministers enthält folgende Forschungen: Ueber das Florentiner Concil — Die Leibeigenschaft und die Steuerveranlagungen bei den Römern und den Byzantinern — Das Zeremoniell am byzantinischen Hofe — Der Aufstand des Nikâ, sowie die Reden welche der Verfasser vom Novbr. 1880 — März 1881 im Abgeordnetenhause gehalten hat, die teils die im obigen Studien aufgeworfenen Fragen illustriren, teils auf die aktuelle Lage des Königreiches Bezug haben.

Die edle Sprache, der klare knappe Vortrag, der inhaltreiche Stoff aller dieser Themata fesseln in solcher Weise, dass man das Buch nur ungern aus der Hand legen mag. Zur Mitteilung in deutschen Zeitschriften dürfte die hochinterressante, nur zwanzig Seiten lange Abhandlung über das Zeremoniell am byzantinischen Hofe ganz besonders geeignet sein.

Darmstadt.

August Boltz.



Das biographisch-genealogisch-historische Lexikon „Moniteur des Dates“.

In Kommission bei Bernhard Hermann, Leipzig.

Nicht begleitet von dem Schmettern der Reklamen-Fanfare, während seines Erscheinens nur wenig begünstigt von dem „Fatum der Bücher“, — dennoch gekannt und anerkannt von einem großen Kreise von Männern speziell der historischen Wissenschaft, ist kürzlich das große Daten-Werk zu Ende geführt worden, dem der am 26. Juni 1872 verstorbene Satiriker und Polyhistor Eduard Maria Oettinger, einen großen Teil seines Lebens gewidmet hatte. Die Vollendung des fünfbändigen Hauptwerkes hatte die Kräfte dieses eminent fleißigen Mannes aufgerieben, und schon vor seinem Tode hatte er in dem Verfasser der soeben zu Ende geführten Supplementbände, Dr. Hugo Schramm-Macdonald in Dresden, einen treuen und bewährten Mitarbeiter gefunden. Zehn Jahre hat es gedauert, ehe der letztgenannte Erbe dieser mühevollen Arbeit sie vollenden oder wenigstens, wie dies bei einem alle Zeiten und Völker umfassenden Datenwerke nicht anders möglich, zu einem Zeitabschlusse führen konnte, und ein flüchtiger Ueberblick über dies im ganzen nun neun Bände umfassende (in enggesetzten dreispaltigen Zeilen gedruckte) Werk, zeugt von dem unermüdlichen Eifer, mit welchem Dr. Schramm-Macdonald, bemüht gewesen ist, ein Nachschlagebuch zu schaffen, das schon in seinem Entstehen von dem derzeitigen Oberbibliothekar der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden mit vollem Rechte als „die Personal-Akten der Menschheit“ bezeichnet werden konnte. „Supplemente“ und „Anhang“ korrigiren übrigens manchen Irrtum des Hauptwerkes und zeichnen sich im übrigen noch durch eine große und außerordentlich wertvolle Fülle bibliographischer Hinweise aus. Im ganzen genommen ist das Material, welches der „Moniteur des Dates“ in Form vor zuverlässigen biographischen Daten dem Forscher auf den Gebieten der Weltgeschichte, der Politik, der Literatur, Kunst, des Handels und der Industrie bietet, ergänzt durch eine Menge interessanter Anmerkungen, ein geradezu erstaunliches. Denkt man an die Quellen, aus denen die große Summe dieser einfachen Daten oft mit Mühe und langer Arbeit gewonnen werden musste, denkt man an die Schwierigkeiten, welche es oft hat, einen einzigen Geburts-, Todes- oder Vermählungstag mit Sicherheit festzustellen, so kann man sich eine Vorstellung machen sowol von dem unverdrossenen Fleiße der Verfasser, wie auch von der Unzahl von historisch-biographischen und genealogischen Werken, von Memoiren, von vergilbten Familien-Archiven und Kirchenbüchern, welche diesem großartigen Monumente deutschen Forscherfleißes zu Grunde liegen. Dass dieses echt deutsche Werk einen französischen Titel trägt, ist freilich ein Unicum, und es ist die, wol von vielen geteilte Privatansicht des Schreibers dieser Zeilen, dass Oettinger durch die Wahl dieses Titels sich selbst im Lichte gestanden und dass Dr. Schramm in der Pietät für die Intentionen seines Vorgängers durch Beibehaltung des Titels zu weit gegangen ist. Die Idee, welche Oettinger in der Wahl des Titels geleitet hat, liegt allerdings auf der Hand. Er meinte seinem Werke, das in einer Zeit entstand, da Frankreich noch ausschließlich „an der Spitze der Zivilisation marschirte“ und das Französische gewissermaßen die internationale Sprache war, ein größeres Absatzgebiet zu schaffen. Ganz unrecht hat er in praxi nicht gehabt. Frankreichs und Englands Gelehrte, Frankreichs und Englands Archive und Bibliotheken sind die ersten gewesen, welche den eminenten Wert des Werkes erkannt und trotz des hohen Preises, den es damals hatte, es mit Wort und Tat unterstützt haben. Möge nunmehr, nach Vollendung dieser Riesenarbeit, auch das deutsche Volk den Wert desselben würdigen und ihn die Beachtung schenken, die es in vollstem Maße verdient.

Berlin.

Hugo von Kupffer.



In einsamen Stunden.

Lyrische Dichtungen von Lilly Uhrlaub.

Stuttgart 1883. E. Greiner.

Lilly Uhrlaub ist gewiss noch sehr jung, denn ihren Gedichten ist der Stempel der Unreife und einer mädchenhaften Schüchternheit aufgedrückt. Man fühlt förmlich die Zurückhaltung, welche sich die Dichterin auferlegt hat, um Gotteswillen ja nicht einen Ausdruck zu gebrauchen, den eines tugendhaften Mädchens Lippe nicht aussprechen soll. Das Thema der Liebe, für lyrische Dichter doch eine unerschöpfliche Quelle von Gedanken und das beste Mittel — Gedankenarmut zu verbergen, wird von Lilly Uhrlaub fast gar nicht berührt. In ihren Gedichten spiegelt sich nur Empfindung für Naturschönheiten wieder, — mondbeschienene Landschaften, wildbrausende Ströme, rauschende Bäume, flüsternde Lüfte, duftende Blumen werden von ihr besungen, ein Thema also, das ewig alt und doch ewig neu ist, so lange die Dichter nicht aussterben. Es kommt aber nicht darauf an was, sondern wie der Dichter erzählt. Und das wie ist freilich nicht besonders befriedigend. Reminiszenzen gibt es in Hülle und Fülle, Wortanwendungen, die uns nicht gefallen können (z. B. „Einsamkeiten"), selbst kleinere Sprachfehler entdeckten wir in dem hübsch ausgestatteten Büchlein. Auch die Form ist nicht überall, wie sie sein sollte — und doch, trotz alledem, steckt in diesen Gedichten ein hübsches Talent, dem man Aufmunterung nicht versagen darf. Ueberraschend hübsch ist z. B. das Gedicht „Alle Wälder schweigen". Wir empfehlen der Dichterin eine strengere Selbstkritik und eine gewisse Dosis Emanzipation, damit sie den Mut gewinne, sich an gedankenreichere und interessantere Stoffe zu wagen.

Prag.

Edmund Grün.



Sprechsaal des „Magazins".

Geehrter Herr Redakteur!

Da ich der Meinung bin, dass jede sachliche Berichtigung nicht bloß dem Leser sondern auch dem Autor eines guten Buches willkommen sein müsse, will ich nicht unterlassen, auf folgende Stelle im I. Bande der neuen Hempel-Ausgabe von Goethes Werken mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper (1882) aufmerksam zu machen.

Daselbst liest man S. 347 in den Anmerkungen zu „Musen und Grazien in der Mark": „Boxberger hat (in Schnorrs Archiv XI 174) auf ein jedenfalls späteres fliegendes Blatt ‚Fünf neue weltliche Lieder. Gedruckt zu Balasa Giarmat' (Baseler Jahrmarkt?) verwiesen, deren erstes anfängt: ‚Es wohnt ein Jäger in unserm Land, Sein Nam' ist Vetter Michel genannt' mit dem steten Refrain ‚Hey sa, hop sa sa! Vetter Michel und der war da'."

Genanntes Archiv ist mir nicht zugänglich und so weiß ich nicht, ob der mit einem Fragezeichen eingeführte Baseler Jahrmarkt dem Scharfsinne Boxbergers oder von Loepers entstammt, wol aber dass Balassa-Gyarmat eine Stadt in Ungarn und zwar der Hauptort des Neográder Comitates ist, durch welchen Umstand freilich auch die Verspottung des deutschen Michel eventuell ein spezifisch nationales Gepräge erhalten könnte.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit verstattet, einen Lapsus anderer Art zu registriren. In seiner Vorbemerkung zu Faust II S. LI sagt von Loeper bezüglich des Homunculus: „Schon Lessing spricht in seinem Vademecum für Herrn Lange von dem Cartesianischen Teufelchen oder Glasmännchen, welches im Glase schnell aufwärts fährt". Vor allem sei nebenbei bemerkt, dass nicht Lessing, sondern sein Gegner es war, der über Lessings Kritik seiner Horazübersetzung erbittert sich des damals den Schuljungen wolbekannten Glasmännchens bedient um Lessings Auffassung des „Sublimi feriam sidera vertice" lächerlich zu machen. Und so lautet denn die Stelle im Vademecum (Ges. Werke Göschensche Verlagshandlung IV. Bd. S. 134): „Sie setzen witzig hinzu: ich sollte mir ihn (Horaz) nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schell aufwärts fährt, oben anstößt und die Beine gerade herunter hangen lässt". Aber was hat denn — so darf man wol fragen — jenes alte Inventarstück der physikalischen Kabinete zum Kapitel über das spezifische Gewicht mit Goethes Homunculus zu tun, und wenn schon zitirt werden sollte, warum eben Lessing und nicht das erste beste Handbuch der Physik aus dem vorigen Jahrhundert?

Man hat es hier wie oben offenbar mit einer eigenen Art des trop de zèle zu tun, einem Kommentarluxus, der den Herrn Interpretatoren von jeher gefährlich war, und vor dem selbst ein so hervorragender Schriftsteller wie Herr von Loeper nicht immer sicher ist.

Gleichfalls zuviel tut Herr von Loeper, aber meines Erachtens in weit bedenklicherer Richtung, in seinen Anmerkungen zu den Venetianer Epigrammen, von denen ich die fragwürdigste zur Kennzeichnung aller hier herausheben will. Das 67. Epigramm lautet bekanntlich:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

Hierzu bemerkt nun v. Loeper S. 454 unter anderem:

„Das nach dem Musenalmanach wiederholte Schlusszeichen, wofür besser ein Gedankenstrich passte, soll nicht ein Kreuz ersetzen, wie H. Heine annahm (zur Gesch. d. n. schönen Lit. 1837, I. 113) und auch die Protestantische Kirchenzeitung (1856 Nr. 34, Ueber Goethes Verhältnis zu Religion und Christentum) sondern ein aus Decenz unterdrücktes Wort (wie III 285, 1. Ausgabe). Alfr. Nicolovius hatte den jungen Goethe nach der Bedeutung gefragt und darauf dieser den Vater, welcher erwiderte, „dass er an jener Stelle niemals an etwas anderes gedacht habe als an strepitus ventris."

Was soll man von einer solchen Art von Interpretation halten, die obendrein allem Anschein nach nur auf Hörensagen beruht? Ist es nicht zum mindesten auffallend, dass der sonst so genaue Verfasser die Quelle aus welcher er die obige Familienanekdote schöpft, nicht näher angegeben hat — als ob er selbst keinen großen Wert auf ihren Gehalt legen würde? Gewiss wird es keiner tun, der August von Goethes Natur, seinen Hang zu Schwänken und Späßen aller Art, wie auch den Umstand kennt, dass der Sohn des großen Dichters erst 1829, also nur ein Jahr vor seinem frühen Tode, die den Venetianischen Eprigrammen dem Geiste wie der Entstehungszeit nach so nahe stehenden Römischen Elegien zum ersten Male und ganz zufällig zu Gesichte bekommen

hat, wie in Bratrancks „Zwei Polen in Weimar“ (1829) S. 64 durch Augusts eigene Aeußerung unumstößlich nachgewiesen wird. Wer also, ich wiederhole, das jocose Wesen des letzteren und sein Verhältnis zum Vater kennt, wird nicht in Zweifel sein können, dass, wenn an der Sache überhaupt etwas Wahres ist, entweder Goethe dem nicht selten kindischen, seine Ungeduld erregenden Sohne, oder aber, was viel wahrscheinlicher ist, dieser dem wissbegierigen Vetter Nicolovius einen recht übelriechenden Bären aufgebunden hat.

Wie dem aber auch sein möge: glaubt Herr von Loeper bona fide an den Ernst des durch die erwähnte Ueberlieferung Goethen selbst in den Mund gelegten Kommentars? Und ist ihm nicht das Gedicht „An Suleika“ gegenwärtig, in welchem die Idiosynkrasie des Dichters gegen jenes Zeichen sich in keineswegs milderer Weise kundgibt? Man könnte freilich meinen, der Zeitraum von einem Vierteljahrhundert, der zwischen jenem Eprigramme und diesem Gedichte des west-östlichen Divan liegt, benehme letzterem die Fähigkeit der Zeugenschaft in dieser Frage. Leider belehrt uns jedoch unser Interpretator selber eines Besseren — oder vielmehr Schlimmeren, da er nur sechs Seiten vor der zitirten Stelle (S 448) bezüglich des Wortes „getäuscht“ im 37. Epigramme meint, es zeige „wieder ganz den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts und den damaligen julianischen Hass des Dichters gegen christliche Bräuche und Sagen“. Das genannte Epigramm schließt mit folgenden Distichen:

„Gauklerin! da ersah ich in Dir zu den Bübchen das Urbild,
Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie sie Paul Versonese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein.“

Ist es nicht zum Verwundern, dass das poetisch so wirksame „getäuscht“, welches auch für den gläubigsten Leser nicht im mindesten anstößig sein kann, dem Verfasser zur Veranlassung wird von Goethes „damaligem julianischen Hasse“ zu sprechen, indess er wenige Seiten später trotz der unzweideutigen Probe dieses Hasses eine solche Zumutung zurückweist? Der Widerspruch kann in der Tat nicht greller gedacht werden!

(Das „Abendmahl“ Paul Veroneses, in der Galerie des Louvre, ist offenbar nur ein Flüchtigkeitsfehler Herrn von Loepers und soll wol die Hochzeit von Kanä sein, da ja in der Darstellung jener hochheiligen Handlung kein weltlicher Bräutigam mit pokulirenden Gästen vorzukommen pflegt.)

Möge man über Goethes Gesinnung im fraglichen Punkte wie immer denken und seine Werke meinetwegen in Ausgaben für höhere Töchterschulen oder Gymnasien in welcher Weise immer von anstößigen Stellen säubern: vor Verunglimpfung sollte der große Dichter für alle Zeit sicher sein, und ist es nicht eine solche schwerster Sorte, wenn man seinen tief durchdachten, immer eine höhere Idee zum Ausdruck bringenden, künstlerisch geformten Epigrammen, hier im hochpoetischen „getäuscht“ und dort in dem ohne jeglichen Grund zum Krux gemachten †, unbarmherzig die Spitze abzubrechen sucht? Eine saubere Epigrammspitze, dieser Strepitus ventris!

Es ist meinem Gefühle nach ein Unrecht, das Goethen hier angetan wurde und mich gegen meine Gewohnheit die Bescheidenheit des einfach rezeptiven Lesers vergessen läßt, denn

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.“

Budapest.

Ignaz Hirschler.

Literarische Neuigkeiten.

Zur literarischen Statistik: Den Angaben des Verlegers Charpentier auf dem Umschlage des Buches „Au Bonheur des Dames“ entnehmen wir über den bisherigen Absatz der Romane Zolas folgende Ziffern:

Nana	122 000	Exemplare
L'Assommoir	97 000	„
Pot-Bouille	65 000	„
Une page d'amour	48 000	„
La faute de l'Abbé Mouret	27 000	„
La Curée	25 000	„
Le ventre de Paris	21 000	„

In der bekannten ethnologischen Serie: „Die Völker Oestreich-Ungarns“ erscheint als 12. Band: „Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen“ von J. H. Schneider. Eine nähere Besprechung bleibt vorbehalten. — Teschen, Prochaska.

Ein Buch, welches auch deutschen Lesern warm zu empfehlen, ist das zweibändige Werk von Alfred William Benn: „The Greek Philosophers“, — gründlichste Gelehrsamkeit im Verein mit geschmackvoller Darstellung. — London, Kegan Paul & Co. 20 sh.

Wir registriren den Empfang einer deutsch geschriebenen Abhandlung „Das japanische Neujahrsfest“ von dem stud. med. Sataro Hirose, einem jungen japanischen Gelehrten.

Von Maxime Ducamps „Souvenirs littéraires“ ist der II. Band erschienen. Stilistisch ebenso philiströs-schwach und außerdem inhaltlich interesseloser als der I. Band. — Paris, Hachette. 7,50 Fr.

Von Ludovic Halévy, der jetzt entschieden zu den „moralischen“ Schriftstellern zu zählen ist, erscheint eine neue recht hübsche Erzählung: „Criquette“. — Beiläufig sei bemerkt, dass sein so sehr tugendhafter und ganz angenehm geschriebener „Abbé Constantin“ es inzwischen bis auf 45 Auflagen gebracht hat, während die literarisch ungleich wertvolleren „Madame et Monsieur Cardinal“ (ein sittengeschichtlich eminent wichtiges Buch) erst bei der 29. Auflage angelangt sind. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

Mancheinen wird es interessiren: dass Albert Wolff, der Mann des *Figaro*, bei lebendigem Leibe seinen Biographen gefunden. Gustave Toudouze lässt ein Buch erscheinen: „Albert Wolff. Histoire d'un chroniqueur parisien“. — Paris, Havard. 3,50 Fr.

Ein neuer Roman von Victor Cherbuliez erscheint unter dem Titel „La ferme du choquard“. — Paris, Hachette. 3,50 Fr.

Im Frankfurter Stadttheater ging dieser Tage ein äußerst amüsanter Einakter: „Gefährliche Leute“ von Emil Peschkau, in Szene. Der als Novellist und Humorist bereits bekannte Autor hat seinen ersten Schritt auf die Bühne mit viel Glück getan, denn das Stückchen erzielte, Dank seiner originellen Idee und seiner echt komischen Charaktere und Situationen, einen Erfolg, wie er gleich glänzend Einaktern nur selten zu teil wird. Die Novität ist bereits an den Hoftheatern in Karlsruhe, Mannheim und Braunschweig, sowie den Stadttheatern in Hamburg, Wien und Würzburg zur Aufführung angenommen.

Von Carmen Sylva's „Rumänischen Dichtungen“ erscheint die II. vermehrte Auflage mit Beiträgen von Mite Kremnitz. Der Band bildet eine Anthologie der rumänischen Poesie. — Leipzig, W. Friedrich.

Von Maurus Jókai, dem wunderbar fleißigen Erzähler, erscheint ein neuer Roman: „Ein Spieler, der gewinnt“, in 2 Bänden. — In deutscher Uebersetzung bei Gebrüder Révai in Budapest.

Dr. Friedrich Friedrich, der Vorsitzende des Deutschen Schriftstellerverbandes, beleuchtet in einem schneidigen, wolmotivirten Artikel: „Sachverständige“ das Verfahren des Deutschen Bundesrats, bei den Verhandlungen über den Abschluss einer neuen Literarkonvention zwischen Deutschland und Frankreich von der Existenz der interessirten deutschen

Korporationen gar keine Notiz zu nehmen, sondern sich mit den Gutachten einiger Privatleute zu begnügen. Zum Glück muss jeder Vertrag durch den Reichstag genehmigt werden und bei der Gelegenheit werden hoffentlich die Beteiligten ihre Stimme rechtzeitig und nachdrücklich geltend machen.

Einer der neuesten Bände der Schottländerschen (Breslau) „Drei-Mark-Bibliothek" ist von Laube und enthält zwei Novellen: „Die kleine Prinzessin" und „Blond muss sie sein". Voran geht Laubes Bildnis.

Von Eduard Engels „Geschichte der englischen Literatur" ist die II. Lieferung erschienen, enthaltend: Schluss des Kapitels über Chaucer; — Zeitgenossen Chaucers in England und Schottland; — Die Sonettistenschule; — Das altenglische Volksdrama. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Von Th. Stromer erscheint ein für Spanienreisende sehr nützliches Buch: „Viaje per España", ein Sprachführer für Deutsche, der nur die wichtigen Redensarten, diese aber nicht in Schulspanisch, sondern in idiomatischem Spanisch enthält und jedem aufs Beste zu Reisezwecken empfohlen werden darf. Die Mitarbeiterschaft eines gebornen Spaniers (Don Santiago Espino) sorgte dafür, dass sich keine Germanismen einschlichen. — Berlin, F. A. Herbig.

Eine zwei Bände starke illustrirte Auswahl der Meisterwerke slavischer Dichtkunst bereitet Hermann Roskoschny, Herausgeber von „Russland, Land und Leute", vor, die bei gleicher Ausstattung wie letzteres enthalten werden: I. Band: Die Dichterfürsten der Russen (zugleich als Beilage zu dem erwähnten Werk über Russland). — Der 2. Band soll eine Auswahl der Literatur der West- wie Nordslaven bringen.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.
(Mit Auswahl.)

Arabischer Dragoman. Grammatik, Wörterbuch, Redestücke der neu-arabischen Sprache. Ein Handbuch für Reisende in Aegypten, Palästina und Syrien sowie für Studirende der arabischen Sprache. Von Dr. Philipp Wolff. III. gänzlich umgearbeitete Auflage. — Leipzig, F. A. Brockhaus.

G. Barbèra: Memorie di un editore. Publicate dai figli. — Firenze, G. Barbèra. 5 L.

Baumgarten: Eine deutsche Reveille zum Lutherfest am 10. November 1883. Abdruck aus dem Evang. Kirchl. Anzeiger für Berlin. — Ludwigslust und Rostock, Carl Hinstorff. 0,80 M.

Emile Bergerat: Le Faublas malgré lui. — Paris, Ollendorff. 3,50 fr.

A. Bisset: A short history of the English Parliament. II. Band. — London, Williams & Norgate. 3½ sh.

Honoré Bonhomme: Grandes dames et pécheresses. Etudes d'histoire et de mœurs au XVIIIe siècle. — Paris, Charavay. 3,50 fr.

D. Bonnefon: Les écrivains célèbres de la Grèce. — Paris, Fischbacher. 3,50 fr.

A. Bougeault: Etude sur l'état mental de J. J. Rousseau. — Paris, Plon. 2 fr.

J. U. Brocklehurst: Mexico to-day. — London, Murray. 21 sh.

Robert Browning: Jocoseria. — London, Smith, Elder & Co. 5 sh.

Victor Cherbuliez: La ferme du choquard. — Paris, Hachette. 3,50 fr.

Ernest Daudet: La caissière. — Paris, Dentu. 3 fr.

José Echegaray: Die Frau des Rächers. Drama in 3 Akten. Nach dem Spanischen von Johannes Fastenrath. — Wien, L. Rosner.

Jules de Glouvet: La famille Bourgeois. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

Ludovic Halévy: Criquette. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England. 1723—1727. Mit Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Hirzel. Anhang: Ein bisher unbekanntes Gedicht Hallers aus dem Jahre 1721. — Leipzig, S. Hirzel.

J. Hatton and M. Harvey: Newfoundland, the oldest British colony. — London, Chapman & Hall. 18 sh.

W. D. Howells: The undiscovered country. — Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 1,60 M.

C. Humbert: Deutschlands Urteil über Molière. — Oppeln, E. Franck. 6,50 M.

Paul Hunfalvy: Vámberys Ursprung der Magyaren. — Teschen, Prochaska.

Maurus Jókai: Ein Spieler, der gewinnt. Roman in 2 Bänden. — Budapest, Révai. 6 M.

H. Joly: Psychologie des grands hommes. — Paris, Hachette & Cie. 3,50 fr.

Rudolf Kleinpaul: Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna. Mit 368 Illustrationen. — Leipzig, Schmidt & Günther. 35. Liefrg. 1 M.

C. R. Low: General Lord Wolseley. — London, Bentley & Sons. 6 sh.

Georges Ohnet: La Comtesse Sarah. — Paris, Ollendorff. 3,50 fr.

Anton Oelzelt-Newin: Die Unlösbarkeit der ethischen Probleme. — Wien, Wilh. Braumüller.

Rätselbuch. Enthaltend 760 der verschiedenartigsten Rätsel. Zum Gebrauch in Schule und Haus gesammelt und geordnet von Rudolf Matz. — Leipzig, G. Laudien. 1,20 M.

E. Renan: Le judaïsme comme race et comme religion. — Paris, C. Lévy. 1 fr.

Hermann Roskoschny: Russland, Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben. — Leipzig, Gressner & Schramm. I. Band, Liefrg. 8/9. à 1 M.

Cristoforo Ruggieri: L'Ultimo degli Hohenstaufen. Drama in 5 atti in versi. Con note storiche. — Ragusa, Tipi Piccitto & Antaci. 3 L.

Gustav Spiethoff: Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftsteller-Elend. — Düsseldorf, F. Bagel. 1,80 M.

Paul Stapfer: Les tragédies romaines de Shakespeare. — Paris, Fischbacher. 3,50 fr.

The Statesman's Yearbook for 1883. — London, Macmillan. 10½ sh.

J. A. Symonds: Italian byways. — London, Smith, Elder & Co. 10½ sh.

Die Großherzoge von Toscana. Secundo-Genitur des Kaiserhauses Habsburg-Lothringen. Separatabdruck aus C. von Wurzbachs biographischem Lexikon des Kaisertums Oesterreich. XLVI. Band. Mit einer Stammtafel (Wien 1883. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei). — Salzburg, H. Dieter (als Verleger).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Zur Feststellung der Einnahmen für das Verbandshalbjahr 1882/83.

Wir bringen im Nachstehenden das alphabetische Verzeichnis derjenigen zahlungspflichtigen Verbandsmitglieder, die im Verbandshalbjahre vom 1. Okt. 1882 bis 1. April 1883 ihren Verbindlichkeiten gegen die Verbandskasse genügt haben. Diejenigen Mitglieder, deren Namen in der hier folgenden Liste *cursiv* gedruckt sind, wurden erst mit dem Beginn oder innerhalb des Verbandshalbjahres vom 1. Okt. 1882 bis 1. April 1883 Mitglieder und haben demgemäß außer ihrem Beitrag das vorgeschriebene **Eintrittsgeld** (M. 5—) entrichtet. Das Zeichen * vor dem Namen bedeutet: „nach erfolgter Zahlung ausgetreten"; das Zeichen † bedeutet: „nach erfolgter Zahlung verstorben".

Verzeichnis.

1 **Ludwig Anzengruber,** Wien.
2 **H. von Basedow,** Dessau.
3 **Rudolf Baumbach,** Triest.
4 **von Beaulieu-Marconnay,** Freiburg.
5 ***Adolf Beck,*** *Salzburg.*
6 **August Becker,** Eisenach.
7 **Werner Bergmann,** Hannover.
8 **Philipp Berke,** Darmstadt.
9 **Frl. Clara Biller,** Leipzig.
10 **Moritz Blanckarts,** Stuttgart.
11 **Karl Bleibtreu,** Charlottenburg.
12 **Karl Blind,** London.
13 **Victor Blüthgen,** Freienwalde.
14 **Oscar Blumenthal,** Berlin.
*15 **Arnold Bodeck,** Berlin.

16 **Friedrich von Bodenstedt,** Wiesbaden.
17 **Heinrich Böhnke-Reich,** Reudnitz.
18 **Theophil Bösl,** München.
19 Frl. **Clementine Böttger,** Dornholzhausen bei Homburg.
20 **P. von Bojanowsky,** Weimar.
21 **Edwin Bormann,** Leipzig.
22 Silvia Brand, Dresden.
23 Moritz Brasch, Leipzig.
24 Karl Braun, Leipzig.
25 Caroline Bruch-Sinn, Währing b. Wien.
26 Frl. Ida von Brun, Dresden.
27 **Ferdinand Brunold,** Joachimsthal.
*28 **Georg Büchmann,** Berlin.
29 **Alexander Büchner,** Caen.
30 *Ludwig Büchner, Darmstadt.*
31 **Wilhelm Buchholz,** München.
32 **Otto Buchwald,** Fürstenwalde.
33 **Rudolf** Bunge, Köthen.
34 **Robert** Byr, Bregenz.
35 **Wilhelm** Capilleri, Wien.
36 **Paulus** Cassel, Berlin.
37 **Emil Cohnfeld,** Berlin.
38 **Julius Conrad,** Berlin.
39 **M. G. Conrad,** München.
40 *Anna Conwentz, Danzig.*
41 **Carl Graf Coronini,** Görz.
42 **Otto von Corvin,** Leipzig.
43 **von Criegern-Thumitz,** Dresden.
44 **Paul Dehn,** Wien.
45 **A. K. von Derschau** (Egbert Carlssen), Dresden.
46 *Meta Dieckhoff, Köln.*
47 **Rudolf Dielitz,** Pillnitz.
48 **Gustav Diercks,** Dresden.
49 **Freiin Emmy von Dincklage,** Lingen.
50 **Rudolf Döhn,** Dresden.
51 **Eduard Duboc,** (Rob. Waldmüller), Dresden.
52 Frl. **Helene von Düring,** Berlin.
53 **Albert Dulk,** Untertürkheim.
54 **Ernst Eckstein,** Leipzig.
55 **Bernhard Endrulat,** Wetzlar.
56 **Eduard Engel,** Berlin.
57 **P. T. Falk,** Reval in Russland.
58 **Emil Faller,** Zofingen in Aargau.
59 **Johannes Fastenrath,** Köln.
60 **Joseph Feller,** Chemnitz.
†61 **Friedrich Fieber,** Wien.
62 Philipp Fiedler, Leipzig.
63 Fr. Fittien, Marburg.
64 Alexander Flamant, Dresden.
65 Theodor Fontane, Berlin.
66 Frau **Anna Forstenheim,** Wien.
67 **Albert Fränkel,** Leipzig.
68 Frau **Ulla Frank,** Berlin.
69 **Karl Emil Franzos,** Wien.
70 **Karl Frenzel,** Berlin.
71 *Gustav Freytag, Wiesbaden.*
72 *Fr. W. Fricke, Wiesbaden.*
73 **Alfred Friedmann,** Wien.
74 **Friedrich Friedrich,** Leipzig.
75 **Wilhelm Friedrich,** Leipzig.
76 **Hermann Friedrichs,** Zürich-Fluntern.
77 **E. Friese,** Dresden.
78 **Karl Fulda,** Cassel.
79 Frl. **Valeska von Gallwitz,** Breslau.
80 **Theodor Gampe,** Dresden.
81 **Wilhelm Genast,** Weimar.
82 **Adolf Gerstmann,** Berlin.
83 *Karl Gille, Jena.*
84 **P. Gisbert,** Berlin.
85 **Adolf Glaser,** Berlin.
†86 **Rich. Glass,** Altenburg.
87 Frl. Auguste Götze, Dresden.
88 **E. von** Goldberg, Wiesbaden.
89 **Richard** Gosche, Halle.
*90 **Hermann** Grieben, Köln.
91 **Eduard Grisebach,** St. Petersburg.
92 **Ferdinand Gross,** Wien.
93 **Julius Grosse,** Weimar.
94 **Julius Grosser,** Berlin.
95 **Siegmund Haber,** Berlin.
96 **Gotthelf Hähler,** Dresden.
97 *Frau Alwine Hagen-Torn, Dresden.*
98 **Werner Hahn,** Potsdam.
99 Frau **Margarethe Halm,** Graz.
100 **Harbert Harberts,** Hamburg.
101 **Heinrich Hart,** Münster i. W.
102 **Julius Hart,** Münster i. W.
103 *Hermann Heiberg, Berlin.*
104 **Paul Heinze,** Dresden.
105 **Friedrich Helbig,** Gera.
106 **Friedrich von Hellwald,** Stuttgart.
107 **Wilhelm Henzen,** Leipzig.
108 **Hans Herrig,** Berlin.
109 **Max Herz,** St. Petersburg.
110 **Paul Heyse,** München.
111 **Hildebrandt-Strehlen,** Freiburg a/U.
112 **Franz Hirsch,** Leipzig.
113 **Hermann Hölty,** Hannover.
114 **Friedrich Hofmann,** Leipzig.
115 Frau **Elise von Hohenhausen,** Berlin.
116 **Fr. Holtschmidt,** Braunschweig.
117 **Hans Hopfen,** Berlin.
118 **Ernst Otto Hopp,** Berlin.
119 *Fr. Winkel Horn, Kopenhagen.*
120 Frl **Gertrud von Hoven,** Mittel-Röhrsdorf.
121 **Johannes Hüll,** Amalienburg.
122 *Frau Sarah Hutzler, Berlin.*
123 **Hermann Jäger,** Eisenach.
124 **H. E. Jahn,** Leipzig.
125 **H. von Januszkiewicz,** Stettin.
126 **Alexander Jung,** Königsberg.
127 **Oscar Justinus,** Berlin.
128 **Woldemar Kaden,** Neapel.
129 **Max Kalbeck,** Wien.
*130 **Isidor Kalisch,** Newark.
131 **L. Kaufmann,** Budapest.
132 Frau **Agnes Kayser-Langerhanns,** Dresden.
133 *Hugo Kegel (Köhler), Altenburg.*
134 **Karl Kehrbach,** Leipzig.
135 **Robert Keil,** Weimar.
136 **Otto Kemmer,** Solingen.
137 *Hedwig Kiesekamp, Münster.*
138 **Wolfgang Kirchbach,** München.
139 **Alfred Klar,** Prag.
140 **Rudolf Kleinpaul,** Gohlis.
141 **Hermann Kletke,** Berlin.
142 **Hugo Knoblauch,** Berlin.
143 *Sylvio Köhler, Alsleben.*
144 **Ewald August König,** Köln.
145 **Leopold Kompert,** Wien.
146 **Franz Koppel-Ellfeld,** Desden.
147 **Alexander Kraus,** Florenz.
148 *Friedrich Krauss, Wien.*
149 Frau **Mite Kremnitz,** Bukarest.
150 **Max Kretzer,** Berlin.
151 **Gotthold Kreyenberg,** Iserlohn.
152 **Heinrich Kruse,** Berlin.
153 **Gustav Kühne,** Dresden.
154 **Josef Kürschner,** Stuttgart.
155 **Wilhelm Kunze,** Salder.
156 **Hugo von Kupffer,** Berlin.
157 **G. Länglu,** Karlsruhe.
158 **August Lammers,** Bremen.
159 **Heinrich Landesmann** (Lorm), Dresden.
160 **Isidor Landau,** Frankfurt a. M.
161 **Max Lange,** Leipzig.
162 **Philipp Lange** (Gahlen), Potsdam.
163 **Adolf L'Arronge,** Berlin.
164 **Eduard Lasker,** Berlin.
165 **Heinrich Laube,** Wien.
166 **Moritz Lazarus,** Berlin.
167 **Otto von Leixner,** Berlin.
168 **Fritz Lemmermeyer,** Wien.
169 Frau **A. Leschivo** (Fahrig), Leipzig.
170 **Hermann Lessing,** Berlin.
171 Baronin **Anna Létang,** Ath in Belgien.
172 **Arthur Levysohn,** Berlin.
173 **Edmund Lichtenstein,** Köln.
174 **C. F. Liebetreu,** Berlin.
175 **Paul Lindau,** Berlin.
176 **Anna Löhn-Siegel, Dresden.**
177 **August Freiherr von Loën,** Weimar.
178 **Eugen Löwen,** Berlin.
179 **Rudolf Löwenstein,** Berlin.
180 **Wilhelm Löwenthal,** Berlin.
181 **Julius Lohmeyer,** Berlin.
182 **Ernst Lohwag,** Wien.
183 **Ferdinand Lotheisen,** Wien.
184 **Richard Mahrenholtz,** Halle.
185 **Richard von Meerheimb,** Dresden.
186 **Alfred Meissner,** Bregenz.
187 *Bruno Mertelmeyer, Berlin.*
188 **Konrad Ferdinand Meyer,** Kilchberg.
189 **Meyer von Waldeck,** Heidelberg.
190 **Stephan Milow,** Görz.
191 **Balduin Möllhausen,** Potsdam.
192 **Gustav von Moser,** Holzkirch.
193 **Paul Nerrlich,** Berlin.
194 **J. Neumann,** Berlin.
195 **Ludwig Nohl,** Heidelberg.
196 **Max Nordau,** Paris.
197 **Johannes Nordmann,** Wien.
198 **Richard Oberländer,** Leipzig.
199 **Anton Ohorn,** Chemnitz.
200 *Freiherr von Ompteda, Wiesbaden.*
201 **Adolf Palm,** Stuttgart.
202 **Theodor Hermann Pantenius,** Leipzig.
203 **Ernst Pasqué,** Zwingenberg.
204 **Emil Peschel,** Dresden.
205 **Heinrich Pfeil,** Leipzig.
206 Frau **H. Pichler,** Osnabrück.
207 **J. C. Poestion,** Wien.
208 *Julius Pollaczek, Hamburg.*
209 **Hermann Presber,** Frankfurt a. M.
210 Frau **Henriette Preuss-Laudien,** Strasburg in Westpreußen.
211 **Konrad von Prittwitz-Gaffron,** Hennersdorf.
212 **Johannes Prölss,** Frankfurt a. M.
213 **Robert Prölss,** Dresden.
214 **Adolf Prowe,** Thorn.
215 **Wilhelm Raabe,** Braunschweig.
216 **G. Rawald,** Freiburg a. d. Unstrut.
217 **Oscar Freiherr von Redwitz,** Meran i. T.
218 **Moritz von Reichenbach,** (Frau Gräfin Bethusy-Huc), Deschowitz.
219 *Carl Reissner, Leipzig.*
220 Dr. **Rethwisch,** Berlin.
221 **Hermann Riegel,** Braunschweig.
222 **Julius Riffert,** Leipzig.
223 **Max Ring,** Berlin.
224 **Emil Rittershaus,** Barmen.
225 **M. Rittinghausen,** Köln.
*226 **Franz Rittweger,** Frankfurt a. M.
227 *Roderich Rode, Berlin.*
228 **Friedrich Röber,** Elberfeld.
229 **Robert Rössler,** Sprottau.
230 **Walther Rogge,** Wien.
231 **Gerhard Rohlfs,** Weimar.
232 **Otto Roquette,** Darmstadt.
233 **Alexander Rosen,** Wien.
234 *Frl. Martha Rumbauer, Berlin.*
235 **Karl Russ,** Berlin.
236 **Ludwig Salomon,** Elberfeld.
237 **Daniel Sanders,** Alt-Strelitz.
238 **Karl Marquardt Sauer,** Triest.
239 **V. K. Schembera,** Wien.
240 **Ernst Scherenberg,** Elberfeld.
241 **F. Schifkorn,** Graz.
242 **Friedrich Schlögl,** Wien.
243 **Carl Schmelzer,** Hamm.
244 **E. Schmelzkopf,** Braunschweig.
245 **Ferdinand Schmidt,** Berlin.
246 **Maximilian Schmidt,** München.
247 **Richard Schmidt-Cabanis,** Berlin.
248 Frau **Lina Schneider,** Köln.
249 **Hugo Schramm-Macdonald,** Dresden.
250 **E. Schulte,** Fürstenwalde.
251 **Karl Schultes,** Wiesbaden.
252 **Karl Schulz,** Halle.
253 **Gustav Schumann,** Leipzig.
254 **Paul Schumann,** Dresden.

255 **E. von Schwartz,** Wien.
256 **Robert Schweichel,** Berlin.
257 **Heinrich Schwerdt,** Waltershausen.
258 **O. S. Seemann,** Dresden.
259 **Theodor Seemann,** Dresden.
260 **A. W. Sellin,** Leipzig.
261 **Bernh. Seuberlich,** Leipzig.
262 **Otto Sievers,** Braunschweig.
263 **Frau Emma Simon** (Vely), Herzberg.
264 *R. Spaltehol z, Dresden.*
265 **Friedrich Spielhagen,** Berlin.
266 *C. Spielmann (Kerkow), Friedland in Meklenburg.*
267 **Bernhard Stavenow,** Görlitz.
268 **Joseph Steinbach,** Coblenz.
269 **Heinrich Steinitz,** Berlin.
270 **Karl Stelter,** Elberfeld.
271 **Adolf Stern,** Dresden.
272 **Julius Stettenheim,** Berlin.
273 **Karl Stieler,** München.
274 **Julius Stinde,** Berlin.
275 **Helene Stöki,** Wiener Neustadt.
276 **Adolf Streckfuss,** Berlin.
277 **Arthur von Studnitz,** Dresden.
278 **Baronin Suttner,** Tiflis.
279 **Julie Thenen,** Wien.
280 **Hermann Tischler,** Leipzig.
281 **Albert Träger,** Nordhausen.
282 **Franz Trautmann,** München.
283 **Hermann Trescher,** Berlin.
284 **Friedrich Gustav Triesch,** Wien.
285 **Max Vogler,** Lunzenau.
286 **R. Volkmann** (Rich. Leander), Halle.
287 *Richard Voss, Berchtesgaden.*
288 **Hans Wachenhusen,** Wiesbaden.
289 **Bernhard Wagner,** Kiel.
†290 **A. von Wald,** Surasch.
*291 **Ernst von Waldow** (Lodoiska von Blum), Wien.
292 **Karl Wartenburg,** Gera.
293 **Ernst von Weber,** Dresden.
294 **Gustav Weck,** Reichenbach in Schl.
295 **F. O. Weddigen,** Hamm.
296 **Feodor Wehl,** Stuttgart.
297 **Julian Weiss,** Budapest.
298 **M. von Weissenthurn,** Wien.
299 **Gotthilf Weissstein,** Berlin.
300 Frl. **Elisabeth Werner** (E. Bürstenbinder), Berlin.
301 **Ernst Wichert,** Königsberg.
302 *Ernst von Wildenbruch, Berlin.*
303 *Kurt Freiherr von Witzleben, Connewitz.*
304 **Ferdinand von Witzleben-Wendelstein,** Dresden.
305 **Bruno Wohlfahrt,** Altenburg.
306 **Julius Wolff,** Berlin.
307 **Ernst Freiherr von Wolzogen,** Berlin.
308 **Anna Wünn,** Dresden.
309 **Constantin von Wurzbach,** Berchtesgaden.
310 **von Zedtwitz** (E. von Wald), Halberstadt.
311 **Ernst Ziel,** Leipzig.
312 **Ludwig Ziemssen,** Berlin.
313 **Konrad Zitelmann,** Stettin.
314 **Julius Zöllner,** Leipzig.

Die übrigen hier nicht aufgeführten Verbandsmitglieder (9 an der Zahl) sind ihren Verbindlichkeiten gegen die Verbandskasse *nicht* nachgekommen und haben somit, den Bestimmungen des Statuts zufolge, ihre Mitgliedschaft und alle damit verbundenen Rechtsansprüche verloren. Zwei dieser neun Mitglieder waren nach Beginn des vom 1. Oktober 1882 bis zum 1. April 1883 laufenden Verbandshalbjahres neu eingetreten, haben jedoch weder das Eintrittsgeld noch den Mitgliedsbeitrag entrichtet.

Außerhalb dieser Verhältnisse steht Herr **Karl Knortz** in New-York, der als korrespondirendes Mitglied Beiträge überhaupt nicht zu leisten hat.

Die Einnahmen der Verbandskasse beziffern sich sonach wie folgt:

314 Mitgliedsbeiträge	à 7,50 M. =	M. 2355.—
26 Eintrittsgelder	à 5 „ =	„ 130.—
	zusammen	M. 2485.—
Hierzu kommt der zu Anfang des Verbandshalbjahrs vorhandene Kassenbestand von . .		M. 980.42.
dergestalt, dass also für das nunmehr abgeschlossene Verbandshalbjahr vom 1. Oktober 1882 bis 1. April 1883 die Summe von . . .		M. **3465.42**

— in Buchstaben Dreitausendvierhundertundfünfundsechzig Mark zweiundvierzig Pfennigen — zu verrechnen ist.

Den genauen Ausgabebericht wird unser Schatzmeister demnächst an dieser Stelle veröffentlichen.

Nach erfolgter Zahlung ausgetreten sind also — um dies hier übersichtlich zusammenzustellen — die in der vorstehenden Liste mit einem * vor ihrem Namen bezeichneten sechs Mitglieder, nämlich:

1) No. 15. Arnold Bodeck, Berlin.
2) „ 28. Georg Büchmann, Berlin.
3) „ 90. Hermann Grieben, Köln.
4) „ 130. Isidor Kalisch, Newark.
5) „ 226. Franz Rittweger, Frankfurt a. M.
6) „ 291. Ernst von Waldow (Lodoiska von Blum), Wien.

Innerhalb des Verbandshalbjahres verstarben **fünf** Mitglieder, nämlich außer den in der vorstehenden Liste verzeichneten dreien (Friedrich Fieber, Wien, Richard Glass, Altenburg, A. v. Wald, Surasch) die nachverzeichneten zwei Mitglieder:

1) Wilhelm Kentzler, Berlin.
2) Stephan Gätschenberger, Budapest.

Der Vorstand ersuchte und ermächtigte den Schatzmeister, von der Erhebung des noch nicht entrichteten halbjährigen Beitrags von den Erben der gedachten zwei Mitglieder Abstand zu nehmen.

Das Mitglied Herr **E. Matthiesen** in Dorpat hatte bereits zu Anfang des Geschäftshalbjahrs seinen Austritt gemeldet, was irrthümlicher Weise bei Publikation der letzten Liste übersehen wurde.

Inzwischen ist für das mit dem 1. April 1883 beginnende neue Verbandsjahr eine Reihe von Anmeldungen, resp. Aufnahmen erfolgt, über die wir demnächst Mitteilung machen werden.

Leipzig, den 31. März 1883.

Der Vorstand des Allg. Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Der Vorsitzende: **Friedrich Friedrich.** Der Schriftführer: **Franz Hirsch.** Der Schatzmeister **Ernst Eckstein.**

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 28. April 1883. | Nr. 17.

Inhalt:

Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich.

Herausgegeben von Karl Emil Franzos.

Leipzig 1883, Breitkopf & Härtel.

Wenn wir scharf ins Getriebe der Zeit hineinblicken, dem Jagen und Hasten unserer raschlebenden Generationen, dem Kochen und Gähren unserer Gesellschaftskreise zuschauen, so geschieht es leicht, dass uns der Unmut erfasst ob der brausenden Unruhe, der Unmut und fast eine Art von Bangen. Wohin wollt ihr denn, rastlose Geister? Zum Tode kommt ihr gewiss immer noch früh genug. In solchen Momenten, wo Dampf und Rauch, Glast und Glut die Atmosphäre einhüllen und auch unsre Geister, mag etwa der Ausspruch getan werden: prosaisches Zeitalter, rechnend spekulatives Geschlecht, das kein Ideal und keine Poesie mehr hat und — nicht mehr träumt! — Und doch ist diese Auffassung unserer Tage falsch; die Poesie ist zum Glück nicht ausgestorben, stirbt überhaupt nicht; ist sie ja als Göttin unsterblich! Wir werden eines andern belehrt, sobald wir von den unliebsamen Tageserscheinungen weg, über sie hinausblicken, in weite Kreise und anregende Verhältnisse hinein. Es ist noch genug der Poesie da; es sind noch genug ihrer Priester; auch da pulsirt volles Leben, ihr müsst es nur nicht suchen im Touristenstrom und nicht an der Wechselbude. Wer zweifeln wollte, den verweise ich auf das aus bisher ungedruckten Originalbeiträgen zusammengestellte reich und fein ausgestattete „Deutsche Dichterbuch aus Oesterreich". Konnte doch der Bearbeiter, nachdem er in längerem Vorworte den Standpunkt fixirt, über Zweck und Haltung klar sich ausgesprochen, ein eng gedrucktes Autorenregister folgen lassen, das mit seinen relativ recht kurzen biographischen Angaben volle 18 Seiten fasst und nicht weniger als 99 Dichter nennt, worunter eine nicht geringe Zahl neuer Namen. — Die Poesie ist nicht am Aussterben, sicherlich nicht!

Seit vor etlichen Jahren Maximilian Bern eine Auswahl „Deutscher Lyriker seit Goethes Tod" getroffen, so schlicht wie nur möglich, aber höchst reichhaltig, eine sehr große Zahl von Namen umfassend, ist auch auf diesem Gebiete die Bewegung nicht stillgestanden; rüstig geht es vorwärts. Nur einige Beweise. Während Bern mit seinem handlichen, in Taschenformat gehaltenen Buch, das zu fabelhaft billigem Preise zu haben ist, auf eine außergewöhnliche Massenverbreitung abzielte und seine Ausgabe auf diesen Zweck berechnete, haben andere sich verschieden verhalten. Ferdinand Avenarius bringt 1882 eine mit biographisch-bibliographischen Notizen versehene Anthologie unter dem Titel „Deutsche Lyriker der Gegenwart (seit 1850)". Es ist ein reich ausgestatteter Prachtband, der sich auf eine bedeutend kleinere Anzahl von Namen beschränkt. — Ernst Heller hat unter dem Titel „Sänger aus Helvetiens Gauen" aus Originalbeiträgen ein Album deutsch-schweizerischer Dichtungen zusammengestellt. Es ist dasselbe zuerst 1880 erschienen, wie M. Berns Sammlung ohne einleitende Noten, aber gänzlich von jener verschieden in der äußeren Anlage, ein mit allem Aufwand ästhetischer Ausstattung hergestellter Prachtband, der aus einem sehr bekannten und sehr prosaischen Grunde nicht auf weite Verbreitung berechnet sein konnte. Nach der Auswahl erweitert und

beschränkt und diesmal mit biographischen Notizen versehen, ist derselbe Band zwei Jahre darauf in viel einfacherer, immer noch gefälliger Form ausgegeben worden, welche auch da passen mag, wo jener kostbare Band schwer oder nicht zugänglich war. — Und nicht nach Zeit und Land allein hat man gewählt und gesammelt; die Aufgabe ist auch aus andern Gesichtspunkten gefasst worden; so hat die geistreiche und tätige Eufemia Gräfin Ballestrem nach echt weiblicher Art eine Sammlung von Blumengedichten angelegt.

Mit Bedauern sei eines stecken gebliebenen Unternehmens gedacht; es ist das größtangelegte von allen. Franz Brümmer, Herausgeber des „Deutschen Dichter-Lexikons", hat einen „Hausschatz deutscher Lyrik seit 1849" zu ediren begonnen, scheint aber an dem Verleger gescheitert zu sein.

Exempels wegen mag es an den genannten Arbeiten genug sein.

Die Hauptgesichtspunkte, von denen Franzos bei der Anlage seines Buches ausging, bespricht er im Vorwort; der springende Punkt liegt schon in der Betonung des ersten Titelwortes, also „Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich." Die Aeußerungen des deutschen Geistes in diesem Lande vor und nach 1866, also dem einschneidenden Prager Frieden, welcher das politische Band mit den Deutschen vollends löste, womit auch das ohnehin schwache geistige Band voraussichtlich sich noch mehr lockern zu müssen schien, führen zu der auf den ersten Blick befremdenden Erscheinung, dass die politische Trennung eher das Gegenteil des Erwarteten, des von den Einen gehofften, von den Andern Gefürchteten bewirkte. Hören wir unsern Autor: „Es ist eine merkwürdige, bisher viel zu wenig gewürdigte Erscheinung, in welch' eigentümlicher Weise sich das deutsche Nationalgefühl und das Bewusstsein der geistigen Zusammengehörigkeit mit Deutschland innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle entwickelt hat. Jenes Gefühl regte sich — im Leben wie in der Literatur — schwach und spärlich, so lange die deutschen Kronländer noch offiziell zu Deutschland gehörten..." Darauf mochten diejenigen bauen, welche triumphirend verkündeten, dass es nun nach dem politischen Bruch vollends aus sei mit dem Deutschtum im Lande. Sie haben sich getäuscht; gerade nach 1866 ist es anders gekommen: „Nun musste," so verkündeten die Widersacher des deutschen Wesens in Oesterreich, „eine ‚echt' österreichische, ‚nur' österreichische Literatur erstehen, und um ihre Geburt nach Kräften zu beschleunigen und zu erleichtern, wurde sogar für diese nur- und echt-österreichische Literatur 1867 in einer Provinzhauptstadt ein eigenes Familienblatt ins Leben gerufen. Aber das Blatt ist längst tot; und jene Literatur, der es dienen sollte, nie geboren worden! Just das Gegenteil von dem, was die Einen befürchtet, die Andern erwartet, war eingetreten; nun das politische Band gelöst war, erstarkte das geistige mehr und mehr, ersichtlich, von Jahr zu Jahr. . . . Auch hier war das echte Gold einer Volksseele im Feuer der Bedrängnis klar geworden; die Deutschen in Oesterreich fühlten, dass sie bei fernerer Isolirung verloren seien, und handelten danach; in erster Reihe die Männer der Feder mochten sie dieselbe nun in Vers oder Prosa, für Buch oder Zeitung führen. Die Vorurteile sind hüben und drüben geschwunden." — In Summa lässt sich die Entwicklung seit 1866 so zusammenfassen: „Deutsch-Oesterreich war ehemals politisch eine deutsche Provinz, geistig aber ein selbständiges Nachbarreich mit nahe verwandten Elementen; heute nimmt es politisch diese letztere Stellung ein, während es, was sein geistiges Leben betrifft, als Provinz dem großen Reiche des deutschen Geistes eingefügt erscheint, und zwar als eine Provinz, deren sich das Reich wahrlich nicht zu schämen braucht."

Ueber das Entstehen der Sammlung, die prinzipiell nur Beiträge bringt, welche bisher ungedruckt waren (also wie Ernst Heller es für die Schweiz versuchte), erhalten wir folgende ganz interessante Aufschlüsse: Der Bearbeiter wandte sich um Beteiligung an 32 Dichter und Dichterinnen; annähernd alle erklärten ihre Bereitschaft; 55 von ihnen sind im Buche vertreten, ohne dass dem ästhetischen Prinzip Abbruch getan worden wäre: einzig aus Rücksicht für den Autor oder Autornamen dürfe kein Gedicht Aufnahme finden. Von den 59 Beteiligten waren ca. 1300 Beiträge eingegangen, worunter etwa 70 größere Dichtungen (Dramen und Epen, sowie Stücke aus solchen), der Rest Balladen, Lieder, Epigramme etc. Kurz, diese Masse allein hätte genügt, um eine ganze Reihe solcher Bände zu füllen, wie ihrer nun der Eine vorliegt, 338 Seiten Text in großem Format. Hinzu kamen aber zwei weitere Partien. Zunächst der ungedruckte Nachlass verstorbener Dichter; an Manuskripten solcher Art lagen dem Sammler 400 Nummern vor, von 31 Dichtern stammend. Ihrer 13 sind im Buche vertreten. Diese zwei Klassen ergeben sonach 68 Autornamen. — Nun die dritte Klasse: Dichter, welche sich nach erlangter Kenntnis dessen, was im Wurfe sei, ungerufen einstellten; bis jetzt noch unbekannte oder wenig bekannte Namen. Humoristisch bemerkt dazu unser Bearbeiter: „Das härteste Herz wird in Mitgefühl schmelzen, wenn ich sage, dass mir aus diesen Kreisen etwa 2500, schreibe zweitausendfünfhundert größere und kleinere Gedichte von 305 Poeten zugekommen sind. Zusammen fanden sich 394 Dichter mit 4200 Nummern ein, von denen an 100 mit 250 Beiträgen Aufnahme gefunden haben. Ich glaube wol aussprechen zu dürfen, dass eine solche Beteiligung an einem dichterischen Werke sowol nach der erfreulichen wie nach der erschreckenden Seite hin nicht bald vorgekommen sein dürfte." Das ist allerdings genug, genug auch zum Schrecken des Bearbeiters, wenn dieser eben, wie er schon aus Gewissenhaftigkeit soll, Alles lesen will, auch aus der letzten Gruppe; und das ist hier geschehen. Immerhin liegt in dieser fast überschwänglichen Bereitwilligkeit entschieden auch eine erfreuliche Seite, und sie sticht frappant ab gegen die Erfahrungen, die anderwärts schon gemacht worden sind, dass nämlich einem Unternehmen dieser Art von den Autoren selber nur böser Wille oder gar Widerstand und Anfeindung entgegengebracht wird, aus

Hochmut, Partikularitätssucht, Eifersüchtelei, Parteigeist und Tendenz.

Von großen Toten sind im Dichterbuch vertreten Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel, Karl Beck, Anastasius Grün, Friedrich Halm. Von Lebenden ersten Ranges unter andern Robert Hamerling, der mit drei höchst originellen Dichtungen die Sammlung eröffnet; Eduard von Bauernfeld, Alfred Meißner, Robert Byr, Hieronymus Lorm, P. K. Rosegger, der Bearbeiter der Sammlung selbst, das Buch mit einer Novelle in Versen schließend.

Es liegt wirklich viele und echte Poesie in dem Werke. Bloß beispielsweise sei auf wenige Nummern verwiesen, die durch charakteristische Besonderheiten hervorstechen. Unter den drei Stücken R. Hamerlings sind sehr markant: die humoristisch-epische Dichtung „Homunculus", welche mit lachender Laune in unser neuestes naturwissenschaftliches Experimentiren eingreift; dann die schon durch ihren Titel „Panther und Wölfin" auffallende Tragödie, Numidien und Rom im Kampf, ein Stück aus der Geschichte Jugurthas, jedenfalls noch nie in der Eigenart behandelt. Die längere, episch-idyllische Dichtung „Meister Gottfried" von Karl Beck, aus dem Leben eines schweizerischen Alpentals, gibt nebenbei ein Stück von selbständig philosophischer Weltanschauung. — Mehrfach überraschen die Stoffe, fremd anklingend, mehrere orientalisch, einzelne aus den von der heutigen Dichtung zur äußersten Seltenheit aufgegriffenen Anfängen des Christentums; aus diesen Gebieten klingt hie und da etwas an den heute sonst auch fast ganz verschollenen Legendenton an, ernst oder komisch. So z. B. figurirt unter den neuen Namen Marie Janitschek, deren Lied „Wer ist wie ich?!" wol kaum ein gleichartiges neben sich haben dürfte. Unter eben denselben Richard Kralik, dessen „Tarantella" gewiss auch ganz einzig dasteht. „Das Kornweib" von August Silberstein, „Des Künstlers Braut" von Eduard Mautner, „Frühlingsstürme" von Ada Christen, „Anahid" von Faust Pachtler sind überraschend gehaltene balladenartige Gestaltungen. Sehr schön ist Alfred Friedmanns „Schnee im August". — Ganz besonders sei noch auf sämtliche epische Dichtungen am Schluss verwiesen, deren einzelne auch höchst eigenartige Töne anschlagen, im Ernst und in der Laune.

Dass die politische Dichtung im Buche sich ziemlich stark vertreten findet, — keineswegs übermäßig — ist durchaus natürlich und stört in keiner Weise.

Es ist ein nach jeder Richtung treffliches Werk, dieses deutsch-österreichische Dichterbuch; alle notwendigen Kräfte, in unerwarteter Zahl eingerückt, haben zum Gelingen mitgewirkt; die Absicht lobenswert, die Auswahl mit jenem Geschmack gehalten, den eben nur der Dichter trifft, die Ausstattung fein, ohne ins übermäßig Kostbare zu verfallen. — Glück auf, auch in den österreichischen Landen ist die Poesie noch lebensfrisch!

Zürich.

J. J. Honegger.

Die Korrespondenz von George Sand.

George Sand: Correspondance. 4. Band.
Paris, 1883. Calmann Lévy. 3,50 fr.

Während der dritte Band von George Sands Korrespondenz sich fast ausschließlich mit den politischen Verhältnissen und der Stimmung in Frankreich vor und nach dem Staatsstreich beschäftigte, enthält der kürzlich erschienene vierte wieder überwiegend intimere Briefe und giebt interessante Einblicke in die literarische Tätigkeit und das Familienleben der ebenso unbarmherzig verleumdeten wie vielgefeierten Frau. Sogar diejenigen, die nicht ohne Vorurteil gegen sie das Buch zur Hand nehmen, werden nach der Lektüre eingestehen müssen, dass George Sand als Charakter, als Persönlichkeit, mindestens ebenso hoch steht wie als Dichterin. Für die Beurteilung ihrer Denk- und Handlungsweise bieten diese mit bezaubernder Natürlichkeit und Wärme geschriebenen Herzensergießungen ein wertvolleres Material als die Selbstbiographie, in welcher der Leser, wie bei allen Werken solcher Art, immer Lücken finden und geneigt sein wird, sie auf seine Weise auszufüllen. Das mitunter befremdende Gemisch von Ueberschwänglichkeit und kühler, verständiger Reflexion, dem man in vielen Sandschen Romanen begegnet, hatte seinen guten Grund: sie lebte in beständigem Zwiespalt zwischen dem Realismus des Alltaglebens und geträumten Idealen. So war sie, obgleich die Uneigennützigkeit selbst und eine echte Künstlerin in ihrer Art zu schaffen, doch genötigt, buchstäblich ums Geld zu schreiben; ihre großmütige Natur lud ihr viele Verpflichtungen auf, wie auch ihre Herzensgüte sie manchmal persönlich kompromittirte. Indessen hat sie niemals in den z. B. an Louis Napoleon nach dem Staatsstreich gerichteten Fürsprachebriefen zu Gunsten deportirter oder zum Tode verurteilter Parteigenossen die Würde ihrer Freunde oder ihre eigene Würde bloßgestellt; wenn sie, einem gewissen optimistischen Vertrauen in die menschliche Natur nachgebend, über den Prinz-Präsidenten eine zu günstige Meinung hegte, so kann man andererseits doch auch nicht behaupten, dass sie die politische Lage falsch beurteilte; sie hielt den zweiten Dezember für die verhängnisvolle Ahndung der begangenen politischen Fehler und suchte dem Unwiderruflichen die beste oder die am wenigsten schlimme Seite abzugewinnen; galt doch Louis Napoleon für einen eifrigen Förderer der sozialen Frage! Persönlich näher stand ihr freilich „der rote Prinz", Jérôme Bonaparte, welchem, rätselhaft genug, auch Victor Hugo in *L'histoire d'un crime* das Wort redet, obgleich sein daselbst geschildertes zweideutiges Gebahren doch eher zum Misstrauen Anlass geben musste. George Sand nahm den Bonapartes gegenüber die ganze Last der Dankbarkeit für bedingungslos bewilligte Begnadigungen auf sich. Sie schreibt unter anderem an Armand Barbès (S. 26—27):

J'ai fait rentrer ou sortir tant que j'ai pu: rentrer ceux que l'exil eût tués, sortir ceux qui en restant eussent été immolés. J'ai pu bien peu; je ne sais pas si on me le reproche, si quelques rigoristes le trouvent mauvais; ah! cela m'est bien

égal! Je ne méprise pas les hommes qui ne sont pas des héros ni des saints. Il me faudrait mépriser trop de gens, et moi-même, dont les entrailles ne peuvent pas s'endurcir au spectacle de la souffrance.

Eine politische Rolle zu spielen, war bei alledem nicht ihr Zweck, sie versuchte, Gutes zu wirken. Dass sie sich oft im Leben geirrt hat, können ihr nur Leute vorwerfen, die solchen Irrtümern nicht so leicht verfallen, weil sie wenig denken und wenig fühlen.

Was geradezu in Staunen versetzt, ist die fabelhafte Arbeitskraft dieser Frau, welche neben umfangreicher schriftstellerischer Tätigkeit stets Zeit fand, ihren Freunden Nachricht von sich zu geben, in ausführlichen Briefen aufs liebenswürdigste mit ihnen zu plaudern, Teil zu nehmen an ihren Freuden und Schmerzen, dabei noch beständig in Anspruch genommen durch Beantwortung der Zusendungen wildfremder Personen, welche sie um Rat und Unterstützung in literarischen und anderen Dingen baten; sie hatte mitunter weit über 100 Manuskripte liegen, die man ihr zumutete zu prüfen und unterzubringen! Das alles verhindert sie nicht, einer bei ihr dienenden Bäuerin Unterricht im Lesen und Schreiben zu erteilen, den sie umgebenden Kindern eine muntere Spielgefährtin zu sein und sich mit stets regem Interesse an der Natur, am Pflanzen- und Tierleben zu erfreuen. Aber diese liebevolle Teilnahme für ihre ganze Umgebung erklärt auch die Achtung und Liebe, welche ihr von denen, die sie näher kannten, dargebracht wurde, und deren sie bedurfte, um manchen herben Kummer in ihrem Leben zu verwinden. Niemand wird ohne tiefe Ergriffenheit lesen, was sie über den Tod ihrer frühverstorbenen Enkelin Jeanne Clésinger schreibt. Man begreift, dass ihr Mut oft zu sinken drohte, und wie ernst gemeint die Worte sind: „N'ayez pas peur de la mort: c'est un bien bon refuge, allez, et, quand on le comprend, le courage consiste à ne pas la désirer trop."

Von den in persönlicher wie literarischer Beziehung höchst interessanten Briefen an Jules Janin, Octave Feuillet, Alexandre Dumas fils etc. zitire ich nichts, hoffend, dass auch dieser Band der *Correspondance* bald in den Händen aller Leser sein wird, die zu George Sands Verehrern gehören, und dass diejenigen, die bisher dazu nicht gehört haben, sich beeilen werden, die außerordentliche Frau und Schriftstellerin in diesem durchweg wertvollen Buche nach Verdienst zu würdigen.

Berlin.

O. Heller.



Neue Dante-Studien.

Raffaello Fornaciari. Studi su Dante editi e inediti — L'Allegoria della Lucia — La Ruina — Il mito delle furie — Ulisse nella D. commedia — La Trilogia Dantesca.

Milano, 1883. Enrico Treviso.

Wäre für Deutschland der Ruf: „Goethe und kein Ende" ein berechtigter, so würde für Italien und die übrigen Kulturstaaten der Anspruch: „Dante und kein Ende" eine noch größere Berechtigung haben. Oft genug hat man den Faust und die göttliche Komödie neben einander gestellt; wenn sich an dem Dichter des Ersteren die Weissagung erfüllt, welche der Dichter der Letzteren an sich selbst erfahren hat:

Groß blieb sein Ruhm und eh' er ganz erstirbt,
Wird fünfmal dies Jahrhundert sich erneuen,
(Parad. IX, 39. 40)

dann wird die Goetheforschung ebensowenig ein Ende nehmen, als man heut und immer die Dantestudien als abgeschlossen betrachten kann. Denn darin liegt ja gerade die Bedeutung unsterblicher Dichtungen, dass jede Zeitepoche sie mit ihren besonderen Augen liest und die ihr eigentümlichen Gedanken in sie hineinträgt. Das Wort, dass die Männer anders den Terenz lesen, als die Knaben, gilt auch von den verschiedenen Jahrhunderten. In Italien hat man die Richtigkeit dieses Satzes immer erkannt; seit Boccaccio ist das Dantestudium in einer steigenden Entwickelung; es hat in keiner Periode ganz brach gelegen und ist in der „Italia una" wieder zu neuer Blüte gelangt, da das Zeitalter der nationalen Erhebung und Einigung die heißen Wünsche und Hoffnungen, welche dem großen Florentiner Patrioten vorschwebten, in einer dem 19. Jahrhundert passenden Weise verwirklicht zu haben glaubte. In Italien ist der Ruf „Dante und kein Ende" niemals erschollen; der Italiener lässt sich seine Freude, dass ihm ein großer von der ganzen Welt anerkannter Dichter beschieden ist, nicht durch kleinliche Quengeleien rauben; er erhebt sich an diesem Gefühl und schon sein Patriotismus lässt eine Schmälerung desselben nicht zu. Aber freilich der Danteforschung sind manche Klippen erspart, welche das Goethestudium nicht immer zu vermeiden versteht. Vermisst man auch mit Schmerz genauere Nachrichten über das Leben Dantes, so kennt man doch auch nicht seine Kammerdiener und Köchinnen und braucht sich auch nicht den Kopf zu zerbrechen und gelehrte Studien zu machen, was er an diesem und jenem Tage gegessen hat. Man kann keine Genealogien über irgend ein hübsches, aber unbedeutendes Mädchen anstellen, das der Poet einmal in übermütiger Laune in die Wangen gekniffen hat. Ja man beginnt jetzt sogar neben allem gelehrten Apparat über die politischen, philosophischen und theologischen Anschauungen aus den Zeiten der göttlichen Komödie diese lediglich aus sich selbst, höchstens noch unter Zuhülfenahme der anderen Schriften Dantes zu erklären, und wenn man die Frucht sieht, welche diese Methode auch in der am Eingang genannten Schrift trägt, so wird man finden, dass für das Publikum ein sehr geschmackvolles Verständniss

des Dichters gewonnen wird. Eben durch diese Methode, den Dichter aus sich selbst zu erklären, zeichnen sich die vorliegenden, unter einander in keinem Zusammenhang stehenden Aufsätze so sehr aus, dass sie berechtigt sind, die Aufmerksamkeit auch eines größeren Publikum zu beanspruchen. Es würde zu weit führen, hier noch einmal die verschiedenen Deutungen zu kennzeichnen, welche man der göttlichen Komödie unterlegt, denn es ist bekannt, dass die allegorische unbestritten eine selbständige Anerkennung für sich beansprucht und der Verfasser bemüht sich auch dieser nur eine besondere Seite abzugewinnen. Es hat einen eigenen Reiz, ihm in seinen Ausführungen zu folgen, die schmucklos und unvermerkt den Leser an ein Ziel bringen, welches ihn plötzlich eine ganz neue Auffassung erkennen lässt. Hier müssen wir uns bescheiden nur die Ergebnisse zu verzeichnen, zu welchen der Verfasser gelangt.

Maria selbst ist es bekanntlich, welche durch die h. Lucia Beatrice auffordern lässt, den Dichter Virgil zur Rettung des in den Irrsalen des Lebens befangenen Dante zu bewegen. Die himmlische Gnade wendet sich an die Theologie und diese ruft den heidnischen Philosophen für das Rettungswerk zu Hilfe. Die heilige Lucia, welche unter Diokletian den Märtyrertod erlitten, war bei allen ihren sonstigen hervorragenden Eigenschaften, doch gewiss nicht von solcher Bedeutung, um ihre Mitwirkung bei dem großen Werk ohne weiteres erklärlich zu finden. Unser Verfasser stellt den beiden Vertretern des kontemplativen Lebens — Maria und Beatrice — Virgil als philosophischen Dichter und Lucia als Sinnbild der irdischen Gerechtigkeit — die Repräsentanten des tätigen Lebens gegenüber und gelangt somit zu einer harmonischen Erklärung.

In jenem schönen, zu so großer Berühmtheit gelangten Gesange, in welchem die rührende Liebe Francescas von Rimini zu Paolo von Malatesta geschildert wird, bemerkt der Dichter, dass das Jammergeschrei der Verdammten am heftigsten wird, wenn sie an den Absturz (ruina) getrieben werden. Man hat diesem Absturz bisher keine Beachtung geschenkt; um so interessanter ist der Nachweis des Verfassers, dass wir es hier, wie im 12. Gesang der Hölle, mit dem Ueberbleibsel jener Erschütterung zu tun haben, in welche die Hölle bei dem Tode Christi geriet.

Eine sehr eingehende Studie widmet der Verfasser den Furien, welche die Dichter vor dem Eintritt in die eigentliche Höllenstadt bedrohen. Sie sind das Sinnbild des Neides, des Gegensatzes der Liebe und es soll ihnen Medusa als Symbol der weltlichen Lockungen zu Hilfe kommen, um die Dichter zu versteinern d. h. jede Liebe in ihnen zu vernichten. Dante wird von Virgil d. h. von der Philosophie durch Abwenden von dieser Gefahr behütet. Die Höllenstadt aber öffnet sich durch das Einschreiten eines Abgesandten Gottes. Bisher hielt man diesen für einen Engel, unser Verfasser aber weist in höchst geistvoller Weise nach, dass wir in ihm Christus selbst zu sehen haben, vor dem sich bereits einmal das Höllentor öffnete.

Die antiken Fabeln, welche uns Dante übermittelte, sind ohne Kenntnis der griechischen Schriftsteller berichtet, welche ja damals der abendländischen Welt noch nicht zugänglich waren. So kommt es, dass Odysseus bei Dante seinen Tod findet, als er über die Säulen des Herkules hinaus in das unbekannte Land segeln wollte. Der Verfasser unserer Studie sucht die Grundlagen für diese neue Auffassung in sehr eingehenden Untersuchungen zu ermitteln und gelangt zu dem Ergebnis, dass Ulysses als Repräsentant des menschlichen Geistes gilt, welcher die Geheimnisse der Gottheit erzwingen will, während deren Kenntnis nur den durch die göttliche Gnade und den Glauben Geleiteten vorbehalten ist.

Die letzte Untersuchung endlich bezieht sich auf den Zusammenhang und die Entstehungszeit der göttlichen Komödie, des Gastmahls (convito) und des neuen Lebens (Vita nuova).

Wir dürfen hoffen, für dieses Referat auch über den Kreis der Dantefreunde hinaus ein geneigtes Ohr zu finden. Durch den Ankauf der Zeichnungen des Sandro Boticelli aus der Hamilton-Sammlung ist in Deutschland und insbesondere in Berlin das Interesse für den Dichter der göttlichen Komödie wieder neu geweckt werden. Die Phantasie des Künstlers, die Kraft seiner Auffassung wird nur verstehen, wer sich auch mit dem Inhalt der Dichtung bekannt gemacht hat, und dann wird er es würdigen, dass uns andere Völker um den Ankauf eines solchen Werkes beneiden. Ist es aber auch ein hoher Reiz, dem kühnen Flug des Dichters nachzueilen, so werden wir Jeden als unseren Freund begrüßen, der uns durch seine Erläuterungen, sei es in Farbe, Stift oder Schrift zu solchem Tun befähigt.

Berlin.

Paul Imrath.



Bezahlte Claque im kaiserlichen Rom.

In größeren Theatern, namentlich Frankreichs, ist die Claque ein unumgänglicher Faktor des äußeren Erfolgs eines neuen Stückes. Victor Hugos kühner Versuch, am denkwürdigen Abend der ersten Aufführung seines Hernani über die bezahlte Claque sich hinwegzusetzen und einzig auf die treu ergebene Schaar seiner jugendlichen Anhänger sich zu stützen, ist ohne Nachahmung geblieben. Die „Ritter vom Kronleuchter“ stehen fest und ungefährdet da

Wie alt aber ihr Stammbaum ist, wissen die edlen Herren kaum. Sie ahnen nicht, dass ihre Vorfahren noch viel höher hinaufreichen als bis zum Zeitalter der Kreuzzüge. In der Tat treten die „Ritter vom Kronleuchter“ bereits zu einer Zeit auf, wo der Kronleuchter noch nicht erfunden war: der letzte Sprosse von Cäsars Stamm, der Komödiant auf dem Kaisertron, Nero ist der Begründer und Beschützer der ersten

festorganisirten Claque gewesen, die der Kunst ihre aufmunternde Tätigkeit zuwandte.

In Nero, sagt sein Biograph Suetonius, lebte eine leidenschaftliche Begier, sich zu verewigen und seinem Andenken eine immerwährende Dauer zu sichern. Die Sucht nach Aufsehen und äußerem Beifall ist ein Grundzug in seinem Charakter und bis zu seinem letzten Atemzuge das leitende Motiv aller seiner Handlungen gewesen. Wer sich irgendwie vor dem Publikum mit Beifall produzirte und dem Kaiser dadurch einen Teil der ausschließlich ihm gebührenden allgemeinen Aufmerksamkeit entzog, der war sein Rivale Man sagt ihm nach, er habe den Ballettänzer Paris aus Neid umbringen lassen, weil dieser ein Schoßkind des hauptstädtischen Publikums geworden, und unter den Gründen zur Ermordung des unglücklichen Britannicus wird auch angegeben, derselbe habe eine schönere Stimme gehabt als Nero.

Nero bildete sich ein, er sei ein geborener Künstler; er rühmte sich, die Musik auf eine vorher ungeahnte Stufe der Vollendung gebracht zu haben und starb mit den Worten: Qualis artifex pereo! Seine Stimme war nicht ausgiebig und klangvoll, — Sueton nennt sie exigua et fusca —, aber der Klang des kaiserlichen Namens sollte das fehlende Metall der Stimme ersetzen. Nach langen und mühevollen Vorstudien und Vorbereitungen, nach wiederholten Produktionen im engeren Zirkel wollte der jugendliche Kaiser auch vor ein größeres Publikum hintreten. Rom selbst zum Schauplatz eines ersten Debüt zu wählen, schien bedenklich, weil man dort an künstlerische Produktionen gewöhnt war. Darum wurde die halbgriechische Provinzialstadt Neapel dazu auserkoren, und der Enkel des Helden Germanicus trat im dortigen Stadttheater als Sänger auf.

Als Zeitpunkt seines Auftretens hatte der angehende Bühnenkünstler sich den großen Jahrmarkt gewählt, zu dem eine große Anzahl Fremder sich einzufinden pflegten. Das Schauspiel war so neu, dass der Beifall nicht ausbleiben konnte. Nero sang mehrere Tage hintereinander, ohne sich nur die Zeit zu gönnen, ruhig zu essen. Von den Beifallsarten hatte eine ihm besonders imponirt, die *modulatae laudationes* der Handelsleute aus Alexandrien, eine Art mehrstimmiger melodischer Hochrufe, wie sie unsere Liedertäfler heute noch bei feierlichen Gelegenheiten ertönen lassen Dies brachte Nero auf den Gedanken, sich ständig des Beifalls zu versichern und eine förmliche Claque zu organisiren.

Mit echt kaiserlicher Pracht wurde die ganze Sache eingerichtet. Das Claqueurkorps bestand aus fünftausend handfesten Burschen, — die Zahl klingt märchenhaft, ist aber durch den unbedingt zuverlässigen Sueton überliefert —, unter denen junge Leute ritterlichen Standes waren. Dieses Regiment wurde in verschiedene Abteilungen gesondert, von denen jede eine besondere Art des Beifalls einüben musste. Die leiseste Beifallsbezeichnung war das „Bienensummen", der sogenannten bombi; der nächste Grad war der „Hohlziegelton" (imbrices), wol ein gedämpftes Klatschen, welches wie das Prasseln des Regens auf Hohlziegeln klang; der lauteste Beifall endlich war der „Scherbenschall" (testae).

Bei den zahlreichen Produktionen des völlig zum Komödianten herabgesunkenen Cäsaren wirkte das Claqueurkorps mit; sie begleiteten auch ihren Herrn und Meister auf seiner großen Kunstreise nach Griechenland. Mit bitterem Hohne geißelt Juvenal die „Prostitution des kaiserlichen Ansehens." Natürlich errang der Virtuose Nero auch auf griechischem Boden unbestrittene Erfolge und kehrte mit Siegeskränzen und Künstlerruhm reich beladen nach Italien zurück — Wie ein griechischer Hieronike hielt er in Neapel, in seiner Geburtsstadt Antium und im Potsdam der römischen Kaiserszeit; in Albanum seinen Einzug. In Rom vollends zog er auf dem nämlichen Triumphwagen ein, dessen sein ruhmreicher Ahnherr Augustus sich bedient hatte; als Trophäen wurden die zahlreichen Siegeskränze, Tafeln mit den Namen besiegter Rivalen, den Stücken, in denen Nero die Palme errungen, und der von ihm gegebenen Rollen vorangetragen. Um den siegreichen Imperator vollends zu parodiren, schritten in Ermangelung der jubelnden Truppen die fünftausend Claqueurs hinter dem Wagen des neuen Triumphators einher mit dem Rufe: „Wir sind die Augustianer, wir sind die Soldaten seines Triumphes!"

Das war der Ursprung der ehrenwerten Körperschaft, die man Ritter vom Kronleuchter nennt. Ihr Chef bezog unter Nero ein Jahresgehalt von gegen zehntausend Franken nach unserem Gelde, also mehr als mancher höhere Staatsbeamte.

Baden-Baden.

Joseph Sarrazin.



Zwei russische Frühlingslieder von Tjutschew.

Deutsch von Ilse Frapan (Hamburg).

I.

Noch auf den Feldern glänzt der Schnee,
Die Wasser nur, der Haft entflohn
In des verschlafnen Ufers Näh',
Sie brausen, glänzen, rufen schon.

An allen Enden rufen sie:
„Der Frühling naht! Der Frühling naht!"
Als seine Boten sind wir hie,
Die er voraus gesendet hat."

Der Frühling naht! Der Frühling naht!
Und warmer Maientage Kranz
Drängt fröhlich nach auf seinem Pfad,
Rotbäckig, hell im Reigentanz!

II.

Ich liebe dich, o Maigewitter,
Wenn an dem Himmel blau und hold
Wie Scherzgeknatter, Lustgezitter
Der erste Frühlingsdonner rollt.

Die spielenden Raketen knallen,
Und Staub und Regen fliegt gesellt,
Die Tropfen halten ein im Fallen,
Und Sonnengold huscht übers Feld.

Gerinnsel strömt von allen Höhen,
Das Vogellied ist nicht verstummt,
Und Waldesrauschen, Stromeswehen
Dem Donner heitre Antwort summt.



Der Zögling von San Marco.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. May.

München 1883, Ackermann.

Unser Jahrhundert ist so reich an umstürzenden und an bahnbrechen, neu bauenden Geschehnissen und Wandlungen nicht nur in äußern, in politischen Dingen, auch in dem inneren Leben, in Anschauungen, in Geistesrichtungen, in Strömungen des Geschmackes und, dadurch bedingt, in Veränderungen der Schule und Methode geistiger Produktion, dass man noch nicht sehr alt sein muss, um bereits auf eine Mehrzahl von „Perioden“, welche Andere durchgemacht, welche man vielleicht selbst teilweise durchlebt hat, zurückblicken zu können. Noch nicht fünfzig Jahre alt komme ich mir gegenüber gewissen „modernsten“ Gruppen schon höchst „altmodisch“ vor: Kindlich naiv in der Einfachheit der angewendeten Mittel, in der Idealität sowol des Stiles als der Ziele: also mit einem Wort: „veraltet“. Es ist nur ein Trost, dass gerade die Jugend das freundlichste Publikum der Idealisten bildet: so dürfen wir vielleicht hoffen, noch oder wieder modern zu sein, wann die Allermodernsten bereits aufgehört haben, modern zu sein. „Einen Schriftsteller höchstens — für die Jugend“ hat z. B. mich neulich jemand gescholten — omen accipio. Für die Jugend ist nichts zu gut — für die blasirten Alten oder für Junge, welche, wie Gibbon von Justinian sagt, doch niemals jung gewesen, ist alles zu gut. Dass die jetzige deutsche Jugend, wann sie gereift, den Idealismus ganz abwerfen werde, ist doch kaum zu besorgen. Ein charakteristischer Geschmacksmaßstab bleibt in dieser Richtung Sir Walter Scott: wie wird er doch missachtet, d. h. meist gar nicht mehr gelesen von unsern „Modernsten“: wie würde er verhöhnt werden, schriebe er jetzt in Deutschland! Aber die Jugend verehrt ihn begeistert wie zur Zeit unsrer Väter und wir Mittelalterlichen lesen ihn mit Pietät und mit dankbarer, umsonst nacheifernder Bewunderung seiner Kunst.

Solche Gedanken drängen sich auf bei dem Genuss des oben genannten Dramas von A. May. Der hochverehrte Verfasser, jetzt wol ein Sechziger, ist ein wahres Muster der (nach meiner freilich „veralteten“ Aesthetik!) guten alten idealistischen Schule von deutschen Dramatikern. Er erinnert lebhaft an Ernst Wichert, mit dem er auch die Lebensstellung eines hohen Richterbeamten teilt. In der Tat: die juristische Geistesbildung, die streng geregelte und stets an das Maß, an die festen gegebenen Formschranken erinnernde „disciplina mentis“, welche in der berufmäßigen Arbeit mit den Rechtsbegriffen liegt, übt, Jahrzehnte fortgesetzt, unverkennbaren Einfluss auf die Produktion aus. Ich sage das zum Lob, aber auch zur Kritik von May, Wichert, und von uns andern dichtenden Juristen. Denn wir wollen nur auch gleich zugeben, dass jener Einfluss nicht lediglich ein woltätiger sein muss — nach einzelnen Richtungen auch ein ungünstiger sein kann: eine gewisse Nüchternheit wie der Konzeption so des Ausdrucks stellt sich auch wol manchmal als Wirkung unserer juristischen Geistesbildung ein. Sie scheint aber ein geringerer Fehler als die Maßlosigkeit, als der Mangel an jedem Knochengerüst des Aufbaus, an Architektonik und Zeichnung des Planes: wenn die Häufung bunter Farben für sich allein schön wäre, müsste eine reich beklexte Palette ein erfreulicheres Kunstwerk sein als ein Karton von Cornelius oder Rethel.

A. May hat bereits vor Jahrzehnten eine Reihe von Dramen geschaffen *), welche zumeist auf dem Münchener Hoftheater, dann oft auch auf andern Bühnen, und zwar stets mit schönem Erfolg, in Szene gingen: der Verfasser selbst wird nicht alle gleich hoch stellen: aber alle sind mit hellem künstlerischem Verstand und mit seltner Beherrschung der Bühnen-Technik gebaut, sie sind so gediegen und gesund, dass noch niemals ein Stück von May einen Misserfolg gehabt hat. In dankbarem Gedächtnis stehen bei mir und gewiss bei gar manchem meiner Altersgenossen in München die Theater-Abende, da ein Stück von May uns dicht geschart im Parterre versammelt: wir alle haben von ihm gelernt oder hätten doch von ihm lernen können und sollen. Das Schwungvollste jener Dramen, Zenobia, behandelt eine Episode aus dem Geschick Julians des Apostaten: unvergessen schweben noch die scharf gezeichneten Gestalten jener edeln Dichtung vor meinen Augen.

Das neue Trauerspiel hat zum Gegenstand Savonorala und die durch seine Bußpredigt wachgerufnen Kämpfe in Florenz. Der tragische Konflikt ist aber wolweislich nicht in die Seele jenes großen Ketzers verlegt, dessen Gestalt nur den Hintergrund füllt, sondern in die Brust eines seiner Schüler, welcher untergeht, hin- und hergezogen von dem Widerstreit seiner Empfindungen einerseits für die fleischfeindliche Askese seines Lehrers, andrerseits für eine schöne und geistvolle Vertreterin des genussfreudigen Heidentums, welches in der „Renaissance“ seine fröhliche und glanz-

*) Die älteren sind 1867 gesammelt erschienen. Leipzig, F. A. Brockhaus. II Bändchen.

volle Wiedererstehung gefeiert hatte, nirgends herrlicher als in der Arno-Stadt der Mediceer. Ganz ausgezeichnet ist die dramatische Vorführung der gegen einander wogenden Strömungen im Volk, im Adel, in dem hohen und niederen Klerus: wir möchten diese Volksszenen den Meiningern empfehlen. Von ergreifender Wirkung sind ferner die Scenen, in welchen der „Zögling von San Marco" seiner schönen Feindin, bald Ueberwinderin gegenüber tritt. Das ästhetisch Wertvollste aber ist die überzeugende Darstellung der relativen Berechtigung jedes der sich bekämpfenden Prinzipien: gerade darin liegt das Echt-Tragische des Problems. Und doch geschieht diese Darstellung nicht doktrinär durch Reden für und wider, sondern in lebendig bewegter Handlung. Das Stück muss einen großen Bühnen-Erfolg haben. Man braucht es bloß zu geben. Aber von welchen unglaublichen Umständen hängt oft die Annahme eines Schauspiels ab! —

Königsberg.

Felix Dahn.



„Maigela", Kulturhistorische Novelle aus Mittelfranken von C. Schultes.

Stuttgart 1883. W. Spemann. 1 M.

Ueber die „Collection Spemann", mit welcher zuerst der Versuch gemacht wurde, dem Publikum gute Bücher elegant und billig zu liefern, ist Anerkennendes genug geschrieben worden, genug, weil die Absicht erreicht wurde. Die überall bekannten eigenartigen „Markbände" veranlassen endlich auch das deutsche Publikum sich eine Bibliothek guter Unterhaltungsschriften zu kaufen. Eine Mark gibt jeder, ohne Bedenken für ein herrliches hübsch gebundenes Buch hin, das Buch wird gelesen und — aufgestellt. 41 solcher Bände sind bereits aneinander gereiht, fast jeder derselben literarhistorisch eingeleitet durch einen berufenen Interpreten. Die neueste Nummer 41 umschließt, eingeführt durch Josef Kürschner, Schultes „Maigela." Sie entrollt ein recht grelles kulturgeschichtliches Bild, welches Gustav Freytag zutreffend: „ein Gewitter in Worten" genannt hat. Nachdem wir das Buch zu Ende gelesen hatten, waren wir uns länger unklar darüber, was dessen größter Vorzug ist. Er springt nicht sofort in die Augen. Ist es die Sittenschilderung, die geläufige, überall verständliche Erzählerweise, die sich doch in besonders treuer Lokalfarbe, welche der Titel mit bezeichnet, bewegt, die erregte Spannung, oder gar der freie Ton der Sprache? — Alle diese Fragen können gestellt werden. Der freie Ton, das Urteil über Personen und Dinge, grenzt oft ans Rücksichtslose; ein Umstand, der schwache Gemüter ängstigen könnte, dem Buche aber um so mehr ebenso frei denkende Leser zuführen wird. Das gilt nicht etwa gesuchter moderner Pikanterie, denn wie stark auch die Uebergriffe nach dieser Seite hin gravitiren — decent ist Maigela im höchsten Grade! Wir müssen auch die übrigen gestellten Fragen bejahen und damit dem Buche eine ganze Reihe von Vorzügen zusprechen, zu denen sich noch ganz besondere Originalität gesellt. Schultes Domäne: der etwas grobkörnige baierische Humor, welcher die meisten seiner Publikationen würzt, wirft in Maigela nur hier und da Streiflichter, aber diese leuchten hell auf. Wir glauben, der Inhalt des Markbandes Nr. 41 der Collection Spemann wird verschlungen werden, aus welchem Grunde wir auch nur darauf verweisen und von der Geschichte desselben nichts verraten wollen, als dass sie hochdramatisch verläuft und darin überall die Hand und den Geist des Fachmannes zeigt.

Wiesbaden.

Karl Stelter.



Paul Oursel: Les Essais de Macaulay.

Paris 1882, Hachette.

Ein gutes, nützliches, anspruchsloses Buch, wie sie leider immer seltener werden. Der Verfasser, auf dem Titel als Beamter im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bezeichnet, hat offenbar aus Liebe zur Sache an sich gearbeitet und weder Zeit noch Mühe gespart, um seinem Gegenstand gerecht zu werden. Und sehr gerecht ist seine Abschätzung des englischen Historikers und Essayisten allerdings. Dass Macaulays Bedeutung seiner Zeit und späterhin maßlos übertrieben worden war, das liegt heutzutage auf flacher Hand. Aber wie schwer ist es, das landläufige Urteil von einer solchen Ueberschätzung zurückzubringen! Macaulay galt in den dunkeln Reaktionszeiten der fünfziger Jahre für einen Lichtpropheten, welcher, mit den Tafeln der Geschichte im Arm, nachwies, wie ein Volk, das formgerecht auf seiner konstitutionellen Freiheit besteht, selbst mit dem gewissenlosesten Absolutismus fertig wird. Das liberale Europa, welches gerade wieder um seine besten Hoffnungen betrogen worden war, jauchzte dem Tröster Beifall zu. Und für England insbesondere hatte der Geschichtschreiber die Rechtmäßigkeit der protestantischen, von Wilhelm dem Oranier 1688 durchgeführten Revolution erwiesen — daher seine ungeheure Volkstümlichkeit jenseits des Kanals. Seitdem aber haben hier wie dort die Ergebnisse einer neuen dynastischen, imperialistischen Politik alle jene schönen Theorien Macaulays wieder in Frage und in Schatten gestellt; die Kritik ist dem großen Mann näher getreten und hat bald erkannt, dass seine blinkenden Reden doch oft nur auf einer seichten Geschwätzigkeit beruhten. Macaulay steht schon jetzt in der Reihe derjenigen Dogmatiker, welche, außer auf den Schulen, nur noch von Solchen gelesen werden,

die eine Bestätigung ihrer eigenen, politischen oder geschichtlichen Doktrinen bei ihm suchen. Eine eigentliche Schule aber hat er, trotz seines gewaltigen ephemeren Ruhmes, nicht begründet. Auch als ästhetischer Literarhistoriker konnte er, der 1825 mit seinem Milton so glänzend angefangen hatte, auf die Dauer nicht vorhalten. Hier gibt Herr Oursel mit großer Feinheit zu verstehen, dass von jeher nur wenige Sterne an dem Nachthimmel des englischen Kunsturteils geglänzt haben, weil man dort immer den Maßstab des moralischen Einflusses anlegt, welchen einerlei welches Buch oder sonstige Werk auf seine Umgebung ausüben kann. Solche platte Nützlichkeitsrücksichten lassen aber ein eigentliches Schönheitsgefühl und Bewusstsein gar nicht aufkommen, und an diesem Mangel an Geschmack kranken alle Abschätzungen, welche Macaulay so manchen literarischen Größen seines Landes angedeihen ließ. Freilich verhindert dies den Verfasser nicht, Macaulays zahlreiche Vorzüge als Essayist in das rechte Licht zu setzen, wie er denn auch seine schönen Charaktereigenschaften, die Tugenden seines Privatlebens und seine amtliche wie parlamentarische Tätigkeit hervorhebt. Besonders gelungen aber sind Herrn Oursels geschmackvolle Analysen der einzelnen Essays, welche in seiner Darstellung manche Vorzüge der Klarheit und Gedrungenheit gewinnen, die sie im Original nicht besitzen, da sich Macaulay bekanntlich überall von seinen weitschichtigen Materialien beherrschen ließ und überhaupt — um ein altes akademisches Bild zu gebrauchen — mehr Sitzfleisch als Kopf besaß. Der Verfasser scheint uns somit die Aufgabe, die er sich stellte, mehr als genügend gelöst zu haben.

Caen.

Alexander Büchner.

Sprechsaal des „Magazins“.

Wir erhalten die folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung im „Magazin“, und willfahren dieser Bitte um so lieber, als wir zum ersten Male seit 1871 einer Aeußerung des literarischen Frankreichs begegnen, in welcher Deutschlands Hilfe bei einem allerdings die ganze gebildete Welt interessirenden Unternehmen mit angerufen wird. Wesentlich deshalb drucken wir das Schriftstück im Originale ab und erklären uns zugleich bereit, jeden Beitrag unserer deutschen wie ausländischen Leser und Freunde in Empfang zu nehmen, an das Pariser Comité abzuführen und seiner Zeit im „Magazin“ Rechenschaft zu erstatten.

Es gilt, in Rousseau den großen Schriftsteller zu ehren, dessen politische Richtung uns und Vielen für die verderblichste von allen gilt, dessen künstlerische Bedeutung aber vielleicht die aller französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts übertrifft und dessen Einfluss auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts unermesslich gewesen.

Beiträge sind zu richten: an die Redaktion des „Magazins“ Leipzig, Querstraße 17.

Le Comité du monument de J. J. Rousseau
à tous les amis du grand écrivain.

Paris, le 2 Avril 1883.

Messieurs,

Un Comité s'est formé pour élever à J. J. Rousseau, dans la capitale de la France, le monument auquel il a droit.

Tenant compte de l'influence exercée par le grand penseur, sur toutes les nations, et dans toutes les branches de l'activité humaine, — en philosophie, en science politique, en littérature, en art, en histoire naturelle, — le Comité croit devoir faire appel aux souscriptions du monde entier.

Genève, sa première patrie, qu'il n'avait jamais oubliée, puisque la qualification de citoyen de Genève figurait sur tous ses ouvrages comme un titre d'honneur; Genève qui a fêté avec tant d'éclat son centenaire, voudra certainement concourir à cette œuvre de réparation. Et la Suisse fera de même, se souvenant qu'elle doit à Jean-Jacques, pour une bonne part, et la littérature et la peinture alpestres.

Rousseau n'a-t-il pas, en quelque sorte, servi de trait d'union entre la France philosophique et ces contrées romandes qui ont gardé en dépôt et la foi protestante et l'idée républicaine? Rousseau ne peut-il pas, jusqu'à un certain point, être considéré comme le précurseur, comme l'instigateur moral de cette grande doctrine de la chose publique qui tend de plus en plus à s'implanter dans tous les États constitués?

L'Italie qu'il connaissait, dont il entendait la langue, se souviendra certainement qu'il chantait le Tasse, qu'il lisait, admirait, défendait Machiavel; qu'il ne fut pas sans exercer une certaine influence sur Beccaria, l'auteur des Délits et des Peines, sur Filangieri, l'auteur de la Science de la Législation.

Dans les contrées du Nord où des esprits éminents comme M. Brandes, comme M. Albert Jansen, affirment que son influence fut des plus grandes, faut-il rappeler l'attrait irrésistible qu'il exerça sur Lessing, sur Jacobi, sur Jean-Paul, sur Wieland; sur ces quatre puissants génies qui s'appelent: Kant, Herder, Gœthe, Schiller?

En Angleterre, qui ne sait qu'il obtint également la haute estime des philosophes; que William Cowper qui lisait fort peu, connaissait cependant ses œuvres; que Lord Byron fut un de ses admirateurs les plus passionnés; que Dickens et Thackeray partageaient ces mêmes sentiments?

Et, chose digne de remarque, Rousseau fut un des rares esprits du XVIIIe siècle dont l'influence se fit sentir en Amérique: Channing et Parker n'ont-ils pas été d'éloquents interprètes de ses doctrines? Si les États qui s'émancipèrent de la tutelle de l'Angleterre ne lui demandèrent point une constitution, comme les Polonais et les Corses, ils ne cessèrent de s'inspirer des principes émis par lui, si bien que, là-bas comme ici, son œuvre a tenu une place considérable dans l'organisation des sociétés modernes.

Enfin, non seulement il est un de ceux dont les traits ont été le plus souvent reproduits, mais encore ses ouvrages, traduits dans toutes les langues européennes, ont inspiré sans cesse le crayon des dessinateurs et le burin des graveurs, en sorte qu'il appartient en même temps au XIXe et au XVIIIe siècle.

Le Comité central espère donc que son appel trouvera partout l'appui de la presse et du public, et il verra avec satisfaction se former des Comités locaux qui, en transmettant les souscriptions de leurs concitoyens, contribueront ainsi à élever à J. J. Rousseau un monument digne de lui.

Le Président du Comité du Monument:
Henry Martin,
sénateur et membre de l'Académie française.

Les Présidents d'honneur:
Berthelot, Carnot, Charton,
sénateurs et membres de l'Institut.

Le Secrétaire du Comité central:
A. Castellant.

Le Trésorier:
Henry Rouville,
ingénieur des ponts-et-chaussées.

Pour les Comités:
Ed. About, Eugène Bonnemère, F. Brunetière, Victor Cherbuliez, membre de l'Académie française, Jules Claretie, Alphonse Daudet, Camille Flammarion, Charles Gidel, de l'Université de France, John Grand-Carteret, Arsène Houssaye, Jules Levallois, Henry Litolff, Marc Monnier, professeur l'Université de Genève, Georges Renard, ancien professeur à l'Académie de Lausanne, Albert Réville, professeur au Collège de France, Francisque Sarcey, Sully-Prudhomme, membre de l'Académie française, J.-M. Torrès-Caïcedo, président de l'Association littéraire internationale, Louis Ulbach.

Les Comités étrangers sont priés de bien vouloir donner avis de leur constitution à M. J. Grand Carteret, 56, rue Notre-Dame-de-Lorette.

Prière également aux journaux qui reproduirout le présent appel d'envoyer leur numéro à la même adresse.

Le montant des souscriptions recueillies par les Comités étrangers devra être adressé à M. H. Rouville, trésorier du Comité central, 153, boulevard Haussmann.

Literarische Neuigkeiten.

Im Verlage von Bädeker (Elberfeld) erschien kürzlich die zweite Auflage der Sammlung von Karl Stelter: „Aus Geschichte und Sage" (Erzählende Dichtungen). — Stelter ist einer jener seltenen Poeten, die es auch mit der Form sehr ernst nehmen und denen z. B. ein falscher Reim kein Reim ist. — Die Erzählungen sind sehr schöne Erzeugnisse der deutschen Kleinepik und empfehlen sich unter andern besonders zu Deklamationsvorträgen.

Von demselben Verfasser erscheint ein Band „Novellen" (sechs Novellen), in denen sich ein großes Talent der Fabelführung und eine tiefblickende psychologische Freiheit offenbart.

„Aesthetische Studien zur angelsächsischen Poesie" von Reinhold Merbot — eine sehr anregende Einführung in das Studium der altenglischen Dichtung. Besser wäre es gewiss für die Verbreitung des hübschen Werkchens gewesen, hätte der Verfasser seine Belege nicht nur in altenglischem Text, sondern auch in deutscher Uebersetzung gegeben. — Breslau, W. Koebner.

Von „Willibald Alexis'" Romanen veranstaltet die Verlagshandlung von Otto Janke eine billige Lieferungsausgabe, in welcher die Werke unseres Walter Scott für zusammen 24 Mark zu haben sein werden. — Man kann Herrn Janke nicht genug dafür danken, dass er den klassischen Besitzstand unserer erzählenden Literatur so leicht dem größeren Publikum zugänglich macht. Die Unbekanntheit, in welche die herrlichen Romane von W. Alexis bei weiten Kreisen des gebildeten Publikums gefallen sind zu Gunsten von moderner archäologischer Romanhandwerkerei, ist auch so ein dunkler Punkt in unserer literarischen Geschmacksentwicklung. In Süddeutschland zumal kennt man kaum den Namen von W. Alexis.

Von dem lehrreichen Buche J. Grant: „Newspaper Press" erschien vor Jahren eine deutsche Bearbeitung von Julius Duboc unter dem Titel: „Geschichte der englischen Presse." Es liegt jetzt in 2. Auflage vor und gibt dieselbe ein klares Bild von der Entwicklung des englischen Zeitungswesens seit den ältesten Zeiten bis zur „London Gazette". Auch enthält es eine Vergleichung der englischen mit der amerikanischen Presse. Wir empfehlen das gediegene Werk aufs beste, namentlich Kulturhistorikern und Journalisten. — Hamburg, H. Grüning.

Fr. v. Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Dritte neu bearbeitete Auflage. Der Inhalt der dritten Lieferung ist: Das Reich der Mitte im Altertume. — Ursprung und Alter der chinesischen Kultur. — Sprache und Schrift der Chinesen. — Aelteste Kulturzchätze. — Die angebliche Erstarrung der chinesischen Kultur. — Familien- und Geschlechtsleben. — Religiöse und geistige Entwicklung der Chinesen. — Die ostarischen Völker. — Arier und Indogermanen. — Die älteste Kultur der Arier. — Zarathustra's Lehre. — Heroenalter der Hindu. — Ursprung und Entwicklung der Kasten. — Die Sklaverei. — Das brahmanische Indien. — Geistige Höhe der Inder. — Der Buddhismus. — Die Eranier und ihre Abkömmlinge. — Politische Entwicklung im Perserreiche.

Die „Ausschlachtung" Richard Wagners zu buchhändlerischen Zwecken nimmt ihren vorauszusehenden Fortgang; das Neueste ist Henry Serl's „Richard Wagner in Venedig. Mosaikbilder aus seinen letzten Lebenstagen." „Der ärztliche Teil des Buches ist vom behandelnden Arzte Dr. Fritz Keppler" — heißt ein Zusatz beim Titel. — Augsburg, Gebrüder Reichel. 2 M.

Von Stephan Milow erscheint demnächst ein Band Novellen: „Wie Herzen lieben". — Stuttgart, Bonz & Komp.

Von den „Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel" erscheint eine dritte durchgesehene Auflage. Das Buch kann als eine Perle unserer Erzählungsliteratur gelten und sei den Vielen, die es gewiss noch nicht kennen, warm empfohlen. — Stuttgart, Cotta.

Von Martin Greifs Gedichten erscheint eine dritte, vermehrte Auflage. — Stuttgart, Cotta. 4 M.

Von Paul Heyse erscheint wiederum ein Band mit drei Novellen: „Buch der Freundschaft" (enthaltend: David und Jonathan. — Grenzen der Menschheit. — Nino und Maso.) — Berlin, W. Hertz. 6 M.

Das offizielle Hofjahrbuch der Hohen Pforte (das „Salnameh") gibt u. a. eine Uebersicht der im Jahre 1882 im ottomanischen Reich erschieneneu Bücher. Davon sind erschienen in türkischer Sprache: 98, in griechischer 56, in armenischer 38, ferner in bulgarischer und hebräischer 6, zusammen 198. — Glückliches Land!

Ernst Haeckels „Indische Reisebriefe" erscheinen unter dem Titel „A visit to Ceylon" in englischer Uebersetzung. — London, K. Paul & French. $7^1/_2$ sh.

Sarah Bernhardt wird demnächst einen autobiographischen Band veröffentlichen. „Ma vie de théâtre".

In London bei Sampson Low & Co. erscheint ein allerdings sehr teures Werk von hervorragender kunstgeschichtlicher Bedeutung: „The literary works of Leonardo da Vinci", mit 220 Originalzeichnungen in photographischer Wiedergabe und 450 andern Facsimiles. Für Subskribenten ist der Preis 160 M., für spätere Käufer 240 M.

Heinrich Laube soll an einer Biographie Grillparzers arbeiten.

Fürst Gortschakoff hat Memoiren hinterlassen, welche von seinen Söhnen herausgegeben werden sollen.

Neuigkeiten der italienischen Novellistik sind: „Il convento" von Caccianiga, — „Per le vie" von Verga, — „L'anello die Salomone" von Barrili, — „Senso" von Boito, — „Re Manfredi" von Caprauica, — „Diana" von Ciàmpoli, — „Casa altrui" von Cordelia. Außerdem ein neuer Band von Carlo del Balzo: „Parigi e i Parigini". Alles bei Fratelli Treves in Mailand.

Im British Museum wird nächstens eine Ausstellung von Büchereiubänden seit den ältesten Zeiten veranstaltet werden.

Von Frau Fanny Lewald erscheint demnächst ein Band Reisebriefe: „Vom Sund zum Posilipp". — Berlin, Janke. 6 M.

Die statistischen Ziffern über die neuen Buchhandelsprodukte in England ergeben eine stetige Abnahme seit 1879. Die englische Presse erklärt diesen Umstand (der in Deutschland eine Parallele findet) durch das fortwährende Anwachsen der Journallitefatur — „Ceci tue cela" — das Journal tötet das Buch!

In der englischen Serie „Philosophical classics for English readers" erscheint ein Band über Hegel, von dem Glasgower Professor Edward Caird.

Für klassisch gebildete Feinschmecker drucken wir die Speisenkarte des Mahles ab, welche die Munizipalität Roms bei der Eröffnung der Ausstellung der schönen Künste vor kurzem in den Thermen des Caracalla gegeben.

V. KAL FEBR
COENA HAEC ERIT
GUSTATIO
LAGANA
PISCIUM PATINA
LUMBI BUBULI ET VITULINI
ALTILIA ASSA CUM ACETARIIS
PULMENTUM BRITANNICUM
CASEUS ET MALA
POTIO EX FABA ARABICA*)
VINA CONDITA.

*) Für Kafe etwas umständlich; lebten die „alten" Römer noch; sie hätten den Trank früher gleichfalls Kafe genannt.

Aus Zeitschriften.

Endlich hat die Petitionskommission des Reichstags ihren Bericht erstattet über die Petition des Schriftstellerverbandes betreffend das Verbot der unbefugten Dramatisirung. Der Referent kommt zu dem Resultat: ein gesetzliches Einschreiten sei unnötig, da die gute Sitte diesem Missbrauch von selbst ein Ende machen werde! — In der Frankfurter Zeitung (Nr. 102) unterwirft Johannes Proelss diese naive Hoffnungsseligkeit einer wolverdienten Kritik.

Im Aprilheft von *Lippincott's Magazine* ein sehr sachgemäßer Aufsatz: „The German element in the United States".

Das letzte Heft der *„Nouvelle Revue"* enthält u. a.: Gounod, „Camille Saint-Saëns, l'opera d'Henri VIII." — Louis Léger, „Chez les Slaves méridionaux". — Guillaume Dubufe: „Gustave Doré".

Häufig genug ergehen an uns Anfragen wegen einer guten französischen Familienlektüre. Wir antworten in solchen Fällen einfach: abonniren Sie auf den „Roman des familles", eine in Berlin erscheinende französische Wochenschrift, herausgegeben von dem Belgier van Muyden. Diese Antwort möchten wir zu einer allgemeinen Empfehlung dieser nunmehr im 3. Jahre bestehenden Zeitschrift ausdehnen. Sie druckt nur Neues und nicht Anstößiges. Die jetzt erscheinenden Werke sind: „Le secret des Fargeas" von J. Mary, eine Novelle von A. Daudet und eine hübsche Salonkomödie in einem Akt. — Berlin, Julius Engelmann. Pro Quartal 4 M.

Aus der französischen Zeitschrift *„Revue historique"* heben wir einen Aufsatz „Napoléon et le roi Jérôme, von de Casse, hervor; zur Geschichte des famosen Königs von Westphalen" sehr wertvoll.

J. Bettelheim gibt eine Illustrirte rumänische Rundschau, betitelt „Der Bukarester Salon", heraus. (Preis jährlich 40 fr.) Sie soll eine deutsche Rundschau Rumäniens sein. Ein Teil der in Bukarest lebenden hervorragenderen Schriftsteller hat bereits seine Mitarbeiterschaft zugesagt. Das I. Heft enthält: Auswahl aus „Gedanken einer Königin" von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien), aus dem Französischen nach dem von Ullbach herausgegebenen Pensées d'une reine. — Rumänische Größen in Wort und Bild, mit Holzschnitten. Gruppenbild aus der Bukarester Damenwelt. — Ein Blatt mit 10 Porträts in Phototypen. — Ein rumänisches Märchen von Negruzzi, deutsch von Mite Kremnitz. — Elina Faceuro, ein Bukarester Roman, von J. Bettelheim.

Das 6. Heft von aus „Aus allen Zeiten und Landen" enthält: Pietro Carnesecchi. Ein Opfer der römischen Inquisition von Karl Benrath. — Montesquieu und Chesterfield oder Französisch und Englisch von Karl Braun-Wiesbaden. — Pilgerreisen und Wallfahrten im Zeitalter der Kreuzzüge von Hans Prutz. — Lola Montez in München von Albert Lindner. — Ulrich Broeker, der arme Mann in Toggenburg von Rich. Voss. — Manon Roland. Ein historisches Porträt von Fr. v. Hohenhausen. — Corfitz Uhlfeldt von Joh. Ziegler. — König Monmouth von Theodor Winkler. — Meine Begegnung mit Richard Wagner von L. Nohl — Braunschweig, Schwetschke & Sohn, pro Jahr 12 M.

In No. 269 von *„Temple Bar"* eine liebevolle Studie über Robert Schumann.

In No. 27 der *Revue Lyonnaise* ein schönes Gedicht in neuprovenzalischer Sprache von dem „Félibre" Théodore Aubanel. Wir drucken es nachstehend, mit neufranzösischer Uebersetzung, ab, um unsern Lesern einmal eine Probe des Neuprovenzalischen zu geben.

La Sereno.

Souto l'eterne bacèu
Dis erso, que brame o bounde
I'a de palais siau e brounde
Lou flo ié fai curbecèu.

Eilalin passo un veissèu
Que fasié lou tour dóu mounde,
Alor, per que rèn l'escounde
Jito a rèire, dins lou cèu,

Sa fièro como e s'amuso
A fouleja touto nuso,
La Sereno, sus li clar.

— Quòu vóu, dis, estre moun page?
— E lou mestre d'equipage:
Hóu, crido, un ome à la mar!

Téodor Aubanel.

La Sirene.

Sous le heurt éternel de la vague, qu'elle hurle ou bondisse, il y a des palais tranquilles et le flot turbulent les recouvre.

Au large, passe un vaisseau qui faisait le tour du monde; alors pour que rien ne la cache, elle jette en arrière, dans le ciel,

Sa fière chevelure et s'amuse à folleter toute nue, la sirène, sur les flots.

— Qui veut dit-elle être mon page? — et le maitre d'équipage: Hohé! crie-t-il: un homme à la mer!

In dem Aprilheft von *Belgravia* vier interessante japanische Volkserzählungen. — Das Magazin wird demnächst aus der Feder eines speziellen Japanologen eine Serie von japanischen Volksmärchen und einiges aus dem japanischen Volkstheater veröffentlichen.

In No. 13 der *Revue Critique* ein bemerkenswerter Artikel zur Verteidigung der „Hamburgischen Dramaturgie" Lessings, welche jetzt in Frankreich zur obligatorischen Lyceumslektüre gehört (in Deutschland auch??) und die ein Herr Parmentier als „antifranzösisch" verbannt wissen wollte. — Ueberhaupt sei bei dieser Gelegenheit die große Unparteilichkeit der berühmten *Revue Critique* auch Deutschland gegenüber gebührend anerkannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Für den Pensionsfonds sind dem Vorstande von Herrn Redakteur Hermann Tischler in Leipzig 10 Mark überwiesen worden.

Leipzig, 13. April 1883.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

// Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 5. Mai 1883. | Nr. 18.

Inhalt:

Gustav Diercks: Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit.

2 Bde. Berlin 1882. Theodor Hofmann. 10 M.

Die Arbeitsteilung, welche heut allgemein das fruchtbare Prinzip der industriellen Tätigkeit bildet, hat auch in der literarischen Werkstatt Anerkennung und praktische Anwendung gefunden. Der allumfassende Universalismus früherer Zeiten hat der „Spezialisirung“ Platz gemacht. Aber so vorteilhaft dieselbe immerhin für den Ausbau der einzelnen Disziplinen und Fächer ist, so unzweifelhaft hat sie auch einen gewissen Geist der Krähwinkelei in die Wissenschaften und Literaturen gebracht, der das gigantische Maß der Großartigkeit vermissen und unser Zeitalter als die Epoche des Epigonentums erscheinen lässt. Namentlich segelt unter der Flagge der „Kulturgeschichte“ eine unzählbare Schar von kleinen Freibeutern, die alle den Anspruch auf wissenschaftliche Größe erheben, während sie im Grunde genommen nur geeignet sind, durch ihre sich breit und niedrig spreizenden Segel die Namen am Außenbord jener gewaltigen Fahrzeuge der Wissenschaft zu verdecken, welche die wahren, echten Güter des menschlichen Wissens führen.

Wir können hier von zwei Punkten den Uebergang zu dem Buche finden, das die vorliegenden Zeilen den weitesten Kreisen empfehlen wollen. Die Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit von Gustav Diercks ist nämlich erstens ein Werk, das im Gegensatz zu jener zersetzenden Spezialisirungssucht wieder einmal den Versuch zu einer in großen Zügen konzipirenden, universellen Auffassung der Dinge macht, während es zweitens in dem speziellen Gebiete der Kulturgeschichte, in welches es zu verweisen ist, eine zweifellos hervorragende Stellung einnimmt. Kulturgeschichte zu schreiben, ist in Deutschland in den letzten Jahrzehnten zu einer wahren Manie geworden. Ganze Kohorten von Feuilletonisten und anderen Federhelden haben sich auf diese „Wissenschaft“ geworfen, um sie zu diskreditiren. Aus welchem Erdenwinkel haben wir nicht in den letzten Jahren „kulturhistorische Studien, Skizzen etc.“ erhalten! Von welchem verlorenen und vergessenen Völkchen und aus welcher Periode der Geschichte wurden uns nicht Details über Sprache, Literatur, Kunst, Volkssitten, religiöse Gebräuche, gewerbliches Leben u. s. w. mitgeteilt! Wir wollen diesen Sammelbestrebungen ihr Verdienst keineswegs absprechen, nur ihre Prätention auf spezifisch höhere Bedeutung möchten wir ein wenig eingeschränkt sehen, damit nicht der Unterschied zwischen Handlangern und bauführenden Denkern verwischt werde. An solchen führenden Denkern ist die deutsche Kulturgeschichtsschreibung recht arm. Einen Schriftsteller ersten Ranges, wie ihn die Engländer in Buckle, Lecky und in gewissem Sinne auch in Macaulay aufzuweisen haben, wie er selbst bei den Amerikanern in Draper entstanden ist, haben die Deutschen auf dem Gebiete der Kulturhistorie nicht. Selbst unsern renommirten Kulturhistorikern in der Schweiz passiren bisweilen Dinge, die denn doch über das gewöhnliche Maß der Kritiklosigkeit hinausgehen. Von jenem wissenschaftlich strengen Geiste, den die Engländer der kulturhistorischen Wissenschaft einzuflößen wussten, findet sich bei unseren geistreichelnden Geschichtsphilosophen keine Spur.

Gustav Diercks wusste sich mit seiner „Entwicklungsgeschichte“ auf einem weitaus höheren Niveau zu halten, als die meisten unserer „Kulturgeschichten“ es einnehmen. In dem Plane seines Werkes war zunächst eine kluge Beschränkung auf wenige Gesichtspunkte vorgesehen, die um so bestimmter festgehalten wurden. Diercks nimmt die Tatsachen, aus denen er seine Schlüsse zieht, hauptsächlich aus dem Gebiete der Literatur, Sprachforschung, Mythologie und Religionsgeschichte. Er hat z. B. das weite Feld der vergleichenden Kunstgeschichte, auf welchem der geniale Semper so Gewaltiges geleistet hat, fast unberührt gelassen. Er hat den „Geist der Menschheit“ in einer gewissen feinen, abstrakten, durchgesiebten Form aufgefasst und ist zum Beispiel der praktischen Seite dieses Geistes, die gerade im neunzehnten Jahrhundert ihre Triumphe feiert, nicht näher getreten. Er hat der Geschichte der Erfindungen seine Aufmerksamkeit nicht gewidmet, obwol in derselben mehr Geist, mehr Kosmopolitismus verkörpert ist, als z. B. in der arabischen Volksliteratur. Wir bemerken das nur, um zu konstatiren, in welchem Sinne der „Geist der Menschheit“ in dem Diercks'schen Buche aufgefasst ist. Im weitesten Sinne hat der Autor seine Aufgabe nicht gefasst; aber auch in der beschränkten Fassung hat er des Trefflichen sehr viel geboten.

Im ersten Bande hat Diercks unter der Aufschrift „Altertum“ die Ergebnisse der modernen Forschung auf dem Gebiete der egyptischen, chaldäischen, assyrischen, etrurischen u. s. w. Altertümer, der chinesischen Literatur und Kultur, der tübetanischen Sprache und Religion, der indogermanischen Sprachvergleichung, des brahmaistischen, buddhistischen und zoroastrischen Religionssystems und endlich der modernen Bibelforschung zusammengefasst. Alle diese Gebiete sind erst im Laufe dieses Jahrhunderts angebaut worden und dem großen Publikum nur zum geringsten Teil bekannt; beginnt ja selbst in den höhern deutschen Schulen der Geschichtsunterricht — abgesehen von der schon den sechsjährigen Kindern eingeprägten „Geschichte“ der Juden! — erst mit den Griechen und Römern. In Einzeldarstellungen sind zwar mehrere jener interessanten Wissensfelder auch bereits größeren Kreisen vorgeführt worden; dem Buddhismus hat man, im Zusammenhang mit der Schopenhauerschen Philosophie, eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit gewidmet, und die Egyptologie hat sogar einer eigenen, allerdings ziemlich erbärmlichen Richtung der deutschen Romanliteratur zum Dasein verholfen. In einem einheitlichen Werke jedoch hat vor Diercks noch kein Forscher alle jene mannigfachen Studien, die uns weit in vergangene Jahrtausende menschlicher Geschichte zurückführen, zu konzentriren versucht.

Wir suchen den Schwerpunkt des Werkes entschieden im ersten Bande. Für die alte Geschichte des Orients, über die der Occidentale sich im allgemeinen in göttlicher Unwissenheit befindet, ist hier in der Tat Dankenswertes geleistet werden. Jener gewaltige Länderkoloss, den wir fast nur aus „Tausend und einer Nacht“ und aus den Kriegsberichten der Engländer kennen, enthüllt hier vor unseren Augen all die gewaltigen Völkerbewegungen und Ereignisse, deren Schauplatz er einstmals, als Europa noch von Urwald und kulturellem Dunkel bedeckt war, gewesen ist. Diercks konstruirt für die Bewegung der Völker von ihrer in Mittelasien gelegenen Urheimat ans zwei Linien: eine Ost-Westlinie, an der die Hamiten (Egypter), Semiten (Phönizier, Juden, Chaldäer, Babylonier, Assyrer) und Mongolen (Akkader, Chinesen, Turanier etc.) sich entlang bewegten, und eine N.-O. S. W.-Linie, die den indogermanischen Stämmen zur Richtung diente. Was Diercks im ersten Bande über die Griechen und Römer sagt, klingt uns schon weit bekannter, obwol er auch hier es verstanden hat, neue Gesichtspunkte aufzustellen und originelle Auffassungen zum Ausdruck zu bringen. Bei der Abhandlung über die ersteren vermissen wir ein intimeres Eingehen auf die griechische Nationalerziehung, die Gymnastik, die als Wurzel des griechischen Lebens, als vollendetstes Beispiel einheitlicher Volkspädagogik zu betrachten ist.

Der zweite Band, welcher das Mittelalter und die Neuzeit umfasst, ist wiederum dort am besten und originellsten, wo er den Orient behandelt. Das Kapitel über die Araber und den Islam ist vortrefflich. Bei der Analysirung des Christentums hat Diercks vermutlich die genialen Studien Bruno Bauers nicht benutzt, der die Bibelkritiker zweiten Ranges, Strauss, Feuerbach, Renan etc. durch seinen „Christus und die Cäsaren“ weit in den Schatten gestellt hat. Wir ziehen diesen Schluss aus der Tatsache, dass Diercks über Seneca's Schriften ziemlich oberflächlich hinweggeht, während Bauer gerade ihnen hohen Wert beimisst. Recht hübsch ist die moderne Aufraffung des „Geistes“ der Menschheit, seine Renaissance, seine Emancipation und sein Protest dargestellt. Vortrefflich ist die Charakteristik des Mittelalters, das, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung, als eine Zeit gewaltiger geistiger Arbeit und mächtiger Kämpfe hingestellt wird. Die „Zerspaltung des Geistes in Geister“, welche in den Jahrhunderten seit der Reformation vor sich gegangen sein soll, erweist sich als eine glückliche Konstruktion. Zu weit jedoch scheint uns der Autor zu gehen, wenn er in Kant die Kulmination der Entwicklung des menschlichen Geistes erblickt. Mag der Ruf: „Zurück auf Kant!“ den unsere Neukantianer gegenwärtig erheben, in diesem Zeitalter der Epigonen auch als ein neuer Kreuzfahrerruf erscheinen, so darf doch sicherlich eine Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit bei dem Königsberger Denker nicht stehen bleiben. Kant hat nicht bloß geklärt, sondern auch wieder verwirrt; das darf ihm die Geschichte des Menschheitsgeistes nicht vergessen. Der Autor hätte bedenken müssen, dass nach der Kulmination das Abwärtssinken der Kurve beginnt; — sollte in der Tat die Lebenslinie der Menschheit schon so weit abgelaufen sein, dass ihr nun ein weiteres Zielen und Streben nach der Höhe versagt ist? Das heißt ja, uns à la Hartmann auf den Aussterbeetat setzen, und das will denn doch der Verfasser dieses geistreichen, von gesunden optimistischen Grundsätzen beseelten Buches nicht. Diercks hat sich

übrigens mit der Zukunft des menschlichen Geschlechtes ziemlich leicht abgefunden: er hat sie nur in flüchtiger Weise als kosmopolitische skizzirt. Es wäre interessant gewesen, zu erfahren, wie der Autor über einige „Probleme der Gegenwart", zum Beispiel den Amerikanismus, die slavische Frage den Rassenstreit denkt.

Sehr angenehm berührt die Objektivität, mit welcher diese „vergleichende Geistesgeschichte" geschrieben ist. Was Diercks beabsichtigte: seine langjährigen Studien zu einem zusammenhängenden Bilde des natürlichen Entwicklungsganges des Menschheitsgeistes zu vereinen, — das ist ihm in der Tat auch gelungen. Er künstelt nirgends, meidet den geistreichelnden Gedankenkitt, konstruirt keine willkürlichen Entwicklungsgesetze und gruppirt die Tatsachen so einfach und ungezwungen, dass die Schlüsse sich von selbst ergeben. Er ist auch in Bezug auf seine letzten Ideale offen und unzweideutig und trägt keine Scheu, beispielsweise der französischen Revolution das Wort zu reden. Diercks ist ein ehrlicher Radikaler, und das will bei einem deutschen Gelehrten schon viel sagen. Bisweilen möchte man wünschen, dass er noch schärfer und schneidiger werde und die Konsequenzen noch deutlicher herausstelle. Doch ist immer zu bedenken, dass es ein populäres Werk ist, das vor uns liegt, und dass es dem Autor darum zu tun war, „eine angenehme Lectüre und ein bequemes Bildungsmittel zu schaffen, das für jeden verständlich wäre". In dieser Hinsicht sind alle Anforderungen erfüllt. Jeder, der die „Entwicklungsgeschichte" zur Hand nimmt, wird mit Befriedigung von ihr scheiden. Die Literatur- und Religionsgeschichte ist hier in der Tat zu einer vergleichenden Wissenschaft im besten Sinne erhoben worden. Wir können schließlich nur den Wunsch aussprechen, dass es dem Autor vergönnt sein möge, die Erwartungen, welche er in seinem Vorwort erregt, zu erfüllen, d. h. dieselben Fragen, die hier im populären Gewande dargestellt worden sind, auch in formell wissenschaftlicher Weise zur Behandlung zu bringen. Das gebildete deutsche Publikum wird ein solches Werk sehr wol zu schätzen wissen, wenn dasselbe auch nicht aus der Feder eines geaichten deutschen Professors geflossen ist.

Graetz.

August Scholz.



Zwei italienische Heine-Uebersetzungen.

Sacco-Suardo's und Zendrini's „*Canzoniere*" di Enrico Heine.

„Dieses Buch ist nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben", lauten Giulio Cesare Secco-Suardo's Anfangsworte der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Heines „Buch der Lieder" ins Italienische.

In der Tat unterzog sich Sacco-Suardo dieser Arbeit bloß, um sich während der Rekonvaleszenz nach einer längeren Krankheit zu zerstreuen und zu beschäftigen. Erst um dem unausgesetzten Drange seiner Freunde nachzugeben, entschloss er sich, sein Manuskript in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren drucken zu lassen, ohne übrigens zu beanspruchen, Literat oder Dichter genannt zu werden.

Dieses Umstandes erwähnen wir vorläufig bloß, um die Situation zu kennzeichnen und den Autor von vornhinein gegen ein zu strenges Urteil in Schutz zu nehmen. Wenn jemand seine Freunde im Neglıgé bei sich empfängt, hat ein zufällig eintretender Fremder nicht das Recht, sich über seine Toilette aufzuhalten und etwa den Maßstab eines Ballanzuges daran zu legen.

Dies vorausgeschickt, kann nicht geleugnet werden, dass uns Sacco-Suardo eine sehr verdienstvolle Arbeit geliefert hat; und wenn uns keine anderen Uebersetzungen des erwähnten Originals zu Gebote ständen, könnten wir — vom Standpunkte des italienischen Publikums — aus derselben uns immerhin ein ziemlich klares Urteil über das Wesen Heinescher Dichtung, über die Kraft seines Ausdrucks und über die Macht seines Geistes bilden.

Vollständig ist Sacco-Suardo in Heines Gedanken nicht überall eingedrungen, nicht immer ist es ihm gelungen, dieselben mit so viel Einfachheit und Kürze wiederzugeben, wie dies im Original der Fall ist, und es werden da und dort Ausdrucksweisen angewendet, welche dem Ton und dem Charakter Heinescher Diktion nicht vollends entsprechen. Wol aber kommen zuweilen Stellen vor, die ganz vorzüglich sind und nicht nur den besten Uebersetzungen zur Seite gestellt werden können, sondern sie vielleicht sogar übertreffen. Unter Berücksichtigung der anscheinend nicht sehr großen Mühe, welche sich Sacco-Suardo mit dieser Arbeit gegeben hat, zeigt dieselbe jedenfalls von einem nicht unbedeutenden Talent, und wenn er mit dem Genius der deutschen Sprache vertrauter wäre, hätte er wahrscheinlich manches vermieden, was einen leisen Schatten auf seine verdienstvolle Arbeit wirft.

Er hätte vielleicht der reizenden Einfachheit, der — sagen wir — ungeschminkten Unmittelbarkeit, der volkstümlichen, von jeder Ziererei entfernten Naivität der Sprache Heines vielleicht mehr Rechnung getragen und es vermieden sich da und dort mit, wenn auch nicht geschraubten, so doch beschönigenden Wendungen aus der Schlinge zu ziehen.

Dessen ungeachtet, wir wiederholen es, muss die Uebersetzung Sacco-Suardos als eine sehr anerkenswerte Leistung bezeichnet werden. Und wenn sich derselbe in der drückenden Atmosphäre des Krankenzimmers so tief in „Das Buch der Lieder" hineingearbeitet hat, dass er es seinen Stammesgenossen so nahe brachte, so spricht das jedenfalls für seine dichterische Begabung. Andererseits aber beweist seine im allgemeinen richtige Auffassung des großen deutschen Dichters für dieses Letzteren maßgebenden Einblick in gewisse Zustände des menschlichen Gemütes, die allen zivilisirten Völkern mehr oder weniger eigen sind, mag auch die Form ihrer Einkleidung von den cha-

rakteristischen Merkmalen jeder Nation abhängig sein. Dergleichen Gemütszustände, die dem Menschen als solche anhaften, finden ihren Wiederhall in jeder Brust, in welcher Form immer, in welcher Sprache auch sie zum Ausdruck gelangen. Diese Erscheinung dünkt uns die beste Bürgschaft für die Objektivität eines Schriftstellers, sei er auch vorzugsweise ein Lyriker. Viele waren versucht, Heine Mangel an Objektivität vorzuwerfen. Uns will es scheinen, als wenn sie sich zu diesem Urteil durch dessen wol höchst subjektive Form seiner Gedichte hätten verleiten lassen. Hinter seiner, mit überraschenden cynischen Wendungen verbundenen originellen Ausdrucksweise, mit welcher er wol zu oft seine edleren Gefühle, als schämte er sich ihrer, zu verschleiern bestrebt war, liegt aber das allgemein Menschliche ungeschminkt da, wie die Perle in der schlammbedeckten Muschel verborgen. Und das ist es eben, was ihm seine Objektivität verleiht und ihm warme Sympathie gerade in Italien erworben hat, wo man sehr klar zu denken und sehr scharf herauszufühlen versteht. Unzählige Belege hierfür treten uns allerorts und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen entgegen, wir brauchen nur die Gemeindeinstitutionen und das Familienleben einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Aber vergessen wir über diese Abschweifung nicht Zendrini. — Unter den Italienern, welche sich mit der Uebersetzung Heines beschäftigten, hat ihn Zendrini weitaus am besten aufgefasst. Er ist nicht nur ganz und gar in den Gedanken des deutschen Dichters eingedrungen, sondern er hat sich auch dessen schlichte, mit den beißenden Sarkasmen zuweilen spielende Form eigen gemacht. Nicht nur fand Zendrini überall das passendste Wort, um Heine wiederzugeben, sondern man bemerkt es deutlich, wie er selbst bestrebt war, die Melodie der Heineschen Verse, das Ureigene ihrer Form in seinen Uebersetzungen durchklingen zu lassen. Heine ist nach und nach sozusagen sein Abgott geworden. Zendrini hat sich mit ihm indentifizirt. Ohne sein Verdienst schmälern zu wollen, scheint uns dennoch die Hinweisung hier am Platze, dass Zendrini erst nach langem Studium, von Stufe zu Stufe, es zu dieser Vollkommenheit in der Interpretation der ihm verwandten deutschen Dichterseele gebracht hat. Es liegt uns die dritte Auflage seiner Uebersetzung vor. Sie ist von der ersten, im Sinne eines bedeutenden Fortschrittes, wesentlich verschieden. Um genauer einzudringen in das Verständnis Heines, hat sich Zendrini längere Zeit in der Schweiz und in der Gegend am Rhein aufgehalten. Und was zur Erleichterung des so vollständigen Gelingens seiner Arbeit wesentlich beigetragen hat, ist der Umstand, dass Zendrini, da er im vollsten Besitze der deutschen Sprache war, sich auch vertiefen konnte in das innere Wesen deutschen Seins, deutschen Fühlens und Denkens überhaupt. Seine dioskurenhafte Verbrüderung mit Heines innerem Wesen hatte zur Folge, dass selbst die Originalgedichte Zendrinis von der Manier Heines, den er sich zum Vorbild genommen hatte, durchtränkt sind.

Es ist überhaupt eine eigentümliche Erscheinung, welch tiefen nachhaltigen Eindruck Heines Eigenart auf die Richtung und Form der neueren Poesie in Italien ausübt. Er hat unter den italienischen Dichtern der Neuzeit unabsichtlich und unbewusst eine Schule begründet, die immer weitere Kreise umschlingt und in ihren schwächeren Wurzeltrieben leider auch ausartet.

Um an würdige Vertreter dieser Schule zu erinnern, nennen wir vor allen Chiarini, der vielleicht am allerwenigsten Heine in sich aufnahm. Wir weisen auf Carducci und Revere, unter den jüngeren auf Praga hin. Endlich auf Stecchetti, der aber seinen Leitstern an schroffen Wendungen, bitteren Sarkasmen und cynischen Ausfällen so weit überbietet, dass man fast versucht wäre zu glauben, ihm gelte das Bizarre dieser Form mehr als der Gegenstand. Er führt daher seine Nachahmer einen Weg, auf welchem einige bis in den Schlamm geraten. Wollte man sich endlich mit Uebersetzen einzelner Gedichte, ja einzelner Strophen aus der Feder Heines beschäftigen, so fände man deren eine Unzahl und darunter auch solche, die ganz gediegene Arbeiten aufzuweisen haben.

Um aber auf Sacco-Suardo und Zendrini zurückzukommen, schließen wir mit der Bemerkung, dass, wenn wir auch dem Canzoniere des Letzteren den Vorzug geben, wir dennoch gerne annehmen wollen, dass Sacco-Suardo vollständig befähigt ist, seinen ersten Wurf durch eine Revision desselben weit zu vervollkommnen und sich dadurch seine Gleichstellung mit den besten Interpreten Heines zu verdienen.

Görz.

Carl Graf Coronini.



Kaiser Heinrich der Vierte.

Eine Trilogie von Julius Riffert.

Leipzig, 1883. C. Reissner. 3 Bände.

Es ist ein tüchtiges und gewaltiges Werk, das in Rifferts „Kaiser Heinrich der Vierte“ vor uns liegt, eine Trilogie, deren Totalität uns mit den Worten der Kreuzfahrer:

> Auf Erden ist kein Friede mehr,
> Wir wollen den Himmel gewinnen!

in der Tat ein Recht auf tragischen Schmerz gibt und gegeben hat, entsprechend den schönen, echt tragischen Schlussworten der Tragödie:

> Geh nun hinaus und zeig dem Volke an,
> Was es verlor — es hat ein Recht auf Schmerz. —

Und wir haben bei dieser Gelegenheit einen Dichtergeist schätzen und lieben gelernt, der über eine Fülle der herrlichsten Talente gebietet, poetische, gestaltungskräftige Fähigkeiten, wie sie nur denen gegeben sind,

die entweder etwas ganz Außerordentliches werden oder es bereits sind und dann gar leicht die Opfer ihres Talents werden. Das Letztere möchten wir dem Verfasser nicht wünschen, möchten, dass er uns auch fernerhin beweise, dass er „Talent, Genie hat“ im Gegenteil zu denen, die, nach dem guten, alten Spruche vom Rausche, „das Talent hat.“

Auch ihn hatte das Talent und Genie, ohne dass er darüber gebieten konnte, diesen König Heinrich der Deutschen, der uns das ewige Canossa schuf. Er konnte seinen eigenen Sieg nicht ertragen, dieser Heinrich, und so trieb's ihn nach Canossa, so musste er mit dem Heinrich Rifferts sagen, da er mit schneeweiß gebleichtem Haar am Stabe wankte: „Und ich sage euch, wenn sie künftig meine Geschichte schreiben — streicht's aus, streicht's aus! Es ist nichts so erbärmlich, wie ein erbärmlicher König!“

Nun, er ist kein „erbärmlicher König“, und wenn er auch nur geadelt wäre durch dieses eine Dichterwort. Der Dichter hat es verstanden, da wo sein Held uns selbst hie und da mit dem tragischen Interesse im Stiche lässt, erst recht ein tragisches Gefühl zu zu erwecken durch die Schilderung der Verhältnisse, in denen der Held steht. Es ist ein großer, historischer Zug in der ganzen Tragödie, mit Ausnahme einer Anzahl von Stellen (zumeist da, wo weibliche Charaktere auftreten, mit denen der Dichter noch ein wenig im Argen liegt), wo einer wohlfeileren Rührung Raum gegeben wird, die eben dieser Dichter, welcher uns „ein Recht auf Schmerz“ geben will, nicht nötig hätte.

Eine ganz eigentümliche Fähigkeit ist vorhanden der großen, unförmlichen Masse, die man „Geschichte“ nennt, sich als geistiger Regisseur zu bemächtigen. Da ist Talent zum Schildern eines vollsaftigen, bunten Volkslebens, da ist eine gewaltige Ironie, welche Könige und Päpste — besonders die letzteren — mit einem wahrhaft historischen Cynismus zu schildern weiß. Da ist im dritten Teil der Trilogie im vierten Akt eine Szene, wo die Päpste mit dem „Blute Christi“, mit dem Wein am Altar einander zu vergiften trachten, der Eine in die selbstgegrabne Grube fällt, die an Macht der Intention und drastischer Kunst der lakonischen Ausführung in der Tat, wie Ernst Possart darüber schreibt, den Vergleich mit Ibsens „Kronprätendenten“ aushält. Kurz, hier ist das seltne Ding, das man im vorigen Jahrhundert Genie nannte.

Ein geistiger Regisseur der Geschichte! Was die Regie der Bühne anlangt, so ist freilich im gegenwärtigen Zustande die Tragödie kaum so ohne weiteres aufführbar. Indessen sollte man meinen, es müsse ein wahres Vergnügen sein, sich über diese Trilogie herzumachen und mit einiger Geistesgegenwart und Gewandtheit die allzu häufigen Verwandlungen ineinanderzuführen. Könnte die Trilogie auch an innerer Geschlossenheit doch nur gewinnen durch die äußere Abrundung. —

An dieser Stelle haben wir aber vor allem unsre einzuladen Leser sich diesen „Heinrich den Vierten“ zur Lektüre zu verschaffen. Zur Lektüre! Der Gemeinplatz, Dramen wären unlesbare Dinge, d. h. Dramen wären „Buchdramen“, Geisteserzeugnisse, deren Lektüre man sich ersparen könne, eben, weil sie Buch-Dramen wären, gehört zu denen, die unsre deutsche Literatur mehr geschädigt haben, als man nützlich nennen könnte. Gibt es für den feinen Kopf ein größeres Vergnügen, als ein Drama zu **lesen**, d. h. ein Werk, das der eignen Phantasie des Lesers am meisten aktive Tätigkeit erlaubt und zumutet? Nur die Phantasielosen werden sich gegen die Lektüre von guten Dramen wehren und diese sollten überhaupt nicht Werke der Dichtkunst lesen, die denn doch allesamt für die Phantasie geschrieben sein wollen, mögen sie sich nun als Epos, Roman, Lyrik, Drama präsentiren. Ein Drama, das nicht wert ist, gelesen zu werden, ist im Grunde erst recht nicht der Aufführung wert.

München.

Wolfgang Kirchbach.



Grasemücke. Russisches Märchen.

Von **Julius Grosse** (Weimar).

Peresweta, Miroslawa, frühlingsschön wie Mailuftkosen,
Flügge wie die Haselhühnchen — Nachbarn nannten sie die Rosen —
Gehen in den Wald lustwandeln, tummeln sich im Birkenwalde;
Auf den Föhren hüpft das Eichhorn, Drossel flötet in der Halde,
Und sie pflücken Beer' und Blumen, schauen auch nach Vogelnestern;
Ferne folgte still Ludmilla, war die jüngste von den Schwestern,
Nur ein armes Hauseshühnchen, aschgrau wie die Grasemücken;
Niemand spricht von ihren Reizen, nie wird sie ein Mann beglücken.

Pereswetа, Miroslawa suchen Eckern, scherzen, dahlen,
Pflücken lachend Haselnüsse, doch Ludmilla kriegt die Schalen,
Pflücken lüstern wilde Kirschen, doch Ludmilla kriegt die Kerne;
Und sie windet Blumen schweigend, schmückt damit die Schwestern gerne.
Endlich, wo die Tannen rauschen an dem Rand der braunen Heide,
Liegt ein altes Weib in Lumpen, liegt am Saum der Gänseweide,
Eine alte Rasenmutter, liegt im Schlaf am Haselzaune.
Sprach da lachend Pereswetа, sprach in Uebermutes Laune:
„Wie gefällt euch diese Waldfee in so seltner Schönheit Prangen?
Goldner ist nicht gelber Safran, als die welken Runzelwangen.“
Sprach die zweite, Miroslawa: „Und wie kühn die Habichtsnase,
Mit dem Kinn ist sie verwachsen, kommt und kitzelt sie mit Grase.“

Sprach mit Bitten schon Ludmilla: „Schonet doch der alten Armen,
Niemals hat sie uns beleidigt. Warum fühlt ihr kein Erbarmen?
Uns auch wird das Alter kommen, festes Tuch wird auch zum Zwirne;
Schaut doch, wie die Sonne sengend niederbrennt auf ihre Stirne.
Lasst uns brechen Birkenzweige, lasst uns ihr ein Hüttchen bauen,
Dass sie sanft im Schatten schlafe, wie auf windesstillen Auen."

Und sie brachen Birkenzweige, Erlenwipfel, Buchenäste,
Flochten ihr ein Sommerhüttlein, flochten es aufs allerbeste,
Schattenspendend, sonnenkühlend; kaum dass sie's vollendet hatten,
War alsbald erwacht die Alte, wundert sich ob solchem Schatten,
Späht umher mit grauen Augen, hebt sich humpelnd auf die Krücken:
„Dank euch unbekannten Schönen, womit könnt ich euch nun schmücken?
Wollt ihr bunte Zwickelstrümpfe, Nebelhemden, seidne Schuhe?
Wollt ihr gelbe Bernsteinschnüre, Halsschmuck für die Hochzeitstruhe?
Bessres weiß ich: Schaut die Gürtel — solche werden euch gefallen;
Einer ist von Gold und Seide und die Schließe von Korallen,
Andrer ist von Sammt und Perlen und das Schloss von Diamanten,
Reich sind beide an Rubinen und Smaragden an den Kanten;
Dritter ist von schlichter Wolle, nur geziert mit blauen Veilchen
Und die Schließe von Flussmuscheln. Wählt und prüfet sie ein Weilchen."

Peresweta, Mirolawa wählten bald die wundervollen,
Für Ludmilla blieb der letzte mit den Veilchen und von Wollen.
„Solcher", sprach sie, „ziemt am besten, denn viel schöner sind die Schwestern."
Küsste drauf die braune Alte, ließ die andern heimlich lästern.
Jene sprach: „Hast Recht mein Hühnchen, du bist hässlich und bescheiden,
Doch wer weiß in künft'gen Tagen, wer von euch ist mehr zu neiden.
Wiss', um keinen Schatz der Erden lass den Gürtel gehn verloren,
Höchster Zauber wohnt darinnen, so für Weise wie für Toren."

* * *

Und nicht lange — Herbstestage, weiße Wintermonde flossen,
Täglich kommen wackre Knaben, so zu Schlitten wie auf Rossen:
Kaufmannssöhne, Schifferknaben, auch Starosten und Bojaren,
Stolze Polenwoywoden, auch Kosacken ganze Schaaren.
Endlich ziehn auf Apfelschimmeln Hochzeitsboten in die Runde,
Und es rauscht auf Adlerflügeln durch das Land die große Kunde:
Swetoslaw, der Fürst von Kiew, will sich eine Braut erwählen,
Eine Braut aus Russlands Völkern sich zur Fürstin anvermählen.
Schön und tapfer wie Dobrina ist der Held und sonder Gleichen,
Drum begehrt er auch die Schönste, Lieblichste von allen Reichen,
Bürgertöchter, Bauernmädchen, alle hoh'n und niedren Frauen
Sind nach Kiew aufgeboten — Swetoslaw will euch beschauen.
Peresweta, Miroslawa — glänzend leuchten ihre Augen —
Hei wie soll der Gürtel Prachtschmuck zu den Prachtgewanden taugen!
Und Ludmilla hilft demütig alles rasch zur Fahrt beschicken,
Hilft die Seidensarafane schön mit goldnen Tressen sticken,
Ziert die reichen Faltenärmel, Schleifen ziert sie ihren Haaren,
Betet auch für ihre Schwestern. — In Kibitken wird gefahren.
Zwar sie selber blieb am liebsten beim im öden Schindelhause,
Blumen gießend, Wolle spinnend, Vogel fütternd in der Klause.

* * *

Wieder ist der Ruf erklungen, endlich ist der Tag gekommen:
Sonnenhell von tausend Fackeln Kiews Stadt und Burg erglommen.
Golden strahlt der Saal der Ritter, Speisesaal von Silberschuppen,
Moosessammtgrün ist der Trinksaal — Fässer kamen in Schaluppen.
Kornblumblau die Schlummersäle, rosenfarb die Kemmenaten,
Siebenfarbig in Perlmutter strahlt der Saal der Potentaten.
Himbeerfarbig sind die Bänke, veilchenfarbig sind die Sessel,
In den Küchen brodeln prasselnd hundert volle Kupferkessel.

Trommeln wirbeln durch die Straßen, Lichter sprühn in allen Farben;
Endlich naht der Zug der Mädchen. Welcher Schönheit reiche Garben!
Sonnenblumen, Palmenkätzchen, Erbsenschötchen, Bohnenblüten,
Heideröschen der Kirgisen, Herzen die in Wonnen glühten —
Der Kalmücken Winterblumen, die im Strahl des Westens schmelzen;
Zahme Rebe, großgeängte — Pfirsichflaum in Zobelpelzen —
Grusiens stolze Glutgranaten, Maienblumen der Tungusen,
Hundert Händchen, hundert Füßchen, Hügelmeer von Schwanenbusen,
Zöpfe lang mit Seidenbändern, Haaresnacht von Rabenlocken,
Lippen wie ein Rosengarten, Augen kindersüß erschrocken,
Augen wie aus Pfauenschweifen, Augen wie ein Sternenhimmel.
Welcher Sänger kann besingen solcher Schönheit Lustgewimmel!
Alle schlüpfen wie Kaninchen auf dem Moos in lichten Paaren
Zum Palast hinauf von Kiew durch des Volks entzückte Schaaren.
Hundert sind's der schönen Bräute, hundert folgen Dienerinnen;
Auch Ludmilla folgt den Schwestern staunend und in tiefem Sinnen;
Aschgrau ist ihr Grasmückkleidchen, das der Gürtel hält von Wolle,
Schlicht umwallt des blonden Haares Fülle die Gedankenvolle.

Schweigen war in Kiews Burgsaal. Hörner jetzt und Pauken dröhnen,
Denn der Fürst ist eingetreten mit des Reiches Heldensöhnen,
Hochgewachsen, majestätisch, schlank im Wamms aus Elendsleder,
In dem Auge Traumesflammen, am Barett die Adlerfeder. —
Schau, wie strahlen Peresweta, Miroslawa liebestrunken,
In dem Busen wogt's wie Wonnen, um die Augen sprüht's wie Funken.

Warum bist du starr, Ludmilla, stumm gebannt in finstre Ecken?
Warum blickt dein Taubenauge wie im lieblichen Erschrecken?
Warum zuckt's im Fürstenantlitz wie ein staunend Sichbemeistern?
Nah und näher willenlos schon schwebt er, wie geführt von Geistern.

Peresweta, Miroslawa heben sich von ihren Sitzen;
Stürmisch pocht ihr Herz in Hoffnung, Seligkeit die Augen blitzen.
Wunder — doch die Hand des Fürsten streckt Ludmilla sich entgegen:
„Du allein bist die Erkorne, meines Lebens Heil und Segen,
Du bist jenes Himmelsbildnis glorreich wie auf Wolkensaume,
Wie's mir vorgeschwebt seit Jahren so im Wachen wie im Traume!"

Und er winkt der Sinnverwirrten, die in süßes Schau'n verloren,
Führt sie sanft zum Fürstensitze, die sein hohes Herz erkoren,
Erst zum Trone, dann zum Tanze, dann zum reichen Ehrenmahle,
Und es rauschen rings die Harfen, und es klingen die Pokale.
Pauken schmettern und Trompeten laut mit vollen Jubeltönen.
„Welche Wahl der Grasemücke!" flüstern die erzürnten Schönen.
„Welcher Reiz des süßen Veilchens!" flüstern andre hundert Zungen;
Zwar, es gab auch weise Frauen, Greise gab's, die unbezwungen. —

* * *

„Fürstin sei des Landes Sonne, Trost in Hütten wie Palästen,
Fürstin sei des Landes Sternglanz, Rat Geringsten wie den Besten —"
Also sprachen häupternickend weise Greise der Bojaren,
Lange Bärte wie von Moose, Felsenherzen, welterfahren.

„Fürstin sei des Landes Milchbrust, Mutter allen armen Waisen,
Fürstin sei des Landes Mehlhand, reich an Gaben wie an Speisen. —"
Also sprachen häupternickend Greisinnen und kluge Frauen,
„Drum lasst uns die Grasemücke weiter prüfen und beschauen."
„Sprich, was bist du und was treibst du?" und die Aermste steht befangen:
„Gar nichts bin, gar nichts weiß ich", flüstert sie mit süßem Bangen —
„Was ich sonst am liebsten treibe — meiner Eltern Grab zu hüten,
Winters pflanz' ich grüne Moose, Sommers blaue Veilchenblüten,
Ruf hinunter oft im Beten, dass sie mich mit Schutz umbreiten,
Und sie kommen dann im Traume, sind um mich zu allen Zeiten."

Sprachen Greise häupternickend: „Etwas schon ist Kindestreue!"
„Sprich, was wünschest du?" sprachen andre, und sie bebt in Mädchenscheue.
„Gar nichts will ich, gar nichts wünsch' ich", zwitschert leis die Grasemücke,
„Lasst mich fort in meine Heimat — Glanz ist nicht zu meinem Glücke,
Nichts begehr ich nach so goldnen, märchenhaften Wonnestunden,
Darf ich beten für den Fürsten, hab ich besten Trost gefunden!"

Sprachen Frauen häupternickend: „Etwas ist es, so bescheiden,
Sie wird sich in Schranken halten, wird auch falschen Anspruch meiden."
„Sprich, was kannst du, was verstehst du?" endlich auch die Zaubrer fragen.
„Gar nichts kann ich, nichts versteh ich", sprach die Schüchterne mit Zagen —
„Sommers Laub und Beeren sammeln, balsamgleiche Kräuter kochen,
Winters an dem Spinnrad spinnen in den langen Finsterwochen,
Willenlos den Schwestern dienen, noch vor Tage Feuer zünden,
Brennholz sammeln, Pilze pflücken in des Waldes Tannengründen.
Bin ich ganz allein im Walde, sing ich manchmal meine Lieder,
Bin ich ganz allein am Seestrand, tanz' im Sand ich auf und nieder!"
„Kannst du singen, kannst du tanzen — Harfen bringt aus Wallrosszähnen,
Harfen bringt aus Birkenmaser mit den goldnen Saitensträhnen."
Und sie sang ein Lied zur Harfe; rings die greisen Hörer lauschen;
Anfangs klang's wie Geisterstimmen, bald wie fernes Meeresrauschen,
Klang wie Erlenwipfelflüstern, Drosselsang im Birkenhage,
Bald wie heimlich Jungfrausehnen, bald wie düstre Waisenklage,
Klang von fernen goldnen Zeiten, ewiger Jugend Sonnenauen,
Dass den Greisen Tränen kamen, Tränen auch den weisen Frauen;
Und dann tanzt sie auf dem Estrich, tanzt zum Liede ganz alleine,
Wie auf Blumenkelchen tanzen Elfen zart im Mondenscheine,
Tanzt mit zweien, tanzt mit dreien, tanzt mit zwanzigen daneben,
Ihre lichten Locken wallen, ihre kleinen Füße schweben;
Wie aus Luft scheint sie gewoben, schimmernd über Nebelwiesen,
Staunend bald viel hundert Zungen den beglückten Fürsten priesen.
Müde Greise, Felsenherzen, all die Häupter, die bemoosten,
Glühn in neuen Jugendflammen, die wie Lenzluft sie umkosten,
Weise Frau'n mit Nebelhauben, Greisinnen mit morschen Knochen,
Düstre Helden, Knasterbärte, die bisher kein Wort gesprochen —
All' erheben sich bezaubert, Alle tanzen nun und springen,
Haben rings die Welt vergessen, und dass siebzig Jahr vergingen;
Alle tanzen hoch in Sprüngen, hopsen kühn in weitem Bogen,
Dass die Pelze, dass die Hauben, dass die grauen Haare flogen —
Alle tanzen wie von Sinnen, singen, jauchzen, johlen, jubeln,
Werfen dann mit vollen Händen in das Volk mit goldnen Rubeln.
Nur der Aeltste blieb am Platze; hundert Jahre auf ihm lasten.
Sprach zum Marschall: „Glauben will ich, dass sie für einander passten,
Wenn sie noch drei andre Tage so besteht der Brautwahl Proben,
Will ich auch ein Grasemücklein als des Landes Fürstin loben.

Sorgt dafür, dass sie mit Fackeln heimgebracht wird und mit Flöten,
Auch mit zwanzig Dienerinnen. Alles auch, was sonst von Nöten
Sei im Ueberfluss verstattet in der Herberg der Verwandten,
Andrer Tag gibt andern Aufschluss über solche Unbekannten!" —

* * *

Sprach zur Schwester Pereswetа, schlaflos lag sie auf dem Pfühle:
„Sage, Schwester, was geschah da, denn du fühlest, was ich fühle,
Swetoslaw er ist bezaubert" — und sie sprach's mit lautem Stöhnen —
„Sich die Schlechteste zu wählen von den hundert schlanken Schönen!" —
Sprach zur Schwester Miroslawa, schlaflos lag sie auf dem Kissen:
„Merkst du nichts, wir sind betrogen, schmachvoll ist es, das zu wissen —
Sind betrogen mit den Gürteln von der braunen Rasenvettel,
Denn den besten hat Ludmilla, und wir haben nur den Bettel.
Aber sind wir klug und schweigen, kann noch alles anders werden,
Ist sie auch schon Fürstenbraut heut, Fürstin wird sie nie auf Erden.
Nie soll Seidenschmuck sie tragen, Hochzeithühner nie verzehren,
Nimmer taugt der Spatz zum Sperber, nie das Lamm zum stolzen Bären."

Morgens als die Hähne krähen, morgenrot die Wolken ziehen,
Schleichen Beide zu Ludmillen, finden sie am Estrich knieen,
Finden sie in stillem Beten, schleichen sich beschämt von hinnen,
Kamen wieder dann geschlichen, fanden sie am Spinnrad spinnen.
„Hei Ludmilla, süßes Täubchen, sei geküsst zu tausendmalen,
Goldnes Glückskind, Wunderblümchen, Siegerin der Schönheitswahlen,
Komm, nun lass dich würdig putzen, lass dich schmücken, lass dich kosen,
Bist du Veilchen doch die Schönste unter Lilien, unter Rosen!" —
Süß sprach also Pereswetа, Miroslawa sprach noch weicher:
„Nehmen musst du auch mein Sammtkleid, das ist schöner, das ist reicher,
Nehmen musst du Faltenärmel mit dem Schleier, mit den Perlen.
Schau, wie schön du bist, Ludmilla, eine Birke unter Erlen.
Schau, wie Reh und Lämmer hüpfen, schau, wie selbst die Fische springen.
Hör', wie dir die Amseln flöten, hör', wie dir die Lerchen singen.
Allen Fürsten, allen Helden wirst du noch den Kopf verdrehen,
Alle Weisen, alle Frauen forschen nie, wie das geschehen.
Doch den ekeln Wollengürtel mit den Muscheln an den Kanten
Lass beiseite, nimm den sammtnen mit den lichten Diamanten,
Schau dich an in diesem Spiegel, jetzt erst strahlest du in Würde.
Schlichtheit mag dem Blöden ziemen, aber Schmuck ist Schönheitsbürde.
Jetzt erst gleichst du einer Fürstin, leuchtest anmutvoll und prächtig,
Allbewundert wirst du herrschen und im Russenreich allmächtig.
Wozu noch dein scheu Bedenken, wozu noch dein schüchtern Zaudern?"
Und sie schmeicheln und sie scherzen, kosen, küssen sie im Plaudern.
„Jetzt bist du die Allerschönste, eine Ceder unter Tannen!"
Und sie jubeln und sie tanzen, hüpfen lachend dann von dannen.

* * *

Mancher fuhr schon Freiers Wege, wallte der Brautwerbung Wege,
Regen wusch des Schlittens Farbe, Reif verdarb der Kleider Pflege.
Sonne blich des Hutes Bänder, Nebel riss des Schleiers Falten —
Kommst nach Hause, blasses Mägdlein, sitzst im Dunkel nun, im Kalten.
Warum weinest du, Ludmilla, weinest in so jungen Jahren? —
„Weiß ich doch nicht, was geschehn ist, weiß nicht, was mir widerfahren.
Hab ich doch gelebt in Sonnen, schon den Brautkranz auf dem Haupte,
Lebt ich doch im stolzen Traume — ach, dass ich an Träume glaubte —
War nur eine Nacht des Zaubers — bittrer Kummer kam am Morgen,
Herzleid, wie kein Herz erfahren, Trübsal, deren Quell verborgen.
War die Welt doch wie verwandelt, Niemand mochte mehr mich kennen,
Herbe Qual nagt mir die Seele, Qual, die keine Worte nennen.
Keinen Gruß vom Brückenbettler, keinen Gruß vom Herbergsvater,
Keinen Dank von armen Kindern, keinen Dank vom Klosterpater —
Aller Augen sind entzaubert — ach, was hab ich da gelitten,
Alle Herzen sind verwandelt. Als ich zum Palast geschritten,
Höhnten mich die eignen Schwestern, schmähten lachend die Bojaren,
Nannten mich die Vogelscheuche, Kobold mit verzausten Haaren.
Swetoslaw, der Fürst von Kiew, kam heraus mit wilder Laune,
Sah mich an mit finstrem Auge. Fort, wer bist du Hexe braune!
Stadt und Brautschau, Fest und Brauttanz, alles war ein Traumeswähnen,
Und so bin ich heimgeschlichen, und so sitz ich hier in Tränen. —"

Horch, da saust im Wald ein Schlitten, und die Silberschellen schallen.
Rosse traben auf der Schneebahn mit Halloh und Peitschenknallen.
Swetoslaw, der Fürst von Kiew, sucht die Braut, die ihm verschwunden,
Kummernacht im düstren Auge wie von tiefsten Seelenwunden.
Sucht die Braut in allen Wäldern, allen schneeverwehten Wüsten,
Sah nicht die verweinten Augen, die ihn jubelvoll begrüßten.

„Swetoslaw, du süßer Lieber, warum willst du weiter stürmen?
Halt doch an, hier wohnt Ludmilla!“ —
Wie Geläut von Kirchentürmen
Tönt zu ihm die süße Stimme. Halten lässt er seine Schecken,
Springt vom Schlitten, stürmt zum Blockhaus, die Verborgne zu entdecken.
„Bist du's wieder, braunes Wichtel, schief vom Wuchse, blatternarbig,
Hungerdistel, Wolfsmilchschwester, Sumpfeidechse, schierlingsfarbig!“
„Swetoslaw, du böser Liebster, wie Gesang ist mir dein Schmälen,
Schlag mich blutig, tritt zum Staub mich, statt mit Kummer mich zu quälen.
Süßer ist von deinen Händen mir der Tod, als solch ein Hassen,
Hab ich deine Lieb verloren, will ich auch auch mein Leben lassen,
Kenn ich zwar die schwere Schuld nicht, will ich doch in Demut büßen,
Darum lass mich lieber sterben, sterben hier zu deinen Füßen!“
Swetoslaw er steht im Grimme, wendet ab sich schon zum Schlitten,
Da ist humpelnd an den Krücken altes Weib herangeglitten.
„He, mein Hühnchen, Grasemückchen, was ist doch die Welt voll Toren!
Hast du nicht im lichten Saale, nicht im Wald etwas verloren?
Deine Schwestern hört ich streiten, sah ich lärmen, raufen, zanken,
Und da hing dein Veilchengürtel an den dürren Brombeerranken.
Hast ihn wol verloren, Aermste, und so kam er mir zu Handen,
Knüpf ihn um, du armes Hühnchen, hast das schwerste Leid bestanden.“
Kaum geschehen ist's, zuckt's wie Mailicht durch des Fürsten finstre Züge,
Zuckt's wie Graun, als ob ein Blitzstrahl vor ihm in den Boden schlüge —
„Meine Süße, meine Liebste, hab ich wieder dich gefunden,
Wie viel Gram schufst du uns Beiden, wie viel dunkle Kummerstunden. —
Lebenslang bist du mein eigen, nichts mehr fürder soll uns trennen!“
Und er küsst sie auf die Augen, Lippen heiß auf Lippen brennen,
Und er hebt sie in den Schlitten. Stampfend schon die Schecken zucken,
Und der Schlitten fliegt von dannen, und es jauchzen die Heiducken.

Doch die Alte — hat ein Nebel, hat ein Sturm sie weggetragen?
Nein, wie Glanz bricht's aus dem Walde, schwebt herab ein Wolkenwagen,
Hirsche dran mit Goldgeweihen, Hirsche dran mit Silberhaaren,
Peresweta, Miroslawa sahn sie noch im Schimmer fahren.
Weiß nicht, ob's die Fee des Waldes, weiß nicht, ob's der Mutter Schatten.
Peresweta, Miroslawa trösten sich mit andern Gatten:
Kaufmannssöhnen, Schifferknaben, hoch sie stiegen rasch im Glücke,
Alle Unbill hat verziehen längst die Schwester Grasemücke.

Englische Novellistik.

Collection of Britisch Authors, Tauchnitz Edition, vol. 2035: „His little mother“ by the Author of „John Halifax, gentleman“, in one volume.

Die kleine Erzählung bildet eine ungemein zarte Skizze à fond perdu, einzig durchleuchtet von der opferfreudigen Liebe eines kleinen Mädchens, die vom zehnten Lebensjahre an Mutterstelle, und zwar in umfassendster Weise, bei ihrem Zwillingsbruder vertritt. All ihr Leben und Thun bleibt diesem Bruder bis ins dreißigste Jahr gewidmet, endlich sieht sie ihn am Ziele, ihr selbst winkt ein sorgenfreies Heim und trautes Herzensglück, da wird ihr die Stunde der Erfüllung zur Todesstunde.

Wer jemals die Kinder der hart arbeitenden Volksklassen beobachtete, zweifelt nicht an der frühreifen kleinen Heldin. Das Opfer ist eine Uridee des Menschentums, das erste Menschenpaar, kaum aus der Paradieses-Wiege gefallen, empfand mit dem Bewusstsein der Zusammengehörigkeit den Instinkt des Opfers. „Little mother“ opfert konfessionsloser als Abel, Adams Sohn; sie folgt nur der Stimme ihres Herzens und dem Andenken der eignen Mutter. Bis zur letzten Seite steigt in uns keine Frage gegen diese fesselnde Apotheose der Schwesterliebe auf, aber auf dieser letzten Seite halten wir den Vorwurf kaum zurück: Weshalb tritt keine Versöhnung in das Loos der Vielgeprüften? Kein künstlicher Konflict, keine tragische Schuld, nicht einmal religiöse Verklärung stehen neben „little mother's“ Sarg, und uns ist als wären wir durch die ganze Erzählung tief gerührt worden, um jetzt erst recht zur Rührung gezwungen zu werden, aber das ist ein Trugschluss, wir haben mit gelitten, wir wollen uns mit freuen.

Derselbe Band bringt noch verschiedene kleine biographische und gemeinnützige Arbeiten der Autorin. Ungewöhnlich anregend wirkt die Lebensbeschreibung des blinden Mannes, Francis Joseph Campbell, jetzt Vorstand des „Royal Normal College for the Blind“ (Norwood-London), dessen Gründer er ist, wie er denn als Reformator und Verbesserer der Blindenerziehung und Nutzbarmachung ihrer Kräfte genannt werden muss. Der Titel des Aufsatzes „Light in Darkness“ ist somit sehr gerechtfertigt, in dem er zeigt wie anscheinend Hülflose selbständig werden können. Campbell wurde in Tennessee im Jahre 1834 geboren; das Kind unbemittelter Farmer, verlor er im 4. Lebensjahre das Augenlicht. Brennende Lernbegier und der rastlose Drang seinen Unglücksgefährten ihr schweres Loos zu erleichtern, ließen ihn unsagbare Hindernisse überwinden und führten ihn nicht nur zu seiner heutigen Stellung, sondern ließen ihn noch einen tüchtigen Musikus und Lehrer, Reiter, Ruderer, Schwimmer und Schlittschuhläufer werden. Er ist der einzige Blinde, der je den Mont-Blanc in der Schweiz erstieg.

Ein kleines Kabinetstück ist die Erzählung „Poor Prin“; mit den denkbar einfachsten Mitteln: einem Schulmädchen und ihrem Hündchen, ist ein wahrhaft erschütternder Konflict herbeigeführt, würdig und wahr wie alle Darstellungen des Bandes.

Lingens E. von Dincklage.

A. Heintze: Die deutschen Familien-Namen.

Halle 1882, Verlag des Waisenhauses. 4,50 M.

Der Verfasser hat den Versuch gemacht, „die wesentlichsten Ergebnisse der bisherigen Forschungen, soweit sie die Familien-Namen betreffen, einem größeren Kreise, dem der Gebildeten überhaupt, in möglichst übersichtlicher und handlicher Form darzulegen", und „demgemäß schildert der erste Teil dieses Buches zusammenhängend die deutschen Familien-Namen nach ihrer Entwicklung und ihren Klassen, während der zweite Teil eine lexikalische Zusammenstellung der wichtigsten Bildungselemente und Namen enthält". So erörtert der Autor in der eigentlichen „Abhandlung" (Seite 1—86), das kriegerische Wesen des Germanentums betonend und es mit dem Hellenen- und Römertume vergleichend, die deutschen Familien-Namen nach ihren „drei Schichten", den alt-einheimischen, den später aufgenommenen fremden Personennamen und den abstrakten Bezeichnungen, die man zur Namenfixirung verwertete, nach ihrer Herkunft und ihrer Bedeutung, ihrer jeweiligen Lokalisirung, ihrer Entartung und ihren Wandelungen. Die Darstellung ist wissenschaftlich, klar und verständlich, dabei anregend und ansprechend. Ein tüchtiges Stück des immer schneller absterbenden und erstarrenden Volksgeistes wird hier wieder belebt, und wem unser Volkstum noch nicht gleichgiltig geworden ist, dem sei die Lektüre des Büchleins um so eher empfohlen, als der zweite Teil den gesamten Namenstoff lexikalisch geordnet und nach Stamm und Bedeutung erläutert enthält.

Es versteht sich von selbst, dass das Buch auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann; immerhin aber ist eine Reihe der besten Quellen mit sicherem Verständnisse benutzt, und nur an wenigen Stellen ließen sich gegen die Etymologie vielleicht Einwendungen erheben. Zu kurz weggekommen sind die jüdischen (neuen) Namen, die freilich nur selten geeignet sind dem Leser ein ästhetisches oder sprachliches Interesse einzuflößen: sie haben sich ja nicht naturgemäß und historisch entwickelt, sondern sind fast durchweg ein notwendiges aber nicht erfreuliches Produkt äußeren Zwanges und zufälliger Laune.

Berlin.

Ludwig Freytag.



Scherzando.

Drei Sonette von **Otto Braun** (München).

I.

Spritztoursonett.

An J. v. S.

O Wanderlust, um deine Seligkeiten
Vertausch' ich gern den Opferdienst der Fama;
Im Winter selbst — schützt mich das Vlies des Lama —*)
Enteil' ich froh nach Münchens kältern Breiten.

In raschem Flug lässt man vorübergleiten
Den Pyramidenbau**), den Shawl des Brahma***),
Und schlürft, bevor man geht ins Operndrama †),
Ein Gläschen Sekt in den „Vier Jahreszeiten".

Nun müsst' ich wol zu neuem Klingklang schreiten,
Allein, wie Boabdil nur schluchzt': „Alhama!"
Soll mich der Sehnsuchtslaut zum Schluss geleiten.

Nicht tapfrer kämpfte Scipio bei Zama,
Als ich mit dieses Reims Verlegenheiten —
Adieu! Das nächste Mal nach — Alabama!

Augsburg.

II.

Elephantensonett.

Nun scheiden wir vom biedern „Elephanten",
Der uns beherbergt zwanzig frohe Tage;
Sein guter Ruf ist Wahrheit, keine Sage,
Was täglich, stündlich dankbarst wir erkannten.

Wenn uns in schönem Durst die Kehlen brannten,
Floss reiches Nass aus Etschlands bester Lage;
Gleich trefflich war die Kost, und keine Klage
Traf je des Gastherrn Ohr, des stets coulanten.

Drum lass Dir raten, Freund! Wenn Dich ein Bleisack
Von Sorgen drückt, so komm' hieher nach Brixen
Und senk' ihn in das Flutenbett des Eisak!

Im „Elephant" lass Dir die Stiefel wichsen —
Hier labt der Wein, hier dampft die feinste Schüssel,
Drum blüh' ihm Heil vom Schwanze bis zum Rüssel!

Brixen.

*) Alias Plaid.

**) Das bekannte Richtersche Bild, das damals in München ausgestellt war.

***) Der aber zu teuer war für — Madama.

†) Natürlich vom „Meister".

III.

Griesgramsonett.

An die Herren vom „Museum“.

Noch einmal küret Ihr mich zum Choragen
Der populär-rhetorischen Genüsse? —
Ich litte lieber tausend Hexenschüsse,
Als dieses Wagstück noch einmal zu wagen!

Noch liegen mir wie Bleigewicht im Magen
Der Unternehmung Ehren und Verdrüsse;
Ich bin zu alt zum Knacken solcher Nüsse
Und kann nur Weichgekochtes noch vertragen.

Drum mag's Euch, liebe Herren, nicht verdrießen,
Seht Ihr der ehrenvollen Unterbreitung,
Zwar dankbar, doch entschieden mich verschließen.

Als hätt' ich nicht genug an einer Leitung!
O, wüsstet Ihr, wie sanft die Tage fließen
Dem Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“!

Augsburg.



Ein neues französisches Memoirenwerk.

„Mémoires du Comte Horace de Viel Castel sur le Règne de Napoléon III. (1851—1864).“

Bern 1883, Haller. 4 fr.

Das Buch wurde gleich nach seinem Erscheinen von dem Pariser Gericht für Frankreich verboten, nicht wegen seines sittlich bedenklichen Inhalts, sondern lediglich weil einige der darin hart mitgenommenen Personen Anklage wegen Beleidigung erhoben hatten.

In Deutschland scheint man auf diese merkwürdigen Memoiren bis jetzt so gut wie gar nicht aufmerksam geworden zu sein, während doch das deutsche Publikum die Memoiren der Frau von Rémuusat vor 3 Jahren mit kaum geringerem Interesse las, als wenn es sich um Memoiren über den preußischen Hof gehandelt hätte. — Die Memoiren des Grafen von Viel Castel umfassen den Zeitraum von 1851 bis 1864, also die ungetrübteste Gloirezeit Napoleons III. Vorweg sei bemerkt, dass ihr eigentlicher Wert bei weitem weniger in dem direkt verwertbaren historischen oder biographischen Material liegt, welches sie für den genannten Zeitraum bieten, als vielmehr in der schamlosen Herzensnacktheit, mit welcher der edle Graf seine Auffassung von Menschen und Dingen ausplaudert. Er muss sicher an die Wahrheit alles dessen geglaubt haben, was er erzählt, denn die Memoiren sind nicht zum Zweck der Veröffentlichung nach seinem Tode Abend für Abend in seinem Studirzimmer im Louvre, zu dessen Konservatoren er gehörte, niedergeschrieben worden, sondern sie sollten seinen Kindern zum Teil als Rechtfertigung ihres Vaters, zum Teil als amüsante Lektüre dienen. Durch welche Indiskretion nun dennoch diese Memoiren an die Oeffentlichkeit gekommen sind, kann uns gleichgültig sein, — wir nehmen sie hin wie jedes andere Memoirenwerk und suchen aus ihnen entweder literarischen Genuss oder historische Belehrung zu schöpfen.

Mit dem literarischen Genuss nun ist es herzlich schwach bestellt. Der Herr Graf schreibt einen auf die Dauer sehr langweiligen und auffallend espritlosen Stil; die besten Anekdoten und witzigsten Worte, die er mitteilt, haben nicht ihn zum Verfasser und mancher merkmürdigen Situation weiß er jeden Reiz zu nehmen durch ein vordringlich salbaderndes Moralisiren.

Durch das ganze Buch geht ein hässlicher Zug des Servilismus und jener eigentümlichen Bastardkreuzung von Legitimität und Bonapartismus, wie er seit den Tagen Napoleons I. in Frankreich in Schwung gekommen. Der „Figaro“ ist das Hauptorgan dieser sauberen Allianz, zu welcher noch ein bischen laszive Frömmelei ihr „mot de la fin“ beisteuert. Der Graf von Viel Castel, einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs angehörig, ist überzeugungstreuer Bonapartist, — wie mir scheint weniger aus politischer Gemütsanlage als aus Kastenhass gegen die Bourgeoisie, für deren Gottesgeißel er offenbar die Napoleons hält. Die Bourgeoisie! Wie er sie hasst, dieser Stammgast der Salons der Prinzessin Mathilde! Und wie er dabei vergisst, dass die Napoleons ursprünglich die gewöhnlichste Roture waren! Wenn er von einem Roturier, und hieße derselbe auch Victor Hugo, irgend eine kleine Menschlichkeit zu erzählen weiß, wie taucht er da seine Feder in die giftigste, niederträchtigste Verleumdung! In solchen Fällen atmen die Memoiren durchaus nicht beleidigtes Tugendgefühl, von dem sie sonst überquellen, sondern eine Art von teuflischer Freude darüber, dass solch ein Emporkömmling sich ungefähr ebenso benommen wie — die erlauchtesten Marquis und nicht minder erlauchten Marquisinnen. Das ist nämlich das gradezu Entzückende an diesen Memoiren, dass dieser Aristokrat mit großäugiger Naivetät von den abscheulichsten Ausgeburten des Lasterlebens seiner Standesgenossen erzählt, als handle es sich um eine Partie Landsknecht, — und das gibt ihnen auch ein überzeugendes Gepräge der Wahrhaftigkeit trotz all der sichtbaren Gehässigkeiten gegen einzelne Personen. Der Graf von Viel Castel hasst die Bourgeoisie mit einem ehrlichen Hass und lässt ihr nichts durchgehen; die höheren Stände dagegen scheint er wie durch eine Art von Freimauerei unter einander verbunden zu sehen zu einer Gemeinsamkeit der Gemeinheit, welche nicht vor den Richterstuhl der Kritik gehöre. Hin und wieder, aber selten, hat er freilich Anfälle von gänzlicher Unparteilichkeit, und dann schreibt er in sein Tagebuch die aus den tiefsten Gründen seines Herzens kommenden Sprüche der Wahrheit: „Die Rothen sind Schurken. — Die Weißen, welcher Partei sie auch angehören, sind Dummköpfe. Es gibt sogar bodenlose Esel unter ihnen. Nun macht einmal aus solchen Elementen eine große Nation!“

Die französischen Memoirenwerke sind bekanntlich fast ausnahmslos nicht für jugendliche und selten für weibliche Leser zuträglich. Seit den Tagen Brantôme's wälzt sich eine schlammige Flut von Memoirenwerken durch die französische Literatur, die bei den meisten Lesern ihren Hauptreiz gewissen Skandalgeschichten verdanken. Dies gilt auch bis zu einem gewissen Grade von den Memoiren des Grafen von Viel Castel, der selbst darin dem Ahnherrn der französichen Memoirenschreiberfamilie gleicht, dass ihm jeder moralische Maßstab für die Schändlichkeiten, die er erzählt, zu fehlen scheint. Brantôme spricht bekanntlich immer, und zwar allen Ernstes, von den „*très-nobles et très-vertueuses dames*," bevor er eine seiner unglaublichen Greuelgeschichten vom Hofe Franz I. zum Besten gibt. Auch der Graf von Viel Castel leidet an dieser Art moralischer Knochenerweichung. Die Marquise von Soundso führt ein Leben ungefähr wie Nana, aber sie bleibt für ihn die erhabene „Madame la Marquise de Soundso"; oder die blaustrümpfelnde Coquette Vicomtesse de Luppé ist eine der Damen, von denen unser Graf unübersetzbar sagt: „*C'est une des femmes qui m'ont le mieux appris le monde*," — aber sie bleibt ihm die geheiligte Madame la Vicomtesse de Luppé. Gnade aber Gott einer kleinen Bürgersfrau, oder nun gar einem Bourgeois wie Victor Hugo, wie Véron, wenn sie sichs beikommen lassen, es dem hohen Adel an schwacher Menschlichkeit gleichtun zu wollen! Dann schreibt der Herr Graf solche unverzeihlichen Rohheiten nieder wie die gegen Victor Hugo, den er nennt: „*Le plus misérable des drôles, l'orgueil de Satan et le cœur d'un chiffonnier.*" Und das alles, weil man Victor Hugo einmal mit einer hübschen Schauspielerin im Tête-à-tête zusammen gesehen habe. Du lieber Gott!

Nur wird man immer wieder mit dem Memoirenschreiber ausgesöhnt durch irgend eine kurz darauf folgende Bloßstellung eines der Standesgenossen des Herrn Grafen. Man begreift vollkommen, dass in der Pariser Gesellschaft, namentlich in der des Faubourg St.-Germain ein Schrei des Entsetzens beim Erscheinen dieser Memoiren sich erhob. Von den interessantesten Einzelheiten seien erwähnt das Abenteuer der Frau Marquise von Caraman — wem fiele dabei nicht der Marquis von Carabas im Gestiefelten Kater ein! — mit dem Prinzen Metschersky; ferner die meisterhaft geschilderte Gesellschaft bei der Table d'hôte-Besitzerin Frau Marquise (natürlich!) du Vallon. Manches liest sich gradezu wie gewisse Stellen im Petronius oder im Aretino, und das alles wird mit der vollkommensten bona fides der Versumpfung erzählt. — Ein bürgerliches Seitenstück zu diesem Haushalt bildet der des bekannten Journalisten Véron (des Aelteren). Mehr als einmal wurde ich dadurch an die köstlichste Blüte des römischen Humors, an die Schilderung des Gastmals des Trimalchio bei Petronius erinnert. Welche ekelhafte, aufgedunsene, jeder Entschuldigung des Herzens, der Schönheit oder des Leichtsinns bare, gänzlich platte Gemeinheit! Man begreift vollkommen die Entrüstung des Memoirenschreibers über den Einfluss, den solch eine Kreatur wie Véron hat ausüben können. — Ebenso bekommt ein anderer berühmter Bourgeois, der Kammerpräsident Dupin, einen wolverdienten Fußtritt; das Wort „Mensch mit 36 Gesichtern" verdiente zu einem stehenden Epitheton für Dupin zu werden.

Was der Graf von Viel Castel von der, übrigens auch aus Heines Leben bekannten, Gräfin Nesselrode erzählt, ist kaum glaublich, lässt sich übrigens auch nicht andeutungsweise mitteilen.

Am schlechtesten kommen, trotz der großen Verehrung, die der Graf von Viel Castel für alles hat, was mit den Bonapartes zusammenhängt, dennoch zwei dem Kaiser Napoleon III. verwandte Personen weg: nämlich der Fürst von Canino, den er gradezu des Meuchelmords beschuldigt, und der Gemahl der Prinzessin Mathilde, Fürst Demidoff, welchen letzteren der Kaiser Nikolaus rundweg als „Canaille" bezeichnete.

Von aktuellem Interesse dürfte das Urteil sein, welches der Graf von Viel Castel über den Prinzen Plon-Plon fällt; es lautet:

> „*Ce prince est une affreuse canaille, qui joue auprès du président le rôle que Philippe-Egalité jouait près de Louis XVI. Il est vantard et poltron, ambitieux, important, brouillon, libertin; enfin, il a toutes les mauvaises qualités; son père**) *n'est qu'un polisson; lui, est un drôle.*"

Ueberhaupt muss zugestanden werden, dass trotz seiner Verehrung für die Bonapartes, namentlich aber für Napoleon III., der Memoirenschreiber sich das Recht vorbehält über gewisse Schwächen der Familie seine eigene Meinung zu haben. Kann man z. B. das Wesen des Napoleonismus besser schildern, als der Graf von Viel Castel es mit folgenden Worten getan hat? —:

> Die Bonapartes kennen nur e i n e n Glauben und e i n e Gewalt: die ihnen durch den Kaiser Napoleon I. überkommene. Für sie hat es nur e i n e n großen Mann auf Erden gegeben: Napoleon; Karl der Große und Ludwig XIV. reichen ihm nicht an die Knöchel. Man darf die religiösen Ideen, ja die Religion selbst diskutiren, aber man darf nicht Napoleon diskutiren. Sie behaupten nicht gradezu, dass er sündenlos empfangen worden; aber jedenfalls ist er sündenlos geblieben. Diese Sonne hat keine Flecke; zweifelt immerhin an Gott, nur nicht an ihm; —

und er fügt selbst hinzu, dass diese „Napoleonatrie" einmal verhängnisvoll werden könnte!

Die Hauptzielscheibe seines Grolls bilden die Journalisten und die Literaten überhaupt, besonders wenn sie nicht seiner Kaste angehören. Dabei nimmt es sich recht komisch aus, dass die ärgsten Geschichten, die er von solchen käuflichen Skribenten wie Jules Janin zu erzählen weiß, die schlohweiße Unschuld sind gegen die von ihm selbst mitgeteilten noblen Passionen seiner Kaste, bei denen es oft so ehrlos zugeht, dass der letzte Skribent sich schaudernd davon abwenden würde. Der Graf von Viel Castel teilt durch-

*) König „Morgen-wieder-lustick" von Westphalenland.

aus die hochnäsige Albernheit mancher Kreise (nicht bloß der aristokratischen), welche von den Journalisten die paradiesische Unschuld erwarten und die Welt aus den Angeln glauben, wenn ein Mann von der Presse ungefähr dasselbe tut, was in einem hohen Adel und geehrten Publikum alle Tage passirt.

Die beste Kritik des moralischen Gehalts dieses Buches — denn sein literarischer ist, wie gesagt, ein äußerst geringer, — liegt in der von dem Grafen von Viel Castel ganz harmlos erzählten kleinen Episode am Schluss des ersten Bandes. Nachdem er nämlich das ganze Buch hindurch gegen Nepotismus, Protektion der Dummköpfe und dergleichen gejammert, erzählt er ganz gemütlich, dass kurz nach dem Staatsstreich seine Schwester für ihren Sohn bei ihm um die Besorgung einer Präfekturstelle bettelte, und dass er natürlich nichts eiligeres zu tun gehabt, als dem allmächtigen Morny das Anliegen des jungen Mannes vorzutragen. Eine Präfektur für seinen Herrn Neffen — das ist für ihn das Resultat des Staatsstreichs, und da er selbst obendrein aus einer Subalternstelle in der Verwaltung der Museen zu einem höheren Posten vorrückt, so wäre es denn doch die größte politische Kurzsichtigkeit, wollte man den moralischen Wert des Staatsstreichs unterschätzen.

Als unverblümter Ausdruck der politischen und moralischen Anschauungsart großer Kreise des französischen Adels haben diese Memoiren des Grafen von Viel Castel einen unleugbaren Wert; künstlerisch gehören sie zu den Plattesten, was je aus der Feder eines gebildeten Franzosen geflossen ist.

Berlin.

Eduard Engel.



Literarische Neuigkeiten.

Die 13. (illustrirte) Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, das in 16 Bänden oder 240 Heften erscheint, empfehlen wir wiederholt denjenigen unserer Leser, die ein gutes encyklopädisches Werk noch nicht in ihrem Bücherschranke besitzen. Es sind bis jetzt 65 Lieferungen (à 50 Pfg.) erschienen.

Die Firma Edwin Schloemp (Leipzig) bereitet für den Herbst ein Prachtwerk vor: „Richard Wagners Frauengestalten" in Bild und Wort, von einem ungenannt bleiben wollenden „Professor L. G." — Nur heraus mit dem Namen, Herr Professor! Wagnerianer zu sein, schändet ja doch nicht. — Es handelt sich um 12 Charakterbilder mit 12 Illustrationen. — Preis 20 M.

Von Rudolf Lindau erscheint ein neuer Roman: „Der Gast". Breslau, S. Schottländer. 3 M. — Zwischen den beiden Brüdern Rudolf und Paul Lindau besteht — mutatis mutandis — ein ähnliches Verhältnis in Bezug auf den Wert ihrer Romane, wie zwischen Alphonse und Ernest Daudet. Wir überlassen es den Lesern der beiden Lindau, wen sie mit Alphonse und wen sie mit Ernest vergleichen wollen.

Das Feuilleton der „Roman-Zeitung", welches bisher Robert Schweigel redigirt hatte, ist jetzt in den Händen Otto von Leixners.

Anna Forstenheim hat eine neue epische Dichtung: „Manoli" (nach einer rumänischen Volkssage) beendet, die kürzlich durch den Hofschauspieler Lewinsky in Wien zum Vortrag gebracht ist. Die Dichtung wird im Herbst in Buchform erscheinen.

Gebrüder Paetel (Berlin) kündigen zwei belletristische Novitäten an, die Anspruch auf Beachtung haben: „Ein Friedensstörer" von Victor Blüthgen, und „Der Hexenprediger" von Hans Hoffmann.

Von unserm treuen Mitarbeiter O. Heller erscheint demnächst in einer großen politischen Zeitung Berlins ein Roman aus dem Leben der Reichshauptstadt.

Das seiner Zeit auch im „Magazin" eingehend besprochene große Werk von Anatole Leroy-Beaulieu: „Le pays des Czars et les Russes" erscheint jetzt in einer deutschen Lieferungsausgabe in 12 Lieferungen à 1 M. Die Uebersetzung rührt von L. Pezold hier. — Berlin, A. Deubner.

Das im November d. J. stattfindende Luther-Jubiläum fängt an, eine Flut biographischer und ähnlicher Schriften über Luther und die Reformation auf den Büchermarkt zu werfen. Soeben erscheint eine märkische Geschichte aus der Zeit der Reformation: „Hie gut Brandenburg alleweg!" von Oscar Schwebel. — Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Kürzlich wurde im Deutschen Reichstage der XI. Bericht der Petitionskommission verteilt, welcher eine in mehrfacher Hinsicht interessante — leider nicht unanfechtbare, im Gegenteil! — Beantwortung der Petition des Deutschen Schriftstellerverbandes gegen die unbefugte Dramatisirung von Schriftwerken enthält. Wir werden auf dieses kulturhistorisch merkwürdige Aktenstück baldmöglichst eingehend zurückkommen!

Von J. Baumgartens schönem Werke „Der Orient. Ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt" (Stuttgart 1882) erscheint eine illustrirte Bearbeitung für die skandinavischen Länder, bei Malling in Christiania.

Eine neue plattdeutsche Wochenschrift: „De Eekboom" erscheint seit April unter Mitwirkung namhafter plattdeutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, herausgegeben von Ete Joernsen. — Berlin, A. Kues.

Die unlängst in der „*Revue politique et littéraire*" erschienene Studie von Guy de Maupassant, einem der talentvollsten „Realisten" Frankreichs, wird jetzt in Heftform ausgegeben. — Paris, Quantin. 0,75 Fr.

Der greise italienische Uebersetzer Schillers, Andrea Maffei, wird demnächst eine italienische Uebersetzung des „Demetrius" veröffentlichen.

In No. 80 des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" gibt T. Pech eine Zusammenstellung der Uebersetzungen aus dem Deutschen in die slawischen, die magyarische, rumänische und andere osteuropäische Sprachen für die ersten beiden Quartale von 1882. In Nr. 82 findet sich eine Zusammenstellung der Uebertragungen in die dänische, englische, französische, holländische, italienische, norwegische, schwedische und spanische Sprache von Mühlbrecht für das I. Quartal 1883.

Alexandre Dumas arbeitet an einem neuen Sittendrama für das Pariser Gaité-Theater.

Herr John H. Ingram, der bekannte Herausgeber der Werke Edgar Poe's, veranstaltet eine Art von Seitenstück zu der *English Men of Letters*-Serie, nämlich eine *Eminent Women*-Serie. Der erste Band ist eine Monographie von Fräulein Mathilde Blind (einer Tochter unsres Mitarbeiters Karl Blind) über George Eliot. — Der zweite Band soll „Emily Brontë" von Mary Robinson sein. — London, Allen & Co.

Von dem vor ganz kurzer Zeit erschienenen Buche von Gustave Toudouze über Albert Wolff liegt schon die 6. Auflage vor! Man sieht, welcher erstaunlichen Popularität sich dieser Prussien in Paris erfreut. Uebrigens eine ganz einzige Erscheinung — diese Stellung Wolffs, über welche Toudouze's Buch höchst interessante Mitteilungen macht. — Paris, Havard. 3,50 Fr.

Von Ernst Otto Hopp erscheint demnächst in der Mark-Serie „Das Wissen der Gegenwart“ (Leipzig, Freytag) der erste Band einer auf 3 Bände berechneten Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Von J. Dielitz, dem Generalsekretär der Berliner Königlichen Museen, erscheint der I. Band seines Wunderwerks an Fleiß und Spürsinn: „Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe besonders des Mittelalters und der Neuzeit.“ Das ganze soll zum Juni fertig sein. — Görlitz, C. A. Starke. 12 M.

Bei Dunker & Humblot (Leipzig) erscheint der erste Band eines gewaltigen Unternehmens, welches zuvörderst nur für die Fachmänner von Interesse, dann aber auch für weitere Kreise von Wichtigkeit erscheint —: das von Professor Karl Binding herausgegebene „Systematische Handbuch der Deutschen Rechtswissenschaft“. Mitarbeiter an dem Werke sind die bedeutendsten Juristen und Rechtshistoriker Deutschlands. Das Ganze ist auf 45 Bände berechnet, deren Preis je nach dem Umfang zwischen 9 nnd 16 M. schwankt. — Also eine Art von Bibliothek des gesamten Rechts. Der Name Theodor Mommsens steht als der des Verfassers des Bandes „Geschichte des römischen Staatsrechts“ auf dem Prospekt. — Der erste Band ist von Julius Glaser: „Handbuch des Strafprozesses“.

Das schöne Werk von A. Hamilton über das Jugendleben Friedrichs des Großen: „Rheinsberg“ liegt nunmehr in deutscher Uebersetzung mit dem II. Bande vollständig vor. — Berlin, von Decker. à 6 M.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

A. Bädekers Russland. Handbuch für Reisende.

J. Barbey d'Aurevilly: Les Diaboliques. — Paris, Lemerre. 6 Fr.

H. Baudrillart: Philosophie de l'économie politique et de la morale. Des rapports de l'économie politique. — Paris, Lambert. 9 Fr.

W. Bode: Donatello à Padoue. Belle publication de luxe sous couverture parcheminée, in-folio, texte imprimé en trois couleurs orné de nombreuses vignettes et de 23 planches phototypiques inaltérables. Traduction revue et publiée sous la direction de Charles Yriarte. — Paris, J. Rothschild. 100 Fr.

Friedrich Bodenstedt: Alexander in Korinth. Althellenisches Kulturbild in einem Vorspiel und drei Akten. Neue Bearbeitung. — Leipzig, Gressner & Schramm. 3,60 M.

August Butscher: Nelken und Reseden. Gedichte. — Enskirch am Bodensee, Selbstverlag.

Robert Byr: Andor. Roman in 3 Bänden. — Berlin, Janke. 13,50 M.

Les rois frères de Napoléon Ier. Documents inédits relatives au premier empire, publiés par le Baron du Casse. — Paris, Germer Baillière. 10 Fr.

Carl Graf Coronini-Cronberg: Alceo und Angiolina. Sizilianische Novelle. — Leipzig, W. Friedrich. 2 M.

Friedrich von Criegern: Das rote Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für Kriegs- und vorbereitende Friedenstätigkeit. Gekrönte Preisschrift. — Leipzig, Veit & Komp.

Dietrichs und Parisius: Bilder aus der Altmark. Lieferung 9. — Hamburg, J. F. Richter. 2 M.

Wilhelm Fischer: Anakreon. Ein Frühlingsgedicht in 3 Gesängen. — Leipzig, W. Friedrich. 2 M.

L. Freytag: Herwara-Sage. Epische Dichtung. — Berlin, Damköhler. 2 M.

Alfred Friedmann: Optimistische Novellen. — Leipzig, W. Friedrich. 3 M.

Georg von Gizycki: Grundzüge der Moral. Gekrönte Preisschrift. — Leipzig, W. Friedrich. 1,50 M.

W. Glock: „Notburga“, ein Bild aus Badens Sagenwelt. — Karlsruhe, J. J. Reiff. 0,60 M.

W. Glock: Die Predigtweise Luthers, ein Spiegel für die moderne Predigt. Zur vierhundertjährigen Jubelfeier von Luthers Geburtsjahr und Geburtstag. — Karlsruhe, J. J. Reiff. 0,30 M.

E. C. Grenville-Murray: People I have met. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

Hamilton: Rheinsberg. Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen. Aus dem Englischen von R. Dielitz. Band II. — Berlin, R. v. Decker.

J. Hoche: Les Parisiens chez eux. — Paris, Dentu. 3,50 Fr.

Johannes Janssen: Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in früheren Jahrhunderten. Zweite Auflage. — Freiburg, Herder. 1,40 M.

Johannes Janssen: Ein zweites Wort an meine Kritiker. (Aus Anlass der „Geschichte des deutschen Volkes“.) — Freiburg, Herder. 1,50 M.

Imbert de Saint-Amand: Les Femmes des Tuileries. La jeunesse de l'impératrice Joséphine. — Paris, Dentu. 3,50 Fr.

H. Joly: Psychologie des grands hommes. — Paris, Hachette. 3,50 Fr.

Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinckel. — Stuttgart, Cotta.

O. Klemich und E. Looß: Deutsch-fremdsprachliches Zitatenlexikon. — Leipzig, Alfred Krüger. 2,80 M.

Ewald August König: Der Findling. Roman. — Jena, H. Costenoble. 2 Bde. 9 M.

F. S. Krauss: Sagen und Märchen der Südslaven. — Leipzig, W. Friedrich.

Ferdinand Laban: Dialogische Belustigungen. Die Hinterlassenschaft eines Einsiedlers. — Pressburg, Stampfel.

Leopold Lacour: Gaulois et Parisiens. — Paris, Calmann Lévy. 3,50 Fr.

Leipzig und die Leipziger. — Leipzig, Licht & Meyer. 1 M.

Rudolf Lindau: Der Gast. Roman. — Breslau, S. Schottländer. 3 M.

Otto Lingau: Am Meeresstrande. Deutsche Seegedichte, gesammelt und ausgewählt. — Paderborn, F. Schöningh. 1,50 M.

Martin Luther als deutscher Klassiker in einer Auswahl seiner kleineren Schriften. Band III. Mit einer Zeittafel des Lebens und der Schriften Luthers. — Homburg, Heyder & Zimmer.

Florence Marryat: Facing the footlights. 2 Bände. — Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Guy de Maupassant: Emile Zola. — Paris, Quantin. 0,75 Fr.

Memoiren eines Livländers. I. Erzählungen meines Großvaters. — Leipzig, Duncker & Humblot. 4 M.

Memoiren des Grafen M. N. Murawjew. Der Diktator von Wilna. Aus dem Russischen. — Leipzig, Duncker & Humblot. 4,40 M.

H. Obersteiner: Nach Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1880 und 1882. — Wien, R. Lechner.

Hermann Pedersen und Alb. Schmidt: Dänische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. (Methode Toussaint-Langenscheidt.) Brief 1—20. — Leipzig, Morgenstern. 10 M.

R. S. Pereira: Les Etats-Unis de Colombie. — Paris, Marpon & Flammarion. 10 Fr.

Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt. Herausgegeben von Dr. E. Behm. Ergänzungsheft Nr. 71: Choroschchin und v. Stein, die russischen Kosakenheere. — Gotha, Justus Perthes. 2,20 M.

A. Petöfi: Buch des Lebens. Herausgegeben von L. Aigner. — Budapest, L. Aigner. 4 M.

P. Plattner: Uebungsbuch zur französischen Schulgrammatik. — Karlsruhe, J. Bielefeld. 1,20 M.

Primo: Abruzzo forte e gentile. Impressioni d'occhio e di cuore. — Roma, Stabilimento Tipografico Italiano L. Perelli. 2 Lire.

Paul Emil Richter: Verzeichnis der nenen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden für 1882. — Dresden, H. Burdach.

Maria Rebe: Die Schule kann helfen! Die Schule muss helfen! — Karlsruhe, J. J. Reiff. 0,60 M.

Maria Rebe: Unter einem Dach. Karlsruhe, J. J. Reiff. 2 M.

Alfred von Reumont: Kleine historische Schriften. — Gotha, F. A. Perthes. 10 M.

Karl Julius Schröer: Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater. Nach dem ersten Eindruck besprochen. — Heilbronn, Gebr. Henninger. 1,20 M.

Herman Semmig: „Französisches Frauenleben. — Leipzig, Alfred Krüger. 3,80 M.

Gustav Spiethoff: Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftstellerelend. — Düsseldorf, Bagel.

Philipp Strauch: Pfalzgräfin Mechthild in ihren literarischen Beziehungen. Ein Bild aus der schwäbischen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts. — Tübingen, H. Laupp. 1,50 M.

August Strindberg: Svenska Oeden och Aefventyr. Berättelser från Alla Tidehvarf, Band I. (Medeltiden). — Stockholm, Looström & Co.

E. von Wald: Zündspiegel. Militärische Humoresken. — Leipzig, C. Reissner. 1 M.

Paul Graf Waldersee: Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 49. C. H. Bitter: Die Söhne Sebastian Bach's. 1 M. Nr. 53/54. Richard Pohl: Richard Wagner. 2 M. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

B. Ziemlich: Goethe und das alte Testament. — Nürnberg, Korn. 0,60 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Ernst Eckstein's „Claudier", die bisher — um die Worte eines angesehenen Kritikers zu gebrauchen — allgemein für eine „farbenprächtige Schilderung der ersten glorreichen Anfänge des Christenthums im cäsarischen Rom" galten, sind nun, damit ihr Kranz auch dieses Zweiges nicht ermangle, von Seiten der kirchlichen Zionswächter *auf den Feingehalt ihrer Dogmatik analysirt und als nicht vollständig orthodox mit dem „Anathema sit" belegt worden.* — Die „Conservativen Blätter" des Herrn *Nathusius* sind die Urheber dieses überraschenden, für die gegenwärtige Zeitströmung charakteristischen Vorfalls. — Zu Anfang geberdet sich der Berichterstatter des Blattes scheinbar objectiv „Um gerecht zu sein," glaubt er anerkennen zu müssen, „dass dieser Roman einen ungleich wohlthuenderen Eindruck hinterlässt," als die culturgeschichtlichen Romane anderer Autoren, „weil Eckstein nicht so viele moderne Ideen in antike Gewänder maskirt hat, auch im klareren architektonischen Aufbau vielmehr dem Classischen sich nähert" . . . „Eckstein lehrt uns das heidnische Rom kennen, wie dasselbe zur Zeit Domitian's wirklich war, — mit all seinen Licht- und Schattenseiten." — Nun aber kommt der Ingrimm. Das Blatt nimmt es, allem Anschein zufolge, dem Quintus Claudius — dem Helden des Eckstein'schen Romans — kolossal übel, dass er nach seiner Bekehrung zum Christenthum nicht fortwährend mit Katechismus und Gesangbuch herumläuft oder spitzfindige Grübeleien über theologische Streitfragen anstellt, sondern sich mit dem *Kern der Heilslehre*, mit der grossartigen Einfachheit des Urchristenthums zu begnügen wagt. — Die Stelle, wo Quintus, den furchtbaren Kampf zwischen seiner Ueberzeugung und der Liebe zu seinem Vater kämpfend, sich am Beispiele Jesu aufrichtet, der in den Tod gegangen, obwohl auch er gewusst, welch unermessliches Weh die Seele seiner trostlosen Eltern zerfleischen werde, versieht der Herr Referent mit einem wüthenden sic! und druckt *die Eltern* gesperrt, — weil Joseph der Zimmermann hier von Quintus als Christi Vater betrachtet wird —, eine unverzeihliche Missethat in den Augen übereifriger deutscher Pastoren! Dass Quintus — von allem Uebrigen abgesehen — doch gewiss eben so vollkommen das Recht hat, in Joseph den Vater des Heilandes zu erblicken, wie der Evangelist Matthäus, der in der bekannten Genealogie (Cap. 1, V. 1—16) den Joseph unter die *Vorfahren* Christi rechnet — das kommt dem Verfasser nicht zu Sinne. — Ueberhaupt scheint der grollende Referent nicht allzu bibelfest. — Eckstein vergleicht einmal den Charakter seines stürmisch und leidenschaftlich angelegten Christen Thrax Barbatus mit dem des Apostels Petrus. Das conservative Blatt findet das unerhört. Nach einigen Ausrufezeichen schreibt es über besagten Thrax wörtlich wie folgt: „Dann übt er (Thrax) *bewaffnete Gegenwehr gegen die Soldaten* und tödtet ihrer eine Anzahl! Und das soll ein Bild des Urchristenthums des ersten Jahrhunderts sein!" — Das Organ des Herrn Nathusius hat wohl niemals davon gehört, das Petrus selber *„bewaffnete Gegenwehr"* gegen die Soldaten der Hohenpriester geübt hat, wobei der in weiteren Kreisen nicht unbekannte Malchus das Ohr verlor? — Dass ein Eiferer auch eine offenbare Unwahrheit nicht verschmäht, wenn sie seinen Zwecken förderlich ist, erhellt aus folgender Behauptung des erregten Berichterstatters. — Er schreibt: Von *Gott* reden die Eckstein'schen Nazarener nicht, sondern nur von der *Gottheit*." — Ein Blick in das Buch genügt, um darzuthun, dass dieser Satz eine jener „freien" Erfindungen ist, die mit dem achten Gebot: „Du sollst kein falsches Zeugniss reden wider Deinen Nächsten" schwer in Einklang zu bringen sind. Gleich zu Anfang, wo der christliche Dulder Eurymachus zum ersten Mal auftritt, spricht er (S. 32) von dem Einen und wahrhaftigen *Gott*, der sich der Schwachen erbarmt; von dem „allgütigen *Gott*, der die Armen liebt und die Elenden." Und so noch in zahlreichen Fällen. — Genug der unerquicklichen Auseinandersetzung! Ist es schon an und für sich ein sonderbares Unternehmen, Dichtwerke auf die Bank des theologischen Examinanden zu setzen, so berührt dies vollends bedauerlich, wenn es mit so viel Unkenntniss und mit solcher Leichtmüthigkeit in Beziehung auf die Wahrheit der behaupteten Thatsachen geschieht, wie hier.

K. L.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die treulose Witwe

Eine orientalische Novelle
und ihre Wanderung durch die Weltlitteratur
von **Eduard Grisebach.**
Vierte Auflage.

In 12. auf Büttenpapier eleg. br. M. 2.50.
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Geschichte der englischen Litteratur.

Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.
Mit einem Anhange: **Die amerikanische Litteratur**
von
Eduard Engel.

In ca 9–10 Lieferungen à 1 M. und nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes Bestellungen darauf entgegen.
Lieferung 3 erscheint soeben.

Leipzig. Königl. Hofbuchhdl. von **Wilhelm Friedrich.**



Soeben erschien z. Preis v. 1 Mark geb.

Englische Litteratur.
Band 152.
Rob. Burns' Werke I. Lieder.

Spemann

franco per Post M. 1.25 Pf.

Im Verlage von **R. Damköhler, Berlin N.** erscheint:

Herwara von L. Freytag.

broch. M. 2.— geb. M. 3.— mit Goldschnitt M. 3.50.

L. Freytag u. A. bekannt als Uebersetzer von Tegnérs Frithjofssage hat es unternommen, die altnordische Herwarasage poetisch zu behandeln. Es ist dies die Erzählung von dem auch in der Frithjofssage (Ges. 23) erwähnten Schwerte „Tyrfing", das jeden Besitzer ins Unheil stürzt.

— „Hat man das deutsche Nibelungenlied als Ilias der deutschen Kudrun als Odysse gegenübergestellt, so könnte man ebenso die Herwarasage mit der Ilias, die Frithjofssage mit der Odyssee vergleichen. Jedenfalls überwiegt in der Tegnérschen Bearbeitung der Frithjofssage das gemüthlich lyrische Element, in der Herwarasage das epische. Die Frithjofssage zeigt uns die einheitliche Geschichte eines einzelnen Liebespaares: die Herwarasage bietet die Leiden und den Untergang eines ganzen Geschlechtes."

Soeben erscheint:

Grundzüge der Moral

von

Dr. Georg von Gizycki,

Privatdocent an der Universität Berlin.

8 Bogen in gr. 8. eleg. br. M. 1.50 Ausgabe auf Velinpapier nur gebd. M. 3.—.

Obiges ist die vom Freidenkerverein „Lessing" in Berlin **preisgekrönte** Schrift einer gemeinverständlichen Darlegung der sittlichen Gesetze, welche von einheitlichen Grundsätzen geleitet und ausschliesslich auf unzweifelhafte Thatsachen der natürlichen Erkenntniss gestützt, eine Richtschnur des Handelns für die leitenden Verhältnisse des menschlichen Lebens zu geben geeignet ist. Die Professoren Dr. **Hermann Grimm,** Dr. **Wilhelm Scherer** und Dr. **Eduard Lasker** empfehlen dieselbe.

Leipzig.
Wilhelm Friedrich, Kgl. Hofbuchhändler.

Ganze Bibliotheken

wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 19,
L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burstah.
Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Bei **Otto Janke in Berlin** erschienen folgende humoristische Schriften in schlesischer Mundart von **ROBERT RÖSSLER:**

1. **Schnoken.** 3. vermehrte Aufl. 2 M.
2. **Närrsche Kerle.** Humoresken. 2 M.
3. **Schläs'sche Durfgeschichten,** mit Porträt d. V. 3. Aufl. 3 M.
4. **Durf- und Stoadtleute.** Neue schles. Erzählungen. 1,60 M.
5. **Wie der Schnoabel gewaxen.** Schles. Gedichte. 1,60 M.
6. **Gemittliche Geschichten.** Humoresken. 2 M.
7. **Aus Krieg und Frieden.** Schles. Gedichte. 2. Aufl. 2 M. (bei Trewendt in Breslau.)

8. **Mein erster Patient.** Erzählung. hochdeutsch. 1 M. (bei Otto Janke in Berlin.)

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Aus Carmen Sylva's Königreich.

Pelesch-Märchen v. Carmen Sylva.
(Elisabeth, Königin von Rumänien.)
II. Auflage.

In 8. In zweifarbigem Druck, mit Illustrationen. eleg. br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.

Jehovah

von
Carmen Sylva.
(Elisabeth, Königin von Rumänien.)
II. Auflage.

8. auf holl. Büttenpapier m. Kopfleisten eleg. br. M. 2.50, in Leinw. geb. M. 3. 50, in Leder geb. M. 5.—.

Soeben erschienen in dem unterzeichneten Verlage:

Sagen und Märchen der Südslaven

von **Dr. F. S. Kraus.**
Eleg. broch. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.

In demselben Verlage erschienen vor Kurzem:

Rumänische Märchen

übersetzt von
Mite Kremnitz.
eleg. br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

Russische Märchen

von
Wilhelm Goldschmidt.
Eleg. broch. M. 3,— eleg. geb. M. 4.—.

Wilhelm Friedrich,
Königl. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Töchter-Pensionat

KÖLN am Rhein (Jahnstrasse 19) von **Frau Lina Schneider,**
In directer Verbindung mit dem unter dem Protectorat Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin stehenden Victoria-Lyceum.

Vorzügliche Lehrkräfte. Englische und französische Umgangssprache. Italienisch, Zeichnen und Malen. Kunstarbeiten der Nadel. Clavier und Gesang. Gediegene Erziehung. Sorgfältige körperliche Pflege. Geräumiges Haus in gesundester Lage.

Nähere Auskunft ertheilt die Vorsteherin, wie auch der Herausgeber des „Magazin's" und Herr Dr. Eugen Oswald, London N. W. 16 Str. Marks Crescent-Regent's Park.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 12. Mai 1883. | Nr. 19.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Theodor Storm.

I.

Meine Fahrt zu ihm war eine Idylle, — eine Idylle des neunzehnten Jahrhunderts allerdings, denn ich saß ja im Dampfwagen und die Telegraphendräte durchschnitten auch hier die Luft, aber zahlreiche Vögel hockten zwitschernd darauf, und der Dampf, der in weißen phantastischen Zügen über die unabsehbaren Moor- und Heidewiesen entlang glitt, teilte sich in lockere geisterhafte Gestalten, die mit vielförmigen Flügeln, schleierumwunden, mit weißen Armen hinab auf die Erde griffen, nach der winterbraunen, reifbedeckten Kruste, als verlangte es sie nach einer antwortenden Regung der scheintoten Gespielin. Und wie es näher ging, dem freundlichen schleswig-holsteinischen Dorfe Hanerau entgegen, zog ein warmes Abendleuchten im Westhimmel auf, und die kleinen buschigen Buchen am Wege, die so angstvoll die verschrumpften Kleidchen mit den hageren spitzen Fingen sich an den nackten Leib pressen, bis das neue grüne Sommergewand fertig geworden, glühten noch einmal im Herbstrot, und das Moos an den schneefreien Plätzen im Walde glänzte sonnenstrahlengetroffen wie frischer Frühling.

Und in der klarscharfen Vorfrühlingsluft und im Abendrot war mir vergönnt in das gastliche Dichterhaus zu treten, und das Abendrot eines wunderschönen reichen Lebenstages lag auch dort in allen Winkeln und machte es traulich, heimlich und erquickend für einen Menschen aus der heutigen Welt. Wenn irgendwo die künstlerische und die wirkliche Persönlichkeit eines Dichters zusammenfallen, so bei Theodor Storm; kein Wunder, wenn auch seine ganze belebte und unbelebte Umgebung den Stempel seines milden, poetischen, schönheitbedürftigen Wesens trägt.

Schon seine menschliche wie seine dichterische Physiognomie haben eine überraschende Aehnlichkeit. Es gibt Gesichter, deren Züge so fein sind, dass die gleichgültige unempfängliche Betrachtung an ihnen vorübergeht, ohne einen besonderen Eindruck von ihnen zu empfangen, und der nur stärkere Züge, gröber geprägte Gesichter in der Erinnerung haften, selbst wenn sie an Adel, Harmonie und Schönheit der Bildung weit hinter jenen zurückbleiben. Aehnlich ergeht es mit der dichterischen Physiognomie; auch hier pflegt das Fremdartige und Auffallende, mit ausländischem oder theatralischem Zierrat behangene mehr Aufsehn zu erregen, als das durch innere Seelenschöne Ausgezeichnete, nicht Blendende, aber still und warm Leuchtende; freilich, und zum Glück, nicht für die Dauer, denn die Dauer ist das Entscheidende für den wahren Gehalt, — aber doch für die Gegenwart, für den Augenblick, für das im allgemeinen recht urteilslose Gros der lesenden und beobachtenden Menschheit. Wer nicht auf den Effekt arbeitet, der wird auch nicht viel Effekt machen, und auf das Effektmachen ist es unserm Dichter noch nie und nirgend angekommen; nie und nirgend hat er Verlangen getragen nach einer Uebergoldung papierner Herrlichkeiten; was wir Gutes bei ihm finden, ist alles lauteres unverfälschtes Sonnengold, das weder Rost noch Motten fressen.

Dass Storms Gemeinde, trotz dieser Vorzüge, nicht wie man erwarten sollte eine kleine, sondern eine große,

stetig wachsende ist, wenn er auch die Massen nicht für sich hat und nie haben wird, das verdankt er einigen besonderen Seiten seines Wesens; z. B. seiner Gesinnung, die allerdings mit der Kunst nichts zu tun hat, dennoch aber oft an ihrer Stelle gilt. Sodann seiner Pietät für das Alte, seiner erinnerungsfrohen Wehmut, die er mit vielen nachdenklichen Menschen teilt, und die so ausgesprochen, wie nur er es versteht etwas Mitziehendes, Sanfthinreißendes hat, — ferner der Tatsache, dass er seit Beginn seiner künstlerischen Laufbahn durchaus im Charakter geblieben, dass er seine Sonderart vertieft und erweitert, niemals aber verlassen hat, sodass seine Werke die erstaunliche, weil überaus seltne Erscheinung einer ununterbrochnen Steigerung seines poetischen Könnens aufweisen. So ist beispielsweise die letztveröffentlichte seiner Erzählungen „Hans und Heinz Kirch“ eine so markige sichere Charakterstudie, ein so lückenloses Lebensbild auf seinen nur 40 Seiten, dass wir nach einer vergleichenden Lektüre mit den Jugendarbeiten (es gibt Leute, die noch immer Storms „Immensee“ für sein schönstes Buch halten!) uns mit Bewunderung gestehn, dass der alte Storm dem jungen Storm doch um ein ganzes Menschenalter an Tüchtigkeit voraus ist. Und wen sollte diese Wahrnehmung nicht erfreuen in einer Zeit, wo wir gewohnt sind, die Talente sich so schnell erschöpfen zu sehn, dass wir von Werk zu Werk den Umwandlungsprozess des roten warmen Menschenbluts in gefärbtes Wasser verfolgen können? Es verstehn eben nicht viele, denen ein Pfund verliehn, auf rechte Art damit zu wuchern; sie sind zu gierig, wollen zu große Zinsen einnehmen und gefährden darüber ihr Kapital. Die Kunst der Selbstkritik verlangt sehr viel Klarheit und geistige Reife, sehr viel innere Bescheidenheit (die auch sich Fehlschlüsse zutraut!), verlangt Mäßigung und Selbstverleugnung, — und diese Eigenschaften sind leider nicht notwendig mit der poetischen Gabe verbunden, ach nein, im Gegenteil! Um sich, selbst nachdem man eine Gesamtausgabe seiner Werke erlebt hat (Braunschweig, Westermann, 10 Bände) und weiß, was man in der deutschen Literatur vorstellt, von einer ganzen Menge von Schriftlichem kühl und fest zu sagen: „das hier bleibt alles Freundeslobes unerachtet ungedruckt“, — dazu muss man eben noch etwas andres sein als ein Dichter. Es ist viel Schönes und Gutes über Storm gesagt worden, viel Besseres als ich sagen kann, das Tiefste wol von Emil Kuh (in der Wiener Abendpost, 1874), das Eingehendste von Erich Schmidt (in der Deutschen Rundschau, 1880), aber nirgends fand ich diesen seltnen Vorzug so gewürdigt, wie er verdiente, und doch beruht auf ihm ein gutes Teil von Storms Bedeutung.

„Ich arbeite meine Prosa wie Verse“, sagte er mir selbst. Ist das nicht ein goldnes Wort, das man in die „zehn Gebote für Novellisten“ aufnehmen sollte, seine Prosa wie Verse zu arbeiten? Und wolgemerkt, wie Stormsche Verse! — aber davon nachher. Ich finde es tröstlich, zu wissen, dass auch in deutschen Landen solche Maximen erdacht und befolgt werden konnten, ganz frei und selbständig und ohne französische Anweisung und Flaubertschen Einfluss!

Theodor Storms äußerliche Geschichte ist bald erzählt; sie ist so ereignislos, wie die der meisten heutigen Menschen. Geboren am 14. Sept. 1817 als Sohn einer mütterlicherseits alteingesessnen weitverzweigten Familie in Husum, hat er beinah selbstverständlich sein juristisches Studium in Kiel begonnen, die Medizin hatte er einem anderen Bruder überlassen. Dass er darauf als deutscher Mann und schleswigholsteinischer Beamter nicht unter der dänischen Okkupation dienen konnte, sondern 1853 mit Weib und Kind auswanderte, um in Preußen eine Anstellung zu finden, — dass er dann glücklich war, seinerzeit zurückkehren zu dürfen mit vielen andern, — dass er ein ungewöhnliches Liebes- und Eheglück genossen, und es vom Tode zerreißen lassen musste, — und dass der Rest langte, um noch einmal wieder an das Licht zu glauben nach den „tiefen Schatten“, dass er nun nach vollendeten Amtsjahren auf einem eignen Flecke grüner Heimaterde woliger, von viel Liebe durchwobner Muße und Ruhe genießt, — dass man ihm auch einen sogenannten Maximiliansorden verliehen, — und solche Allgemeinheiten mehr geben uns ja doch keine Vorstellung von dem Manne, so gern wir uns durch sie sein dichterisches Bild vervollständigen lassen möchten.

Lohnender ists schon, in den Gedichten und Novellen die innerlichen Spuren seines Lebens aufzusuchen, die Reflexe aufzufangen dessen, was er mit äußeren und inneren Sinnen erfasst, was er gelitten und erfahren.

Zuerst der Schauplatz — die nordische Heimat mit ihrer salzfrischen, kräftigenden Seeluft, ihrem herbsüßen träumerischen Heideduft, — die Vaterstadt „am grauen Meer“, die er besingt:

> Der Nebel drückt die Dächer schwer,
> Und durch die Stille braust das Meer
> Eintönig um die Stadt.
>
> Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
> Kein Vogel ohn' Unterlass;
> Die Wandergans mit hartem Schrei
> Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
> Am Strande weht das Gras.

Dann der festgegründete Familienbesitz über und unter der Erde; „denn,“ sagt der Dichter in der Idylle ‚Unterm Tannenbaum‘, „nicht allein in die Höhe, auch in die Tiefe haben deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof, — denn auch die Toten sollten noch beisammen sein. Und seltsam, da ich dess inne ward, dass ich fort musste, mein erster Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen.“ — Die im französischen Roccoccostil angelegten Gärten, in denen die Natur wie in Verzauberung, wie im Banne des Menschenwillens schaffen muss und diesen Willen zerbrechend so ungeheuerliches, niegesehenes schafft; — die tiefe Neigung zu der geliebten Frau, die sich auch im Leide mächtig und trostkräftig bewährt, wie er es rührend ausspricht in den wundervollen Herzenslauten, die er „Trost“ überschrieben:

„So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.
Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht."

Der fast tötliche Schmerz, sie so früh dahingeben zu müssen, — die Zeit der fünfziger Jahre voll Zerrissenheit, Drangsal und Schmach und doch voll tiefinnerlicher heißgenährter Hoffnung, der das herrliche Abschiedslied entstammt:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen missverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn.

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Lass nur dein Herz an meinem Herzen schlagen,
Und zage nicht! es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Mövenschrei;
Das ist die Flut! das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wol; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wol, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur, und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten:
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuss auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Ein Gedicht, das mir in seinem gänzlichen Freisein von Rhetorik, und in der Offenbarung eines fast schmerzhaften Zusammenhängens von Mensch und Heimatserde immer als das Ideal eines Vaterlandsliedes erschienen ist!

„Die lyrische Empfindung muss sehr stark sein, wenn sie auf eigne Faust leben will".

Storm hat diese Worte Emil Kuhs seiner Anthologie „Hausbuch aus deutschen Dichtern" als Motto vorangestellt, ich möchte mir erlauben, sie einer Charakterisirung von Storms Gedichten voranzustellen; sie passen durchaus für sie. Der Stärke der Empfindung, die keine Reflexion zerstückelt hat, verdankt er den Ruhm, der erste Lyriker unsrer Zeit zu sein, ein Ruhm, den ihm keine moderne Fusel- oder Theewasserlyrik wird auf die Dauer streitig machen können.

Storms erste Produktionen sind Verse gewesen; auf dem Lübecker Gymnasium, beeinflusst durch Eichendorff und später durch Heines Buch der Lieder und Goethes Faust begann er sich in Gedichten zu versuchen, die er indess, unsicher und bescheiden, nur wenigen Freunden mitteilte. Der Ton derselben zeigte denn auch, nach des Dichters eignem Zeugnis, viel Unfreies, Angelehntes; und auch als die Form schon mehr sein Eigentum geworden, währte es noch einige Zeit, bis sie sich mit dem eignen Inhalt erfüllt. Wir haben bei dem Lyriker, der ja dem Musiker so nahe steht, überhaupt nicht etwa zuerst einen übermächtigen Gedankeninhalt, der mit der Form zu ringen hat, sondern zuvörderst nur ein Verlangen nach dem Wollaut, nach der sinnlich angenehmen Wirkung des Gedichts und erst allmählich eine vollkommne Ausfüllung der früher gefundenen Melodie mit tiefem Seelengehalt.

Von diesen frühen Gedichten, deren erste in der Lewaldschen „Europa" gedruckt wurden, und von denen im Jahre 1843 eine Sammlung im „Liederbuch dreier Freunde" (Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen) erschien, hat Storm nur das beste in seine gesammelten Gedichte aufgenommen, von denen jetzt die sechste Auflage vorliegt, — die sechste! eine Zahl, die bei dem Mangel an bleibenden lyrischen Produktionen überhaupt und bei der Kenntnis dessen, womit sich das lyrische Bedürfnis des heutigen Publikums an Stelle wahrer Poesie begnügt, eine lächerlich niedrige ist.

Freilich ist an dem, was nun unter der Rubrik „ältere Gedichte" in diesen Band aufgenommen wurde, bis auf einige ganz schwache Anklänge (z. B. im Harfenmädchen an Heine) alles schon echt „Stormsch"; es erübrigt nur noch zu sagen, worin diese Eigentümlichkeit besteht. Storm hat sich nämlich — und das ist nach den früheren Ausführungen ihm, dem gebornen Lyriker, nicht hoch genug anzurechnen — darin nirgends ein Wort gestattet, auch nur ein Wort, das nicht von Empfindung durchtränkt wäre, nirgend der körperlichen Schönheit des Liedes irgend etwas von der Seele geopfert; nein er weist im Gegenteil eine merkwürdige, ihm allein gehörende Kargheit und Schlichtheit des Ausdrucks auf, die sich scheut, das letzte zu sagen, oder auch das allerschönste zweimal zu sagen. Diese Konzentration einer Welt von Gefühlen in wenig Worte macht seine Poesien für den Verständnisvollen zu seltnen, würzhaften Früchten; die übrigen werden sie kaum zu würdigen verstehn. Es ist eben keine Allerwelts- und Jedermannsempfindung, was den Dichter zum Ergusse zwingt, und die knappe einfache Tracht des Gebotenen hat nichts lockendes oder bestechliches für den, dem die entgegenkommende Seele, das nachempfindende Gemüt fehlt. Dagegen besitzen seine Lieder in ihrer Empfindungskraft und in ihrer gedämpften innerlichen Glut eine Unverwelklichkeit für den mit ihnen Vertrauten, wie wir ähnliches nur von dem Allerbesten, was ge-

schrieben worden, sagen können. Der frische heimliche Naturzauber derselben wird durch kein noch so häufiges Genießen zerstört, keine noch so eingehende Analyse vermag die Wirkung des Ganzen zu zerreißen; im Gegenteil je geläufiger sie uns werden, desto tiefer wirken sie, sie entwickeln dann eine Fähigkeit, sich unverlierbar einzuprägen.

Juli.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wärs vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du tätst es noch einmal, mein Herz.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide
Unter deiner Hand zur Ruh!
Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget
Füllest Du mein ganzes Herz.

Weil ich ein Sänger bin, so frag ich nicht,
Warum die Welt so still nun meinem Ohr,
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles andre war der Chor.

Von diesen und ähnlichen ganz gedrängten Strophen gilt besonders der schöne Ausspruch Kuhs, dass „das Lied Storms, nachdem der Dichter im Stillen allerlei gesprochen, mit einem Male laut die innere Rede fortsetzt“, und, könnte man hinzufügen, auch die letzten Worte wieder im Stillen spricht. Es bleibt immer noch unendlich viel ungesagt, und dies beredte Verschweigen, dies halbschüchterne, halbbewusste Abbrechen lockt zum Verweilen, zum Nachsinnen, ganz im Gegensatz zu der Geschwätzigkeit vielstrophiger Gedichte, in denen man alles während des Lesens durcherlebt, so dass man nachher das Buch ohne einen weiteren Gedanken aus der Hand legen kann.

Wie ein Unmittelbares, wie ein Ton aus der Brust, ein Lächeln, Schluchzen, ein heißer Liebesblick, eine zitternde Berührung treffen uns vor allem seine Liebeslieder, und finden, wie solche Vorgänge durch die Sinne, ihren Weg in unser Inneres, um es aufzustören oder zu besänftigen, zu erwärmen oder zu durchschauern.

Die Empfindung ist sehr mächtig und zwingt zum Aussprechen, aber der Mund ist zu scheu, um alles aufzudecken, — es ist ein fortwährender Kampf; — rede! spricht das Gefühl; schweig! verbirg dich! spricht die Natur, — und was nun herauskommt, ist oft nur ein andeutendes Stammeln, — ein Zaudern und Zurückbeben, das nur Storm eigen ist; freilich getragen und beherrscht durch das reifste Kunstgefühl, das aus dem Stammeln immer Gesang werden lässt.

Abends.

„Warum duften die Levkojen soviel schöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen so viel röter bei der Nacht?
Warum ist in meinem Herzen so die Sehnsucht auferwacht,
Diese brennend roten Lippen dir zu küssen bei der Nacht?“

Auch die längeren Gedichte lassen noch immer das meiste unausgesprochen:

Die Stunde schlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen,
An meine Lippen streiften schon
Mit scheuem Druck die deinen.

Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken;
O fasse Mut und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken.

Die Lippen, die mich so berührt,
Sind nicht mehr deine eignen;
Sie können doch, so lang' du lebst,
Die meinen nicht verleugnen.

Die Lippen, die sich so berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, sie müssen doch
Sich tötlich heimverlangen.

Die Liebe ist dem Dichter eben ein Verhängnis, eine Elementarmacht; nicht ein Rausch, ein oberflächliches Genießen, das am Genusse stirbt; sie ist ihm die innerste Beseligung und Beseelung, ein unvergänglicher Hort:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müsst' er sterben, fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Oder die Stelle aus dem tiefernsten, durch erhabne Freiheit des Denkens und schönmenschliche Empfindung gleich ausgezeichneten Gedicht:

Ein Sterbender.

Du starbst. — Wo bist du? — Gibt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraume, wo du bist? —
Denn dass du mein gewesen, dass das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
Ach, dieser unergründlich süße Trunk,
Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
Er lässt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitternis und Not des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts.

Oder das Lied „Im Herbst“, das schönste, das jemals zur poetischen Verklärung der Ehe gesungen worden:

Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein;
Du schauerst leis und drückst dich fester
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zum Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt gestreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wiesen spann, —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legst die Hand an meine Stirne,
Und schaust mir prüfend ins Gesicht;
Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholisch Licht.

Erlosch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Rätsel, das dich einst bewegt,
Dass du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

O schaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der schönste Sonnenschein verrann, —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Was wollen gegen solche Töne alle modernen Minnetändeleien sagen! Wahrlich, dächten die Frauen unserer Tage wie jene des Mittelalters, sie ehrten auch diesen Sänger mit dem edlen Namen „Frauenlob", und mehr würden sie sich selbst dadurch loben, als durch ihre Begeisterung für die Verherrlicher der seichten und leichten Liebe!

Man hat Storm oft mit Mörike verglichen und hat ihm damit eine hohe Ehre zu erweisen geglaubt; Lieder wie die vorstehenden hätte aber Mörike niemals schreiben können, er hat nicht diese Kraft der Leidenschaft; er lässt sie selten selbst zu Worte kommen; eine graziöse humoristische Neigung, ein Hang zur Selbstironisirung hätte ihm solche Worte unmöglich gemacht; bei ihm ist alles licht und plastisch, man blickt nirgend in so unergründliche ruhig-unruhige Tiefen wie bei Storm.

„Es ist vielleicht das höchste absolute Lob", sagt Vischer, „wenn man von einem lyrischen Gedichte sagen kann, es habe Duft." Storms Lieder haben ihn, den Duft des Bodens, auf dem sie gewachsen, das erste wie das letzte in seiner Sammlung; er ist die Stimme seiner Heimat, wie es nur je ein Dichter gewesen. Der Charakter des Nordens, das weiche aber gefasste Herz, ein mildes Verzichten auf das Zuviel in allen Dingen, im Glück das Bangen vor künftigem Leide, im tiefsten Schmerz die tröstende Erinnerung an „Holdes, das er vor Zeit einmal besessen", die Liebe für die Heimaterde und alles was sie hervorbringt, die sinnvolle Beachtung und Deutung des Geringen und Kleinen, die immer offne Einkehr in das Haus, in sich selbst, wenns draußen unwirtlich und unheimlich geworden, — das sind die Hauptelemente seiner übrigen Lieder. Schließen wir mit einem, das alle diese Element in der schönsten Form nebeneinander zum Ausdruck bringt:

Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß' an, und lass es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wol ist es Herbst: doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an:
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen."

(Schluss folgt.)

Hamburg. Ilse Frapan.

Hat Francis Bacon die Dramen William Shakespeare's geschrieben?

Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Verirrungen.

I.

Polonius: „Ist dies gleich Wahnsinn, hat es doch Methode." — „Hamlet" II, 2.

Der ängstliche Brief einer mir befreundeten Shakespeare-Verehrerin, aus Anlass eines Aufsatzes in der Münchener (früher Augsburger) Allgemeinen Zeitung vom 1. März d. J., sodann die Lektüre des Aufsatzes selbst und das zusammen mit eingehenderen Studien auf dem Gebiete der Shakespearekunde zu einem literarischem Zweck, ließen mich eine Frage genauer untersuchen, die ich, wie jeder Mensch mit gesunden Sinnen, bei ihrem ersten Aufwerfen mit einem Achselzucken und einer andern bezeichnenden Bewegung genügend beantwortet zu haben glaubte. Ich hielt die Frage: ob Shakespeare oder Lord Bacon das geschrieben, was bisher als „Shakespeare's Dramen" zum unveräußerlichen Besitzstande unseres geistigen Lebens gehört hatte, für ein Seitenstück zu der bekannten geistreichen Hypothese, dass die ganze klassische Literatur der Griechen und Römer von den Mönchen während der langen Mußestunden des Mittelalters verfasst und uns nun als antike Hinterlassenschaft überkommen sei.

Man sollte nun denken: wenn jemand das Gegenteil einer Jahrhunderte lang unerschüttert gebliebenen, allgemeinen Selbstverständlichkeit behauptet, so werde jeder von **ihm** den positiven Beweis für seine Neuerung, nicht aber den negativen Gegenbeweis von den Anhängern der alten Ueberlieferung verlangen. Das hieße aber, die Natur der großen Menge gründlich verkennen. Unter „großer Menge" verstehe ich in diesem speziellen Falle, mit Ausnahme der Fachleute, so ziemlich alle, die sich überhaupt um literarische Dinge ernsthafter kümmern als in der Form eines gelegentlichen Theaterbesuchs oder der Lektüre des neuesten Romans von Gottschall oder Zola. Jener eine Aufsatz in der geachteten ehemaligen Augsburgerin hat genügt, **tausende** von Leuten, welche sich für beleidigt halten würden, spräche man ihnen die „allgemeine Bildung" ab, in ihren grundlegenden Anschauungen über Shakespeare zu erschüttern. Man könnte sich sonst in dem Gefühl der eigenen besseren Kenntnis der Erörterung und ernsthaften Widerlegung dessen vornehm entziehen, was man — milde gesagt — für hellen Wahnwitz hält; aber in gewissen Fällen heißt Schweigen allerdings Zustimmung. Rabelais, denke ich, war es, der einmal die grundgescheite Aeußerung tat: „Wenn man mich anklagte, die Kirchturmglocken der Notre-Dame-Kirche davongetragen zu haben, so würde ich die Flucht ergreifen." Natürlich hatte der weise Schalk von Meudon in diesem wie in so vielen andern Punkten Recht; wer wahnsinnig genug ist, den Diebstahl besagter Glocken durch mich zu behaupten, ist auch imstande, mir denselben zu beweisen, und vor allem:

er wird hunderte finden, die es ihm glauben und mich steinigen.

Seit Rabelais' Tagen ist nun die Macht des Unsinns durchaus nicht geringer geworden; sie hat höchstens andre Formen angenommen, und was der Unsinn an innerer Monstrosität eingebüßt hat, das ersetzt er jetzt durch die Hilfsmittel der Kultur des 19. Jahrhunderts, letzten Viertels. Im Mittelalter, als die Menschen nur Bücher schrieben und keine druckten, und als es — o glückliches Mittelalter! — keine Zeitungen, keine Monats- noch Wochenschriften gab, wäre solch ein Unsinn, wie z. B. dass Duns Scotus oder Thomas von Aquino die Odyssee des Homer und die Oden des Horaz geschrieben, kaum über die allernächsten Kreise des betreffenden Bedauernswerten hinausgedrungen; man hätte ihn allenfalls als vom Teufel besessen ein bischen „eingeäschert", wie der hübsche technische Ausdruck lautete, und die Sache wäre zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt gewesen. Das geht nun mal heute nicht mehr; wenn zwei hysterische Damen sich hinsetzen und jede ein dickes Buch von sich geben, welches ein vollgültiges ärztliches Attest für die Befähigung zur Aufnahme in ein Irrenhaus reichlich ersetzt, — so kann man doch die beiden Unglücklichen nicht gleich „einäschern". Wo wäre da erstens die Galanterie und zweitens die Humanität?! Nein, da bleibt eben nichts andres übrig, als dass sich ein sonst ganz ernsthafter, bärtiger Mann daran macht, die sogenannte „Frage" gründlich studirt, und eine Menge Tinte und nachher Druckerschwärze verbraucht, um zu beweisen, — dass $2 \times 2 = 4$ ist. Stände nämlich heute jemand auf und schriebe ein Buch darüber, dass es doch Fälle geben könne, in welchen 2×2 gewissermaßen $= 4^1/_2$ sei, so müsste sich schleunigst ein Mathematiker hinsetzen und beweisen, dass 2×2 unter allen Umständen $= 4$ und nie und nirgends $= 4^1/_2$ ist; geschähe das nicht rechtzeitig, so gäbe es, meinen Kopf zum Pfande! binnen wenigen Jahren tausende von Menschen, welche schwören, dass $2 \times 2 = 4^1/_2$ ist; nach abermals einigen Jahren würde sich zur Verbreitung der Ansicht ein Zentralverein in Berlin mit etlichen Zweigvereinen in den Provinzen des Reichs gegründet haben: er würde wissenschaftliche Gutachten von sogenannten „Autoritäten" für $2 \times 2 = 4^1/_2$ beibringen, würde den deutschen Reichstag mit Petitionen um Einführung von $2 \times 2 = 4^1/_2$ in den Schulunterricht bestürmen, — und wenn er dann gar von einer angesehenen Stelle einen freundlichen Brief erhielte, so wäre nach einigen weiteren Jahren jeder ein Reichsfeind, ein Manchestermann oder sonst etwas ganz Abscheuliches, welcher an die so einfache Weisheit von $2 \times 2 = 4^1/_2$ nicht glauben wollte. Das ist, beiläufig, mein völliger Ernst; als Beispiele zitire ich u. a. den Spiritismus und die Bewegung gegen die Vivisektion, d. h. gegen die Tötung einiger Hunde und Kaninchen zur Rettung einiger tausende von kranken Menschen. — Hat man doch auch vor mehr als einem Dezennium die Theorie von der Bewegung der Sonne um die Erde ernsthaft widerlegen müssen! — „*Plus ça change, plus ça reste la même chose*" lautet ein französisches geflügeltes Wort.

* * *

Der Tatbestand ist dieser. Vor längerer Zeit — genau, im Jahre 1857 — erschien in New-York [...] Putnam & Co. ein ziemlich dickes Buch von einer M. Delia Bacon: „*The Philosophy of the Plays of Shakespeare unfolded*". Der berühmte amerikanische Erzähler Nathaniel Hawthorne hatte dazu eine Vorrede geschrieben, welche übrigens den Inhalt des Buches desavouirte. In jenem Werke wurde der Versuch gemacht, die Verfasserschaft der „Dramen Shakespeares" von Shakespeare auf — Baco von Verulam, den Verfasser des „*Novum Organon*" und der „*Essays*", zu übertragen. In dem ganzen dickleibigen Opus ist auch nicht der Schimmer eines entfernten Beweises für diese tollhäuslerische Hypothese zu finden. Delia Bacon — vielleicht das Opfer ihres Namens — ist im Irrenhause gestorben, nachdem sie übrigens während einer vorausgegangenen körperlichen Krankheit den Wunsch ausgesprochen, in Shakespeare's Gruft zu Stratford am Avon bestattet zu werden! Warum nicht lieber in Bacon's?!

Dass ein neuer Unsinn schneller Anhänger findet als eine neue Wahrheit, zeigte sich auch in diesem Falle. Es erschienen in Amerika, u. a. der Heimat Barnums, mehrere Bücher und zahlreiche Zeitungsartikel, welche Delia Bacon's Entdeckung mit ebenso großem Eifer wie gänzlichem Mangel an irgendwelchen Beweisgründen vertraten.

Seitdem hatte die Sache geruht bis zum Anfang d. J., als ein Buch erschien:

„*The Promus of formularies and elegancies, being private notes, circ. 1594, hitherto unpublished*, by Francis Bacon. *Illustrated and elucidated by passages from Shakespeare*, by Mrs Henry Pott. Mit einer Vorrede von E. A. Abbott. D. D., Vorsteher der *City of London School*. Verlag von Longmans, Green & Co. in London.

„*All rights reserved!*" — „Alle Rechte vorbehalten!" steht darunter. Darin ist hoffentlich das Recht der Kritik nicht mit eingeschlossen. Das Resultat dieser Kritik, um es dem gewiss neugierigen Leser als Belohnung für seine bis hierher bewiesene Geduld nicht länger vorzuenthalten, lautet in schlichtem Deutsch dahin: Mrs Henry Pott sollte so schnell wie möglich von teilnehmenden Verwandten in die Pflege eines geschickten Irrenarztes gegeben, und ihr Vorredner Herr E. A. Abbott, der Vorsteher der *City of London School* ohne Verzug in ein kräftigendes Seebad gesandt werden. Eile tut wirklich dringend Not, denn Mrs Henry Pott bedroht in ihrer Einleitung das harmlose Publikum mit der Veröffentlichung eines weiteren, viel umfassenderen Werkes über denselben Gegenstand! Dieser *Promus* ist nur eine kleine Spezialität, als leichte Reiterei zur Erkundschaftung des Terrains vorausgeschickt.

Bemeldeter „*Promus*" umfasst die Kleinigkeit von 628 Großoktavseiten, dazu XIV Seiten Vorrede von Herrn Abbott. Ich gestehe, dass ich nie im Leben eine härtere Geduldsprobe ausgestanden habe als die gewissenhafte Lektüre dieses Wälzers. Ich hoffe ernstlich, dass mir manche Sünde für diese Leistung männlicher Geduld im Diesseits oder sonst nachgesehen werden wird. Meine Ausdauer ist um so höher anzuschlagen,

— ich bitte darum — als ich schon nach der Lektüre weniger Seiten einen körperlichen Eid hätte schwören können, dass die arme Person, welche dieses Buch geschrieben, an einem unheilbaren Konstruktionsfehler der Schichtungen des kleinen oder des großen Gehirns, wenn nicht aller beider, leide. Anfangs fühlte ich etwas wie Ingrimm und wie Lust, das Buch in die dunkelste Ecke meines Arbeitszimmers zu schleudern, wo weder Sonne noch Mond es bescheine; aber erstens war der Verfasser eine Dame, und einer Dame habe ich wissentlich noch nie ein Leides getan, — sodann war das Buch so sauber gebunden und ausgestattet, und endlich fiel mein Blick immer wieder auf den großmächtigen Artikel in der weiland Augsburgerin. Auch wirkten die Anfragen von Korrespondentinnen und Korrespondenten: Werden Sie denn gar nichts tun, um dem Unsinn entgegenzutreten?! — Bitte, sagen Sie mir doch, was ist denn an der Sache?! — Meinen Sie nicht, dass am Ende doch Lord Bacon Shakespeare's Stücke geschrieben haben könne?! — — Und so ist dieser ich fürchte, etwas langatmige Artikel entstanden.

Da will nämlich ein unglückseliger Zufall, — vorausgesetzt dass es sich nicht um eine dreiste Fälschung handelt!*) — dass man im British Museum ein Bündel von 50 Folioblättern aufgestöbert hat, welche von Schriftsachverständigen als Lord Bacon's Handschrift erkannt worden sein sollen. Das dem Buche der Mrs Pott vorgeheftete Facsimile-Blatt sieht nach meinem Verständnis von Handschriften so aus, dass es mit jedem andern unleserlichen Geschreibsel verwechselt werden kann. Zugegeben aber, diese Blätter sollen von der Hand Lord Bacon's herrühren, und sie sollen wirklich das enthalten, was ihr Schreiber abwechselnd als *Promus* (Notizenbuch) oder *Formularies* (Redensartenliste) oder sonstwie bezeichnet, — so wäre mit Rücksicht auf den Inhalt damit nichts weiter gegeben als ein Schreibheft zur Einzeichnung nützlicher und unnützer Bemerkungen, Exzerpte, einzelner Wörter, wie sich's mancher Schüler als „Kollektaneenheft" anlegt, es anfänglich mit den Brosamen der Weisheit von des Lehrers Tische, später mit eigenen Entdeckungen, wenn nicht gar mit sinnlosen Kritzeleien oder Liebesgedichten oder kalligraphischen Schnörkeln um den Namen der angeschwärmten „höheren Töchterschülerin" anfüllt. Ich würde mich ganz und gar nicht wundern, wenn ein scharfsinniger Untersucher des *Promus*,— den ich übrigens selbst in wenigen Wochen zu sehen hoffe, — herausfände, dass derselbe ganz einfach solch ein Kollektaneenheft, eine Art von Kollegheft irgend eines Oxforder oder Cambridger Studenten wäre, dazu bestimmt, alles hübsch schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Ich erinnere an die weltbekannte Geschichte von jenem Schmierheft eines deutsch-amerikanischen Hinterwäldlerjungen, welches von einem grundgelehrten französischen Missionär für — Proben einer verschollenen Indianerschrift und -Sprache gehalten und zum Gegenstand eines ähnlich dicken Buches gemacht wurde, wie das der Mrs Henry Pott. Solches geschah vor wenigen Dezennien und das Gelächter in ganz Europa und Nordamerika war so herzlich wie nie wieder bis zu dem Tage, wo das Berliner Museum einen abgelegten Kanonenstiefel als einen äolischen Helm, einige wertlose Tonscherben aus gutpreußischem Lehm als Moabiter Altertümer und eine Pinselei von irgendeinem Malermeister des 17. Jahrhunderts als einen echten Rubens erwarb. Du lieber Gott, Irrtum ist Menschenloos, — so kann sich auch Herr Maude Thompson, der Manuskriptenbewahrer des British Museum, irren mit seiner Behauptung, dieser *Promus* sei „zweifellos in Bacon's wolbekannter und charakteristischer Handschrift."

Jedoch, ich will einmal die, obschon sehr wichtige, Frage nach der Echtheit der Handschrift des *Promus* und nach seiner Verfasserschaft ganz im Sinne der Mrs Pott beantworten. Zugegeben, Lord Bacon habe des Morgens beim Frühimbiss oder des Abends nach einer Theatervorstellung seine Feder über ein vor ihm liegendes Blatt laufen lassen, um sich irgend ein ganz gewöhnliches englisches Wort wie: „*good morrow*" — oder „*good evening*", — oder „*well*", — oder „*you have*", — oder „*is't possible?*" und ähnliche tiefsinnige Betrachtungen doch ja bei Zeiten zu notiren, um sie nie wieder zu vergessen, oder um sie gar, wie Mrs Pott und Mr Abbot und einige andere hysterische Frauen, unter andern auch der mit „*V*" zeichnende Verfasser des Augsburgerin-Artikels annehmen, für spätere dichterische Ausarbeitungen zu verwenden! Zugegeben auch, der enorm belesene Universalgelehrte Baco von Verulam habe das Bedürfnis empfunden, solche jedem Schuljungen bis zum Ueberdruss bekannten Sprüche aus Virgil, Ovid, Horaz und andern Klassikern zu ewigem Gedächtnis in sein geheimstes Schreibheft einzutragen wie:

„*Sed fugit interea fugit irreparabile tempus*",

oder:

„*Mundus vult decipi*",

oder:

„*Dulce et decorum est pro patria mori*",

oder ein ganz gewöhnliches Sprichwort wie:

„*All is not gold what glisters*".

Was folgt daraus? — Es folgt daraus zunächst ein für Lord Bacon's Arbeitsweise sehr wenig schmeichelhafter Schluss. So arbeitet nicht der elendeste Schriftsteller, kaum ein denkender Schüler, geschweige ein, für seine Zeit, so gründlicher Gelehrter wie Baco von Verulam. Und nun sollen gar diese Eintragungen von entweder abgedroschenen Redensarten und Zitaten oder von ganz gewöhnlichen Wörtern der englischen Sprache den Rohstoff bilden, aus welchem Lord Bacon, der Dichter der Dramen Shakespeare's, nachher seine dramatischen Schöpfungen hergestellt habe! Die Dummheit ist nach dem Ausspruch eines, im übrigen längst vergessenen, preußischen Finanzministers ein Geschenk des grundgütigen Himmels; aber dieselbe Autorität fügte hinzu: nur darf man sie nicht missbrauchen! Was ist es aber anders als ein empörender Missbrauch jener edeln Himmelsgabe, wenn zwei Menschen mit den üblichen 2000 Gramm Gehirn unter der Schädel-

*) Das Kapitel der Fälschungen im Punkte Shakespeare ist eines der trübsten in der Geschichte des literarischen Gaunertums.

decke sich und Andern solche unqualifizirbare Sinnlosigkeit einreden wollen! In Amerika soll es, in der Gegend von San Franzisko, Bäume geben so hoch, dass ein ausgewachsener Mann nicht hinreicht, um bis zum Wipfel zu sehen, also dass er sich für solchen Zweck einen Knaben zu Hilfe nimmt. Aehnlich hat es Mrs Henry Pott mit ihrem Herrn Abbott gemacht. Reicht ja sogar die volle Kraft eines Lesers kaum hin, den Unsinn nur in sich aufzunehmen, — und nun gar ihn zu widerlegen!

Ehe ich auf die Einzelheiten der „Beweisführung" mit Hilfe des famosen *Promus* näher eingehe, noch eine allgemeine Vorbemerkung. Mancher Leser wird sich fragen, und nicht ohne eine gewisse Berechtigung —: wenn zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Personen immer wieder behauptet wird, Lord Bacon habe „Shakespeare's Dramen" geschrieben, sollte dann nicht doch irgend etwas an der Sache sein? — Jemanden, der die Geschichte dieses Bacon-Shakespeare-Schwindels nicht kennt, ist wirklich die leise Vermutung zu verzeihen, dass mit dem William Shakespeare nicht alles ganz richtig sei. Nun ist es aber mit gewissem Aberwitz genau so wie mit gewissen ansteckenden epidemischen Krankheiten, welche sich durch die nichtswürdigen Bacillen oder Bakterien fortpflanzen. Man vermutet oder will sogar mikroskopisch nachgewiesen haben den Typhus-Bacillus, den Milzbrandbacillus, den Bacillus der Lungenschwindsucht und ähnliche Scheusale und Erzfeinde des Menschengeschlechtes. Dass man aber noch immer nicht dem Bacillus des Unsinns beigekommen ist! Jenem z. B. überall da nachweisbaren Contagium der Dummheit, wo sich mehr als drei Menschen über dieselbe Sache unterhalten. Jenem Contagium der Dummheit, welches bewirkt, dass die Summe der Intelligenz einer Versammlung von 400 höchstgebildeten Menschen nicht gleich ist dem 400fachen der Durchschnittsintelligenz des Einzelnen. Auf unsern speziellen Fall angewendet: der Ansteckungsstoff zu dem Bacon-Shakespeare-Schwindel ist latent in den meisten gebildeten Kreisen vorhanden; es bedarf nur eines mutigen Individuums, welches sich opferfreudig vor aller Welt in den Schlund dieses Unsinns zu stürzen wagt, und der Bacillus freut sich seines Daseins, pflanzt sich mit unglaublicher, nur bei so niederen Organismen vorkommender Geschwindigkeit fort, überschreitet Ozeane und Meerengen wie Gräben, — ganz nach Art des Cholerabacillus, — dringt im Umsehen von New York nach London, von da nach München vor, taucht vielleicht nächstens in Wien oder Bukarest oder Hongkong auf und wird binnen kurzem aus einer epidemischen Plage zu einer endemischen geworden sein, wenn nicht bei Zeiten eine Desinfizirung, eine gründliche Ausräucherung erfolgt. Das ist gleichfalls, wie das Meiste was ich in dieser Sache schreibe, mein völliger Ernst. Wer nicht an Bacillen und Bakterien von Gehirnkrankheiten glauben will, dem nenne ich die Epidemien früherer Zeiten: Hexenprozesse, Judenverfolgungen, französischen Revolutionsterrorismus, — den erinnere ich aber auch an die allbekannten Erscheinungen der Ansteckung von gewissen Krampfzuständen, Veitstanz und dergleichen. Kommt dazu nun gar die unselige Hysterie, so erleben wir solche grottesken Dinge wie die Hallucinationen der Lady Dixie, welche sich die Kleider zersticht, dann sich für räuberisch überfallen ausgibt und dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach selbst an den Ueberfall durch Räuber glaubt! So sei es auch fern von mir, Mrs Henry Pott der absichtlichen Täuschung und Fälschung in der Frage Bacon-Shakespeare anzuklagen; nein, sie gehört in die Station der gutmütig Kranken, und ich gebe auch nicht ganz die Hoffnung auf, dass sie ihrer gewiss trostlosen Familie nach einer zweckmäßigen Behandlung als geheilt wird wiedergegeben werden können.

Mrs Henry Pott interessirt mich auch weit weniger als das durch sie mittelbar verführte Publikum, namentlich das deutsche. Der öfter genannte Bacillus ist heimtückisch, er bedient sich aller Hilfsmittel der modernen Kultur zu seiner Fortpflanzung. In diesem Falle also des Herrn *V* und der Allgemeinen Zeitung. Herr *V*, Mrs Henry Pott, Delia Bacon und die Menschen von ähnlicher Gehirnkonstruktion gehen nämlich von folgender Anschauung aus. Es sei doch eigentlich ein Skandal, dass ein solcher Habenichts, ein kleinstädtischer Wollhändlerssohn, der „wenig Latein und weniger Griechisch konnte" nach Ben Jonsons klassischem Zeugnis, ein Komödiant, — dass der 37 Dramen und einen Band Sonette geschrieben haben soll, wovon das meiste noch heute nach fast 300 Jahren das Entzücken der ganzen zivilisirten Welt ausmacht! Wie viel natürlicher ist es, — so meinen Herr *V*, Mrs Henry Pott, Miss Delia Bacon und Konsorten — dass ein so vornehmer, so stupend gelehrter und belesener Mann wie der Kanzler Lord Francis Bacon jene Werke geschrieben hat!

Diese Anschauung ist es, welche das Erdreich, den Keimboden für obenbemeldeten Bacillus abgibt. Sie ist ganz besonders häufig in Deutschland zu finden, wo man das Können eines Mannes nach allem möglichen, nach Titeln, Orden, Stellungen, Examina, bemisst, nur nicht nach dem einzig richtigen Maßstab: nach seiner individuellen Veranlagung. Daher wird dieser aus Amerika und England, gleich andern Coloradokäfern, zu uns verpflanzte Unsinn in Deutschland gewiss bald eine beängstigende Verbreitung finden. Shakespeare! — wer war Shakespeare? was war Shakespeare? Nichts! ein „Literat" („Literat" ist im Lande der Geheimräte eine der gewöhnlichsten Injurien), — ein Komödiant! Dagegen Lord Bacon! Man denke! Ein Kanzler! Ein Lord! Viscount of St. Albans! Ein regelrechter Schriftsteller! Verfasser von *Novum Organon*, *De Augmentis Scientiarum* u. s. w. und eines Bandes *Essays!* Kein Mensch hat diese Bücher gelesen, aber das macht sie nur um so vornehmer. Solch einem Manne ist es ja ein wahrer Spaß, 37 Dramen so zwischen Hoffesten und Ministerratsitzungen hinzuwerfen.

Ein Punkt ist es namentlich, welcher gewissen Leuten Skrupel macht; zu ihm gehört auch Herr *V*. Sie können sich nämlich gar nicht vorstellen, dass ein Mensch sich höchste Bildung und mannigfachste Kennt-

nisse aneignen könne, ohne durch die staatlich oder sonstwie patentirten Dressuranstalten wie Gymnasien und Universitäten geschritten zu sein. Und dass ohne viel Latein und eine Menge Griechisch kein Heil auf Erden, versteht sich für diese europäischen Chinesen ganz von selbst. In diesem Sinne nun schreibt Herr *V* in der Allgemeinen Zeitung folgenden Satz:

„Wie und wo hat Shakespeare die Fülle positiver Kenntnisse gesammelt, welche die Grundlage seiner Dramen bildet? Wie hat er es angefangen, um sich, ohne Latein und Griechisch zu verstehen, in allen Zweigen des damaligen Wissens, in der Politik, wie in der Jurisprudenz, in der Philosophie, wie in der Medicin, in der Geschichte, wie in den Naturwissenschaften, in den alten, wie in den neuen Sprachen so heimisch zu machen? Lassen sich Tatsachen durch Intuition erraten, positive Kenntnisse durch Inspiration ersetzen?"

Diese lange gespreizte Rederei ist natürlich nichts andres als eine ganz gewöhnliche sophistische petitio principii. Shakespeare zeigt in seinen Werken allerdings eine erstaunliche, nahezu universelle Kenntnis menschlicher und übermenschlicher Dinge; — was berechtigt uns nun, ohne weiteres zu schließen: folglich kann nicht er die betreffenden Werke geschrieben haben? Zumal da wir — wie die Baconisten, unter ihnen auch Herr *V*, so emphatisch betonen — so wenig von Shakespeare's Bildungsgange wissen! Eben weil wir so wenig davon wissen, liegt für jeden Unbefangenen die Vermutung nahe, dass Shakespeare sein immenses Wissen durch rastloses S e l b s t s t u d i u m erworben haben muss. Und wenn nun zufällig T a t s a c h e n zum Vorschein kommen, welche uns in dieser so natürlichen Annahme bestärken, wie dann?! Da haben sich die Leute vom Schlage des Herrn *V* gewundert über die Stelle im „Kaufmann von Venedig", wo Shakespeare von der Sphärenmusik spricht. Woher könne ein „ungebildeter" Komödiant diese Stelle haben! Nun findet sich eine sehr schöne Ausführung über die Sphärenmusik bei dem französischen Essayisten Montaigne, dessen Essays von Florio, einem Freunde Shakespeare's, ins Englische übersetzt worden waren, — u n d e i n E x e m p l a r d i e s e s e n g l i s c h e n M o n t a i g n e i s t d a s e i n z i g e k ö r p e r l i c h e S t ü c k a u s d e r H i n t e r l a s s e n s c h a f t S h a k e s p e a r e ' s, der seinen Besitz durch die Einzeichnung seines Namens auf dem Titelblatt unzweifelhaft beglaubigt hat. Von einem Manne, der seine Bildung aus verhältnismäßig so fern liegenden Quellen schöpfte, wie Montaigne doch damals eine war, darf man sich wol noch ganz andrer Dinge versehen!

Ben Jonson's Vorwurf, Shakespeare habe wenig Latein und noch weniger Griechisch verstanden, mag berechtigt oder unberechtigt sein, — für Shakespeare's Bildung oder Unbildung beweist er gar nichts. Was Shakespeare für s e i n e Zwecke vom klassischen Altertum wissen wollte, boten ihm Uebersetzungen vollauf und bequemer als die Originale. Was die Gelehrsamkeit im Latein und Griechisch zuwege bringt, dafür liefert gerade Ben Jonson ein abschreckendes Beispiel, — doch darüber werde ich anderswo das Nötige sagen. Mit dem Argument des Herrn *V* aber kann man nach 300 Jahren, wo hoffentlich aller persönlicher Goethe-Firlefanz verschollen sein wird, auf Grund seiner mangelhaften Kenntnis des Latein und seiner Unwissenheit im Griechischen, sowie gestützt auf die dann herrschende Unkenntnis über Goethes Bildungsgang überhaupt, Goethe die Verfasserschaft seiner Werke abstreiten und sie vielleicht — Herrn Julian Schmidt zuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

B e r l i n.

E d u a r d E n g e l.



Lettische Rätsel.

Steht dem Völkerpsychologen bei der Betrachtung der Kulturvölker eine unbegrenzte Menge von Materialien zur Verfügung, in denen der Geist eines Volkes zur Erscheinung kommt, sein politisches Tun, eine reiche Literatur, Kunst und Wissenschaft, so findet nicht ein Gleiches bei der Untersuchung der Volksseele jener Stämme statt, die das Geschick weit ab von der großen Straße gesiedelt, welche die Weltkultur genommen hat. Gilt es dem Forscher dort, sich der erstickenden Fülle des Materials zu erwehren, so wird er hier jede neue Betätigung des Volksgeistes mit Freuden begrüßen. Bei der Fülle von Berührungspunkten, welche die Mitglieder der großen Familie, welche unsere Kulturvölker bilden, mit den andern besitzen, findet zwischen den Nationen ein so reger Austausch nicht allein der Individuen und des Blutes, sondern auch der Anschauungen und der Ideen statt, dass es schon heute schwer wird, überall die nationale Signatur zu erkennen. Anders bei jenen Naturvölkern. Eng begrenzt ist das Feld ihrer Geistesarbeit, dafür aber auch alles, was sie schaffen, aufs innigste durchtränkt von nationaler Art; es ist wie Erdduft der Landschaft, was uns aus den geistigen Produkten dieser Stämme entgegenströmt. Und wie sollte es anders sein! ist es doch nicht der Einzelne, welcher uns, zufällig bedingt durch fremde Einflüsse, in seinen Werken entgegentritt, haben wir doch in jenen Literaturen die geistige Arbeit des ganzen Volkes vor uns, das in sich einig und an Bildung und Anschauungen eine gleichartige Masse bildend nur sein eignes geistiges Wesen wiederspiegeln kann. Lieder und Märchen, Sagen und Legenden, Sprichwörter und Rätsel jener Stämme, sie wirken auf unsern Geist, wie der Wind der Steppe, das Rauschen der wilden Bergwasser, der Duft der einsamen Wälder, denen die Dichter die Bilder ihrer Dichtungen entnehmen, erfrischend und belebend. Und es ist nicht der geringste Vorzug unserer abendländischen Kulturwelt und nicht die letzte Garantie für die längere Dauer ihres Bestandes, dass sich neben den älteren Kulturnationen naturfrischere Stämme erhalten haben, dass Jenen, anders als den Völkern des Altertums, Verständnis und Wertschätzung der Volksliteraturen erschlossen ist.

Wieder liegt uns eine Emanation des litischen Volksgeistes vor, zugleich ein Werk deutschen Gelehrtenfleißes: „1000 lettische Rätsel übersetzt und erklärt von A. Bielenstein.“ Gesammelt sind die Rätsel durch den Herausgeber selbst und durch Freunde der Sache. Notirt in der Mundart ihres Fundortes werden sie zu einer wichtigen Quelle der Dialektforschung. Der Form nach sind die meisten in ungebundener Rede abgefasst, doch nicht wenige zeigen daktylischen und trochäischen Rhytmus. Häufig findet sich, selbst in der Prosa, die Alliteration angewandt. Die poetischen Rätsel sind die älteren; modern ist, wie ihr Inhalt, der einer neuern Kulturwelt angehört, bezeugt, nur ein geringer Teil der Rätsel, die große Masse ist uralt. Das beweist einmal ihre altertümliche, sprachliche Form, sodann aber die erstaunliche Aehnlichkeit mit den litauischen Rätseln. Nach Form und Inhalt decken sich viele der hier gebrachten Rätsel einander so sehr, dass wir annehmen müssen, die Rätsel stammen aus einer Zeit, wo Letten und Litauer noch eine Sprache redeten und noch ein Volk waren. Ihre Bedeutung als historische Quelle kann dadurch nur steigen.

Vom Volke erdacht und Jahrhunderte in seinem Munde lebend sind sie ein Spiegel, in dem wir den Bildungsgrad, den Ideenkreis und die Art des lettischen Volkes in bestimmtesten Zügen zu erkennen vermögen. Was da kreucht und fleucht, im Wald, auf der Haide, ist dem Letten Stoff zur Rätselbildung. Wir vermögen seine botanischen Kenntnisse zu ermessen und gewinnen Einblick in seinen Acker- und Gartenbau. Wir sehen Mann und Weib in ihrer Tracht, gehen durch Küche und Keller und begleiten sie zur Ernte. Wir befahren mit dem Letten den See und das Meer, feiern mit ihm seine Familien- und Kirchenfeste und bestatten ihn endlich zu den Toten. Die Wiege wie den Sarg mischt der Lette in sein Rätselwort. Zu den ältesten, in vorchristliche Zeiten hinaufgehenden Rätseln zählen diejenigen mythologischen Inhalts. Als Ursprung des Seins erscheint der Himmel, der hohe Vater; die weite, breite Erde ist die Mutter, also wie Uranos und Gäa; ihr toller Sohn ist der Sturm, die blinde Tochter die Nacht. Andrerseits erscheint der Himmel als des Vaters Pelz, als seine Decke, die Sterne als Aehren oder Knöpfe daran. Die Milchstraße ist des Vaters Gürtel, nicht zusammenlegbar, unmessbar, unerreichbar. Die Flüsse, die Seen, die Früchte des Feldes sind der Mutter Aussteuer, unerschöpflich, unermesslich, unzählbar. Die Wolken, die Sterne bezeichnet der Lette als die wandelnde Herde, die Sonne ist der goldene, der Mond der silberne Hirte. Die Regenwolke wird in der mythenbildenden Phantasie des Letten zum fliegenden Vogel, von dessen Fittichen das himmlische Nass träufelt, die Schneewolke zum Adler, dessen Federn unter dem Winde zur Erde wirbeln. Im Donner hört der Lette das Gebrüll des Himmelstieres, das Rasseln des himmlischen Wagens, das Gestampfe des Wolkenrosses. Ueberall ist hier die Art eines Volkes erkennbar, welches noch nicht zu reflektiren gewöhnt, die Dinge mit dichterischer Phantasie anschaut, ein Stück uralten Heidentums.

Wer in den lettischen Rätseln die scharfsinnigen Geistesspiele orientalischer Dichter, die verschlungenen Gedankengänge talmudischer Weisheit suchen wollte, würde irren. Hier ist alles leichtes Spiel dichtender Phantasie, und nur eine solche ist wiederum auch im Stande, die Lösung des Rätsels zu finden. Das Tertium comperationis erscheint oft unbedeutend und rein äußerlichen Merkmalen entnommen. Schon die Farbe genügt dem Letten zwei Dinge in dem Rätsel in Komperation zu setzen. Ein Hahn in der Erde, sein Bart draußen? — Die gelbe Möhre. Ein rotes Oechslein mit neun Häuten, wer dieselbe abzog, musste bitter weinen? — Die Zwiebel. Eine kleine, fleckige Kuh geht durch die ganze Welt? — Der Brief mit dem roten Siegel. Ein dünner, langer Sack, darinnen ein Bär? — Der Floh im Strumpf. Ein andermal liegt der Vergleichungspunkt in der Gestalt der Dinge. Zwei blaue Täubchen schweben unter der Erde? — Die beiden Pflugschaaren. Ein im Winter geschmiedeter Nagel? — Der Eiszapfen. Ein Brunnen ohne Boden? — Der Ring. Wieder ist es der Laut, der Ton, überhaupt die Tätigkeit oder Handlung der Dinge, die zu der Wahl des Bildes führt. Ein Schreihals blüht am Feldende? — Der Wachholder, der im Feuer prasselt. Eine Gans schnattert im Loche? — Die Zunge. Zehn Schafe fressen am Heuschober? — Die Finger der Spinnerin. Die Braut wird heimgeführt, die Brautkrone bleibt zurück? — Der Heuscheuber. So wird der wühlende Mistkäfer und die Nadel zum Schweinchen, die weidende Kuh zum fegenden Besen, der Schwanz der Kuh zum Kriegführer.

Gewisse, dem Volke naheliegende Bilder werden von den Letten besonders häufig angewandt. Der Strumpf ist ein Haus, das von den Stricknadeln als Balken gebaut wird, das Ei ein Haus ohne Fenster und Türen; das Weberschiffchen wie das Spinnrad sind Vögel.

Häufig ist die Personifikation von Tieren und Dingen. Die Biene mit dem Stachel, der Hahn mit dem Fleischbart, die Nuss im Knochenpelzchen, die Tabakspfeife mit dem feurigen Herzen, die tickende Uhr, alles das erscheint als klein, klein Männchen. Hopfenstange und Hopfen werden als Vater und Mutter, Blüte und Frucht als Tochter und Sohn gedacht. Die triefenden Wassereimer sind die weinenden Schwestern, Brüder die Räder am Wagen, wie die Windmühlenflügel. Die grüne, anmutige Birke, das Licht mit dem brennenden Herzen, der fegende Besen, die tanzende Spindel sind junge Mädchen in der Vorstellung des Letten, wenn er Rätsel dichtet. Aber auch der Trinkkrug wird ein Mädchen genannt, das man Tag und Nacht küsst, der Kohlkopf aber ein Mütterchen mit vielen wollenen Decken, mit hundert Tüchern umhüllt. Der Ofen, dem Alle Artigkeiten erweisen, der Braukübel im Stubenwinkel, die älter sind als alle Lebenden, erscheinen als Großmutter. Auch die Völker spielen ihre Rolle bei der Rätselbildung. Der Zigeuner ist der schwarze Kessel; der gepflückte Hahn der zerlumpte Jude, die Möhre der beschopfte Russe, der Pole, der Deutsche wird mit der roten Kohle im Backofen verglichen, die ausgefegt wird. Interessant ist es, wenn im Rätsel jede Ferne als Deutschland bezeichnet wird, sogar die überirdische Welt. Ein

Ochse brüllt in Deutschland, hier tönte es wieder? — Gewitter. In Deutschland wird Holz gehauen, hier zu Land fielen die Spähne? — Schnee, Sternschnuppen.

So beleuchten diese lettischen Rätsel die Kulturzustände des lettischen Volkes, vervollständigen die Kenntnisse von seiner Mythologie und gewähren uns tiefe Einblicke in die Organisation seiner Seele, ein Material schätzenswert den Historikern und den Mythologen, wie dem Freunde der Volkspoesie. Sie alle schulden Dank dem Sammler, dem Nestor der lettischen Studien, der sich in diesen tausend Rätseln nicht das geringste Denkmal seines Ruhmes gesetzt hat.

Tilsit.

A. Thomas.



„Marionetten". Eine Novelle von Friedrich Roeber.

Iserlohn 1883, Bädeker.

Es ist keine Novelle gewöhnlichen Stils, welche in diesem neuesten Werke des Dramatikers unter den Wuppertaler Dichtern vorliegt. Aufbau, Exposition der Handlung u. s. w. sind allerdings die der Novellenform eigene, dennoch ist das Gewand, mit welchem der Dichter den leitenden Gedanken umgibt, ein höchst originelles. In Nixenheim, einer Stadt, die zu sehr ihr individuelles Gepräge an der Stirn trägt, als dass der im lieben deutschen Reiche kundige Leser lange darnach zu suchen brauchte, entspinnt sich die Erzählung ganz im bekannten Novellentone. Plötzlich springt ein alter Bekannter kecken Uebermuts hinein — der Pievrotkasten seligen Andenkens. Und nun lässt das Buch den Leser nicht mehr los, „es packt". Kommt das daher, dass wir unser eigenstes Denken und Fühlen wiederfinden? oder fasst der naive Zauber, der von den ausgestreuten dramatisirten Märchen ausgeht?

Die Märchen — es sind solche, die wir alle aus der Kinderzeit her kennen: Schneewittchen, die faule Spinnerin u. s. w. — dienen der eigentlichen Novelle zur Folie. Freilich kann man ebenso gut sagen, die Novelle sei der Rahmen zu den dramatischen Episoden. Beide Arten der Federmalerei bilden hier in der Verschmelzung ein reizvolles Ganzes, durch welches der ernste Grundgedanke glücklich zur Fassung gebracht wird.

Ein Hauch der Romantik längst verklungener Tage weht hindurch, der Tage, wo Polichinell seine lustigen Sprünge machte und die Menschen sich nicht scheuten, bei erschütternder Tragik feuchte Augen zu zeigen. So weiß man auch nicht, soll man beim Tanz der „Marionetten" lachen oder weinen; der Verfasser lässt sie trefflich agiren, man möchte Bravo! rufen, wenn die Marionetten nicht so verzweifelte Aehnlichkeit mit Menschen von Fleisch und Blut hätten, wie wir sie täglich in Wirklichkeit kämpfen und ringen sehen für das Schöne und Gute, oder unterliegen im ungleichen Kampfe gegen Leidenschaften und ungünstige Verhältnisse. Nicht weit braucht man zu suchen, um den unglücklichen Schönaich und dessen bigotte Frau zu finden. Ergreifend ist in diesen beiden Gestalten dargestellt, wie das Genie unter dem Druck geistiger Beschränktheit und zäher Bigotterie verkümmert, untergeht.

Obwol der Dichter seine Marionetten in einer Vergangenheit spielen lässt, die mit dem Heute wenig gemein zu haben scheint, so passen dieselben doch genau in die Gegenwart; sie geben uns ein Spiegelbild der Zeit. Die Freuden und Schmerzen, die Wirren und Verirrungen unserer Tage sind es, welche die Marionetten uns vorhalten, und ist der Handlung auch ein bestimmter, leicht erkennbarer Schauplatz angewiesen, sie könnte sich ebenso gut in jeder deutschen Stadt abwickeln.

Die dramatische Kunst der Gegenwart, dichterische wie darstellende, ist in bedenklicher Neigung nach abwärts begriffen. Es gilt weniger dem „Publikum" — bis jetzt fehlt es an einem salonfähigen Worte, was den Begriff der im Theater sich Unterhaltung, Erregung und Belehrung holenden Menschen deckt — ein echtes Kunstwerk zugänglich zu machen, als dass das Gebotene durch möglichst effektvolle Toilette überrasche und durch prickelnden Reiz angenehm unterhalte. Was kommt es auf den Kern an, mag die Nuss taub sein, wenn sie nur vergoldet ist?

Diese Erkenntnis hat freilich längst Eingang gefunden an richtiger Stätte; in den Marionetten ist sie zu lebendiger Anschauung gebracht. Soll die dramatische Kunst sich als Kunst behaupten, muss sie zur Einfachheit zurückkehren. Weg mit dem überflüssigen Pomp, mit der Effekthascherei und dem „Esprit", gebt dafür Gedanken und Gestalten in klassisch schöner Form, die Geist und Herz befriedigen.

Einen Vorzug besitzt das vorliegende Werk noch darin, dass die Pointe, die Lösung des Konfliktes auf die richtige Stelle gelegt ist, d. h. gegen das Ende und in kurzem sanftem Ausklingen bekommt das Buch einen Abschluss, der nach düsterer Tragik harmonische Ruhe beim Leser erweckt. Wäre etwas zu wünschen geblieben, so sei es, dass die drei sympathischen Figuren des Gerardus, Burghardts und der lieblichen Märchenerzählerin Felicitas etwas schärfer hervorgehoben sein konnten.

Osnabrück.

H. Pichler.



Ein neues Werk von Swinburne.

„Tristan of Lyonesse and other Poems“ by Charles Algeron Swinburne.

London 1883. Chatto & Windus. 6 sh.

Der Raum gestattet nicht, einen Blick auf des berühmten englischen Dichters frühere Werke, von welchen die zwei Serien „Poems and Ballads“ Schönheiten ersten Ranges enthalten, auf „Songs before Sunrise“, „Songs of two Nations“, die Dramen „Atalanta in Calydon“, „Chastelard“, „Bothwell“, „The Queen Mother and Rosamond“, „Erechtheus“, die diversen „Studies“, zu werfen. Sein neuestes Buch behandelt die bretannische Sage von Tristan und Isolde. Tristan ist kein britischer, sondern ein bretonischer Held; seine Heimat ist die Stadt St. Paul de Léon an der Nordküste der Bretagne, im Département Finisterre. Daher der Name Tristan Léonnois, weil der Bezirk von St. Paul diese Bezeichnung trug. Auch bei unserem Gottfried von Straßburg — und welche Neudichtung müsste nicht auf diesen geliebten Namen führen — wird des Ritters Land Loehnoys oder richtiger Lohnois genannt. Damit stimmen die vielen Seefahrten, die im Gedichte vorkommen, recht überein, und würden nicht nur unnötig, sondern auch störend in den Zusammenhang eingreifen, wenn Tristans Heimat in Britannien anzunehmen wäre. So war auch vor den altenglischen Bearbeitungen schon ein französisches Gedicht vorhanden, das sofort oder doch bald übertragen wurde. So hatte auch Gottfried ein französisches Werk vor sich, und da, nach von der Hagens Versicherung, der Tristan des Thomas von Erceldoune in den Hauptsachen ganz mit dem Straßburger übereinstimmt, so muss Gottfried das verlorene Original, nicht die Uebersetzung des Thomas benutzt haben. Unser deutscher Gottfried ist uns durch die Ausgaben mit Einleitungen und Neudichtungen von Groote (Berlin 1820), von der Hagen (Breslau 1823), Dr. Reinhold Bechsteins in Rostock, der auch eine vorzügliche Monographie über den Stoff bei B. G. Teubner 1876 veröffentlichte, durch Simrock und Kurtz, durch Immermann, Wilherm Hertz und viele andere und durch das Volksbuch näher gerückt worden. Zuletzt hat der nun dahingegangene Richard Wagner den unerschöpflichen Sageninhalt von Liebe und Leid, Treu in der Untreu, und Untreu in der Treu in die Form eines Operntextes gegossen, über den hier nicht zu richten ist. Dr. Reinhold Bechstein beschäftigt sich mit 15 Dichtern, die sich alle an den ewigen Stoff gewagt, ihn episch, lyrisch und dramatisch behandelt, ohne jedoch das Material bemeistert zu haben, wie es ein Grieche mit dem Marmor tat und die Venus von Milo — mit Armen, notabene — schuf, oder wie Goethe aus dem Volksbuch den Faust machte. Wie richtig das Wort vom ewigen Stoff ist, beweist aber grade der zitirte Faustgeist, denn für Lenau tat ja Goethe nicht genug. Ueber Tristan und Isolde haben Gervinus, Kurtz, haben Wilhelm Scherer und Lorenz in ihrer „Geschichte des Elsass“ Bedeutendes geschrieben. — Aeltere Abhandlungen gaben Groote, Dr. Mone etc. —

Der neueste Tristandichter teilt sein 169 Oktavseiten starkes Epos in 9 Gesänge: 1. Präludium. Tristan and Iseult. Dieser Gesang ist eine mächtige Anrufung der Liebe, der des Dichters von *De rerum natura* vergleichbar. Eine pantheistische Weltanschauung, so großartig, wie sie nur je zur Geltung kam, erfüllt den Sänger und zeigt ihm die vergänglichen Dinge sub specie aeterni. Die berühmten Liebespaare aller Zeiten ziehen an ihm vorüber. Was sind sie? Wo sind sie? Der Dichter gibt ihnen neues Leben. — 2. The Sailing of the swallow. Die „Schwalbe“ kommt von schlossreicher Küste des Irischen Königs, passirt Lyonesse und Carlion, und segelt nach Tintagel. Swinburne glaubt also an ein englisches oder wälisches Lyonesse. Tristan and Iseult sind auf der „Schwalbe“ und unterhalten sich von den Sagen, Kämpfen und — Skandalgeschichten ihrer Zeit; denn auch von Arthur, Guinevere und Lancelot, dem dreiblättrigen Kleeblatt der Ehe, muss die keusche Iseult vernehmen, sowie von Merlin und der Tafelrunde, die bei Tennyson und den Engländern sehr beliebt sind, aber ursprünglich einem anderen Sagenkreise angehören. Die zu so traurigen Schicksalen Bestimmten lieben sich noch nicht. Tristan hat schon den Morolt erschlagen, Iseult hat ihn schon an dem Splitter, der seinem Schwerte fehlt, entdeckt, sie hat ihn im Schlafe töten wollen, ihn aber auf die einfache Frage: „Damsel, was nützt dir ein toter Mann?“ leben lassen. — Das bedenkt sie jetzt auf dem Schiffe und so erfährt der Leser das Vergangene. Es ist dies eine höchst unkünstlerische Kompositionsweise. Wie fein motivirt und erklärt Gottfried all diese dunklen Vorgänge in den Seelen seiner Menschen! — Nun singt Tristan formschwierige Liebeslieder. Ein Sturm naht, Tristan, vom Rudern durstig geworden, begehrt zu Trinken und Iseult findet nun im Busen der schlafenden Brangwain das verhängnisvolle Fläschchen. Sie leeren es und — their four lips became one burning mouth. — 3. The Queen's Pleasance. — Der Betrug gegen König Marke geht vor sich, Brangwain wird ihm untergeschoben, Tristan ruht bei Iseult. Ein Ritter, Palamedes, gewinnt die Königin vom worttreuen Marke; Tristan setzt ihnen nach, erschlägt den Ritter, statt ihn wie bei Gottfried durch Gesang zu besiegen, und lebt nun mit der Geliebten süße Monate lang in einer zauberischen Gegend. Dass König Marke die Schlafenden, das Schwert zwischen sich, überrascht, wird als späterer Traum, als Erinnerung Tristans, wenn er bei Isolde Weißhand angelangt ist, erzählt, was ich auch zu jener tadelnswerten Kompositionsmanier rechnen muss. — Infolge der Ueberraschung durch Marke und auch etwas gesättigt, verlässt Tristan Iseult und der 4. Gesang: „Tristan in Brittany“ zeigt ihn uns drei Jahre in Brittanien irrend. Es geht gar nichts vor, doch liest sich dieser Teil wie ein Klagelied Hiobs. Er findet die zweite Isolt, welche sich in ihn verliebt, weil sie glaubt, die Liebeslieder Tristans an Iseult seien an sie gerichtet. Er erfasst die ihm dargereichte Hand,

> and he,
> Heart stricken, bowed his head and dropped his knee
> And on her fragrant hand his lips were fire,
> And their two hearts were as one trembling lyre,
> Touched by the keen wind's kiss with brief desire,
> And music shuddering at its own delight —
> So dawned the moonrise of their marriage night!

Und er
Schweren Herzens, beugte das Haupt und knieete nieder,
Und auf ihrer duftenden Hand waren seine Lippen Feuer,
Und ihre zwei Herzen waren wie eine zitternde Leyer,
Vom kühnen Wind geküsst mit dem Kusse flücht'ger Sehnsucht,
Wie Musik, die erbebt ob der eigenen Süße!
So dämmerte herauf der Mondschein ihrer Hochzeitsnacht!

5. Nun wird „The maiden marriage", die Verlassenheit und Unberührtheit der zweiten Isolde, erzählt. Die Schönheit dieses Gesanges ist nicht wiederzugeben; das muss man lesen. — 6. Iseult at Tintagel, die Verlassene, hadert mit sich, mit Tristan, mit Gott, und die Elemente brausen ihr Antwort: „And as a full field charging was the sea, And as the cry of slain men was the wind!" „Und wie ein anstürmendes Heer in der Schlacht war die See, und wie der Jammerschrei Erschlagener war der Wind." Iseult aber gewinnt Klarheit und opfert alles, auch ihr Seelenheil, für Tristan. Ein Kapitel aus der Apokalypse! — 7. Joyous Gard. Ganhardine, der zweiten Isolt Bruder, stellt Tristan zur Rede, weil er aus einem rührend naiven Ausspruch seiner Schwester erfahren, dass sie noch Jungfrau sei. Der Schwager meint: Komm und sieh mein erstes Lieb und du wirst alles verzeihen. Sie verleben mit Brangwain und Isold nochmals selige Tage in Arthurs Land. — 8. The wife's vigil. Ein Gegenstück zum Monolog der Iseult I. — 9. The last pilgrimage. Verwundet auf neuen Abenteuern, kehrt Tristan zu seinem Weibe zurück, nur Markes Königin kann ihn retten. — 10. The sailing of the Swan. Sie wird geholt, eifer- und rachesüchtig spricht Isolt II. vom schwarzen Segel und Isolt I. stirbt auf der Leiche des Helden.

Swinburnes Diktion ist bald wundersam, bald wunderbar; bald dantesk, bald confus und obstrus. Er hat Stellen wie Shakespeare, und Trivialitäten wie Euphues. Er ist sublim und tut gleich darauf jenen bekannten Schritt. Sonne, Meer und Sterne sind ihm wie Proteus; sie zeigen sich ihm in hundertfach neuer Gestalt, die Natur wird ihm ein hundertarmiger Briareus, um ihm stets andere Bilder, Tropen, Metaphern zu reichen. — Unter den kleineren Gedichten finden sich seelenvolle Kinderlieder, Rückerts und Heyses würdig.

Die Kritik vermag viel; sie kann verschweigen und töten, aber beweisen, dass Swinburne kein Poet sei, das kann sie nicht?

Wien.

Alfred Friedmann.



Alphonse Daudet. Geschildert von Adolf Gerstmann.

2 Bände. Berlin 1883, A. B. Auerbach.

Der Verfasser hat sich Leben und Werke des auch in Deutschland hinlänglich bekannten französischen Schriftstellers bis zum Jahre 1883 zum Vorwurfe genommen. Der Stoff ist unzweifelhaft ein interessanter und dankbarer. Ob er sich jedoch heute schon in abschließender Weise bearbeiten lässt, möchte ich im Gegensatze zu Gerstmann verneinen. Der Verfasser ist nämlich im Vorworte der Meinung, dass er mit der vorliegenden Schrift keine Arbeit „vom Tage für den Tag", sondern etwas, das auf dauernde Beachtung rechnen dürfe, geleistet habe. Er begründet diese Meinung mit dem Hinweise auf die feste Eigenart seines Gegenstandes.

. . . . „Alphonse Daudet wird hoffentlich noch zahlreiche Werke veröffentlichen, aber wieviel auch seine fleißige Feder noch schaffen mag, es kann sich nur um eine Vermehrung seiner Schriften handeln, nicht aber um eine Erweiterung seines Anschauungskreises in poetischer Beziehung oder gar um eine Veränderung seiner Richtung. Nach seinem bisherigen Leben und nach seinen bis jetzt veröffentlichten Werken zu schließen, kann Daudet nur in dem Sinne, nur nach jener Richtung fortarbeiten, in der er bisher gewirkt — oder er muss seine Wirksamkeit überhaupt einstellen."

Der Verfasser versteigt sich da offenbar zu einer etwas verwegenen Alternative. Daudets schriftstellerisches Vorleben berechtigt kaum zu einer so starren Vorzeichnung seines späteren künstlerischen Verhaltens, dass dem außerordentlich begabten, frischen und rüstigen Vierziger keine andere Wahl mehr bliebe, als die von Gerstmann vorgesehene: entweder unter Verharrung in seinem jetzigen Anschauungskreise ruhig, fast mechanisch an der „Vermehrung seiner Schriften" weiter zu arbeiten, oder die schriftstellerische „Wirksamkeit überhaupt einzustellen".

Gerstmann trifft mit einer solchen Auffassung der schöpfungsmächtigen Eigenart der Künstlernaturen ganz sicher nicht die Regel, sondern höchstens einige seltene Ausnahmen, und ob er seinen Daudet unter dem Banne der letzteren halten dürfe, das scheint ihm selbst im Verlaufe seiner Schilderung noch nicht absolut ausgemacht zu sein. Denn es stimmt wol nicht ganz zu der vorrednerisch angenommenen starren Geschlossenheit des poetischen Anschauungskreises und zur spröden Unveränderlichkeit der Richtung, wenn der Verfasser, I. 57 seines Werkes, schreibt:

„Diese in hübschen Versen flott geschriebene Erzählung (‚die zwiefache Bekehrung') erinnert auch nicht in einer Wendung, nicht in einer Phrase an den Dichter der ‚Amoureuses'" —

oder II, 208 gelegentlich der Würdigung des jüngsten Romans „die Evangelistin":

„Einer ganz eigenartigen Richtung gehört das neueste Werk Daudets an, es nimmt in der Reihe sämmtlicher bisher von ihm veröffentlichten Schriften eine durchaus gesonderte Stellung ein."

Also bleibt anzunehmen, dass es bei der bloßen Vermehrung der Daudet'schen Schriften vom Jahre 1882 an ohne jedwede innere oder äußere, mehr oder weniger überraschende und das Charakterbild des Dichters vervollständigende Wandlung doch nicht sein Bewenden haben werde. Dann ist freilich das Gerstmannsche Buch auch nicht für die Ewigkeit geschrieben, und nach zehn oder fünfzehn Jahren wird sich wieder ein

deutscher Schriftsteller zu dem Unternehmen begeistern müssen, an den französischen Schriftsteller eine Monographie à la Gerstmann von mindestens einem halben Tausend enggedruckter Seiten zu wenden. Vielleicht entschließt sich inzwischen auch ein französischer Schriftsteller, im Namen der Weltliteratur an irgend einem gleichfalls nicht ganz unberühmten deutschen Kollegen und Zeitgenossen ebenso ausgiebig das angenehme Recht der Gegenseitigkeit zu üben.

Neben dem übermäßigen materiellen Umfang des Buches hätte eine gestrenge Kritik noch ein und das andere vom literarisch-ästhetischen Standpunkte aus zu rügen, hie und da ein Ueberströmen der Lobesseligkeit einzudämmen, ein schiefgeratenes Urteil zurecht zu rücken, ein feuilletonistisch allzu verbrauchtes Cliché auszumerzen u. s. w. Allein das Buch ist im ganzen so brav gemacht, zeugt von so fleißiger Belesenheit und so tüchtiger, begeisterter und begeisternder Vertrautheit mit dem Stoffe, daß eine übertriebene Strenge wahrlich übel angebracht wäre. Zudem wird ja der gewissenhafte deutsche Leser sich selbst an seiner kritischen Befugnis gütlich tun, wenn er unaufgefordert etwa folgende Gerstmannsche Behauptung mit einem Fragezeichen versehen kann:

„Wie kein anderer hat Alphonse Daudet die moderne Menschheit studirt, wie kein anderer hat er die Geschichte seiner Zeit in sich aufgenommen und sie künstlerisch verwertet.“

Und wenn sich derselbige Leser endlich zur ganzen Schärfe der Objektivität im literarhistorischen Urteil durchgerungen, dann wird er ohne besondere kritische Anleitung auch mit den Gerstmannschen Irrtümern bezüglich des Emile Zolaschen Naturalismus allein fertig zu werden wissen. Gerstmann legt nämlich, Band I S. 9, dem guten Zola Ideen in das Gehirn, auf welche dasselbe bei seiner vorzüglichen Organisation selbst in den schwächsten Momenten nicht verfallen wäre. Ach, trotz aller Berufung auf die Lehre vom Schönen, „dem Evangelium aller Kunst“, wie Gerstmann rührend gläubig versichert, passirt unsern ästhetisch sattelfesten Kritikern doch immer noch ein und das andere Unglück, wenn sie sich Zola gegenüber auf das hohe Ross literarischer Superklugheit und überlegener Ausstudirtheit schwingen wollen.

München.

M. G. Conrad.



Literarische Neuigkeiten.

In diesen Tagen wurde in Landsberg a./W. zu Ehren des hochverdienten Philologen und Literarhistorikers Gottfried Bernhardy die auf Veranlassung des Buchhändlers Herrn Schönrock gestiftete Gedenktafel am Geburtshause B.s angebracht. Dieselbe, in Stein gehauen, ist mit einem von Prof. Hanck in London modellirten Medaillon-Porträt geschmückt und trägt in goldenen Lettern die Inschrift: „In diesem Hause wurde der Philolog Gottfried Bernhardy am 20. März 1800 geboren.“

Neueste Erscheinungen der Reclamschen Universalbibliothek (1721—30): Ecksteins: Marca la Brusca, Novelle; Montesquieus Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und deren Verfall; Raupach: Vor Hundert Jahren; komisches Sittengemälde in 4 Akten; Zschokke: Goldmacher; Kschemisvara: Kausika's Zorn, indisches Drama, übersetzt von Fritze; H. F. Ewald: Blanca, Novelle; Augier: Die Unverschämten; Elegien des Properz, von Knebel.

Bernhard Ziemlich: Goethe und das alte Testament. — Nürnberg, Friedrich Korn. 0,60 M. — Ein kurzer Vortrag über die Einflüsse des alten Testaments auf die Werke Goethes und seine Werke über die Gesetze und Gebräuche des israelitischen Volkes zusammengestellt.

Zum 8. September 1883, dem hundertsten Geburtstage Grundtvigs, gibt Professor Winkel Horn eine Biographie heraus, die in 5 Heften à 5 Bogen zum Preise von je 1 Krone bei Schönberg in Kopenhagen erscheint unter dem Titel: N. F. F. Grundtvigs liv og goerning. Et biografisk Forsøg.

Von Fr. v. Hellwalds „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart“ (3. neu bearbeitete Auflage) erscheint die 4. Lieferung, deren Inhalt bildet: Die alte Kultur im Niltale. — Alter und Abstammung des egyptischen Volkes. — Der Staat Meroe. — Anfänge der egyptischen Kultur. — Priesterschaft und Kultus. — Wissenschaftliche Höhe der Egypter. — Die egyptische Kunst. — Abgeschlossenheit Egyptens. — Soziale Verhältnisse. — Materielle Kultur Egyptens. — Die semitischen Kulturvölker Vorderasiens. — Semiten und Hamiten. — Die Proto-Chaldäer. — Babel und Assur. — Materielle Kultur der Assyrer und Babylonier. — Soziales Leben. — Wissen und Religion der Chaldäer. — — Augsburg, Lampart & Co. à 1 M.

Professor Wilhelm Müller in Tübingen lässt auch für das Jahr 1882 seine unter dem Titel „Politische Geschichte der Gegenwart“ bekannte Jahresrückschau erscheinen. Sehr brauchbar, nur stört die oft unerträgliche Einseitigkeit des Verfassers in Bezug auf alles, was von der käuflichen Presse als jeweilen „reichsfeindlich“ bezeichnet wird. — Berlin, Springer. 4,50 M.

Aus Anlass des 100. Geburtstages Washington Irving's erscheint bei Putnam (New York) eine dreibändige Prachtausgabe, in nur 300 Exemplaren, von „Life and Letters of W. I.“

Alfred Friedmanns „Optimistische Novellen“ werden von Herrn Smit-Kleine, demselben, welchem Holland die Uebersetzung der poetischen Werke Carmen Sylva's zu verdanken hat, ins Holländische übersetzt.

Const. Heisterbergk: „Schottische Landschaftsbilder in Verbindung mit Sage und Geschichte“. — Dresden, H. Burdach. — Anmutige Reiseskizzen; zur Lektüre vor und während einer Reise nach Schottland recht sehr empfehlenswert.

Professor August Boltz hat seine in Shakespeare Jahrbuch veröffentlichten Kritiken über die hellenischen Uebersetzungen Shakespeare's in einem Separatabdruck: „Shakespeare in Griechenland“ erscheinen lassen.

In der von Prof. Vollmöller herausgegebenen Serie „Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts“ ist der erste Band, enthaltend die älteste englische Tragödie, (nicht, wie der Prospekt sagt: das älteste englische Drama): „Gorboduc, or Ferrex and Porrex“ erschienen. — Heilbronn, Gebr. Henninger. 2 M.

Von Johannes Proelss ein neuer Band Erzählungen und Dichtungen unter dem beängstigenden Titel: „Katastrophen“. — Stuttgart, Bonz. 3 M.

Von dem bekannten „Buch der Erfindungen“ (Leipzig, Spamer) bereitet die Verlagshandlung eine völlig neue Bearbeitung als 6. Auflage vor, deren Leitung Herrn Prof. Reuleaux übertragen worden ist.

Die „Geschichte der Ungarischen Literatur“ von Professor Gustav Heinrich in Budapest, welche den 5. Band der „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen“ (Leipzig, W. Friedrich) bildet, soll im Herbst d. J. erscheinen.

Otto Weddigen bereitet eine Gesamtausgabe seiner lyrischen, dramatischen und novellistischen Werke vor, die bei Bruns in Minden erscheinen werden.

Von Eduard Engels „Geschichte der Englischen Literatur“ erscheint die III. Lieferung, enthaltend: Die Anfänge des Kunstdramas und die Vorläufer Shakespeare's. — William Shakespeare. — Ben Jonson. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Von der großen, seiner Zeit durch Walter Scott veranstalteten Ausgabe sämtlicher Werke Swifts erscheint eine 2. Auflage in 19 Bänden, bei Bicker in London.

W. Otpiatyi: Die Nordlichter, Aufzeichnungen der Freunde Russlands und der treuen Untertanen ihres regierenden Fürsten. — Leipzig, E. L. Kasprowicz. 7 M. — (In russischer Sprache.) — Dies Buch wurde dem Kaiser von Russland vorgelegt, von ihm aber missbilligend zurückgewiesen.

„Die Ungerechtigkeit im Gesetz oder: Was wir nicht tun sollen.“ — Leipzig, E. L. Kasprowicz. 3 M. — (In russischer Sprache.) Diese von einem russischen Staatsmann verfasste Schrift greift die in Russland bestehende sogenannte Ordnung dort an, wo sie am verwundbarsten ist; dass sie von einem höheren Beamten herührt, kann ihren Wert nur vermehren.

Swinburne bereitet eine Anthologie vor: „A Century of Roundels“.

Der sogenannte „Catalanismus“ hat in Spanien jüngst einen großen Sieg davon getragen: der hervorragende catalanische Dichter, Victor Balaguer, ist in die „Akademie der spanischen Sprache“ aufgenommen worden und Emilio Castelar hat ihn mit einer Rede „über die catalanische Literatur“ empfangen.

Die in diesem Blatte öfter erwähnte populäre illustrirte „Histoire de Second Empire“ von Taxile Delord ist nunmehr bis zum V. Bande gediehen und reicht jetzt bis zum Antritt des Ministeriums Ollivier. — Delord's Werk ist zwar nicht das, was man von einem Geschichtswerk als wissenschaftlicher Leistung verlangen muss, aber immerhin ist es die beste größere Arbeit über das zweite Empire. — Paris, G. Baillière. 8 Fr.

Von den in der letzten Nr. des Magazins besprochenen „Mémoires du Comte Horace Viel Castel“ erscheint der 2. Band, welcher den Zeitraum kurz nach dem Staatsstreich umfasst und bis in das Jahr 1853 reicht. — Bern, Haller. 4 Fr.

„Bibliographie des Bibliographies“. Par Léon Vallée. — Paris, Terquem. 25 Fr. — Herr Vallée, ein verdienstvoller Beamter der Pariser Nationalbibliothek, hat damit eine Arbeit geliefert, die von ebenso enormem Fleiß wie von einer bewundernswerten bibliographischen Findigkeit zeugt. Der starke und doch handliche Band enthält eine Zusammenstellung aller bibliographischen Hilfsmittel, rechtfertigt somit seinen Titel durchaus. Ein ungemein nützliches Werk für jeden, der die Literatur eines bestimmten Gegenstandes vollständig beisammen haben will und nun aus diesem Buch zunächst ersehen kann, ob es irgendwo eine zusammenfassende Arbeit darüber schon gibt.

Henry Joly veröffentlicht unter dem Titel „Psychologie des grands hommes“ eine Reihe ernster, wissenschaftlicher Untersuchungen über Wesen und Betätigung des Genies. Natürlich kann es sich bei einem so wenig fassbaren Gegenstande nur um eine mehr oder minder große Zahl geistreicher Einzelbeobachtungen handeln; an solchen ist denn auch dies Buch sehr reich. — Paris, Hachette. 3,50 Fr.

Von Guérin-Ginisty erscheint ein für Pariskundige sehr interessantes Buch: „Les Rastaquouères“ (Etude parisienne). — Eine ethnologisch-kulturgeschichtliche Darstellung jenes Elements der Pariser Boulevardbevölkerung, welches aus südamerikanischen Republiken oder südöstlicheuropäischen Königreichen stammt, prunkvolle Namen und viele Orden mitbringt und enorm viele Schulden zurückläßt. — Paris, Rouveyre & Blond. 3,50 Fr.

Berichtigung.

In Nr. 16 bitten wir zu lesen: S. 229 l. *σατιρικαῖς*; r. *τινά*; 230 r. *Ἕσπερος*; 231 l. 3. Spyridon; 9. *Ἐπιστολαί*; 26. *Λερκυ-φαίζα*; 34. *ἄρ.*; 35. *οι*; 52. Wie bereits; — r. 4. Politis; 10. *εἰς — Μυθολογίας*; 31. — *φερόμενα*; 34. Livadâs; Clio; 55. *Μεγα-θυχάριον*; 232. *Παῦλον*.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Kassen-Bericht

für die Zeit vom 1. Oktober 1882 bis 1. April 1883.

A. Einnahmen.

Kassen-Vorrat, wie derselbe am Schluss des Verbandsjahres 1881/82 beglaubigt wurde	M.	980.42
Halbjahrsbeiträge à M. 7.50 von 314 Mitgliedern (vergl. die im Verbandsorgan publizirten Verzeichnisse)	„	2355.—
Eintrittsgeld à M. 5.— von 26 Mitgliedern (vergl. wie oben)	„	130.—
	M.	3465.42

B. Ausgaben.

Verbandsorgan	M.	966.—
Syndicat	„	250.—
Auslagen des Vorsitzenden	„	213.85
Auslagen des Schriftführers	„	42.50
Auslagen des Schatzmeisters	„	89.44
Conto des Hilfsarbeiters	„	260.—
Drucksachen	„	358.26
Diverses	„	222.53
	M.	2402.58

Summa der Einnahmen	M.	3465.42
Summa der Ausgaben	„	2402.58
Kassenvorrat am 1. April 1883	M.	1062.84

Leipzig, den 1. April 1883.

Der Schatzmeister des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.
Dr. Ernst Eckstein.

Nach erfolgter Einsichtsnahme des vorstehenden Berichts, der Listen, des Kassabuches und der in dasselbe eingehefteten Quittungen, Belege etc. erklären wir, die unterzeichneten vom Vierten Allgemeinen Deutschen Schriftstellertag zu Braunschweig ernannten Revisoren, dass wir sämtliche Einträge für richtig befunden haben und demgemäß bei der nächsten Generalversammlung den Antrag stellen werden, dieselbe wolle dem Schatzmeister, Herrn Dr. Ernst Eckstein zu Leipzig für das Verbandshalbjahr vom 1. Oktober 1882 bis 1. April 1883 Entlastung erteilen. Wir fügen den ausdrücklichen Vermerk hinzu, dass Herr Dr. Ernst Eckstein das Verbandsjahr vom 1. April 1883 bis 1. April 1884 mit einem Kassenbestand von M. 1062.84, in Buchstaben tausendzweiundsechzig Mark, auch vierundachtzig Pfennigen antritt.

Leipzig, den 22. April 1883.

Otto von Corvin. Richard Oberländer.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Geschichte der französischen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit

von

Eduard Engel.

34 Bg. in gr. 8. eleg. br. M. 7.50. eleg. geb. M. 9.—.

Es ist dies die **erste vollständige französische Litteraturgeschichte in Deutschland.** Die Gesammtpresse ist einstimmig im Lobe dieses gediegenen und vorzüglich stilisirten Werkes, das einem wirklichen litterarischen Bedürfnisse entspricht.

Im gleichem Verlage erscheinen soeben folgende Litteraturgeschichtswerke:

Geschichte der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von **C. M. Sauer.** 40 Bg. gr. 8. eleg. brosch. M. 9.—, eleg. geb. M. 10.50.

Geschichte der polnischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von **Heinr. Nitschmann.** 32 Bg. in gr. 8. eleg. br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—.

Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhange: Die **amerikanische** Litteratur v. **Eduard Engel** in 10 Lfgn. à M. 1.—.

Alle Buchhandlungen und die Verlagshandlung nehmen Bestellungen entgegen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

von Konkoly, Dr. Nicolaus, Praktische Anleitung zur Anstellung astronomischer Beobachtungen mit besonderer Rücksicht auf die Astrophysik. Nebst einer modernen Instrumentenkunde. Mit 345 in den Text eingedruckten Holzstichen. 8. geh. Preis 24 Mark.

Müller, Prof. Dr. Joh., Lehrbuch der kosmischen Physik. (Ergänzungsband zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik.) Vierte Auflage. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Mit 431 in den Text eingedruckten Holzstichen und 25 dem Texte beigegebenen, sowie einem Atlas von 46 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. gr. 8. geh. Preis 12 Mark.

Waitz, Theodor, Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. Dritte vermehrte Auflage mit einer Einleitung über Waitz' praktische Philosophie, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Wilimann. gr. 8. geh. 10 Mark.

In meinem Verlage erschien:

Der Prosaroman von Josehp von Arimathia

herausgegeben von **Georg Weidner.**

LXV. 148 S. 8. Preis 5 M.

„Eine auf Benutzung fast des gesammten handschriftlichen Materials beruhende Ausgabe des genannten Prosaromans wird uns hier zum ersten Mal geboten, begleitet von einer eingehenden Untersuchung über das Verhältniss der verschiedenen Prosatexte zu einander und zu der poetischen Redaction." (Litteraturblatt.)

Oppeln, d. 29. April 1883.

Eugen Frank's Buchhandlung. (Georg Maske).

Bei **Otto Janke in Berlin** erschienen folgende humoristischen Schriften in schlesischer Mundart von **ROBERT RÖSSLER:**

1. **Schnoken.** 3. vermehrte Aufl. 2 M.
2. **Närrsche Kerle.** Humoresken. 2 M.
3. **Schläs'sche Durfgeschichten,** mit Porträt d. V. 3. Aufl. 3 M.
4. **Durf- und Stoadtleute.** Neue schles. Erzählungen. 1,60 M.
5. **Wie der Schnoabel gewaxen.** Schles. Gedichte. 1,60 M.
6. **Gemittliche Geschichten.** Humoresken. 2 M.
7. **Aus Krieg und Frieden.** Schles. Gedichte. 2. Aufl. 2 M. (bei Trewendt in Breslau.)
8. **Mein erster Patient.** Erzählung, hochdeutsch. 1 M. (bei Otto Janke in Berlin.)

Collection

Soeben erschien z. Preis v. 1 Mark geb.

Band 41 enthält **Schultes, Maigda.**



franco per Post M. 1.25 Pf.

PRUSIAS

von **ERNST ECKSTEIN**

Neuer Roman aus der römisch. Geschichte. Ersch. vom Januar ab in Schorers Familienblatt (bisher Deutsches Familienblatt). Preis vierteljährl. M. 1.60. in Heften zu 50 Pf. Probenummern gratis franko. Man abon. in all. Buchhandl. u. auf d. Post. Verlag v. J. H. Schorer Berlin S. W.

Verlag von **Carl Reissner** in Leipzig.

Die Siebenschläferlegende

ihr Ursprung und ihre Verbreitung.

Eine mythologisch-literaturgeschichtliche Studie von JOHN KOCH.

14 Bogen Gross-Oktav. Preis 5 Mark.

„Ein Musterwerk fleissiger und geistvoller Forschung in gefälliger Darstellung." Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.

„Das ebenso interessante als gelehrte und scharfsinnige Buch Koch's ist ein vortrefflicher Beitrag zur Entstehungsgeschichte, Ausbildung und Verbreitung der christlichen Legenden." Göttingische gelehrte Anzeigen.

Ganze Bibliotheken wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 19,
L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burstah.

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

Grundzüge der Moral

von **Dr. Georg Gizycki,**

Privatdocent an der Universität Berlin.

8 Bogen in gr. 8. eleg. br. M. 1.50 Ausgabe auf Velinpapier nur gebd. M. 3.—.

Obiges ist die vom Freidenkerverein „Lessing" in Berlin **preisgekrönte** Schrift einer gemeinverständlichen Darlegung der sittlichen Gesetze, welche von einheitlichen Grundsätzen geleitet und ausschliesslich auf unzweifelhafte Thatsachen der natürlichen Erkenntniss gestützt, eine Richtschnur des Handelns für die leitenden Verhältnisse des menschlichen Lebens zu geben geeignet ist. Die Professoren Dr. **Hermann Grimm,** Dr. **Wilhelm Scherer** und Dr. **Eduard Lasker** empfehlen dieselbe.

In unserem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Steirisches Künstler-Lexikon

von **J. Wastler,**

Prof. der technischen Hochschule in Graz.

Preis 2 fl. = M. 4.—.

Da dieses Werk, welches das Gebiet der Malerei, Plastik und der Kunstgewerbe umfasst, nach bisher unbenutzten Quellen bearbeitet ist, so wird es nicht nur allen, welche sich für die Geschichte und Entwicklung der Kunst in Oesterreich interessiren, ein wertvoller Erwerb sein, sondern es ist auch eine notwendige **Ergänzung der allgemeinen Künstlerlexika,** welche in Bezug auf Steiermark sehr bedeutende Lücken zeigen.

Verlagsbuchhandlung LEYKAM in GRAZ.

Verlag von **Wilhelm Fr[iedrich]** Königl. Hofbuchhändler in [Leipzig].

Madame Lutet[ia]

Neue Pariser Studien von **M. C. Conrad.** in 8. eleg. br. 6 M.

Flammen!

für freie Geister von **M. C. Conrad.** in 8. eleg. br. M. 5.—

Für die Ankündigungen verantwort[lich] ... leger. — Verlag von Wilhelm Friedr[ich] ... — Druck von Emil Herrmann senior ... — Papier von Berthold Siegism[und] ... Leipzig.

Dieser Nummer liegt ein Prospect über: **„Zeitschrift für die gebildete Welt".** Herausgegeben von **Richard Fleis[cher]** ... von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig) bei.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅔ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 19. Mai 1883.	Nr. 20.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Theodor Storm.

II.

Als eine Ergänzung zu den Gedichten gewissermaßen haben wir Storms „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius", anzusehen, die einzige Anthologie, in der sich absolut nichts Wertloses findet, dafür aber eine ganze Reihe wenig bekannter Namen und Poesien, die der Dichter, der zugleich einer der geschmackvollsten Kritiker ist, hier wie zu einem Garten der Freude und Erquickung für Viele zusammengetragen.

Den Standpunkt, den der Sammler dabei einnimmt, hat er in einer ausgezeichneten Vorrede des längeren erörtert; die darin enthaltene Charakterisirung der lyrischen Poesie verdient die allgemeinste Beachtung.

Ueber den Zweck des Buches heißt es zum Schluss: „Möge nun dies Buch dazu helfen, einesteils auch dem größern Publikum einen Maßstab für poetische Leistungen in die Hand zu geben; andernteils diejenigen mit unserer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheure Wust des Nichtigen von dieser Dichtungsart zurückgeschreckt hat; und möge endlich nicht verkannt werden, dass wie die Arbeit, so auch das Verdienst dieses Buches, insoweit es ein solches beanspruchen kann, zum großen Teil in dem zu suchen ist, was dasselbe nicht enthält." —

Wir kommen nun zu den Novellen, die als Prosa, durch ihre Verbreitung in Zeitschriften und später in Buchform, dem Namen unseres Dichters zuerst seine Berühmtheit verschafft und ihn auch dort bekannt gemacht haben, wo man von seinen Gedichten noch immer nicht viel weiß. Dennoch ist Storm auch in seinen Novellen ganz Dichter; wer sich statt an Versen an poesievoller, wahrhaft künstlerischer Prosa erquicken will, der greift nach seinen Erzählungen. Sowie Storms Lyrik alle Forderungen erfüllt, die wir an die Lyrik überhaupt stellen, so können seine Novellen, wenigstens in der zweiten Hälfte seiner Schaffensperiode, als Muster ihrer Gattung gelten. Storm schafft als bewusster, denkender Künstler, er hält die strenge Kunstform der Novelle unerbittlich fest und ist nie der Meinung gewesen, dass Novellenschreiben eine „Erholung" sei! Freilich steht das Ganze immer vor uns so schlicht, als wäre es ohne alle Mühe geworden, — der Dichter hat aber auch den Arbeitsstaub noch abgewischt, den andere auf ihrem Werke liegen lassen, gleichsam als Beleg dafür, dass sie hart gearbeitet haben.

Die individuellen Eigentümlichkeiten der Gedichte finden sich auch in den Novellen wieder. Da ist zuerst das tiefsinnige Naturverständnis, das behagliche Zuhausesein in allem, was seinen heimatlichen Boden bedeckt, und unter allem, was sich zwei- und mehrbeinig darauf bewegt. Dennoch gibt uns der Dichter niemals bloße Schilderungen, er ist kein Liebhaber von Landschaften ohne Staffage, die entsprechenden Menschen sind immer bei der Hand, um den Vordergrund zu bilden, aber die wundervollste Zusammenstimmung der Töne und der Figuren waltet überall bei ihm. So in dem lieblichen Idyll „Ein grünes Blatt", wo die Gestalten der Regine und des greisen Bienenvaters fast wie Verkörperungen der ewigen Jugend und der Unvergänglichkeit der Natur anmuten, ohne doch ihre menschliche Gestalt und selbst ihre volle Realität einzubüßen.

Viele seiner Erzählungen sind derartig an den Schauplatz, auf dem sie sich bewegen, geknüpft, dass die Szene mit zum handelnden Elemente wird. Das unheimliche Moor z. B., an dem der Hofbauer in der „Renate“ seine Wohnung gebaut, verschluckt ihn so heimlich, nimmt ihn so geheimnisvoll von der Oberfläche der Erde, als sei es ein böser Geist, der seine höllische Schadenfreude daran habe, welch Gerede nun über das unselige Ende des „Atheisten“ anheben werde. In „Carsten Curator“, in „Hans und Heinz Kirch“ reden überall die Meereswellen ihre gewichtigen Worte dazwischen, und sie behalten auch das letzte Wort. Ueber der wundervollen Novelle „Waldwinkel“ liegt wie ein Zauber die dämmerige Schwüle der Waldeinsamkeit und hält den Leser im Bann, wie die beiden ungleichen Menschen, die in ihr gefangen sind.

Aber das Leben des Nordländers verläuft ja zu gut zwei Dritteilen unter dem schützenden erwärmenden Hausdach. Die liebe helle Gestalt, die den Dichter draußen bei der Hand geführt und ihn das Große hat begreifen, das Verborgne hat erkennen lehren, dass er hörte, „wie die Nacht melodisch rann“, — sie ist ihm auch ins Innere des Hauses gefolgt; sie schimmert nicht nur in Sonnenlichtern und Mondesflimmer, nein auch im Lichte der großen Astrallampe an Vetter Christians Familientafel; sie bringt nicht nur Blumenduft in ihren Kleidern, sondern auch den Duft der frischgebacknen braunen Weihnachtskuchen; sie trägt nicht nur goldgelbe Birnen in ihrer Schürze von dem Baum im Hausgärtchen, den der Vater mit dreierlei Reisern okulirte, sie hat auch unzählige alte Schriften darin, staubige pergamentne Chroniken und vergilbte Briefe, die Seltsames, Erbauliches und Erschreckliches melden, und manches der daran hängenden Siegel zeigt einen Urväternamen des Dichters, und daneben bringt sie alten Schmuck und verblassten Tand, an dem einmal Menschenhoffnungen und Menschenherzen gehangen.

Wie Storm in den Gedichten nach der denkbar knappesten und schlichtesten Form sucht, so auch in den Erzählungen. Wenn er eine Begebenheit darstellt, so hebt er sie sorgfältig mit allen Wurzeln aus dem Boden; es ist ihm aber daran gelegen, dass wir eben nur sie sehen; an die etwa noch anhängende Erde, an zufällig mit herausgerissene Gewächse verschwendet er weder seine Mühe, noch will er, dass der Leser seine Aufmerksamkeit daran verschwende. Dennoch braucht man nicht zu fürchten, dass eine solche Beschränkung seine Darstellung arm mache; er hat ja das klare durchdringende Auge des Dichters, der da noch eine Welt von Formen sieht, wo dem stumpfen Alltagsauge nichts Anziehendes oder überhaupt nichts mehr erscheint.

Da nun aber eine Begebenheit am vollständigsten aus der Entfernung zu überblicken ist, so sehen wir Storm vorzugsweise gern seine Geschichten in Form von Erinnerungen bringen, die von diesem oder jenem der beteiligt Gewesenen erzählt werden, oft auch von mehreren bruchstückweise, immer aber das Gepräge lebendiger mündlicher Mitteilung tragen und zugleich den Erzähler selbst charakterisiren.

Es wird durch diese Behandlung alles Harte und Gewaltsame abgemildert, manches Traurige, das zu erzählen ist, hat sich inzwischen schon zum Guten gewendet, und das beeinflusst die Darstellung; das unabänderliche Leid aber hat gleichfalls durch die Entfernung den schärfsten Stachel verloren, es ist „Gras darüber gewachsen“. Dass nun auch in gleicher Weise das Glück nicht im hellen Sonnenglanz, sondern in dieser halbwehmütigen Herbststimmung dasteht, kann ihm nichts rauben; es wird eher noch verschönt als verhüllt durch diese aus Sonnenduft und Abendnebel gemischte Beleuchtung. Wir alle kennen es, dass uns zuweilen ein Ton, ein Glockenklingen, ein besonderes Säuseln in den Bäumen, ein ungewohnter Wechsel von Licht und Schatten in einer Allee, ein Mondstrahl, ein bestimmter Duft, ein lange entbehrter Anblick ganz eigne süß-wehmütige Empfindungen zu bringen vermag, wie von einer schönen unwiederbringlich verlorenen Zeit. Wer bibelgläubig wäre, könnte glauben, es seien traumhafte Erinnerungen an das Paradies, das Adam einst für uns alle verlor. Und Paradieseserinnerungen sind es auch wirklich, Mahnungen an ein Paradies, das nicht verloren gegangen ist, sondern in dem noch heutigen Tages alle Menschen geboren werden, und aus dem sie herauszuziehn, baldmöglichst, eine Hauptbeschäftigung der schon Erwachsenen und Vertriebenen, d. h. der „Vernünftigen“ ausmacht. Storm hat länger als die meisten andern darin gelebt, und er kann sich immer noch nicht ganz hierher gewöhnen; er trägt die Sehnsucht nach dort immer noch in sich, und er kann sie aussprechen und von sich sagen, wo andere verstummen müssen, und kann in uns dieselbe Stimmung wecken, die ihn beherrscht. — Dass Storm allerdings in solchen Erzählungen auf die stärksten und ergreifendsten Eindrücke verzichten muss, die doch nun einmal nur das vor unsern Augen Geschehende hervorzurufen vermag, dass er uns selten zum lauten Lachen, wenngleich oft zum Lächeln, selten zum heftigen Schluchzen, wenngleich oft zu heißen Tränen zwingt, das hat er selber ganz genau gewusst, und er hat, indem er es klug und vorsichtig mied, über seine Kräfte zu gehen, sich ein zwar kleineres, aber um so gebildeteres und feinfühligeres Publikum gewonnen.

Manches zarte, luftige oder selbst unscheinbare Gebilde der Natur, oder eine verwandte Erscheinung im Menschenleben wirkt offenbar mehr in der Nachbildung, als im Original. Durch das Zusammenfassen oder Einschränken auf kleinen Raum, durch Beleuchtung und Hervorhebung des Einzelnen wird es eben erhöht und vergrößert; ja manches bedarf sogar des Mediums eines Künstlerauges, um dem gewöhnlichen Sehnerv überhaupt sichtbar zu sein. Es ist daher keine unwürdige Aufgabe, auch hin und wieder bei solchen Miniaturen zu verweilen, das zum Bewusstsein zu bringen, was sonst übersehen würde und unbegriffen bliebe, wenn es auch minder dankbar ist, als die Behandlung großer und packender Stoffe.

Freilich ist es eine aus dem schon Gesagten leicht zu erklärende Vorliebe, die den Dichter veranlasst, die Form der Erinnerung so häufig zu wählen; denn

dass er auch mit Kraft und ergreifender Anschaulichkeit Gegenwärtiges zu schildern vermag, das beweisen namentlich seine letzteren Erzählungen. So: Carsten Curator, das meisterhafte Lebensbild eines liebenswürdigen leichtsinnigen Schwächlings, das Storm zu einem so unerbittlich wahren, aber trostlosen Abschluss kommen lässt, wie wir es sonst selten bei ihm finden. Auch die vollendet schönen Novellen: Auf der Universität, Beim Vetter Christian, Viola tricolor, Psyche, Waldwinkel, Eckenhof, Hans und Heinz Kirch, wirken mit der vollen Wucht der Gegenwart.

Schon bei den Gedichten fällt uns die Gabe des Vielsagens mit wenig Worten als eine Eigentümlichkeit Storms auf. Noch auffallender wird das in der Prosa, in der er sich mit Andeuten und Hinweisen begnügt, wo Andre Seiten vollgeschrieben hätten.

Storm verlangt daher auch in seinen Novellen einen aufmerksam-liebevoll horchenden Leser, er schreibt kein Wort umsonst oder zu viel, was aber dasteht, muss aufgefasst und behalten werden, sonst gibt's Lücken. Das ist nicht eben bequem. Ein Leihbibliothekversorger ist unser Dichter nicht, seine Geschichten sind auch viel zu kurz, kein blattreiches Lesefutter für die unterhaltungshungrigen Herde; auch nicht sensationell, denn das Aergste geschieht in der Menschen Herzen, und wer kann so tief gucken, wenn einem der Dichter die Seelenstimmung nur hin und wieder mit ein paar kurzen Lichttüpfchen erhellt! auch nicht tendenziös im gewöhnlichen eingeschränkten Sinne, sondern nur lehrreich wie das Leben selber, — auch nicht mit „schönen Stellen“, wolfeilen Reflexionen in dieses oder jenes Helden Mund gelegt über Tugend, Religion, Kindererziehung, Gartenzucht oder Liebe. Das Wenige aber, was wir in dieser Beziehung bei ihm finden, ist gewiss nichts Landläufiges oder Abgebrauchtes.

In der Novelle „Im Schloss“ ist z. B. mit großer Wirksamkeit das Erwecktwerden der Heldin aus dem Kindertraum vom „lieben Gott“ dargestellt. Sie geht, einen Gesangvers von Nikolai lernend auf und ab und deklamirt:

„Gieß sehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flammen deiner Liebe!“

Da ruft sie der gelehrte Oheim, der eben Käfer aufspannt: „Liebe? tritt her! was lernst du da? Weißt du wie der Carabus den Maikäfer frisst?“ — Und nun begann er mit unerbittlicher Ausführlichkeit die grausame Weise darzulegen, womit dies gefräßige Insekt sich von andern seines gleichen nährt.

„Und das, mein Kind,“ sprach er weiter, indem er jedes seiner Worte einzeln betonte, „ist die Regel der Natur. — Liebe ist nichts als die Angst des sterblichen Menschen vor dem Alleinsein.“ —

Allerdings eine Behauptung, die wir nicht ausdrücklich für Storms eigne Meinung zu nehmen brauchen; seine Personen haben eben alle auf ihre Art Recht.

Aber auch, wo er es nicht ausdrücklich sagt, erfahren wir, wie er über die wichtigsten Dinge denkt, wenn wir zwischen den Zeilen zu lesen verstehn. Indess das verstehen nicht Viele oder doch — sie verstehen ihn nicht und lesen das Ueberraschendste heraus! So ist es äußerst amüsant, in der Sammlung „Kritische Studien“ von Ida Klein einige Angriffe gegen den sonst von ihr verehrten Dichter zu prüfen; ihre Seltsamkeit ist ihr größter Vorzug und zugleich ihre Entschuldigung. Sie erhebt nämlich gegen ihn den „fürchterlichen“ Vorwurf, er verachte die bürgerlichen Satzungen und Formen, speziell das geheiligte Institut der Ehe. Sie führt ihren Nachweis darüber an der mehrerwähnten hinreißenden, wiewol etwas schwülen Novelle „Waldwinkel“. Das Mädchen fragt darin den Mann, der sie über alles liebt: „Du, warum heiraten wir uns nicht?“ Und er antwortet darauf: „Und was würde denn das ändern?“ — und etwas weiterhin heißt es: „Ihm war nicht wol zu Mute, die Welt streckte ihre grobe Hand nach seinem Glücke aus.“ Diese Stelle empört die Dame, sie vergisst aber, dass der Mann einmal verheiratet gewesen und furchtbar betrogen worden ist, dass er alt und das Mädchen ganz jung ist, und dass er den wertlosen Charakter seiner Geliebten trotz aller Liebe hinreichend ahnt, um zu befürchten, dass draußen in der Welt die Unterschiede zwischen ihnen sogleich fühlbar und trennend werden müssten.

Dass der Dichter Storm natürlich die Liebe, echte Liebe, für um so süßer hält, je heimlicher sie ist, dass er „die grobe Hand der Welt“ auch sonst fürchtet, dass er seine Seele nicht bloßlegen mag vor der Menge, dass er das Recht des Herzens gegen alle andern Rechte vertritt, — das sind, Gott sei Dank, Eigenschaften, die nicht nur „Menschen besitzen, die an Meeren oder Flüssen wohnen,“ wie Ida Klein meint, „und stets den Anblick des Ungebundenen, Freien vor Augen haben!“ Das haben Poeten und zartfühlende Menschenkinder in Stadt und Land empfunden, so lange die Welt steht, und wer daran Anstoß nimmt, kann ja seine Liebesbriefe gleich drucken lassen und sich den Hochzeitsfrack vor Zeugen anziehn, so oft er will, aber er sollte die Andern in Ruhe lassen, sonst macht er sich lächerlich. —

Andrerseits ist einmal irgendwo gesagt worden, in den Stormschen Novellen 'gingen die Hauptpersonen ohne eigne Schuld zu Grunde; diese Meinung dürfte auf einer zu engen Auffassung der tragischen Schuld beruhn, welche doch nicht lediglich von Verbrechen und Strafe wissen will. Nach einer persönlichen Aeußerung findet unser Autor vielmehr und wesentlich das Tragische in den vergeblichen Kampf gegen das, was dem Helden entgegensteht als Schuld oder auch nur als Unzulänglichkeit und Begrenzung des Ganzen, sei es der Menschheit überhaupt oder eines Teils derselben, sei es seiner eignen Natur, und was notwendig seinen Untergang, oder doch den seines eigentlichen Lebens herbeiführen muss.

So ist auch in „Aquis submersus“, der Geschichte jenes unglücklichen Paares, das ein furchtbares Schicksal und eine furchtlose Liebe einander in die Arme wirft ohne Priesterweihe, wol von einer tragischen Schuld, mit nichten aber von einer „Verirrung“ zu

reden, wie es fast durchgängig geschieht; an eine eigne Schuld des Paares hat der Dichter gar nicht gedacht.

Die Charaktere der männlichen Stormschen Helden wenigstens in der erstern Hälfte der Erzählungen sind vielfach dem kräftigen Handeln abgeneigte, sich früh resignirende Menschen. Sie gleichen dem Reinhard im „Immensee". Ihre Sensitivität entfernt sie von der Welt, ohne dass sie dadurch verbittert und versäuert erscheinen. Das vergangne, oder nur erträumte Glück wirft seinen verschönernden Glanz auch in ihr einsames späteres Leben, und fast scheint es, als seien alle ihre Ansprüche an Lebensfreuden dadurch gedeckt. Wie sie zu solcher Entsagung gelangen, das ist meist der Inhalt der Erzählung. Aber der Kampf ist kein lauter und tobender, die Heilkraft einer mäßigen fieberfreien Natur liegt in ihnen allen, und wenn auch die Narben bleiben und gelegentlich schmerzen, so ist doch dies erinnerungsreiche Weh mit soviel Erinnerungswonne gemischt, dass es fast den Charakter des Schmerzes verliert.

So in „Immensee", „Drunten am Markt", „Der stille Musikant", „Abseits", „In St. Jürgen". Ein größeres Maß von Tatkraft und Geistesgegenwart, ja nur ein rechtzeitig gesprochenes Wort würde ihnen vielleicht zu dem verholfen haben, was sie erreichen wollten; hier liegt also die Tragik wesentlich in der Unzulänglichkeit ihrer eignen Natur. In der spätern Epoche seines Schaffens hat Storm die Klippen, an denen sie scheitern, häufiger nach außerhalb verlegt und auch schroffer und unüberschreitbarer gemacht.

Standesunterschiede, wie in „Aquis submersus", religiöse Meinungen wie in „Renate", Naturgesetze wie in „Eekenhof" bilden die trennenden Konflikte zwischen den Liebesleuten, die aber, und das ist die Milderung ihres Elends, dennoch im Herzen einer des andern sicher sind. Einseitige Liebe hat Storm sehr selten dargestellt, er scheint auch nicht recht daran zu glauben; ihn beschäftigen auch nur die vollen und heilen, von einem starken Gefühl erfüllten Herzen; mit den zerrissenen und zersplitterten Neigungen, mit Liebeleien, an welche die Beteiligten selber nicht glauben, aus Langerweile, Intriguensucht, Ehrgeiz, Eitelkeit oder andern kleinlichen Motiven, geben sich seine Leute nicht ab, oder er nicht mit der Abschilderung solcher Leute. Seine Geschichten spielen ja auch nicht in der sogenannten „großen Welt", die bekanntlich wie die gute Gesellschaft nach Goethe „zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt".

Die weiblichen Heldinnen sind meist kräftiger angelegt, weniger dem weichen Nachsinnen und der wehmütigen Resignation ergeben; viele unter ihnen sind sogar energische, kühne Gestalten, die ihr Geschick mit einer Art von trotziger oder lächelnder Unbeugsamkeit auf sich nehmen; so „Renate" in der gleichnamigen Novelle, Anna in „Carsten Curator", die Schlossherrin in „Im Schloss". In der letzteren Erzählung findet sich eine Stelle, die den Charakter der Hauptperson scharf hervortreten lässt. Sie hat als ganz junges Mädchen einen Bürgerlichen geliebt und ist von ihm geliebt worden, beides halb unbewusst; der Vater hat sie dann „standesgemäß" einem ungeliebten Manne gegeben, böswilliges Gerede hat diese Ehe getrennt, und sie spricht nun mit einem jungen Verwandten, dem sie als einem Bewerber um ihre Liebe Offenheit schuldet, über jene traurigste Zeit ihres Lebens. „O," rief sie, „ich habe gelitten! Und nach Jahren, als mein Herz bitter und mein Sinn hart geworden, — es ist wahr, wir haben uns wiedergesehn; und jene armselige Ehe ist darüber fast zerbrochen. Aber — sie logen, sie logen alle!" Sie sprang auf und presste zitternd ihre Hände gegeneinander. — „So!" rief sie, „so, Rudolph, habe ich mein Herz gehalten."

„Und doch", erwiderte er, „ich lebte damals viele Meilen von deinem Wohnorte, und doch habe ich auch dort gehört, wie sie es sich gierig in die Ohren raunten." Er verstummte plötzlich, als habe er zuviel gesagt.

Aber sie blickte ihn finster an. „Sprich nur," sagte sie, „ich weiß es alles, alles!"

Er sah ihr voll leidenschaftlicher Spannung in die Augen. „Und jenes Kind?" fragte er endlich.

„Es war das meine," sagte sie, und ihre Stimme bebte vor Schmerz.

„Das deine; — und nicht auch das seine?"

Sie sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an, während eine Flut von Tränen über ihr Gesicht stürzte. Trotz und Verachtung gegen die Menschen, die sie besudeln wollten, fraßen an ihrem Herzen.

„Nein, Rudolph," rief sie, „leider nein!"

Auch diese beiden Worte sind dem Dichter verübelt worden, und der Redakteur der Gartenlaube hatte derzeit sogar um die Streichung derselben nachgesucht; obwol er nicht verkenne, dass dieses „leider nein!" die Krone des Ganzen sei, fürchte er Missdeutungen! Es klingt ordentlich märchenhaft. Storm bemerkte mir daher mit Bezug hierauf folgendes: „Nach dem Charakter der Schlossherrin und der ganzen Dichtung können die Worte: ‚leider nein!' nur dahin verstanden werden, dass die Anna, ohne Gedanken an daran zu knüpfende Konsequenzen, sie als einen Schmerzensruf ausstößt darüber, dass sie in Entweihung ihres Leibes von einem ungeliebten Manne ein Kind geboren, wobei ihr das wie Traum vorbeigegangene Glück vor Augen schwebt, die Mutter eines Kindes vom geliebten Mann zu sein. Die Worte entspringen hier aus der Keuschheit eines reifen Weibes." —

Auch seine schwächeren und zarteren Frauen bleiben selbst unter den widrigsten Verhältnissen noch menschlich-rührende Gestalten, so die blasse Wieb unter den betrunkenen Matrosen in „Hans und Heinz Kirch", die schöne heißblütige Geliebte des „Raugrafen" unter den Studenten, Leonore Beauregard, in „Auf der Universität"; die einzige Ausnahme macht die niedrig denkende Franziska im „Waldwinkel", deren Verdorbenheit trotz aller teilweisen Verhüllung von Anfang an klar ist. — Dazu hat Storm seine Frauencharaktere mit reizenden kleinen Zügen ausgestattet, sie erscheinen alle wie Porträts, so die kleinmädchen-

hafte Marie-Psyche in der gleichnamigen Novelle, das wunderzierliche Fränzchen in dem Roccoccobildchen „Im Sonnenschein", die kleine hausfraulich-holdselige Julie Hennefeder in „Beim Vetter Christian", auf deren Lippen beständig das verschämte: „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!" zu schweben scheint, und so unzählige andre. Nur einer weiblich-zarten Empfindungsweise wie der Storms konnte es gelingen, so viele echte und anziehende Frauentypen zu schaffen und sie mit so geringen Mitteln so leibhaftig vor uns hinzustellen.

Aber auch die Alten schildert er uns vortrefflich, sowol in ihrem starren steinernen Eigenwillen, wie den Hans Kirch und den Burgherrn von Eckenhof, in ihrer grilligen Unzugänglichkeit, wie den Tobias Zippel in „Zur Wald- und Wasserfreude", und die verrücke Alte aus dem „Nachbarhaus links", in ihrer hämischen Schaden- und Hassesfreude, wie den „Stadtunheilsträger Jasper" in „Carsten Curator" oder die nacktäugige Frau Benedikte in „Eckenhof", — oder aber in erfahrungsreicher Milde wie den klugen Oheim in: „Im Schloss", den schwerbelasteten „Carsten Curator", die sanfte alte Meta in „Abseits", die Jungfer Hansen in: „In St. Jürgen", und die Aeltermütter in „Im Saal" und „Im Sonnenschein".

Auch manche der Nebenfiguren sind mit einem schalkhaft reizenden Humor gebildet, so das Prachtstück von einer alten Magd, des Vetters Christians „Caroline", auf deren Rücken wir am Schlusse der Erzählung einen kleinen Vetter reiten sehen „wie Amor auf dem Tiger"; eine der rührendsten Schöpfungen ist der arme kleine Schneider und Violinspieler „Sträkel-Strakel" in: „Zur Wald- und Wasserfreude".

Dass wir bei einem so diskreten Künstler keinen Karrikaturen begegnen, versteht sich von selbst; wir dürfen ihm auch den vielangefochtenen wenig anmutigen „Herrn Etatsrat" aufs Wort glauben; „ist auch das moralisch und ästhetisch Hässliche an sich in der Kunst nicht heimatberechtigt, so erlangt es doch solche Berechtigung, wenn es durch den Humor wiedergeboren und in das Grotteske verwandelt wird", sagt Storm.

Wie alle tiefsinnigen echt nordischen Poeten besitzt Storm einen starken Zug zum Unheimlich-Spukhaften, Nebeligen, Verschleierten, — indess haften seinen Personen solche Eigenschaften nicht an, das sind klare einfache Menschen, aber die Natur ist ihm voll von Geheimnis, und auch an den unbelebten Dingen hängt so ein Stück davon. Außer vielen hochpoetischen Stellen in den Erzählungen legen besonders seine Märchen davon Zeugnis ab, die in unsrer, an originaler Märchendichtung so armen Zeit ganz einzig dastehn.

Während der „Spiegel des Cyprianus" im Sagenton und mit epischer Breite den Untergang eines großen Geschlechts schildert, ist die „Regentrude" die wundervollste Personifikation der Naturerscheinungen, der Dürre und der Feuchte; wir schmachten mit dem Hirten unter der erbarmungslosen Herrschaft des Feuermannes, als ob wir selber durch die glühende Erde hinwanderten, um die gewaltige schlafende Trude in ihrer feuchten Grotte zu wecken. Nicht minder packend ist „In Bulemanns Haus", ein gespenstisches Nachtstück, die Geschichte von dem entmenschten Pfandverleiher, der erst die Andern abstoßend, endlich von Allen geflohen und von seinen beiden zu Tigergröße angewachsenen Katzen gejagt und gequält, als ruheloser Geist in Zwergengestalt in dem verlassenen Hause umgehen muss; — „das Märchen des Egoismus, der gegen sich selber als Gespenst aufsteht", ähnlich wie die Hattosage vom Mäuseturm. „Die Nacht ist so lang, soviel mal bin ich aufgewacht, und noch immer scheint der Mond!" — so schließt das Märchen, und es ist ein echter Märchenschluss, der ja eigentlich gar keiner sein soll.

Auch in seinen kürzeren Geschichten, die mehr Stimmungs- oder Situationsbilder sind, als Novellen, überlässt uns Storm gern die Schlussfolgerungen, — wer gefolgt ist, weiß freilich genau, was das Abbrechen bedeutet. Etwas märchenhaft Vorbereitendes liegt auch in der hie und da auftretenden Symbolik; den Maler in „Aquis sutmersus" fallen, als er wieder den Burghof betritt, nachdem der gute alte Herr verschieden, ein paar wilde jappende Rüden an, deren er sich mit Mühe erwehrt, — ein Vorspiel dessen, was das neue Regiment ihm verheißt; die weiße ferne Wasserlilie, die Reinhard nicht erreichen kann, die Figur im Park, in „Von jenseit des Meeres", die den Liebenden in die Irre führt und mit den Zügen der Geliebten täuscht, die Tapeten mit den Mohnblumen „den Blumen des Schlafs und der Vergessenheit" an den Wänden des „Waldwinkel" und das Bild über der Tür, die beiden im Nebel dahinfliehenden jungen Gestalten und der einsam ihnen nachschauende Verlassene, das sind solche schicksalsvolle Weissagungen, die man versteht, wenn alles vorbei ist, und die auch andern Menschen, als den Dichtern, begegnen.

Es ist schon zu Anfang davon die Rede gewesen, dass wir bei Storm eine stetig fortschreitende Entwicklung vor Augen haben. Das ist besonders auffallend in der Novellistik. Er hat den epischen Ton je mehr und mehr gefunden, das lyrische weiche Element ist dagegen zurückgetreten, gewiss zum Vorteil für den Prosaisten. Von Skizzen, Erinnerungsblättern, Zuständen, ohne Verwicklung oder doch nur mit der Andeutung einer solchen, ist er zu ausgeführten Lebensbildern weitergegangen, und immer kräftiger, kühner und realistischer sind seine Menschen geworden.

Und nun zum Schluss: die schönen Worte, die Vischer dem verewigten Mörike nachgerufen, sie waren ja allen Geistes- und Schaffensverwandten geredet, — so sei mir denn erlaubt, sie hier auf den ihm so ähnlichen, kräftig im Lichte Wandelnden, nicht minder Verehrung und Liebe verdienenden Storm anzuwenden: „Auch das Reich der Musen verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, [verlangt] Kräfte mit Adlersehnen und mit breiterem Schwunge der Fittige. Aber darum möchten wir sie nicht entbehren, und können sie nicht entbehren, die Geister mit idyllischer, sanfter und weicher Bewegung, [die Geister, deren Träume darum] nicht hohle Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehn zu den uralten Volksphantasien, womit ahnende Völker sich die Rätsel der Welt zu

deuten gesucht. Wir können auch diese nicht entbehren, dass nicht alles sei nur Drang, Qualm und Dunst, nur Geschrei des Marktes, des Tages, dass doch möglich sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung und eine Einkehr in die eigene Brust."

Hamburg.

Ilse Frapan.



Hat Francis Bacon die Dramen William Shakespeare's geschrieben?

Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Verirrungen.

II.

Polonius: „Ist dies gleich Wahnsinn, hat es doch Methode." — „Hamlet" II, 2.

Die „Methode" der Mrs Henry Pott besteht in folgender Hantirung. Sie findet in dem, „*Promus*" genannten Notizenheft Lord Bacon's einen Spruch, — sagen wir des Beispiels wegen: „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht nass". Nun zitirt sie etwa 6 Parallelstellen aus 6 verschiedenen Dramen Shakespeares, in welchen das Wort „waschen" vorkommt. Sodann 5 andere Stellen, wo von einem „Pelz" gesprochen wird, — und dann eine ganz besonders frappante Stelle, wo es vielleicht bei Shakespeare heißt: „Wenn es regnet, ist es nass". Da haben wir also den deutlichen Nachweis, dass Shakespeare und Bacon in Bezug auf die Dramen eine und dieselbe Person gewesen, denn wie hätte wol ein andrer Engländer als Bacon, von welchem die Eintragung vom nichtnassgewaschenen Pelz herrührt, solche unerhört seltsamen Wörter wie „Wasser", „Pelz" und „nass" gebrauchen können?! — Ist das nicht, ganz gelinde ausgedrückt, Geisteslähmung multiplizirt mit Hysterie?

Aber Mrs Henry Potts Beweisführung wäre unvollständig, wenn sie sich nur auf die Untersuchung beschränkt hätte, dass die im „*Promus*" von Bacon vorkommenden gutenglischen, jedem Kinde geläufigen Wörter auch im Shakespeare vorkommen. Wir würden beiläufig ein viel stärkeres Argument für den Bacon-Shakespeare-Schwindel darin finden, wenn die von Mrs Henry Pott aufgeführten Wörter bei Shakespeare nicht vorkämen.

Um dem Unsinn wenigstens den Schein der Wissenschaftlichkeit zu geben — so viel Schein, wie für Leute vom Schlage des Herrn *V* von der Allgemeinen Zeitung genügt*) —, um die halsstarrigen Shakespeareaner ein bischen zu ärgern, hat Mrs Henry Pott folgenden Schwindel versucht. Sie hat, nach ihrer Angabe, sechstausend Bücher aus der Zeit um Bacon-Shakespeare's Leben herum durchgesehen und darauf untersucht, wie oft die in Bacon's *Promus* stehenden englichen Ausdrücke auch in ihnen vorkommen, und da will sie nun zu dem Resultat gelangt sein, dass in den sechstausend Büchern Lord Bacon's Wendungen aus dem „*Promus*" so gut wie gar nicht, oder doch nur ganz vereinzelt sich finden! Am Ende ihres Buches gibt sie eine Liste der von ihr „durchgelesenen" Schriften mit Anführung der vorgefundenen Parallelstellen zu Bacon's *Promus*. Dieser Liste nun ist der unglückliche Artikelschreiber der „Allgemeinen Zeitung" zum beklagenswerten Opfer gefallen, und ihr werden sicher in England wie in Deutschland ganze Hekatomben fallen. Diese listige Liste diktirte Herrn *V* folgenden Passus:

„Nicht zufrieden damit, den *Promus* aus Shakespeare und Shakespeare aus dem *Promus* zu erläutern, hat die fleißige und belesene Herausgeberin den Nachweis geliefert, dass die im *Promus* notirten Redewendungen unter allen Schriftstellern der Zeit fast ausschließlich nur in Bacon's und Shakespeare's Werken vorkommen, also von diesen in die englische Sprache eingeführt worden sind. In den Beilagen findet sich ein 30 Druckseiten füllendes Verzeichnis zeitgenössischer Schriftsteller, deren Werke Mrs Pott sorgfältig durchgesehen hat, um zu konstatiren, dass sie sich nur ausnahmsweise, und nur nach dem Bekanntwerden Shakespeare's, der im „*Promus*" notirten Ausdrücke bedient haben.

„Deren Werke Mrs Pott sorgfältig durchgesehen hat"! Ja, darin steckt eben des Pudels Kern: Mrs Henry Pott hat nichts sorgfältig durchgelesen! Ihre Liste angeblich genau durchgelesener Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts ist entweder ein unerhört frecher Schwindel, eine schamlose Lüge, oder — da wir es mit einer Dame zu tun haben — eine auf hysterischen Anfällen beruhende Hallucination!

Ich gestehe, als ich zuerst diese imposante Liste von Büchertiteln sah, deren viele mir aus gleichzeitigen Studien über die englische Literatur jener Zeit geläufig, deren Mehrzahl aber mir ganz fremd war, überlief mich ein kleiner Schauer. Ich sagte mir: wenn diese Frau wirklich die 6000 Bücher sorgfältig durchgelesen (wozu beiläufig mindestens 20 Jahre unausgesetzer Lektüre gehören!), und wenn sie dabei gefunden hätte, dass wirklich in der ganzen englichen Literatur kurz vor, während und nach Shakespeare die Ausdrücke von Bacon's „*Promus*" nur sehr vereinzelt, bei vielen Schriftstellern überhaupt gar nicht, dagegen bei Shakespeare unverhältnismäßig häufig vorkommen, — ja dann müsste man sich die Sache zweimal überlegen, man müsste eine misstrauische Vergleichung der Schriften und der Schreibart Bacon's und Shakespeare's vornehmen. Ich wiederhole aber, jene Liste ist ein frecher Schwindel, den jeder halbwege gewissenhafte Kritiker in wenigen Minuten als solchen entlarven kann. Es gehört dazu durchaus kein Aufgebot besonderer „deutscher Gründlichkeit", — welche wir Deutschen bekanntlich ebenso ausschließlich in Erbpacht genommen haben,

*) Uebrigens darf ich nicht verschweigen, dass der besonnene Chefredakteur der „Allgem. Ztg.", Herr Otto Braun, den unter seinen gelegentlichen Mitarbeitern zu zählen das „Magazin" die Ehre hat, sich durch eine redaktionelle Anmerkung ausdrücklich dagegen verwahrt, dass die von Herrn *V* nach dem Muster der Mrs Henry Pott vorgeführten Argumente genügende Beweiskraft haben.

wie die Treue („deutsche Treue"), die Tugend („deutsche Tugend"), sogar den Wald und andre schöne Gottesdinge. Herr *V* trägt offenbar an dieser deutschen Gründlichkeit nicht schwer, denn er schreibt flink hin, Mrs Henry Pott habe die in einem Verzeichnis von 30 Druckseiten enthaltenen zeitgenössischen Schriftsteller „sorgfältig durchgesehen". Ich behaupte, sie hat sie kaum angesehen! Auch ich habe sie nicht sorgfältig durchgesehen, ich hatte Besseres zu tun; aber da ich durch die Ungeheuerlichkeit der Behauptungen der Mrs Henry Pott nicht nur einen Verdacht gegen ihre geistige Gesundheit, sondern auch gegen ihre Wahrheitsliebe geschöpft hatte, so nahm ich eine kleine Probe vor. Ein glücklicher Zufall — es wäre frivol, vom Finger der Vorsehung zu sprechen — hatte um dieselbe Zeit, in der ich Mrs Henry Pott's Machwerk durchlas, auf meinem Arbeitstisch u. a. die folgenden Werke von Zeitgenossen Bacon's und Shakespeare's aufgetürmt: Ben Jonson's dramatische Werke (9 Bände, Editio Gifford), Beaumonts' und Fletcher's dramatische Werke (12 Bände), Dr. John Donne's Gedichte. Nun sagt Mrs Henry Pott gerade bezüglich Ben Jonson's: die und die Erwägungen „haben mich zu einer wiederholten Durchsicht mehrerer der wichtigsten Werke veranlasst, und Ben Jonson's Stücke sind sorgfältig von mir studirt worden", u. s. w. Nun wol, als ich zum Zweck der Prüfung der Pott'schen Behauptungen und Frequenzangaben ganz flüchtig und oberflächlich, nicht im allermindesten sorgfältig, in Ben Jonson abermals blätterte, nachdem ich mich wochenlang von ihm bei wirklicher Lektüre hatte langweilen lassen, fand ich fast auf jeder Seite, die ich aufschlug, Belegstellen für das Vorkommen Bacon'scher *Promus*-Ausdrücke, welche Mrs Henry Pott in ihrem leidenden Zustande übersehen hatte. Hätte Herr *V* sich die leichte Mühe genommen, aus irgend welcher Bibliothek sich einen Band von Ben Jonson zu leihen und darin zu blättern, er wäre zu demselben Ergebnis gekommen wie ich. Es geht aber nichts über die deutsche Gründlichkeit!

Ich will das Resultat meiner ganz flüchtigen Kontrole der Angaben in Mrs Henry Pott's Buch durch einige Beispiele erläutern. Eine der erstaunlichsten Behauptungen jener Unglücklichen ist nämlich die, dass die ganz gewöhnlichen Begrüßungsformeln *Good morning!* oder *Good morrow!* und *Good evening!* etc. sich unverhältnismäßig oft bei Shakespeare finden (im ganzen etwa 250 mal, — beiläufig gar nicht sehr viel für 37 Stücke). Nun steht auf Folioblatt 111 des Bacon'schen „*Promus*" hintereinander folgendes gekritzelt: „*Good morrow*". — „*Good swoear*" (aus „*Bon soir*" zurechtgemacht). — „*Good travaile*". — „*Good matens*" (aus „*Bon matin*"). — „*Good betimes*". — „*Bon jour, Bon jour, Bridegroom*". — „*Good day to me and good morrow to you.*" Dies ist der Hebel gewesen, mit welchem Mrs Henry Pott das Prachtgebäude der Shakespeare-Dramen auf Bacon hat herüberwälzen wollen. Sie argumentirt so — ich zitire fast wörtlich —: „Es ist sicher, dass der Gebrauch von Formeln für den Morgen- und den Abendgruß in England nicht vor 1594, der Zeit der Abfassung des *Promus* von Bacon, eingeführt war"! Bei Bacon findet sich, wie oben gesagt, eine ganze Liste solcher Begrüßungsformeln, folglich hat er nicht nur den Brauch des Gutenmorgen- und Gutenabend-Sagens zuerst in England eingeführt, sondern vor allem hat Bacon die Shakespeare-Dramen geschrieben, sintemalen sich in diesen solche Grußwörter gegen 250 mal finden!! —

Nun wäre ich zunächst neugierig zu wissen, wie sich die armen unglücklichen Engländer bei persönlicher Begegnung benommen haben mögen, bevor Lord Bacon durch seine Einzeichnung von „Guten Morgen" u. s. w. ihnen das Licht der primitivsten Höflichkeit angezündet. Ich kann mir nicht gut denken, dass die Engländer vor Bacon unzivilisirter gewesen sind als die rohesten Völker Australiens, welche ein Wort für den Morgengruß haben. Nun findet sich aber, was Mrs Henry Pott verschweigt und Herr *V* nicht weiß, schon bei Chaucer, also im 14. Jahrhundert, das „*Good morrow!*" — was wird da aus der famosen Bacon-Theorie?! Am Ende hat gar Bacon auch Chaucer's *Canterbury-Tales* geschrieben, und dann so fort durchs 14., 15. und 16. Jahrhundert die ganze englische Literatur.

Verweilen wir noch bei diesem Argument mit dem Morgengruß, welches die Grundmauer der Beweisführung der Mrs Henry Pott bildet und auf welches auch die beiden Schildknappen dieses weiblichen Don Quijote, der Herr Gymnasialdirektor Abbot und der Herr *V*, schwören. — „*Good morrow!*" und „*Good night!*" finden sich — wie sich ja auch für ein gesundes Gehirn a priori von selbst versteht — in jedem Schriftsteller, vor, während und nach Shakespeare, soweit dessen Schriften die Anwendung solcher Grußformeln nicht inhaltlich ausschließen. Dies im einzelnen nachzuweisen, würde an dieser Stelle zu weit führen; übrigens erfordert der Nachweis nur das flüchtige Blättern in den Literaturwerken der Elisabethischen Aera. Für uns ist ein anderer Nachweis viel wichtiger, nämlich der, dass die unglückliche Person, welche an der Bacomanie leidet, obendrein mit einer recht beträchtlichen Dosis von — wie sagt man bei Damen? — Wahrheitsscheu behaftet ist, — mindestens aber mit einer Ungründlichkeit und Leichfertigkeit, dass selbst Herr *V* sie darin nicht erreicht; denn dessen Behauptungen finden ja ihre mildernden Umstände darin, dass er den Versicherungen der Mrs Henry Pott blinden Glauben schenkte, sie habe jene 6000 Bücher gründlich studirt! Da finde ich in der Liste der Verfasserin über das Vorkommen von „*Good morrow*" bei Ben Jonson die Angabe für dessen Stück „*The Alchemist*": „einmal in Akt II, Szene 1." Ich nehme das Stück zur Hand — und sieh da! beim flüchtigsten Umschlagen der Blätter stoße ich auf zwei „*Good morrow!*" hintereinander (Akt II, Szene 3), welche der Mrs Henry Pott entgangen sind. — Für dasselbe Stück gibt sie an, das bei Shakespeare öfter vorkommende „*Believe it!*" stehe hier nur einmal, nämlich in Akt I, Szene 1. Ich blättere abermals in meinem „*Alchemist*", und es springt mir ein zweites

„Believe it!“ entgegen, welches Mrs Henry Pott nicht gesehen: Akt V, Szene 4.

Halten wir uns noch einmal recht klar vor Augen, was die Dame eigentlich beweisen will! Die Begrüßungsformeln seien erst durch Bacon in England allgemein geworden, denn außer bei Shakespeare — der ja mit Bacon identisch sei — kommen sie bei andern zeitgenössischen Schriftstellern nur ganz vereinzelt vor. Bei Shakespeare kommen sie im ganzen etwa 250 mal vor. Das macht für jedes von 37 Stücken etwa $6^2/_3$ mal. Nun wollen wir einmal annehmen, *„Good morrow!“* komme halb so oft vor wie alle übrigen Begrüßungsformeln zusammengenommen, so ergibt das eine Durchschnittsfrequenz für *„Good morrow!“* bei Shakespeare von $3^1/_3$ pro Drama. Nun haben wir aber bei flüchtigstem Blättern in einem Drama Ben Jonsons *„Good morrow!“* dreimal gefunden und sind sicher, dass es noch einige Male darin stehen wird! Ob Herr *V* vielleicht durch dieses Rechenexempel, welches ich ohne Logarithmentafel gemacht, sich überzeugen lässt, und mit ihm alle, welchen der Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ vor Augen gekommen? Dass Mrs Henry Pott nicht durch Vernunftgründe zu überzeugen ist, versteht sich von selbst; der armen Leidenden muss auf physiologischem Wege geholfen werden.

Noch einige weitere Beispiele für die Gründlichkeit, mit welcher Frau Pott die 6000 Bücher studirt hat. — Ich schalte ein, dass die ganze Argumentation damit steht und fällt, ob ihre Frequenzangaben annähernd richtig sind oder nicht, und wenn es mir möglich war, bei ganz sorglosem Blättern, nicht Suchen, Lücke auf Lücke in den Angaben jener Baconistin zu entdecken, so ist damit auch der scheinbar wissenschaftlichen Begründung ihrer wahnwitzigen Theorie jede Unterlage geraubt. — Mrs Henry Pott gibt an, sie habe in dem Trauerspiel von Beaumont und Fletcher: *„The Maid's Tragedy“* gar keine Grußformel gefunden! Ich nehme *„The Maid's Tragedy“* zur Hand und finde ein schönes *„Good morrow!“* in Akt III, Szene 1 und ein wolklingendes *„Good night!“* in Akt V, Szene 1!! Weiß der Himmel, wie viel *„Good morrow!“* und *„good night!“* sonst noch in der Tragödie stecken; meine Zeit war mir zu kostbar, um sie mit solchem Mückenseihen totzuschlagen.

Weiter gibt Mrs Henry Pott in ihrem Verzeichnis an, sie habe in sämtlichen Dramen von Philip Massinger (1584—1640) nur ein einziges der bei Bacon-Shakespeare vorkommenden Wörter aus dem *„Promus“* gefunden! Dies ist so ungeheuerlich gefabelt, dass es keiner Widerlegung bedarf. In dem bekanntesten Stück Massinger's: *„A new way to pay old debts“* allein fand ich — wiederum bei ganz ungründlichem Blättern, denn ich hatte alle diese Sachen schon vor Monaten „gründlich studirt“ — zweimal *„good morrow!“*, — einmal *„believe it“*, — einmal *„is it possible?“*, und Leute, die mehr Zeit haben, könnten Dutzende von Eintragungen aus dem *„Promus“* Bacon's bei Massinger nachweisen.

Mrs Henry Pott zitirt auch als von ihr „gründlich studirt“ die Gedichte John Donne's (1573 — 1631). In ihrer Liste steht da ein triumphirendes Vacat mit Bezug auf das Vorkommen Bacon'scher *Promus*-Stellen. Dass eines der bekanntesten Gedichte Donne's sogar die Ueberschrift trägt: *„Good morrow!“* ist ihr entgangen!! Auch Herr Abbot hat keine Ahnung davon. Und Herr *V*? Der weiß wol gar nicht, dass ein Mensch Namens John Donne gedichtet hat, — und doch war Donne nicht der Erste Beste, sondern er war Dechant der St. Pauls-Kirche und dennoch kein ganz unebner Dichter.

Das Spaßhafteste bei dieser Manie von der Erfindung des „Guten Morgen!“ durch Bacon ist, dass Mrs Henry Pott selbst anführt (S. 557), zwei Dichtungen von Gascoigne, veröffentlicht 1587, also vor der Niederschrift des *Promus* und vor der dramatischen Tätigkeit Shakespeares, führen den Titel — das eine *„Good-morrow!“*, das andre *„Good-night!“* Sie setzt zwar flugs hinzu, sonst kämen diese Grußformeln bei Gascoigne nirgends vor; aber dass wir ihr nach den Proben ihrer Gründlichkeit und Wahrheitsliebe das ohne weiteres glauben, kann sie nicht verlangen. Leider besitzt die Berliner Bibliothek nichts von Gascoigne und ich selbst besitze nur wenige seiner Arbeiten, in denen kein Platz für ein *„Good morrow“*!*); aber in einigen Wochen hoffe ich mit Hilfe des British Museum auch diese dreiste Behauptung zu widerlegen. Jammerschade, dass man sich mit solchem Zeug abplagen muss und dass nicht die Engländer mit ihren zwei oder drei Shakespeare-Gesellschaften sich ex officio mit diesem monströsen Unsinn ernsthaft abfinden; denn tun muss es doch Einer, und da ich wirklich nicht eher ruhigen Schlaf finden konnte, als bis ich diesen Alpdruck des Wahnsinns von mir abgeschüttelt, so musste ichs schon übernehmen.

* * *

Der *„Promus“* Bacon's, wie ihn Mrs Henry Pott veröffentlicht, enthält Eintausendsechshundertfünfundfünfzig Eintragungen. Zu fast jeder dieser Eintragungen gibt die Verfasserin mehrere, im Durchschnitt etwa 4, Parallelstellen bei Shakespeare, welche beweisen sollen, dass dieselbe Hand, welche die Notiz in den *„Promus“* eingetragen, später auch die „Dramen Shakespeare's“ geschrieben. Ich bemerke vorweg, dass ich bei sorgfältigster Prüfung jeder dieser Eintragungen und der dazu angezogenen Verse aus Shakespeare nicht einen einzigen Fall gefunden habe, in welchem ich auch nur eine entfernte Möglichkeit einer auf persönlicher Identität beruhenden Ideengemeinschaft der beiden Men-

---

*) Während diese Zeilen in der Presse waren, blätterte ich in dem Drama von Gascoigne *„The Supposes“*, einer freien Uebersetzung von Ariosto's *„I Suppositi“*, 1566 (!) in London aufgeführt. Darin finde ich das *„Well“* aus Bacon's *Promus*, welches Mrs Pott bei Shakespeare so auffallend oft in der Bedeutung von *„Eh bien“* gefunden haben will, während es sonst so gut wie gar nicht vorkomme, bei flüchtigem Zählen 27 mal!! Von Begrüßungsformeln finde ich (Akt II, Szene 2): *„Welcome“*. Außerdem steht darin eine Stelle, welche den Gebrauch des Begrüßens außer Frage setzt (Akt II, Szene 1): *„I met a gentleman riding with two or three men. — — He saluted me, and I him.“* Ferner steht in Akt V, Szene 5: *„I will go salute master doctor.“* — Mrs Henry Pott hat auch hinter den *„Supposes“* von Gascoigne ein Vacat! — In Marlowe wimmelt es gleichfalls von *Promus*-Wörtern, — auch für ihn ein Vacat bei Mrs Henry Pott.

schen Bacon und Shakespeare erkennen konnte. Als ich die spezielle Untersuchung der Beweise begann, bangte ich vor einem Stachel des Zweifels, der in mir zurückbleiben könnte; ich sagte mir: semper aliquid haeret! — Gottlob! es ist nichts hängen geblieben als das dumpfe Gefühl, wie es haben mag wer bei gesundem Verstande längere Zeit in einem Irrenhause zugebracht hat.

Die Zitate der Mrs Henry Pott gehören zu den Eintragungen des *Promus* wie die Faust aufs Auge. Das mögen die nachfolgenden Beispiele zeigen, bei deren Auswahl ich so wolwollend wie möglich verfahre, indem ich wenigstens die Stellen ausgesucht, welche doch äußerlich einige Wechselbeziehung zu haben scheinen.*) Bei den meisten fehlt auch dieser äußere Zusammenhang gänzlich.

Da steht unter Nr. 24: „*Procul, o procul este profani!*“ aus Virgil. Dazu führt die Pott an:

Rogues, hence, avaunt! vanish like hailstones! go! (Lustige Weiber I, 3).
Avaunt, perplexity! (Verlorne Liebesmüh V, 3).
Aroint thee, witch! (Macbeth I, 3).

Also nur ein Mann, der jene Stelle im Virgil kannte, habe sagen können: „Fort mit euch! Packt Euch!“

Nr. 52 lautet: „*Difficilia quae pulchra*“ aus den Sprichwörtern des Erasmus. Dazu zitirt die Pott:

Is my Cressid, then, so hard to win? (Troilus und Cressida III, 1).

Erasmus sagt: „Was schön, ist schwer“, — Bacon notirt sich das, — bei Shakespeare findet sich: „Ist meine Cressida so schwer zu gewinnen?“ — das genügt einem Gehirn von der Kapazität der Mrs Pott, um Bacon und Shakespeare zu identifiziren!

Bacon kritzelt auf ein vor ihm liegendes Blatt: „*You have*“. Sehr geistreich, nicht wahr? — Dazu führt Mrs Pott zwei Stellen an:

And have you done it? —
I have. (Zwei Edelleute von Verona II, 1).
You conclude, then, that I am a sheep?
I do. (Ebenda I, 1).

Boshafte Leser könnten auf die Idee kommen, dies letzte Zitat sei eine Fälschung von mir und eigentlich als ein Zwiegespräch zwischen Mrs Pott und mir beabsichtigt. Das sei aber ferne von mir! — es steht so bei Shakespeare, ich habe es selbst verglichen.

Bacon schreibt auf ein Blatt die Worte: „*Vita doliaris*“ (das Leben in einer Tonne) mit Bezug auf Diogenes. Gewisse Irren sind bekanntlich verteufelt schlau, und so hat denn Mrs Henry Pott herausgekriegt, dass die Stelle in „Heinrich IV.“, wo Prinz Harry den dicken Falstaff nennt „*a tun of a man*“, — „*a huge bombard of sack*“ (ein großes Stückfass Sekt) durch jene Stelle im *Promus* bedingt sei!!

Eine besondere Gattung von Eintragungen Bacon's in seinem *Promus* sind Sprichwörter, aus allen möglichen Sprachen, englische, französische, italienische, spanische, lateinische. Die meisten derselben waren schon zu jener Zeit in England in Aller Munde; Lord Bacon hat sie zum Teil aus Sprichwörtersammlungen abgeschrieben, bezw. abschreiben lassen (die französischen sind von einer andern Hand). Glaubt aber ein Mensch mit einiger Logik, dass nur durch die Eintragung von „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ in den *Promus* das Vorkommen dieses Spruches auch bei Shakespeare sich erklären lasse?! Dieses wie die meisten der englischen Sprichwörter, welche im *Promus* kopirt sind, stehen in einer „Epigramme“ genannten Sprichwörtersammlung des sonst durch seine dramatischen „Moralitäten“ bekannten Dichters John Heywood, und zwar erfolgte der Druck dieser Sammlung schon im Jahre 1562, ein Jahr nach Bacon's Geburt, zwei Jahre vor Shakespeare's Geburt!! Was ist nun natürlicher, als dass Shakespeare diese Sammlung volkstümlicher Spruchweisheit gekannt hat? Aber die Sprichwörter in seinen Dramen erklären sich auch ohne Kenntnis jener Sammlung; wer von uns, der ein Sprichwort anwendet, hat es aus einer Sprichwörtersammlung gelernt? Solche Weisheit des Volkes war dem aus dem „Volke“ hervorgegangenen Shakespeare etwas ganz geläufiges; freilich der vornehme Lord Francis Bacon wurde so gepackt von der Neuheit der Sache, dass er solche Sprichwörter, die jedes Kind auf der Straße kannte, sich schockweise in sein Geheimschreibheft eintrug. So erledigt sich auch das aus den bei Bacon und bei Shakespeare identisch vorkommenden Sprichwörtern hergeholte Argument der Mrs Henry Pott auf die natürlichste Weise von der Welt. Ein Beispiel aber möge zeigen, wie verschieden die beiden Männer mit den Sprichwörtern umgehen. Man sagt im Englischen: „*While the grass grows, the horse starveth*“ (dieweil das Gras wächst, verhungert das Pferd). Das Wort war ein ganz gewöhnliches, wird auch heute noch gesagt, findet sich im Deutschen ziemlich ähnlich. Dieses Sprichwort nun erschien Lord Bacon, der es in Heywood's Sammlung gelesen, wichtig genug, um es in seinen *Promus* einzutragen, — von *white* bis *starveth*. Nun führt Mrs Henry Pott mit Hilfe der genannten beiden Shakespeare-Lexika die Parallelstelle aus „Hamlet“ (Akt III, Szene 3) an:

„You have the voice of the king himself for your sucession in Denmark?“ —

„Ay; but, sir, while the grass grows — the proverb is somewhat musty“.

Bacon schreibt das Sprichwort vollständig hin, — Shakespeare, der solche Clichés nicht liebte, bricht in der Mitte ab und sagt: „Das Sprichwort ist ein bischen schaal“. — Fiat applicatio! —

*) Ich muss übrigens auch einen Irrtum beseitigen, der durch einen flüchtigen Blick in das Buch der Mrs Henry Pott leicht bei dem Nichtfachmann entstehen kann, nämlich die Annahme, die Verfasserin sei fabelhaft Shakespeare-belesen, ja sie kenne wol gar den ganzen Shakespeare auswendig, und ihre Arbeit verrate riesigen Fleiß. Herr V rühmt denn auch flink den „Fleiß“, die „Geduld und Arbeit“ der Dame. Dass sie nicht die allereinfachsten Dinge aus der Shakespeare-Wissenschaft kennt, werde ich später zeigen; aber auch ihre scheinbare Belesenheit erklärt sich ein einfach dadurch, dass es eine Kleinigkeit ist, mit Hilfe der „Shakespeare-Konkordanz“ von Mrs Clarke und des „Shakespeare-Lexikons“ von Alexander Schmidt zu jedem Worte Shakespeare's alle Stellen zu zitiren und abzuschreiben, an denen es vorkommt. Mrs Henry Pott's Arbeit reduzirt sich auf ein wüstes Abschreiben mit Hilfe jener beiden Eselsbrücken.

Schließlich sei noch einer Eintragung Bacon's Erwähnung getan, welche der Mrs. Henry Pott die Gelegenheit geboten, uns sonnenklar zu beweisen, dass sie nicht die elementarste Kenntnis der Geschichte der Shakespeare-Dramen besitzt, nicht so viel, wie jeder oberflächlich gebildete englische und deutsche Leser Shakespeare's davon weiß. Für diese Notiz sind wir der Dame zu ganz besonderem Dank verpflichtet, denn sie enthüllt uns am offensten das literarische Niveau dieses gemeingefährlichen Blaustrumpfs, welchem der gründliche Herr V „Belesenheit" nachrühmt.

Da findet sich nämlich unter Nr. 1200 des *Promus* die Eintragung „*romè*", das e mit einem Abbreviaturstrichelchen darüber. Irgend ein Schulmeister, wahrscheinlich Herr Abbott, hat ihr verraten, dass *rome* (ῥώμη) im Griechischen „Stärke" bedeutet. Sogleich ist die kranke Phantasie der Unglücklichen geschäftig, und das Resultat ihres Deliriums ist: „*romē*" bedeutet Romeo, den Helden von „Romeo und Julie", Bacon habe diesen Namen erfunden und in sein Notizenbuch eingeschrieben, um ihn nicht zu vergessen; auf den Namen Romeo's sei er vielleicht dadurch gebracht worden, dass er eine Ableitung von ῥώμη = Stärke sei, also die Stärke der Liebe des Helden bezeichne! Wie sich das unglückliche Wesen über diese Entdeckung gefreut haben mag!

Hätte Mrs Henry Pott, statt die famosen 6000 Bücher „gründlich" zu studiren, sich ein ganz klein wenig in den Werken von Karl Elze oder Halliwell oder Payne Collier über Shakespeare umgesehen, so hätte sie zweierlei gefunden: 1) dass wenige chronologische Angaben so fest stehen, wie dass „Romeo und Julie" um 1592 entstanden sind, also die Eintragung des *Promus* aus dem Jahre 1594 nicht den Namen „Romeo" bedingen konnte; 2) dass Shakespeare's „Romeo und Julie" ihre Urquelle haben in einer italienischen Novelle Bandello's, der in demselben Jahre gestorben, in welchem Bacon geboren wurde (1561), und dass schon in dieser Novelle sich der Name „Romeo" findet! Ferner hätte sie gefunden, dass ein gewisser Arthur Brook im Jahre 1562 ein längeres erzählendes Gedicht „*Romeus and Juliet*" hat drucken lassen, aus welchem Shakespeare die Namen und die ganze Fabel fast ohne Aenderung entnahm!

Und eine Person, die von diesem Schülerkram der Shakespeare-Wissenschaft keine Ahnung hat, wagt es überhaupt sich mit Shakespeare zu befassen, — und ein Londoner Gymnasialdirektor und der Mitarbeiter einer unserer angesehensten Zeitungen halten sich nicht für zu gut, solchen beispiellosen Schwindel zu unterstützen!

(Schluss folgt.)

Berlin.

Eduard Engel.



Louis Veuillot.

Die jetzige Generation kennt den berühmten ultramontanen Rüpel und Kampfhahn eigentlich nur vom Hörensagen. Der neuerstandne *Univers* stand bloß noch nominell unter seiner Leitung und seit Jahren schrieb er gar nicht mehr. Seine Glanzperiode fällt in die ersten Jahre des zweiten Kaiserreichs, in die Zeit, wo weltliche und geistliche Macht einträchtig das allgemeine Stimmrecht bearbeitet und die Orsinischen Bomben den Kaiser noch nicht zum Befreier Italiens umgestempelt hatten.

Damals war die Presse geknebelt; das Damokles-Schwert der Suspension hing gewaltig drohend über allen Redaktionstischen, und wer Lust verspürte Opposition zu machen, musste zu allerlei ironischen und humoristischen Finessen seine Zuflucht nehmen. Der einzige Veuillot hatte unbeschränkte Freiheit, seine Gegner, die auch diejenigen der Regierung und des mächtigen Episcopats waren, zu schmähen nach Herzenslust, ihnen Schand und Spott ins Gesicht zu sagen, und darin, in der Invective, in dem unbändigsten, zügellosesten Schimpfen und gegen die Leute Losziehen feierte er seine Triumphe und steht er auch unerreicht da, der Virtuose der Scheltkunst und der gröblichen Injurie.

Warum ihn also nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen, ihn mutig unter die Verschollenen werfen? Weil es interessant sein dürfte, diese seltsame Erscheinung unter zwei Gesichtspunkten zu untersuchen, unter demjenigen seiner plötzlichen Bekehrung und dem noch weit interessanteren seiner Selbstbildung, seines Sichemporraffens zum Range eines der ersten französischen Prosaiker.

Dass aus dem „Reptil" der Junimonarchie bei seinem Besuche Roms und dem Anblick der kirchlichen Feierlichkeiten der Charwoche ein eifriger römischer Katholik geworden, kann an und für sich nicht Wunder nehmen. Nur das ist bei dieser Wandlung hervorzuheben: nicht der innere Mensch, wie die orthodoxe Seelsorge den alten Adam nennt, wurde abgelegt; der Publizist Veuillot, der streitbare, intolerante Mann von der Feder blieb in ihm bestehen, ja er potenzirte sich und schwang sich erst recht zu obengedachter Virtuosität auf. Mit einer gewissen Eitelkeit meldet er, dass selbst sein Beichtvater ihm Vorwürfe macht über seine Zornesausbrüche. Und dieser Zorn richtet sich nicht so sehr gegen den Andersgläubigen in seinem Gegner als gegen den liberalen voltaireanischen Bourgeois, gegen den Bourgeois überhaupt, selbst wenn er Bischof geworden, sich gegen Veuillot's schimpfenden Ton auflehnt und dessen *Univers*, wie es Dupanloup tat, in seinem Sprengel untersagt, — selbst wenn der französische Bourgeois Voltaire verleugnet und zum öffentlichen Bekennen des Katholizismus, aber des liberalen Katholizismus zurückkehrt. Von dem will Veuillot nichts wissen, und so ergiebige Schimpfreden ihm auch zu Gebote stehen, wenn es gilt gegen Protestantismus und Protestanten (*Pélérinages en Suisse*) loszuziehen, so fließt der Quell noch weit reichlicher, wenn die falschen

Brüder, die liberalen Katholiken, wenn der Erzbischof von Paris in höchsteigener Person an die Reihe kommt.

Sein Katholizismus, sein Römlingstum ist das der niedrigen Klassen des französischen Südens, es ist der blanke Fanatismus der Terreur blanche, der Rosenkranz- und Salette-Aberglaube des Bauern, und wäre Veuillot auf seinem Dorfe geblieben und in die Hände des richtigen Priesters gekommen, dreißig Jahre später, es wäre der echte Zouave pontifical aus ihm geworden, wie wir ihn in den 60er Jahren alle gekannt haben, seine Familie mit einem päpstlichen Generalablass beglückend und der Bestie in sich selbst frei die Zügel schießen lassend, deren Augen allein von dem Glanz und Pomp in Sankt Peter geblendet, deren innerer Doppelgänger aber unberührt geblieben und keine Ahnung hat von dem Wesen selbst der Religion, die er zu verteidigen sich berufen hält.

Und dies Temperament ist so stark, dass ihm selbst die Bildung, die mühvoll angeeignete, schwer errungene großartige Entwickelung nichts anhaben kann. Neben dem Fanatiker Veuillot glänzt der Meister des Stils, der unübertroffene, immer schlagfertige, immer glänzende Journalist. Zwar hat er Romane geschrieben, und Sainte-Beuve kann sich das maliziöse Vergnügen nicht versagen (*Nouveaux Lundis, I; 1863*), ihm das Kompliment zu machen, gewisse Kapitel seiner *Honnête Femme* (1844) lassen diesen Roman gewissermaßen als Vorläufer der Madame *Bovary* erscheinen; auch Gedichte hat er verfasst und der nämliche arglistige libre-penseur, mit der unschuldigsten Mine von der Welt druckt eine lange Elegie in demselben Essay ab, die Veuillot über den Tod seiner Frau dichtete, und lobt sie so, dass selbst der Unbefangenste gezwungen ist ein mitleidiges „Mittelgut, bloß Mittelgut“ zwischen den Zeilen zu lesen. Aber nur als Journalist ist er groß und bedeutet er etwas, und zwar als Pariser Journalist, als Chroniqueur des Figaro, der er hätte sein können. Denn sein berühmtestes Buch, die *Odeurs de Paris* sind nichts anders als Feuilletons, Zeit- und Zeitungsbilder. Und zieht man den exklusiven, ultramontanen Standpunkt in Betracht, von dem aus diese Bilder gesehen und geschildert sind, so muss man sich zusammennehmen, um nicht auf den Gedanken zu verfallen, dass dieser Standpunkt im Grunde keine Sache der Ueberzeugung, sondern bloß künstlerisch gewählt worden sei, um den Schilderungen mehr Relief und die eigenartige Würze zu verleihen, die eigentlich am meisten zu dem ungeheuern Erfolg beigetragen hat, den sie errangen.

Journalist vom Scheitel bis zur Sohle hat er die beste Definition dessen was er war zu geben gewusst:

„Sein Talent“, sagt er, „besteht in der Schlagfertigkeit, im Wurf, vor allem in der Klarheit. Er hat nur ein Blatt Papier und eine Stunde Zeit, um die Streitfrage zu exponiren, den Gegner zu schlagen und seine Meinung abzugeben. Sagt er ein Wort, das nicht gerade aufs Ziel losgeht, schreibt er einen Satz, den der Leser nicht alsobald zu fassen vermag, so versteht er sein Handwerk nicht. Er muss sich üben und sich der höchsten Klarheit und Einfachheit befleißen. Die Feder des Journalisten hat alle Vorrechte einer rücksichtslosen Plauderei. Dieser Vorrechte bediene er sich. Aber nur nichts pomphaftes, nichts hochtrabendes. Vor allem suche er nicht beredt zu sein. Trifft es sich, dass er es wird, so sei es nur auf Augenblicke.“

Diese Worte schildern die Art Veuillots und schildern den Mann selbst. Aendert ein paar Ausdrücke und ihr habt die Ratschläge des Fechtmeisters, die ganze Stelle klingt im Französischen eigentlich wie ein Waffengang, Stoß auf Stoß, Gegenhieb auf Hieb. Und ein Gladiator war er denn doch. Was ihn reizte, was ihn freute, war der Grimm des Feindes, das Knirschen der beleidigten, geschmähten Gegner und der Beifall des Publikums, oder vielmehr der Kenner, die, ob Welf, ob Waiblinger, ihre Freude an dem Kampfe selbst, an den glänzenden Ausfällen und Riposten hatten und für die es sobald keinen zweiten Veuillot geben wird.

Der Katholizismus hat an ihm einen jener gefährlichen Freunde verloren, die einen mehr kompromittiren als sie nützlich sind, und wäre nicht schon vor Jahren Veuillot die Feder aus der Hand gefallen, es hätte sich, bei der Nachricht von seinem Tode, gar mancher Seufzer der Erleichterung aus bischöflichen Busen entwunden und Leo der Dreizehnte wird gewiss nicht daran denken, um das Haupt des verewigten Fechters jenen Heiligenschein zu winden, mit dem es Pius der Neunte vielleicht geziert hätte und unter welchem das gedunsene, sehr unschöne Gesicht allzusehr an Busch's Antonius hätte erinnern müssen.

Versailles.

James Klein.



Vier livornesische Märchen.

Quattro novelline popolari livornesi accompagnate da varianti umbre raccolte, pubblicate ed illustrate con note comparative da Stanislao Prato. — Spoleto, Tipografia Bassoni.

Eine fleißige, kleine Arbeit, deren bescheidenes Auftreten: „abbiam voluto tentare un lavoro nuovo solo per dare ad altri più valorosi di noi l'esempio a fare meglio“ (Vorrede) — keine strenge Kritik zulässt. Schade, dass der Herr Verfasser in der Ausführung den Gesichtspunkt nicht scharf genug im Auge behält, auf den er in der Einleitung als sein besonderes Ziel hingewiesen hatte, und der in der Tat in diese nachgerade beinah zur bloßen Aufzählung höchst allgemeiner Aehnlichkeiten ausartenden Märchenbehandlung eine willkommene Abwechslung gebracht haben würde. Herr Prato sagt nämlich im Vorwort, dass er sein Hauptaugenmerk darauf richten wolle, jedes Märchen womöglich mit dem klassischen Mythos, dessen mehr oder weniger offenbare Umformung es scheine, zusammen zu stellen und zu vergleichen, wie auch besonders auf Anklänge der Art in der Divina Commedia hinzuweisen; doch leider geschieht nicht viel in dieser Beziehung.

Den Stoff der Arbeit bilden vier Märchen aus Livorno, welche nach mündlicher Ueberlieferung, natürlich aus Frauenmund, mitgeteilt werden, nebst einigen umbrischen Varianten. Sie sind naiv und einfach, im echten Volkston erzählt. Das erste gehört dem großen Kreise der in Früchten verborgenen Schönen an, die nur unter den größten Schwierigkeiten aus dem sorgsam gehüteten Garten zu erlangen sind. An die Stelle der endlich gewonnenen schönen Braut drängt sich dann ein hässliches Weib, das die vertrauensvolle Schöne behext, aber schließlich entlarvt und bestraft wird. — Das zweite Märchen ist das nicht minder verbreitete von der jungen Königin aus niederem Stande, deren wunderschöne Kinder von böswilligen Verwandten, welche die Mutter verleumden, dem Tode geweiht, aber dennoch am Leben erhalten werden und schließlich die Unschuld der Mutter beweisen. — Das dritte behandelt die durch das Loos — Werfen von Kugeln oder dergleichen — bestimmten Frauen der drei Königssöhne, von denen die des Jüngsten ein Tier ist, das sich jedoch, nach ausgezeichnetem Bestehen der drei Probeaufgaben, als verzauberte Prinzessin entpuppt. Als Gegenstück dazu ist der Held der vierten Erzählung der in Tiergestalt verwünschte Königssohn, den nur die Liebe einer Frau entzaubern kann.

Dieser Text wird in 120 Seiten Anmerkungen in der bekannten Weise der Vergleichung behandelt. Leider enthalten diese umfangreichen Noten gar wenig neues, und ermüden häufig durch weitläufige Anführung längst bekannter Tatsachen, die weit kürzer gefasst werden konnten. Doch muss man anerkennen, dass der Herr Verfasser im Laufe der Arbeit dies auch selbst empfunden zu haben scheint, denn während die Bemerkungen zu Nr. 1 in kritikloser Breite, ohne jede Unterscheidung zwischen entscheidenden und zufälligen Momenten überall Aehnlichkeiten auffinden, sind die Noten zu den übrigen bedeutend knapper gehalten. Zu Nr. 2 hätte wol, da Herr Prato die Sammlung anführt (zu Nr. 1), „Indian Fairy Tales" von M. Stokes erwähnt werden müssen, weil sich dort eine höchst eigentümliche Variante findet. Zu Nr. 4 wäre noch eine, auch gerade in dieser eigenartigen Form sehr ähnliche Variante aus „Dardu Legends" (Indian Antiquary) anzuführen gewesen.

Trotz dieser verschiedenen kleinen Aussetzungen sagen wir dem Herrn Verfasser, der Fleiß und Liebe auf seine Arbeit verwandt hat, Dank für seinen Beitrag zu der Märchenkunde Italiens, dessen klassischer Boden auch auf diesem Gebiete noch so manchen ungehobenen Schatz birgt.

Berlin.

M. Benfey.



Ein armenischer Bühnenschriftsteller.

Herrmann Vámbery schildert in seinen morgenländischen Sittenbildern das Leben eines Armeniers, der sich vom Trebisonder Lastträger zum wolhabenden Kaufmanne emporgearbeitet. Dieser Lastträger ist wirklich der ächte Typus des Armeniers und die ihm zugeschriebenen Charaktereigenschaften sind die Eigenschaften eines ganzen Volkes, das nur Dank seiner zähen Ausdauer die vielen Schicksalsschläge, die ihm der Gang der Geschichte zufügte, zu überstehen vermocht hat.

Die Zeiten, da Armenien in Glanz und Macht Achtung gebietend in Vorderasien waltete, sind schon altersgrau und schwere Ungewitter sind seitdem über jenes unglückliche Land dahingezogen. Perser, Araber und Türken haben es abwechselnd verwüstet und, als nichts mehr zu verwüsten war, dem Siechtume überlassen. Viel hätte auch nicht gefehlt und das armenische Volk hätte das Schicksal der Juden erfahren und wäre zur ewigen Wanderung von Land zu Land verurteilt worden. Zum Glück für dasselbe geschah dies nicht, und der größte Teil der Armenier blieb im Vaterlande, wo allerdings seit Jahrhunderten ihr Dasein ein beschwerdenvolles ist, denn die türkischen Eroberer machen bekanntlich den Unterjochten das Leben nicht angenehm.

Oft vergleicht man die Armenier mit den Juden, doch dieser Vergleich ist nicht zutreffend. Der Jude besitzt alle Charakterzüge des Südländers, ist schwächlich gebaut und schwerer Arbeit abgeneigt, während der Armenier eher Nordländer ist. Seine Heimat ist ein rauhes Hochland mit einem Klima, welches den Körper abhärtet und die Nüchternheit des Geistes bewahrt. Daher sind die Söhne Szaiks allen ihren Nachbarn an Körperkraft und praktischem Sinne überlegen und die Jahrhunderte dauernde Knechtschaft hat ihren berechnenden Sinn nur entwickelt.

Das geistige Schaffen der Armenier, welches eigentlich nie erlosch und auch nach der klassischen Periode von Zeit zu Zeit Lebenszeichen von sich gab, zeigt deutlich, dass bei ihnen der spekulative Geist der Phantasie überlegen ist. Daher besaßen sie auch eigentlich nie große Dichter, wol aber findet man in ihrem Schrifttume gar manches in wissenschaftlicher Beziehung Wertvolle.

In der modernen Zivilisation sind die Armenier keine Neulinge mehr und besitzen seit Jahrzehnten jene Einrichtungen, ohne die kein heutiges Kulturleben bestehen kann. Auch ihre Presse ist schon ziemlich entwickelt und zählt heute mehr als dreißig Blätter, von denen ein beträchtlicher Teil besonderen Zweigen der Wissenschaft und sogar dem Schulwesen gewidmet ist. Alles hat eben bei ihnen einen praktischen Nutzen zum Zwecke; ja, der Nutzen ist die eigentliche Losung der Armenier und sie sind in Vorderasien dasjenige Volk, dem einst nach Abschaffung der Türkenherrschaft die Leitung aller großen und ernsteren Unternehmungen zufallen wird, denn schon heute sind sie

ja die Herren des Handels am Bosphorus und im Kaukasus.

Aber die Jagd nach Gewinn ist in letzter Zeit unter ihnen zur Epidemie geworden und gar mancher setzt in dieser Hinsicht viel, auch das Gewissen aufs Spiel. Deshalb darf es nicht befremden, wenn ein reich begabter Schriftsteller all sein Talent dazu verwendet, diese epidemisch gewordene Bereicherungssucht öffentlich auf der Bühne an den Pranger zu stellen.

Dieser Schriftsteller ist der Tifliser Armenier G. Sundukianz, dessen Bühnenstücke trotz des Schwefelgeruchs stets in den armenischen Theatern volles Haus machen und auch bereits in andere orientalische Sprachen übersetzt worden sind. Sundukianz ist Realist, schonungsloser Realist, der die Bereicherungskünste des Kaufmannes ausposaunt, dem Schwindel bis in seine geheimsten Triebfedern nachspäht und allen Schmutz solchen Treibens ans Tageslicht zerrt. Sein Feld ist überall, im Salon, im Arbeitszimmer des reichen Kaufmannes, im Laden des Krämers, auf dem Bazar, überall lauscht er dem Getriebe, dessen Endzweck der Gewinn ist oder wenigstens sein soll. Auch im Familienleben weiß er den Schatten hervorzuholen, denn seinem Späherauge entgeht nichts, und da er eben immer die dunkelsten Momente wählt, wagt er es auch gar nicht sie noch dramatischer zu gestalten, sondern rollt übertreibungslose Lebensbilder auf, denen man es aber ansieht, dass sie ein Impressionist gemalt hat.

Seine gelungensten Stücke sind „Chatabala“, „Pepo“ und „Die ruinirte Familie“, denen die Kritik auch in Hinsicht der Bühnentechnik viel Anerkennung zollt. Im „Pepo“ tritt der Schwindel nicht in seiner Gewandtheit auf, sondern die unumwundene Unredlichkeit, man möchte sagen die Verworfenheit des Grobians. Die Sache ist ziemlich weitschweifig, aber die Haupthandlung ganz einfach. Ein reicher Kaufmann weigert sich, dem Fischer Pepo ein Darlehn zurückzuerstatten, weil diesem der Schuldschein abhanden gekommen. Man stelle sich das freche, herausfordernde Gebahren des Kaufmannes vor! und Sundukianz versteht die Frechheit und Verstellung zu malen. Doch der Schuldschein findet sich und dieser Vorfall reißt dem Kaufmanne die Maske vom Gesichte. Scham besitzt er nicht, wol aber muss sich seine Firma für ihn schämen und eine Firma, die sich einmal öffentlich schämen musste, verliert den Endzweck, der doch Gewinn sein soll. Daher fällt der Kaufmann Pepo zu Füßen und bittet ihn flehentlich, niemand etwas von seinem Betragen mitzuteilen. „Nein!“, ruft der Fischer, „dieser Schuldschein ist mein Schwert, mit dem ich dich nun enthaupten will für alle meine Leiden!“ und läuft hinaus auf den Bazar, um allen von des Kaufmannes Unredlichkeit Kunde zu geben.

In der „Ruinirten Familie“ ist der eigentliche Held des Stückes gleichfalls ein Kaufmann, doch kein Betrüger, sondern ein ganz redlicher Philister, dem es gar nicht in den Kopf, will seine Tochter an einen sich ungemein aufblähenden kleinen Beamten zu verheiraten, den jedoch die Mutter durchaus begünstigt, weil er bei seinen hohen Ansprüchen eben einmal etwas werden kann. Der sich brüstende Kanzleibeflissene unterschätzt die Eitelkeit der Mutter seiner zukünftigen Frau keineswegs und fordert daher eine verhältnißmäßig ziemlich hohe Mitgift, die aber der Vater verweigert. Hier führt Sundukianz wieder den Zuschauer ins Kaufmannsleben und bringt echt armenische Charaktere auf die Bühne. Auch ein bischen Unredlichkeit tischt er auf, und besonders gepfeffert erscheint sie in einem Zwiegespräch zwischen dem Kaufmanne Parsig und seinem Handlungsdiener Dartscho. Der letztere erzählt seinem Prinzipale vertrauensvoll, dass es ihm gelungen sei, verdorbene Waare los zu werden, ohne dass es der Käufer bemerkt hätte. Parsig ist entzückt über dieses Kunststück seines Handlungsdieners, springt vom Sessel auf und ruft fast feierlich aus: „Ja, mein Dartscho, mein Sohn! Ich sehe, dass du anfängst ein Mensch zu werden!“

In allen Stücken Sundukianz's sieht man die Möglichkeit vor sich, das Dunkle der materiellen Seite des Lebens künstlerisch zu gestalten, und der Verfasser ist noch Realist genug, um auch den Abschluss seiner Spiele mit der Möglichkeit vereinbar zu gestalten. Tod und Todschlag sind ihm zu harte Strafen und er legt seinen Helden lieber materielle Entbehrungen auf und lässt ihnen noch Zeit, sich zu bessern.

Zdolbunow (Volynien).

Arthur Leist.



„Der Jäger von Fall.“ Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande von Ludwig Ganghofer.

Stuttgart 1883. Adolf Bonz & Komp.

Die Literatur der sogenannten Dorfgeschichten ist noch immer im Zunehmen begriffen; mit jedem Jahre tritt hier und da, am häufigsten in dem weiten Gebiet der Alpenländer, eine vorher wenig oder gar nicht bekannte Persönlichkeit mit einer dieser dem Leben der Dorf- und Waldbewohner entnommenen oder demselben nachgebildeten Erzählungen auf. Nicht alle dieser jüngeren oder älteren Poeten beweisen jedoch so viel Geschick und Begabung zu dieser unserer Zeit eigenartigen Dichtung —, wie Ludwig Ganghofer; das hat er durch seinen „Jäger von Fall“ bewiesen, der an Frische und Lebenswahrheit der Personen und ihrer Erlebnisse mit zu dem Besten gehört, was bisher auf dem weiten Gebiete der Dorfgeschichte dargeboten wurde. Es ist eine einfache Dorf- und Waldgeschichte, mehr noch ein Bild aus dem Jäger- und Wilderer-Leben, ein „Lied von Jägerleid und Jägerlust“, wie es der Dichter in den Widmungsversen bezeichnet, das sich meist in einfachen Erlebnissen und nur gegen den Schluss hin in buntbewegten Szenen abspielt. Wer aber diese Menschen, den jungen Jägerburschen Friedl und sein Lieb,

die schwergeprüfte Sennerin Modei, den tollkühnen Wilderer Blasi und die um diese Hauptpersonen sich gruppirenden Nebenfiguren mit so viel Natürlichkeit und Schärfe zeichnen, die Welt des Denkens und Empfindens, in der sich diese einfachen Menschen bewegen, mit so viel Wahrheit schildern konnte, der muss unter ihnen gelebt und mit ihnen auf manchem Pürsch- und Gebirgspfade lange Zeit gewandert sein, sonst kann er uns diese Menschen nicht mit so viel Treue vor Augen stellen. Dabei ist nichts Gewaltsames oder Fremdes in der Entwicklung der Geschichte, mit Notwendigkeit ergibt sich dieselbe aus der Natur der Charakter, der handelnden Personen, und namentlich ist die durch nichts zu erschütternde Liebe des Jägers zu seiner Jugendgespielin, die sich, dem Wesen jener Leute angemessen, nicht sowol in Worten als vielmehr in helfenden und errettenden Taten äußert, dem Leser von vornherein Bürge dafür, dass sie ihr Ziel erreichen werde. Dabei ist das Ganze von einem poetischen Duft und einer Frische durchweht, wie sie im Frühlinge im Hochgebirge die Tannenwälder ausströmen und die Eisfelder der Gletscher zu uns herübersenden, und dieser poetische Reiz wird nicht wenig durch den treuherzigen, naiven oberbayerischen Dialekt erhöht, in welchem die Personen miteinander verkehren und welchen der Dichter mit Meisterschaft zu handhaben weiß. So vereint sich Alles, die Erzählung vom „Jäger von Fall" zu einem wertvollen Erzeugnisse der Dorfliteratur zu erheben, welches den Wunsch rechtfertigt, dass diesem Werke des Dichters, den wir bisher nur als Verfasser der so beliebten Volksstücke in oberbayerischer Mundart kennen, welchen das Münchener Gärtner-Theater seinen Ruf verdankt, bald eine ähnliche Gabe aus demselben Gebiete folgen möge.

Meran.

August Zapp.



Literarische Neuigkeiten.

Aus Anlass des Todes von Veuillot sind einige Gelegenheitsschriften über den schneidigen Schriftsteller erschienen, so: „Biographie de Louis Veuillot" von Eugène Veuillot, 75 Centimen, und „La Mort de Louis Veuillot" in der Nummer vom 15. April der „Revue du monde catholique." — Ein älteres Werk ist: „Louis Veuillot et Extraits de ses œuvres" von Abbé Dourlens, 5 Franken. V. Lecoffre.

Dem Vernehmen nach soll der nächste Deutsche Schriftstellertag am 8.—10. September in Darmstadt abgehalten werden.

Das deutsche Publikum hat etwas Unerhörtes geleistet! Es hat von den vor 5 Monaten erschienenen Gedichten von Hans Hopfen, einer der hervorragendsten poetischen Leistungen des letzten Jahrzehnts, wirklich und wahrhaftig schon eine zweite Auflage nötig gemacht.

Von Brownings Gedichten „Jocoseria" erscheint, 6 Wochen nach der ersten, die zweite Auflage.

Carmen Sylva wird im Herbst einen Band Originalgedichte veröffentlichen bei W. Friedrich (Leipzig).

Ouida rangirt jetzt ziemlich auf gleicher Linie mit Miss Braddon; es erscheint abermals ein großer Roman in drei Bänden von ihr: „Wanda", — der 5. oder 6. in 2 Jahren! — London, Chatto & Windus.

Der schnell berühmt gewordene, anonym erschienene amerikanische Roman „Democracy" ist jetzt für 1 shilling zu haben. — London, Macmillan.

Von Jules Sandeau, dem eben verstorbenen Akademiker, erscheint eine zierliche Ausgabe des Buches „La chasse au roman", eines mit Unrecht fast verschollenen liebenswürdigen Werkes. — Paris, Charpentier.

Des alten Turnvaters Jahn Gesammelte Werke erscheinen in einer neuen, Lieferungs-, Ausgabe von C. Euler. — Hof, Grau & Komp. à 0,60 M.

Die Firma Ollendorff (Paris) lässt eine neue französische Uebersetzung von Goethes „Goetz von Berlichingen" erscheinen. — 3 fr.

Ein neues großes illustrirtes Werk ethnologischen und kulturhistorischen Inhalts: „Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert", von M. Bormann. In 20 Lieferungen à 0,50 M. — Wien, Hugo Engel.

Der greise Professor J. S. Blackie (an der Universität in Edinburg), dessen meisterhafte Faust-Uebersetzung das „Magazin" vor 2 Jahren empfehlen durfte, hat unter dem Titel „The wisdom of Goethe" eine Art von „Lichtstrahlen"-Sammlung Goethescher Aussprüche veranstaltet, welche gewiss dazu beitragen wird, die Liebe für Goethe in England in weitere Kreise zu tragen. Es ist eine Pflicht der deutschen Presse, dem feinsinnigen Herausgeber wärmsten Dank für sein geschmackvolles Werk abzustatten. — Edinburg, Blackwood & Sons.

F. Kanitz: Donau-Bulgarien und der Balkan. Reise-Studien aus den Jahren 1860—79. I. Band (vollständig in drei Bänden. Preis 40 M). II. Auflage. — Leipzig, Renger. — Der erste Band enthält 30 Textillustrationen, 10 Vollbilder und eine Routenkarte. — Das Werk wurde schon bei Erscheinen der ersten Auflage als „Quellenwerk ersten Ranges" bezeichnet. Die gründliche und sichere, auf mehrjährigen Reisen im Balkan und durch achtzehnmaliges Passiren des Gebirges gewonnene Kenntnis des Landes, die aufmerksame Beobachtung des Volkslebens daselbst, das Eindringen in die Geschichte und Kultur der Völkerstämme haben den Autor in den Stand gesetzt, ein klassisches, für sehr lange Zeit grundlegendes Werk zu schaffen.

Von Victor Hugo soll gegen Ende Mai ein neuer Band der „Légende des siècles" erscheinen.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Der Altai: Ein zukünftiges Kalifornien Russlands. (in russischer Sprache). — Leipzig, E. L. Kasprowicz.

J. K. Becker: Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker. — Leipzig, F. A. Brockhaus. 4 M.

Gabriel Charmes: La Tunisie et la Tripolitaine. — Paris, C. Lévy. 3,50 Fr.

François Coppée: Vingt contes nouveaux. 3. édition. — Paris, Lemerre.

Edmond Cotteau: De Paris au Japon à travers la Sibérie. Voyage exécuté du 6 mai au 7 août 1881, contenant 28 gravures et 3 cartes. — Paris, Hachette.

Taxile Delord: Histoire illustrée du Second Empire. V. Band (1867—1869). — Paris, G. Baillière. 8 fr.

Karl Frenzel: Chambord, Novelle. — Berlin, Paetel. 4 M.

Th. Gsell-Fels: Rom und die Campagna. 3. Auflage. — Leipzig, Bibliogr. Institut. 14 M.

Heinrich Hart und Julius Hart: Kritische Waffengänge. 5. Heft: Graf Schack als Dichter. — Leipzig, Otto Wigand. 1 M.

Heffter: Le droit international de l'Europe; traduit par Jules Bergson. 4. Edition, augmentée et annotée par Geffken. — Berlin, H. W. Müller. 13 M.

Const. Heisterbergk: Schottische Landschaftsbilder in Verbindung mit Sage und Geschichte. — Dresden, H. Burdach.

Fr. von Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 3. Auflage. 4. Lieferung. — Augsburg, Lampart & Komp. — à 1 M.

Henri Joly: Psychologie des grands hommes. — Paris, Hachette. — 3,50 fr.

Karl Knortz: Neue Epigramme. — Zürich, Schabelitz. 1 M.

Leopold Kompert: Verstreute Geschichten. — Berlin, Gerschel. 4,50 M.

K. L. W. Kosakaute: Lieder des Leides. Zerstreute Blätter. — Berlin, Kamlah.

C. Lasalle: Origin of the western nations and languages — London, Heywood. 7½ sh.

Friedrich Latendorf: Hundert Sprüche Luthers zum alten Testament, in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung. Festschrift des Schweriner Gymnasiums zum Jubiläum des Direktors Raspe in Güstrow am 11. April 1883. — Rostock, Carl Hinstorff.

L. Passarge: Norwegische Balladen, übertragen und erläutert. — Leipzig, B. Schlicke.

L. Passarge: Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur norwegischen Nationalliteratur. — Leipzig, B. Schlicke.

Johannes Proelss: Katastrophen. — Stuttgart, Bonz. 3 M.

Gustav zu Putlitz: Das Maler-Majorle, Novelle. — Berlin, Paetel. 4 M.

Th. Ribot: Les maladies de la volonté. — Paris, G. Baillière. 2,50 fr.

Gabriele Rosa: Storia dell' Agricoltura nella civiltà. — Milano, Emilio Quadrio.

Rudolf Schmidt: Forestillet og oplevet. — Kopenhagen, Schubothe.

Hermann Steinthal: Die sprachwissenschaftlichen Werke Wilhelms von Humboldt. 1. Hälfte. — Berlin, Dümmler. 6 M.

Oreste Tommasini: La Vita e gli Scritti di Niccolò Machiavelli nelli loro relazione col Machiavellismo. 1. Band. — Turin, Löscher. 15 Lire.

Léon Vallée: Bibliographie des Bibliographies — Paris, Terquhem. (Boulevard St. Martin 15.) 25 fr.

Théodore Vibert: La race sémitique. — Paris, A. Ghio. 3,50 fr.

Moritz Wirth: Bismarck, Wagner, Rodbertus. Drei deutsche Meister. — Leipzig, O. Mutze. 8 M.

Hermann Wolff: Logik und Sprachphilosophie. Eine Kritik des Verstandes. 2. Ausgabe. — Leipzig, Denicke.

Wundt: Philosophische Studien. I. Band. 4. Heft. — Leipzig, Engelmann.

Emile Zola: Zum Glück der Damen. Uebersetzt von Armin Schwarz. 2 Bände. — Budapest, Grimm.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Briefe und Manuskripte sind zu richten an Dr. Eduard Engel in Berlin. Büchersendungen u. dergl. an die Verlagshandlung des Magazin in Leipzig.

ANZEIGEN.

Anakreon.

Ein Frühlingsidyll in drei Gesängen
von
Wilhelm Fischer.
9 Bogen. 12. broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark.
Von demselben Verfasser erschienen früher:

Atlantis.
Ein Epos in neun Gesängen.
17 Bogen. 8. broschirt 4 Mark.

Sommernachtserzählungen.
18 Bogen. 8. broschirt 3 Mark.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich, Kgl. Hofbuchhandlung.**

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Alceo und Angiolina.

Sizilianische Novelle
von
Carl Graf Coronini-Cronberg.
8 Bogen. broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark.

„Es ist ein nicht unbedeutendes Unternehmen in die Fussstapfen Paul Heyse's zu treten und für das deutsche Publikum Novellen zu schreiben und doch darf die Schrift des feinfühligen Autors auf freundlichste Beachtung Anspruch machen. Kunstempfinden und Volksthum, das farbenreiche Leben des Südens vereinigen sich zu einem in vornehmer Zeichnung gehaltenen Bilde, welches allerorten des besten Empfanges sicher sein darf.
(Neue freie Presse.)



Soeben erschien z. Preis v. 1 Mark geb.

Russische Litteratur.
Band 42
Gogol, altväterische Leute.

Spemann
franco per Post M. 1.25 Pf.

Verlag von Sam. Lucas in Elberfeld.
Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Richard Wagner

Sein Leben und seine Werke
von
Wilhelm Tappert.
7 Bogen gr. 8. brosch., mit Bildniss, Facsimile u. Autogrammen des Meisters. Preis 2 Mark.

Wilhelm Tappert ist, als einer der hervorragendsten Kenner des Wirkens und der Werke Richard Wagners, der berufenste Biograph desselben. In dem vorliegenden Lebensbild des grossen Todten verwerthet er den grossen Schatz seiner Jahrzehnte hindurch mit strengster Gewissenhaftigkeit durchgeführten Sammlungen aller von Wagner vorgenommenen oder über ihn erfolgten Publicationen; indem er das Leben und die Thaten des Verewigten in wahrheitsgetreuen Farben schildert, bringt er zahlreiche neue, bisher unbekannte Momente und veröffentlicht zum ersten Male durch den Druck mehrere Aufsätze und Compositions-Fragmente des Meisters.

Ganze Bibliotheken
wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.
S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 19,
L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burstah.
Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Thomas Carlyle.

Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken.
Dargestellt, ausgewählt, übertragen
von
Eugen Oswald.
8. eleg. brosch. 4 Mark, eleg. geb. 5 Mark.

Das Buch hat vielfach die günstigste Aufnahme gefunden. Anerkennende Besprechungen haben gebracht:

In Deutschland und Oesterreich:
Vossische Zeitung, Frankfurter Zeitung, Norddeutsche Allgemeine, Europa, Triester Zeitung, Mannheimer Journal, Göttinger Zeitung, Lippische Post, Magazin für die Literatur, Prager Tageblatt, Oldenburger Ztg., Hannoversche Zeitschrift, Heidelberger Ztg., Politik, Auf der Höhe, Deutsche Volksschule, Solinger Ztg., Anglia, Meyer's Jahres-Supplement z. Conversations-Lexikon, Blätter für literarische Unterhaltung, Dtsche. Rundschau.

In England:
Academy, Saturday Review, Glasgow Herald, Newcastle Chronicle, Carlisle Journal, Modern Thought, Weekly Times, Weekly Dispatch, St. James Gazette, Vanity Fair, Illustrated London News, Telephone, Spectator, Westminster Review.

Die Schriftsteller:
Matthew Arnold, John Nichol, Edw. Dowden, David Masson, Max Müller haben ihren Beifall ausgesprochen

In meinem Verlage erschien:

Molière's Tartuffe.

Geschichte und Kritik
von
Wilhelm Mangold.
VI., 239 S. 8. Preis M. 5,60.

„Eine Arbeit, die in ihrer Gründlichkeit und Vollständigkeit zu den besten aus der neueren Molière-Literatur gehört, und die sowohl die historisch-ästhetische Seite jener Dichtung, wie die kritische Seite genauer prüft.“ (Literaturblatt.)

Oppeln, d. 5. Mai 1883.
Eugen Frank's Buchhandlung.
(Georg Maske.)

Im Verlag von **Richard Mühlmann** in **Halle** a. S. ist erschienen:

Zwei Titanen,
Prometheus und Faust.
Ein Vortrag von **Dr. Christ. Muff.**
Brosch. 1 Mark.

Für die Redaction einer

unserer hervorragendsten illustrirten Wochenschriften wird eine besonders befähigte Kraft gesucht, welche bei genügender redactioneller Erfahrung völlige Hingabe an die gestellte Aufgabe mitbringt. Bewerbungen befördert unter **J. Y. 8673 Rudolf Mosse, Berlin S. W.** *Strengste Verschwiegenheit wird zugesichert.*

Neu erschien soeben:

Prinzessin Fisch.

Eine Erzählung
von **Wilhelm Raabe.**
Ein Band. 18 Bogen. 8. Fein Velinpapier.
Eleg. geh. M. 5.—, eleg. geb M. 2.60

Das neueste Werk des berühmten Humoristen wird der Aufmerksamkeit des Publikums angelegentlich empfohlen.

Braunschweig. **George Westermann.**

Verlag von **CARL REISSNER in LEIPZIG.**

Aennchen von Tharau.
Ein Lied aus alter Zeit von **Franz Hirsch.**
Dritte Auflage.
Geheftet 2 M., eleg. geb. mit Goldschn. 3 M.

Slavina.
Eine wendische Sage von **Herm. Ed. Jahn.**
Geh. 2 M., eleg. geb. in Goldschn. 3 M.

Heinrich von Plauen.
Historischer Roman in 3 Bänden von
Ernst Wichert.
Zweite Auflage.
3 Bde. geheftet 9 M., eleg. geb. 12 M.
Dieses Werk zählt nach dem einstimmigen Urtheil der Kritik zu den hervorragendsten seiner Art.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Hierbei für unsere Abonnenten Prospect über „Soennecken's Schreibfedern, Rundschrift-Artikel, Schreibstützen, Kopierpressen etc.“

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 26. Mai 1883. | Nr. 21.

Inhalt:

Ein Bildnis.

Von **Wilhelm Jensen.**

Der Sturm geht draußen, und die Nacht liegt schwarz;
Doch bei der Lampe mitternächtigem Schein
Bück' ich die Augen auf ein altes Buch,
Ein Buch, gedruckt vor drei Jahrhunderten.
Mit krausen Lettern, wunderlicher Schrift
Auf grobgekörnten Blättern sieht's mich an,
Ein kostbar Werk noch und ein hoher Schatz
Des Eigentümers, der's zuerst empfing
Und sorglich in beschlagener Truhe barg.
Doch redet seine neue Wunderkunst
Vom ersten Anfangswunder der Natur,
Von Liebesglück und -Gram. Ich blätt're drin;
Mit gelb verlaufner Tinte hebt ein Strich
Manchmal ein Wort hervor. Von wessen Hand?
Zu welchem Zweck? Doch wie ich, lesend halb
Und träumend halb, die Blätter fortgewandt,
Will's mich bedünken, dass geheime Schrift
Mit diesen unterstrichenen Worten hier
Von einem Herzen einst zum andern sprach.
Die Lippe schwieg, doch eines Jünglings Hand
Tat eigne Kunst des Druckers Kunst hinzu,
Und eines Mädchens Augen ruhten drauf.
Wie Nebel zieht's mir vor dem Blick; er will
Gestalt und Antlitz formen und zerrinnt.
Umsonst; ein schweigsam Blatt nur sieht mich an.
Wer löst den stummen Mund verschollener Zeit?
Vielleicht war die gelehrte Konjektur
Ein Traum der nächtigen Sinne nur, Betrug
Des eignen Herzens, das den heutigen Schlag
Im Schutt der Vorwelt sucht. Mechanisch liest
Das Auge weiter; doch gefesselt hängt's
Jetzt an dem alten Buch. Durch Drang und Not
Bahnt nun der Liebende darin den Weg
Sich zur Geliebten, hofft zum erstenmal
Mit scheuem Mut auf seiner Treue Lohn.
Und, atemlos fast, wend' ich schnell das Blatt —
Da überläuft's mich seltsam, denn am Rand
Der alten Schrift mit blasser Tinte steht
Ein Bild gezeichnet, zwar ein Umriss nur,
Doch schlank und zart und deutlich in der Tracht
Des sechzehnten Jahrhunderts steht es da:
Ein junges Weib — dort, wo zum erstenmal
Im Buch die Lippe sich zur Lippe neigt.
Und plötzlich baut sichs aus dem Nebel auf,
Der mich umronnen: Abendsonne fällt
Durch rundgefugte Scheiben rötlich noch
Auf braunes Wandgesims; geschnitzt umher
Der Väter Hausrat, kunstreich, schön und ernst;
Auf mächtigem Eichentisch dies alte Buch,
Und lächelnd, frohbeseelt den schlanken Leib
Der jungen Hochgestalt umschließend, fügt
Der Freudentrunk'ne mit der freien Hand
Ihr Bild zu diesem Abbild ihres Glücks.

Da bleicht es hin wie Schatten, schwankt und rinnt —
Der Sturm geht draußen, und die Nacht liegt schwarz,
Der mitternächtige Schein der Lampe fällt
Nur auf ein altes, grobgekörntes Blatt.
Vom warmen Herzschlag, den es mitgefühlt,
Den es von seligen Lippen mitgehört,
Den es aus Liebesaugen leuchten sah —
Von der lebendigen Hand, die einst hier lag,
Von Menschenhoffnung, Leid und Lust blieb nichts,

Als eines Glückes blasse Runenschrift,
Das einmal war und blühte und verweht
Wie Blütenstaub im großen Sturm der Zeit.
Ans Fenster pocht es mit der alten Faust,
Der ewig gleichen, und ein Schauer fällt
Mir kalt ins Blut. Zur Feder drängt's die Hand,
Und halb in Träumen unter die Gestalt,
Das Antlitzbild des jungen Weibes, schreib'
Ich deinen lieben Namen hin: Maria —

Da steht's, ein Schriftzug neuen Lebens, der
Nach drei Jahrhunderten das Blatt erwärmt.
Du bist mir heute, was sie ihm einst war
Und was der Sturm verwehen kann, doch nur
Um aus dem Staube wieder neu zu blühn.
Noch scheidet von der Namenlosen dich
Der heutigen Tinte Färbung — doch vielleicht,
Wenn einst Jahrhunderte auch sie verblasst
Und Einer blätternd in dem alten Buch
Dies Bildnis anschaut, und ihm Liebesglück
Verschollner Zeit daraus ins Antlitz winkt,
Dann sagt er träumerisch: Sie hieß Maria.



Zur Literatur der Kyffhäusersage.

Das letzte Jahrzehnt hat uns eine Reihe wertvoller Untersuchungen über die Kyffhäusersage gebracht; allein die besten und lesbarsten unter ihnen befinden sich zumeist in gelehrten Journalen; und wenn deren Verbreitung selbst eine so große ist, wie die von Sybels „Historischer Zeitschrift", so sind es doch immer nur die Fachgelehrten, aus denen sich der Leserkreis rekrutirt. Andere Bücher mit guten Gedanken über denselben Gegenstand haben das Unglück gehabt von Gelehrten geschrieben zu werden, die nicht die Gabe besitzen, dem interessanten Inhalt ihrer Werke eine gleich anziehende Form zu geben. So ist es gekommen, dass die einschlägigen Leistungen eine geringere Beachtung gefunden haben, als ihnen zukäme.

Die ältere Ansicht über den Ursprung der Kyffhäusersage war die, dass Kaiser Friedrich Rotbart der im Innern des Berges hausende Gott Wotan oder (nach andern) Donar sei. Nachdem der langbärtige Sonnengott oder der rotbärtige Donnergott durch den Sieg des Christentums aus dem Himmel verdrängt war, räumte ihm der Volksglaube diesen Sitz im Verborgenen ein. Mit dieser mythischen Figur sei sodann der nach seinem langen roten Bart benannte Kaiser, an dessen Tod im fernen Morgenland man nicht glauben wollte, identifizirt worden. Durch Grimm ist die Sage in einer Gestalt und in einem Zusammenhang verbreitet worden, welche diese Ansicht zur allgemeinen erhoben.

Die Methode dieser Untersuchung bestand darin, die noch lebendige Sage in ihre Elemente zu zerlegen und diese Elemente in den Ideen der ältesten Zeit aufzusuchen. Ein anderer Weg der Forschung ist der, nicht in einem Sprung, sondern in einem zusammenhängenden Faden die Gestalt der Sage von Geschlecht zu Geschlecht rückwärts zu verfolgen, solange bis man von dem ältesten nachweisbaren Punkte an bis zur Gegenwart herab eine lückenlose Entwicklungsreihe herstellen kann. Die zweite Methode verhält sich zur ersten etwa wie das Sehen zum Vermuten; sie ist für die vorliegende Frage zuerst in Anwendung gebracht worden von G. Voigt.*)

Danach ergab sich, dass die Sage von Barbarossa im Kyffhäuser ursprünglich weder mit Barbarossa, noch mit dem Kyffhäuser etwas zu tun hat, dass sie aber auch nicht an heidnische, sondern an christliche Anschauungen ansetzt. Kaiser Friedrich II. galt den Päpstlichen in Italien als der Antichrist, von dem sie die in der Bibel geweissagten Schreckenstaten mit Bestimmtheit erwarteten. Als in seinem Kampfe mit dem Papsttum alle Welt auf den entscheidenden Schlag wartete, erscholl plötzlich die Kunde von seinem Tode. Man glaubte es nicht; und nach den umlaufenden Prophezeiungen konnte man es nicht glauben. Namentlich die mystische Sekte der Joachiten harrete noch der Schrecken, die da kommen sollten. Wie man in Italien an ein Wiederkommen Friedrichs des Zweiten glaubte, weil man es fürchtete, so in Deutschland, weil man es wünschte. Zwei Menschenalter nach ihm hat es keinen Kaiser mehr gegeben; so fest klammerte man sich an die Hoffnung auf eine Rückkehr des tot gesagten Kaisers, dass ein falscher Friedrich nach dem andern Glauben fand. Erst spät, nachdem alle Erinnerung an die Kaiser geschwunden war, ist es geschehen, dass an Friedrichs des Zweiten Stelle der Name Friedrichs des Ersten Barbarossa sich setzte (oder von gelehrten Sammlern gesetzt wurde). Erst spät auch lokalisirte sich die Sage an diesen oder jenen Ort, so auch an alte Kaiserpfalzen auf hohen Bergen, und erst noch später wurde der Kaiser in die Tiefe des Berges versetzt. Nachdem aber die Sage in dieser Gestalt in der gelehrten Welt durch Grimm, im ganzen Volke durch Rückert bekannt geworden war, fragten die Touristen am Kyffhäuser so lange nach dem Kaiser Barbarossa oder Rotbart, bis die Bevölkerung ihnen erzählte, was bis dahin vom „Kaiser Friedrich" im Umlauf war.

Dieser Entwickelungsgang ist durch Voigt so festgestellt worden, dass alle späteren Arbeiten nur als Nachträge zu der seinigen gelten können. Auf die ganze Schaar dieser Arbeiten einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Wir müssen uns begnügen, einige neuere und besonders bemerkenswerte hervorzuheben. Da ist zunächst eine Untersuchung, die schon um deswillen erwähnt werden muss, weil sie sich an einer Stelle findet, wo sie niemand suchen wird: Zezschwitz hat sie bei Gelegenheit einem von ihm

*) In Sybels Historischer Zeitschrift, Bd. 26; vergleiche ebenda Bd. 29 den Nachtrag von Dümmler.

neu edirten (Tegernseer) Drama beigefügt.*) Die Handlung des letzteren ist kurz folgende. In einem Vorakt treten hintereinander Heidentum, Judentum und Christentum mit ihren Ansprüchen auf. Der Hauptteil beginnt mit einem Streit des Kaisers (deutschen Königs) gegen den französischen König. Beide verlangen als Nachfolger der römischen Caesaren und demgemäß als Weltbeherrscher anerkannt zu werden; der Kaiser erzwingt die Anerkennung, infolge dessen beugen sich ihm auch der König von Griechenland und von Jerusalem, den König von Babylon besiegt er. Als nunmehr die Kirche gegenüber Heidentum und Judentum ihre Ansprüche erneuert, erscheint plötzlich der Antichrist; vor ihm beugen sich alle drei, bis die aus dem Grabe erstehenden Propheten Enoch und Elias die Synagoge über ihre Verblendung aufklären, der Antichrist gestürzt wird und die Kirche alle aufnimmt.

Man sieht, man hat es mit einem der christlichen Dramen vom Weltende zu tun, wie sie um die Zeit, aus welcher der Kodex auch dieses Dramas stammt, um die Wende des zwölften zum dreizehnten Jahrhundert, nicht eben selten sind; und es liegt keine Veranlassung vor, dem Drama den Titel zu geben, welchen der Herausgeber ihm zuerteilt hat.**) Allein einen ganz nebensächlichen Zug enthält das Drama, welchen Zezschwitz für die Entstehungsgeschichte unserer Sage mit Geschick und Gelehrsamkeit ausgenutzt hat. Nach Besiegung Babels betritt der Kaiser den Tempel zu Jerusalem, verrichtet daselbst ein Gebet, nimmt die Krone von seinem Haupt und legt sie mit den übrigen Reichsinsignien auf den Altar nieder. Diese Erzählung stimmt in ihren individualistischen Zügen so genau mit der alten byzantinischen Sage vom letzten Kaiser überein, dass über die Entlehnung kein Zweifel sein kann. Steht nun aber fest, dass schon vor Friedrich II. und lange vor den Erzählungen über ihn die byzantinische Kaisersage im Abendlande bekannt war, so ist es eine unabweisliche Notwendigkeit, als Vorgeschichte der deutschen Kaisersage die byzantinische zu behandeln. Dieser Aufgabe hat sich der Herausgeber unterzogen.

Schon im Neuen Testament (2. Thess. 2, 3) findet sich der Hinweis darauf, dass es eine Macht gebe, die den Antichrist noch aufhalte. Während nun im Abendlande der römische Kaiser Nero mit dem Antichrist identifizirt wurde und man auf sein Erscheinen am Weltende gefasst war, während man unter dem Tier, von dem es heißt (Offenb. Joh. 8, 11) „es ist gewesen und ist nicht und wird wiederkommen aus dem Abgrunde", geradezu Nero verstanden wissen wollte, deutete man im Morgenlande jene andere Stelle von der „aufhaltenden Macht" auf das Römerreich und zwar, da man hier kein anderes anerkannte, auf das oströmische oder byzantinische. Nach dem letzten byzantinischen Kaiser müsse dann der Antichrist kommen. Alle Einzelheiten der Sage weisen auf ihren orientalischen Ursprung. Der Baum, an den der letzte Kaiser seinen Schild hängen wird, erscheint ursprünglich deutlich als der Baum von Hebron oder Mamre, an dem Christen, Juden und Heiden gemeinsamen Gottesdienst gehalten hatten. Zusammengefasst erscheint die Sage in der sogenannten Weissagung des Methodius, die Döllinger in das elfte Jahrhundert setzt. Im Abendlande findet man einzelne Spuren schon sehr früh, deutlich in den „Sibyllensprüchen" aus der Zeit Heinrichs IV., sodann in unserem Drama und endlich in den zahlreichen Sagen von Friedrich dem Zweiten, der bald nach byzantinischer Art als letzter Kaiser vor dem Antichrist, bald als Antichrist selbst gedacht ist.

Wie Zezschwitz diese Untersuchung an eine Edition knüpft, mit der sie doch nur in losem Zusammenhang steht, so hat er nun auch wieder in die Abhandlung vieles eingeschoben, was nicht recht hineingehört. Einen populären Auszug hat er zwar in Vortragsform veröffentlicht*); allein der Stil ist in beiden Werken leider derselbe. „Wir lassen solchen Herrscherwahn andern über und beruhen bei unserm deutschen Kaisertum" „Nähezusammenhang", Nähestellung" „Nähebeziehung", sind einige Proben; „erinnere ich mir" ist vielleicht in dem Zusammenhang, in dem es steht, nicht unzulässig; allein diese Konstruktion ist doch, um mit dem Verf. zu reden, eine „Sondertümlichkeit", eine „schlechthinnige" Ausnahme; dies alles sind Ausdrücke, deren „Wertung" doch sehr zweifelhaft ist und die leicht einer „abschätzigen Würdigung" begegnen könnten. Solche kleinen Hindernisse machen den Weg holprig; und so kommt es, dass diese Werke zu lesen beinahe ebenso schwer ist, wie den Namen ihres Verfassers auszusprechen.

In dieser Beziehung bildet einen woltuenden Gegensatz zu den eben genannten beiden Schriften die Festrede, welche Koch schon vor längerer Zeit am Geburtstage Königs Albert von Sachsen gehalten und im Jahre 1880 veröffentlicht hat. Sie gibt über die Sage selbst, ihre poetische Bearbeitung, über die älteren und neueren Untersuchungen einen kurz gehaltenen Ueberblick mit großer Klarheit und ebenso großer Wärme. Dass es auch diesem Werke nicht an einer reichen Fülle von Einzelheiten fehlt, die zum Verständnisse des Gegenstandes nicht erforderlich wären, tut seiner Lesbarkeit keinen Eintrag; denn der Verf. hat dies alles in die Anmerkungen und Anhänge gestellt, welche er seinem Vortrage beigefügt hat. Keineswegs soll nun damit gesagt sein, dass diese Beigaben ungelesen bleiben sollen. Auch sie enthalten manches Wesentliche. Um eine literarhistorisch interessante Probe zu geben, wähle ich die Anm. 58 zu S. 23 und

---

*) Vom römischen Kaisertum deutscher Nation. Ein mittelalterliches Drama. Nebst Untersuchungen über die byzantinischen Quellen der deutschen Kaisersage. Von Professor Dr. Gerhard von Zezschwitz. Mit Facsimile in Lichtdruck. Leipzig, Hinrichs.

**) In der Tat ist in der neuen Ausgabe des Dramas von Dr. W. Meyer die Ueberschrift „ludus de Antichristo" gewählt worden; die vorjährigen Sitzungsberichte der Münchener Akademie, in welchen diese Edition enthalten ist, sind mir noch nicht zugänglich.

*) Der Kaisertraum des Mittelalters in seinen religiösen Motiven. Vortrag in Stuttgart am 3. Januar 1877 gehalten von Prof. Dr. von Zezschwitz. — Leipzig, Hinrichs.

den Anhang II. Von Rückerts allbekanntem Gedicht hatte man nach einer Notiz von Massmann angenommen, dass es bei Beginn der Freiheitskriege im Jahre 1813 entstanden sei. Voigt hatte statt dessen die Veröffentlichung in dieses Jahr gesetzt, ein Versehen, das dann in Zezschwitzs Werk übergegangen ist. Hieran hatte man nun Folgerungen darüber geknüpft, wie schnell sich Rückerts Einfluss auf die Forschungen der Brüder Grimm, deren Sammlung 1816 erschien, gezeigt habe. Dies alles stößt Koch mit dem Nachweis um, dass Rückerts Gedicht erst Januar 1817 bekannt geworden. Rückert und Grimm haben gleichzeitig dieselbe Fassung populär gemacht, nicht nur unabhängig von einander, sondern sogar ohne eine gemeinschaftliche Quelle. Der eine hat Büsching, der andere Melissantes benutzt; die Aehnlichkeit erklärt sich nur daraus, dass diesen beiden derselbe Autor, nämlich Behrens, zu Grunde liegt.

Einen ebenfalls zusammenfassenden, aber mehr gelehrten Charakter, trägt Häussners Abhandlung „die deutsche Kaisersage". Auch er legt das Hauptgewicht weder auf den Kyffhäuser, noch auf Friedrich I., aber auch nicht auf Friedrich II. In weiterer Ausführung von Zezschwitz's Resultaten verfolgt er die byzantinische Sage vom letzten Kaiser, ihre religiöse Färbung auch im Abendlande und ihre ganz allmähliche Anlehnung zunächst an mehrere Kaiser (Karl, Otto, Friedrich), sodann an einen; zuerst an mehrere Oertlichkeiten (Untersberg, Kaiserslautern, Kyffhäuser) sodann an einen; endlich die mannigfachen willkürlichen Umdeutungen, die die Namen erfahren haben. —

Die verschiedenen über den Ursprung der Kaisersage geäußerten Ansichten, soweit sie wissenschaftlich in Betracht kommen, kann man im allgemeinen dahin charakterisiren: an jeder ist so viel richtig, wie zu ihrer Begründung genügt; und so viel falsch, wie zur Widerlegung der Gegner vorgebracht ist. Wenn jemand eine Untersuchung über „den" Ursprung der Kaisersage schreibt, so setzt er voraus, was er erst beweisen sollte. Denn das eben ist die Frage, ob die Sage wirklich nur einen Ursprung hat. Meines Erachtens liegt zu dieser Annahme kein Grund vor. Die bis jetzt auf verschiedenen Wegen gewonnenen Resultate vertragen sich sehr wol miteinander; sie zeigen uns eine Anzahl von Quellen, welche sich zu einem mächtigen Sagenstrome vereinigen. Da man nicht zwei Sätze auf einmal aussprechen kann, so muss man mit einer dieser Quellen anfangen, und die andern an der richtigen Stelle einfliessen lassen. Danach würde sich ungefähr folgender Entwickelungsgang ergeben.

Von Friedrich II. hieß es schon bei Lebzeiten, er werde nicht sterben; nach seinem Tode erwarteten mit Furcht oder mit Hoffnung Feind und Freund seine Wiederkehr. Beide Parteien fanden eine Anlehnung an vorhandene Sagen. Denn einerseits war schon in alten Zeiten mit dem Antichrist der römische Kaiser Nero identifizirt werden und man konnte jetzt an dessen Stelle den Gegner des Papstes, Friedrich II., setzen; andrerseits war schon lange die Sage nach dem Abendlande gekommen, dass der letzte römische Kaiser vor dem Antichrist erscheinen werde, und aus dem byzantinischen war hier ein fränkischer, sodann ein deutscher Kaiser geworden. Die Kaiserlichen in Deutschland halten an ihrer Sage vom „letzten Kaiser" fest und daher erhielt sich der Glaube an Friedrichs Wiederkehr. Zuerst erzählte man, er lebe noch in fernen Landen; dann wollte man ihn in „wüsten" Burgen gesehen haben; zuletzt versetzte man ihn in den Burgberg selbst und hier erbte er die einzelnen Attribute von den heidnischen Gottheiten, die in „hohlen Bergen" saßen. Erst durch die Sammlungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wurde dem „Kaiser Friedrich" (eben wegen dieser Attribute) der Name „Rotbart" beigegeben, und der Burgberg des Kyffhäuser populär gemacht.

Diese Grundzüge zu einem Gesamtbild auszuführen, wäre eine dankbare und nicht mühevolle Arbeit, allein sie überschritte doch die Grenzen dieses Blattes. —

Berlin.

J. Jastrow.



Hat Francis Bacon die Dramen William Shakespeare's geschrieben?

Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Verirrungen.

III.

Es erübrigt noch die Beantwortung der berechtigten Fragen: 1. wie erklären sich denn die Eintragungen des *Promus*, vorausgesetzt dass sie von Lord Bacon herrühren? wie erklären sich namentlich solche Eintragungen wie „*romè*"? — 2. Gibt es nicht, abgesehen von dem *Promus* und den sich daran knüpfenden Hallucinationen einer geisteskranken Frau, innere Gründe, welche es wahrscheinlich oder auch nur entfernt möglich machen, dass Lord Bacon dennoch der Verfasser der Dramen Shakespeare's gewesen sei?

Zur Beantwortung der ersten Frage zuvor noch einige Erläuterungen zum *Promus*. Die Eintragungen bestehen also zum Teil aus solchen ganz gewöhnlichen Worten wie „*good morrow!*", — „*well*", — „*you have*", — „*Is it possible?*" — „*What else?*" — sodann aus einzelnen Wörtern wie „*deceive*", — „*contemplation*" (oder „*in contemplation*"); ferner aus Zitaten griechischer und lateinischer Dichterstellen, und endlich aus Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten sowie aus Höflichkeitsformeln namentlich am Schlusse von Briefen. — Dazu kommen dann ganz vereinzelte, halb unverständliche Wörter wie „*romè*".

Nun lautet die Frage der Baconisten, u. a. auch des Herrn Abbott: selbst angenommen dass Shakespeare's 250 Begrüßungsworte nicht auf das „*good morrow!*" und *good evening*" u. s. w. Bacon's zurückzuführen seien, —

wie ist es zu erklären, dass Bacon diese Wörter in sein Schreibheft eintrug, wenn sie ihm nicht wichtig genug erschienen, um sie schwarz auf weiß zu haben? — Erstlich ist es gar nicht Sache der gesunden Shakespeare-Anerkenner, sich mit der Erklärung dessen abzugeben, was die kranken Shakespeare-Leugner bei Bacon finden. Sodann aber erklärt sich, wenn denn doch einmal diese Quisquilie aus einem verschollenen Notizenheft einer Erklärung wert ist, alles aufs beste und natürlichste dadurch: Bacon hat das Theater so gut besucht, wie seine Standesgenossen und er hat nach der Aufführung Shakespeare'scher Stücke gewisse Worte, die ihm merkwürdig vorkamen, obgleich sie gar nichts merkwürdiges an sich haben, in sein Schreibheft eingetragen. Dem Hofmann und Minister mochte der einfach-menschliche Gruß „*good morrow*" und „*good evening*", dessen sich bei Shakespeare allerdings Könige wie Kärrner bedienen, abweichend von dem geschraubten Grußzeremoniell erscheinen, welches damals am Hofe der Königin Elisabeth herrschte. So schrieb er sich nicht nur solche Grüße auf, welche wirklich bei Shakespeare vorkommen (in Uebereinstimmung mit dem Gebrauch bei allen andern, namentlich dramatischen, Schriftstellern), sondern nun versuchte er, vermittelst Analogie, solche Grußformeln zu erfinden, welche weder Shakespeare'scher noch sonst englischer Sprachgebrauch waren. Da findet sich auf dem Folioblatt 111 des *Promus* (welcher von 83—132 nummerirt ist) eine ganze Liste von Grußformeln, und dahinter stehen lateinische, spanische, englische und sonstige Redensarten, welche auf Schlafen und Erwachen Bezug haben; alles bunt durch einander, manches ziemlich sinnlos, sodass ich fast ernstlich auf den Gedanken kam, es handelte sich um Sätze, welche Bacon seinem Papagei beigebracht hatte oder beibringen wollte. Diese Eintragungen enthalten, wie gesagt, auch solche Formeln, die bei Shakespeare gar nicht vorkommen, so z. B. „*good matens!*" — „*good travaile!*", — „*good swoear!*" (für *soir!*), — „*good betimes!*" Man braucht kein Sterndeuter zu sein, um den Prozess dieser Eintragungen genau vor sich gehen zu sehen: dem an das Hofkauderwälsch gewöhnten Lord Bacon haben die einfachen im Theater gehörten Grußformeln „*good morrow!*" und „*good night!*" ganz gut gefallen, er schreibt sie sich auf, um sie bei nächster Gelegenheit selbst anzuwenden und so bei Hofe Propaganda dafür zu machen; aber nun kommt der philosophirende, analysirende, analogisirende Stubengelehrte Bacon von Verulam und meint, eine Sprache lasse sich beliebig „bereichern", und so schreibt er jene vier andern Grußformeln nieder, welche weder shakespearisch noch englisch sind und auch nie englisch geworden sind. Selbst der Blindheit der Mrs Henry Pott ist es nicht gelungen, irgendeine Parallelstelle zu diesen vier Formeln bei Shakespeare nachzuweisen. Sie zitirt zwar zu jeder Formel, nach ihrer irren Weise, dennoch eine Stelle, aber dieselbe passt nicht im entferntesten. So zitirt sie als Parallele zu „*good swoear!*" das elfmalige „*good even!*" bei Shakespeare, als ob das baconistische „*swoear*" dasselbe sei wie das gutenglische und darum auch gutshakespeare'sche „*good even!*" — Zu dem künstlich von Bacon gebildeten „*good matens!*" (nach „*bon matin!*" zurechtgekünstelt) zitirt sie eine Stelle im Hamlet, worin das Wort *matin* (Frühmettezeit) vorkommt, weiß aber gar nicht, dass *matin* ein uraltes normannisch-englisches Wort ist, welches schon bei Chaucer, also 200 Jahre vor der Geburt Bacon's und Shakespeare's, Dutzende von Malen sich findet, während „*good matens*" sich nirgend findet! — Ebenso zitirt sie flinkweg als Belegstelle Shakespeare's zu dem Bacon'schen „*good betimes*" ein einfaches „*good morning!*" in Cymbeline!

Der Herr *V* von der Allgemeinen Zeitung legt besonderes Gewicht darauf, dass im „Hamlet" nicht weniger als 297 „Wendungen" stehen, die sich auch im „*Promus*" fänden! Zuvörderst ist die Zahl 297 mindestens um zwei Drittel zu reduziren, denn man kann doch wol eine Stelle, in der „*good morning*" bei Shakespeare steht „nicht", als Belegstelle für ein „*good betimes*" mitzählen, und diese taschenspielernde Art des Qui-pro-quo übt Mrs Henry Pott zum allermindesten in 66 Fällen von 100. — Aber selbst wenn im „Hamlet" sich nicht 300, sondern meinethalben 500 Wörter fänden, welche in Bacon's *Promus* auch stehen, — was bewiese das? Herr *V* meint: „dass der *Promus* das Salz, das charakteristische Kennzeichen des Shakespeare'schen Stils enthält." Solche sinnlosen Wörter wie „*is it possible?*", — „*well*", — „*what else*" und hundert andere das Salz und das charakteristische Kennzeichen des Shakespeareschen Stils!! Der *Promus* enthält 1655 Eintragungen, davon die überwiegende, ja überwältigende Mehrzahl urgewöhnliche Wörter, Redensarten, Sprichwörter; sieht nicht jeder Mensch mit nur halbwege gesunden Sinnen ein, dass bei jedem englischen Schriftsteller, ganz gleich welcher Periode er angehöre, sich hunderte von Ausdrücken des *Promus* finden müssen? Das eine *Promus*-Wort „*well*" in der Bedeutung „*eh bien*" ist mir, wie erwähnt, bei flüchtigem Blättern in einem vorshakespeare'schen Drama von Gacoigne 27mal aufgestoßen, — hätte ich die Zeit, alle *Promus*-Wörter in dem alten Drama nachzuzählen, ich glaube, nicht 500 Fälle wären genug. Gerade dieses vermeintliche Argument für Bacon enthält einen neuen Beweis für Shakespeare's dichterische Größe. Wenn sich von den mehr als 1600 ganz ordinären und unentbehrlichen Redewendungen, von den Clichés, welche der gelahrte Lord Bacon für wichtig genug hielt, um sie seinem Notizenbuch einzuverleiben, — wenn sich davon bei Shakespeare in einem seiner längsten Dramen nur 300 Fälle nachweisen lassen, und wenn sich diese 300 Fälle bei näherer Prüfung auf allerhöchstens 100 reduziren, — wie hoch steigt dann unsere Bewunderung vor der kraftvollen, eigensinnigen Originalität seiner Sprache! Jeder, der sich mit der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts eingehender beschäftigt hat, wird die Beobachtung gemacht haben, dass kein anderer Schriftsteller so sehr von der gewöhnlichen Schreibweise seiner Zeit abweicht, ohne darum gesucht zu werden, wie Shakespeare. Man lese doch einmal einen der Essays von dem Allerweltsgelehrten Francis Bacon und staune dann, wie gewöhnlich, wie alltäglich dessen

Ausdrücke sind! Und dann lausche man auf die Sprache eines Shakespeare'schen Stücks, in der alles anders klingt als bei den Dramatikern seiner Zeit.*) Darum haben sich auch so zahllose Redewendungen Shakespearescher Stücke selbst in unsere deutsche Umgangssprache eingebürgert, weil sie auffallen und gefallen, weil sie von dem Alltagsstil des Dramas abweichen und dennoch wie längstgedachtes, längstgefühltes klingen. Es gab eine lange Zeit in England, von Shakespeare's Tode bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein, wo die Aufführung der Shakespeare'schen Dramen in ihrer echten Gestalt völlig zurücktreten musste hinter die Aufführungen der Stücke Ben Jonson's, Beaumont's und Fletcher's und der Dramatiker aus der Restaurationszeit unter Karl II., — und diese lange Periode ist für die Bereicherung der englischen Sprache so gut wie ohne jede Frucht gewesen, während man Shakespeare auf jeder Seite eines englischen Buches, auf jeder Spalte einer englischen oder amerikanischen Zeitung wiederfindet, und zwar nicht bloß in der Form des Zitats, sondern als unveräußerlichen Bestandteil der Sprache der Gebildeten.

Bleiben noch solche Eintragungen des *Promus* Bacons wie „*golden sleep*“, „*uprouse*“ und das erwähnte „*romē*“, — alle drei möglicherweise Anklänge an Shakespeare's „Romeo und Julie“, denn „*golden sleep*“ findet sich in der 3. Szene des II. Akts, „*uprouse*“ in dessen 2. Szene, und „*rome*“ wird wol auch als Abkürzung für Romeo zu gelten haben. Diese drei Eintragungen folgen einander sehr eng in Bacon's Notizenheft, sie sind augenscheinlich kurz nach einander niedergeschrieben, vielleicht alle drei an demselben Abend; sehr wahrscheinlich, fast sicher, in Erinnerung an eine Aufführung des Shakespeare'schen Dramas „Romeo und Julie“, welcher Bacon beigewohnt. Stände „*rome*“ nicht in dem „*Promus*“, so würde das „*uprouse*“ und „*golden sleepe*“ zwar nicht viel beweisen, denn beides findet sich auch bei andern Dichtern als bei Shakespeare; aber immerhin könnten schwächliche Gemüter ins Schwanken geraten; gerade das Wort „*rome*“ — falls es wirklich „Romeo“ heißt — beweist zur Evidenz, dass Bacon nicht der Verfasser von „Romeo und Julie“ ist, da ihm der Name „Romeo“, der älter war als Bacon selber, so fremdartig klang, dass er es für gut befand ihn seinem Gedächtnis schriftlich einzuprägen. Da Mrs Henry Pott und Herr Abbott ihre Verwunderung äußern, weshalb wol Bacon Wörter wie „*good morning*“ und „*good evening*“ aufgezeichnet hat, so ist die Gegenfrage berechtigt: warum hat Bacon sich das Wort „*romē*“ aufnotirt?!

Lord Bacon hat den *Promus* wahrscheinlich als Notizenheft für seine Reden im Ministerrat und im Parlament benutzt, — darauf deuten die zahlreichen Zitate aus den lateinischen Klassikern, wie sie auch der „geflügelte“ Büchmann so bequem denen bietet, welche mit einem „bischen Latein ihren ganzen Menschen zieren“ wollen. Der Gebrauch oder Missbrauch lateinischer Floskeln ist noch heute im englischen Ober- und Unter-Haus eine stehende Sitte; Oxford und Cambridge werfen eben ihre gelehrten Schatten tief hinein ins Leben jedes englischen Staatsmannes. Bacon las die griechischen und lateinischen Klassiker in den Ursprachen, daher auch seine Eintragungen des „*Promus*“ in den Ursprachen; Shakespeare dagegen behalf sich, obgleich auch er eine gute Portion Latein und einiges Griechisch verstand, mit englischen Uebersetzungen, wie sich aus verschiedenen Stellen seiner Dramen nachweisen lässt.

* * *

Die Theorie der Baconisten ist kurz diese: Lord Bacon hat die „Dramen Shakespeare's“ gedichtet, seine vornehme Stellung verbot es ihm aber, sie unter seinem Namen drucken oder gar aufführen zu lassen; deshalb bediente er sich eines gewöhnlichen, unbedeutenden Komödianten Namens William oder Will Shakespeare als eines vorgeschobenen Strohmannes und schrieb nun vom Jahre 1589 ab bis zum Jahre 1612 unausgesetzt Drama auf Drama, welche unter Shakespeare's Namen aufgeführt wurden, ohne dass je ein Mensch den wahren Sachverhalt erfahren habe. Zum Glück für die Welt kam endlich die im Irrenhause gestorbene Miss Delia Bacon darauf, dass Shakespeare ein Betrüger gewesen, und nun wissen es auch Mrs Henry Pott und Herr V (beide unsres Wissens noch auf freien Füßen) ganz genau, wie es zwischen Bacon und Shakespeare hergegangen. Das Vertragsdokument zwischen den beiden hat bisher noch keiner entdeckt, — vielleicht wird auch das noch einmal nach dem Muster berühmter Fälschungen geschehen, — Zeugen wird wol die Vereinbarung zwischen den Beiden auch nicht gehabt haben, und somit sind denn die armen Baconisten darauf angewiesen, aus sogenannten inneren Gründen, also auf Stilgleichheit und dergleichen bei Beiden, ihre Identität nachzuweisen. Was es mit der Stilkennerschaft, ja mit der Kunstkennerschaft überhaupt auf sich hat, dafür ließen sich schauderhafte Exempla anführen; im allgemeinen darf man sagen, die Kunstkennerschaft besteht darin, mit einem stattlichen Aufgebot von Schuljargon a posteriori das zu beweisen, was man auf Grund von Tatsachen und Aktenstücken a priori längst wusste. Der Raum reicht nicht, um hier die reizende Anekdote von der List breit nachzuerzählen, mit welcher Michelangelo die damaligen Kunstkenner hinters Licht geführt. Trotzdem behaupte ich — und ich habe Shakespeare so ziemlich und Bacon mehr als mir lieb gelesen —: wenn irgendetwas an dem Satz ist, dass der Stil den Menschen kennzeichnet, so sind die Verfasser von Bacon's Essays und Shakespeare's

*) Ein Beispiel statt vieler für die grundverschiedene Art, wie Bacon und wie Shakespeare da, wo sie aus derselben Quelle geschöpft haben, sich sprachlich verhalten. Ein englisches Sprichwort (auch in Heywood's Sammlung) lautet: „*He that pardons his enemy, the amner (bailiff) shall have his goods*“ (Wer seinen Feinden verzeiht, dess Habe soll der Büttel kriegen). Bacon notirt diesen Spruch in seinen Faktotum-*Promus* und macht daraus an einer Stelle seiner Schrift „*Advancement of Learning*“: „Wer seinem Feinde Gnade erweist, versagt sie sich selber“. — Shakespeare schafft aus dem alten Sprichwort das neue: „Verzeihung ist die Amme eines zweiten Unglücks“ (Maß für Maß II, 1). Dies ist die Sprache eines Dichters, — jenes die eines korrekten Prosaikers.

Dramen zwei verschiedene Menschen gewesen. Dergleichen lässt sich nicht auf einigen Seiten Druckpapier einleuchtend beweisen, — der Leser muss mir entweder aufs Wort glauben (und das wird er bleiben lassen), oder er muss, wenn er sich ernstlich für diese Frage interessirt, sich schon der kleinen Mühe unterziehen, ein Stück von Shakespeare und einen Essay von Bacon hintereinander zu lesen.

Auch äußerlich hat der Bacon-Shakespeare-Schwindel nicht die leiseste Begründung. Herr *V* schreibt gedankenlos nach, was die Baconisten vor ihm gedankenlos hingeschrieben: „Bacon's Geburt, seine Stellung und sein Ehrgeiz gestatteten dem Neffen Lord Burleygh's, dem künftigen Lord-Kanzler Englands nicht, seinen Namen auf einen Theaterzettel zu setzen.“ Wäre das nur nicht so sinnlos dumm, man könnte es fast für gescheit halten. Bacon's Geburt war nicht so ungeheuer viel vornehmer als die des Dramatikers Beaumont, der aus begütertem Landadel stammte, — noch als die des andern Dramatikers Fletcher, des Sohnes des Bischofs von London, und doch haben bekanntlich Beaumont und Fletcher sich nicht für zu gut gehalten, ihre ehrlichen Namen auf einen Theaterzettel zu setzen. — Sodann begann Shakespeare's dramatische Tätigkeit um 1589, als Francis Bacon noch nicht einmal Sir Francis hieß. Die Baconisten tun immer so, als sei Bacon eigentlich als Premierminister auf die Welt gekommen. Herr *V* erzählt mit wahrer Rührung: „Als Königin Elisabeth den dreijährigen Knaben fragte, wie alt er sei, antwortete er: ‚Zwei Jahre jünger als Ihrer Majestät glorreiche Regierung‘.“ Wenn man so etwas liest, wundert man sich, dass ein solches Monstrum von Treibhausreife überhaupt etwas geleistet hat. — Zu Aemtern und Würden, ja auch nur zum Rittertitel ist Bacon überhaupt gar nicht unter Elisabeth gelangt! Das blühte ihm erst unter König Jakob I., also zu einer Zeit, wo die bedeutendsten Dramen Shakespeare's schon veröffentlicht und aufgeführt worden waren! Zu der Zeit, wo „Romeo und Julie“ erschien, also 1592, kannte man den zwar sehr gelehrten und auch von der Königin gelegentlich zu Rate gezogenen jungen Herrn nicht mehr und nicht vorteilhafter als hunderte seinesgleichen, von denen manche sich in der Poesie, einige auch im Drama versucht haben. Francis Bacon war damals und bis zum Tode der Königin Elisabeth (1602) keineswegs zu hoch gestellt, und seine zukünftige Lordkanzlerschaft, von der Herr *V* so prophetisch redet, war damals noch ganz und gar zukünftig; er wurde erst Kanzler ein Jahr nach Shakespeare's Tode (1617). Kein Mensch hätte es ihm verargt, wenn er unter seinem Namen solche, von ganz London, vor allen von der Königin, bewunderte Meisterwerke hätte aufführen lassen wie: Romeo und Julie, Kaufmann von Venedig, Sommernachtstraum, Lustige Weiber von Windsor, Hamlet, Othello, Lear und Macbeth, die sämtlich vor Bacon's Lordkanzlerschaft entstanden und aufgeführt worden sind!

Davon, dass William Shakespeare von Dutzenden seiner Zeitgenossen persönlich gekannt war, dass fast alle Dramatiker jener Zeit mit ihm mehr oder minder intim verkehrt haben, dass er von ihnen schon bei Lebzeiten für den bedeutendsten dramatischen Dichter gehalten worden, dass er keineswegs ein unbekannter Erster Bester gewesen, — davon wissen solche gründlichen Forscher wie unser Landsmann Herr *V* nichts. Er schreibt folgendes:

Was wissen wir von Shakespeare? Was haben seine Landsleute, was die größten Geister unserer Nation tun können, um den Isis-Schleier zu lüften, der geheimnisvoll die Persönlichkeit des Meisters verhüllt? ‚Wir wissen,‘ sagt Palgrave, der jüngste Herausgeber der lyrischen Gedichte Shakespeare's, ‚von unserem größten Dichter ungefähr soviel als von Homer.‘ ‚Von dem Menschen Shakespeare,‘ klagt Hallam, ‚wissen wir gar nichts.‘

Kurz und bündig: wenn Hallam das wirklich geschrieben hat (was ich ohne weiteres Herrn *V* nicht glaube), so war er ein Ignorant in Bezug auf Shakespeare; und wenn Herr Palgrave von Shakespeare nur „ungefähr so viel weiß als von Homer“, so ist seine literarhistorische Bildung noch niedriger, als seine poetische Begabung. Wir wissen allerdings von William Shakespeare eine ganze Menge aktenmäßig beglaubigter Dinge, und es wäre nachgerade an der Zeit, dass das Gefasle von unserer gänzlichen Unwissenheit über Shakespeare aufhörte. Mag Herr *V* nichts von Shakespeare wissen und meinethalben auch Herr Francis Palgrave, aber das ändert doch nichts an dem Faktum, dass wir von Shakespeare's äußerem Leben fast ebenso viel wissen wie von dem Edmund Spenser's, Ben Jonson's, und weit mehr als von dem Marlowe's. Wer sich einmal von der Nichtigkeit dieses abgeschmackten Geredes, von der „homerischen“ Unwissenheit über Shakespeare überzeugen will, der lese solche leicht zugänglichen Werke wie Halliwell's „*A Life of Shakespeare*“ und Karl Elze's ausgezeichnetes, klassisches Buch: „William Shakespeare“, und danach lasse er die Ignoranten Ignoranten sein. Der „Isisschleier“ des Herrn *V* ist längst gelüftet, soweit die Unbillen der Bürgerkriege, der Londoner Feuersbrünste, der Geschmacklosigkeitsperiode im 17. Jahrhundert Material übrig gelassen haben, und dies Material ist keineswegs so geringfügig, wie man das häufig aussprechen hört. Freilich hat die Gunst der Musen Shakespeare vor dem furchtbaren Geschick bewahrt, dem unsere großen deutschen Dichter anheimgefallen sind, nämlich von den literarhistorischen Aasgeiern nach allen Regeln der Anatomie zerfetzt und zerlegt zu werden. Wir wissen nicht, wieviel Flaschen Rheinwein William Shakespeare täglich getrunken, wann und wie lange und wodurch er Magenbeschwerden gehabt, wie viele hübsche Mädchen er geküsst und wie diese Mädchen geheißen haben, sie und ihre respektiven Herren Väter und Frauen Mütter, wie wir dies ja so herrlich genau von Wolfgang Goethe wissen und mit Hilfe der Goethephilologen noch immer genauer zu wissen uns getrösten dürfen. Aber ganz so unwissend über den größten dramatischen Genius, wie die Herrn Francis Palgrave, Hallam und unser Herr *V* sind wir noch lange nicht, und da Herr Palgrave und Herr *V* beide am Leben sind, so können sie mit Hilfe der oben von mir

genannten beiden populären Werke noch manches über den Menschen Shakespeare lernen.

Mag aber immerhin eine Anzahl von hysterischen und verrückten Frauenzimmern beiderlei Geschlechts dicke Bände darüber schreiben, dass der Mann, welcher die Dramen Shakespeare's, dieses weltliche Evangelium der modernen Kulturmenschheit, geschrieben, Francis Bacon und nicht William Shakespeare geheißen habe, — Eines sollen sie lassen stân: die Dramen selber! Dabei können wir uns vollkommen beruhigen. Es wäre jammervoll und widerspräche allen Erfahrungen der Geschichte der Weltliteratur, wenn Lord Bacon Shakespeare's Dramen geschrieben hätte, — und damit sprechen wir das Schlusswort. Jammervoll, weil dann, zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit, ein Beispiel dafür erbracht worden wäre, dass in einem und demselben Manne ein Dichteringenium höchster Erhabenheit und ein Charakter niedrigster Gemeinheit nebeneinander Platz finden können!

Dies halte man fest als das Fazit von drei Jahrtausenden Literaturgeschichte, — dann mögen alle Tollhäusler der Welt aufstehen und an William Shakespeare's Namen ihre Tollheit auslassen; das Wort Herders wird darum nach wie vor seine Geltung behalten:

„Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: hoch auf einem Felsengipfel sitzend! zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres; aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels! — so ist's bei Shakespeare. Nur freilich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fuße seines Felsentrones Haufen murmeln, die ihn erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumden, übersetzen und lästern, — und die er alle nicht höret!"

Berlin.

Eduard Engel.



Optimistische Novellen von Alfred Friedmann.

Leipzig 1883. W. Friedrich.

Es gehört ein gewisser Mut dazu, sich in unserer Zeit, deren Modephilosophen Schopenhauer und sein Prophet von Hartmann sind, freimütig als einen Jünger des ehrwürdigen Pangloß zu bekennen und von vorneherein dem auf den melancholischen Grundton der Epoche gestimmten Leser zu sagen: „Erwarte nicht, dass ich mit dir über das Elend dieses Jammertals klage; ich freue mich des Lebens, ich finde die Erde schön, die Menschen machen mir Vergnügen, ich sehe viel Gutes in Welt und Gesellschaft und es gewährt mir ein Behagen, das Dasein zu schildern, wie es sich in meinem eigenen Frohmut spiegelt." Alfred Friedmann hat diesen Mut und ich beglückwünsche ihn dazu. Er betitelt seine gesammelten Erzählungen „Optimistische Novellen", und optimistisch ist in der Tat die Weltanschauung, auf deren Grund sie sich aufbauen. Das heißt, um die ganze Wahrheit zu sagen: Friedmann ist ein geriebener Diplomat; er verdirbt es auch mit den Pessimisten nicht; sein Optimismus beschränkt sich räumlich immer auf die Schlusskapitel; in den Einleitungen und Peripetien seiner Erzählungen macht er dem Pessimismus weitgehende Zugeständnisse; dieselben lassen sich alle so an, als wollten sie zu Tragödien werden; erst wenn sich die Dinge gar zu bedrohsam gestalten und der Leser — oder besser die Leserin — nach dem Taschentuch greifen will, bricht plötzlich und mit doppeltem Effekte der Optimismus gleich einer Sonne von Austerlitz siegreich durch, und die Leserin, wenn sie durchaus weinen will, kann vor Rührung und Entzücken über den schönen Ausgang Tränen der Freude vergießen. Es ist also ein Optimismus mit Vorbehalten. Das Glück öffnet den Gestalten der Erzählungen Friedmanns die Pforten des Paradieses immer erst, nachdem sie die nötige Zeit im Fegefeuer geschmort haben, und wenn wir auch zuletzt sicher in den Gefilden der Freude anlangen, so kommen wir doch auf der Wanderung dahin durch genügend lange und genügend wüste Strecken des Jammers.

Die Sammlung besteht aus vier Novellen von verschiedener Länge und ebenso verschiedenem Werte. Die älteste, „Pflichtgefühl", datirt vom Jahre 1880, die jüngste, „Liebe und Pflicht", von 1882. Das Datum ist erfreulich; denn „Liebe und Pflicht" ist weitaus das bedeutendste Stück des Buches und beweist somit, dass die Entwicklung von Friedmanns Talent sich in aufsteigender Richtung bewegt. In „Pflichtgefühl" wird mit einem anmutigen Gemisch von Schalkhaftigkeit und Sentimentalität das Abenteuer eines netten Backfisches erzählt, der sich aus übertriebenem Pflichtgefühl ins Wasser wirft und im Strome einen prächtigen Gatten (jung, reich, adelig, schön, verliebt u. s. w. — was Teufel, man ist Optimist oder man ist es nicht!) buchstäblich auffischt. — „Der neue Aktäon" hat einen etwas kühnen Ausgangspunkt. Ein junger Künstler verirrt sich auf einem Spaziergang durch die Auen von Kent, gerät in einen fremden Park, stößt auf ein Gartenhäuschen, öffnet achtlos die Türe und — steht in einem Badegemach, wo ihm jener beneidenswerte Anblick wird, den einst Aktäon mit der bekannten Verwandlung büßen musste. Unserm jungen Künstler geht es nicht entfernt so schlimm. Im Gegenteil; die Sekunde, in der er ein schönes Mädchen im Bade überrascht hat, macht ihn zu einem berühmten Maler und glücklichen Gatten, trotz tausend Hindernissen der Familie und der Welt; wie das geschieht, das muss man sich von Friedmann erzählen lassen. — „Zwei Weihnachten" liebe ich gar nicht. Die, ich weiß nicht, soll ich sagen naive oder brutale Art, wie er da Mord und Totschlag und Rührseligkeit zu einem trotz der gewaltsamen Motive durchaus farblosen Gemälde von betrübender Alltäglichkeit zusammenmischt, nimmt mich bei dem sonst so feinen und sichern Geschmack des Dichters von „Aus Hellas" Wunder. — Uneingeschränktes Lob verdient dagegen „Liebe und Pflicht". Ich will die spannende und

ergreifende Geschichte dieses Prinzen, der eine Bürgerliche liebt, sie jedoch im Momente der Verlobung verlässt, um ein gräfliches Fräulein zu heiraten, ohne seine Untreue auch nur mit einer Silbe zu erklären, bald Witwer wird und schließlich doch das Weib seiner Wahl heimführt, nachdem wir noch zum Schluss erfahren haben, welchen edlen Beweggründen seine zeitweilige Treulosigkeit entsprungen ist, — ich will, sage ich diese Geschichte nicht im Detail erzählen. Man muss sie bei Friedmann lesen. Man muss sich an seiner tüchtigen Führung der Fabel, an seiner feinen psychologischen Analyse und an seinem edlen epischen Ton erfreuen. Ich wünsche nicht, dass Friedmann der Poesie untreu werde. Aber wenn er viel solche Prosa schreibt wie diese Novelle, so wird er mir und vielen Anderen Freude machen.

Paris.

Max Nordau.



Französisch-schweizerische Dichtungen.

En Pays romand. Anthologie des Poètes de la Suisse romande. Paris, Librairie Sandoz et Thuillier; Neuchâtel, Sandoz; Genève, Desrogis.

Die schweizer Kantone Waadt, Genf und Neuchâtel, die dem französischen Sprachgebiet angehören, sind als ehemalige Sitze römischer Kolonisten und dann Teile des Burgundischen Reiches unter dem „pays romand" zu verstehen, aus welchem neuerdings eine mannichfach interessante Gedichtsammlung auf dem literarischen Markt erschienen ist. Keineswegs, dass darin Gedichte in der Mundart des Volkes enthalten sind, wie sie, teils ans Altprovenzalische mahnend, dort von den Landleuten gesprochen wird. Vielmehr hat man es hier mit stilgerechter französischer Poesie zu tun, die nur durch ihren Inhalt eine gewisse lokale Eigenartigkeit in Anspruch nimmt. Die Herausgeber sind die Gesellschaften der schönen Literatur in Lausanne, Genf und Neuchâtel, „étudiants romands épris de leur patrie et de sa poésie", wie sie sich im Vorwort des näheren bezeichnen, Mitglieder von lediglich privaten Vereinen, wie sie zur literarischen Pflege ja in den meisten Kantonen der Schweiz sich mehr und mehr gebildet haben.

Das „*pays romand*" hat ein ganz besonderes Anrecht auf einen Platz in der französischen Schriftwelt. Aus ihm ist ein Jean-Jacques Rousseau hervorgegangen, der füglich doch als einer der bedeutendsten und tief einschneidendsten Autoren Frankreichs gilt und dem in gerechter Würdigung dieser Bedeutung nunmehr ja auch ein Denkmal in Paris gesetzt werden soll. Sein Genfer Landsmann Rudolf Töpffer, dessen Novellen einst die Lesewelt entzückten, wird ebenso der Literatur zugezählt, in deren Sprache seine Werke erschienen sind. Unter jüngeren Genfern ist Viktor Cherbuliez am bekanntesten, der in der Revue des deux Mondes sein publizistisches Talent entfaltet, und es sogar zum Mitglied der französischen Akademie gebracht hat, was vielen eingeborenen französischen Berühmtheiten der Literatur nicht gelingt. Auch daran sei erinnert, dass ein Benjamin Constant, eine Frau von Staël, durch ihren längeren Aufenthalt im pays romand, an dem Ufer des Genfer Sees, mit dieser literarischen Provinz ihres französischen Vaterlandes in engere Beziehungen traten, so dass sie ihren Schöngeistern wol zugereiht werden könnten.

Indessen, auf alle diese Berühmtheiten und überhaupt auf die poetischen Leistungen früherer Zeit und von Autoren der nicht jüngeren Generation nimmt die Sammlung keine Notiz weiter. Nur von Rousseau ist ein idyllisches Gedicht darin. Alle anderen Mitteilungen stammen von Autoren, die wesentlich der neuesten Zeit angehören, in diesem Jahrhundert gelebt haben und sich zum Teil auch noch ihres Lebens freuen. Dieser Mangel an älteren Zeugnissen poetischer Auslassungen von Kindern des pays roman ist immerhin zu bedauern. Bei dem unvermeidlichen Einfluss, den die Hauptbewegung in der französischen Poesie auf die Nachbargeister daselbst ausübt, wäre es von literargeschichtlichem Wert, bei ihnen einen solchen auf längere Zeitabschnitte verfolgen zu können. Aber da es ein erster Versuch mit dieser Anthologie war, so glaubten die Meleager am Genfer und Neuenburger See in der Beschränkung auf die jüngsten Stimmungsauslassungen am meisterlichsten zu verfahren, und dafür kann man ihnen nur dankbar sein. Mögen andere nunmehr mit weiteren Gaben auf die Bahn kommen, welche gebrochen worden ist und die einen stillen Winkel der französischen Literatur mit schweizer Dekoration erschlossen hat.

Denn das Charakteristische in diesen Gedichten ist in ihren schweizerisch-nationalen und im besonderen in ihren kantonalen Grundtönen zu finden. Sitten, Stimmungen, Eindrücke, Ideen des Völkchens vom pays romand spiegeln sich da wieder, während in all den zahlreichen, weitaus die Mehrzahl bildenden Poesien ohne solche Lokalbeziehung nur der Beweis geliefert ist, dass dies Völkchen viel Geschmack am Dichten besitzt und auch Talente dazu genugsam vorhanden sind. Prüft man die sorgfältig geführte Liste der Autoren, die in dem ansehnlichen Buche Vertretung erhalten haben, so sind es in der Hauptzahl Pastoren und Schullehrer, wenn wir auch die professeurs de littérature und de langue française darunter begreifen, die aus jenen Kantonen massenhaft gleich den Bonnen und Gouvernanten in die Fremde, zumal in die deutsche Region hinausziehen, und denen auch im Auslande, seien sie selbst auf dem Mutterstock ihrer Sprache in Paris, die lebendige Teilnahme für ihre Heimat nicht verloren geht, wovon die Anthologie einige schöne Zeugnisse beibringt. Doch werden in derselben auch Gedichte gegeben, die Leute verschiedenen bürgerlichen Berufs zu Verfassern haben, ohne die unbegabtesten zu sein. Hervorragend, und in rühmlicher Weise, sind Juste Olivier, ein waadtländischer Professor, der 1870 in

Paris starb; Marc-Monnier, ein geborener Franzose, der in Genf eine Professur einnimmt; der junge, früh gestorbene Paul Gautier, Professor Eugène Rambert aus Montreux, der Neuchâteler Coulon vertreten; und Namen wie Borel, der in Stuttgart 1866 starb und selbst eine fein gewählte Anthologie französischer Dichtungen herausgab, wie Calame, Ecoffey, selbst der des etwas trockenen Kohler, haben diesem Werke seinen Reiz mit verliehen.

Die Gedichte sind nach ihrem patriotischen, moralischen und religiösen Inhalt, als Idyllen und Chansons, Fabeln, Balladen und Erzählungen gruppirt worden, und wenn mir in der Form unter der großen Menge durch ihre starke Vertretung eine aufgefallen ist, so die der Chanson, der offenbar die Béranger'schen Einflüsse aufweist. Die wiederkehrende Strophe in den Versen eines Liedes ist als Leitmotiv, um in modernster Weise zu sprechen, eine ganz besondere Liebhaberei der Sänger vom pays romand. Als ich mit Interesse mich daran machte, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, stutzte ich freilich nicht wenig beim allerersten Erguss, der wie ein Prolog die Sammlung eröffnet. Das lautete wahrhaft verzweiflungsvoll düster und herzzerrissen und gipfelte in Strophen wie:

La Suisse est pauvre et n'a point de cité;
Point de poëte et d'immortalité;

oder:

Cœur de poëte, irritable et brûlant,
Dévore-toi sous ton lieu sanglant.

Zum Glück verscheuchte der übrige Inhalt die schlimmen Befürchtungen, die eine so traurige, pessimistische Versicherung aufrufen musste, und Juste Olivier, den man damit in Missgriff an die Tür gestellt, strafte sich nachher in seinen andern Ergüssen selber aufs angenehmste Lügen.

Die Anthologie wird den Schweizern französischer Zunge sicherlich ein wertvoller Hausschatz sein und hat auch auf literarhistorische Bedeutung allen Anspruch.

Stuttgart.

Schmidt-Weißenfels.



Literarische Neuigkeiten.

Von dem großartigen geschichtlichen Sammelwerk „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", herausgegeben von Wilhelm Oncken, ist das 64. Heft (à 3 M.) erschienen, enthaltend den Anfang des 3. Bandes der „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" von Felix Dahn. — Berlin, G. Grote.

Nun erscheinen auch die Denkwürdigkeiten der bedeutenden Gattin Carlyle's, welche dieser kurz vor seinem Tode selbst zur Publikation vorbereitet hatte, — herausgegeben von J. A. Froude, in 3 Bänden. — London, Longmans & Co. 36 sh.

Derselbe J. A. Froude lässt seinen vor einem Jahre erschienenen „Reminiscences of Carlyle" jetzt eine Biographie der ersten 40 Lebensjahre Carlyle's folgen. — Ebenda. 2 Bände. 32 sh.

Von dem Ergänzungsband (Holland und Dänemark enthaltend) zu dem bekannten Prachtwerke „Nordland-Fahrten" ist die 6. (des ganzen Werkes 30.) Lieferung erschienen, enthaltend Kopenhagen. — Leipzig, F. Hirt.

E. T. A. Hoffmanns Phantastische Geschichten, welche in Frankreich zu den gelesensten deutschen Büchern gehören, erscheinen in einer neuen französischen Uebersetzung und in Luxusausgabe mit 30 Stichen. — Paris, Rouveyre & Blond. 40 fr.

J. Lippert's „Allgemeine Geschichte des Priestertums," welche in Lieferungen ausgegeben wird, ist bis zur 4. Lieferung vorgeschritten. — Berlin, Th. Hofmann. à 1 M.

Herr Lovenjoul, derselbe fleißige belgische Bibliograph, dem wir eine vollständige Bibliographie der literarischen Tätigkeit Balzac's verdanken, arbeitet an einer zweibändigen „Histoire des Œuvres de Théophile Gautier".

Von Prof. A. Riehl liegt eine akademische Antrittsrede: „Ueber wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie" vor (Freiburg i. B. u. Tübingen, J. C. B. Mohr), die aufs Wärmste namentlich den Kreisen empfohlen werden kann, die, ohne spezielleres Studium, nur für die grossen Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie Interesse besitzen. Mit wahrhaft klassischer Prägnanz wird der Wendepunkt bezeichnet, an dem die Philosophie angekommen ist: das Zeitalter der spekulativen und apriorisch konstruirenden Metaphysik sei abgeschlossen, sie könne, als Wissenschaft, nur Wissenschaft vom Erkennen sein; sie forsche nach den Quellen des Erkennens, ermittele seine Bedingungen und bestimme seine Grenzen. Demgemäß ist ihr der Platz neben allen andern Wissenschaften, aber nicht, wie sie sich anmaßte, über ihnen anzuweisen. In der Tat dürfen wir erst auf diesem Wege hoffen, mit der Philosophie — um mit Kants Worten zu reden — aus dem „dogmatischen Gewäsche" heraus und „in den geregelten Gang einer Wissenschaft" zu kommen.

E. Willms, der Direktor einer höhern Schule in Tilsit, hat unter dem Titel „Zur Neugestaltung der Schule" eine kleine Schrift veröffentlicht, worin er positive Vorschläge zu einer geistigen Entlastung und zur Einführung einer tüchtigen Körperpflege an den Schulen macht. Eine sehr lesenswerte Schrift, — wieder ein Zeichen, daß es mit dem Schlendrian der Lateinschulen des Mittelalters (denn viel anderes sind unsere höheren Schulen nicht) zu Ende geht. — Berlin, C. Chun.

Crémieux', eines der Mitglieder der provisorischen Regierung von 1848, Briefe und Reden aus dem Jahre der Revolution werden von der Firma Calmann Lévy in Paris veröffentlicht.

Von dem bekannten Korrespondenten der *Times* Herrn Dr. Gallenga erscheint ein sehr interessantes Reisewerk über Spanien und Portugal, welche er außerordentlich eingehend studirt hat: „Iberian reminiscences. Fifteen years' travelling. Impressions of Spain and Portugal." 2 Bände. — London, Chapman & Hall.

Von Emil Dominik, einem ausgezeichneten Kenner Berliner Verhältnisse, erscheint unter dem Titel: „Quer durch und rund um Berlin" eine interessante Beschreibung einer Fahrt auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Zugleich bekommt der Leser eine Menge wissenswerter historischer Notizen über Berlins Vergangenheit mit in den Kauf. — Berlin, Gebrüder Paetel. 3 M.

Ein neues *Monthly* erscheint in London (44 Essex Street): „*Merry England*." Preis 12 sh. jährlich.

Von Mark Twain erscheint ein neues Werk: Life on the Mississippi", mit 300 Illustrationen. — London, Chatto & Windus. $7\frac{1}{2}$ sh. — Dasselbe auch in der Tauchnitz-Collection für 1,60 M.

Unter dem Titel „Das Capland" erscheint in der Kapstadt soeben eine deutsche Zeitung.

Der Jahresbericht der Realschule zu Altona für 1882/83 enthält eine wertvolle Studie von Fr. Ohlsen über „Dryden as a Dramatist and Critic."

Von Ernest Renan's Vortrag „Der Islam und die Wissenschaft" sowie von seinem grösseren Werke „Kindheit- und Jugend-Erinnerungen" werden deutsche Uebersetzungen angezeigt von der Firma M. Bernheim in Basel.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Ange Bénigne: Monsieur Daphnis et Mlle Chloé. — Paris, Ollendorff. 3 fr.

Björnstjerne Björnson: Norwegische Erzählungen. Deutsch von G. Schwuchow. 2. Auflage. — Norden, H. Fischer. 2 M.

J. S. Blackie: The wisdom of Goethe. — Edinburgh, Blackwood & Sons.

G. Braumann: Die *Principes* der Gallier und Germanen bei Caesar und Tacitus. — Berlin, Weber. 1 M.

J. Bramson: Zur Ethnologie der Litauen. — Dorpat, Karow. 1 M.

Mrs Fred. Burnaby: The High-Alps in winter. — London, S. Low & Co.

Justin MacCarthy: An outhline of the history of Ireland from the earliest times to the present day. — London, Chatto & Windus. 1½ sh.

Wilkie Collins: Heart and science. 2 Bände. — Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Adolphe Crémieux: En 1848. Discours et lettres. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

Freiherr v. d. Goltz: Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit. — Berlin, V. Duncker. 7,50 M.

Paul Heusy: Un coin de la vie de misère. — Paris Oriol. — 3,50 fr.

Louis Jacolliot: Voyage au pays du hatschisch. — Paris, Dentu. 4 fr.

Charlotte M. Yonge: Stray pearls. Mit dem Bilde der Verfasserin. — Leipzig, B. Tauchnitz 1,60 M.

L. Lacour: Gaulois et Parisiens. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

E. B. Lang: Goethe, Götz von Berlichingen. Nouvelle traduction française. — Paris, Ollendorff. 3 fr.

Julius Lippert: Allgemeine Geschichte des Priestertums. Lieferungen 3 und 4. — Berlin, Th. Hofmann. à 1 M.

William Mackay: Pro patria. The autobiography of an Irish conspirator. Transcribed from authentic documents (?!). 2 Bände. — London, Remington & Co.

Catharine S. Macquoid: About Yorkshire. Mit 68 Bildern. — London, Chatto & Windus. 10½ sh.

Ludwig Graf Pfeil: Wie lernt man eine Sprache? Nebst einem Anhange: Carl Withe, eine Erziehungsgeschichte. — Breslau, J. Max. 0,80 M.

Monseigneur Ricard: Les premiers Jansénistes et Port-Royal. — Paris, Plon. 7,50 fr.

Raoul Rosières: Ponce Pilate. — Paris, Laisney. 3 fr.

Mark Twain: Life on the Mississippi. — London, Chatto & Windus. 7½ sh.

François Vilars: Un homme heureux. — Paris, J. Hetzel. 3,50 fr.

J. Wastler: Steierisches Künstlerlexikon. — Graz, Verlag Leykam. 4 M.

C. E. Wilson: Persian wit and humour. — London, Chatto & Windus. 4 sh.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Briefe und Manuskripte sind zu richten an Dr. Eduard Engel in Berlin. — Büchersendungen u. dergl. an die Verlagshandlung des Magazins in Leipzig.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Sieglsmund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 2. Juni 1883. | Nr. 22.

Inhalt:

„Der Gottsucher." Ein Roman von P. K. Rosegger.

2 Bände.

Wien 1883. A. Hartleben.

Der ausgezeichnete novellistische Schilderer seines steiermärkischen Volkslebens hat hier seinen ersten Roman geboten. Wir bewegen uns heute nicht in den Kreisen seines Novellenbuches, in einfacher behaglicher Erzählung voll Witz und Humor.

Der Stoff ist zwar wiederum dem heimatlichen Bauernleben entnommen, aber der Verfasser hat zwei bis drei Jahrhunderte zurückgegriffen und uns eine großartige, düstere, wilde Tragödie vorgeführt. Der Dichter will uns dieses Mal durch die Kraft seiner Töne erschüttern. Daneben gibt er Schilderungen des Naturlebens in den Alpen, die durch Großartigkeit und Anschaulichkeit eine tiefe Wirkung hervorrufen. Der Bergwald im Winter, seine Verheerung durch Brand und Borkenkäfer, sind Meisterstücke.

Der reiche, vielgestaltige, und eine längere Reihe von Jahren umfassende Inhalt des Romans lässt sich schwierig in kurzen Worten wiedergeben.

Das Buch I: Der Irrtum (richtiger vielleicht: die Verirrung) führt uns zu den Bauern des Waldtales von Trawies. Unter ihnen hatte sich zu jener Zeit noch eine lebendige Erinnerung an das alte heidnische Fest der sommerlichen Sonnenwende erhalten. Damit in Verbindung bewahrten sie, als eine Art erblichen Geheimnisses, das von Geschlecht zu Geschlecht fortbrennende und ängstlich bewachte „Ahnfeuer"; ein „Funke aus jenem Funken, den der Urahn einst im germanischen Walde von der weißen Frau überkommen hat." Diese hartköpfigen und noch etwas heidnisch angehauchten Bauern werden durch einen herrschsüchtigen und übermütigen Pfarrherrn zur Beschwerde, und da diese in verletzender Form von den weltlichen und geistlichen Oberen zurückgewiesen wird, zur Empörung getrieben. Sie beschließen: den Pfarrer zu töten. Das Loos erwählt aus ihnen den Schreiner Wahnfred im Gestade. Er ist kein gewöhnlicher bäuerischer Handwerker; durch unvollständige Bildung und einseitiges Selbststudium ist er ein religiöser Grübler und Schwärmer geworden. Er erschlägt den Priester am Altare und flieht dann ins einsame Hochgebirge. Ueber die Trawieser, die sich weigern, den Mörder auszuliefern, wird Massenhinrichtung, dann Acht, Bann und Interdikt verhängt. Die Gemeinde ist fortan ausgeschlossen, und sogar tatsächlich abgesperrt, von der übrigen bürgerlichen Welt wie von den Gnadenmitteln der Kirche.

Hier schließt das Buch I. Dasselbe enthält bedeutende Geschehnisse, lebendige gegenständliche Zeichnung der Menschen, und wirksamen raschen Abschluss der Handlung. Es ist jeden Lobes wert.

Buch II: Die Gottlosen. Wahnfred verbirgt sich den Winter hindurch in einer entlegenen Einsiedlerhütte des Hochgebirges. Die Schilderung der dort oben waltenden Naturkräfte, namentlich eines vernichtenden Schneesturms, sind von großartiger Kühnheit und packender Anschaulichkeit. Hier findet er in einem alten Manuskripte, das der frühere Bewohner zurückgelassen, wilde religiöse Phantasien niedergelegt, die ihn so weit verwirren, dass er den Selbstmord als Sühne seines Verbrechens für göttlich gebotene Pflicht hält. Jedoch befreiet ihn wirkliche Todesgefahr — ein Kampf

mit einem Wolfe — wieder von diesem Wahne. Als er dann erfährt, welche furchtbaren Folgen seine Tat über Trawies heraufbeschworen: dass alle gesetzliche Ordnung außer Rand und Band, und dass „kein Gott mehr im Tale sei", geht er wieder hinab, „wie Moses vom Berge Sinai mit neuen Gesetzestafeln". Sein Weib findet er sterbend; er verspricht ihr, zu büßen und gutzumachen, was er gutmachen kann. Die Ausführung dieses Entschlusses beginnt damit, dass Wahnfred alsbald im Wirtshause von einer Rotte herabgekommener und berauschter, einheimischer und zugelaufener, Gesellen und Dirnen zum Feldherrn und König gewählt wird.

Es folgt nun eine Reihe von Bildern: Greuel und Verbrechen, wilde und grauenhafte Taten der hilf- und zügellosen Menschen, die das verfluchte Tal jetzt beherrschen. Mehrere Jahre lang suchen sie als organisirte Räuberbande das umliegende Land plündernd und brennend heim. Zuletzt morden sie einander. Der Faden der Ereignisse, die jetzt wol dem Ende zustreben sollten, verläuft sich hier einstweilen in Situationsmalerei. Wüstes kommunistisches Treiben entartet Männer und Weiber; Waldbrände und Pest steigern die Verzweiflung. Unterdessen forscht Wahnfred, der die zuchtlose Menge nicht zu lenken vermag, in der Bibel nach einer neuen Offenbarung. Prophetenhaft zieht er sich tatenlos und weltflüchtig auf den hohen Johannesberg in unzugängliche Einsamkeit zurück: er sucht Gott!

Buch III: Die Erlösung. — Nach drei Jahren hat Wahnfred endlich Gott gefunden. Er steigt vom Berge herab und verkündet den Leuten von Trawies: „Das Feuer ist der sichtbare Gott". Nun bricht unter der, durch alle jene Schrecken geängsteten Gemeinde ein nahezu wahnwitziger Religionsfanatismus aus. Dem Feuergotte wird ein Tempel gebaut. Inzwischen jedoch verfällt Wahnfred, der wiederum an seinem neu gefundenen Gotte irre geworden ist, völlig dem Wahnsinn, der ihm, als letztes und höchstes Evangelium, die allgemeine Vernichtung offenbart. An der Sonnenwende versammelt er seine Gemeinde zur „Kirchweih" im Tempel, entzündet diesen mit dem Ahnfeuer und vernichtet sich und seine Anhänger.

Ich weiß nicht, ob dieser Ausgang: Selbst- und Massenmord im Wahnsinn, — den Titel des schließenden Buches: „Erlösung" wirklich deckt. Jedenfalls aber habe ich, bei aller Großartigkeit der Konzeption und der Schilderungen, von der zweiten Hälfte des Romans den Eindruck empfangen: dass die darin geschilderte, in Geistesstörung überschlagende Mystik des mehr pathologisch als intellektuell interessanten Gottsuchers, und die etwas kindliche Feueranbetung nicht innerlich bedeutend genug sind, um deren allzusehr ins Weite schweifende Darstellung selbst dem ernsthaften und pflichttreuen Leser mundgerecht und fesselnd zu machen. Auch dürften die ziemlich breit und naturalisch ausgemalten Schilderungen der Rohheiten und Wüstheiten im gottverlassenen Trawies doch hie und da wol das ästhetische Maß der Dichtung übersteigen, um so mehr als sie vielfach nur anekdotenhaft nebeneinander stehen. Diese Kompositionsfehler können auch nicht dadurch gerechtfertigt werden, dass der Verfasser seinen Stoff als aus den Aufzeichnungen einer alten Chronik entnommen vorführt. Die hie und da eingeflochtenen subjektiven Anschauungen, namentlich die Parallele mit den Gottsuchern der Gegenwart (II, 245—249), dürften vielen Lesern störend erscheinen.

Der „Gottsucher" ist ein bedeutend angelegtes, und im ersten Teile mit nicht gewöhnlicher dichterischer Kraft ausgeführtes Werk, dessen Gesamtwirkung jedoch durch Mangel an Selbstbeschränkung und künstlerischer Abrundung, sowie durch Schwinden des ästhetischen Interesses an der Hauptfigur, im zweiten Teile einigermaßen beeinträchtigt wird.

Wiesbaden.

Ludwig Freiherr von Ompteda.



Der Kurier nach Paris. Lustspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn.

Leipzig, 1883. Breitkopf und Härtel.

Wenn in einer Anzeige dieses neuen Werkes des verehrten Meisters gesagt worden ist, man erkenne in ihm die Vorbilder Lessings und Scribes, so wäre dies vielleicht näher dahin zu erläutern, dass allerdings der weibliche Held des Stückes, der sich eben als „Kurier nach Paris" verwenden lässt, in so fern Aehnlichkeit mit Lessings Minna von Barnhelm hat, als sie beide durch die Verhältnisse der Zeitereignisse, sowie durch ihre Erziehung, bis dicht an die Grenze vorgeschoben sind, wo die Weiblichkeit an das Amazonentum anstreift. Aber gerade die Zurückhaltung beider Charaktere noch innerhalb dieser Grenze macht dieselben so interessant; so wie sie sind, heimeln sie uns Männer mehr an, als rein weibliche Charaktere, wir sympathisiren mit ihnen auch als Männer, nicht bloß vom rein menschlichen oder ästhetisch-kritischen Standpunkt aus. Und Scribes Schule erkennt man allerdings wieder in dem Einzigen, was unsere deutschen Lustspieldichter von den Franzosen noch lernen können: in der feinen Handhabung des Dialogs und in der leichten Führung der Intrigue, besonders wo Weiberhände sich in das hohe Spiel der Diplomatie mischen. Referent kennt nur ein deutsches Lustspiel, was in dieser Hinsicht die Konkurrenz mit Scribe und Genossen aushalten könnte, und dem das vorliegende in dem Streit um die Palme noch weichen dürfte: „Pitt und Fox" von R. v. Gottschall, denn Gutzkows „Zopf und Schwert" ist doch vielleicht zu wuchtig, um mit dieser feinen, leichten Salon-Waare in Reih und Glied gestellt werden zu dürfen.

Jedem gebildeten Deutschen sind die Bedingungen geläufig, unter denen Lessings Minna das liebenswür-

dige, aber etwas emanzipirte Wesen geworden ist, als welches sie uns entzückt. Sie ist eine Waise, in Kriegsstürmen aufgewachsen wie Goethes Dorothea, Braut eines Offiziers. Ebenso sorgfältig hat Dahn die Mannweiblichkeit seiner Heroine motivirt. Sie ist gleichfalls eine Waise, fern von weiblichem Verkehr auf dem Gute ihres Oheims, eines pensionirten preußischen Obersten erzogen, der am liebsten von Kriegsgeschichte und selbsterlebten Schlachten spricht und nur die männlichen Beschäftigungen seiner Nichte, Friederike von Friesen, begünstigt. Echt weiblich wird aber dieser Charakter, und das scheint mir psychologisch sehr richtig, gerade da, wo er den echten und rechten Mann spielen soll.

Obgleich das Stück zum Teil in Paris und Versailles spielt, hat es doch einen echt deutschen Inhalt: es gilt den jungen König Ludwig den Fünfzehnten trotz seines Premier-Ministers, des Herzogs von Bourbon, für eine Allianz mit Preußen zu gewinnen. Der weibliche „Kurier nach Paris" hat eine Unterredung mit dem König, der nicht verfehlt ihr Galanterien zu sagen; auch ihr Bräutigam ist in Versailles, und man hätte hier eine Eifersuchtsszene erwartet, da er als verkleideter Schloss-Gardist leicht zum Zeugen dieser Galanterie-Szene gemacht werden konnte. Doch entschädigt uns der Dichter durch eine treffliche Szene, die er im 5. Akt im Gefängnis spielen lässt, wo die Heroine und ihr Bräutigam sich durch das Schlüsselloch unterhalten. Der König tritt in das Gefängnis der Braut und will die Galanterien aus dem vorigen Akt fortsetzen. Sie schließt die Thür des Nebenzimmers auf, wo ihr Bräutigam sitzt und stellt ihm denselben als solchen vor. Dadurch wird die Intrigue des Premier-Ministers vereitelt, der diesen Beweis verliebter Schwäche des Königs für die Befestigung seiner Macht auszubeuten im Begriff steht, und die Allianz mit Preußen ist gesichert, die Mission des „Kuriers nach Paris" ist gelungen, — hoffen wir, dass sie auch auf den Brettern gelingt.

Erfurt.

Robert Boxberger.



Kindheits- und Jugenderinnerungen von Ernest Renan.

Souvenirs d'enfance et de jeunesse par Ernest Renan. Paris 1883. Calmann Lévy. 7,50 fr.

Der Verfasser der „*Histoire des origines du christianisme*" hat vor allem im Hinblick auf den Ausgang seines Hauptwerkes, das in dem „Leben Jesu" so ungeheures, in Wahrheit sehr überverdienstliches Aufsehen erregte, das innerste Bedürfnis einer Rechtfertigung seiner seelischen Metamorphose empfunden; er ist ein Bibelkritiker, welcher seine gesamte geistige Bildung und Erziehung im höchsten, wie im materiellsten Sinne der römisch-katholischen Kirche und deren Seminarien verdankt hat, eine Tatsache, die so stark seinem ganzen gelehrten und hin und wieder auch ungelehrten Verfahren ins Antlitz zu schlagen schien, dass der eigene Urheber jener Kritiken von besagtem Widerspruche allmählich so in die Enge getrieben wurde, dass die vorliegende captatio benevolentiae, die Kindheits- und Jugenderinnerungen des großen „Reniant", des schrecklichen Leugners, wie seine Gegner seinen Namen wolfeil genug umgetauft, das Ergebnis dieses etwas nach Reue schmeckenden Entwicklungsprozesses ward. Wir können diese ziemlich langweilige Frucht seiner eifrigen Selbstbespiegelung eben keine glückliche nennen. Abgesehen von dem hohen Maße liebenswürdigster Eitelkeit, welche bald als Standesbewusstsein des Theologen, bald als gelehrter Stolz des Orientalisten, bald, und zwar am häufigsten, als das Selbstbewusstsein der souveränen Kritik sich geltend macht, bietet die fragliche Generalbeichte des Ex-Seminaristen wenig erhebliche Aufklärungen, indem das Meiste davon längst bekannt war und nach dem Vorgange der unzähligen in Klöstern erzogenen Freidenker Frankreichs, Voltaire an der Spitze, die innere Umwandlung selbst nichts im Geringsten Auffallendes, sondern die einfache Bestätigung und sattsame Wiederholung der gleichen schon recht alten Erfahrung gewesen ist. Der katholische Klerus hat immer das Unglück gehabt, seine eigenen Hauptfeinde selber heranzubilden, und man darf ihm hieraus keinen zu strengen Vorwurf machen, weil der bedeutendste Teil der Schuld hieran keineswegs den Fehlern, der Sorglosigkeit oder dem Mangel heilsamer, zugleich liebevoller Strenge der betreffenden Erzieher, sondern der eigensten Natur des modernen Katholizismus anheimfällt.

Dieser Punkt ist von gewaltiger Tragweite, denn er enthüllt uns, genauer betrachtet, den ganzen Irrtum, in welchem Renan über seine ihm angeborene Kultusform von Anfang an geschwebt und welcher Irrtum das Verhängnis seines Lebens ausgemacht hat. Der Katholizismus seit dem Tridentinischen Konzil, d. h. seit drei Jahrhunderten, im drangvollen Ringen mit einer geistigen Bewegung, der das in ihr wirkende Element des Protestantismus einen streng religiösen Anhalt, daneben aber das Element der freien wissenschaftlichen Forschung einen nicht minder festen kulturhistorischen Stützpunkt gewährt, hat sich nie so unduldsam bezeugen können, wie die Regel der äußeren Form es mit beharrlichster Logik vorzuschreiben schien. Er ist inmitten der französischen, italienischen und deutschphilosophischen Freigeisterei immer noch möglich geblieben, weil er nicht bloß in der Weise jener berühmten Leibnitzischen „Accommodationen", aus denen der Reichsfreiherr von Wolff die breite Straße des vulgären Rationalismus herausschlug, auch nicht bloß im Sinne jenes weltmännischen Trostes: „il est avec le ciel des accommodements!" — aber von rationalistischen Einwirkungen auch tüchtig mit beeinflusst die Festigkeit des kanonischen Lehrgebäudes, die Unbeugsamkeit der gemeingiltigen Theorie, mit der Biegsamkeit

der individuellen Lebenspraxis, nämlich im einzelnen Falle, also mit dem Elemente der Kasuistik sehr wol in Einklang zu bringen weiß. Man versteht sich im ultramontanen Katholizismus (und jeder nicht ultramontane ist heute überhaupt keiner mehr!) viel genauer auf die Spezies Mensch, als in Kreisen der evangelisch-lutherischen Gläubigkeit, die daher selber davon oft den empfindlichsten Schaden trägt durch die häufigen Eroberungen, die der Ultramontanismus auf ihrem Seelengebiete macht. Von alledem besaß und besitzt Renan kaum eine Ahnung. Wir erblicken den wunderbaren Bretonen, der in seinem Heimatorte Tréguier die Substanz des kernigsten Katholizismus mit der Muttermilch eingesogen, der von der frömmsten katholischen Mutter, den achtbarsten geistlichen Lehrern aus altfranzösisch-katholischer Schule in die innerste Denkart seiner Glaubensgenossen eingeführt schien, wir sehen den Schüler des Abbé Dupanloup, den Zögling von St. Nicolas du Chardonnet, von Issy und von Saint-Sulpice, den großen wie den kleinen Seminaristen die katholische Religion wie eine lutherische Bibelgläubigkeit auffassen, und wir sehen zuletzt seine gesamte Gläubigkeit scheitern, weil er mehr auf den Hallenser Rational-Orientalisten Gesenius, als auf seine Lehrer Gosselin, Gottofrey, Manier und Le Hir zu schwören begonnen hatte. Keine philosophischen, keine rationell-metaphysischen, keine skeptisch-logischen Bedenken haben Renan der Kirche entfremdet, sondern, nach seinem lauten Eingeständnis, sprachliche Zweifel an der Authentizität des Kanons der Bibel! Dass diese Erklärung aufrichtig ist, beweist der tatsächliche Umstand: Renan hat den Pater Gratry, das Haupt der philosophischen Richtung innerhalb der modernen französisch-katholischen Rechtgläubigkeit, nicht zu begreifen vermocht, er behandelt diesen eminenten Kopf wie einen beschränkten Menschen, der für die Tragweite der Renanschen Interpretationsbedenken gar kein Verständnis besaß! (Pag. 327, 328.) Wer da weiß, dass die kanonische Auslegung des Katholizismus durch die Basis der Tradition gestützt wird, muss das Nichtverständnis des gelehrten Pater Gratry teilen, der natürlich nicht einzusehen vermochte, wie der katholischen Auffassung der heiligen Schriften durch traditionswidrige Interpretationen irgend ein Schade erwachsen könne? Die Bibel ist im Katholizismus lediglich ein Moment der Tradition; ohne die überlieferte Auslegung hat die Bibel in der katholischen Welt schlechterdings keine Bedeutung. Nach zehnjährigem Studium auf katholischen Seminarien hatte Renan dies nicht gelernt; der Fundamentalunterschied des Katholizismus und Protestantismus ist dem gelehrten Orientalisten unbekannt geblieben! Er schaute immer auf Rom, viel zu wenig auf die protestantische Seite; aber er schaute stetig auf Rom durch die Brille altlutherischer Rechtgläubigkeit! Er hatte ganz richtig bemerkt, dass dieser lutherischen Orthodoxie durch die negative Bibelkritik der Boden unter den Füßen entzogen wird; allein er glaubte, der orthodoxe Katholizismus stände auf demselben Boden und werde durch dieselbe Kritik in seinem Wesen erschüttert. Indem er die Wahrnehmung machte, dass die römische Klerisei, im Grunde höchst unnötiger Weise, über sein „Leben Jesu“ in krassen Aufruhr geriet und den wackeren lutherischen Pastoren tüchtig die Lärmtrommel rühren half, steifte er sich um so mehr auf den Gedanken, dass er auf den Katholizismus selbst, auf dessen eigenstes Lebensprinzip losgeschlagen habe; die katholisirenden Lutheraner und die wirklichen Katholiken warf der gelehrte Herr gemütlich in einen Topf. Dieser Irrtum ist der rote Faden, der sich durch die ganze Bildungsgeschichte Renans hindurchzieht. Er hatte aus dem Leben Jesu einen so schönen morgenländischen Roman herausorientalisirt, er hatte als zeitbewusster Antisemit das welthistorische Verdienst der Erlösungstat des Zimmermannssohnes von Galiläa so zauberhaft in ein Dunstgemälde (dissolving views) aufgelöst, dass es ihm ungeheuer tölpisch erscheinen musste, von so viel hartnäckigem Missverstande und metaphysischem Unverstande umringt, ja sogar zu einer Selbstverteidigung seiner persönlichen Wandlung gezwungen zu sein!

Derselbe Mann, welcher bei Jesu Charakteristik den innersten Gegensatz der zwei Welten, die in Christus und seinen Gegnern aufeinander platzten, gar nicht begreifen kann, der die Bedeutung und das relative Recht des absoluten Monotheismus, den die Priesterschaft und das Pharisäertum verkörperten, in den Abgrund liberalisirender Oberflächlichkeit sinken lässt, der eben die metaphysische Idee des christologischen Prozesses, wie des juridischen Prozesses contra Christum nicht nicht zu erfassen vermag, weil er aus den Nebeln der Schönrednerei nicht herauskommt, — dieser selbige Mann ist ein Licht der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts geworden, weil er die Resultate, ja auch Nichtresultate der deutschen Bibelkritik sehr geschickt in ein elegant französisches Gewand zu kleiden wusste. Si tacuisses, philosophus mansisses — werden Renans Feinde jubelnd angesichts seiner Selbstbiographie gerufen haben. Denn die Unselbständigkeit seines kritischen Schaffens hat er mit unverblümter Offenheit ausgeplaudert, Deutschland ist der Hebel gewesen, der ihn aus den Angeln seiner französischen Geistesentwicklung herausgehoben und ihn eigentlich, wie er ebenso offen einräumt, sehr contre cœur zum Freidenker umgestempelt! Da wird denn ein Schleier von rührsamer Empfindsamkeit über diese Katastrophe seines inneren Menschen und seiner nationalen Erziehung gebreitet, während doch im Grunde nichts weiter als das notwendige Schicksal einer durch ihre arge Einseitigkeit sehr mangelhaften Erziehung zu Tage tritt. Eine Treibhauserziehung für Seminarzwecke kann niemals freie Geistesbildung hervorbringen, daher nie die Gefahren der Geistesfreiheit beschwören. Wer nicht mit dem Feuer umzugehen lernt, wem man jedes Zündholz versteckt, der wird sich regelmäßig am Feuer verbrennen.

Allein so ernst ist es dem Herrn Ernest Renan mit seiner Seelentrauer über den Verlust seines Glaubens nicht! Er hat, wie er am Schlusse kundgibt, in dem „amüsantesten Jahrhundert“ gelebt (Seite 378), sehr süße Lebenserfahrungen sind ihm

geworden (Seite 373), eine glückliche Ehe hat ihm die Vorsehung beschieden, wenn es eine Vorsehung gibt; seine Eitelkeit hat reichliche Nahrung erhalten, das Gleichgewicht seiner Nervenkräfte ist höchst selten gestört worden, nur einigermaßen (Seite 374) durch den Tod seiner Schwester; mit den Gedanken an Tod und Ewigkeit, an Unsterblichkeit und Höllenpein, hat er als Philosoph sich abgefunden (Seite 376); ein tüchtiger Verleger wie Michel Lévy hat ihm den materiellen Wert seiner Geistesarbeit offenbart und gesichert, die Freundschaft seines Beschützers, des gelehrten Egger, die noch intimere mit Herrn und Frau Adolphe Garnier hat ihm die geistreichen Salons von Paris erschlossen; er hat nach streng geübter Tugend den Genuss der mannigfachen Freuden des irdischen Daseins kennen gelernt, er blickt zufrieden auf seine Erfolge zurück und scheint mit Goethes Nachtgesang fragen zu wollen: „schlafe, was willst du mehr?“

Ja, was hätte Renan noch mehr haben wollen? Er selbst höchst wahrscheinlich nichts weiter, denn nach einem gut gespielten Lustspiel geht alles vergnügt nach Hause und das Auslöschen der Lampen kümmert die Zuschauer nicht; aber die Leser dieses Buches, das doch eigentlich eine Rechtfertigungsschrift darstellen soll, sie fragen sich erstaunt, wo denn die Rechtfertigung oder das Vergnügen an der gelungenen Rechtfertigung zu finden ist? Der protestantische und überhaupt der unbefangene Leser wird sagen: „Hier hat ein bedentender Mann im Nebel unklarer Vorstellungen umhergetappt und ist nicht einmal zu der Ahnung gelangt, die großen gewaltigen Gegensätze unseres Daseins (ein philanthropischer, gelehrter, intelligenter liberaler Tyrann ist ihm Seite 335 sehr sympathisch!) auf die leichteste Achsel genommen zu haben!“ Aber zu seiner Entschuldigung erwähnt er (Seite 352), das Publikum sei der große Verderber der Schriftsteller, durch den verführerischen Glanz der Eitelkeit, den es begünstige; denn hauptsächlich durch seine Fehler habe man Erfolg; nur die Unvollkommenheiten des Schriftstellers liebt es, wie Renan eine Seite weiter versichert; hätte das Publikum einen stärkeren Kopf, so würde es sich mit der Wahrheit begnügen! — Will er also etwa für Schwachköpfe geschrieben haben? Seltsam, sehr seltsam. Vielleicht ebenso seltsam, wie jener einleitende Ausspruch (Seite XV): „Die Religion ist unwiderruflich eine Sache des persönlichen Geschmackes geworden,“ — und am köstlichsten, weil am seltsamsten, die Mitteilung des mit unbefangenster Offenheit wieder erzählten, nicht gerade schmeichelhaften Urteils des republikanischen Staatsmannes Challemel-Lacour, der nach Renan über diesen selbigen Renan die Beobachtung angestellt hat: „Er denkt wie ein Mann, er fühlt wie ein Weib, er handelt wie ein Kind!“ (Seite 74 oben.) Wenn nun die Schriften eines Schriftgelehrten seine eigensten Taten sind, was soll man nach Renan über dieses gelehrten Mannes Handlungen denken?

Berlin.

Trauttwein von Belle.

Grimmelshausens Werke: Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Herausgegeben von Felix Bobertag.

Stuttgart 1883, W. Spemann. 2 Bände.

„Deutsche Nationalliteratur“, herausgegen von Kürschner.

Je wichtiger Grimmelshausens Werke für die Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts sind, desto bedauerlicher war die Unzulänglichkeit des Buches einerseits oder die Verballhornisirung desselben à la Hugo Elard Meyer andererseits, und so haben wir es dem Verleger und dem Herausgeber herzlich zu danken, dass sie endlich einmal dem literarisch gebildeten Publikum die gründliche Bekanntschaft mit dem Autor durch eine zuverlässige, diplomatisch treue und dabei billige Ausgabe vermittelt.

Eine solche liegt hier allerdings vor. Der Herausgeber führt uns in das materielle und geistige Verständnis des Autors durch eine sorgfältig und fleißig geschriebene Einleitung ein, in welcher er uns zunächst auf den Grund hinweist, um dessenwillen früher der Roman als Kunstgattung bei uns in so geringer Achtung stand, auf die Entstehung des deutschen Romans aus der prosaischen Ueberarbeitung epischer Dichtungen hindeutet und die Entwicklung desselben bis auf Grimmelshausen bespricht, namentlich den einst berühmten Amadisroman eingehend skizzirt. Sodann erörtert er die dürftigen Notizen, die wir über die Biographie des Autors besitzen, und behandelt die Schriften Grimmelshausens und ihre Vorläufer und Vorbilder. In dieser ganzen vortrefflichen Einleitung ist dem Herrn Verfasser ein winzig kleiner Fehler entschlüpft, auf den übrigens nichts ankommt: das Machwerk des Herrn Hugo Elard Meyer entstammt nicht erst dem Jahre 1880: es ist ein altes, bescheidenes Opfer auf dem Altare des Kulturkampfes, dessen eifriger Apostel der besagte Herr war.

Der Druck des Werkes selbst ist (wie schon gesagt) äußerst getreu; die alte Orthographie ist natürlich beibehalten, und auch die schwerfälligen Holzschnitte sind abgedruckt; veraltete Wörter und Ausdrücke sind in knappen Fußnoten erklärt, so dass dem Verständnisse des Lesers nichts im Wege steht. Für Damen (zum mindesten für junge Mädchen) ist das Buch nicht geschrieben; eine Verstümmelung oder Reinigung in usum puellarum ist völlig unmöglich, da der Roman Grimmelshausens eben ein nur allzugetreues Gemälde jenes widerwärtigen Jahrhunderts und jenes greulichsten aller Kriege ist und dem Leser nicht das Mindeste an nackter Roheit erspart, auch nicht ersparen kann. Eine Be- und Verschneidung des Buches würde die unglaublichen Situationen und die realistische Darstellung derselben doch nicht beseitigen können, wol aber alles Salz verschütten uud das Buch langweilig machen. Frühere gutgemeinte Bearbeitungen haben dies auch schon glücklich fertig gebracht. Immerhin unterscheidet sich Grimmelshausens Werk unendlich zu seinem Vorteile z. B. von Fischart: bei Fischart haben wir herausgewürgten Witz und gemeine Zote,

bei unserm Autor einfach eine lebendige Schilderung von Dingen, die da waren.

Hoffentlich wird der Herausgeber mit der Edition der andern Grimmelshausenschen Stücke nicht lange warten. Das „Vogelnest“ namentlich ist für die Kenntnis der damaligen Bildungszustände und vor allem des damaligen Aberglaubens von unschätzbarem Werte; das Taschentuch an die Nase zu halten ist der feingebildete Leser unserer Zeit da freilich noch viel öfter in der Lage als bei der Lektüre des Simplicius Simplicissimus selber.

Berlin.

Ludwig Freytag.



Das Takasago-no Utai.
(Die Gattenföhre von Takasago.)

Ein japanesisches Festspiel.

Deutsch von **F. A. Junker von Langegg** (London).

I.

Einleitung.

Die folgende lyrisch-dramatische Dichtung: „Nō-no Utai“*) hat eine der ältesten Legenden der Japanen zum Vorwurfe, deren bereits in den klassischen Anthologien des Altertums, in den: „Man-yō-waka-shiyu“ und in den: „Kokon-waka-shiyu“, in den „Zehntausend Blättern japanesischer Dichtungen“ und in der: „Sammlung alter und neuer japanischer Gedichte“**) als altbekannt Erwähnung geschieht. Kuwansai — nach Anderen Kadzu Mitsu Yōshi***), beide als dramatische Dichter in der Mitte des 15. Jahrhunderts n. Chr. berühmt — verwertete die volkstümliche Sage von der Föhre von Takasago zu einem Festspiele, dem „Takasago-no Utai“), welches dadurch an kulturgeschichtlichem Interesse gewinnt, dass es oder Teile desselben bei der Vermählungsfeier der Japanen als Epithalamion vorgetragen werden, und bildliche oder plastische Darstellungen des Hauptmomentes der Sage dabei als symbolischer Schmuck dienen.

Es verherrlicht die Gattentreue und die Heiligkeit der Ehe, welche es ideal als monogamisch und untrennbar auffasst, obwol in Wirklichkeit Vielweiberei und Auflösung des Bundes den Landessitten nicht widersprechen. Zugleich gibt es der Liebe zum Vaterlande beredten Ausdruck und ist ein begeistertes Päan an das angestammte Herrscherhaus. In dem nationalen Shintō-Glauben wurzelnd, nimmt es die naturphilosophischen Ansichten in sich auf, welche in den Werken des Confucius (Kung Kiu; japanisch: Kōshi) und Mencius (Mêng K'o; japanisch: Mōshi) niedergelegt, durch Einführung des Buddhismus aus China über Korea nach Japan verpflanzt wurden.

Auf dem hohen Sandgestade von Takasago*) in der Provinz Harima (Ban-shiu) am Mittelmeere erhebt sich eine uralte, in zwei mächtige Stämme geteilte Föhre**), deren weit ausgebreitete Aeste sich vielfach verschlingen. Dies ist die berühmte Föhre von Takasago, im Volksmunde „Ai-oi-no-matsu“ genannt, was wörtlich: „Die vereinigt alt gewordenen Föhren“, bildlich: „Die Gatten Föhren“ bedeutet.

Bereits im Vorworte zu den Ko-kon-shiyu heißt es: „An mehreren Stellen in den Gedichten der zehntausend Blätter wird dieses Baumes gedacht und auf sein hohes Alter hinweisend erwähnt, dass er schon im Kami-no-yo: „dem Zeitalter der nationalen Urgötter“***) gestanden habe. In demselben Vorworte

*) Nō-no Utai sind dramatische Dichtungen, welche mit Begleitung von Musik und Gesang in einem bestimmten Takte und mit eigentümlichen Tonfalle zu einer angepassten Melodie vorgetragen werden. Im Textbuche wird der Tonfall der Stimme (Fushi) und das Einfallen des Orchesters oder einzelner Instrumente mittelst bestimmter Zeichen oder in Kata-Kana (phonetischen Schriftzeichen) geschriebenen Bemerkungen angegeben. Die Utai behandeln geschichtliche Ereignisse, Episoden aus dem Leben berühmter National-Helden, Kriegsszenen, mythologische Sagen und Allegorien, und sind berechnet, die Vaterlandsliebe und den Sinn für die Geschichte des Landes im Volke lebendig zu erhalten. Ihre Sprache ist gewählt und erhaben, und reich an Bildern und Redeblumen, das Versmaß willkürlich und wechselnd. Sie werden entweder vorgelesen oder auf besonders eingerichteten Bühnen dargestellt. Die Kunst des richtigen Vortrages der Utai wird mit Sorgfalt gepflegt und als zur feinen Bildung gehörig betrachtet. Hofedelleute, ja selbst Dai-miyō, welche auch auf ihren Herrensitzen besondere Utai-Bühnen unterhielten, beteiligten sich vormals an derlei Vorstellungen. In neuester Zeit jedoch werden die Utai gewöhnlich nur von Schauspielern auf öffentlichen Bühnen dargestellt. Das alte Utai-Orchester bestand meistens nur aus fünf Mitgliedern und wurde daher: „Go-nin-bayashi: Fünf-Männer-Orchester“ genannt.

**) Die Man-yō-waka-shiyu sind die älteste Sammlung klassischer Gedichte, welche sämtliche im reinen, alt-japanischen (Yamato-)Dialekte ohne Beimischung von Wörtern chinesischen Ursprunges geschrieben sind. Auch die Mehrzahl der in den Ko-kon-waka-shiyu gesammelten „Gedichten alter und neuer Zeit“ ist im reinen Yamato-Dialekte verfasst.

***) Kadzu Mitsu Yōshi blühte um 1450 und war vorzüglich als Verfasser der Nō berühmt, historischen Dramen, welche vormals nur an den Höfen des Mikado, des Shōgun und der Feudalfürsten (Dai-miyō) dargestellt werden durften, später in Vergessenheit geraten waren und erst in neuester Zeit wieder bei Festlichkeiten sowol bei Hofe als auch öffentlich aufgeführt werden. Sie haben vorzüglich die Geschichte der Gem-pei-Fehde (1181—1185), der Kämpfe zwischen den Gen-ji (Taira) und den Hei-shi (Minamoto) zum Vorwurfe.

*) Der Name „Takasago“ bedeutet: „Hohes Sandufer“ und ist aus den Wörtern: takai: „hoch“ und: isago: „Sand“ gebildet. Takasago, gegenwärtig ein Städtchen von 6350 Einwohnern, liegt an der Südküste der Hauptinsel Hon-dō (dem Nippon älterer Kartenwerke), am Mittelmeere: Seto-uchi, der In-land-sea der englischen Geographen), westlich von der Einfahrt in die Meeresenge von Akashi, welche die Küste der Provinz Harima (Ban-shiu) von der Nordspitze der Insel Awaji scheidet.

**) Dieser berühmte Baum ist eine Schwarz-Föhre (Kuromatsu) Pinus Massoniana Lamb.

***) Die Japanen teilen ihre Geschichte in drei Epochen (Dynastien), von welchen zwei der Mythe angehören, die dritte mit ihrer historischen Zeitrechnung beginnt: I. Shin-dai: „die Dynastien der himmlischen Götter“ oder der „Urgötter“, welche sämtliche geschlechtlos auf mystische, nicht näher erörterte Weise ins Dasein traten und ebenso verschwanden; vom Urbeginne der Welt bis Izanagi und Izanami, dem ersten zeugenden (geschlechtlichen) Götterpaare, von welchem die folgenden Dynastien abstammten. — II. Ji-jin-go-dai: „Die fünf Dynastien der irdischen Götter“, beginnend mit Ama Terasu-no Mikami, „der erhabenen Erleuchterin des Himmels“, der Sonnengöttin, Tochter des obigen Götterpaares, bis Jimmu Tennō, dem ersten

finden wir bereits den Ausdruck: „Ai-oi: mit einander alt geworden“ an einer anderen Stelle die Worte, deren getreue Verdeutschung also lautet: „Die Föhren von Takasago und Sumi-no-ye fühlten sich mit einander im gleichen Zustande des Greisenalters“ — deren verborgener Sinn aber vom Gelehrten wie folgt gedeutet wird: „Wir hoffen, dass der Segen des Wohlstandes und des unsterblichen Glückes, dessen wir uns vom Anbeginn (d. i. seit Gründung des Reiches) bis zur gegenwärtigen Regierung erfreuten, gleich den immergrünen Nadeln der Föhre ewig fortdauern möge.“ Der gleiche Gedanke wird auch im Text des Festspieles wiederholt ausgesprochen.

Die Legende von der Gattenföhre, welche überraschende Aehnlichkeit mit der Mythe von Philemon und Baucis bietet, erzählt:

Mukashi! vor uralten Zeiten*) lebte an der Küste von Takasago ein Mädchen, deren Schönheit nur von ihren Tugenden übertroffen wurde. Den Eltern gehorsamend, fleißig im Hause mit Spindel und Nadel, am Webstuhle und am Herde, friedlich gesinnt und hilfefreudig gegen die Nachbarn, war sie eine Zierde ihres Geschlechts.

So war sie zur holden Jungfrau erblüt, als eines Tages ein Jüngling aus fernem Osten erschien. Am Gestade unter der Föhre, deren Geäste ihr Heim überschattete, fand er die Maid und gewann ihre Liebe. Der Bund ihrer Herzen wurde der Sitte gemäß mit drei mal drei Bechern Reisweins eingeweiht und also wurden sie ein Ehepaar.

Der junge Gatte aber war ein Sohn Izanagi's, welcher das ewige Japan erschaffen hatte.**) Seine Heimat war die weit entlegene Küste von Sumi-no-ye, an deren Steilufer gleichfalls eine Föhre stand.***)

In treuer glücklicher Ehe lebten die Gatten bis ihr Haar erbleicht, bis die Wellen des Alters ihr Antlitz mit tiefen Runzelfurchen gezeichnet †) und ihre einst föhrenschlanken Gestalten unter der Jahre Last sich gebeugt; doch war ihre Liebe jung geblieben. Wie sie es in der Jugend gepflogen, so taten sie bis ins hohe Greisenalter, und zufriedener Wolstand segnete ihr fleißiges Walten. Wenn sie dann die Nadelstreu, welche im Laufe der Zeiten sich um die Föhre gesammelt hatte, zusammenlasen, er mit der Harke aus Bambus, seine treue Gesponsin mit dem Reisigbesen, so heimsten sie Glück und langes Leben. Der Kranich hatte sein Nest in den Wipfel der Föhre gebaut, die Schildkröte suchte die trauliche Stätte: also ein dreifaches Sinnbild zehntausendjährigen Lebens.*)

Als endlich das Greisenpaar am selbigen Tage, zu gleicher Stunde verstorben, zogen die Geister der Dahingeschiedenen in den Baum, bislang Zeuge ihres ungetrübten Eheglückes, in dessen Leben und Gedeihen fürder verkörpert; darob diese Föhre seither: „die Gattenföhre“ geheißen.

In mondhellen Nächten, wenn der Küstenwind in den Zweigen des Baumes flüstert, löst sich der Bann und die Schemen besuchen die Stätte ihres früheren Waltens. Besonders Begnadigten aber offenbaren sie sich bisweilen in ihrer irdischen Gestalt, mit Harke und Reisigbesen die Nadelstreu schichtend; ihnen zugesellt der tausendjährige Kranich und die ewige Schildkröte mit lang befranseter Brünne.

Also verbildlicht**) schaut sie das Brautpaar, während es drei Becher mit dem Weine des tausendjährigen Kranichs (Sen-nen-no tsuru sake), drei mit dem Tranke der ewigen Schildkröte (Kame-man-nen sake) und aber drei Becher mit dem Föhrenweine von Takasago (Takasago-no matsu-no sake) wechselnd, sich fürs Leben angelobt,***) und während das Hochzeitslied die Märe des in treuer Liebe vereinigt-alt-gewordenen Paares und der Gattenföhre verkündigt, auf dass diese ihrem Bunde ein glückverheißendes Sinnbild, ein glückbringendes Vorbild werden.

Das Takasago no Utai, welche lyrische Dichtung die obige Sage dramatisch verwertet, wird noch jetzt nach althergebrachter Weise dargestellt. Die Einrichtung der Bühne ist in jeder Einzelheit unverändert geblieben, seit im 15. Jahrhunderte die berühmten Schauspieler Se Ami und Oto-Ami (Ami, der Aeltere und

Mikado. — III. O-dai oder Jin-dai: „Die erlauchte Dynastie“ oder „Die Dynastie der Menschen“, von Eroberung Yamato's, des süd-östlichen Teiles der Hauptinsel Hon dō durch Jimmu Tennō, 660 v. Chr. bis zur Gegenwart.

*) Mit dem Worte „Mukashi“: „vor alten Zeiten, einst“ beginnen, wie unsere, auch die meisten japanischen Märchen.

**) Die Schöpfungsgeschichte erzählt: Als Izanagi und Izanami, das erste zeugende Götterpaar, aus den himmlischen Gefilden hinaustraten auf die in sieben Farben prangende Himmelsbrücke, bot sich nichts als das wogende Meer ihren Blicken. Da stieß Izanagi seinen Korallenspeer in die Fluten, und als er denselben zurückzog, fiel ein Tropfen hinab ins Meer und erstarrte zu einer Insel, Onokoro-jima, „die Insel des festgewordenen Tropfens“, jetzt Awaji genannt, welche sie zum Mittelpunkte der Welt machten. Später schufen sie die übrigen Inseln des japanischen Archipelagus. Nachdem sie zur Erkenntnis gekommen, zeugten sie die Sonnengöttin Ama Terasu, die Ahnin der kaiserlichen Dynastie, dann zahlreiche andere Kinder.

***) Sumi-no-ye: „Bucht von Sumi“ war bis Ende des neunten Jahrhunderts der Name des heutigen Sumi-yoshi, 3 Ri (beiläufig 11,5 Km.) südlich von Ōzaka am Wege nach Sakai in der Provinz Setsu, ehemals, wie auch im Utai, Tsu-no kuni: „Hafen-Land“ genannt. Es ist wegen seiner vier alten Shintō-Tempel berühmt, welche vorzüglich von Fischern besucht werden. Die hier, und später im Utai erwähnte Föhre: Hime-matsu (Pinus parvifolia) wird noch jetzt gezeigt.

†) „Die Wellen des Alters: Oi-no-nami“, ein Euphemismus für „Runzeln“ ist ein Zitat aus dem Texte des Festspieles.

*) Die Föhren (Matsu) Pinus Sp. und der Kranich (Tsuru), Grus Montignesia sp. sind Sinnbilder langen glücklichen Lebens; die Schildkröte (Kame) Emys japonica Gray. gilt als Symbol eines zehntausendjährigen d. i. ewigen Lebens. Diese kleine Süßwasser-Schildkröte, deren Rückenschild häufig je nach dem Alter des Tieres mit kürzeren oder längeren Algen fransenartig bewachsen ist, wird wegen Aehnlichkeit dieses Besatzes mit den aus Reisstrohfransen verfertigten Regenmänteln der Landleute (Mino) „Mino-game“ genannt. Da sie aber den Meisten nur aus symbolischen Darstellungen in Bronze oder in Porzellan- und Lackgemälden bekannt ist, so halten selbst viele Japanen die Mino-game für ein mythisches Tier, was jedoch keineswegs der Fall ist. Ich selbst besaß mehrere solcher lebendiger Schildkröten, deren Algenbesatz die fast dreifache Länge des Tieres hatte.

**) Während des Hochzeitsmahles und in der Brautkammer werden plastische Darstellungen der Takasago-Gruppe auf einem Gestelle, „Shima-dai“ genannt, sowie des elysäischen Berges: „Horai-San“ (über welchem später mehr) aufgestellt.

***) Ausführliches über die Hochzeitsgebräuche der Japanen siehe in des Verfassers: „Segenbringende Reisähren“ (Midzuho gusa); „Schilderungen aus Japan“, III. Band, Seite 230.

Ami der Jüngere) am Hofe des Shōgun Minamoto Ashikaga Yōshi Masa*) in Kiyōto sich durch ihre Kunst einen noch heute unvergessenen Namen erworben.

Der Schauplatz ist ein einfacher blank gezimmerter Bau ohne Farbenanstrich oder Lackirung. Mit Vorliebe wird hierzu das sehr geschätzte Holz der Sonnencypresse (Hi-no-ki) Chamaecyparis obtusa Endl. verwendet. Die erhöhte Bühne bildet ein Viereck von 3 Ken (6 Meter) Breite und gleicher Tiefe, welche Maße seit Alters her nie verändert wurden. Sie ist aus sorgfältig geglätteten Dielen aus dem durch Dauerhaftigkeit und Härte ausgezeichnetem Keya-ki-Holze (Planera Keaki, Sbd. oder P. japonica Miguel.)**) gefugt und ruht auf hohen leeren Porzellanvasen, um dadurch die Schritte der in langsamem Takte sich bewegenden Schauspieler stärker wiederhallen zu machen. Sie ist an drei Seiten offen, und nur im Hintergrunde abgeschlossen, und ist mit einem geschwungenen, weit ausladenden Dache überdekt, welches auf hohen hölzernen Tragepfeilern ruht und in Form jenem der Shintō-Tempel gleicht. Eine gedekte, vorn offene, rückwärts abgeschlossene Galerie von 1½ Ken (3 Meter) Breite, auf welcher bisweilen ein Teil der Handlung vor sich geht, verbindet die Bühne mit den links von derselben belegenen Ankleideräumen der Schauspieler. An der Hinterwand der Bühne, der einzigen nicht offenen Seite, ist nach altem Herkommen die Abbildung einer Föhre angebracht; ebenso ist die in gleicher Flucht sich anschließende Hinterwand der vorerwähnten Galerie mit mehreren kleineren Föhren bemalt. Häufig sind auch drei junge Föhren in dem offenen Raume, welche die Galerie von den Plätzen geringeren Ranges trennt, gepflanzt. Der gedeckte äußere Schauplatz, in welchem das Publikum auf Strohmatten sitzt, umgibt die drei offenen Seiten der Bühne; die besten Plätze befinden sich der Vorderseite gegenüber. Ehemals, als die Utai, so wie auch die Nō, nur an den Höfen des Mikado, des Shōgun und der Dai-miyō aufgeführt wurden, waren die Plätze strenge nach der Etikette des Ranges der zugelassenen Bevorzugten verteilt. Später, seit diese Vorstellungen öffentlich geworden, sind die Plätze, mit Ausnahme der offiziellen Logen für die Behörden, wie in andern Theatern, nach den Preisen geordnet.

Das klassische fünf-Männer Orchester (Go-ninbayashi) sitzt im Hintergrunde der Bühne in einer Reihe, rechts ein Flötenspieler (Fuye-gata), links ein Trommler (Taiko-gata), zwischen diesen zwei Pauker, von welchem einer eine größere, der andere eine kleinere sanduhrförmige Handpauke schlägt (Ō-tsudzumi-gata und Ko-tsudzumi-gata), und rechts, etwas seitwärts und vor dem Flötenspieler, der Sänger (Utai-gata), welcher gewissermaßen die Stelle des alt-griechischen Chores vertritt. Bisweilen jedoch, besonders in den neueren Utai, sind mehrere Sänger, welche dann der rechten Seite der Bühne entlang, mit dem Gesichte nach derselben gewendet, Platz finden. Vormals, im klassischen Zeitalter der dramatischen Kunst der Japanen, war die Zahl der Utai-Schauspieler auf zwei beschränkt, von welchen einer die Hauptrolle, der andere die Nebenrolle darstellte. Seit dem 15. Jahrhundert jedoch, als man anfing, Dramen auch in Prosa zu schreiben, fiel diese Beschränkung der Zahl der handelnden Personen. Die Darsteller der Nebenrollen reihen sich dann, wenn deren mehrere, während des Teiles des Utai, in welchem sie nicht beschäftigt sind, an die Sänger, zwischen diesen und dem Vordergrunde der Bühne sitzend.

Da bis neuester Zeit bei den Japanen, wie bei den Griechen und Römern des Altertums, die weiblichen Rollen nicht von Frauen, sondern von Männern gespielt wurden, so tragen die Darsteller derselben, sowie die der Geister und überirdischen Wesen, entsprechende Masken. Die Kostüme zeichnen sich durch Pracht, Kostbarkeit und historische Treue aus.

Die antike Bühne für die Darstellungen der Utai entbehrt jeder szenischen Ausstattung, mit Ausnahme der an der Hinterwand gemalten Föhre, welche für das Takasago-no Utai eine den modernen Ansprüchen beinahe entsprechende Dekoration bietet. Hierin ähnelt sie unserer mittelalterlichen Bühne, welche noch zu Hans Sachsens' und Shakespeare's Zeiten weder Dekorationen noch anderes szenisches Beiwerk besaß, sondern im Hintergrunde nur durch einen Vorhang mit einer daran angebrachten Tafel zur Angabe des Ortes der betreffenden Handlung abgeschlossen war. Versuche einer moderneren Inszenirung der Utai scheiterten bisher an dem ablehnenden Verhalten des Publikums, welches die alten klassischen Traditionen solcher Vorstellungen nicht missen will. Die zur Aufführung historischer und neuerer Schauspiele bestimmten großen Theater hingegen verfügen über eine bedeutende szenische Technik mit sowol gemalten als plastisch aufgebauten Dekorationen und Versetzstücken, sowie auch über ein zahlreiches Schauspieler- und Statisten-Personal und ein vielstimmiges Orchester. Dieser Mangel an szenischer Ausstattung der Utai-Bühne macht sich jedoch selbst unserem in dieser Beziehung verwöhnten Auge kaum fühlbar, ja, ich möchte beinahe glauben, jede nebensächliche Ausschmückung derselben würde den idealen Eindruck solcher Darstellungen beeinträchtigen. Die ernste Ruhe und Gemessenheit, die beinahe statueske Unbeweglichkeit, der eigentümliche, kadenzirte Tonfall des Vortrages der Schauspieler, abwechselnd mit dem teils erzählenden, teils reflektirenden Gesange des Utai-gata und der melodramatischen Musikbegleitung, — letztere jedoch eine unser Ohr keineswegs anmutende Beigabe —, verbunden mit dem stofflichen Interesse, verfehlen nie der spannenden Wirkung auf die Zuhörer, obwol den meisten die Dichtung bekannt, und jeder ein Textbuch mit sich führt. Ueberraschend jedoch und den Ernst der Stimmung gefährdend ist für europäischen Geschmack der Schlusstanz, welchen der

*) Yōshi Masa war der neunzehnte Erb-Shō-gun und der achte aus der zweiten Minamoto-Dynastie, dem Hause Ashikaga (1443—1473). Er führte vor seinem Regierungsantritte den Namen Yōshi Nari.

**) Die Planera bildet ein eigenes Genus, welches den Ulmen am nächsten steht. Der deutsche Name dieses Baumes fehlt. Koch erwähnt ihn in seiner Dendrologie als: „Japanische Planera." Die Amerikaner nennen eine verwandte Art: „Planera aquatica": „Planer-tree".

Hauptcharakter in den meisten Utai ausführt, obwol derselbe nur in rhythmischen Bewegungen des Oberkörpers und zeitweise stärkerem Markiren der feierlich langsamen Schritte besteht.

Derlei Darstellungen währen gewöhnlich einen ganzen Tag, von früher Morgenstunde bis Anbruch der Nacht, obgleich die Aufführung jedes einzelnen Utai kaum länger als eine Stunde in Anspruch nimmt. In der Regel werden fünf bis sechs solcher lyrischer Dramen gespielt, zwischen welchen kürzere Lustspiele und Farcen, Nō Kiyō-gen genannt, abwechseln.

Zur Verdeutschung des vorliegenden Utai wählte ich die prosaische Form, da ich in dieser dem Worte und Sinne der Dichtung gerechter werden, und die eigentümlichen stilistischen Wendungen, Redefiguren und Wortspiele genauer wiedergeben zu können glaubte, als es durch eine metrische Uebertragung möglich gewesen wäre. Letztere schien mir aus mehreren Gründen, welche ich eingehend bereits an anderer Stelle dargelegt*), unstatthaft. Ich will hier nur hervorheben, dass unsere Versformen dem Charakter der japanischen Metrik ebenso widersprechen würden, wie eine Nachahmung der letzteren den Gesetzen unserer Prosodie zuwiderliefen. Die stets reimlosen japanischen Verse bestehen nämlich nur aus einer bestimmten Silbenzahl ohne Rücksicht auf Quantität oder Cäsur; ihre Widergabe dürfte daher dem deutschen Ohre kaum anders als wie Prosa erscheinen. Eine in diesem Utai häufig vorkommende, der japanischen Poesie eigentümliche Redefigur, Ken-yō-gen: „Doppelwort“ genannt, ist das Abschließen eines Satzes und das Beginnen des folgenden durch dasselbe Wort, entweder in gleicher Bedeutung, oder als phonetisches Wortspiel, wobei dieses Wort jedoch nur einmal gesetzt werden darf, in deutscher Uebertragung aber die Wiederholung oder einen sinnentsprechenden Ersatz erfordert.

Im Takasago-no Utai, dessen Inhalt im kurzen folgender, treten drei Personen handelnd auf; der Chor besteht aus zwei Sängern, welche abwechselnd ihre Vorträge halten. Tomonari, der Kan-nushi (Kami-Priester) des Aso-Tempels in Higo auf Kiu-shiu**) unternimmt eine Reise nach Kiyōto und landet an der Küste von Takasago. Er begegnet dort einem Greisenpaare, welches ihn über den berühmten Baum belehrt, und sich als die Geister der Gattenföhre zu erkennen gibt. Diese begleiten ihn zu Schiffe nach Sumi-no-ye, wo sie von ihm Abschied nehmen und er seine Reise nach der Hauptstadt fortsetzt.

Altem Herkommen gemäß befindet sich der Darsteller des Priesters während der Beschreibung seiner Reise durch die Sänger, auf der vorerwähnten Galerie, und bewegt sich langsam gegen die Bühne, welche er erst betritt, nachdem seiner Landung in Takasago Erwähnung geschehen. Wie der Prolog, mit welchem Hans Sachs und andere ältere Dichter ihre Komödien zu eröffnen pflegten, so auch führt sich hier der Hauptakteur, Stand, Herkommen und Absicht erklärend, ein.

(Schluss folgt.)

*) „Die klassische Dichtkunst der Japanen.“ Magazin für die Literatur des In- und Auslandes (50. Jahrgang, No. 6, 5. Februar 1881).

**) Die Shintō oder Kami-Priester werden Kan-nushi (aus den alten Yamato-Wörtern: Kami: „Gott“ und Nushi: „Herr“ zusammengesetzt) genannt, zum Unterschiede von den Buddha-Priestern oder Bonzen: Bō-zu.

Der Aso-Tempel ist dem Kami des Aso-yama geweiht. Dieser Vulkan (1500—1600 Meter hoch), dessen letzter Ausbruch 1874 stattfand, befindet sich in der westlichen Provinz Higo auf Kiu-shiu, der zweitgrößten, südwestlich von Hon-dō gelegenen Insel Japans.



Franz Scherer: Bilder aus dem serbischen Volks- und Familienleben.

Unter vorstehendem Titel veröffentlichte kürzlich die Verlagsbuchhandlung von Luka Jocić & Komp. in Neusatz (1882) ein nett ausgestattetes Buch, dem wir an dieser Stelle einige Worte widmen wollen.

Der Gedanke, das serbische Volks- und Familienleben in einer Reihe literarischer Bilder und Skizzen zu schildern, muss als ein glücklicher bezeichnet werden. Der Verfasser bietet uns erstlich flüchtige Anmerkungen aus seiner Reisemappe; schildert dann die serbische Familienverfassung und das Fest des Hauspatrons“ (die Slava), gibt ferner ein Bild vom serbischen Hause in der Stadt und auf dem Lande, zeichnet hierauf die serbischen Frauen, das Leben und Treiben im Bade Arangjelovac-Kisela-Voda und im Kloster (Manastir) Drača, um mit den Skizzen über die beiden Städte Kragujevac und Belgrad zu schließen.

Die einzelnen „Bilder“ sind von ungleicher Ausdehnung und von ungleichem Werte. Ein Vorteil des Buches liegt darin, dass der Verfasser Land und Leute durch langjährigen und wiederholten Aufenthalt aus eigener Anschauung kennt. Dabei kam derselbe mit dem Volke in unmittelbaren Verkehr und konnte sich auch außerhalb der Städte unter demselben frei bewegen, weil er der Landessprache kundig war. Dieser Vorteil, verbunden mit augenscheinlicher Sympathie und aufrichtigem Wolwollen für das jüngste Königreich in Europa, und eine lobenswerte Wahrheitsliebe verleihen seinen Erzählungen außer dem Charakter der Authentizität noch jene frische Unmittelbarkeit, durch welche sich die Darstellung selbsterlebter Ereignisse von der Wiedergabe bloß angelesenen Stoffes woltätig unterscheidet.

Man folgt also dem Verfasser gern auf seinen Ritten und Fahrten durch das wenig bekannte Land, weilt mit ihm jetzt in der primitiven Dorfschenke, dann im einsam gelegenen Kloster oder besucht mit ihm die Hauptstraße der Stadt mit ihren Kaufläden, Kaffeehäusern, Werkstätten, Spaziergängen. Hie und da gelingt dem Verfasser die Vorführung einer alten Geschichte oder die Zeichnung einzelner Volkstypen; aber seine „Bilder“ lassen dennoch einen sehr gemischten Eindruck zurück.

Der Verfasser soll Wiener Journalist sein. Von daher stammt einerseits die Flüchtigkeit seiner Aufzeichnungen, anderseits die Sucht, auch Kleinliches phrasenhaft herauszustutzen und mit „geistreichen" Randglossen oder Schlagwörtern zu begleiten. So leidet gleich das erste Bild an einer ermüdenden Breite und Langweiligkeit. Das „Bild" von der serbischen Familiengenossenschaft ist in einzelnen Punkten inkorrekt; über die serbischen Frauen spricht der Verfasser mit vieler Würde und Anerkennung, die wir auch teilen; nur fehlt dem Lichte der Schatten; erst dann wäre das Bild naturgetreu. Die Skizze aus dem Badeleben zu Arangjelovac-Kisela-Voda liest sich im Anfange recht hübsch, aber sie ermüdet bald durch Weitschweifigkeit und Wiederholung des schon Gesagten. Der letztere Fehler kehrt auch schon im Buche wieder.

Ueberaus tadelnswert finden wir die Sprache des Buches, das zudem an einer recht lästigen Anzahl von sinnstörenden Druckfehlern leidet. Die Sprache des Verfassers steht zuweilen mit den einfachsten Regeln der deutschen Grammatik auf gespanntem Fuße. Ungeschickten, holprigen oder geradezu unrichtigen Satzbildungen und Redewendungen begegnet man fast auf jeder Seite, so dass man an dem Deutschtume des Verfassers trotz seines Namens und trotz seiner Versicherungen zweifeln möchte.

Sieht man von diesen Mängeln und Gebrechen ab, so empfiehlt sich das Buch immerhin als interessante Lektüre, die bei dem allgemeinen Interesse, das Serbien in der Gegenwart beansprucht, auch nach anderer Richtung hin gerechtfertigt erscheint.

Budapest.

J. H. Schwicker.



Mondschein-Geschichten. Novellen von Johannes von Dewall †.

Stuttgart 1882. Deutsche Verlagsanstalt.

Warum „Mondscheingeschichten"? — Weil — so erzählt das Vorwort — die stofflichen Anregungen zu diesen Novellen zumeist in einer Seebadegesellschaft gefunden worden sind, die an mondhellen Abenden am Ostseestrande zu sitzen pflegte. Im Hinblick auf Inhalt und Stimmung der mehr sonnig-heiteren als mondbeglänzten Geschichten ist die Titelwahl ziemlich willkürlich. Es wird dies namentlich jenen eigensinnigen Lesern und Leserinnen auffallen, die — es gibt deren — die Lektüre eines solchen Buches von rückwärts beginnen, indem sie die vom Verfasser vorgezeichnete Reihenfolge der Erzählungen trotzig umdrehen. Ihnen bietet diese umgestülpte Ordnung zunächst ein Histörlein, kaum dritthalb Seiten lang, aber gerade lang genug für das hübsch vorgetragene niedliche Einfällchen, dass ein rührend-harmloses Kadettlein von seinen Kameraden den Spitznamen „Massenmörder" erhalten hat. — Die zweite oder vielmehr die vorletzte „Mondscheingeschichte" ist zwar doppelt so lang, aber mehr als eine zierlich erzählte Anekdote ist sie auch nicht: ein netter Gärtnergehilfe bewacht während eines Balles die Blumen, wird von dem liebenswürdigen Hausherrn für einen schüchternen Gast gehalten, der seine Handschuhe verloren hat, muss mittanzen und unterhält sich königlich. Das ist alles. Nun folgt die launige Erzählung eines durch unvorsichtigen Hummersalat-Genuss heraufbeschworenen Traums, der einen gewesenen Offizier aus dem anmutigen Präsenz eines ehelichen Idylls in das hochnotpeinliche Plusquamperfectum einer strengen militärischen Musterung zurückversetzt. — Weiter „Une Noce", die Geschichte einer drolligen Pariser Hochzeit mit Hindernissen. Der ohne Frage sehr liebenswürdige Autor hat eine starke Schwäche für das Franzosentum; in dieser Hochzeitsgeschichte sprudelt ihm das Französische im Dialog an einer Stelle sogar acht Zeilen breit empor. Auch abgesehen vom Dialog kann man z. B. lesen: „Auch le beau-père avec sa veste blanche hatte sich einen gewaltigen Haarbeutel angetrunken." — Ist es denn gar so schwierig oder untunlich, die weiße Weste eines französischen Schwiegervaters in unser „geliebtes Deutsch" zu übertragen?

Blättern wir weiter zurück. „Der Fächer", wieder eine recht zierlich erzählte Kleinigkeit, aber die Pointe, dass eine eifersüchtige Frau — verkleidet — die Gunst des eben so ahnungs- als treulosen Gatten erwirbt.. diese liebe, gute, alte Pointe, die wir ja alle aus Büchern, Operetten etc. sattsam kennen, sie ist unmöglich.

Weiter: eine Geschichte aus Florenz: „Venus". Hier sind wir endlich mitten im vollen Mondschein einer niedlichen Liebesgeschichte. Wer wie der Schreiber dieser Zeilen in dieser Erzählung zu einer Lieblingsstätte seiner Erinnerungen zurückgeführt wird, der wird Herrn Ich und seine muntere österreichische Baronin doppelt gern bei ihrem heiteren Getändel vor dem Venus-Steinbilde beobachten.

Bleibt noch die erste und umfangreichste Erzählung des Bandes: „Madame de Beaufort". Der Schauplatz ist hier das französische Seebad Royan, der Held ein norddeutscher Monsieur Ich, dessen teutonisch-männliche Schönheit namentlich auf zwei reizende Französinnen sinnberückend wirkt. Monsieur Ich ist aber auch sowol innerlich als äußerlich der Mann dazu; — so zu sagen eine männliche Mimili. Ganz abgesehen davon, dass er schließlich höchst effektvoll sich selbst und andern Leuten das Leben rettet, er spielt auch Zither, — und Arme hat er . . . und Beine! Doch hören wir ihn selbst, den Narciss im Seebade:

. . . „Während ich mich allmählich an das neue meiner Situation zu gewöhnen begann und ein wollüstiges Luftbad genoss, konnte ich nicht umhin, mit einem gewissen Anflug von Stolz auf die kleinen gelbhäutigen Franzosen herabzublicken und die Muskelfülle meiner norddeutschen Arme und Beine mit den

hagern Gliedmaßen dieser Gascogner zu vergleichen." — Dass sich die beiden Französinnen, eine zartjugendliche und eine reifere, in unsern teutonischen Monsieur wahnsinnig verlieben, glauben wir herzlich gern, da die Geschichte offenbar vor dem Kriege sich abgewickelt hat. Schwieriger wird es, dem Monsieur Ich die Seelengröße zu glauben, mit welcher die reifere Schönheit zu Gunsten der jüngeren Rivalin schmerzlich Verzicht leistet auf den Herrn mit bewussten Armen und Beinen. — Alles in allem erweist sich der Verfasser auch in diesem neuen Buche wieder als sorgfältig beobachtender, angenehm plaudernder Erzähler, als amüsant, behaglich, prickelnd. Aber bei all seiner modernen Eleganz erinnert er doch, wie ich schon angedeutet habe, ein wenig an den alten Clauren.

Zum Schlusse noch ein kleines Geständnis. Mit einer gewissen Schadenfreude war ich bereits daran gegangen, dem (wie ich glaube) norddeutschen Autor abgesehen von sonstigen kleinen Nachlässigkeiten, einen größeren stilistischen Bock nachzuweisen. Auf Seite 92 heißt es nämlich: „Die Tante hat sich sehr erschreckt." Und auf Seite 58 heißt es gar: „Wie habe ich mich erschrocken!" Uns Deutschösterreichern werden von unseren norddeutschen Stammesgenossen in sprachlicher Hinsicht oft genug — und oft gewiss auch mit Recht — arge Vorwürfe gemacht, so dass es mich immer ein wenig freut, wenn ich auch einen Gerechten straucheln sehe. Diesmal erkundigte ich mich zunächst wieder vorsichtig bei unserer deutschen Crusca, Herrn Daniel Sanders, in dessen Wörterbuch ich jedoch fand, dass Herr von Dewall vollständig im Rechte ist, denn die Entscheidung des erwähnten (allerdings sehr liberalen) sprachgerichtlichen Forums lautet: „Erschrecken . . . 3) zuweilen refl. (stark- und schwachformig.)" Ich muss gestehen: ich habe mich bei dieser beschämenden Entscheidung nicht nur erschreckt, ich habe mich geradezu erschrocken.

Prag. Josef Willomitzer.

Der obige Artikel war geschrieben, bevor dem Verfasser der Tod Dewalls bekannt geworden.

Die Redaktion.



Ferdinand Bässler.

Gedichte von Ferdinand Bässler, weiland geistlichem Inspektor und Professor in Pforta. — Gotha. Friedrich Andreas Perthes.

Die literarische Anerkennung, welche Ferdinand Bässler genießt, ruht auf der hervorragenden Begabung, die ihm als Balladen- und Legenden-Dichter eigen ist. Eine Sammlung „Legenden und Balladen" erschien 1851. (Berlin, Decker.) Jetzt, nach dem vor wenigen Jahren erfolgten Tode des Dichters wird uns eine Sammlung poetischer Darstellungen, die einen allgemeineren Charakter trägt, dargeboten. Auch hier überwiegen freilich Balladen und Legenden, vermöge der Liberalität des Verlegers durch Dichtungen vermehrt, die schon in der ersten Sammlung enthalten waren; aber daneben begegnen wir hier auch Zeitgedichten, Sinnsprüchen und einigen lyrischen Gedichten, welche früher in der Zeitschrift „Daheim" veröffentlicht waren.

Die neuen Balladen und Legenden, die hier mitgeteilt werden, sind den älteren ebenbürtig; und manche von ihnen wird, wie wir hoffen, ebenso Gemeingut unsrer Nation werden, wie es unter den früheren „Der Skieläufer" geworden ist. Schlichtheit und Anschaulichkeit der Darstellung, Tiefe und Zartheit der Empfindung, erquickender Humor und frommer, christlicher Sinn zeichnen auch die neuen Dichtungen aus. Die Legenden „St. Gallus und der Bär", „St. Peter und die Hühner zu Mecheln", sowie die Ballade „Hermann Billings Sohn" sind kleine Meisterwerke. In einer Beziehung hat Bässler die Legende über den ihr bisher eignen Geltungsbezirk hinausgeführt, insofern er auch Vorgänge aus dem Leben der Reformatoren ihr zum Gegenstande gegeben hat. „Der Konvent zu Torgau" zeigt Melanchton, „Luther im Garten" seinen größeren Genossen im Vordergrunde. An sich gewiss ein berechtigter Versuch, nur ist leider bei den hier gewählten Vorwürfen die Handlung zu dürftig. Dagegen ist es Bässler vortrefflich gelungen, eine so durchaus moderne Gestalt wie Friedrich den Grossen in der Ballade „die Linde von Sanssouci" mit einem duftigen, von der Sage geflochtenen Kranz zu schmücken.

In der Anordnung der Gedichte ist der Herausgeber nicht immer glücklich gewesen. So finden wir unter den „Balladen und Legenden" die Gedichte „Weide und Tanne" und „Vier Schwestern", die beide vielmehr der religiösen Naturpoesie angehören, dagegen unter den Zeitgedichten die Legende „Verloren und Wiedergefunden."

Wir zählen dieselbe zu den Perlen der Sammlung. Ihr Held ist Moritz von Sachsen. Bis zur Wiedereroberung von Metz war ihm die Himmelstür verschlossen, jetzt ist sie ihm geöffnet. St. Peter öffnet sie ihm mit den mahnenden Worten:

„Doch wisse, wenn einer noch einmal es wagt
Und gäbe die teuer erworbene Magd
In die Hände des gallischen Buhlen zurück:
Versagt sei ihm zeitlich's und ewiges Glück!
Metz wieder an Frankreich! das wär' eine Sünd',
Die dort nicht und hier nicht Vergebung mehr find't."

Aus den Zeitgedichten heben wir die Apostrophe „An den deutschen Michel" hervor. Der Träumer Michel erwacht als Held Michael, als Schirmvogt des Rechts und Friedens.

Auch im „Gnomischen" findet sich manch tiefes und sinniges Wort, doch fehlt die hier unentbehrliche scharfe Zuspitzung des Gedankens und Ausdrucks.

Unter den früher im „Daheim" erschienenen Gedichten geben wir den drei letzten den Preis. „Themistokles der Zweite" ist eine Erzählung voll prächtigen Humors. Der „Abschied vom Harz" überrascht uns

durch die scherzhafte Wendung, durch welche der scheidende Dichter die elegische Stimmu ng abschneidet Der Wehmut des Scheidens ist auch das schöne Gedicht „Zum letzten Mal“ gewidmet. Im Entschluss zum sittlichen Handeln und in der Hoffnung des Glaubens gewinnt der Dichter den Sieg über das schmerzliche Bewusstsein der Endlichkeit alles irdischen Glücks.

Bässlers Gedichte sind der Spiegel eines harmonischen, geklärten, reinen, friedevollen Gemütes, das in gesunder, christlicher Frömmigkeit eine sichere Wegweisung gefunden hat, und so werden sie allen willkommen sein, welche dieser Wegweisung Vertrauen schenken.

Königsberg.

Hermann Jacoby.



Literarische Neuigkeiten.

Das Feuilleton-Preisgericht der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ hat in Sachen der unter dem 7. Oktober v. J. ausgeschriebenen Feuilleton-Konkurrenz einstimmig den Preis von 300 fl. dem Feuilleton: „Wie der Maler Vincenz Romanisch lernte“, von Robert Kohlrausch, Redakteur des „Hannoverschen Kourier“ in Hannover, zuerkannt.

Das Preisgericht hat weiter beschlossen, einer Reihe von eingesendeten Feuilletons, die durch Inhalt und Form gleich hervorragend erscheinen, eine ehrenvolle Erwähnung zuzuerkennen. Es sind dies folgende Arbeiten: „Die verbesserte Welt“ von Julius v. Goose in Wien; „Das Alltägliche“ von Theodor Herzl in Wien; „Die Anglisirung der Welt“ von Professor Dr. Eyssenhardt in Hamburg; „Der erste Schnee“ von Karl Scharnagl in Prag; „Auf der Glücksjagd“ von Ernst Probst in Wien.

Veit Valentin: Neues über die Venus von Milo. Leipzig, Seemann. 7. Heft der „Beiträge zur Kunstgeschichte.“ — Der Verfasser lässt uns zuerst zurückblicken auf die in den letzten Jahren gemachten neuen Erklärungsversuche und prüft die Resultate derselben; dann versucht er die Frage nach der Bedeutung der melischen Statue und ihre Stellung in der Kunstgeschichte selbst einer Lösung näher zu bringen, indem er die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Geschichte der Motiventwickelung hinlenkt und die sich ergebenden Resultate auf diesen besonderen Fall anwendet.

Richard Leidemann: Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. von Herder. — Görlitz, Förster. 2 M. — Durch diese Schrift werden bedeutsame Streiflichter auf die persönliche wie literarische Stellung Böttigers geworfen und damit indirekt vielfach neue, interessante Aufschlüsse über mancherlei Maßnahmen und Charakterzüge Herders dargeboten. Als Anhang ist eine größere Anzahl bisher ungedruckter Briefe Karoline Herders beigegeben worden.

Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den Baltischen Provinzen. Leipzig, Duncker & Humblot. 6,60 M. — Dies Buch liefert neue höchst fesselnde Beiträge zur Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Der Herausgeber hatte Gelegenheit von interessanten, bis dahin größtenteils geheim gehaltenen Aktenstücken Kenntnis zu nehmen.

Dr. Heinrich Beitzke: „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813—14. Vierte neu bearbeitete Auflage von Dr. Paul Goldschmidt. — Diese 4. Auflage ist durch die Benutzung zahlreicher wichtiger Aktenstücke zu einer Art von neuem Werke geworden. Ueber Beitzkes Geschichte steht das kritische Urteil längst fest: sie ist die einzige Darstellung der großen Freiheitskämpfe, welche sich fortdauernd in der Gunst des deutschen Volkes behauptet hat. Daran hat keine reaktionäre politische Strömung etwas ändern können. Es gab einmal eine Zeit, wo Beitzkes Buch auf dem Index gewisser sehr einflussreicher Kreise in Preußen stand. Heute ist auch diese Schranke gefallen. Wir empfehlen das klassische Werk allen, die es noch nicht kennen sollten, als ein vortreffliches Hausbuch. — Bremen, M. Heinsius. 9 M.

Dies ist wieder so ein echtberlinisches Buch, wie es deren leider viel zu wenig gibt: „Buchholzens in Italien.“ Reiseabenteuer von Wilhelmine Buchholz“, d. h. von Julius Stinde. Ein so reizendes, liebenswürdiges Buch, dass wir überzeugt sind, es wird den Berlinern manchen Freund hinzuerwerben. Stinde ist der Verfasser der bekannten Briefe von Wilhelmine Buchholz im „Deutschen Montagsblatt“. Wäre er ein Franzose und schriebe seine Briefe für den Figaro, so würde ihn ganz Deutschland kennen — so aber handelt sichs ja nur um ein Stück deutschen, zumal Berliner Lebens, und Berlin ist nun einmal nicht beliebt bei den anderen Großstädtern des deutschen Reichs. — Berlin, Freund & Jeckel.

Dem Grafen Schack wird erst am Nachmittag des Lebens die verdiente Anerkennung. Es erscheinen ziemlich gleichzeitig über ihn zwei Schriften, eine größere, sehr eingehende, liebevolle von F. W. Rogge (Berlin, O. Janke) — und eine kleinere Broschüre der Gebrüder Hart: „Graf Schack als Dichter“, — das 5. Heft einer Sammlung sogenannter „kritischer Waffengänge“. Von der letzteren Schrift wird wahrscheinlich Graf Schack denken: Gott, bewahre mich vor meinen Freunden! — So viel Gutes über Schack auch darin steht, — der phrasenhafte, dünkelvolle, unreife Ton ist so vorlaut, dass man zu sehr verstimmt wird, um Gefallen an dem bischen Wahren zu finden. Ueber letztere psychologisch interessante Schrift demnächst mehr. — Leipzig, O. Wigand.

Fr. v. Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 3. neu bearbeitete Auflage. Inhalt der 6. Lieferung: Die alten Hellenen. — Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen. — Das Steinzeitalter auf den Kykladen. — Die Heroenzeit der Griechen. — Ueber den Ursprung freiheitlicher Regungen. — Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen. — Zustände zur Zeit der Perserkriege. — Kulturleistungen der Demokratie zu Athen. — Religiöse und geistige Entwicklung der Hellenen. — Die griechische Kunst. — Literatur der Griechen. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Soziales Leben der Griechen. — Familienleben und Hetärismus. — Griechenlands Niedergang. — Makedonier und Alexandriner. — Nationalität und früheste Zustände der Makedonier.

Alphonse Daudet ist, wie es heißt, für den Sitz Jules Sandeaus in der französischen Akademie ausersehen. Die Freunde des berühmten Romanciers versichern aber im Vertrauen, er werde sich um diese Ehre nicht bemühen, weil die Aufnahme ihm die Ausarbeitung eines bereits entworfenen Romans, in dem er der französischen Akademie auf den Leib rücken wollte, vereiteln würde. Anderweitig hört man, dass auch Auguste Maquet, Ludovic Halévy und Edmond About sich um den Sitz Jules Sandeaus bewerben wollen. — Zum Nachfolger Sandeaus als Konservator der Bibliothek Mazarin ist durch Dekret des Präsidenten der Republik Ferdinand Fabre, der bekannte Verfasser von *„L'Abbé Tigrane“*, ernannt worden.

Die Firma W. Friedrich (Leipzig) hat von Eduard Engels Abhandlung im Magazin: „Hat Francis Bacons Shakespeare's Dramen geschrieben“ eine Ausgabe als Broschüre veranstaltet, von welcher die II. Auflage erscheint. — Preis 1 M.

Das British Museum hat aus Peking acht gedruckte Bände aus dem 13. Jahrhundert erhalten.

Frau Fanny Lewald-Stahr hat ihre Feuilleton-Plaudereien von Reisen gesammelt und unter einem der in solchen Fällen üblichen Titel: „Vom Sund zum Posilip“ herausgegeben. Es ist eben Feuilleton, d. h. Tagesbedarf, und nur weniges darin rechtfertigt die Aufbewahrung der an ihrer ersten Veröffentlichungsstelle gewiss unterhaltsam genug gewesenen „Briefe“ in einem Buch. Es ist recht merkwürdig, an sich die Beobachtung zu machen, mit wie ganz anderen Anforderungen man an eine Zeitung als ein Buch herantritt. Dass gesammelte Zeitungsartikel fast nie ein Buch, oder doch nur

ein recht mittelmäßiges ausmachen, zeigt auch diese Kompilation der sonst gewiss nicht ganz mittelmäßigen Verfasserin. — Berlin, O. Janke.

Die berühmte Verlagshandlung Ongania in Venedig publizirt ein Lieferungswerk über die St.-Marcus-Kirche in Venedig. Es werden nur 500 Exemplare gedruckt, deren jedes 800 Lire kostet!

Ueber Johann Arany's Ballade „Frau Agnes" erscheint soeben im Verlage von Gustav Hekenast in Pressburg eine Abhandlung mit poetischen Beigaben von Professor Arpad Török von Ponor und eine Uebersetzung aus dem Ungarischen von Karl Göndör. Preis 30 Kr. In demselben Verlage erschienen früher: „Toldi," poetische Erzählung in zwölf Gesängen von Johann Arany, im Versmaß des Originals von Moritz Kolbenheyer, und „Toldi's Abend", poetische Erzählung von Arany, ebenfalls von Kolbenheyer übersetzt.

Im Verlage von Carl Konegen in Wien erschien soeben eine Uebersetzung der altnordischen Hrafnkels Saga unter dem Titel „Die Saga vom Hrafnkell Freysgodi. Eine isländische Geschichte aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. Aus dem altisländischen Urtexte zum erstenmale ins Deutsche übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen nebst einer kurzen Einführung in die isländische Sagaliteratur versehen von Heinrich Lenk." Die Uebersetzung lässt zwar hie und da einiges zu wünschen übrig, aber im Ganzen verdient die Arbeit nicht nur gelobt, sondern in Ansehung der Wichtigkeit dieser Saga für die altnordischen Rechts- und Privatverhältnisse, sowie besonders für das isländische Godantum beachtet und gekauft zu werden. Das recht gefällig ausgestattete Werkchen ist dem Schriftsteller J. C. Poestion gewidmet.

Die seiner Zeit im Magazin angekündigte eigenartige Anthologie „Pessimisten-Gesangbuch," herausgegeben von Otto Kemmer, wird in J. C. C. Bruns' Verlag zu Minden i. W. im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Ein Werk, das wir beim Beginn seines Erscheinens mit großer Freude und der wärmsten Empfehlung begrüßen und begleiten: „Die französische Volksdichtung und Sage" von Wilhelm Scheffler, 1. Lieferung. — Wir werden auf diesen sehr interessanten Beitrag zur Literaturgeschichte und Völkerpsychologie später eingehend zurückkommen und bemerken schon jetzt, dass es sich um ein Werk von ungewöhnlichem Werte handelt. — Leipzig, B. Schlicke. à 1,80 M., vollständig in 5 Lieferungen.

Unter dem Titel „Französisches Frauenleben" bietet Hermann Semmig eine bunte Zusammenstellung von Studien aus der französischen Geschichte, welche an sich manches Interessante enthalten, aber keineswegs den Gesamttitel rechtfertigen. Wer nach der Lektüre dieses Buches sich zu einem Urteil über den französischen Frauencharakter berechtigt glauben möchte, würde sich aufs ärgste täuschen. — Leipzig, Krüger. 3,80 M.

Der Herzog von Koburg soll demnächst eine „Geschichte der Jahre 1848 und 1849" herauszugeben beabsichtigen.

Die Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik enthält in ihrem achten (Mai-) Heft folgende Beiträge: Die blauen Berge und die Goldminen in Lucknow bei Orange in Neu-Süd-Wales. Von J. W. Dehn in Boston. — Die Liparischen Inseln. — Zur Kenntnis des Negerstammes der Uoloff. Von Wilhelm Höfler in Gorée, Senegambien. — Die Volkszählungen in Europa mit besonderer Rücksicht auf die Zählungs-Epoche 1878 bis 1881. Von Franz Ritter von Le Monnier. — Diese gediegen redigirte Zeitschrift will in populärer, oder besser gesagt in nicht rein wissenschaftlicher Form die wichtigsten Neuerungen im Gebiete der Geographie besprechen und auch bereits Bekanntes in speziellen Schilderungen vertiefen. Sie führt daher dem gebildeten Publikum rasch und geordnet in fortlaufenden fesselnden Uebersichten die praktischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, Tatsachen, Entdeckungen und Bestrebungen auf geographischem Gebiete in populärer, zugleich aber durchaus zuverlässiger Form vor, und wurde bisher von Heft zu Heft reichhaltiger und interessanter.

Im Aprilheft des „*Journal des Savants*" eine wertvolle Studie von Renan über „La légende de Bouddha."

Das Mai-Heft der illustrirten populär-geschichtlichen Monatsschrift „Aus allen Zeiten und Landen" (Braunschweig) beginnt mit einem Aufsatz von Fridolin Hoffmann über „Katharina von Aragon und ihre englichen Heiraten." Es folgt: „Das Leben des Grafen Moltke bis zum Jahre 1845" von Wilhelm Müller in Tübingen. Der Aufsatz von Hermann Isaac: „Noch ein dunkler Vorgang in dem Leben Leicesters" schildert die Verbrechen Leicesters gegen Ehre und Leben des Grafen Essex und versucht den Nachweis, dass Shakespeare diese Verhältnisse bei der Abfassung des „Hamlet" im Auge gehabt. Daran schließen sich: eine Darstellung der Schlacht bei Tannenberg; ein Aufsatz über die jüngst verstorbene Mathilde Heine von Max Nordau, eine Studie von Rudolf Foss: „Zur Charakteristik Wallensteins"; ein literarisches Portrait Ben Jonsons von Alfred Meißner; endlich eine Arbeit des vor kurzem zu Budapest verstorbenen Stephan Gätschenberger: „Ein Apostel der Toleranz und der Schreckensherrschaft. (Eulogius Schneider)". Den Schluss bilden Rezensionen geschichtlicher Schriften.

Das fünfte Heft der „Oesterreichischen Rundschau" (Verlag von Carl Graeser) enthält: „La Speranza", Novelle von Alexander Baron Roberts. — Waldkultur und Waldverwüstung in Südtirol. Von Gustav Dahlke. — Preußen vor den Befreiungskriegen. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines österreichischen Offiziers. Von Dr. Eugen Guglia. — Sehnsucht nach dem Frühling, Gedicht von Martin Greif. — Zwei Hochzeiten. Novelle von Moriz Jokai. — Die Kunstgeschichte als Wissenschaft. Von Professor Dr. M. Thausing. — Eine Reise durch das Reich des Sargedon. Mitteilung über die österreichische Expedition nach Lykien. Von Baron Alexander Warsberg. — Drei Gedichte, aus dem Böhmischen übersetzt von K. Müller. — Parlamentarische Rundschau. — Kritische Rundschau. —

Die italienische Zweiwochenschrift „*Preludio*" (Ancona) enthält in ihrer Nr. 8 einen schönen Nachrufartikel über Karl Witte.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Eufemia Gräfin Ballenstrem: Aus tiefem Borne. Novellen. — Breslau, Schottländer. 3 M.

English Liberary: No. 18. Beaumont and Fletcher: The Maid's Tragedy. — Zürich, Rudolphi & Klemm. 0,40 M.

Jules Claretie: Octave Feuillet. — Paris, Quantin. 0,75 fr.

Club-Almanach: annuaire des cercles et du sport, 1883. — Paris, W. Hinrichsen. 10 fr.

Marchesa Colombi: Senz' amore. — Mailand, Brigola. 3 L.

A. Elwall: The history of little Jack, for the amusement and instruction of youth, by Thomas Day. — Paris, Detalain frères.

M. de Figueroa: El último estudiante. — Madrid, Tello. 8 reales.

Professor Friedrich Goltz: Wider die Humanisten. Rechtfertigung eines Vivisektors. — Straßburg, Trübner. 1 M.

Arturo Graf: Roma nella memoria e nelle immaginazioni del Medio Evo. Vol. II. con un appendice sulla leggenda die Gog e Magog. — Torino, Ermanno Loescher.

Angelo de Gubernatis: Storia universale della letteratura. Vol. 3 und 4. — Milano, Hoepli. à 4 L.

Hermann Jacoby: Allgemeine Pädagogik. Auf Grund der christlichen Ethik. — Gotha, F. A. Perthes. 5 M.

La Bruyère: Les caractères ou les mœurs de ce siècle. Nouvelle édition. 2 vols. — Paris, Dupont.

F. Lewald: Vom Sund zum Posilipp. Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881. — Berlin, Janke. 6 M.

Emma Marshall: Dayspring. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

F. Maschek: Ein bezähmter Wagnerianer. Humoristische Novelle. — Leipzig, Mutze. 3 M.

Stephen Milow: Wie Herzen lieben. 3 Novellen. — Stuttgart, Bonz. 4 M.

G. Mozzoni: Filosofia del creato. — Mailand, Muggiani. 5 L.

Gustav Moynier: Das rote Kreuz, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Aus dem Französischen übertragen von A. Stange. — Minden, Bruns.

Christian Muff: Zwei Titanen, Prometheus und Faust. — Halle, Mühlmann. 1 M.

Nisikânta Chattopâdhyâya: Indische Essays. — Zürich, Rudolphi & Klemm. 6 M.

K. A. Oberle: Ueberreste germanischen Heidentums im Christentum oder die Wochentage, Monate und christlichen Feste. — Baden-Baden, Emil Sommermeyerr. 3 M.

E. Paulus: Bilder aus Kunst und Altertum in Deutschland. — Stuttgart, Bonz. 2 M.

Hans Prutz: Kulturgeschichte der Kreuzzüge. — Berlin, Mittler & Sohn. 14 M.

Eduard Reich: Die persönliche Entwicklung des Menschen und die Zivilisation. 1. Band. — Minden, Bruns.

Ernest Renan: Das Judentum vom Gesichtspunkte der Race und der Religion. Autorisirte Uebersetzung. — Basel, M. Bernsheim.

Alfred von Reumont: Lorenzo de' Medici il Magnifico. 2 Bände. — Leipzig, Duncker & Humblot. Zweite Auflage. 18 M.

A. Rheiniseh: Die Freunde der Frau. Lustspiel. — Berlin, Freund & Jeckel. 2 M.

Th. Ribot: Les maladies de la volonté. — Paris, Baillière & Cie. 3,50 fr.

Louis Ricard: Genève et les traités de Paris de 1814 et de 1815, d'après des documents inédits. — Paris, Sandoz & Thullier.

H. Ritten: Jugend- und Turnspiele; nach den ministeriellen Bestimmungen ausgewählt. — Breslau, Goerlich. 2 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Herausgegeben von Holtzendorff. Heft 169/180. — Max Schasler: Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. I. Abteilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig. — Berlin, Habel. 1,50 M.

J. Stinde: Buchholzens in Italien. Reiseabenteuer von „Wilhelmine Buchholz". — Berlin, Freund & Jeckel. 3 M.

Wilhelm Tappert: Richard Wagner, sein Leben und seine Werke. — Elberfeld, Sam. Lucas. 2 M.

Anthony Trollope: Frau Frohmann and other stories. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

E. v. Wald: O goldene Lieutenantszeit! Humoresken aus dem Soldatenleben längst vergangener Zeit. — Berlin, R. Eisenschmidt. 1 M.

Auf die wiederholten Anfragen bezüglich der Aufnahmebedingungen des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, welche irrtümlich an die Redaktion des „Magazins" statt an den Verbandsvorstand gerichtet werden, bemerken wir, dass solche Anfragen zu richten sind an:

Herrn Dr. Friedrich Friedrich,
Vorsitzenden des Verbandes,
Leipzig, Langestrasse 13.

Die Redaktion des „Magazins".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Briefe und Manuskripte sind zu richten an Dr. Eduard Engel in Berlin. — Büchersendungen u. dergl. an die Verlagshandlung des „Magazins" in Leipzig.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXVIII.

Anfrage.

Die von mir redigirte Zeitschrift ** brachte in Heft VII und VIII des vorigen Jahrganges den wörtlichen Abdruck eines einzelnen Abschnittes aus einem im Verlag der Buchhandlung von N. N. in B. erschienenen wissenschaftlichen Werke von Dr. H. M., wovon mir zwei Rezensionsexemplare übersandt worden waren. Diesen teilweisen Abdruck motivirte ich durch folgende redaktionelle Anmerkung:

„Den obigen mit klarem Auge und tiefem Geiste geschriebenen Essay über das Auge und sein Verhältnis zum Geist entnehmen wir, um das gebildete Publikum auf das Werk aufmerksam zu machen, dem trefflichen Buche: „— —" von Dr. H. M. —" (Folgt in Parenthese der Verlagsort und der Name des Verlegers.) „Hier werden der Bedeutung des Auges im wahren Sinne des Worts neue Gesichtspunkte eröffnet.

Die Redaktion."

Die beiden Hefte erschienen im März und bezw. April 1882. Ende November desselben Jahres erhielt ich eine Ladung vor das hiesige Landgericht. Weit entfernt, meine obige, wenn auch kurze, so doch entschieden günstige Besprechung seines erwähnten Verlagswerkes dankbar aufzunehmen, hatte Herr N. N. kein Bedenken getragen, gegen mich und den Verleger der Zeitschrift ** Strafantrag wegen Nachdrucks zu stellen. Bei meiner vorläufigen Vernehmung gab ich den vorstehend geschilderten Sachverhalt zu Protokoll, erklärte, mir keiner stafbaren Handlung bewusst zu sein, und wies darauf hin, dass der Antrag verspätet sei. Nichtsdestoweniger empfing ich heute eine Anklageschrift der hiesigen Staatsanwaltschaft, die mich wirklich des Vergehens des vorsätzlichen oder fahrlässigen Nachdrucks für schuldig erachtet und die Hauptverhandlung beantragt. Vom Gericht aufgefordert, etwaige Einwendungen dagegen binnen drei Tagen vorzubringen, oder Gegenanträge zu stellen, erbitte ich mir Ihren juristischen Rat. Kann die von mir gewählte, in der periodischen Presse gar nicht selten vorkommende Besprechung eines mir eigens zur Rezension übersandten Buchs den Tatbestand widerrechtlichen Nachdrucks in sich schließen?

Das von mir im Wortlaut mitgeteilte Kapitel umfasste meines Wissens nur etwa den vierten, nicht, wie der Staatsanwalt behauptet, den dritten Teil des ganzen Werks. Wäre diese bloße Probe in der That schon als partieller Nachdruck zu ahnden, ohne dass mein guter Glaube mir zur Entschuldigung gereichen könnte?

Gutachten.

Ihre Verteidigung wird vornehmlich drei Punkte ins Auge zu fassen haben.

1.

Nach § 35 des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 soll Nachdruck straflos bleiben, wenn der zum Strafantrag Berechtigte den Antrag binnen drei Monaten nach erlangter Kenntnis von dem begangenen Vergehen und von der Person des Täters zu stellen unterlässt. Können Sie also zunächst beweisen, dass der Verleger N. N. die bereits im März resp. April v. J. erschienenen Hefte Ihrer Zeitschrift, auf der Sie, wie der Augenschein lehrt, ausdrücklich als „Herausgeber und verantwortlicher Redakteur" genannt sind, vor länger als 3 Monaten, vom Tage der gerichtlichen Einreichung seines Strafantrags zurückgerechnet, gelesen oder sonstwie von dem vermeintlichen Nachdruck und dessen Veranstalter Kenntnis erhalten hat, so bedarf es keiner feierlichen Prozedur. Der Antrag wäre solchen Falls nicht rechtzeitig gestellt, das gegen Sie eingeleitete Strafverfahren folglich sofort einzustellen. Falls Ihnen keine anderen Beweismittel zu Gebote stehen, würde in erster Linie die zeugeneidliche Vernehmung des Denunzianten über diesen formellen Präjudizialpunkt zu beantragen sein.

2.

Nicht jede mechanische Vervielfältigung gilt als verbotener Nachdruck, sondern nur die ohne Genehmigung des Berechtigten erfolgte. (§ 4 des cit. Gesetzes.) Uebersandte der Denunciant N. N. Ihnen s. Z. zwei Rezensionsexemplare des fraglichen Buchs, so bekundete er dadurch unzweideutig die

Absicht, das Buch in Ihrer Zeitschrift rezensirt und empfohlen oder mindestens angekündigt zu sehen. Indem er aber die Form dieser Rezension, Empfehlung oder Ankündigung von vornherein ganz Ihrem freien Ermessen überließ und Ihnen die wörtliche Mitteilung einzelner Teile des Werkes nicht ausdrücklich untersagte, genehmigte er stillschweigend die von Ihnen gewählte Form. Mithin gebricht es im vorliegenden Fall an einem wesentlichen Tatbestandsmerkmal des Ihnen beigemessenen Vergehens: der Nachdruck geschah nicht ohne Genehmigung, geschah vielmehr mit präsumtiver Genehmigung des Berechtigten. Aber selbst angenommen, Sie hätten sich in Bezug auf diesen Punkt in einem tatsächlichen oder rechtlichen Irrtum befunden, so muss sich doch angesichts Ihrer redaktionellen Note, die über Ihre wolwollende Absicht, den Absatz des fraglichen Buchs möglichst fördern zu helfen, keinerlei Zweifel aufkommen lässt, dem Richter die Ueberzeugung aufdrängen, dass Ihr Irrtum ein entschuldbarer war und Sie auf Grund dessen in gutem Glauben handelten, ein Umstand, der bekanntlich die Bestrafung ausschließt. (§ 18, Absatz 1 des cit. Gesetzes.) Eventuell würde übrigens auch noch durch buchhändlerische oder schriftstellerische Sachverständige festzustellen sein, dass in der periodischen Presse Bücherbesprechungen unter wörtlicher Mitteilung längerer oder kürzerer Abschnitte nicht zu den Seltenheiten gehören.

3.

Endlich soll ja auch nach § 7a des nämlichen Gesetzes nicht als Nachdruck angesehen werden „das wörtliche Anführen einzelner Stellen oder kleinerer Teile eines bereits veröffentlichten Werkes". Auch diese gesetzliche Bestimmung steht Ihnen meines Erachtens eventuell zur Seite, gleichviel ob der von Ihnen reproduzirte Teil des fraglichen Werkes $^1/_3$ oder bloß $^1/_4$ beträgt. Denn auch ersteren Falls hätten Sie doch immer nur den „kleineren Teil" wörtlich angeführt. Das Gesetz beschränkt das Maß des Erlaubten nicht auf eine bestimmte Zahl von Seiten oder Druckbogen, überlässt vielmehr die tatsächliche Feststellung der Frage, ob das Maß eingehalten oder überschritten ist, der richterlichen Beurteilung.

In einem Gutachten vom 10. August 1842 (auszugsweise mitgeteilt in Dambachs Kommentar S. 79) legte der Berliner Literarische Sachverständigenverein das Hauptgewicht darauf, „ob die Benutzung eine solche Ausdehnung gewonnen habe, dass die alte Schrift durch die neue wesentlich wiedergegeben wird, und ob gerade die besten Stellen, der Kern des alten Werkes, wonach etwa das Bedürfnis des Publikums am meisten greift, dergestalt ausgepflückt worden ist, dass man sich das alte Werk nicht mehr anzuschaffen braucht, dass also namentlich der rechtmäßige Verleger des alten Werks die Konkurrenz des neuen nicht aushalten kann." Von einer derartigen, das vermögensrechtliche Interesse des Denunzianten beeinträchtigenden Konkurrenz kann in gegenwärtigem Fall offenbar keine Rede sein. Im Gegenteil, die von Ihnen mitgeteilte Probe war nur geeignet, in den Lesern Ihrer Zeitschrift das Verlangen nach der Lektüre des ganzen Buchs zu erwecken, und der Gedanke, Ihren Abonnenten dessen Anschaffung zu ersparen, lag Ihnen gewiss um so ferner, als Sie ja in Ihrer redaktionellen Anmerkung ausdrücklich erklärten, Sie entlehnten den „mit klarem Auge und tiefem Geiste geschriebenen Essay" dem „trefflichen" Buche, „um das gebildete Publikum auf das Werk aufmerksam zu machen".

Nach alledem dürfen Sie mit ziemlicher Sicherheit einem günstigen Ausgange des gegen Sie schwebenden Strafprozesses entgegensehen.

XXIX.

Anfrage.

Eine Verlagshandlung beabsichtigt eventuell durch mich neue Ausgaben von Briefwechseln zu veranstalten, und zwar von solchen, deren Urheber länger als dreißig Jahre tot sind, sodass also ihre literarischen, beziehentlich musikalischen Werke von jedermann nachgedruckt werden können. Gilt dies nun auch von ihren Briefen? Ich meine diese Dokumente an sich, nicht die etwa beigefügten Einleitungen und Noten.

Gutachten.

Allerdings gewährt das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870, § 8, den Schutz gegen Nachdruck nur 30 Jahre nach des Urhebers Tode und auch bei posthumen Werken ist die Schutzfrist nach § 12 keine längere. Soweit daher Briefe in Frage kommen, die bereits einen integrirenden Bestandteil der Werke eines verstorbenen Autors bilden, gleichviel ob sie bereits bei dessen Lebzeiten oder erst nach dessen Tode erschienen, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Briefe nach Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist Gemeingut werden. Anders verhält es sich aber mit den von fremder Hand gesammelten und herausgegebenen Briefen berühmter Personen. Der Herausgeber einer Briefsammlung erlangt an der Sammlung als solcher ein besonderes Urheberrecht, und zwar selbst dann, wenn einzelne dieser Briefe wegen ihrer literarischen Bedeutungslosigkeit von vornherein keinen gesetzlichen Schutz genießen oder wegen bereits erfolgten Ablaufs der Schutzfrist nicht mehr schutzberechtigt sind. Sollte auch der Herausgeber eines Briefwechsels nur einen verhältnismäßig geringen Grad selbständiger kritischer Tätigkeit bekundet haben, so gilt doch dieses Erzeugnis seines Fleißes als ein selbständiges Schriftwerk im Sinne von § 1 des angezogenen Gesetzes. (Dambach, Kommentar S. 17 und 21. Wächter Autorrecht S. 63.)

Nun ist aber noch zu unterscheiden zwischen dem Fall, wo der Herausgeber von Briefen sich genannt hat, und dem Fall, wo die Herausgabe anonym erfolgt ist. So hat z. B. der Herausgeber des im Jahre 1828 flg. erschienenen Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe sich nicht genannt. Da nun nach § 11, Absatz 2 des cit. Gesetzes bei anonymen und pseudonymen Werken die dreißigjährige Schutzfrist von der ersten Herausgabe an beginnt, nach § 16 aber das Kalenderjahr des ersten Erscheinens nicht mit gerechnet wird, so ist der Schiller-Goethesche Briefwechsel seit 1859 als Gemeingut zu betrachten, auch wenn der ungenannte Herausgeber noch leben sollte. Hätte er aber sich genannt, so dürfte der Briefwechsel als solcher ohne Genehmigung der Cottaschen Verlagshandlung nicht eher nachgedruckt werden, als bis seit des Herausgebers Tode 30 Jahre verflossen sind. Dass die gelegentliche wörtliche Mitteilung einzelner Briefe in Gemäßheit von § 7a des cit. Gesetzes nicht als Nachdruck anzusehen ist, versteht sich von selbst.

Verlag der K. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Madame Lutetia!

Neue Pariser Studien

von

M. G. Conrad.

8. eleg. br. M 6.—.

„Der Verfasser häuft darin ein Material des Interessanten und Wissenswerthen vor uns auf, das wahrhaft imposant genannt werden muss."

Flammen!

für freie Geister

von

M. G. Conrad.

8. eleg. br. M 5.—.

„Conrad's ‚Flammen' ist ein wahrer Polarstern in der mittelalterlichen Nacht, in welche deutscher Geist, deutsches Leben wieder versenkt werden soll."

In meinem Verlage erschien:

Der Prosaroman von Joseph von Arimathia

herausgegeben

von

Georg Weidner.

LXV, 148 S. 8. Preis 5 Mark.

„Eine auf Benutzung des gesammten handschriftlichen Materials beruhende Ausgabe des genannten Prosaromans wird uns hier zum ersten Male geboten, begleitet von einer eingehenden Untersuchung über das Verhältniss der verschiedenen Prosatexte zu einander und zu der poetischen Redaction." (Literaturblatt.)

Oppeln, d. 29. April 1883.

Eugen Franck's Buchh. (Georg Maske.)



Italienische Litteratur.
Band 252.
Petrarca, Gedichte II.



Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erscheint:

Zeitschrift für die gebildete Welt

über das gesammte Wissen unserer Zeit und über alle wichtigen Berufszweige.

Unter Mitwirkung von hervorragenden Gelehrten und Fachmännern herausgegeben von

Richard Fleischer.

Verantwortlicher Redacteur:

Dr. Hugo Schramm-Macdonald.

Vierteljährlich ein Band von 6 Heften. Preis 6 Mark.

Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Eisenhändler-Zeitung.

Das Blatt erscheint allwöchentlich und kostet durch die Buchhändler oder Postämter bezogen, sowie direkt unter Kreuzband von der Expedition vierteljährlich 2 Mark pränumerando.

Inserate pro 4gespaltene Petitzeile 20 Pf.

Beilagen werden billigst berechnet.

Die **Eisenhändler-Zeitung** dient in erster Reihe den **merkantilen Interessen** der Branche, der Vermittelung des Verkehrs zwischen Fabrikanten, Grossisten und Detaillisten. In ihrem redactionellen Theil bringt sie alle für das Fach wichtigen Handels-Nachrichten, das Firmen-Register, Markt-Berichte, Patent-Nachrichten, Submissionen und Verkäufe, Besprechungen der auftauchenden Neuheiten etc., kurz Alles, was dem Eisenhändler zu wissen nöthig ist, um stets au niveau des Tages zu sein.

Probenummern stehen zu Diensten.

Verlag und Expedition
der Eisenhändler-Zeitung.
Berlin O., Raupach-Strasse 15.

Ganze Bibliotheken

wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 19,
L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burstah.

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Erzählungen, Novellen, Humoresken, wenn auch früher schon einmal abgedruckt, werden für eine Zeitung gesucht. Adressen unter **E. N. H.** befördert die Annoncen-Expedition von G. L. Daube & Co. in Leipzig.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig

Das System der Künste.

Aus einem neuen im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt

von

Dr. Max Schasler.

1882. 8. eleg. brosch Mark 6.—

Soeben erschien die 7. Lieferung von

Squier, Peru.

Dtsche autoris. Ausg. übers. v. Prof. Dr. Schmick. Complet in 20 Lfgn. à 80 Pf. mit 260 Illustrat.)

Das Werk hat in den Ländern englischer Zunge die höchste Anerkennung gefunden und die steigende Nachfrage nach der deutschen Ausgabe beweist, dass das Buch als bisher einziges in seiner Art für die Culturgeschichte überhaupt eine aussergewöhnliche Bedeutung hat und haben muss, da unsere seitherigen Kenntnisse über die amerikanische Vorzeit — speciell über die hochentwickelten Zustände des Incareiches — gleich Null waren.

Verlag von Alwin Georgi in Leipzig.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Studien zur Geschichte der holländischen Malerei

von

Wilhelm Bode,

Dr. phil. und Director bei den Königlichen Museen zu Berlin.

Mit Facsimiles der Künstlerinschriften. gr. 8. geh. Preis 15 Mark.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.



Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 9. Juni 1883. | Nr. 23.

Inhalt:

Paul Heyse: Buch der Freundschaft. Novellen.

Berlin 1882. Wilh. Hertz. 6 M.

Ein Titel wie dieser heimelt uns unwillkürlich an Buch der Freundschaft! Es ist uns in dieser schalen selbstsüchtigen Welt, in der Einer dem Andern den Elnbogen in die Rippen setzt, als schlügen wir ein Album mit den Photographien aller unsrer guten Freunde auf, als schickten wir uns an, in einem Stammbuch zu blättern, darin viel schöne Verse stehen, alle von ewiger Freundschaft sprechend, der Freundschaft, die wir gerade dann am notwendigsten brauchen, wenn sie eben aufhört — nach der Konfirmation.

Heyse hat so viele gute Freunde in der Lesewelt; wenn Einer, so konnte er ein Gefühl in unsrer Gesellschaft rehabilitiren, in der nichts derartiges mehr halten will, weil Einer dem Andern immer um eine Kopflänge voraus im Rennen nach dem Ziel, Einer den Andern rücksichtslos über den Haufen wirft, und wären sie die besten Freunde; in der, wenn selbst zwei Männer treu zusammen halten, ihre Weiber nicht ruhen, bis sie einander spinnefeind geworden; in der, mit einem Wort, keine Ruhe und kein Friede mehr ist.

Heyse hat ganz das Zeug dazu; sein glatter, schöner Stil, seine Gedanken, so sauber gedacht, seine Gesinnungsweise, edel und gut, mit der realen Welt friedlich zusammengehend, realistisch ohne zarte Nerven zu verletzen, — alles könnte ihn zum Apostel der Freundschaft machen. Aber schon die erste und größte Erzählung seines Buches beweist uns, dass er selbst nicht mehr recht an sie glaubt, sofern nämlich zur Freundschaft mindestens immer zwei gehören.

„David und Jonathan" heißt sie. Jonathan, der von der Dorfschule in die Gewerbeschule und von da durch ein Stipendium ins Polytechnikum gekommen, ist Ingenieur geworden, aber ein menschenscheuer, unhandlicher Geselle geblieben, der die Nähe der Weiber flieht und sich durch nichts von ihnen verlocken lässt. Jonathan hat eine sorgenlose Anstellung und geht zu seiner Erholung mit seiner Pfeife, seinem Hund Raffel und seinem Platen in der Tasche vor das Thor, lagert sich am Fluss und liest die fein polirten Sonette. Plötzlich hört er, dass sich Einer vor ihm von der Brücke in den Fluss stürzt. Er und Raffel werfen sich ihm nach, Jonathan führt einen hübschen, jungen Burschen in seine Wohnung, einen Handlungsbeflissenen, der am Versemachen unheilbar erkrankt und sich mit seinen Gedichten und einem begonnenen Trauerspiel an der Brust ins Wasser gestürzt, nachdem ihm eine literarische Autorität geschrieben, er solle lieber etwas Gescheiteres treiben.

Wie es 1. Sam. 18,1 geschrieben steht, verband sich nun Jonathans Herz mit dem Herzen Davids.

Zwischen Johann Jonathan und Eduard Vanessa entspann sich das intimste Freundschaftsbündnis. Jonathan fand allerdings auch nicht viel an Eduards Versen, so viel er selbst nämlich davon verstand, aber sie arbeiteten vereint an der Vollendung des Trauerspiels. Letzteres führt sie jeden Abend zusammen. Eduard verrät sich seinem Freunde zwar zuweilen als ein junger Windbeutel, aber dieser hängt einmal an ihm; Jonathan selbst überbringt schließlich sogar das Trauerspiel einem Direktor. Inzwischen ist Eduard, wie er sagt, um der Notwendigkeit zu entgehen, die schwer reiche Tochter seines Chefs zu heiraten, in Geschäften nach Paris gereist; er kehrt wieder und begegnet bei

Jonathan dessen Wäscherin, einem hübschen, jungem Mädchen, dem er sofort in seiner frivolen Weise die Cour macht.

Jonathan verdrießt das. Er verrät ihm aber nicht, dass er, um das Mädchen, wenn es ihm die Wäsche brachte, Knöpfe abgeschnitten, Nähte aufgetrennt, um sie von ihr in seinem Zimmer wieder nähen zu lassen, dass er schließlich dem Mädchen bereits einen Heiratsantrag gemacht, auch von ihr und der Mutter angenommen worden unter der Bedingung, dass die Sache noch geheim bleibe. Er dürfe sich im Hause der Mutter nicht sehen lassen, dahingegen könne ihm das Mädchen jeden Sonnabend ja die Wäsche bringen. Jonathan versteht nun dieses Verhältnis in seiner ernsten, unpraktischen Weise. Wenn das Mädchen kommt, rührt er sie nicht an, sagt ihr auch nichts dergleichen, was man sonst einer Geliebten, einer Braut sagt und thut. Gesine, die immerhin ein Waschmädel ist und die Liebe anders versteht, meint, er wolle nichts mehr von ihr wissen, und fällt auch sofort dem ihr nachstellenden jungen Windbeutel in die Hände, dermaßen, dass Jonathan, als er seine Braut endlich aufsucht und er ihr begegnet, nur noch einen Schatten von ihr übrig findet, was ihn das Allerschlimmste befürchten lässt. Und das leugnet sie auch nicht; er habe ja nichts mehr von ihr wissen wollen und da sei denn sein Freund an ihr zum Schelm geworden.

Jonathan hasst jetzt seinen David; er ist mehr Menschenfeind als je, aber er ist auch zum Hass zu ungeschickt. Beide indess erzürnen sich. Eduard heiratet die reiche Tochter seines Chefs, Jonathan wirft sich über eine große Konkurrenz-Arbeit für ein öffentliches Gebäude und gewinnt den Preis. Bei der festlichen Einweihung desselben hat er den Ehrenplatz; verwirrt und erdrückt von allgemeiner Huldigung, vernimmt er aus der Menge eine Stimme, die ihm ein Gedicht, die Widmung einer Ehrengabe, vorträgt. Er erkennt Eduard, wie ihm dieser den gefüllten Ehrenbecher reicht. Der Becher fällt zu Boden und Jonathan in Ohnmacht. Wieder zu sich gekommen, fragt er die Wirtin nach Gesine; die sagt ihm, er habe nicht viel an ihr verloren, es sei da ein Unglück geschehen, aber zum Glück nur ein kleines, denn das „schreiende Zeugnis“ habe nicht die erste Stunde überlebt.

Jonathan geht hin und sucht das Mädchen, das er bei der Arbeit findet. Er sagt ihr, er habe sich recht feig und ungeschickt benommen, aber er könne nicht leben, wenn sie ihm nicht wieder gut sei. Sie bedeckt das Gesicht und spricht von ihrer Schande. „Jener Armselige, der uns beide betrogen, ist tot für uns Beide“, ruft er. „Du bist seine Witwe und ich will mein Leben daran setzen, deine Witwentränen zu trocknen. „Und er küsst zum ersten Mal diesen Mund, der ihm so oft im Traum vorgeschwebt.“

Es ist kein Zweifel, dass er kaum etwas Ungeschickteres hätte thun können; der ehrliche Kerl kann uns leid thun, aber er war einmal prädestinirt dazu und vielleicht mag es ihm ja noch ganz gut ergehen. Der Wert der Erzählung liegt eben nur in der Charakteristik dieses unbeholfenen Menschen, die manches Schöne aufweist. Der David hat mit dem der Bibel nichts gemein, er ist eben ein junger Windbeutel, von dem nichts Andres zu erwarten war.

Die zweite Geschichte „Grenzen der Menschheit“ zeigt uns die Freundschaft nur als die notwendige Empfindung zweier Unglücklichen, die sich auf einer wüsten Insel zusammen finden, denn für die beiden Helden dieser Geschichte war die Welt eine Wüste. Sie ist ein rührendes Doppelbild, das eigentlich wiederum David und Goliath heißen müsste. Zweie treffen sich in der Nacht in den Straßen der Stadt, auf den Stufen einer Treppe, — Zwei, die den Tag fliehen, weil sie außerhalb der Grenzen der Menschheit und der Gesellschaft stehen: ein Zwerg und ein Riese, die nicht zum Gespötte der Gassenjugend werden wollen und deshalb ausgehen, wenn kein Andrer mehr geht.

Die Geschichte klingt anfangs ein wenig ins Märchen hinein, wenn man den Gnomen mit seiner Laterne im Dunkeln wandeln und ihn auf den Treppenstufen auch mit einem zahmen Raben in Konflikt geraten sieht. Der Riese kommt dazu, beide erzählen ihre Schicksale, sympatisirend in ihrer Polarität. Der Kleine ist Holzschneider, der Große ein Marktbuden-Goliath en retraite, der große Christoph in Person. Der Kleine wohnt in der Mansarde eines Schneiders, der Riese hat sich weltflüchtig als Einsiedler in einen Dorfschuppen zurückgezogen. Beide sind notwendig Philosophen, der Große sogar Schopenhaueraner, ohne die große Lehre verdaut zu haben.

Sie beschließen bei einander zu wohnen und richten sich so wunderlich wohnlich ein, dass der Riese, der ein Zimmer unter dem des Zwerges bezieht, sich ein Loch durch die Decke macht und durch dies hindurchragend mit dem Kleinen plaudert. Dieses Doppelleben ist nun mit manchen rührenden Zügen geschildert; es endet aber sehr bald in trübseliger Weise. Obgleich Beide der Überzeugung, dass das Glück der Ehe ihnen versagt sei, dem Großen, um keine Ungeheuer, dem Kleinen, um nicht das Gegenteil in die Welt zu setzen, verfällt der Letztere doch aussichtslosen erotischen Anwandlungen; er vermisst sich, eine von ihm in aller Stille angebetete Nachbarin, der er folgt, als diese Abends nach Hause zurückkehrt, vor den Insulten eines Unverschämten in Schutz nehmen zu wollen, der ihn wie einen Frosch gegen eine Mauer schleudert. Er stirbt; Wirtsleute und Nachbarschaft betten ihn teilnehmend in einen Kindersarg; der aber verschwindet plötzlich eines Nachts. Goliath hat ihn auf die Schulter genommen und ist mit ihm hinaus in seinen alten Dorfschuppen gepilgert. Man erfährt von dem Leichenraub nur durch den Forstwächter, der Nachts ein gespenstisches Ungetüm mit einem Kindersarg auf der Schulter durch den Forst schreiten gesehen. Die Polizei belagert die verschlossene Baracke, erbricht die Thür endlich mit Gewalt und findet den Riesen tot an den Herd gelehnt, neben ihm einen frischen, kleinen Hügel, in den er seinen kleinen Freund zur ewigen Ruhe gelegt.

Das Fesselnde der Erzählung liegt eben auch wieder in den Details. Konflikte blieben den beiden Helden in ihrer engen, abgeschlossenen Welt natürlich erspart bis auf den einen, an welchem der Zwerg zu Grunde ging. Heyse's Absicht war es jedenfalls, diese beiden äußersten „Grenzen der Menschheit", die, wenn sie das rechte Maß gehabt hätten, sich nie verstanden haben würden, zu innigem Bunde zweier Exilirter zu verschmelzen, denn der Riese starb vermutlich an einem Bruch seines großen Herzens über dem Sarge seines Freundes, etwa wie der Löwe an der Seite eines entschlafenen kleinen Käfiggenossen.

Die letzte Geschichte „Nino und Maso" soll wol nur als antikes Weihrauchfässchen für den Altar der Freundschaft dienen, aber sie passt wenig in den Rahmen dieser „sechzehnten Sammlung" Heyse'scher Novellen.

Wiesbaden.

Hans Wachenhusen.



Zwei ungarische Volksmärchen von Christus.

I.

Unser Herr Christus wanderte einst mit Petrus durch das Alföld. Auf dem Wege wurde es Abend und sie kehrten in eine Haideschenke am Wege ein, um zu übernachten. Sie hatten kein Bett, und legten sich nur auf eine Matte auf die Erde, und zwar so, dass innen an der Wand Christus lag, außen aber Petrus.

Als sie bereits anfingen zu schlummern, verschlugen sich umherirrende Huszaren in die Haideschenke, die da anfingen zu jubeln, zu trinken und zu tanzen, und während des Tanzes immer den heilige Petrus stießen. Der heilige Petrus ertrug dies eine Zeit lang, doch endlich dachte er, dass es für ihn besser wäre, innen zu liegen, und Christus außen zu lassen, dann würde er ruhig schlafen können. Er stand nun schön auf, sah, dass Christus tief schlafe, fasste die Matte, zog sie samt dem schlafenden Christus etwas hervor, und legte sich innen an der Wand nieder.

Die Huszaren hatten nun diesen Tausch nicht bemerkt, doch als sie wieder anfingen zu tanzen, sagte der Eine:

— Liebe Kameraden, wir haben nun schon genug den einen armen Teufel herumgestoßen, der da außen liegt; lasst uns nun auch den anderen stoßen, mag der auch etwas bekommen.

Die anderen versprachen es und stießen neuerdings den Petrus an der Wand, indess Christus ruhig bis zum Morgen schlief.

II.

Auf seinen weiten irdischen Wanderungen wandelte einst Jesus Christus mit dem heiligen Petrus. Wie sie so gehen, sagt Petrus zu Jesus Christus:

— Es ist doch schön, Gott zu sein.

— Warum, Petrus? — fragt ihn Christus.

— Den Witwen und Waisen zu helfen, die Mühe der Guten zu belohnen, die Bösen zu bestrafen. Bei Gott! ich weiß gewiss, wenn ich es sein könnte, gäb' es keinen einzigen schlechten Menschen auf dem ganzen Erdengrund!

Kaum hat Petrus seine Rede beendet, da schaut Christus um, und sieht auf jungem Gezweige einen Bienenschwarm; er sagt nun zu Petrus:

— Geh, Petrus, fang diesen Schwarm in deinem Hute auf, nehmen wir ihn mit; wer weiß, ob er uns nicht von Nutzen sein kann?

Petrus geht unter den kleinen Baum und streicht den Schwarm in seinen Hut; weil der Schwarm aber sehr reich war, setzte sich ein Teil auf seiner Hand an.

Dann trug er samt seinem Hute den Schwarm. Auf einmal sticht eine Biene ihren Stachel in seine Hand, worauf Petrus jämmerlich aufschrie, und das Ganze zur Erde warf.

— Was ist dir, Petrus? fragt ihn Jesus Christus. Was hast du getan?

— Dass doch diesen ganzen Schwarm . . . .! Wie hat mich doch so eine Biene in die Hand gestochen!

— Warum hast du denn nicht die Biene ausgesucht, die dich gestochen hat?

— Ja! wenn ich das hätte wissen können, sagt Petrus, wo doch alle so gleich sind, wie eine Linse und noch eine Linse.

— Siehst du, Petrus! sagt ihm darauf Jesus Christus, wenn du Gott wärest, würdest du auch so handeln; wenn dich ein Mensch beleidigen würde, wärest du geneigt, seinethalben an den übrigen Unschuldigen Rache zu üben.

(Aus der „Ungarischen Revüe".)



Das Takasago-no Utai.
(Die Gattenföhre von Takasago.)

Ein japanesisches Festspiel.

Deutsch von **F. A. Junker von Langegg** (London).

(Schluss.)

Das Fest-Spiel.

Personen:

Tomonari: der Priester des Aso-Tempels in Higo.
Ein Greis (mit einer Harke aus Bambus): der Föhrengeist von Sumi-no-ye.
Eine Greisin (mit einem Reisigbesen), der Föhrengeist von Takasago.
Zwei Sänger.

Erster Sänger: Nun rüstet er zur langen Wanderung. Der Wanderung letzten Tag, die ferne Zukunft birgt.

Tomonari: Ich bin der Priester des Aso-Tempels im Lande Higo auf Kiu-shiu. Da ich Miyako*) nie gesehen, entschloss ich jetzt zur Reise mich dahin. Auch ist die Gelegenheit mir günstig, Takasago's Küste in Ban-shiu zu besuchen, ein Wunsch, den sehnend ich seit langem schon gehegt.

Erster Sänger: Der Wanderung Ziel ist das fern-entlegene Miyako. Den Weg dahin hat er nun angetreten.

Von eines lieblich-milden Frühlingstages sanfter Brise geleitet, steuert sein Schiff der Küste entlang.

Wie viele Tage noch, eh' er sein Ziel erreicht!

Ein weißes Wölkchen am fernen Horizont**), erscheint die Küste von Harima. Takasago's Ufer kommt endlich nun in Sicht.

Jetzt ist er angelangt!

Beide Sänger: Leise flüstert der Lenzwind in der Föhre von Takasago; es widerhallen im Einklang die Glocken von Onoi.***)

Brandender Gischt hüllt in Nebelschleier tief unten die Küste. Wogengebrause allein kündet den Wechsel von Ebbe und Flut.

Erster Sänger: „Männiglich bekannt ist die Föhre von Takasago; im Altertume schon war sie altberühmt.†)

Längst dahin gegangene Zeiten sind es, Wolken gleich am fernen Horizont entschwindend.

Noch liegt der Reif einer langen Frühjahrsnacht auf dem Neste des uralten Kranichs.

Nur das Rauschen des Sturmes in dem Wipfel der Föhre erlausch' ich in einsam-nächtlicher Wacht!

Da hält im eigenen Herzen Einkehr allein der sinnende Gedanke!

Forsch' ich nach der Föhre Mär, gibt Kunde mir der Küstenwind, der ihre Nadeln aufs Gewand mir weht, die Nadelstreu, die in ihrem Schatten sich gehäuft!

Zweiter Sänger: Hier ist Takasago's Küste! Seit grauen Zeiten stehst du hier, Föhre von Takasago und Onoi!

Wie dich die Wellen des Alters bespülten, so zogen sie auch mir tiefe Runzelfurchen.††)

Hoch angesammelt hat sich die Nadelstreu in deinem Schatten, doch lebst du immerdar! Wie lange wirst du in voller Lebenskraft noch dauern! Wie lange, lange währst du schon!

Takasago, o wunderbare Stätte! wie wunderbar fürwahr!

Tomonari (betritt die Bühne): Einen Dörfer hofft' ich hier zu finden. Doch siehe, da kommt ein Greisenpaar. Das will ich nun befragen. Hallo! Ihr Alten, höret mich!

Das Greisenpaar: Ihr ruft, was wünschet Ihr?

Tomonari: Ist's jener Baum, den man die Takasago-Föhre nennt?

Greis: Es ist die Föhre von Takasago, in deren Schatten ihr mich harken seht.

Tomonari: Die Föhren von Sumi-yoshi und Takasago nennet man die „Gattenföhren". Dieser Ort und Sumi-yoshi sind doch so ferne von einander, weshalb der Name denn: „die Gattenföhren?"

Greis: Im Vorworte zu den alten und neuen Liedern findet ihr bereits geschrieben: „Es glichen in Gestalt einem alten Ehepaar die Föhren von Takasago und Sumi-no-ye." So stamm' auch ich aus Sumi-yoshi in dem Lande Tsu, doch ist aus diesem Orte die Gefährtin hier. Nun sagt, ob ihr noch weiteres zu erfahren wünscht?

Tomonari: Es däucht mich wunderbar, dass dieses Greisenpaar als Mann und Frau in diesem Orte jetzt beisammen wohnen, obgleich Sumi-yoshi's und Takasago's Küsten durch Berg und Land geschieden sind. Wie konnte so geschehen? Sprecht!

Greis: Grausam ist eurer Rede Sinn, o Herr! Und schieden sie auch Berg und Fluss, und tausende von Meilen, so findet dennoch Herz zum Herzen sich. Entfernung trennet Gatten nicht!

Sind gleich die Föhren von Takasago und Sumi-yoshi unbelebt*), so nennt man dennoch sie die Gattenföhren. Und sollten wir, ein minnig Menschenpaar, so lange Jahre schon traut-inniglich vereint, seit ich dereinst von Sumi-no-ye hierher auf die Freite zog, als Gatten nicht zusammen alt geworden sein?

Tomonari: Der Bescheid, den ich vernahm, erfüllt mit Freude mich. Doch sagt, war nicht früher eine Sage von der Gattenföhre schon bekannt, die man hierorts als Ueberlieferung erzählte?

Greis: Der Spruchweisheit unserer Vorfahren bereits galt die Föhre von Takasago als ein glückliches Vorbild für alle Zeiten.

Greisin: In den zehntausend Blättern schon wird die Föhre von Takasago ein uralter Baum, der Götterzeit entstammend, genannt.

Greis: Der Name Sumi-yoshi bedeutet: „Heim des Glücks", da unter unserem Herrscherhause wir jetzt so glücklich leben in währender Freude, im Zeitalter Yen-gi.**)

---

*) Miyako d. i. kaiserliche Stadt, wurde ursprünglich zeitweilig jeder Ort genannt, solange der Mikado daselbst sein Hoflager hielt. Später verstand man darunter ausschließlich Kiyōto, seit dieses die bleibende Residenz der Kaiser geworden (794—1868), daher in älteren Kartenwerken und Geograhien stets Miyako oder nach E. Kämpfer Meako statt Kiyōto angeführt wird.

**) Ein Wortspiel: Shira-kumo bedeutet sowol: eine „weiße Wolke" als auch: „Horizont".

***) Onoi: ein Weiler mit einem kleinen Shintō-Tempel in der Nähe von Takasago.

†) Ein Citat aus den Hiyaku-nin-shi: „Hundert Dichtern", sowie aus den Man-yō-waka-shiu und den Ko-kon-waka-shiu siehe betreffende Anmerkungen.)

††) Ein Wortspiel: Oi-no-nami: „Die Wellen des Alters" poetisch für „Runzeln".

*) Die chinesische Naturphilosophie unterscheidet zwischen „belebten" Wesen: U-jiyō, d. i. Menschen und Tieren, und „unbelebten" Hi-jiyō oder Mu-jiyō: Pflanzen und Steinen.

**) Diaigo Tennō, der 60. Mikado (888—930 n. Chr.), soll dem alten Sumi-no-ye den Namen Sumi-yoshi während der der Jahresperiode Yen-gi gegeben haben. Der Name Sumi-yoshi enthält ein Wortspiel, er ist gebildet aus: „sumi: wohnen, leben" und „yoshi: gut, wohl." Der chinesische

Greisin: Die Föhre ist ein Sinnbild der Unvergänglichkeit, denn immergrün ist ihr Nadelschmuck.

Greis: Wie ihre Lebenskraft zu allen Zeiten unverändert bleibt, so ist sie auch ein Sinnbild unserer unwandelbaren Verehrung des Herrscherhauses.

Tomonari: Nun habet Dank für eure holde Kunde. Was vorher dunkel, nun wie Frühlings Sonnenlicht erleuchtet!

Greis: Frühlings Sonnenlicht erleuchtet im Westen die friedlich-atmende See.

Greisin: Sieh dort Sumi-yoshi!

Greis: Und hier Takasago!

Beide: Der Föhre Grün vermählt sich mit des Lenzes Anmut!

I. Sänger: Vier ruhige Meere*) umspülen unser ruhe-gesegnetes Land. Kein Windhauch in den Zweigen scheuchet die Ruhe.

Unter unseres Herrscherhauses Walten ist glücklich zu preisen fürwahr die Gattenföhre!

(Unter unseres Herrscherhauses Walten ist glücklich zu preisen fürwahr das nun fürs Leben vereinigte Ehepaar!) **)

Vermessen wär's, der Ehrfurcht Wort zu geben ***), doch Dank erfüllt das ganze Volk, dass unter unserem Herrscherstamm es lebet, Dank für die Huld und Gnade unseres erhabenen Kaisers!

Tomonari: Da ihr mit Takasago's Föhre so genau vertraut, so gebet mir noch weitere Kunde.

Greis: Fehlt Bäumen zwar und Pflanzen die Gabe der Vernunft, doch irren nimmer sie in Blüte- und Reife-Zeit. Durch Lenzes Zaubermacht geweckt, erschließt zuerst die Knospe sich, die gegen Mittag zugewandt.

Greisin: Ewig ist die Föhre kraft ihrer ureigensten Natur. Ihre Nadeln und Knospen kennen keinen Wechsel der Jahreszeiten. Selbst tief im Schnee bleibt die tausendjährige Farbe der Föhre unverändert immergrün.

Tomonari: Solche Wissenschaft erwartete ich von den Aesten der Föhre.*) Wie Tauperlen für das Grün der Nadeln, so sind eure Worte für mein Herz eine Quelle der Erquickung.

Greis: „Seit Urbeginn wurzelt aller Wesen Lebenskraft in der Muttererde“,**) sagt man, und Chiyō also spricht: „Die Stimme aller lebenden und unbelebten Wesen ***) klingt in Liedern. Pflanzen und Bäume, Erde und Sand, des Sturmes Sausen, der Gewässer Brausen: alles Geschaffene hat eine Seele. Der Wald im Lenze vom Sturme gewiegt, die summenden Kerfe im reifigen Herbst: Alles offenbart sich in Liedern.“ †)

Die Föhre aber ist vor allen Bäumen ausgezeichnet, denn sie ist das Sinnbild von achtzehn Herren.††)

Zehntausend Herbste haben ihr Grün nicht gewandelt, ihrer alten und jungen Nadeln Unterschied nicht sichtbar gemacht.

Solcher Art Baum war es, welchem Kaiser Shiko†††) hohen Ehrenrang verliehen, darob die Föhre hochgepriesen wird von jedermann in der Fremde und im Vaterlande.

Das Glockengeläute von Takasago und Onoi *†) ertönt im Frühlichte. Der Reif liegt noch auf den Aesten der Föhre. Die Farbe ihrer Nadeln bleibt glänzend-grün immerdar.

Es fallen ihre Nadeln vom ersten Morgengrauen bis zum späten Abenddämmer, doch fürwahr, nimmer mindert sich ihre Zahl. Nimmer schwindet die Nadelstreu. Der Föhre Grün ist beständiger als selbst das der Kadzura-Rebe.*††) Sie ist ein Sinnbild der Ewigkeit.

Vor allen immergrünen Bäumen ist die Föhre von Takasago ein Vorbild für alle künftigen Geschlechter. Hochzupreisen fürwahr ist der Name der Gattenföhre bis ans Ende der Zeiten, hochzupreisen fürwahr von allen kommenden Geschlechtern! ***†)

Name der Jahresperiode Yen-gi ist zusammengesetzt aus „yen: lange, ausgedehnt“ und „ki: Freude, Wonne“. Die Zeitrechnung nach Jahresperioden (Nen-gō) wurde im Jahre 645 n. Chr. eingeführt. Ihre Bestimmung und Benennung ist seither ausschließliches Vorrecht des Kaisers. Anfangs stimmte die Länge der Nen-gō mit der Regierungsdauer des jemaligen Monarchen überein, bald aber wurde es Gebrauch, national-wichtige Ereignisse durch Bestimmung von Jahresperioden von willkürlicher Länge zu verherrlichen. Der gegenwärtige Kaiser Mutsu Hito, der 121. Mikado, kehrte wieder zur alten Sitte zurück (1868) und befahl, dass in Zukunft das Jahr der Regierung mit dem Jahre des Nen-gō bezeichnet werde.

*) D. i. Japan erfreut sich innerer Ruhe und des Friedens mit der ganzen Welt. Das Wort des Textes: Shi-kai: „vier Meere“ bedeutet die ganze Welt, für deren Mittelpunkt die Japanen ihr Inselreich hielten.

**) Hier endigt gewöhnlich der als Hochzeitslied vorgetragene Teil des Gedichtes, in welchem Falle die Schlussworte wie oben zwischen den Klammern zu lesen sind, deren zweifache Auslegung die Worte des Textes „Ai-oi-no matsu“ gestatten.

***) Wörtlich: „im Gebete den Blick nach oben richten“. Diese Stelle drückt das Gefühl der Unwürdigkeit aus, den Blick zu der von den Göttern entstammenden Dynastie zu erheben. In früheren Zeiten bis 1868 musste sich das Volk mit gesenktem Haupte zu Boden werfen, wenn der Mikado in stets verhüllter Sänfte oder in geschlossenem Wagen vorüberzog, es durfte den Kaiser nicht schauen.

*) Das Wortspiel dieser Stelle lässt sich kaum wiedergeben. Das Wort Matsu bedeutet sowol „Föhre“ als auch „erwarten“ und ist im Texte nur einmal, allein in seiner doppelten Bedeutung gesetzt.

**) Das Wort „Muttererde“ der Uebersetzung gibt sinngerecht den Ausdruck Shiki-shima: „die ausgestreuten Inseln“ des Textes. Letzterer ist ein alter klassischer Name Japans, dem Vergleiche der Gruppierung der Inseln mit den Schrittsteinen in den einheimischen Gärten, entlehnt.

***) Siehe Anmerkung über U-jiyō-mu-jiyō.

†) Diese Stelle ist ein Zitat aus einem Gedicht in der „Sammlung alter und neuer Lieder“ von Chiyō Onoye-no Ason Chisato, einem sehr fruchtbaren Dichter des 9. Jahrhunderts n. Chr. Er war Vize-Statthalter von Igo, einer nordwestlichen Provinz der Insel Shi-koku, zweiter Minister der Zeremonien und Riten, und später Kriegsminister.

††) Diese Stelle erklärt sich aus dem chinesischen Schriftzeichen für Matsu: „Föhre“, welches Jifu-hatsu-kou (Jū-kakkō): „achtzehn Herren“ genannt wird, da es sich in die drei Grundzeichen (Radikale): Jifu (jū): „zehn“, hachi: „acht“ und kou (kō): „Herr“ zerlegen lässt.

†††) Siehe Anhang.

*†) Vor den buddhistischen Tempeln und Klöstern, sowie vor den Shintō-Tempeln sind Glocken oder Gonge aufgehangen, welche bei Sonnen-Auf- und Untergang mit hölzernen Hammern geschlagen werden. Viele Glockengeläute sind in ganz Japan berühmt, wie die von Kuro-dani bei Kiyōto und Mii-dera bei Otsu.

**†) Die immergrüne Kadzura-Rebe: Masaki-no Kadzura (Bignonia grandiflora Thunb.) ist ein Sinnbild unendlich langer Lebensdauer. Sie ist nicht zu verwechseln mit Masaki (Evonymus japonicus).

***†) Ein Wortspiel zwischen Matsu: „Föhre“ und Matsudai: „die künftigen Geschlechter, die kommenden Generationen, das Ende der Zeiten“.

Tomonari: Nun nennet mir der Föhre wahren Namen. Des alten Baumes Vorzeit kündet sonder Hehl.

Greis: So möge fürder kein Geheimnis es verhüllen, dass in uns, dem greisen Ehepaar, die Wesenheit der Gattenföhre von Takasago und Sumi-no-ye sich geoffenbart.

Tomonari: Wunderbar, dass sich in euch an dieser hochberühmten Stätte der Föhre Wesenheit geoffenbart.

Geist von Sumi-yoshi: Fehlt Pflanzen zwar und Bäumen sonst die Seele, hat diese hehre Gabe doch ein jegliches Geschöpf im Lande unseres gnädigen Monarchen, in jetziger hochbenedeiter Zeit.

Beide Geister: Nun auf nach Sumi-yoshi, nach nach dem Heim des Glücks! Nach Sumi-yoshi wollen wir nun ziehen, weiterer Rede dort zu pflegen.

I. Sänger: Es stößt vom Ufer ein kleines Fischerbot in die Abendwellen; von günstigem Winde geleitet sticht es in die See.

Lied*): Die Segel hisst ein Bot vor Takasago's Küste. Awaji's schattendunkle Gestalt taucht mit dem Monde zugleich aus den Wellen.**) Weiter und weiter breitet sich die offene See. Bald kommt Sumi-yoshi's Küste in Sicht! Schnell sind sie gelandet!

Geist von Sumi-yoshi: Lange ist es her, dass ich die Föhre auf Sumi-noye's Klippenküste geschaut. Wie viele Geschlehter werden wir, in liebender Eintracht verbunden, noch überdauern! Wer mag es ermessen?

Die Götter frohlocken, in ewigem Glücke sich des Tanzes erfreuend. Nach dem Takte der Trommeln kreiset der Tempeljungfrauen Kagura-Reigen ***) den ewigen Göttern zu Ehren nächtlicherweile im heiligen Hage! Dies die Verheißung eines ewig-glücklichen Daseins!

Tomonari: Seht! im fernen Westen, jenseits der blauenden Flut, erhebt sich die herrliche Föhre. Der letzte Frühlingsschnee schwindet im Morgenlichte!

Beide Geister: Edles Seegras †) welkt im Schatten der Klippe. An den Wurzeln der Föhre wollen wir unsere Glieder ruhen!

Tomonari: Zehntausendjähriges Grün füllt meine Hand . . .

Geist von Sumi-yoshi: Das Haupt mit Pflaumenblüten*) zu bekränzen, brech ich den Zweig, da fällt des zweiten Mondes Schnee auf meine Hand.

Tomonari: Liebliche Verklärung! Verklärung strahlt der Mond hiernieder. In heiligen Schauern erbebend, ahn' ich die unsichtbare Gegenwart des Gottes von Sumi-no-ye. **)

Geist von Sumi-yoshi: Der Tempeljungfrauen Wechselgesang ertönet klar. Klar spiegelt sich die Gestalt der Föhre von Sumi-yoshi im blauen Ocean.

„Blauer Ocean" fürwahr heißt die liebliche Weise!***)

Tomonari: Der Weg zu den Göttern, der Weg zum Herrn ist gerade;†) geradewegs nach Miyako, der Frühlingsstadt††) will ich nun wandeln.

I. Sänger: Nun ertönet der Tempeljungfrauen Reigengesang: „Heil dir im Siegerkranz!" †††) Zehntau-Jahre währe dein Leben!*†)

II. Sänger: Ins Festgewand dich hüllend, banne mit abwehrendem Arme jegliches Unheil; alle Güter des Glücks fasse mit freudenspendender Hand.

I. Sänger: — Ewiger Friede segne das Volk!**†)

---

*) Dieses Lied, welches ebenfalls bei der Hochzeitsfeier vorgetragen wird, ist so allbekannt, dass es nur wenige Japanen geben dürfte, welche es nicht schon in ihrem Kindesalter gehört oder gesungen hätten.

**) Awaji, nach der nationalen Schöpfungsmythe die erstgeschaffene Insel des japanischen Archipelagus, soll ihren Namen von dem Ausrufe der Göttin Izanami, nachdem sie zur Erkenntnis gekommen: „A-haji: Ach ich schäme mich!" erhalten haben. Einem von Takasago kommenden Schiffe würden bei der Einfahrt in die Meeresenge von Askashi, welche die Südküste Hon-dō's von der Nordspitze der Insel trennt, der im Osten in der Bucht von Ozaka aufgehende Mond, und zugleich luvwärts die in tiefe Schatten gehüllte Ostseite Awaji's erscheinen.

***) Die Kagura-Feste sind gleich unseren mittelalterlichen Mysterien religiöse Schauspiele mythischen Inhalts, und werden zu Ehren irgend welches Shintō-Gottes (Kami oder Shin) vor dem ihm geweihten Tempel auf einer besonders zu diesem Zwecke errichteten Bühne: Kagura-dan aufgeführt. Der verborgene Sinn dieser schwer verständlichen Stelle ist: „ein ewig-glückliches Leben" und erhellet sowol aus obiger Erklärung als aus der Auslegung der doppeldeutigen Wörter: Kami-Kagura: „der den Menschen unsichtbare Göttertanz" und „der Reigen zu Ehren der Götter"; — und: Midzu-gaki: „die Einfriedung des geweihten Grundes" und „ewige Fortdauer".

†) „Edles Seegras" Tama-mo (entweder Gelidium rigens Greville oder Ceratophyllum submersum) dient beim Neujahrsfeste und anderen Festlichkeiten als mystische Zierat.

*) Die Pflaume (Mume oder Bai) Prunus Mume Sbd. blüht vor allen anderen Fruchtbäumen bereits Ende Januar und im Februar (II. Mond) lange vor ihrer Blattentwicklung. Die Varietät Mume hat rote, Bai weiße Blüten.

**) Die Götter der reinen Shintō-Lehre werden unsichtbar gedacht und nie verkörpert. Der durch Verquickung des Shintōismus mit dem Buddhismus entstandene gemischte Glaube gestattet diebildliche Darstellung der Kami mit buddhistischen Emblemen.

***) Die apanische Bezeichnung: Aoi-una-bara bedeutet „blauer Ozeanj", deren japanisch-chinesische Wiedergabe „Saikai-bara": „westlicher Ozean" zugleich der Titel einer altberühmten Weise ist, welche vorzüglich zur Begleitung der Kagura-Tänze dient.

†) D. i. Religion und Untertanentreue. „Der Weg zu den Göttern" Shin-tō ist der Name der alten Nationalreligion, der Kamilehre. „Der Weg zum Herrn: Kami-tō bildlich für „Untertanentreue", da die Mikado direkt von den nationalen Urgöttern ihre Abstammung herleiten, ist ein Wortspiel; von den gleichlautenden Wörtern „Kami: Gott" und „Kami: Herr" jedes hat jedoch ein verschiedenes chinesisches Schriftzeichen. Indem Tomonari nach Miyako (Kiyōto), der Residenz des Kaisers, pilgert, wandelt er gleichsam „den Weg des Herrn". Das Wort „gerade" (suguni) ist das erstemal gleichdeutig mit „gerecht".

††) Kiyōto wird poetisch „Hana-no Miyako: Blumenstadt"u nd „Haru-no Miyako: Frühlingsstadt" genannt. Der reichen Flora seiner herrlichen Umgebungen wegen sagen Chroniker und Dichter: Kiyōto „sei von einem neunfachen Blumenkranze umgeben".

†††) „Heil dir im Siegerkranz!" ist die sinngetreue Uebersetzung der chinesischen Worte des Textes: „Kan-jiyō-raku: Heil dem ins Schloss Zurückkehrenden."

*†) „Man-zai! Man-zai!" oder: „Sen-jū man-zai!: „Zehntausend Jahre (d. i. ewig) währe dein Leben!" ist die Neujahrsbegrüßung der nach diesem Ausrufe: „Manzai" oder „Man-zai-raku" (wörtlich: zehntausendjähriges Glück) benannten Spielleute, welche zur Neujahrszeit musizirend und tanzend von Haus zu Haus ziehen.

**†) Diese Stelle findet in den alten Shintō-Zeremonien der Harafu (Harai), des Bannens der bösen Geister und aller Uebel Erklärung. Während der Kan-nushi (Priester) das weiße Festgewand überzieht, fährt er mit ausgestrecktem rechten Arme durch den Aermel und wehrt so mit demselben alles Unheil ab. Den linken Arm legt er dabei so über die Brust, als ob er damit die Fülle der Glücksgüter fest umfassen wollte.

II. Sänger: — Nimmerendendes Glück verlängere dein Leben!*)

Beide Sänger: — Des Windes sanftflüsternder Stimme in der Gattenföhre zu lauschen, welch' wonniges Entzücken! Welch' entzückende Wonne!

Ende des Festspieles.

Anhang:

Die folgende im Texte des Festspieles erwähnte Ballade ist dem Shiko-hon-gi: „Chronik des Kaisers Shiko", einem alten, in Versen verfassten japanischen Volksbuche entlehnt und behandelt eine Episode aus dem Leben des Kaisers Shiko, welcher in seinem zwanzigsten Lebensjahre während einer Falkenjagd auf dem Tai San (Hochberg) von einem Gewitter überrascht, unter einer Föhre Schutz fand. Zur Erinnerung an dieses Abenteuer ließ er an dem Stamme derselben eine Gedenktafel mit der Inschrift „Tai-ü" anbringen, wodurch er dem Baume den Adelsrang 5. Klasse verlieh. Die Ballade lautet also in wörtlicher Uebertragung:

„Kaiser Shiko ging einst auf die Falkenbeize. Da verfinsterten urplötzlich Wolken den Himmel, und ein Sommerregen strömte unaufhörlich nieder. Um des Regens Ungemach zu meiden, stellte sich der Kaiser unter den Schutz einer Föhre. Sofort wuchs dieselbe zu einem mächtig großen Baume, senkte die Aeste und schichtete die Nadeln so dicht über einander, dass der Regen nicht durchträufeln konnte. Der Kaiser aber geruhte, die Föhre mit einer Gedenktafel und dem Adelsrange (Shaku) zu belohnen. Daher dieser Baum seither die Regenföhre (Tai-yu) genannt wird."

Die Pointe des Gedichtes bilden die doppelsinnigen Wörter: „Shaku", welches sowol: „Gedenktafel" als auch: „Adelsrang" bedeutet, und die Inschrift der Tafel, welche je nach der Aussprache: „Tai-yu: großer Regen" und „Tai-ü: Rangtitel" gelesen werden kann.

Shiko ist der japanisirte Name des chinesischen Prinzen Chêng (259—210 v. Chr.) Er war angeblich der Sohn Ch'wang Siang Wang's, Kaisers von Ts'in und Gründer der gleichnamigen Dynastie (255—209 v. Chr.), in der Tat aber der Sohn dessen Ministers Lü Pu-wei, welcher dem ahnungslosen Kaiser seine bereits schwangere Frau als Gattin abtrat. Er bestig in seinem 13. Lebensjahre den Thron von Ts'in (247 v. Chr.) unter der Vormundschaft Lü's, dessen Politik sich gegen die Feudalstaaten richtete, welche sich unter der Chow-Dynastie (1122—255 v. Chr.) gebildet hatten und erklärte sich, nach Unterwerfung der letzten derselben im 26. Jahre seiner Regierung (221 v. Chr.) zum Alleinherrscher die nunmehr vereinigten chinesischen Reiches, nahm den Titel: She H'wang Ti: „erster allgemeiner Kaiser" an, und befahl, dass seine Nachfolger den offiziellen Beinamen: 2, 3 u. s. w. H'wang Ti bis zur zehntausendsten Generation führen sollten. Eine Prophezeiung, dass ihm und seiner Dynastie von „Hu" Gefahr drohe, bestimmte den Kaiser zur Erbauung der großen chinesischen Mauer gegen die Einfälle der nordischen Barbarenstämme (Hu) der Hiung-nu, deren Land er erobert hatte. Diese Prophezeiung erfüllte sich unerwartet durch Hu Hai, dem entarteten zweitgeborenen Sohn Chêng's, welcher nach dessen im Jahre 210 v. Chr. in Sha K'iu (jetzt Chih-li) erfolgten Tode seinen älteren Bruder Fu Su in der Verbannung töten ließ, und den Tron usurpirte, aber selbst von seinem Günstlinge, dem Eunuchen Chao Kao im Jahre 207 v. Chr. ermordet wurde. Mit ihm endigte die Ts'in-Dynastie, welcher die ältere (westliche) Han-Dynastie (206 v. Chr.—25 n. Chr.) folgte.

Unter der Regierung Chêng's zog (219 v. Chr.) Sü She (auch Sü Fuh genannt), ein Magier aus Ts'i (jetzt Shan Tung) an der Spitze von jungen Männern und Mädchen zur Entdeckung der drei Geisterinseln im östlichen Meere: Pêng Lai Shan, Fang Chang und Ying Chow, der Inseln der Seligkeit, auf deren letzterer der Lebensborn fließt, aus, wurde aber von widrigen Winden zur Umkehr gezwungen.

An diese Sage, welche auf die Kolonisations-Versuche der japanischen Inseln zurückgeführt wird, schließt sich die japanische Legende, nach welcher einst K'wa San (Sü She), ein chinesischer Höfling mit einer Anzahl junger Männer und Jungfrauen auszog um im östlichen Ozean den von Schildkröten getragenen Berg der Unsterblichkeit: Horai San, auf welchem die Sen oder Sen-nin, Genien, wohnen und sich dort ewiger Jugend und der Unsterblichkeit erfreuen, aufzusuchen. Er landete in Kii (Ki-shiu), der südlichsten Provinz Hondō's, wo er starb und wo noch heute sein mutmaßliches Grab gezeigt wird. Nach seinem Tode vermählten sich die Männer und Jungfrauen seines Gefolges und bevölkerten Japan, welches daher nebst zahlreichen anderen alten Benennungen auch den klassischen Namen Horai-no kuni: „Land der Unsterblichkeit" führt. In Erinnerung an diese Sage werden plastische Darstellungen und Abbildungen des Horai San den Neuvermählten überreicht und vor denselben neben den bereits erwähnten Shima-dai auf einem Opfertischchen: Sambō während des Hochzeitsmahles und in der Brautkammer aufgestellt. Auch beim Neujahrsfeste darf ein aus Reis, Früchten und Gemüsen aufgebauter Horai San nicht fehlen.



Johann Ludwig Runeberg.

Gedenkblatt von Eugène Peschier.

Stuttgart 1883, Metzler'sche Buchhandlung.

Die Lust zur Reinigung und Stärkung deutscher Sinnes- und Geistesart spricht sich am schönsten darin aus, dass nicht nur die germanische Altertumskunde in immer breiteren Schichten unseres Volkes begeistert gepflegt, sondern die Erforschung der Geistesarbeit unserer skandinavischen Stammesbrüder auch außerhalb der Kreise der Fachgelehrsamkeit mit wachsender Teilnahme verfolgt und das hierauf bezügliche Schrift-

*) Dies sind die gewöhnlichen Schlussworte japanischer Festspiele.

tum von dem gebildeten Publikum mehr und mehr beachtet wird. Nach dem jahrhundertlangen Griecheln, Römeln und Französeln und all' den Wollüsteleien aus Orient und Occident tut uns jetzt der frische Norden doppelt not und doppelt wol. Gewiss, das Uebermaß könnte uns auch nach dieser Richtung wieder verhängnisvoll werden; allein die christentümelnde Reaktion der intoleranten Pseudovollblutgermanen hat dafür gesorgt, dass wir die Augen offen halten und auf das Echte und Rechte sehen lernten. Wir werden uns an dem gesunden Quell des Nordlandsgeistes erfrischen lassen, um die Helle, Freudigkeit und Spannkraft wieder zu gewinnen, welche das glückliche Erbteil unserer Vorfahren gewesen. Ist uns hierin ein Genüge geworden, dann mögen unsere Nachkommen zu eigner Lust ihre eignen Wege wählen, gefeit gegen welsche Irrnis.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die fruchtbare Anregung des gebildeten Publikums scheinen mir die kleineren Schriften und Studien zu sein, die sich den weniger bekannten Partien der Nordlandsliteratur aus der jüngeren Vergangenheit widmen. In dieser Hinsicht haben wir dankbar an die Gaben zu erinnern, die uns neuerdings J. C. Poestion in Wien und E. Peschier in Konstanz gespendet.

Von dem Letzgenannten liegt mir ein schwedisch-finnisches Dichterbild vor, das mir schon wegen seiner innigen Auffassung und schlichten Darstellung der nachdrücklichsten Empfehlung würdig scheint. Peschier besitzt in hohem Maße die Gabe anheimelnder Schilderung von Zeiten und Menschen, die uns um so mehr fesselt, je seltener wir ihr in der alles mit Feuilleton-Sauce überpinselnden Bildnismalerei unserer literarischen Gegenwart begegnen. Das ist eben die rechte Kunst der Feder, die aus ihrem Gegenstand selbst die Farben nimmt und damit die reinste und reichste Wirkung zu erzielen weiß, statt mit koloristischer Effekthascherei die fremdartigsten Farben zusammenzutragen zu ebenso ungesunder wie unkünstlerischer Sinnenbezauberung. In Peschiers schwedisch-finnischem Dichterbilde durchdringen sich Form und Inhalt in ebenso kräftiger als anmutiger Weise; wäre die etwas schablonenhafte Kapitelgliederung vermieden und die einheitliche Fortführung des vollen monographischen Flusses gewahrt worden, hätte sich vielleicht noch eine stärkere Wirkung erzielen lassen.

In den ersten Abschnitten bietet uns der Verfasser eine gedrängte, aber schon durchaus künstlerisch stimmungsvolle Ueberschau über das nationale Wesen Finnlands nach der Lostrennung von Schweden und über die vielfältigen Anstrengungen der literarisch begabten Landeskinder, der Entwicklung in allen Kulturformen die nationale Treue zu wahren. Er lässt uns mit dem wackeren Doktor Lönnrot auf die Wanderung ziehen, den zerstreuten Schatz der Volksdichtung zu suchen und zu sammeln. Welche merkwürdige Fahrt nach Nordsavolax und Karelien und von dort ins Gebiet von Archangel, durch endlose, düstere Wälder und pfadlose Sümpfe, oft Tagreisen weit auf zerbrechlichem Boote um ein einziges Liedlein zu erlauschen oder zu vervollständigen!

Lönnrot entdeckte große Verwandtschaft zwischen den verschiedenen einzelnen Gesängen und versuchte ihren inneren Zusammenhang auch äußerlich wieder herzustellen; dann überreichte er im Jahre 1835 der literarischen Gesellschaft in Helsingfors seine Sammlung von 33 Gesängen mit 12,000 Versen unter dem Namen „Kalewala", so benannt nach der Heimat des Hauptehelden. Fünf Jahre später erschien er mit seiner zweiten Sammlung, „Kanteletar", mit 600 lyrischen Gedichten. Später trug er noch 7000 finnische Sprüche und 1700 Rätsel nach.

Nicht weniger umfangreich und kostbar erwiesen sich die Funde des Sprachforschers Castrén. So wuchs das Interesse an finnischer Sprache und Literatur von Tag zu Tag, und trotz des äußerlich aufgezwungenen politischen Russentums errang die nationale Bewegung immer tiefer gehenden, selbst das niedere Volk mächtig ergreifenden Einfluss.

Peschier schildert uns kurz und anschaulich die finnische Sprache und Poetik und zergliedert den Inhalt der „Kalewala" und gibt einige poetische Proben. Wundersam drastischen Ausdruck findet die unendliche Sehnsucht nach der Heimat, welche das Herz des Finnen erfüllt:

Besser in der Heimat schmecket
Wasser aus dem Schuh der Birke,
Als in unbekannter Ferne
Honig in der goldnen Schale.

Jakob Grimm urteilte schon von diesem Werke: „Hier sprudelt lauteres Epos in einfacher und desto mächtigerer Darstellung, ein Reichtum unerhörter Mythen, Bilder und Ausdrücke, besonders ein allzeit reges, sinniges Naturgefühl."

Nicht minder großartig an Tiefsinn und ewig junger Schönheit erweist sich die Lieder- und Spruchsammlung „Kanteletar". Diese Liederharfe, sagt Peschier, ist für das arme Volk, das die Natur zu harter Arbeit, endlosen Prüfungen und ewigem Kampfe verurteilt hat, vor allem ein unerschöpflicher Trost.

Ganz prächtig sind die eingestreuten Sprüche praktischer Moralphilosophie:

Neid, o Moos, du überziehest
Selbst die schon geborstnen Mauern.

Speie heut' nicht auf die Meerflut,
Willst du morgen sie befahren.

Gott gibt Aecker, gibt nicht Pflüge,
Gott gibt Quellen, gibt nicht Becher,
Gott gibt Kühe, gibt nicht Eimer,
Gott gibt Flachs und nicht das Linnen:
Selbst mit eigner Kraft muss walten,
Selbst mit eignem Sinn muss schaffen,
Selbst mit eignem Kopf muss denken
Jeglicher auf dieser Erde.

Milden und scharfen Spott, wie es Veranlassung und Temperament heischen, hat der Finne für alles Lächerliche:

Tadelst du die seichten Bäche,
Dann sei selbst ein Sund ein tiefer;
Tadelst du die leeren Wasser,
Dann sei selbst ein Meer, ein volles.



Größer nicht als eine Warze
Dünkt dem Volk des Königs Buckel.

Speit der König auf die Birke,
Königsbirke nennt sie gleich sich.

Sehr launig ist die folgende Rune, die vielleicht ein durstiger Finne seiner die Kneipe lästernden Frau vorspricht:

Auch die durst'ge Erde ziehet
An der Brust des braunen Wolke;
Warum soll der Mann nicht ziehen
An dem Krug des braunen Bieres?!

Und um mit einem erhabenen Klang diese bei Peschier weitaus zahlreicheren Proben zu schließen:

Schön ist's bei dem Klang der Schwerter
In den vordern Reih'n zu fechten.
Sei's, die Brust durchbohrt, zu fallen,
Sei's, als Sieger heimzukehren,
Hold begrüßt von Weib und Kindern
Und bekränzt von allen Freunden.
Was ist des Besiegten Leben,
Was das Dasein ohne Ehre?
Leben gibt allein die Freiheit,
Nur der Ruhm verleihet Freude.

Nachdem wir uns so unter der kundigen und liebenswürdigen Anleitung Peschiers in das goldige Gemüt der alten finnischen Nationalliteratur hineingelesen, entrollt der Verfasser ein neues Bild: Schwedische Literatur in Finnland vor Runeberg.

Man beachte dies: „Die Entdeckung der finnischen Literatur war ein doppeltes Glück für das Land; sie hat nicht bloß den Nationalgeist gekräftigt, seine geistige Freiheit geschaffen, sondern auch die schwedische Sprache und Poesie, welche noch immer die fast aller Gebildeten war, gehoben, vertieft und veredelt. Durch die vielen Uebersetzungen und Nachbildungen im Schwedischen entstand eine eigene poetische Auffassung und Diktion, welche durch Runeberg, Topelius, Stenbäck u. a. ihre Vollendung erhielt. Alle diese Dichter wurden mächtig angeregt; indem sie aus dem herrlich sprudelnden Quell ihrer Heimat schöpften, beschenkten sie Finnland und das nie vergessene Mutterland Schweden mit tiefpoetischen Werken. Diese Erfrischung war aber eine Lebensfrage für die schwedische Poesie in Finnland, wie ein kurzer Blick auf den Zustand der schwedischen Literatur in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts begreiflich machen wird."

Es wird uns nun die törichte Sklaverei des pseudo-klassischen Gallizismus in Schweden, die Ausartung der „phosphoristischen Schule" und anderes Schwachmatische eines schwankend und nebelig gewordenen Nationalbewusstseins in Erinnerung gebracht, es wird uns ordentlich wehe ums Herz über so viel Irrsal und Unverstand: — da rauscht plötzlich der lang verschüttete Springquell der Sage und des Volksliedes wieder empor, die alte Wikinger Ader pulsirt wieder und ein frischer Windhauch streicht durch die faulig-schwüle Atmosphäre. Wir atmen froh und kräftig auf. Ein neuer Tag voll lieblicher, naturwahrer, gesunder Poesie zieht über die nordische Welt herauf.

Im Jahre 1826, erzählt Peschier, war eine grosse Gesellschaft beim Erzbischof Tengström versammelt, meistens junge Leute, die sich mit dem auch in Finnland so beliebten Pfänderspiel belustigten. Zuletzt war noch ein Pfand zu lösen, das einem schüchternen Studenten gehörte. Die Mädchen flüsterten untereinander, um ihm eine Aufgabe zu stellen. Eins von ihnen meinte, es habe den Studenten im Verdacht, dass er heimlich dichte, und gab ihm unter allgemeiner Zustimmung auf, ein Lied auf die Sonne zu improvisiren. Dies lehnte der Jüngling zwar ab, versprach aber, in Bälde einen Gesang auf das leuchtende Gestirn zu dichten. Richtig wurde das Versprechen eingelöst. Das Lied auf die Sonne erschien aus der Feder des Studenten in der städtischen Zeitung — und damit war an Finnlands Himmel eine neue Sonne der Poesie hell und strahlend aufgegangen: der Genius des Dichters Johann Ludwig Runeberg.

Runebergs geistige Entwicklung fiel eben in jene Zeit, wo dem gesangreichen Volk der Finnen seine herrlichen Göttersagen, die grandiose Epik und Lyrik der Vorfahren, wieder in alter Pracht erstanden waren. Zwar wuchs er unter der verblassten, allgemein europäischen Kultur auf, wie sie unter den finnischen Schweden gerade herrschend war; allein seine individuell entscheidungsvollen Jahre verlebte er als Hauslehrer in Sarijärvi, mitten im weltabgeschlossenen Herzen Finnlands und hier entdeckte er seine geistige Heimat, das wahre Vaterland seiner nationalen Dichtung.

Soll ich nun als Kritiker an der Hand der köstlichen Peschierschen Monographie dem äußeren Lebenslaufe und der inneren dichterischen Entwicklung Runebergs folgen und an dieser Stelle auszugsweise mitteilen, was substanziell in jeder besseren Literaturgeschichte ohnehin niedergelegt ist, oder soll ich die feine Detailmalerei des Monographisten abblättern und in flimmernden Stückchen aufzeigen, was an seiner Stelle als Ganzes in so lieblichem und klarem Glanze leuchtet, künstlerisch erfreut und erhebt, ohne die wissenschaftliche Belehrung missen zu lassen? Keineswegs! Der Zweck dieser Zeilen ist erfüllt, wenn es mir gelungen ist, durch diesen kurzen Hinweis für die schöne Peschiersche Schrift selbst neue und vermehrte Teilnahme beim lesenden Publikum erweckt und damit einen Teil des Dankes abgetragen zu haben, den ich dem Verfasser für die genussreiche Lektüre schulde.

München.

M. G. Conrad.



Molière-Museum, herausgegeben von Dr. Heinrich Schweitzer. 5. Heft.

Wiesbaden 1883, Selbstverlag des Herausgebers.

Das soeben erschienene 182 Seiten umfassende fünfte Heft des Molière-Museums reiht sich seinen Vorgängern würdig an.

Voran stehen 4 Gedichte Molières, von Friedrich Bodenstedt meisterhaft ins Deutsche übertragen und vom Herausgeber mit Anmerkungen begleitet. Darauf folgen 2 Neudrucke aus der Molière-Literatur: Seite 15—50 „Le Portrait du peintre von Boursault" und Seite 51—94 „La guerre comique von De-La-Croix." Besondere Beachtung verdienen die, statt einer Einleitung von Schweitzer beigegebenen Aufsätze über Boursault und De-La-Croix. — In der ihm eigenen gründlichen Weise behandelt Mangold „Grimarests Vie de Molière, ihre Glaubwürdigkeit und ihr Wert." Die Kritiken über diese wertvolle und bis in die neueste Zeit ungerecht verurteilte Lebensbeschreibung Molières werden in dem Aufsatz einer Betrachtung unterzogen. — In einem weiteren Beitrage gibt Fritsche wichtige Nachträge zu seinen „Molière-Studien" (Danzig 1868). — Der Herausgeber ist noch mit einer Analyse des Molièriste und mehreren interessanten Miszellen vertreten.

Den Schluss des Heftes bilden: Mangold, deutsche Quellen zur Molière-Biographie (Ergebnisse von Nachforschungen auf dem Kgl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin). Rezensionen über neuere Molière-Literatur und eine vorläufige Liste der Abonnenten auf das Molière-Museum. Beigegeben ist dem Hefte die Reproduktion eines Stiches nach Desenne: „Molière liest seiner alten Magd Szenen aus seinem Lustspiele vor und hört auf ihren Rat." Auf den reichen Inhalt des Heftes näher einzugehen verbietet der Mangel an Raum; ich muss die Freunde des Dichters daher auf das Heft selbst verweisen und wollte mit Vorstehendem nur auf das Erscheinen desselben aufmerksam machen. Niemand wird die gut redigirte Zeitschrift unbefriedigt aus der Hand legen.

Der Herausgeber fordert auf der zweiten Seite des Umschlages zur Bildung eines Molière-Vereins auf und bittet, ihm mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Berlin.

August Hettler.



Sprechsaal des „Magazins".

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

War das ein Labsal in den letzten Nummern des „Magazin"! — (Es folgen einige für den Verfasser des Artikels über Bacon-Shakespeare allzu freundliche Worte, um hier wiederholt werden zu können. —) — — Wahrlich, nachdem ich das Ungeheuer, den „*Promus*", leibhaftig erblickt, beklage ich Sie doppelt! Sich mit solchem Gewäsch in solcher Quantität abgeben, es gar noch eingehend widerlegen zu müssen!

Aber es musste sein, Sie haben vollkommen Recht und vielleicht mehr Recht, als Sie damals glaubten: denn der Wahnsinn gährt schon lange in der Stille und hat schon manchen klaren Kopf zu den gröbsten Ungeheuerlichkeiten verleitet. Mir fällt dabei vor Allen der sonst so hoch zu schätzende R. von Meerheimb ein, der sich durch den Baconschwindel verleiten ließ, seine trefflichen „Monodramen" (Dresden 1879) durch das Stück: „Shakespeare's Beichte in der Westminster-Abtei" zu verunstalten, — selbstverständlich ist es hierbei schon Tatsache, das Shakespeare seine Dramen nicht geschrieben habe. Ueberhaupt ist die Wandlung und Wanderung dieser Bacon-Seeschlange ganz interessant: in der Vorrede noch Vermutung, im Gedicht schon apodiktische Gewissheit. Im Vorworte zu dem Bändchen sagt R. v. Meerheimb: „Ein längerer Aufenthalt daselbst (in England) veranlasste die höchst auffallende und interessante Wahrnehmung, dass, wenn auch äußerlich kaum bemerkbar, dennoch durch das tiefinnerlich literarische Geheimleben (sic!) Englands eine Strömung ziehe, welche an das Standbild des größten Dramatikers aller Zeiten in negirender Weise herantritt. Man leugnet zwar nicht frank und frei, in der Besorgnis gesteinigt zu werden, die Coïncidenz des Schauspielers Shakespeare mit dem fast übermenschlichen Universalgenie als Schöpfer der Dramen, die unter Jenes Autornamen die Bewunderung der gebildeten Welt erwecken, aber man diskutirt über dies heikle Thema leise in privaten Kreisen."

Sie merken das Herzklopfen in den gewundenen Sätzen des sonst die Sprache vortrefflich beherrschenden Meerheimb; „tiefinnerlich literarisches Geheimleben", — „in negirender Weise an das Standbild herantreten", — „man leugnet nicht frank und frei", aber „man diskutirt leise in privaten Kreisen" — köstlich, nicht? In dem Gedichte dagegen jammert Shakespeare, dass er die Ruhe nicht finden könne vor der ihn — den „unsterblichen Lügner", wie er sich selbst nennt — verfolgenden „glutäugigen Göttin Poesie", — dass man ihm seine Werke „angelogen" habe, — dass „allüberall höhnet das Welten-Echo die Lüge des Schwanes vom Avon". Ferner:

„Ich nur war Vermittler von Geist zu Geist",
„Nur der Rufer des Geisterchors,"
„Nur Lenker und Lüfter der Vorhangsvließe."

Warum nicht gleich Zettelankleber?? — Dann fleht er zum Zeitgeist, dass er sie enthülle . . . „sie?" Ja wol, sie! Denn bei R. v. M. sind es zwei, denen Shakespeare seine Dramen gestohlen haben soll: „Urgenien Beide! Weltenschöpfende Titanen," „leuchtendes Zwiegestirn", — deren Namen wir aber leider nicht erfahren. Vielleicht erkennen Sie das Zweigestirn, sehr geehrter Herr Redakteur, und machen den Compagnon des seligen Sir Francis gleich mit tot, — ich lasse deshalb die Beschreibung der „beiden Heroen" hier folgen:

„Er, der rastlos strebende,
Fernhinsegelnde Forschergeist,
Der, um die Stirn des Undanks Dornenkrone,
Seines Vaterlands Sonnengebieten —
Wie dem Reich der Poesie —
Ungeahnete Küsten erschloss*) — — —
Und er, der gewaltige Werkmeister im Geist,
Der, an der Hand der Natur,
Auf veraltetem Schutt
Aufwölbte gen Himmel

*) Wir möchten auf Sir Walter Raleigh deuten.
Die Red.

Den Gedankentempel der Menschheit —
Merkstein für ferne Jahrtausende."

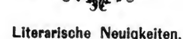
Schließlich spricht der arme „unsterbliche Lügner" die Bitte aus, die Schatten möchten seine Beichte „hinauftragen zu des Tages erwachender Dämmerung"; ihn aber möge man ruhen lassen

„. . . . . vergessen, verschollen,
Bis die Glocken der rühmenden Tage
Nicht mehr tönen vom Avon dem Schwan."

Der erste Teil ist in Erfüllung gegangen: R. v. M. hat die Beichte aus dem famosen tiefinnerlich literarischen Geheimleben Englands durch sein vielgelesenes Buch zu Tage gefördert, — und das ist gut so, denn den phantastischen Fledermäusen wird das helle Tageslicht gar bald den Garaus machen. Gar bald und hoffentlich auch gar gründlich!

Berlin, 29. Mai 1883.

In alter Treue
Ihr ergebener
Dr. Wilhelm Loewenthal.



Literarische Neuigkeiten.

Martin Luther als deutscher Klassiker in einer Auswahl seiner kleineren Schriften. Band I/III. Soeben ist der dritte Band dieses Werkes, das wir warm empfehlen können, erschienen und enthält eine Zeittafel des Lebens und der Schriften Luthers. Band I ist bereits im Jahr 1871 erschienen und liegt jetzt in zweiter vermehrter Auflage vor. Bei Gelegenheit der Lutherfeier dürfte dieses Werk von Jedermann freudig begrüßt werden. — Homburg auf der Höhe, Heyder & Zimmer. 12 M.

Von Gubernatis' „Storia universale della letteratura" sind wieder drei Bände erschienen, die Geschichte der Lyrik enthaltend, d. h. enthaltensollend, denn von irgendeiner eingehenden Behandlung im Text und einer wirklich weisen Auswahl in den Proben ist gar keine Rede. Es ist eine schnell gemachte Abschreiberei und Handwerkerei, ganz nach Gubernatis' übelbekannten Gewohnheiten. Die deutsche Lyrik ist mit einer unglaublichen Oberflächlichkeit abgetan. — Milano, Hoepli.

Claretie's Roman „Der Minister" ist ins Deutsche übersetzt worden von A. Röhl. 2 Bände. — Dresden, Minden. 7 M.

Die Jouaust'sche Ausgabe sämtlicher Werke Molières ist jetzt komplet, in 8 Bänden.

„Wandersprüche. Ein Büchlein für alles fahrende Volk", von Theodor Gampe. — Dresden, Bleyl & Kämmerer. — Ein sehr zierliches Büchlein mit manchem wirklich recht gescheiten, gereimten Sprüchlein; ein erquicklicher Begleiter auf Wanderfahrten. Eine Art Brevier der Wanderweisheit.

Von André Theuriet ein neuer Roman: Michel Verneuil. — Paris, Ollendorff. 3,50 fr.

Von J. C. Poestion's „Griechischen Dichterinnen" erscheint nun auch eine dänische Uebersetzung, welche zugleich eine dritte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe des Originals bilden wird. Die Uebersetzung der Prosa besorgt Frau Julie Götsche, die der Verse der Dichter Thor Lange in Moskau. — Kopenhagen, P. Hauberg.

Ein neues Werk über Lord Byron's Leben, welches sich unter dem vielversprechenden Titel: „The real Lord Byron. New views of the Poet's Life" einführt. Von John Cordy Jafferson, in 2 Bänden. Wir werden ja sehen! — London, Trübner & Co. 30 sh.

Wir machen auf die neue Ausgabe eines für Spezialstudien im Französischen unentbehrlichen Wörterbuchs aufmerksam: „Dictionnaire de la langue verte" von Delvau. Z. B. zur Lektüre gewisser Romane Zola's (und Sue's) durchaus nötig. — Paris, Marpon & Flammarion. 12 fr.

Auf die wiederholten Anfragen bezüglich der Aufnahmebedingungen des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, welche irrtümlich an die Redaktion des „Magazins" statt an den Verbandsvorstand gerichtet werden, bemerken wir, dass solche Anfragen zu richten sind an:

Herrn Dr. Friedrich Friedrich,
Vorsitzenden des Verbandes,
Leipzig, Langestrasse 13.

Die Redaktion des „Magazins".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Briefe und Manuskripte sind zu richten an Dr. Eduard Engel in Berlin. — Büchersendungen u. dergl. an die Verlagshandlung des „Magazins" in Leipzig.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 16. Juni 1883. | Nr. 24.

Inhalt:

Die Literarkonvention zwischen dem deutschen Reich und Frankreich.

Bei dem grossen Interesse, welches der unlängst abgeschlossene und durch die Zustimmung des Reichstags gültig gewordene Vertrag zwischen den beiden größten Litteraturländern der Welt auch für weitere Kreise hat, glauben wir unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen auf Grund des amtlichen Aktenstückes den Wortlaut desselben mitteilen.

Wir bemerken, dass es der erste literarische Vertrag ist, den Deutschland seit dem Bestehen des Internationalen Schriftstellerverbandes abschließt, und dass die auf dessen Kongressen wiederholt ausgesprochenen Wünsche großenteils darin Berücksichtigung gefunden haben.

Es ist zu erwarten, dass noch recht zahlreiche ähnliche Verträge diesem ersten rationellen Abkommen folgen werden.

Artikel 1.

Die Urheber von Werken der Literatur oder Kunst sollen, gleichviel ob diese Werke veröffentlicht sind oder nicht, in jedem der beiden Länder gegenseitig sich der Vorteile zu erfreuen haben, welche daselbst zum Schutze von Werken der Literatur oder Kunst gesetzlich eingeräumt sind oder eingeräumt werden. Sie sollen daselbst denselben Schutz und dieselbe Rechtshülfe gegen jede Beeinträchtigung ihre Rechte genießen, als wenn diese Beeinträchtigung gegen inländische Urheber begangen wäre.

Diese Vorteile sollen ihnen jedoch gegenseitig nur so lange zustehen, als ihre Rechte in dem Ursprungslande in Kraft sind, und sollen in dem anderen Lande nicht über die Frist hinaus dauern, welche daselbst den inländischen Urhebern gesetzlich eingeräumt ist.

Der Ausdruck „Werke der Literatur oder Kunst" umfasst Bücher, Broschüren oder andere Schriftwerke; dramatische Werke, musikalische Kompositionen, dramatisch-musikalische Werke; Werke der zeichnenden Kunst, der Malerei, der Bildhauerei; Stiche, Lithographien Illustrationen, geographische Karten; geographische, topographische, architektonische oder naturwissenschaftliche Pläne, Skizzen und Darstellungen plastischer Art und überhaupt jedes Erzeugnis aus dem Bereiche der Literatur, Wissenschaft oder Kunst.

Artikel 2.

Die Bestimmungen des Artikels 1 sollen auch Anwendung finden auf die Verleger solcher Werke, welche in einem der beiden Länder veröffentlicht sind und deren Urheber einer dritten Nation angehört.

Artikel 3.

Die gesetzlichen Vertreter oder Rechtsnachfolger der Urheber, Verleger, Uebersetzer, Komponisten, Zeichner, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Architekten, Lithographen u. s. w. sollen gegenseitig in allen Beziehungen dieselben Rechte genießen, welche die gegenwärtige Uebereinkunft den Urhebern, Verlegern, Ueber-

setzern, Komponisten, Zeichnern, Malern, Bildhauern, Kupferstechern, Architekten und Lithographen selbst bewilligt.

Artikel 4.

Es soll gegenseitig erlaubt sein, in einem der beiden Länder Auszüge oder ganze Stücke eines zum ersten Male in dem anderen Lande erschienenen Werkes zu veröffentlichen, vorausgesetzt, dass diese Veröffentlichung ausdrücklich für den Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt und eingerichtet oder wissenschaftlicher Natur ist.

In gleicher Weise soll es gegenseitig erlaubt sein, Chrestomathien, welche aus Bruchstücken von Werken verschiedener Urheber zusammengesetzt sind, zu veröffentlichen, sowie in eine Chrestomathie oder in ein in dem einen der beiden Länder erscheinendes Originalwerk eine in dem anderen Lande veröffentlichte ganze Schrift von geringerem Umfange aufzunehmen.

Es muss jedoch jedesmal der Name des Urhebers oder die Quelle angegeben sein, aus welcher die in den beiden vorstehenden Absätzen gedachten Auszüge, Stücke von Werken, Bruchstücke oder Schriften herrühren.

Die Bestimmungen dieses Artikels finden keine Anwendung auf die Aufnahme musikalischer Kompositionen in Sammlungen, welche zum Gebrauche für Musikschulen bestimmt sind; vielmehr gilt eine derartige Aufnahme, wenn sie ohne Genehmigung des Komponisten erfolgt, als unerlaubter Nachdruck.

Artikel 5.

Artikel, welche aus den in einem der beiden Länder erschienenen Zeitungen oder periodischen Zeitschriften entnommen sind, dürfen in dem anderen Lande im Original oder in Uebersetzung gedruckt werden.

Jedoch soll diese Befugnis sich nicht auf den Abdruck, im Original oder in Uebersetzung, von Feuilletonromanen oder von Artikeln über Wissenschaft oder Kunst beziehen.

Das gleiche gilt von anderen, aus Zeitungen oder periodischen Zeitschriften entnommenen größeren Artikeln, wenn die Urheber oder Herausgeber in der Zeitung oder in der Zeitschrift selbst, worin dieselben erschienen sind, ausdrücklich erklärt haben, dass sie deren Nachdruck untersagen.

In keinem Falle soll die im vorstehenden Absatz gestattete Untersagung bei Artikeln politischen Inhalts Anwendung finden.

Artikel 6.

Das Recht auf Schutz der musikalischen Werke begreift in sich die Unzulässigkeit der sogenannten musikalischen Arrangements, nämlich der Stücke, welche nach Motiven aus fremden Kompositionen ohne Genehmigung des Urhebers gearbeitet sind.

Den betreffenden Gerichten bleibt es vorbehalten, die Streitigkeiten, welche bezüglich der Anwendung obiger Vorschrift etwa hervortreten sollten, nach Massgabe der Gesetzgebung jedes der beiden Länder zu entscheiden.

Artikel 7.

Um allen Werken der Literatur und Kunst den im Artikel 1 vereinbarten Schutz zu sichern, und damit die Urheber der gedachten Werke, bis zum Beweise des Gegenteils, als solche angesehen und demgemäß vor den Gerichten beider Länder zur Verfolgung von Nachdruck und Nachbildung zugelassen werden, soll es genügen, dass ihr Name auf dem Titel des Werkes, unter der Zueignung oder Vorrede, oder am Schlusse des Werkes angegeben ist.

Bei anonymen oder pseudonymen Werken ist der Verleger, dessen Namen auf dem Werke steht, zur Wahrnehmung der dem Urheber zustehenden Rechte befugt. Derselbe gilt ohne weiteren Beweis als Rechtsnachfolger des anonymen oder pseudonymen Urhebers.

Artikel 8.

Die Bestimmungen des Artikels 1 sollen auf die öffentliche Aufführung musikalischer, sowie auf die öffentliche Darstellung dramatischer oder dramatisch-musikalischer Werke gleichfalls Anwendung finden.

Artikel 9.

Den Originalwerken werden die in einem der beiden Länder veranstalteten Uebersetzungen inländischer oder fremder Werke ausdrücklich gleichgestellt. Demzufolge sollen diese Uebersetzungen rücksichtlich ihrer unbefugten Vervielfältigung in dem anderer Lande, den im Artikel 1 festgesetzten Schutz genießen

Es ist jedoch wolverstanden, dass der Zweck des gegenwärtigen Artikels nur dahin geht, den Uebersetzer in Beziehung auf die von ihm gefertigte Uebersetzung des Originalwerkes zu schützen, keineswegs aber, dem ersten Uebersetzer irgend eines in toter oder lebender Sprache geschriebenen Werkes das ausschließliche Uebersetzungsrecht zu übertragen, außer in dem im folgenden Artikel vorgesehenen Falle und Umfange.

Artikel 10.

Den Urhebern in jedem der beiden Länder soll in dem andern Lande während zehn Jahren nach dem Erscheinen der mit ihrer Genehmigung veranstalteten Uebersetzung ihres Werkes das ausschließliche Uebersetzungsrecht zustehen.

Die Uebersetzung muss in einem der beiden Länder erschienen sein.

Behufs des Genusses des obengedachten ausschließlichen Rechtes ist es erforderlich, dass die genehmigte Uebersetzung innerhalb eines Zeitraums von drei Jahren, von der Veröffentlichung des Originalwerkes an gerechnet, vollständig erschienen sei.

Bei den in Lieferungen erscheinenden Werken soll der Lauf der in dem vorstehenden Absatz festgesetzten dreijährigen Frist erst von der Veröffentlichung der letzten Lieferung des Originalwerkes an beginnen.

Falls die Uebersetzung eines Werkes lieferungsweise erscheint, soll die im ersten Absatz festgesetzte zehnjährige Frist gleichfalls erst von dem Erscheinen der le zten Lieferung der Uebersetzung an zu laufen anfangen.

Indessen soll bei Werken, welche aus mehreren in Zwischenräumen erscheinenden Bänden bestehen,

sowie bei fortlaufenden Berichten oder Heften, welche von literarischen oder wissenschaftlichen Gesellschaften oder von Privatpersonen veröffentlicht werden, jeder Band, jeder Bericht oder jedes Heft, bezüglich der zehnjährigen und der dreijährigen Frist, als ein besonderes Werk angesehen werden.

Die Urheber dramatischer oder dramatisch-musikalischer Werke sollen, während der Dauer ihres ausschließlichen Uebersetzungsrechtes, gegenseitig gegen die nicht genehmigte öffentliche Darstellung der Uebersetzung ihrer Werke geschützt werden.

Artikel 11.

Wenn der Urheber eines musikalischen oder dramatisch-musikalischen Werkes sein Vervielfältigungsrecht an einen Verleger für eins der beiden Länder mit Ausschluss des anderen Landes abgetreten hat, so dürfen die demgemäß hergestellten Exemplare oder Ausgaben dieses Werkes in dem letzten Lande nicht verkauft werden; vielmehr soll die Einführung dieser Exemplare oder Ausgaben daselbst als Verbreitung von Nachdruck angesehen und behandelt werden.

Die Werke, auf welche vorstehende Bestimmung sich bezieht, müssen auf ihrem Titel und auf ihrem Umschlag den Vermerk tragen: „In Deutschland (in Frankreich) verbotene Ausgabe.“

Uebrigens sollen diese Werke in beiden Ländern zur Durchfuhr nach einem dritten Lande unbehindert zugelassen werden.

Die Bestimmungen des gegenwärtigen Artikels finden auf andere als musikalische oder dramatisch-musikalische Werke keine Anwendung.

Artikel 12.

Die Einfuhr, die Ausfuhr, die Verbreitung, der Verkauf und das Feilbieten von Nachdruck oder unbefugten Nachbildungen ist in jedem der beiden Länder verboten, gleichviel, ob dieser Nachdruck oder diese Nachbildungen aus einem der beiden Länder oder aus irgend einem dritten Lande herrühren.

Artikel 13.

Jede Zuwiderhandlung gegen die Bestimmungen der gegenwärtigen Uebereinkunft soll die Beschlagnahme, Einziehung und Verurteilung zu Strafe und Schadensersatz nach Maßgabe der betreffenden Gesetzgebungen in gleicher Weise zur Folge haben, wie wenn die Zuwiderhandlung ein Werk oder Erzeugnis inländischen Ursprungs betroffen hätte.

Die Merkmale, aus welchen der Tatbestand des Nachdrucks oder der unbefugten Nachbildung sich ergibt, sind durch die betreffenden Gerichte nach Maßgabe der in jedem der beiden Länder geltenden Gesetzgebung festzustellen.

Artikel 14.

Die Bestimmungen der gegenwärtigen Uebereinkunft sollen in keiner Beziehung das einem jeden der beiden Hohen vertragschließenden Teile zustehende Recht beeinträchtigen, durch Maßregeln der Gesetzgebung oder inneren Verwaltung die Verbreitung die Darstellung oder das Feilbieten eines jeden Werkes oder Erzeugnisses zu überwachen oder zu untersagen, in Betreff dessen die zuständige Behörde dieses Recht auszuüben haben würde.

Ebenso beschränkt die gegenwärtige Uebereinkunft in keiner Weise das Recht des einen oder des anderen der beiden Hohen vertragschließenden Teile, die Einfuhr solcher Bücher nach seinem Gebiete zu verhindern, welche nach seinen inneren Gesetzen oder in Gemäßheit seiner mit anderen Mächten getroffenen Abkommen für Nachdruck erklärt sind oder erklärt werden.

Artikel 15.

Die in der gegenwärtigen Uebereinkunft enthaltenen Bestimmungen sollen auf die vor deren Inkrafttreten vorhandenen Werke mit den Maßgaben und unter den Bedingungen Anwendung finden, welche das der Uebereinkunft angeheftete Protokoll vorschreibt.

Artikel 16.

Die Hohen vertragschließenden Teile sind darüber einverstanden, dass jeder weitergehende Vorteil oder Vorzug, welcher künftighin von seiten eines derselben einer dritten Macht in bezug auf die in der gegenwärtigen Uebereinkunft vereinbarten Punkte eingeräumt wird, unter der Voraussetzung der Reziprozität, den Urhebern des anderen Landes oder deren Rechtsnachfolgern ohne weiteres zu statten kommen soll.

Sie behalten sich übrigens das Recht vor, im Wege der Verständigung an der gegenwärtigen Uebereinkunft jede Verbesserung oder Veränderung vorzunehmen, deren Nützlichkeit sich durch die Erfahrung herausstellen sollte.

Artikel 17.

Die gegenwärtige Uebereinkunft tritt an die Stelle der früher zwischen Frankreich und den einzelnen deutschen Staaten abgeschlossenen Literarkonventionen.

Sie soll während sechs Jahren von dem Tage ihres Inkrafttretens an in Geltung bleiben, und ihre Wirksamkeit soll alsdann so lange, bis sie von dem einen oder anderen der Hohen vertragschließenden Teile gekündigt wird, und noch ein Jahr nach erfolgter Kündigung fortdauern.

Artikel 18.

Die gegenwärtige Uebereinkunft soll ratifizirt und die Ratifikationsurkunden sollen sobald als möglich in Berlin ausgewechselt werden.

Sie soll in beiden Ländern drei Monate nach der Auswechselung der Ratifikationen in Kraft treten.

Zu Urkund dessen haben die beiderseitigen Bevollmächtigten die gegenwärtige Uebereinkunft vollzogen und ihre Siegel beigedrückt.

So geschehen zu Berlin, den 19. April 1883.

Wir bemerken noch, dass der Reichstag seine Zustimmung zu dem vorstehenden Vertrage in der Sitzung vom 4. Juni erteilt hat und dass wol alsbald die Ratifikation erfolgen und der Vertrag demgemäß am 1. Oktober d. J. in Kraft treten dürfte.

„Der Anhänger“. Eine Geschichte aus der Gegenwart, von Ludwig Freiherrn von Ompteda.

Leipzig 1883. Verlag von Georg Böhme.

Bei aller Bewunderung derjenigen hervorragenden Romandichter unserer Tage, welche die Stoffe zu ihren Kunstwerken dem deutschen Altertum, der Antike oder der noch älteren ägyptischen Kulturstätte entlehnen, empfinden wir doch stets eine besondere Genugtuung, wenn uns aus der heimischen Gegenwart ein dichterisches Zeit-, Kunst- oder Gesellschaftsbild geboten wird.

Wir haben es heut vorzugsweise mit dem letzteren zu tun.

Ludwig Freiherr von Ompteda gibt uns, wie der Titel des Gustav Freytag gewidmeten, 321 Seiten umfassenden Buches besagt: eine Geschichte aus der Gegenwart.

Ein im Jahre 1871 schwer verwundeter preußischer Offizier — Rittmeister — ist nach dem „Hôtel Monnet“ gegangen, um „in der Luft und den Weinbergen des Genfer Sees frisches Blut und neue Lebenskraft zu schöpfen.“ Er findet dort einen alten Freund seines väterlichen Hauses, den Präsidenten Diedenhof, welcher seinen Vetter, den Kommerzienrat Baarmann einen „Zuckerlord aus Magdeburg“ im Gefolge hat. Die Charakteristik des letzteren ist höchst ergötzlich. — Der Verkehr dieser drei verschieden gearteten Diener dreier ebenso verschiedenartiger Gottheiten, des Mars, der Themis und des Merkur stellt sich als ein angenehmer und einträchtiger dar. Auf der „weltberühmten Terrasse“, dem Lieblingsplätzchen des die Sommerfrische ausgiebig genießenden Dreiblatts, begegnet ihm der Freiherr Bolko von Bardenfleth — Kriegskamerad und Lebensretter des „Rittmeisters“, ehemaliger stud. jur. et cam. zu Heidelberg, gegenwärtig Reserve-Offizier. Ebenfalls verwundet, ist er zum selben Zwecke, wie sein ci-devant Eskadron-Chef, mit der Familie seines früheren Vormundes, Herrn von Lüchau nach dem Lac Leman gezogen.

Die Familie von Lüchau, mit der unser Trifolium selbstverständlich bald näher bekannt wird, setzt sich aus Herrn und Frau von Lüchau und zwei Töchtern, Frau Anna von Druchtleban — ihr Gemahl fiel bei St. Privat — und Gertrud von Lüchau, der Verlobten Bardenfleths, zusammen.

Herr von Lüchau, norddeutscher Landwirt, laborirt an dem Fehler vieler Ehemänner. Er hat seiner Frau gegenüber, — die öfters nicht das Rechte will — keinen Willen. Ihre frühere Stellung als Hofdame an einem kleinen Hofe gibt ihr nach seiner Meinung eine unwiderstehliches Ueberlegenheit nicht nur über ihn selbst, sondern über alle anderen gewöhnlichen Sterblichen.

Bardenfleths politischen Standpunkt bezeichnet „der Rittmeister“ als einen „deutsch-chauvinistischen“ — der der künftigen Frau Schwiegermama scheint eher ein partikularistischer zu sein. Daher öftere Konflikte, leidenschaftliche Diskussionen.

Ueber Frau von Druchtleben, die jugendliche Witwe, referirt der stets redend eingeführte brave Rittmeister: „Sie war kleiner und zierlicher, als die Mutter und in ihren Zügen etwa eine veredelte Mischung beider Eltern . . . Sie trug tiefe Trauer, da ihre Witwenjahre noch nicht abgelaufen waren — die schwarze Schneppe auf der weißen, mattrosig angehauchten Stirn gab dem jugendlichen Gesichte vorübergehend etwas matronenhaft Würdevolles. . . .“

Das erste Urteil nach flüchtigem Ersehen und nach flüchtigerer Konversation über Bardenfleths 17 jährige Braut lautet summarisch:

„Ein vielversprechender Backfisch, aber noch ein Backfisch, bis auf die Stimme!“

Gertrud singt nämlich.

Ein zum 17 jährigen Geburtstage der Braut vom Bräutigam gespendetes Kollier, eine Kamee mit dem Profil Bardenfleths an einer goldenen Kette, spielt in der weiteren Geschichte eine Rolle — darum mussten wir es hier erwähnen.

Der Geber nennt das Kleinod, als ein Erzeugnis deutscher Kunst, „einen sogenannten Anhänger“. Mama Lüchau korrigirt diesen barbarischen deutschtümelnden Ausdruck und verlangt, dass es: „Pendeloque oder Locket“ getauft werde. Bardenfleth widerspricht. Folge: große Verstimmung. Aus kleinen Ursachen folgen oft große Wirkungen. Missverständnisse aller Art, die Politik, zwei koquette Polinnen, das unfertige in Gertruds Wesen, die herrschsüchtige Mutter, der willenlose Vater, Bardenfleths Stolz, der nicht erkämpfte, sondern ihm ohne Werbung gewissermaßen mühelos in den Schoß gefallene Besitz der Braut und zuletzt noch eine stürmisch kundgegebene Anwandlung von Eifersucht bei ihrem unschuldigen, lediglich musikalischen Interessen gewidmeten Verkehr mit „dem Musikmeister Tamburini.“ Alles dies wirkt zusammen, um das junge Paar sich zu entfremden und schließlich nach längerem „kühlen neben einander Leben“ ihr Verhältnis zum jähen Bruche zu bringen.

Die tiefer liegenden Gründe für Bardenfleths, trotz alledem, rätselvolle Handlungsweise werden uns erst später bekannt.

Während sich dies alles vollzieht, hat Frau von Druchtleben von dem Herzen des Rittmeisters allmählich dauernden Besitz genommen; da die Trauergewänder jede Erklärung ausschließen, verbirgt der diesmal nicht von Chassepot-Kugeln verwundete junge Krieger — so gut es gehen will — sein Geheimnis, wie eine sekrete diplomatische Note.

Die liebliche Witwe ist jedenfalls die mit größter Vorliebe und darum am Besten gezeichnete Figur unserer „Geschichte aus der Gegenwart.“

Bei der langen, vertraulichen Auseinandersetzung Beider über die Motive der traurigen Trennung der Verlobten kommt auch der oben genannte [illegible] in des Rittmeisters Hände, mit dem [illegible] Bardenflethschen Hausorden“, wie ihn [illegible] spöttisch bezeichnet, dem Entlobten [illegible]

Die Gesellschaft im Hôtel Mon[illegible]

Wie eine Petarde ist die plötzli[illegible]

Bardenfleths in den Kreis der Sommerfrischler gefallen. Lüchaus reisen natürlich desgleichen. wenn auch nur um im Cygne zu Vernex wieder ihr Hauptquartier aufzuschlagen; nach kurzer Zeit sagt auch der Präsident und der „Zuckerlord“ dem Leman Valet; der Rittmeister geht nach den italienischen Seen.

Gegen Weihnachten bereits zeigt ihm Bardenfleth seine Verlobung mit einem Fräulein Winsell aus Heidelberg — einer im Verlaufe der Geschichte einmal flüchtig erwähnten Studentenbekanntschaft — an, und bittet ihn zugleich den „Anhänger“, wie er ihn nennt, „das Bardenflethsche Hauskreuz“ noch ad depositum zu behalten.

Ob diese schleunige Verlobung und Verehelichung aus einer wiedererwachten, früheren Neigung hervorgeht oder par dépit sich vollzieht, wissen wir vorläufig nicht!

Im Jahre 1874 ersieht der Rittmeister aus der Kreuzzeitung, dass Bardenfleth Witwer geworden, ihm aber aus dem kurzen Eheleben eine Tochter verblieben sei.

1878 treffen sich die lange getrennten Freunde bei der Ausstellung in Paris, wo Bolko, der sich der Kunst in die Arme geworfen, sich Malens wegen aufhält, und auch Signor Tamburini, der mittlerweile seinen wahren Namen „Fleischhacker“ angenommen und sich hierdurch als ehrlicher Deutscher legitimirt hat, auf einer Ferienreise Station gemacht hat. Ihm hat Herr Bolko gelegentlich, mit anderen, in England — er scheint diese Gewohnheit zu haben — das Leben gerettet. Wenn auch nicht dieser Akt, sondern ruhige, reifliche Ueberlegung haben den jungen Freiherrn von der Grundlosigkeit seiner weiland eifersüchtigen Regungen im Hôtel Monnet überzeugt. Ueber Tamburini alias Fleischhacker erfahren wir, dass, nachdem der Künstler in London mehrere Konzerte mit durchschlagendem Erfolge gegeben, er für die Hofkapelle in — Gerolstein und dabei zugleich als Klavierlehrer der dortigen jungen Prinzen engagirt worden sei.

Wir hören ferner, dass Gertrud Lüchau mittlerweile sich zur Sängerin ersten Ranges emporgeschwungen habe und nächstens in einem Konzert öffentlich auftreten werde. Ueber Herrn und Frau von Lüchau berichtet Bardenfleth selbst: dass der erstere gestorben die letztere im Irrenhause sei — wol mit aus Kummer über den vollen finanziellen Ruin der Familie!

Auch Anna Druchtlebens wird gedacht und des guten Rittmeisters Herz erzittert von neuem bei dem Andenken an die holde Witwe — er erfährt zugleich, dass sich der alte Präsident Diedenhof bei ihr einen regelrechten Korb geholt habe. — Die Tragödie des Zusammenbruchs der Lüchauschen Verhältnisse erwähnen wir nur kurz. Der alte Lüchau entpuppt sich schließlich als untreuer Vormund, ja Wechselfälscher (!) etc. Leben und äußere Ehre rettet ihm die Großmut seines ehemaligen Mündels, des unermüdlichen Lebensretters Bardenfleth. Er erteilt dem alten Manne trotz eines Defizits von 80 000 Talern und anderer Delikte bei der endlichen Rechnungslegung über das verwaltete Vermögen anstandslos Decharge.

Die ziemlich gleichzeitige Verlobung des volljährig gewordenen Studiosus mit Gertrud ist, wie wir nun ersehen, daher mehr auf das Konto der Großmut, als der Liebe zu setzen. Von all diesen Vorgängen wird den Damen Lüchau nichts bekannt; wir aber wissen nun, welcher Wurm — für Gertrud unbewusst — an der Wurzel ihres jungen Glückes nagte.

Die Sachen stehen schlimm — aber zum Troste unserer erschütterten Leserinnen wollen wir doch betonen: nicht hoffnungslos; denn Anna und Gertrud sind beide noch zu haben, der Rittmeister desgleichen und Bolko ist Witwer.

Die weitere, nicht überraschende Entwicklung ist sehr anmutig geschildert —; so Gabriele Josselin, oder Gertruds erstes Auftreten im Konzert-Saale zu Wiesbaden (Seite 255 u. flg.) unter Fleischhackers Leitung, das Wiedersehen Annas und des Rittmeisters, Bolkos und Gertruds nach siebenjähriger Trennung. Auch Präsident Diedenhofen befindet sich — trotz gewisser verunglückter Versuche — wieder im Zauberkreise des lieblichen Schwesternpaares. Mit Ausnahme derer, die gestorben oder verdorben, ist der Kreis aus dem Hôtel Monnet so ziemlich wieder geschlossen. Was stände dem Abschluss des Dramas somit noch im Wege? Der Rittmeister, obwol selbst aufs Aeußerste okkupirt, bewährt sich als Wegbereiter für Bolko und seine ehemalige Braut. Bolko selbst, obwol innerlich Feuer und Flamme für die zu einer strahlenden Schönheit erblühte, ehemals misskannte Gertrud, verharrt trotz alledem in seiner edel motivirten aber doch etwas philisterhaften Unentschlossenheit — manch „schwarzer Gedanke schlägt ihm die Flügel ums Haupt“; ungeachtet seines Namenwechsels erscheint ihm selbst Fleischhacker wieder gefährlich! Der Verfasser lässt Bardenfleth sagen: Sie — Gertrud — hat es mir heute noch nicht verziehen, dass ich sie für den Papa opfern wollte. (Seite 297.) Dies verrät uns, dass Bolkos edle Handlungsweise dem verkommenen, unglücklichen Vater, dem Opfer der Verschwendungssucht der Mutter gegenüber, nach und nach dem Schwesternpaare in ihrer ganzen Tragweite bekannt geworden ist. — Lieblich, künstlerisch durchgeführt ist der Gedanke, dass der noch immer bei dem Rittmeister in Asservation befindliche „Anhänger“ mit Bolkos Porträt (Seite 309) schließlich Gertrud zum Sprechen, zum Geständnis ihrer nie erloschenen Zuneigung zu Bardenfleth bringen muss. — Es vollzieht sich alles weitere naturgemäß. Auch des Rittmeisters Zunge löst sich endlich der edeln Anna gegenüber. Er sagt ihr, nachdem sie ihm einst gestanden, dass auch sie ihre Erinnerungen an ihren ersten Gemahl ehrlich ausgelebt habe, dass er schweigend sieben Jahre um sie gedient (Seite 217).

„Soll ich noch fernere sieben?“ „Nein, nein! es ist reichlich genug an einmal sieben! Nur wie um Lea!“ rief sie mit lächelnden Tränen aufspringend: „Ich bilde mir durchaus nicht ein, die schöne Rahel zu sein! Da hast du deine hässliche Lea, mein liebster treuester Freund! Halte sie fest!“ — und sie sank in meine Arme.“

Die von uns etwa zu verlangende Charakteristik der einzelnen Personen des Romans scheint uns durch unser Referat selbst genügend gegeben. Wir verzichten auf weiteres, — nur das wollen wir noch sagen, dass Omptedas „Geschichte aus der Gegenwart“ jedem mit dem Herzen lesenden Leser — von den Leserinnen vollends zu geschweigen — einen woltuenden Eindruck hinterlassen wird; wir abstrahiren dabei von Vater Lüchau. Der „Anhänger“ ist ein Gesellschaftsbild von edler Anlage, künstlerischer Farbenmischung und feiner vornehmer Durchführung. Auch der Humor ist wirkungsvoll vertreten. Wir werden den ferneren Kundgebungen des Dichters mit hohem Interesse entgegensehen und empfehlen sein gegenwärtiges Werk mit aufrichtigem Herzen.

Schloss Hennersdorf (Schlesien).

Conrad von Prittwitz-Gaffron.



Ein französisches Werk über den Simplizissimus von Grimmelshausen.*)

Paris 1883. C. Klincksieck.

Die Unwissenheit der Franzosen in Bezug auf die deutsche Literatur ist bei unsern Nachbarn jenseits des Rheins und sogar bei uns selbst geradezu sprichwörtlich geworden; und doch ist diese Idee nichts weniger als begründet. Ohne von den Arbeiten und Uebersetzungen zu sprechen, deren Gegenstand vor allem die deutschen Dichter bei uns von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an gewesen sind (siehe unter anderm die Sammlung i. J. 1766 von Huber herausgegeben und das *Journal étranger)*, seit Frau von Staël und Benjamin Constant, das heißt seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, haben wir nicht aufgehört, eifrig die Erzeugnisse der deutschen Literatur zu studiren. Man kann kaum eine Nummer der *Revue des Deux Mondes* aufschlagen, ohne irgend einer Arbeit über deutsche Literatur zu begegnen. Zwar waren bis dahin die Klassiker und einige neuere Schriftsteller ungefähr alles, womit man sich beschäftigte. Doch macht sich gegenwärtig darin ein großer Fortschritt bemerkbar. Ich führe als Beweis dafür das Buch über „Simplizissimus“ an, womit Herr Ferdinand Antoine an der Sorbonne als Docteur ès lettres promovirt wurde.

Die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts, dieses „traurigen siebzehnten Jahrhunderts“, wie es Vilmar genannt hat, zu behandeln, ist für einen Franzosen ein großes Wagnis, und dennoch ist dieses Wagnis dem Verfassers dieser „These“ vollständig gelungen.

Es ist wahr, dass der Gegenstand glücklich gewählt war, da es sich um nichts geringeres als das interessanteste Werk dieser Periode, wie überhaupt eines der interessantesten Werke der deutschen Literatur, handelte. Herr Antoine hat sich dieser Aufgabe mit großer Liebe unterworfen, was übrigens durchaus nicht Wunder nimmt, da das Werk für alle Leser ein unwiderstehliches Interesse bietet.

Er beginnt damit, den allgemeinen Charakter der deutschen Literatur im siebzehnten Jahrhundert hervorzuheben, welcher sich dadurch auszeichnet, dass an die Stelle der volkstümlichen und bürgerlichen Poesie, jene gelehrte, kalte und steife Poesie tritt, welche zu einem Handwerk, einem Zeitvertreib oder Broterwerb herabgesunken ist. Trotzdem haben Opitz und seine Schüler, die Vertreter der beiden schlesischen Dichterschulen, wenigstens eine streng korrekte Sprache, welche uns über den tiefen Verfall der deutschen Sprache in jener Epoche zu täuschen sucht. Was die Prosa anbelangt, so wird sie eine bald kalte, trockene, bald gezierte und schwülstige Sprache, welche noch obendrein durch eine unerträgliche Vermischung von Fremdwörtern entstellt und verunstaltet wird (was die Deutschen selbst die Periode der Sprachmengerei genannt haben). Aber ist die Sprache fremd geworden, so ist's der Stoff nicht weniger. Der deutsche Geist hat kein eigenes Leben mehr, er wird der Sklave der Fremdherrschaft, vor allem der französischen. Von allen literarischen Gattungen ist der Roman die einzige, der es gelungen ist, sich einen unabhänglichen Weg zu bahnen. Indessen muss man darin den Ritterroman, den Heldenroman, den politischen, den historischen, und den Abenteuerroman unterscheiden. Die zwei ersten Arten haben nichts originelles an sich, während die dritte, welche nicht in Deutschland geboren, sondern aus der Fremde eingeführt wurde, allein einen deutschen und volkstümlichen Charakter angenommen hat. Die wichtigsten Erscheinungen darunter (Eulenspiegel, das Volksbuch des Doktor Faust, die Werke von Wickram) sind echte Früchte des deutschen Bodens. Aber der bemerkenswerteste von allen ist der „Simplizissimus“, „der erste deutsche Nationalroman“, wie Wolf sagt. Er ist der letzte Sprössling einer sehr ausgebreiteten spanischen Familie, welche zu hauptsächlichsten Typen Guzman von Alfarache und Lazarillo von Tormes (von Mendoza) hat. Als sein Geschlecht in seinem Heimatslande an Bedeutung zu verlieren anfing, wanderte er aus. Dem Ausgewanderten glückte es auf deutschem Boden, wo er seinerseits der Vater einer zahlreichen Familie geworden ist.

*) Der nachstehende Aufsatz ging uns in der Form zu, wie er hier abgedruckt ist, deutsch von Herrn August Dietrich, einem, trotz seines Namens, französischen Schriftsteller. Herr Dietrich ist derselbe tüchtige Kenner und eifrige Vermittler deutscher Literatur, welchem seine Landsleute schon so manche erfreuliche Bereicherung ihrer Uebersetzungsliteratur verdanken. Er hat u. a. Kleists „Michael Kohlhaas“ übersetzt und schreibt für zahlreiche französische Zeitschriften speziell über deutsche Literatur. Wir sind überzeugt, dass unsere Leser diesem bei allem französischen Patriotismus unparteiischen Freunde deutschen Geisteslebens ihre Sympathie nicht versagen werden.

Die Redaktion des „Magazins“.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen widmet der Verfasser einen großen Raum der ausführlichen Analyse des Romans von Grimmelshausen. Der deutsche Leser weiß mit dieser Analyse nichts anzufangen, für den französischen Leser aber ist sie von großer Wichtigkeit, denn sie hat für ihn den Reiz einer ebenso neuen als unterhaltenden Erzählung.

Aus dieser Analyse geht auf die klarste Weise hervor, dass der „Simplizissimus" weit davon entfernt ist, ein Kunstwerk zu sein; der Plan ist mangelhaft und schlecht gefasst, die Erzählung beginnt und fängt mehrere Male von neuem an; dem sechsten Buch fehlt es an Interesse, es ist ein unfruchtbarer Zweig einer Schmarotzerpflanze. Das alles jedoch hindert nicht seine großen und tiefen Eigenschaften: die Einfachheit, die Klarheit und Naürlichkeit des Stils, die seltene Kraft des Ausdrucks, den Reichtum der Gedanken, die Bestimmtheit und Lebhaftigkeit der Erzählung, — für jene Epoche seltene Vorzüge, welche dieses merkwürdige Buch hoch über die andern Erzeugnisse seines Jahrhunderts stellen.

In Betreff der Moral, ist der Held des „Simplizissimus" mehr wert als seine elenden spanischen Vorbilder; trotzdem ist er ein liederlicher Kerl, dessen Lebenslauf man in das bekannte Sprichwort fassen kann: Ein junger Ausschweifling, ein alter Betbruder.

Das eigentliche Verdienst dieses Romans, das, was ihm Wert verleiht, liegt in dem historischen Interesse. Der „Simplizissimus" ist das treue Gemälde der deutschen Sitten während des dreißigjährigen Krieges, der traurigsten Epoche in der deutschen Geschichte. Was er uns vor allem vorführt, ist der Soldat während dieser Periode: Aberglaube, Trunksucht, Leidenschaft des Spiels, Räuberei und Diebstahl, tierische Begierde zu töten nur um zu töten, kurz, Entfesselung der wildesten Triebe, das ist das jammervolle Ergebnis dieser Lebensart. Die Schilderung von Grimmelshausen ist genau, vollendet, durchaus historisch, und der Geschichtsschreiber wird sie immer mit Nutzen zu Rate ziehen. Das Lagerleben bei Grimmelshausen ist dasselbe wie bei Moscherosch und Schiller. Was uns beweist, dass der Augenzeuge ebenso wie der Dichter in ihrer Schilderung wahrheitsgetreu sind, ist, dass ein Historiker wie Michelet zum Beispiel allein durch die Kraft der Intuition ganz dasselbe Resultat erlangt. Hören wir wie er uns mitten in diese Ereignisse einführt: „Die Geschichte der Menschheit scheint beendet, wenn man in den dreißigjährigen Krieg eintritt. Keine Menschen und keine Nationen mehr, sondern Dinge und Elemente. Man muss ein barbarisches Zeitalter barbarisch erzählen, und ein Herz von Eisen dazu nehmen, heraustreten lassen was über alles hervorragt: die Rohheit des Krieges, und sein rauhes Werkzeug, den Soldaten."

Das sind einige von den Punkten, welche Herr Antoine in seiner Studie über den alten Roman behandelt hat. Er hat sich dabei der besten deutschen Kritiker bedient (jedoch scheint er nicht die vorzügliche Ausgabe von Felix Bobertag gekannt zu haben, welche wahrscheinlich veröffentlicht worden ist, als sein Buch schon im Druck war); aber weit davon entfernt, in verba magistri zu schwören, ist er ihnen mit voller Unabhängigkeit gefolgt. Sein Anteil an persönlichen Forschungen ist in seinem Buche sehr bedeutend, und dieses zeigt von einer vielseitigen Gelehrsamkeit und einer vollständigen Bewältigung des Gegenstandes.

Wir haben gehört, dass Herr Antoine die letzte Hand an eine vollständige französische Uebersetzung des „Simplizissimus" legt. Möge sich diese Nachricht bewahrheiten! „Simplizissimus", dessen Stoff vor allem geschichtlich ist, ist ein Dokument, welches auf allgemeinem Boden wurzelt, fast so interessant für die Franzosen als für die Deutschen, und das Gewebe der Erzählung, reich an mannigfaltiger Erfindnng, erhöht dieses Interesse noch mehr. Dank dieser in Aussicht gestellten Uebersetzung und der Studie, wovon wir eben gesprochen, und welche der unentbehrliche Kommentar der ersteren ist, könnte das Werk des alten Grimmelshausen auch in Frankreich bald ziemlich bekannt werden.

Mit großem Unrecht aber beschuldigt man uns Franzosen einer „ungeheuren" Unwissenheit in Bezug auf die deutsche Literatur; und wir, trotz alledem gutmütig, stecken ohne großes Widerstreben jenen Vorwurf ein, — der nur zur Hälfte verdient ist.

Paris.

August Dietrich.



Londoner Briefe.

„. . . Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Tier am Boden kroch und Gras fraß — (es wird wol Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, sondern auch noch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg, und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle . . ."

Also Heinrich Heine, da er im Winter 1853—54 jene unendlich anziehenden „Geständnisse" schrieb, in denen er, wie im Vorwort zum „Romancero", seine neue Frömmigkeit, der Krankheit-Gequälte, so manchmal in Worten bekannte, die dem alten Daniel in Schillers Räubern gewiss wieder den Ausruf entlockt hätten: „Mein doch! Was treibt ihr? Das ist ja gottlos gebetet . . ."

Dreißig Jahre sind seitdem verflossen, und nun sind sie alle von der Bühne abgetreten, der gottvolle Heinrich Heine zu allererst, seine gottlosen Freunde hinterdrein.*) Wohin? Der westöstliche Daumer, dessen

*) Heinrich Heine starb: 17. Februar 1856, Hengstenberg 28. Mai 1869, Feuerbach 13. September 1872, Daumer 14. Dez. 1875, Ruge 31. Dez. 1880, Bruno Bauer 1882, Marx 15. März 1883.

Bekehrung Heine gewiss nicht erwartet, hat den einst so geliebten Islam zusammen mit dem Pantheismus in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche niedergelegt, und wird ja wol in den katholischen Himmel gelangt sein. Wie schade, dass er dort Ehren-Hengstenberg kaum finden wird, der so hübsch von dem Heineschen Witzeswind in die Liste hineingeschneit ist; aber, immer aller Union feindselig, wird dieser Herr sich wol ein Plätzchen in einem aparten lutherischen Himmel belegt haben. Die Andern sind wol ziemlich versteckt geblieben.

Den armen Ludwig Feuerbach hat die Nation ärmlich sterben lassen; dann haben seine Bewunderer Geld für ein Denkmal gesammelt. Bruno Bauer, der nicht so vielen Lärm gemacht und verursacht, als Himmelsstürmer, schied im vorigen Jahre, sang- und klanglos, von dem neuaufgewaschsenen Geschlecht kaum bemerkt oder mit drei Zeilen Zeitungsnotiz bedacht. Dem alten Freunde Arnold Ruge, der so lange Jahre hier neben uns, im gastlichen England frisch und kräftig verlebt, widmete ich, in diesem Magazin (Nr. 5) am Neujahrstage 1881 einen, für mich, wehmütigen Nachruf. Nun bleibt mir zu verzeichnen, wie am Sonnabend den 17. März, der letzte aus Heines Reihe, Karl Marx, auf dem gar schönen Friedhofe von Highgate, der ein großes Stück Londons überschaut, — denn das Ganze kann ja niemand überschauen, wo er auch stehe, — zur Ruhe bestattet wurde, an der Seite seiner trefflichen und hochgebildeten Gattin Jenny, einer Freundin Heines, Schwester des früheren preußischen Kabinetsministers von Westphalen. Englische wie deutsche und französische Freunde umstanden das Grab, unter ihnen der bedeutendste, Friedrich Engels, der schon 1846 sich einen guten Namen durch sein eingehendes Buch über den Pauperismus in England gemacht, und mit dem Verstorbenen durch eine seltene vierzigjährige Freundschaft wie in eins zusammengewachsen war.

Die Würdigung, ja die Erzählung der Tätigkeit des Verstorbenen auf dem Gebiete der National-Oekonomie und Sozialpolitik entziehen sich dem Gesichtskreise unseres „Magazin". Darüber andrerseits berichtet, mag der Leser sich sein Urteil bilden oder bereits gebildet haben. Aber Briefe aus England in einer deutschen Zeitschrift und einem Organe der Weltliteratur würden eine große Lücke aufweisen, gedächten sie nicht des Verstorbenen als eines bedeutenden Gliedes in der Reihe derer, welchen die Rolle der internationalen Vermittelung auf den nichtamtlichen Gesandschaftsposten im Auslande zugefallen. Als ein solcher Vermittler zwischen englischem und deutschem Geiste und Wesen war Marx hier anerkannt und geschätzt. Vor einem Vierteljahrhundert war in England dies eine zahlreiche und mannigfach eine glänzende Reihe: Freiligrath, Kinkel, Lothar Bucher, Karl Schurz, Theodor Goldstücker aus Königsberg, Karl Tausenau aus Wien, Arnold Ruge, Edgar Bauer, L. Faucher, der Baumeister Semper, Emanuel Deutsch, Max Schlesinger, viele andere gehörten ihr an. Auch hier hat der Tod große Lücken gerissen: die drei aus jener Reihe, die nicht gestorben, haben ihre Tätigkeit anderwärts verlegt. Max Müller, noch frisch, ragt hoch über die andern hinaus. Neuer Zuzug ist wenig gekommen; doch muss Franz Hüffer erwähnt werden. Nun, da die Reihen der alten Garde längst gelichtet, war Marx beinahe der letzte, der schied; kaum bleiben noch zwei oder drei. Seine große Klarheit, sein überaus reiches Wissen, seine liebenswürdige Verkehrsweise erwarben ihm Einfluss und Freude, während freilich die Schroffheit seiner Polemik manchen abgestoßen hatte. Neben dem Deutschen, in welchem er die Rheinische Zeitung zu einem Grade der glänzenden Lebendigkeit erhob, welchen die deutsche Tagespresse vorher nie gekannt und seither kaum erstrebt hat, schrieb Marx früher französisch, späterhin englisch, namentlich für die „New York Tribune", die auch, in der Emigrantenzeit, aus der Feder des Ungarns Franz Pulszky interessante Beiträge enthielt. Sein großes Werk, das „Kapital," die Frucht langjähriger Studien, ist in mehrere Sprachen übersetzt; darüber, wie über seine Schriften in Verbindung mit dem internationalen Arbeiterbunde ist hier nichts zu sagen. Ein angenehmer Gesellschafter, ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte und Familenvater sah er drei Töchter neben sich aufblühen, von denen eine, die Gattin eines bekannten französischen Politikers, ihm vor wenigen Monaten vorausgegangen; die andere, Fräulein Eleonora Marx, in englischer Sprache schriftstellerisch beschäftigt, hatten wir bereits mehrmals zu erwähnen und werden sie wieder zu erwähnen haben.

Auf dem Felde der Geschichtschreibung hat England durch den Tod von Johann Richard Green einen sehr empfindlichen Verlust erlitten. Noch in den besten Jahren, geboren 1837, soweit die Zeitrechnung geht, schien ihm das Geschick noch einen langen Wirkungskreis zu schulden; aber was seine Leibesverfassung anging, waren seine Jahre eben nicht die besten: seit lange kämpfte er mit schwerdrückenden körperlichen Leiden. Seine Schwungkraft konnten sie doch nicht lähmen; was er in dem kurzen Leben geleistet, ist erstaunlich. Ein geistreicher Mitarbeiter der „Saturday Review," — ein vielbeschäftigter Geistlicher im Ostende von London, wobei man nicht vergessen muss, dass in England die Armenpflege große Ansprüche an die Zeit und Tätigkeit des Pfarrers macht, — ein ernster Forscher auf dem Gebiete der Geschichte, — fand er in seinem ursprünglich schwachen Körper lange Zeit die Fähigkeit, die Arbeitsaufgaben zu bewältigen. Endlich erlag er. Seit Jahren lebte er nur noch zeitweise in London; sonst auf der Insel Capri, zuletzt in Mentone, wo er starb. In Oxford, wo er geboren war, — ich habe seine schriftliche Mitteilung an mich vor mir liegen —, wie schon vorher auf der Schule, erwarb er sich manche Auszeichnung; bildete sich unter dem Einflusse von Arthur Stanley, E. A. Freemann, und William Stubbs, — jener ein Vertreter freierer Richtung in der Theologie, der sog. „Broad Church," diese Beiden Historiker, die jetzt in die erste Reihe gestellt werden. Ein Studiengenosse

erzählt, dass er schon damals erklärt hat: — „Duldsamkeit zu üben gegenüber denen, die selbst duldsam, sei nicht Duldsamkeit; man müsse duldsam gegenüber den Unduldsamen sein, gegenüber den Bigotten, den Engherzigen. Zu einer umfassenden Anschauung der Dinge war er damals nicht geneigt; über Metaphysik sprach er nie; auch nicht über Kunst, die Baukunst ausgenommen, die er hauptsächlich vom Standpunkte der Altertumskunde auffasste; auch sein Interesse für Geschichte schien mehr das des Altertümlers." Im Jahre 1874 machte er plötzlich seinen großen Ruf: er veröffentlichte die „*Short History of the English People*". Der Erfolg des Buches war und ist ungeheuer: mehr als neunzigtausend Exemplare wurden davon abgesetzt. Dabei hat es mit dem „*Short*" nicht viel auf sich: das Buch bildet einen enggedruckten Oktavband von 900 Seiten. Es ist wesentlich das, was wir in Deutschland eine Kulturgeschichte nennen. Dabei ist der Stil glänzend, bestechend. Manche Ungenauigkeit hat man ihm nachgewiesen: in neuen Ausgaben zeigte er jeweilen, dass er Belehrung annehme. Er hat wol, mit seinem Meister Freeman, den Angelsachsen ein allzugroßes Gewicht beigelegt, deren Streitigkeiten dem großen John Milton von nicht mehr Bedeutung schienen als die „Kämpfe der Dohlen und Krähen", und die Pietät, welche der junge Engländer angewiesen wird für die Wiege der Nation, die Landungsplätze der sächsischen Seeräuber, zu fühlen, scheint beinahe komisch. So hat er auch wol, wieder mit Freeman, das celtische Element im englischen oder britischen Volkstum zu niedrig angeschlagen: er hätte es bei der Beseitigung der alten Fabel von der Vertilgung der Celten außerhalb Wales und weniger anderer Bezirke bleiben lassen können: Gibbon und Hallam haben den Wust längst beseitigt, der nun wieder hervorgesucht wird. Der englische Nationalcharakter wäre gewiss nicht, was er ist, wenn dem Engländer nicht ein ansehnliches Maaß celtischen Blutes durch die Adern flösse. Auch gibt sich bereits wieder eine Reaktion gegen die Freeman-Green'sche Auffassung hier und da zu erkennen. Malerisch ist Green oft, ergreifend in der Geschichte der Jungfrau von Orleans. Die Gruppirung der Ereignisse gibt schöne Ueberblicke, aber bei solcher Geschichtsphilosophie überläuft einen doch bisweilen ein kleiner Schauer: man denkt an das Prokrustes-Bett. Was mag nun aus den andern armen Tatsachen geworden sein, die eben nicht in den Rahmen passten, der für dies oder jenes Halb-Jahrhundert gewählt worden? Denn neben oder unter den allgemeinen Strömungen nach Hebung, nach Verstärkung der königlichen Gewalt, nach Kirchenverbesserung, nach Seehandel, nach diesem und jenem, laufen doch immer — die Gegenwart lehrt es — allerlei Seiten-, ja Gegenströmungen.

Und „was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
Der in den Zeiten sich bespiegelt."

So durfte wol im „Schriftsteller-Lexikon" gesagt werden: „Es ist eine philosophirende Kulturgeschichte; wer mit den vorzüglichsten Tatsachen, dem politischen Gerippe, nicht schon vorher vertraut, wird aus Green's Buch nicht viel klüger werden, obwol ihn der anziehende Stil darüber täuschen mag."

Wenn ich für die Wirkung dieses einschlagenden Buches etwas ähnliches in Deutschland suche, so möcht' ich es wol mit Rotteck's Weltgeschichte vergleichen. Was bei Green, wie auch bei dem, häufig vorurteilsvollen Freemann — für die Deutschen und Russen, gegen die Franzosen, Oesterreicher und Türken —, besonders merkwürdig und verdienstlich, ist die beständige Bezugnahme auf die physische Geographie, deren Tatsachen so oft diejenigen der Geschichte bestimmen.

Dahin gehört auch sein späteres Werk „*The Making of England*", welches im vorigen Jahre, von Freund Karl Blind, in diesen Blättern mit verdientem Lobe besprochen worden.

Den Gegenstand seiner „*Short History*" behandelte er ein zweites Mal in seiner größeren „*History of the English People*", in vier Bänden (1875/80). Außerdem sind von seinen Werken zu erwähnen: „*Stray Studies in England and Italy*" (1876), und teilweise in Verbindung mit seiner Gattin die Herausgabe einer Anzahl von Unterrichtsbüchern über Geschichte, Geographie und Literatur.

* * *

Die Hakluyt-Gesellschaft trägt ihren Namen von dem berühmten englischen Geographen, geboren 1553, gestorben 1616, gewissermaßen dem Vorbilde ihrer Tätigkeit, dessen Grab in dem englischen Pantheon, der Westminster-Abtei. Sein Hauptwerk ist: „*The principal Navigations, Voyages and Discoveries of the English Nation*"; es erchien zuerst 1569, und erhielt späterhin Nachträge und Erweiterungen. Er lebte also mitten im Zeitalter der, verhältnismäßig, älteren Entdeckungen, war Zeitgenosse der großen Seefahrer Raleigh, Drake, Frobischer, Hudson, deren Taten die Augen ihrer Mitbürger mit Wunderglanz erfüllten; war auch Zeitgenosse Shakespeare's, dessen „Sturm" und teilweise dessen „Othello" uns einen Widerschein dieses Zauberlichtes darstellen.

Im Jahre 1856 gegründet, beschäftigt sich die Hakluyt-Gesellschaft damit, für ihre Mitglieder oder Subskribenten anziehende Reisewerk, herauszugeben oder wieder aufzulegen, welche außerdem der Leserwelt, auch selbst den meisten öffentlichen Bibliotheken, nicht zugänglich wären. Ihr neuestes ist ein älterer Bericht über Japan, welcher nicht nur, nicht einmal hauptsächlich, vom Standpunkte der Geographie aus, sondern auch besonders von dem der Kulturgeschichte, höchst anziehend ist, und überdies für den Shakespear-Freund*) noch einen besondern Reiz hat. Denn der Verfasser, der von 1615 bis 1622 in Japan lebte, gehörte eben jener Klasse der rührigen, wenig gebildeten Philister an, von denen wir im Shakespear verschiedene Exemplare finden, und er gibt sich mit einer

*) Ich sage hier absichtlich nicht: Shakespeare-Kenner. Und ich buchstabire Shakespear vernünftig-etymologisch, wie es die jetzigen Mitglieder der noch bestehenden Seitenlinien tun.

Naivetät, welche die Wahrheit seines Abbildes, oder seines stellenweisen Abbildes, durch Shakespear in ein erfreulich helles Licht setzen. Auch eine Menge von Shakespear'schen Ausdrücken und Redensarten finden sich hier in den Mitteilungen dieser halb-heroischen Krämerseele, und seine Kneipereien, die auch wieder im „Sturm" Platz finden könnten, und seine Händel mit den bösen Holländern, die es so wenig ernst mit dem Christentum nahmen, wenn sie nur das Monopol der Geschäfte behalten konnten, und mit denen er von Zeit zu Zeit doch wieder auf dem Fuß der Kneipgeselligkeit lebt, all das nimmt sich neben seinen Beschreibungen japanischer Kunst und Landschaft recht lustig aus. So sei denn Herr Richard Cocks mit seinem zweibändigen Tagebuch bestens empfohlen; der Titel: „*Diary of Richard Cocks, Captain-Merchant in the English Factory in Japan*, *1615—22. Edited by Edward M. Thompson.*"

In der Carlyle-Gesellschaft fanden, unter dem Vorsitz des Unterzeichneten, zwei interessante Verhandlungen statt. In der ersten derselben las Herr Oscar Gridley eine ausführliche und sehr sorgfältige Abhandlung über den Arbeitslohn („*Wages*"), in dem weitumfassenden Sinn, welchen Carlyle dem Worte mit Bezug auf jedwede menschliche Tätigkeit beilegt. Hieraus entspann sich eine lange und bisweilen höchst lebhafte Diskussion. Herrn Gridleys Arbeit ist nun im Druck, und wird sich weiterer Besprechung darbieten. In der nächsten der beiden Sitzungen berichtete Herr Richard Hermann Shepherd, welcher dem Meister in dessen letzteren Lebensjahren nahe gestanden, über das persönliche Verhältnis zwischen Emerson und Carlyle, mit besonderem Bezug auf den soeben erschienenen Briefwechsel, — ein Buch, das ja bereits in einer Ihrer Notizen im „Magazin" wolverdiente freundliche Erwähnung gefunden, und dessen Frische jeden Kenner englischen und amerikanischen Lebens anziehen muss. Hieran schloss sich ein lebhafter Protest gegen die Art, in welcher die „Times" in zwei langen Artikeln das neue Buch von Froude bespricht: die Briefe und Denknisse — ich borge das gute Wort vom alten Jahn — der Gattin Carlyles. Allein die „Times" war für Carlyle nie sehr günstig gestimmt, und wer so scharf über andere sich geäußert, muss scharfe Besprechung seiner selbst erwarten. Anders die „*Daily News*", welche ihren Tadel vielmehr auf Froude wirft, der nicht all dies Vergangene aufzudecken brauchte.

Da wir von Froude gesprochen, so sei gleich des neuesten Werkes dieses vieltätigen Mannes erwähnt. Beinahe gleichzeitig mit den Denknissen der Frau Carlyle, gibt er den vierten, und anscheinend letzten Band seiner „*Short Studies on Great Subjects*" heraus. Es gibt eigentlich keinen Grund, weshalb er diese historischen und andern „Studien" nicht ad infinitum fortsetzen sollte, aber er scheint abschließen zu wollen. Nicht ohne einen Ton der Trauer sagt der alternde Mann:

„Unser Leben ist in einen Zeitraum des Wechsels gefallen: — Wechsel auf dem religiösen Gebiet, Wechsel auf den Gebieten der Moral, des Gesellschaftslebens, der Politik. Die Grundlagen unserer ernstesten Ueberzeugungen sind zerstört, und die Zersetzung dessen, was wir für wahr gehalten, geht so rasch vor sich, dass die Weisen und die Toren gleich unwissend über den Punkt, auf dem das Ende dieses schwindenden Jahrhunderts uns finden werde. Wir sind zu Schiffe auf einem Strom, der uns entlang trägt, unabhängig von unserem Willen, und gleichgiltig, ob wir uns fügen oder widerstehen; aber jeder von uns ist doch in einem eignen Boot für sich, und obwol es vorwärts muss, mag er es lenken oder treiben lassen. Die Beobachtungen und Erfahrungen eines einzelnen Schiffers, der sich dem Ende seiner eigenen Reise naht, mag nicht ohne Interesse fur die sein, welche denselben Fluss hinunter getragen werden, unfähig zu berechnen, welches ihr Ziel."

In der Browning-Gesellschaft hat man, unter dem Vorsitze eines bekannten Positivisten, Herrn J. Cotter Morison — der neulich auch ein sehr verdienstliches Werk über Macaulay herausgegeben, welches der verwandtschaftlichen Panegyrik, ergänzend und berichtigend, zum Gegengewichte dient, — von Brownings Gedichten über „Gott und Unsterblichkeit mit Bezug auf das irdische Leben" gehandelt. Unterdessen ist auch bereits der neue Band seiner Gedichte, die neulich angezeigten „*Joco-Seria*" zur unvermeidlichen zweiten Auflage gelangt. Manches darin wird von vielen verstanden; es möchte schwer halten, jemanden zu finden, der da glaubte, er habe alles verstanden. Es gefällt dem Meister, bis zum Ende sein Vorrecht der Dunkelheit zu bewahren.

In der Gesellschaft für Literatur („*Royal Society of Literature*") wurde über die indischen Felsentempel berichtet, und auf Grund chinesischer Reiseberichte denselben ein weit höheres Alter zugeschrieben, als neuerdings gewöhnlich.

Die Gesellschaft für biblische Altertumskunde wurde durch einen Vortrag des in England eingebürgerten Armeniers Hormuzd Rassam, früheren Gehilfen Layards, erfreut, welcher über seine neuen Entdeckungen babylonischer Städte berichtete.

Die Wyclif-Gesellschaft ist mit Herausgabe der Werke ihres Meisters beschäftigt. Ein Deutscher, A. Bucklensing, arbeitet für die Gesellschaft daran.

Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie durch diese und eine Reihe ähnlicher Gesellschaften das persönliche Interesse der Bevölkerung an der Literatur wach gehalten wird. Wenn bei so regem Anteil auch hier und da sich Uebertreibung oder Launenhaftigkeit kund tut, so wiegt dieser Nachteil doch leicht gegen den offenbaren Vorteil. Und dies ist wahr nicht nur für London, sondern teilweise für die Provinzen, wohin sich diese Einflüsse mehr und mehr erstrecken. Hier ist das Programm eines „Lear-Abends" in der Shakespear-Gesellschaft von Clifton bei Bristol. Von sechs Mitgliedern, darunter eine Dame, wurden die versprochenen Berichte eingereicht über: Quellen und Geschichte; — Pflanzen nnd Tiere; — seltene Wörter und Wendungen; — Edmund, — Lear; — andere Behandlungen der Lear-Legende.

Die Frage wegen Lord Ashburnhams' Büchersammlung ist nach langen Verhandlungen geordnet. Das britische Museum kauft das Ganze, und tritt an die

französische Nationalbibliothek um 25,000 £ die aus Frankreich, von wem und wann immer, gestohlenen Bücher ab. Der französische Ministerpräsident erklärt sich sehr zufrieden. Die beiden Parlamente haben die nötigen Gelder noch zu bewilligen. Wird aber auch geschehen. Also ist ein ärgerlicher Streitpunkt gütlich beseitigt. Und somit Ende gut Alles gut.

London. Eugen Oswald.



Literarische Neuigkeiten.

Aus dem Nachlasse des bekannten, Anfangs 1878 zu Rom verstorbenen Astrophysikers P. Angelo Secchi erschienen unlängst im Verlage von E. Bidder in Leipzig zwei Vorträge über „die Größe der Schöpfung" (deutsch von C. Güttler, Preis M. 1,20), welche in kurzen Zügen die gesamte Weltanschauung des berühmten Naturforschers wiederspiegeln. Von dem Schriftchen wurde bereits eine zweite Auflage notwendig, welche in diesen Tagen zur Ausgabe gelangte.

Corvin's „Geschichte der Neuzeit" (1848—1871) ist mit der kürzlich erschienenen dreißigsten Lieferung vollständig geworden. Das ganze Werk in drei Bänden ist für 13,50 M. zu haben. — Leipzig, Gressner & Schramm.

Zur Ergänzung seiner größeren Arbeit über Voltaire: „Voltaire-Studien" lässt Richard Mahrenholtz eine interessante literarhistorische Studie erscheinen: „Voltaire im Urteile der Zeitgenossen." — Oppeln, F. Franck. 3 M.

Von Eduard Engels „Geschichte der englischen Literatur" ist soeben die 4. Lieferung erschienen, welche von Ben Jonson bis Milton reicht. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Der Altmeister vom jüngeren Geschlecht der schwäbischen Dichtergruppe, J. G. Fischer in Stuttgart, bereitet eine dritte Auflage seiner Gedichte vor. Dieselbe wird bei Cotta erscheinen und eine Auswahl des Besten aus den verschiedenen lyrischen Sammlungen des Dichters und außerdem manches Neue bieten. Wir freuen uns, dass Fischer endlich eine solche Auswahl veranstaltet; seine Lyrik gehört mit zur formschönsten, gemütvollsten und gedankenreichsten der neueren Zeit und wird nun wol in diesem handlichen Bande die weiteste Verbreitung finden.

Die Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen erlässt demnächst ein Preis-Ausschreiben für poetische Produktionen und zwar setzt sie einen Preis von 100 Mark für eine Ballade, einen zweiten von 50 Mark für ein lyrisches Gedicht und einen dritten von gleichfalls 50 Mark für eine poetische Erzählung in gebundener Rede aus. Als Preisrichter fungiren Klaus Groth, Robert Hamerling, Hermann Lingg, Albert Möser, Julius Sturm und Paul Heinze, Redakteur des „Deutschen Dichterheim". Die für die Preisbewerbung bestimmten Einsendungen haben spätestens bis zum 15. August d. J. zu erfolgen. Alle näheren Bestimmungen werden in der Ende Juni erscheinenden 1. Nummer vom IV. Jahrgange des „Deutschen Dichterheim", welche behufs Information gratis und franko von der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen zu beziehen ist, bekannt gegeben werden.

Eine umfangreiche Abhandlung: „Erinnerungen an Louis Blanc" von Karl Blind, wird im *„Century Magazine"*, nebst einem, mit einer Freundschaftswidmung an den Verfasser versehenen, sehr selten gewordenen, aber vortrefflichen Bildnisse des französischen Führers aus den sechziger Jahren, erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Briefe und Manuskripte sind zu richten an Dr. Eduard Engel in Berlin. — Büchersendungen u. dergl. an die Verlagshandlung des „Magazins" in Leipzig.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Die diesjährige Vorstandssitzung.

Bericht des Schriftführers Dr. Franz Hirsch.

Am 20. Mai fand zu Leipzig im Vereinslokale des Leipziger Schriftstellervereins Symposion die diesjährige beratende Sitzung des Gesamt-Vorstandes statt, zu welcher außer den drei Herren des Leipziger geschäftsführenden Vorstandes von auswärts die Herren Dr. Rudolf Döhn-Dresden, Prof. Richard Gosche-Halle, Rechtsanwalt Dr. Robert Keil-Weimar, Dr. Hermann Kletke-Berlin, Professor Moritz Lazarus-Berlin, Emil Rittershaus-Barmen erschienen waren. Den Vorsitz führte Dr. Friedrich Friedrich. Auf der Tagesordnung standen neun Gegenstände, von denen einige sich der Veröffentlichung entziehen, während über die andern, welche lebhafte und eingehende Debatten hervorriefen, hier berichtet wird.

Der erste Gegenstand der Tagesordnung betraf Ort und Zeit der Generalversammlung des nächsten Schriftstellertages. Bei der Wahl des Ortes kam in erster Reihe Darmstadt in Betracht, von wo aus dem Vorstande vielverheißende Zusicherungen seitens der maßgebenden Korporationen zugegangen waren. Ja ein Teil der Presse hatte bereits Darmstadt als definitiv erwählten Festort des Schriftstellertages genannt, wogegen hier besonders hervorgehoben werden soll, dass an diesen Publikationen der Verbandsvorstand auch nicht den mindesten Anteil hat. Für Darmstadt sprach nicht nur das freundliche Entgegenkommen der dortigen maßgebenden Kreise, die sehr schöne Festlichkeiten und vor allem die herzliche Teilnahme der Bevölkerung in Aussicht stellen, sondern auch die günstige geographische Lage der Stadt, welche den Teilnehmern des Schriftstellertages, nachdem sie in Dresden, Weimar, Wien und Braunschweig in Mittel-, Nord- und Ostdeutschland getagt, nunmehr Gelegenheit gibt auch dem Westen und Süden näher zu treten. Von andern Städten kamen noch Gera, Bremen, Heidelberg und Meiningen in Betracht. Bezüglich der Wahl letzterer Stadt kam ein an Dr. Franz Hirsch gerichteter Brief des Meininger Hoftheater-Intendanten, Herrn Chronegk, zur Verlesung, in welchem der genannte Herr seine freudige Bereitwilligkeit ausspricht, die Leistungen des herzoglichen Hoftheaters dem deutschen Schriftstellertage zur Verfügung zu stellen, es jedoch bedauert, dass die Theaterferien, welche in die Monate August und September fallen, die Beteiligung der Meininger Hofbühne für dieses Jahr unmöglich machten. Man einigte sich schließlich, nachdem die Herren Friedrich, Hirsch, Eckstein, Lazarus und Rittershaus warm für Darmstadt eingetreten waren, auf die Wahl Darmstadts, welches als Ort des diesjährigen Schriftstellertages, der vom 8. bis 11. September stattfinden soll, einstimmig akzeptirt wurde. Die Details des Darmstädter Festes werden später publizirt werden; nur soviel möge schon jetzt gesagt sein, dass ein Stadtfest in großem Stil, eine Hoftheaterfestvorstellung, eine Fahrt nach der Bergstraße oder dem Rheingau projektirt ist und dass auch die Beteiligung des Hofes in Aussicht steht.

Der zweite Punkt der Tagesordnung betraf die bereits von Ernst Wichert auf dem Braunschweiger Schriftstellertage eingehend behandelte Leihbibliothekenfrage. Ueber diese Frage hat sich für den nächsten Schriftstellertag der Inhaber einer der größten Leihbibliotheken, Herr Albert Last in Wien, das Wort erbeten. Er will praktische Vorschläge, die allen drei Faktoren, Autoren, Leihbibliothekaren und Publikum zugute kommen sollen, machen, und zwar im Wichert'schen Sinne, sodass die wichtige aber schwierige Frage ihrer Lösung entgegengehen dürfte.

Der dritte Gegenstand, der den Vorstand beschäftigte, war die ernsteste Erwägung heischende Frage: „Wie sind die Mittel zur Vermehrung des Verbandspensionsfonds zu schaffen?" Von Seiten der Herren Eckstein, Hirsch und Keil wurde die Idee einer Lotterie in großem

Stil befürwortet, während von den Herren Friedrich und Rittershaus Bedenken dagegen geäußert wurden. Der letztgenannte Herr schloss sich später jedoch der Ansicht von der Opportunität einer solchen Lotterie an, unter der Bedingung, dass man vorher dazu von seiten des deutschen Reiches die Erlaubnis einhole. Diesem Modus wurde von der Majorität ein anderer vorgezogen, nämlich der, erst von der Generalversammlung des Verbandes die Genehmigung zur Lotterie zu erwirken, um sodann die Reichsregierung um ihr Placet zu ersuchen. Andernfalls könne es geschehen, dass man die Regierung um die Gestattung eines Unternehmens ersuche, welches von der Generalversammlung möglicherweise gar nicht genehmigt würde. Nachdem Herr Dr. Döhn noch nachdrücklich auf die Sammlungen und Vorstellungen für den Gutzkowdenkmalfond hingewiesen, einigte man sich dahin, die Lotterie (die man sich ähnlich wie die Schillerlotterie in großartigem Maßstabe dachte), falls sie vom Schriftstellertag genehmigt würde, ins Werk zu setzen. Zu diesem Zweck wurde eine vorbereitende Kommission, bestehend aus den Herrn Eckstein, Hirsch, Keil, Rittershaus erwählt.

Ein anderer von dem Verbandsmitglied Herrn Direktor Dr. Kreyenberg in Iserlohn angeregter Punkt betraf ein Verbandsjahrbuch. Diese Idee wurde allseitig sympathisch aufgenommen, nachdem Herr Professor Gosche in ausführlicher Darlegung die Modalitäten eines solchen Jahrbuchs spezialisirt und seine rege Mitwirkung an demselben erklärt hatte.

Der letzte der hier zu publizirenden Gegenstände der Tagesordnung war der Vorschlag des Vorsitzenden Dr. Friedrich, zum Darmstädter Schriftstellertage den Vorstand des deutschen Buchhändlerbörsenvereins einzuladen. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Damit war die Tagesordnung erledigt und der Vorsitzende schloss die Sitzung mit herzlichen Dankesworten an die aus der Ferne gekommenen Vorstandsmitglieder. Ein durch anregende Geselligkeit und animirte Trinksprüche belebtes Mahl, an welchem viele Mitglieder des Leipziger Schriftstellervereins „Symposion" teilnahmen, schloss sich der Vorstandssitzung an, welche als ein gelungenes Vorspiel zur Darmstädter Aktion bezeichnet werden darf.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 23. Juni 1883. | Nr. 25.

Inhalt:

Friedrich Rückerts gesammelte poetische Werke.

Neue billige Ausgabe in 40 Lieferungen à 60 Pfg. Mit 2 Porträts in Stahlstich.

Frankfurt a/M. 1882, J. D. Sauerländer.

Wenn ein Schriftsteller im Jahre 1821, also zu Goethes Lebzeiten, unsern Friedrich Rückert für den „größten lebenden deutschen Dichter, ja für einen der größten, die je gewesen sind", erklärte und dieses mächtige Lob aussprach mit besonderer Beziehung auf Rückerts orientalische Dichtungen, so muss man gestehen, dass unsere Zeit dem Dichter nicht bloß die maßlose sondern auch die geziemende Anerkennung zu versagen pflegt. Das ist zu bedauern, ist aber zu begreifen in einer jeder Poesie, mit Ausnahme der tendenziösen, gründlich abgeneigten Zeit. Bei diesem Niederliegen der Poesie wird es freilich nicht sein Bewenden haben: es wird (und hoffentlich bald) eine Epoche kommen, wo die Nation auch noch für andere Dinge ein Interesse haben mag als für Sozialpolitik und Kirchenkampf.

Soll unser Volk an Rückerts literarische und poetische Bedeutung erinnert werden, so weist man am besten kurz auf den Inhalt der hier in einer höchst billigen und sehr anständig ausgestatteten Edition vorliegenden Werke hin. Gleich der erste Band („Vaterland", „Amaryllis", „Agnes") zeigt uns den Dichter mit seinen Vorzügen und Schwächen. Bekannt — aber nicht populär geworden sind seine „Geharnischten Sonette": wir finden kräftige Reflexion und Energie des Ausdrucks, die in den „Zeitgedichten" so bedeutend ermatten, dass fast nur die „Gräber zu Ottensen" wirken. Schon hier zeigt sich Rückerts bedeutende Verskunst, die aber oft in Künstelei ausartet und sich bemerklich macht in einer herben, oft rauhen Sprache, ja selbst mitunter zu falschen Reimen greift, die das an sich unangenehme Sonett noch unangenehmer machen. In den „Zeitgedichten" zumal fehlt die Kraft jener echten Leidenschaft, die z. B. E. M. Arndt zum Dichter machte; das meiste behandelt Kleinliches in oft kleinlicher Form, und einzelnes (wie z. B. das „Ei, Ei, Ney, Ney!") ist unwürdig. — „Amaryllis" und „Agnes" dagegen enthalten echte Liebespoesie, die sich freilich, wie das Rückerts gelehrte Art ist, nicht selten in spintisirender Tiftelei gefällt. Dass auch Amaryllis sich in Sonetten besingen lassen musste, haben wir nur zu beklagen: man lernt das Sonett trotz Rückerts Gewandtheit beinahe hassen. Ein wie herrlicher Vorwurf war z. B. „Agnes' Totenfeier!" Aber auch hier wieder das Sonett, das mit seiner Zwangsjacke oft das Schönste erstickt. Dies Nachahmen der romanischen Versmaße ist gut als Ausnahme; als Regel wird sie zur Qual und gibt teilweise den Grund ab für die Unpopularität der Romantik. Uebrigens erinnern manche Gedichte aus dieser Jugendperiode an die mittelhoch-

deutsche Lyrik, deren Geist und deren Künstlichkeit Rückert in seltenem Maße vertritt. Aehnlich steht es mit dem „Liebesfrühling": Einzelnes ist herrlich, und hie und da wird jener bei Uhland so köstlich hervortretende echte Volkston angeschlagen, aber leider nicht oft genug, um den Dichter im vollen Sinne des Wortes populär zu machen. Auch tritt hier wiederum Rückerts Freude an der Nachahmung fremder, diesmal orientalischer Metra hervor. Aber man sage, was man will — dieselben sind dem Dichter nicht so leicht geworden, als man meint, und so ist seine Poesie oft genug (wie Julian Schmidt sagen würde) „anempfunden". Greifen wir ein beliebiges Stück heraus:

„O ihr herzbewegenden Augen,
Seelenbrand anregenden Augen!
Ihr in Paradisen der Liebe
Hüteramtes pflegenden Augen!
Ihr den Leugner ewigen Lebens
Leuchtend widerlegenden Augen!
Meiner Sehnsucht Orient, meiner
Hoffnung Himmelsgegenden, Augen!
Ihr mit Mond und Sonne den Schutzbund
Lichtgerüstet begehenden Augen!
Ihr auf Seelenraub in der Brauen
Hinterhalt euch legenden Augen!
Nehmet Freimunds Seele zum Opfer,
O ihr herzbewegenden Augen!"

(I, 395.)

Lieblich ist andrerseits das oft erwähnte: „O süße Mutter, ich kann nicht spinnen" (I, 401). Im allgemeinen aber sind dreiviertel des „Liebesfrühlings" Reflexion, die in Form und Inhalt an den geistesverwandten Platen oft anklingt; der Dichter ersten Ranges verachtet seine Formgewandtheit, in der sich das weniger geniale Talent nie genug tun kann. Mitunter, aber nicht häufig, tritt ein frischer Humor ein:

„Horch nur, Mutter, horch, wie schön
Draußen mein Geliebter schilt!
Weiß nicht, wem und was es gilt,
Doch mir ists ein Wolgetön."

Sprach die Mutter: „Das ist selten;
Kann die Liebe so erblinden?
Wird er einst als Ehmann schelten,
Mögest du's so schön auch finden!"

(I, 625.)

Der zweite Band „Haus und Jahr" könnte (wenn sichs nicht, wie hier, um Vollständigkeit handelte) stark zusammengestrichen werden: Gelegenheits- und pädagogische Poesie überwiegt zu sehr; selbst in den „Kindertotenliedern" könnte manches fehlen. Bekannt geworden ist „Die Göttin im Putzzimmer"; es ist auch eins der besten, in denen der Dichter seiner Vorliebe für Reimschnörkelei so recht behaglich nachgeht. Leider tritt auch die Nachahmung antiker Metra hervor. Die besten Dichtungen dieses Bandes finden wir in den „Kinderjahren des Dorfamtmannssohnes"; natürlich sind diese oft reizenden Gedichte meist erst später geschrieben, sind aber (z. B. „Pfarrer und Kaplan") für die Erkenntnis von Rückerts Jugendgeschichte wichtig. Von den Liedern der „Jahreszeiten" klingt wiederum manches an die mittelhochdeutschen Lyriker, ja geradezu an Walther an. Sehr hübsch ist z. B. II, 370 „Orgeltöne brausen durch der Tannen Haar", und einzelnes ist berühmt geworden, wie das bekannte: „Ich stand auf Berges Halde" und das allerliebste Kinderliedchen: „Es kamen grüne Vögelein."

Wie sinnig die Anlage des Dichters ist und wie er hätte ein anderer Andersen werden können, wenn ihn nicht die Sucht zu künstelnder Reflexion fortgerissen hätte, zeigt der dritte Band: speziell „Heimat" und „Winterträume" schlagen einen reizenden Kinderton an; Legenden und Märchen tragen oft den echten Volkston. Darum sind denn auch einzelne Gedichte mit Recht ein beliebtes Eigentum der Kinder geworden: z. B. „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen", „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", „Das Männlein in der Gans", andrerseits „Chidher," „Die Nixen," „Die Rätsel der Elfen". Dann leider folgen Gedichte in langatmigen Terzinen und Alexandrinern: schon hier werden verschiedenartige fremde, namentlich orientalische Stoffe behandelt, aber auch eigenes. Manches ist der späteren „Weisheit des Brahmanen" entnommen.

Der vierte Band verdient im ganzen geringere Anerkennung: er enthält morgenländische Sagen und Geschichten, biblische, arabische und persische. Je älter der Dichter wird, desto mehr zeigt er gelehrte Weitschweifigkeit.

Der fünfte Band dagegen enthält die edelsten Perlen, der Dichter ist auf der „Wanderung". Die italienische Reise von 1817 ist für ihn entscheidend gewesen: sie hat ihm ein andauerndes Interesse für romanische Poesie abgewonnen, wie der Aufenthalt in Wien und die Bekanntschaft mit bedeutenden Orientalisten in anderer Beziehung entscheidend wirkt. So bietet uns dieser Band „Italienische Gedichte", „Lieder und Sprüche der Minnesänger," „Ghaselen," „Oestliche Rosen". Besonders hervorragend sind die zwölf Sonette aus dem Tagebuch von 1817; sie sind würdig und innig und völlig frei von allermodernsten Kulturkampfspaukenschlägen. Der Dichter wurde in Italien geradezu ein anderer: seine poetische glänzende Form füllt sich mit kernigem Inhalt und seine Verse sprühen über von ungewohnter Glut. Hier hat er sein bestes Gedicht geschrieben: „Aus der Jugendzeit"; mitunter zuckt durch seine Verse ein köstlicher Humor. Dass er als Freund künstlicher metrischer Form sich eifrig der italienischen Metra bemächtigte und dieselben meisterhaft durchführte, ist begreiflich: er strömt über von Distichen, von Uebersetzungen antiker und neuerer Dichter, von Sizilianen, Ritornellen, welche lebensvoll und lebensglühend sind trotz der gekünstelten Form. Diese südliche Glut zeigen auch noch seine Bearbeitungen der Minnesänger und seine erotischen Lieder; die dann folgenden „Ghaselen" dagegen bringen wiederum „Reflexion", mag man auch den Wert ihrer prächtigen Form noch so hoch anschlagen. Von diesen Dichtungen allen genüge es auf ein bekannteres hinzuweisen: „Dem Schwane, der sein eigner Leichensänger". Die „Oestlichen Rosen" sind ein echtes und rechtes Gegenstück zu Goethes „Westöstlichem Divan," und es ist schwer zu sagen, ob den Dichtungen Rückerts oder Goethes

... gebüre. Allerdings finden wir in den Poe-... Rückerts das Feuer Bodenstedts im „Mirza Schaffy“ nicht so häufig; hervorgehoben werde „Kein Frühling“:

„Ist der Frühling da?
Sind sie grün, die Fluren?
Meine Blicke fuhren
Suchend fern und nah.
Aber keiner sah,
Liebste, deine Spuren!
Grün sind nicht die Fluren,
Frühling ist nicht da!“

(V, 312.)

Der sechste Band bietet die Fortsetzung der „Wanderung“: „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande“ und „Schiking, chinesisches Liederbuch“. Es ist eine Fülle metrischer Eiertänze; einmal (VI, 5 ff.) muss das Metrum ungenau angegeben sein. Auch hier wiederum finden sich Perlen, z. B.:

„Frag nicht, auf welcher Seite sei
Recht oder Unrecht, wenn du schlagen
Siehst deinen Bruder! Steh ihm bei,
Und nachher magst du jenes fragen.“

„Es wünsche keiner sich den Tod auf Erden.
Wenn einer bös ist, kann er noch
Sich bessern; wenn er gut ist, doch
Noch immer besser werden.“ —

„Wer ist der wahre König? Gott allein.
Wo Könige ein Land einnahmen,
Verwüsten sies, soweit sie kamen;
Gott heilt ein Herz, soweit er es nimmt ein.“

(VI, 34.)

Und ebenso „Trübe Neige“:

„Ist die Neige trüb, o Zecher,
Trinke du sie gar,
Dankbar, dass in deinem Becher
Oben Lautres war.
Nur den wertesten der Gäste
Schenkts der Herr bei diesem Feste
Bis zum Grunde klar.“

(VI, 48.)

Fremdartig freilich bleiben die meisten dieser Dichtungen doch, und einigermaßen populär werden sie nie. Hie und da übrigens wären erläuternde Anmerkungen wol vonnöten gewesen.

Der siebente Band fasst sich zusammen unter dem Namen „Pantheon“; da gibt es „Kritik“, „Selbstschau,“ „Kirchenjahr“, „Mikrokosmus“, „Zahme Xenien“. Die Verse auf Seite 5 sind nicht berühmt geworden, aber sie könnten als Motto vor das Gesamtwerk gesetzt werden:

„Maß, und Maß nur, macht den Dichter!
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlussstein die Gestalt.“

Manche dieser Gedichtchen verspotten treffend die steifen Philologen, die zopfigen Uebersetzer und die allzukühnen Germanisten und vergleichenden Sprachforscher. Die literarischen Urteile freilich sind oft äußerst schief, wie z. B. das über Byron. Herrlich ist Seite 184 ff. der „Gesang der heiligen drei Könige“, der zu den besten Dichtungen Rückerts gehört. Die „Zahmen Xenien“ übrigens machen ihrem Namen alle Ehre: es ist wirklich eine ebenso „zahme“ wie breite Behandlung des Bedeutenden wie des Allerkleinsten.

Der achte Band, der „Die Weisheit des Brahmanen“ enthält, ist berühmt geworden in demselben Sinne, in welchem Lessing von Klopstock spricht: „Wir wollen weniger bewundert und fleißiger gelesen sein.“ Der Name allerdings passt oft gar nicht; wir glauben oft einen Opitz redivivus zu finden. Eine Fülle wirklicher Lebensweisheit wird geboten; aber schon der volle 650 Seiten hindurch sich fortschleppende Alexandriner macht uns nur einzelnes schmackhaft. Uebrigens ist nicht einmal die Cäsur immer richtig beachtet, und hie und da finden sich bedenkliche Wortformen. Das philosophische Urteil des Dichters ist auch hier milde, verliert sich aber allzuoft in verschwommenen Pantheismus.

Der neunte und zehnte Band hat am wenigsten Glück gehabt. Sie enthalten vier Dramen: „Saul und David“, „Herodes der Große“, „Kaiser Heinrich IV.“, „Christoforo Colombo“. Es sind echte Buchdramen: die Sprache ist herrlich, die Haltung und der Standpunkt bleiben der „Frau Mäße“ getreu, die Diktion ist im einzelnen oft packend, aber das Ganze lässt selbst den Leser kalt, vollends den Zuschauer — den es freilich unseres Wissens nie gegeben hat.

Nicht mehr Glück gemacht haben im elften Bande die „epischen Gedichte“: „Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede“ und die „Makamen des Hariri“. Die erstere der beiden Gedichtsammlungen ist nicht eine Evangelienharmonie, sondern höchstens ein „Evangelienbuch“; der Dichter bemüht sich das Leben, Leiden und Auferstehen des Herrn poetisch zu behandeln. Es ist herzlich gut gemeint, und der Dichter verschont uns durchweg mit vulgärem Aufkläricht; aber die Verse sind schon des unleidlichen Alexandriners halber im großen und ganzen noch viel langweiliger als das Buch Otfrids und entbehren des Klopstockschen Schwunges. — Weit berühmter geworden sind die Makamen; das orientalische Kolorit ist gut festgehalten; es ist ein sprühendes Feuerwerk der Reimkomik.

Der zwölfte, der Schlussband enthält die Biographie des Dichters und außerdem wiederum „epische Gedichte“; es sind ihrer neun, überwiegend orientalische, zum Teil auch mittelalterliche Stoffe behandelnd. Zwei von ihnen sind mit Recht berühmt geworden, denn sie haben mit dazu beigetragen die Blicke der Germanisten und vergleichenden Mythologen auf das angebliche oder wirkliche „indogermanische Urepos“ zu lenken, und jedenfalls beweisen sie, dass in den alt-arischen Epen sich Züge finden, die den germanischen verwandt sind. Es sind „Nal und Damajanti“ und „Rustem und Suhrab.“ Aber auch hier ist die Form zu künstlich, und der frische Hauch der Volkspoesie ist zu oft abgestreift. Dazu kommen auch in diesem Bande wieder die unglückseligen Alexandriner, in die sich der Dichter immer mehr verliebt zu haben scheint.

So wird Friedrich Rückert zwar nie im eigenen Sinne des Wortes volkstümlich werden wie Uhland, Arndt, Schiller, aber zu den bedeutendsten Kunst-

lyrikern wird man ihn für immer zu zählen haben. Er ist für unsere Zeit, was Walther für das dreizehnte Jahrhundert war; nur wird uns Rückert aus dem Grunde stets sympathischer sein als Walther, weil an ihm, an dem modernen Dichter, der Vorwurf politischer Achselträgerei und poetischer Schmähschriftstellerei niemals haften kann.

Berlin.

Ludwig Freytag.



George Taylor: Klytia.

Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert.

Leipzig 1883, S. Hirzel.

Dass der historische Roman zu denjenigen Literaturgattungen gehöre, die sich heutzutage in Deutschland über Interesselosigkeit des Publikums zu beklagen haben, wird wol kaum jemand behaupten wollen; gibt es doch im Gegenteil seit einer Reihe von Jahren kaum irgend ein zweites Gebiet belletristischen Schaffens, das auch nur in annäherndem Maße Schoßkind der lesenden Kreise geworden wäre. Geht man der Ursache dieser Erscheinung nach, so wird man schwerlich zu der Ueberzeugung gelangen, dass besondere künstlerische Vorzüge die Beliebtheit jener Darstellungsform herbeiführten, sondern den Hauptgrund derselben vielmehr in dem vielgepriesenen, jedoch bei Lichte besehen oft recht fragwürdigen Bildungsbedürfnis suchen, das bekanntlich nicht immer gepaart erscheint mit der Neigung, auf dem Wege „trockner Studien“ positive Kenntnisse einzuheimsen, sondern es in der Regel angenehmer findet, sich dieselben in unterhaltender Form beibringen zu lassen. Lernt doch auch ein kleines Mädchen die edle Kunst des Strickens viel willigeren und freudigeren Sinnes, wenn ab und zu bei der Arbeit ein lohnendes Zuckerstückchen in dem langweiligen Garnknaul zum Vorschein kommt. Es ist kein Zufall, der mir gerade diesen Vergleich eingibt: mir persönlich macht der historische Roman — ich rede zunächst ganz im allgemeinen — den Eindruck, als ob er namentlich darauf angelegt sei, speziell weibliche Bildung befördern zu helfen, und als ob er sich demgemäß in weiblichen Kreisen ganz besonderer Gunst und Vorliebe erfreute, wie denn z. B. über die Romane der dichtenden Professoren nicht nur die Professorentöchter und -basen, sondern auch weitere Kreise des schönen Geschlechts das Patronat übernommen haben. Solche Protektion tritt bisweilen fast mit einem Anflug von Terrorismus gegen profane Gemüter auf, die entweder nicht über die nötige Muße verfügen, um jeden neuen kulturhistorischen Roman zu bewältigen oder auch ihre besonderen Ansichten über dieses Genre haben und die Geschichte selbt für tausendmal interessanter halten als alle Romane der Erde zusammengenommen.

Mit diesen Bemerkungen die Existenzberechtigung des historischen Romans in Frage stellen zu wollen, liegt mir durchaus ferne. Existenzberechtigt ist in der Kunst wie im Leben alles, was einem tatsächlichen Bedürfnis der Menschen entspricht oder — um die beliebte buchhändlerische Phrase zu gebrauchen — „eine Lücke ausfüllt“, und so wenig beispielsweise eine technische Erfindung, wenn sie sich praktisch bewährt, aus der Welt zu schaffen ist, so wenig wird es dem Verdikte irgend eines Aesthetikers gelingen, ein in Aufnahme gekommenes künstlerisches oder literarisches Genre ins Nirwana zu bannen.

Ob nun aber die hier uns beschäftigende Gattung der erzählenden Literatur — ich gebrauche mit Absicht diesen allgemeineren Ausdruck statt „erzählende Poesie“ — ob diese Gattung an sich, vom streng künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, die entwicklungsfähigste von allen, das lohnendste Feld für den, den die Lust zum Fabuliren auf die epische Form hinweist — das ist jedenfalls eine Frage, die man aller augenblicklichen Beliebtheit des Genres ungeachtet nicht ohne weiteres wird bejahen dürfen.

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (Nr. 5) hat ein Rezensent der „Claudier“ von Ernst Eckstein, denen er als dichterischer Leistung volle Anerkennung zollt, und die er weit über jene antiquarischen Arbeiten stellt, die in erster Linie lehrhafte Zwecke verfolgen, den historischen Roman trotzdem als ein unnatürliches Zwitterding von Gelehrsamkeit und Poesie bezeichnet, das nach keiner Seite hin vollkommen befriedigen und gefallen könne, am allerwenigsten aber der Dichtkunst als solcher einen wirklichen Gewinn bringe.

Weit absprechender noch verhalten sich natürlich die Anhänger des Zola'schen Programms einem Literaturzweige gegenüber, bei dem das Streben nach eigentlich realistischer Schilderung doch nur in sehr modifizirtem Sinne in Betracht kommen kann. Wer diesen — als Reaktion gegen einen kraft- und saftlosen Pseudoidealismus ohne Zweifel berechtigten, in seinen äußersten Konsequenzen aber ebenso zweifellos einseitigen — Standpunkt einnimmt, der muss es allerdings für geboten halten, mit M. G. Conrad — einem von mir sehr geschätzten, weil durchaus selbständig urteilenden Kritiker — die „antiquarischen Nachgrübeleien und Nachdichtereien“ in Bausch und Bogen zu verwerfen und den deutschen Romanciers energisch den Text dafür zu lesen, dass sie „sich in andre hineinlügen“, indem sie aus ägyptischen, römischen und andern fremdländischen Masken eine mühsam zusammenstudirte Geschichte vorfabeln, während ihre Kollegen an der Seine keck und ohne Zaudern ins zeitgenössische, nationale Menschenleben hineingreifen.

Ich meinesteils gehe wie gesagt nicht nur nicht soweit, den historischen Roman auf den ästhetischen Index setzen zu wollen, sondern vermag nicht einmal einzusehen, warum derselbe nicht unter günstigen Verhältnissen der Poesie sogar zum Gewinne gereichen kann, das heißt wenn ein wirklicher Dichter oder,

wenn man den Vergleich gestatten will, ein genialer Historienmaler großen Stils, nicht bloß ein wenn auch noch so routinirter und zuverlässiger Mosaikarbeiter sich seiner annimmt. Die Geschichte der Vergangenheit, schon ohne phantastische Zutat für den denkenden Menschen ein Gegenstand hohen Interesses, wird auch für den dichterischen Geist nach wie vor eine gern benutzte Stoffquelle bilden, ihn locken nnd reizen, ihre hundertfältigen Gestalten zu neuem Leben zu erwecken, ihr Sein und Tun, das ja nur in seltenen Fällen in seinem ganzen Umfange klar zu Tage liegt, auf seine Weise zu schildern und zu deuten.

Sehr wesentliche Unterschiede machen sich nun allerdings geltend, wenn man die Art und Weise betrachtet, wie verschiedene Dichter oder solche, die mit dichterischen Intentionen an geschichtliche Stoffe herantreten, zu denselben Stellung nehmen. Den einen zunächst sind dieselben Rohstoffe wie alle andern, die, um einer künstlerischen Idee zu dienen, jedwede Umformung vertragen. Dass diese Behandlungsart, die bekanntlich in den von der Geschichte inspirirten Schöpfungen der größten Dramatiker ihr Analogon hat, in der erzählenden Literatur der Gegenwart bei weitem nicht mehr so in Uebung steht wie früher, kann bei der ganzen wissenschaftlich-exakten Richtung unserer Zeit nicht Wunder nehmen. So viel historisches Bewusstsein hat heutzutage jeder, der überhaupt des Lesens mächtig, dass eine Schilderung geschichtlicher Personen und Begebenheiten in der Art, wie sie in den mittelalterlichen Erzählungen vom trojanischen Krieg oder von Alexander dem Großen u. s. w. vorliegen, mit ihren Anachronismen und andern Unrichtigkeiten seine Kritik herausfordern würde; doch auch minder grobe Verstöße gegen die historische Wahrheit erregen in unserer Aera der Bildung selbst bei den Durchschnittslesern schon skeptische Mienen, und auf solche Abweichungen, die der große Teil des Publikums nicht bemerkt, wird natürlich sofort von irgend einem weisen Kritiker pflichtschuldigst hingewiesen. So wird denn der Verfasser eines historischen Romans förmlich dazu gedrängt, sich so genau wie möglich an die geschichtliche Ueberlieferung zu halten und seine freie Phantasie nur da walten zu lassen, wo jene schweigt; aber auch für diejenigen Teile seiner Arbeit, die auf eigner Empfindung beruhen, wird er auf um so größere Anerkennung rechnen dürfen, je treuer sich auch in ihnen das historische Kolorit eingehalten zeigt. Dieser Respekt vor der historischen Wahrheit — der ja auch im Bereiche der bildenden Kunst die archäologisch ausgedüftelten Kompositionen eines Tadema und Genossen von den naiven Geschichtsbildern der alten Niederländer und Deutschen unterscheidet — kann nun freilich auch in der Dichtung mit mehr oder weniger Ostentation oder Bescheidenheit auftreten; je mehr er sich zeigt, je mehr eine lehrhafte Tendenz sich breit macht, um so mehr wird naturgemäß das Produkt den Charakter eines Kunstwerks verlieren, mag nun das gelehrte Beiwerk wie bei Beckers „Gallus“ und „Charikles“ den ausgesprochenen Schwerpunkt des Ganzen, oder nur in Form von Anmerkungen eine Art fortlaufender Randleisten bilden oder endlich in die dichterische Arbeit selbst verwoben sein. Das letztere ist, namentlich wenn das didaktische Element von großem Umfang, das weitaus bedenklichste und gefährlichste, weil ermüdendste Verfahren, wenigstens für solche Leser, die den Zweck poetischer Erzeugnisse in anderen Dingen erblicken als jener vertrocknete Konrektor, der jahraus jahrein an seine Primaner mit possirlichem Ernste die Frage richtete: „Demonstrare vult Horatius hoc in carmine quidnam? Tu qui sequeris!“

Zu denjenigen Romanschriftstellern der historischen Richtung, die sich nicht in erster Linie auf skrupulöse Exaktheit im Einzelnen kapriziren, sondern auf die Geschichte offenbar hauptsächlich in der Absicht ihren Blick richten, dankbare psychologische Probleme zu finden, gehört George Taylor, der in dem oben angeführten Werke seinen zweiten Roman darbietet. Sein „Antinous“, mit dem derselbe vor einigen Jahren debutirte, hatte sich bekanntlich einer sehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit drei Auflagen — in dem „armen“ Deutschland etwas Phänomenales bei einem ganze sechs Reichsmark kostenden Buche! — notwendig machte. Ob der vor kurzem erschienenen „Klytia“ dieselbe Gunst beschieden sein wird, ist mit Bestimmtheit nicht vorauszusagen, obwol (Pessimisten werden jedenfalls „weil“ vorziehen) das neue Werk, um dies gleich vorweg zu bemerken, aus mehr als einem Grunde höher gestellt zu werden verdient als sein Vorgänger. Für den statistisch nachweisbaren „Erfolg“ sind ja mitunter recht nebensächliche Umstände entscheidend, und diesmal, scheint mir, hat der Autor weniger auf den succès hin gearbeitet, da er seine Erzählung in eine Zeitperiode verlegt, die kaum in demselben Grade wie das Zeitalter Hadrians die große Masse rein stofflich zu reizen im Stande ist. Auch auf den Reiz des Fremdländischen, der nun einmal für den deutschen Nationalgeschmack ewig neu bleibt, ist in der vorliegenden Dichtung, die sich durchgängig auf deutschem Boden bewegt, zwar nicht völlig verzichtet, doch nur insofern Bedacht genommen, als das gleichzeitige Italien, dem mehrere Hauptpersonen des Romans angehören, stark in den Gang der Handlung hereinspielt.

Gemeinsam hat „Klytia“ mit „Antinous“ bei allen sonstigen Verschiedenheiten, dass der Mittelpunkt des Interesses von religiösen Erscheinungen gebildet wird. Erhielt der Leser des „Antinous“ ein Bild von den religiösen Bewegungen der absterbenden heidnischen Gesellschaft und dem bereits nicht mehr ungetrübten Christentum des zweiten Jahrhunderts, so werden ihm in dem neuen Romane die Zustände vor Augen geführt, die zu Ausgang des 16. Jahrhunderts in Deutschland herrschten, die in klägliche Sektirerei zersplitterte und in unfruchtbarer Buchstabenklauberei versandete evangelische Richtung und andrerseits die von Rom angestellten Versuche, mit Hilfe des Jesuitismus das verlorene Machtgebiet wieder zu gewinnen. Es ist sehr begreiflich, dass einem Theologen — denn ein solcher

verbirgt sich unter dem englischen Pseudonym *) — derartige Vorwürfe besonders anziehend erscheinen mussten; um so mehr ist es anzuerkennen, dass das religiöse Element, namentlich in „Klytia“, keineswegs auf Kosten des Uebrigen bevorzugt und überdies mit großer Objektivität und Unparteilichkeit behandelt ist. Der Roman ist meilenweit davon entfernt, ein Tendenzroman zu sein; nirgends drängt sich ein besonderer kirchlicher oder dogmatischer Standpunkt hervor, und die wenigen Stellen, — mir sind nicht mehr als zwei aufgefallen — an denen eine spezifisch theologische Weltanschauung zu subjektivem Ausdruck gelangt, werden auch Lesern anderer Richtung den Genuss des Ganzen nicht beeinträchtigen, zumal denselben Aussprüche gegenüberstehen wie der (S. 397 f.) dem Erast in den Mund gelegte: „Vielleicht kommt eine Zeit, in der diese Dissonanz (nämlich zwischen protestantischer Abstraktheit des Denkens und katholischer Aeußerlichkeit) sich löst in einer höheren Harmonie, wie Lydia einst sagte, in der die weißen Messröcke und schwarzen Talare vergessen sind wie heute Garizim und Moriah, Leviten und Samariterstreit; nur fürchte ich, dieser Tag des Friedens ist noch ferner, als Lydia meint. Aber wir haben ja die Verheißungen einer Zeit, da kein Tempel mehr sein wird und kein Priester, und ich glaube, die Welt wird aufatmend ein Gefühl der Erleichterung empfinden, wenn sie den letzten Theologen begrabt.“

Das Zeitgemälde, welches der Verfasser entrollt, vereinigt mit einer großen Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderung den Charakter derjenigen Treue, die nicht mit dem Historiker von Fach rivalisiren will, aber doch, wie man auf jeder Seite wahrnimmt, das eingehendste Studium zur Grundlage hat.**)

Darüber vergisst man fast, — und ich betrachte dies als einen entschiedenen Triumph der Erzählungskunst — die auftretenden Personen auf ihre historische Echtheit hin zu prüfen; man glaubt ohne weiteres an diesen wackern pfälzischen Kurfürsten, an seinen Rat und Leibarzt Erast, an alle die geistlichen Herren Heidelbergs mit ihren feinen Nuancirungen, an den intriganten Jesuiten Pigavetta u. s. w. und erfreut sich vor allem an der trefflichen Charakteristik der Hauptpersonen, der sinnig gezeichneten Titelheldin des Buches und der italienischen Brüder, die sich beide um ihre Liebe bewerben, bis der eine, der junge Priester aus dem Jesuitenkolleg in Venedig, nach mannigfachen äußeren und inneren Wandlungen — doch man kann das ja auf genussreichere Weise aus dem Buche selbst erfahren. Die Kämpfe, die eine ideal angelegte Natur unter dem Drucke geistiger Despotie zu bestehen hat, die Konflikte zwischen dem Pflichtgefühl des durch sein Gelübde gebundenen Ordensmitglieds und dem Verlangen des jungen Mannes nach Glück und Freiheit — es ist dies durchaus kein neues Thema, aber es ist hier mit so überzeugender Wahrheit entwickelt, dass man die verschiedenen Stadien, durch welche diese ungewöhnliche Individualität geführt wird, mit wachsender Teilnahme begleitet. Den von glühendem Ehrgeize verzehrten Zeloten und Egoisten, der kein wahres Gefühl für andere kennt, nur mit erlognen Empfindungen Leichtgläubige blendet, sehen wir durch schwere Schicksale geläutert Heldentaten der Selbstverleugnung und des Opfermutes verrichten und süße Befriedigung fühlen in dem Bewusstsein, „Buße und Sühne leisten zu dürfen für alles, was er verschuldet.“

Dass Taylor nicht nur ein Charakterzeichner von scharfer Beobachtungsgabe, sondern auch im Besitze eines bedeutendes Erzählertalents, war bereits aus „Antinous“ deutlich zu erkennen. Das eine Werk bekundet in beiden Beziehungen einen entschiedenen Fortschritt. Die Charakteristik zunächst hat offenbar beträchtlich gewonnen durch den dem Autor weit näherliegenden, persönlich vertrauteren Stoff, bei dem die Quellen überdies ganz anders flossen als bei jenem dem Altertum entlehnten Thema. Galt es bei diesem, die Charaktere zum großen Teil ganz aus der Phantasie heraus zu konstruiren, so war der Verfasser dagegen bei seiner jüngsten Arbeit jedenfalls weit mehr in der Lage, persönliche Eindrücke und Beobachtungen unmittelbar zu verwerten. Dieser Unterschied zeigt sich unverkennbar an den meisten Gestalten der beiden Dichtungen, so wenn man den melancholischen Antinous, der trotz aller auf ihn verwandten Kunst ein nachhaltiges Bild in der Erinnerung nicht zurücklässt, mit der zu plastischer Greifbarkeit herausgearbeiten Figur des Paolo Laurenzano vergleicht, den in unsichern Umrissen umherschwankenden Hadrian mit dem allerdings weit geringere Schwierigkeiten darbietenden pfälzischen Kurfürsten, oder selbst Nebenpersonen wie den obligaten Isispriester — den ebensogut Bulwer oder sonstwer konzipirt haben könnte — dem markig gezeichneten Pigaretto (vergl. besonders S. 21 und 28 ff.!), den Proselytenmacher Hermas seinem Pendant in dem zweiten Romane, dem wackern Wiedertäufer Werner gegenüberhält.

Auch die Erzählung ist straffer und geschlossener geworden, im Einzelnen reicher an wirkungsvollen Höhepunkten, darunter solche wie S. 282 ff., die fast die Besorgnis erregen, dass sich vielleicht gar einer der bekannten „Adaptirer“ zum „Dramatisiren“ verleitet fühlen könnte; haben sich dort solche Herren schon durch minder dankbare Motive zur Sünde wider das siebente Gebot verführen lassen. — Auch in der Maßhaltung, die der Erzähler bei Situationen beobachtet, die andere mit behaglicher Breite ausgemalt haben würden, gibt sich ein vornehmer Geist zu erkennen, der nichts mit handwerksmäßigen Routiniers zu tun hat. Ich führe beispielsweise nur die kleine Szene zwischen Vater und Tochter an (S. 228) als Beleg für die Gabe des Autors, in wenigen Zeilen viel und Bedeutungsvolles zu sagen. In rein technischer Hinsicht etwas allzu einfach erscheint mir dagegen die Art und

*) Adolf Hausrath, Professor der protestantischen Theologie in Heidelberg, verfasste: „Neutestamentliche Zeitgeschichte“ (3. Aufl. 1879) und „D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit“ (1876—78).

**) Vom historischen, speziell vom kirchenpolitischen Standpunkt aus wird der Roman beleuchtet in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage No. 139) des laufenden Jahrgangs.

Weise, wie die Vorgeschichte des Pseudokalvinisten im 6. Kapitel eingeschaltet ist, eine Sache der Form, für die moderne Erzähler wie in so mancher andern beim alten Homer noch immer lernen können.

In der Schilderung der Zeitverhältnisse, der Sitten und Anschauungen erweist sich Taylor nicht allein als ein wolunterrichteter Kenner der Kulturgeschichte, sondern — worauf es für ihn als Dichter noch mehr ankommt — als ein wirklich episch veranlagtes Talent, das nicht wie manche andere, darunter sehr berühmte Autoren älteren und neueren Datums, seinen Lesern in vielleicht an sich sehr gediegenen und gehaltreichen, in der Erzählung aber stets langweilig wirkenden kulturhistorischen Exkursen von seinen Vorstudien Rechenschaft ablegt, sondern vielmehr fast stets darauf bedacht ist, dieselben aufs engste mit der Erzählung selbst zu verschmelzen. Nur ganz vereinzelte Ausnahmen wie die ästhetische Expektoration des italienischen Künstlers (Seite 231 f.) bestätigen die Regel, dass der historische Roman auch dem berufenen Erzähler die Gefahr bereitet, in den didaktischen Ton zu verfallen, wobei es natürlich tatsächlich keinen großen Unterschied ausmacht, ob er direkt als Dozent auftritt oder sich einer seiner Personen bedient, um durch sie seine Weisheit an den Mann zu bringen. Doch auch abgesehen von dem didaktischen Beigeschmack scheint es mir bedenklich, einen Italiener des Cinquecento, zumal vor einem jungen Mädchen, Privatkollegien à la Lübke halten zu lassen wie das über den Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses: „Ihr habt ganz Recht, diese ganze Facade ist ein Abbild des Zwiespalts, der durch unser geistiges Leben zieht. Die Schönheit Gräcias und die Tugenden des Christentums streiten sich um unser Herz. Und nicht nur die Figuren widersprechen sich, sondern auch die antiken und gotischen Formen führen Krieg wider einander. Die Harmonie der konstruktiven Glieder fehlt, die das wahrhaft klassische Bauwerk ausmacht. Wie störend drängen sich die gotischen Wappen und Schilde zwischen die antiken Linien des Portals! Es ist der malerische Reiz des roten Sandsteins und des blauen Himmels, der das Beste tut" u. s. w.

Ungezwungen und wie von selbst sich ergebend ist dagegen der Ausdruck der Verstimmung, die sich im Geiste des Künstlers ob der protestantischen Nüchternheit und Kunstfeindlichkeit regt, wie die begeisterte Verherrlichung, die er (S. 150 ff.) auf den großartigen künstlerischen Zug seiner katholischen Heimat anstimmt, eine wirksame Hervorhebung des zwischen Renaissance und Reformation bestehenden Gegensatzes.

Ueber die eigentliche Fabel des Romans würde ich selbst bei reichlicher zu Gebote stehendem Raume schon deshalb schweigen, um Solchen, die auf niedriger Stufe literarischer Genussfähigkeit stehen und sich ausschließlich für das Stoffliche interessiren, die Lektüre des Buches selbst nicht entbehrlich erscheinen zu lassen. Auch sie werden übrigens ihre Rechnung dabei finden, da die Fäden der Handlung sehr geschickt verschlungen sind und die Spannung von Anfang bis zu Ende rege erhalten wird. Ich betrachte dies durchaus nicht als die vornehmsten oder auch nur als unerlässliche Eigenschaften eines guten Romans, da ja sonst Schriftsteller wie Eugène Sue oder Miss Braddon als die großartigsten Muster gelten müssten, wol aber als eine immerhin schätzbare Zugabe auch für ernstere Leser.

Man darf entschieden nach den beiden Romanen, die nunmehr aus Taylor's Feder vorliegen, auf den weiteren Entwicklungsgang des Autors gespannt sein. Dass sich derselbe bis jetzt in aufsteigender Linie bewegt, wird keinem Urteilsfähigen entgehen. Es ist dies jedenfalls ein um so günstigeres Omen, als es, wofern man aus den Schicksalen anderer Vertreter des historischen Romans Schlüsse ziehen darf, in unserm Zeitalter der Arbeitsteilung für manche derselben nicht unbedenklich zu sein scheint, ihr ursprüngliches Spezialgebiet zu verlassen und z. B. vom grauen Altertum Abstecher in neuere Perioden zu wagen. Verfolgt Taylor indess, nach den zwei bisherigen Romanen zu urteilen, durchaus nicht die Absicht, sich in einem bestimmten Zeitraum der Geschichte einzuspinnen, so liegt dagegen die Vermutung nahe, dass er es vielleicht als seine Spezialaufgabe betrachtet, religiöse Erscheinungen in der Form des Romans zu behandeln. Falls diese Vermutung richtig, so kann man dem in seinen Griffen bisher so glücklichen Autor nur aufrichtig wünschen, dass es ihm gelingen möge, die für jeden nicht bloß auf die flüchtige Gunst der Göttin Mode ausgehenden Schriftsteller so gefährliche Klippe der Monotonie zu vermeiden.

Kaiserslautern.

Paul Schönfeld.



Moderne russische Erzähler.

Kritische Skizzen.

Seit den letzten 4—5 Jahren begegnet man öfters auf den Seiten der besten russischen Monatsschriften belletristischen Produkten dreier junger Autoren, die das Interesse des Lesers ganz besonders auf sich lenken, sei es durch die Wahl zeitgemäßer Motive und ein nicht unbedeutendes Erzählertalent, sei es durch die stilvolle, poetische Einkleidung des Stoffes und zugleich ein eigentümliches Gedankenkolorit, endlich, sei es noch durch eine originelle, markante Analyse psychologischer Prozesse. Diese drei Autoren tragen die Namen: Maxim Belinski (Pseudonym von J. Jassinski), Wssewolod Garschin und Michael Albow. Die beiden ersteren haben bereits einige von ihren früher erschienenen Erzählungen gesammelt herausgegeben, der dritte noch nicht. Indem ich mir füglich die Charakteristik Albow's für eine spätere Gelegenheit aufspare, möchte ich den deutschen Lesern zunächst nur die beiden Erstgenannten vorführen.

I.

Maxim Belinski.

Er verspricht sehr fruchtbar zu werden; alles was er schreibt, ist leicht lesbar, voll Handlung, pikant und geschickt erzählt, hat aber lange nicht gleichen Wert. Manches ist ziemlich oberflächlich gehalten, ohne tiefere Idee. In seinen früheren Erzählungen ist er durchaus tendenziös; in den späteren wendet er sich mehr und mehr objektiveren Sujets zu. In dem Nachfolgenden will ich nur das hervorheben, was am meisten den Stempel der Idee, des Durchdachten trägt.

Von den gesammelten „Sechs Erzählungen" St. Petersburg 1881) sind die besten — die erste und die letzte. Die erste, deren Titel sich etwa durch „Die Kriegserklärung" wiedergeben ließe, hat zum Thema den Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Denkrichtungen, die Kollision des „Ideals" mit dem Heldentum des Bauches, des Lasters, des Egoismus und der Heuchelei. Das Thema ist höchst modern, weil hier nicht etwa „Väter und Söhne" einander feindlich gegenüberstehen, wie in den fünfziger und sechziger Jahren, sondern „Brüder", Altersgenossen, Kameraden.

Mit wenigen scharfen Strichen charakterisirt der Verfasser seine beiden Antipoden, den Studenten Ssergejew und den Advokaten Almasow. Dieser bildet den Mittelpunkt eines Kreises ihm gleichgesinnter Fanfarons, Bureaukraten, Egoisten une Cyniker; jener steht einsam, gehasst, gefürchtet und eine Weile geduldet. Ssergejew weiß das; ihn hält in diesem Pfuhl nur eins: die Hoffnung, seine ehemalige Braut, die sich dem Schlemmer Almasow ergeben, zu bekehren und wiederzugewinnen — nicht nur für sich, sondern auch für seine „Sache" (d. h. die soziale Propaganda), dieselbe Sache, für die kürzlich sein Freund Schumeiko sich geopfert ... Der Versuch misslingt ihm aber, sie sagt sich offen los von ihm.

Aus dem Folgenden möge sich eine nähere Charakteristik der Hauptpersonen ergeben:

„Ein komplizirtes Ding das — persönliches Wol mit dem allgemeinen zu vereinbaren!" meint Almasow. „Versucht es mal so in einem Wurf — kommt ein Unsinn heraus. Schumeiko versuchte es — und ging unter ... Persönliches Wol ... Aber lassen wir dies Thema ..."

„Der Schuft! ..." denkt dabei Ssergejew: „hat sich den Komfort angeschafft und trägt sich jetzt mit seinem elenden Glück ... Verfluchte Bourgeoisie! ..."

Almasow gibt einen Abend. Zufällig erscheint als Gast der behäbige Bruder des unglücklichen Schumeiko. Gleich die ersten Worte verraten, wess Geistes Kind er ist:

„Ich wusste nicht, teurer Stjepan Fjodorowitsch (Almasow), dass du Gäste hast ... Ich bin eben erst von der Reise ... Nach dem, was meinen Bruder betroffen, verstehst du, ist es eigentlich unschicklich für mich, am Feste Teil zu nehmen ... obgleich, natürlich auch Ihnen, meine Herren, bekannt ist, dass ich nichts mit ihm gemein hatte ..."

Dieser zärtliche Bruder will indess den Umgekommenen beerben. Dieser hat nämlich das Kapital testamentarisch dem Ssergejew vermacht, dessen Pflicht es ist, damit der „allgemeinen Sache" zu dienen. Schumeiko und Almasow suchen nun mit dem Erben einen Handel abzuschließen. Dieser antwortet ihnen aber entrüstet:

„Vom Testament wusste ich längst ... Aber das Geld ist nicht mein ... Und ich kann auch nicht damit nach Belieben schalten ... Und auch teilen kann ich es nicht ... Obwol vielleicht auch ich in einem solchen Kabinet wohnen möchte (wie Almasow's) ... Ich bin kein Schuft, meine Herren!"

Beim Souper hält der Gastgeber eine pomphafte Rede. Er hebt den Mangel an Tatkraft in der Gesellschaft hervor und schildert die schweren Folgen davon. Dann, auf den anwesenden Ssergejew anspielend, fährt er boshaft fort:

„Aber wenn uns auch der Mut zu einer aktiven Tätigkeit fehlt, so lasst uns wenigstens aussprechen, dass wir nichts gemein haben mit den Leuten, die unsern Fortschritt hemmen. Ja, es ist Zeit, mit Beseitigung aller Sympathieen, welche die Vernunft tadelt, zu erklären, dass man uns nicht mit jedem Beliebigen durcheinandermengen darf; es ist Zeit zu erklären, dass wir nicht viel fordern, dass wir Eigentum und Moral achten. Wir müssen das darum erklären, weil sonst mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerissen werden wird. Ich fordere euch darum auf mit mir zu toasten auf jeden, der bereit ist, der baldigen Reinigung des versandeten Strombettes unseres gesellschaftlichen Lebens Vorschub zu leisten!"

In dem Munde eines Schlemmers und lasterhaften Intriganten klingt dieses Pathos wie bittere Ironie. Das Porträt ist prächtig getroffen: wer erkennt nicht darin den russischen liberalisirenden Politiker, dessen Devise im Grunde nur *après moi le déluge!* ist?

Die ansprechendste, tiefstempfundene Erzählung der Sammlung ist die letzte; „Die Freundinnen". Wie einfach und wahr ist die Schilderung der Lage eines unerfahrenen jungen Mädchens, das allein aus der Provinz nach Petersburg kommt, um mit dem Geliebten im Taurischen Garten zusammenzutreffen und statt dessen im Moment des peinlichsten Erwartens, einen Brief von jenem erhält, der ihr mitteilt, dass ihr Geliebter nicht nur sich mit seiner Frau (der eine große Erbschaft zugefallen) wieder vereinigt, sondern auch soeben mit ihr ins Ausland gereist ist. Wie sie so dasitzt in ihrer stillen Verzweiflung, erblickt sie auf der Bank neben sich ihre einstige Schulfreundin, jetzt Studentin. Diese ist ernst, fast mürrisch und hat für die Jugenderinnerungen und sogar für die Selbstmordgedanken ihrer verlassenen Freundin nur ein gleichgiltiges Achselzucken.

„Ssaschetschka," sagt die Arme vorwurfsvoll zu ihr: „Ich glaube, du weißt noch nicht, was leiden heißt ..."

„Möglich."

„Du sagst das mit einem solchen Ton," bemerkt jene nach einer kurzen Pause, „als ob du ein noch tieferes Leid fühltest ... Ach, Ssaschetschka, es gibt nichts furchtbareres als das Loos eines gebrochenen Herzens!"

„Hübsch ausgedrückt, Martha!" flüsterte die andere und dachte bei sich: soll ich ihr erzählen? Erinnerungen an eigene und fremde Leiden marterten sie. Jene Qualen

entsprangen nicht misslungenen Plänen persönlichen Glückes. Sie waren anderer Art. Da war ein Heldentum, das nach sich zog die Realität physischer Leiden, eine fast immer unentrinnbare . . . Wieviel Tränen, Gestöhn: unhörbar, verstummt irgendwo in steinernen Gräbern, Eistundern, wieviel sistirte Existenzen!! Bekannte Gesichter mit strengem Blick der erstorbenen Augen, bleich, qualvoll verzerrt, zogen schaarenweis an ihr vorüber. Ihr wurde bang. Ihr Herz zog sich wehvoll zusammen, und die müde Brust füllte tiefer Gram. Er, ihr geliebter Gemahl, er war in dieser Schaar! . . . „Nein," entscheidet sie, — „will ihr nichts erzählen . . . Wozu auch?"

Die Freundinnen trennen sich; die ahnungslose Martha frägt noch zuletzt:

„Sag' doch, bist du auch glücklich?"

„In meiner Art," flüstert Sascha mürrisch, und sie gehen auseinander.

Eine dritte kleine Erzählung: „Nataschka", die nach der Sammlung erschienen („Vaterl. Ann." 1881, Nr. 10), gehört zur Kategorie jener zahllosen Geschichten von den „Armen und Elenden," deren Zweck u. a. ist — auf die schrecklichen Umstände hinzuweisen, unter denen ein unschuldiges weibliches Wesen zu Grunde gehen kann. Es ist ein Stück empörender Wirklichkeit, diese schamlose Rohheit einer bettlägerigen Mutter, die um nicht Hungers zu sterben und auf die Straße geworfen zu werden, ihrer Tochter, einem halben Kinde, zuredet, in ein öffentliches Haus einzutreten, und ihr Stolz und Kaltherzigkeit vorwirft, weil „Nataschka" den Vorschlag mit Abscheu zurückweist. Endlich aber wird das arme Kind doch mürbe und bietet ihre Unschuld auf der Straße feil . . . Nach manchen misslungenen Abenteuern, welche die Nachtseiten Petersburgs treffend charakterisiren, kommt das gequälte Mädchen um vor Erschöpfung, Hunger und Verzweiflung . . .

Eine mehr in sich abgeschlossene, fleißig ausgearbeitete Erzählung ist die Novelle „Schösslinge" („Vaterl. Annalen" 1882, Nr. 3). Sie führt uns in das Leben und Treiben der Provinz. Die Liebeleien eines Leichtfußes, Pierre Rubanski, mit den zwei hübschen Töchtern einer strengen und stolzen Gutsfrau, der Witwe Loskotin, sind versponnen mit der charakteristischen Erscheinung der ältesten Tochter der Witwe, Lisa Loskotin, von der sich die Mutter längst losgesagt, weil das junge Mädchen „Ueberzeugungen" liberaler Art und eine dem Herkommen entgegengesetzte Gesinnung bekundet hatte. Lisa hatte heimlich das Haus der Mutter verlassen und war seitdem ihren eigenen Weg gegangen, ohne weitere Beziehungen mit den Ihrigen zu unterhalten und zu schreiben. Da erscheint sie wieder auf kurze Zeit in der Gegend, als Volksschullehrerin, um am Lehrerkongress Teil zu nehmen. Sie ist edel, rechtschaffen geblieben, ist ihrem Beruf mit Liebe und Eifer ergeben und überzeugt, dass sie auf ihrem bescheidenen Posten dem Volke mehr Nutzen bringt als die „Volkstümler" mit ihrer volksverherrlichenden Doktrin. Lisa ist das vollendete Gegenteil von ihren Schwestern. Mary ist zwar tiefer angelegt als Fanny, aber beide sind so unerfahren und kokett, dass sie sich in einen blasirten Egoisten verlieben, der sie schließlich sitzen lässt, um mit der alternden Gouverneursfrau, die Wolgefallen an dem schmucken Jüngling findet, auf und davon zu gehen. Plötzlich stirbt die alte Loskotin und die beiden unselbständigen Schwestern bleiben allein. In dem Augenblick des bittersten Verlassenseins, wo sie eben erst die Verräterei Pierre's verwunden, zu dem sie jetzt Verachtung gefasst — erscheint wieder Lisa, die schon beim ersten, heimlichen Widersehen auf sie einen tiefen Eindruck gemacht durch ihren Ernst, ihre geistige Ueberlegenheit und ihre Liebenswürdigkeit. Mit freudiger Zärtlichkeit schließen sie die Schwestern an ihr verwaistes Herz und der Leser errät, dass Lisa ihnen einen zweite Mutter wird.

Lisa Loskotin ist eine lichtvolle Erscheinung auf dem nebligen Grunde russischen Provinzlebens. Sie ist eine echt weibliche Erscheinung, ein Weib, das ihrer Aufgabe und ihrer Pflichten gegen die Ihrigen und gegen die Gesellschaft sich wolbewusst ist und sie nach Kräften erfüllt, ein Weib also, dass ein vernünftiges Dasein lebt. Offenbar wollte der Verfasser in ihr einen der lebensvollsten Schösslinge der in der russischen jungen Generation heranreifenden Geistessaat darstellen. Sie ist eine durchaus lebenswahre Gestalt.

In der Novelle „Der Gottesfunken" („Vaterländische Annalen" 1882, Nr. 10 und 11) spinnt der Verfasser den Faden der vorigen Erzählung weiter, neue Intriguen schürzend und eine Unmasse neuer Personen einführend. Aber das Ganze ist ein so buntes Kaleidoskop zusammenhangsloser Szenen, Bilder und Gespräche, dass man umsonst nach einem Funken von Idee überhaupt, geschweige denn einem Gottesfunken, sucht . . .

Sehr ansprechend dagegen und psychologisch feingezeichnet sind die beiden neuesten Erzählungen des Verfassers: „Der alten Garten" (Vaterländ. Annalen" 1883, Nr. 3) und „Katrja" (ebenda Nr. 4). In der ersten wird erzählt, wie ein noch junger, aber schon abgelebter, den Tod in der Brust tragender Gutsherr sich in die Stille des Landlebens zurückzieht, um da der Ruhe zu pflegen, und sich in ein Bauernmädchen verliebt, sie sogar heiratet. Nach der Trauung erfährt er von ihr, dass sie schon früher einen Fehltritt begangen . . .

„Katrja" (Käthchen) ist ein emanzipirtes Landfräulein, das ihres etwas plumpen Geliebten, der sie vergöttert und sich ihretwegen in Schulden stürzt, überdrüssig wird und nach längerem Kampf mit sich selbst ihn verlässt, um sich einem benachbarten Grafen in die Arme zu werfen. Man muss bei M. Belinski nicht eben Gedankenreichtum oder -Tiefe suchen; er übt keine Kritik, philosophirt nicht über das Leben: er lässt die Menschen denken und handeln. Er ist durch und durch Realist und obendrein Optimist. Seine Stärke liegt im Erzählen und sein knapper, prägnanter Stil erinnert etwas an Pissemski. Auch besitzt er Humor. Am besten gelingen ihm kleinere, skizzenartige Erzählungen.

St Petersburg.

Alexander von Reinholdt.

Der Pessimist und der Optimist. Eine altspanische Komödie.

Heraklit und Demokrit, die griechischen Philosophen, sind als karrikirte Vertreter zweier entgegengesetzter Gemütsrichtungen und Weltanschauungen volkstümlich geworden. Der erstere wurde als weinender Pessimist, der andere als lachender Optimist betrachtet, und sie verloren auch nach dem Untergang der griechischen Welt nicht ihren Ruf, sondern wurden als typische Gestalten der späteren Zeit erhalten.

Ein deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Friedr. Hermann Flayder, benutzte die beiden griechischen Philosophen zu einer allegorischen Komödie. In dem Lustspiel Flayder's: Moria rediviva*) (1627) hält Moria, die Narrheit, den Prolog und versichert sich der Weltherrschaft.

In der ersten Szene streiten Demokrit, der hellauf lacht, und Heraklit, welcher heult und weint. Ha ha! der eine, hu hu! der andere. Moria kommt dazu, heißt den Optimist und den Pessimist sich vertragen, da beide doch nur ihre Diener seien, und befiehlt ihnen, ihre Hofleute zu holen, um bei ihrer Wiederkehr in die Welt gleich einen stattlichen Hof zu bilden. Dies gibt Gelegenheit, noch verschiedene Stände zu verhöhnen und die Herrschaft der Narrheit an zahlreichen Beispielen darzutun.

In anderer Weise brachte Fernando de Zarate y Castronovo, ein Zeitgenosse Calderons, die beiden Philosophen auf die spanische Bühne, indem er sie in wechselnde Lebenslagen geraten lässt, wobei sie ihre verschiedenen Lebensansichten geltend machen können. Eine spanisch-romantische Liebes- und Hofgeschichte bildet mit den Abenteuern der griechischen Weltweisen den Inhalt der Komödie von Zarate, welche wol einige Beachtung verdient. Das Stück, betitelt: „Die griechischen Philosophen Heraklit und Demokrit“ ist etwa um das Jahr 1660 erschienen.

Erster Akt.

In eine einsame, waldige Gebirgsgegend Griechenlands haben sich Heraklit und Domokrit, die griechischen Philosophen, zurückgezogen und leben in zwei Felsenhöhlen, wo sie sich ungestört dem Studium der Weltweisheit widmen. Der Tag bricht an. Beide Philosophen begrüßen die aufgehende Sonne, jeder in seiner Weise.

Heraklit. Die Dämmerung begrüßt die Sonne und ich begrüße sie, wie Aurora, mit dem Tau der Tränen. Wie eitel ist das rastlose Tagwerk des wunderbaren Lichtes! Was nützt es, dass sie mich mit ihren Strahlen erquickt, da mich ihr Licht bald in die Nacht des Todes stürzt? Von der Wiege bis zum Grab täuscht nur das Licht. Weinet, meine Augen über den Trug dieser Leuchte der Jahrhunderte! Wie glänzt sie mir hell und schmeichelnd, wenn sie einen neuen Tag herbeiführt; aber naht der letzte für mich, bleibt sie strahlend am Himmel stehen und ich sterbe im Dunkel!

Demokrit. Königin des Lichtes, Seele der Welt! Mit heiterem Lächeln begrüße ich dich. Ich lächle gleich dir; denn wie du die Sonne der Natur bist, strahlt in mir die Sonne des Geistes. Mit der Fackel der Vernunft erleuchtet mein Gedanke den Erdkreis. Heraclit, beim Glanz der Philophie lächelt der Tag vor Freude!

Heraklit. Glaubst du, dass sein Schimmer ein Lächeln sei? Du täuschest dich sehr; denn immer hat mich Aurora mit Tränen begrüßt. Ein Weiser sagte beim Untergang der Sonne: „Mensch, weine! Denn die Sonne erinnert dich an dein hinfälliges Leben. Schnell wie der Abend dem Morgen, folgt der Tod der Geburt.“ Und so weine ich, weil ich geboren worden.

Demokrit. Und ich lache, weil ich zur Welt gekommen. Ist denn die Erbschaft der Philosophie die Trauer?

Heraklit. Wissenschaft und Tränen sind das Licht der Vernunft; das Lachen aber eine Art Tollheit.

Nachdem Demokrit das heitere Lachen gegen diesen Angriff verteidigt hat, frägt er den Heraklit: Sage mir: Erwachst du, um zu weinen?

Heraklit antwortet: Ja, weil ich sehe, dass der Mensch einer Wolke gleicht, die vorübereilt, oder einem Schiff, das durch das Meer zieht, oder einem Blittz, der sich verzehrt, Lachst du darüber?

Demokrit. Weißt du nicht, aus welchem Stoff der Mensch geschaffen ist? Höre! Im Anfang ergriff die schöpferische Kraft ohne Anfang ein wenig Staub, und mischte ihn mit Wasser; das Feuer kam und glühte; die Luft mäßigte die Flamme und hauchte der Materie Form und Leben ein. Die Seele tat ihre Pflicht; die Augen sahen den Himmel; die Ohren hörten; Tastsinn und Geruch regten sich und das Kunstwerk erhob sich und sprach: „Wenn ich zu leben beginne, wird mein Ende sein, was mein Anfang gewesen. Es ist notwendig, dass ich wieder werde, was ich gewesen.“ Nun komme ich auf mein Lachen zurück. Siehst du, mitleidiger Weiser, jene Wolke, die vorüberzieht? Sie ist Wasser. Siehst du den Rauch, der verfliegt? Er ist Dunst des Feuers. Siehst du das Schiff? Es ist aus irdischem Stoff gemacht. Siehst du den Blitz? Er ist eine flüchtige Flamme. Da der Mensch aus gleichen Elementen besteht, klage nicht, dass dies Gemisch von Feuer, Wasser, Luft und Erde wieder in seine Grundstoffe zurückkehrt. Wenn ein zerbrechliches Tongeschirr einem aus der Hand fällt und zerbricht, soll da weinen?

Während Demokrit seine Schöpfungstheorie auseinander setzt, erscheint ein lustiger Student Embudo mit einem Kartenspiel in der Hand.

Demokrit. Embudo, woher kommst du?

Embudo. Ich habe mich vor Tagesanbruch aufgemacht, um Philosophie zu studiren.

Demokrit. Was für ein Buch hat er da in der Hand?

Embudo. Ein ungebundenes.

*) Nach W. Menzel, Deutsche Dichtung. Band 2.

Demokrit. Wie viele Blätter hat er schon gelesen? Zeige her!

Embudo lässt das Kartenspiel auf die Erde fallen. Heraklit, erzürnt, frägt seinen Kollegen: Empört dich nicht diese Frechheit?

Demokrit. Was soll ich tun? Etwa weinen?

Heraklit. Man dürfte wol weinen, dass ein vernünftiger Mann, ein Gelehrter und Philosoph mit einem Dummkopf zu sprechen liebt. Ein Mann von Genie schämt sich nicht, mit diesem Geschöpf, das nur die Larve der Menschheit trägt, zu philosophiren! Wer mit Narren sich abgibt, der vergeudet sein Leben.

Demokrit. Lass mich dich belehren! — Embudo, hast du ein gut Gesicht?

Embudo. Ja; der Teufel hole, was ich alles sehe!

Demokrit. Siehst du die azurnen Fluren? Siehst du den Himmel? Siehst du den Fluss und das Wasser?

Embudo. Warum nicht? Wie in einem Spiegel.

Demokrit. Sieh nun die Sonne!

Embudo. Ich sehe sie — doch sie blendet mein Auge und macht mich blind.

Demokrit. Heraklit, dieser Tor ist ganz geblendet. — Du betrachte nun mit dem Auge der Seele die vier Elemente. Siehst du die natürlichen Ursachen? Erhebe dich nun zum Himmel, zu den Kreisen des Mondes und des Feuers! Siehst du die zweiten Ursachen? Ohne Zweifel. Nun versenke dich in das Licht des Quelles aller Dinge!

Heraklit. Die menschliche Vernunft wird durch diesen Glanz geblendet. Ich wage nicht in die Sonne zu schauen.

Demokrit. Du Weiser, bist geblendet wie der Tor. Also was weißt du, Nichtwissender?

Heraklit. Ich weiß, dass ich Nichts weiß.

Demokrit. Nicht einmal dies weißt du; denn das wäre ein Wissen. Der Weise weiß Nichts mit allen seinen Vernünftschlüssen, und gleicht darin dem Dummen. Ich lache über Beide.

Heraklit. Da du Genie besitzest, wozu gibst du dich mit einem Toren ab?

Demokrit. Die Torheit ist ein Gebiet, das ich noch nicht kenne, und das ich studiren will; denn leicht kann uns einmal eine Torheit mehr nützen, als alle Vernunft. Zudem, da auf einen Klugen hundert Dumme kommen, was sollen wir uns ärgern? Wir müssen mit Klugen und Dummen leben.

Heraklit. Du begehrst nichts weiter, als zu leben?

Demokrit. Nur dies Geschäft gaben mir die Götter hier unter der Sonne.

Heraklit. Deshalb weinte ich, als ich geboren wurde.

Demokrit. Dazumal hattest du noch keine Vernunft — und jetzt noch weniger. Wenn eine falsch gehende Uhr statt drei Uhr acht Uhr schlägt, lachst du nicht, mein Freund? Die Welt ist eine falsch gehende Uhr. Wenn sie Torheiten begeht, so muss ich lachen. Niemals wird die Uhr richtig gehen.

Nach diesem Morgengespräche ziehen sich die beiden Philosophen in ihre Höhlen zurück, um ihren Tagesstudien obzuliegen. Da tönt plötzlich Musik und Gesang in die Einsamkeit der Denker. Helena, die Kaiserin von Athen, kehrt mit zahlreichem Gefolg vom Tempel der Diana zurück, wo sie das Orakel über wichtige Staatsgeschäfte befragt hatte. Das Orakel hatte ihr geraten, in der schwierigen Angelegenheit den Rat der beiden Philosophen Heraclit und Demokrit einzuholen und ihrer weisen Meinung zu folgen. Dies der Grund, weshalb die Kaiserin und ihr Gefolg in der philosophischen Thebaïs erscheint. Sie lässt die beiden Philosophen rufen. Augenblicklich erscheinen diese vor ihrer Gebieterin und lassen ihre Bücher im Stich; denn nach ihrer Meinung ist der treue Gehorsam gegen das Haupt des Staates das beste Buch für den Edlen wie für das Volk.

Nachdem die Kaiserin ihrem Gefolge befohlen, sich zurückzuziehen, enthüllt sie den Philosophen die bedrängte Lage, in welcher sie sich befindet.

Ihr Vater, so erzählt sie ihnen, war der unbesiegte Kaiser und König Lusidoro, König von Griechenland und Fürst von Egypten gewesen. Nachdem er nach dem Ratschluss der Götter drei Reiche in Asien erobert hatte, sah er mit Schmerz, dass er keinen Sohn hatte, dem er die Kronen seiner Reiche übergeben konnte; er hatte nur die Tochter Helena, welcher nach Recht und Gesetz das Diadem zukam. Aus verwandtschaftlichem königlichem Blut entsprossen waren noch zwei Prinzen Lisipo und Andronio am Leben; aber der Kaiser erkannte, dass sie unwürdig der Herrschaft waren, und keiner mit seiner Tochter sich verheiraten könnte, ohne das Reich in Unruhen und Parteiungen zu stürzen. In einer Nacht führte nun der Kaiser seine Tochter in das öde und unbewohnte Gebirge Griechenlands. Sie langten bei einem Eingang in eine Felsenhöhle an. Ein Alcaide öffnete ihnen das Tor und geleitete sie in die Tiefe eines verborgenen Felsenpalastes. Dort trafen sie auf einen schönen, schlafenden Jüngling, dessen edle Gestalt sogleich das Herz der Kaisertochter gewann. Der Jüngling erwachte und war nicht weniger als Helena über die Begegnung erstaunt. Der Kaiser sprach nun zu der Tochter: „Dieser Jüngling ist dein Vetter Federico, der Sohn meines Bruders Astolfo, der das Reich Babylon verloren hat. Die Väter der Prinzen Andronio und Lisipo, die Feinde Astolfos wollten ihm den Tod geben, daher habe ich ihn seit seiner Kindheit in diesem festen, einsamen Schlosse erzogen. Wenn die Götter mich aus dem Leben abrufen, werde dieser dein Gemahl! Niemand am Hofe kennt Federico und du kannst ihn ohne Gefahr an den Hof rufen und ihm irgend eine Stellung in deiner Nähe geben. Verrate nicht, dass er von königlichem Blut stammt, bis das gütige Geschick dir günstig ist, und du die Schlösser und die Macht der Prinzen Lisipo und Andronio in deiner Hand hast! Damit dir die Beiden nicht die Herrschaft rauben, werde ich in meinem Testament anordnen, dass Einer der Prinzen sich mit dir vermählen soll, und zwar derjenige, welchen das Orakel der Diana dazu bestimmt. Ich weiß nämlich durch die sichere Wissenschaft Apollo's,

dass die Göttin keinen der Beiden zu deinem Gemahl ernennen wird, und so ist uns ein Mittel geboten, dass Federico das Reich erhalte. Kaum hatte Federico des Kaisers Worte vernommen, so warf er sich zu den Füßen Helenas und diese gab ihm das Versprechen, seine Gattin zu werden. Bald nach dieser Zusammenkunft starb der gute Kaiser. Seine Tochter bestieg den Tron und rief den Prinzen Federico als einen unbekannten Mann an den Hof, wo er zum Hauptmann der Kaisergarde ernannt wurde. Lisipo und Andronio verlangten unterdessen die Ausführung des Testaments und dass das Orakel bestimme, wer von ihnen beiden die Hand der Kaiserin und die Herrschaft erhalte. Helena gab ihrem Drängen nach und 'zog mit ihnen nach dem Tempel der Diana. Das Orakel sprach: „Helena, Herrin von Griechenland! Wer dein Gemahl sein soll, das werden Heraklit und Demokrit sagen, und ihrem Ausspruch fügt euch!“

Nach diesen Enthüllungen begehrt die Kaiserin von den Philosophen Rat und Hülfe. Sie fügt hinzu: ihr König sei Federico; doch sie dürfe dies nicht öffentlich verkünden; sonst würden sich die beiden Prätendenten vereinigen und ihr und dem Geliebten Verderben bereiten. Bevorzugte sie aber einen derselben, würde der andere Krieg anfangen. Kurz, überall drohe ihr Unheil und Gefahr.

Hierauf lässt die Königin den geheimen Geliebten Federico rufen und stellt ihn den beiden Philosophen vor. Man beratschlagt sich über die Mittel, die beiden Nebenbuhler unschädlich zu machen. Der Pessimist Heraklit sieht keinen Ausweg aus dem Wirrnis, da Lisipo und Andronio Festungen und Krieger besitzen; Demokrit dagegen vertraut auf den Mut und den politischen Scharfsinn, der alles möglich mache, und verlangt nur, dass die Königin und Federico das Geheimnis ihrer Liebe wahren.

Die Kaiserin ruft die Prätendenten und das Gefolge, und teilt ihnen mit, dass die Philosophen nach der Bestimmung des Orakels die Wahl treffen werden. Nun erklärt Demokrit: Mars soll den Siegespreis erteilen; dem Tapfersten gebühre der Kranz der Liebe. Griechenland habe zwei Feinde, die Perser und die Meder; Lisipo soll die Perser, Andronio die Meder bekämpfen. Wer sich am tapfersten und siegreich bewähre, dem solle Mars die Herrscherkrone und den Myrtenkranz erteilen. Lisipo und Andronio sind bereit, den Ausspruch der Weisen anzunehmen und ziehen sofort ins Feld gegen die Feinde des griechischen Kaiserreichs. So sind wenigstens für einige Zeit die unangenehmen Prätendenten entfernt. Die Königin befiehlt den Philosophen, ihr als Ratgeber zur Seite zu stehen und die Einsamkeit mit dem Hofe zu vertauschen. Ungern verlassen diese ihre Studien in den einsamen, ruhigen Felsenhöhlen und ziehen mit Helena nach Athen und an den geräuschvollen Hof, wo ihnen die Senatorenwürde zu Teil werden soll.

Zweiter Akt.

Heraklit und Demokrit, prächtig gekleidet, treten am Hofe zu Athen als Senatoren auf und die Wachen erweisen ihnen die gebührenden Ehren. Demokrit findet sich ganz gut in die neue Würde; Heraklit aber klagt, dass er bei seiner hohen Würde sich mit jedem Tag schlimmer befinde.

Demokrit entgegnet ihm: Alles ist Eitelkeit. Die größte Eitelkeit glänzt am meisten.

Heraklit: Wie beklage ich hier die Ungleichheit der Menschen!

Demokrit. Lass mich über diese Ungleichheit lachen. Da sie nicht gehoben werden kann, so ist es töricht, darüber zu jammern.

Heraklit. Sage mir, warum hast du mich hierher gebracht? Warum wurde ich Senator? Bin ich dazu geboren, den Herrn zu spielen? Bin ich nicht aus schwachem Ton gemacht? Sind wir Menschen nicht alle von gleichem erbärmlichen Stoff? Welche tyrannische Eitelkeit gibt uns verschiedene Namen? Was hilft's mir, dass ich als Senator hochgeehrt bin, da ich jedem gewöhnlichen Sterblichen gleiche?

Demokrit. Die Götter lassen auf der Bühne der Welt ein Schauspiel aufführen. Seltsam sind die Verwicklungen, geistreich die Reden, die Dekorationen wunderbar; Blitz und Lichteffekte fehlen nicht, die Schauspieler des Dramas sind die Menschen. Die Rollen sind verteilt. Einer spielt den König; ein anderer den Bauer; einer den Adeligen, ein anderer den Plebejer. Jeder spielt, was er muss und so geht das Spiel zu Ende. Nach jedem Schauspiel begeben sich die Schauspieler hinter die Bühne; dort verliert der König seine Krone und sein Reich, und ist wieder seinen Kollegen gleich. So geht es auch uns. Wenn wir beim Tode von der Bühne des Lebens abtreten, sind wir im Grabe alle gleich, ob wir einen Herrn oder einen Diener gespielt haben.

Heraklit findet die Vergleichung des Lebens mit einem Schauspiele gut; indessen meint er, jetzt sei es Zeit, an die schwierigen Staatsgeschäfte zu denken. Andronio ist in dem Kampfe gegen die Meder gefallen und somit ein Nebenbuhler beseitigt; dagegen kehrte Prinz Lisipo gesund und siegreich aus dem Kriege gegen Persien zurück. Heraklit meint, nach der Bestimmung des Orakels und dem Ausspruch Demokrits müsse nun Lisipo die Hand der Königin und das Kaiserreich erhalten, obwol er wisse, dass die Königin nur den Federico liebe. Bei dieser Lage der Dinge sei guter Rat teuer und alles werde unglücklich enden.

Demokrit verlässt sich optimistisch auf eine gute Wendung der Wirren und glaubt schon noch Mittel zu finden, das drohende Unheil abzuwenden. Dieselbe heitere Lebensansicht bewährt Demokrit auch bei minder wichtigen Vorfällen am Hofe.

Der Satrape von Egypten lässt die Senatoren durch einen Diener einladen, das Leichenbegängnis seines Vaters mit ihrer Gegenwart zu ehren. Der Diener bemerkt, dieses werde prunkvoll sein; zweitausend Menschen werden daran teilnehmen und die Kosten mehr als zweihundert Talente betragen.

Demokrit nimmt die Einladung an und entlässt freundlich dankend den Diener.

Heraklit ruft entrüstet: Dass solches die Götter dulden! Einen Leichnam begleiten zweitausend Men-



schen! Mehr als zweihundert Talente kosten die Feierlichkeiten, die man der Asche eines Sterblichen veranstaltet!

Demokrit entgegnet, dass die Teilnehmer an dem Begräbnis aus Eitelkeit dem Toten die Ehre erwiesen. Nicht diesen, sondern sich selbst ehrten sie. Lächerlich sei es, dass man für einen Toten zweihundert Talente ausgebe, mit denen man zweihundert Lebende glücklich machen könnte.

Auf die Todesnachricht folgt die Anzeige einer Geburt. Der Magistrat von Macedonien ladet die Senatoren zu einem Geburtsfest ein, denn ihm ist ein Erbe und Sohn geboren worden. Demokrit nimmt auch diese Einladung freundlich auf. Heraklit frägt ihn: Begrüßen die Griechen mit Lust und Jubel diejenigen, die geboren werden?

Demokrit. Hast du es nicht gehört?

Heraklit. Wehe! Man beglückwünscht die Schuldigen, die ihr Todesurteil mit auf die Welt bringen. Was muss ich vernehmen! Man betrauert den, der stirbt und aus der Verbannung heimgeht und für den, der kommt um zu sterben, hat man Glückwünsche und Feste! Ich frage dich, in welches Paradies kommt der, welcher geboren wird? Kommt er nicht in das furchtbare Gefängnis der Welt, um zu leiden? Erwarten ihn nicht alle Folterqualen des Willens?

Demokrit. Und du weinst darüber?

Heraklit. Was sollte ich anderes tun?

Demokrit. Setze dich über alles hinweg und lache über die törichte Welt! Die Wiege und das Grab unterscheiden sich dadurch, dass wir in der Wiege zu sterben beginnen und im Sarg aufgehört haben zu sterben. In jener beginnt unser Leiden, in diesem hat er geendet. Was tut nun die Welt, wenn einer stirbt und der Gefahr entrinnt? Sie weint. Und wenn er hier anlangt, um tausend Qualen zu leiden? So freut sie sich und veranstaltet Feste. Was ist der Grund dieses Irrtums? Der Trug des Lebens und die Torheit der Menschen. Gehst du an den Meeresstrom, so wirst du sehen, wie alle, wenn sich ein Freund einschifft, ihn umarmen und unter Tränen Abschied von ihm nehmen. Zur gleichen Zeit kommt einer an und fährt in den Hafen. Wenn er das Land betritt, umarmen sie ihn und freuen sich, weil er vielen Gefahren entronnen ist. Wie ganz anders handelt die Welt! Wir beweinen töricht denjenigen, der stirbt und in den Hafen der Ruhe und der Wahrheit anlangt. Wenn aber einer geboren wird und das furchtbare Meer des Lebens zu befahren beginnt, so freuen wir uns und beglückwünschen ihn. So handelt die Welt, denn sie ist voll Torheit. Glücklich, wer nicht geboren ist, die Tollheit der Welt zu heilen!

(Schluss folgt.)

Dresden.

Edmund Dorer.



Literarische Neuigkeiten.

Brockhaus' Konversations-Lexikon ist in der neuen, 13., Auflage bis zum 71. Heft fortgeschritten, welches den Buchstaben D zu Ende führt und schon den Anfang vom E enthält. Der Buchstabe D hat besondere Wichtigkeit für das Konversations-Lexikon, da ihm das Wort „Deutsch" mit seinen Zusammensetzungen angehört. Umfang und Vortrefflichkeit dieser deutschen Artikel entsprechen denn auch in der neuen Auflage der ihnen zukommenden Bedeutung, sie füllen 344 Spalten (10¾ Bogen) und geben ein bis auf die Gegenwart ergänztes, vollkommen abgerundetes Bild unseres Vaterlandes. Dem Hauptartikel „Deutschland und Deutsches Reich", dessen verschiedene Abteilungen durch Professor von Klöden, Freiherrn von Fircks, L. von Rönne in Berlin, Professor Lenz in Marburg, Professor W. Müller in Tübingen, Kontreadmiral a. D. Werner in Wiesbaden und Professor Winkelmann in Heidelberg bearbeitet sind, schließen sich die folgenden Artikel an: „Deutsches Volk" vom Direktor des berliner Statistischen Bureau Regierungsrat Boeckh; „Deutsches Recht" und „Deutsche Rechtsaltertümer" vom Bibliothekar des Reichsgerichts Professor Schulz; „Deutsch-Dänischer Krieg von 1848—50 und von 1864", „Deutscher Krieg von 1866", „Deutsch-Französischer Krieg 1870—71", „Deutsches Heerwesen", „Deutsche Bundesfestungen", „Deutsche Reiter"; „Deutsche Farben" und „Deutsche Ritter" vom Grafen von Oeynhausen in Berlin; „Deutsche Literatur" „Deutsche Sprache" und „Deutsche Mundarten" vom Geh. Hofrat Professor Bartsch in Heidelberg und Dr. R. Boxberger in Erfurt; „Deutsche Philosophie" von Professor Windelband in Freiburg; „Deutsche Mythologie" von Dr. E. Mogk in Leipzig; „Deutsche Kunst" von dem Vizedirektor der wiener Museen Dr. Ilg; „Deutsche Musik" von Friedrich Chrysander in Bergedorf; „Deutsches Theater" von Professor J. Kürschner in Stuttgart. Aus der ungeheuern Masse des Stoffs ist alles Wesentliche ausgeschieden und in übersichtlicher Gruppirung zur Darstellung gebracht; mit vollem Recht dürfen diese Artikel als eine Zierde des gediegenen Werks bezeichnet werden.

„Dictionnaire de pédagogie et d'instruction primaire, publié sous la direction de F. Buisson." 127. Heft. Paris, Hachette, 50 cent. Diese Lieferung des großartig angelegten „Pädagogischen Wörterbuchs" reicht erst bis zum Buchstaben *L*.

Von der im Verlage der deutschen Verlagsanstalt, vormals Ed. Hallberger, in Stuttgart veranstalteten Prachtausgabe von Goethes Werken sind jetzt die Lieferungen 19 bis 23 erschienen. Dieselben enthalten „Götz von Berlichingen", „Egmont" und den Anfang der „Iphigenie" und zeichnen sich wie die früher erschienenen Hefte des ersten Bandes durch anmutende und künstlerisch wertvolle Illustrationen aus. Das Heft kostet 50 Pfennig. Schon vor Weihnachten war die erste, 25 000 Exemplare starke Auflage abgesetzt; es erscheint jetzt eine zweite, bei der eine Subskription auf das auf 85 Lieferungen berechnete Werk eröffnet wird.

Kiepert: Schulwandatlas Lfg. 5/6: Italien, physikalisch und politisch. 5 M.

Kiepert: Neue Wandkarte von Palästina. 8 Bl. 5. Aufl. 8 M.

Kiepert: Volksschulwandkarte von Palästina. 4 Bl. 2. Aufl. 4 M.

Kiepert: Handkarte von Palästina. 4. Aufl. 60 Pf. — Sämtlich im Verlage von D. Reimer (Berlin). —

Diese Karten zeichnen sich alle durch eine feine, saubere und übersichtliche Zeichnung aus und geben infolge dessen ein überaus deutliches Bild.

Neueste Bändchen der Universalbibliothek (No. 1731/40). — Leipzig, Reclam.

1731. Dr. Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen, nebst zwei andern Reformationsschriften aus dem Jahre 1521. Bearbeitet von Karl Pannier.

1732. Iwan Turgenjeff: Erste Liebe; aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

1733. J. Stern: Lichtstrahlen aus dem Talmud.

1734/35. Jean Dufresne: Schachaufgaben. II. Teil.

1736. Reinhold Cronheim: Fähnrichsgeschichten, Humoresken.

1737. Otto Benzon: Surrogat, Lustspiel in einem Aufzug. Deutsch von Lange.

1738—1740. H. C. Andersen: Sein oder Nichtsein. Roman in 3 Teilen, frei aus dem Dänischen übersetzt von H. Denhardt.

Gesammelte Romane, Novellen und Dramen von A. E. Brachvogel. Mit Einleitung und Biographie von Max Ring. 10 Bände in 65 Lieferungen à 50 Pfennige. (Jena, Hermann Costenoble.) — Die Verlagshandlung hat sich ein Verdienst erworben durch die Herausgabe der gesammelten Werke Brachvogels, worunter sich dessen beste Dramen und vorzüglichste Romane und Novellen befinden. Brachvogels Dramen haben Tausende ergriffen und gerührt; seine Romane zeichnen sich durch eine spannende Handlung und sehr gewandte Sprache aus. — Der billige Preis der Gesamtausgabe wird gewiss manchen Verehrer Brachvogels bestimmen, alte Genüsse zu erneuern oder sich neue zu verschaffen.

Von George Allan, dem Verfasser der unter dem Titel „Fluch der Liebe“ gesammelten Novellen erscheint ein größerer Roman: „Ein Fürstenkind“, der in der rumänischen Gesellschaft spielt. — Leipzig, W. Friedrich. 4 M.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens (der „Kleine Meyer“). Dritte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. — Die bereits von uns erwähnte, völlig neu bearbeitete dritte Auflage von Meyers Hand-Lexikon ist mit der 40. Lieferung jetzt vollständig geworden und das Werk nunmehr wieder in den drei Ausgaben: in 40 Lieferungen à 30 Pf., in 2 broschirten Halbbänden à 6 M. und in 2 Halbfranzbänden à M. 7,50 zu haben. Es steht fest, dass dieses kleine Konversations-Lexikon — der „Kleine Meyer“, weil er auf jede Frage kurzen, aber prompten Bescheid gibt — eines der notwendigsten Bücher ist. Das unmöglich Erscheinende, das ganze Gebiet des allgemeinen Wissens in einen Band zu bannen, hier ists vollbracht. Als Nachschlage- und Auskunftsbuch gehört es in jedes Haus und jedes Bureau, nicht in die Bibliothek, sondern als tägliches Gebrauchsstück auf den Tisch, aufs Pult.

Der Fürst von Montenegro machte dem dalmatinischen Dichter Kovacevic aus Kattaro in einer Privataudienz die Mitteilung, dass er selber demnächst eine Tragödie unter dem Titel „Balkanska Carica“ (Die Czarin des Balkans) veröffentlichen werde. Auch besprach er eingehend die Verhältnisse der neuesten serbischen Lyrik. Er ermahnte in väterlichem Tone den jungen Poeten, mit Enthusiasmus dem Studium deutscher Dichtkunst und Literatur obzuliegen und aus den Meisterwerken deutscher Dichter Anregung zu Dichtungen in serbischer Sprache zu schöpfen.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Das soeben ausgegebene Juni-Heft bringt u. a.: Die drei ersten deutschen Geographentage. Von Prof. Dr. Sigmund Günther. — Die Adria. Von Professoren J. Luksch und J. Wolf. — Der Fortschritt der geographischen Forschungen und Reisen im Jahre 1882. IV. V. Von Dr. Jos. Chavanne. — Die Volkszählungen in Europa mit besonderer Rücksicht auf die Zählungs-Epoche 1878 bis 1881. Von Franz Ritter von Le Monnier. —

Im Juniheft des *Nineteenth Century* eine interessante Abhandlung von H. Schütz Wilson über Wallenstein.

In einer der letzten Nummern des *Budapesti Szemle* eine ungarische Uebersetzung von Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“.



Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

N. Bache: Nordens Historie. 27. Heft. — Kopenhagen, G. E. C. Geid. 1 Kr.

Charles Beard: The Reformation of the 16th century. — London, Williams & Norgate. $10\frac{1}{2}$ sh.

E. Belling: Die Metrik Schillers. — Breslau, Koebner. 8 M.

August Blanche: Aufzeichnungen eines Geistlichen, übersetzt von Eugenie Duncker. 2 Bände. II. Auflage. — Norden, Fischer Nachfolger.

August Blanche: Abenteuer eines Schauspielers; aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker. 2 Bände. II. Auflage. — Norden, Fischer Nachfolger. 5 M.

J. B. Bossuet: Oeuvres inédites, veröffentlicht von Auguste Louis Ménard. Teil II. — Paris, Firmin-Didot & Cie. 10 fr.

A. E. Brachvogel: Gesammelte Romane, Novellen und Dramen. Lfg. 49—65. (Schluss.) à Lieferung 0,50 M. — Jena, Costenoble.

Robert Byr: Andor, Roman. 3 Bde. — Jena, Costenoble. 13,50 M.

Jules Claretie: Der Herr Minister. Deutsch von A. Röhl. 2 Bände. — Dresden, Minden. 7 M.

Cordelia: Catene. 2. Auflage. — Milano, Fratelli Treves.

Eugène Cruyplants: Histoire de la participation des Belges aux campagnes des Indes orientales néerlandaises sous le Gouvernement des Pays-Bas 1815—1830. — Bruxelles, Spineux & Cie.

A. Delvau: Dictionnaire de la langue verte. — Nouvelle édition. — Paris, Marpon & Flammarion. 12 fr.

Eraclius. Deutsches Gedicht des XIII. Jahrhunderts. Herausgegeben von Harald Graef. — Straßburg, K. J. Trübner. 5 M.

F. W. Farrar: With the poets. — London, Suttaby. $7\frac{1}{2}$ sh.

A. Fokke: Rettungen des Alcibiades. 1. Teil: Die sizilische Expedition. — Emden, W. Haynel. 2 M.

Carl Groeber: Der Königssohn Marko im serbischen Volksgesang. — Wien, Alfred Hoelder.

Henry Gréville: Louis Breuil. Histoire d'un *Pantouflard*. — Paris, Plon. 3,50 fr.

G. von Haugwitz: Aus Friedrichs des Großen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht. — Berlin, v. Decker. 3 M.

Friedrich Ludwig Jahns Werke. Neu herausgegeben, mit einer Einleitung und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Carl Euler. 2 Bde. à ca. 7 Lieferungen à 60 Pf. — Hof, Grau & Komp.

J. C. Jeaffreson: The real Lord Byron. London, Hurst & Blackett. 30 sh.

Woldemar Kaden: Der Gotthard und sein Gebiet. — — Luzern, C. F. Prell. 1 M.

Max Kretzer: Berliner Novellen und Sittenbilder. Die Zweiseelenmenschen. — Polizeiberichte. — Der alte Andres. à Bd. 1 M. — Jena, H. Costenoble.

Karl Friedrich Ledderhose: Dr. Martin Luther nach seinem äußern und innern Leben dargestellt. III. Auflage mit dem Bilde Luthers in Lichtdruck. — Karlsruhe, Reiff. 2 M.

Dr. D. Lolli: L'amore dal lato fisiologico, filosofico e sociale. — Milano, Fratelli Dumolard.

Richard Mahrenholtz: Voltaire im Urteil der Zeitgenossen. — Oppeln, E. Franck. 3 M.

Costantino Metaxàs: Memorie storiche sulla Rivoluzione Ellenica. Tradotto dal greco da V. Grota. — Verona, Münster.

Ouida: Wanda. 3 Bde. Collection of british Authors 2145/47. — Leipzig, Tauchnitz. 4,80 M.

A. de Pontmartin: Souvenirs d'un vieux critique. — Paris, Levy. 3,50 fr.

Ramsler: Henry Wadsworth Longfellow. — Tübingen, Fues. 1,20 M.

H. Reynald: Histoire de l'Angleterre depuis la mort de la reine Anne jusqu'à nos jours. 2e édition. — Paris, G. Baillière. 3,50 fr.

F. W. Rogge: Adolph Friedrich Graf von Schack. Eine literarische Skizze. — Berlin, O. Janke.

G. Rovetta: Sott' Acqua. — Fratelli, Treves.

J. L. Runeberg: Die Sagen des Fähnrich Stahl. — Leipzig, Twietmeyer. 2 M.

B. von Scheven: Unsere Knaben und ihre Spiele. — Berlin, L. Oehmigke.

Herman Semmig: Französisches Frauenleben. Ein Mosaikgemälde. — Leipzig, A. Krüger. 3,80 M.

Robert Waldmüller: Don Adone: dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella“ in Neapel Gian Fraecesco Sabattini nacherzählt. 2 Bände. — Leipzig, Grunow. 9 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel,
Berlin W., Lützow-Ufer 11.

Briefe und Manuskripte sind zu richten an Dr. Eduard Engel in Berlin. — Büchersendungen u. dergl. an die Verlagshandlung des „Magazins“ in Leipzig.

ANZEIGEN.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. Papier von Berthold Siegismund in Berlin u. Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 30. Juni 1883. | Nr. 26.

Inhalt:

Kinder des Reichs.
Romancyklus von Wolfgang Kirchbach.

2 Bände. Leipzig 1883, Wilhelm Friedrich. 8 M.

Sie sind eigenartig, diese Reichs-Geschichten, doch weniger durch das, was in ihnen erzählt wird, als vielmehr durch die Art und Weise, wie sie vorgetragen werden. Durch Heyse, Spielhagen, Frenzel u. A. sind wir an eine lebendig sich entwickelnde Fabel, an eine sehr reservirte Haltung des Dichters dem Publikum gegenüber und an einen scharf ausgeschliffenen Stil gewöhnt, und hier bei diesen „Kindern des Reiches“ tritt uns der Autor mit der größten Lebhaftigkeit und Wärme entgegen, schüttelt uns die Hand und erzählt dann flott darauf los. Da er viel auf dem Herzen hat, so lässt er das harmonische Maß bald außer Acht, macht hier eine längere Abschweifung, dort einen allzu großen Zusatz, nimmt es dabei auch mit den Perioden nicht allzu genau, aber schließlich führt er doch seine Geschichte prompt zu Ende, und wir haben ihm gern zugehört.

Kirchbach trat vor etwa drei Jahren zum ersten Male als Schriftsteller auf und zwar mit dem historischen Roman „Salvator Rosa“ und einem Bande Märchen. In dem Romane hatte er sein Talent in spanische Stiefel eingeschnürt; die geschichtlichen Studien waren noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen; nur mühsam wand sich der Autor durch die Fülle der Begebenheiten. Aber hier und da wagte er denn doch einmal einen Seitensprung, und dann war er stets originell. In den Märchen unternahm er die ersten kurzen freien Flüge und machte dabei köstliche Kapriolen, so dass wir schon damals, als wir diese beiden Bücher besprachen, auf das neue Talent aufmerksam machten.

In den „Kindern des Reichs“ tritt er nun bereits viel sicherer und selbständiger auf, und außerdem sucht er durch einen allgemeinen Grundgedanken eine gewisse Harmonie in die sieben Erzählungen zu bringen. Was es mit diesen Grundgedanken für eine Bewandnis hat, erfahren wir im Vorwort. „Wie der Cyklus dieser kleinen Romane liegt,“ heißt es im Vorwort, „wünscht der Verfasser ihn nach Form und Kunst, nicht minder aber seinem geistigen Gehalte nach als eine bescheidene, aber ernste Frage an das deutsche Vaterland, an das ‚Reich‘ betrachtet zu wissen.“ Die Idee des Reiches soll in jeder Novelle (wir wissen nicht, warum der Verfasser diese Novellen kleine Romane nennt) zum Ausdruck kommen, aber in jeder soll sie in anderer Weise in die Erscheinung treten.

Eine Art hohes Lied auf das deutsche Reich, betitelt „Wetterstein“, führt uns in den Cyklus ein; der Verfasser schildert, wie er die höchste Felsenspitze des deutschen Reiches, die düstere Zugspitze des Wettersteingebirges, ersteigt und von dort herab — in einer

Art Vision — das ganze Deutschland überblickt. Ein hehres Gefühl der Freudigkeit überkommt ihn, er ist stolz, ein Sohn dieses großen, starken Volkes zu sein, und in diesem beglückenden Bewusstsein beschließt er, auch seinerseits Zeugnis von der Herrlichkeit des deutschen Reiches zu geben, und zwar durch einen Cyklus von Bildern aus dem Reiche.

Wie billig, führt er uns zunächst in die Reichshauptstadt („Reichshauptstadt" heißt auch der Titel der Novelle), dort macht er uns mit dem alten Oberpostsekretär Bredow bekannt und lässt uns mit diesem, der plötzlich den Einfall bekommen hat, „vor seinem Jahrhundert in das menschliche Leben zu flüchten", eine mehrtägige Wanderung durch Berlin machen. Die Hasenhaide, die Stadtbahn, der zoologische Garten etc. werden dabei außerordentlich frisch und lebendig geschildert, allein der politische Charakter der Stadt tritt nur wenig hervor, von den charakteristischen Tagesfragen wird bloß die Judenfrage berührt.

Von Berlin geht es nach Leipzig („Elysium in Leipzig"), wo die Kinder des Reichs, die wir kennen lernen, Sozialdemokraten sind. Die Atmosphäre ist ganz meisterhaft geschildert, ebenso sind die seltsamen Idealisten, die einen neuen Staat mit neuen Grundgesetzen einrichten wollen, lebenswahr gezeichnet. Das Grundthema leuchtet hier klarer durch die Novelle hindurch, doch erscheint das sozialdemokratische Treiben zu sehr losgetrennt von dem allgemeinen bürgerlichen Leben. Damals, zur Zeit des Hödelschen Attentates, bewegte es sich noch mitten im allgemeinen Strome. In der dritten Novelle „Das Reich in München", ist der Grundgedanke fast ganz verblasst, in der vierten („Aus dem Oesterreich ins Reich") und sechsten („Der Kindergarten an der Wartburg") ist er gar nicht mehr erkennbar; in der fünften, einer Art Märchen, „Allvater Wodans abenteuerliche Reise", das sich in der Reihe der in der Gegenwart spielenden Novellen etwas seltsam ausnimmt, will der Verfasser darlegen, dass die altgermanische religiöse Grundstimmung im deutschen Volke, trotz aller Anstrengungen, sie zu vertilgen, nie vollständig verschwunden ist und sich jetzt, angefacht durch nationales Leben und nationale Dichtungen, wieder lebhaft regt. Der Dichter hat diesen interessanten Hauptgedanken jedoch nicht klar genug herausgearbeitet, so dass ihm gewiss bei vielen Lesern der Haupteffekt verloren gehen wird.

Nach alle dem wäre also dem Dichter sein Werk misslungen, — aber nur, wenn man von dem bisher festgehaltenen Standpunkte aus urteilt. Sieht man von der Tendenz ab, die der Verfasser in jede Novelle hat hineinlegen wollen, so kann man nur freudige Anerkennung für diese poetischen Schöpfungen haben. Zunächst ist es die ungezwungene natürliche Art des Vortrags, die außerordentlich anmutet. Alles Geschraubte, alles unwahre Pathos liegt Kirchbach vollständig fern. Oft überrascht er durch eine Offenheit, die bei manchem anderen Schriftsteller verletzen würde, bei ihm nimmt man sie lächelnd hin, da sie der Ausfluss gerader Herzlichkeit ist. Einen weiteren Vorzug bildet der frische, erquickende Humor, bei dem drollige Ungenirtheit und liebenswürdige Naivetät Hand in Hand gehen. Oft erinnert er dabei an Jean Paul, für den er auch eine gewisse Vorliebe zu besitzen scheint. Eine ganz köstliche Laune entwickelt er in der Novelle „Das Reich in München", in der er auch die beiden Liebespaare meisterhaft zu charakterisiren versteht. Was ist das für eine prächtige Szene hoch oben im Haupte der Bavaria, wo der Maler Rheinwald der Dame seines Herzens gegenüber sitzt und absolut nicht weiß, was er sagen soll, bis er endlich, die Rose in ihrer Hand bemerkend, hervorbringt: „Welch reizendes Röschen, mein Fräulein! Und mitten im kalten Winter! Wo mag diese kleine Blume gewachsen sein!" und sie dann mit dem Schalk im Nacken antwortet: „Auf einem Dornenstrauch!" Welche Lustigkeit sprudelt bei dem Stell-dich-ein des Ettaler Burschen und der Italienerin, wo der Ettaler schließlich gesteht: „I glaab, du bist's scheenste Dirndl von unserem Dorf. I thät di schoa gern heiraten, wenn i nur wüsst, woas dei Vata hergeb'n thät."

Es offenbart sich also in diesen Novellen ein durchaus gesundes Talent, das sich auch noch kräftig weiter entwickeln wird, wenn es in seinem Wachstum nicht durch Einzwängen in künstlich erklügelte Tendenzen gehindert wird.

Elberfeld.

Ludwig Salomon.



Georges Ohnet: La comtesse Sarah.

Paris 1883, Ollendorf. 3,50 fr.

Georges Ohnet, der schnell berühmt gewordene Autor von *Serge Panine*, lässt seine Romane unter dem anspruchsvoll klingenden und dabei ein wenig trivialen Gesamttitel *Les batailles de la vie* erscheinen. Man braucht deshalb nicht vorauszusetzen, dass zwischen den einzelnen ein organischer Zusammenhang besteht. Wie in Balzac's *Comédie humaine*, den Büchern Thackeray's und A. Daudet's, beschränkt sich Ohnet darauf, einzelne schon von ihm früher geschaffene Typen wiederholt zu benutzen, z. B. treten der Duc de Bligny und Baron Préfont, welche Hauptrollen spielten in seinem *Maître de forges*, als Episodenfiguren in *La comtesse Sarah* nochmals auf; ein sehr natürliches und zu billigendes Verfahren, welches aber nichts gemein hat mit der Schöpfung umfangreicher Romancyklen, wie Alexander Dumas sie schrieb *Ange Pitou* bleibt für den Leser, welcher nicht *Joseph Balsamo* und *Le collier de la reine* kennt, ein bloßes Fragment, hingegen erfordert Ohnet's Buch keineswegs die Kenntnis seiner vorangegangenen Werke. Genau genommen verhält es sich mit Zola's Rougon-Macquart auch nicht viel anders. Die Erblichkeit der Temperamente ist ein ge-

schickter Kunstgriff, um eine im Grunde gar nicht vorhandene Verbindung zwischen den einzelnen Romanen zu fingiren. Der *Capitaine Burle*, welcher nicht zur Familie gehört, wäre gewiss durch seine physische und psychische Veranlagung vollkommen geeignet gewesen, seinen Ursprung aus dem Rougon-Macquart-Stamm zu schöpfen; dass Zola ihm diese verwandtschaftlichen Beziehungen zuzuerteilen unterließ, verschuldet es vielleicht einzig und allein, wenn diese Novelle nicht hundert Auflagen, gleich *Nana*, erzielt.

Der Verfasser der *Batailles de la vie*, Herr Ohnet, hat mit den Naturalisten wenig gemein. Seine Anschauungen scheinen nach keiner Richtung hin revolutionärer Natur zu sein; von Gewagtheiten im Inhalt oder raffinirter Originalität im Stil lassen seine Bücher nichts merken; ihre gesunde Moral und das vorsichtige Maßhalten bei der Schilderung anstößiger Situationen machen sie zur Damenlektüre wohlgeeignet, ähnlich wie die Schriften Octave Feuillet's. Unzweifelhaft ist Georges Ohnet sehr begabt, aber um ein Romancier ersten Ranges zu werden, müßte er mehr psychologische Vertiefung anstreben. Hierbei tritt ihm eine seiner glänzendsten Eigenschaften leider als Hemmnis entgegen, nämlich sein eminentes Bühnentalent. Alles spitzt sich auf äußerliche dramatische Effekte zu: die Verhältnisse, in welche er seine Personen versetzt, scheinen mitunter bloß erfunden, um einen Theatercoup vorzubereiten, auch haftet den Charakteren häufig etwas schablonenhaftes an.

Um das leidenschaftliche Temperament und die Exzentrizität der Heldin des vorliegenden Buchs zu motiviren, vielleicht auch bloß des romanesken Anstrichs halber, hüllt der Autor die Herkunft der schönen blonden Sarah in geheimnisvolles Dunkel: sie wurde als kleines Mädchen von einer reichen irischen Dame, Lady O'Donnor, einer Zigeunerbande abgekauft und an Kindesstatt angenommen. Nach dem Tode ihrer Adoptivmutter streift die junge schöne Erbin rastlos in der Welt umher, überall, wo sie vorübergehend verweilt, gefeiert und umworben. Aber ihr Herz bleibt kalt. Plötzlich des Umherstreifens müde, heiratet sie den Grafen von Canalheilles, welcher sehr begütert, ziemlich bejahrt und General ist: zufolge letzterer Eigenschaft steht ihm ein hübscher jugendlicher Adjutant zur Seite, der Sohn eines verstorbenen teuren Waffengefährten. Diesem jungen Manne, Pierre Séverac, war es vorbehalten, in Sarah die ihr bis dahin unbekannte Empfindung sinnlicher Leidenschaft zu erwecken; sie liebte ihn schon, ehe sie Gräfin Canalheilles wurde. Seine Zurückhaltung wird bald durch ihre glühende Begehrlichkeit überwunden. Nachdem sie ihn zum Ehebruch verführt hat, richtet sich das unablässige Bestreben Pierre's darauf, die Fessel wieder abzustreifen, während die Gräfin ihn festhalten will um jeden Preis. Verwickelter wird die Situation durch das Dazwischentreten der Nichte des Generals, welche den ihrer jungfräulichen Reinheit entsprechenden Namen Blanche de Cygne führt: Pierre verliebt sich in Blanche und sie erwidert seine Neigung, so dass die jungen Leute sofort ein Paar werden könnten, wenn Sarah nicht auch noch da wäre! Sehr neu ist dieser Konflikt nun gerade nicht, und da Ohnet seinen Stoff diesmal nicht so frisch und knapp wie z. B. in *Serge Panine* behandelt hat, so spürt man mitunter ein Erlahmen des Interesses. Das 16. Kapitel führt den Verfasser wieder auf sein eigentliches Terrain. Hier spielt sich ein Auftritt ab, der unverändert den vorletzten Akt eines Intriguenstücks beschließen könnte. Der Schauplatz ist das Gewächshaus von Canalheilles, Zeit: zwischen 11 Uhr und Mitternacht. Die Gräfin hat Séverac hinbestellt, das zufällig anwesende Fräulein de Cygne belauscht die Unterredung und erfährt so die verbrecherischen Beziehungen der beiden zu einander. Nach und nach dringen, von verschiedenen Beweggründen getrieben, sämtliche Hauptpersonen herein, Blanche rettet Sarah und Séverac mit ebensoviel Geistesgegenwart wie Edelmut vor dem auftauchenden Verdacht des Generals und wird dabei von einem Freunde Pierre's wirksam unterstützt, welcher wol ebenso belesen sein muss wie mit den Verhältnissen des gräflichen Hauses vertraut, da er auf den in der Romanliteratur und Dramatik nicht vereinzelt dastehenden Einfall gerät, Séverac's nächtliches Rendezvous mit der Tante durch dessen Liebe zur Nichte zu motiviren. Die Natürlichkeit des Verfahrens, die Frau vom Hause zur Geisterstunde um ihre Vermittlung in Heiratsangelegenheiten zu bitten, leuchtet dem General denn auch sofort ein, er ist beruhigt und verlobt den jungen Offizier mit Blanche, welche, um kein Unglück anzurichten, es sich gefallen lässt, Séverac dann aber unter vier Augen erklärt, dass sie alles wisse und zwar ihre Freiheit zum Opfer bringen, ihm indess nie angehören wolle.

Natürlich ist das Drama damit nicht zu Ende. Es folgen noch: die übliche Eifersuchtszene zwischen den Nebenbuhlerinnen; dann das bekannte Briefeskamotirkunststückchen: die paar Zeilen, in welchen Gräfin Sarah dem Gemahl ihre Schuld bekennt, welches kompromittirende Geständnis durch wachsame Freundschaft verhindert wird an seine Adresse zu gelangen. Endlich die Entsagungsszene Sarah's, die noch am Hochzeitstage eine gewaltsame Entführung des Bräutigams plant, aber wegen Mangels an Entgegenkommen seinerseits davon abstehen muss. Blanche hat ein zärtliches Herz und verzeiht ihrem Manne, der ja schließlich sich mehr gegen andere Personen als gegen sie verging. Als Sarah, etwa ein Jahr darauf, den unumstößlichen Beweis vom guten Einvernehmen des jungen Ehepaars erhält, macht sie ihrem Leben und gleichzeitig dem Roman ein Ende, indem sie sich in einem tiefen See, der seine Opfer nie herausgibt, ertränkt. Requiescat!

Der Roman hat einige Längen; manche der Beschreibungen, welche die dramatischen Auftritte von einander trennen, sind bloße Einschiebsel und werden einem durch die pittoreske Schilderungsmanier der Naturalisten verwöhnten literarischen Feinschmecker wenig Eindruck machen. Indes fehlt es auch hier keineswegs an vorzüglich gelungenen, stimmungsvollen

Stellen, wie z. B. die Bestattung des alten Marquis de Cygne. Die 82 Auflagen des *Serge Panine*, die 66, welche von *Le maître de forges* erschienen sind, erwecken selbstverständlich hochgespannte Erwartungen von Ohnet's schriftstellerischem Können und fordern die Kritik gleichsam heraus. Es könnte wohl sein, dass dieser Erfolg auf Rechnung einer Reaktion gegen die ultranaturalistische Richtung kommt; um ihn dauernd an sich zu fesseln, muss der talentvolle Romancier resolut die seichten verbrauchten Lustspielkunstgriffe über Bord werfen und für seine *Batailles de la vie* nur das feste Terrain der Natur und der Wahrheit wählen.

Berlin.

O. Heller.



Der Pessimist und der Optimist. Eine altspanische Komödie.

(Schluss.)

Während die beiden Philosophen über die Torheit der Menschen und den Trug des Lebens philosophiren, verschlimmert sich die Lage der Königin und dem Staat droht Verwirrung und Verderben. Lisipo will durchaus die Krone des Reiches und die Hand des Kaiserin sich aneignen. Diese klagt dem Federico die hoffnungslose und peinliche Lage, wobei sie von der Prinzessin Niquea, die ebenfalls in Federico verliebt ist, belauscht wird. Diese versucht den Geliebten der Kaiserin für sich zu gewinnen; zugleich aber will sie das Leben des Geliebten nicht in Gefahr bringen; und so vertraut sie dem Lisipo, dass ein geheimer Prinz am Hofe verweile, der die Hand der Kaiserin begehre und nach der Herrschaft über Athen trachte. Lisipo, wütend über die Ränke des geheimen Prinzen und über drohenden Verlust seiner Ansprüche, will sogleich mit Gewalt die Heirat erzwingen. Da er nicht ohne Grund die Philosophen für Mitschuldige seines Nebenbuhlers hält, lässt er sie vom Hofe vertreiben. Man entkleidet sie ihrer prachtvollen Gewänder; steckt sie in Bettlerkittel und jagt sie mit Schimpf und Schande vom Hofe weg.

Natürlich geben diese traurigen Ereignisse dem pessimistischen Heraklit Stoff genug, über Welt und Schicksal zu klagen; doch Demokrit verliert seinen frohen Mut nicht. Er hofft auf einen Umschwung der Dinge, und lachend bemerkt er, die Wissenschaft gewähre Hilfe gegen alles Unglück.

Heraklit jammert: Wie, du lachst? Gerechtigkeit verlange ich vom Himmel bei diesem Schlag des Schicksals, bei dieser schimpflichen Verbannung. Warum hast du mich an den Hof gelockt? Etwa um die politischen Zaubereien und die erträumte Macht der Großen zu sehen? Oder das Meer, wo die großen Fische die kleinen verschlingen? Alles hatte ich in der Einsamkeit vorausgesehen. Warum bin ich, Tor, dir gefolgt? Dass ich doch nie das Licht der Sonne erblickt hätte! Dass ich nie der Eitelkeit, die ins Verderben stürzt, gefolgt wäre! Was habe ich nun erfahren? Ich erfuhr, wie die Demütigen unterdrückt und die Weisen verbannt werden; die Bösen aber und Stolzen ohne Strafe ausgehen. Warum führtest du mich hierher?

Demokrit. Ich führte dich hierher, damit die deine Torheit einsähest. Ist es nicht Torheit, die Bestimmungen der Notwendigkeit zu beweinen? Gehen wir in die Verbannung und lasst uns betteln! Warum klagst du? Das der Reiche Geld hat und der Arme gedrückt ist, weil er keines hat?

Heraklit. Ja!

Demokrit. Mögen die Götter deinen Verstand erleuchten! Sage mir, weiß der Reiche nicht, dass ihm das Geld gegeben ist, um den Armen wol zu tun?

Heraklit. Er sollte es wissen. Weinst du nicht über die Armen?

Demokrit. Nein; denn ich bin der Meinung, dass der Arme der wahre Reiche ist, denn er erwirbt sich Verdienste; ohne welche der Reiche arm ist. Die Not macht den Armen meistenteils reich an Tugenden, die die wahren Schätze sind. —

Arm und zerlumpt wandern die beiden Ex-Senatoren in die Verbannung und entgehen kaum der Gefangenschaft, in welche sie die Soldaten Lisoros schleppen wollen.

Dritter Akt.

In der Nähe des Apollotempels auf Gnydos treten Heraklit und Demokrit in ärmlicher Kleidung als Pilger auf. Democrit spricht seinem Leidensgenossen Mut zu: „Geduld, o Heraklit! Man darf nicht verzweifeln, denn die Wissenschaft ist ein starker Leuchtturm, der mit dem Lichte der Vernunft uns die Wege zeigt, auf denen wir der Gewalt des Schicksals entgehen können. Wenn wir jetzt arm sind, so sind wir auch sicher vor Verfolgung; denn die Armut ist der stärkste Schutz."

Heraklit entgegnet ihm, missmutig, dass ihn noch mehr als die Not und das Elend, das sie dulden, die Heiterkeit des Demokrit ärgere. Dieser lache über alles und nenne das Wissenschaft; doch sei es Tollheit. Indessen müsse er bekennen, dass derselbe bei seinem Lachen sich vortrefflich befinde, während er selbst durch Trauern zu Grunde gehe.

Da einige Besucher des Tempels nahen, so wollen die beiden Bedürftigen sie zum Mitleid bewegen und bitten um ein Almosen. Eine Dame und ihr Liebhaber treten auf.

Liebhaber. Enthülle dein schönes Antlitz, damit ich die Sonne meines Lebens sehe.

Dame. Schmeicheleien — ei, ei!

Demokrit. Edler Herr, ich bitte euch —

Liebhaber. Schmeicheleien? Nein, es ist nur Wahrheit und Verehrung.

Demokrit. Gebt uns Armen eine Gabe!]

Liebhaber. Verzeiht!

Demokrit. Ich flehe euch beim Gott Apollo.

Liebhaber. Ich habe nichts bei mir. (Zur Dame:) Gehen wir in den Tempel.

Dame. Mein Liebster, dir gehöre ich ganz.

Demokrit. Gebt mir ein Almosen!

Liebhaber. Habt ihr mich noch nicht verstanden? Gott mag euch schützen! (Für sich:) Was für ein lästiger Geselle!

(Liebhaber und Dame ab.)

Demokrit. Hast du gehört, was sie sprachen?

Heraklit. Ich habe es gehört; doch klage ich nicht über die Verweigerung eines Almosens, sondern der Wahnsinn der lasterhaften Jugend empört mich. Sie gehen in den Tempel Apollos um zu liebeln.

Demokrit. Freund, die Jugend hat nicht Tugend. Ihr die Liebe verbieten zu wollen, wäre töricht. Jeder tue, was ihm zukömmt: Sie lieben, wir wollen betteln. Sieh! da kommt ein ernster und würdiger Mann! Ich glaube, er wird uns etwas geben.

(Ein Kavalier und sein Diener treten auf.)

Kavalier (zum Diener): Sage dem Philippo, dass er meinen Wagen auf die Rennbahn bringe!

Demokrit. Arme Fremdlinge bitten euch um eine Gabe.

Kavalier. Ich habe euch schon in der Stadt gesehen.

Demokrit. Nein, Herr; denn wir sind noch nie in Gnydos gewesen.

Kavalier. Woher kommt ihr?

Demokrit. Von Theben.

Kavalier. Wie heißt ihr?

Demokrit. Feliciano.

Kavalier. Habt ihr kein Handwerk gelernt?

Demokrit. Ich habe als Soldat gedient.

Kavalier. Wie traurig! Wie alt seid ihr?

Demokrit. Achtzig Jahre.

Kavalier. Achtzig?

Demokrit. Ich sage die Wahrheit.

Kavalier. Ihr könnt nicht mehr lange leben. Gott mit euch, mein guter Freund!

(Der Kavalier geht ab.)

Demokrit. Weißt du, was mich lachen macht? Die Eitelkeit des elenden Mannes, der mir sagte: „Ihr könnt nicht mehr lange leben“, als würde er nicht selbst in einer Stunde sterben können.

(Demokrit tritt hierauf vor eine Marmorstatue und spricht sie an.)

Demokrit. Lasset uns weiter betteln! Hier steht ein Mann in einer Nische. Ich will ihn anflehen. Herr, ich bitte euch inständig, dass ihr uns Armen beisteht.

Heraklit. Hast du den Verstand verloren? Siehst du nicht, dass das eine Statue ist? Wie kann dir ein Marmorstein Almosen geben?

Demokrit. Ich bin ganz vernünftig. Diese Statue von Stein lehrt mich, Geduld zu haben, wenn die Menschen mir Liebe und Hülfe verweigern. Uebrigens ist diese Statue mitleidiger, als Menschen: sie hört mich an und ich bilde mir ein, dass sie mir etwas geben will, da sie mich nicht fortschickt. Ein Mensch ohne Liebe ist hartherziger als ein Marmorbild.

Demokrit und Heraklit treten hierauf zurück, da Musik und Gesang ertönen.

Die Königin Helena, die Prinzessin Niquea, Federico und Lisipo treten auf. Lisipo will die Königin zwingen, ihm alsogleich zum Traualtar zu folgen und droht im Fall der Weigerung mit Gewalt. Da Federico ihm entgegentritt und mit seinen Soldaten sich zum Schutz der Königin anerbietet, will Lisipo ihn, den vermeintlichen Hauptmann der Leibwache, züchtigen. Die Königin beschwichtigt den zornigen Prinzen und dieser entfernt sich, um Anordnungen zur Vermählungsfeier zu treffen. Jetzt tritt Demokrit zu der Königin und Federico und gibt sich zu erkennen; zugleich teilt er ihnen die freudige Botschaft mit, dass er in der Verbannung an die Feinde des Lisipo, die Fürsten von Syrien, Medien und Egypten, und an den großen König von Babylon geschrieben habe, dass sie die Freiheit und die Rechte der Kaiserin wahren und schützen sollten. Die Mahnung ist nicht ohne Erfolg geblieben; in den letzten Tagen sind Truppen von Egypten und Babylon angelangt. Diese, sagt Demokrit, haben den geheimen Befehl erhalten, der Kaiserin gegen Lisipo beizustehen. Die Kaiserin und Federico sind natürlich über diese Nachricht hoch erfreut und begeben sich zu den Truppen. Als nun Lisipo später auftritt, um die Vermählung vorzunehmen, und der Kaiserin den Brautkranz überreicht, setzt diese ihn dem geliebten Federico aufs Haupt und erklärt dem erstaunten Lisipo, dass sie bereits ihre Hand Federico gegeben habe, und teilt ihm mit, dass dieser ein Prinz und ihr Vetter sei. Trotz seines begreiflichen Zornes ergibt sich Lisipo in die vollendeten Tatsachen, da ihm die Kaiserin das Törichte eines Widerstandes darlegt und die Truppen von Egypten und Babylon ihren Worten den gehörigen Nachdruck verleihen. Lisipo macht aus der Not eine Tugend und huldigt entsagend der Kaiserin und ihrem Gemahl, indem er als Ersatz die Hand der Prinzessin Niquea verlangt. Diese gibt sich ebenfalls mit dem, was ihr das Schicksal gewährt, zufrieden und nimmt den Antrag Lisipos an. Auch mit den beiden Philosophen versöhnt sich der Prinz und vergibt ihnen auf Ansuchen der Kaiserin, was sie gegen ihn getan. Das drohende Gewitter hat sich verzogen und der heitere Bogen der Iris leuchtet über den Glücklichen. Demokrit begrüßt das frohe Ende der Abenteuer mit Freuden, und auch Heraklit ist mit dem Ausgang der Wirren und Leiden zufrieden. Der Optimist kann mit Genugtuung den Pessimisten auf das Gute hinweisen, das er bei heiterer Ansicht der Dinge durch seine fröhliche Tatkraft herbeigeführt, während die Klagen des Pessimisten kein Uebel heben, sondern es nur vermehren können.

Der Schluss des Dramas mag als Wertschätzung der entgegengesetzten Weltansichten vom Standpunkte des praktischen Lebens betrachtet werden; in Beziehung auf die theoretische Beurteilung derselben lässt der Dichter uns die Freiheit, der Meinung des Heraklits oder

der des Demokrits den Vorzug zu geben, oder auch folgendem Ausspruch des deutschen Dichters Angelus Silesius beizustimmen:

„Fürwahr! wer diese Welt recht nimmt in Augenschein,
Muss halb Demokritus, halb Heraklitus sein.“

Dresden.

Edmund Dorer.



Norwegische Balladen.

Norwegische Balladen, übertragen und erläutert von Louis Passarge.

Leipzig 1883, B. Schlicke.

Seit Norwegen „ein freies Land“ geworden, ist es in jeder Hinsicht bestrebt seine Selbständigkeit darzutun. Dass die Literatur und Dichtung zuerst in den Kreis dieser Bestrebungen gezogen wurde, lag um so näher, als es dem heißen Patriotismus vor der Hand an Gelegenheit gebrach, der Welt durch hervorstechende politische oder zivilisatorische Taten Zeugnis von der errungenen „Unabhängigkeit“ zu geben und Norwegens Anteil an der mit Dänemark gemeinsamen, sogenannten Faellesliteratur stets — sowol quantitativ als auch qualitativ — sehr bedeutend war. Auf dem Gebiete der Literatur ist denn auch Norwegen seit seiner Abtrennung von Dänemark den beiden anderen skandinavischen Völkern weit vorausgeeilt, und die Norweger Ibsen und Björnson sind heute die größten Dichter nicht nur ihres Vaterlandes, sondern Skandinaviens überhaupt.

Während durch die genannten zwei Dichter Norwegens Leistungen in der Dramatik und Novellistik weltbekannt geworden sind, ist die norwegische Lyrik außerhalb Skandinaviens nur wenig gekannt. Und doch ist dieselbe, wenn auch nicht an die glänzenden Leistungen in jenen beiden Dichtungsarten hinanreichend, in mehr als einer Hinsicht interessanter als die gepriesene Lyrik so mancher anderen Völker. Wir belauschen darin die Gedanken und Gefühle eines wackeren Volkes, das nach Jahrhunderte langer Unterdrückung fast unerwartet seinen Freiheitstraum in Erfüllung gehen sah, und darob überschwenglicher Freuden voll, von dem Mute beseelt ist große Taten zu vollführen. Wir sehen „den alten Löwen Norwegens“ wieder erwachen und mit ihm freilich auch wieder den alten Stolz der Norweger, der einstens im Gefühle harter Tapferkeit auf Dänen und Schweden herunterblickte.

Die junge, national-norwegische Dichtung entbehrt denn, namentlich in ihrer ersten Zeit, nicht eines „etwas stürmischen und wenig maßhaltenden Ganges“; das neue, gewaltige Auflodern des Nationalgefühles erzeugte einen überreizten Patriotismus, der sich auch in der Dichtung geltend machte und an die Stelle warmer Empfindung hohle, bramarbasirende Tiraden setzte. Doch machte diese „patriotische Kraftlyrik“ allgemach einer besonneneren nationalen Dichtung Platz aus der uns die vielbewährte Biederkeit und Freiheitsliebe der Norweger in frischem Zuge entgegentritt. Gegenwärtig darf das norwegische Volk auf seine Lyrik kaum weniger stolz sein als auf seine Leistungen auf den übrigen Gebieten der Literatur.

Wer einen vollständigen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der norwegischen Lyrik seit der Lostrennung des Landes von Dänemark gewinnen und zugleich den frischen, kräftigen Volksgeist der Norweger kennen lernen will, dem empfehlen wir das prächtige Buch „Norsk Lyrik 1814—1879. I Udvalg ved K. A. Winter-Hjelm“, das 1879 in dritter, vermehrter und mit zwölf ausgezeichneten Stahlstich-Porträts hervorragender norwegischer Dichter geschmückter Auflage in der rühmlichst bekannten Verlagshandlung von Alb. Cammermeyer in Kristiania erschienen ist. K. A. Winter-Hjelm, der frühere Redakteur der Ny illustreret Tidende, der auch eine ungemein gegeschätzte skandinavische Anthologie: „Romancer, Ballader og Sange af norske, svenske, danske og finske Forfattere i Udvalg“ 1876 (im gleichen Verlage) herausgegeben, hat es verstanden mit feinem Geschmacke und richtigem Verständnisse die populärsten und charakteristischsten Dichtungen der bedeutenderen norwegischen Lyriker seit 1814 zu einem lieblichen Ganzen zu vereinigen, das nicht nur, als gelungene nationale Anthologie, einen hohen belletristischen, sondern auch einen besonderen literarisch-praktischen Wert besitzt. Außer rein lyrischen Gedichten enthält übrigens das Buch auch eine Anzahl prächtiger Balladen und Romanzen wie sonstiger kleinerer erzählender Gedichte, die uns in hohem Grade fesseln; ja bei dem Umstande, dass darin fast durchaus nationale geschichtliche und sagenhafte Stoffe behandelt werden, sind dieselben für uns balladenarme Deutsche noch viel interessanter und anmutender als der eigentlich lyrische Teil der Sammlung. Die norwegische Balladendichtung knüpft an die alten Eddalieder an und findet in der wild-romantischen, meist feindlich-zerstörend sich zeigenden Natur wie in dem reichen Sagenschatze des Landes fortwährend neue Anregung und dankbare Stoffe.

Längst war es denn auch unser Wunsch, dass ausgewählte Proben der norwegischen Lyrik und vor allem die schönsten balladen- und romanzenartigen Dichtungen durch gute Uebersetzungen auch dem deutschen Publikum bekannt gemacht werden möchten. Bisher haben aber nur die lyrischen Gedichte Björnson's — der ja auch auf diesem Gebiete das Vorzüglichste leistet — einen Uebersetzer gefunden („Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson u. s. w., deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig 1881); die übrigen trefflichen Lyriker Norwegens wie H. Ibsen, Jörgen J. Moe, J. C. Cammermeyer-Welhaven, H. Wergeland, A. Jensen, Th. Kjerulf u. a. sind entweder gar nicht oder nur gelegentlich durch vereinzelte, zerstreute Proben bei uns bekannt geworden. Um so freudiger begrüssen wir daher das Erscheinen eines Werkchens, welches unseren Wünschen — wenigstens teilweise —

entspricht. Wir meinen das zierliche Büchlein „Norwegische Balladen übersetzt und erläutert von Louis Passarge (Leipzig 1883, Bernhard Schlicke). Dasselbe enthält Gedichte von B. Björnson, H. Ö. Blom, H. Ibsen, J. Moe, E. Storm, J. S. Welhaven, H. Wergeland und A. Öhlenschläger. Der letztere Dichter ist bekanntlich ein Däne und gehörte daher nicht in diese Gesellschaft; der Uebersetzer entschuldigt die Aufnahme desselben damit, dass die mitgeteilte Ballade dieses Dichters „Hakon Jarl" einen norwegischen Stoff behandelt.

Es wäre erwünschter gewesen, dafür einen weiteren norwegischen Dichter einzuführen oder von den in die Sammlung aufgenommenen Repräsentanten zahlreichere Proben zu geben. Der Titel „Norwegische Balladen" ist auch nicht ganz zutreffend, da sich unter diesen Gedichten gar manche befinden, die man nur uneigentlich und im weiteren Sinne als Balladen bezeichnen darf, ja die geradezu nichts anderes sind als einfache poetische Erzählungen. Wir wollen darüber mit dem Uebersetzer nicht rechten, der sich in einer Vorbemerkung zu dem Büchlein durch den Hinweis auf Schiller, der die Gedichte „Ritter Toggenburg" und „Graf von Habsburg" als Balladen bezeichnete, gegen eine derartige Einwendung im Vorhinein zu verteidigen sucht. So sind denn weder Ibsen's schöne dramatische Erzählung „Terje Wigen", und das reizende Stimmungsbild „Akershaus" noch Björnson's erzählendes Gedicht der „Wiking" und Wergeland's poetisches Kulturbild „Ein altnorwegischer Herrensitz" Balladen; gleichwohl hätten wir diese Stücke ungern in dem Büchlein vermisst, obschon andererseits noch gar manche hübsche „eigentliche" Ballade aufzutreiben gewesen wäre. Befremdend ist es aber, dass auch rein lyrische Gedichte, wie z. B. „An meinen Goldlack", „An den Frühling" (beide von H. Wergeland) in die ohnehin nur 21 Stücke zählende Sammlung aufgenommen sind. Man sieht, es bleibt da von den im Titel versprochenen „Balladen" in Wirklichkeit nur wenig übrig.

Was die Uebersetzungen als solche betrifft, so sind die meisten Stücke recht gelungen. Bei einer Vergleichung mit den Originalen findet man freilich, dass dieselben sehr frei gehalten sind; bisweilen ist man im Zweifel, ob der Uebersetzer das Original missverstanden oder (aus Reimverlegenheit) den Sinn absichtlich verdreht hat. Auch will es uns nicht gefallen, wie der Uebersetzer norwegische Wörter, weil sie ihm zu einem Reim verhelfen oder ins Metrum passen, einfach beibehält, und die Bedeutung derselben in einer Anmerkung erklärt. Wir finden da Reime wie: Haugen (Grabhügel): Augen, Grund: Opferlund (Opferhain), Strom: Flom (Fluth, Ueberschwemmung) u. s. w. An gewagten und halsbrecherischen Reimen ist überhaupt in diesen Uebersetzungen kein Mangel; man vgl. See: Höh, kühn: ziehn, Pelz, Fels, tauig: schau ich, Neu'm: Feim u. dgl. Auch sonst wird der deutschen Sprache zuweilen Gewalt angetan.

Wir verkennen jedoch auch nicht die Schwierigkeiten, welche die Uebertragung solcher Dichtungen darbietet. — Das Büchlein kann auch so, wie es ist, aufs Wärmste jedermann empfohlen werden, der sich für die frische norwegische Dichtung und besonders für die Balladendichtung interessirt. Wir können es uns denn auch nicht versagen, zwei der hübschesten Gedichte aus demselben hier mitzuteilen. Das erste hat den durch seine (in Gemeinschaft mit Asbjörnsen gesammelten) norwegischen Volksmärchen auch außerhalb Skandinaviens bekannten Bischof Jörgen Moe zum Verfasser und zeigt, wie gut dieser auch als Lyriker hochgeschätzte Dichter den Volkston zu treffen versteht; das zweite stammt von Hans Örn Blom.

Fannitullen (Teufelstanz).

In jenen alten Tagen,
Da beim starken Hallingbier
Des Talmanns scharfes Messer
Lossaß in der Slir' (Messerscheide);
Da die Frau'n zu den Festen nahmen
Das Leichenhemd mit,
Den Mann drin einzuhüllen,
Würd' er des Lebens quitt, —

War einst eine blut'ge Hochzeit
Nach guter alter Weis',
Spiel und Tanz verstummet,
Die Männer im dichten Kreis'.
In ihrer Mitte standen
Mit blanken Messern zwei,
Die Gürtel zusammen gebunden,
Doch Brust und Arme frei.

Und starr und unbeweglich,
— Bildsäulen von Stein —
Standen vier der Männer
Und leuchteten den Zwei'n.
Sie hoben die Kienfackeln
Unter das ruf'ige Dach,
Die Rauchwolken füllten
Das enge Balkengemach.

Zwei Weiber drängten heulend
Vergebens sich heran:
Durch solche feste Mauern
Gibt's keine Bahn.
Die Männer stießen zornig
Die weinenden Frauen fort;
Doch der Spielmann suchte ruhig
Einen andern Ort.

Geh' Bier in dem Keller zapfen,
Gesell, ob du auch knurrst!
Der Sieger, — so überlegt er —
Hat gemeinlich Durst,
Solch wilden Kämpfern strömet
Gewöhnlich Blut aus der Brust;
So muss denn das Bier ergänzen
Den schlimmen Verlust.

Doch unten in dem Keller,
Im bläulichen Licht,
Saß auf der Tonne reitend
Ein seltsamer Wicht.
Der hielt verkehrt die Geige,
Dicht an die Brust gedrückt,
Und strich die zitternden Saiten,
Wie einer, der verrückt.

Das Spiel war so seltsam,
Das klang so wild und frisch,
Wie Hiebe mit einem Beile,
Wie Faustschlag auf den Tisch!
Das jubelte und schluchzte
In der dunklen Hall',
Zuletzt die Klänge verstummten; —
Und oben ein dröhnender Fall.

Staunend lauschte der Spielmann
Und staunte immer noch;

Ihm war's, als ob es eisig
Den Rücken hinab ihm kroch.
Dann fragt' er leis den andern:
Wo lerntest du das Spiel? —
Der sprach: Behalt' nur die Klänge!
Das andre ist gleichviel!

Als drauf der Mann sich bückte,
Zu zapfen, nach der Kuf,
Sah er, wie jener den Takt schlug
Mit seinem Pferdehuf.
Er vergass von der Tonne zu zapfen,
Er sprang in vollem Lauf
Die Treppe nach oben, — da hob man
Just den Gefallnen auf.

Fannitullen heißt man
Den seltsamen Tanz,
Wird er gespielt, so rasen
Die Männer, Feuer ganz.
Und klingen die höllischen Töne
Beim starken Hallingbier,
Da lockert das scharfe Messer
Sich jetzt noch in der Slir'!

Der Bärenjäger.

Auf der Lauer im Wald ich einmal stand,
Die Büchse gefasst, den Hahn gespannt.

Und da ich nun lauscht' und spitzte das Ohr,
Da trat aus dem Dickicht der Bär hervor.

Ich brannt' ihm gern eins auf den Pelz; —
Das Gewehr versagt', er stand wie'n Fels.

Ich lud es ja selbst, wie geschah denn das?
Nun freilich so geht's, wenn das Pulver nass.

Frisch Pulver drauf — zum neuen Schuss!
Das machte dem Bären wol Verdruss.

Er wies die Zähne und ging auf Zeh'n,
Als wollt' er mir in die Pfanne sehn.

Zuletzt wurd' er nasweis, doch ich nicht faul,
Schlug mit dem Kolben ihm über's Maul.

Wir gaben uns manchen kräft'gen Schmatz,
Ich mit dem Kolben, er mit der Tatz!

Und wie nun der Scherz am besten im Gang,
Mein Kolben ab von der Büchse sprang.

Und eh' ich noch mein Messer brauch',
Drückt er mich an seinen Zottelbauch.

Die Umarmung war nicht eben fein,
Wir stöhnten und tanzten 'nen Ringelreihn.

Und da nun der Tanz ging rasch und flink,
Wir walzten zu einem steilen Brink.*)

Nun Bamse**) — dacht' ich — bin ich dich quitt!
Ja — dachte Bamse — nun musst du mit!

So fuhren wir über Stock und Stein,
Dass es prasselt' und knackt' in Arm und Bein.

Bald oben, bald unten, bald Tag, bald Nacht.
Ein andrer hätte gewiss gelacht.

Ich konnte nicht lachen, ich muss es gestehn,
Viel eher verging mir Hören und Sehn.

Kaum fühlt ich Leben in meiner Not,
Ich wusste nicht, lebt ich, wär ich tot.

Ich erwachte zuletzt an des Bären Brust,
Da merkt' ich, dass er sich ducken musst'.

Vergebens ich ihn zum Tanze bot,
Der gute Bamse war mausetot.

Da stand ich denn auf und sah mich um,
Doch beklatschte uns kein Publikum.

Nach Haus hab ich manchen Bären gebracht,
Doch vergesse ich niemals diese Jagd.

Und dass ich nicht von der Erinnerung frei,
Dafür sorgt dauernd zweierlei:

Auf meinem Körper manch narbige Stell,
Und in meiner Hütte sein braunes Fell.

Wien.

J. C. Poestion.

*) Brink, ein steiler Abhang.
**) Bamse, Beiname des Bären.



Neues von den amerikanischen Humoristen.

Eine empfehlenswerter englischer Roman ist heutzutage eigentlich ein amerikanischer Roman, d. h. wenn man nicht zufällig ein Faible für Ouida oder Braddon besitzt! Uebrigens finden auch Liebhaber einer sensationellen und romantischen Lektüre bei den Amerikanern ihre Rechnung; Bret Harte hat alles das, wie man es nur wünschen kann und obendrein die — Wahrheit. Es sind wieder ein paar äußerst spannende Erzählungen, welche unter dem Titel: „*Flip and other stories*" den Band 2087 der Tauchnitz-Edition füllen. Der Hauptreiz derselben besteht, wie durchweg bei Bret Harte, in dem wunderbar pittoresken Kolorit, in dem er Land und Leute erscheinen lässt. Er hat eine unleugbare Verwandtschaft mit Dickens, eine gleich energische Vor- und Darstellungskraft und dieselbe Neigung, den Menschen aufzusuchen auch in den Geringen und Schuldigen, nur dass ein Land wie Kalifornien noch ganz andre Exemplare dieser Gattung beherbergt, als selbst eine Weltstadt wie London. Gleich der Eingang von „*Flip*" ist ein Meisterwerk der Schilderungskunst, man sieht und hört nicht nur, man riecht, schmeckt und fühlt; auch man ist mitten drin in diesem heißen, von starken Balsamdüften durchwürzten „Tal der Spezereien", oder wie der schwammigte Postillon es ausdrucksvoll benennt: dem Tal von „*Gin and Ginger*". Charakteristisch wie der Schauplatz sind auch die Personen, die das Drama darauf abspielen; der Held ein Spieler, ein Geächteter, ein „Desperado" auf der Flucht wegen Mordes, der sich vor unseren Augen, mit Zuhilfenahme von etwas Quellwasser, in einen blauäugigen blonden Faun verwandelt, rundlich, rosig, mit kindlicher Heiterkeit, und der ein so zartes anmutiges Liebesverständnis mit einem fünfzehnjährigen Mädchen eingeht, als ob er seit Kindestagen ein unschuldiger Bewohner des grünen Waldes gewesen; die Heldin aus der Familie der reizenden Bret Harte'schen Frauenfiguren: keck, furchtlos, lustig schlau, aber nur zur Erreichung guter Zwecke, treu und selbständig, halb Kind, halb Frau. Dazu der Vater,

der „Diamantenmacher", der selbstsüchtige, halbschwachköpfige, demaber doch die rührenden Schlussworte gehören, und der verliebte Postmeister, der allerdings nicht spezifisch kalifornisch ist.

„*A gentleman of la Porte*" ist eigentlich mehr ein anziehendes Charakterbild als eine Novelle. Warum sollte nicht auch unter Goldgräbern ein Gentleman sich finden? Dieser würde es freilich auch in der allerbesten Gesellschaft heißen müssen, und Bret Harte hat eine bewundernswerte Gabe, den Einfluss eines guten Elements auf eine große verwilderte Gesellschaft zu schildern, ohne dabei in unwahre Rührseligkeit zu verfallen. Er ist überhaupt das Muster eines poetischen Realisten. Was für Gelegenheiten könnte er haben, die Abgründe des Lebens in ihrer hässlichsten Hässlichkeit zn schildern; aber die Augen sind ihm nun einmal nach oben gewachsen.

Die dritte Novelle „*Found at Blazing-star*," ist eine Art Schatzfindergeschichte mit krimininalistischem Hintergrund. Auch hier erfreut die Zeichnung der Figuren, obgleich die Fabel das meiste Interesse für sich in Anspruch nimmt. Wie im Märchen ist der Schatzgräber und -Finder grade derjenige, der am wenigsten dazu geschickt scheint, ein „Hans der Träumer".

Eine kurze Skizze, ein Besuch bei Longfellow, bildet die vierte und letzte Nummer; mit Liebe geschrieben, aber nicht eben bedeutend; die äußere Erscheinung des greisen Dichters und seines Hauses bilden den Hauptinhalt.

In Amerika gilt noch der Mann nnd sein Tun nicht der Name und der Glaube, — in diesem Sinne sind alle Bret Harte'schen Novellen geschrieben, und darin ist er also echter Amerikaner, abgesehen davon, dass sie auch durchaus an den amerikanischen Boden geknüpft sind. Mark Twain dagegen ist selbst einer von denjenigen, die er schildert, — durchweg tritt er uns mit derselben köstlichen Unverfrorenheit entgegen, mit der auch seine Helden ihre unglaublichen und doch so begeisternd lustigen Geschichten erzählen. Der Witz dieser Schnurren liegt eigentlich darin, dass sie nicht für den Eingeweihten, sondern für „die Unschuld" bestimmt sind, wie sein Steuermann in dem neuerschienenen „Leben auf dem Mississippi (Tauchnitz) auch nur dem Passagier von der „Alligator-Ausbaggerung" erzählt, nicht aber einem von der Gilde. Wir machen ihm und uns das Vergnügen, uns ganz so dumm zu stellen, wie er nur immer will, und sollten wir auch einmal, wenn er es gar zu bunt macht, in Versnchung geraten, ihm an den Kopf zn springen, so geschähe es doch nur in derselben Gemütsstimmung, in der er nach seinem „Tomahawk" greift, weil der Kerl, der Rob Styles, sein ehemaliger Mitlehrling in der Steuermannskunst, gar so reizend unverschämt zu fabuliren weiß! Wer ihn aufmerksam liest, sieht freilich bald, dass hinter all der Harmlosigkeit manchmal eine recht ernste Absicht steckt, dass sehr beherzigenswerte Dinge so nebenbei gesagt werden, etwa aufdringlich, sondern in Form einer Privatmeinung, eines guten Rates; dass der Schalk Mark Twain ein merkwürdig selbständiger Zuschauer und Denker und ein merkwürdig ehrlicher Sprecher ist; überkommene Autoritäten und Institutionen als solche haben eben nichts, gar nichts Imponirendes für ihn, — solche Freiheit gibt seinen Schriften einen bleibenden Wert zu aller momentanen Erheiterung hinzu, die sie verursachen.

Die zwei neuen Bücher, die von ihm vorliegen: „der Gestohlene weiße Elefant" und „Leben auf dem Mississippi" zeigen diese Verbindung von grottesk phantastischem Humor und sehr bewusstem Ernst in nicht ganz gleicher Mischung. Echt Mark Twainsch ist das erstere, eine Sammlung von Geschichtchen, Anekdoten, Reiseerinnerungen und Festreden. Die erste Nummer, die den Titel hergibt, ist ein ganz tolles Ding: Der König von Siam schickt der Königin von England einen weißen Elefanten zum Geschenk, er wird in Jersey City gestohlen und die New-Yorker Detectives sind aufgeboten, ihn zu suchen. Die erste Unterredung mit ihrem Oberhaupt, Inspektor Blunt, gibt eine nette Probe von der ungeheuren Schlauheit und Heimlichkeit des ganzen Verfahrens. Nachdem der kurze aber wolklingende Name des Elefanten Hassan Ben Ali Ben Selim Abdallah Mohamed Moisé Alhammal Jamsetjejeebhoy Dhuleep Sultan Ebu Bhudpoor!, Geburtsort, häusliche Verhältnisse (z. B. ob einziges Kind) notirt und eine recht eingehende Personalbeschreibung verfasst worden (z. B. Länge mit Schwanz und Rüssel, Länge ohne Schwanz und Rüssel, Länge des Rüssels an sich, Länge des Schwanzes an sich u. s. w.), werden 50 000 Kopien dieses Dokuments samt 50 000 Photographien des Vermissten in aller Verschwiegenheit verbreitet. Es folgt die Festsetzung der Prämie, vorläufig auf 25 000 Dollars; dann die Essensfrage, weil, sagt der Inspektor, Verbrecher nicht selten durch irgend welche Lieblingsgerichte sich verraten haben! Lieblingsgerichte hat der Elefant nicht, er verzehrt einen Menschen mit demselben Appetit wie eine Bibel, und alles was dazwischen liegt. Das ist nun dem Inspektor zn allgemein; wie viele Menschen würde er zu einer Mahlzeit haben müssen, wenn sie frisch wären? und wie viele Bibeln? Aber diese Frage ist schwieriger zu erledigen als die andere, es gibt Bibeln in allen Größen! wie viele illustrirte Familienbibeln, wie viele Doré-Bibeln würde er z. B. gebrauchen, um satt zu werden? — In diesem Stil geht die Unterhaltung noch einige Seiten fort; das Resultat derselben wird abermals in 50 000 Copien verbreitet, die Detectives werden nach allen Windrichtungen versandt, und nun beginnt es Telegramme zu regnen; die Teilnahme von ganz New-York ist erregt, denn das ganze „geheimnisvolle" Entdeckungswerk wird natürlich mit den kleinsten Details in allen Zeitungen abgehandelt. Der Elefant wird gleichzeitig im Staat New-York, in Michigan, am Pacific und in Connecticut gesehn und mit dem hingebendsten Eifer verfolgt, denn der Finderlohn ist inzwischen auf 100 000 Dollar erhöht worden. Er wird auch richtig verdient; wie, das verraten wir nicht, um nicht zu viel vorweg zu

nehmen; — das ganze gibt sich als eine ungeheure Persifflage auf die Geheimpolizei.

Auch „die große Revolution in Pitcairn" ist etwas stachelig; der Bericht von der kurzen kaiserlichen Herrlichkeit von Butterworth I. auf der Insel Pitcairn (Einwohnerzahl 16 Männer, 19 Frauen, 25 Knaben, 30 Mädchen!) ist voll von Seitenblicken auf die Segnungen der „Einheit" in andern großen Staaten; das darf man dem Republikaner Mark Twain nicht übelnehmen.

Dagegen waltet in „Mrs Mc. Williams und der Blitz" der drastische Humor der „Fliegenden Blätter", dessen einziger Zweck das Lachen ist, — die Plastik der Darstellung macht die Illustrationen entbehrlich. Förmlich ansteckend wirkt die Uebertreibung in „*Punch, brothers, punch*". Der Erzähler stößt eines Tages auf folgendes Reimgeklingel:

Conductor, when you receive a fare,
Punch in the presence of the passenjare!
A blue trip slip for an eight-cent fare,
A buff trip slip for a six-cent fare,
A pink trip slip for a three-cent fare,
Punch in the presence of the passenjare!

Chorus:

Punch, brothers, punch with care!
Punch in the presence of the passenjare.

und ist nahe daran den Verstand zu verlieren im vergeblichen Bemühen, es wieder aus dem Ohre loszuwerden, bis er ein andres Opfer findet, das es von ihm „bekommt". Ich will nicht hoffen, dass ich durch die Kolportage des unheilvollen Singsangs irgendwo ein ähnliches Elend anrichte, — vor dem Auswendig lernen wird dringend gewarnt!

„Eine merkwürdige Erfahrung" ist eine spannende Spionengeschichte, natürlich mit Twain'scher Entwickelung. — „Ein Begegnis mit einem Interviewer" ist wieder Satire; der junge Mann ist zwar etwas erstaunt zu hören, dass der Schriftsteller erst 19 Jahre sei, aber schon 1836 zu schreiben angefangen habe, indes, das ist seine, des Schriftstellers, Sache, — es wird alles getreulich notirt. Unter den Reiseerinnerungen sind allerliebste Schilderungen, z. B. der Bermuda-Inseln, die so glücklich sind, noch keine Telegraphenverbindung mit der Welt zu besitzen. Selbst nachdem sich einst der Fluch bis hierher erstreckt haben sollte, meint der Verfasser, wird auf den weiter abliegenden Inselchen noch immer ein ruhiger Ferienanfenthalt möglich sein denn der Telegraphenjunge würde doch per Boot kommen müssen, und da könnte man ihn ja leicht töten, ehe er landete! — Man sieht, Mark Twain ist ein Mann von Entschlossenheit, es gibt für ihn keine Hindernisse; — ist eine neue Erfindung aufgetaucht, so erweitert und verbessert er sie in der zwanglosesten Weise, ohne den geringsten Vorwurf der Wissenschaftlichkeit auf sich zu laden. So wird in der köstlichen Schlussnovelle das Telephon zum Liebeskonduktor zwischen Alonzo Fitz Clarence, wohnhaft in Eastport im Staate Maine, und Rosannah Ethelton in San Franzisko. Die Geschichte ist gleichzeitig hochmodern und hochromantisch, Held und Heldin bestehen die ergreifendsten Abenteuer, die härtesten Liebesproben, bis sie endlich vereinigt werden, — aber alles durch das Telephon. Getrennte Liebesleute könnten ordentlich neidisch werden auf Mark Twain's unvergleichlich bereitwilliges Instrument.

Ein Buch ganz andrer Art ist das zweibändige „Leben auf dem Mississippi"; besonders der erste Teil. Es gibt Leute, die über Mark Twain's aus Rand und Band gehenden Humor nicht lachen können, aber dieses Werk ist dazu angetan, allseitiges Interesse zu erregen. Man denke sich, eine Geschichte des Riesenstromes, dessen Becken das zweitgrößte der Erde ist, erzählt von einem scharfsichtigen, redemächtigen und frei urteilenden Schriftsteller, der auf diesem selben Mississippi jahrelang als Steuermann eines Dampfers gefahren, — gewiss eine seltne Erscheinung in der Literatur! Es handelt sich hier nicht etwa um ein wissenschaftliches Reisewerk; zur Abfassung eines solchen wäre Mark Twain der letzte; er kann ja nicht zwei Zeilen in trocknem Ton schreiben, — es ist vielmehr eine Art Biographie der Jugendjahre des Verfassers, die er auf dem großen Strom zubrachte, und dann nach 21 Jahren Abwesenheit eine vergleichende Wanderung durch die Städte und Oerter seiner Jungend. Der erste Teil bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges ist am einheitlichsten; in der folgenden Hälfte geht es dem Erzähler ein wenig oft wie dem Steuermann Brown, über den er sich beklagt. Wenn der anfing eine drollige Anekdote von einem Hunde zu erzählen, so verleitete ihn sein übertreues Gedächtnis, vorerst des Hundes Familie und die seines Herrn zu beschreiben, samt den Familienfesten, die damals stattfanden, — von dem einen oder andern Feste kam er auf den ungewöhnlich harten Winter zu reden in dem und dem Jahre, es folgten die Namen und die Geschichte der zu dieser Zeit erfrorenen Personen, und so ins Unendliche, bis kein Mensch mehr an den Hund dachte, von dem er hatte sprechen wollen. Größere gleichmässige Kompositionen sind überhaupt nicht Mark Twain's Sache. Außer „Der Prinz und der Bettler" und „Tom Sawyer" sind seine Bücher eine Art Sammelsurium von allerlei Erfahrungen, Beobachtungen und Gedanken, und selten so über einen Gegenstand wie in dem „Leben des Mississippi".

Das prächtige Buch beginnt mit der Entdeckung des Flusses durch de Soto 1542, eine der ältesten Jahreszahlen in der Geschichte Nordamerikas. Und wie sich der schnelllebige Amerikaner wundert, dass es so langsam ging, bis der nächste Weiße den Mississippi sah! Die zweite Auffindung und die Besitznahme für Frankreich durch La Salle 1673, die Mark Twain nach dem Bericht Parkman's äußerst fesselnd wiedergibt, veranlasst ihn zu einer Menge tiefsinnig-boshafter Ausfälle, z. B. so: „Die Reisenden besuchten die Natchez-Indianer, nahe bei der Stelle, wo jetzt die Stadt desselben Namens liegt. Sie fanden dort einen religiösen und politischen Despotismus, eine privilegirte Klasse, Abkömmlinge der Sonne, einen Tempel und ein heiliges Feuer. Es muss ihnen gewesen sein, als ob sie wieder

nach Hause kämen; es war tatsächlich die Heimat nur mit einem Vorzug, Ludwig XIV. war nicht da." Ein andres mal nennt er ihn gemütlicher Kürze wegen „*Louis the Putrid*".

Allmählich fängt die Wasserwüste an, Frachtschiffe zu tragen und Flöße mit ihrer charakteristischen Bemannung: „roh, unwissend, tapfer fürchterliche Beschwerden mit seemännischem Stoizismus ertragend, starke Trinker, derbe Possenreißer, mächtige Raufbolde, sorglose Gesellen samt und sonders; elephantenhaft lustig, mit losem Maul, ruchlos, — verschwenderisch mit ihrem Gelde, bankerott am Ende jeder Fahrt, mit einer Vorliebe für barbarischen Putz, — ungeheure Prahlhänse und doch im Grunde ehrlich, zuverlässig, getreu ihrem Versprechen und ihrer Pflicht, und oft von pittoresker Großmut."

Und dann, nach diesen halbvorsünflutlichen Hinterwäldlern mit ihren Fahrzeugen, — das Dampfboot, und endlich die Lehrzeit des Verfassers auf einem solchen. Sie umfasst 17 Kapitel und bildet an sich eines der unterhaltsamsten und belehrendsten Büchlein, das sich vorzüglich für eine Jugendschrift eignen würde. Es ist nicht leicht, ein guter Steuermann auf dem Mississippi zu werden, es ist sogar erstaunlich schwer, denn der große Strom ändert in dem weichen Alluvialboden, den er durchfließt, unaufhörlich seine Gestalt und die seiner Ufer, — aber die Freude, die der Verfasser trotz aller Mühsal an der Steuermannskunst gefunden, teilt sich auch dem Leser mit. Für Knaben muss es eine hinreißende Lektüre sein, — und ich wollte, ich hätte sie auch gehabt in meinen kindlichen Jahren, statt des moralischen Franz Hoffmann der grade solche fixe Jungen immer von Alligatoren totbeißen oder in den Dampfkessel fallen ließ! Mark Twain ist, — zum Glück für uns — nicht Steuermann geblieben: „der Krieg kam, der Handel ward unterbrochen, meine Beschäftigung hörte auf. Ich musste einen andern Lebensunterhalt suchen. So ward ich ein Silbergräber in Nevada, dann ein Zeitungsreporter; dann ein Goldgräber in Californien; dann ein Reporter in San Franzisko; dann ein Spezialkorrespondent auf den Sandwich-Inseln; dann ein Wanderkorrespondent in Europa und dem Osten; dann ein Fackelträger der Weisheit auf der Rednertribüne; und endlich ward ich ein Bücherschmierer und eine unbewegliche Größe unter den andern Felsen von Neu-England." Mit diesen Worten führt er uns über einundzwanzig bunte, ohne Zweifel recht abenteuerreiche Jahre hinweg, um das Bild des Mississippi durch eine Fahrt die ganzen 2000 Meilen entlang, von New-Orleans bis St. Paul, dem ersten schiffbaren Punkt, zu vervollständigen. Allerlei Städtebilder mit den sich daran knüpfenden Erinnerungen tauchen nacheinander auf. Dazwischen hinein fallen Geschichten und Schwänke der verschiedensten Art, — auch „indianische" Sagen voll barocker Phantasie sind eingestreut; über ihre Herstammung ist allerdings bei Mark Twain schwer zu entscheiden.

Neben dem Inhalt verdient der Stil die größte Aufmerksamkeit. Er ist, zumal im Ernst, merkwürdig präzis, klar und plastisch, originell wie der Inhalt, aber viel künstlerischer; in seiner Schärfe und Kürze ein Vorbild auch für den deutschen Schriftsteller.

Hamburg.

Ilse Frapan.



Literarische Neuigkeiten.

Wilhelm Busch — Gott erhalte ihn uns lange! — sorgt wieder für einige Heiterkeit in diesem ernsten Jammertal; „Balduin Bählamme, der verhinderte Dichter" (mit 108 Bildern) heißt das Ding und zum Totlachen ists und 2 Mark kostet es. — München, Bessermann.

Bekanntlich sehen die Philologie und die Kulturgeschichte alles, was sie nicht definiren können, für „celtisch" an. Da tut Herr K. v. Becker jedenfalls ein gutes Werk mit seinem „Versuch einer Lösung der Celtenfrage", von dem soeben die „erste Hälfte" erscheint. — Karlsruhe, J. Bielefeld. 2,70 M.

L. A. Frankl gibt einige wertvolle Beiträge „Zur Biographie Franz Grillparzers" heraus. — Wien, Hartleben. 1,50 M.

Von dem reizenden Spottbüchlein „Leipzig und die Leipziger" erscheint eine wolverdiente zweite Auflage. — Leipzig, Licht & Meyer. 1 M.

Gerade keine Neuigkeit, aber hübscher als eine solche! Vor einiger Zeit brachte ein Witzblatt folgende Anzeige: Gesucht wird gegen gute Belohnung ein bisher von den Verlegern unentdecktes Land behufs dessen Illustrirung.

Eine neue Erzählung von Ludwig Anzengruber: „Die Kameradin". — Dresden, H. Minden. 3,50 M.
In demselben Verlag drei „Russische Geschichten", zwei von Gogol und eine von Tolstoi.

Von dem allmählich zu einer literarischen Landplage gewordenen unermüdlichen „Gregor Samarow" alias Oskar Meding erscheint endlich der Schlussband seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte": „Im Exil". — Leipzig, Brockhaus. 6 M.

E. Schwiedland gibt unter dem Titel: „Die Graphologie" ein Schriftchen über die vermeintliche Kunst, aus der Handschrift den Charakter und alles mögliche andere zu erraten, heraus. Ein Schwindel, aber einer, der selbst gutgläubig ist und immer wieder Gutgläubige findet. Wenn man aus etwas nicht den Charakter erraten kann, so ist es die Handschrift; aber es hört sich so plausibel an. — Berlin, Schorer. 1,50 M.

Von E. Veckenstedt's wichtiger Sammlung: „Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer), welche in Lieferungen erscheint, wurden die 5. und 6. Lieferung ausgegeben. — Heidelberg, C. Winter. à 1 M.

Eine schon seit längerer Zeit angekündigte „Geschichte Londons" ist endlich fertig geworden, die „History of London,", in 2 Bänden von W. J. Loftie. — London, Stanford. 32 sh.

Ein neuer Beitrag zur Shakespeare-Literatur; *Cruces Shakesperianae* von B. G. Kinnear. — London, Bell & Sons. 7½ sh.

Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Dritte neu bearbeitete Auflage. Inhalt der siebenten Lieferung: Makedonier und Alexadriner. — Nationalität und früheste Zustände der Makedonier. — Philipp und Alexander. — Allgemeine Kulturfolgen der makedonischen Eroberungen. — Aufblühen der Wissenschaft. —

Griechenland und die Selukiden. — Aegypten unter den Ptolemäern. — Das alexandrinische Museum. — Das alte Etrurien. — Die Italiker. — Die Etrusker und ihre Gesittung. — Handelsberührungen der Etrusker mit den nördlichen Barbaren. — Rom und seine Kultur. — Rom unter Königen. — Entwicklung der staatlichen Verhältnisse. — Das römische Volkstum. — Der Kampf um die Volksrechte. — Die römischen Kriege und ihre Folgen. — Großgriechenland und der griechische Einfluss in Rom. — Augsburg, Lamgart & Komp.

Lucien Perey et Gaston Maugras: Dernières années de Madame d'Épinai. Son salon et ses amis. Nach Briefen und bis jetzt nicht veröffentlichten Dokumenten. 2. Auflage. — Paris, Calmann Lévy.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

George Allan: Ein Fürstenkind. Roman. — Leipzig, W. Friedrich. 4 M.

Victor Blüthgen: Ein Friedensstörer. Erzählung. — Berlin, Paetel.

G. A. Cesareo: Don Juan. Gli Amori. — Catania, Giannotto.

Demokratisch. Eine amerikanische Novelle. — Frankfurt a/M., C. Koenitzer. 1,50 M.

Moritz Eisler: Vorlesungen über die jüdischen Philosophen des Mittelalters. III. Abteilung. — Wien, Wallishauser.

Friedrich Friedrich: Studentenfahrten. — Leipzig, Friedrich. 1 M.

F. J. Fromman: Hermann Freiherr von Rotenhan, ein Lebensbild. — Jena, Fromman.

B. Glogau: Neue Novellen: Zweite Folge. — Leipzig, Schlicke. 5 M.

Gustav von Haugwitz: Aus Friedrichs des Großen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht. — Berlin, Decker.

Hermann Heiberg: Ausgetobt. 2. Auflage. — Leipzig, Friedrich. 6 M.

Hans Hoffmann: Der Hexenprediger und andere Novellen. — Berlin, Paetel.

John Cordy Jeaffreson: The real Lord Byron. 3 Bände. — Leipzig, Tauchnitz. 4,80 M.

Raoul Lafayette: Mélodies paiennes. 9. Auflage. — Paris, Baillière & Messager. 2 fr.

E. Meinke: Was nennen wir schön? Die Prinzipien der Aesthetik. — Posen, Heine.

E. Navarro della Miraglia: Donnine. — Catania, Giannotto.

Jos. Cal. Poestion: Das Tyrfingschwert, eine altnordische Waffensage. — Hagen, Risel & Komp. 3 M.

J. G. Prat: Tealdo. Journal et histoire d'un prêtre de campagne. 2. Auflage. — Paris, Ballière & Messager. 3 fr.

Robert Proelss: Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. 2 Bände. — Leipzig, Schlicke. 22,50 M.

Robert Roessler: Mein erster Patient. Erzählung. — Berlin, Janke. 1 M.

K. M. Sauer: Geschichte der italienischen Literatur. — Leipzig, Friedrich. 9 M.

Shakespeare. His life art, and characters. 2 Bände. — Boston, Ginn, Heath & Cie.

Bernhard Stavenow: Aus allen Kreisen. Humoresken. 4. Auflage. — Norden, Fischer. 2 M.

Francesco Stendardo: Per via. — Catania, Giannotto.

Carus Sterne: Sommerblumen. Lieferung 1 u. 2. Mit Abbildungen in Farbendruck, nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul und mit vielen Holzstichen. — Leipzig, Freytag. à Lieferung 1 M.

Eugène Talbot: Histoire de la littérature romaine. — Paris, Lemerre. 2,50 fr.

Timon von Athen. Ein Festspiel mit Gesang in fünf Aufzügen. — Halle, Hendel. 2 M.

Victor Umlauf von Frankwell: Namenlos. Ein Liederkreis. — Wien, Braumüller.

Richard Wagner ist todt. — Was nun? Eine ernste „Frage", von „Semper Cunctator". — Berlin, Parrisius. 0,50 M.

Hermann Weiß: Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräts im Mittelalter vom 4. bis 14. Jahrhundert. — 2. Auflage. — Stuttgart, Ebner & Seubert. 16 M.

A. v. Winterfeld: Der heilige Ehestand. Humoristischer Roman. 3 Bände. — Jena, Costenoble. 12 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Leipzig.

Das Magazin

für die

Literatur des In- und Auslandes.

Zweiundfünfzigster Jahrgang.

Begründet von Joseph Lehmann, 1832.

Herausgeber: Eduard Engel.

Hundertundvierter Band.

Juli bis Dezember 1883



Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. Hofbuchhandlung.

Inhalt.

Poesie.

Aus fremden Zungen.

Deutschland.

Deutschland und das Ausland.

Frankreich.

England.

Italien.

Russland.

Dänemark.

Skandinavien.

Griechenland.

Niederlande.

Spanien.

Böhmen.

Südslavische Literaturen.

Orient.

Rumänien.

Halbasien.

Ungarn.

Nordamerika.

Sprechsaal des Magazins.

Kritische Rundschau.

Literarische Neuigkeiten.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

Allgemeiner deutscher Schriftstellerverband.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 7. Juli 1883. | Nr. 27.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Richard Voss.

Mit besonderer Freude übernahm ich den Auftrag, das literarische Porträt Voss' für die zeitgemässe Gallerie im „Magazin" zu skizziren; habe ich doch an dieser Stelle wiederholt ausgesprochen, wie sympathisch mich das vornehme Streben dieses unseres Zeitgenossen berührt, und wie gern ich an die Wirksamkeit einer ehrlichen Kritik diesem ehrlichen Talente gegenüber glaube. Aber je weiter ich in dem Studium sämtlicher Werke kam, die Voss bisher veröffentlicht hat, desto schwerer erschien mir die richtige Durchführung der übernommenen Aufgabe, und, ich gestehe es, nur zögernd gehe ich jetzt endlich an die Arbeit, die mir ganz besonders schwierig und verantwortlich erscheint.

Warum das? Weil ich unseres Dichters bisherige Tätigkeit, so umfangreich sie auch ist, nicht als genügend abgeschlossen betrachten kann, um danach sein literarisches Porträt zu entwerfen; weil ich, gerade im Gegenteil, die Hoffnung aussprechen muss, dass alles bisher Veröffentlichte dereinst nur als testimonium capacitatis aufgefasst werden wird, dass es nur dazu gedient hat, das gute Erz des Voss'schen Talentes von seinen naturnotwendigen Schlacken zu befreien.

Aehnliches musste ich auch früher schon aussprechen, als ich im „Magazin" die „Patrizierin" und dann „Luigia Sanfelice" und „Pater Modestus" besprach; jetzt aber, nachdem ich das Werden des Dichters in seinen sämtlichen Werken verfolgen konnte, jetzt ward es mir erst klar, dass die früher gerügten Schwächen, die ich für akzidentelle hielt, leicht organische und dann unheilbare Fehler sein könnten. Und das hat mich tief traurig gemacht. Gewiss, der leidenschaftlichen Muse des Dramatikers muss das Herz stärker klopfen; wäre sie ein irdisch Weib, so könnte der Arzt auch leicht ergründen, ob dies Herzklopfen nur der normalen leidenschaftlichen Erregung zuzuschreiben ist, oder ob es als das Symptom einer unheilbaren Erkrankung des Gesamtapparates aufgefasst werden muss; so aber müssen wir uns darauf beschränken, das Weitere abzuwarten und der Hoffnung zu leben, dass die Selbstheilung gelingen, die Schwäche verschwinden wird. Und ich hoffe es nicht nur, sondern glaube es auch; ohne diesen Glauben würde ich überhaupt nicht gesprochen haben; aber gerade dieser Glaube macht das Aussprechen, das allein nützen kann, zur Pflicht.

Der Lebensgang unseres Dichters ist mir nur in soweit bekannt, als er aus seinen Werken zu ersehen ist; aber diese sprechen deutlich genug. Es muss ein erschütterndes Ereignis, nicht frei von eigener Schuld und deshalb echt menschlich-tragisch, in das feine Gewebe dieser Dichterseele eingegriffen haben, — entscheidend für das ganze Leben. Aber wie entscheidend? Das weiß ich nicht, und das kann heute der Dichter selbst noch nicht wissen; nur die Zukunft kann es lehren. Ein solches Ereignis kann alles vernichten, alle seelischen Blüten ertöten, das ganze Empfinden des Menschen auf sein eigenes winziges Ich herabdrücken, den Dichter für immer im egoistischen Pessimisten ersticken; und es kann das schlummernde Talent zur höchsten Reife entwickeln, die Seele weihen zum Opferdienste der Menschheit, den eigenen Schmerz verwandeln in jenes weltumfassende Mitgefühl, das sich

erlösend durchringt zu den herrlichsten Dichtertaten. Persönliches Unglück weiht den Dichter; aber nur dann, wenn es nicht subjektiv in ihm bleibt, sondern ihn zur herzinnigen Erkenntnis des allgemeinen menschlichen Leidens führt, wenn es ihn fähig macht, von „der Menschheit ganzem Jammer“ angefasst zu werden.

Und Anläufe hierzu finden sich auch bei Voss. In der Gesamtheit seines Schaffens spricht sich unverkennbar, neben der spezifisch dichterischen Begabung, jene ethische Grundrichtung aus, ohne welche ich mir keinen wahren Dichter denken kann: die echte, nachhaltige Begeisterungsfähigkeit, die allein auch andere begeistern kann. Ich möchte nicht dahin missverstanden werden, als ob ich mit jener ethischen Grundrichtung die bekannte Philistermoral meinte. Durchaus nicht. Aber ebenso entschieden wende ich mich gegen die immer mehr um sich greifende Anschauung, dass die Form allein den Dichter mache, dass dieser auch ohne ethischen Fond bestehen könne, — wie etwa Sardou, dessen Namen ich allein nenne, um keine näher liegende Empfindlichkeit zu verletzen. Er ist der Typus des geistvollen Machers, den die unausfüllbare Kluft der Seelenlosigkeit auf ewig vom wahren Dichter trennt. Diesen bewahrt ein instinktiver Abscheu gegen alles Gemeine, eine unbewusste Hinneigung zu allem Edeln, vor jenen Fehlgriffen, welche allen nur „gemachten“ Werken anhaften und ihnen die Existenzfähigkeit über den Tag hinaus rauben. Die species aeterni kann einzig und allein auf dem Boden der wahren menschlichen Ethik wurzeln, jener Ethik, welche, himmelweit erhaben über die engherzigen Vorurteile des Individuums und des Tages, die ganze Menschheit und alle Zeiten umfasst, und den echten Menschen wie den echten Dichter macht.

Zu den Bekennern dieser Ethik gehört auch Voss. Aus seinen ersten Schriften, die in bezug auf Form fast alles zu wünschen übrig lassen, sprüht ein gesunder Hass gegen das Schlechte und Gemeine in jedem Kleide, leuchtet ein ehrliches Mitgefühl für alles Schwache und Unterdrückte. Der Glanz des Krieges kann ihn, obgleich er sich seine nationale Begeisterung auf dem Schlachtfelde selbst geholt hat, nicht blind machen gegen das Elend des Krieges; und das Wolleben der reicheren Stände, in dem er selbst aufgewachsen ist, öffnet ihm das Herz für die Leiden der Armen und Elenden. Das dichterische Empfinden ist Voss eigen, wie wenigen unter unseren jüngeren Zeitgenossen.

Aus diesem Empfinden sind seine ersten Schriften entstanden: „Visionen eines deutschen Patrioten“ und „Helena“ (Verlags-Magazin, Zürich, 1874). Die „Visionen“ behandeln die Nachtseiten des Krieges; zuweilen mit großer Kraft der Schilderung, mit hinreißendem Feuer, das tief aus der Seele des Dichters hervorbricht, der aber sein Material, die Sprache, noch nicht beherrschen gelernt hat. Viel Anempfundenes macht sich geltend und vernichtet den Eindruck des Originalen, Selbständigen; der Autor empfindet das Bedürfnis, sich auszusprechen, sein Herz treibt ihn, aber die Zunge ist noch ungelenk, — eine Jugendarbeit im guten und schlechten Sinne des Wortes. Selbst direkte Sprachfehler („ein nicht zu widerstehender Reiz“ S. 4) sind vorhanden und verstärken den Eindruck der rührenden Unbehilflichkeit, den das Ganze macht.

Noch früher scheint „Helena“ entstanden zu sein, — eine Moralpredigt an eine vornehme herzlose Dame. Von entsetzlicher Weitschweifigkeit, in endlosen Wiederholungen sich ergehend, absolut formlos, die Arbeit eines „blutigen Anfängers“, deren Veröffentlichung jetzt wol dem Autor selbst leid tut. So etwas darf man wol schreiben, aber nie drucken lassen. Noch peinlicher aber als die Unfertigkeit wirkt hierbei eine gewisse Unwahrhaftigkeit, die sich schon in dem Untertitel: „Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten“ kundgibt (denn die ganze Arbeit weist auf ein persönliches Erlebnis hin), und die auch in den Schilderungen selbst auftaucht; so gibt es z. B. keine Felsen auf dem Lido (S. 82). Hier scheint auch die erste Spur jenes entscheidenden Momentes aufzutreten, das den größten Teil aller späteren Arbeiten beherrscht: ein Weib; wohlgemerkt: nicht das Weib, sondern ein Weib, in dessen Empfindung die ganze künstlerische Individualität unterzugehen droht, das einen krankhaften, wahrhaft vergiftenden Pessimismus in dem Dichter ausbrütet und großzieht.

Erst vier bezw. fünf Jahre später (1878 und 1879) erschienen in demselben Zürcher Verlage die beiden Bände der „Scherben, gesammelt vom müden Manne.“ So lange also brauchte der Dichter, um jenes Ereignis, das so mächtig in sein Leben gegriffen, einigermaßen wenigstens zu verwinden. Und die „Scherben“ sind das richtige Produkt dieses Kampfes des Dichters mit dem Schmerze: überall prägt sich das Bestreben aus, das eigene Weh durch künstlerisches Schaffen aus der Seele zu reißen, es durch die Dichtung zum Fremden zu machen und sich so davon zu befreien. Aber es will und will nicht gelingen; der berechtigte Weltschmerz wird immer und immer wieder von dem peinigenden Ichschmerz überwuchert, die Seele fiebert, und was sie gebärt, ist krank. Der erste Band (1878) ist noch ganz formlos, wild. Er bekundet nicht die poetische Freude am Ungewöhnlichen, sondern die krankhafte Sucht zum Bizarren, — im Seelenleben sowol wie in dem Geschehnissen. Dabei eine packende Kraft des Ausdrucks, der Schilderung, nur geschädigt durch eine immer wieder hervorbrechende Maßlosigkeit, die regelmäßig am Ende zerstört, was der Anfang verspricht; neben wunderbar schönen landschaftlichen Schilderungen (wie die des neapolitanischen Golfs in „Vera“) durchaus unkünstlerische und nur pathologisch zu rechtfertigende Exzentrizitäten. Der zweite Band beginnt schon besser, obgleich er an der Geschmacklosigkeit laborirt, dass er mit einer Variante desselben „Märchens“ eröffnet wird, das auch die Einleitung des ersten Bandes bildet; die darauf folgenden Skizzen aber („Gute Bekannte“) sind vortrefflich, zum Teil kleine Meisterwerke, gesund gedacht und künstlerisch ausgeführt, — es mutet den aufatmenden Leser an wie ein Anfang des Gesundens.

Dann der prachtvolle erste Teil der „Medusa,“ die herrliche Schilderung Roms, die psychologische Meisterschaft in der Zeichnung der beiden Gatten, — nun glaubt man den Autor völlig geheilt, — da bricht wieder das Bizarre durch wie ein böser Dämon und sprengt die Kunstform dieser so trefflich veranlagten Novelle und vergiftet den ganzen Rest des Bandes, der wie der tolle Ritt eines vom Wahnsinn in den Tod Gehetzten ausklingt.

Bis in die jüngste Zeit reichen die übrigen Prosaschriften unseres Autors: „Bergasyl“ (Könitzer 1882), „Rolla“ (Friedrich 1883) und „Maria Botti“ (Reclam 1883). Ist nun der Dämon gebannt? Nein, leider nein! Auch im „Bergasyl“ neben der wunderbar poetischen Malerei des Winters in den Alpen die größte Formlosigkeit im Aufbau, die dreimalige Wiederholung der Hauptbegebenheit, das störende Vorausgreifen und Zurückspringen in der Zeit, das Zerbrechen des selbstgegebenen Rahmens dadurch, dass das von dem Verfasser angeblich aufgefundene Tagebuch des Helden mit der genauen Schilderung von dessen Selbstmord schließt, — im Ganzen die alten Motive, oder richtiger: das alte Motiv aus den „Scherben“: der ewig kleinliche Ichschmerz, in nur wenig verändertem Gewande. Daher auch die vielen Clichés, die schon in den „Scherben“ zu solchen werden und im „Bergasyl“ wieder auftauchen: „Das Antlitz der Sonne zuwenden“, der „faule Baum, der umgehauen werden muss“, „die Brust mit der roten Rose schmücken“ (als Dolchstich gedacht) u. dgl. m. Besonders interessant wird das „Bergasyl“ dadurch, dass der Autor in dem Helden Oedin halb und halb sich selbst gezeichnet haben muss, denn die Charakterisirung Oedins auf S. 33 und 34 passt — die pessimistische Selbstverzerrung und Uebertreibung abgerechnet — ganz auf das bisherige Wirken unseres Dichters. — „Rolla“ (2 Bände) ist mit behaglicher Breite angelegt und bis zur Hälfte des zweiten Bandes, wenn man einige Weitschweifigkeiten abzieht, von wahrhaft ergreifender Schönheit, voll feinster psychologischer Beobachtungen von zuweilen geradezu überraschender Schärfe, maßvoll und künstlerisch; dann aber, in der letzten Hälfte des zweiten Bandes — gerade als ob der böse Feind dem Autor im Nacken säße — wieder diese unselige Exzentrizität, die alles über den Haufen wirft. Welch schlechte, undramatische Katastrophe! Wie gefüllt mit schauerlicher Bizarrerie! Ein wahrer Hexentanz von wahnwitzigen Fratzengedanken! — Auch von „Maria Botti“ muss ich leider sagen: das schlechte Ende zerstört den guten Anfang; immer und immer überwuchert das unkünstlerische Ich und zwängt den Dichter unter sein Joch, — immer und immer erlahmt die Kraft des Schaffenden angesichts der ungezügelt in ihm einherbrausenden Phantastereien, und die Form zerbricht ihm unter den Händen.

Zwischen Voss' erzählenden Schriften und seinen Dramen steht eine Dichtung: „Messalina“ (Cäsar Schmidt, Zürich, 1881), eine Satire, wie der Autor selbst sie benennt. Die Dichtung hat wol Feuer, aber trotzdem keine Anschaulichkeit der Schilderung, liest sich ganz gut, hinterlässt aber keinen besonderen Eindruck. Die Satire ist überhaupt nicht Voss' Stärke, — seine Lippen können nicht im Grimme lächeln, sondern nur schmerzhaft sich zusammenpressen oder zu Ausbrüchen heiligen Zornes sich öffnen.

(Schluss folgt.)

Berlin.

Wilhelm Loewenthal.



Der Gouverneur.

Auf einer Forscherfahrt im Ozean
Fand ich ein Inselchen, so leer und öde,
Als hätte jüngst das Schwert des Tamerlan
Den letzten Keim gebrochen, hart und schnöde,
Die Pest gezogen ihre Beulenbahn,
Dass wenig Menschen blieben, blass und blöde.
Doch funkelten auch hier die stolzen Sterne,
Und Well' und Wolken spielten in der Ferne.

Kein Pflug, ernährend, riss die Ackerkrume,
Kein Jäger sang, am Hut die Feder keck.
Spärlich wuchs Gras und Moos und Hundeblume,
Zwergobst verkroch ins Blatt sich, grün vor Schreck.
Ein Städtchen lag, verlassen im Wehtume,
Am ganz verschlammten Hafen im Versteck.
Doch leuchteten auch hier die stolzen Sterne:
Beamte gab es hoch und subalterne.

Voran geht immer der Herr Bürgermeister,
Er litt am Stein, war grämlich, matt und mager.
Es folgt der Richter, ein weithergereister
Und sehr gerechter Mann, auch etwas hager.
Der Arzt, des wack'ren Todes Hilfeleister,
War lange schon des Apothekers Schwager.
Der Herr Empfänger für direkte Steuern
Fuhr vierteljährlich ein in weite Scheuern.

Der Zöllner spielte täglich seinen Skat
Acht Stunden mit den beiden Herrn Pastoren.
Wie Dornenröschen schlief der Advokat,
Kein Kundenprinz hat je sich hinverloren.
Im Sitzungssaale gähnt der hohe Rat,
Die Boten schnarchen auf den Korridoren.
Es drückt der Gouverneur, die Leuenkatze,
Auf all' die Mäuschen seine schwere Tatze.

Doch nein, das tat er nicht. Im Gegenteil,
Er war ein milder und humaner Herr.
Ihm folgten Männer ohne Schwert und Beil.
Umdrängten ihn mit Hin- und Hergezerr
Die guten Leute, riefen alle Heil!
Heil! auch die Kinder mitt' im Schulgeplärr.
Von Yvetot der König, Bumm und Tusch!
Parademarsch, es nickt der Federbusch.

Es hatte auch das Städtchen Garnison,
An jedem Mittwoch war Parolausgabe.
Dann zog die Wache auf vom Bataillon
Mit Tschingdada, Dienstmädchen, Schusterknabe.
„Die Herrn Offiziere!“ rief mit Donnerton
Der Gouverneur, umringt von seinem Stabe.

Ihm waren kommandirt zwei Adjutanten,
Die beid' auf ihre Stiefel viel verwandten.

Warum er hier, das konnte keiner sagen.
Er lebte nun seit vierzig Jahren schon,
Im Sommer heiß, im Winter hoch den Kragen,
Auf diesem allerliebsten kleinen Tron.
Die einen sprachen, dass in frühen Tagen
Ihn sehr gekannt Herr Levy Nathansohn.
Die andern meinten, dass vielleicht Madame . . .
Wie heißt das alte Wort? . . . Cherchez la femme!

In einer Sommernacht im alten Garten
Des Königs stand ein junger Offizier.
Es schlug die Nachtigall, die Frösche quarrten,
Der Mond beschien am Schloss den Grenadier.
Auf Muschelwegen, harten, leise knarrten
Zwei Stiefelchen . . Pst . . Liebster . . bist du hier . . .
Der Offizier zog selig in den Arm
Des Königs Töchterlein . . . dass Gott erbarm!

Denn grässlich, grässlich endet der Roman:
Es schlich, huhu! im Garten ein Lakai,
Der Schlingel hatte, bei Sankt Kilian!
Entlassen eben selbst erst seine Fei.
Der sah das Paar. Anzeige. Wutorkan —
Und ach, wie schnell entschwand des Lebens Mai.
Der König schrie: „Fort in mein fernstes Land,
Vom Hofe bist auf ewig du verbannt!"

Als ihn nun fror im kalten Aechtungsschatten,
Packt' ihn zuerst ein wütend Heimatweh.
Es kam der Fluchtversuch ihm schlecht zu statten,
Als er dem Eiland sagen wollt' Ade.
Seit jener Zeit durchkreuzten zwei Fregatten
Vor seinem Felsenschlosse stets die See.
Bis ihn begnadet spät ein Königswort,
Dann wollt' er nicht mehr von der Insel fort.

So traf ich ihn. Sein Bart war lang und weiß,
Sein Wuchs der eines wuchtigen Athleten.
Für alles interessirte sich der Greis,
Besonders auch für unsere Poeten.
Ich sah ihn manch modernes Dichterreis,
Oft vielgelesen, arg zusammentreten.
Sehr artig sprach er von Elise Polko,
Es reimt darauf der Rittername Bolko.

Sein Haus führt eine Witwe, jung und schlank,
Mit einem Stumpfnäschen wie der Kirgise,
Die braunen Augen schmachteten wie krank
Nach Liebe, Lieb' auf stiller Waldeswiese.
Hier, leider, gab es keine, und so sank
Im Zimmer ich zu Füßen meiner Lise,
Das Gastrecht schlecht vergeltend; doch „was kann
Für die Gefühle" wol der Biedermann?

Des Alten Leben ging wie nach der Schnur.
Am Posttag unterschrieb er Amtsberichte,
Schlag elf Uhr kam der Adjutant du jour,
Punkt sieben aß er drei bis vier Gerichte,
Durchflog Alltags die neuste Literatur,
Und schrieb Sonntags von neun bis zehn Gedichte.
Ich fand, im Waschtisch, sie, zerstreute Zettel,
Und las beim Grogk, ich trink ihn gern, den Bettel:

Insel Pelworm.

Detlev Freiherr von Liliencron.

(Einleitungsgedicht aus einer demnächst erscheinenden Sammlung „Gedichte". Verlag von W. Friedrich [Leipzig].)

Edmondo de Amicis: Gli amici.

2 Bände.

Mailand 1883, Treves.

Nachdem ich vor einiger Zeit irgendwo gelesen, Edmondo de Amicis werde „zu viel gelobt", schämte ich mich fast, zum Lobe dieses, mir und dem größten Teile der europäischen Leserwelt sehr sympathischen Schriftstellers auch schon einiges beigetragen zu haben, und als mir sein neuestes Buch, ein zweibändiges Werk über die Freundschaft, zuerst vor Augen kam, gereichte es mir fast zur Beruhigung, dass ich dasselbe, allem Anschein nach, nicht würde zu loben brauchen. Zwei starke Bände über die Freundschaft! Das ist denn doch wol ein Thema, an welchem auch die brillante Feder eines De Amicis bei so breiter Behandlung sich abstumpfen musste! Und warum sollte nicht auch De Amicis einmal sich selbst übertroffen und geleistet haben, was ihm bisher noch nicht gelungen: ein langweiliges Buch zu schreiben? Gewiss, zwei starke Bände über die Freundschaft sind keine sehr verlockende Lektüre. „Diese zwei Bände werde ich rezensiren, aber — nicht lesen!" sagt vielleicht insgeheim mancher Kritiker zu sich selbst. Aber — den Büchern ist nicht zu trauen, und ich fürchte, es wird jedem solchen Kritiker ungefähr so wie mir ergehen: Er wird zu lesen beginnen, sich gefesselt finden, wird auf Stellen stoßen, wo das Interesse zu erlahmen droht, sich aber dann gleich wieder gepackt und zum Weiterlesen veranlasst sehen, und es ist möglich, dass er, wenn er die beiden Bände durchgelesen, sie mit dem Gedanken bei Seite legt: „Das Buch ist sehr weitschweifig, aber ich hätte nicht übel Lust, mit der Lektüre desselben — noch einmal von vorne anzufangen."

In der Tat, ein merkwürdiges Buch, von welchem man sich auch dann nicht losmachen kann, wenn es einen Anlauf nimmt, langweilig zu werden!

Woran liegt das? Das Werk des Italieners ist in seinen weitaus meisten Partien ein „Griff ins volle Menschenleben" — eine Reihe von Genrebildern und Charakterschilderungen, welche weit mehr an die drastische Weise Theophrast's als an La Bruyère erinnern. Philosophirt wird in dem Buche nicht, — es enthält gar nichts von „grauer" Theorie, — es wird nur immer nach dem Leben gezeichnet, in Zügen von ungemeiner Originalität, Frische und Lebendigkeit. De Amicis ist ein Virtuose der Schilderung — das beweisen seine Werke sämtlich, — ein großer Natur- und Seelenmaler, ein Beobachter, ein Psycholog, ein Anatom mit dem Mikroskop in der Hand. Wenn er, wie in seinen „Ritratti letterarj", dichterische oder künstlerische Persönlichkeiten unter sein anatomisches Messer bekommt, so zergliedert er sie bis auf ihre Atome.

Wie der Verfasser in der Vorrede selbst ankündigt, befasst sein Werk sich nicht so sehr mit dem Ideal der Freundschaft und der Verwirklichung desselben, als mit den zahlreichen Arten von Freunden, welche wir insgemein unter der Benennung unserer „guten Freunde" zusammenzufassen pflegen, — deren man,

wenn man im großen Strome des Menschenverkehrs lebt, zu Dutzenden, ja zu Hunderten haben kann, und deren Umgang dem Humor in der Darstellung einen größeren Spielraum bietet als der Empfindsamkeit.

Irgendwelche systematische Anordnung findet sich in dem Buche nicht. Einzelne Erscheinungen des freundschaftlichen Verkehrs werden aufgegriffen, und jede derselben mit Aufhäufung eines unerschöpflichen Erfahrungsmaterials nach allen Seiten hin beleuchtet. Am sichersten sind ihres Erfolges natürlich die Kapitel, welche ganz aus sauber ausgeführten Genrebildern und Porträts bestehen. So gleich das erste, welches zunächst die verschiedenen Arten von Freunden meist in Kabinetsstücken des Humors die Musterung passiren lässt, und zu welchem sich drastische Ergänzungen in dem Kapitel „Rovescio della medaglia" finden. Andere Kapitel aber folgen im ersten Bande, welche — vor allen das „Alti e bassi" überschriebene — so wie sie nur Jemand schreiben konnte, in dessen Leben die Freundschaft eine ganz außerordentliche Rolle gespielt hat, so auch nur denjenigen Leser gleichmäßig fesseln können, welchem die Freundschaft mindestens so viel wie die Liebe gilt. Interessant von Anfang bis zu Ende ist der zweite Band. Bei dem Kapitel „La maldicenza" möchte man es fast bedauern, dass der Autor sich so gar nicht auf theoretische Fragen einlässt. Wo fängt die „üble Nachrede" unter Freunden an, wo hört sie auf? Haben Freunde nicht wirkliche Schwächen, von denen man unter Freunden Veranlassung haben kann zu reden? Beweist nicht De Amicis' ganzes Buch, wie viel, wie unendlich viel Böses sich von Freunden sagen lässt? Unter dieser Voraussetzung dürften wol nicht alle Formen und Fälle von maldicenza, wie sie De Amicis aufführt, wirklich als solche zu bezeichnen sein. Eines der schönsten Kapitel ist „L'ultimo addio". Ein anderes, „I parenti degli amici" führt ein wenig versprechendes Thema reizend durch. Sehr anmutig ist das „Le amiche" betitelte. „I lontani" schildert die Formen späten, zufälligen Widersehens von Jugendfreunden mit dem ergötzlichsten Realismus. „Le lettere" erschöpft ein fruchtbares und dankbares Thema, und „Fra Italiani" gibt eine äußerst feine, interessante Schilderung des ursprünglichen, nun im Schwinden begriffenen Antagonismus zwischen Bewohnern der verschiedenen Provinzen Italiens. Am Schlusse des Buches richtet der Autor eine Ansprache an seine Freunde, die er gleichsam zu unfreiwilligen Mitarbeitern hatte, und deren Zahl, wie es scheint, Legion ist. De Amicis war Militär — ein Stand, der so zahlreiche kollegiale und freundschaftliche Anknüpfungen mit sich führt, wie kein anderer. Nur so erklärt sich des Autors Reichtum an Erfahrungen und Anschauungen in dieser Beziehung.

Man kann nach der Lesung dieses Buches den Wunsch nicht unterdrücken, dass einmal Jemand genau in dieser Weise die Liebe schildern möchte — mit derselben Schärfe der Beobachtung, und derselben virtuosen, realistischen Schilderungsgabe. Ob wol De Amicis de Mann auch für dieses Thema wäre? Der geringe Ra m, den in seiner Lyrik die Liebe einnimmt, könnte es bezweifeln lassen; aber wer das Kapitel „Le amiche" geschrieben, der weiß Bescheid auch über die Liebe, und könnte zwei eben so starke, noch interessantere Bände darüber schreiben.

Graz.

Robert Hamerling.



Deutsche Lieder bei den Amerikanern.

Hochverehrter Herr!

Beifolgender Brief passt, glaub' ich, trefflich in den Rahmen des „Magazins".

Der Verfasser, Herr Dr. Hagen, Professor an dem Cambridge College zu Boston, Nordamerika, ist ein gar ehrwürdiger alter Herr: seine Studentenzeit fällt in die Jahre 1836—39. Es ist rührend, wie dies bemooste Haupt an den alten deutschen Burschenliedern sich erfreut, und es ist nicht uninteressant zu erfahren, wie sich dieselben da drüben „over the great water" eingebürgert haben, oft unter der Wahnvorstellung der Yankees, diese echt deutschen Texte und Weisen seien amerikanischen Ursprungs.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Königsberg, 25. Juni 1883.

Ihr

Felix Dahn.

Herrn Professor Felix Dahn, Königsberg, Ost-Preußen.

Cambridge Mass., Mai 20. 83.

Verehrter Herr!

Wenn Ihnen schon wieder ein Blatt aus der Ferne zufliegt, so sind Sie selber Schuld daran — oder besser Ihr Reichskommersbuch! Ich habe das Buch hier, und wenn ich innen so recht fidel bin, nehme ich es vor, und summe für mich ein Lied nach dem andern — und das dauert dann spät. Mein Studentensein datirt von 1836 und viel sind nicht mehr übrig von meinen Genossen. Jedenfalls fühle ich mich an solchen Abenden so viel jünger, dass ich gleich zur Kneipe gehen möchte, wenn so was hier wäre. Ich möchte das Buch um vieles nicht missen, und meine Frau auch nicht.

Ich schreibe aber eigentlich aus einem andern Grunde, und bilde mir ein, vielleicht mit Unrecht, Ihnen etwas Neues mitzuteilen.

Ich meine, wie tief und doch unbewusst diese deutschen Lieder hier tief in das Leben eingedrungen sind.

Als ich 1867 her kam, hörte ich die Studenten oft ein Quartett singen. Die Melodie war der Bürgerwehrmarsch. Es wurde Harvard-Lied genannt und niemand glaubte, dass es nicht amerikanisch sei. Beim Class-day marschiren die Studenten durch die weiten

Gründe der Universität — und da war in der Zeitung zu lesen, zu Ehren dieses Tages ward das Harvard-Lied in einen Marsch umgewandelt.

Oft, wenn ich durch die Straßen ging, hörte ich in den Studentenzimmern singen. Wolbekannte deutsche Lieder mit anderm Text. Keiner hatte eine Idee, woher das Lied stamme.

Sonntags Abend ging ich und meine Frau vorbei der Episcopal high church, die im Turm ein Glockenspiel hat, das wie ein Klavier — mit langen Stricken gespielt wird. Wir blieben stehen, die Hymne zu hören. Es war: „Freut euch des Lebens". Ein anderes Lied als Hymne hörte ich in Buffalo. In einer Baptistenkirche hier wird als Hymne „Die Wacht am Rhein" gesungen, ohne dass den Leuten bekannt, wo das Lied herstammt. Eine andere Hymne ist: „Im tiefen Keller sitz ich hier". Der Landesvater ist auch als Hymne arrangirt. Eine Kantate „Esther" von Barnaby, einem Amerikaner, ist fast nur aus Studentenliedern zusammengesetzt. Auf einem Dampfboote hörten wir singen, „O Dannebohm, etc.". Als ich mich über das alte deutsche Lied freute, wurden die Leute empfindlich und belehrten mich, dass es: „Oh Maryland, oh Maryland" sei, ein Kriegsmarsch der südlichen Rebellen. Das Nationallied „Amerika" ist „Heil dir im Siegerkranz".

Professor Lane fragte mich um einen passenden Stoff für ein Lied zu einem Studentenfest oder vielmehr Philisterfest. Ich gab ihm „Den schwarzen Walfisch" nebst Melodie. Er hatte es gut übersetzt und schoss den Vogel ab. Nach einigen Jahren sah ich im Buchladen das Lied gedruckt mit Text ohne weitere Bemerkung, und der Verleger war sehr verblüfft, als ich ihm den Ursprung angab. Er hatte es als echt amerikanisch verlegt. Zu ähnlichem Zwecke und mit gleichem Erfolge hatte ich einem Studenten „Grad aus dem Wirtshaus" beigebracht.

Doch genug. Ich freue mich, wenn ich deutsche Melodien höre, und jetzt werden auch deutsche Lieder gesungen.

Begehen Sie wieder den Leichtsinn, solche lieben Dinge herzuschicken, so müssen sie schon solche Blacker mit in den Kauf nehmen.

Ihr

Dr. H. Hagen.



Aus Victor Hugo's Fortsetzung der „Légende des Siècles".

Les Mangeurs.

Ils ont des surnoms. — Juste, Auguste, Grand, Petit,
Bien-Aimé, Sage, — et tous ont beaucoup d'appétit.
Qui sont-ils? Ils sont ceux qui nous mangent. La vie
Des hommes, notre vie à tous leur est servie,
Ils nous mangent. Quel est leur droit? Le droit divin.
Ils vivent. Tout le reste est inutile et vain,
Le vent après le vent, le nombre après le nombre
Passe, et le genre humain n'est qu'une fuite d'ombre.

Est-ce qu'ils ont pour voix la foudre? Ils ont la voix
Que vous avez. Sont-ils malades? Quelquefois.
Sont-ils forts? Comme vous. Beaux? Comme vous. Leur âme
Vous ressemble. Et de qui sont-ils nés? D'une femme.
Ils ont, pour vous dompter et vous accabler tous,
Des châteaux, des donjons. Bâtis par qui? Par vous.
Et quelle est leur grandeur? A peu près votre taille.
Ils ont une servante affreuse: la bataille;
Ils ont un noir valet qu'on nomme l'échafaud.
Ils ont pour fonction de n'avoir nul défaut,
D'être pour les passants chefs, souverains et maitres,
Pour la femme aux seins nus sultans, dieux pour les prêtres.
Par ces êtres élus du destin hasardeux,
La suprême parole est dite, et chacun d'eux
Pèse plus à lui seul qu'un monde et qu'une foule;
Il écrit: „Ma raison" sur le canon qui roule.
Et quels sont leurs cerveaux? Etroits. Leurs volontés?
Enormes. Quelles sont leurs œuvres? Ecoutez:
Celui-ci, que la croix du vieil Ivan protège,
A le bonheur d'avoir un sépulcre de neige
Assez grand pour y mettre un peuple tout entier:
Il y met la Pologne; il faut bien châtier
Ce peuple, puisqu'il ose exister. Cette reine
Fut jeune, belle, heureuse, ignorante, sereine,
Et n'a jamais fait grâce, et tout son alphabet,
Hélas! commence au trône et finit au gibet.
Celui-ci parle au nom du martyr qu'on adore;
Sous la sublime croix qu'un reflet du ciel dore,
Cet homme, plein d'un sombre et périlleux pouvoir,
Prie et songe, et n'est pas épouvanté de voir
Son crucifix jeter l'ombre des guillotines.
Cet autre, torche au poing, dans les cités mutines,
Se rue, et brûle, et pille, et d'Irun à Cadix
Règne, et fait fusiller un prisonnier sur dix,
Et dit: „Je n'en fais pas fusiller davantage,
Etant civilisé"; puis, il reprend: „Le Tage
Et l'Ebre feront voir que le maître est présent;
Peuples, je veux qu'on dise en voyant tant de sang
Et tant de morts passer que c'est le roi qui passe!" — —

Le père de cet autre a bombardé Saint-Marc
Et dans l'affreux Spielberg reconstruit la Bastille.
Cet autre à son vizir a marié sa fille;
Cette fille, abusant de son droit à l'enfant,
Met au monde un garçon, ce que la loi défend;
L'aïeul fait étrangler son petit-fils. Cet autre,
Jeune, dans les tripots et les femmes se vautre,
Puis il se dit: „Je suis Bonaparte à peu près;
Si je songeais au trône et si je m'empourprais?"
Ils s'empourpre; il devient sanglant; c'est un vrai prince;

Chez eux, le plus puissant est souvent le plus mince;
Ils ont le cœur des rocs et la dent des lions;
Ils sont ivres d'encens, d'effroi, de millions,
De volupté, d'horreur, et leur splendeur est noire.
S'ils ont soif, il leur faut beaucoup de sang à boire;
La guerre leur en verse: il leur faut, s'ils ont faim,
Beaucoup de nations à dévorer.
Enfin,
Revanche! les mangeurs sont mangés, ô mystère!
— „Comme c'est bon, les rois!" disent les vers de terre.



Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Es ist ein schönes, beneidenswertes Stück Dichterleben, von dem ich spreche, das Erdenwallen eines jungen Sängers, dem das Schicksal alles in die Wiege legte, was andere ersehnen, der begabt mit allen inneren und äußeren Vorzügen auf des Lebens Sonnenseite wandelt und sich aus eignem, innerem Drange dem Schatten aussetzt, den selbst des Dichters Lorber über eine sorgenfreie Stirn wirft.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, ein Sprosse des bekannten schlesischen Fürstengeschlechts, trat vor wenigen Jahren zunächst mit einigen höchst anziehenden Novellen, dann mit den tief empfundenen „Liedern an eine Verlorene" auf, weltgereift schon in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren, bescheiden, ohne den Ehrgeiz nach dem bevorzugten Platz im deutschen Dichterhaine, den ihm jetzt nach Erscheinen seiner neuen „Dichtungen" einstimmig die Kritik anweist.

Ich kenne den jungen Sänger seit seinem Knabenalter und verfolgte ihn während seiner späteren Lebenphasen; das Interesse, das seine Schöpfungen hervorgerufen, rechtfertigt deshalb einen kurzen Blick auf dieselben.

Vielleicht war es die früh dahingeschiedene Mutter des Prinzen, eine schöne, feinfühlende Frau, die durch die sorgsamste, auf geistige Ausbildung gerichtete Erziehung des Knaben reges Temperament mit ihrem sinnigen Wesen beeinflusste. Sie selbst liebte die Literatur und beteiligte sich aus innerem Interesse an derselben, u. a. auch durch die Uebersetzung eines Werkes von Flammarion. Unter ihren Augen wuchs der Prinz heran in dem traulich umgrünten Landhause zu Wiesbaden; der Mutter zarter Sinn für alles Schöne, der Einfluss der herrlichen Gottesnatur haben wol früh auf den Knaben gewirkt; ein leichter Hang für unschuldige Exzentrizitäten, zu denen auch das Versemachen gehörte, das Studium unserer Dichter, die Freude an der Welt, die schon aus den klaren Augen des Knaben leuchtete, ließen erwarten, dass er weitere Bahnen suchen werde, als die gewöhnlichen seiner Standesgenossen.

Die Fürstin starb schon mit sechsunddreißig Jahren; in demselben Jahre folgte ihr auch der Gatte, eine liebenswürdige Natur, kränkelnd schon seit Jahren. Vielleicht weniger aus Soldatenberuf als aus Kavalierspflicht war Prinz Emil, als er das Gymnasium verlassen, in das Dragonerregiment zu Kolmar getreten. Er verließ dasselbe als Lieutenant. Seine Kameraden sahen in ihm den erprobtesten Freund scheiden. Er folgte seiner Sehnsucht in die Welt hinaus und besuchte während wol fünfjährigen Wanderns Frankreich, Italien, Spanien, Griechenland, Aegypten, Montenegro u. s. w., verbrachte vorzugsweise gern den Winter in Italien und begrub vor zwei Jahren in Palermo seinen Schulfreund, Kameraden und Reisegefährten, mit dem ihn der innigste Zusammenhang des Herzens vereinte.

Inzwischen hatte er nach seiner Mündigwerdung die Herrschaft Palsgaard bei Horsens auf Jütland gekauft; aber die Einsamkeit des Insellebens lockte ihn alljährlich nur im Herbst und im Frühjahr in sein Schloss um der Jagd willen, die eine seiner liebsten Passionen.

Elise Polko, als sie kürzlich eine biographische Skizze des jungen Dichters veröffentlichte, hat denselben wol zu stark von der sentimentalen Seite aufgefasst, da sie schrieb, sie könne sich diesen eigenartigen, feinfühligen Sänger nicht anders denken als einsam wandernd mit dem Veilchenstrauß in der Hand Ich meinerseits kenne in ihm nur eine genial angelegte Natur, die fern von jedem Bedürfnis nach Ausbeutung der gesellschaftlichen Vorzüge, die ihm fürstlicher Rang, Familie und Vermögen bieten, diese Stellung nur benutzt, um sich aus reinstem Instinkt von allem loszuschälen, womit uns unser materielles Leben und Streben umkrustet, eine freie, unabhängige Natur, die alles mit dem Herzen ist und tut, das ihm auch seine „Lieder an eine Verlorene" diktirte.

Er ist mit diesem reinen Instinkt Mensch, Freund, Woltäter, Kavalier und Dichter; er ist liebenswürdiger Gesellschafter, Lebemann im edelsten Sinne, Jäger und Reiter, als welcher er vor einigen Jahren bei den Manövern nach einem Sturz mit dem Pferde todkrank in Berlin lag. Er liebt die Blume im Becherrand wie das Veilchen am Wiesenrand, und heimst sogar die Anerkennung, die man ihm als Poeten bringt, mit der Bescheidenheit ein, die sein innerstes Wesen.

Von seinen Schöpfungen in ungebundener Sprache nenne ich „Tauwasser", eine Novelle, die warme Empfindung atmet; doch scheint es, als dränge ihn sein Talent mehr zu dem Lyrischen und Epischen. Es ist Blut in seinen Versen, möchte man sagen, der Nerv einer wahrhaften Begabung, eines Sängers, der seine Verse mit dem Mark der Gedanken stählt. Diese verraten, dass er Welt und Leben frühzeitig kennen zu lernen gesucht, und wo die Berührung mit der ersteren ihn auf seinen Wegen zu realistischen Bedenken gegen die Göttlichkeit der höchsten Offenbarungen geführt, findet er auch die Wege zur Versöhnung, wenn er auch wie jeder Sterbliche z. B. in der „Sphinx" das Rätsel nicht löst.

Hier und da stößt man unwillkürlich in seinen Versen auf Anklänge an Heine, Byron, Musset, aber wer als begeisterter Jünger durch alle Schulen geht, wird von jeder etwas davon tragen, um es mit seiner Eigenartigkeit zu verquicken. In seinen „Liedern an eine Verlorene" verdient das Gedicht „Sulamith" den Preis; auch die übrigen kleineren Lieder sind schwungvoll, satt in ihren Farben. Die wenigen Jahre aber, die zwischen dem Erscheinen dieser Sammlung und dem der neuen „Dichtungen" liegen, haben genügt, um Caroliths Talent dem Ziele um ein Bedeutendes näher zu tragen.

Die beiden größeren Gedichte dieser letzten Sammlung „Angelina" und „die Sphinx", zeigen uns eine glutvolle Phantasie; sie führen eine bilderreiche Sprache, bekunden den Uebermut des Zweiflers, der heute Gottes herrlichstes Werk zerschlägt, um es morgen wieder aufzubauen, um zu seinen Füßen zu liegen. Das Weib ist ihm nicht der Gegenstand der Vergötterung im gemeinen

Sinne; er spottet über das Jahrtausende alte Nichtverständnis seiner Mission:

„Ein irdisch Heim, ein sichres will die Masse
Und sucht und findet Alltagsglück im Weib,
Denn an des Rätsels schönem Bollwerk: Leib
Bleibt stocken sie, gesättigt zu gesunden —
Nur Wen'gen schlägt die Liebe tiefe Wunden,
Doch jede Wunde ist ein Ritterschlag.
Heil dem, der Glück beim Weibe nie gefunden
Und aus der Tiefe dafür sagen mag:
Das ewig Weibliche ist Schmerz ohn' Ende:
Wer allsogroß, dass ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdensonnen wende,
Steht freilich einsam da — doch eins mit Gott."

Viel Schönes enthalten auch die Lieder der „Wanderfahrt". Der Dichter hat die Perlen an seinem frühzeitig wechselreichen Lebenswege aufgesammelt und bietet sie uns in so künstlerischer Form, die ihm auch das Ziel auf dem Wege verheißt, auf welchem neben den Lorbern die Dornen wachsen.

Wiesbaden.

Hans Wachenhusen.



Zur Sagenkunde.
„Sagen und Märchen der Süd-Slaven."

Von Dr. F. S. Krauss.

Leipzig 1883, Wilhelm Friedrich. 6 M.

Eine Menge höchst unterhaltsamer Geschichten im Tierfabel- und Märchenton ist in den 480 Seiten dieses Bandes vereinigt. Wer sich namentlich am Launigen erfreut; wer die unsterbliche Komik aller Zeiten und Völker, vom Abderitentum an bis zu den Reinecke-Fuchs-Schnurren, den Eulenspiegeleien und Landsknechtspäßen unseres Mittelalters zu genießen versteht, der wird an einer Reihe der vorliegenden Erzählungen sein Gefallen finden. Auch die phantastischere Weise des eigentlichen Märchens, die uns in ein Zauberland führt, wo die Logik aufhört und die Ereignisse sich im Sprung wie in einem glänzenden Traume entwickeln, bricht durch eine Anzahl dieser süd-slavischen Dichtungen recht ergötzlich und anheimelnd hindurch.

Ist das alles, was wir da vor uns haben, einfach dem Volksmunde entflossen?

Eine Vergleichung mit dem Fabel- und Mären-Schatze des Altertums und der neuen Zeit drängt uns die Ueberzeugung auf, dass manche der uns hier gebotenen Geschichten deutlich eine geheime Vertrautheit mit Aesop und Phädrus, mit den niederdeutschen Tierfabeln und den Taten Tills, mit allerhand westlichen Zaubersagen, vielleicht sogar mit Lafontaine und den humoristischen Erzeugnissen unserer romantischen Schule verraten. Eine Zeit lang glauben wir wol ganz auf volksmäßigem Grunde zu stehen, wie bei den durch die Gebrüder Grimm — namentlich aus dem Munde einer Bäuerin, der Frau Viehmännin — gesammelten Märchen. Dann aber kommen Wendungen, die auf modernste Bearbeitung weisen. Hie und da scheint eine Erzählung förmlich ein Mosaik von Erinnerungen an bekannte Vorbilder zu sein, — was wol zu unterscheiden ist von bloßen Anklängen an verwandte Auffassungen, wie sie in der Sagen-, Mären- und Fabeldichtung vieler arischen, turanischen, selbst afrikanischen Völker als Gemeingut nachgewiesen sind.

Ich bemerke dies lediglich, um nicht für die Meinung mit einzutreten, als hätten wir es hier streng mit einer „Volksliteratur" oder Volksüberlieferung, im Gegensatze zur Kunstdichtung, zu tun. Einzelnes mag getrost in die erstgenannte Klasse gestellt werden. Anderes trägt unzweifelhaft den Stempel späterer Erzeugung oder Aneignung. Uebrigens soll damit keineswegs ein abfälliges Urteil ausgesprochen, sondern nur das Verhältnis richtig gestellt werden.

Ist es ja doch überhaupt unendlich schwer, die Grenzlinien zwischen Volks- und Kunstdichtung scharf zu ziehen. „Die gefeiertste Dichtung aller Zeiten", — sagt der Sammler der vorliegenden süd-slavischen Sagen — „die noch von keinem Erzeugnis der Kunstliteratur erreicht, geschweige übertroffen worden, ist die Sammlung griechischer Volksheldenlieder, die Ilias und die Odyssee." Indessen ist gerade die Form, in welcher wir die Ilias und Odyssee besitzen, die der Kunstdichtung. Ja, die alexandrinischen Gelehrten legten die letzte Feile daran an. Was wissen wir von dem Texte, den Aristoteles für Alexander den Makedonier besorgte? Was von demjenigen des Pisistratos? Was von dem Texte des Lykurg? Was von den Einzelliedern, aus welchen die dem „Homer" zugeschriebenen Heldendichtungen erwuchsen? Selbst wenn wir auf die letzteren kämen, träfen wir am Ende sozusagen auf Kunstdichter, die sich vom Volke abheben.

So ist es ja auch mit unserem Nibelungenliede. Es ist Kunstdichtung. Reinere, ursprünglichere Form haben schon die auf die Nibelungen-Sage bezüglichen eddischen Lieder, die geständigermaßen aus deutschem Sagenborn geschöpft sind, daher auch selbstverständlich Sigurd nicht etwa als einen Nordlands-, sondern als einen rheinischen Helden feiern. Aber auch die eddischen Lieder sind schon Kunstdichtung. Was wissen wir von den ihnen vorhergegangenen, uns leider verlorenen deutschen Liedern, die vielleicht in Karls des Großen Sammlung enthalten waren?

Man soll sich, glaube ich, den Genuss an dem alten, noch glücklich auf uns gekommenen Schrifttum nicht verderben, indem man eine allzu strenge Scheidung zwischen Volksliteratur und Kunstdichtung versucht. In sehr vielen Fällen wird sich die Scheidung nicht haltbar erweisen.

Eine andere Stelle in der Vorrede zu dem Bande sagt:

„In dieser Volksliteratur liegen viel wichtigere Denkmäler für uns vor, als in der gesamten höfischen Kunstliteratur des griechischen und römischen Altertums. Es enthält ja ein kleines Bändchen Volkssprichwörter zehnmal mehr kerniger Lebensweisheit als die Schriften der Nachtreter Platon's und Aristoteles', wie

ich denn, vom ethnologischen Standpunkte aus, ein einziges hübsches Volkslied höher veranschlage, als die Oden des Horatius, und ein Volksmärchen mir mehr gilt, als Ciceros sämtliche philosophische Erwägungen . . . . . Wir wollen verzichten auf bloße Theorien, Abstraktionen, Philosopheme und ähnliches Gesalbader, wollen rein geschäftsmäßig vorgehen, und die Ergebnisse unserer Forschung unmittelbar dem Volksleben entnehmen".

Nun, die Sprichwörter geben uns allerdings oft tiefen Einblick in die Lebensauffassungen eines Volkes. Darum sei aber doch nicht vergessen, dass sich meistens, jedenfalls sehr oft, zu einem Sprichwort ein zweites stellen lässt, welches das andere geradezu aufhebt.

Uebrigens meint es der Verfasser der Vorrede mit seinem Angriff auf das Philosophiren nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Denn trotz seiner erklärten Abneigung gegen die „Abstraktionen" u. s. w., bemerkt er im weiteren Verlaufe:

„Für die vergleichende Sagen- und Märchenkunde gelten durchaus dieselben Gesichtspunkte, die bei der vergleichenden Sprachforschung in Anwendung kommen. Sowie der Glottiker den Sprachschatz eines Volkes allseitig kennen muss, will er ursprüngliches Eigentum von entlehntem trennen, so muss auch der Sagenforscher seinen Stoff beherrschen und vor allem die Individualität des betreffenden Volkes in deutlicher Ausprägung vorführen, um entscheiden zu können, zwischen welchen Völkern ein größerer oder geringerer Austausch von Ueberlieferungen stattgefunden, welches Volk einen größeren oder geringeren Teil der gemeinschaftlichen Ueberlieferung der ganzen Rasse bewahrte oder vergessen, und wie sich namentlich das Volk, dem er seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, dem ererbten Schatze gegenüber umdeutend oder umbildend verhalten . . . Unsere Aufgabe wird am Ende darin gipfeln, die ursprüngliche Gestalt und, wo möglich, Bedeutung einzelner Sagen ausfindig zu machen."

Damit wären wir also doch auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit, sozusagen der Abstraktionen und Philosopheme über den Märenschatz, angelangt.

Was die Entlehnungen betrifft, so will ich hier, beispielshalber, nur in Kürze erwähnen, dass mir bei einer früheren eingehenden Untersuchung über den germanischen Weltenbaum, und bei einer Anstellung von Vergleichen mit den Paradieses- und Welten- oder Weltschöpfungs-Bäumen arischer und semitischer Völker, ein von dem slavischen Karpathen-Volke gesungenes Lied auffiel. Wir vernehmen darin von zwei, vor Anfang der Welt inmitten der See stehenden Bäumen, auf denen zwei Tauben sitzen, die die Welt erschaffen, indem sie den Stoff dazu aus Meeresgrund heraufholen. Das Gedicht hört sich ganz eddisch an. Man rechnet es zu den um Weihnacht gesungenen „Kolyadki"-Liedern, die entweder als Räder-, Jul- oder Kalendergesänge erklärt werden — was auf Eines herauskommt; denn das Rad der Sonnenscheibe, oder das Zeitenrad, wird eben am Jul-Feste (das sich auch sprachlich vielleicht mit einem Helios-Feste deckt), als Zeichen der Sonnenwende umgetrieben. Das Lied hat somit natürlich auch einen Kalenderbezug.

Wer nicht genau zusah, mochte das Karpathenlied unbedingt als ein echt slavisches gelten lassen, das einfach ein Gemeingut der Arier darstellte. Indessen ist für Gesänge der genannten Art das Wort „Kolyadki" aus Byzanz in die slavischen Sprachen eingeführt worden. Auf angestellte Nachforschung erfuhr ich, dass auch das Lied selbst, welches von den, auf den zwei Eichen sitzenden, die Welt aus dem Wasser schöpfenden Vögeln singt, von Byzanz her unter das Volk der Karpathen gekommen ist. Dies teilte mir auf Befragen der dem Slaventum nicht bloß literarisch, sondern auch politisch äußerst günstige englische Sagenforscher W. R. S. Ralston mit, der das Lied in seine „Gesänge des russischen Volkes" aufgenommen hat.

Byzanz aber ist in alter Zeit zwar thrakisch, d. h. germanisch gewesen, später hellenisirt worden, und hat nachträglich mancherlei bunte Schicksale erfahren. Slavisirt wurde es jedoch nie. Dagegen sind nordisch-germanische Kriegersippen, nämlich „russische" Waräger oder Wäringer, wiederholt zum Ansturm gegen Byzanz vorgerückt. Und im elften Jahrhundert, und darüber hinaus, finden wir sowol skandinavische, als auch deutsche Wäringer (Franken und Fläminger) unter den Hilfsvölkern der Byzantiner. Bei Georgios Kedrenos und Anna Komnena, in der Harald Hardrada-, der Herdibreids- und der Thiodreks-Saga kann man die Belege dafür finden.

Erinnert man sich solcher geschichtlichen Bezüge, so fällt der eddische Ton eines aus Byzanz in die Karpathen gekommenen Weltschöpfungs-Liedes schon weniger auf. Im übrigen sind ja auch in die arisch-indische Religion im Laufe der Zeit Anschauungen und Himmelsgestalten aus dem Pantheon der unterworfenen drawidischen und anderen Völker übergegangen. Die Hebräer haben Babylonisches und Persisches, die Hellenen Aegyptisches, Pelasgisches, Thrakisches, Semitisches in ihre Götterhalle hinübergenommen.

Nicht auf solcherlei Entlehnungen wollte ich indessen im Eingang hindeuten. Vielmehr glaube ich feststellen zu sollen, dass in einer Anzahl dieser Sagen und Mären die spätere und moderne Art durchschlägt, wie gleich aus den ersten Tierfabeln ersichtlich ist. Wenn der Wolf ein „edler Römer" werden will; wenn der Esel, statt des in Europa gewiss nicht vorkommenden Löwen, in einer „süd-slavischen" Fabel zum König der Tiere erhoben werden soll; wenn im Kriege zwischen Weißling, dem Hunde, und Isegrim, dem Wolfe, Soldaten mit einem Trommler voran aufziehen und mit Schießgewehren gekämpft wird; wenn die „kaiserlichen Beamten" als Richter in einem Streit zwischen Bär, Schwein und Fuchs angerufen werden sollen, und Isegrim angewiesen wird: geradeaus über die Stange zu setzen, falls er ein „rechter Turner" sein wolle; oder wenn eine Begegnung um Mitternacht herum geschieht, wo „ein heiterer, sternenbesäeter Himmel die Gegend in zauberisches Halbdunkel hüllte",

so sind wir schon nicht mehr im Zweifel, dass der Boden der alten Volksmär damit verlassen worden ist.

Bei alledem bleibt diese Sagensammlung eine höchst anmutende Gabe. Nur muss man an den Inhalt nicht einen irrigen Maßstab anlegen, nicht ureigenst Slavisches suchen, wo unzweifelhaft viel Entlehnung und Umdichtung stattgefunden hat.

London.

Karl Blind.



Schiller's Schädel und Totenmaske.

Unter dem vorstehenden Titel*) hat Professor Hermann Welcker in Halle ein Buch geliefert, das für den Anatomen und Anthropologen wie für den Freund der Schillergeschichte gleiches Interesse darbietet. Wir gestatten uns um so lieber, die Magazin-Leser auf das mit echtem deutschem Gelehrtenfleiße ausgearbeitete Werk hinzuweisen, als dasselbe, abgesehen von seinen positiven Ergebnissen, eine nicht unerhebliche Anzahl gelegentlicher Aperçüs enthält, die kunstgeschichtlich, ästhetisch oder psychologisch von allgemeinster Bedeutung sind. — Lebhaft fesseln wird auch der beigegebene Anhang, in welchem Professor Welcker zur Evidenz nachweist, dass der oft bestrittene Satz von der Relation zwischen Gehirnmasse und geistiger Begabung zu Recht besteht, daher denn der Schädelumfang, insbesondere der Horizontal-Umfang, einen, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle unbedingt zutreffenden, aber doch sehr wahrscheinlichen Schluss auf die Talente ermöglicht. Unsere Leser, die eine kleine Hutnummer tragen, werden sich nach dieser beiläufigen Notiz zum Widerspruch angeregt fühlen, — eine Opposition, bei welcher freilich der „Wille" mehr beteiligt sein dürfte, als der selbstlose Intellekt. Den Kleinköpfen zum erbaulichen Troste sei hier bemerkt, dass, nach Welckers Theorieen, die geringere Gehirnmasse die Entwickelung eines gewissen Spezial-Talentes auf Kosten anderer dadurch mehr im Hintergrund verbleibender Kapazitäten nicht absolut ausschließt . . .

Welcker hatte Gelegenheit, die Original-Totenmaske Schillers, von welcher sich mangelhafte Nachbildungen in verschiedenen Kabinetten finden, genauer zu untersuchen. — Seine Intentionen gingen nun dahin: erstens: eine neue fachmännische Konstatirung der Echtheit des „Schillerschädels" zu geben (von welchem man den Gipsabguß besitzt) — und zweitens: die Totenmaske und die Dannecker-Büste, welche beide am Hinterhaupte verkürzt sind, zu korrigiren.

Gelegentlich dieses letzteren Punktes kommt er auf das Wesen und die Aufgabe des Porträts zu sprechen und wendet sich — nach unserer Meinung mit Recht — gegen die übertriebene Idealisirung, wie sie der Danneckerschen Büste zum Vorwurf gemacht werden muss. „Selbstverständlich" — so heißt es an einer Stelle wörtlich — „hat die bildende Kunst das Recht, eine Kaiserin als Venus, einen Dichter als Apoll, eine Johanna Sebus als Genius darzustellen und hierbei die gegebenen Formen einer tiefgreifenden Umbildung zu unterwerfen. Aber diese Handhabung des Objekts dränge sich da nicht ein, wo es um Porträt-Statuen oder Porträt-Büsten sich handelt. Man gebe Idealisirungen nicht für Porträtbilder aus! Das Porträt sei vor allem wahr! Es sei nicht naturalistisch im Sinn der heutiges Tages mehrfach in der Malerei wie in der literarischen Kunst sich breit machenden Abmalung des Schmutzes und der platten Wirklichkeit; aber das Porträt kopire treu, wo zur Abweichung kein Grund, zur getreuen Wiedergabe die vollste Verpflichtung vorliegt." Anschauungen gegenüber, wie der von Hermann Grimm (Leben Michelangelo's, 4. Auflage I, 489) entwickelten, erhebt Welcker den begründeten Einwand, daß wir ein Recht darauf haben, zu wissen, wie die für uns bedeutsamen Menschen ausgesehen haben, nicht, wie sie der Künstler gedacht hat. Er betont, wie sehr das hohe — künstlerische, anthropologische, psychologische und rein menschliche — Interesse, welches wir an den Porträtbüsten eines Aeschylus, Sokrates, Kant, Julius Cäsar nehmen, reduzirt sein würde, wenn wir erführen, dass jene Männer ganz anders ausgeschaut, dass der Künstler hier nur, nach dem Rezepte Hermann Grimms, auf Grund der objektiv gegebenen Vorlage „eine neue Erscheinung" geformt habe. „Wäre der Hang des Menschen für Bilder, Erinnerungen, Reliquien eine leere Träumerei, das Streben der Wissenschaft nach einer wirklichen, von Täuschungen gereinigten Physiognomik ein müssiges Spiel, dann allerdings wäre es völlig gleichgiltig, was immer uns als „Bild" geboten würde. Ist aber jener Hang, der bei den Menschen aller Zeiten sich geltend machte, vernünftig und berechtigt, dann müssen die Bilder und Erinnerungen wahr sein, und niemals darf eine Fiktion für ein wirkliches Abbild ausgegeben werden." Welcker stellt sich hiermit lediglich auf die Seite Goethes, der da behauptet: „Die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen lässt." (Stella II). —

Diesen Erörterungen ist rückhaltslos zuzustimmen. Die gleichen Grundsätze gelten bekanntlich auch für den Schriftsteller. — Ein poetisches Kunstwerk erschaffend, hat der Autor das Recht, den Egmont als unverheiratet zu schildern oder die Jungfrau von Orleans auf dem Schlachtfelde sterben zu lassen. Wer aber vorgibt, Geschichte zu schreiben, wer uns ein historisch getreues Bild einer Persönlichkeit und ihrer Schicksale zu liefern behauptet, der ist in erster Linie an die Wahrheit gebunden; die Erfindung hat hier zu schweigen: die Treue, die Objektivität ist Grunderfordernis, und nur bezüglich des Kolorits vergönnt man dem Erzähler einigen Spielraum.

Im weiteren Verlauf zeigt nun Welcker, daß Danneckers Schillerkopf den hier entwickelten Anforde-

*) Er lautet vollständig: „Schillers Schädel und Totenmaske, nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants." Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1883. —

rungen an ein echtes Porträt nur unvollständig genügt. Besonders hat dies von der Kolossalbüste zu gelten, die eine ans Pathologische grenzende Verbreiterung der Stirne aufweist. Welcker findet diese Danneckersche „Abänderung der Natur" — auch abgesehen von der Aufgabe einer Porträtsbüste — äußerst bedenklich und stellt ihr bespielsweise die Form des Menschenhaupts gegenüber, welche die Griechen erfunden haben. „Dieselbe weicht allerdings gleichfalls von allem ab, was jemals lebte, — aber sie ist eine Konsequenz desjenigen Bildungsganges, welcher an dem normalen Schädel, sofern eine Anzahl von Individuen nach dem rechten Prinzip linear neben einander geordnet werden, in voller Schärfe zu Tage tritt. Sie ist die eine und zwar die höhere, von der Natur nicht ganz erreichte Endform des menschlichen Schädels, welche der Geist der Griechen, ohne Kraniologie zu treiben, besser als unsere zirkelnden Kraniologen erkannt hat . . ."

Um Schwabe's*) Rekognoszirung des „Schillerschädels" zu beurteilen, greift Welcker auf Schillers Beerdigung zurück. Auf dem St. Jakob-Kirchhofe zu Weimar, der seit Eröffnung des neuen nicht mehr benutzt wird, befand sich eine Begräbnisstätte, das Kassengewölbe genant. „In dieser der ‚Landschaftskasse' gehörigen Gruft wurden fast alle Leichen vornehmer Personen bestattet, welche kein eigenes Erbbegräbnis besassen" und doch dem Wunsch ihrer Angehörigen entsprechend nicht auf dem allgemeinen Friedhof eingesenkt werden sollten. Im Kassengewölbe setzte man in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai 1805 die Gebeine Friedrich Schillers bei.

Diese Gruft war nun so geartet, dass die Zerstörung der Särge sowol wie der Gebeine außerordentlich rasch vor sich ging.

Im März 1826, als die Gebeine Schillers seit 21 Jahren in dem Kassengewölbe geruht hatten, stand, weil die Gruft überfüllt war, eine „Räumung" bevor. Bei solchen „Räumungen" pflegte der ganze dermalige Inhalt, dessen einzelne Bestandteile kaum noch erkenntlich waren, zusammengescharrt und in einer Ecke des Gottesackers vergraben zu werden. Um nun die Reste des großen Dichters vor dem Schicksal dieser spurlosen Vernichtung zu schützen, trat der Bürgermeister Carl Leberecht Schwabe für eine Aufsuchung und Bewahrung derselben ein. Wir wollen hier die Frage nicht weiter erörtern, ob es nicht tunlich gewesen wäre, trotz des s. Z. ausgesprochenen Wunsches der Witwe Schillers, die Beerdigung im Kassengewölbe überhaupt zu hintertreiben. Uns interessirt nur die Tatsache, dass vom 13. März 1826 ab die Nachforschungen begannen, — aber ohne günstiges Resultat. „Aller angewandten Mühe zum Trotz ließ sich keine haltbare Spur auffinden, in deren Verfolgen man hätte hoffen dürfen, den Schillerschen Sarg zu erkennen." — „Wir gelangten" — so erklärt Schwabe ausdrücklich — „zu der traurigen Ueberzeugung, dass es unmöglich sei, Gewissheit zu erlangen, welches die Ueberreste Schillers seien." Schon hatte Schwabe die Hoffnung aufgegeben, als er auf den Gedanken verfiel, die Schädel sämtlicher seit der letzten Räumung in dem Kassengewölbe beigesetzten Personen zu prüfen und den des Poeten auf dem Wege der Kombination herauszusuchen. Es handelte sich hier im Ganzen um 23 Personen, und da noch viele Menschen am Leben waren, welche diese 23 sämtlich gekannt hatten und sich genau zu erinnern glaubten, „dass keiner von ihnen mit so großer Körpergestalt und so großem Kopfe begabt gewesen wie Schiller", so meinte Schwabe auf dieser Basis fußen zu können. In der Tat entschied er sich nur auf Grund dieser Voraussetzung für denjenigen dieser 23 Schädel, der ihm der größte schien. Dass Schwabe nicht etwa durch die Vergleichung mit der bekannten Totenmaske Schillers bei seiner Wahl bestimmt wurde, geht zur Evidenz aus der Tatsache hervor, dass diese Totenmaske erheblich kleiner ist als der Schädel. Schon dieser Umstand beweist, dass die Sache nicht gerade zuverlässig fundirt war.

Welcker hat nun eine andere Totenmaske des Dichters aufgetrieben, die in einem Schranke der Weimarer Bibliothek unter altem Gerümpel versteckt lag. Eine Vergleichung mit der bisher bekannten Maske ergibt zweifellos, dass diese von Welcker aufgetriebene das Original ist, während die bisher für das Original geltende nur ein mit der Zeit zusammengeschrumpfter Tonabdruck der auf der Leiche gefertigten Originalform ist. Diese Originalmaske erscheint daher für die von Welcker angestellte Untersuchung allein maßgebend.

Musste eine Vergleichung mit der Tonmaske, falls man sie für das Original hielt, auch dem Blicke des Laien sofort dartun, dass der von Schwabe hervorgesuchte „Schillerschädel" nicht der richtige sei, so lagen die Dinge anders bei der Vergleichung des Schädels mit der wirklichen Originalmaske. Mit dem Umriss dieser Originalmaske stimmt nämlich der „Schillerschädel" auf den ersten Anblick ganz ausgezeichnet; selbst oberflächliche Messungen ergeben keine sehr frappirende Differenz, und mancher Kraniologe möchte sich nach Maßgabe dieser Verhältnisse damit begnügt haben, die Identität als zweifellos zu behaupten.

Durch eine Reihe von Darlegungen jedoch, die unseres bescheidenen Dafürhaltens die Methode der anthropologischen und eventuell der gerichtlich-medizinischen Beweisführung sehr wesentlich bereichern, konstatirt Professor Welcker die Tatsache, dass die Original-Totenmaske Schillers mit dem „Schillerschädel" absolut unvereinbar ist, und dass demgemäß Schädel und Maske zwei verschiedenen Individuen entstammen. Wir können hier dem Verfasser nicht ins Einzelne folgen, bemerken jedoch, dass die von ihm angewandte Methode auch für den Laien alsbald überzeugend ist, zumal der Verfasser eine Anzahl geometrischer Auf-

*) Vergl. „Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. Nach Aktenstücken und authentischen Mitteilungen aus dem Nachlasse des Hofrats und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar, Carl Leberecht Schwabe, — von Dr. Julius Schwabe." Leipzig, 1852.

nahmen beifügt, die das Bewiesene auch für die Anschauung bis ins Kleinste zu Tage fördern.

Die gleiche Methode wendet der Autor auf den Schädel und die Totenmaske Imanuels Kants an und erhärtet hier — (gleichsam die Probe auf sein Exempel!) — die unzweifelhafte Zusammengehörigkeit.

So ist es denn klar, dass man den „richtigen" Schädel des Dichters **nicht** besitzt; dass die ernsten Terzinen, die Goethe „bei der Betrachtung von Schillers Schädel" gesungen, an eine falsche Adresse gerichtet sind; dass die Worte:

„Geheim Gefäss, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten? . . ."

vom Standpunkte einer mitleidslosen Nüchternheit aus betrachtet, eine komische Nüance bekommen, da dieses „geheime Gefäss" möglicherweise dem Herrn von Koppenfels oder dem Herrn von Pfuhl oder dem Herrn Schmidt*) angehört hat.

Für den Wert dieser herzentquollenen Verse ist die Frage der Echtheit des besungenen Gegenstandes gewiss gleichgiltig; für die Wissenschaft aber, die sich gerade während der letzten Dezennien mit immerhin schätzbaren Erfolgen der Frage bemächtigt hat, inwieweit die Struktur des Schädels mit der geistigen Begabung des Individuums zusammenhängt, erscheint die Entdeckung Welckers von hervorragender Bedeutung. Auf dem bisherigen tatsächlichen Irrtum fußend, musste die Forschung zu eigentümlichen Resultaten gelangen, und vielleicht auf Jahre hinaus hätte dieser einzige Irrtum, da er sich auf eine Persönlichkeit von so eminenter Geistesgröße bezog, alle Tabellen verwirrt.

Woltuend ist, beiläufig gesagt, in der Welckerschen Monographie das feine künstlerische Verständnis, das selbst auf die exaktesten Erörterungen seinen verklärenden Schein wirft, und die warme, ungeheuchelte Ehrfurcht vor der dichterischen Potenz, — eine Eigenschaft, wie sie in den Schriften so vieler unserer zeitgenössischen Fachgelehrten oft in bedauerlichem Grade vermisst wird.

Leipzig.

Ernst Eckstein.

*) Namen aus der Liste der „Mitbeerdigten".

Albert Wolff.

„Albert Wolff, Histoire d'un chroniqueur parisien" par Gustave Toudouze.

Paris 1883. Victor Havard. 3,50 fr.

Wenn das deutsche Märchen die Vorstellung einer besonders schweren Geduldprobe erwecken will, die zu überstehen beinahe über menschliches Vermögen geht, so lässt es seinen Gestalten ein siebenjähriges Schweigen auferlegt sein. Mit der freudigen Menschenrede begabt sein und sie nicht üben dürfen; in der Seele einen Widerklang auf alle Laute der Welt und des Lebens ertönen fühlen und ihn gewaltsam dämpfen; in freiwilliger Stummheit, ein unheimliches Rätsel, zwischen den fragenden und sagenden Menschen umhergehen, das ist eine so furchtbar schwere Buße, dass das Märchen sie nur als Sühne für unmenschliche Missetaten oder als vorausgeleisteten Preis außerordentlicher Gnaden auffasst, und nur sehr wenige Helden kennt, die nicht unter ihr erliegen.

Ich kann mir nicht helfen: so oft ich an Albert Wolff denke, fallen mir diese Gestalten des deutschen Märchens ein. Er hat nämlich ähnliches vollbracht. In Köln am Rhein geboren, von der Natur mit allen Gaben ausgerüstet, die den Schriftsteller von Beruf machen, lernte er früh das Wort mit der Feder meistern und war in jungen Jahren bereits in weiten Kreisen als vielversprechendes literarisches Talent bekannt. Seine Novellen, seine Märchen wurden bei Preisausschreibungen regelmäßig gekrönt; sein erstes Buch, eine mit drolligen Bildern illustrirte „humoristische Rheinfahrt", die beim Kladderadatsch-Hofmann erschien, hatte großen Erfolg; ein anderer Berliner Verleger, Winkelmann, kaufte ihm zehn Bände Märchen und Jugendgeschichten ab, die er noch nicht geschrieben hatte und die er binnen fünf Jahren abliefern sollte. In allen Städten am Rhein begann man „V. Albert" — unter diesem Pseudonym erschienen seine ersten Arbeiten — zu kennen und zu schätzen. Nur noch ein wenig Geduld, nur noch eine kleine Anstrengung und die regionale Notorietät steigerte sich zur nationalen Berühmtheit und Albert Wolff war in seinem Vaterlande ein gefeierter Schriftsteller. Da fasste er plötzlich einen erstaunlichen Entschluss. Er ging nach Paris, vertauschte seinen beginnenden Ruhm mit einer mehrjährigen tiefen und schmerzlichen Obskurität, verzichtete auf seine Muttersprache, die sich ihm in Vers und Prosa huldreich gezeigt hatte, um von einer fremden Sprache Gunst zu erflehen, die ihn jahrelang höhnisch und spröde zurückstieß; er verurteilte sich zum Stammeln, da er doch das Recht und die Gabe hatte, beredt zu sein; mit einem Worte er quälte sich lange Zeit wie die Menschen, denen im Märchen das Wort versagt ist, und wie im Märchen wurde ihm schließlich der Preis für seine Not und Kämpfe: der Weltruhm eines der ersten französischen Journalisten des Jahrhunderts.

Der Mann, der mit solcher Anstrengung ein solches Ziel erreichen konnte, ist sicher eine außergewöhnliche Erscheinung. Er muss uns mehr denn als schriftstellerisches Talent interessiren. Er erweckt unsere menschliche Teilnahme durch das Ausnahmsweise seines Lebensganges und durch seine harten Kämpfe und Mühen. Er fesselt uns als lebendiges völkerpsychologisches Experiment. Ein solches kann man nämlich wol, ohne dass der Tropus allzukühn wird, einen Schriftsteller nennen, der, obwol Deutscher von Geburt und Erziehung, obwol bis zu seinem zwanzigsten Jahre ganz mit deutschem Schrifttum und deutscher Bildung geistig genährt, dennoch nicht nur französischer Schriftsteller wird und das spezifischeste, typischeste Publikum Frankreichs, das der Pariser Boulevards, Cercles, Theater-

Foyers, Adels- und Geld-Salons vollständig erobert, sondern sich gerade zum anerkannt hervorragendsten Vertreter einer literarischen Richtung entwickelt, die als Synthese der spezifischesten, typischesten Eigenheiten des französischen Nationalgenies gilt. Ein Kölner, der zur Verkörperung des Pariser Esprit wird und im „Figaro", dem Pariser Blatte par excellence, die erste Geige spielt! Ein Sohn jenes Volkes, das nach der Behauptung nicht der Franzosen allein, sondern aller Romanen, schwerfällig, nebelig, verwickelt und abgrundtief denken und schreiben soll, als Muster des leichten, anmutigen Witzes, der Klarheit, Uebersichtlichkeit und wol auch ein wenig des jedes Grübeln scheuenden hausbackenen gesunden Menschenverstandes! Mit einem Worte ein Deutscher, der alle die Eigenschaften hat, welche man übereingekommen ist, „eminent französische" zu nennen! Das ist jedenfalls eine geistige Physiognomie, die vollauf verdient, dass man sie studire und ihre Züge analysire.

Albert Wolff ist es wert, dass man über ihn, den ersten Feuilletonisten, dem diese Ehre erwiesen wird, ein dickleibiges biographisch-kritisches Buch schreibe und das Unternehmen des Herrn Toudouze, der sich dieser Arbeit unterzogen hat, scheint mir stofflich durchaus berechtigt. Schade nur, dass Toudouze sich seine Aufgabe zu leicht gemacht, oder vielmehr, dass er ihre Schwierigkeit gar nicht begriffen hat. Toudouze vergegenwärtigt sich nicht, dass er ein literar- und kulturgeschichtliches Unikum vor sich hat, und welcher Vertiefung sein Gegenstand fähig ist. In der Tat, ich suche in der ganzen Literaturgeschichte vergebens nach einem zweiten Beispiele, dass ein Schriftsteller, der in einer Sprache Anerkennung und Ruf gewonnen hat, in reifen Jahren in einer fremden Sprache zu schreiben beginnt und es in dieser zur literarischen Meisterschaft bringt. Chamisso kann nicht angeführt werden, denn er hat nie französisch geschrieben, hätte hätte es auch schwerlich gekonnt; ebensowenig der Baron Grimm, der sich nie in seiner deutschen Muttersprache schriftstellerisch versucht hat; auch Humboldt, Hillebrand, Alexander Büchner sind nicht in dieser Kategorie unterzubringen, denn ein Deutscher, der in französischer Sprache wissenschaftliche Werke schreibt, braucht nur korrekt zu sein; wenn er sich zu banaler Eleganz aufschwingt, so hat er ein übriges getan; „Stil", d. h. individuelle Eigenart, persönliches Gepräge verlangt man von ihm nicht wie von einem Figaro-Chroniqueur. Ich sehe nur die zweisprachigen dänischen Dichter, Oehlenschläger und Jens Baggesen, deren Fall mit dem von Albert Wolff einige Aehnlichkeit hat; doch besteht auch da noch der bedeutende Unterschied, dass die beiden Dänen von Kindesbeinen an zweisprachig erzogen wurden, dass deutsch ihre eigentliche Bildungssprache war, während Albert Wolff, als er nach Paris kam, nicht viel mehr Französich konnte als ein deutscher Backfisch beim Verlassen einer höheren Töchterschule, — wie viel das ist, das weiß jeder, der einer französischen Konversation solcher Musterprodukte „feiner" Erziehung schaudernd zugehört hat.

Toudouze merkt nicht, dass er ein Ausnahmewesen vor sich hat. Er weiß nicht, dass wir von ihm erwarten, er werde uns in der Physiognomie Wolffs die Züge nachweisen, die deutsch geblieben und die französisch geworden sind. Die Psychologie seines Gegenstandes entgeht ihm vollständig und er bleibt bei dessen Aeußerlichkeiten haften. Seine Biographie ist eine Reihenfolge von oft ungebührlich breitgetretenen Anekdoten, die zum teil bekannt sind, zum teil wol schwerlich eine Kritik ihrer Wahrheit vertragen dürften. Die Bedeutung Wolffs sucht er seltsamer Weise darin, dass derselbe „das Buch getötet habe". „Keiner der Pariser Chroniqueurs," sagt er, „hat so wie Wolff dazu beigetragen, das Buch zu töten, indem er die Chronik" (so nennen die Franzosen das, was wir als Feuilleton bezeichnen) „vervollkommnet hat und dahin gelangt ist, in 3 oder 400 Zeilen das zusammenzufassen, was der eigentliche Schriftsteller in 3—400 Seiten zu erklären sich bemüht." Herr Toudouze verfällt da in einen weit verbreiteten Irrtum. Die Zeitung hat nichts und niemand getötet. Das Buch ist durchaus nicht tot. „Les gens que vous tuez, se portent assez bien," pflegen die Franzosen in solchen Fällen zu zitiren. Zu keiner Zeit sind so viele Bücher geschrieben, gedruckt und sogar — was etwas wesentlicher ist — gekauft und gelesen worden wie jetzt. Die wachsende Verbreitung der Journale hat einfach das Lesebedürfnis in Kreise getragen, welche es bisher nicht kannten, und die Zeitung hat dem Buche keinen einzigen Klienten abtrünnig gemacht, wol aber ihm ein ganz neues Publikum zugeführt. Solche Bücher freilich, die auf 3—400 Seiten nur so viel sagen, als ein guter Feuilletonist in ebenso vielen Zeilen ausdrücken kann, mögen unter der Konkurrenz gelitten haben; wenn aber die verschwinden, so ist es wirklich nicht schade um sie. Da sucht also Toudouze das Schloss neben der Türe. Auch hat er in sein Buch eine Tendenz gebracht, die es dem deutschen Leser nicht gerade besonders sympathisch macht. Er bemüht sich, von seinem Helden die Erbsünde abzuwaschen, dass er als Prussien geboren ist. Es ist hochergötzlich, ihm zuzusehen, wie er sich anstrengt, Albert Wolff wegen des Unfalls zu entschuldigen, der ihn bei seiner Geburt getroffen hat. Der Storch hat sich nun einmal geirrt und den kleinen Albert in Köln statt in Montmartre abgesetzt. Dagegen ist nichts zu machen. Aber Wolff ist ein so guter Franzose! Sein Onkel war französischer Ulan und folgte Napoleon in der großen Armee nach Russland. Seine Großmutter hatte den gewaltigen Kaiser gesehen und schwärmte für ihn und Frankreich. In Köln, im ganzen Rheinland vergötterte man zur Zeit der Kindheit Wolffs die Franzosen und verabscheute die Preußen trotz einem Redakteur des „Voltaire". Hier werden einige Spottverse angeführt, die man am Rhein in den dreißiger Jahren über das preußische Militär gesungen haben soll: „Rot ist der Kragen — Leer ist der Magen" u. s. w Seit 1857, dem Jahre seiner Ankunft in Paris, ist Wolff der treueste Sohn seines Adoptiv-Vaterlandes. Er hat mit Ausnahme einiger Pariser Briefe in der „Kölnischen"

und Augsburger „Allgemeinen Zeitung", die er in seiner ersten Pariser Zeit schrieb und die von so grenzenloser Begeisterung für Frankreich überflossen, dass die beiden Blätter sich die Fortsetzung der Korrespondenz verbaten, nie wieder eine Zeile an eine deutsche Zeitung gesandt. In Deutschland verabscheut man ihn, und als er sich 1871 auch staatsrechtlich als Franzose naturalisiren ließ, sagte die deutsche Presse: „Um so besser, so haben wir eine Kanaille weniger und die Franzosen eine mehr". Wenig fehlte, so hätte Herr Toudouze, vom Eifer der Argumentation fortgerissen, Köln ganz einfach für eine französische Stadt und Wolff für einen Urgallier erklärt, — er hielt wol nur darum an sich, weil er das typische Epigramm auf die geringe Bewandertheit der Franzosen in der Geographie fürchtete.

Herr Toudouze verleumdet Albert Wolff. Dieser ist weder der Einfaltspinsel, noch der Feigling, den sein Biograph aus ihm macht. Er schämt sich seines deutschen Vaterlandes nicht. Bei hundert Gelegenheiten hatte er den Mut, sich als Deutschen zu bekennen und sich seiner Herkunft, seiner Muttersprache, der deutschen Literatur und Wissenschaft zu rühmen. Die Franzosen, die Charakter haben und männlichen Stolz zu schätzen wissen, haben ihm gerade diese Anhänglichkeit an das Land seiner Geburt hoch angerechnet. Gewiss, Albert Wolff liebt Frankreich und er hat dazu alle Ursache. Es ist ihm in Frankreich wolergangen und Paris hat ihn reich, berühmt und angesehen gemacht. Aber er hat nicht geglaubt, dass ihm die Dankbarkeit, die er seinen französischen Freunden schuldet, Verleugnung seiner Herkunft und Sprache und Verunglimpfung seines Vaterlandes und Volkes zur Pflicht mache. Der 1870er Krieg brachte ihn in eine geradezu tragische Lage. Man kann sagen: alle Schlachten jener großen Zeit sind in seiner Seele geschlagen worden. Er liebte Frankreich ganz so wie Deutschland; wäre dieses besiegt worden, er hätte vielleicht nicht länger Pariser Journalist bleiben wollen; da jenes besiegt wurde, sah er seine mühsam errungene Stellung ohne seine Schuld zerstört und sich als Ziel der hartnäckigsten Feindschaft, die er noch jetzt nicht ganz verwunden hat. Seine Würde und sein Stolz haben ihn aus jenem Schiffbruch gerettet. Während des Krieges hielt er sich, strenge Neutralität und Zurückhaltung beobachtend, in Belgien, der Schweiz und Oesterreich auf. Nach dem Friedensschlusse kam er nach Paris zurück. Er war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Er verbarg sich nicht, sondern zeigte sich in Theatern, in Cafés, auf den Boulevards. Man insultirte ihn, man empfing ihn mit Pfiffen wie einen Hund, rief ihm die Worte: „Prussien!" und „Gehen Sie nach Berlin!" ins Gesicht. Albert Wolff fasste seine Beleidiger an der Kehle und forderte Rechenschaft von ihnen. Villemessant wollte ihn wieder in die Redaktion des Figaro aufnehmen, doch unter der Bedingung, dass er seine Artikel mit einem Pseudonym unterzeichne. Wolff lehnte das rundweg ab; er wollte sich nicht feig verstecken; wenn er nicht weiterhin er selbst sein, unter seinem eigenen Namen, dem er guten Klang zu verschaffen gewusst hatt, vors Pariser Publikum treten konnte, so zog er es vor, seine Pariser Laufbahn aufzugeben. Villemessant hatte das Herz am rechten Flecke. Er begriff Wolffs Gefühle und gestattete ihm, seinen Standpunkt selbst vor den Lesern zu verteidigen. Und da erschien im „Figaro" ein mit Recht berühmt gewordener Artikel, der mehr ist als eine literarische Leistung, — der eine Mannestat ist. Wolff setzte auseinander, dass der Krieg ein Verhängnis für ihn gewesen sei; er zeigte, dass er Frankreich alles verdanke, was er sei und habe, dass er aber nicht vergessen dürfe, dass seine Wiege in Köln gestanden.

Wäre Deutschland besiegt worden, so hätte er zu seinem Vaterlande gestanden. Da Frankreich besiegt sei, dürfe er sagen, dass er es liebe und mit ihm blute. Man habe ihm vorgeschlagen, seine journalistische Tätigkeit unter einem Pseudonym fortzusetzen. Das verschmähe er. Er werde künftig vermeiden, über Politik zu sprechen, aber was er über andere Dinge zu sagen haben, das werde er nach wie vor zeichnen: Albert Wolff. Und mit diesem Namen schloss er tapfer den Artikel. Derselbe erregte größtes Aufsehen. Einige Dutzend Briefe gelangten an den „Figaro", in denen über den Prussien geschimpft und das Wiedererscheinen seines Namens in einem Pariser Blatte eine Schmach und ein Landesverrat genannt wurde. Allein einige hundert Briefe beglückwünschten Wolff zu seiner mutigen Offenheit und versicherten ihn der unveränderten Sympathie des Figaro-Publikums. Und so eroberte er von neuem die verloren gewesene Stellung, bloß dadurch, dass er tat, was ihm seine Würde eingab, ohne zu kriechen, ohne ein Renegat zu werden, ohne ein Wort zu sagen, das ihm die Achtung des besten Deutschen entziehen könnte.

Wolff kann übrigens nichts dafür, dass diese Seite seines Charakters, nicht die am wenigsten bemerkenswerte und sympathische, in der Biographie des Herrn Toudouze so unrichtig gezeichnet und so schwach beleuchtet ist. Er hat das Buch vor dessen Erscheinen nicht gelesen und der Leser erfährt dies aus einem Briefe an Herrn Toudouze, der an der Spitze des Buches abgedruckt ist. Wolff sagt da: „. . . Ich will von Ihrem Buche vor dessen Veröffentlichung keine Kenntnis nehmen. Es steht Ihnen also frei, mich zu diskutiren, selbst mit Heftigkeit, wenn Ihnen Ihr Gewissen dies gebietet. . . . Erlauben Sie mir übrigens, dies hinzuzufügen: alle Lobeserhebungen eines Kollegen wiegen nicht einen guten Artikel auf, den ich selbst schreibe; alle Angriffe fügen mir nicht so viel Schaden zu wie ein schlechter Aufsatz, unter dem mein Name steht." Das ist geistreich und wahr; ein Satz in der besten Manier Wolffs.

Ich gedenke nicht, Herrn Toudouze alle Anekdoten nachzuerzählen, die er zu seiner Biographie zusammengetragen hat. Der Leser muss wol schon die Güte haben, das Buch selbst zur Hand zu nehmen, wenn er in aller Breite erfahren will, wie Wolff ursprünglich Kaufmann werden sollte, dann in Düsseldorf dilettantisch Malerei trieb, 1857 nach Paris ging, zuerst durch

Uebersetzungen französischer Dramen und Romane ins Deutsche sein Leben mühselig fristete, dann des alten Dumas Sekretär wurde, sich anfangs mit kleinen Anekdoten, dann mit Notizen und Lokalartikeln, endlich mit vollwichtigen Feuilletons journalistisch versuchte, und wie er schließlich der brillante Hauptmitarbeiter des „Figaro“ wurde, dessen Name bekannt, ist soweit die französische Zunge klingt, dessen ein bis zweimal wöchentlich erscheinende Artikel stets das Tagesgespräch von Paris bilden, dessen Kunstkritiken ohne Appell sind, der in seinem reichen Hôtel, umgeben von Kunstsammlungen, die viele hunderttausend Franken wert sind, wie ein König haust und wie ein Maharadscha Gäste empfängt, und der trotz tausend Widerwärtigkeiten aus eigener Kraft sich eine Stellung erarbeitet hat, wie sie kein Journalist deutscher Zunge auf dem weiten Erdenrunde besitzt.

Als Schriftsteller von großer Begabung, als Sprachtalent seltenster Art, als jeden Zwanges ungeduldige, kecke und freie Natur, als Beispiel eines durch kein Hindernis entmutigten eisernen Willens ist Albert Wolff, der Prussien, der sich nach dem Kriege an der Spitze der Pariser Journalistik erhalten und sogar befestigen konnte, ein „representative man“ der Epoche und eine der merkwürdigsten Physiognomien der zeitgenössischen Literatur.

Paris. Max Nordau.

Literarische Neuigkeiten.

In der Serie „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen“ erscheint soeben der III. Band: „Geschichte der italienischen Literatur“ von K. M. Sauer, die erste vollständige Arbeit ihrer Art und ein für längere Zeit abschließendes Werk. Die Proben, welche in deutschen Uebersetzungen gegeben werden, bilden eine sehr ausgiebige Anthologie des Besten, was die italienische Literatur hervorgebracht. Das Buch reicht bis in die neueste Zeit und ist ohne Konkurrenz, da auch die Italiener nichts Aehnliches besitzen. — Leipzig, W. Friedrich. 9 M.

„Martin Luthers Schriften“. In Auswahl herausgegeben von Johannes Delius. — Wir empfehlen aufs beste diese Sammlung der berühmtesten Schriften Luthers allen denen, welche den Schriftsteller Luther aus erster Quelle kennen lernen wollen. Sie enthält die 95 Thesen, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, Von der Freiheit eines Christenmenschen etc. — Gotha, Perthes. 2,40 M.

Von Hans Hopfen wird im Herbst d. J. ein Band „Dramen“ erschienen.

Frankreichs Presse ist um ein antisemitisches Blatt „bereichert“ worden, dessen Titel „*L'Antisémitique*“ und dessen Motto „Le juif, voilà l'ennemi.“

„Dialect-tales“ von Sheerwood Bonner, — eine Sammlung prächtiger Erzählungen in amerikanischem Englisch verschiedenen Kalibers: Goldgräberenglisch, Negerenglisch etc. Ein Seitenstück zu Bret Harte. — New York, Harper. 1 D.

Der im „Magazin“ vor einigen Jahren so warm empfohlene Dorfroman „*Cesette*“ von Emile Pouvillon wird jetzt in dem bekannten französischen, in Berlin (Verlag von Engelmann) erscheinenden Unterhaltungsblatt „*Roman des Familles*“ abgedruckt. — Wir nehmen erneut Gelegenheit, dieses vortreffliche Familienblatt als ausgezeichnete Lektüre allen solchen zu empfehlen, die im Kreise der Familie ihre französischen Sprachkenntnisse üben und erweitern wollen.

Moritz Busch, der Verfasser von „Bismarck und seine Leute“, giebt eine Fortsetzung heraus: „Der Reichskanzler.“

Die Gesellschaft „*Romania Juna*“ (Jung-Rumänien) lässt einen sehr stattlichen Almanach erscheinen mit Beiträgen der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller rumänischer Zunge: Alecsandri, Eminescu, Negruzzi, Gane, Slavici, Maiorescu u. a. Der letztere, wohl der gebildetste Kritiker Rumäniens, hat einen kurzen, sehr gehaltvollen Artikel beigesteuert: „Ueber den Fortschritt der Wahrheit in der Beurteilung literarischer Werke“. Schade, dass er wie so vieles Schöne dieses Jahrbuchs nicht über den kleinen Kreis des rumänischen Idioms hinausdringen wird. — Verlagshandlung der Gesellschaft „*Romania Juna*“, Wien.

Von dem ausgezeichneten Werke über Shakespeare: „Shakespeare. His Life, Art, and Characters“ von H. N. Hudson erscheint die 4. Auflage. — Das schöne zweibändige Buch ist deutschen Shakespeare-Forschern weit weniger bekannt als es verdient. Unter den zahlreichen über Shakespeare in Amerika erschienenen Werken ist es unstreitig das wertvollste, vorurteilsloseste und gründlichste. — Boston, Ginn, Heath & Co.

Es liegt jetzt mit dem 3. Bande das höchlich interessante Werk des Oberstlieutenants Th. Jung: „Lucien Bonaparte et ses mémoires“ vollständig vor. Natürlich ist die Ausbeute historischen und kulturhistorischen Materials nicht gleichmäßig reich durch alle drei Bände, aber zweifellos wird jeder Geschichtsforscher der napoleonischen Periode in Zukunft diese wertvolle Quelle berücksichtigen müssen. Nicht nur wird Lucien Bonaparte mit einer, vielleicht überflüssigen, Genauigkeit beleuchtet, — die ganze Geschwisterschaft Napoleons erscheint in der hellen Beleuchtung authentischer Aktenstücke, Briefe etc. Ein unterhaltendes, ein sehr belehrendes Memoirenwerk. — Paris, Charpentier. 22,50 fr.

An den Anschlagsäulen Berlins prangte vor kurzem folgender Theaterzettel: „Der bayrische Hiesel, oder: Ja, Ja, das Unglück reitet schnell. Und schrecklich sind der Menschen Taten, Besonders wenn sie schlecht geraten! Großes romantisches Wild- und Gaudiebs-, Schauer-, Trauer- und Musikdrama mit Totschlag, Mord- und Geistertanz in zwei Pro-, einem Zwischen- und einem Epi-Log, einem Nachspiel und einem Geistertanz von Cuno Ritter von Cohnstein. Musik vom erblichen Ritter Kurt von Trampedach. 1. Akt: Die bleierne Locke oder der kalte Schwur. 2. Akt: Die verborgene Thürklinke oder die Prinzessin Pumphia. 3. Akt: Nachspiel: Das schwarze Gericht oder die blutigen Gespenster um Mitternacht und der Henker von Osterzell oder Puppe, Grok und Spinneweben.“ — Das Stück wurde nach wenigen Tagen verboten. Unrecht genug. So dumm wie das meiste Nichtverbotene wird es wohl auch gewesen sein, aber wahrscheinlich lustiger.

Von Eduard Engels „Geschichte der Englischen Literatur“ erscheint die V. Lieferung, umfassend den Zeitraum von Dryden bis zu Swift. Das Buch wird mit der im September d. J. erscheinenden X. Lieferung vollständig vorliegen. — Leipzig, W. Friedrich. à 1 M.

Wieder ein kompaktes Stück Unsinn über Shakespeare! E. P. Vining: „Das Geheimnis des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems.“ Aus dem Englischen von A. Knoflach. Man hätte diesen neuen Aberwitz über Hamlet ruhig den Engländern überlassen sollen, er wird durch die Uebersetzung ins Deutsche nicht geringer. — Leipzig, Brockhaus. 2 M.

Das Juni-Heft der von A. Edlinger herausgegebenen Monatsschrift „Oesterreichische Rundschau“ (Verlag von C. Graeser in Wien) enthält: La Speranza. Novelle von Alexander Baron von Roberts (Schluss). — Was ist Föderalismus? Eine publizistische Untersuchung von Adolph Kolatschek. — Glocken-Tragödie. Aus dem Ungarischen des Joseph Kiss. Uebersetzung aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer. — Iwan Turgenjew. Von Fritz Lemmermeyer. — Eine Reise durch die indische Wüste. Von G. Bühler. — Altenglische Humoristen. Geoffrey Chaucer. Von Professor Dr. J. Schipper. — Das Darwinsche Prinzip in der wirtschaftlichen, staatlichen und sittlichen Entwicklung der Völker. Von Alfred Kirchhoff. — Krethi und Plethi. Porträts, nach dem Leben gezeichnet von J. H. Wehle. — Parlamentarische Rundschau. — Kritische Rundschau.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

ANZEIGEN.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 schilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 14. Juli 1883. | Nr. 28.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Richard Voss.

(Schluss.)

Ich komme nun zu demjenigen Teile des dichterischen Wirkens, der Voss' Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat: seinen Dramen. Von den ersten Arbeiten auf diesem Gebiete: „Savonarola," Trauerspiel in 5 Akten, (Rosner, Wien, 1878) und „Magda", Trauerspiel in 5 Akten, (Verlags-Magazin Zürich, 1880) ist nur wenig zu sagen: es sind fast ganz verfehlte Versuche eines noch gänzlich ungeschulten Gestaltungsdranges. „Savonarola," in sehr ungefügen Jamben geschrieben, strotzt von wildester Leidenschaftlichkeit, die ohne jede psychologische Berechtigung dahinstürmt; die Personen sind eben nur Ventile, deren sich der Autor bedient, um sich Luft zu schaffen; und dennoch hat der 5. Akt Stellen von ergreifender Schönheit, ist auch im Ganzen sehr gut aufgebaut. — „Magda" ist das dramatisirte Motiv „Töte!" aus den „Scherben," nur noch verzerrter, krankhafter und weniger motivirt als in der Novelle, welche den Entwicklungsgang Edgars (denn dieser ist eigentlich der Held, nicht Magda) doch noch einigermaßen möglich erscheinen lässt.

In den letzten drei Jahren veröffentlichte Voss fünf weitere fünfaktige Dramen: „Die Patrizierin," Trauerspiel (Koenitzer, Frankfurt 1881), „Luigia Sanfelice, Trauerspiel (Koenitzer, 1882), „Pater Modestus," Schauspiel (Friedrich, Leipzig 1883), „Der Mohr des Zaren," Schauspiel (Koenitzer, 1883), und „Regula Brandt," Schauspiel (Friedrich, 1883). Das ist etwas viel für die kurze Zeit, und nicht allzu selten findet man auch die Spuren überstürzter Arbeit in den Werken selbst.

Die beiden ersten dieser Dramen haben in Frankfurt a. M. bezw. Mannheim einen Preis errungen; trotz dieser Auszeichnung — und wolverdienten Auszeichnung im Hinblick auf die moderne dramatische Produktion in Deutschland — haben sie sich auf der Bühne nicht zu behaupten vermocht. Die Gründe dafür glaube ich in meinen Rezensionen dieser Stücke s. Z. im „Magazin" (Nr. 51, 1881 und Nr. 48, 1882) gekennzeichnet zu haben, so dass ich mir — und den Lesern! — eine eingehende Wiederholung des damals ausführlich Dargelegten wol ersparen darf. Nur das zur Aufrechterhaltung des Zusammenhangs Notwendige mag hier einen bescheidenen Platz finden: Der „Patrizierin" fehlt die psychologisch und mithin auch dramatisch notwendige Grundlage, die ungezügelte und regellose Leidenschaftlichkeit tritt an Stelle der menschlichen und berechtigten Leidenschaft, unzureichende Anlehnungen an Shakespeare und Lessing stören in hohem Grade, ebenso die Mängel der wenig dichterisch gehaltenen Sprache. Trotzdem aber durfte ich mit dem Ausspruche schließen: „So zeugt das ganze Stück in seinen fast unvermittelt nebeneinander auftretenden Gegensätzen von einem tüchtigen, aber noch ungeschulten Können, von einer woltuend großen, aber noch ganz regellos einherstürmenden Kraft, von einem dichterischen, aber noch stark mit Sinnlichkeit verquickten Feuer".

Auch bezüglich „Luigia Sanfelice" und „Pater Modestus" muss ich trotz (oder in Folge?) wieder-

holten aufmerksamen Studiums der beiden Stücke bei meiner früher ausgesprochenen Ansicht bleiben: dass sie, sub specie aeterni betrachtet, nicht vollwertig sind und nur von der hervorragenden, vorläufig aber noch nicht ausgereiften dramatischen Begabung unseres Autors Zeugnis ablegen. In der „Luigia", wenigstens wie Voss sie zeichnet, kann ich beim besten Willen keine tragische Schuld entdecken, die uns die Tragödie menschlich nahe brächte; und „Pater Modestus" zeigt mir auch jetzt noch nur Personen, die lediglich einer Tendenz zu Liebe da sind, sowie zu viele dramatische Effekte rein äußerlicher Natur, die stellenweise (z. B. die Verbrennung des Klosters) sogar bedenklich an die Bizarrerien der „Scherben" erinnern.

Von den beiden zuletzt veröffentlichten Dramen kann ich leider nur sagen, dass sie einen Rückschritt in dem Entwickelungsgange Voss' darstellen. Oder sind es frühere Arbeiten, die jetzt erst zur Publikation gelangten? Ich wünschte von Herzen, dass dem so sei. Ich tue es herzlich ungern, aber ausgesprochen muss es doch werden: der „Mohr des Zaren" ist geradezu platt und nichtssagend. Nicht eine einzige der Personen vermag uns zu erwärmen; der Held ist ein höchst schwächlicher Aufguss vom Hamlet, die Heldin nicht viel besser als die gewöhnliche Schablone des vermeintlich hassenden, in Wirklichkeit liebenden, und im Ganzen höchst unbedeutenden Mädchens, die Nebenfiguren fragwürdige Lustspielgestalten, — im Ganzen eine Seelenmalerei, die nur gemalte Seelen hervorbringt. Auch das Bizarre in der Bühnentechnik, der in nur äußerlichem Zusammenhange mit der Handlung stehende Knalleffekt (Schiffsgefahr) fehlt nicht, — dabei ist aber die Rettungsszene, durch welche sich der Hamlet-Mohr als liebenswerter Mann erweisen soll, so schwächlich und unanschaulich, so verfehlt und verwässert, dass ich niemals Voss für den Urheber derselben gehalten hätte, wenn nicht sein Name auf dem Titelblatte stände. Und um das Unglück voll zu machen, ist der in Form und Inhalt vergriffene Stoff auch gar noch in Jamben gekleidet, die ihn womöglich noch fader erscheinen lassen. („Durch Zumutung, Herr, Euer Weib zu werden.") Der einzige Lichtblick in dem krausen Durcheinander unbehilflicher Figurinen ist die kleine Dunja, aber auch sie nur in den ersten Stadien ihrer nebensächlichen Laufbahn.

„Regula Brandt" zeigt wieder mehr das Vosssche Angesicht, mit allen Fehlern aber auch den Vorzügen seiner Muse: das Stück im Ganzen ist und bleibt die bizarre Ausgeburt einer krankhaft affizirten Dichterseele. Wie diese ist es reich an Schönheiten, die von dichterischem Empfinden zeugen; wie diese leidet es an hochgradiger Unklarheit, an einem Durcheinandertaumeln phantastisch verzerrter Charaktere. Ich habe das Drama wieder und wieder gelesen, — aber es war mir platterdings unmöglich, mir von dem alten Brandt z. B. ein auch nur einigermaßen verständliches Bild zu machen; und selbst mit der Heldin ging es mir nicht viel besser. Sogar der Faden der Handlung verwirrte sich mir im letzten Akte zu einem unauflöslichen Knäuel, aus dem ich mich nicht mehr zurechtzufinden vermochte; und regelmäßig legte ich das Buch mit dem Empfinden aus der Hand, als ob ich mich bis zur Erschöpfung abgemüht hätte, um aus den wirren Phantasieen eines Fiebernden eine wichtige, mich aufs Höchste interessirende Mitteilung herauszuhören.

* * *

Das Gesamtbild des dichterischen Schaffens von Richard Voss ist also insofern ein erfreuliches, als es die Züge eines echten, wenn auch noch werdenden Dichters trägt; und die es entstellenden Flecken sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Fehler seiner Vorzüge. Denn in der Tat: dass das dichterische Feuer allzustark und hie und da am unrechten Orte hervorbricht, ist immer noch besser, als wenn es gar nicht da wäre, und die durch das Uebermaß der eigenen Empfindung zerstörte Form ist immerhin wertvoller, als das glatt geleckte, jedoch durchaus inhaltlose Machwerk der heutigen Modeproduzenten, — die Scherben eines künstlerischen Gefäßes werden eben immer interessanter sein, als das schale, wenngleich unbeschädigte Dutzendfabrikat der gewöhnlichen Porzellanmanufaktur. Besser als beides freilich ist das formvollendete und nicht in Scherben zerbröckelnde Kunstwerk, — wie könnte Voss dazu gelangen?

Er selbst hat den Wunsch dazu am Ende der Einleitung zum zweiten Bande der „Scherben" ausgesprochen, — den Wunsch und die nötige Grundlage zur Erfüllung desselben. Er sagt: „Möchte es (die „Scherben") das Letzte sein, was der Müde von seiner zertrümmerten Seele zu geben hat; dann aber, hat er sich keine neue Seele erarbeitet, hat er mit neuer, ganzer Seele nichts Besseres zu geben, wol, mag er für immer verstummen." — Also eine neue Seele sich erarbeiten, d. h. den alten, am hässlichen Ichschmerz erkrankten Adam ausziehen, Empfindung und Einbildungskraft gesunden machen. Das geht aber nicht in der Zurückgezogenheit, in der sich Voss bisher gefiel, weit hinten in den baierischen Bergen oder in der römischen Campagna, beide gleich fern von unserem modernen Leben. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, Sich ein Charakter in dem Strom der Welt." Und dieser Charakter ist es, dessen Ausbildung Voss am notwendigsten gebaruch. Darum also hinaus, oder richtiger: herein in die Welt, in das mächtige Getriebe unserer vielleicht harten, aber gerade deshalb von aller rührseligen Versimpelung und bizarren Verweichlichung weit entfernten Zeit, — herein in die Mitte des Volkes, zu dem Voss doch einmal gehört, — frisch herein in den Konzentrationspunkt deutschen Wirkens und Strebens, und frölich mitangefasst an der uns allen beschiedenen Arbeit. Das tut wol und macht das Auge hell zum Erfassen und die Seele kräftig zum Empfinden; da weht ein gar heilsamer Luftzug, der die geistigen Nebel des kleinlichen Pessimismus im Handumdrehen zerstreut und den Horizont des wirklich Lebenden mächtig erweitert. Und das wird nicht nur Voss gut tun, sondern auch uns; wir brauchen Männer, geistig und künstlerisch begabte Männer, die gegen ein gewisses Contagium unempfindlich sind, — ich meine den Byzantinismus, der seit **1870 bei uns**

wuchert und im Gesamtleben Deutschlands derartige Dimensionen angenommen hat, dass er unsere Entwickelung schwer bedroht. Wohin wir auch blicken mögen, finden wir diesen wolgekleideten, männermordenden Gast, im künstlerischen Leben gerade so gut wie im politischen und sozialen; und er ist für die Kunst gerade so unheilvoll wie für alles andere, — auch die Kunst braucht freie Seelen und kühne Augen und ungebeugte Rücken, wenn sie in Wahrheit blühen soll. Jene köstliche innere Freiheit, welche dem Gelde wie der Macht, den Vorurteilen der Zeit wie den „geheiligten Traditionen", denselben Mannesstolz entgegensetzt und „dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist", aber nicht einen Deut mehr, — welche das Recht jedes andern achtet, aber auch auf der Achtung des eigenen Rechtes, vor allem des Rechtes der unbedingten Wahrhaftigkeit, ebenso fest besteht, — jener kräftige Unabhängigkeitssinn, der allein wahre Männer und wahre Dichter erzeugen kann, — — er kommt uns mehr und mehr abhanden in dem wirren Drängen nach äußerem Erfolg, der als maßgebend gilt. Wir brauchen auf allen Gebieten Männer, die vor allem sich selbst und ihrem als recht erkannten Streben Genüge tun wollen und stolz genug sind zu glauben, dass ihnen dann der äußere Erfolg entweder zu Teil werden oder gleichgiltig bleiben muss, und Voss hat eine Anwartschaft darauf, die Reihen dieser Männer zu verstärken, — darum hat er doppelt die Pflicht, sich dem gemeinsamen Leben und Wirken voll anzuschließen. Dieses Leben wird seine Empfindung stählen und ihn vor den psychologischen Missgriffen, den verzerrt phantastischen Gestalten schützen, die dem einsam schaffenden Dichter gar zu leicht begegnen.

Ferner muss Voss unsere großen, seelenstärkenden Vorbilder eifriger studiren, als er es bisher wol getan hat; das wird seiner künstlerischen Gestaltungskraft (welche notwendig zum dichterischen Empfinden gehört) von großem Vorteil sein und ihm eine größere Herrschaft über das Material, die Sprache, gewinnen helfen. Ja, dieses Stiefkind der meisten unserer Literaten, unser „geliebtes Deutsch"; es könnte in zeitgemäßer Variante des bekannten Sinngedichts von sich sagen: „Ich will weniger gelobt und mehr studirt sein," — und auch Voss sündigt auf diesem Gebiete mehr als zulässig. Dass die andern es meist ebenso und zum Teil noch ärger treiben, darf nicht als Entschuldigung für ihn gelten, und wenn ein Klaviervirtuose täglich eine Stunde Fingerübungen machen muss, um Herr über sein Instrument zu bleiben, so ist es von einem Schriftsteller doch nicht zu viel verlangt, einen Theil seiner Zeit dem Studium unserer Sprachmeister zu widmen, was jedenfalls bedeutend interessanter ist. So ein Stündchen Paul Heyse täglich könnte den nachlässigen Liebhabern unserer Sprache nicht dringend genug angeraten werden.

Und endlich darf Voss nicht so hastig produziren wie bisher. Der tüchtige Gärtner entfernt die wildwuchernden Triebe, um die Kraft des Stammes auf die als gut zu erhaltenden zu konzentriren, und alles Unkraut wird ausgejätet, weil es den nützlichen Pflanzen Nahrung und Licht raubt; dasselbe aber gilt für die schaffende Kraft des Dichters, — wolgemerkt: für die schaffende Kraft, von der Veröffentlichung gar nicht zu reden. Schon das sofortige Verarbeiten und Fertigstellen jedes unreifen Gedankens, jedes augenblicklichen Einfalls, ist von Nachteil für die Schaffungskraft; auch wenn derartige Arbeiten nicht veröffentlicht werden, die Schädigung des eigenen Rufes und fremden Wolbefindens also vermieden wird, bleibt die innere Schädigung doch bestehen. Gewiss kann der Schriftsteller sich dem nicht nicht entziehen, dass ihm ein und dasselbe Motiv in verschiedener Gestaltung durch den Kopf schießt; dass ihm Vorwürfe begegnen, die auf den ersten Blick als gut verwendbar erscheinen, bald aber sich als verfehlt erweisen; dass eigene Erlebnisse ihm wichtiger dünken, als sie es objektiv, für andere, sind; dass seine Geisteskinder, auch wenn sie nur als Aphorismen oder gelegentlich zu verwendende Bruchstücke in seinem Notizbuche stehen, ihm besonders ans Herz gewachsen sind. Gerade desshalb aber, weil der Schriftsteller sich alledem nicht entziehen kann, weil, wie überall, auch im geistigen Leben die Natur verschwenderisch umgeht mit Keimen und Trieben, deren größter Teil der Vernichtung anheimfällt, gerade deshalb muss der Schriftsteller von vornherein, für sich selbst, die unnützen Triebe seines reich wuchernden Gedankenlebens von den lebensfähigen sondern, und die ersteren unbarmherzig der Vernichtung weihen, damit die letzteren zu desto schönerer und kräftiger Entwicklung gelangen. Deshalb schonungslose Selbstkritik nicht nur vor der Veröffentlichung, sondern schon vor dem Ausarbeiten; nicht nur die sorgsame Feile für das Fertige, sondern auch das scharfe Messer für das zu Fertigende.

Ob nun Voss auf diesem Wege noch die neue Seele, deren er selbst sich für bedürftig hielt, auch wirklich erarbeiten wird, das kann natürlich niemand wissen; aber hoffen und sogar für höchst wahrscheinlich halten dürfen wir es, angesichts der vortrefflichen Gaben, die ihn auszeichnen, angesichts des Feuers und echten Gehaltes seiner dichterischen Empfindung. Bereichert er dieselbe durch die volle unmittelbare Teilnahme an unserem nationalen Gesamtleben, erwirbt er sich durch das hingebende Studium unserer Klassiker das Maßhalten und die Herrschaft über die Sprache, und eignet er sich die bei ihm, wie bei allen stark empfindenden Naturen, doppelt notwendige Selbstkritik an, — dann wird dereinst mein Nachfolger die ungetrübte Freude haben, das herzerquickende Bild eines echten Dichters zeichnen zu dürfen, der nicht nur in seinem Empfinden, sondern auch in seinen Werken diese Ehrenbezeichnung verdient.

Berlin.

Wilhelm Loewenthal.



Aus Shakespeare's Selbstbekenntnissen.

Nach zum Teil noch unbenutzten Quellen.
Von Fritz Krauss.
Weimar 1882, Huschke.

Man wird gut tun, den Titel nicht als eine Bejahung der sogenannten persönlichen Theorie aufzufassen. Es handelt sich im Gegenteil um den Versuch, die Kontroverse über die 154 Shakespeare'schen Sonette dadurch zum Abschluss zu bringen, dass ihnen im Wesentlichen der Charakter von Selbstbekenntnissen genommen wird. Wie man weiß, haben viele derselben zu Auslegungen geführt, welche widerlegt zu sehen, jedem Verehrer des großen Dichters hohe Befriedigung gewähren muss. Das vorliegende Werk darf als ein wertvoller Beitrag in dieser Richtung willkommen geheißen werden. Der Verfasser verfolgt dabei den von Gerald Massey bereits vor zwanzig Jahren eingeschlagenen Weg. Die ersten 126 Sonette sind nach Massey zum Teil an den Grafen Southampton gerichtet, zum Teil schildern sie auf dessen Eingebung sein Liebesverhältnis zu Elisabeth Vernon und zwar in dramatischer Weise: bald spricht der Graf, bald seine Geliebte.

Die zweite Abteilung von 28 Sonetten ist für den Grafen von Pembroke geschrieben; dieser ist der Mr W. H., der die Veröffentlichung der Sonette bewirkte. Die schwarze Schöne ist Lady Rich. — F. A. Gelbcke hat (1867) diese Theorie seiner Uebersetzung der Sonette zu Grunde gelegt, und Fritz Krauss ist ihm in der seinigen gefolgt. „Ich halte Massay's Theorie", sagt er, „nicht für unfehlbar, aber für richtig im Großen und Ganzen; sie ist eine feine Mosaikarbeit, bei welcher manches Steinchen so oder so gewendet werden kann. Ihre schwache Seite ist, dass sie zu viel beweisen, dass sie die Stelle, die sie jedem Sonette einräumt, besonders begründen muss, während jene Theorien, die sich einfach an die hergebrachte Ordnung halten, alles Unverständliche auf die Schultern des Dichters wälzen können, der doch gewiss an dieser Ordnung unschuldig ist. Massey's Hypothese aber macht mir die Sonette am genießbarsten und birgt für mich am meisten innere Wahrheit. Sie befreit nicht nur den Dichter von allem Anstößigen, was in den Liebessonetten, namentlich der letzten Abteilung, wenn auf ihn selbst bezogen, liegt, sondern gibt auch für Sonette, die nicht in seinen Mund passen, den richtigen Sprecher oder die Sprecherin. Eine Gewähr für ihre relative Richtigkeit erblicke ich darin, dass sie fast alle anderen Hypothesen irgendwo tangirt, als besäße jede einen Teil der Wahrheit, die sie vereinigt. So hat sie die Freundschaft Shakespeare's mit den hohen Gönnern Southampton und Pembroke, aber zeigt sie in einem Lichte, die auf des Dichters Charakter keinen Flecken lässt; sie gibt persönliche Sonette, durch welche wir dem Dichter nahe kommen, setzt aber auch seine Männlichkeit wieder in ihre Rechte ein und weist dem Weibe zu, was des Weibes ist; sie gewährt Shakespeare Spielraum für das freie Schaffen seiner Phantasie, wie für seine besondere Fähigkeit der dramatischen Darstellung und räumt auch dem Humor und der Satire ihr Feld ein. Endlich aber wirft sie auch auf Shakespeare's Leben ein neues Licht: seine unglückliche Ehe, sowie die Unzufriedenheit mit seinem Stand zerfallen in nichts; denn es zeigt sich, dass diese Mythen hauptsächlich auf einer irrigen Auslegung gewisser Sonette beruhen."

Es fehlt hier der Raum, um auf die so lange schon streitige Materie anders als in kurzen Auszügen einzugehen. Dieselben werden aber Zeugnis ablegen von der Umsicht und Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser zu Werke gegangen ist, und wenn er dennoch voraussichtlich nicht alle Ausleger der bewussten Sonette zu seiner Ansicht bekehren wird, so geht es ihm wie jedem, der nicht vermeiden kann hie und da zu scheinbar gekünsteltem Argumentiren seine Zuflucht zu nehmen. —

Ueber das Verhältnis Shakespeare's zu Southampton schwebt bekanntlich ein Dunkel. Sicher ist nur, dass Shakespeare ihm die zwei größeren Dichtungen „Venus und Adonis" und „The Rape of Lucretia" zueignete. In der ersten Widmung tritt Shakespeare gleichsam noch tastend auf, unsicher, ob dieser erste Sprössling seiner Erfindung wol dem Grafen gefallen werde und zugleich gelobt er, alle müssigen Stunden zu einer ernsten Arbeit zu verwenden, mit der er ihn ehren könnte.

Bei der zweiten Widmung weiß er schon, dass seine Arbeit willkommen ist, denn er besitzt Beweise von des Grafen Gunst; was er über die Arbeit selbst sagt, sind nur schickliche, aber eigentlich jetzt überflüssige Redensarten. Dagegen versichert er ihn schon in den ersten Worten seiner unendlichen Liebe und, dass, was er schuf und was er noch zu schaffen habe, ihm gewidmet sei, als Teil alles dessen, was er ihm gewidmet. Wäre sein Wert größer, so würde sich auch seine Schuldigkeit oder Dienstbarkeit größer äußern, so aber ist sie, wie sie eben ist, seiner Lordschaft geweiht. Damit bezeichnet sich Shakespeare eigentlich als des Grafen Southampton Dichter.

Aber diesen Widmungen ging anderes voraus. So das 26. Sonett. Dieses Sonett, heißt es, wurde jedenfalls lange vor der Widmung zur Lucretia, ja vor jener zu Venus und Adonis, geschrieben: Shakespeare überreicht dem Grafen erst ganz privatim einige poetische Versuche und versichert ihn, so zu sagen nur unter vier Augen, seiner Liebe, obgleich er auch da schon betont, dass er ihm seine Dienstbarkeit widmet — doch darf er das alles noch nicht öffentlich, laut sagen; das wird erst geschehen, wenn er seiner Achtung wirklich würdig geworden. Er hat also noch nichts bereit, was er ihm öffentlich widmen dürfte. Dies Würdigere kommt dann mit der „Venus und Adonis", und ist auch die Sprache der Widmung dieses Gedichtes viel zurückhaltender und ängstlicher als die des früher geschriebenen Sonettes, so müssen wir doch bedenken, dass man vor den Leuten anders spricht, als unter vier Augen. So ist etwa der Gedankengang, welcher der Massey'schen Auffassung zu Grunde liegt. Fritz Krauß versucht nun einigen der

Haupteinwendungen zu begegnen, die gegen die Shakespeare-Southampton-Freundschaft, wie die Sonette sie schildern, aufgestellt werden.

Wenn Shakespeare, sagt er, in den Sonetten den Grafen besonders schön (dass er es nicht gewesen, ist nirgends bewiesen), sich selbst aber besonders alt macht, so ist das, ganz abgesehen von der großen Jugend Southampton's und dem bei Shakespeare's Charakter mehr als die wirklichen $9^1/_2$ Jahre betragenden Altersunterschiede, nichts weiter als eine, dem angesehenen Freunde gegenüber wolangebrachte, zu jener Zeit eigentlich gebotene dichterische Uebertreibung. Fritz Krauß kann deshalb nichts Anstößiges darin sehen, wenn der Dichter in Nr. 108 den jungen Grafen, den „beauteous and lovely youth" des 54. Sonettes, „sweet boy" nennt. Boy mit allen möglichen Adjektiven verbunden, ist in der Tat heute noch in England, gegen Männer, und zwar auf- wie abwärts, als Ausdruck der Vertraulichkeit gebräuchlich, ja es tut dem schuldigen Respekte keinen Eintrag, wenn z. B. die Studenten bei Festessen ihre anwesenden Professoren mit dem Rufe leben lassen: „Three cheers for the old boys!" Shakespeare selbst lässt in „Romeo und Julia" Capulet zum wilden Tybalt sagen: „What goodman boy!" und „you are a saucy boy!" und Tybalt nennt Benvolio einen „wretched boy".

„Sweet" ist eines der Lieblingsworte Shakespeare's und auf ihn selbst als Epithet übergegangen. (Siehe Ben Jonson's „Sweet Swan of Avon".) Sweet nennt er denjenigen, für den er schreibt, in Nr. 63., 76. und 79 und deutet in 79 an, dass auch eine andere Feder für ihn beschäftigt sei. Der sweet boy in Nr. 108 kann nicht Shakespeare's Sohn sein, der schon mit 12 Jahren starb, als Shakespeare 32 zählte. Das „dear merit" des Knaben (merit, Verdienst, hat auch das Widmungssonett Nr. 26) war wol noch nicht so groß. Auch kann die Liebe vom Vater zum Sohne nimmermehr des Alters „Staub und Raub", den „lästigen Runzeln" unterworfen sein, „Zeit und Außenseite" können sie nie tot erscheinen lassen.

Die ersten 17 Sonette, welche unzweifelhaft an einen jungen Mann (für Massey und seine Anhänger also Southampton) gerichtet sind, scheinen Southampton zum Heiraten bestimmen zu sollen.

Die schönen Sonette Nr. 8 und 9 schildern denn auch das Glück, das die Ehe gewährt:

No. 8.

Musik du selbst — wie kann Musik dich schmerzen?
Das Süße hasst nichts Süßes, Lust liebt Lust!
Warum begehren, was du scheust im Herzen?
Rufst du die Qual herbei, der Qual bewusst?
Wenn reiner Töne Einklang dich verdrießet,
So will ihr süßer Bund nur Rüge sein
Dir, der sein Herz der Harmonie verschließet,
Und, sie verschmähend, trotzig bleibt allein.
Horch! wie die Saiten ineinander schwingen
Die einem Paare gleich verbunden sind,
So, wie in einer zarten Note singen,
Vereint und glücklich, Vater, Mutter, Kind —
Wortloses Lied, vielstimmig, Eins im Klange
Erschallt's: „allein wirst du nicht zum Gesange!"

No. 9.

Verzehrst du denn aus Furcht vor Witwentränen
Dich einsam? Ach! stirb kinderlos, allein,
So wird die Welt sich klagend nach dir sehnen,
Wie ein verlassen Weib in Trauer sein.
Die Welt wird deine Witwe sein, wird weinen,
Dass du ihr keine Form von dir vermacht,
Da jeder armen Witwe aus der Kleinen
Vergnügtem Aug' des Gatten Bildnis lacht.
Sieh', was Vergeudung in der Welt verschwende,
Tauscht nur den Platz; die Welt bleibt dessen froh.
Der Schönheit Missbrauch aber kommt zu Ende,
Und, ungenützt, wird sie vernichtet so.
Nicht Lieb' zu andern mag der Busen nähren,
Der gegen sich kann solche Mordlust kehren.

In Nr. 10 wirft der Dichter dem Grafen vor:

So blut'ger Hass ist jetzt in dich gefahren,
Dass gegen dich du selber dich verschwörst
Und jenes schöne Haus, das zu bewahren
Du streben solltest, freventlich zerstörst. —
(Seeking that beauteous roof to ruinate
Which to repair should be thy chief desire)

und in Nr. 13 wörtlich:

Wer lässt ein so schönes Haus („so fair a house", siehe „thy fair name" in No. 108) in Trümmer fallen, das „Wirtschaft in Ehren" (husbandry in honour) erhalten könnte? — „Verschwender nur sind's, die so handeln! — Theurer! du weißt, du hattest einen Vater, lass deinen Sohn so sagen!"

Das spricht allerdings deutlich aus, dass es sich um Erzeugung eines legitimen, „in Ehren" geschaffenen Erben handelte, der das „Haus" vor Verfall bewahren sollte, wozu nach Fritz Krause der Umstand eine treffliche Illustration bildet, dass das Haus Southampton auf dem jungen Grafen beruhte, da Vater und Bruder gestorben seien, denn Shakespeare sagt ja: „Du hattest einen Vater", — eine Deutung, welche übrigens wol anfechtbar sein möchte.

In „König Heinrich VI.", 3. Teil V, 1 sagt Clarence:

„I will not ruinate my father's house".

Als Vorbild zu diesen Ermahnungen wird mit gutem Grunde Philip Sidney's „The Countess of Pembroke's Arcadia" herangezogen. — Was Shakespeare's Stellung gegenüber Southampton betrifft, so erinnert der Verfasser an die in der Widmung der „Rape of Lucretia" vorkommenden Stelle: „Was ich geschrieben habe, gehört Ihnen, was ich zu schreiben habe, gehört Ihnen, als ein Teil alles dessen, was ich Ihnen zugelobt habe. Wäre mein Wert größer, so würde auch meine Schuldigkeit sich größer äußern, so aber ist sie, wie sie ist, Eurer Lordschaft gewidmet."

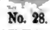
In diesen Aussprüchen und in den Sonetten liegt die Charakteristik des Verhältnisses zwischen Shakespeare und Southampton: Dichter und Patron — Dichter und Freund.

(Schluss folgt.)

Dresden.

Robert Waldmüller.





Ein Spieler, der gewinnt. Roman von Maurus Jokai.

Budapest 1883, Gebrüder Révai.

Der ungemein fruchtbare Romancier, welcher über eine reiche Phantasie, eine erstaunliche Erfindungsgabe verfügt, macht in dem vorliegenden Buche so ausgiebigen Gebrauch von diesen Eigenschaften, dass es dem Leser bei demselben oft ganz schwindlig werden muss und er wol kaum weiß, was er aus dem Buche machen soll. Ist dasselbe ernsthaft zu nehmen oder ist es nur als Satire auf eine gewisse Art von Sensationsromanen zu betrachten? Wir gestehen, wir sind uns nicht recht klar darüber geworden und geben gern zu, dass wir das Buch vielleicht nicht verstanden haben. Aber, um an ein Wort zu erinnern, das, irren wir nicht, Lichtenberg gesagt hat: ist in solchem Falle immer der Leser schuld? Suchen wir den Inhalt nachzuerzählen, soweit dies bei der etwas verworrenen mystischen Darstellungsweise dieses Romans möglich.

Ein junger ungarischer Magnat wurde durch den Ausgang zweier Prozesse und eine jener in Oesterreich häufiger vorgekommenen Entwertungen des Papiergeldes, die damit zusammentraf, um das Erbe seiner Väter und sein ganzes Vermögen gebracht. Hätte das Verhängnis nur ihn allein getroffen, so hätte er dasselbe ruhig hingenommen, aber es waren ihrer zwei im Unglück. Seine Schwester, ein sechzehnjähriges, unschuldiges Mädchen, das im Kloster erzogen ward und außer ihm niemand hatte, teilte sein Schicksal. Um für sie das Schloss ihrer Ahnen wieder erwerben zu können, entschließt sich der Held, sein in hohem Grade ausgeprägtes Spielertalent auszunutzen und fasst den Plan nach Paris zu gehen, wo er die zur Auslösung des väterlichen Schlosses nötige Summe im Spiel zu erwerben sucht. Aber um in diesen Kampf um das Glück anderer einzutreten, muss er einen erdichteten Namen annehmen. Denn als ganz junger Mensch hatte er einen nahen Verwandten unbarmherzig im Spiel geschlagen. Der Vater desselben weigerte sich, seine Kartenschulden zu bezahlen und sein Vetter jagte sich nach Ablauf der 48stündigen Frist eine Kugel durch den Kopf. Darauf erklärte ihm der Oheim, der den einzigen Sohn um seinetwillen verlor, dass auch er nun nie mehr spielen dürfe, und wenn derselbe jemals höre, dass er irgendwo in der Welt eine Karte zur Hand genommen, er ihn niederschießen werde wie einen tollen Hund. Um der Rache des Oheims nicht in die Arme zu laufen, verbirgt er sich bei seinem Zug nach Paris unter dem Namen Metell Riparievich von Babiagora, gesonnen, diesen nom de guerre wieder in der Luft zerfließen zu lassen; sobald er das angestrebte Ziel erreicht hat. Nur ein Hindernis blieb dabei noch zu beseitigen, die Frage, wo er seine junge Schwester während seines Feldzugs unterbringen sollte: — „Dort in meinem Vaterland kann ich sie niemandem anvertrauen; denn mein Verwandter ist mein größter Feind. Ins Kloster kann ich sie nicht wieder zurückbringen, denn dort ist die Regel, dass man denjenigen nicht mehr zurücknimmt, der es einmal verlassen hat. Soll ich sie also mit mir nehmen? hieher nach Paris? für die Narren! Soll ich sie in die Zauberwelt des Champ des Tartares einführen, damit sie die Weltkenntnis gleich bei der Hölle beginne?" In diesem Dilemma kam er zu folgendem Ausweg. Die österreichische Regierung ließ eben damals — kurz nach den napoleonischen Kriege — jene Burgen versteigern, die an der wieder in ihren Besitz gelangten dalmatinischen Küste eine für das Aerar überflüssige Last bildeten, darunter ist eine, die Frangipani-Burg, die während der französischen Herrschaft als Spital für diejenigen benutzt wurde, die an einer furchtbaren Epidemie, Marguerita genannt, erkrankt waren. Diese von aller Welt gemiedene und gefürchtete Burg erwirbt Metell für den Preis von 9 Gulden, dort weiß er seine Schwester, die er unter dem Schutz eines eigentümlichen männlichen Weibes, welches die napoleonischen Kriege als Wachtmeister mitgemacht hatte, zurücklässt, vor jeder fremden Berührung sicher und kann nun frischen Mutes nach Paris an die Arbeit gehen. Wir begleiten ihn nun bei seiner systematischen und erfolgreichen Tätigkeit, staunen über seine Meisterschaft am Billard, sein Glück beim L'hombre und müssen vor allem die Noblesse bewundern, mit der er sich seinen Gegnern gegenüber verhält, und durch welche es ihm gelingt, sich in die vornehmsten, sonst unnahbarsten Spielkreise Eingang zu verschaffen. Ein Gegenstück zu dem männlichen Weib, welches in der einsamen Frangipani-Burg die Schwester Metells beschützt, ist der junge, nach Abenteuern dürstende Engländer, den wir in der wunderlichen Welt des Tartarenlagers zuerst in Frauentracht begegnen. Lord Adam Camelborough, Neffe des damals allmächtigen Herzogs von Wellington, hat es durch die Geschicklichkeit, mit der er die Komödie als Weib durchführte, verstanden, allen Männern in jenem Spielkreise die Köpfe zu verdrehen, ganz besonders aber bevorzugt er unseren Helden, welcher der vermeinten Dame gegenüber ein männliches Benehmen beobachtet und sie nicht durch fade Schmeicheleien langweilt. Als sich dann herausstellt, dass Lady Adamina eigentlich Lord Adam ist, werden beide erst recht gute Freunde. Der junge Engländer verlässt Paris, um sich nun anderwärts in anderer Weise zu amüsiren, und hinterlässt Metell seine Wohnung, seine Mätresse und seine Duelle, die jener für ihn ausfechten muss. Metell vertraut dem Freunde, der nach einiger Zeit zurückkehrend ihn scharf darüber zur Rede stellt, welchen Grund er gehabt, unter einem Namen aufzutreten, der in den 78 goldenen Büchern der ungarischen Staatskanzlei nicht enthalten, das Geheimnis seines Lebens an, ohne ihm indessen seinen wahren Namen zu nennen. Lord Adam verschwindet nun wieder aus Paris und taucht an der dalmatinischen Küste auf, wo er als Held Marko einen Aufstand der Uskoken gegen die österreichische Regirung inszenirt und leitet. Geschlagen, verfolgt, als staub- und blutbedeckter Flüchtling kommt er in die Frangipani-Burg, wo Miliora, Metells anmutige Schwester, die sich schon à distance in ihn verliebt hatte, ihn aufnimmt. Ihr entlockt er nun den wahren Namen ihres Bruders und hat nichts eiligeres zu tun, als dessen

Oheim aufzuspüren, demselben die Beschäftigung und den Aufenthalt Metells mitzuteilen.

In Paris, wohin Lord Adam zurückgekehrt, trifft er mit Metell zusammen. Dieser hat inzwischen das Vermögen erspielt, dessen er bedurfte und will nicht mehr in den Klub gehen. Adam verführt ihn, ein letztes mal zu spielen, und während des Spieles wird Metell herausgerufen, von seinem Onkel in die Brust geschossen und schleppt sich als Sterbender in die Wohnung seines verräterischen Freundes. Ihm übergibt er als letzten Willen das Geld, das er für seine Schwester erworben, in Form eines Wechsels auf ein erstes Haus in Dalmatien und stirbt. Lord Adam, der ohnehin gesonnen war, wieder nach Dalmatien zu gehen, einmal, um einen neuen Aufstand gegen Oesterreich anzuzetteln, in welchem zum ersten Male die lautlos wirkende Schießbaumwolle eine Rolle spielen soll, dann weil er das Weib erobern will, das unschuldig wie ein Kind ist und eine hitzige Phantasie hat wie eine Haremsfrau, Jungfrau und Fee in einer Person, macht sich auf den Weg.

Wir begegnen ihm wieder in seiner Barke, die Bucht durchstreichend, im Begriff, zur Geliebten zu eilen; da wird er von einem Haifisch angepackt und mit Schuhen und Strümpfen tale quale — aufgefressen. „Dieser Hai machte mit einem Bisse einen dalmatischen Feldzug der österreichischen und ungarischen Monarchie und die obligaten außerordentlichen Kriegskosten von 30 Millionen überflüssig."

Und wer's nicht glaubt, zahlt einen Thaler, heißt es am Schlusse mancher deutschen Volksmärchen. Es ist in der Tat schwer, ein ernstes Wort über diese Ausgeburt einer überreizten Phantasie zu sagen. Von folgerichtiger Entwickelung, von sinnvoller Handlung ist, wie vielleicht schon diese dürftige Skizze erkennen lässt, keine Spur vorhanden; ebenso fehlt den einzelnen Figuren des Buches jede bestimmte Physiognomie und sie vermögen durch ihre Persönlichkeit unser Interesse nicht zu erwecken, geschweige denn zu fesseln. Die Armen von Rovina, welche von der erwähnten Seuche, Marguerita, befallen wurden, verloren durch dieselbe die Gesichtszüge und tragen an Stelle von Augen und Mund eine glatte, abscheuerregende Kugel; ähnlich geht es den Helden unseres Buches, auch sie sind derart beschaffen, dass wir uns keine greifbare Vorstellung von ihnen zu machen vermögen. Metell, der am grünen Tische seine Lebensaufgabe findet, der seine Schwester Jahre lang allen Gefahren ihres einsamen Aufenthalts preisgibt, ist er unserer Sympathie würdig oder verdient er unsere Verachtung? Lord Adam, der seinen Freund kalten Blutes morden lässt, ist er ein Spion, Meuchelmörder und Gaukler, wie er sich auf den Kopf sagen lassen muss, oder wird einem der Leser seine Handlung verständlicher, weil er der Führer des Szojusblagodensztoiga, des Bundes aller nach Freiheit ringender Slavenvölker ist? Selbst Miliora, die noch die menschenähnlichsten Züge hat, und aus der mit einigen bestimmteren Strichen eine schöne Frauengestalt hätte werden können, ist doch im Grunde genommen eine Märchenerscheinung.

Dass dem Romane auch die Lichtseiten nicht ganz fehlen, braucht bei einem Werke von Jokai wol kaum besonders betont zu werden. Lässt dasselbe auch die sonst so fesselnde Schreibweise des Autors vermissen, tritt auch der sonst so feine und liebenswürdige Humor hier nur wenig hervor, so sind dagegen die Naturbeschreibungen ganz vortrefflich. Die Schilderungen des Meeres bei Fiume, des glatten wie des bewegten, die Beschreibung des Sturmes, der Bora, geben uns zwar ganz fremdartige Bilder, aber sie sind von so großer Wirkung, dass wir das Beschriebene fast mit unseren eigenen Sinnen wahrnehmen zu können glauben.

Das Buch des Herrn Jokai ist ein Beweis dafür, wie recht jener ungarische Staatsmann hatte, der neulich sagte, dass ein starkes Stück orientalischen Wesens in der ungarischen Natur stecke. Wenn aber der Leser, der Produkte orientalischer Phantasie kennen lernen will, lieber zu den Erzählungen von Tausend und eine Nacht greift, als zu solch einem modernen Buche, so können wir's ihm gar nicht verargen.

Frankfurt a/M.

Sigmund Schott.



Chambord. Novelle von Karl Frenzel.

Berlin 1883. Gebrüder Paetel.

„Je t'ai cru mon ami, tu n'es que mon amant" heißt es in *„Annette et Lubin,"* einem Stücke, das Marie Justine Benedicte Duronceray verfasst hat. Sie wurde später Madame Favart, die Gattin Charles Simon Favart's, Schauspieldirektors und Dichters, dessen Truppe nach dem Jahre 1745 den Grafen Moritz von Sachsen, — Marschall in französischen Diensten, unehelicher Sohn August des Starken von Polen und der Aurora von Königsmark — auf seinen Zügen nach Flandern begleitete. — Gibt man dem am Eingang stehenden Alexandriner eine andere Wendung, etwa: Ich glaubte dich ein braves treues Weib, und du bist nur meine Geliebte, so hat man die Grundidee, nach welcher der beliebte Erzähler Karl Frenzel seinen sympathischsten Helden, Hugo von der Busche, handeln lässt. Er sieht in der, von dem anderen, aber weniger moralischen Helden, dem Marschall von Sachsen, mit Liebesanträgen verfolgten Justine Favart, die treue Gattin, die liebende Freundin. Als er ihr aber in den Kämpfen und Gefahren, welchen sie die hohe Protektion aussetzt, männlich beisteht, zieht sie ihn in den Treppenwindungen des meisterlich geschilderten Schlosses Chambord in ihr Gemach zur schönsten Liebesnacht, der ein Morgen folgt, an dem der ritterliche Kapitän und der ritterliche Marschall die Degen kreuzen. Eine zweite Liebende, die naive, liebliche Jeanne la Royale, verhindert jedoch, sich opfernd, jeden tragischen Ausgang. Der durch den

Besitz einer Heiliggeglaubten enttäuschte Hugo entflieht weise den Banden zweier Frauen.

Um dieses von mir flüchtig skizzirte Gerippe von Handlung, das wol einen Lustspielsstoff abgäbe, hat unser Autor allerlei Gewinde und Geranke geflochten, historische Forschung, archäologische und architektonische Blätter, hie und da feinen Humor, allerorten trefflich gelungene Charakteristik der Personen. Diese stehen rund und voll vor uns, man sieht und fühlt, mit welch sittlichem Ernste sich der Dichter in seine Arbeit vertieft; es ist eine Freude, wie fein und vollendet er seine Gestalten aus dem Groben des historisch Vorliegenden, Anekdotischen herausgebosselt hat.

Wien.

Alfred Friedmann.

Célébrités Contemporaines.

Victor Hugo, von Jules Claretie.

Paris 1883, A. Quantin.

Die Verlagshandlung A. Quantin in Paris hat ein nützliches und zeitgemäßes Unternehmen in Angriff genommen. In einer zwanglosen Reihe kleiner Broschüren à 75 Centimes (= 0,60 M) will sie die berühmtesten Zeitgenossen dem Volke vor Augen führen, und zwar nicht bloß die literarischen Größen, sondern auch die berühmtesten Politiker. So sollen neben Victor Hugo, Alphonse Daudet, Renan, Rochefort, Erckmann-Chatrian, Taine, Deroulède (?), Banville, Alexander Dûmas, Zola und andern, auch Grévy, Gambetta, Ferry, Brisson, Léon Say, Broglie, Jules Simon, Aumale etc. etc. in der populären Sammlung Platz finden.

Das erste Heft muss natürlich den Patriarchen der Literatur, das ehrwürdige und immer noch jugendfrische*) Haupt der romantischen Schule behandeln. Der bekannte Feuilletonist Jules Claretie, dessen Biographie gleichfalls der Sammlung einverleibt werden soll (Band 20), hatte die Bearbeitung dieses ersten Heftes, sowie Biographien von Augier, Dumas fils, Daudet, Sardou, Feuillet, Labiche übernommen. Er knüpft an dem Festbankett zur Feier der hundertsten Vorstellung Hernani's an und nennt den Jubilar kurzweg „le Père", „l'Ancêtre"; dann springt er mit elastischer Behendigkeit zu der Schilderung des Tages über, an dem der Einsiedler von Hauteville-House den von der Gegenwart des „kleinen" Napoleon nicht mehr verunreinigten Boden des heißgeliebten Vaterlandes nach fast zwanzigjähriger Verbannung wieder betrat. Es ist herzergreifend, die Reise von Brüssel zur Grenze zu lesen. In Landrecies erblickt man die Trümmer des wackeren Corps Vinoy. Hugo sieht schwermütig nach den bleichen, abgezehrten und stumm einherwandelnden Soldaten hin. Sein Augen füllen sich mit Tränen; mit mächtiger Stimme ruft er der gleichgiltig und erstaunt aufschauenden Schar zu: „Vive la France, vive la patrie!", und reichlicher rinnen die Tränen hinab in den weißen Bart des heimkehrenden Verbannten: „Il avait vécu jusque là avec cette fière et hautaine illusion que la France était invincible. Fils de soldat, il avait cru que les soldats de son pays étaient éternellement promis à la gloire." — Wer könnte die Empfindungen wiedergeben, welche dort des Dichters Seele bewegten? So sollte der Mann sein Vaterland wiederfinden, der einst die Légende des Siècles mit folgender Widmung in die Welt hinausgegeben hatte:

Livre, qu'un vent t'emporte
En France où je suis né!
L'arbre déraciné
Donne sa feuille morte.

Nach dem Patrioten Hugo wird den Lesern der Großvater und Kinderfreund vorgeführt, der Sänger von petite Jeanne, die unter den Granaten der Belagerung lächelt, und von Gros-Alain beim Brande der schauerlichen Tourgue. Dann dürfen wir einen Blick in das alltägliche Leben, die Umgebung und die Werkstätte des Dichters tun. Die Manuskripte der einzelnen Werke werden mit ehrfurchtsvoller Scheu beschrieben, durchgestrichene Verse zitirt, die von Paul Maurice in der kritischen Gesamtausgabe gesammelt werden sollen „miettes du génie qui suffiraient à nourrir une gloire". Claretie hofft, es möge einst für Victor Hugo ein Werk erscheinen, das den „Gesprächen" Eckermanns für die Goetheforschung entspricht. Ich möchte lieber den Wunsch aussprechen, dass nie ein naseweiser Freund und Verehrer des großen Dichters seinem Ruhme die Kränkung antun möge, alle exaltirten Schlagworte der Nachwelt zu überliefern, die Hugo zuweilen den Freunden zuschleudert. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und nach meiner Meinung tut Hugo diesen Schritt, wenn er sagt: „Je suis le têtard d'un archange!". Trotzdem gerät Jules Claretie bei dieser Phrase in Verzückung und fällt in Anbetung vor ihr nieder. In seinen ernst gemeinten Worten: „Imaginez un autre de nos contemporains poussant un tel cri, je vous en défie" liegt mehr unfreiwillige Komik als in manchen jener apokalyptischen Proklamationen, die der Meister von Zeit zu Zeit an den staunenden Erdball richtet. Leider enthält das 32 Seiten starke Büchlein noch mehrere solcher Aussprüche, so dass ich mich alles Ernstes fragte, ob nicht der ganze Erguss am Tage nach dem Hernanibankett der Katerstimmung Claretie's sein Dasein verdanke. Es sind in der Tat mehrere Stellen, die sich in einer Fastnachtszeitung trefflich ausnehmen würden. Dazu kommt die manierirte Sprache und angequälte Nachahmung des Lapidarstils. „Wie er räuspert und wie er spuckt, das hat er IHM glücklich abgeguckt!" —

Wer die Erwartung gehegt hatte, bei Claretie in kurzen und kräftigen Strichen ein Bild eines größten unserer Zeitgenossen zu treffen, der legt das Schriftchen mit schmerzlicher Enttäuschung aus der Hand. Geist-

*) Die Muse des wunderbaren Mannes will nimmer erlahmen. Voriges Jahr kam Torquémada heraus, im Laufe dieses Sommers will der zweiundachtzigjährige Dichter den Schluss der „Légende des Siècles" erscheinen lassen!

reiche Aussprüche finden sich darin, — wer wollte dies leugnen? — und mehrere Stellen verfehlen ihre Wirkung nicht. Aber die servile Vergötterung des Herrn und Meisters hat kein gesundes Empfinden, keine vernünftige Darstellung aufkommen lassen. Das beste an der Broschüre ist ein ausgezeichnetes Bild des ehrwürdigen Patriarchen nach dem Gemälde von **Burney**, sowie ein ebensolches Facsimile mit einem Gedichte der Châtiments aus dem Monate Juni 1852 (le Massacre impérial) und den kraftvollen Zügen einer Unterschrift aus dem Jahre 1868. Ohne diese beiden künstlerischen Beigaben müsste man die paar Nickelstücke bedauern, die man für das Schriftchen ausgegeben hat.

Baden-Baden.

Joseph Sarrazin.



Neugriechische Schriften von N. G. Politis über griechische Mythologie.

Eine gegen den Schluss des vorigen Jahres in Athen erschienene kleinere Schrift: *Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὰ μάθημα τῆς ἑλληνικῆς μυθολογίας ὑπὸ Νικολάου Γ. Πολίτου Ὑφηγητοῦ. Ἐν Ἀθήναις ἐκ τοῦ τυπογραφείου τοῦ Αἰῶνος* 1882. 24 Seiten, — gibt dem Unterzeichneten die erwünschte Gelegenheit, die der griechischen Sprache Kundigen nicht nur auf diese sehr beachtenswerte neueste Arbeit, sondern auch auf die ältere des auf dem Gebiete der Sagenforschung und der vergleichenden Mythologie so ungemein bewanderten **N. G. Politis** aufmerksam zu machen.

Die auf dem Umschlage des zweiten Heftes verzeichneten älteren Werke und Schriften sind:

Neugriechische Mythologie, eine Studie über das Volksleben der Neugriechen. 2 Bände. 1871 und 1874. Preis je 5 und 4 Drachmen.

Die Sage über die Gorgonen im griechischen Volke. 1878. Preis 1 Drachme.

Meteorologische Volkssagen. 1880. 2 Drachmen.

Die Sonne in den Volkssagen. 1882. 2 Drachmen.

Dass die Sprache des Verfassers sich vielleicht etwas zu sehr dem Altgriechischen anschließt, dürfte der Verbreitung seiner Werke in Deutschland wol eher zur Förderung als zum Nachteil gereichen.

Altstrelitz.

Daniel Sanders.



Die französischen Universitätsreformen der letzten Jahre.

Ich blätterte neulich in Heines sogenannter „Romantischer Schule“ und stieß dabei auf seine bekannte Beschreibung der Vorlesungen, welche er anno 1819, zu Bonn, bei A. W. Schlegel hörte. „Ich trug damals, so heißt es dort, einen weißen Flauschrock, eine rote Mütze, lange blonde Haare und keine Handschuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glacéhandschuh, und war noch ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, er war noch ganz parfümirt von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz selbst.“ Weiterhin erblickte man auf dem Katheder silberne Armleuchter mit Wachslichtern, ein Glas Zuckerwasser und dergleichen mehr. „Glacèhandschuh! Zuckerwasser!“ ruft Heine aus; „welche unerhörten Dinge im Kollegium eines deutschen Professors! Dieser Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich besonders.“ Als Heine ein gutes Jahrzehnt später nach Paris kam, mag er wol an der Sorbonne und am Collége de France, vor den großen Professoren aus der Zeit des Julikönigtums, seine Erinnerungen an Schlegel wieder wach gerufen haben. Denn so wie dieser, war damals der Typus der schöngeistigen, historischen und selbst philosophischen Universitätslehrer in Frankreich beschaffen, und so ist er lange Jahre hindurch geblieben, bis erst ganz kürzlich eine von Oben kommende und tief einschneidende Reform versucht hat, ihn gänzlich umzugestalten. Mit welchen Mitteln und zu was für Zwecken diese Neubildung arbeitet, das wollen wir hier darzustellen versuchen. Vorher aber müssen wir bemerken, dass unsere Ausführungen nur auf diejenigen Lehrzweige Bezug nehmen, welche den Facultés des Lettres angehören, d. h. die Philosophie, die alte und moderne Philologie nebst Belletristik und endlich die Geschichtswissenschaften begreifen. Was die Theologie, Jurisprudenz, Medizin und die Naturwissenschaften angeht, so hat deren Lehre von jeher, die äußeren Organisationsverhältnisse abgerechnet, mehr den alten und allgemeinen Universitätscharakter der westeuropäischen Länder bewahrt, und die auch bei ihr eingetretenen Veränderungen, welche übrigens den hier zu besprechenden analog sind, bieten uns weniger originelles Interesse.

I.

Unter der Regierung von Louis Philipp hatte der höhere, immer ganz öffentlich erteilte Unterricht durch Lehrer wie Guizot, Villemain, Cousin, Saint Marc Girardin, Michelet, Quinet, Philarète Chasles und andere, einen ungemeinen Glanz gewonnen. Die ganz rhetorische Methode, welche darin vorherrschte, mochte freilich jede Vertiefung in fachwissenschaftliche Einzelheiten verhindern; dagegen wurde eine Masse neuer und fruchtbarer Anschauungen in das frei zusammenströmende Publikum geworfen, und dieses schlang die in Honigworte gehüllte Belehrungspille arglos hinunter. Miscuit utile dulci musste man damals von jedem der erwähnten Lehrer sagen. Jede Berührung politischer Fragen so-

wie der ganz zeitgenössischen Literatur war freilich und ist noch heute verboten, damit der Lehrstuhl nicht zur Tribüne oder Zeitungspresse werde; aber gewandte Redner wussten diese Schranke tausendfach zu überspringen und vermehrten ihre Popularität durch den parlamentarischen und patriotischen Schwung, oder durch den feuilletonistischen Anstrich, den sie ihren Vorträgen zu geben verstanden. Dabei wurde vor allem der schöne, klare, sprachliche Ausdruck gepflegt, über dessen Abwesenheit man anderwärts so häufige Klagen geführt hat. Wenn man z. B. in Deutschland öfters vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sah, so kam es in Paris vor, dass eine glänzende und sophistische Schönrednerei die unhaltbarsten Paradoxe oder die allergewöhnlichsten Gemeinplätze verdecken musste. Die Mängel einer solchen Methode wurden bald fühlbar, namentlich als sie sich auch auf die Fakultäten der Provinz ausdehnte. Die Zahl der akademischen Bezirke, in welche das Land zerfällt, und an deren Sitzen die Fakultäten sich befinden, stieg nämlich mit der Zeit auf fünfzehn, und da auch die einzelnen Lehrstühle vermehrt wurden, so hatte man schließlich gegen hundert schönwissenschaftliche Professoren, welche Zahl, beiläufig gesagt, seither auf das Doppelte gestiegen ist. Für ein solches Kontingent aber die erforderlichen Rednertalente aufzubringen, war schwer, wenn nicht unmöglich. Freilich docirte jeder Professor nur zweimal in der Woche, aber das machte, bei fünf Lehrstühlen per Fakultät, doch schon zehn Vorträge in allem, und welches Publikum konnte, außer in Paris und einigen großen Städten, wie Lyon, Bordeaux, Toulouse, einem solchen Angebot belletristischer Genüsse gegenüberstehen? Je nun, wird unser verehrter deutscher Leser natürlicherweise denken, das sind eben die Studenten, wenn sie auch nicht, wie Heine anno 1819 zu Bonn, in weissem Flauschrock, mit roter Mütze und langen blonden Haaren herumgehen. Aber da muß man wissen, daß die Facultés des Lettres lange Jahre hindurch wenig oder gar keine Studenten hatten. In Gemäßheit ihrer Lehrgegenstände gehörten ihnen freilich die zukünftigen Schulmänner, Universitätslehrer und ähnliche Fachstudenten. Diese aber erhalten ihre Bildung entweder zu Paris, in der höheren Normalschule, aus welcher fast alle diejenigen Lehrer hervorgehn, welche „Carrière machen"; oder aber sie werden in einer ganz empirischen Weise als Maîtres Répétiteurs, d. h. Aufsichts- oder Studienlehrer, in den Internaten der Lyceen oder Kommunalkollegien (Staats- und städtischen Gymnasien) eingeschult. Es herrscht hier also ganz dasselbe Verhältnis wie in der Armee, für welche diejenigen Offiziere, die bis zum Major und weiter vorrücken können, in Fachschulen erzogen werden, während die anderen, ohne solche Vorbereitung, aus der Truppe selbst hervorgehen. Maître Répétiteur kann nun jeder Baccalaureus (Abiturient) werden, wenn er die Verpflichtung übernimmt, dem Staat im Unterrichtsfach zehn Jahre lang zu dienen. Dafür wird er militärfrei, und letzterer Umstand fällt bei der Berufswahl oft mehr als die Liebe zur Sache an sich in die Wagschale. Der Maître Répétiteur hat freie Station und einen Monatsgehalt von 400 bis 600 frcs. Dafür ist er verpflichtet, seine Division Internatsschüler bei Tag und bei Nacht, während der Arbeits- wie in den Freistunden zu überwachen, und sein eigner Herr wird er nur während der eigentlichen Schulstunden, von acht bis zehn Morgens und von zwei bis vier Nachmittags. Im Laufe seiner zehn Dienstjahre versucht er einen höheren Grad zu erwerben, und wenn ihm dies gelingt, so wird er selbst als Lehrer angestellt; mitunter geschieht Letzteres sogar ohne diese Bedingung, aber dann immer nur in untergeordneten Stellungen. Der Maître Répétiteur befindet sich also nur in den allerwenigsten Fällen an den Sitzen der Fakultäten. Wenn dies aber so ist, dann hat er das Recht und die Pflicht, den Vorlesungen beizuwohnen und wie in einer Art von philologischem Seminar auf die Prüfungen der Licence ès Lettres vorbereitet zu werden. Nun lag ihm noch bis in die jüngstvergangene Zeit sein handwerksmäßiger Dienst so hart auf dem Nacken, dass die betreffenden Studien nicht immer in einer zureichenden Weise gemacht werden konnten. Somit hatten die Facultés de Lettres nur einen sehr spärlichen Zuspruch von Fachstudenten. Freilich blieb der Zutritt derjenigen, die andere Fächer studirten, möglich, und ein gewisser Zwang, im Interesse allgemeiner Bildung, schien hier sogar empfehlenswert, wie man ja auch in Deutschland ehemals, in den sogenannten Fuchscursen, Logik, Psychologie, Geschichte und Mathematik hören musste. Dagegen kam aber die Tatsache in Betracht, dass diese Fächer, theoretisch wenigstens, schon in den höheren Lycealklassen gelehrt werden, wie dies aus deren Namen: Classe de Rhétorique, de Philosophie und des Mathématiques spéciales, hervorgeht. Dennoch sollten, verordnungsmäßig, die Juristen — und diese bilden unter den französischen Studenten immer die große Mehrheit — den Literatur- und Geschichtsvorlesungen anwohnen. Dies blieb aber ein frommer Wunsch, denn die jungen Herren, welche das alles für leeres Geschwätz hielten, kamen einfach nicht zum Vorschein, und wenn sie mitunter durch namentlichen Aufruf genötigt werden sollten, so antwortete z. B. ein Anwesender für mehrere, welche fehlten; wieder andere fingen während des Vortrags an zu schlafen oder die Zeitung zu lesen, und vor diesem passiven Widerstand erlahmte allmählich der ohnehin nicht große Eifer der Universitätsbehörden.

Die Reden, welche die schönwissenschaftlichen Professoren, theoretisch in ihrer Amtsrobe, praktisch aber in Frack und weißer Kravatte, zu halten hatten, mussten sich also an eine ganz andere als an eine studentische Zuhörerschaft richten. Es konnte sich da nur ein Liebhaber- und Zufallspublikum zusammenfinden, welches nachmittags freie Zeit hatte, denn Abendvorlesungen sind bei den Facultés des Lettres als solchen, obwol nicht im allgemeinen, untersagt. Wenn nun der Professor ein guter Redner war und bekanntere Gegenstände wie französische Literatur oder Geschichte behandelte, dann floss das Publikum in der Tat aus den verschiedenartigsten Quellen zusammen und war nicht minder bunt durcheinander gewürfelt als Wallensteins Armeen. Man sah da namentlich würdige ältere Herren,

Gerichtspersonen sowie sonstige Beamte, Pensionärs und andere Spaziergänger, besonders solche, welche dem näheren Bekanntenkreise des Lehrenden angehörten und demselben durch ihre Anwesenheit einen förmlichen, meist unvergesslichen Dienst erwiesen. Dann erschienen auch anderweitige Bummler aus allen Ständen, denen in der schlechten Jahreszeit ein warmes Plätzchen angenehm war, auf welchem sie sich nicht selten in ein Mittagsschläfchen vertieften. Endlich war sehr oft das schöne Geschlecht, mitunter in größerer Anzahl als die Herren, vertreten, und es sind für dasselbe, in den Amphitheatern, sogar eigentliche Damentribünen mit besonderem Eingang vorgesehen. Ein derartiger Zufluss hing natürlich von tausend individuellen und zufälligen Umständen ab und war im Winter immer viel beträchtlicher als in der „Sauregurkenzeit“, da die Leute alsdann zum Teil schon auf dem Lande waren oder sich lieber auf der Promenade als in Dichterhainen und in kritischen Wäldern ergingen. Zu jeder Jahreszeit aber wurden einzelne Lehrstühle, wie die Philosophie, die alte und die fremdländische Literatur, mit geringen Ausnahmen von dem Publikum stiefmütterlich behandelt, so dass dort Vorlesungen vor zwei oder drei Personen keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.

In einer solchen Umgebung konnte ein Lehrer nicht um etwaiger wissenschaftlicher Verdienste willen geschätzt werden, sondern weil er gut deklamirte oder Witz genug hatte, um seine Zuhörer zu amüsiren; er verfiel in die bloße Schönrednerei; er und sein Publikum verflachten sich wechselseitig. Wir können hierfür zwei schlagende Zeugnisse aufführen, und wenn wir dieselben den Brettern entnehmen, welche die Welt bedeuten, so möge man nicht erstaunen, denn die Schaubühne ist seit Jahrhunderten der sehr feinfühlige Barometer der öffentlichen Meinung in Frankreich. In der berühmten Operette: *la Fille de Madame Angot*, von Lecoq, kommt ein von royalistischen Verschwörern gesungener Chor vor, welcher folgendermaßen lautet:

> Quand on conspire avec ardeur,
> On peut se dire conspirateur.
> Pour conspirer il faut avoir
> Perruque blonde et collet noir.

Diese Stelle wurde alsbald, mit Hinblick auf die eben besprochenen, blinkenden aber unerquicklichen Reden also parodirt:

> Quand on pérore avec ardeur,
> On peut se dire professeur.
> Pour pérorer il faut avoir
> Cravate blanche et l'habit noir.

Und ferner, wer kennt nicht Pailleron's beißend witziges Lustspiel: *le Monde où l'on s'ennuie?* Darin erscheint der hinreißende, sublim begeisterte Schönredner Bellac und der Schwarm vornehmer Zuhörerinnen, die ihn anbetend umgeben. Diese Studentinnen haben eine eigene toilette de cours erfunden, in welcher sie sich im Amphitheater einfinden; sie spintisiren über jeden hochtrabenden Gemeinplatz des Sophisten, kommentiren jeden abgrundtiefen Unsinn, den er vorbringt, und am Schlusse des Kollegs reißen sie sich um die Ehre, den Helden des Tages in ihrem Wagen nach Hause oder irgend sonst wohin zu fuhrwerken. Und dennoch gehört dieser Held nur in die alte Schule der literarischen Phrasenmacher; seine ganze Kunst ist rhetorische Seiltänzerei, seine Rede ein pomphaftes Wortgeklingel, seine wirkliche Absicht — eine reiche Heirat!

Diese beiden Zeichen der Zeit sind jungen, republikanischen Datums und beweisen, dass der alte Uebelstand, auf welchen sie hinweisen, in manchen einzelnen Fällen heute noch fortdauert, aber von der öffentlichen Meinung keineswegs gutgeheißen wird.

II.

Dass dies „anders werden muste,“ das bemerkten die leitenden Gewalten freilich noch in den besten Tagen des Kaiserreichs, nämlich zu Anfang der Sechziger Jahre. Es war die Zeit des mächtigen Aufschwungs der Spezialwissenschaften in allen westeuropäischen Ländern, und hierin ging Deutschland, gleichsam zum Trost für seine endlosen politischen Enttäuschungen, allen seinen Nachbarn mit Riesenschritten vor. Nun wollten es die Franzosen auf einmal ebenso machen, und die deutsche Wissenschaft, welche bei ihren wirklichen Gelehrten schon längst im höchsten Ansehen gestanden hatte, kam jetzt auch zu großen offiziellen Ehren. Bedeutende Unterrichtsreformen nach deutschem Muster sollten eintreten, und mit der Initiative dazu wurde Herr Victor Duruy, bisheriger Generalinspektor der Geschichtslehre, betraut. Das Ministerium dieses tüchtigen, heute noch lebenden Schulmannes und Schriftstellers, währte von 1863 bis 1869 und begünstigte in der Tat eine ganz neue, fachwissenschaftliche und deutschfreundliche Bewegung. Dickleibige gelehrte Werke wurden auf Staatskosten ins Französische übersetzt; Kommissionen kamen über den Rhein, um die Studenten und Professoren in leiblicher Nähe zu betrachten; Bücher wurden geschrieben und Berichte gemacht, und so gelangte man alsbald zu der Ueberzeugung, dass die in den Facultés des Lettres herkömmliche, schöngeistige Phrasenhaftigkeit alles philosophische, historische und philologische Wissen zum Stillstand gebracht, und dass man sich von anderen habe überholen lassen. Gerade die besten Lehrer fingen in jener Zeit an alt zu werden; sie fühlten, dass sie sich „ausgesprochen“ hatten, und einer von ihnen, Herr J. Demogeot, ließ sogar in einem offiziellen Bericht das große und harte Wort fallen: „Es gibt kein Talent, welches sich unter dieser beständigen Rednerei (*parlerie perpétuelle*) nicht abnutzt.“ Da war nun guter Rat teuer, und eine sofortige Abhilfe konnte nicht erzielt werden, denn Fachgelehrte lassen sich nicht improvisiren. Trotz dieser ungünstigen Umstände tat der neue Minister, manches geheimen und lokalen Widerstandes ungeachtet, sein möglichstes. Er griff nach jüngeren, zum Teil auf Reisen gebildeten, mitunter selbst ausländischen Kräften; er schuf Bibliotheken und neue höhere Unterrichtsanstalten; er vermehrte die Zahl der Lehrstühle, organisirte wissenschaftliche Missionen und bewilligte Reisestipendien für

hoffnungsvolle junge Gelehrte. Vor allem war er darauf bedacht, den Fakultäten eine größere Anzahl Fachstudenten zuzuwenden, indem er von der richtigen Ansicht ausging, dass bei deren bloßem Dasein die bisherige woltönende Phrase vor einer gehaltvollen Lehre weichen müsse. Da wendete sich nun gleich die Aufmerksamkeit auf die schon besprochenen Maitres Répétiteurs, welche, selbst wenn am Sitze der Fakultäten angestellt, wegen der allzugroßen Sparsamkeit der Lycealdirektoren, in ungenügender Zahl vorhanden und dienstlich so überbürdet waren, dass sie keine ernsthafte Teilnahme an den Vorlesungen leisten konnten. Ihre Zahl wurde alsbald beträchtlich vermehrt und neben ihnen die neue Gattung der weniger bezahlten und weniger belasteten Maîtres auxiliaires geschaffen, welche Zeit und Ursache hatten, fleißige und selbsttätige Studenten zu werden. Auch nahm der Minister die Erteilung von Stipendien an bedürftige und strebsame junge Leute, sowie die Heranziehung ganz freier Studenten in Aussicht. Ferner dachte derselbe — und das war das wichtigste und nutzbringendste — an diejenigen Studien- und Unterlehrer, welche in sehr großer Zahl an den vom Sitze der Fakultäten entfernten, aber dem akademischen Bezirk angehörigen Staats- und städtischen Anstalten saßen und aus Mangel an Hilfsmitteln und praktischer Anleitung nicht im stande waren, das Examen der Licence oder die höheren, in Paris stattfindenden Konkurrenzprüfungen (concours d'agrégation) vorzubereiten. Hier konnte der Staat tätig helfend eingreifen. Für den ganzen französischen Unterricht ist nämlich der Donnerstag ein sogenannter *dies academicus*, d. h. an diesem Tage wird gar nicht oder nur Vormittags unterrichtet. Der Lehrer bleibt somit sein eigener Herr, und da alsdann die Internatsschüler öfters freien Ausgang haben, so kann sich auch der Maître Répétiteur los machen. Sind nun die Ortsentfernungen nicht allzugroß, so können sich die Interessenten sehr wol an den Hauptort begeben und dort einige Unterrichtsstunden genießen, welche eigens für sie abgehalten werden. Den Kostenpunkt aber übernimmt die Verwaltung, indem sie denjenigen, welche wirklich kommen, die Auslagen für den Transport vergütet. Fernerhin gilt für dieses auswärtige Publikum, mit dem am Orte wohnenden, die gemeinsame Verpflichtung, gewisse monatlich gestellte Aufgaben zu bearbeiten, welche von den betreffenden Professoren geprüft und mit den nötigen Verbesserungen zurückgegeben werden. Den hier vorkommenden Leistungen trägt die Universitätsbehörde bei etwaigen Beförderungen Rechnung. Wir reden von diesen Einrichtungen in der Gegenwart, weil sie seit ihrer Einführung fortbestanden nnd sich bis auf den heutigen Tag sehr zweckmäßig erwiesen haben.

Unter der sechsjährigen Duruy'schen Verwaltung fanden also beträchtliche Fortschritte statt, und dieselben würden noch bedeutender gewesen sein, wenn die Besetzung der Lehrstühle den neuen Anforderungen überall entsprochen hätte. Dies konnte aber unter den oben dargestellten Verhältnissen nur zum Teil der Fall sein, und ferner trat der bedenkliche Umstand ein, dass die Arbeit der auch als Prüfungskommissionen für das Baccalaureat tätigen Fakultäten denselben plötzlich über den Kopf zu wachsen anfing. Wir haben früher einmal in diesen Blättern erwähnt (1880, Nr. 42, 43), dass und warum die französiche Maturitätsprüfung vor den Facultés des Lettres, beziehungsweise Sciences bestanden wird. Ursprünglich war der Zulauf zu diesem Examen gering, und wenn vor etwa dreißig Jahren ein mittelgroßer akademischer Bezirk von sechs Departements und drei Millionen Einwohner jährlich etwa fünfzig Kandidaten vorstellte, so galt dies für sehr genügend. Späterhin aber wurden für verschiedene öffentliche Dienstzweige, die man früher auf ganz praktische Weise im Büreauwesen vorbereitete, eigentliche Universitätsstudien oder wenigstens der Titel als Baccalaureus verlangt, und so kam es, dass die Zahl der zu Prüfenden rasch anschwoll und gegen Ende der sechziger Jahre, z. B. unter den oben angegebenen Größenverhältnissen, auf das Zwanzigfache stieg. Seither hat sich diese Ziffer noch vermehrt, weil das Baccalaureat, neben anderen Prüfungen, die Zulassung zum militärischen Voluntariat (Dienst der Einjährigen) bewirkt. Diese Sachlage ergab nicht nur eine sehr vermehrte Arbeit für die Professoren, sondern sie beeinträchtigte auch die Jahresdauer des Unterrichts selbst. Die erwähnten Prüfungen finden nämlich vor Beginn und nach Schluss der großen Herbstferien, und dann, unter gewissen Einschränkungen, vor Ostern statt. Die wachsende Zahl der Kandidaten macht nun eine längere Dauer der Prüfungen nötig und kürzt damit die Unterrichtszeit, da doch, schon der meist ungenügenden Räumlichkeiten wegen, nicht zu gleicher Zeit docirt und examinirt werden kann. Die Prüfungen beginnen schon Anfangs Juli und ziehen sich bis gegen Ende August hin. Die Ferien währen bis Anfang November, welcher Monat wieder vom Examen in Anspruch genommen wird. Für das Unterrichtsjahr bleiben also von Anfang Dezember bis Ende Juni nur sieben Monate übrig, von welchen noch wenigstens drei Wochen für die Ferien und das Examen auf Ostern wegfallen. Weihnachten, Neujahr und Pfingsten gibt es soviel wie keine Ferien.

Schon zu Herrn Duruy's Zeiten wurde auf die Abstellung aller dieser Missbräuche hingearbeitet und selbst nach seinem Rücktritt, im Juli 1869, blieb das Programm im wesentlichen dasselbe. Aber ein Jahr darauf brach der große Krieg aus, der Kommuneaufstand folgte, und erst gegen Ende 1871 konnten die früheren Reformprojekte wieder aufgenommen werden. An diesem Beispiel aber mochte man sogleich erkennen, welche regelmäßige und unerschütterliche, innere Staatsverwaltung Frankreich besitzt. „Schönheit vergeht, Dummheit besteht!“ pflegte Saphir, der bekannte satirische Wiener Humorist, zu sagen. So ist es auch hier, abgesehen von der Dummheit, welche durch eine bald schädliche, bald nützliche Routine ersetzt wird. Die Kaiser und die Könige, die Präsidenten und die Minister, die Regirungen und die Systeme wechseln; aber, sagt das französische Sprüchwort: „*Plus ça change, plus c'est la même chose*“. Die Ein-

heit inmitten dieser Mannigfaltigkeit sind die Verwaltungsbureaux oder Kanzleien. Dieselben bleiben, den gewaltsamsten Krisen gegenüber, der Rettungsanker des Bestehenden; ihr Geschäftsgang arbeitet jederzeit mit derselben Gleichförmigkeit weiter, und die Regirungsmaschine steht, wie man es gesehen hat, selbst dann nicht still, wenn ihre Verbindung mit der Zentraltriebfeder in Paris durch Krieg oder Emeute unterbrochen worden ist.

(Schluss folgt.)

Caen. Alexander Büchner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXX.

Anfrage.

Im November v. J. schloss ich mit dem Verlagsbuchhändler A. F. hierselbst einen schriftlichen Verlagskontrakt, welcher u. a. folgende Sätze enthält:

„§ 1. Herr Dr. X. überlässt Herrn A. F. eine aus 12 Erzählungen bestehende Humoresken-Sammlung in druckfertigem Zustande für ein Honorar von 1000 Mark derart, dass Verleger berechtigt ist, diese Sammlung in 1 oder 2 Bänden durch den Druck zu veröffentlichen. Das Erscheinen der Sammlung, resp. der einzelnen Bände hat bis zum April 1883 zu erfolgen.

§ 2. Die in § 1 festgesetzten Honorarbedingungen beziehen sich für jeden Band auf 1500 Exemplare, welche jedesmal eine Auflage umfassen sollen.

§ 4. Das Honorar ist zahlbar in allen Fällen 8 Tage nach Erscheinen der betreffenden einzelnen Bände.

§ 5. — — Dem Verleger steht während der Dauer des Verlags das Recht zu, einzelne Erzählungen aus der Sammlung einem öffentlichen Organe zum Abdruck zu überlassen.“ —

Soweit der Kontrakt. Hinsichtlich seines § 5 bemerke ich noch, dass vor Abschluss des Kontrakts bei der mündlichen Verabredung der Bedingungen Herr F. zu mir sagte: „Wissen Sie, es ist doch immerhin möglich, dass die Bücher nicht gehen. Für diesen Fall müssen Sie mir gestatten, dass ich, um einigermaßen wieder zu meinem Gelde zu kommen, einzelne Erzählungen aus der Sammlung einem öffentlichen Organe zum Abdruck für meine Rechnung überlassen kann.“ Darauf ging ich auch ein. Als mir aber Herr F. den Kontrakt sandte, fehlte jene Beschränkung. Natürlich stellte ich Herrn F. sogleich zur Rede und forderte Umschreibung des Kontrakts. Allein Herr F. verstand es mich zu bereden, dass ich von einer nochmaligen Reinschrift absehen möchte, es verstände sich ja von selbst, dass er, wenn das Buch ginge, demselben nicht schaden werde durch Verkauf von Abdrücken aus demselben u. s. w. Hierauf begann der Druck. Band I unter dem Titel „— —“ war am 15. Januar c. fix und fertig. Am 28. Januar versandte Herr F. die ersten Rezensionsexemplare an die Zeitungsredaktionen, am 4. Februar c. schickte er das Zirkular an die Buchhändler, worin er auch gleichzeitig schon Band II („— — —“) anzeigte, welcher aber noch nicht fertig ist.

Es fragt sich nun:

1. Ist mit dem Versenden der Rezensionsexemplare an die Redaktionen und mit dem Versenden des Zirkulars an die Buchhändler der erste Band als „erschienen“ anzusehen, sodass ich nach § 4 des Vertrags die 500 Mark Honorar jetzt zu fordern habe, nachdem übrigens auch bereits mehrere Exemplare im Laden verkauft worden sind?

2. Kann Herr F. entgegen unserer mündlich präzisirten Abmachung und Beschränkung des § 5 jetzt schon einzelne Erzählungen meines Buchs zum Nachdruck an Zeitungen verkaufen? Oder wird er dadurch strafbar, sodass ich gegen ihn vorgehen kann?

3. Wie lange kann Herr F. nach § 1 das Erscheinen des II. Bandes hinausschieben? „Bis zum April“ heißt doch „spätestens Ende März c.“, nicht wahr?

Der Mann fängt nämlich jetzt an, allerhand Quackeleien zu machen. Als ich ihn gestern um die 500 Mark ersuchte, meinte er, das Buch sei im buchhändlerischen Sinne noch gar nicht „erschienen“ und übrigens brauche er es nach unserem Kontrakt erst Ende April erscheinen zu lassen. Ferner will er mir einen Bogen Satz berechnen und von meinem Honorar in Abzug bringen, und zwar aus folgendem Grunde. Der Korrekturbogen 9 des zweiten Bandes füllte gerade eine Erzählung von mir, die mir aber beim Korrekturlesen gar nicht gefiel. Ich sagte dies Herrn F., der auch meiner Meinung war, die Erzählung könne eigentlich das ganze Buch verderben. Ich erbot mich darauf, eine andere, bessere Erzählung zu geben, womit Herr F. vollständig einverstanden war. Ich gab darauf Herrn F. eine andere Erzählung, die er selbst an den Drucker sandte mit der Weisung, die erste Humoreske (Bogen 9) abzulegen und dafür die neue setzen. — Nun soll ich den unnützen Satz der ersten (abgelegten) Humoreske tragen! Bin ich dazu verpflichtet?

Gutachten.

Zu 1.

Ein Verlagswerk gilt als erschienen, „wenn es dem kaufenden Publikum zugänglich und zum Verkauf ausgelegt, wenn es ausgeboten und zu haben ist.“ (Wächter, Verlagsrecht, § 38, S. 450 fg.) Das bloße Versenden der Rezensionsexemplare und des betreffenden buchhändlerischen Zirkulars würde demnach an sich noch nicht genügen, um gemäss § 4 des vorliegenden Verlagsvertrags Ihren Anspruch auf sofortige Zahlung des Honorars von 500 M. zu begründen. Wurden indess, wie Sie weiter anführen, bereits Exemplare des ersten Bandes Ihrer Humoresken im Buchladen ausgelegt, ja sogar verkauft, so ist Ihre Honorarforderung seit diesem Zeitpunkt allerdings fällig geworden.

Zu 2.

Das Allg. Preußische Landrecht, in dessen Geltungsbereich der schriftliche Vertragsabschluss erfolgte, bestimmt in T. I., Tit. 5, §§ 127—129: „Ist ein Vertrag schriftlich abgeschlossen worden, so muss alles, was auf die Verabredung der Parteien ankommt, bloß nach dem schriftlichen Kontrakte beurteilt werden. Auf vorgeschützte mündliche Nebenabreden wird ohne Unterschied des Gegenstandes keine Rücksicht genommen. Vielmehr müssen Nebenbestimmungen, welche den Ort oder die Zeit der Erfüllung oder andere dabei vorkommende Maßgaben betreffen, soweit sie im Kontrakte nicht festgesetzt worden, von dem Richter lediglich nach den Vorschriften der Gesetze ergänzt werden“. Hiernach würde also die zwischen Ihnen und Herrn A. F. bloß mündlich verabredete Beschränkung der Klausel in § 5: „Dem Verleger steht während der Dauer des Verlags das Recht zu, einzelne Erzählungen aus der Sammlung einem öffentlichen Organ zum Abdruck zu überlassen“ keine rechtliche Giltigkeit haben. Da Herr A. F. von dem Moment der beiderseitigen Unterzeichnung des Vertrags an das Verlagsrecht an Ihren Erzählungen erwarb, so wäre er nach dem Wortlaut des angezogenen Paragraphen sogar befugt gewesen, schon vor dem Erscheinen des ersten Bandes der Sammlung einzelne Erzählungen in Zeitschriften zu veröffentlichen. Dagegen würde ihm nicht das Recht zustehen, die Vorschrift in § 10 des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870, dass der Urheber, falls nichts anderes verabredet ist, seine in Zeitschriften erschienenen literarischen Arbeiten auch ohne Einwilligung des Herausgebers oder des Verlegers der betr. Zeitschrift nach zwei Jahren, vom Ablauf des Jahres des Erscheinens an gerechnet, anderweitig abdrucken darf, durch ein die zweijährige Frist verlängerndes Uebereinkommen zu Ihrem Nachteil abzuändern.

Zu 3.

Der Passus in § 1: „Das Erscheinen der Sammlung, resp. der einzelnen Bände hat bis zum April 1883 zu erfolgen“ ist meines Erachtens nicht in Ihrem Sinne auszulegen. Denn der gebrauchte Ausdruck „bis zum April“ ist keineswegs gleichbedeutend mit „bis zum 1. April“, umfasst vielmehr in seiner Allgemeinheit offenbar den vollen Monat von Anfang bis zu Ende. Dass aber spätestens bis zum 30. April d. J. der zweite Band nicht allein gedruckt und angekündigt, sondern auch zum Verkauf ausgelegt sein muss, folgt aus dem oben unter 1 Bemerkten. —

Ihre letzte Frage: ob Sie zur Zahlung der Satzkosten des Bogens 9, Bd. II verpflichtet sind? ist zu verneinen, vorausgesetzt, dass Ihr genannter Verleger sich mit der von Ihnen vorgenommenen Aenderung einverstanden erklärte und die Ablegung des Satzes der früheren Erzählung, sowie die Herstellung des Satzes der neuen Erzählung selbst anordnete, ohne sich Ihnen gegenüber den Anspruch auf Ersatz des dadurch verursachten Mehrbetrags der Kosten vorzubehalten. Vgl. Preuß. L. R. I. 11. § 1008 fg. und das von mir in No. 13 des „Magazins," Jahrgang 51, mitgeteilte Gutachten No. XI.

XXXI.

Anfrage.

In dem Ihnen bekannten Zivilprozess, welchen ich gegen den Buchhändler H. L. in W. wegen Rechnungslegung bezüglich meiner beiden in seinem Verlag erschienenen Werke angestrengt habe, wurde mir der anliegende gegnerische Schriftsatz übersandt. Sie wollen daraus ersehen, dass der Beklagte am Schluss seiner Klagebeantwortung gegen mich „Widerklage" erhebt und die Entscheidung beantragt: „die durch den Vertrag vom 3. Januar 1876 unter den Parteien gegründete Gesellschaft ist als seit dem 3. Januar 1883 aufgelöst zu betrachten."

Die Gesellschaft, behauptet der Beklagte, sei auf unbestimmte Zeit geschlossen und er habe mir mittelst Briefs vom 8. Juni 1882 diesen Vertrag gekündigt. Die den Gegenstand dieses Vertrags bildenden beiden Werke seien „veraltet" und die noch vorhandenen Exemplare hätten keinen buchhändlerischen Wert mehr, sondern seien Makulatur geworden. Hiernach sei die Erreichung des gesellschaftlichen Zweckes durch äußere Umstände unmöglich geworden. Die Auflösung der Gesellschaft werde daher durch Art. 123 Nr. 6, 124 und 125 Nr. 1 des Handelsgesetzbuchs gerechtfertigt.

Ist dies möglich? Und was ist hierauf zu erwidern?

Gutachten.

Nach § 252 der Deutschen Zivilprozessordnung kann zwar bis zum Schlusse derjenigen mündlichen Verhandlung, auf welche das Urteil ergeht, der Kläger durch Erweiterung des Klagantrags, der Beklagte durch Erhebung einer Widerklage beantragen, dass ein im Laufe des Prozesses streitig gewordenes Rechtsverhältnis, von dessen Bestehen oder Nichtbestehen die Entscheidung des Rechtsstreites ganz oder zum Teil abhängt, durch richterliche Entscheidung festgestellt werde. Allein auf diese gesetzliche Bestimmung darf sich der Beklagte im konkreten Fall nicht berufen. Im Vorprozess wurde er verurteilt, Ihnen „über die Ausführung des in Rede stehenden Verlagsvertrags auf die Zeit vom 6. November 1880 bis 1. September 1881 Rechnung zu legen." Sie selbst beantragten in der neuen Klage: „den Beklagten kostenpflichtig zu verurteilen, anzuerkennen, dass die vom Kläger überreichte Rechnung über die Ausführung des zwischen ihm und dem Beklagten geschlossenen Verlagsvertrags auf die Zeit vom 4. Februar 1880 bis 1. Juni 1882 richtig sei." Behauptet nun der Beklagte in der Widerklage, der Vertrag sei durch die von ihm bewirkte Kündigung am 3. Januar 1883 erloschen, so ist dies offenbar völlig einflusslos auf die Entscheidung des gegenwärtigen, das Jahr 1883 nicht mit umfassenden Rechtsstreites. Schon aus diesem formellen Grunde rechtfertigt sich daher der von Ihnen zu stellende Antrag auf Zurückweisung der Widerklage.

Aber auch materiell ist die Widerklage unbegründet. Wie ich bereits in meinem, in Nr. 20, Jahrg. 51 des „Magazins" abgedruckten Gutachten betonte, kennzeichnet sich der vorliegende Kontrakt nicht als ein reiner Verlagsvertrag, sondern als ein, die Veröffentlichung zweier von Ihnen verfasster Bücher auf gemeinschaftliche Kosten bezweckender Gesellschaftsvertrag, auf welchen die Vorschrift des Allg. Preußischen Landrechts (I, 17, § 270) Anwendung findet, dass bei einem zur Ausführung eines bestimmten Geschäfts geschlossenen Gesellschaftsvertrage ein Mitglied die Gesellschaft nicht „nach Gutbefinden" verlassen, folglich auch nicht kündigen kann, vielmehr das Ende des Geschäfts abwarten muss. Die vom Beklagten zitirten Artikel des Handelsgesetzbuchs passen nicht auf gegenwärtigen Fall, da sie sich ausschließlich auf die sogenannte „offene Handelsgesellschaft" beziehen, während hier eine „besondere," auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete Privatgesellschaft in Frage steht. (Preuß. L. R. a. a. O. § 183.)

Wenn aber der Beklagte das Ende des Geschäfts und somit auch des Vertrags schon darin erblicken zu können glaubt, dass seiner Behauptung zufolge die beiden fraglichen Werke veraltet und die noch vorhandenen Exemplare Makulatur geworden, so ist auch dies ein Rechtsirrtum. Von dem ihm obliegenden Vertrieb eines Verlagswerkes darf der Verleger nicht eher ablassen und nicht eher zu dessen Makulirung verschreiten, als bis das Werk erweislich unverkäuflich geworden. Als unverkäuflich gilt aber ein Buch keineswegs schon dann, wenn dessen Absatz etwa schwierig oder langsam von statten gegangen oder ein zeitweiliger Stillstand im Vertrieb eingetreten; vielmehr müsste erst durch Sachverständige festgestellt werden, dass ein weiterer Absatz des Buchs selbst bei fortgesetzter Ankündigung und Verbreitung nicht mehr zu erwarten sei. (Wächter, das Verlagsrecht § 30, S. 352 fg., Petsch, die gesetzl. Bestimmungen über das Verlagsrecht S. 62 fg., Klostermann, das Urheberrecht und das Verlagsrecht, § 34. S. 361 fg.) Der Nachweis, dass neuerdings auch nur ein einziges Exemplar abgesetzt worden, würde genügen, die Annahme der Unverkäuflichkeit auszuschließen.

XXXII.

Anfrage.

Im Jahre 1880 hatte ich mit dem Verleger Herrn N. N. in X. einen meinen Roman ** betreffenden Vertrag vollzogen, wonach die Zahlung des Honorars davon abhängen soll, dass nach Ablauf von zwei Jahren, vom Erscheinen des Buches an gerechnet, eine genau festgesetzte Anzahl von Exemplaren abgesetzt würde. Sollte in dieser Zeit diese kontraktlich bestimmte Zahl nicht verkauft worden sein, so verpflichtete ich mich, auf jedes Honorar zu verzichten. Da nun die erwähnten zwei Jahre seit geraumer Zeit verstrichen sind und ich keinerlei Rechnungslegung vom Verleger erhalten habe, so gestatte ich mir, Sie um Beantwortung folgender Fragen zu bitten:

1. Ist der Verleger zur Rechnungslegung verpflichtet?
2. Wodurch kann die Richtigkeit der etwa noch erfolgenden Rechnungslegung gesetzlich durch mich kontrolirt werden?
3. In welcher Form ist die erste Aufforderung zur Rechnungslegung am besten zu stellen?
4. Wenn sich N. N. weigern sollte, der Aufforderung nachzukommen, wie hätte ich mich dann zu verhalten?
5. Wodurch kann ich verhindern, dass — was allerdings kaum denkbar ist — N. N. die festgesetzte Zahl Exemplare minus 1 Exemplar absetzt und dann, um kein Honorar zahlen zu müssen, das Buch nicht mehr vertreibt?

Gutachten.

Zu 1. Die Verpflichtung Ihres Verlegers zur Rechnungslegung unterliegt keinem Zweifel. Wurde in dem Vertrag die Honorarzahlung ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, dass nach Ablauf von 2 Jahren, vom Erscheinen Ihres Buches an gerechnet, eine bestimmte Zahl Exemplare abgesetzt sein würde, so übernahm Herr N. N. stillschweigend die Verpflichtung, Ihnen nach Fristablauf genaue Rechnung über den Absatz des fraglichen Werkes abzulegen, da ja nur auf diesem Wege die Entscheidung der Frage, ob Ihnen ein Honoraranspruch gegen den genannten Verleger zusteht, faktisch möglich wird.

Zu 2. Behufs der Kontrole sind Sie berechtigt, die Einsicht der betreffenden Geschäftsbücher oder mindestens eines beglaubigten Rechnungsauszug zu verlangen.

Zu. 3. Eine einfache mündliche oder briefliche Aufforderung zur Rechnungslegung genügt. Doch möchte ich raten, dem Verleger eine peremtorische Frist von 10 bis 14 Tagen zu setzen.

Zu 4. Im Weigerungsfall sind Sie berechtigt, gegen Herrn N. N. Klage auf Rechnungslegung zu erheben. Je nachdem das eventuell bedungene Honorar 300 M. übersteigt oder nicht, gehört die Sache vor das Landgericht zu Y., oder das Amtsgericht zu X.

Zu 5. Sollte endlich der Verdacht vorliegen, dass Herr N. N. geflissentlich (dolose) das Buch nicht mehr vertreibt, um sich der ihm obliegenden Honorarzahlung zu entziehen, so würde Ihnen auch deshalb ein Klagerecht zustehen. Denn der Verlagsvertrag verpflichtet den Verleger nicht nur zur Veröffentlichung, sondern auch zur fortgesetzten Verbreitung des Verlagswerks durch Ankündigungen, Versendungen etc., gleichviel ob dem Autor ein Honorar gezahlt wird, oder nicht.

Vgl. das in Nr. 20, Jahrgang 51 des „Magazins" mitgeteilte Gutachten.

Fünfter deutscher Schriftstellertag.

In der Vorstandssitzung des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes am 20. Mai d. J. in Leipzig ist der Beschluss gefasst, dass nach § 3 des Statuts die diesjährige ordentliche Generalversammlung in Verbindung mit dem Schriftstellertage in

Darmstadt am 8. bis 11. September

stattfindet.

Auf der Tagesordnung stehen bis jetzt die folgenden Punkte:

1. Jahresbericht des Schriftführers.
2. Kassenbericht des Schatzmeisters. Entlastung desselben für das Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1881 bis 1. Oktober 1882, sowie für das Geschäftshalbjahr vom 1. Oktober 1882 bis zum 1. April 1883 — auf Antrag der Revisoren.
3. Antrag auf Veranstaltung einer Lotterie zur Vermehrung des Pensionsfonds.
4. Antrag auf Veranstaltung eines Verbandsjahrbuchs. Referent Professor Richard Gosche.
5. Vortrag des Herrn Buchhändler Albert Last aus Wien über die Leihbibliothekenfrage.
6. Neuwahl des Vorstandes nach § 6 des Statuts.

Wir machen auf § 6 des Statuts aufmerksam, nach dessen Bestimmung Anträge von Verbandsmitgliedern wenigstens vier Wochen vor der Generalversammlung an den Vorsitzenden des Verbandes schriftlich einzusenden sind.

Das Festprogramm des Schriftstellertages wird später veröffentlicht werden, doch können wir schon heute die erfreuliche Mitteilung machen, dass infolge des liebenswürdigen Entgegenkommens der Darmstädter und der Bemühungen des Lokal-Komitees der diesjährige Schriftstellertag den früheren Tagen nicht nachstehen wird, vielmehr die besten Aussichten für ein glänzendes Fest vorhanden sind.

Das Nähere über die Anmeldung zur Teilnahme am Schriftstellertage etc. wird später bekannt gemacht werden.

Leipzig, den 1. Juli 1883.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.
Dr. Friedrich Friedrich, Vorsitzender.
Dr. Franz Hirsch, Schriftführer.
Dr. Ernst Eckstein, Schatzmeister.

ANZEIGEN.

Für die Ankündigun[illegible]
leger. — Verlag von[illegible]
— Druck von Emil[illegible]
— Papier von Be[illegible]

// Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 21. Juli 1883. | Nr. 29.

Inhalt:

Allgemeine Kulturgeschichte. Von J. J. Honegger.

Erster Band: Vorgeschichtliche Zeit.

Leipzig 1882, J. J. Weber.

Wenn die Redaktion des „Magazins“ dieses Werk eines anerkannten Gelehrten, hervorragenden Schriftstellers und bewährten Lehrers einem Laien auf dem Gebiete der Kulturgeschichte zur Besprechung überwies, so mag dieser immerhin gewagte Versuch seine Rechtfertigung darin finden, dass Professor Honeggers Allgemeine Kulturgeschichte nach Anlage und Ausführung den Zweck verfolgt, ein Lehrbuch im größten Stile zu sein. Denn sie bietet dem Leser eine vollständige Uebersicht des augenblicklichen Standpunktes dieser verhältnismäßig jungen Disziplin. Sie gewährt ihm durch geschickte Stoffverteilung, durch vollständigste Darlegung der bisherigen wissenschaftlichen Ernte auf diesem Neubruchacker, durch besonnene Vorführung und Musterung aller verschiedenartigsten Anschauungen, durch strenge Prüfung und Sichtung der auf diesem neu eröffneten Arbeitsfelde besonders üppig wuchernden, glänzenden Theorieen und blendenden Hypothesen, durch kühlen Nachweis der Grenzmarken unseres gegenwärtigen Wissens — eine erschöpfende hohe Schule der Kulturgeschichte, nachdem der Schüler zuvor durch den vorzüglichen „Katechismus der Kulturgeschichte“ desselben Verfassers und Verlegers, „jenes unendliche gedrängte Kompendium über einen Riesenstoff“, als welches der Verfasser selbst ihn bezeichnet, in die Vorhallen dieser Wissenschaft eingeführt war. So mag es denn vielleicht nicht so völlig unangebracht sein, wenn dieses Mal einem der Nichtwissenden, einem lernenden Leser das Wort gegeben ist, um zu sagen: was er aus dem Buche gewonnen, und mit welchem Nutzen auch andere Laien den Kursus durcharbeiten würden. Denn ohne ernste Arbeit dürfte sich die gewaltige, auf den 400 Seiten des vorliegenden Band I verdichtete Stoffmasse der vorhistorischen Zeit nicht wol bewältigen lassen. Um so ernster und nachhaltiger wird das Studium sich gestalten, wenn wir erwägen, dass noch vier weitere Bände nachfolgen werden, von denen: Band II — das Altertum, III — das Mittelalter, IV — die Neuzeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, V — die neueste Zeit, vorführen soll. Dennoch lade ich angelegentlichst dazu ein, denn ich bezweifle keinen Augenblick, dass der gründliche Leser sich für die aufgewandte reichliche Mühe auch reichlich belohnt finden wird. Er wird sich bald gefesselt fühlen und mit steigendem Interesse an der Hand des bewährten Führers dem Schlusse des Bandes I zustreben, dort der hoffentlich bald nachfolgenden Fortsetzung des Kursus im Bande II ff. mit berechtigter Ungeduld harrend.

Eine vergleichende Wertschätzung des Honeggerschen Werkes mit der stattlichen Reihe bereits erschienener Kulturgeschichten (Hellwald, Henne am Rhyn, Klemm, Kolb, Wachsmuth) und verwandter Schriften ist nicht meine Sache, zumal mir die einschlagende Literatur, bis auf zwei oder drei Nummern, unbekannt ist. Wer von Honeggers Band I aus demnächst zu dessen Quellen aufsteigen will, findet dieselben auf Seite XI bis XIV in 95 Nummern verzeichnet.

Das Buch selbst hebt an mit der Darstellung der Weltbildungstheorie. Diese hat sich allerdings

einigermaßen undogmatisch herausgestaltet. Beansprucht doch die Geologie für unsere heutige Erde ein Alter von 6—700 Millionen Jahren. Nachdem wir den Schauplatz des Menschengeschlechtes, die fünf Erdteile, in raschem Fluge überblickt haben, wird die ungelöste Frage über Abstammung und Alter der Menschen und vor allem die hohe Bedeutung der Deszendenzlehre Darwins für die Kulturgeschichte erörtert. Das hier vorgeführte reichhaltige Material ist übersichtlich geordnet, fesselnd, und dadurch belehrend, vorgetragen. Noch mehr könnten wir aus diesem und auch aus manchem andern Kapitel nach Hause tragen, wenn die uns unbekannten oder doch ungeläufigen Lehrsätze durch konkrete Beispiele erläutert würden. Hie und da finden sich Hinweisungen auf Erscheinungen, Tatsachen und literarische Quellen in einer notizenhaften Abkürzung, wie wenn Wissende an Bekanntes erinnert, nicht aber Neulinge über Unbekanntes belehrt werden sollen. Auch dürften wol manchem Leser, nicht minder als mir selber, vielerlei wissenschaftliche Fremdwörter, ohne populäre Erläuterung, unbequeme Hindernisse in den Weg legen. „Die große Arterie und der Nerv des Humerus liefen durch ein supracondyloides Loch. Zu jener Zeit hatten die Eingeweide ein viel größeres Diventiculum oder Eöcum —“ (S. 134).

Im Kapitel: Natur und Kultur, Klima und menschliche Entwickelung finden wir u. a. eine, auch für den Politiker bemerkenswerte Ableitung der schroffen Gegensätze im Nationalcharakter der Deutschen und Franzosen aus dem grundverschiedenen geologischen Bau der beiden Nachbarländer; drüben einheitliche Zentralisation, hüben mannigfaltigster Partikularismus. Die folgenden über Wohnungs- und Kleidungsweise sowie Nahrungsart handelnden Seiten erfreuen durch eine Fülle interessanter tatsächlicher Einzelheiten. Es ist jedenfalls tröstlich für das, durch so vielfältige: weiße, rote und schwarze, weibliche Verschönerungsmittel geblendete und geplagte, zivilisirte Europa, wenn eine Modedame unter den Buschmännern „zu ihrer Verzierung soviel Fett, roten Oker und glänzendes Pulver gebrauchte, dass sie jeden andern als einen reichen Ehemann ruinirt haben würde“. Oder zum Kapitel der Kinderdiätetik: „der englische Reisende Cochrane habe einem etwa fünfjährigen Tungusenkinde nach einander drei unreine Talglichte, ein Pfund saure gefrorene Butter und ein großes Stück gelbe Seife aufgewartet, und das alles sei mit großer Gier verschlungen worden“. — Das Kapitel über Sprache, Zahl, Schrift enthält wiederum eine außerordentliche Fülle belehrenden Stoffes. Auch hier würden allerdings für das Verständnis des linguistischen Laien an vielen Stellen kurze erläuternde Beispiele erwünscht sein, z. B. für das Gesetz der unaufhörlich sich vollziehenden Formveränderungen der Wörter, und für deren Entwickelung aus den Urwurzeln. — Vermutlich dürfte es zahlreiche, Neuhochdeutsch redende Leser überraschen, dass unser Sprachstamm bis zu seiner heutigen Entwickelung „zum mindesten ein Alter von 30—50 000 Jahre gebraucht haben“ müsse. — Den Schluss des Bandes bildet die Darstellung der Europäischen Urbevölkerung und ihrer Kulturperioden, der Stein-, Bronze- und Eisenzeiten. —

Bekanntlich haben Schüler, während sie zu den Füßen des verehrten Meisters sitzen und gläubig seinen Worten lauschen, die — vielleicht berechtigte — Gewohnheit, den kleinen und für das Ganze der Lehre unerheblichen Schwächen nachzuspüren, die des Herrn Professors Vortrag etwa bietet. Sie tragen dann mit ihrem kleinwertigen Funde jedenfalls das getroste Bewusstsein heim: recht aufmerksam gewesen zu sein. Unter diesem Gesichtspunkte mögen hier einige Bemerkungen über Einzelheiten folgen, die im wesentlichen nur bezeugen, dass das vorzügliche Werk mit Sorgfalt gelesen wurde. Zunächst darf lobend erwähnt werden, dass der leidigen Druckfehler nur wenige erscheinen. Einige derselben sind allerdings einigermaßen sinnentstellend. So S. 142, wo das geringste normale Hirngewicht der mitteleuropäischen Völker für den Mann zu „$^1/_2$ kg“ für das Weib zu „900 kg“ angesetzt und zugleich bezeugt wird, dass der Gorilla mit 6—800, der berühmte Mathematiker Dirichlet mit 1520 kg Gehirnmasse begabt war. — Hierher möchte vielleicht auch die Angabe gehören, dass „ein Steigen des Meeresspiegels um vielleicht 100 Meilen“ den australischen Kontinent in eine Gruppe von Inseln auflösen würde. — Alsdann dürfte eine Reihe von Ausdrücken, die vermutlich dem heimatlichen Idiome des Verfassers entstammen, dem in den Bergen der Schweiz unbewanderten Leser zu Steinen des Anstoßes werden, die das glatte Fortlesen stören. Ich rechne dahin u. a.: innert, für innerhalb, abstellen auf etwas, statt: auf etwas hinweisen, sich berufen; die Fetischanbeter setzen das Tier dem Menschen eben; die alten Aerzte stellten die Krankheit, als gewissermaßen künstliches Erzeugnis, außer die Natur; Beile aus Kupfer erstellen; Afrika ein unglücklicher Kumpen von Erdteil. Für das hohe Alter der schweizerischen Höhlenbewohner beweist die Form ihrer Feuersteingewehre statt -waffen. Wenn endlich unter die übereinstimmenden Gebräuche der alten und neuen Welt die „Artigkeit“ des Skalpirens gerechnet wird, so muss ich in aller Bescheidenheit bemerken, dass dieser Gebrauch meines Wissens in allen Weltteilen bisher zu der unartigen gezählt wurde. Es soll also wol „Art“ heißen.

Nachdem ich diese nebensächlichen Kleinigkeiten möglichst kurz abgetan habe, kann ich mich guten Gewissens meiner heiklen Aufgabe mit nochmaliger warmer Empfehlung des vorzüglichen Lehrbuches an alle diejenigen allgemein gebildeten Laien entledigen, welche die längst empfundene Lücke ihrer speziellen Unwissenheit auf dem Gebiete der Kulturgeschichte gründlich und in unterhaltender Weise auszufüllen wünschen.

Wiesbaden.

Ludwig Freiherr von Ompteda.

Die französischen Universitätsreformen der letzten Jahre.

(Schluss.)

Kaum hatte sich also das Land von den Schrecknissen der Jahre 1870 und 1871 erholt, als man sich auch den inneren und besonders den Unterrichtsreformen, wie sie vorher geplant waren, aufs Neue zuwandte. Im Grunde begriff ja doch jeder einsichtige und aufrichtige Mensch, dass der letzte Grund der eingetretenen Katastrophen in den Mängeln der Erziehung zu suchen sei, und hier zeigte es sich sogleich, zu welchen Opfern Frankreich bereit und fähig ist, wenn es sich um seine unmittelbarsten und wolverstandenen Interessen handelt. Trotz der tausendfachen Schwierigkeiten und Verlegenheiten, mit welchen die Thiers'sche Regierung (1871—73) zu kämpfen hatte, gingen deren Unterrichtsminister auf dem vorgezeichneten Wege weiter, und vielleicht schon heute wäre das Ziel erreicht, wenn nicht die monarchische und klerikale Majorität der Versailler Versammlung mannigfaltige Quertreibereien verübt und unter der Präsidentschaft von Mac Mahon auf eigentlichen Rückschritt gedrängt hätte. Die reaktionären Parteien, welche von 1873 bis 1877 am Ruder waren, wagten zwar nicht, als offene Feinde des staatlichen Unterrichts aufzutreten, und ihre meist nur politischen Minister blieben, bei unzureichender Sachkenntnis und Befähigung, dem stummen Widerstand der Büreaux und des mit dem demokratischen Journalismus innig verwachsenen Lehrpersonals gegenüber oft ganz ohnmächtig. Aber einen großen, noch heute anhaltenden Schaden wussten jene Männer der „moralischen Ordnung“ doch herbeizuführen. Sie huldigten nämlich unverholen der katholischen Doktrin, dass die öffentliche Erziehung auf ihren sämtlichen Stufen eigentlich nur der alleinseligmachenden Kirche angehöre. Hiernach hatte der Laienunterricht, welcher von der Revolution und dem ersten Kaiserreich her datirte, sich nur das Amt jener Kirche angemaßt; er gehörte nicht zu den Hoheitsrechten des Staates; er war kein Zweig der öffentlichen Verwaltung, sondern eine große Privatunternehmung, der man von allen Seiten, wie einem Spezereikram, Konkurrenz machen konnte. Diese Konkurrenz bezeichneten jene Doktrinärs mit dem schönen Namen der Unterrichtsfreiheit, deren Beispiel man — mirabile dictu! — in Deutschland, der Heimat aller Gelehrsamkeit, vor sich habe. In Wirklichkeit kam diese ganze Theorie nur der Geistlichkeit zu gut, welche allein die nötigen, moralischen und finanziellen Mittel besaß, um dem Staat die Spitze bieten zu können. Auch ließ sich voraussehen, dass der Klerus, von seinem Standpunkt aus, eines Tages, immer im Namen der Freiheit, auch eine freie Magistratur, eine freie Armee, eine freie Finanzverwaltung verlangen werde. Uebrigens war die Sache keineswegs neu, denn schon Louis Napoleon hatte jene Doktrin anerkannt, um die Unterstützung des Klerus bei seinen, den Staatsstreich und das Kaiserreich gutheißenden Plebisciten zu gewinnen, und seit dem reaktionären Unterrichtsgesetz vom Jahre 1852 waren allenthalben die geistlichen Primär- und Sekundärschulen mit Macht emporgewachsen. Unter dem Einfluss der monarchischen Koalition wurde jetzt jene Freiheit gesetzlich auch auf den höheren Unterricht ausgedehnt, und es gab alsbald und es gibt heute noch eine Anzahl von „katholischen Fakultäten“ für alle Zweige der Universitätswissenschaft, welche ihren Zöglingen dieselbe gelehrte und eine höhere moralische Kultur versprechen, als sie der Staat geben könne. Diese neuen Anstalten erhielten sogar das Recht, unter gewissen Vorbehalten staatlicher Mitwirkung, giltige Diplome zu verleihen, und sie hätten mit der Zeit auch das Baccalaureat in die Hand bekommen, wobei es dann die Examinanden mit Beichtzetteln und Rosenkränzen weiter gebracht hätten als mit griechischen und lateinischen Schriftstellern. Aber das inhaltlose Regiment einer monarchischen Reaktion mit drei Prätendenten, von welchen keiner den andern zum Ziel kommen lassen wollte, gewährleistete im Grunde nur den Fortbestand der Republik und brach am Ende in sich selbst zusammen. Im höheren Unterrichtswesen waren mittlerweile, gegen Flut und Wind, die begonnenen Verbesserungen immer vorangegangen, und als, nach Mac Mahon's Rücktritt, erst Herr Bardoux (13. Dez. 1878), dann Jules Ferry Minister wurden, schritt man frisch und fröhlich weiter. An allen Fakultäten wurden neue Lehrstühle geschaffen; eine Klasseneinteilung der Professoren, zum Teil nach Dienstalter, zum Teil nach Verdienst, trat ein, verbunden mit einer Erhöhung der Gehalte, welche jetzt in der Provinz zwischen 6000 fs. und 11000 fs. und in Paris bis zu 15000 fs. betragen, wobei jedoch zu bemerken ist, dass, bei der Oeffentlichkeit des Unterrichts, gar keine Kolleggelder bezahlt werden und auch die früher üblichen Examengebühren gänzlich weggefallen sind. Für die Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der unter dem Kaiserreich ganz vernachlässigten Universitätsbibliotheken bewilligte der Staat beträchtliche Jahresgelder. Auch an neuen Gebäulichkeiten, Laboratorien, Museen, wissenschaftlichen Missionen, Reisestipendien und ähnlichem sparte er nicht, und wo seine Kräfte nicht ausreichten, da traten die Gemeindekassen der betreffenden Städte mit reichlicher Hilfe ein. Somit ist alles gegenwärtig in vollem Aufschwung begriffen, und es bleibt uns zum Schluss nur übrig, eine Uebersicht der neuesten, teils geplanten, teils schon ausgeführten Neuerungen zu geben.

III.

Was zunächst das Lehrpersonal betrifft, so wurde dasselbe wiederum vermehrt durch die Einführung der sogenannten Maîtres de Conférences. Es sind dies jüngere Gelehrte, welche sich bereits irgendwie ausgezeichnet haben, aber das für die Fakultäten unerlässliche Doktorat — ein Ding von schwierigem, langwierigem und kostspieligem Erwerb — noch nicht besitzen. Dieselben halten keine öffentlichen Vorlesungen, sind dagegen in der Vorbereitung der Studenten für die Licence um so tätiger. Auch nehmen sie an den Baccalaureatsprüfungen Teil. Da dieselben anständig bezahlt sind, so können sie es auf ihren

Warteposten ganz gut aushalten, bis sich ein regelmäßiger Lehrstuhl für sie öffnet. Das Ministerium, welchem allein ihre Ernennung zusteht, wählt sie gern unter den sogenannten, oft im Ausland gebildeten Spezialisten, weil man denn doch eine Vertiefung in einzelne Fächer wünscht. Beiläufige Missstände sind hier freilich schwer zu vermeiden. Man kennt ja die alte akademische Schnurre von dem Unterschied zwischen dem ordentlichen und dem außerordentlichen Professor: der ordentliche weiß nichts außerordentliches und der außerordentliche nichts ordentliches. Doch das liegt nun einmal in der Natur der Dinge und Menschen. Nichtsdestoweniger hat der feinfühlige Witz der Franzosen die schwache Seite des Gegenstandes bereits herausgefunden und sogar auf die Bühne gebracht in der schon angezogenen Komödie: *le Monde où l'on s'ennuie.* Warum langweilt man sich in dieser sehr feinen und gewählten Gesellschaft? Weil sie fast nur aus männlichen wie weiblichen Pedanten besteht. Klein und Groß, Kind und Kegel, Mann und Weib betreibt Fachwissenschaften, und insbesondere diejenige Art, welche gegenwärtig zu allen, selbst zu politischen Ehren und Aemtern führt, nämlich die Altertumskunde mit ihrem ganzen erschreckenden Apparat von Nachgrabungen, Textvergleichungen und Inschriftenentzifferung. Man gähnt dabei öffentlich und insgeheim; doch das ist Nebensache — denn man macht damit Karrière, und das ist die Hauptsache. Diese Kritik ist sehr zutreffend, aber: *abusus non tollit usum.* Gerade bei dieser Seite der Reform wird gern das Beispiel deutscher Gelehrsamkeit angezogen, und doch hat die hier auftretende systematische Teutomanie manchen gerechten Widerspruch und Tadel erfahren, nicht in Betreff der Sache an sich, sondern im Hinblick auf eine übertriebene oder ungeschickte Nachahmungssucht. Darüber fiel uns immer die Geschichte von dem jungen Arzt ein, welcher erlebte, dass sich ein Grobschmied durch eine große Schüssel Sauerkraut mit Speck und Erbsen vom Fieber kurirte. Als er aber dasselbe Mittel bei einem fieberkranken Schneider probirte, starb derselbe Tags darauf. Eines schickt sich nicht für alle — diese alte Wahrheit wird bei manchen der beschriebenen Reformen nicht genug beherzigt. Und wie um den Spaß zu Tode zu hetzen, denkt man selbst daran, das in Deutschland doch wol als obsolet betrachtete Institut der nur mit Kolleggeldern besoldeten Privatdocenten einzuführen. In Paris mag dies vielleicht in einzelnen gegebenen Fällen glücken; anderwärts aber wäre die Maßregel verfehlt, denn das Angebot der Lehrenden überwiegt schon jetzt das Bedürfnis der Lernenden.

Gegen Ende des letzten Unterrichtsjahres wurden nämlich sämtliche ordentliche Professoren (titulaires) durch ein Rundschreiben eingeladen, erstens die Zahl ihrer Lehrstunden zu erhöhen, und zweitens es sich zu überlegen, ob sie nicht lieber die öffentliche Rede offiziellen Stils durch geschlossene Fachkollegien ersetzen wollten. Der erste Vorschlag wurde überall ohne Widerrede angenommen; auf den zweiten gingen die Meisten ein. Die Wirkung, welche Anfang December letzten Jahres eintrat, war derart, dass, wenn man die Maitres de Conférences mitrechnet, an Orten, wo es noch vor zehn Jahren kaum ein Dutzend Kollegstunden in der Woche gab, deren nun etwa dreißig angekündigt sind und auch meist wirklich stattfinden. In Paris und bei den Fakultäten der größeren Provinzstädte ist das Verhältnis noch stärker. Das nächste Bedürfnis ruft hier freilich immer wieder nach Studenten, und um diese zu beschaffen, ist vieles, aber noch lange nicht genug geschehn.

Die früher beschriebenen Maßregeln in Betreff der Maitres Répétiteurs und Auxiliaires, sowie der auswärtigen Donnerstagszuhörer sind beibehalten und ausgedehnt worden, und die Thätigkeit dieser Studirenden erprobt sich beständig durch die Monatsaufgaben. Außerdem aber erhielt jede Fakultät eine gewisse Anzahl Stipendien, mit deren Hilfe sie einen eigentlichen Kern von Studenten zusammenzieht. Unter gewissen Vorbedingungen, insbesondere des Baccalaureats, stellen sich jährlich die Stipendiatskandidaten bei den betreffenden Fakultäten zu einer Konkurrenzprüfung vor, worauf die Besten unter ihnen für das laufende Jahr eine Bourse (man denke an den Ursprung des Wortes: Bursche, welches eigentlich einen Stipendiaten bedeutet) von 100 francs im Monat bekommen. Diese Vergütung kann aber jederzeit, und besonders am Ende des Jahres, wegen Mangels an Fleiß oder Befähigung zurückgezogen werden. Am Jahresschluss stellen sich die Boursiers, zusammen mit den anderen Kandidaten, für die Prüfungen der Licence, beziehungsweise der concours d'agrégation, vor. Wer besteht, wird als Lehrer angestellt. Die Durchgefallenen können ein- oder zweimal ein neues Jahresstipendium erhalten. Welche Früchte man dieser Einrichtung zu danken haben wird, das muss die Zeit lehren. Schlecht können sie nicht sein; ob aber die Vorteile den Ausgaben zu entsprechen vermögen, das ist eine andere Frage. Einen Sachverständigen konnte man kürzlich ironischerweise sagen hören: „Wir kommen in der Tat Deutschland immer näher; die deutschen Studenten bezahlen für ihr Kolleg und kommen hinein; wir aber bezahlen die Studenten, und sie kommen nicht.“

Endlich werden bei den nicht mehr öffentlichen Kursen, außer den schon erwähnten, auch ganz freie Studenten zugelassen, welche sich bloß bei dem Dekan anzumelden brauchen, aber auch, wegen Mangels an Fleiß, wieder weggewiesen werden können. Die Zahl derselben ist bis jetzt sehr gering.

Unter allen diesen Umständen, und bei dem tiefempfundenen Bedürfnis nach Fachgelehrten, war es unerlässlich, dass die Prüfungsbedingungen der Licence ès Lettres, welche vorher sich nur um Griechisch, Lateinisch und Französisch drehten, entsprechender Weise verändert wurden. Eine besondere Verordnung schuf deshalb drei neue Arten, außer der bisherigen, welche für die klassischen Philologen bestehn blieb. Es sind dies: la Licence de Philosophie, d'Histoire und de Langues vivantes, von welchen jedes einzelne Fach seine besonderen Prüfungsgegenstände hat, wogegen das gefürchtete griechische Thema (Uebersetzung eines Textes

ins Griechische) und die sehr lästigen lateinischen Verse wegfallen. Diese letztere Maßnahme wurde von vielen Kandidaten mit Freude begrüßt, und es lässt sich hoffen, dass in Zukunft weniger Unfälle bei jenem sehr schwierigen und fast chinesischen Examen vorkommen werden.

Noch einige weitere Reformen stehen in Aussicht. Es beziehen sich dieselben besonders auf eine Veränderung des Baccalaureatsexamens nach deutschem Muster, wodurch die Fakultätsprofessoren dieser Last, zum Teil wenigstens, erledigt würden und somit mehr Zeit für das Dociren gewinnen könnten. Auch eine allmählige Verminderung der bisherigen, allerdings langen Ferien soll demselben Zwecke entsprechen. Endlich ist die Rede von der Einführung einer Altersgrenze (65 Jahre), über welche hinaus niemand im Lehramt verbleiben soll. Dies scheint sehr willkürlich; wenn man aber so manche „alte Knaben“ in den Achtzigern als active Professoren herumgehn sieht, dann erscheint die Sache doch eher empfehlenswert.

Endlich ist die Rede von der einzuführenden Autonomie der einzelnen Universitäten, welche jetzt im wesentlichen ganz von der Pariser Zentralregirung abhängig sind. Doch stehn hier noch die vielfachsten, namentlich materiellen Schwierigkeiten im Wege.

Im Großen und Ganzen angesehen, erstreben die besprochenen Neuerungen eine Bevorzugung des Inhalts vor der Form, welche letztere, viele Jahrzehnte hindurch, allzusehr vorgewogen hatte. Die Absicht ist vortrefflich; ob es alle die zur Ausführung gewählten Mittel gleichfalls sind, das steht noch dahin. Bereits hört man viele Klagen über einschneidendes Eingreifen von oben in organische Verhältnisse, welche sich nur durch ihre eigene Lebenskraft von innen heraus entwickeln können. Aber hier kann die Reformpartei erwidern, dass diese Entwicklung von innen heraus schon lange stattgefunden hätte, wenn der Organismus als solcher überhaupt fähig dazu gewesen wäre; darum habe man dem alten Schlendrian einen starken äußeren Ruck geben müssen, und die neue, raschere Bewegung allein können zeigen, ob eine werktätige innere Triebkraft vorhanden sei, der man alsdann die Vollendung des Begonnenen überlassen möge. Dieses Experiment wird gerade jetzt gemacht, und man muss seinen Ausgang abwarten.

Caen. Alexander Büchner.



Aus Shakespeare's Selbstbekenntnissen.

Nach zum Teil noch unbenutzten Quellen.

Von Fritz Krauss.

(Schluss.)

Dass Shakespeare's Gefühl für Freundschaft sehr entwickelt war, weiß jeder, der seine Dramen gelesen hat; er gehörte damit ganz seiner Zeit an, welche die Freundschaft über die Liebe stellte. Henry Brown gibt vielfache Beispiele, welche dartun, dass die Freundschaftsschwärmerei nicht nur mit der Liebe den conventionellen Inhalt der damaligen Sonettendichtung bildete, sondern im wirklichen Leben das Denken und Empfinden der hervorragendsten Geister erfüllte. So sagt Allot in seiner Wit's Commonwealth (1598): „Die Liebe vom Manne zum Weibe ist etwas gewöhnliches und natürliches, aber die Freundschaft vom Manne zum Manne ist unendlich und unsterblich.“

Es wird nun weiter ausgeführt, dass, im Einklange mit dem damaligen Brauche, der Patron seinem Schützling auch zu Gedichten den Stoff gab, die der Erstere einer von ihm umworbenen Schönen huldigend darbringen konnte und als diese Schöne wird Elisabeth Vernon, die spätere Gattin Southampton's gemutmaßt. Aber auch sie selbst, so wird weiter angenommen, habe den Poeten in ähnlicher Weise beschäftigt, um zu Southampton und zu Lady Rich zu sprechen, der schwarzen, eigentlich schwarzäugigen Schönen, von welcher nun noch ebenfalls in Kürze die Rede sein muss. Diese Partie des Buchs möchte wol am meisten den Charakter des Gekünstelten haben. Massey lässt nämlich die zweite Abteilung von 27 Sonetten von Shakespeare für William Lord Herbert geschrieben sein und diese seitdem vielfach angefochtene Annahme sucht der Verfasser weiter zu begründen, — wie man einräumen muss, mit vielem Geschick, aber auf etwas schwankender Basis, schon deshalb weil William Herbert selber auf dem Pegasus sattelfest war und es schwer verständlich ist, warum er in dieser Angelegenheit nicht selbst die Leier zu Hand genommen haben sollte. Nach dem Verfasser wäre aber zwischen Herbert und Shakespeare folgender Plan abgekartet worden: Herbert's gemutmaßte Leidenschaft zu Lady Rich, dem angeblichen Original der schwarzen Schönen, sollte versifizirt und zugleich Sidney's Vergötterung der Dame verspottet werden; „Herbert muss deshalb schon in der Ernüchterung begriffen gewesen sein und der Dichter half nach Kräften dazu, indem er die Vernarrtheit des Jünglings mit feiner Ironie zeichnete. Die Gedichte sind solcherart nicht geschrieben, um als Liebeswerbung zu dienen.“

Und an einer anderen Stelle sagt der Verfasser: „Ich vermag nicht zu entscheiden, ob die Sonette nur als Parodie auf Sidney's Sonette geschrieben, oder ob sie wirklich durch eine Leidenschaft des jungen William Lord Herbert zu Lady Rich veranlasst wurden. Auf der anderen Seite aber könnte auch schon allein der fünfte Gesang aus Sidney's ‚Astrophel und Stella‘ Herbert und Shakespeare die Idee eingegeben haben, die darin ausgesprochenen Drohungen Sidney's weiter auszuführen und zwar durch den Mund eines in Lady Rich toll verliebten, unreifen Jünglings, was prächtige Gelegenheit bot, Sidney's beklagenswerte Schwäche zu persiffliren; denn in Astrophel und Stella erscheint Sidney ja vielmehr als ein verliebter Knabe, denn als ernster Mann. Für die dichterische Konzeption würde mir dies vollkommen genügen; ja ich könnte sogar glauben, Shakespeare's Sonette der zweiten Abteilung seien bloße objektive Ausarbeitungen von Ideen, die er aus Sidney schöpfte — wenn nicht, wie schon her-

vorgehoben, alles, was in dieser zweiten Abteilung an Sidney erinnert, sich direkt auf dessen Stella — Lady Rich bezöge! Deshalb neige ich mehr zur anderen Ansicht, und kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass eben doch eine wirkliche Leidenschaft Herbert's für Lady Rich ihn zunächst getrieben habe, Shakespeare zum Schreiben dieser Sonette zu veranlassen." Das ist, wie man sieht, eine Auslegung, welche sehr weit gehende Rücksichten Shakespeare's auf sehr eigentümliche Forderungen seines Patrons zur Voraussetzung hat.

Als wirkliche Ergebnisse seiner Untersuchung aber glaubt Fritz Krauss aufstellen zu dürfen, dass die zweite Abteilung der Shakespeare-Sonette, gerade wie ein Teil der ersten Abteilung, ihre Hauptanregung aus Philipp Sidney's Gedichten empfangen hat; dass sie vom Dichter für William Lord Herbert, späteren Grafen von Pembroke, geschrieben wurde und dass die berühmte schwarze Schöne der Sonette nicht eine zigeunerhafte Maitresse des großen Dichters war, sondern „der strahlendste Stern zweier Höfe, Philipp Sidney's unsterbliche Stella, die vielbesungene, vielgeliebte Lady Rich".

Die von dem Verfasser über die letztere gegebene Charakteristik mag hier zum Schlusse noch Platz finden. Penelope Devereux, später Lady Rich, geboren 1563, war die Tochter des guten Grafen Walter Devereux, den die Königin Elisabeth „ein seltenes Kleinod ihres Reiches und eine Zierde ihrer Ritterschaft" nannte, jenes unglücklichen Grafen, den Leicester aus dem Wege geräumt haben soll, um des Grafen Gattin, Lettice Knollys, heiraten zu können. Von Vaters Seite stammte Penelope von Eduard III. ab und ihre Mutter war in zweiter Linie Base der Königin Elisabeth; so rollte doppelt königliches Blut in ihren Adern. Der mütterliche Strom aber scheint der stärkere gewesen zu sein, denn von der Mutter hatte Penelope die Leichtlebigkeit, die Genussfähigkeit, den Eigenwillen und den Trotz geerbt, alles, was ihr Leben in eine tragische Bahn lenkte; wie denn auch von ihrem Bruder, dem trotzigen, unstäten Feuerkopfe, Grafen Essex, die Königin Elisabeth später seufzend sagte: „er hat's von seiner Mutter". Penelope war erst 13 Jahre alt, als sie durch den Tod ihres Vaters den treuen Führer verlor, der ihr bei ihren Charakteranlagen doppelt nötig gewesen wäre und der sie gewiss vor ihren späteren traurigen Schicksalen bewahrt hätte. Mit vorsorglicher Liebe hatte er ihr schon den Gatten ausgesucht in dem besten und edelsten Jünglinge Philipp Sidney, und noch zwei Tage vor seinem Tode sprach er auf seinem Schmerzenslager von Sidney. „O", sagte er, „dieser gute Herr! Empfehlt mich ihm und sagt ihm, ich melde ihm nichts besonderes, aber ich wünsche, dass es ihm gut gehe, so gut, dass, wenn Gott ihre beiden Herzen rührt, ich hoffe, er möge sich mit meiner Tochter vereinigen. Ich nenne ihn Sohn. Er ist weise, tugendhaft und gottesfürchtig und wenn er auf der Bahn fortschreitet, die er betreten, wird er ein so berühmter und edler Gentleman werden, wie England nur je erzeugte."

Der Heirat zwischen dem blühenden, ritterlichen Jünglinge und dem schönen, geistvollen Mädchen lag nichts im Wege und dennoch kam sie nicht zustande. Der Grund ist nicht klar. Es scheint Sidney noch nicht „pressirt" zu haben, vielleicht wollte er (wie seine Sonette andeuten) zartfühlend warten, bis Penelope älter wäre, denn im Jahre 1578, als er seinem Freunde Languet auf dessen Antreiben, er solle doch heiraten, antwortete: „was sie anbetrifft, deren ich, wie ich gern bekenne, so unwürdig bin, so habe ich Ihnen meine Gründe schon lange angegeben, kurz zwar, aber so gut ich's konnte" — in jenem Jahre war Penelope erst 15 Jahre alt. Sidney nennt hier Penelope nicht, aber, ob sie es war oder nicht, so geht wenigstens aus seinen Worten hervor, dass er Gründe hatte, jetzt nicht zu heiraten. Sidney zählte damals 22 Jahre und seine feurige Seele verlangte viel mehr nach einem Felde für den jugendlichen Tatendurst als nach beschaulicher Ruhe im ehelichen Leben. Bald wollte er nach den Niederlanden, um für die Protestanten zu kämpfen, bald Entdeckungsreisen nach Amerika mit Frobischer machen, kurz, er dachte an alles eher als ans Heiraten. Er mag Penelope auch über seinen Studien und der beginnenden Freundschaft mit Spenser zeitweise vergessen haben. Die junge, stolze, viel umworbene und umschmeichelte Schöne aber, entrüstet über diese Vernachlässigung, gab dem Drängen ihrer Freunde nach und heiratete, 18 Jahre alt, den sehr reichen aber sonst in jeder Beziehung ihrer unwürdigen Lord Robert Rich. Ein trotziges, übel beratenes Kind, das in einem Augenblicke des Unmutes ihr ganzes Lebensglück in die Schanze schlägt, um sich an dem kalten Geliebten zu rächen!

Sidney zog sich (auch um dem Zorne der Königin, den er durch seinen berühmten Brief an sie über ihre beabsichtigte Verbindung mit dem Herzoge von Anjou erregt hatte, etwas aus dem Wege zu gehen) nach Wilton zurück und versuchte, angetrieben durch seine Schwester Mary Gräfin von Pembroke, sich dadurch zu zerstreuen, dass er den Schäferroman, die „Arcadia" begann, den er ihr als „the Countess of Pembroke's Arcadia" widmete. In seiner Hauptheldin Philoclea schilderte er Penelope in ihrer unerreichten Schönheit, während er im Philisides sich selbst darstellte und in die Liebesgeschichte dieser Beiden seine eigene Leidenschaft und seinen Gram ausströmte.

Sidney hatte sich mit der „Arcadia" noch nicht genug getan; sein Herz verlangte eine direktere Aussprache. Aber wie sollte er es beginnen? Seine Muse antwortete:

„Fool, look in thy heart and write";

und er blickte in sein Herz und schrieb die Gedichte, welche 1591, fünf Jahre nach seinem Tode, unter dem Titel „Astrophel and Stella" gedruckt wurden. Astrophel ist Sidney, Stella Lady Rich. In 108 Sonetten erzählt Sidney seine Liebe zu Penelope.

Sidney's Sonette lassen vermuten, dass auch Penelope's Liebe zu ihm erst nach der unglücklichen Vermählung mit Lord Rich zur vollen Stärke erwuchs,

aber sie zeigen auch, dass gerade Penelope der gegenseitigen Leidenschaft die gebührenden Schranken anwies.

Mittlerweile, zwei Jahre nach Penelope Devereux' Vermählung mit Lord Rich, hatte Philipp Sidney sich selbst eine Gattin gewählt in der Tochter des Sir Francis Walsingham, des großen Beschützers der Wissenschaften und schönen Künste, des Gönners Spenser's.

Sidney starb am 17. Oktober 1586 erst 30 Jahre alt in den Niederlanden, nachdem er am 22. September auf dem Schlachtfelde bei Zutphen die Todeswunde empfangen hatte — ein Dichter und ein Held.

Mit Sidney war ihr guter Geist von Penelope gewichen. Die romantische Liebe, welche die beiden innerlich verband, war ihr Stütze und Trost gewesen und gab ihr, so sonderbar dies klingen mag, die Kraft, eine gute Gattin zu sein; als sie aber diesen moralischen Halt verlor, war auch ihre moralische Kraft dahin, und das Glück, das sie zu Hause nicht fand, suchte sie nun anderswo.

Ueber ihr Aeußeres und die Beziehung desselben zu dem Ausdruck die schwarze Schöne sagt der Verfasser: so widerspruchsvoll wie ihr Inneres sei auch das Aeußere der Lady Rich gewesen. Das Außerordentliche in ihrer Erscheinung lag in dem blendenden Kontraste zwischen dem goldenen Haare und den schwarzen Augen. Blonde Haare und blaue Augen waren die im Norden gewöhnliche Schönheit, die eigentliche Schönheit; die schwarzen Augen der Lady Rich aber blickten unter der goldenen Pracht der Haare hervor wie ein Protest gegen die Regel; ja ihr Feuer war so siegreich, dass sie die Regel umzustoßen und dieser neuen Farbenzusammenstellung den Preis zu erobern drohten. Penelope's Umgebung, der Hof, die Schöngeister waren von dieser neuen Art von Schönheit erfüllt; die Dichter riss sie zur Bewunderung hin.

Es ist wol unnötig hinzuzufügen, dass der Verfasser auch diese nicht unwichtige Seite seines Gegenstands in erschöpfender und, hier darf man sagen, überzeugender Weise klar zu stellen bemüht ist. Das nämliche kann in Rücksicht auf gewisse Schlussfolgerungen gesagt werden, die man aus dem Wortlaut einiger Partien des Testaments William Shakespeare's gezogen hat. Dasselbe gibt ja in der Tat keinerlei Anhaltspunkte für die Annahme, Shakespeare's Ehe sei keine glückliche gewesen.

Im Uebrigen mag daran erinnert werden, dass alle diese Untersuchungen erst verhältnismäßig neuen Datums sind. Drake (1817) äußerte als der erste die Vermutung, der Graf von Southampton möchte der Freund gewesen sein, den Shakespeare in den ersten 126 Sonetten besingt; mit den letzten 28 wusste er nichts anzufangen. Boaden (1832) sah in „Mr W. H." William Herbert, späteren Grafen von Pembroke und hielt diesen für den Freund. So hat man diese Forschungen angestellt. Sie versuchen lange Versäumtes nachzuholen, mit kaum minderer Mühe als die Nachgrabungen, welche das alte Ilion wieder ans Licht zu fördern bestimmt sind. Die Künstlichkeit eines großen Teils des Auslegungs-Apparats ist daher durch den fast gänzlichen Mangel von positiven Unterlagen hinreichend erklärt. Wie die Venus von Milo, wie das hohe Lied der heiligen Schrift werden auch die Sonette Shakespeare's vermutlich dem Grübeln der Menschheit noch in unabsehbarer Zeit zu schaffen geben, und wir dürfen uns an dem Ameisenfleiße und dem Scharfsinn der Ausleger freuen, wenn wir selbst genötigt sind, gegen die von ihnen gewonnenen Ergebnisse hie und da einen Vorbehalt zu machen.

Dresden.

Robert Waldmüller.



Ein Schattenspiel.

„Ein Schattenreich ist diese Welt!"
So hab' ich oft gelesen,
Doch hat's mir nicht die Lust vergällt
An ihrem nicht'gen Wesen.

Nur einmal ging der Spruch mir nah:
Als ich lebend'ge Schatten
Ein seltsam Spiel vollbringen sah
Im Haus der jungen Gatten.

Es war schon lang nach Mitternacht,
Doch drückt' des Sommers Brüten,
Als ob von heißem Strahl entfacht
Die milden Sterne glühten.

Im Fenster lag ich wie gebannt,
Auch drüben war's weit offen
Und durch verhülltes Licht die Wand
Von Schatten schwarz getroffen.

Sie glitten hastig hin und her,
Sie schwebten wieder stockend;
Jetzt hob ein Arm sich langsam, schwer,
Jetzt winkt er eilig, lockend.

Ein Regen und Bewegen wild,
Ein Durcheinanderwogen!
Des Schicksals eig'nes Schattenbild
Schien auf die Wand geflogen.

Der Mann so regungslos wie Stein,
Das Weib so tief gekauert!
Nicht Schatten kann das Schicksal sein,
Das durch die Schatten schauert.

Ich weiß, es galt ein einzig Kind
Dem Tod noch abzuringen.
Ich weiß, dass dort gebrochen sind
Zwei Herzen im Misslingen.

Er schaukelt jetzt und wiegt im Arm
Und herzt des Kindes Leiche;
Sie steht erstarrt, dass ich den Harm
Mit Niobe vergleiche.

Der Schmerz, der durch die Seelen braust,
Sie mit dem Sein entzweite; —
Mich dünkt, dass aus geballter Faust
Die Dolchform niedergleite.

Sie droh'n dem eig'nen Lebensband!
Ihr arg betörten Gatten,
Ihr wollt, ihr Schatten an der Wand,
Euch wandeln erst in Schatten?

Euch flücht'gen Bildern flüchten nicht
Geschwind genug die Stunden,
Wenn schon im nächsten Morgenlicht
Ihr spurlos seid entschwunden?

Fürwahr, die frühe Dämm'rung lässt
Verblassen die Gestalten;
Nur ahnen konnt' ich noch, dass fest
Sie sich umschlungen halten.

Ich sah des Jammers Leidenschaft,
Der Beide niederbeugte,
Doch sah ich nicht, wie Seelenkraft
Von neuem sich erzeugte.

Denn solcher Strahlenkrone Glut
Wirft Schatten nicht nach außen;
Fast schien der Liebe Heldenmut
Zum Licht geworden draußen.

Drum ist das Paar fortan mir nur
Der Wahrheit Bild, nicht Schatten,
Denn eines ew'gen Lichtes Spur
Geleitet mir die Gatten.

Dresden.

Hieronymus Lorm.



Zur Uebersetzungspoesie.

Unter dem Titel „Die Uebersetzungsseuche in Deutschland“ hat Eduard Engel vor einigen Jahren eine Broschüre herausgegeben, welche gegen die Sucht Unberufener sich wandte, Geisteserzeugnisse der fremden Literaturen ins Deutsche zu übertragen. Die unvergleichliche Bildsamkeit der deutschen Sprache ist allerdings sehr verlockend für moderne Dichtergenies, und Freiligraths mustergiltige Leistungen in der Uebersetzungspoesie haben dieselbe der selbstschaffenden Dichtkunst ebenbürtig gemacht. Daher die Menge von Nachdichtungen und Nachschöpfungen, die vom Originale nur einen spärlichen und verkehrten Begriff geben.

Es ist indes nicht zu leugnen, dass neben traurigen Produkten der grassirenden Dichteritis die neueste Uebersetzungspoesie auch achtungswerte Leistungen aufweist. Zu diesen seien die Arbeiten gezählt, die von zünftigen Philologen und Pädagogen neben dem graueinförmigen Alltagswerke unternommen und in Programmbeilagen und gelehrten Zeitschriften den Kollegen mitgeteilt werden. Es wächst die Zahl derartiger Uebersetzungsversuche von Jahr zu Jahr, und manche Goldkörner sind unter der Spreu zu finden.

Der Unterzeichnete möchte die Leser des „Magazins“ auf Uebersetzungen aus dem Französischen aufmerksam machen, welche weiteren Kreisen nicht zugänglich sind, aber bekannter zu werden verdienten. Zunächst ist die Programmbeilage der Studienanstalt zu Münnerstadt (1877—78) lobend hervorzuheben. Der Verfasser Dr. Kühles gibt formvollendete und sinngetreue Nachdichtungen folgender Stücke: 1. Delisle, *Catacombes;* 2. André Chénier, *La jeune Captive;* 3. N. Gilbert, *Adieux à la vie;* 4. Delphine Gay, *L'ange de la poésie*; 5. Béranger, *La sainte Alliance des peuples* und *Les Hirondelles;* 6. Victor Hugo, *Pour les Pauvres* und *La fille d'Otaïti;* 7. Lamartine, *Le Papillon.* Besonders gelungen und anmutend scheinen mir unter diesen trefflichen Nachschöpfungen zu sein *La sainte Alliance des peuples* und *La fille d'Otaïti,* so dass ich für das letztere Gedicht Kühles' Bearbeitung fast höher stellen möchte als die Freiligraths. Von Lamartine's Schmetterling sind in allen möglichen Zeitschriften Nachdichtungen von ungleichem Werte veröffentlicht worden. Keine erreicht das Original.

Vielseitiger als Kühles ist Legerlotz. Die Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasiums in Salzwedel am 2. November 1882 enthält neben einer Reihe Arbeiten zunftmäßiger Gelehrsamkeit einige metrische Uebersetzungen des Direktors der Anstalt Dr. Gustav Legerlotz, die uns mit Achtung für die poetische Begabung und Sprachgewandtheit dieses Gelehrten erfüllen. Aus den wenigen Blättern weht uns ein frischer und würziger Odem von dem Orte entgegen, in welchem sie nach des Dichters Bekenntnis entstanden. Man sieht, dass sie nicht die Früchte arbeitsvoller Nächte am Studirtische sind: „in lauschigen Winkeln eines selbstgeschaffenen Klostergartens oder im freien Schweifen durch Wiese, Feld und Wald“ ist alles entsprossen. Die Uebersetzungen der bekannten Parodos *ἀκτὶς ἀελίου* aus der Antigone, vier anakreontischer Gedichte, des horazischen *„Odi profanum vulgus“* und *„O fons Bandusiae“*, sowie der reizenden Elegie Tibulls *„Divitias alius“* (I. 1) werden die Altphilologen ansprechen. Wichtiger für uns sind sechs Uebertragungen aus dem ewig jungen Chansonnier. Mit Gaudy und Chamisso darf Legerlotz sich hier dreist messen. Seine Nachdichtungen Bérangers zählen zu dem besten, was die neueste Poesie geschaffen hat, und die wenigen Proben beweisen, dass bei ihm alle Saiten, die Béranger angeschlagen, harmonisch nachklingen. Neben *„La vocation“* tritt *„Grands dieux! combien elle est jolie“*

und „*Beaucoup d'amour*" uns entgegen, neben „*le Grenier*" und des Dichters närrischem Schätzchen das erhabene Gedicht zum fünften Mai 1821. Im Liede des zum Richtplatze marschirenden alten Korporals ist der naturwüchsige Soldatenton trefflich nachgeahmt:

Genug des Abschieds, Kameraden;
Nun vorwärts, marsch! Die Pfeife glimmt.
Gewehr in Arm! Ihr habt geladen;
Gebt mir den Pass! Die Rechnung stimmt.
's war toll, als Graubart fortzudienen!
Nun, die Rekruten hatten's gut;
Ein wahrer Vater war ich ihnen.
Ei Jungen, Mut!
Nur nicht geflennt!
Pfui, nicht geflennt!
Potz Element,
Links, rechts! — Links, rechts! — marschirt mir gut.

Als sprachlicher Gegensatz hierzu sei die bekannte Strophe aus dem „*Cinq Mai*" angeführt:

Ha, schläft es nur, des Glutballs zürnend Wetter,
Das zwanzig Trone jäh in Trümmer schlug?
Vielleicht erneut's mit donnerndem Geschmetter
Ob Königshäuptern seinen letzten Flug.
Nein, dieses Riff muss jeder Hoffnung wehren,
Der Aar ist aus der Götter Rat verbannt. —
Nach Frankreich soll ich armer Krieger kehren,
Die Augen schließt mir eines Sohnes Hand.

Unbedingtes Lob verdienen ferner Legerlotz' Uebertragungen aus dem Englischen und Schottischen, da die Wiedergabe der Lokalfarbe und des Lokaltons eine Aufgabe von ganz eigenartiger Schwierigkeit ist.

Baden-Baden.

Joseph Sarrazin.



Griechische Philosophinnen.

Ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Geschlechts.

Diejenigen, welche im Spiegel des Altertums den Charakter der Gegenwart erkennen wollen und demgemäß den literarhistorischen Wahlspruch „mutato nomine de te fabula narratur" dem Leser ins Gewissen zu schieben sich die künstlerische Freiheit nehmen, können angesichts der massenhaften homerischen, vor- und nach-homerischen, ja sogar vorsündflutlichen Schätze, welche die zeitbeliebten Ausgrabungen zu Tage treten lassen, auf ein zahlreiches und bereitwilliges Publikum rechnen, zumal, wenn sie aus dem siebenten Himmel der fachgelehrten Göttersprache in den Dunstkreis der gewöhnlichen Sterblichkeit herabzusteigen geruhen. Hat der Wiener Schriftsteller Jos. Cal. Poestion mit seiner populären Schilderung der „Griechischen Dichterinnen" seit deren erstem Erscheinen 1876 sich viele Freunde erworben, so dürften seine „Griechischen Philosophinnen" (Bremen, Hinricus Fischer) nicht minder den Beifall der Laiengesellschaft unter den Altertumsverehrern erringen, obgleich die in den Anhang des vorigen Werkes verwiesene Nachtseite der weiblichen Natur hier in der zweiten Spende des Autors denn doch etwas gar zu breit mitten in der Darstellung Platz gegriffen und auf diese Weise der ernsten Tendenz des Buches, das ja die geistig-sittliche Erhebung des weiblichen Geschlechts im Altertume uns vorführen will, recht erheblichen Abbruch getan hat! All die groben Schwächen der gelehrten und der gebildeten Frauen des Altertums bieten eine herzlich schlechte Empfehlung für die Zwecke einer geistigen Emanzipation des weiblichen Genius, sieht man eben die edlere Weiblichkeit im Verkehr mit den wissenschaftlichen Bestrebungen der Männerwelt in Gefahr geraten, wie z. B. Lasthenia, die, um Plato zu hören, aus Arkadien nach Athen gewandert und im Umgange mit dem Akademiker Speusippos zu der niedrigsten Stufe des Weibes herabsank, nicht besser als die geistreiche Leontion, welche in die Gärten des Epikur sich verirrt hatte! Es macht immer einen eigentümlichen Eindruck, wenn populär gehaltene Schriften ausdrücklich nur für das reifere Alter und die höhere Bildung bestimmt sein wollen; in diesem Falle schreibe man lieber streng wissenschaftlich, als dass man mit der einen Hand die Pforte des Gemeinverständnisses weit öffnet, um sie mit der anderen der halbreifen Neugier wieder zuzuschlagen; es fragt sich dann sehr, ob das letztere noch gelingen kann. Eine volkstümliche Darstellung will von recht vielen gelesen und gewürdigt sein, sie hat ihren besten Kreis in der Jugend, muss also vorzüglich auf jugendliche Leser eingerichtet werden; dem schon abgebrühten Lebemann sind die geistigen Zwecke der Schilderung nur langweilig, sie erscheinen ihm als überflüssige Zutat; aller geistig-sittlichen Wirkung beraubt man sich, wenn man dieser Art von Publikum nur einen Fingerbreit nachgibt.

Werfen wir einen unbefangenen Blick auf das Treiben der altgriechischen Frauenwelt, so gewahrt man unter ihr eine stattliche Anzahl, welche nicht zur Verschleierung des Hetärenwesens, vielmehr aus ernstem Drange nach idealer Erkenntnis sich der Wissenschaft hingaben: Periktyone, die Verfasserin der Schrift „Ueber die Harmonie des Weibes", von welcher uns Bruchstücke erhalten sind, hat dem Weibe vom Standpunkte der geistigen Hygiene ihres Geschlechts die edelsten Pflichten vorgezeichnet und in ihrem Buche über die Weisheit (die Philosophie), von dem auch ein paar kleine Reste uns blieben, in würdigster Sprache dargetan, dass sie den Kern und die weltumfassende Natur des philosophischen Forschens tiefsinnig durchschaut hatte, auf den Ursprung alles Seienden dieses Streben zurückleitend. Sie hat sich als eine treffliche Jüngerin des großen Pythagoras bewährt, gleichwie Phintys, die Tochter des Königs Kallikratis, welche „Ueber die weibliche Sophrosyne" über das Maßhalten der weiblichen Eigenart, goldene Worte der Mit- und Nachwelt geschrieben hat. Die Schule des Pythagoras, in ihrer strengen Betonung des sittlichen Lebensgehaltes, hat überhaupt sehr woltätig auf die griechischen Frauen eingewirkt, deren Dasein zwischen der Abgeschiedenheit des häuslichen Herdes im Gynäceum (den Frauen-

gemächern) und der Ausgelassenheit des geselligen Männerverkehrs hin- und herschwankte, und es darf diese Tatsache auch von denen nicht unterschätzt werden, welche klar genug wissen, dass der Geheimbund der Pythagoräer so wenig die antike Welt in ihrem Grundgefüge ethisch umzugestalten vermochte, wie dies jemals ein Geheimbund alter und neuer Zeit mit allem Aufgebot von elektromagnetischer Mystik erreicht hat. Die Illuminaten und Rosenkreuzer des 18. Jahrhunderts, die lange Zeit dem aufgehobenen Jesuitenorden ein ungeahntes Obdach gewährten, sind ebenso gescheitert, wie die viel edleren Pythagoräer des Altertums, deren Mystik einen fast klösterlichen Charakter trug.

Die sokratische Schule hat den schlimmen Neigungen der gefallsüchtigen Hetärenlaune nicht so schroff gegenüber gestanden. Des großen Denkmeisters Nachsicht mit den schönen Sünderinnen Athens, von der hochgebildeten Aspasia, des Perikles Gemalin, bis zur kecken Theodata und zur Kallisto herab, hat ihm so manche nicht ganz ungerechte Gardinenpredigt seiner ehrbaren Xanthippe eingebracht, denn, so unschuldig sein Verkehr mit dieser Art Frauenzimmern war, muss doch der Kulturhistoriker anerkennen, dass die von Aristophanes am bravsten vertretene Gegnerschaft, welche das alte ehrensteife Athen verkörperte, die Dialektik der Methode des Sokrates aus der Sophistik herleiten musste; Sokrates hat ihnen als das Haupt der Sophisten gegolten, weil er, aus der Sophistenschule hervorgegangen, seinen Gegnern mit deren eignem Kampfmittel, der dialektischen Zwiegesprächskunst, den Todesstoß versetzt hat, ohne den Schein zu meiden, ein Förderer dieser zersetzenden Richtung zu sein. Und wie die sokratische Schule die Sphäre des Weibes durchaus nicht gebessert hat, am wenigsten durch des Meisters gute Ratschläge in der Koketterie (!), so ist die kynische Philosophie des Diogenes geradezu ein Verderb für den Adel der Weiblichkeit gewesen. Die schöne geistvolle Hipparchia hat sich dem scheußlichen Krates ausgeliefert, sie wurde die Gattin des Hauptes der Kynikerschule und ihre Vermälung ward von den Zeitgenossen die „Hundehochzeit“ (Kynogamie) genannt. Aber die Verfeinerung des philosophischen Geschmacks durch die Grundsätze Epikurs überbot noch den Schaden, welchen die tölpische Gemeinheit der Kyniker bei der Frauenwelt angestiftet, ihre Propaganda schöngeistiger Lebensphilosophie hat unter Epikurs Anhängerinnen nach dem eigenen Ausdruck des Herrn Poestion eine „philosophische Demimonde“ gezeitigt, welche einer Leontion hohe Begabung in den Schmutz wüster Gelage hinabgedrückt hat.

Der Neuplatonismus, die letzte Blüte des hellenischen Geistes, war ein reineres Element für das Gedeihen weiblicher Bildung. Kurz vor dem Hinscheiden der Antike tritt uns ein schönes Beispiel entgegen in der alexandrinischen Jungfrau Hypatia, der hochweisen, sittenstrengen Lehrerin altheidnischer Weltweisheit im Kampfe mit dem siegreich vordringenden Christentum. An der Spitze der neuplatonischen Schule Alexandrias (um 400 nach Christus) hat sie die Systeme des Plotin und Aristoteles vorgetragen, aber ihr Lieblingsstudium sind die mathematischen Wissenszweige gewesen; ihren Vater, den gelehrten Theon, hat sie besonders in der Sternkunde übertroffen, wie überhaupt an Tiefe und Umfang der Erkenntnis; ihre großartige Auffassung der Philosophie soll nur hinter ihrer klaren Bewältigung der reinen Mathematik zurückgeblieben sein. Das erstarrende und entartende Christentum des Morgenlandes, in Alexandrien von dem fanatischen Patriarchen Kyrillos geleitet, konnte auf Hypatia's feingebildeten Sinn nur abstoßend wirken; ihre Ablehnung der liebespendenden Christusreligion hat der Pöbel ihrer Vaterstadt im Verein mit den Mönchen von Nitria, den Werkzeugen des Kyrillos, durch eine schmachvolle Steinigung in geweihter Kirche gestraft. Ihr tragisches Schicksal wäre der beste Abschluss des Buches von Poestion gewesen, denn auf dem Gipfel heidnischer Weisheit hat Hypatia gestanden, und der englische Geistliche Charles Kingsley hat ihr in seinem Roman „Hypatia or new foes with an old face“ als guter Christ ein ehrendes Denkmal gesetzt, das ein Josias Bunsen verdeutscht hat!

Berlin.

Trauttwein von Belle.

Sprechsaal des „Magazins“.

Ludwig Feuerbach.

Man schreibt uns:

In dem letzten „Londoner Brief“ von Eugen Oswald ist gesagt: „Den armen Ludwig Feuerbach hat die Nation ärmlich sterben lassen; dann haben seine Bewunderer Geld für ein Denkmal gesammelt“. — Zur Richtigstellung der Tatsachen möge Folgendes dienen:

Noch zu Lebzeiten Feuerbachs wurde in der Nähe seines Wohnortes eine Sammlung angeregt — allerdings in einer Weise, welche der Familie des großen Denkers wenig passend schien. Seine Gemahlin entschloss sich deshalb, durch öffentlichen Brief völlig darauf zu verzichten, trotz der bedrängten Lage.

Infolge eines aus London an sie gerichteten Telegramms des mit Feuerbach befreundeten Karl Blind, der die Sache in würdiger Weise anzuregen sich erbot, änderte Frau Bertha Feuerbach ihren bereits kundgegebenen Entschluss und legte die Angelegenheit in die Hand des Genannten. Unter seinem Vorsitz wurde darauf in England ein Ausschuss gebildet, an welchem Dr. F. Althaus, Professor A. Buchheim, Ferdinand Freiligrath, Professor Goldstücker, Arnold Ruge und andere teilnahmen. Ein von Karl Blind entworfener Aufruf wurde erlassen, der den hervorragenden Philosophen als Bahnbrecher des freien Gedankens, als echten „Ritter vom Geist“, als treuen, freigesinnten Volksmann feierte und die Zuerkennung eines nationalen „Ehrendankes“ beantragte.

Gleichzeitige Sammlungen in Deutschland, England und Amerika brachten denn auch, während Ludwig Feuerbach leidend darnieder lag, eine ansehnliche Summe zusammen. Obwol spät, ist ihm jedenfalls an seinem Lebensabend eine ehrende Anerkennung zu teil geworden; und seine (soeben verstorbene) Witwe und Tochter wurden dadurch für ihren Unterhalt vollkommen sicher gestellt.

Literarische Neuigkeiten.

Von der zweiten, in Lieferungen (à 1 M.) erscheinenden Auflage der „Allgemeinen Weltgeschichte" von Georg Weber, ist die 28. Lieferung erschienen, welche das gewaltige Werk bis nahe an das Ende des Römischen Kaiserreichs führt. — Leipzig, W. Engelmann.

Allmählich fängt die Illustrationswut an, gemeingefährlich zu werden. Paul Thumann illustrirt Heinrich Heines „Buch der Lieder"! Wir erleben es noch, Kants Kritik der reinen Vernunft oder die Logarithmen-Tafeln illustrirt zu sehen. Dergleichen gehört nicht mehr in das Gewerbe des Buchhandels, sondern des Zimmerdekorateurs. Erscheint bei A. Titze in Leipzig.

Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat folgende Preise ausgesetzt: 1000 Gulden für die beste Beantwortung der Frage: „Welche Erweiterung des lateinischen Lexikons lässt sich durch eine planmäßige Untersuchung und Sammlung des im Romanischen liegenden lateinischen Sprachgutes gewinnen?" (Einsendungstermin bis 1. Januar 1885.)

Vor einiger Zeit hatten wir von einer neuen Auflage des bekannten Spamerschen „Buches der Erfindungen" als von der 6. Auflage gesprochen. Wir haben uns dahin zu berichtigen, dass es sich um die 8. Auflage handelt.

Die neue literarische Ausschlachtung des Fürsten Bismarck durch Herrn Moritz Busch, welche im Herbst erscheinen soll, heißt: „Unser Reichskanzler, Studien zu einem Charakterbilde." — Der Inhalt ist: Erster Band: Seine politischen Grundgedanken. — Seine Stellung zu den göttlichen Dingen. — Die Junkerlegende. — Diplomatische Indiskretionen. — Der Kanzler und die Presse. — Bismarck und Oesterreich. — Zweiter Band: Der Kanzler und die Franzosen. — Bismarcks Stellung zu Russland. — Die polnische Frage. — Bismarcks sozialpolitische Gedanken und Pläne. — Der Kanzler als Redner und der Humorist in ihm. — Bismarck im Privatleben.

Von Eduard Engels „Geschichte der Englischen Literatur" erscheinen die VI. und VII. Lieferung, von Swift bis Burns, und von Lord Byron bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts reichend. — Leipzig, W. Friedrich. à 1 M.

In No. 24 der *Revue politique et littérature* ein bemerkenswerter Aufsatz über Georg Brandes von Arvède Bariine.

Unser Mitarbeiter Moritz Brasch veröffentlicht in der Juli-Nummer der internationalen Revue „Auf der Höhe" einen umfangreichen Essay „Zur Philosophie des Schönen", in welchem er eine Reihe neuerer ästhetischer Werke (von Schasler, Lazarus u. a.) einer scharfen kritischen Analyse unterzieht. Durch die stete Bezugnahme auf gewisse wichtige ästhetische Prinzipienfragen der Gegenwart gewährt diese Studie, abgesehen von ihrem rein wissenschaftlichen Inhalt, auch ein weiteres literarisches Interesse.

Die holländische Zeitschrift *De Portefeuille* zeigt das Erscheinen des Romans „Ein Fürstenkind" von George Allan an mit dem Zusatz zum Namen des Verfassers: „besser bekannt unter dem nom de plume Mite Kremnitz." *De Portefeuille* irrt sich, aber wir sagen ihm nicht, wie.

In einer der letzten Nummern der „Wiener Allgemeinen Zeitung" eine wertvolle, von großer Belesenheit zeugende Studie von Ferdinand Groß über die „französische Werther-Literatur."

Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft. Herausgegeben von Dr. J. Petzholdt. Juni 1883. Nachtrag zur Manuskripten-Sammlung des Lord Ashburnham. — Die Stadtbibliothek zu Mainz. — Vervollständigtes Verzeichnis der öffentlichen Bibliotheken Italiens. Von Enrico Narducci. — Gothaische Schriftsteller. Von A. Schumann. X. Ernst Friedrich Wüstemann. — Literatur und Miszellen. — Allgemeine Bibliographie.

Aus neuesten Publikationen.

Romantische Bildergallerie. (Gesammelt von M. G. Conrad.)

1. Langsam bewegte sich eine trockene Cypresse im Winde und es raschelten ihre starren Blattnadeln, als ob die Knöchelchen eines Kinderbeinhauses durcheinander gerüttelt würden. (Heinrich Noé.)

2. Wenn er ausging, wollte es ihm — und gewöhnlich mit Unrecht — scheinen, als stieße einer den andern an, aus jedem Auge schienen ihm Hände zu wachsen, die mit ausgestrecktem Finger auf ihn wiesen. (Georg Ebers.)

3. Er war wieder einmal — so recht im Sinne der Renaissance — ein Literaturfreund von der Art des Perikles, wie dreihundert Jahre nach ihm, bevor das Volk die Literatur in seine Hut nahm, Karl August von Weimar die Strahlen des leuchtenden Glanzes einer großen literarischen Zeit mit seinem edeln Scheitel auffing. (Wilhelm Goldbaum.)

4. Die Liebe mag verklären, der Ruhm, die Begeisterung — nichts verklärt mehr als die Aussicht auf Gewinn, wenigstens jene unschönen Züge, hinter denen die Seele mit ihren beutegierigen ansaugenden Polypenarmen auf der Lauer liegt! Und wie bei diesen Meerwundern der Körper aus einem einzigen Sack besteht, so ähnlich war es mit der Seele des braven Meurtrier bestellt: sie wär wie ein Geldsack und etwas anderes in sich aufzunehmen unfähig. (Rudolf von Gottschall.)

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Ausfliegende Worte; natürliche Kinder der geflügelten Worte; auf der Zitatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. — Neubrandenburg, C. Brunslowsche Buchhandlung.

Adolphe Badin: Un Parisien chez les Russes. — Paris, Calmann Lévy.

E. Betemann: Meine Sonntage. Rückblicke und Erinnerungen. — Leipzig, Abel.

W. G. C. Bijvanck: Essai critique sur les oeuvres de François Villon. 1. Teil, Le petit testament. Ballades inédites. — Leyden, De Breuk & Smits. 5 fr.

Mathilde Blind: George Eliot. — London, Allen & Co.

Carl Bruch: Ausgewählte Dramen des Euripides; in den Versmaßen der Urschrift übersetzt. — Minden, Bruns' Verlag. 5 M.

V. Wautrain Cavagnari: L'ideale del diritto. Studio di filosofia giuridica. — Genova, Sambolino.

Augustin Filon: Histoire de la littérature anglaise. — Paris, Hachette & Cie.

Obras en Prosa de D. Enrique Gil y Carrasco. Gesammelt von D. Joaquin del Pino y D. Fernando de la Vera e Isla. 2 Bände. Madrid, Imprenta de Aguado.

Julie Gouraud: Les filles du professeur. Mit 36 Illustrationen von Kauffmann. — Paris, Hachette & Cie. 2,25 fr.

Ernst Jungmann: Skomand: Ein Sang aus dem Kampfe des deutschen Ordens gegen die heidnischen Preußen. — Königsberg i. Pr., Schubert & Seidel. 3,50 M.

M. A. delle Grazie: Hermann, deutsches Heldengedicht in 12 Gesängen. — Wien, Hartleben.

Hansische Geschichtsblätter. Jahrgang 1882. — Leipzig, Duncker & Humblot.

Friedrich von Hellwald: Naturgeschichte des Menschen. — Stuttgart, W. Spemann. Lieferung 29—33.

E. B. Lang: Goethe, Goetz de Berlichingen à la main de fer. Drame. Nouvelle traduction française avec le texte allemand en regard. — Paris, Ollendorff.

Paul Lang: Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. — Stuttgart, Bonz. 2,20 M.

G. H. Mellin: Svenska historiska noveller. Heft 1 und 2. — Stockholm, Bonniers Förlag. 50 öre.

Ludwig Nohl: Wagner, 2. Aufl. — Leipzig, Reclam. Universalbibliothek 1700.

Wilhelm Oesterhaus: Juse Platt, Gedichte. — Detmold, Klingenberg. 1,20 M.

P. B. Regnér: Esaias Tegnér och Erik Gustav Geijer. — Stockholm, Jarl Falk. 30 öre.

Mary Robinson: Emily Brontë. — London, W. H. Allen & Co.

F. W. Rogge: Adolf Friedrich Graf v. Schack, eine literarische Skizze. — Berlin, Janke.

Friedrich Palmié: Hatheburg. Historischer Roman aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt. — Halle, Eugen Strien. 3 M.

Eduard Paulus: Bilder aus Kunst und Altertum in Deutschland. — Stuttgart, Bonz & Komp. 2 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben v. Virchow und Holtzendorff. Heft 412. Edmund Bayer: Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. — Berlin, Habel. 0,75 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben v. Virchow und Holzendorff. Heft 413 und 414. Ludwig Mayer: Eine römische Studie. — Berlin, Habel. 1,50 M.

Walter Scott: La jolie fille de Perth. Uebersetzt von M. L. Daffry de la Monoye. Mit Zeichnungen. — Paris, Didot & Cie. 10 fr.

V. Seidlitz: Leben und Poesie von W. A. Jukoffsky. — Petersburg 1883.

Bernhard Suphan: Benjamin Franklin's Rules for a Club established in Philadelphia. Uebertragen und ausgelegt als Statut für eine Gesellschaft von Freunden der Humanität von Johann Gottfried Herder. — Berlin, Weidmann.

Georg Weber: Allgemeine Weltgeschichte. Lieferung 26—30. — Leipzig, Engelmann. à 0,50 M.

M. Yonge: Stray pearls. 2 Bände. — Leipzig, Tauchnitz.

Zur gefälligen Notiz.

Vom 25. Juli ab bis zum Ende des August bitte ich die verehrlichen Korrespondenten des „Magazins", eilige Sendungen zu adressiren an den Verleger Herrn Wilhelm Friedrich, Leipzig, 17 Querstrasse; die übrigen Zusendungen wolle man an meine Berliner Adresse richten, aber mit der Frankatur für das Ausland versehen, damit sie mir nach London nachgesandt werden können.

Ganz ergebenst

Die Redaktion des „Magazins".
Dr. Eduard Engel.

Berlin W., Lützowufer 11.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei: ein Prospect über „Engel, Geschichte der englischen Litteratur", Bd. IV. der Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. (Verlag von Wilh. Friedrich in Leipzig.)

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 schilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 28. Juli 1883. | Nr. 30.

Inhalt:

Wilhelm Raabe: „Prinzessin Fisch“.

Braunschweig 1883. G. Westermann.

Ein seltsamer Titel, der sofort eine Nixengestalt vor unser inneres Auge zaubert, ein Wesen, ausgestattet mit allen Reizen menschlicher Schönheit und zugleich mit jenem wasserkalten Blut in den Adern, dass seine Berührung allein erschaudern macht. Und wenn diese Spottgeburt von Sonnenglanz und Meeresfeuchte, die Frau des kaiserlich mexikanischen Kriegszahlmeisters Don José Tieffenbacher mit ihrem Gemahl aus dem fernen Mexiko nach dem kleinen Ilmental an der Ilme zieht und dort das Herz eines noch in seliger Jugendeselei schwelgenden und — denn mehr gestattet ihm seine idealistische Schüchternheit nicht — Bruchstücke aus Horazischen Liebesoden zitirenden Primaners, Theodor Rothburg, durch ihre mythische Erscheinung bestrickt, dann aber mit dem älteren Bruder desselben, dem weltdurchtriebenen Alexander, der sie schon jenseits des Ozeans wie die Motte das Lampenlicht umtänzelte, ihrem guten, rheumatismusgeplagten, seine Nase in allerlei Käfergewürm und buntes Gewächs steckenden Ehegemahl auf- und davonläuft zum großen Verdruss und Aergernis der kleinen Welt in und um Ilmental, so hat sie sich nur ihr mythologisches und natürliches Recht gewahrt, und Mutter Schubach mag noch so sehr ihre Ansichten und Ideen darüber haben, den „wahren Zusammenhang der Dinge“ erfasst doch nur ihr Altgeselle, der Bruseberger. Denn der hat hinter seinem Kleistertopf und Buchbinderhobel sich etwas von dem Seherblick der Pythia angeeignet, und wie er allewege und allezeit sein nachdenkliches blaues Wunder über unzählige Dinge und Angelegenheit hatte, die den meisten seiner näheren oder entfernteren Bekannten gleichgiltig, das heißt meistens zu hoch oder zu tief waren, — so führt er am Schluss das junge, ob all des Wirrwarrs trübsinnige Studentengemüt Theodors wieder in den rechten „Zusammenhang der Dinge“ ein und vertröstet es auf eine kommende Zeit, wo das Beste und Lieblichste in Menschengestalt, des Doktors Drüding Töchterlein, herangewachsen sei, und wo er dann sein Glück und seine Arbeit in der allgemach so sehr berühmt gewordenen Stadt Ilmental an der Ilme finden und heimholen könne. —

Das ist der Inhalt der Erzählung, fast mit Raabes eigenen Worten und in seiner „Manier“ wiedergegeben. Komposition und Darstellung sind bei diesem Dichter so individuell, dass sie sich um die Kunstformen der Epik nicht viel kümmern. Daher die wirren und krausen Züge der Charakteristik, die verschwommene, unklare Art der Erzählung, welche das Interesse des Lesers nur zu häufig ermüden lässt. Raabe erzählt z. B. meistens die Ereignisse nicht selbst, sondern er lässt seine Personen darüber reflektiren, und wir müssen uns aus diesen Reflexionen ein Bild von dem machen, was geschehen ist. Und zum Unglück haben seine Käuze die Eigenschaft, besonders über Dinge sich aufzuhalten, die uns eben gleichgiltig, das heißt aber — um gerecht zu sein — meist zu hoch oder zu tief sind. Der Bruseberger und Mutter Schubach tun es dabei nie unter drei Seiten, wenn sie ihre Ansichten auseinandersetzen; schon das bedingt eine merkwürdige und abspannende Form des Dialogs.

Man wird uns sagen, das Wesen des Humors sei eben, dass er jede Kunstform auflöste. Er kenne nur einen absoluten Herrscher: das eigene Ich, und wie jener französische Despot sich als die Inkarnation des Staates betrachtete, so dürfe der Humorist von sich sagen: die Welt, das bin ich. — Dieses Bewusstsein seiner Souveränetät verleiht ihm ohne Zweifel die Stimmung, in welcher er sich den „Zusammenhang der Dinge" klar macht, oder vielmehr die diesen selbst erst festsetzt. (Das Erhabene ist daher sehr wol auch ein Moment des Humors.) Aber sobald diese Grundstimmung sich auf ein künstlerisches Gebiet wendet, muss sie sich den Gesetzen dieser Kunst anpassen, d. h. der Epiker muss objektiviren, muss uns die Dinge zeigen in dem Ring seines Auges, aber doch so, dass wir sie als Objekte der Wirklichkeit, nicht als subjektive Träumereien auffassen. Von dem gewöhnlichen Epiker unterscheidet sich dieser humoristische eben durch sein Souveränetätsbewusstsein den Dingen gegenüber, und diese Gottherrlichkeit des Autor-Ichs markirt sich nicht in Reflexionen, sondern in der Art und Weise, wie es die Dinge objektiv behandelt. Was tief unter ihm liegt, kann ihm nicht imponiren; Freude und Spott kennt der Humorist wol, aber nicht Entsetzen oder Verwunderung.

Raabe besitzt das, was wir humoristische Stimmung nennen, im hohen Maße. Er ist unser größter Humorist gegenwärtig, aber er ist ein schlechter Epiker. „Prinzessin Fisch" bestätigt das, wie alle vorangegangenen Bücher Raabes mit wenigen Ausnahmen, denn auch das ist bei ihm ein Eigentümliches, dass wir über sein Buch von gestern nicht anders urteilen können wie über sein neues Buch von heute. Alle seine Personen sind humoristisch, allein da ihnen die wahre Objektivität fehlt, so sind sie nur Transparente des Verfassers. Platt gesagt, er schneidet uns zu unserm Ergötzen allerlei Gesichter, aber es bleibt doch immer in allen Verzerrungen seine eigene Physiognomie, freilich, ein liebes, herziges, poesievolles Gesicht, das wir trotz seiner Wunderlichkeiten lieb haben. Jedes Buch von ihm ist der treuherzige, warme Gruss eines alten Freundes, wenn auch dieser Gruss nicht mehr und nichts anderes sagt als der vorhergehende. Die kleine Gemeinde, die er sich erworben, nimmt ihn stets gern entgegen.

Uns aber, die wir den Dichter seit früher Jugend verehren, erfüllt etwas mit Schmerz. Seitdem Raabe den „Hungerpastor" schrieb, hat der deutsche Roman keine Förderung von ihm erhalten. Und doch konnte und kann grade er so viel leisten, wenn er nicht nur mit dem Ruhme des Humoristen sich begnügte, sondern auch danach strebte, die höchsten Ziele des Epikers zu erreichen.

Berlin.

Hellmuth Mielke.



Unsere Zeitgenossen.

Erckmann-Chatrian.

I.

Unter den französischen Schriftstellern der Gegenwart, deren Ruf weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgedrungen ist, nehmen die beiden, zu gemeinschaftlicher Arbeit verbundenen Elsass-Lothringer, Erckmann-Chatrian, einen hervorragenden Platz und zugleich eine eigentümliche so zu sagen deutsch-französische Stellung ein. Volksschriftsteller im eigentlichen Sinne des Worts, schreiben sie nicht nur für das Volk und werden von ihm gelesen, sondern das Volk ist auch der Held ihrer Erzählungen. Verschiedene ihrer Romane haben bereits die sechzigste Auflage überschritten; aber trotz dieses ungewöhnlichen Erfolgs gelang es ihnen nicht ohne schwere Mühe, den Scheffel zu heben, unter welchem ihr Licht stand.

Emil Erckmann wurde den 20. Mai 1822 in der kleinen Stadt Pfalzburg geboren, die er auch zum bevorzugten Schauplatz seiner Erzählungen gemacht hat. Fast ohne Handel und Industrie, wie solch kleine Festungen zu sein pflegen, ist sie dagegen ein Rückzugsplatz für pensionirte Offiziere und eine Pflanzschule von Obersten und Generälen, deren jedes Haus mindestens ein Exemplar aufzuweisen hat — von den Hauptleuten und Leutenants gar nicht zu sprechen. Einem davon, einem ehemaligen Ladenschwengel namens Mouton, der als Marschall von Frankreich und Graf von Lobau starb, hat, als dem Typus aller übrigen, die „Vaterstadt der Tapfern" sogar ein stolzes Denkmal gesetzt.

Erckmanns Vater war, — wie in Uebereinstimmung mit andern Biographien auch die „Galerie Contemporaine" berichtet — ein wolbestallter und behäbiger Buchhändler. Der Sohn wuchs daher nicht unter Flintengeknall und Säbelgerassel auf, sondern zwischen Büchern und Bänden und in einer Periode ungestörten Friedens. So fiel er nicht, wie die meisten seiner Landsleute, dem Soldatenhandwerk anheim, er wurde vielmehr ein eifriger Bekämpfer des Heldentums und Kriegsruhms. Ich glaube nicht, dass der große Mouton mit übermäßigem Wolgefallen auf diesen seinen Landsmann herniederblickt. Aber unbeirrt von solchen und ähnlichen Missbilligungen verschlang der junge Emil die väterliche Bibliothek mit Inbrunst, und wurde in seiner Vorliebe für den literarischen Beruf noch durch den Professor Perrot, einen seiner Lehrer am Collège von Pfalzburg, bestärkt, dem er auch in „Meister Nablot's Schuljahre" ein Denkmal gesetzt hat, nicht so stolz wie das Mouton'sche, aber „dauerhafter als geprägt in Erz", indem ein erzernes nicht immer einer anderweitigen Nutzanwendung entrinnt.

Die Familie wollte zwar einen Advokaten aus dem jungen Erckmann machen, und schickte ihn — was er sich wol gefallen ließ — zu Betreibung seiner Studien nach Paris. Dort aber ging er öfter ins Theater als in die Rechtsschule und studirte mehr im Rabelais oder Don Quichotte als im Corpus juris.

Wenn er nach Pfalzburg kam, besuchte er natürlich seinen alten Lehrer und heimlichen Vertrauten, Perrot, der inzwischen Vorsteher der Anstalt geworden war, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen mit den Zöglingen. Bei einem dieser Ausflüge machte ihn Perrot mit einem jungen Studienlehrer namens Chatrian bekannt. Dieser, gleichfalls ein früherer Schüler des Collegs, laborirte auch am literarischen Fieber, und durchwachte, nach vollbrachtem hartem Tagwerk, die stillen Nächte bei der Lampe, um seinen Gestaltungsdrang Luft zu machen. Der alte Professor der Rhetorik, der immer eine gewisse Vorliebe für den literarischen Beruf und dessen Opfer an den Tag gelegt, hatte jedenfalls keine unglückliche Hand, als er die gegenseitige Bekanntschaft dieser siamesischen Zwillinge des Romans veranlasste und deren Freundschaft einleitete.

Chatrian — Karl Alexander — ist am 18. Dez. 1826 in Soldatental geboren, einem Weiler mit Glashütte in der Umgegend von Pfalzburg und, wie dieses, dem Arrondissement Saarburg zugehörig. Sein Vater war Glasbläser, wie alle seine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten, und hatte als unerschrockener Patriot Anno 1814 und 15 den Kampf in den Engpässen der Vogesen gegen die Invasion der Alliirten mitgemacht. Seine Knabenzeit verbrachte der junge Chatrian größtenteils in Dagsburg, einer benachbarten, fast wilden Ortschaft inmitten des Gebirgs. Herangewachsen, wurde er von seinen Eltern gleichfalls ins Colleg nach Pfalzburg gebracht und später nach Belgien geschickt, wo sich bereits drei seiner Brüder befanden, um sich dort, nach alter Familientradition, in den Künsten der Glasmanufaktur zu vervollkommnen. Nach drei Jahren zur Ziehung heimgekehrt, erklärte der junge Glaskünstler, dass er das spröde Material satt habe, und trat bis auf weiteres ins Colleg von Pfalzburg als Studienlehrer ein.

Die beiden zukünftigen Bundesbrüder sind nun beisammen und arbeiten gemeinschaftlich, mit dem Papa Perrot als einzigem Vertrauten. Da bricht die Revolution von 1848 aus, und Erckmann geht nach Straßburg, wo er mit seinen Brüdern und einigen andern Gesinnungsgenossen den *„Républicain du Rhin"* gründet, der später der *„Démocrate du Rhin"* heißt, und der die ersten Erzählungen der beiden Freunde veröffentlicht. Sogar ein historisches Drama, „Das Elsass im Jahr 1814, bringen sie auf die Bühne, und die erste Aufführung findet einen solchen Beifall, dass demselben das Verbot des Präfekten auf dem Fuße folgt.

Aber auf dem Boden der Provinz kann einmal in Frankreich kein Name aufkommen und kein Ruhm gedeihen, und wie alle strebsamen Talente vor ihnen begeben sich auch die beiden Freunde im Jahre 1850 nach Paris. Ihr Koffer ist reich an Manuskripten; es fehlt nur das Tischlein „Deck-dich." Doch Erckmann, zu seinem Heil, hat wohlhabende Eltern, die sich auch dazu verstehen, ihm seine bescheidene Jahrespension wieder zu gewähren, unter der Bedingung freilich, dass er seine juridischen Studien ernstlich in Angriff nehme; und Chatrian ist so glücklich, bei der Ostbahn eine Anstellung mit einem Gehalt von fünfzehnhundert Franken zu finden.

Weder die Rechtsschule noch die Bahnkanzlei hielt jedoch die beiden Unverbesserlichen ab, den Pegasus zu reiten, und im Jahre 1852 hatten sie etwa anderthalb Dutzend Theaterstücke, so Schau- als Lustspiele, auf Lager, wovon jedoch keines das Licht der Lampen erblickte. Bei den Zeitungen und Revüen will es ihnen so wenig wie bei den Theatern gelingen, eine Thür aufzustoßen. Da entschließt sich endlich ein längst verschwundenes Blatt, *„Le Journal des Faits"*, ihnen einen Roman, „Die Räuber der Vogesen", abzunehmen, in welchem bereits, als Chirurg bei der Bande des Schinderhannes, der „Doktor Matheus" zum Vorschein kommt, der nachmals den ersten Grundstein zu ihren Erfolgen legen sollte.

Aber ach! auch hier erwartete sie eine Täuschung. Dieses Journal protegirte zwar die „Jungen", bezahlte aber die Manuskripte derselben mit seinen eigenen Aktien statt mit klingender Münze, und da das Honorar ihres Romans den Betrag einer Aktie nicht erreichte, so mussten sie noch darauf zahlen, um die Differenz auszugleichen. Aber wenn auch die beiden Verbündeten „jung" genug waren, sich auf ein solches Geschäft einzulassen, so waren sie nicht reich genug, um eine solche Mitarbeiterschaft fortzusetzen.

Ihre Muse befand sich also wieder ohne Obdach, als Chatrian einen rettenden Einfall hatte. Er schickt dem *„Artiste"* die angebliche Uebersetzung eines deutschen *„Conte fantastique"* von „einem auf der andern Rheinseite höchst populären Schriftsteller, den Frankreich, zu seiner Schande, bis jetzt nicht einmal dem Namen nach kennt." Die Geschichte hat den Titel „Der Bürgermeister in der Flasche", der Verfasser ist ein gewisser Erckmann, und der Uebersetzer heißt Chatrian. Der *„Artiste"* ging in die Falle, und niemand entdeckte den literarischen Schelmenstreich.

Inzwischen hatte Erckmann, dessen dichterische Zuversicht etwas zu wanken begann, doch mit Ach und Krach im Jahre 1857 sein letztes juridisches Examen bestanden, während „Der berühmte Doktor Matheus" in fünf oder sechs autographirten Exemplaren bei allen Zeitungen und Revüen der Hauptstadt und der Provinz umher reiste, und überall verschlossene Türen fand. Endlich entschloss sich die *„Revue de Paris"* den Roman zu lesen und auch anzunehmen. Aber annehmen ist noch nicht abdrucken, und die Redaktionszimmer haben ihre Intriguen so gut wie die Kulissen. Ein böswilliger geheimer Einfluss weiß die Veröffentlichung immer wieder zu hintertreiben, bis einer der Direktoren, Laurent Pichat, durch persönliches Einschreiten den Abdruck des Romans — 1859 — erzwingt. Die beiden Freunde atmen auf und sind voller Hoffnung; sie haben nun eine Unterkunft für ihre Prosa gefunden, und ihre Luftschlösser wachsen von Stockwerk zu Stockwerk. Leider sollten diese eben so schnell wieder einstürzen; denn nun hatte der Italiener Orsini den schlimmen Einfall, etliche Bomben unter den Wagen Napoleon III. zu werfen, und Napoleon III. den keineswegs guten, die *„Revue de Paris"* zu unterdrücken.

War sie doch von den bösen Republikanern ins Leben gerufen! Grund genug, sie für die italienischen Bomben verantwortlich zu machen. Die Napoleon'sche Logik war von unbestreitbarer Kühnheit, doch hat sie seitdem noch kühnere Nachahmungen gefunden.

Immerhin war das Unglück von einem für die beiden Pechvögel unerhörten Glücksfall begleitet: die letzte Nummer der Revüe enthielt das letzte Kapitel des Romans. Derselbe war jetzt wenigstens veröffentlicht, und die Verfasser hatten sich von seiner Wirkung nicht zu viel versprochen. Aber drucken und zahlen ist zweierlei, und wer weiß, wie schwer es ist, von einem unterdrückten Journal einen Pfennig herauszulocken, der wird sich nicht wundern, dass Laurent Pichat noch einmal, nicht nur mit seiner Autorität sondern mit seinem Geldbeutel, ins Mittel treten musste, wenn die jungen Schriftsteller nicht abermals leer ausgehen sollten.

Trotz des namhaften Erfolges, dessen der „Doktor Mattheus“ in literarischen Kreisen sich zu erfreuen hatte, waren die beiden Freunde noch nicht am Ende ihrer schriftstellerischen Mühsal, und die Geschichte jedes ihres ersten Romane ist fast selber ein Roman. Aber das Schwerste war nun doch überstanden; ihr Ruf verbreitet sich in immer weitere Kreise, die Leserzahl wächst, die Auflagen mehren sich, und mit dem Ruhme kommt auch der Wolstand.

Chatrian hatte das Glück gehabt, in die Dienste einer Gesellschaft zu treten, deren Direktion nicht der Meinung war, ein Mann von literarischen Verdiensten müsse notwendig unfähig für administrative Verrichtungen sein. Seine Stellung verbesserte sich demgemäß, und heute bekleidet er das ehrenvolle Amt eines „Conservateur de Titres“ bei der Administration der Ostbahn. Die ersten Früchte seiner Arbeit widmete er seinem greisen Vater, den er mit der sorglichsten Pflege umgab. Erckmann aber, der, sobald ein Roman beendigt war, sich wieder nach Pfalzburg zu den Seinigen flüchtete, erwarb sich eine Sägmühle mit Wiesen und Waldungen in den schönen Zinzeltal, welches die beiden so oft beschrieben haben.

Ihr Ziel schien erreicht, ihr Wünschen befriedigt; da breitet sich über ihr heiteres, von Glück und Ruhm erhelltes Leben plötzlich ein schwarzes Gewölk: der Krieg bricht aus.

Chatrians Vater erkrankt und stirbt, 86 Jahre alt, im Juli 1870 in den Armen seines Sohnes. Er wollte die dritte Invasion, die seine Heimat von Frankreich losreißen sollte, nicht mehr erleben. Während Chatrian nach Paris zurückkehrt, eilt Erkmann nach Pfalzburg, kommt aber zu spät: die Festung ist bereits eingeschlossen. Er gelangt zu den Seinigen erst nach der Niederlage, als sich die Pforten wieder öffnen. Sobald die Wege frei sind, verlässt auch er die Heimat, in welche seitdem keiner von beiden zurückgekehrt ist. Der Schmerz dieses Verlustes hat sich in einigen ihrer letzten Arbeiten nur allzusehr bemerklich gemacht.

Chatrian hat seine Berge, wenn auch nicht williger doch weniger schmerzlich vermisst, als Erckmann. Er besitzt in der Umgegend von Paris, in dem hübschen Dörfchen Rincy an der Ostbahn ein freundliches Landhaus mit einem Garten und, was die Hauptsache ist, in dem Haus ein Weib und drei Kinder, drei muntere Knaben, die dem Vater jubelnd entgegenspringen, wenn er des Abends von seinem Bureau zurückkommt. Aber Erckmann hat weder Weib noch Kind, welche ihn die Stätte seiner Jugend vergessen machen könnten. Ein unstädter Wanderer, ein fahrender Betrachter, stand er plötzlich heimatlos, als ihm Pfalzburg abhanden kam. Doch auch ihm hat das Schicksal einen Ersatz geboten: in Saint-Dié, einem Städtchen auf dem französischen Abhang der Vogesen, in der trefflichen Familie eines wackern Freundes, hat er eine neue Heimat gefunden. Dort bringt er die Zeit zu, welche ihm seine Mitarbeiterschaft übrig lässt. Auf der Terrasse des guten und hübschen Hauses erfreut er sich der prächtigen Gebirgslandschaft, die ihn umgibt, und verfolgt mit den Augen die Engpässe, die nach der alten Heimat führen.

So leben die beiden Genossen, bald getrennt, bald beisammen, möglichst fern von den Städten und ihrem Umtrieb, in der freien Natur und in der Gesellschaft alter Freunde, unbekümmert um den Ruhm, und befriedigt von ihrer Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Pfau.

(Mit Genehmigung der Verlagshandlung aus der soeben erscheinenden deutschen Ausgabe von Erckmann-Chatrians Werken, welche solchen Lesern, die des Französischen nicht mächtig sind, bestens empfohlen werden darf.)



M. G. Conrad: Madame Lutetia.

Neue Pariser Studien.

Leipzig 1883, W. Friedrich.

Die Berücksichtigung des Pariser literarischen und sozialen Lebens hat in den letzten Jahren, trotz des gesteigerten nationalen Selbstbewusstseins, bei uns eher zu- als abgenommen, wenngleich nicht übersehen werden darf, dass die kritische Würdigung mit der Zeit eine strengere geworden ist und die Zeiten vorüber sind, wo die „große Nation“ in den deutschen Büchern das Vorzugsrecht und das Privilegium genoss, nur im pflichtschuldigst bewundernden, ganz ergebenst knixenden Staatsvisitenstil besprochen zu werden. Die deutschen Journalisten, gleichgiltig ob sie sich schon zur Berühmtheit emporgeschwungen haben oder noch unter dem obskuren Chiffre-Zeichen mit ihren Berichten die Spalten der Berliner, Kölner und Frankfurter Blätter füllen, sind gewissenhafter geworden und gehen mit den Lobhudeleien sparsamer um, zumal das Deutschtum sich heutigen Tags besser bezahlt macht, als die der französischen Nationaleitelkeit dargebrachten Huldigungen. Auf einen so unabhängigen Geist wie den Conrads kann

freilich diese letzte Rücksicht nicht bestimmend wirken; sein Streben ist die absolute Aufrichtigkeit, und die Entrüstung der tugendhaften Dentschen ist ihm ebenso gleichgiltig, wie das Wutgeheul der Pariser Boulevardpresse und die Nichtachtung der auf „Pschutt“ schwörenden Salon- und Koulissenhelden.

Ueber die literarischen Qualitäten des neuen Werkes von Conrad zu urteilen, ist unnötig, da der Leser dieses Blattes von seiner energischen, keinen Doppelsinn zulassenden, unbarmherzig kritisirenden, aber ebenso gern aufrichtiges Lob spendenden Schreibweise häufig genug Proben erhalten hat. Desto interessanter ist es diesmal für den Kritiker, auf die textliche Fülle von „Madame Lutetia“ hinzuweisen und einige besonders treffende und lehrreiche Bemerknngen des Autors kurz zu charakterisiren. Die Literatur nimmt natürlich ihren gewohnten Platz ein, und in ihr dominirt, wie ebenfalls bei Conrad selbstverständlich, Emile Zola, dessen Tendenzen zu verbreiten, Conrad nicht müde wird. Diesmal giebt er uns eine längere Anseinandersetzung über die kritischen Schriften Zolas, welche bekanntlich in Deutschland nicht die gebührende Beachtung gefunden haben, die sie verdienen. Und doch sollte jeder Schriftsteller sich von Zeit zu Zeit einzelne der literarischen Glanbenskapitel Zolas überlesen und daraus lernen, dass der Naturalismus keine starre Formel, sondern eine literarische Methode ist, die der Individualität des Einzelnen vollste Freiheit lässt. — Neben Literatur finden Theater, Musik, Malerei und alle sonstigen freien Künste ausreichende Berücksichtigung — bildet doch das Werk ein Jahrbuch der letzten zwei, drei Jahre, interessanter und weniger der Vergänglichkeit ausgesetzt, als die Sammlung bandwurmartiger Artikel, welche Claretie im „Temps“ erscheinen lässt! Die pikanten Skandalgeschichten des Pariser Monde und Demi-Monde finden sich bei Conrad nur spärlich vor und dienen jedenfalls mehr dem pathologischen Interesse als der Vorliebe für „interessante“ Sujets. — Von der Politik ist, wie allbekannt, in letzter Zeit nicht viel Rühmens zu machen; dennoch finden sich von den Erben der grossen Revolutionsidee, deren albernes, gewinnsüchtiges, den Geldsack offen zum Herrscher proklamirendes Treiben jedem Deutschen ein mitleidiges Lächeln abringt, eine Reihe von Porträts vor, die man nicht ohne Freude über den allzeit bereiten Humor des Autors lesen wird.

Doch nun zu dem, was an dem Werke am bedeutendsten ist! Damit meinen wir die zahlreichen väterlichen Ermahnungen und — Seitenhiebe, welche Conrad, dem der längere Aufenthalt im Auslande den Wert der germanischen Volkstüchtigkeit so recht vor Augen geführt hat, an seine der literarischen Beschäftigung obliegenden Mitbürger richtet, und die alle darauf hinausgehen, dem deutschen Geist, dessen Dasein doch hinlänglich erwiesen ist, durch Beseitigung aller Schranken diejenige Entwicklung zn geben, welche ihm von Rechts wegen gebührt: „Was uns fehlt, das ist der stolze, freie, hochstrebende Wuchs der literarischen Talente, das rücksichtslose, nur sich selbstverantwortliche Ansleben der charakter- und temperamentsvollen Zeugungskraft der Künstlernatur. Ein Schriftsteller schlechtweg — das giebt ja auch noch keine Stellung in unserer bureaukratisch gedrillten Gesellschaft! Erst das Amt, der Titel, die Uniform, der hierarchische Rang machen dem Mann!“ — Eine bittere Wahrheit, die zu denken geben sollte! Neben dem von Conrad geschilderten Zweiseelentum in unserer literarischen Welt gibt es aber noch einen anderen Uebelstand, der auf unsere literarische Produktion störend wirkt: der Mangel eines literarischen Zentrums, wie es Paris für die Franzosen ist! Conrad selbst ist ein Beispiel hierfür; warum lebt er in München, während doch der Entwicklungsgang der letzten zwanzig Jahre Berlin in den Vordergrund des politischen und sozialen Lebens gestellt hat? Seine Theorie würde unseres Erachtens nach vollkommen werden, wenn er diesen Gesichtspunkt mit aufnehmen und ihn in die Praxis übertragend sich entschließen würde, nach Berlin überzusiedeln.

Berlin.

Paul Dobert.

Ein dänischer Publizist.

Rudolf Schmidt.

Des literarische Dänemark ist seit beiläufig anderthalb Dezennien in zwei Parteien geteilt, welche man im Lande selbst als „Konservative“ und „Realisten“ unterscheidet. Den Ausgangspunkt dieser Sonderung bildete die Polemik über Rasmus Nielsens Philosophie von der „absoluten Ungleichartigkeit von Wissen und Glauben“, in welcher u. a. Georg Brandes in entschiedenster Weise gegnerische Stellung nahm und einen Kreis von Anhängern um sich sammelte. Durch die literargeschichtlichen und kritischen Abhandlungen dieses genialen Mannes wurde die entstandene Kluft noch mehr erweitert. Das Ansehen ihres Führers wie die Gefolgschaft hervorragender Dichter und Schriftsteller — als der Dänen: Drachmann, Jakobsen, Schandorph, Skrum, Giellerup, E. Brandes, — der Norweger: Björnson, Ibsen, Kielland, verschafften dieser Partei, den „Realisten“, gar bald die Oberhand, und dem Auslande gegenüber erschien dieselbe so gut wie ausschließlich als die Vertreterin der zu neuem kräftigem Triebe erwachten dänischen Literatur. Es ist auch nicht zu leugnen, dass die modernen radikalen Tendenzen dieser Partei den Umschwung und die neue Blüteperiode der ästhetischen Literatur herbeigeführt haben, indem sie dieselbe von dem krankhaften Idealismus der früheren Zeit befreiten und auf den festen Boden des Realen stellten. Dennoch würde es ungerecht sein, die „Realisten“ allein als die Träger der modernen, fortschrittlichen Literatur Dänemarks anzuerkennen. Auch die gegnerische Partei hat ihren guten Anteil an derselben, denn auch die „Konservativen“ sind schließlich von der realistischen Strömung,

welche von dem übrigen Europa auch bis nach dem Norden sich erstreckte, nicht unberührt geblieben, und sie folgten dem Zeitgeiste in dem, was sie für gut und ersprießlich fanden. Auch diese Partei hat Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, welche der heimatlichen schönen Literatur mit zu der frischen Blüte verholfen haben, in der dieselbe neuerdings prangt. Dass diese Autoren im Auslande fast unbekannt sind, ist nicht so sehr ihre Schuld, als vielmehr in dem Umstande begründet, dass die Gegenpartei, durch glückliche Verhältnisse begünstigt, das fremdländische Terrain fast ausschließlich okkupirt. Hier aber wollen wir Gerechtigkeit üben und auch den hervorragenden Talenten der „literarischen Rechten“ die Anerkennung zollen, die sie verdienen. Unter diesen nun ragt keiner, weder durch Begabung noch durch Fleiß und Fruchtbarkeit, so auffallend hervor wie der Dramatiker, Novellist und Essayist Rudolf Schmidt. Das nicht gewöhnliche Talent dieses Autors, das redliche, mannhafte Streben, das sich in seinen Schriften ausspricht, der edle und vornehme Stil, den er schreibt, kurz die ganze sympathische Eigenart, die sein literarisches Wirken kennzeichnet, haben demselben im dänischen Publikum einen Anhang verschafft, um den ihn so mancher vielgenannter Poet seiner Heimat beneiden mag; ja so typisch ist R. Schmidts Wirksamkeit für die moderne dänische Literatur, dass Georg Brandes neulich die Aeußerung machen konnte, er könne sich Dänemark ohne R. Schmidt nicht recht vorstellen. Allerdings war dies in ironischem Sinne gemeint; denn Brandes und Schmidt stehen einander wie Hund und Katze gegenüber; aber eine dominirende Stellung wird dem Gegner mit diesen Worten gleichwol eingeräumt. In den nachfolgenden Zeilen will ich nun eine Skizze der literarischen Tätigkeit dieses vielseitigen und ungemein produktiven Autors entwerfen.

Rudolf Schmidt (geboren 1836) lenkte zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich als er in dem Streite über die R. Nielsensche Philosophie in entschiedener Weise für die Anschauungen Nielsens Partei nahm und dieselben mit jugendlichem Feuer und großem Scharfsinn verteidigte, obschon er sich dadurch nicht wenige und nicht ungefährliche Gegner schuf, die sich ihm, wie er voraussehen musste, auch auf seiner rein literarischen Laufbahn feindlich in den Weg stellen mussen. Als Schriftsteller begann Schmidt eine Rolle zu spielen, als er im Verein mit R. Nielsen und Björnstjerne Björnson die vortreffliche, auch in Deutschland oft (z. B. in „Unsere Zeit“) genannte Zeitschrift „For Idé og Virkelighed“ (1869—1873) herausgab. Er war zugleich einer der Hauptmitarbeiter des Blattes, und mehrere seiner Beiträge, wie u. a. die demnächst aus Anlass des hundertjährigen Geburtstages Grundtvig's (8. September 1883) in neuer Auflage erscheinende, vortreffliche Abhandlung „Grundtvig og den tyske Orthodoxi“, dann die während des deutsch-französichen Krieges geschriebenen „Tidsbetragtninger“, von denen Christian Elster sagte, dass sie dem dänischen und norwegischen Publikum zuerst einen historischen Ueberblick über diese Weltbegebenheit gewährten, haben ein ganz besonderes Aufsehen erregt. Schmidt war es auch, welcher als einer der Ersten die geniale Begabung des leider zu früh dahingegangenen Elster erkannte, und zuerst eine Erzählung desselben, die prächtige, an Björnsons Novellen erinnernde Bauerngeschichte „En Korsgang“ (Ein Kreuzgang) in „For Idé og Virkelighed“ (im Märzhefte 1871) zum Abdruck brachte. Im Jahre 1874 veröffentlichte R. Schmidt ein Bändchen „Ældre og nyere Digte“ (Kopenhagen, bei J. H. Schubothe), worin sich manche lyrische Perle und manches prächtige erzählende Gedicht (z. B. das schöne „Soldaten i Georgsfortet“) befindet. 1875 folgten „Fem Tidsdigte“, zum Teil politischen Inhalts und ebenfalls durch Tiefe der Gedanken wie durch Formvollendung ausgezeichnet.

Einen ganzen, durchschlagenden und wolverdienten Erfolg erzielte Schmidt im Jahre 1876 mit seinem anonym erschienenen Schauspiel „Den forvandlede Konge“ (Der verwandelte König), welches auf dem königlichen Theater in Kopenhagen viele Aufführungen erlebt hat. In klassischen Versen geschrieben, behandelt dieses Drama in überaus anziehender Weise die oft bearbeitete mittelalterliche Legende von dem König oder Kaiser, den Gott für seinen Hochmut dadurch straft, dass ein Engel, während jener badet, seine Gestalt annehmen und seine Kleider anlegen und so eine Zeitlang an seine Stelle treten muss. Hermann Varnhagen hat in seiner Schrift „Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch die asiatischen und europäischen Literaturen. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882“) dieses Schauspiel analysirt und dabei zugleich eine Anzahl Stellen daraus recht glücklich übersetzt. Es ist bereits mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, diese schöne Dichtung durch eine vollständige Uebersetzung auch dem deutschen Publikum bekannt zu machen; wie wir erfahren, ist Aussicht vorhanden, dass Herr Varnhagen selbst diesen Wunsch erfüllen wird. Ohne Bühnenerfolg blieb ein zweites Drama unseres Dichters „En Opvækkelse“ (Eine Erbauung) betitelt, welches im Jahre 1877 erschien und die Tendenz hatte zu zeigen, wie eine religiöse Bewegung auf eine oberflächlich gebildete, von Menschenfurcht erfüllte, im Grunde durchaus weltlich gesinnte, aber aus Scham doch bis zu einem gewissen Grade geistig interessirte Gesellschaft einwirken kann. Besonders gelungen ist darin an einer Reihe prächtiger Typen das offizielle Christentum geschildert, welches in der Weltdame kulminirt, die ihren Respekt vor der Religion dadurch dokumentirt, dass sie ihren Wagen und ihre Gesellschaftsdame zum Gottesdienste des Modepriesters schickt. Das Thema sowol wie auch die gedankenschwere Sprache dieses Schauspiels lassen dasselbe allerdings für eine effektvolle szenische Darstellung wenig geeignet erscheinen; als Buchdrama aber zählt „En Opvækkelse“ unstreitig zu dem Besten, was Dänemark in dieser modernen Literaturgattung aufzuweisen hat. — Dieser Misserfolg auf der Bühne verdross gleichwol den Verfasser und bestimmte ihn, sich auf dem Gebiete der Novellistik zu versuchen, um alsbald auch hier eine glänzende Produktion zu entfalten. Ja, es

scheint, dass Schmidt gerade für das novellistische Genre die meiste Begabung besitzt. Fleißige Studien fremder, mustergiltiger — insbesondere französischer, englischer und deutscher — Schriftsteller, seine längern Reisen in Frankreich und Deutschland, welche der Autor gleich den meisten skandinavischen Schriftstellern, in der Zwischenzeit unternommen hatte, übten außerdem den günstigsten Einfluss auf sein erneutes dichterisches Schaffen. In den 1881 erschienenen „Haandtegninger" (Handzeichnungen), einer Sammlung von elf Novellen und Novelletten, ferner in der „Geschichte eines Musikers" mit dem Titel „der Himmel hängt voller Geigen" (1882), ganz besonders aber in der neuesten Sammlung: „Forestillet og Oplevet" (Erdichtetes und Erlebte 1883) — alle drei vornehm ausgestatteten Werke entstammen dem J. H. Schubotheschen Verlage in Kopenhagen — zeigt sich Schmidt als ein genialer Meister der feineren Erzählungskunst. All die Vorzüge, welche an den „Realisten" gerühmt werden und die sie auch so gerne selbst an sich rühmen, (als ob dieselben nicht Eigenschaften eines jeden Schriftstellers dieser Art sein müssten, der etwas taugen will) finden sich bei ihm in glücklichster Weise vereinigt. Er schildert die Menschen, Lokale und Szenen getreu nach der Wirklichkeit, ohne aber dem Hypernaturalismus der neuen französischen Schule zu huldigen. Schmidts Novellen und Novelletten stehen in dieser Hinsicht den ähnlichen Produkten des so sehr gefeierten Norwegers Alexander Kielland's nicht nur nicht nach, sondern übertreffen dieselben zum Teil um ein bedeutendes, und nur dem gedankenschweren Stil des dänischen Dichters, sowie freilich auch dem Umstande, dass Schmidt keine gewissen dienstfertigen Freunde besitzt, ist es zuzuschreiben, dass seinen Werken bisher nicht derselbe äußerliche Erfolg zuteil geworden ist, wie denen seiner norwegischen Kollegen. Es fehlt mir hier an Raum, um auf einzelne Stücke der genannten Sammlung näher einzugehen; als besonders gelungen will ich außer der längeren Erzählung „Der Himmel hängt voller Geigen" nur anführen aus „Haandtegninger": „Nattens Hemmeligheder" (Geheimnisse der Nacht), „En fransk Kirkebetjent" (Ein französischer Kirchendiener), „Lejebibliotheks-Jomfruen" (Das Fräulein von der Leihbibliothek), „Medaljekenderen" (Der Medaillenkenner); aus „Forestillet og Oplevet": „Bispens Svigerdatter" (Die Schwiegertochter des Bischofs), „En Billedhuggers Eventyr" (Das Abenteuer eines Bildhauers), „Solformörkelsen" (Die Sonnenfinsternis), „Et nyt Rollefag" (Ein neues Rollenfach). Mehrere dieser Stücke sind schon vor ihrer Publikation in den genannten Sammlungen in deutschen Zeitungen übersetzt erschienen, und wir hoffen daher, dass sich auch ein Verleger finden werde, der zum mindesten eine Auswahl aus Schmidts Erzählungen auf den deutschen Büchermarkt bringt.

Noch eine andere Seite der literarischen Tätigkeit dieses rastlos schaffenden Geistes ist mit Anerkennung hervorzuheben. Rudolph Schmidt ist auch ein trefflicher Kritiker und Essayist; dies beweist — außer vielen Journalartikeln — sein elegantes Buch „Buster og Masker. Literatur-Studier" (1882, F. H. Eibe), welches geistreiche, in vornehmem Stil geschriebene Essays über Kristian Elster, Ernst Moritz Arndt, Walt Whitman, Paul de Saint-Victor, Friedrich Spielhagen und Prosper Mérimée enthält. Auch als Übersetzer aus dem Englischen, Deutschen und Französischen hat Schmidt eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet. So bot er in dem Werke „Paa fremmed Grund" (Auf fremdem Grunde) ausgewählte „Erzählungen und Schilderungen" aus der deutschen und französischen Literatur, übersetzte er P. Merimeé's „Colomba", Paul de Saint-Victor's „Hommes et dieux", Walt Whitman's, „Democratie vistas", Claude Tillier's „Mon oncle Benjamin" u. a.

Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß R. Schmidt auch durch das mündliche Wort zu dem Publikum spricht, indem er häufig öffentliche Vorträge über philosophische, literarische und soziale Themata hält. Die meisten dieser Vorträge, welche stets ein zahlreiches Auditorium versammeln, sind auch gedruckt erschienen, z. B. „Sex Foredrag" 1878, „Om Traditionens Betydning" 1883 u. a.

Es gäbe noch andere, besonders auch philosophische Schriften R. Schmidts zu erwähnen. Ich glaube jedoch, dass die vorstehende Skizze bereits genügend die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit, sowie auch die Bedeutung des interessanten dänischen Autors dargetan hat, und wünsche, dass dem deutschen Publikum recht bald Gelegenheit geboten werde, sich selbst aus den Werken desselben ein Urteil über ihn zu bilden.

Wien.

J. C. Poestion.



Giordano Bruno. La Vita e l' Uomo.

Saggio biografico-critico di Raffaele Mariano.

Roma. Eredi Botta.

Giordano Bruno, der Märtyrer für das Recht der freien Forschung und der individuellen Erkenntnis der Wahrheit, ist in Deutschland durch die Schriften von Wagner und Barthelmess, besonders aber durch die neuern Publikationen Sigwarts (Die Lebensgeschichte G. Bruno's und G. Br. vor dem Inquisitionsgerichte) verhältnismäßig mehr bekannt, als in seinem Vaterlande, wo selbst die meisten, denen sein Name nicht unbekannt ist, nicht viel mehr von ihm wissen, als dass er ein arger Ketzer war, der in Rom auf dem Campo de' Fiori verbrannt wurde, dass er unter anderm auch eine Komödie „Il Candelajo" geschrieben hat. Gibt es doch bis jetzt keine vollständige italienische Ausgabe von Bruno's Werken, die sämtlich im Auslande gedruckt wurden.

Das Gedächtnis dieses merkwürdigen Mannes bei seinen Landsleuten lebendig zu erhalten und ins rechte Licht zu stellen, ja sie, so fern das Not tut, mit diesem

Streiter für das Recht der Wahrheit, mit seinem Leben, seinem Wirken und seiner Bedeutung überhaupt erst bekannt zu machen, ist der Zweck der uns vorliegenden verdienstvollen Monographie, welche der Verfasser, ein Landsmann Giordano's im engern Sinne, seiner Heimat der Provinz Campanien widmet, zur Erinnerung an einen der edelsten ihrer Söhne.

Einzelne Artikel über Giordano Bruno waren bereits im *Diritto*, so wie in der literarischen Beilage der *Gazetta Uffiziale*, erschienen; dieselben sind hier zu einem organischen Ganzen verbunden worden. Was das Buch auf den ersten Blick empfiehlt, ist die klare übersichtliche Einteilung. Jedes Kapitel trägt nicht nur eine bezeichnende Ueberschrift, sondern einem jeden ist ein charakteristisches Motto aus Giordano's eigenen Werken vorgesetzt, welches für das darauf folgende gleichsam den Grundton angibt und oft wie ein prophetisches Wort in die Seele des Lesers hineinklingt. So gleich das erste, aus dem „Leuchter:" „Das Glück ehrt den, der es nicht verdient; gibt dem ein gutes Feld, der nicht säet; viel Geld dem, der es nicht zu verwenden weiß; dem viele Kinder, der sie nicht aufziehen kann; guten Appetit dem, der nichts zu essen hat; Zwieback dem, der keine Zähne hat. Aber was rede ich? Es ist zu entschuldigen, das arme Glück ist blind, und um die Güter, welche es in Händen hat zu vergeben, tappt es suchend umher und gerät meistens an Narren, Toren und Schurken, von denen die Welt voll ist."

In der Tat, konnte es einen größern Missgriff, eine größere Ironie des Schicksals geben, als dass Giordano Bruno, dieser Feuergeist, der auf geistigem Gebiete keinen Zwang dulden, keine Autorität blind anerkennen konnte, in die Mönchskutte gesteckt werden musste? Seine Lebensgeschichte ist eine Tragödie, von Anfang bis zum furchtbaren Ausgang. — Die Flucht aus dem Kloster, die jahrelangen Irrfahrten, der Kampf ums Dasein in der Fremde, die Sehnsucht nach der Heimat, welche ihn seinem Verhängnis entgegenführt, der schnöde Verrat seines Schülers, sein Prozess vor der Inquistition, erst in Venedig, dann in Rom, die sechs Leidensjahre im Gefängnis, eine Zeit, über welcher ein noch unaufgeklärtes Dunkel schwebt und deren Qualen sich kaum ahnen lassen, — endlich die schreckliche Katastrophe, das alles sind Momente, welche der Hand des Biographen einen hochinteressanten Vorwurf für die Darstellung seines Helden bieten, und mit gespanntem Interesse liest man zunächst den biographischen Teil des Buches, über welchen der Verfasser mit loyaler Freimütigkeit bemerkt, dass er in Bezug auf die Facta den Ergebnissen von Sigwarts Forschungen gefolgt sei.

Ob ein selbständiges Quellenstudium ihn hier und da zu andern Resultaten, zur Gewinnung neuer Gesichtspunkte für schon bekannte Tatsachen geführt haben würde, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Sein bleibt in jedem Falle die fesselnde Darstellung, und ganz sein Eigen ist die zweite Hälfte des Buches, in welcher er den Charakter und die Persönlichkeit Bruno's, den Denker und sein Ideal behandelt. Wer R. Mariano aus seinem größern Werke: Christentum, Katolizismus und Kultur (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1880, treffliche Uebersetzung des 1879 bei Zanichelli in Bologna erschienenen Originals) kennt, wird sofort den Standpunkt verstehen, welchen er G. Bruno gegenüber einnimmt. Er lässt dem kühnen Denker, dem unermüdlichen Forscher und Vorkämpfer der Wahrheit volle Gerechtigkeit, seiner Genialität und staunenswerten Tätigkeit, welche bei jahrelangem Herumziehen so viele und so bedeutende Werke zustande kommen ließ, die höchste Bewunderung angedeihen, eben so der Reinheit und Selbstlosigkeit seines Charakters; ja er scheint uns fast in dieser Bewunderung zu weit zu gehen, wenn er dem Urteil, das Bruno neben, wenn nicht gar über Sokrates stellt, beistimmt (S. 148).

Auf den folgenden Seiten freilich motivirt und modifizirt er dieses Urteil, indem er zwischen beiden die Parallele zieht. Wir finden hier ein tief ergreifendes Zitat aus Bruno's Schriften, einen Aufschrei der Seele, welcher die Richtung seines Geistes charakterisirt: „Die Allgemeinheit, welche mir missfällt, der Pöbel, welchen ich hasse, die Wahrheit, welche mich nicht befriedigt, Eine (die Wahrheit), die mich entzückt, für die ich frei bin in Knechtschaft, zufrieden im Drangsal, reich in der Dürftigkeit und lebendig im Tode. — Nur aus Liebe zu ihr mühe ich mich ab, martere und quäle ich mich." — Dass Bruno einmal sich selbst untreu geworden, als er, nach seinem ersten Prozesse in Venedig, seine geistlichen Richter knieend um Gnade bat, und reuig eine Besserung seines Lebens versprach, verschleiert oder beschönigt der Verfasser in keiner Weise, erklärt es nur zum Teil aus Brunos erschütterter Gesundheit und nervösem Temperament, zum Teil aus dem glühenden Wunsche, sein Leben zu erhalten, um das begonnene Werk weiter führen zu können. Was aber hier das sterbliche Teil gesündigt haben mag, ward mehr als ausgeglichen durch den Heroismus, mit dem Bruno sechs lange qualvolle Jahre allen sogenannten Bekehrungsversuchen widerstand, mit dem er die Marter des Feuertodes standhaft und ohne Klage erlitt. Das Zurückweisen des Kruzifixes im letzten Augenblicke, woraus dem Verurteilten von allen Katholiken der höchste Vorwurf gemacht wird, erklärt Mariano nach unserer Ansicht hinreichend dadurch, dass das Symbol der sich aufopfernden Liebe in den Händen seiner Quäler und Dränger, die ihn zum Brandpfahl gehetzt hatten, ihn nur empören konnte.

Für die Würdigung des Philosophen sind besonders wichtig Abschnitt X: „Der Denker und sein Ideal" und XI: „Die Unzulänglichkeit des Ideales", welche der Verfasser darin findet, dass Bruno die universale ethische Reform mittelst philosophischer Erkenntnis zu bewirken gedachte, dass er der Religion nicht die ihr gebührende Stelle einräumen wollte, weil ihm für das wahre Wesen des Christentums, welches ihm freilich in dem entsetzlichen Zerrbilde der römischen Kirche seiner Tage entgegengetreten war, kein Verständnis aufgegangen. Dieses erklärt auch, beiläufig bemerkt, Bruno's Gleichgiltigkeit, ja sogar Abneigung gegen die Reformation in Deutschland. Christentum und Philosophie bleiben für ihn unversöhnliche Gegensätze. Das Motto: Intus ut libet,

foris ut moris est, wird einem Philosophen, dem Cremoni, zugeschrieben. Und in der Tat, der Grundsatz, in dessen Schutz sich gelegentlich alle unsre Philosophen der Renaissance flüchten, ist: ich denke als Philosoph und glaube als Katholik. — Bruno in seiner Integrität, seiner Konsequenz, der „stets denkt wie er handelt und handelt wie er denkt,“ scheint eine Ausnahme zu machen, und doch verschanzt auch er sich ein Mal hinter diese Maxime, als er verlangt, man möge ihn nur als Philosophen richten; die Dogmen der Kirche habe er nie angetastet.

Mariano fordert von jeder Philosophie, welche wirksam und heilsam sein will, dass sie den religiösen Ueberzeugungen ihrer Zeit Rechnung trage (S. 139). In diesem Zwiespalt zwischen der Philosophie, die allein auf das Gebiet des Denkens verwiesen, und dem Autoritätsglauben, dem die Einwirkung auf das praktische Leben zugestanden wird, sieht er das Unglück Italiens, welches es weder zu einer religiösen, noch philosophischen Reformation hat bringen können, weil das Volk fortlebt in dem Zwiespalt zwischen der Ueberzeugung seiner Denker und Politiker, dass der Katholizismus Aberglauben und Unwahrheit ist, und dem Faktum, dass er dennoch aufrecht erhalten wird.

Wenn wir wünschen, dass uns Bruno's bedeutsame Gestalt noch plastischer, greifbarer entgegentreten möchte, so erkennen wir, dass dieses nur durch eine eingehende Analyse seiner Werke zu erreichen gewesen wäre; eine solche aber lag nach dem Ausspruche des Verfassers außerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen, und wir dürfen also nicht mit ihm rechten, dass er seinen vorgezeichneten Plan inne gehalten hat.

In dem Wunsch, einem Autor noch länger zuzuhören, noch mehr von ihm erfahren zu können, liegt vielleicht die beste Anerkennung des Gegebenen.

Rom.

Th. Hoepfner.



Paul Deussen: Das System des Vêdânta

nach den Brahma-Sûtra's und dem Kommentare des Çannkara über dieselben als ein Kompendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Çannkara dargestellt.

Leipzig 1883, F. A. Brockhaus.

Herr Dr. Deussen, Privatdozent an der Berliner Universität, hat bereits in seinen „Elementen der Metaphysik“ (Aachen 1877) hervorragende Befähigung zu echt volkstümlicher Darlegung philosophischer Systeme bekundet. Das vorliegende Werk ist Ergebnis gründlichster Erforschung der wichtigsten Quellen altindischer Weisheit in durchaus fesselndem Vortrage, öfter mit unmittelbar aus schwierigen Sanskrittexten übersetzten Beweisstellen. Der in den „Elementen“ gleichsam halbgelüftete Schleier über der indischen Gedankenwelt wird hier ganz weggezogen und hin und wieder begegnen uns lehrreiche Vergleichungen abendländischer Religionen oder Philosopheme.

Vêda ist Wissen, insonderheit theologisches, und versteht man unter diesem Titel eine riesige Sammlung heiliger Schriften, denen eine Reihe gelehrter Abhandlungen sich anreiht, die Vêd-ânta d. i. Vêda's Ende oder Anhang zum Veda heißen. Das in denselben enthaltene oder auf ihnen beruhende System kann man eine Dogmatik des Brahmanismus nennen.

Ob notwendiger Selbstbeschränkung bieten wir unseren Lesern den überaus reichen, öfter auch Beispiele indischer Polemik aufweisenden Inhalt fast nur registrirend. Nach verschiedenen einleitenden Abschnitten (Literarisches — Zweck des Vêdânta — Wer ist zum Studium derselben berufen? — Anforderungen an den Berufenen. — Quelle des Vêdânta. — Exoterische und esoterische Vêdântalehre) — folgt das System selbst in fünf Teilen: 1. Theologie oder die Lehre vom Brahman; 2. Kosmologie oder die Lehre von der Welt; 3. Psychologie oder die Lehre von der Seele; 3. Samsâra (sangsâra) oder die Lehre von der Seelenwanderung; 5. Môkscha oder die Lehre von der Erlösung. Diese 5 Teile zerfallen zusammengenommen in 45 Kapitel, von denen jedes wieder mehr oder weniger Unterabteilungen hat. Als Probe diene die Aufzählung der Ueberschriften aller sechs Kapitel des fünften Teils: Der Weg zur Erlösung — Zustand des Weisen in diesem Leben — Der sterbende Weise — Zustand des Weisen nach dem Tode — Hingang des Frommen zu Brahman — Himmlische Herrlichkeit und schließliche Erlösung der Frommen.

Eine sehr willkommene „kurze Uebersicht der Vêdânta-Lehre“ umfasst den bei weitem größten Teil des „Anhangs“. Dieselbe möge hier gleichsam in Quintessenz eine Stelle finden:

Grundgedanke ist die Identität der Seele oder des âtman (Atem, Selbst) mit Brahman, dem ewigen Prinzipe alles Seins (Vorhandenen), welche Identität aber erst durch endlich erlangte „richtige Erdenntnis“ uns offenbar wird und alsdann unmittelbar zur Erlösung führt. Unter Lösung oder Erlösung versteht man aber die vollkommene und in alle Ewigkeit fortdauernde Befreiung aus den Banden des Sangsâra d. i. der Seelenwanderung durch Geburtswechsel. So lang jene Erkenntnis, das wahre „Wissen“ im Gegensatze zum irdischen Scheinwissen, nicht eingetreten, müssen wir im Sangsâra bleiben, d. h. unsere Seele wandert bon gré mal gré in unberechenbaren Zeiträumen von Körper zu Körper, und jede Wiedergeburt ist eine neue Vergeltung für die (guten oder bösen) Werke vorhergegangener Existenzen, wogegen im Zustande der Erlösung (auch Nirwâna d. i. Auswehung genannt) ein Werden zu Etwas oder Betreiben von Etwas für immer aufhört. Der in Nichtwissen oder „niederem Wissen“ noch befangenen Individualität ist das Brahman etwas von unserer Seele Verschiedenes, das wir als persönliche, weltschaffende, Lohn und Strafen austeilende Intelligenz fürchten oder anbeten. So gestaltete sich eine niedere (stofflichere, exoterische) und eine höhere (geistige, esoterische) Wissenschaft

von Brahman und Seelenbestimmung, deren wesentliche Unterschiede zum Nachteil der Klarheit in den heiligen Büchern öfter nicht folgerecht festgehalten werden. Im allgemeinen stellt sich das System jedoch auf den metaphysischen Standpunkt, den der Identität von Brahman und Atman.

Zu den zeitlichen Belohnungen werktätiger Frömmigkeit bei noch niederem Wissen gehört urkundlich eine auf sieben Stationen zurückzulegende Wanderung ins Lichtreich des Mondes, wo der Ankömmling des Umgangs mit Dêwa's (Göttern), den höchstbeförderten Seelen im Sangsâra, sich erfreuen kann bis seine Werke „verbraucht" sind, was mit anderen Worten volle Auszahlung heißen könnte. Dann bezieht er wieder einen Mutterschooß, der seinen bisherigen Verdiensten adäquat oder angemessen. Die Bösen kommen bis zu gänzlicher Abbüßung an Orte der Qual.

Das Uebrige vom „Anhang" sind folgende Nachweiser: Index sämtlicher Zitate in Çankara's Kommentar — Verzeichnis von Eigennamen in demselben — Termini (technische Ausdrücke) des Vêdânta.

Berlin.

Wilhelm Schott.



Sprechsaal des „Magazins".

Erklärung.

Meine Preisschrift „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhange seiner Kritik des Erkennens allgemeinverständlich dargestellt" (Berlin 1883) hat Herrn Classen veranlasst, für seinen Freund, Herrn Hauptpastor Krause in Hamburg, dadurch Propaganda zu machen, dass er auf Grund absolut nichtiger Aufstellungen mein Buch in Nr. 17 der „Grenzboten" (1883) als Plagiat an der Krauseschen populären Darstellung der „Kritik der reinen Vernunft" (Lahr 1881) zu verdächtigen suchte. Obwol dieser Versuch missglückte, da jene unwahre Beschuldigung von den Preisrichtern und allen unbefangen Urteilenden sofort zurückgewiesen wurde und in Nr. 20 der Grenzboten ihre ausführliche und gründliche Widerlegung fand, hat man sich trotzdem auf Seiten der Angreifer nicht gescheut, in verschiedenen Blättern die unverantwortbare Behauptung Classens dem Publikum als bewiesen vorzustellen und auf diese Weise sich bestrebt, unter Entstellung der Tatsachen und Verschweigung der Eigenart meines Buches den Erfolg meiner ehrlichen und gewissenhaften Arbeit zu schädigen, sowie meine schriftstellerische Ehre zu untergraben.

Gegenüber diesem empörenden Verfahren sehe ich mich gezwungen, nochmals auf die Entgegnung in den „Grenzboten" hinzuweisen, wo die Preisrichter (die Professoren M. Heinze, E. Laas, W. Wundt) unter anderm erklärt haben, dass die Behandlung des ähnlichen Stoffes in dem Krauseschen Büchlein den selbständigen Wert meiner ganz anders aufgebauten, an eigenartigen Gedankengängen reichhaltigen Arbeit nicht zu beeinträchtigen vermöge. Die angeklagten Übereinstimmungen erklären sich vollständig daraus, dass dieselben Gedanken Kants vom gleichen Standpunkte aus umschrieben werden mussten, oder dass es sich um längst geborgenes Gemeingut der Philosophie handelt, welches sich in allen populären Schriften bei der Darstellung feststehender Tatsachen notwendig ähnlich wiederholt; niemals aber beziehen sie sich auf originelle, Herrn Krause eigentümlich gehörende Gedanken oder Ausdrucksformen. Jene künstlich zusammengesuchten Anklänge sind überhaupt so geringfügig und unwesentlich gegenüber dem Umfange (246 Seiten) meines in Anordnung und Ausführung, Zielen und Resultaten von dem Krauseschen Buche abweichenden, auf langjähriger selbständiger Geistesarbeit beruhenden Werkes, dass es geradezu lächerlich ist, auf so nichtige Gründe hin den im vorliegenden Falle doppelt schweren Vorwurf des Plagiats zu erheben, zumal ich S. 48 die Krausesche Schrift zitirt und somit den Vergleich selbst gewünscht habe.

Alles dies verschweigt der gegen mich und die Preisrichter gerichtete Angriff und stellt sich somit als eine unwürdige und verwerfliche Reklame für die Krauseschen Bücher heraus, die mir gleichgiltig sein könnte, wenn die Urheber nicht vor einem Publikum, das meist nicht selbst zu prüfen in der Lage ist, mich in verletzendster Weise beschimpften und sich dabei das Ansehen von Ehrenrettern der Wissenschaft zu geben versuchten, indem sie unter Verspottung hervorragender Vertreter deutscher Philosophie den Preisstifter um seine verlorene Mühe bemitleiden. Indes hat „der arme Petersburger Kaufmann" mir nicht nur bei persönlichem Besuche seine Entrüstung über die Machinationen der Freunde Krauses ausgesprochen, sondern auch seine volle Befriedigung über das Resultat der Konkurrenz und den Erfolg meiner Schrift erklärt. Das öffentliche Urteil aber wird die Handlungsweise derjenigen zu richten wissen, welche vermeintliches Verdienst durch Verbreitung unbegründeter, unwahrer und beleidigender Anschuldigungen geltend zu machen suchen und in verletztem Ehrgeize ihrem blinden Hasse gegen die akademischen Preisrichter den guten Ruf eines Unschuldigen rücksichtslos aufopfern.

Indem ich besonders diejenigen Redaktionen, welche von dem Angriff gegen meine Preisschrift Notiz genommen haben, auch dieser Zurückweisung zu gedenken ersuche, bitte ich das Publikum sich durch eigene Prüfung von der Sinnlosigkeit jener Anschuldigung zu überzeugen.

Gotha.

Dr. Kurd Lasswitz.

Pro domo.

„Die Grenzboten", eine jetzt so ziemlich unter Ausschluss der Oeffentlichkeit erscheinende offiziöse Wochenschrift für „Politik, Literatur und Kunst", welche nur von Politikern hin und wieder aufgeschlagen wird, um zu entdecken, wie der neueste „Waschzettel" lautet, haben an dem Aerger über die Abfertigung eines anonymen Angriffes auf den Deutschen Schriftstellertag (siehe Magazin 1881, Nr. 44) zwei volle Jahre zu tun gehabt, ehe sie durch die verdickte Epidermis ins Innere und dann wieder nach außen drang. Und wie tut sich dieser Aerger Genüge? Mit einem vom Zaun gebrochenen Brotneid-Angriff auf „die magere Jämmerlichkeit des Magazins". Der „Herr Engel", Verfasser jener Züchtigung der „Grenzboten" von vor zwei Jahren, ist, soweit wir ihn kennen, stolz auf die Ehre, von dem offiziösen Wochenwaschzettel beschimpft zu werden; er teilt diese Ehre mit sehr vielen anderen und unendlich besseren Männern und er würde sich, falls die anonymen Versorger der „Grenzboten" ihm je einmal

ein Lob versetzen sollten, ernstlich fragen müssen, wodurch er sich diese Ehrenkränkung zugezogen.

Die „Grenzboten“ sind nämlich mit dem „Magazin“ und namentlich mit seinem Redakteur gar nicht zufrieden. Wir dürfen den „Grenzboten“ und ihren anonymen Machern (die überwiegend zu den großen Unbekannten gehören) die Versicherung geben, dass wir mit ihnen sehr zufrieden sind; denn zum Teil dem Umstande, dass die „Grenzboten“, das einzige in Betracht kommende Wochenblatt Leipziger Ursprungs, dem „Magazin“ von Zeit zu Zeit eine so förderliche Konkurrenz macht, hat das „Magazin“ die Freude, so viele Leser zu besitzen, wie die „Grenzboten“ nun einmal bei aller Offiziosität nicht finden können, sintemalen die Zahl der gebildeten und anständigen Menschen in Deutschland noch immer größer ist als die — der andern.

Das „Magazin“ hat gewiss seine Fehler und Schwächen; sie zu erkennen und zu beseitigen ist das unablässige Bestreben seiner Redaktion, unterstützt von den Mitarbeitern. Aber es hat eine Eigenschaft, über die einmal hier ein offenes Wort gesprochen werden mag: in ihm sagen nur Männer ihre Meinung, die nicht zu feige sind, noch sich selbst für zu ehrlos halten, um ihren vollen Namen unter ihre gedruckten Worte zu setzen. Wer im „Magazin“ Menschen und Dinge lobt oder tadelt, übernimmt dafür die volle Verantwortung eines Ehrenmannes. Verstanden, „Grenzboten“?

Und niemals hat sich das „Magazin“ so weit erniedrigt, noch seiner Leitung ein solches Dummheitszeugnis ausgestellt, dass es seine Spalten gefüllt hat mit langen Neidhammel-Artikeln gegen andere Zeitschriften. Die vereinzelten Leser, welche in einem Lesezimmer auch gelegentlich die „Grenzboten“ lesen, haben ja das „Magazin“ daneben, — hoffentlich nicht zu dicht daneben! Somit überlassen wir ihnen die Vergleichung der beiden Zeitschriften gutes Mutes. Denen aber, welche von der Existenz der „Grenzboten“ nur bei Gelegenheit irgend einer anonymen politischen Hetzerei aus anderen Zeitungen erfahren, teilen wir einen Satz aus der No. 27 der Grenzboten (S. 36) mit, worin es über diesen abscheulichen „Herrn Engel“ und das Magazin heißt:

Statt dass Herr Engel sich die Mühe nähme, einen Ueberblick zu gewinnen über die gegenwärtige Literatur und nun seinen Mitarbeitern Auftrag gäbe, die hervorragenderen Erscheinungen und Ereignisse zu behandeln*), stellt er alle Artikel, welche der Zufall ihm ins Zimmer schneit**), manchmal Referate über Schulbücher, sehr oft philologische Klaubereien, **selten Aufsätze über Poesie und schöne Literatur,** wahl- und ziellos zusammen.

Natürlich hat der Verfertiger dieser Kritik das „Magazin“ niemals zu Gesicht bekommen, denn sonst wäre ja das Obige gelogen, und die „Grenzboten“ lügen bekanntlich nie und selbst dann höchst ungeschickt. Aber die „Grenzboten“ gehören eben auch zu jener aussterbenden Spezies der Presse, welche ihre „Objektivität“ am besten dadurch wahren zu können glaubt, dass sie die Dinge, über welche sie urteilt, gar nicht kennt, sintemalen durch die persönliche Kenntnisnahme das Urteil doch immerhin nicht unbeträchtiglich von der leidigen Farbe der „Subjektivität“ angekränkelt wird.

Die Redaktion des „Magazins“.

*) Man bewundere die Genauigkeit, mit welcher der Grenzboten-Anonymus weiß, was Herr Engel nicht tut.

**) Die verehrlichen Korrespondenten des „Magazins“, welchen die Redaktion die ihr ins Zimmer geschneiten Artikel leider, öfter als ihr lieb, hat zurücksenden müssen, werden sich über diesen Passus ganz besonders freuen.

Literarische Neuigkeiten.

Ein sehr lesenswertes Buch, nicht nur für die „vom Fach“ —: „Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik. Journalistisches Handbuch von J. H. Wehle. — Zweite Auflage. — Wien, Hartleben. 3 M. Der Inhalt ist: 1. Vorbereitende Schritte. — 2. Der Titel. — 3. Anordnung des Stoffes. — 4. Die Ausstattung. — 5. Der Metteur-en-pages. — 6. Der Chefredakteur. — 7. Der Redaktionsstab. — 8. Die tägliche Arbeit. — 9. Das Redigiren. — 10. Spezielles über das Redigiren. — 11. Das Werkzeug. — 12. Die Werkstätte. — 13. Die Administration. — 14. Die Expedition. — 15. Instruktion für externe Mitarbeiter. — 16. Die Post und die Zeitungen. — 17. Depeschen. — 18. Journalistische Etikettefragen. — 19. Die journalistische Standesehre. — 20. Gesetze über die Presse. — 21. Erklärung der Korrekturzeichen. — 22. Verträge. — 23. Organisationsstatut für ein Parteiblatt. — 24. Zeitungsunternehmen als Aktiengesellschaften. — Anhang: Historischer Kalender.

Wir lesen in einer französischen Zeitschrift folgende Notiz, die uns unglaublich erscheint, obgleich wir von der Ansicht der Engländer über das, was „unmoralisch“ in der Literatur ist, die absonderlichsten Beispiele kennen: „Ein Bürger von Montreal bestellte sich bei seinem Buchhändler in London die Werke von Huxley, Tyndall und Herbert Spencer. Die canadische Zollbehörde konfiszirte das Packet, weil es „unmoralische, irreligiöse und schädliche“ Bücher enthalte. Sollten sie in Canada auch eine Gewerbegesetz-„Novelle“ gemacht haben nach berühmtem Muster?!

Für den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig befinden sich folgende Werke unter der Presse und werden teils noch im Juli, teils noch im Herbst erscheinen: „Die Poesie“ von Moriz Carriere, eine zweite vollständig umgearbeitete Auflage seines Werks „Das Wesen und die Formen der Poesie“; der dritte Band der „Memoiren zur Zeitgeschichte“ von Oskar Meding (Gregor Samarow), der unter dem Titel: „Im Exil“ das Werk abschließt; Professor Eduard Sachau's „Reise in Syrien und Mesopotamien“, mit 22 Lichtdrucktafeln und zwei von Professor Heinrich Kiepert bearbeiteten Karten; die autorisirte deutsche Ausgabe eines Werks des Amerikaners W. H. Gilder unter dem Titel: „In Eis und Schnee. Die Aufsuchung eine Jeanette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien“, mit Abbildungen und Karten; eine deutsche Uebersetzung des berühmten Romans: „Was tun?“ von R. G. Tschernyschewsky, dessen beklagenswertes Schicksal in der vorjährigen Versammlung des Internationalen Schriftstellerverbandes in Wien so lebhafte Teilnahme erregte; endlich ein neuer Band der „Allgemeinen Encyklopädie“ von Ersch und Gruber, der 33. Teil der zweiten Sektion, der 157. des großartigen Unternehmens, das jetzt rascher als früher fortgesetzt wird.

Der bekannte Afrikareisende Dr. Oscar Lenz, welcher bereits 1874—77 das Ogowe- und Gabungebiet in Westafrika bereiste und 1878—80 in der Verkleidung eines Muselmanns Marrokko und die westliche Sahara bis nach Timbuktu, den großen Handelsplatz in Westsudan, durchzog und dann Senegambien durchquerte, ist mit einer Schilderung dieser zweiten großen Reise beschäftigt. Das zweibändige, mit zahlreichen Abbildungen und Karten versehene Werk wird unter dem Titel „Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan, ausgeführt im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft“, noch im Laufe dieses Jahres im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen und sich den in demselben Verlag publizirten Werken der berühmten Afrikareisenden Sweinfurth, Rohlfs, Stanley, Cameron etc. würdig anreihen.

Darwin's Hauptwerk: „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ erscheint in einer deutschen Uebersetzung von J. Victor Carus (7. Auflage) und zwar in 10 Lieferungen à 1 M. — Stuttgart, Schweizerbart.

Die Oxforder Universität hat sich die Ehre gegeben, Schliemann zum *Doctor honoris causa* zu ernennen.

Von dem prachtvoll illustrirten Werke „Palästina“ von Georg Ebers und Guthe ist die 39. Lieferung erschienen. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. à 1,50 M.

Von André Chénier's Werken erscheint eine neue Gesamtausgabe mit einer Biographie und Anmerkungen von Léon Joubert. — Paris, Didot. 3 fr.

Zu dem siebenbändigen Werk von Renan: „Origines du Christianisme" ist ein Generalindex erschienen, mit einer Karte der Verbreitung des Christentums um das Jahr 1880. — Paris, C. Lévy. 7,50 fr.

Der indische Gelehrte Babu Protal Chandra Roy veröffentlicht eine englische Uebersetzung des ganzen Mahabharata. Eine Uebersetzung in die Bengali-Sprache hat er früher veranstaltet.

Von Gustav Schumann erschienen: „Familiengeschichten des Partikularisten Bliemchen aus Dresden", in die der Verfasser in geschickter Weise die brennende Tschechen- und Ungarnfrage verwebt hat. Das vorliegende Werkchen zeichnet sich wie die früheren Publikationen Bliemchens durch meisterhafte Behandlung der Sprache seines Volkes, aus deren Schachten der Verfasser mit jedem Jahre reichere Ausbeute zu Tage fördert, und durch einen im wahrsten Sinne des Wortes urwüchsigen Humor aus. Dass dieser sich bisweilen auf tiefernstem Hintergrunde abspiegelt, dürfte den Werken Bliemchens nicht zum Nachteil gereichen. „Bliemchen" ist eine mindestens so liebenswürdige Schöpfung wie sein Kollege „Wippchen".

Von der 8. Aufl. des „Buches der Erfindungen" (herausgegeben von Professor Reuleaux) erscheint die 1. Lieferung. — Leipzig, Spamer.

In der von uns früher erwähnten Serie „American men of letters" sind folgende Bändchen erschienen: Emerson, von Holmes; Franklin von Mac Master; Margaret Fuller von Higginson; Bryant von John Bigelow, Edgar Poe von Woodberry.

Bei Albert Bonnier in Stockholm erscheint eine neue Auflage der gesammelten Werke von Fritz Reuter unter dem Titel: Valda Berättelser af Fritz Reuter. In Heften von 120 Seiten. à Heft 50 öre. Bis jetzt erschien Heft 1—7.

„Der Weltteil Australien". Die vierte Abteilung dieses Werkes von Dr. Karl Emil Jung, das eine wichtige Bereicherung der Länder- und Völkerkunde bildet, ist soeben erschienen. — Leipzig, Freytag. — Mit dieser Abteilung — dem VIII. Band der deutschen Universalbibliothek: „Das Wissen der Gegenwart" — ist Jungs umfassendes Werk abgeschlossen. Gleich den vorhergegangenen Teilen hat auch dieser Schlussband Aussicht, den vollen Beifall der Fachmänner und des gebildeten Publikums zu finden.

Es erschienen soeben, herausgegeben von Heinrich Düntzer, die „Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder". — Leipzig, Ed. Wartig. 4 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

// Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 4. August 1883. | Nr. 31.

Inhalt:

Zur dramatischen Literatur.

Es war zu erwarten, dass zur bevorstehenden Lutherfeier die deutschen Dramatiker in der Arena erscheinen würden; sind doch die älteren Lutherdramen von Z. Werner und Klingemann für die heutigen Ansprüche veraltet. Gleichwol wird man an vielen Orten zu Werners Stück zurückgreifen, wär's auch nur wegen der prächtigen wirkungsvollen Reichstagsszene. Otto Henzens für Leipzig angekündigtes Drama ist bis jetzt unbekannt geblieben, dagegen hat A. Lindners „Reformator" (dramatische Dichtung in drei Teilen, Leipzig, Weber) angeblich schon die zweite Auflage erlebt. — Uebrigens besteht diese Trilogie nicht aus drei Stücken, sondern nur aus drei Einaktern (Introduktion: „Bruder Martin". Vorspiel: „Der Ablasskrämer" und „Der Reichstag", Schauspiel in einem Aufzug.

Dass ich es gleich vorausschicke: als gelungen und hocherfreulich hat mich nur das Mittelstück angemutet. Die Art, wie Lindner das Treiben Tezels und die Episode mit dem Ritter, der ihn bei Jüterbogk beraubt, weiter Luthers Anschlag der Thesen und Verbrennung der Bannbulle in ein farbiges bewegtes Bild zusammengefasst und zu einer einheitlichen, knappen dramatischen Handlung ausgestaltet, zeigt den Dramatiker ersten Rangs. Ein wahrhaft geniales Motiv ist es, unter anderen Gestalten des Wittenberger Jahrmarkts auch den Doktor Faust als fahrenden Adepten auftreten zu lassen und so dem Aberglauben die Wissenschaft gegenüberzustellen. Alles das ist frisch, lebendig, dabei von kräftigem Humor und verdient, an Ort und Stelle — ich meine vor der Wittenberger Stadtkirche selbst, im Freien aufgeführt zu werden.

Weniger habe ich mich mit Anfang und Ende befreunden können. Lindner hat den Klosterbruder Martin zwischen Teufel und Engel gestellt, die sich gleichsam um ihn streiten. Gewiss ist es eine kühne Idee, die ganze Vorgeschichte der Reformation in einem einzigen symbolischen Bilde zu geben, und das Gespräch der Teufel in der Klosterbibliothek, erweckt die größten Erwartungen. Leider werden diese nicht befriedigt, denn die schließliche Rettung Luthers durch die Engel erfolgt nicht als eine dramatische Evolution, sondern lediglich als äußerer Effekt. Auch die Reichstagsszene am Schluss (dies ganze „Schauspiel" hat 28 Seiten) wird Wenigen genügen. — Das forderte eine breite Behandlung, volle dichterische Gewalt, während Lindner nur ein dürftiges Skelet des historischen Vorgangs gibt — allerdings nicht ohne die bekannten Anekdoten einzuflechten. Die Art aber, wie Katharina von Bora als moderne Dame auftritt mit einem Billet zur Zuschauertribüne und bei dieser Gelegenheit ihre Passion für Luther exponirt, dürfte leicht einen unbeabsichtigten heiteren Eindruck machen. Schade, dass sich Lindner nicht mehr Zeit hat nehmen wollen oder können, seinen an sich kühn disponirten Entwurf vollständiger durchzuführen.

Ein zweites Drama liegt vor mir: „Kaiser Friedrich der Zweite", Tragödie von Fr. Röber (Iserlohn, Bädecker). Trotz Raupach, Immermann und J. G. Fischer hat Röber noch einmal versucht, den spröden Hohenstaufenstoff zu bewältigen, und nicht ohne Erfolg. In Röber tritt uns eine ursprüngliche Kraft

entgegen, mit vielen Gaben eines Dichters ausgerüstet. Die Sprache der Leidenschaft steht ihm nicht minder zu Gebot als der Humor. Die Handlung ist weit angelegt, reich gegliedert und verständig organisirt. Außer dem Kaiser interessirt vor allen die Gestalt des historischen „Petrus de Vineis" und seiner schönen Frau Margherita. Die letztere hat der Dichter in ein platonisches Verhältnis zum Kaiser gebracht, der nicht sowol den politischen Ränken als der persönlichen Eifersucht des Kanzlers zum Opfer fällt. Dadurch ist das Stück aus der Sphäre tendenziöser Phrase oder geschichtsphilosophischer Dialektik (und gerade diese Gefahr wird den meisten unserer sogenannten Kaiserdramen verhängnisvoll) auf den warmen Boden der Leidenschaft, in den engen Rahmen persönlicher Konflikte gerückt.

Ob das interessante Stück sich die Bühne erobern wird, möchte ich bei allen seinen Vorzügen noch bezweifeln. Der Apparat ist nicht einfach genug. Dann auch die Sprache. Röbers Prosa strebt zwar überall nach dem naturwahren und doch zugleich gedankenreichen Ausdruck. Allerdings ist eine markige gedrungene Prosa das reine Gold gegen die üblichen Jambentiraden. Aber andererseits wird die realistische Wahrheit des Ausdrucks für einen so entlegene Zeit doch nie zu erreichen sein; im Gegenteil, je treuer sie wäre, desto unverständlicher würde sie werden, während moderne Prosa unvermeidlich auch moderne Begriffe hereinzieht und dadurch unwahr wird. Deshalb bleibt die sogenannte poetische Diktion des Verses das einzige Auskunftsmittel für den Dramatiker. Auf die Prosa des Egmont soll sich Niemand berufen; einmal liegt diese Zeit und Welt uns näher, dann aber ist Goethes Sprache gerade in den Hauptszenen nur verhüllter Vers. Wenn Roebers Friedrich II. Seite 17 sagt: „Noch lebe ich und will mich erfreuen an der lebendigen Blumenpracht, die mich hier umgibt. Welch herrlicher Kreis von Frauen. Das Auge kann sich nicht satt sehen an diesen göttlichen Gestalten. Fürwahr, ihr edlen Herren, Parma ist darum zu preisen vor allen Städten des Morgen- und Abendlandes." — oder Seite 56: „Die Sorge um das Kommende soll mir nicht die Freude am Gegenwärtigen verkümmern. Ich will meiner alten Lust am heiteren Gepränge genug tun. Wie arm wäre das Leben, wenn wir nicht in den kargen Augenblicken, die wir ihm abgewinnen, einen goldenen Schleier über seine Abgründe würfen und uns selbst hinwegzutäuschen suchten über alles, was uns bedrängt" — so wäre es doch besser gewesen, wenn Herr Röber den Vers gewählt hätte, schon um seiner Sprache mehr Gedrungenheit und Stil zu geben — auch um andere Banalitäten zu meiden, wie z. B. S. 140: „Alle Städte, Herr, stehen zu dir. Worms lässt dir sagen, dass es nicht um eine Bohne von der Treue abweichen würde."

Weimar.

Julius Grosse.



Unsere Zeitgenossen.

Erckmann - Chatrian.

II.

Eine ungewöhnliche Erscheinung ist dieses literarische Zwillingspaar schon wegen seiner, in solcher Ausdehnung und Uebereinstimmung noch nie dagewesenen Gemeinschaft geistiger Arbeit. Man wird, im Hinblick auf diese, wahrhaftig von der Besorgnis beschlichen, dass, wie keiner der Siamesen für sich allein weiter leben konnte, so auch hier das Abtreten des einen Genossen den literarischen Tod des andern zur Folge haben müsse. Als wären sie ein einziges Individuum, haben sie in gemeinschaftlicher Entwicklung dieselben Wandlungen durchgemacht und sich so in einander gelebt, dass ihre Schöpfungen immer aus einem Gusse zu sein scheinen, und nirgends eine Naht oder Verzahnung zu finden ist.

Bei der Frage nach der Möglichkeit einer solchen schriftstellerischen Doppelexistenz fällt mir, als eigene Erfahrung, ein kleiner Versuch gemeinsamer Arbeit ein, den ich einmal mit Moritz Hartmann bei Uebersetzung der „Bretonischen Volkslieder" machte. Nachdem jeder von uns ungefähr ein Drittel der Sammlung allein übertragen hatte, beschlossen wir das letzte Drittel gemeinschaftlich zu vollenden, und machten uns dadurch die Arbeit zu einer höchst angenehmen Unterhaltung. Bald ließ der eine, bald der andere einen Vorschlag hören; nach einem Augenblick sinnender Stille brach ein hastiges Kreuzfeuer von Wendungen und Reimen los, welche den Reiz des Werdenden mit sich führten, bis schließlich, oft in spontaner Uebereinstimmung, oft erst nach gründlicher Erörterung, die definitive Fassung festgestellt war.

Aber hier handelte es sich um eine Uebersetzung; hier war das Gerippe des Darzustellenden bis in die äußersten Spitzen gegeben, es galt nur dasselbe mit dem Fleisch einer andern Sprache zu umkleiden, und das konnte gehen zu zweit. Gerade deshalb jedoch verfahren die beiden Associés in ähnlicher Weise, wie wenn sie eine Uebersetzung zu machen hätten, d. h. sie entwerfen vorher ein genaues Gerippe ihrer Erzählung und schaffen so gleichfalls einen gegebenen Grundstock, welcher das Fundament der Darstellung bildet. Ja dieser Grundstock ist sogar mehr als ein Gerippe, er ist die Erzählung selber, die nur noch des Niederschreibens und der letzten Ausarbeitung bedarf. Auf Spaziergängen oder in einer stillen Ecke hinter dem Bierglas — wie mir Chatrian mitteilte — spinnen sie ihre Fabulirungen gesprächsweise aus, bis der geplante Roman durchgeknetet und ausgemalt, so zu sagen mündlich abgefasst ist. Jetzt erst geht es an die schriftliche Ausführung, wobei die einzelnen Partien je nach Umständen und Neigungen verteilt, manche Kapitel wol auch von beiden zugleich in Angriff genommen werden, um sodann das Ganze einer gemeinschaftlichen Ueberarbeitung und Feilung zu unterziehen.

Selbstverständlich steuert zu dieser Kollektivarbeit jeder das Seinige seiner Natur gemäß bei, und die



Eigentümlichkeit der beiderseitigen Beiträge entspricht der Verschiedenheit der beiden Mitarbeiter, wie diese schon in deren Namen sich ausprägt. Der blonde, hochstirnige Erckmann, träumerisch und empfindsam, brav und unpraktisch, ein durchaus germanischer Typus und des Deutschen mächtig, hat eine starke Neigung zum Phantastischen, während der schwarzbraune, energisch blickende Chatrian, eine ganz gallo-romanische Erscheinung und nur des Französischen kundig, durch einen realistischen Zug sich auszeichnet, der nach Schärfe und Klarheit strebt. Er spielt, obgleich der jüngere, ein wenig die Vorsehung seines Vordermanns, und nimmt auch, als der praktischere Genosse, den geschäftlichen Teil der Schriftstellerei, den Verkehr mit Verleger, Zeitung und Druckerei, auf seine Schultern. Ebenso wird ihm wol bei der literarischen Ausführung gewöhnlich der mehr allgemeine und logische Teil zufallen, während Erckmann mehr die gemütliche Ausmalerei des Details besorgt, deren allzuromantische Auswüchse sodann die kritische Scheere des Realisten auf ein ersprießliches Maß zurückschneidet. Selbstverständlich ist diese Verteilung keine streng durchgeführte. Wenn auch der phantasievolle Erckmann, der alte fahrende Schüler, der Land und Leute seiner Heimat weit besser als den Code-Napoléon studirt hat (obwol er denselben aus juridischer Verzweiflung auswendig lernte), hauptsächlich derjenige ist, welcher bald als kneipender Kumpan, bald als stiller Beobachter, einen mit Landschaften und Genrebildern gefüllten Schnappsack nach Hause bringt — so muss auch Chatrian, wo er seine Erinnerungen und Erlebnisse verwendet, ins Einzelne eingehen. Demgemäß wird auch wol, je nach dem Gegenstand, die Arbeit des Schreibens hier mehr dem einen, dort mehr dem andern zufallen.

Wie dem sei, immerhin ergänzen die beiden sich gewissermaßen durch die Verschiedenheit ihrer Charakteranlage und Empfindungsweise, wenn solche sie auch nicht hinderte, in Beziehung auf ihre Weltanschauung, und ihre Ansichten über Kunst, Literatur und Politik, zu einer Uebereinstimmung gelangt zu sein, ohne welche eine gemeinsame Arbeit so intimer Natur nicht wol denkbar wäre. Ohnehin sind sie, trotz eines ursprünglich verschiedenen Lebens- und Bildungsgangs, demselben Boden entsprossen und schließlich in denselben Umgebungen herangereift, sie haben dieselben Eindrücke empfangen, und können daher, selbst in dem was jedem eigen ist, sich gegenseitig aushelfen.

In einem Punkte freilich macht sich die Doppelnatur ihrer literarischen Erzeugnisse dem schärferen Auge nicht positiv aber negativ bemerklich: ihre Schreibweise, schlicht und einfach, wie sie sich für den volkstümlichen Stoff und die ländlichen Figuren ihrer Erzählungen eiget, entbehrt andererseits einer prägnanten Individualität. Allerdings zeigt ihr Stil keine Ungleichheit, er ist vielmehr wie aus einer Feder geflossen, denn auch in Beziehung auf die Form befinden sich ihre Meinungen in vollständiger Uebereinstimmung. Sie suchen die Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit und Anspruchslosigkeit wiederzugeben, alles Fremdartige, von zweiter Hand kommende auszuschließen, und vermeiden sorgfältig das abstrakte Wort, wo der konkrete Ausdruck dem Sinne genugtut. Diese empfehlenswerte Methode gibt denn auch ihrer beiderseitigen Schreibweise die merkwürdige Gleichmäßigkeit. Aber das Bestreben gegenseitiger Anpassung hat das Charakteristische des Ausdrucks doch etwas verwischt, und ihrem Stil geht jenes höhere Gepräge des eigentlichen Sprachkünstlers ab, welches den Inhalt durch die Form adelt und dem Gedanken durch die Macht des Wortes die klassische Weihe gibt. Allerdings fehlt ein solches auch anderen Schriften, die nur einen Verfasser haben, und bei Erckmann-Chatrian kann wenigstens die dramatische Objektivität ihres Realismus als Ersatz gelten und zugleich als Entschuldigung.

Im übrigen hatten wol die beiden Schriftsteller trotz der erfolgreichen Entwicklung ihres Talents, den schweren Anfang nicht allein den Schwierigkeiten der literarischen Laufbahn, sondern zum Teil auch der Unzulänglichkeit ihrer ersten Arbeiten zuzuschreiben. Die Franzosen haben eine gewisse Vorliebe für die „Phantasiestücke“ — Contes fantastiques — weshalb bekanntlich unser Teufels-Hoffmann in großen Ehren bei ihnen steht. Auch den beiden Freunden scheint er imponirt zu haben, denn ihre ersten Produkte enthalten eine starke Dosis dieser etwas veralteten Romantik, die nur an der Quelle genießbar bleibt. Zwar zieht ein leiser Geist deutschen Humors durch diese Traumwelt, aber die dralle Wirklichkeit sitzt ihm zu fest im Nacken, als dass er bei einem Flug ins Märchenland nicht Gefahr laufen sollte, den Hals zu brechen. Diese Entlehnung beim germanischen Genius war daher keine ganz glückliche, und ihre phantastischen Novellen, wenn auch mit Geschick erzählt und nicht ohne poetische Naturfrische, behalten etwas Tastendes, Unbefriedigendes, das ein größeres Publikum nicht gewinnen konnte. Der ideale Erckmann und der reale Chatrian hatten sich noch nicht gehörig verschmolzen und spuckten —, um mich eines hochgeborenen Ausdrucks zu bedienen — einander in die Suppe.

Auch „Der berühmte Doktor Matthäus“ (1859), dessen originelle Narrheit wenigstens seine Urheber mehr oder weniger „berühmt“ machte, ist eine humoristisch-phantastische Figur, ein philosophischer Don Quichotte, der auszieht, die Menschen zu bessern und zu bekehren, und schließlich, enttäuscht aber wolgemut, in seine vier Wände zurückkehrt. Hier spielt jedoch nichts Uebernatürliches herein; das Phantastische und Realistische ist vielmehr als komischer Gegensatz künstlerisch verwertet, wodurch die störende Mischung ungleichartiger Elemente wegfällt, und die frischen volkstümlichen Schilderungen, welche die Fahrten des Doktors begleiten, machen den Erfolg des Buches ganz begreiflich.

Gleichwol scheint es die beiden Romantiker große Ueberwindung gekostet zu haben, sich von allem Märchenhaften zu befreien, denn dieses kommt auch in späteren Arbeiten wieder zum Vorschein. Gleich im folgenden Jahre veröffentlichten sie die „Contes fan-

tastiques“ und die „Contes de la montagne“ (1860), welchen die „Contes des bords du Rhin“ (1862) folgen — lauter kleinere Erzählungen, zum Teil älteren Datums, die jedoch im allgemeinen weniger bedeutend sind als die größeren. Dazwischen erscheint der „Meister Daniel Rock“ (1861), ein gleichfalls halbverrückter cyklopenhafter Schmied, der aus bornirtem Hass gegen die Neuerung der Eisenbahn, sich mit seinen Söhnen der ersten Lokomotive in den Weg stellt, um sie mit mächtigen Schmiedehämmern zu zertrümmern, was natürlich nichts als seine eigene Zertrümmerung zur Folge hat. — Ganz in des Teufels Krallen fallen aber die Erzähler wieder in dem späteren „Forsthaus“ (1866), wo des Försters hünenhafter Ahnherr, eine Art wilden Jägers — mit einem bärenartigen, an Viktor Hugo's Han von Island erinnernden Scheusal von Sohn — nicht nur seinen Spuk treibt, sondern auch, durch eine geisterhaft magnetische Einwirkung auf die Försterstochter, in die Gegenwart hereinragt und in die Wirklichkeit eingreift. Diese unmotivirte, ganz äußerliche Mischung von phantastischem Spiritualismus und plastischem Realismus, durch welche das hübsche, unschuldige Försterkind zum Opfer einer tollen Gespenstergeschichte wird, ist, trotz poetischer Einzelheiten, in ihrer Unvernünftigkeit gar zu unerquicklich.

Weit gelungener in Komposition und Ausführung ist die Figur des „Narr Jegof“ (1862), welche wenigstens auf naturgemäße Weise ihre Rolle spielt, und deren romantische Ungewöhnlichkeit, durch die Narrheit vermittelt, die Schranken des Möglichen und Wirklichen nicht willkürlich durchbricht. Hier sind die phantastischen Anwandlungen hinlänglich gemildert, um der sonst lebensvollen und spannenden Erzählung keinen Eintrag zu tun. Dieselbe hat einen blutigen Gebirgskampf gegen die Invasion der Alliirten zum Inhalt und ist der erste Versuch der Erckmann-Chatrian'schen Dorfgeschichte auf geschichtlichem Boden.

III.

Den rechten Ton fanden die beiden Schriftsteller jedoch erst mit ihrer „Frau Therese“, welche im folgenden Jahr (1863) im „Journal des Debats“ erschien, und zu jenem vortrefflichen Cyklus vaterländischer Erzählungen mit historischem Hintergrund aus der Revolutions- und Kaiserzeit weiterschreitet. Hier ist kein Tasten und Suchen mehr, die Erzählung geht sicheren Schritts dem wolbewussten Ziele zu, und Konzeption und Ausführung decken sich vollständig. Jetzt war die Form gefunden, die dem Volke zu Herzen ging, und die Verbreitung der schnell sich folgenden Auflagen war eine um so lebhaftere, als die eigentümliche Art und Auffassung eine für Frankreich ganz neue Erscheinung war. Denn obwol die Verfasser in all ihrem Sein und Sinnen Franzosen sind, ist ihre Muse doch germanischen Geistes, und in den idyllischen Szenen elsässischen Stilllebens entfalten sie eine gemütliche Behaglichkeit von echt deutscher Gefühlsweise. Sie wussten die literarischen Vorzüge der beiden Nationen in gewissem Grade zu verschmelzen und fügen zu der gesunden Natürlichkeit der Anschauung und der einfachen Wahrheit des Vorgangs die Schärfe der Beobachtung und die Lebendigkeit der Darstellung. Obwol die letzteren Eigenschaften mehr an die französische Geschicklichkeit erinnern, können diese elsässischen Geschichten den Boden nicht verleugnen, dem sie entsprossen, und wie für die Franzosen den Reiz der Neuheit, so haben sie für uns Deutsche die Lockung des Heimischen.

So wurden Erckmann-Chatrian die Mitbegründer der französischen Dorfgeschichte, deren eigentlicher Schöpfer George Sand ist; denn diese ging den beiden Jüngeren voran und leistete Klassisches in jener Gattung. Man kann wol sagen, dass die berühmte Frau, was psychologische Vertiefung und poetischen Hauch betrifft, ihren männlichen Mitbewerbern überlegen ist; dagegen wissen diese ihre Erzählungen mit einem höheren Interesse anderer Art zu beseelen, indem sie den engen Kreis bescheidener Häuslichkeit zum großartigen Horizont historischen Weltkampfs erweitern, und uns dessen Bild im Spiegel dieses kleinbürgerlichen Lebens, wie in einer camera obscura mit überraschender Deutlichkeit nahe rücken.

In dieser Beziehung sind die beiden Lothringer wirklich einzig in ihrer Art; sie entfalten eine merkwürdige Geschicklichkeit, die geschichtlichen Vorgänge vom Standpunkte höherer allgemein menschlicher Anschauung, aber in so indirekter und unmerklicher Weise zu behandeln, dass die zu Tag tretende Moral nicht die Schlussfolgerung der Verfasser, sondern das natürliche Ergebnis der Ereignisse zu sein scheint. Hierzu bedienen sie sich allerdings eines vortrefflichen Hilfsmittels: statt selber das Wort zu ergreifen, lassen sie, namentlich in ihren vaterländischen Romanen, den Helden oder wenigstens einen Mitspieler die Begebenheit erzählen, wodurch die philosophische Wahrheit nicht als deduzirende Reflexion, sondern in Gestalt des schlichten Menschenverstands auftritt, der keine vorgefasste Meinung verteidigt, sondern nur ad hominem demonstrirt, was er an eigener Haut erfahren hat.

Wenn dieser wol erlaubte Kunstgriff den Verfassern es einerseits erleichtert, nicht aus dem Ton zu fallen, sondern ihre Schilderungen immer in den Grenzen einer volkstümlichen Wirklichkeit, einer naiven Weltanschauung zu halten, so nötigt es sie andererseits, ihre Fabel einfach und naturgemäß anzulegen, und die vom Erzähler selbst erlebten Vorfälle mit einer gewissen sinnlichen Greifbarkeit darzustellen. Deshalb benützen sie gern persönliche Erlebnisse — auch die anderer — und ziehen wirkliche Persönlichkeiten — wenigstens als Modelle — in ihren Rahmen. So sind denn auch ihre Darstellungen von großer Naturwahrheit, und von einer höchst charakteristischen Lebendigkeit der Figuren.

Bei dieser Gelegenheit lassen die Fabulisten sich wol einmal verführen in der Beschreibung etwas zu viel des Guten zu tun, namentlich in Beziehung auf die Genüsse der Tafel und einigemal in zu detaillirter Ausführung des Grässlichen; aber im allgemeinen wissen sie den modernen Realismus auf jene liebevolle

Kleinmalerei zu beschränken, welche mit berechtigter Genauigkeit das Einzelne hervorhebt, um erhellende Streiflichter auf die Charaktere und Situationen zu werfen. Nebenbei haben sie ein großes Verständnis für die Reize der landschaftlichen Natur, für den wuchtigen Zug der Erdbildung und die geheimnisvolle Schönheit der Vegetation. Sie wissen die Stimmungen des veränderlichen Himmels, die Eindrücke der wechselvollen Tages- und Jahreszeiten mit niederländischem Pinsel zu malen und als künstlerisch wirksame Hintergründe für die Personen und Handlungen ihres Dramas zu verwenden. Ebenso zeichnen sich ihre Schilderungen der großen Schlachten durch eine dramatische Anschaulichkeit aus, welche wol erkennen lässt, dass ihnen Mitteilungen von Augenzeugen zu Gebot standen.

Der Hauptvorzug ihres Verfahrens bleibt jedoch jene tendenzlose Form der Darstellung, welche die Ideen des Fortschritts zur Geltung bringt, ohne die Grenzen der Poesie zu überschreiten, und die gerade deshalb eine packendere Wirkung und größere Erfolge erzielt als die glänzendsten Ausführungen direkter Polemik. Ebenso gewissenhaft in Feststellung geschichtlicher Begebenheiten wie in Aufzeichnung individueller Lebensäußerungen, liegt ihnen die sittliche Wahrheit nicht weniger am Herzen als die ästhetische, und indem ihre Dichtwerke für Recht und Freiheit das Wort führen, sind sie von einem Geiste der Keuschheit und Sittsamkeit durchdrungen, der sie jedem Leserkreis zugänglich macht.

„Frau Therese“ ist eine Episode aus den Freiheitskämpfen der bedrängten Republik vom Jahr 1792. Wie hier die Spitze sich gegen die Missbräuche der alten Feudalstaaten kehrt, so bekämpfen die andern Erzählungen dieser Gruppe den einheimischen Chauvinismus und seine „Gloire“, indem sie die traurigen Folgen des entarteten Patriotismus in drastischen Schreckensbildern vor Augen führen.

Das beste Muster dieser Gattung ist wol der nun folgende „Rekrut von Anno 13“ (1864) und dessen Fortsetzung „Waterloo“ (1865). Joseph, der hinkende Uhrmacher, der, trotz seines Gebrechens, nach der Vernichtung des französischen Heeres in Russland, ausgehoben und aus den Armen seines Meisters Gulden, seiner Tante Gretel und seiner Braut Kathrine gerissen wird, erzählt, ein Held wider Willen, seine Kriegstaten bei Leipzig und Waterloo, und seine Strapazen nach den Niederlagen, inmitten all der blutigen Greuel, welche die letzten Zuckungen des Napoleonschen Kaiserreichs begleiteten.

In der „Belagerung von Pfalzburg“ (1867) berichtet der alte Moses, wie er, trotz der Drangsale der Beschießung, mit dem Geschäftsgeist seines Stammes, das allgemeine Unglück, von dem ihm sein Teil nicht vorenthalten blieb, gleichwol zu benützen gewusst, um sich durch den rechtzeitigen Einkauf eines Vorrats von Branntwein ein Vermögen zu erwerben. Die Schilderung der wackern jüdischen Familie während des Jammers der Belagerung verbindet die äußere Richtigkeit der Photographie mit der inneren Wahrheit des Kunstbildes.

Für das bedeutendste Werk dieser Reihenfolge aber darf ohne Zweifel die „Geschichte eines Bauern“ gelten, die nicht weniger ist als die Geschichte der französischen Revolution in dem schlichten Gewand einer Bauernbiographie. Hier tritt uns jener große und wirkliche „Kulturkampf“ mit der ganzen Frische und Deutlichkeit eines Erlebnisses vor Augen, und wir gewinnen eine klarere Einsicht in die Ursachen und Vorgänge desselben, als durch die vielbändigen Geschichtswerke eines Herrn Thiers und ähnlicher Historiker. Hier begreifen wir, wie die große ethische Erhebung, durch den das Ausland herbeirufenden Landesverrat des Königs und der ganzen dirigirenden Klasse zur Vernichtung der Gegner gezwungen, im Blute der Schreckensherrschaft untergehen musste, um, wie immer nach Gewalts-Katastrophen, dem siegreichen Militarismus Platz zu machen. Uebrigens ist Michel Bastian, der Erzähler der Revolution, keine fiktive Person, seine Aufzeichnungen existiren wirklich und liegen dem Buche durchweg zu Grunde. Die Tatsächlichkeit ist derart festgehalten, dass, wenn z. B. bei einer Begebenheit des Regens Erwähnung geschieht, es an jenem Tage wirklich geregnet hat. Dieser Ursprung lässt sich auch alsbald erkennen, denn gewisse anschauliche Züge und materielle Einzelheiten der Darstellung sind von einer Realität, wie man sie nicht erfindet, sondern nur erfährt. Natürlich haben die Verfasser, durch die gewissenhaftesten Quellenstudien, namentlich des „Moniteur“ und der Pressdokumente aus jener Zeit, das Ihrige dazu beigetragen, auch den allgemeineren, nicht in nächster Nähe sich abspielenden historischen Begebenheiten, die Bastian'sche Unmittelbarkeit aufzuprägen.

Auch die hübsche Novelle „Die drei Liebhaber der Großmutter“ gehört hierher, sowie, als Abschluss der im Zusammenbruch des Kaiserreichs untergegangenen Ruhmesepoche, „Die alte Garde“ (1881). Diese meisterliche Skizze schildert die pensionirten Offiziere der großen Armee und ihr Leben unter der Restauration bis zum Ausbruch der Julirevolution und der Tronbesteigung Louis Philipp's, welcher „Bürgerkönig“ jedoch nicht der Mann war, ihre kriegerischen Träume zu verwirklichen und die „Gloire“ von den Toten zu erwecken. Die Erzählung spielt wieder in Pfalzburg, und der Held derselben, der Hauptmann Florentin, ist der echte Typus des napoleonischen Haudegens, der nichts kennt als seinen Kaiser und seine Fahne. Der unfreiwillige Humor dieser gelungenen Figur bewegt sich zwischen der lächerlichen Wichtigkeit des Kamaschentums und der rührenden Hingebung an die militärische Ehre. Zu diesem Humor, welcher die Stimmung des Ganzen beherrscht, tragen die Offiziersfrauen — die ihrerseits nichts als die Pension und die Ordensrente kennen und ihre bärbeißigen Ehehälften mit dieser Zauberformel sehr zu zähmen verstehen — in etwas bewussterer Weise, ihr redliches Teil bei. In Beziehung auf seine Beobachtung und künstlerische Kleinmalerei gehört diese wolausgeführte psychologische Studie zu den besten Leistungen der Verfasser.

Auf historisch-politischem Boden bewegen sich des weiteren „Ein Mann aus dem Volk" (1865) und „Meister Kaspar Fix" (1876). Der Mann aus dem Volk, ein junger Schreiner, erzählt die Revolution von 1848 bis zur Junischlacht; doch ist der Roman, auch in Bezug auf seine inneren Begebenheiten nicht vollendet, da der versprochene zweite Teil ausblieb. Kaspar Fix ist der schamlose Emporkömmling des zweiten Kaiserreichs inmitten der schmählichen Willkürherrschaft eines korrumpirenden Bonapartismus.

„Der Großvater Lebigre" (1880) entrollt ein sprechendes Bild von dem verderblichen Einfluss einer bigotten und gewalttätigen Geistlichkeit auf den Frieden der Familie; und die „Geschichte eines Schulgehilfen" (1871) schildert den kulturfeindlichen Druck des Klerus auf Unterricht und Lehrstand. Denn ebenso unentwegt wie gegen Ruhmsucht und Kaiserschwindel ziehen die beiden dichterischen Freiheitskämpfer gegen jesuitische Herrschsucht und religiöse Bornirtheit zu Feld.

Von den Erzählungen rein privaten Inhalts sind noch „Die beiden Brüder" (1873) hervorzuheben, eine Art Montechi und Capuletti auf dem Lande, deren Romeo und Julia aber, zu bürgerlich für eine Tragödie, ein ehliches Ende nehmen. Der Roman wurde später in ein Drama umgewandelt und unter dem Titel „Die Ranzau", nicht ohne Erfolg auf die Bühne gebracht.

Die Palme dieser Gattung gebührt jedoch offenbar dem „Vetter Fritz" (1864). Es ist äußerst ergötzlich, wie dieser wolhabende Junggeselle, der voller Herzensgüte, aber zu bequem selbst zum Heiraten ist, von dem braven Räbbe Sichel, welcher, eingedenk des jüdischen Spruchs: „Seid fruchtbar und mehret euch", immer auf Ehestiftersfüßen geht, schließlich doch ins Doppeljoch gespannt wird. Freilich ist der wahre Kuppler sein eigenes Herz, das ihn antreibt, der kleinen Anabaptistin zulieb die Pflichten und Sorgen des Haus- und Familienvaters auf sich zu nehmen, was immerhin für einen Anfang gemeinnütziger Tätigkeit gelten kann. Die sonnigen Schilderungen dieses gemütlichen Stilllebens, das, fern von jedem Sehnen und Streben, sich ganz dem Wolgefühl behaglichen Daseins überlässt, bis die Liebe in die lang gehütete Behausung dringt und ihre unverbrüchlichen Rechte geltend macht, sind reizend und fügen sich zu einem schön abgerundeten Genrebild.

Unter den Erzählungen nach 1870 sind einige — namentlich die beiden größeren, *„L'histoire d'un plébiscite"* (1872) und *„Le brigadier Fréderic"* (1874) — von der französischen Missstimmung gegen Deutschland angesteckt und lassen die löbliche Unparteilichkeit vermissen, welche in den vorsedanschen Erzählungen den nationalen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zuteil geworden war. Die beiden Schriftsteller sind nicht umsonst Söhne der annexirten Provinzen, und die Ausbrüche ihres Schmerzes verdienen um so mehr Nachsicht, als sie mit ihren früheren Schriften, den blutigen Kriegsruhm auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen bekämpfend, in Ausrottung chauvinistischer Vorurteile und Popularisirung humanistischer Ideen, Großes geleistet und eine weitgreifende sittliche Wirkung geübt haben. Denn ihr Einfluss ist mit schuld an der Tatsache, dass anno 70 das französische Volk ursprünglich so wenig Freude an der Kriegserklärung seines Kaisers hatte, wenn es auch nachträglich gute Miene zum bösen Spiel machte; und dass es heute noch, trotz aller Revanche-Phrasen, die Erhaltung des Friedens als die Achse seiner Politik betrachtet. Ueberlassen wir es daher getrost dem Erckmann-Chatrian vor dem Krieg, den Erckmann-Chatrian nach dem Krieg zu widerlegen.

Ludwig Pfau.



J. J. Roşca: Die Jungfrau von Cozia.

Ein vom rumänischen Theater preisgekröntes Stück.

In seinem neuesten Werke über die Geschichte des Theaters erwähnt Gubernatis auch des rumänischen und macht als Theaterdichter V. Alexandri und V. A. Urechia namhaft. Wollten wir einen strengen Maßstab an die dramatischen Leistungen derselben anlegen, so müssten wir uns auch da einige Beschränkungen auflegen. Denn abgesehen von den, französischen resp. spanischen Originalen nachgearbeiteten Dramen, haben auch diese Beiden meist nur leichte Schauspiele geschrieben. — Hierzulande ist die für den wahren Kunstgenuss eines Dramas nötige ästhetische Vorbildung noch lange nicht so allgemein, dass wir einerseits eine schöpferische dramatische inländische Kraft erstehen sehen, andererseits dass dieselbe auf eine teilnehmende, verständige Aufnahme zu rechnen hätte. Das Theater hat hier nicht die Rolle der „weltbedeutenden Bretter", vielmehr ist es ein Vergnügungsort, und daher blüht hier das Vaudeville und das Schau- resp. Lustspiel der Pariser Vorstadttheater, des Theaters an der „Porte St. Denis" z. B.; damit wechseln einige ultranationale Schauspiele ab.

Seit einiger Zeit nun ist die ästhetische Leitung des Nationaltheaters in die Hände einiger Kunstkenner gelegt worden; diese haben auch gleich die Lücke in unserem Theaterleben erkannt und mehrere Preise für die beste Leistung auf diesem Gebiete ausgeschrieben. Unter 18 eingesendeten Stücken konnte nur Einem, und auch diesem nur der zweite Preis zuerkannt werden, und zwar der „Jungfrau von Cozia" des bis dahin als Theaterdichter wenig bekannten, aber begabten jungen Schriftstellers J. J. Roşca. Das in Versen abgefasste Stück ist noch ungedruckt, und wir verdanken den Einblick in das Manuskript der Liebenswürdigkeit des Verfassers, die uns ermöglicht, den Lesern des „Magazins" den Inhalt hier kurz mitzuteilen.

Der Gang des Stückes, das im fünfzehnten Jahrhundert spielt, ist folgender:

Akt I. Fürst Dragul hat einen Ausflug nach dem Gebirge unternommen. Radu, Sohn des Fürsten Dragul, begegnet im Gebirge der Florica, Tochter des Veteranen Sandu, und verliebt sich in sie. Florica ist durch ihre Schönheit auch Vlad, dem Bruder des Radu, aufgefallen, und dieser beschließt kurz, sie durch seine Leute entführen zu lassen. Radu ist inzwischen in bäuerlicher Kleidung mit seinem Freunde Vintila wieder erschienen und hat ein Gespräch mit Florica angeknüpt; im Weggehen ist er Zeuge ihrer Entführung, er eilt ihr zu Hilfe, erschlägt die gewaltsam Florica wegschleppenden Sbirren, und fängt sie, die ohnmächtig umsinkt, in seinen Armen auf. Ein Kuss gibt ihr die Besinnung wieder. Fürst Dragul andererseits nimmt Teil an den Vergnügungen des Volkes, und in einem Gespräche mit Sandu, dem Vater der Florica, sehen wir, dass die Jahre spurlos an letzterem vorübergegangen sind, dass das Blut noch feurig durch seine Adern rollt, und dass er freudig zum Schwerte wieder greifen wird, sobald Not an den Mann ist.

Im zweiten Akte befinden wir uns im Schlosse des Fürsten. Domnica, die Nichte des Fürsten, ist aus Staatsraison die angelobte Braut des Radu, damit durch diese Vereinigung der jahrelange Hass zwischen den beiden Häusern der Dragulesti und Danesti ausgelöscht werde. Domnica liebt Radu und geizt nach dem Trone; mit dem der Liebe eigenen Scharfblick erkennt sie, dass sein Herz einer anderen gehöre. In einer Unterredung mit ihr weist Radu schroff ihre Liebe ab, die sich in tötlichen Hass verwandelt. In erster Reihe ist ihr Sinnen darauf gerichtet, die Nebenbuhlerin ausfindig zu machen. Als Helfershelfer erscheint ihr der lüsterne Vlad.

Im nächsten Akte sehen wir Domnica in der Hütte der Florica, Radu erwartend, der eintretend nicht wenig überrascht ist, jene hier zu finden. Domnica zwingt ihn durch die Drohung Florica zu verraten, dass unter der Bauernhülle ein Fürstensohn stecke, ihr zu folgen. Er zaudert; in diesem Augenblicke hört er aber die Kriegstrompete von den Bergen her erschallen. Das Land ruft ihn zu den Waffen, und die patriotische Pflicht siegt über die Liebe — er folgt Domnica und eilt zum Kampfe. Das hatte Vlad, der hinter der Hütte versteckt lag, nur erwartet, um sich in die leere Hütte zu schleichen, die ahnungslos hereintretende Florica zu überfallen und zu entführen.

Akt IV. Die Schlacht ist geschlagen und der Sieg ist auf Seiten des Fürsten Dragul; die feindlichen Truppen sind zerstreut und ihr Anführer, Dan, Bruder der Domnica, der auf ihren Ruf in das Land eingefallen, hat seinen Versuch, sich des Trones zu bemächtigen, mit dem Leben bezahlt. Wunder der Tapferkeit hat aber ein Jüngling vollbracht, „der wie ein Falke vom Berge über die Feinde herfiel; sein Schwert leuchtete wie ein Blitz rings um ihn; wie ein Blitzstrahl mit donnerähnlichem Gekrache, den Wald mit einem Feuergürtel umgibt und ihn zum Flachland umwandelt, so ebnete er der Feinde Schaar. Und wie die Fluten brausen und die Stämme krachen, von Feuerzungen umgeben, so brauste es und krachte es wo er im Gewühle der Feinde sich Bahn brach.“ So schildert ihn Sandu, dem er das Leben gerettet. Fürst Dragul trägt jenem als Lohn für seine Tapferkeit die Hand der Fürstin Domnica an. Der Held, der niemand anders, als Florica, der es gelungen ist zu fliehen, erkennt nun den wahren Stand des Radu, und statt jeden Lohnes fordert sie die Hand der Domnica für Radu, sie selbst gibt sich zu erkennen. Radu bleibt der Erwählten seines Herzens treu. Der letzte Hoffnungsschimmer, den Domnica noch genährt hat, mit Hilfe ihres Bruders Dan den Tron des Landes zu erobern, wird durch die Nachricht vom Tode desselben zerstört. Er ist durch die Hand des Radu gefallen. Nun mag Domnica das Scheitern ihrer Liebe und ihrer Hoffnung nicht mehr überleben und ersticht sich. — Der gerechte Lohn für den Verrat ihres Landes. —

Dies der Gang des ursprünglich fünfaktigen, nun vieraktigen Dramas. Die Sprache ist als eine durchaus edle, die psychologische Durchführung der Charaktere als eine gelungene zu bezeichnen; besonders hervorheben wollen wir den Bilderreichtum der Sprache. Die technische Mache ist sehr geschickt ebenso wie die effektvolle Gruppirung auf der Bühne, namentlich am Schlusse eines jeden Aktes. Dass die patriotische Seite besonders betont ist, ist selbstverständlich, jedoch der Verfasser hat ganz Recht daran getan, manches allzu deklamatorische ein wenig abzuschwächen. Das Interesse an den Personen ist aber etwas zu sehr gleichmäßig verteilt, es will uns sogar bedünken, dass die Person der Domnica durch ihr dramatisches Leben und ihr tragisches Ende, die eigentliche Heldin des Stückes in die zweite Reihe drängt.

Rückthaltlos anerkennen wollen wir, dass es eine originale, heimischem Boden entwachsene, vom nationalen Geiste durchwehte dichterische Leistung ist.

Bukarest.

M. Gaster



„Altväterische Leute“ und andere Erzählungen, von Nikolas Gogol.

Deutsch von Julius Meixner.

Collection Spemann, 42.

Die unappetitlichen, für einen reinlichen, zivilisirten Europäer unleidlichen Zustände, mit denen uns Gogol in seinen „Toten Seelen“, vertraut macht, werden durch diesen neuen Band ergänzt, erweitert und abgerundet. — Wieder sind es hauptsächlich kleine Gutsbesitzer und Kleinstädter, die uns in ihrem beschränkten, faullenzenden Leben, in ihrer eklen genusssüchtigen Habgier, in ihrem still zufriedenen, beschaulichen, bornirten Dasein bekannt werden. Und zwar so erschreckend bekannt und vertraut werden,

dass wir nach und nach in unbewachten Momenten von dem alpdrückenden Gefühl nicht loskommen können: diese Menschen seien in unsern näheren Bekanntenkreis eingetreten und wir in die schreckliche Notwendigkeit versetzt, den Kollegienassessor Kowalow oder gar Iwan Nikiforowitsch nächstens zu Thee und Tanz in unser Haus zu bitten. — Es ist schon häufig über das viele Essen und Trinken in englischen Romanen geklagt, und vor allem ist Dickens dieser Vorwurf nicht erspart worden, aber wie appetitreizend und sauber geht es bei einem solch englischen Teadrinking zu! während des Lesens heimelt uns die Situation behaglich an; — wie anders bei Gogol. Stets werden Pirogen, Thee, Schnaps u. s. w. in unglaublichen Quantitäten und feierlicher Ausführlichkeit verschlungen, wie es sicher dem Leben abgelauscht ist, — wir hören das „Ablutschen" der fetttriefenden Finger und das Schmatzen der von Sahne feuchten Lippen, uns wird nicht der tropfende Schnurrbart, nicht der Duft der tranigen Stiefel erspart. Wir machen dem Dichter sicher keinen Vorwurf, wir bekreuzigen uns nur vor den Menschen, mit denen er zu tun hat. — Russlands Dichter machen uns vielleicht das Land, sicher nicht die Leute darin liebenswert.

Der vorliegende Band enthält außer der im Titel angegebenen Erzählung fünf Novellen, unter denen an Umfang und Gehalt „Die Erzählung vom Streit zwischen Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch" hervorragt. — Der Scherz „Iwan Theodorowitsch Schponka und seine Tante" ist ganz köstlich gelungen. Gogol nennt es ein Fragment; er leitet die Geschichte damit ein, dass ein von einem Bekannten ihm übergebenes Manuskript von seiner Köchin als Backunterlage zu Pastetchen verbraucht sei und ersucht uns, falls der Schluss der Erzählung uns interessirt, nur einfach nach Haradiatsch zum Stefan Iwanowitsch Kurotschka zu fahren — der wird unsre Neugier gern befriedigen. Und nun erzählt er in seiner meisterhaften, amüsantesten Weise, wie Herr Schponka — der sich nie langweilt, auch nicht wenn er vier Wochen in einer Britschka reist; denn jeden Abend in der Schenke angekommen, packt er all seine Siebensachen aus und legt sie in denselben Falten wieder in den Koffer und hat er gar nichts zu tun, so liest er die Sprüche Salomonis — wie der zu seiner Tante kommt; wie diese mit ihm lebt, ihn liebt und ihm vor allem eine Frau verschaffen will. Die Vorbereitungen werden in der denkbar ausführlichsten Weise getroffen, die Charaktere in einer Art gezeichnet und sezirt, dass wir aufs höchste gespannt werden — und dann Prosit Mahlzeit! dann kommen drei Gedankenstriche und wir dürfen uns auf den Weg nach Haradiatsch machen.

Von der kleinen Szene „Die Equipage" ist weiter nichts zu sagen, als dass in ihr einer unsrer guten alten Freunde aus den „Toten Seelen", wenn auch unter anderm Namen, neu ersteht.

Die zwei übrigen „Die Nase", und „Aufzeichzeichnungen eines Wahnsinnigen", haben mehr pathologisches Interesse. Besonders in der letzteren ist mit so erschreckender Wahrheit das Ideenspringen, die allmähliche Ausbildung des fixen Wahnes, die endliche rasende Verrücktheit geschildert, dass man bei dem bekannten tragischen Ende des Dichters gar nicht von der Vorstellung loskommt, hier seien in lichten Intervalle die Reminiscenzen von entsetzlichen Selbsterlebnissen wiedergegeben.

Die auf dem Titelblatt angeführte erste Geschichte: „Altväterische Leute" ist ein urecht russisches Landgenrebild. Ein Seitenstück zu Thymchen und Thömchen im „Neuland" von Turgeniew. Ein uraltes Ehepaar, in einem uralten Hause mitten in Russland, lebt und isst und isst und lebt in zufriedenster Unschuld und Eintracht, bis es eben nicht mehr essen und leben kann und stirbt. Das ist alles. Aber wie entzückend wird die Ruhe, die Selbstgenügsamkeit, die Beschränktheit, die nichts will als das Alte erhalten wissen, geschildert. Wie anmutig lieb mutet uns das alte Mütterchen in ihrer Vorsorglichkeit und Gastfreundlichkeit an. Wir sitzen so traut in dem überheizten Stübchen mit den beiden Alten zu Tisch und verderben uns unrettbar den Magen an all den guten, altmodischen Schmausereien.

Die Erzählung von dem Streit der beiden Iwane ist durch Nacherzählung absolut nicht zu schildern. Das muss man selbst lesen, wie die zwei sogenannten Ehrenmänner, die sich lebenslang miteinander ehrbarlich betranken, um einer alten Flinte willen zu Todfeinden werden und trotz aller Versöhnungsversuche von Dritten noch als blöde Greise nur die Hinrichtung des andern herbeisehnen.

Die Schilderung der Kreisstadt Mirogrod ist herrlich, und wir bewundern sie um so anstandsloser, als ein gütiges Geschick uns hoffentlich dauernd davor bewahrt, dort zu wohnen. — Eingeleitet wird unsre Bekanntschaft mit dem Richterpersonal durch die hingeworfene Bemerkung: „Das schindelbeschlagene Dach des Kreisgerichts wäre sogar rot angestrichen, hätten die Beamten das dazu bestimmte Oel — es mit Zwiebeln anmachend — nicht aufgegessen; es war dies just zur Fastenzeit geschehen . . . und so blieb das Dach unbemalt." — Die Schilderung des ehrwürdigen Kreisrichters ist auch ganz besonders anmutig; wir machen uns das Vergnügen, ihn dem Leser vorzustellen. „Der Richter, ein ziemlich korpulenter, jedoch doch dünnerer Mensch als Iwan Nikiforowitsch, saß mit sanfter Miene in einem verfetteten Schlafrock und unterhielt sich, aus einer Pfeife schmauchend und ein Glas Thee schlürfend, mit dem Unterrichter. Der Richter hatte ein Paar Lippen, die unmittelbar unter der Nase hervorzuquellen schienen, so dass dieselbe die Oberlippe beschnüffeln konnte, so oft es ihr gefiel. Diese Lippe diente ihm zugleich als Schnupftabaksdose, weil ein Teil des der Nase zugedachten Tabaks immer auf ihr haften blieb etc." Die Versuchung ist groß weiter anzuführen, wie die Klageschriftten eingereicht werden, wie eine von denselben von einem zufällig seinen Weg in das Sitzungszimmer findenden Schwein aufgefressen wird, — aber der Raum gebricht.

Die Uebersetzung ist leider höchst mangelhaft. Wirkliches Deutsch kommt nur ganz sporadisch vor.

Es ist immer dasselbe Unglück: die russische Literatur wird uns in einem Gewande aufgetischt, welches es häufig nur dem ganz aufmerksamen und nachdenkenden Leser ermöglicht, den vom Autor beabsichtigten Sinn zu erfassen.

Bonn.

Th. Leo.



„Criquette“ von Ludovic Halévy.

Paris 1883, Lévy. 3,50 fr.

Ein liebenswürdiges Buch nach Inhalt, Geist und Form. Die Geschichte eines armen Mädchens, dessen Schicksal durch eine Kinderliebe bestimmt wird. Der Gang der Handlung ist bald erzählt: Ein armes unansehnliches Vorstädter Kind, das den bezeichnenden Spitznamen „Criquette“ bekommen hat, schließt mit einem wenig älteren Knaben, Namens Pascal, innige Freundschaft. Sie gehen zusammen mit allerlei kleiner Ware hausiren und verdienen so viel Geld, um sich samt Criquitte's Mutter notdürftig zu unterhalten. In den freien Stunden macht Pascal den Schulmeister und lehrt Criquette aus alten Komödienbüchern lesen und schreiben. So denken und empfinden sich die Kinder ganz in die Welt der Rühr- und Spektakelstücke hinein und lernen dieselben sogar auswendig. Ein Mitglied der Porte St. Martin hört sie einmal zufällig eine große Szene zusammen spielen, und als später in einer neuen Feerie für eine wichtige Kinderrolle keine passende Vertreterin zur Hand ist, erinnert sich jener Schauspieler Criquette's und bringt sie dem Theaterdirektor. Sie spielt die kleine, kecke Rolle mit so ursprünglicher Laune, dass sie das Publikum enthusiasmirt und rasch der allgemeine Liebling wird. Nach dem Tode ihrer Mutter nimmt die Diva der Porte St. Martin, Mdlle. Rosita, sie ganz zu sich. Die Sorge für die eigentliche Erziehung Criquette's fällt dagegen der Kammerfrau Aurélie anheim, und als Rosita ihrem russischen Liebhaber in seine Heimat folgt, überlässt sie das Kind der Zofe. Diese benutzt das Kind und die Bekanntschaft einer verarmten Gräfin, um sich in der guten Gesellschaft zu rehabilitiren. Criquette kommt ins Kloster und erhält die beste, vornehmste Bildung. Der Verkehr mit Pascal wird ihr ganz abgeschnitten, aber sie vergisst ihn nicht. Aus der Schule entlassen, will sie den Schleier nehmen, nur um von der ungeliebten Pflegemutter loszukommen. Diese aber will ihr Werk damit krönen, dass sie dem Mädchen eine gute Partie verschafft. Es findet sich auch bald ein passender Freier. Criquette will aber nur unter der Bedingung die Seine werden, dass er die Wahrheit über ihre Vergangenheit erfahre. Dies kann natürlich Aurélie nicht zugeben, weil dadurch auch die etwas unsaubere Herkunft ihres Vermögens leicht aufgedeckt und ihr untadelhafter Ruf zerstört werden könnte. Sie schließt das eigensinnige Fräulein ein und hält sie wochenlang gefangen. Aber Criquette lässt sich nicht zwingen. Sie entflieht vielmehr, kommt nach Paris, findet Pascal, der Schauspieler ist, wieder und giebt sich ihm mit Leib und Seele zu eigen. Die jungen, wilden Eheleute haben das Glück, beide von einem sehr liebenswürdigen Provinztheaterdirektor engagirt zu werden. Trotz der zärtlichsten Liebe muss Criquette doch bald erkennen, dass ihr Pascal nicht ganz ihrem Ideal entspricht. Der Mangel einer wirklichen Bildung und der verrohende Einfluss des Kulissenlebens kommen oft recht unangenehm an ihm zur Erscheinung, und die arme Criquette empfindet das besonders schmerzlich, als sie einen durch und durch vornehmen, hochgebildeten, feinfühligen Kavalier kennen lernt, welcher sie seine Liebe deutlich merken lässt. Aber sie wahrt dem Jugendgeliebten die Treue — welcher zum Dank dafür mit einer alten Kokette durchgeht. Die Verlassene findet liebreiche Aufnahme im Hause des guten Theaterdirektors in Le Mans, betritt aber nicht mehr die Bühne, sondern macht sich als Krankenwärterin nützlich und allverehrt. Der Krieg (1870—71) bringt viele Verwundete nach Le Mans, unter ihnen auch jenen Kavalier. Criquette eilt trotz Wind und Wetter und Lebensgefahr hinaus, nach dem Ort, wo er liegt, pflegt ihn und bringt ihn in sichere Obhut, holt sich aber dabei selbst eine Krankheit, die sie in wenigen Tagen dahinrafft.

Ein lustiger Anfang, ein trauriges und doch schönes Ende! Criquette wahrt dem einst geliebten, unwürdigen Manne die Treue und stirbt für den Edlen, dessen Liebe sie erwiedert, ohne sich ihr hinzugeben. — Es ist dem Verfasser geglückt, uns seine Heldin von der ersten Seite seines Buches an sympathisch zu machen und einen wahrhaft herzlichen Anteil an ihrem Schicksal durchweg lebendig zu erhalten, ohne dass sie deshalb der übliche Romanengel wäre. Die sehr feine, richtige Beobachtung der seelischen Wandlungen, welche in Criquette durch ihre Erziehungsschicksale hervorgerufen werden, fesselt das Interesse mehr noch als die äußeren Vorgänge, welche recht ungleichartig vorgeführt werden. Da in den einen, nicht sehr starken Band eine Lebensgeschichte von der Wiege bis zum Grabe hineingedrängt ist, so müssen natürlich oft lange Zeiträume durch kurzen, schlichten Bericht des darin Geschehenen ausgefüllt werden. Die wichtigsten Lebensmomente sind mit solcher Ausführlichkeit und so dramatisch lebendig dargestellt, dass uns jene Partieen wie zu lange Zwischenakte ohne Musik erscheinen. Halévy ist überhaupt in der Komposition etwas sorglos gewesen, denn die Kindergeschichte hat er mit solch liebreichem Behagen geschrieben, dass er nachher gezwungen ist, immer kürzer zu werden und immer häufiger in den Referatstil zu fallen. — Aber man sieht ihm diese Fehler gern nach, weil die einzelnen „Spielszenen“ wirklich brillant sind. So z. B. die Beschreibung der Vorbereitungen zu der neuen Feerie der Porte St. Martin, welche niemand ohne lantes Lachen wird lesen können, und später die Schilderung von Criquette's Gefangenschaft, die wirklich ein kleines Meisterstück ist. — Der Humor des Buches ist von

einer Qualität, die wir bei den Franzosen gar nicht gewohnt sind: es ist jener köstliche, hohe Humor, welcher mitten in einer Szene voll ausgelassener Komik durch eine kleine à part-Bemerkung des Autors, durch eine Redewendung des Sprechenden jene eigentümliche Gegenbewegung in der Atmung erzeugt, die so wunderlich auf den Herzschlag und die Thränendrüsen einwirkt. Dieser prächtige Humor und die erfreuliche Abwesenheit jeglicher Phrasenhaftigkeit und Schönrednerei machen dies liebenswürdige Buch, trotz der angedeuteten mangelhaften Komposition und trotz seiner Bescheidenheit und Tendenzlosigkeit, einer etwas eingehenderen Besprechung und besonders — des Kaufens wert. Man wird es gern öfters lesen — „man" soll hier einmal auch Frau und Kind, wenngleich nicht gerade die jüngsten Mädchen, mit umfassen. Es ist anständig in der Gesinnung und keusch im Ausdruck — man darf es im Boudoir der Gnädigen Frau finden.

Charlottenburg.

Ernst von Wolzogen.



Die Ziegenprinzessin. Makedonisches Märchen.

Aus der Umgegend von Serres,
mitgeteilt von Ferdinand Bender.

Es war einmal eine Frau, die hatte keine Kinder. Darum betete sie zu Gott, er möge ihr doch ein Kind schenken, und wenn es eine Ziege wäre. Da erhörte Gott ihr Gebet, und richtig! sie bekam ein Kind, und das war eine Ziege. Wie die nun groß geworden war, ging sie einmal aus der Stadt an einen Brunnen, um zu waschen. An jenem Tage war aber auch der Königssohn auf die Jagd gegangen. Die Ziege zog ihr Fell aus — jetzt stand sie ganz in goldenen Kleidern da — und fing an zu waschen; als sie aber den Königssohn von weitem kommen sah, steckte sie sich alsbald wieder in ihr Fell. Er kam heran, tränkte sein Pferd und ging dann heim. Aber zu Hause rief er gleich seinen Vater herbei und sprach zu ihm: „Ihr wollt mich verheiraten, lieber Vater. Ich habe schon eine Frau gefunden, und, kurz und gut, ich werde eine Ziege heiraten." Der Vater wollte ihm das ausreden; aber es half nichts, die Ziege wurde seine Frau. Als nun später einmal ihre Schwiegermutter einen Kuchen machte, ging die Ziege auch zu ihr und wollte ihr helfen. Jene aber meinte, die Ziege wolle sie nur stören, nahm also kurzer Hand den Kochlöffel und jagte die Ziege damit fort. Nun war bald darauf ein großes Fest. Alle Leute waren dort, nur die Ziege schien daheim bleiben zu wollen. Als aber alle fort waren, zog sie ihr Fell aus und eilte nun auch zum Tanz. Hier nahm sie neben ihrer Schwiegermutter Platz. Die fragte sie, woher sie sei. „Aus Kochlöffelheim", antwortete die Ziege, weil ihre Schwiegermutter sie mit dem Kochlöffel geschlagen hatte. Das verstand aber ihre Schwiegermutter nicht, weil sie nicht ahnte, dass sie ihres Sohnes Frau sei. Sie forderte dieselbe nun zum Tanz auf. Alsbald ging die Ziege zu ihrer Schwägerin und fing mit ihr zu tanzen an. „Wo bist du denn her?" fragte ihre Schwägerin. „Aus Kochlöffelheim", erwiderte die Ziege. Jetzt erkannte sie auch ihr Mann, und ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, eilte er nach Hause, durchsuchte alle Zimmer und fand endlich in einer Ecke das Fell seiner Frau. Schnell nahm er es zu sich, heizte den Backofen und schob es hinein, dass es ganz verbrannte. Wie seine Frau zurückkehrte, konnte sie ihr Fell nicht mehr finden und so blieb sie nun in Menschengestalt und hatte immer goldene Kleider an.



Literarische Neuigkeiten.

Der fünfte Band der illustrirten 13. Auflage von „Brockhaus' Konversations-Lexikon" ist mit dem 75. Heft zum Abschluss gelangt. Er führt den Text von Deidesheim bis Elektra fort und enthält 4643 Artikel. Im Buchstaben *D* nehmen die Zusammensetzungen mit „Deutsch", deren Mittelpunkt „Deutschland und Deutsches Reich" bildet, das Hauptinteresse in Anspruch; ihrer Wichtigkeit angemessen ist ihnen auch der größte Raum, mehr als ein Sechstel des ganzen Bandes, gewidmet. Die wichtigsten Artikel im Buchstaben *E*, soweit derselbe hier vorliegt, sind „Eisen" und die damit zusammengesetzten Worte. Die Illustrationen des Bandes bestehen aus acht chromolithographirten Karten, die, sämtlich zu dem Artikel Deutschland und Deutsches Reich gehörend, ein anschauliches Bild vom neuen wie vom alten Deutschland darbieten; aus 12 Tafeln mit über 100 Abbildungen in Holzschnitt und aus 60 in den Text gedruckten Figuren, Kärtchen und Plänen. Mit dem fünften Bande hat die neue Auflage, die sechzehn Bände umfassen wird, nahezu ein Drittel des Weges zurückgelegt, und bei ihrem ununterbrochenen raschen Fortschreiten steht die Vollendung des wertvollen, unentbehrlichen Werks in nicht mehr ferner Aussicht.

Von Heinrich Berghaus' „Sprachschatz der Sassen" (Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten) ist endlich der zweite Band erschienen und damit ein Werk beendet, welches als Ergänzung zu jedem größeren deutschen Wörterbuch unentbehrlich ist. Es dürfte wol das umfassendste Lexikon sein, welches überhaupt von einem Dialekt erschienen ist. Für Sprachforscher, aber auch für Laien ein schönes Hausbuch. — Berlin, Eisenschmidt. 15 M.

In Schottländers (Breslau) „Drei-Mark-Bibliothek" erscheinen: ein Roman von Wilhelm Jensen: „Metamorphosen", — ein Roman von Valesca von Gallwitz: „Magdalena", — drei Erzählungen von Louise Ernesti.

Etwas Neues von Juliette Lamber (bekannter als Madame Adam): „Paienne". Mit einer Briefvorrede von Dumas. — Paris, S. Ollendorff. 3,50 fr.

Ein Jubiläum! Der Verfasser des „Struwwelpeter", Dr. med. Heinrich Hoffmann in Frankfurt a. M. feiert am 10. August sein 50jähriges Doktorjubiläum. — Wol die wenigsten Leser haben daran gedacht, dass solch Buch wie der „Struwwelpeter" überhaupt einen Verfasser, und nun gar einen noch lebenden, habe.

... hübsches französisches Schriftchen für Bücher-Liebhaber — also kaum für Deutsche —: „L'art d'aimer les livres" („Briefe an einen jungen Bibliophilen") von Julius Lepetit. — Paris, Selbstverlag. 10 fr.

In der außerordentlich billigen „Standard-Library" (New-York, Funk & Wagnalls) erscheint eine gut ausgestattete Gesamtausgabe von George Eliots „Essays" für den Preis von nur 25 Cents (1 Mark).

Jules Claretie lässt einen neuen Sittenroman erscheinen: „Noris". — Paris, Dentu. 3,50 fr.

Aus der von uns jüngst erwähnten ausgezeichneten Ausgabe sämtlicher Dichtungen André Chéniers (Paris, Didot. 3,50 fr.) berichtigen wir eine alte Ueberlieferung, wonach Chénier an der Vollendung des berühmten Gedichtes „Comme un dernier rayon, comme un dernier zephyr" durch den Aufruf seines Namens zum Gange aufs Schaffot verhindert worden sei Diese sehr poetische Anekdote, welche das Gedicht bei den effektvollen Versen:

Le messager de mort, noir recruteur des ombres,
Escorté d'infâme soldats

abbrechen lässt, gehört zu der Kategorie des Treppenwitzes der Geschichte. Chénier hat das Gedicht bis zu Ende geschrieben; diese Ausgabe gibt den vollen Wortlaut.

Gleichzeitig mit den Untersuchungen über Schillers Schädel verlautet jetzt in England die Absicht, Shakespeare's Gebeine aus seiner Gruft in Stratford ans Tageslicht zu heben, um Schädeluntersuchungen vorzunehmen. — Uns erscheint diese Vorwitzigkeit der Wissenschaft ganz gelinde gesagt als eine Brutalität sondergleichen. Shakspeare hat übrigens — wenn die bekannten 4 Zeilen echt sind — in seiner Grabschrift solche Grabschändung schon im voraus mit seinem Dichterfluch belegt.

Eine Art, das Gedächtnis großer Dichter zu feiern, die uns viel besser erscheint als die Aufstellung ihrer Standbilder mitten im Straßenstaub —: man beabsichtigt das Andenken an Geoffrey Chaucer dadurch zu ehren, dass man ein gemaltes Fenster als „Chaucer-Fenster" in der Kirche des Schlosses Woodstock anbringt, neben welchem Chaucer in seiner Eigenschaft als Hofbeamter eine Zeitlang gewohnt hat.

Die Firma James Osgood & Co. (Boston) kündet das Erscheinen von drei interessanten biographischen Werken an: „Longfellow" von des Dichters Bruder; „Nathaniel Hawthorne" von seinem Sohn Julian Hawstorne, und „George Eliot" von G. W. Cooke.

Von K. von Perfall (Düsseldorf) erscheint ein Schauspiel in fünf Akten: „Wanda".

Eine neue vollständige Ausgabe der besten polemischen Aufsätze Louis Veuillot's, des streitbaren Journalisten der Kirche, erscheint unter dem Titel „*Ca et la*" in 2 Bänden. Man mag einen politischen oder religiösen Standpunkt einnehmen, wie auch immer, an der Schneidigkeit und „Strammigkeit" dieses brillanten Stilisten muss man seine Freude haben. Es schreiben heute nicht Viele mehr solche Sprache, die wir in ihrer cynischen Geradheit nicht verteidigen wollen, der aber niemand das Zeugnis einer eigensinnigen Originalität verweigern kann. — Paris, Palmé. 7 fr.

Wir empfehlen den Lesern des „Magazins" ein kürzlich im Verlage von Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart erschienenes Bändchen: „Katastrophen. Poetische Bilder aus unserer Zeit von Johannes Proelss." Die anmutigen Erzälungen, welche hier zu einem Kranze vereinigt sind, schildern im dichterischen Gewande allgemein bekannte Katastrophen im Leben der Natur und der Gesellschaft im Zusammenhange mit Konflikten der Herzen und der Gemüter, welche über die verheerende Wirkung der ersteren den verklärenden Schimmer der Versöhnung breiten.

Das Juli-Heft der von Anton Edlinger herausgegebenen Monatsschrift: „Oesterreichische Rundschau" (Verlag von Carl Gräser in Wien) enthält: Peire de Cingtors. Eine Erzählung von Karl Erdmann Edler. — Die staatsrechtliche Stellung Wiens. Von Dr. Franz Hanke. — Margaris. Ballade von Alfred Friedmann. — Briefe von Adalbert Stifter. Mitgeteilt von Eugen von Andrassy. — Eine Reise durch das Reich des Sarpedon. Von Baron Alexander Warsberg. — Das Lied von Wien (Pisma od Baca). Von A. Kunc-Miosic. Deutsch von Karl Gröber. — Oesterreichische Satire des dreizehnten Jahrhunderts von Dr. Karl Seemüller. — Krethi und Plethi. Porträts nach dem Leben gezeichnet von J. H. Wehle. — Parlamentarische Rundschau.

In No. 55 der „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse" ein sehr warm geschriebener, tüchtiger Aufsatz über Hermann Hettner.

In der Zeitschrift „Illustrirte Welt" (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) erscheint eine kulturhistorische Erzählung von Ferdinand Schifkorn unter dem Titel „Ein Volksführer", welche einen noch jungfräulichen Stoff: die sozial-politische Entwicklung des Verhältnisses zwischen Magyaren und Rumänen in Siebenbürgen, behandelt.

Aus Russland.

Von Carmen Silva's „Pelesch-Märchen" ist soeben unter dem Titel „Zarstwo skasok Carmen Silva" bei A. Ssuworin in St. Petersburg eine russische Ausgabe erschienen. Zum Uebersetzen dieser Märchen haben sich nicht weniger als sechs russische Schriftsteller und Schriftstellerinnen vereinigt, und zwar P. Boborykin, M. Watson, W. Garschin, W. Krestowski (Pseudonym), S. Nikitenko und Fr. O. Chmjelew.

Von George Allan's Novellenkranz „Fluch der Liebe" befindet sich eine russische Ausgabe unter der Presse.

Aus Ferdinand Freiligraths Dichtuugen veröffentlicht Ssergji Berdjajew in der in Kijew erscheinenden „*Sarja*" (Morgenröte) einige gelungene Uebersetzungen.

Auerbachs „Joseph im Schnee" ist von J. Kaerw in Petersburg ins Estnische übertragen worden.

In Riga ist eine lettische Uebersetzung des Nibelungenliedes erschienen.

Der greise russische Dichter A. Fet hat soeben die Uebersetzung des zweiten Teiles von Goethes „Faust" beendet.

J. Butkowski in Petersburg lässt eine illustrirte russische Ausgabe des „Reineke Fuchs" in Lieferungen erscheinen.

Schillers „Wilhelm Tell" ist von D. Radner in Wilna ins „*Loschen-Kaudisch*", die Mundart der litauischen Juden, übertragen worden.

Von Georg Ebers' Romanen „Die Schwestern" und „Ein Wort" sind in Warschau rasch nacheinander polnische Ausgaben erschienen, während O. Schapir bei A. Ssuworin in Petersburg eine für die Jugend bestimmte russische Ausgabe des Romans „Eine ägyptische Königstochter" veröffentlicht.

Zur gefälligen Notiz.

Vom 25. Juli ab bis zum Ende des August bitte ich die verehrlichen Korrespondenten des „Magazins", eilige Sendungen zu adressiren an den Verleger Herrn Wilhelm Friedrich, Leipzig, 17 Querstrasse; die übrigen Zusendungen wolle man an meine Berliner Adresse richten, aber mit der Frankatur für das Ausland versehen, damit sie mir nach London nachgesandt werden können.

Ganz ergebenst

Der Redakteur des „Magazins".
Dr. Eduard Engel.

Berlin W., Lützowufer 11.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

ANZEIGEN.

Ein Fürstenkind

Roman

von

George Allan.

8. 14 Bogen brosch. 4 M.

„Allan's Fürstenkind" ist an psychologischer Feinheit und Reife in der Ausführung den früheren Erzählungen des Verfassers noch überlegen. In der Fürstentochter Lucie, welcher die Natur zu einem schönen Gesicht einen verwachsenen, verkümmerten Körper gab, hat der Verfasser eine ungemein fesselnde Charakterstudie geschaffen. Sogar da, wo die Grossherzigkeit dieser weichen, passiven Frauenseele, welche sich zuletzt bis zum heroischen Opfermuth emporrafft, ans Unbegreifliche zu streifen scheint, fühlt man die innere Wahrheit der Schilderung. Der knappe, durchweg scharf individuell ausgeprägte Stil, die strenge Objectivität der Darstellungsweise werden „Ein Fürstenkind" solchen Lesern besonders, die der süsslichen Damenlectüre von heutzutage abhold sind, zu einer willkommenen Gabe machen. (Berl. Montags-Zeitung.)

Wilhelm Friedrich,
Königl. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Lieder

des hellenischen

Mirza-Schaffy Athanasius Christópulos

nebst einer Auswahl von

Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen

Im Versmaasse der Originale übertragen von

August Boltz.

In 16. eleg. br. M. 2.50. eleg. geb. M. 3.50.

Christópulos Lieder der Liebe und des Weines, sind voll des innerlichsten, sprudelnden Humors wie der edelsten Genussfreudigkeit. Die beschauliche Stimmung der Lieder der andern hellenischen Dichter, die uns hier in der ganz vorzüglichen Wiedergabe seitens eines unserer sprachgewandtesten Sprachkenners vorgeführt werden, haben gerade jetzt besonderes Interesse. Wir empfehlen diesen munteren Gefährten durch Freud und Leid allen Freunden heiterer, anmuthiger Muse und frohen Lebensgenusses.

Verlag der königlichen Hofbuchhandlung von WILHELM FRIEDRICH in Leipzig.
Soeben erschien:

Geschichte der italienischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von C. M. Sauer.
40 Bg. gr. 8. eleg. br. M. 9.—, eleg. geb. M. 10.50.

In gleichem Verlage erschienen früher:

Geschichte der französischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von Eduard Engel.
34 Bg. in gr. 8. eleg. br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—.
Es ist dies die erste vollständige französische Litteraturgeschichte in Deutschland. Die Gesammtpresse ist einstimmig im Lobe dieses gediegenen und vorzüglich stilisirten Werkes, das einem wirklichen Bedürfnisse entspricht.

Geschichte der polnischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von Heinr. Nitschmann.
32 Bg. in gr. 8. eleg br. M. 7.50 eleg. geb. M. 9.—.

Geschichte der englischen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.
Mit einem Anhange: Die amerikanische Litteratur von Dr. Eduard Engel in 10 Lieferungen à 1 M.

Zu beziehen durch **E. SCHALLOPP, BERLIN SW.,** Zimmerstr. 56. Franko gegen franko. Vorherige Einsendung des Betrages durch Postanweisung oder in Briefmarken, auch ausländischen.

Archiv für Stenographie.

Jahrgang 1882: 3,50 Mark (4,75 Fr., 2,10 Fl. ö. W.).

Einzelne Hefte (mit Ausnahme des **Oktoberheftes,** welches nicht für sich abgegeben werden kann) je 30 Pf. (40 cent., 20 kr.): das Doppelheft Juli-August zu 50 Pf. (65 cent., 30 kr.)

Desgl., Jahrgang 1881: 2,50 M. (3,50 Fr., 1,50 Fl. ö. W.). Einzelne Hefte werden noch sämtlich geliefert; Preise wie 1882. Doppelheft Juli-August desgl.

Die Besorgung **früherer Jahrgänge,** sowie einzelner Nummern aus denselben, soweit solche vorhanden, wird gern vermittelt. Preise verschieden. Der Anfrage ist eine **Antwortskarte** beizufügen.

Festrede zur **Übergabe der Stolzebüste an das Königliche Joachimthal'sche Gymnasium.** Gehalten am 21. Mai 1882 von Prof. Dr. G. Michaelis. Enthaltend eine interessante **Biographie Wilhelm Stolzes** mit vielen bisher ganz oder teilweise unbekannten Daten. **Zweite Auflage.** 15 Pf. (20 cent., 10 kr.)

Die Entwickelung der stenographischen Systeme. Von Dr. Franz Stolze. Enthält eine Übersicht über den Entwicklungsgang der neueren Kurzschrift, namentlich in England, Frankreich und Deutschland. 25 Pf. (35 cent., 15 kr.)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Scartazzini's Ausgaben italienischer Classiker.

DANTE ALIGHIERI, LA DIVINA COMMEDIA. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. 3 Theile. 8. Geh. 26 M. Geb. 29 M.

FRANCESCO PETRARCA, IL CANZONIERE. Riveduto nel testo e commentato da G. A. Scartazzini. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb 4 M. 50 Pf. *(Biblioteca d'autori italiani, Tomo XVIII.)*

TORQUATO TASSO, LA GERUSALEMME LIBERATA. Riveduta nel testo e corredata di note critiche ed illustrative, e di varianti e riscontri colla conquistata per cura di G. A. Scartazzini. Seconda edizione intieramente rifatta. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf. *(Biblioteka d'autori italiani, Tomo XII.)*

Ganze Bibliotheken
wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.
S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 19,
L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burstah.
Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Autographen

berühmter
Gelehrten, Schriftsteller, Diplomaten, Fürsten, Künstler etc.
kauft jederzeit
Edw. Schloemp, Kunsthandlg.
LEIPZIG.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer, Nürnberg.**



Lustige Bilder aus dem Burschenleben
von **Friedrich Friedrich.**
Dritte Auflage — Preis 1 Mark.

Den besten Beweis, dass dies kleine Büchlein, welches eine Reihe lebensvoller Bilder aus dem Studentenleben der Musenstadt am Saalestrand und der Georgia Augusta enthält, schon gar viele Freunde unter alten und jungen Burschen gefunden, dass gar mancher alte Herr durch die in ihm gegebenen tollen Streiche in seine Burschenzeit sich zurückversetzt gefühlt hat, glauben wir in dem Umstande zu erkennen, dass es bereits die dritte Auflage erlebt; möge auch sie den wohlverdienten Leserkreis finden.
(Hallesche Ztg.)

Leipzig. **Wilhelm Friedrich,** Kgl. Hofbuchhandlung.

Mythologie der alten Hebräer.

Von **Dr. Josef Bergel.**
2 Theile mit 1 Bd. in 8. eleg. br. M. 3.—

Von demselben Verfasser erschienen früher im gleichen Verlage:

Studien über die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Talmudisten. 1880. in 8. eleg. br. M. 4.—.

Die Eheverhältnisse der alten Juden im Vergleiche mit den Griechischen und Römischen. 1881. in 8. eleg. br. M. 1.50.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 11. August 1883. | Nr. 32.

Inhalt:

Zur Biographie Franz Grillparzers.

Von Ludwig August Frankl.

Wien 1883, A. Hartleben.

Ludwig August Frankl ist unsterblich, wenn die Erinnerung an Lenau, Anastasius Grün und Grillparzer bleibend ist. Seine gesammelten Dichtungen enthalten überraschend viele Schönheiten, sein Lied „Die Universität", das erste in Oesterreich zensurfrei gedruckte, gehört der Geschichte des Jahres 1848 an. — Aber Frankl hat das Unglück, nicht gekannt zu sein; das Publikum hat sich aus einer Unzahl von Gelegenheitsgedichten, zumeist Nekrologen, das Urteil gebildet, dass Frankl, den es als Achtundvierziger und intellektuellen Schöpfer des Schillermonumentes in Wien verehrt, als Dichter nichts anderes sei als eine literarische „Entreprise des pompes funèbres." Die vor drei Jahren bei Hartleben erschienenen gesammelten Dichtungen Frankls werden wenig beachtet; Beachtung findet er nur als Freund Grüns, als Zeitgenosse Lenaus und Grillparzers. Frankl war „Zeitgenosse" — das preisen die, die seine Dichtungen nicht kennen, als sein höchstes Verdienst. So wird sein Name dauern, wie der Name Mercks; er steht auf dem Titelblatte zu Grüns Werken, die Frankl herausgegeben, mit roten Lettern, und die beiden Schriftchen „Zur Biographie Lenaus" und das vorliegende verbinden ihn mit den Namen der beiden großen Dichter.

Frankl erzählt, dass er sich schon einer Lebensbeschreibung Grillparzers näher gerückt hoffte, als ihm mitgeteilt wurde, dass des Dichters Neffe Freiherr von Rizy testamentarisch verfügt habe, dass viele in seinem Besitze befindliche Familienpapiere, Tagebuchblätter, Briefe, ungedruckte Gedichte und Epigramme im Archive der Stadt Wien hinterlegt und erst nach fünfzig Jahren entsiegelt werden sollen. Eine Biographie, die nicht in vielen Einzelheiten lückenhaft und unrichtig sein müsste, ist daher heute nicht zusammenstellbar, und Frankl gibt für eine später zu verfassende Mitteilungen über persönlich mit dem Dichter Erlebtes. — Wir sind ihm für dieselben, die durchwegs hochinteressant, und zum großen Teile neu sind, sehr dankbar; von Tag zu Tag wächst die Erkenntnis von Grillparzers Bedeutung, das Urteil über ihn klärt sich, je heimischer seine Werke auf der Bühne werden. „Nicht er war es, der sich nicht zur Höhe der literarischen Tageshelden erhob, sondern jene waren es, die im Lärm ephemerer literarischer Kämpfe sein aus einsamer Höhe tönendes Wort überhörten. Das Ewige, das im Dichter lebt, beruft sich nie auf den Tag, aber es kommt immer ein Tag, der sich endlich gedrungen fühlt, sich auf das Ewige zu berufen." Diese Worte aus Alfred Klaars geistvollem Buche „Das moderne Drama" legen uns auch den Wunsch nahe, dass auch die Persönlichkeit des eigenartigen Dichters uns in einem klaren Bilde vorgeführt werde. Der künftige Biograph wird das Franklsche Büchlein, das äußerst liebevoll und anziehend geschrieben ist, benützen müssen. — Es sei uns gestattet, einige Notizen aus dem interessanten Hefte herauszugreifen.

Bis zur Einführung der Tantième honorirte das Burgtheater jedes ernste Drama mit 400 Gulden. Nach der Aufführung der „Sappho" verdoppelte es das Ho-

norar und setzte dem Dichter überdies für die folgenden fünf Jahre eine Rente von 1000 Gulden aus. — Am 1. Mai 1818 erhielt Grillparzer „als Verfasser der Sappho" ein Schreiben aus Wien ohne Namensunterschrift, dem eine Aktie im Werte von 1000 Gulden beigeschlossen war; darin hieß es unter anderem: „Selten sind irdische und himmlische Gaben gleichmäßig verteilt; sie sollten sich stets schwesterlich die Hände reichen und austauschen was den Reiz des Lebens erhöht. Möge dies Scherflein andere zum Wetteifer anspornen, die Muße des Dichters zu sichern, jedes Wölkchen von Nahrungssorgen zu zerstreuen, welches seine heitere Welt trüben könnte und so die schönen Hoffnungen verwirklichen, wozu sein hohes Talent berechtigt."

Nach der Aufführung des „Ottokar" sendete dem Dichter Fürst Liechtenstein 100 Dukaten für den in der Tragödie vorkommenden Vers: „Sucht ich einen Schützer — für dieses Haupt, ich wüsste keinen bessern — als einen Liechtenstein." — Grillparzer war einmal Gast der Novellestin Gräfin Zay auf deren Schloss in Ungarn. Man sprach über die „Ahnfrau". Ein anwesender magyarischer Edelmann äußerte: „Möcht ich sehr gern den Grillparzer kennen lernen; das Stück hat mir sehr gefallen." Als man ihm sagte: „Hier sitzt er," meinte der etwas weinselige Mann ungläubig: „Wenn Sie Verfasser von der ‚Ahnfrau' sind, so machen Sie Vers." Grillparzer erhob lachend sein Glas und sagte: „Es trinket wol so Mancher — gern Rheinwein und Champancher!" Der Magyar sah den Dichter groß an und äußerte: „Pfuscher können Sie sein, aber nit Grillparzer!" — Zum Aesthetiker Zimmermann, der einen Essay über Oesterreich und seine Literatur veröffentlicht, äußerte Grillparzer: „Den Kaiser Franz haben Sie zu gut gemacht, das ist das Einzige, was ich auszusetzen habe. Alles was Sie von dem Zusammenhang der Entwickelung des Dramas mit der österreichischen Staatsidee sagen, ist mir ganz recht. Nur vom Kaiser Josef II. ist's wahr. Aber der Kaiser Franz hat nie eine so großartige Idee gehabt und der Kaiser Ferdinand überhaupt keine. Der Kaiser Franz Joseph —". Wir bemerken, dass die „Neue Illustrirte Zeitung", die vor kurzer Zeit diese Mitteilung veröffentlichte, wegen des Gedankenstriches konfiszirt worden ist! —

Ueber Fanny Janauschek äußerte sich Grillparzer unter anderm: „Sie macht einen sympathischen Eindruck, **trotzdem** sie eine **Czechin** ist." Die Czechen kennen Grillparzer nicht, aber sie hassen ihn. — Ueber die Ristori (die reisenden Virtuosen waren ihm verhasst): „Wie trefflich muss sie gewesen sein, ehe sie noch berühmt geworden ist!" — Frankl bemerkte einmal gelegentlich einer Aeußerung des Dichters über den Tod: „Da müssen Sie mit dem Himmel auf gutem Fuße stehen"; Grillparzer erwiderte: „O ja, wie zwei Leute, die einander nicht kennen." — Grillparzer war zur Taufe des Sohnes Weilens geladen. Ehe der Geistliche kam, bat er den Vater: „Lassen Sie mich das Kind ansehen, so lange es noch ein Heide, so lange der Teufel in ihm ist. Glückliches Kind! Jetzt glaubst du noch an Jupiter, du siehst noch Hebe und alle übrigen Götter. Seliges Kind!" Nach dem Taufakte sprach er wieder zum Kinde: „Also jetzt glaubst du an Christus! Ich sehe nichts, was dein Wesen verändert hätte. Es muss ein Vergnügen sein, so ganz teufelsfrei sich zu fühlen, so ausgewaschen. Der Teufel ist fort aus dir; ich hoffe nicht ganz, sonst würde nichts aus dir werden, liebes Kind!" — Der Dichter wollte eine Gesellschaft, in der auch Hebbel erscheinen sollte, nicht besuchen: „Der weiß alles, selbst was Gott ist, und ich weiß es nicht. Wie sollen wir da mit einander reden?" — Fürst Schwarzenberg überbrachte dem Dichter den Leopoldsorden; der Dichter sagte später: „Der edle Fürst bemühte sich vier Treppen zu mir. Er hätte besser getan, mir die Mittel zu bringen, damit er nur eine Treppe hoch zu mir hätte steigen müssen." — Ein in der Gesamtausgabe nicht erschienenes stimmungsvolles Gedicht lautet:

Nacht umhüllt
Mit wehendem Flügel
Täler und Hügel,
Ladend zur Ruh.
Und dem Schlummer,
Dem lieblichen Kinde,
Leise und linde
Flüstert sie zu.
„Weißt du ein Auge,
Wachend in Kummer,
Lieblicher Schlummer,
Drücke mir's zu."
Fühlst du sein Nahen?
Ahnest du Ruh?
Alles deckt Schlummer,
Schlumm're auch du! —

Prag.

Anton Reitler.



Deutschlands Urteil über Molière, von Claas Humbert.

Oppeln 1883. Georg Maske.

Frankreich fährt fort, der fremdländischen Literatur die höchste Gleichgiltigkeit entgegenzubringen. Vor einigen Jahren erschien, rara avis, in Paris ein Buch über ausländische Poeten. Es kam mir in die Hände, gefiel mir und ich hatte die Genugtuung, es in drei der gelesensten Blätter Deutschlands und selbst in New-York bekannt machen zu dürfen. Der Autor aber jammerte, wie der Verleger, es ziehe nicht. Ich prophezeite einen späteren Erfolg. Nun las ich in einem österreichischen Blatte die erfreuliche Nachricht von des Buches dritter Auflage. Ich gratulirte dem Autor und er schrieb mir einen tränenvollen Brief, die dritte Auflage — erhielte nur einen neuen Umschlag; ganz Frankreich, Deutschland, Russland, Amerika, England, die 140000 Nanas verschlungen, hätten von einem gediegenen Werke, das sich mit Lenau, Feuchtersleben

und Betty Paoli befasst, in drei Jahren nicht 300 Exemplare verbraucht!

Wir dagegen treiben begeisterten Kultus mit allem Ausländischen. Shakespeare ist unser, und wol auch Molière. Eine Reihe bedeutender Gelehrten, wie Dr. H. Schweitzer (Molière-Museum, Wiesbaden), Prof. Lotheißen in Wien, Dr. Fritsche, Dr. Knörich, Dr. Mahrenholtz, H. von Lankenau, Dr. Mangold, E. Mohr, K. Schultes, Freiherr von Reden-Esbeck, Dr. Wilke, K. Vollmöller, J. Deutsch, A. Hettler, sind lauter enthusiastische Anhänger des großen Poquelin. Paul Lindau, zeitlebens mit Molière beschäftigt, übersetzt ihn eben wieder für eine billige Brockhaus-Ausgabe. A. Vesselowsky in Moskau, Gust. Stjernström in Upsala machen den Franzosen zum Gemeingut der Russen und Nordländer. J'en passe, et des meilleurs!

Professor Claas Humbert in Bielefeld veröffentlichte früher: „Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik" (Teubner 1869) und „Englands Urteil über Molière".

An diese hervorragenden Arbeiten knüpft sich nun sein obengenanntes Buch, bei dem ich mich frage, was ich mehr bewundern soll, die umfassende Gelehrsamkeit, oder die liebevolle Hingabe eines ganzen Lebens an den würdigen Fortsetzer des Terenz und Plautus. So gelehrt das Buch auch erscheint, es ist nicht in der leider noch hie und da bei uns üblichen langweiligen Breite geschrieben, die jeden Leser nach den ersten fünf Seiten in kopflose Flucht stürzt; wer ein Interesse für die Geschichte der deutschen Literatur und Kultur überhaupt, wer für das Drama und Lustspiel dasselbe Interesse hegt, und endlich wer es dem unsterblichen Molière entgegenbringt, der wird Humberts Buch lesen müssen. Erhöht wird Teilnahme und Interesse durch die Bedeutung der Personen, von denen die gesammelten Urteile herrühren. Sie umfassen das Jahrhundert 1670—1770 im ersten, die Jahre 1770—1808 im zweiten Buche. Wie Shakespeare, so hat Molière Freunde und Gegner, und Humbert hört fast alle Stimmen. „So hatte das Publikum in Frankfurt a. M. 1780 bei der Aufführung des ‚Lear' gegähnt, geschwatzt und laut gelacht!" Die erste Stimme über Molière bei Humbert ist die Charlotte Elisabethens, der Fürstentochter aus der Pfalz. Morhof 1639—91 sagt: „Wir in Teutschland halten unsere Sprache bei Weitem nicht so hoch." Es folgen Leibnitz, Gellert, Adolf und Elias Schlegel, Mendelssohn, Möser, Lessing, der große König. Dieser schreibt den 12. Mai 1760 an Voltaire das bedeutende Wort: „Rien n'est plus désolant que de ne pouvoir pas être impunément ridicule!" — Gibt es einen Ausdruck, der stärker die Macht des Komödiendichters bezeichnen könnte! Und er setzte hinzu:

„Mon zèle pour la bonne comédie va si loin, que j'aimerais mieux y être joué que de donner mon suffrage à ce monstre bâtard et flasque, que le mauvais goût du siècle a mis au monde."

Ich müsste das Buch abschreiben, wollte ich alles Lehrreiche, Witzige, Interessante daraus zitiren. Das hieße Herrn Humbert einen schlechten Dienst leisten. Ich wollte doch ihm und der guten Sache dienen, indem ich nachdrücklichst auf sein Werk hinwies.

Wien. Alfred Friedmann.

Josef Katona und seine Tragödie.

Am 16. April wurde an einem kleinen Hause der Stadt Kecskemét im ungarischen Alföld eine Gedenktafel enthüllt, welche besagt, dass in jenem Hause am 11. November 1792 Josef Katona, der Dichter der Tragödie „Banus Bank", geboren worden. Er ist auch in demselben Hause am 16. April 1830, im 37. Jahre seines Alters, gestorben. Wenn die Nachwelt dem Dichter ganz geben soll, was die Zeitgenossen ihm nur halb erteilt, — wie soll die Nachwelt einem Dichter gerecht werden, den die Zeitgenossen weder gekannt noch gewürdigt haben?

Und dies war das Loos Katona's. Unverstanden und unerkannt lebte er in seiner Zeit, die weit kleinere Geister hochhielt und viel unbedeutenderen Größen huldigte. Seine Seele war erfüllt von großen Werken und verzehrt von jener Glut des hochstrebenden Ehrgeizes, welche den Mann nur dann belebt und fördert, wenn ihn seine Zeit versteht und mit ihrer Anerkennung trägt, im entgegengesetzten Fall ihn unselig macht und vernichtet. Und dies war das Schicksal jenes in sich gekehrten, gedankenvollen Jünglings, der, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, die beste ungarische Tragödie geschrieben. Als dies Drama im Jahre 1839 im Nationaltheater der Hauptstadt mit glänzendem Erfolg über die Bretter ging, rief man allgemein nach dem Dichter, — man wusste nicht einmal, dass derselbe bereits seit einem Jahrzehnte unter einem Hügel schlummerte, den nur ein einfaches Holzkreuz mit kaum leserlicher Inschrift bezeichnete!

Und welch eine Leistung war diese Tragödie zu ihrer Zeit! Als Katona im Jahre 1809 nach dem damals noch kleinen Pest kam, um hier die Rechte zu studiren, lag das ungarische Drama noch in der Wiege. Es gab kein stehendes ungarisches Theater, Wandertruppen zogen, wenig geachtet und schlecht gelohnt, unter Elend und Mühseligkeiten aller Art von Ort zu Ort. Die Teilnahme des Publikums war gering, das ungarische Repertoir arm. Man übersetzte und bearbeitete deutsche Stücke, — wie anderwärts waren meist Schauspieler und Direktoren die Schöpfer des Repertoires; — das Ritterschauspiel, Kotzebue'sche Possen und Weinerlichkeiten herrschten wie auf den deutschen, so auch auf den ungarischen Bühnen des Landes. Und doch, so armselig und missachtet das nationale Theater war, Katona fühlte sich zu demselben gewaltig hingezogen. Er betrat selbst als Dilettant die Bühne und soll für die darstellende Kunst nicht unbegabt gewesen sein. Das Beispiel seiner Genossen feuerte auch ihn zur Produktion an. Katona übersetzte und bearbeitete an zwanzig deutsche Stücke einzelne mit großer Selbständigkeit und stets wachsendem Geschick. So lebhaften Beifall aber auch seine Dramen bei den Darstellern und dem Publikum gefunden, der Dichter selbst scheint denselben keinen größeren Wert beigelegt zu haben, denn er ließ kein einziges drucken. Sie haben sich teilweise hand-

schriftlich erhalten und sind erst vor zwei Jahren von Ludwig Abafi veröffentlicht worden.*)

Da schrieben im Jahre 1824 einige Siebenbürger Magnaten, die sich die Hebung des ungarischen Theaters zum Ziel gesetzt, einen Preis auf eine ungarische Tragödie aus. Katona sandte seinen „Banus Bank" ein und das Stück — fand nicht die geringste Beachtung. Der Dichter ließ das Drama im Druck erscheinen, — derselbe Erfolg, nicht die geringste Beachtung. Die Zeitgenossen haben ihn nicht verstanden, nicht begriffen. Katona legte verstimmt, vernichtet, in seinen Hoffnungen und Bestrebungen auf das Bitterste getäuscht, die Feder nieder und ging im Jahre 1816 in seine Vaterstadt zurück, wo er als Advokat und Beamter geliebt und geachtet, als Dichter nicht gekannt, kaum geahnt, zurückgezogen von der literarischen Welt, zerfallen mit sich und dem Leben, dem frühen Grabe entgegenwelkte. Kann ihm die Bewunderung der Nachwelt ersetzen, was die Zeitgenossen an ihm verbrochen? Seit den dreißiger Jahren ist seine Tragödie ein Lieblingsstück der Darsteller und des Publikums, — im Jahre 1861 hat Paul Gyulai, der vorzüglichste ungarische Kritiker, die hohe Bedeutung des Stückes in einem meisterhaften Essay gewürdigt,**) — an seinem 53. Todestage hat ihm die dankbare Vaterstadt unter der Teilnahme und dem Beifalle der ganzen Nation ein Denkmal gesetzt, — einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker des Jahrhunderts, Franz Grillparzer, ist im Wettstreite mit ihm vollständig gescheitert, — kann ihm das alles ein Ersatz sein? ein Ersatz für die qualvollen Jahre, in denen er den Genius in seinem Busen zum Schweigen verurteilen, die Gebilde seiner reichen Phantasie ungeboren vernichten musste?

Katona's „Banus Bank" ist bis heute die beste ungarische Tragödie geblieben. Der Stoff des Stückes ist der ungarischen Geschichte entnommen, doch sind die genaueren Umstände des Faktums historisch nicht ganz sicher gestellt. Während König Andreas der Zweite von Ungarn (der Vater der heiligen Elisabeth) auf einem Kriegszuge in Galizien weilte (1213) und in seiner Abwesenheit der Palatin Banus Bank die Regirung führte, entehrte ein Bruder der Königin, der herrschsüchtigen und wegen ihrer Vorliebe für die Fremden verhassten Gertrud von Meran, die schöne und tugendhafte Gattin des Palatins, — wie man allgemein behauptete, mit Zustimmung, ja mit Unterstützung seiner Schwester. Bank ermordet die Königin und stellt sich dem Gerichte des heimgekehrten Andreas, der dem Mörder verzeiht und ihn auch weiterhin im Besitze seiner hohen Ehrenämter belässt. Dieser Stoff hat auch im Auslande Beachtung gefunden. Ich habe vor einigen Jahren in einer ungarischen Monographie*) nachgewiesen, dass die Geschichte Banks in der deutschen Literatur fünfmal bearbeitet worden ist: 1561 von Hans Sachs in einer Tragödie, 1782 von Müller als Roman, 1755 von Nicolay als Ballade, 1796 von Albrecht in einer dramatischen Szene und 1826 von Franz Grillparzer in dem Trauerspiele „Ein treuer Diener seines Herrn". Seitdem ist bekannt geworden, dass auch der englische Dichter Lillo die Geschichte Banks in einem wirksamen Trauerspiel („Elmerick oder der Sieg der Wahrheit", 1739) bearbeitet hat. Es kann gar kein Zweifel darüber herrschen, dass Katona's Stück alle diese Bearbeitungen der Bank-Geschichte weit überragt, — auch Grillparzers viel angefochtenes Trauerspiel, das erst neuerdings wieder auf den Brettern des Wiener Burgtheaters erschien, ohne das Publikum erwärmen oder die Kritik gewinnen zu können.

Die deutsche Kritik hat dem Werke Katona's bisher nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seit 1856 ist das Drama auch dem deutschen Leser in einer recht guten Uebersetzung zugänglich,**) aber es ist mir nicht bekannt geworden, dass dasselbe einer eingehenden, verständnisvollen Beachtung gewürdigt worden wäre. Am ausführlichsten haben sich noch die Biographen Grillparzers bei der Besprechung des „Treuen Dieners" über Katona's Stück geäußert, — wie wenig aber auch diese der Schöpfung des genialen ungarischen Dichters gerecht geworden sind, beweist der geistvollste und gelehrteste unter ihnen, Professor Wilhelm Scherer in Berlin***), der die Schwächen des Grillparzerschen Stückes vortrefflich beurteilt, die Vorzüge des Katona'schen Dramas aber nicht bemerken oder nicht verstehen will. Diesem Werke gegenüber hat die deutsche Kritik noch nicht ihre Pflicht getan.

Denn Katona's Tragödie ist wol kein fehlerloses Meisterwerk — auf welchem Acker gedeihen solche? — aber unstreitig eine Dichtung von hervorragender Bedeutung, in der Zeit, welche sie gebar, und unter den Umständen, denen sie abgerungen wurde, eine geniale Leistung ersten Ranges. Vor allem hat Katona den tragischen Kern der Handlung und des Helden mit wunderbarem Takt ergriffen und in Bank eine Gestalt geschaffen, die nicht Nachdichtung eines Shakespeareschen oder Schillerschen Helden, die durchaus selbständig, eigenartig ist und die eingehendste Analyse nicht nur verträgt, sondern geradezu erfordert, da sie hierbei nur verständlicher wird und an Wert gewinnt. Diese eine Gestalt würde dem Stücke zur Unsterblichkeit genügen; sie ist aber nicht die einzige Meisterleistung der Dichtung, welche eine Fülle der lebensvollsten, individuellsten Gestalten aufweist, durch echt dramatischen Dialog ausgezeichnet ist und zugleich als

*) Josef Katona's sämtliche Werke, herausgegeben von Ludwig Abafi, drei Bände. Die Sammlung enthält zehn Dramen und die wenigen Gedichte Katona's.

**) Dieser Essay ist soeben zu einer umfassenden Monographie umgearbeitet in zweiter Auflage erschienen: Josef Katona und sein „Banus Bank" von Paul Gyulai, Budapest 1883. Dies Buch enthält nicht nur die vollständige Biographie des Dichters und die eingehendste Analyse seines Stückes, sondern gibt auch ein ausgezeichnetes Bild von dem Zustande des ungarischen Dramas und Theaters in den Jahren 1790 bis 1816.

*) Banus Bank in der deutschen Dichtung. Literarhistorische Untersuchungen von Gustav Heinrich. Budapest 1879.

**) Der Banus Bank. Tragödie in fünf Akten von Josef Katona, deutsch von Adolf Dux. Leipzig 1856, Brockhaus.

***) Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich, Berlin 1874, Weidmann, S. 247. — Vgl. auch Emil Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter. Pest, 1872, S. 84.

Kulturbild Ungarns im XIII. Jahrhundert zu den vollendetsten Schöpfungen der historischen Tragödie gehört. Ein großer Zug, wie in Shakespeare's und Schillers geschichtlichen Dramen, geht durch diese Dichtung, — eine Weite des Blickes und eine Tiefe der Weltanschauung, die in allen Literaturen selten sind, — Eigenschaften, die das Höchste versprachen und doch einer verständnislosen und in falsche Gesichtspunkte verrannten Zeit zum Opfer fallen mussten. Nun hat die Nachwelt — so weit sie dies vermag — gut zu machen, was die Mitwelt verbrochen. Seine eigene Nation hat dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen, — wird ihm das Ausland die Anerkennung stets schuldig bleiben, auf welche er so gerechten Anspruch hat?

Budapest.

Gustav Heinrich.



„Der letzte Kuss."*) Von André Theuriet.

Deutsch von Eugène Peschier (Constanz).

„Schon Alle, gnäd'ge Frau, erzählten uns Geschichten
Aus ihrem Leben — jetzt trifft mich die Reihe, drum,
Dieweil noch leise tönt des Theekessels Gesumm,
Will einfach, wie sie ist, ich meine nun berichten.
Erinnerungen weckt sie süß wie's Wiedersehn
Mit einem alten Freund; ich fühl' mein Herz durchwehn
Der Jugend frischen Hauch — so weckt der volle Becher
Von altem Wein das Bild schon lang geschied'ner Zecher.

'S war ein Oktobertag, in Schleier grau gehüllt.
Ich stand dem Alter nah, wo man schon lernt entsagen,
Und wo das Herz, das müd', der Freude nachzujagen,
Kurzatmig nur ein Hauch ohnmächt'ger Lust noch füllt.
Die Schläfen lichten sich, man sieht den Bart ergrauen,
Aus unsrem ganzen Sein weht welker Herbstesduft, —
Drum aus der Hauptstadt Lärm aufs Land in frische Luft
Floh ich, um Freundeskreis, das letzte Grün zu schauen,
Im Dörflein Auberive, von klarem Bach bespült,
Von Forsten rings bekränzt, vom Waldeshauch gekühlt.
Ein wilder Reiz umspielt das trauliche Versteck —
Doch ach, das heitre Bild entstellt ein dunkler Fleck,
Denn wie ein Grabgewölb in heit'rer Lebensfreude
Erhebt das Zuchthaus sich, ein düsteres Gebäude,
Aus duft'ger Gärten Flor, aus grüner Wiesen Trift —
Es war in alter Zeit ein Bernhardinerstift —.
Dort leben Jahre lang die weiblichen Verbrecher,
Gleichwie im Grabesschooß, — nur Giebel, nackte Dächer
Streift dort ihr müder Blick; gleich halbverscholl'ner Sage
Entschwinden Lenz und Herbst, und Nächte, lange Tage.
Aus diesem Höllenort, wie Dante ihn geschaut,
Tritt Manche tiefgefurcht nur, zitternd und ergraut,
Die schon mit zwanzig Jahren die Schwelle scheu betrat,
Und Jahre lang verdammt zu niegebroch'nem Schweigen,
Wenn sie begnadigt wird und die Erlösung naht,
Voll Scham und Furcht sich nur dem Tageslicht mag zeigen,
Dem Nachtgevögel gleich, das lahm die Schwinge löst,
Halbblind das dumpfe Haupt am Mauerwerk zerstößt.

An jenem Abend nun, da ich zurückgereist,
Entließ das Haus ein Weib, — mit schlauen Blicken weist
Vom Bock der Kondukteur auf's Koupee: „Gratulir',
Heut Nacht gar artige Gesellschaft findet Ihr,
Das Zuchthaus hat gerad' ein Schwälbchen freigelassen,
Ihr reist mit ihr allein, das wird Euch, denk' ich, passen,
Ganz jung und allerliebst, — ein Königsbissen das!"

Die Freigelass'ne stumm in ihrer Ecke saß,
Recht hübsch fürwahr, erst fünfundzwanzig Jahre alt,
Von feinem, schlankem Wuchs, anmutiger Gestalt;
Die blauen Augen tief, sehnsüchtig träumerisch,
Die Linien des Haupts voll Grazie, — nicht frisch
Der Stirn' und Wangen Farb', nein von der kranken Blässe,
Die Blumen eigen ist, die in der dumpfen Nässe
Des Kerkers aufgeblüht; — es zwängt die vollen Glieder
Im abgeschoss'nen Kleid ein allzu enges Mieder;
Der ärmliche Kattun zerriss an mancher Stelle,
Den sie beim Eintritt trug und jetzt, da sie die Schwelle
Verlässt, vorschriftsgemäß muss wiederum anlegen
Im Spätherbst bei der Nacht und trotz dem kalten Regen.
Sie hält den Blick gesenkt, der stumme Mund nur zuckt,
In finstrer Ecke scheu den müden Leib sie duckt.
Doch ich frag' sinnend mich, ob frühreif lasterhaft,
Verderbnis, ob ein Rausch verwirrter Leidenschaft
Das jugendliche Weib mit jungfräulichen Zügen
In diesen Sündenpfuhl des Mordes und der Lügen,
Ins Zuchthaus trieb: mein Herz, mein altes Herz füllt Trauer.

Die Fenster peitschte wild der kalte Regenschauer,
Und deckt' mit welkem Laub der Straße tiefen Kot,
Durch den das Viergespann des Wagens drang mit Not,
Der kalte Nebel durch zerbrochne Scheiben troff,
Und halberstarrt das Kind im dünnen Sommerstoff,
Dem abgenutzt das Mieder nur halb die Brust bedeckte,
Vom feuchten Strahl durchnässt krampfhaft zusammenschreckte,
Und zähneklappernd krümmt sie stumm in sich gekehrt
Sich wie ein welkes Blatt, — es war erbarmenswert.

Schnell riss ich ab den Pelz und legt' dem armen Weib
Die warme Hülle sanft um den erstarrten Leib.
Sie stammelt' nur ein Wort, denn bang Erstaunen lähmte
Die blassen Lippen ihr; das Aug' nur, das vergrämte,
Sah mit verklärtem Blick und durch den feuchten Flor
Der Tränen stummberedt voll Dank zu mir empor.
Und als der dichte Pelz die halberfror'nen Glieder
Durchwärmt, fiel auf den Arm ihr müdes Köpfchen nieder.
Sie schlummert ruhig ein, und ich tat's bald ihr nach —
Der Rumpelkasten wiegt' indess uns allgemach
Durch finsteres Gehölz auf holp'rigem Gestein
Die ganze Nacht hindurch in keuschen Schlummer ein.

Um's erste Morgengrau'n ward jäh ich aufgescheucht,
Es streifte meine Hand ein Hauch so warm und feucht —
Die blonde Sünderin lag stumm zu meinen Füßen
Und presste heiß den Mund, mit Dankestränen, süßen,
Auf meine Hand; — für das, was ich leichthin gespendet,
Das einz'ge, was ihr blieb, als Lohn sie mir verschwendet,
Die Liebkosung: — ich schwör's, so reinen Hochgenuss
Hat nie die Liebe mir im Leben je gewähret,
Als dieses armen Weibs so ganz selbstloser Kuss —:
Ob der Vergangenheit von tiefer Scham verzehrt,
Dass einzig ich in ihr — o dafür dankt sie ja —
Die tief Unglückliche, nicht die Verbrech'rin sah!

*) Aus dem kürzlich erschienenen „Le livre de la payse" Paris 1883, A. Lemerre.

Wir langten endlich an; ich sprach noch, eh' wir schieden,
Zu ihr von Hoffnung, Mut, von wahrem Herzensfrieden,
„Sie sei ja noch so jung, die Arbeit mache rein,
Die könne sie ja wol zu neuem Leben weihn!"
Fest drückt' ich ihr die Hand — und wie sie langsam ging
Im feuchten Morgen hin, der kalt vom Himmel hing,
Ihr jungfräulich Profil an der geschwärzten Wand
Der nahen Herberg dann zuletzt dem Blick entschwand —
Da fuhr ich heiter fort, mein Herz war wieder jung,
Es fühlte sich geläutert in der Erinnerung
An diesen reinen Kuss, den köstlichsten wol und —
Den letzten, gnäd'ge Frau, von eines Weibes Mund."



Die Bedeutung des Russen- und Waräger-Namens.

(„The Relations between Ancient Russia and Scandinavia, and the Origin of the Russian State. Three Lectures delivered at the Taylor Institution, Oxford. By Dr. Vilhelm Thomsen, Professor in the University of Copenhagen. Oxford and London. James Parker.")

I.

Ueber den germanischen Ursprung der Kriegerkaste, welche im neunten Jahrhundert, unter dem Namen der Russen und der Waräger, die finnischen, slavischen und teilweise auch tatarischen Stämme der großen Nordost-Ebene unterwarf und das Russen-Reich schuf, kann gewiss kein Zweifel obwalten. Schon die uns erhaltenen Eigennamen der Fürsten, Heerführer und Vertragszeugen aus der genannten Eroberer-Sippe sind von klarster germanischer Prägung. Viele dieser Namen erscheinen auch — wie bei früherer Gelegenheit erwähnt worden ist *) — mit geringer Aenderung in den fränkischen Geschichtsbüchern und in isländischen Sagen.

Eine aufmerksame Betrachtung der an sich schon entscheidenden Stelle bei dem alt-russischen Geschichtschreiber Nestor zeigt außerdem, dass die übers Meer gekommenen Russen, oder Rus, nur ein Teil eines Warangen- oder Waräger-Bundes waren, zu welchem, wie er sagt, noch Schweden, Nordmannen, Angeln und Goten gehörten. Dass aber diese unter die Germanen zu rechnen sind, wird selbst der verbissenste Slavist nicht leugnen wollen. Geradezu unbegreiflich mag es daher erscheinen, dass eine gewisse neuere Schule russischer Gelehrten oder Aftergelehrten die germanische Abkunft der „Rus" oder „Rhos" zu bestreiten sucht. Es ist gerade, als wollte man den Longobarden, die nach Italien eindrangen, und deren Namensbezeichnung noch jetzt dort haftet; den Franken, die Frankreich den Namen gaben; den Vandalen, deren Name in Andalusien nachklingt; oder den Angeln, die England gründeten, die deutsche Abkunft nicht zugestehen.

*) S. „Ein vergessenes jüdisch-mahometanisches Türkenreich in Europa"; von Karl Blind. („Vossische Zeitung", Sonntags-Beilage, 10. März 1878.)

Die gründlichste Untersuchung über die Bedeutung des Russen-Namens ist neuerdings von dem dänischen Gelehrten Wilhelm Thomsen veranstaltet worden. Seine einschlagenden Vorträge wurden zuerst von ihm im Mai 1876 an der Taylor-Anstalt zu Oxford gehalten und später in eine englische Schrift zusammengefasst. Irre ich nicht, so ist gegen diesen kundigen Forscher in Deutschland gelegentlich eine Bemerkung gefallen, die ihm grosses Unrecht antat. Man hat behaupten wollen: er habe „die Bedeutung des Russen-Namens nicht näher untersucht". Die Wahrheit dagegen ist, dass er im dritten Vortrage (S. 87—130), wo er ausführlich „die Benennung und die Geschichte des skandinavischen Stammes in Russland" behandelt, aufs Eingehendste auch die Bedeutung des Russen- und Waräger-Namens mit all' der Sorgfalt und wissenschaftlichen Strenge erörtert, welche sein, im Ganzen nur 150 Seiten umfassendes, aber inhaltsreiches Buch höchst vorteilhaft auszeichnet. Wer die bezüglichen Untersuchungen seit Jahren genauer verfolgt hat, weiß zwar, dass Prof. Thomsen, wie dies nicht anders sein kann, in manchen Punkten die Ergebnisse älterer Forschungen wiederholt. Von großem Wert aber ist die, manchem vielleicht peinlich dünkende Genauigkeit, mit der er keinen Gegengrund unerwogen lässt und seine eigene Ansicht stützt.

Um es kurz zu sagen, neigt Prof. Thomsen zu der Meinung: es sei der Name Rus oder Ros aus dem schwedischen „Roths-menn", „Roths-karlar" oder „Rother" zu erklären; d. i. Rudermänner, Ruderer, Seefahrer.

Schon im vorigen Jahrhundert wurde auf ein Wort aufmerksam gemacht, welches das Mittelglied zwischen dem Russen-Namen und Skandinavien bildet. Es ist dies der von den finnischen Völkern am Bothnischen Meerbusen und an der Ostsee zur Bezeichnung Schwedens gebrauchte Name „Ruotsi"; im Estnischen: „Rots"; in der Wot-Sprache: „Rotsi", und ähnlich. In Schweden selbst heißt das gerade dem Finnischen Meerbusen gegenüber liegende schwedische Gebiet „Roslagen", auf welches — wie beiläufig bemerkt werden mag — schon in der 1782 zu Paris erschienenen „Geschichte Russlands" von Levesque hingedeutet wurde. Der Name Roslagen ist indessen ein verhältnismäßig neuer. Andrerseits galt in Schweden das Wort „Rother", „Rothin", zur Bezeichnung derjenigen Landschaften von Upland und Ost-Gotland, welche an die See grenzten und im Mittelalter zu Kriegszeiten Schiffe zu liefern verpflichtet waren.

Nun kam ohne Zweifel der Russen-Name zu den Slaven zuerst durch die Finnen; denn von der See waren die Slaven damals ganz durch die Finnen abgeschlossen. Aus der finnischen Sprache aber ist der Russen-Name eben so wenig, wie aus der slavischen zu erklären. „Es muss daher" — sagt Prof. Thomsen auf S. 96 — „fremden, aller Wahrscheinlichkeit nach skandinavischen Ursprungs sein. Wenn dem so ist, so dünkt es mir keineswegs unvernünftig, das altschwedische Wort ‚Rother' zur Grundlage zu nehmen — um so mehr, da durch ein bemerkenswertes Zu-

sammentreffen in alten Zeiten der Name ‚Rother‘, ‚Rothin‘, genau denselben Landschaften Schwedens beigelegt wurde, auf welche die russischen Eigennamen (wie vorher schon gezeigt wurde) als auf die ursprüngliche Heimat der Russen hinweisen. Leicht können wir uns vorstellen, dass die an der Küste wohnenden Schweden, welche über die Ostsee gingen, sich in früheren Zeiten — nicht in ihrer Eigenschaft als Volk, sondern mehr nach ihrer Beschäftigung oder Lebensart — als Roths-menn, Roths-karlar oder in ähnlicher Weise bezeichneten; das heißt, nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes: als Ruderer, als Seefahrer. In Schweden selbst wurde dies Wort, und sogar das abgezogene Hauptwort Rother, allmählich zum Eigennamen. Es ist daher um so weniger auffallend, dass die Finnen diesen Namen für einen Volksnamen hielten und in solcher Bedeutung auffassten.“

Prof. Thomsen macht noch darauf aufmerksam, dass es bei den Finnen sehr gewöhnlich sei, von einem aus fremder Zunge herübergenommenen, zusammengesetzten Wort (wie z. B. „Roths-menn“ eines ist) nur die erste Silbe zu bewahren. Ich beschränke mich auf diesen kurzen Auszug, ohne auf eine weitere, von dem dänischen Forscher offen gelassene Möglichkeit des Zusammenhangs zwischen der finnischen Bezeichnung für die Russen und der nordgermanischen Sprache einzugehen. Jedenfalls genügt obiges, um zu zeigen, dass Prof. Thomsen die Bedeutung des Russen-Namens untersucht hat und auch zu dem Schlusse gelangt ist, dass derselbe höchst wahrscheinlich auf seefahrende germanische Wikinger weist.

II.

Mit voller Sicherheit lässt sich gleichwol, wie mir dünkt, bei der Frage über die Erklärung des Wortes „Russe“ bis jetzt kein Schluss ziehen. Was indessen die bei Besprechung der Thomsen'schen Forschungen in Deutschland aufgetauchte Meinung anlangt: der Name „Russe“ bedeute die „Röthlichen,“ und es liege darin der tiefste Beweis ihrer germanischen Abkunft, so sprechen schlagende Gründe gegen diese Worterklärung.

Allerdings wird den deutschen Stämmen — zu denen Tacitus ja auch ohne weiteres die Suionen oder Schweden stellt („Germania“, 43) — bei den alten Schriftstellern das rötlich blonde Haar als Merkmal zuerkannt. Und in gleicher Weise sagt der im zehnten Jahrhundert schreibende arabische Schriftsteller Ibn Foßlan von den Russen: „Nie sah ich Leute von vollkommnerer Leibesgestalt; sie sind hoch wie die Palmbäume, von rötlich heller Gesichtsfarbe, und blondhaarig.“

Vergessen sei indessen nicht, dass das blonde Haar bei klassischen Schriftstellern auch einzelnen unzweifelhaft gallischen Völkerschaften zugeschrieben wird, und dass unter den Finnen ebenfalls ein dunkel- und ein hellhaariger, rötlich blonder Menschenschlag vorhanden ist. Selbst bei den Ur-Germanen muss sich schon, neben dem entschieden vorwiegenden Gelb- oder Rothaar, eine Beimischung von weniger blondem, hellbraunhaarigem Volk gefunden haben. Daraus ist wol der Gebrauch jener gelben Seife oder jenes Haarfärbemittels zu erklären, welches zu Römer-Zeiten bei einigen deutschen Stämmen im Schwange war und sogar als Handelsgegenstand nach Italien ausgeführt wurde, nachdem das Tragen blonder Perrücken und Zöpfe in Rom Mode geworden. Die etwas weniger blonden Germanen machten sich somit durch ein Haarfärbemittel der Mehrheit ihrer Volksgenossen ähnlicher.

Hoch oben im skandinavischen Norden wog das Blond natürlich ebenfalls vor; doch ging es nicht unbedingt durch. Im eddischen „Liede von Rigr“ — der als Heimdall, Odins Sohn, erklärt wird — sind die drei Stände vorgebildet: nämlich die Knechte oder Thrälle; die einfach Freien oder Karle; und die Edelinge oder Jarle. Da wird nun allerdings der Thräll oder Unfreie, der augenscheinlich ein unterworfener Eingeborener turanischen Stammes ist, als „schwarz von Haut“ geschildert, während der Karl „rot ist und frisch mit funkelnden Augen,“ und vom Jarl gesagt wird: „Licht war die Locke und leuchtend die Wange; die Augen scharf wie Schlangen blicken.“ Die letzte Schilderung erinnert an das rotblonde Haar, das trotzige blaue Auge, welches Tacitus unsern Voreltern zuschreibt.

Indessen finden sich in alt-nordischen Sagen auch Heldengestalten von schwarzem Haar. So werden u. a die aus der Ehe der Gudrun mit König Jonakur erzeugten Söhne dargestellt als „rabenschwarz von Farbe des Haares, wie Gunnar (Gunther) und Högni (Hagen) und die anderen Niflungen (Nibelungen)“. Die nordische Sigurd- und Nibelungen-Sage aber ist deutschen Ursprungs, wie in der Edda selbst bezeugt wird. Gleichviel ob hier die mythische Auffassung von Nebelheim, der Nachtwelt, durchschlägt: jedenfalls erscheinen da germanische Führer mit dunkelm Haar; und dafür müssen sich Anhaltspunkte in der Wirklichkeit gefunden haben.

Um die Annahme zu stützen, als bedeute „Russe“ einen Rötlichen, hat man auf den rotbärtigen Donnergott, den Sohn Odins, als den eigentlichen mythischen Ahnherrn der nordischen Völker und als das Urbild der germanischen Stämme hinweisen wollen. Nun war Thor allerdings Landesgott in Norwegen, und sein Bildnis stand auch im Heiligtum zu Upsala in der Mitte. Besonderer Landesgott in Schweden war aber Freyr, wie Odin-Wodan es in Dänemark und bei den meisten deutschen Stämmen war. Selbst in der isländischen Edda (in dem Gedicht „Oegirs Trinkgelage“) wird Freyr für den Ersten der Asen erklärt.

Der bekanntlich einmal aufgestellten Meinung: Thor sei gar nicht germanischen Ursprungs, sondern ein nach Asgard herübergenommener Finnen-Gott, gerade wie man die Wana-Dis (Wasser-Göttin) Freyja fälschlich zur Wenden-Gottheit hat machen wollen, pflichte ich in keiner Weise bei. Selbst in der, freilich ganz verworren sagenhaften Stammtafel angelsächsischer, norwegischer, dänischer und deutscher Fürstengeschlechter steht unter den germanischen Königsnamen ein Thor, gleichwie ein „Wodan, den wir Oden

nennen". Germanische Häuptlinge legten sich Götternamen bei. Jedenfalls kann jedoch die Bartfarbe des Gottes Thor schon darum nicht in stammlicher Beziehung als entscheidend gelten, weil der rote Bart bei ihm augenscheinlich den Blitz versinnbildlicht. Allvater Odin wurde bald als kahlhäuptig, bald als grau dargestellt. Das Grau weist bei ihm nicht bloß auf das Alter, sondern auch auf die häufige Färbung des nordischen Himmels. Aus ähnlichen Gründen der Himmelsfarbe reitet Odin auf einem Grauschimmel und ist oft mit einem blauen, manchmal bunten Mantel bedeckt. Seinerseits erscheint Thor bald als Jüngling, bald als Greis. Immer aber trägt er, in beiden Gestalten, den roten Blitzbart. All' dies zeigt zur Genüge, dass bei den erwähnten Farben der Ton mehr auf die Wetter-Erscheinungen zu legen ist, als deren Vertreter jene Gottheiten gelten.

(Schluss folgt.)

London.

Karl Blind.



Macaulay.

Ein Essay.

1. *English Men of Letters:* Macaulay, by J. Cotter Morison.
London 1883. Macmillan.

2. Les Essais de Lord Macaulay. Etude critique par Paul Oursel.
Paris 1883. Hachette.

Das Werk von Oursel ist schon im „Magazin" besprochen worden. Es behandelt nur die Essays, ordnet sie nach dem Inhalt in literarische, historische u. s. w. und folgt auch innerhalb der einzelnen Gruppen sachlichen Gesichtspunkten. Der Verfasser fällt ein korrektes, vorsichtiges, etwas farbloses Urteil, und man liest sein wolgeordnetes Buch mit Vergnügen, wenn auch ohne großen Nutzen. Uebrigens stellt er Macaulay sehr hoch und nennt ihn le Prince des essayists.

Die Macmillan'sche Sammlung literarhistorischer Monographien ist schon vorteilhaft bekannt. Bedeutende Gelehrte, wie Huxley, Froude, Dowden haben dazu beigetragen. Der „uns" bisher nicht bekannte Morison*) reiht sich jenen würdig an. Sein Urteil ist selbständig und wolbegründet. Er hebt Macaulays Vorzüge nach Gebühr hervor, ohne seine Mängel und Fehler zu verschweigen.

Es ist hier nicht der Ort, die seit Trevelyan's schönem Buche (Life and Letters, 1876) wolbekannten Lebensumstände Macaulay's zu berühren. Auch was er als Politiker geleistet, lassen wir beiseite; nur was er als Schriftsteller gewesen, sei an der Hand der oben genannten Autoren kurz zusammengefasst. Und da steht es wol fest, dass in der Form am meisten seine Stärke, seine Bedeutung liegt. Wol besaß er eine erstaunliche Gelehrsamkeit — war er doch, bei vorzüglichem Gedächtnis, ein „unersättlicher" Leser, aber diese teilt er mit vielen Historikern; und wenn er die kulturhistorischen Quellen, die literarischen Kuriosa besser als irgend einer kannte, so hat er vielleicht den diplomatischen Aktenstücken, namentlich in Bezug auf die auswärtigen Beziehungen Englands, zu wenig Beachtung geschenkt. Das Ideal der Geschichte war ihm eine Verbindung von Dichtung und Philosophie; Phantasie und Vernunft sollten sich in diese Provinz der Literatur teilen. Die zwei Elemente sind also nicht die Erforschung der Tatsachen und die Kunst der Darstellung (Morison S. 138) sondern es handelt sich um „Einprägung allgemeiner Wahrheiten mittels lebhafter Darstellung besonderer Charaktere und Ereignisse". (Ess. on Hallam). Die kritische Forschung nach den Tatsachen ist freilich Voraussetzung alles weiteren und er hat sie auf seine Weise geübt; dabei war er aber merkwürdig gleichgiltig gegen die Fortschritte der historischen Wissenschaft überhaupt, wie sie zu seiner Zeit namentlich von deutschen und französischen Gelehrten herbeigeführt wurden. Er hat in keinem einzigen Punkte die historische Wissenschaft durch eigne Forschungen gefördert oder Zweifel über dunkle Partien aufgehellt. Von den Arbeiten eines Palgrave oder Kemble nahm er keine Notiz. Von den gleichzeitigen berühmten Historikern des Auslandes (Sismondi, die beiden Thierry, Guizot, Barante, Raumer, Waitz etc.), wird nur Ranke in Macaulay's Schriften erwähnt; Niebuhr einmal in einem Brief in einer geringschätzigen Weise, die Morison S. 53 richtig gewürdigt hat. Derselbe meint nicht ohne Grund, dass Macaulay's Eifer für die Erforschung der historischen Wahrheit an sich nicht sehr lebhaft gewesen sei.

Wie steht es nun aber mit den „allgemeinen Wahrheiten"? Es mangelte ihm, sagt Morison, an Tiefe sowol im Denken als im Empfinden. Macaulay macht kein Hehl aus seiner Verachtung jeder Philosophie, welche nicht den praktischen Nutzen, den materiellen Fortschritt zum Ziel und Ergebnis hat. Selbst solche ethischen Probleme wie die menschliche Willensfreiheit und die Begründung der Pflicht untersuchen zu wollen scheint ihm lächerlich. Solche Spekulationen sind nach ihm die Freude kluger Kinder und halbgebildeter Männer. Kant ist ihm „so unverständlich wie Sanskrit" womit er nicht etwa sich selbst, sondern Kant kritisirt zu haben glaubt. Montesquieu ist ihm sophistisch (specious), dunkel wie ein Orakel und seicht wie ein Pariser Stutzer: er vergleicht ihn sogar mit dem „gelehrten Schwein". Kurz, Macaulay zeigt sich als „praktischer" Engländer par excellence. Den „ersten Schuster" stellt er über Seneca, ganz wie unser guter Campe dem Erfinder des Spinnrades den Vorzug vor Homer gab. Wenn er dennoch gegen die Nützlichkeitsphilosophie eines Mill streitet, so geschieht dies wol nur deshalb,

*) Nach einer Notiz im „Magazin" soll er Positivist sein, was man indes aus vorliegendem Buche keineswegs schließen würde.

weil Mill von allgemeinen Sätzen statt von der Erfahrung ausging und auf die Verschiedenheit der Menschen keine Rücksicht nahm. Irgend welche Erörterung von Prinzipien sucht man bei Macaulay vergebens, sei es in politischen oder in ethischen Fragen, und die religiösen betrachtet er wieder nur vom politischen oder weltlichen Standpunkte aus. So verschmäht er denn oder vermag es nicht, den Charakter einer Epoche, den Entwicklungsgang einer Periode in großen Zügen zu zeichnen. Er beschreibt und bekämpft die Theorie Filmers vom „göttlichen Recht“ der Könige, aber er zeigt nicht, wodurch sie so bedeutende Verbreitung fand. Ebenso wenig zeigt er, warum auf die puritanischen Bischöfe der Elisabethzeit die hochkirchlichen und arminianischen der Stuartzeit folgten. Wie das philosophische Denken, so waren auch die kräftigen Leidenschaften, zum Glück für den Menschen vielleicht, aber nicht für den Schriftsteller, ihm fremd, glühender Zorn auf der einen, begeisterte Liebe auf der andern Seite, wobei eine sehr entschiedene Parteinahme für und gegen nicht ausgeschlossen ist. Der ehrliche Enthusiasmus eines Boswell erscheint ihm als gemeine Selbsterniedrigung. Wohl war Macaulay nicht ohne jeden Idealismus, aber dieser „bestand in einem Schatz von Ansichten, welche die Gestalt fester Vorurteile haben“ (Preuß. Jahrb. 1860, S. 386). In der Tat ist er — und dies ist ein Grund seiner Popularität, niemals über irgend etwas zweifelhaft; er urteilt stets mit apodiktischer Bestimmtheit, was denn für viele Leser etwas beruhigendes hat. Er glaubt an das Gesetz des Fortschritts, an den Sieg der Vernunft und Freiheit. Hierbei empfiehlt er das Maßhalten, die Vermittlung, den Kompromiss. Er war also ein Whig; und von seiner Parteistellung geben namentlich die Essays deutliche Kunde. Hier tritt er als eifriger Verfechter liberaler Ansichten auf und bemüht sich, das Urteil über die großen Konflikte der Vergangenheit in diesem Sinne festzustellen.

Charakteristisch ist die Art seiner Beweisführung, wo es sich um die sogenannte Rebellion des langen Parlamentes handelt. Die Erörterung der letzten Prinzipien wie gewöhnlich vermeidend, geht er von der Revolution von 1688 aus, welche auch von seinen Gegnern gebilligt wurde, und zeigt dann, dass dieselben Gründe, die für diese sprechen, auch für die frühere gelten. Macaulay will nicht parteilos sein, d. h. er gibt der einen Partei im ganzen Recht gegen die andern, dem Parlament gegen den König. Morison meint, dies sei nicht zu missbilligen; unparteiisch müsste der Historiker nur im Abwägen der Zeugnisse sein, dürfe dann aber entschieden aussprechen, welcher Partei er den Vorzug gebe. So haben es, in entgegengesetztem Sinne, Mitford und Grote in der griechischen Geschichte gemacht; dem letzteren ist die Meinung der Kenner beigetreten. So ist auch die whiggistische Ansicht von der englischen Geschichte im England die vorherrschende geworden, und auch dem Gegner kann, meint Morison, die offene Parteinahme Macaulay's lieber sein als die versteckte Hume's. Die advokatenhafte Lebhaftigkeit seiner Angriffe z. B. gegen Karl I., Strafford und Laud wird von Oursel getadelt und auch von Morison nicht gebilligt; dagegen gibt letzterer ungerechten Parteigeist in der History nicht zu: was im Urteil über die Stuarts so erscheine, sei nur Reaktion gegen den „sentimental Jacobitism“ eines Scott. Anders mit Bezug auf Individuen. Macaulay hatte starke Antipathien gegen gewisse historische Personen, wie Marlborough, Penn, Walpole, welche nicht nur sein Urteil im allgemeinen getrübt, sondern ihn auch zu unrichtigen Angaben verleitet haben, wie Morison S. 157 mit einigen Beispielen belegt. Zuweilen scheint auch Rücksicht auf den künstlerischen Effekt mitgesprochen zu haben. Kam nun zu solcher Antipathie noch ungenügende Kenntnis des Gegenstandes, so konnte ein Produkt entstehen wie der Essay über Friedrich II., welcher trotz Oursel's Beifall doch nur ein Zerrbild ist. Seinen Charakter, wie auch den seines Vaters, verkennt er gänzlich. Seine Feldherrngröße kann er nicht leugnen, hat aber von der Bedeutung seiner Regierungstätigkeit keine Ahnung. Je oberflächlicher diese abgetan wird, desto breiter und gehässiger wird das Privatleben, das Verhältnis zu Voltaire, die Sparsamkeit, die Kleidung, das Versemachen geschildert und nach Kräften lächerlich gemacht. Macaulay weiß, dass Friedrich sich nur zur Erholung mit Poesie beschäftigte — wie pedantisch, immer wieder zu betonen, dass diese Gedichte mittelmäßig waren! Wenn Friedrich auch während seiner Feldzüge nicht nur zum Dichten, sondern auch zu einer umfassenden Lektüre und Korrespondenz Zeit und geistige Spannkraft behält und der Historiker daraus nichts andres zu machen weiß, als das flache Witzwort vom „resoluten Blaustrumpf, halb Mithridat, halb Trissotin,“ so kann man diese kleinliche und niedrige Art nur bemitleiden, Die Rechtsfragen mögen ja streitig sein; aber man wende nicht zweierlei Maaß und Gewicht an! Wie kommt der Engländer dazu, den Maaßstab der bürgerlichen Privatmoral, den er bei den politischen Akten eines Cromwell und Hastings ablehnt, bei denen Friedrichs anzuwenden? — Oursel hält für nötig zu betonen, dass Friedrich weder die Größe und Einheit Deutschlands noch die deutsche Literatur direkt und mit bewusster Absicht gefördert hat; was wol auch kaum jemand glaubt. Er missbilligt dann die Carlyle'sche Ansicht von unserm Helden, während Morison meint, dieser Essay, vor Carlyle's „Friedrich II.“ passabel, sei jetzt als wertlos anzusehen. (S. auch Häusser in der historischen Zeitschrift Bd. I.)

Man wundert sich übrigens nicht sehr über Macaulay's Unfähigkeit, Friedrich zu würdigen, wenn man sieht, wie er seinem Landsmann Johnson, den er doch verehrt, mitgespielt hat. Alles Aeußerliche vortrefflich, seine Gestalt, Kleidung, Perrücke, sein Gang, sein Essen, Trinken und Schwitzen, seine laute Stimme — und doch erhalten wir eine Karikatur, denn diese Dinge treten unbillig in den Vordergrund, während der edle Kern: das tief religiöse, mit Zweifeln kämpfende Gemüt, das gute menschenfreundliche Herz, zwar nicht verschwiegen, aber nicht genug hervorgehoben werden. Das hat Carlyle besser verstanden. So auch mit Boswell. Wegen seiner Nichtsnutzigkeit soll er die beste

Biographie der Welt geschrieben haben. Carlyle zeigt: trotz seiner Fehler — wegen seiner guten Eigenschaften. Ueberhaupt kann man mit Morison sagen: Komplizirte Charaktere, in denen das Gute und Böse in seltsamer und ungewöhnlicher Weise verflochten war, verstand Macaulay nicht besser, als jedermann sie versteht.

Wenn somit der Inhalt von Macaulay's Schriften einige Bedenken veranlasst, so verdient die Form fast uneingeschränkte Bewunderung. Macaulay ist wol ohne Ausnahme der beste Erzähler (story-teller, raconteur) auf dem Gebiet der Weltgeschichte. Das zweite Element seiner Kunst, das dichterische, imaginative, hat er mit vollendeter Meisterschaft gehandhabt. Er hat zwar nicht (wie er geglaubt zu haben scheint) diese Art der Geschichtschreibung erfunden (namentlich die Franzosen hatten darin bereits bedeutendes geleistet); aber er hat seine Vorgänger übertroffen. Er hat wie keiner verstanden die Menschen zu fesseln, zu interessiren, er hat Tausende angezogen, die ohne ihn nie ein Geschichtswerk angesehen hätten. Und das ist ein großes Verdienst.

Worin liegt nun dieser Zauber? Morison meint: Erstens in dem Interesse, welches er selbst an dem Gegenstande hat, zeigt, und dadurch mitteilt. Sodann in der ungemeinen Klarheit, welche ihn auch minder begabten Lesern durchaus verständlich macht. Hierbei kommt ihm der andererseits zu bedauernde Mangel an Tiefsinn und Tiefblick wieder zu statten. Dazu kommt dann die Anschaulichkeit seiner scharf umrissenen und farbenreichen Schilderungen, sowie die wundervolle Anordnung und Gruppirung der Tatsachen; eine um so schwierigere Aufgabe, als Macaulay, um anschaulich zu schreiben, eine beispiellose Menge von Details gesammelt und verarbeitet hat. Morison gibt einige Beispiele und vergleicht Macaulay (zu seinem Vorteil) in dieser Hinsicht mit Michelet und Carlyle. Aber auch die häufigen Beziehungen auf die Gegenwart sind ein Mittel, wodurch Macaulay das Vergangene interessant macht. In dem unvergleichlichen III. Kapitel (Zustand Englands 1685) und bei manchen andern Ortsbeschreibungen (Torbay, Hochschottland, Londonderry) versäumt er nicht, den Unterschied zwischen sonst und jetzt hervorzuheben. Morison tadelt diese Gewohnheit, sieht darin sogar Mangel an wahrem historischen Geist und meint, dergleichen habe nichts mit der Geschichte zu tun. Man bedenke aber, wie geneigt der Engländer von heute, namentlich der ungelehrte — und Macaulay schrieb auch für solche — sein muss, sich das London, Bristol, Norwich von 1685 wie das heutige vorzustellen. Freilich genügte die Beschreibung des ersteren, aber die Andeutung des letzteren bringt den Unterschied mehr zum Bewusstsein und erhöht, was noch wichtiger ist, das Interesse. Und wenn sich aus dem Vergleich der seit 1685 gemachte immense Fortschritt deutlich ergibt, so braucht die Freude hierüber wol nicht mit Geringschätzung (disparagement) der ältern Zeit notwendig verbunden zu sein.

Hier sei es gestattet eine Reihe von Kunstmitteln des Macaulay'schen Stiles in Beispielen, wie sie jedem Leser leicht aufstoßen werden, vorzuführen.

Da ist zunächst der Vergleich, die Parallele. Wie klar werden uns die Verhältnisse in einem wenig bekannten Lande, wenn wir lesen: Die Macdonald's besassen einst im nördlichen Schottland ein Uebergewicht, wie das Haus Oesterreich in der Christenheit. Aber das Uebergewicht der Macdonalds war, wie das des Hauses Oesterreich, geschwunden und die Campbell's waren in den Hochlanden geworden was die Bourbon's in Europa waren.... Eine Koalition der übrigen Clans bildete sich gegen ihren Häuptling Argyle ähnlich der europäischen Koalition gegen Ludwig XIV. — Von Cameron von Lochiel lesen wir: Er war der Ulysses der Hochlande. (Aehnlich nennt Schiller Pappenheim den Telamonier des kaiserlichen Heeres.) — Ein hochländischer Barde, heißt es anderswo, hätte in der Geschichte des Jahres 1689 leicht ähnliche Gegenstände finden können als die, welche der trojanische Krieg den großen Dichtern des Altertums lieferte. Eines Tages grollt Achilles, bleibt im Zelt und will mit seinem Heere abziehen. Den nächsten Tag tobt Ajax durch das Lager und droht Ulysses den Hals abzuschneiden.

Sehr beliebt ist bei Macaulay der Vergleich gebildeter Völker auf früheren Entwickelungsstufen mit Naturvölkern der Gegenwart. „Die Bewohner der britischen Inseln standen, als sie zuerst den tyrischen Seeleuten bekannt wurden, wenig höher als die Eingebornen der Sandwich-Inseln.“ „Ein Macdonald oder Macgregor in seinem Tartan war für einen Bürger von Edinburg oder Glasgow, was ein indianischer Jäger in seiner kriegerischen Bemalung für einen Einwohner von Philadelphia oder Boston ist.“ Irrtümlich übersah man in England den Unterschied zwischen den Hochschotten und den Bewohnern des Flachlandes. „Künstler und Schauspieler stellten Bruce und Douglas in gestreiften Unterröcken dar. Sie hätten ebensogut Washington darstellen können, einen Tomahawk schwingend und mit einer Schnur voll Skalps umgürtet.“ Deutlich, wenn auch etwas stark! Aehnlich anderswo: „Der Stolz vieler englischen Historiker über die Siege der normannischen Könige sei so töricht wie es von einem Neger in Hayti sein würde, sich mit Nationalstolz der Größe Ludwigs XIV. zu erinnern und von Blenheim und Ramillies mit Bedauern und Scham zu sprechen“ — schief, denn die Vorfahren des Negers haben unter Ludwig nicht, wol aber die angelsächsischen Vorfahren des Engländers unter Richard I. gefochten. „Die Privilegien der états généraux, oder der Stände von Burgund und Bretagne sind für die heutigen Franzosen von so wenig praktischer Wichtigkeit, wie die Verfassung des jüdischen Sanhedrin oder des Rates der Amphiktyonen“ (wol ein wenig übertrieben). „Zahlreiche Bücher wurden über die Gebräuche der Lappländer, Hottentotten, Mohawks und Malaien geschrieben. Der einzige Barbar, über den man keine Belehrung wünschte, war der Hochländer.“ — „Der Engländer, der jetzt leicht in einem Tage aus

seinem Klub in der St. James-Straße zu seinem Jagdhäuschen in den Grampians kommen kann, findet es schwer zu glauben, dass zur Zeit seiner Urgroßväter die St. James-Straße so wenig Verkehr mit den Grampians hatte als mit den Andes.“ — Inverneß war eine sächsische Kolonie unter den Celten. Obwohl ein schmutziges Nest von elenden Hütten mit Strohdächern, „war dem Bergbewohner der Grampians diese Stadt (city) wie Babylon oder Tyrus.“ Aehnlich: „Die Küsten Britanniens waren dem gebildeten Volk am Bosporus Gegenstände des Schauders, wie die Scylla und die Stadt der lästrygonischen Kannibalen es für die Ionier zur Zeit Homers waren.“

Es finden sich aber auch Vergleiche mehr abstrakter geistiger Art, die nicht weniger belehrend sind. Statt der Parallele haben wir dann die Analogie. „In rohen Gesellschaften ähnelt der Fortschritt der Regirungsweise dem Fortschritt der Sprache und Verskunst. . . . Wie die Beredsamkeit vor der Syntax, das Lied vor der Prosodie besteht, so kann eine Regirung von hoher Vortrefflichkeit lange vorhanden sein, ehe die Grenzen der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt genau gezogen sind.“ — „Die Wissenschaft der Politik hat in einer Beziehung große Aehnlichkeit mit der Wissenschaft der Mechanik. . . . Wenn der Ingenieur, welcher eine große Masse wirklichen Granits durch wirkliches Holz und wirklichen Hanf zu heben hat, nur an die Lehrsätze der Dynamik und nicht an die Unvollkommenheit seines Materials dächte, so würde sein ganzer Apparat . . . bald zusammenbrechen, und er würde mit all seiner mathematischen Bildung sich als schlechteren Baumeister zeigen denn jene Barbaren, die, obwol sie nie vom Parallelogramm der Kräfte gehört hatten, die Steinsäulen von Stonehenge aufgerichtet haben. Was der Ingenieur im Verhältnis zum Mathematiker, ist der praktische Staatsmann im Vergleich zum theoretischen Politiker.“

(Schluss folgt.)

Kassel.

Martin Krummacher.

Literarische Neuigkeiten.

Von Palleske's „Schillers Leben und Werke“, wol der populärsten Schiller-Biographie, erscheint die 11. Auflage. — Stuttgart, Krabbe.

Ein interessanter Beitrag zur neuesten Literaturgeschichte ist das Schriftchen von J. G. Schlacht: „Die Poesie des Sozialismus“. — Würzburg, Wörl. 1 M.

Unter Redaktion von Ernst Kuhn und Johannes Klatt erscheint ein „Literaturblatt für orientalische Philologie“ in monatlichen Heften von 2—3 Bogen. Das erste Heft erscheint Anfang Oktober d. J.; der Abonnementspreis pro Jahr beträgt 16 M. — Leipzig, Otto Schulze.

Ueber das Leben des ebenso berüchtigten wie berühmten Predigers Henry Ward Beecher erscheint eine besondere Schrift von Lymann Abbott. — New-York, Funk & Wagnalls.

Zwei neue novellistische Arbeiten des jungen fruchtbaren Schriftstellers Emil Taubert: „Marianne“ und „Sphinx Atropos“. — Berlin, Walther & Apolant.

Von dem großen Dokumentenwerk „Histoire de Madame du Barry“ von Charles Vatel ist nach längerem Zwischenraum endlich der zweite Band erschienen. — Versailles, Bernard.

Richard Schmidt-Cabanis, einer der liebenswürdigsten deutschen Humoristen, lässt ein kleines Büchlein erscheinen, dessen Lektüre wir mit bestem Gewissen allen unsern Lesern, auch den Nichtpolitikern, wenn es deren geben sollte, empfehlen können: „Die Jungfernrede. Eine tragische Reichstagswahlgeschichte.“ Diese tragische Geschichte ist eine der lustigsten, die wir seit lange gelesen. Die Illustrationen von H. Scherenberg sind eine angenehme Zugabe. Eine sehr erfrischende Sommerlektüre. — Berlin, R. Eckstein. 1 M.

Von Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“, jedenfalls dem populärsten Buche der angewandten Wissenschaft, erscheint die 15. Auflage. Sie enthält Bild und Biographie des Verfassers. Die erste Auflage erschien vor 28 Jahren.

Gleichzeitig erscheint eine französische und englische Ausgabe in derselben Ausstattung. — Leipzig, Th. Thomas.

Von Rudolf Kleinpauls „Rom in Wort und Bild“ erschien die 46. Lieferung. — Leipzig, Schmidt & Günther. 1 M.

Eduard Engels „Geschichte der englischen Literatur“ ist bis zur 8. Lieferung (bis zum Schluss des Abschnittes „Poesie des 19. Jahrhunderts“) vorgerückt. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Von Georg Webers „Allgemeiner Weltgeschichte“ (II. Auflage) ist die 30. Lieferung erschienen. — Leipzig, Engelmann. 1 M.

Die neuesten Bändchen der Reclam'schen Universalbibliothek sind: 1751/58, Madame de Staël: Ueber Deutschland; 2 Bde. 1,60 M. — 1759. Jean Neruda, Genrebilder.

Von Ernst Wichort erscheint ein neuer Roman: „Eine vornehme Schwester.“ — Leipzig, C. Reißner. 3 M.

Die vielfach besprochenen Erinnerungen an Heinrich Heine von H. Weill sind unter dem Titel „Souvenirs intimes de Henri Heine“ erschienen bei Dentu (Paris). 3 fr.

In dem Unternehmen „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen“ wird demnächst mit der Veröffentlichung der „Geschichte der deutschen Literatur“ (von Dr. Franz Hirsch) begonnen werden. Das Werk ist auf 24 Lieferungen zu je 5—6 Bogen berechnet. — Leipzig, W. Friedrich.

Unsere akademische Leser möchten wir auf einen beherzigenswerten Aufsatz in Nr. 63 der „Deutschen Hochschule“ (Prag) aufmerksam machen: „Das Diktiren auf unsern Universitäten“. Der trifft auch einen recht faulen Punkt unseres Universitätenwesens.

Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. 8. bis 10. Lieferung à 1 M. Mit etwa 700 Illustrationen. (Leipzig, Schmidt & Günther.) Der Verfasser führt uns in diesen Lieferungen nach den weltbekannten Niagarafällen, diesem in seiner Art einzig dastehendem Naturwunder, und bereisen wir nachher den westlichen Teil des Staates New-York. Besonders heben wir noch die überaus prächtigen Illustrationen des Niagarafalles hervor als: die Windhöhle, der Hufeisenfall, unter dem amerikanischen Fall, Eisformen am Niagara, Eisbedeckter Baum am Niagara, Barnetts Stair unter dem Tafelfelsen im Winter. Die Verlagshandlung hat ferner in der 9. Lieferung den Subskribenten eine große Karte der Vereinigten Staaten gratis beigelegt.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

M. Baumgarten: Dr. Martin Luther. Ein Volksbuch zum Lutherfest am 10. November 1883. — Rostock, Carl Hinstorff. 1.50 M.

Alfred Freiherr von Berger: Goethe's Faust und die Grenzen des Naturerkennens. Wieder „Goethe und kein Ende“ von Emil du Bois-Reymond. — Wien, Gerolds Sohn. 0,80 M.

Heinrich Berghaus: Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. II. Band. — Berlin, Eisenschmidt. 15 M.

Charles Borgeaud: J. J. Rousseau's Religionsphilosophie. — Leipzig, Fock, 3 M.

Stanislaus v. Brouckeru: Memoiren aus dem Feldzuge in Spanien. 1808—1814. Im Originale herausgegeben von der Tochter des Verfassers Pauline v. Cybulska. — Posen, Heine.

Die positive Philosophie von Auguste Comte im Auszuge von Jules Rig, übersetzt von J. H. von Kirchmann. I. Band. — Heidelberg, Weiss. 8.40 M.

Theodor Creus Corominas: La Arqueologia y la Biblia. — Barcelona, Impr. de la Renaixensa. 16 reales.

A. Dammann: Kulturkämpfe in Alt-England. 2. Teil. — Leipzig, Baensch.

Georg Ebers und Guthe: Palästina. Lieferung 35—39. — Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. à Lieferung 1.50 M.

Siegesmund Friedmann: Un poeta politico in Germania (Gualtiero di Vogelweide). — Livorno, Tip. di Franc. Vigo. 2 l.

Fr. Hettinger: Dante und Beatrice. — Frankfurt a/M., Fössers Nachfolger.

F. Gustav Jansen: Die Davidsbündler. Aus Robert Schumanns Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur Biographie R. Schumanns, nebst ungedruckten Briefen, Aufsätzen und Porträtskizzen aus seinem Freundeskreise. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Max Kurnik: Ein Menschenalter. Theater-Erinnerungen. — Berlin, Janke. 2 M.

Anatole Leroy-Beaulieu: Das Reich des Zaren und die Russen. Lieferung 1. — Berlin, Deubner.

Rudolf Lindau: Der Gast. Roman. — Breslau, Schottländer. 3 M.

Hermann Lingg: Clytia, eine Szene aus Pompeji. — München, Ackermann. 0.80 M.

Julius Rasch: Aus dem Lande der Magyaren. Roman. — Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger. 3.60 M.

Jules Richard: Le Bonapartisme sous la République. — Paris, Rouveyre & G. Blond. 3.50 fr.

Johann Ludwig Runeberg: Die Sagen des Fähnrich Stahl. Aus dem Schwedischen von C. F. N. Selbstverlag des Uebersetzers; in Kommission: Helsingfors, J. Simelii Erben. 2 M.

Max Schasler: Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung und der Natur der Farben nebst einer praktischen Anleitung zur Auffindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. II. Abteilung. — Berlin, C. Habel. 0,75 M. — Heft 415 der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und v. Holzendorff.

Emil Taubert: Marianne, Novelle. — Berlin, Walther & Apolant.

Emil Taubert: Sphinx Atropos, Novelle. — Berlin, Walther & Apolant.

Tégners Frithjofs-Sage. Im Versmaaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. II. Auflage. — Frankfurt a/M., Sauerländer. 2 M.

Alphons Thun: Geschichte der revolutionären Bewegungen in Russland. — Leipzig, Duncker & Humblot. 7 M.

Don César Valcárcel: Una Espedicion al Chaco. — Madrid, Gaspar.

Charles Vatel: Histoire de Madame du Barry. Band II. — Versailles, Bernard.

Moritz Wirth: Bismarck, Wagner, Robertus, drei deutsche Meister, Betrachtungen über ihr Wirken und die Zukunft ihrer Werke. Mit einem Beitrage: Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Ein Wort gegen Kolonien, von Max Schippel. — Leipzig, Mutze. 8 M.

Zur gefälligen Notiz.

Vom 25. Juli ab bis zum Ende des August bitte ich die verehrlichen Korrespondenten des „Magazins“, eilige Sendungen zu adressiren an den Verleger Herrn Wilhelm Friedrich, Leipzig, 17 Querstrasse; die übrigen Zusendungen wolle man an meine Berliner Adresse richten, aber mit der Frankatur für das Ausland versehen, damit sie mir nach London nachgesandt werden können.

Ganz ergebenst

Der Redakteur des „Magazins“.

Dr. Eduard Engel.

Berlin W., Lützowufer 11.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5francs = 4shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 18. August 1883. | Nr. 33.

Inhalt:

Empor- und Herabkömmlinge im Sprachschatze der Nationen.

Nicht nur die Individuen machen Carrière oder sinken aus ihrer gesellschaftlichen Höhe zum Proletariat herab; nicht nur die Völker befinden sich zu gewissen Zeiten in aufsteigender, zu gewissen in absteigender Entwickelung: auch die Wörter erleben vielfach einen derartigen Prozess.

Und zwar drängt sich hier der Vergleich mit den Individuen nicht nur deswegen, weil es sich um Wort-Individualitäten handelt, entschiedener auf, als der mit den Völkern, sondern auch aus einem anderen Gesichtspunkt.

Wie nämlich mancher Staatsbürger im Vaterlande eine sehr bescheidene Stellung einnahm, aber hinübergewandert ins ferne Ausland, eine bedeutende Rolle spielt, und wie andererseits hoch angesehene Persönlichkeiten, vor denen zu Haus alles den Hut zog, in der Fremde nicht recht gedeihen wollen und mehr und mehr in Kalamitäten und zweifelhafte Situationen geraten, so erleiden auch die Wörter bei ihrer Wanderung aus dem Sprachschatz einer Nation *in den der anderen* fortschreitende oder rückschreitende Veränderungen; nicht sowol in ihrer äußeren Physiognomie als in ihrem begrifflichen Inhalt.

Der große Forscher auf dem Gebiete romanischer Sprachwissenschaft, Friedrich Diez, beklagt in seiner grundlegenden Romanischen Grammatik den Mangel einer systematischen Begriffslehre, die — der Lautlehre, der Wortlehre und der Satzlehre entsprechend — die Veränderungen der Begriffe innerhalb des lateinischen Sprachschatzes bis zum Entstehen der romanischen Töchtersprachen behandeln müsste.

Es wäre dies in der Tat eine Aufgabe für einen weitblickenden, schöpferisch talentirten Sprachgelehrten. Solange jedoch unsere Hochschulen das Studium der romanischen Sprachen über die Achsel ansehen, ohne zu bedenken, daß hier die geheime Tätigkeit der unbewußten Wort- und Begriffgestaltung viel klarer zu Tage tritt als in den uns überlieferten toten Sprachen, solange wird mehr als ein bedeutender Kopf am Vergleichen der lateinischen und griechischen Handschriften und am Verbessern unverständlicher Les-Arten fruchtlos zu Grunde gehn.

Doch dies beiläufig. Es soll hier nur konstatirt werden, dass jede Grundlage für das Studium der Begriffswandlung fehlt, — jede Grundlage wenigstens, die auch nur annähernd von der Bedeutung wäre, wie etwa die dreibändige Diez'sche Grammatik für die sonstigen Wandlungen des Sprachmaterials. Gerade die Begriffswandlung gehört jedoch mit zu den interessantesten Teilen der Sprachwissenschaft. Mehr als die übrigen ist sie geeignet, dem großen Publikum Sympathie einzuflößen.

Es sei uns gestattet, im folgenden einige Beispiele frappanter Begriffswandlungen aufs Geratewol an einander zu reihen.

Wir geben zunächst einige Exempel aus dem Gebiet der Emporkömmlinge, dann einige aus dem der Herabkömmlinge und schließlich einige, die an das Verhältnis zweier Brüder gemahnen, welche aus einer achtbaren Familie des Mittelstandes entsprossen, verschiedene Wege einschlagen, wobei nun der eine zu den

höchsten Ehren gelangt, während der andere von Stufe zu Stufe dem Plebejertume sich nähert.

Es gibt ein gothisches Wort: *qêns* oder *quino* = das Weib. Dieses Wort ist im Dänischen (*qvinde*) und im Schwedischen (*qvinna*) das Weib geblieben, und Frithjof beginnt seine bekannte Apostrophe an die Treulosigkeit des Weibes mit dem Ausruf: „*O qvinna, qvinna!*“ Im Englischen dagegen hat das gothische *qêns* eine kolossale Carrière gemacht: *queen* ist das Weib *par excellence* = die Königin.

Ein anderes Beispiel. Das lateinische Wort *casa* bedeutet die Hütte, also die bescheidene, beinahe dürftige Wohnung der Landleute. — Das italienische *casa* ist avancirt: es bedeutet schlechthin das Haus; desgleichen ist *casa* im Spanischen durchaus identisch mit den prunkvoll-glanzenden Bauten der Metropole. Ueberhaupt in allen romanischen Sprachen — mit Ausnahme des Französischen, wo die von *casa* abgeleitete Präposition *chez* mehr den Begriff des Heimwesens accentuirt — bedeutet die lateinische „Hütte“ ein sehr anständiges Domizil. Das lateinische Wort für Haus dagegen (*domus*) bezeichnet im Italienischen (*il duomo*) und im Französischen (*le dôme*) die Kathedrale, wobei allerdings an das griechische *δόμος* zu erinnern ist, das neben *ναός* und *σηκός* die stehende Bezeichnung des „Gotteshauses“, d. h. derjenigen Abteilung des Tempels war, wo das Bildnis des Gottes stand (lat. *cella*).

Es gibt ein angelsächsisches Wort *tún*, unserem hochdeutschen „Zaun“ entsprechend und dasselbe bedeutend. Aus diesem Begriff hat sich dann im Mittelenglischen der des umzaunten Wohnorts entwickelt, — und jetzt bedeutet das englische *town*=Stadt.

Das lateinische Wort *senior* heisst „der Aeltere“, also: ein Mann, dem ich nach dem Grundsatz: ‚Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen‘ — Achtung und Ehrerbietung schulde. Dieses Wort ist in allen romanischen Sprachen zur Bedeutung des Herrschers, des Herrn, des Gebieters avancirt; so im Französischen *seigneur*, im Italienischen *signore*, im Spanischen *señor* und im Portugiesischen *senhor* etc. Freilich sind die drei letzten Formen, ebenso wie die Form *sieur* (im französischen *monsieur*), im Laufe der Zeit wieder herabgesunken, — durch den alltäglichen Höflichkeitsgebrauch nämlich; aber das französische *seigneur*, und die zusammengesetzte Form *monseigneur* hat noch heute eine exklusive Bedeutung. Vollends zur Höhe gelangt ist die aus dem gleichen Urwort stammende Form *sire* als Bezeichnung des Souverains, zumal in der Anrede, während hinwiederum dieses französische *sire*, durch die normannischen Eroberer nach England verpflanzt, in dem englischen Wort *sir* zur banalen Höflichkeitsanrede reduzirt erscheint, ganz wie das italienische *signore* und die entsprechenden spanischen und portugiesischen Formen.

Folgende Beispiele mögen die Aufzählung solcher Wörter, die im Laufe der Zeit avancirt sind, abschließen. In der Tat ist der Fall des Herunterkommens — wie leider auch bei den menschlichen Individuen — häufiger als der eines glorreichen Emporsteigens.

Das lateinische Wort *caballus* ist der ordinäre, brutale Ausdruck zur Bezeichnung des Pferdes, derber noch als unser heutiges „Gaul“. In den romanischen Sprachen ist *caballus* die normale, völlig salonfähige Bezeichnung des Tieres geworden: so italienisch *cavallo*, spanisch *caballo*, französisch *cheval etc.* Das Pferd wird überhaupt von den Sprachwandlungen in überraschender Weise bevorzugt, wie dies weiter unten in Kürze dargelegt werden soll.

Das lateinische Wort *manducare* bedeutet kauen und konnte von dem Speisegenuss des gebildeten Menschen nur in derb-spaßhafter Weise angewandt werden, etwa wie bei uns die akademische Jugend die Vokabel „fressen“ gebraucht. Das hiervon abgeleitete italienische *mangiare* und das französische *manger* ist dagegen der normale Ausdruck für essen (das Spanische und Portugiesische bedienten sich hier eines anderen Wortstammes).

Das lateinische *testa* bedeutet eine Scherbe, — auf den menschlichen Kopf angewandt also eine höchst wegwerfende Bezeichnung. Das italienische *testa* und das französische *tête* sind dagegen durchaus edel. *La tête vénérable du vieillard* spielt in den französischen Erzählungen für die reifere Jugend eine bedeutsame Rolle.

Als Avancement könnte man schließlich auch die Verwandlung des lateinischen *servus*=Sklave in den italienischen *servo*=Diener betrachten.

Nunmehr einige Beispiele für den umgekehrten Prozess, für das Herabkommen.

Das mittelhochdeutsche *maget* oder *magt* bedeutet ursprünglich soviel wie Jungfrau oder Fräulein. Allmählich bekommt es den Begriff einer Dienerin, aber doch einer distinguirten Dienerin, etwa der Vertrauten einer vornehmen Dame. Im Lauf der Jahrhunderte sinkt ihre Position mehr und mehr. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist sie *pure* das Dienstmädchen, und jetzt wollen sich schon die städtischen Dienstmädchen die Bezeichnung „Magd“ nicht mehr gefallen lassen. Die „Magd“ gehört zum Bauern; sie ist wesentlich Stallmagd und Viehmagd.

Aehnlich erging es dem mittelhochdeutschen *gesinde*. Dieses Wort besagt soviel wie Gefolgschaft, Hofstaat, Gesamtheit aller zum Haushalt eines Fürsten gehörigen Leute. Gegenwärtig möchte sich der Kutscher eines vornehmen Hauses schönstens bedanken, wenn der Herr ihm sagen wollte: Du gehörst zum Gesinde. — Unserem modernen Sprachgefühl ist das Gesinde beinahe nur noch das Dienstpersonal des Bauern.

Das mittelhochdeutsche Wort *sleht* bedeutet „einfach“, „gerade“, „schlicht“. Dann, dem ungeschulten Geschmack der großen Menge entsprechend, die das Einfache nicht zu schätzen weiß, sondern es im Gegensatz zum Komplizirten, Aufgetakelten „schlecht“ findet, nahm dieses Wort immer mehr eine tadelnde Bedeutung an, und jetzt ist ein „schlechter“ Mensch ein sittlich verworfener. Nur in der Verbindung „schlecht und recht“ hat sich die ursprüngliche Bedeutung noch halbwegs erhalten.

Ein ähnlicher Prozess hat sich innerhalb unserer

neuhochdeutschen Sprache mit dem Wort „einfältig“ vollzogen. Ursprünglich ein Lob, soviel wie schlicht, ehrlich, schlug dieses Wort mehr und mehr in die Bedeutung „unbegabt“, „geringen Verstandes“ um; und nur noch in der Wendung „einfältigen Herzens“ verblieb uns die anfängliche Bedeutung, allerdings schon dergestalt nüancirt, dass man etwa von einer braven, ehrsamen Wäscherin, schwerlich aber von einem denkenden Manne behaupten möchte, er sei „einfältigen Herzens“.

Der für die Anschauungsweise des Volkes höchst charakteristische Uebergang derjenigen Wörter, die ursprünglich Ehrlichkeit, Offenheit und Gradheit bezeichnen, in den Begriff der Beschränktheit findet sich auch bei dem mittelhochdeutschen Wort *alwâr* = allwahr, durch und durch wahr. Dieses mittelhochdeutsche Wort lautet neuhochdeutsch „albern“ (früher alwern). Mehr noch als die vorerwähnten Begriffswandlungen wirft diese ein bedenkliches Licht auf die Moral der Nation.

Das spätlateinische Wort *paraveredus* bedeutet etwa soviel wie Zelter, also ein auserlesenes Staatspferd. Althochdeutsch lautet dieses Wort *pferit* und neuhochdeutsch „Pferd“. Die Vornehmheit ist im Laufe der Zeit also verloren gegangen.

Das lateinische *domina* heißt „die Herrin“, „die Gebieterin“; das entsprechende männliche Wort war die Bezeichnung des Kaisers. Heutzutage wird das italienische *donna* auf jedes Bauernweib angewendet, während andrerseits dem spanischen *dueña* und der Parallelform *doña* eine etwas pathetische Färbung verblieben ist. Die provenzalische *dompna* ist allerdings die „Herrin“ ihres verliebten Troubadours. Aber das neufranzösische *dame* besagt, wie das deutsche „Dame“, doch nur noch soviel als eine Frau aus guter Gesellschaft; und nachgerade bekommt eben dieses Wort „Dame“, auf gewisse sehr dubiöse Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts angewandt, namentlich in den Großstädten eine ähnliche unangenehme Färbung wie das ehedem durchaus distinguirte Wort Frauenzimmer. In einzelnen Verbindungen freilich hat das französische *dame* noch die alte Bedeutung des lateinischen *domina* beibehalten. So zum Beispiel in der Form *Notre Dame* als Bezeichnung der heiligen Jungfrau, dem deutschen „Unsere liebe Frau“ entsprechend.

Eine aufsteigende und dann absteigende Weglinie hat im Deutschen das lateinische Wort *advòcatus* = Beistand vor Gericht, Advokat — durchgemacht. Die deutsche Form dieses Wortes lautet „Vogt“. Sie bedeutet in den frühesten Zeiten soviel wie Beistand, Beschützer. Dann wächst ihr Ansehen. Die Bedeutung Schirmherr, Fürst, König bezeichnet den Höhepunkt dieser Entwickelung. Dann im Neuhochdeutschen sinkt das Ansehen des „Vogts“ wieder herab. Unser „Vogt“ bedeutet soviel wie Verwalter, Aufseher. Wir sprechen vom „Sklavenvogt“, der seiner Zeit die Nigger mit der Peitsche traktirte.

„Fräulein“ (mittelhochdeutsch *frouwelin*) bezeichnete noch im vorigen Jahrhundert eine unverheiratete Dame von Stand. Faust redet sein Gretchen mit den bekannten Worten an: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen . . .“, worauf sie erwidert: „Bin weder Fräulein, weder schön“ . . . Sie will damit sagen: Ich habe keinen Anspruch auf diese Anrede. — Heutzutage wird „Fräulein“ auf die bescheidensten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts angewandt; der Soldat, der auf dem Tanzboden die Köchin umwirbt, nennt sie „Fräulein“. Das Wort ist eben auf der gesellschaftlichen Skala herabgestiegen bis zur Grenze des Möglichen.

Beim Beginn dieses Prozesses fühlte man in den höheren Kreisen das unausgesprochene Bedürfnis eines Gegengewichts.

Adelige Damen wurden daher, seitdem das Fräulein“ sich auch auf die Bürgerinnen und Kleinbürgerinnen erstreckte, mit: „mein gnädiges Fräulein“ angeredet.

Aber auch das hat nicht vorgehalten. Dem „gnädigen Fräulein“ steht das nämliche Schicksal bevor, wie dem „Fräulein“. In den großstädtischen Salons gilt es jetzt schon für unhöflich, eine junge Dame, mit der man nicht sehr bekannt ist, ohne dieses Epitheton „gnädig“ zu apostrophiren. Und wie jetzt schon in der Sprache der österreichischen Dienstboten „die Gnädige“ ganz dasselbe besagt, was bei uns „die Frau“, nämlich die Dame des Hauses, in welchem die Sprechende dient, so wird auch das „gnädige Fräulein“ binnen weniger Dezennien den Weg auf die sonntäglichen Tanzböden finden. Das Einzige, was diesen Verlauf etwas hemmt, ist die Umständlichkeit, die lautliche Länge dieser Bezeichnung. In Wien hat man sich bei der „gnädigen Frau“ einfach damit geholfen, dass man die „Frau“ wegläßt. „Meine Gnädige“ ist als Anrede im Salon auch in Deutschland bereits nicht ungewöhnlich. So wäre es denn sehr wohl denkbar, dass, wenn das „gnädige Fräulein“ sich für die ungelenken Zungen der Dienstboten-Kavaliere zu schwer erweist, in den zwanziger oder dreißiger Jahren des nächsten Jahrhunderts alle tanzenden Köchinnen schlechthin „die Gnädige“ werden. Analogieen für eine derartige sprachgeschichtliche Erscheinung liegen uns direkt vor den Augen. Jedes Fischweib ist heutzutage „Madam“, und doch bedeutet das französische *madame* = *meam dominam* — ursprünglich soviel als „meine Gebieterin“.

Zuweilen ist gleichzeitig neben der heruntergekommenen Bedeutung die normale bestehen geblieben, sodass man im mündlichen Verkehr aus der Betonung, im schriftlichen aus dem Zusammenhange ersehen muss, welche Bedeutung gemeint ist. Beispiele hierfür sind die Wörter „Bube“ und „Dirne“. Ein „kräftiger Bube“, ein „kleiner Bube“ sind namentlich in Süddeutschland sehr übliche Ausdrücke zur Bezeichnung eines Knaben, über dessen Moralität man nicht das Geringste aussagen will. Dasselbe Wort, einem Gegner mit der entsprechenden Betonung ins Antlitz geschleudert, involvirt eine tötliche Beleidigung. — Eine schmucke, lustige, dralle Dirne verhält sich ähnlich zur „Dirne“, die eines weiteren Prädikats nicht benötigt. Das altsächsiche *thiorna* kannte diese verächtliche Bedeutung noch nicht. Im Englischen hat das Wort *knave*, das unserem „Knaben“ entspricht, fast ausschließlich die Bedeutung „Schurke“.

An dritter Stelle geben wir nun noch einige Beispiele für das gleichzeitige Avancement und Herunterkommen eines und desselben Worts in verschiedenen sprachlichen Atmosphären.

Das althochdeutsche Wort *hros*, englisch *horse*, bedeutet schlechthin das Pferd. Im Neuhochdeutschen, wenigstens in der Schriftsprache, ist das Wort „Ross", das dem altdeutschen *hros* entspricht, entschieden edler als „Pferd". (In den süddeutschen Dialekten ist „Ross" die Normalbezeichnung für Pferd). Dasselbe Wort lautet im Französischen *rosse* und bedeutet dort einen Klepper. *Rocin* heißt im Spanischen ein schlechtes, elendes, mageres Pferd, und der weltbekannte Name des Schlachtrosses, das der edle Ritter Don Quijote de la Mancha ritt, — *Rocinante* — ist eine Steigerung des Wortes *rocin*. Das italienische *rozza* ist geradezu eine Schindmähre. Hier liegt also auf der Seite des Neuhochdeutschen ein Avancement, auf der Seite der romanischen Sprachen ein entschiedenes Verkommen vor.

Das mittelhochdeutsche Wort *kneht* (von dem althochdeutschen *kinan* = erzeugen; vergl. *Kind*) heißt ursprünglich soviel wie „junger Mensch", „Knabe", „Jüngling". Daneben findet sich allerdings die Bedeutung „Knappe". Im Neuhochdeutschen ist dieser „Knecht" auf die unterste Stufe der Bedientenskala rückverwandelt, während das englische *knight* über die Bedeutung Knappe hinaus zum „Ritter" ward.

Das mittelhochdeutsche Wort *hêrre*, soviel wie „der Hehrere", hat im Neuhochdeutschen, neben der banalen Höflichkeitsbedeutung, in noch entschiednerem Maße als früher die Bedeutung des „Gebieters" gewonnen; ja „der Herr" ist uns gleichbedeutend mit „Gott". Das nämliche Wort ins Französische übergegangen (*hère*) bedeutet soviel wie „armer Schlucker".

Die vorstehenden Beispiele werden genügen, um auch dem Laien sofort klar zu machen, wie ungleich wichtiger eine umfassende, systematische Bearbeitung der Begriffswandlungen für die Völkerpsychologie sein würde, als die meisten sonstigen linguistischen Studien zusammengenommen. Die Laut- und Wortlehre der vergleichenden Sprachforschung behalten natürlich ihre Bedeutung nach anderen Richtungen hin; auch sind sie als Basis für die Lehre von der Begriffswandlung selbstverständlicherweise nicht zu entbehren: wie die Volksseele aber denkt und fühlt, das erhellt ungleich packender aus dem Variiren der Begriffe, als etwa aus dem der Lippen- und Kehllaute.

Eins noch — dies bemerken wir hier zum Schluss — würde neben der Lehre von den Begriffswandlungen eine hervorragende Bedeutung beanspruchen; das Studium nämlich der Frage: Aus welchem Gesichtspunkt benennen die Völker diesen oder jenen Gegenstand? Was ist das hervorragende Moment innerhalb der Bezeichnung?

Hierfür ein charakteristisches Beispiel. Gegenständlich entspricht das lateinische *rex* durchaus dem deutschen „König", dem englischen *king*, dem dänischen *konge*. Das lateinische *rex* jedoch kommt von dem Stamm *reg-* und bedeutet daher den Mann, der das Staatswesen leitet, der da regiert, der die Exekutivgewalt ausübt. Es ist also vorzugsweise die Tätigkeit, die der Lateiner im Auge hatte, als er den Chef des Staatswesens *rex* benannte. Das deutsche „König" dagegen kommt von *kuni*, das soviel wie Geschlecht, Stamm bedeutet. König ist also das Stammoberhaupt, der Vater der großen Familie. Es ist weniger sein Tun, als seine von den Ahnen überkommene Position, die ihn zu dem macht, was er ist. Es waltet ein Pietätsverhältnis ob, das sich zurückführt auf die Anordnung der unsterblichen Götter. Der *rex* hat ein Amt; der König, der *king*, der *konge* mehr eine Würde; der *rex* ist gleichsam „der erste Diener des Staats", der König waltet „von Gottes Gnaden". Das stimmt vollständig überein mit dem republikanischen Zug der romanischen und dem monarchischen der germanischen Völker. Vielleicht kommen wir gelegentlich auf dieses Thema zurück.

Leipzig.

Ernst Eckstein.



„Ein Fürstenkind". Roman von George Allan.

Leipzig 1883. W. Friedrich. 4 M.

George Allans Dichtungen — richtiger ausgedrückt Spiegelungen, die das Interesse des Lesers wie eine Fata morgana bannen — haben die Eigenart, dass man sie sofort und um jeden Preis beenden muss. Es giebt guten Wein, den man glasweise auskostet, Erzählungen, die man kapitelweise genießt, Blumen, die man einzeln ins Knopfloch steckt; George Allan bietet ein Panorama, dessen Anfang und Ende in ein Ganzes zusammenfällt Eine Unterbrechung des Rundblickes verstimmt uns, wir werden leidenschaftlich bei einer Lektüre, welche man in literarischen Organen mit Recht als „vornehm und geistvoll realistisch" kennzeichnete, die in ihrem überaus feinen Detail dennoch die Grausen erregenden Szenen nur scheu entwirft. Eine misstrauischer Lebens- oder Weltfurcht, ein Verzagen vor dem Glücke beherrscht den Autor. Unähnlich den meisten Belletristen unserer Zeit, die ihr Ideal oder sich selbst unsterblich zu machen bestrebt sind, sucht George Allan sich ängstlich zu verbergen; ganz gegen jede Absicht taucht aus den Tiefen der Erzählungen bald ein unerbittliches, marmornes Sphinx-Antlitz auf, bald wieder zieht ein roter Streif von warmem frischem Herzblute dahin. Ein wunderbar überzeugendes Schaffen stellt sich rätselhaft dem unabwendbaren Vernichten gegenüber. Warum, o warum müssen diese herrlichen, keuschen Frauengebilde, kindlich unberührt in ihrem Ringen zur edelsten Weiblichkeit, dem Fatum verfallne Niobiden sein? Weshalb muss das edle, missgestaltete Fürstenkind Lucie für einen Naturfehler und für den Selbstmord eines ungeliebten, auferzwungenen Gatten mit dem Furchtbarsten, mit Selbstmord büßen? Vielleicht steht die Wahr-

heit dieser Lösung auf Seiten des Verfassers; wir bezweifeln nicht, dass Lucie den opferfreudigen Heroismus einer Charlotte Stieglitz und vieler anderen liebenden Frauen besaß; aber wir wären für eine Täuschung dankbar gewesen; wir hofften, Jean würde im entscheidenden Moment in Catherine die Abenteurerin erkannt und sich mit Ekel von ihr abgewandt haben. Wenn Lucie dem immerhin hochgearteten Manne entsagen musste und wollte, weshalb grade durch Selbstmord? die Mutige durch das feigste Mittel, die Sanfte in Empörung gegen den Schöpfer? — Es ist kein Tadel, wenn uns ein Roman zu solchen Fragen aufregt, im Gegenteil weit eher ein Lob, als Kennzeichen, dass die Gedankenfülle nicht in den engen Rahmen des Buches zu bannen war. So ist es hier. Wir kämpfen brav mit, wir möchten einen Sieg, wir geben unsre Sache innerlich nicht verloren, wir glauben an den Triumph des Geistes! — Obwol die Erzählung lokal gehalten wird und in Bukarest wurzelt, dürfte die „Gesellschaft" anderer hoher Kreise ganz dieselben, wenn auch glatter polirten Charaktere und Interessen aufweisen; vielleicht hätte Lucie auch in Wien, Berlin, Petersburg oder Paris am zertretenen Herzen sterben müssen, weil sie ein reiches, buckeliges Fürstenkind war.

Lingen.

E. von Dincklage.



Die Bedeutung des Russen- und Waräger-Namens.

(Schluss.)

III.

Es bedürfte, wenn man all' diese Punkte im Auge behält, jedenfalls sehr starker Beweise, um die Annahme zu begründen, dass die warägischen Russen ihren besonderen Namen vom rötlichen Haar erhielten. Der Name „Rus" oder „Ros" kam, wie bemerkt, durch die Finnen zu den Slaven; von da aus wol zu den türkisch-tatarischen Khazaren, die damals ein Reich im heutigen Süd-Russland hatten; und weiterhin zu den griechisch redenden Byzantinern. Nicht die griechische Sprache ist daher — wie man dies hat behaupten wollen — in erster Linie bei der vorliegenden Frage entscheidend, sondern die finnische. Aus dem Finnischen aber ist das Wort „Russe" nicht zu erklären.

Ob nun bei den Finnen schon im neunten Jahrhundert, wo die germanischen Ros eindrangen, ein blondhaariger Stamm unter einem dunkelhaarigen vorhanden war, wie dies heute der Fall ist, mag schwer zu ergründen sein. Die Kalewala und das estnische Kalewipoeg-Gedicht wären etwa nach dieser Richtung hin zu durchforschen. Doch darf daran erinnert werden, dass Tacitus, obwol er die rotblonden Haare der Germanen hervorhebt, von den Fennen (Finnen?) sagt: er wisse nicht, ob er sie den Germanen oder Sarmaten zuzählen solle. Das Vorhandensein eines blonden finnischen Stammes in uralter Zeit ist dadurch jedenfalls nicht ausgeschlossen, sondern gewinnt an Wahrscheinlichkeit. Eben dadurch wird es, in Ermangelung anderer Beweise, wiederum unwahrscheinlich, dass die germanischen Russen gerade von den Finnen, auf die sie zuerst trafen, mit dem Namen der „Blonden" oder „Roten" sollten belegt worden sein. Uebrigens ist dies, wie schon erwähnt, auch sprachlich gar nicht haltbar.

Zur Bekämpfung der Ansicht von Dr. Wilhelm Thomsen und zur Erhärtung der Erklärung des Russen-Namens als der „Rötlichen", hat man nun eine Stelle aus der Schrift des lombardischen Bischofs Liudprand von Cremona anziehen wollen, der von 948—50 zuerst als Gesandter des Königs Berengar und dann (968) als Gesandter des Kaisers Otto I. in Byzanz gewesen war. Die betreffende Stelle wird aber gerade von Prof. Thomsen mitgeteilt und lautet so: „Ein gewisses Volk wohnt im Norden, das die Griechen nach einer Leibeseigenschaft desselben ‚Rusios' nennen, wir aber, um der Lage seines Landes willen, als Nordmänner bezeichnen (quam a qualitate corporis Greci vocant Rúsios, nos vero a positione loci nominamus Nordmannos)."

Welches die Leibeseigenschaft der Russen war, sagt Liudprand nicht. Prof. Thomsen bemerkt dazu: „Diese Darstellung (Liudprands) ist auf eine falsche Wortableitung gegründet, indem der Name ‚Russe' mit dem griechischen Eigenschaftswort *ϱούσιος*, rot, rothaarig, verwechselt wird."

Dass hier wirklich eine falsche Wortableitung vorliegt, wie sie bei Griechen und Römern, namentlich wenn es sich um Fremdes handelte, sehr häufig war (man braucht nur an die Auffassung der Germanen als „leiblicher Brüder", *germani*, zu denken!) zeigt ein Blick in die Geschichte des Namens „Russe" bei den Griechen selbst. Von der Stunde an, wo die Russen zum ersten Male erwähnt werden — nämlich als Begleiter einer 839 bei Kaiser Ludwig dem Frommen auftretenden byzantinischen Gesandtschaft — heißen sie bei den griechisch-schreibenden Schriftstellern bis ins zehnte Jahrhundert immer nur Rhos (*Ῥῶς*). Und zwar hatte dies aus fremder Sprache herübergenommene Wort im Griechischen diese ganze lange Zeit über keinerlei Beugungsfall. Man schrieb: *οἱ Ῥῶς, τῶν Ῥῶς*, u. s. w. Daraus ergibt sich aufs Unwiderleglichste, dass das Wort den Byzantinern ein völlig unverständliches war, es also nicht aus dem Griechischen zur Bezeichnung rothaariger Fremdlinge entstanden sein kann.

Auch diesen Punkt hebt Prof. Thomsen nach Gebühr hervor. Wie das Fremdwort „Rhos" im Griechischen ohne Beugung gebraucht wurde, so geschah es auch mit den, den Byzantinern gleich unverständlichen, türkisch-tatarischen Stammesnamen. Man schrieb also in ähnlicher Weise: *οἱ Οὐάϱ; οἱ Οὔζ*; und man gebrauchte jedes dieser Worte unverändert für alle anderen Fälle.

Kann da noch ein Zweifel darüber herrschen, dass die zu Liudprands Zeit, also erst spät im zehnten Jahrhundert aufgetauchte Ansicht über die Bedeutung des Namens „Rusioi“ lediglich aus der mittlerweile erfolgten Umbildung von „Rhos“ in die Mehrzahlsform „Rusioi“ entstanden ist und nur auf einem Irrtum beruht?

Solche volksmäßige Missverständnisse und Umbildungen sind ja häufig genug. „Moslim“ und „Moslemim“ wird in „Muselmann“ und „Muselmänner“ umgeformt. Wodans Heer ist durch ein leicht erklärliches Wortmissverständnis zum „wütenden“ Heer geworden; nicht bloß ein äußerer, sondern sogar ein innerer Zusammenhang in Wortwurzel und Begriff vermittelte den allmäligen Uebergang. Eine französische „valise“ wird umgedeutscht zum Felleisen; in der Tat findet sich Fell und Eisenbeschlag am Ranzen der Handwerksburschen. Man kann mundartlich im Süden Deutschlands hören: es sei etwas „rattenkahl“ abgefressen — d. i. bis auf die Wurzel, radikal.

So wurden auch die gewiss wesentlich blondhaarigen Rhos bei den Byzantinern im Laufe der Zeit — aber erst im zehnten Jahrhundert! — „um einer Leibeseigenschaft willen“ als Rusioi, d. i. als Rote erklärt. Wissenschaftlich haltbar ist diese Behauptung der späteren Byzantiner nicht. Ihre eigene Sprachgeschichte zeugt klar dagegen.

IV.

Was den warangischen oder Wäringer-Namen anlangt, so untersucht Prof. Thomsen auch seine Bedeutung mit großer Ausführlichkeit. Er gelangt zu dem Schlusse, dass dies unzweifelhaft germanische Wort ursprünglich nicht sowol eine sippenhaft verbundene Eidgenossenschaft von Kriegern (oder Reisläufern, wie die Schweizer sagen) bedeutete, sondern wirklich als Volksname und zur Bezeichnung in der Erdkunde gebraucht wurde. In der Tat heißt u. a. die Ostsee in den altrussischen Geschichtsbüchern und bei den damaligen orientalischen Schriftstellern die Warang- oder Wärings-See.

Dem Wortstamme nach will Prof. Thomsen die Waranger gleichwol einfach als Männer erklären, die „irgendwohin gegangen, wo sie Schutz und Schirm fanden“. Er vergleicht damit das angelsächsische Wort Wärgenga und das in den langobardischen Gesetzen enthaltene Waregang — was beides als „advena“, als Hereingekommener oder Fremdling, erklärt wird. Prof. Thomsen führt aus: es sei die Bezeichnung „Warang“ zuerst von den bereits in Russland wohnenden germanischen Rhos für ihre später aus Skandinavien herübergekommenen Stammesgenossen gebraucht, dann von den Slaven angenommen, und schließlich zu einer nationalen Bedeutung erhoben worden.

Prof. Thomsens Ausführung ist eine gut belegte. Immerhin bleibt aber die Stelle bei Nestor zu beachten, wo die Russen eher als eine Unterabteilung eines Waräger-Bundes erscheinen, zu welchem u. a. auch die Angeln gerechnet sind. Nun ist es gewiss bemerkenswert, dass sowol Tacitus, als auch Ptolemaios die Angeln und die Wariner als Nachbarn zusammenstellen. Die Vermutung liegt hier nahe: es sei vielleicht „Varini“ der älteste uns erhaltene Waringer-Name. Ich glaube darauf aufmerksam machen zu sollen, dass Dr. Hyde Clarke in England diese Meinung längst entschieden vertreten und neuerdings wieder in einer Abhandlung („Ueber die Besiedelung Britanniens und Russlands durch die anglischen Stämme“) ausführlich und höchst vortrefflich belegt hat. (Siehe *Transactions of the Royal Historical Society;* vol. VII; London 1878.)

Damit träten die Wäringer uns Deutschen noch besonders näher. Die Wariner müssen, nach den Andeutungen der klassischen Schriftsteller, an die Ostsee gesetzt werden. Der Name dieses Meeres war einst, da die Sueven ehemals dort saßen, das Schwäbische Meer (*Mare Suevicum* in Tacitus „Germania“). Da nun die Wariner, gleich den Angeln, zum suevischen Stamme zählten, so mochten die Ersteren, wenn sie später kriegsmächtig hervortraten und etwa zu Führern eines Bundes wurden, leicht jenem Meere ihren Namen — Warings-See — gegeben haben.

Bei dem Dunkel, das über diese Dinge gebreitet liegt, halte ich eine sichere Entscheidung vorerst für außerordentlich schwer. Dagegen scheint es mir nicht gerechtfertigt, den Namen des Königs Wilkinus von Schweden für einen ungermanisch und vielmehr slavisch klingenden zu erklären, wie das ebenfalls in einer Bekämpfung der Thomsen'schen Ansicht geschah. Abgesehen davon, dass es eine ganze Reihe germanischer Namen gibt, die ähnlich anklingen (Wilhelm, Wilibald, Wilprecht, Willich, Williweis u. s. w.), finden wir im Englischen geradezu Wilk, Wilks, Wilkins u. dgl. m. Auf eine slavische Erklärung brauchen wir also auch hier nicht zu verfallen — ebensowenig wie wir jenen neueren russischen Schriftstellern, die zu Ehren des Slaventums die Geschichte und die Wissenschaft misshandeln, zugeben können, dass Russen und Waräger keine Germanen gewesen.

Zum Schluss will ich noch erwähnen, dass Dr. Hyde Clarke, wie er die Waräger oder Waringer als Nachkömmlinge der Wariner erklärt, so auch die „Rus“ des Nestor als Rugier (Rugen) auflöst. Der Uebergang des Rug- oder Rugen-Namens in „Rus“, „Russe“, hat an und für sich gewiss nichts Unwahrscheinliches. Ueberdies ist derselbe der einzige klar bezeugte, uralte Volksname im Ostsee-Gebiet, der an den russischen auffallend nahe herankommt.

Mehr noch. Wenn wir die Reihenfolge genau ansehen, in welcher Nestor die einzelnen Völkerschaften des Warang-Bundes aufführt — nämlich Rus, Swie (Schweden), Nurmane (Norweger), Angliane (Angeln) und Gote (Gothen) — so ergibt sich, wie mir dünkt, eine höchst beachtenswerte Tatsache. Der altrussische Chronist beschreibt nämlich damit förmlich einen Kreis oder eine Schlangenwindung, indem er am Südufer der Ostsee mit den Rus (Rugen) beginnt, zu den Schweden und Norwegern übergeht, weiter die Angeln auf der kimbrischen Halbinsel hereinzieht, und schließlich von Jütland (Gothland) nach dem gleichnamigen Eilande einbiegt.

Dieser Umstand scheint mir der Ansicht Hyde Clarke's noch besonderes Gewicht zu verleihen. Wir kämen damit auf eine geographisch klar geordnete Kette in der Völkerkunde. Und es wären darnach im Warang-Bunde die beiden Zweige des Germanen-Stammes — die Deutschen und die Skandinavier — zu ungefähr gleichen Teilen tätig gewesen: die Rus (Rugen) und die Angeln auf der einen, die Schweden und die Norweger auf der anderen Seite, während die Goten die Mitte halten.

Ohne mein eigenes Urteil schon feststellen zu wollen, erkenne ich die Meinung von Dr. Hyde Clarke als eine äußerst beachtenswerte an, wie denn überhaupt von diesem Forscher manche wertvolle Vermutung aufgestellt, mancher treffliche Beweis erbracht worden ist.

London. Karl Blind.



Macaulay.

Ein Essay.

(Schluss.)

Mit der Parallele ist das Beispiel nahe verwandt. Bei ersterer geht man über den Kreis hinaus, auf welchen die Aufmerksamkeit gerichtet werden soll, beim letzteren bleibt man innerhalb dieses Kreises stehen. Das Beispiel wird von Macaulay häufig angewandt. Jakob II. verfolgte die Puritaner in Schottland. Diese allgemeine Angabe genügte dem Historiker nicht. Die Aufzählung aller Fälle war unmöglich. Es werden daher eine Anzahl bemerkenswerter Fälle ausführlich erzählt: Wie der fromme Fuhrmann John Brown von Claverhouse's Dragonern erschossen wird, wie der junge Andreas mit der Bibel in der Hand dem Tode ins Auge sieht, wie die bejahrte Witwe und das junge Mädchen am Strande an Pfähle gebunden und von der steigenden Flut ertränkt werden. — Oder: Die verbannten Whigs fliehen in die Niederlande. Um zu zeigen, was für Leute es waren, werden Ayloffe, Grey, Ferguson und andere genauer charakterisirt als Proben oder Beispiele für die übrigen. Dass Macaulay in solchen Charakterbildern Meister ist, sei nur nebenbei erwähnt. Hat ihm doch die Vorliebe für solche den Vorwurf zugezogen, dass seine Geschichte zu sehr einer historischen Porträtgallerie gleiche. Auch soll er zuweilen in paradoxer Weise Personen gezeichnet haben, welche ganz entgegengesetzte Eigenschaften in gleicher Stärke in sich vereinigten. (S. McCarthy.) — Oder: Unser Historiker stellt den bekannten Satz auf, dass jedes Mitglied einer unterdrückten Kirche ein sehr entschiedener Anhänger derselben sein wird. Als Beispiele führt er die Christen unter Diocletian und die Protestanten unter Maria an. — Die Lehre, dass die Erbfolge der Fürsten nach dem Recht der Erstgeburt direkt von Gott eingesetzt sei, spielt in der englischen Geschichte eine wichtige Rolle. Macaulay zeigt an Beispielen, dass weder das Alte noch das Neue Testament, weder die römische noch die ältere anglikanische Kirche diese Lehre kannte; er erinnert an Isaak, Jakob, Juda, David und Salomo, welche alle nicht älteste Söhne waren, an Tiberius und Nero, denen, obwol sie gegen das Erbrecht den Tron bestiegen, Christus und Paulus zu gehorchen befohlen haben, an viele englische Könige, welche gegen diese Regel oder bei zweifelhafter Legitimität regirt haben, an die Parlamentsakte, wodurch Heinrich VIII. ermächtigt wurde über die Krone testamentarisch zu verfügen und an das Testament, wodurch er die Stuarts ausschloss; und zeigt dann, ein wie großes Interesse gerade Jakob I. an der Lehre vom Erbrecht hatte und haben musste. — Das allgemeine Urteil, dass sowol die Calvinisten als die Katholiken, im Unterschiede von der anglikanischen Kirche, alle Eingriffe der weltlichen in das Gebiet der geistlichen Macht eifersüchtig abzuwehren suchten und das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen gottlose Regenten lehrten, wird mit Beispielen belegt: „In Frankreich widerstanden Calvinisten Karl IX., Papisten widerstanden Heinrich IV., beide, Papisten und Calvinisten, widerstanden Heinrich III. In Schottland nahmen Calvinisten Maria gefangen. Im nördlichen England ergriffen Papisten die Waffen gegen Elisabeth.“ Der allgemeine Satz: Es ist besser, dass eine Gesellschaft durch Priesterklugheit regirt wird als durch rohe Gewalt, wird ergänzt durch das Beispiel: „Durch einen Prälaten wie Dunstan als durch einen Krieger wie Penda.“ Die leidige Wahrheit, dass ein Mensch ohne persönliche Motive für das wahre oder vermeintliche Interesse einer Gesamtheit die ärgsten Grausamkeiten begehen kann, wird durch Beispiele belegt: „Es ist kein Grund zu glauben, dass Dominicus für das beste Erzbistum der Christenheit räuberische Banden gereizt haben würde, eine friedliche und fleißige Bevölkerung zu plündern und niederzumetzeln, oder dass Robespierre für Lohn einen der Tausende ermordet haben würde, welche er aus Philantropie ermordete.“. Dem allgemeinen Gedanken: Es war gut, dass in den Klöstern die Künste des Friedens gepflegt werden konnten, folgen sofort Beispiele: Ein Bruder konnte die Aeneide abschreiben, der andre über Aristoteles — nicht doch, über dessen Analytik nachdenken; einer illuminirt — ein Buch? nein, eine Martyrologie, und einer schnitzt — ein Heiligenbild? ein Kruzifix; ein andrer macht Experimente über die Eigenschaften der Pflanzen und Mineralien; und man wundert sich fast, nicht bestimmte Pflanzen und bestimmte Mineralien genannt zu finden.

Häufig geschieht es nämlich, und schon im letzten Zitat war das zum Teil der Fall, dass der allgemeine Begriff oder Gedanke ganz weggelassen wird und nur das Beispiel stehen bleibt, oder dass ein einzelner Gegenstand — eine Person, eine Stadt, ein Gebäude, ein Fluss — für eine ganze Gattung oder Klasse ähnlicher Gegenstände, oder die einzelnen Arten einer Tätigkeit statt der Gesamtbezeichnung dieser Tätigkeit aufgeführt werden. Wir können diese Manier den konkreten Ausdruck nennen, sie beruht im wesentlichen

auf dem Tropus, den die Rhetorik Synekdoche nennt. Sie ist ganz besonders charakteristisch für den Macaulay'schen Stil und gibt ihm das malerische Gepräge, welches ihn vorzugsweise beliebt gemacht hat. Die germanischen Herrscher in den festländischen Provinzen waren Christen. Die in Britannien waren Heiden. Diesen Gedanken führt Macaulay so aus: „Während die deutschen Fürsten, welche zu Paris, Toledo, Arles und Ravenna herrschten, mit Ehrfurcht der Belehrung der Bischöfe lauschten, die Reliquien von Märtyrern verehrten und über die nicenische Theologie disputirten, verrichteten die Herrscher von Wessex und Mercia noch wilde Gebräuche in den Tempeln des Thor und Wodan." — Statt zu sagen: In Byzanz entfaltete der Hof noch kaiserlichen Glanz, die öffentlichen Gebäude waren mit antiken Kunstwerken geschmückt und die Gelehrten konnten noch die altgriechischen Schriftsteller lesen, sagt Macaulay: „In Byzanz, wo der Hof noch den Glanz des Diocletian und Constantin entfaltete, wo die öffentlichen Gebände noch mit den Skulpturen des Polyklet und den Gemälden des Apelles geschmückt waren und wo emsige Pedanten, selbst ohne Geschmack und Geist, die Meisterwerke des Sophokles, Demosthenes und Plato lesen und erklären konnten..." Der Gedanke, dass Reisende, welche die römischen Geschichtschreiber nicht lesen konnten, aus den Bauwerken der Römer eine Ahnung von römischer Geschichte gewinnen mochten, wird so ausgedrückt: „Reisende, denen Livius und Sallust unverständlich waren, konnten aus den römischen Aquädukten und Tempeln" etc. Statt der Domkirchen von Winchester und York setzt er: „Das Schiff von Winchester und der Chor von York." Statt „vortreffliche lateinische Verse, bedeutende wissenschaftliche Entdeckungen" sagt Macaulay: „Schotten schrieben lateinische Verse mit mehr als der Zartheit eines Vida und machten Entdeckungen in den Wissenschaften, welche den Ruhm eines Galileo erhöht haben würden." Wir sagen zuweilen: Von einem Ende der Welt bis zum andern. Macaulay dafür: „Vom Hoangho bis zum Missouri." „Die Siege Preußens über Oesterreich etc. waren den übrigen Deutschen gleichgiltig" heißt bei Macaulay: „Es war unmöglich, dass ein Hesse oder Hanoveraner patriotischen Stolz fühlte bei der Kunde, dass Pommern Mähren (Moravians) niedergemetzelt hätten, oder dass sächsische Fahnen in den Kirchen Berlins aufgehängt wären." In dieser Manier ist auch der echt Macaulay'sche Satz: „Hätte Jakob I. große Siege über Tilly und Spinola erfochten, hätte er Westminster mit der Beute bayerischer Klöster und flämischer Kathedralen geschmückt, hätte er österreichische und kastilianische Banner in der Paulskirche aufgehängt...." Die Soldaten Cromwells lebten streng moralisch, konnten aber durch katholische Lehren und Symbole leicht zur Wut gereizt werden. Dies gibt Macaulay so: „Kein Dienstmädchen beklagte sich über die rauhe Galanterie der Rotröcke. Nicht eine Unze Silberzeug wurde aus den Läden der Goldschmiede genommen. Aber eine pelagianische Predigt, oder ein Fenster, worauf die Jungfrau mit dem Kinde gemalt war" etc. Konkrete Schreibart ist es auch, wenn statt einer Wissenschaft berühmte Vertreter derselben genannt werden: statt der Mathematik d'Alembert und Euler, statt der Nationalökonomie Adam Smith und Bentham.

Verschieden von dem „korrekten Ausdruck" ist die Detailmalerei. Hier wird nicht statt des Allgemeinen das Besondere gesetzt, sondern aus den einzelnen Strichen und Zügen setzt sich das Gesamtbild zusammen. Namentlich für das Kulturhistorische ist ein reiches Detail unentbehrlich. Das bekannteste Beispiel bei Macaulay ist das Kapitel über England im Jahre 1685. Ferner sei erinnert an die Beschreibung des Kongresses zu Haag 1691: Wie die Fürsten eine Reihe von Banketten gaben, wie Pauken und Trompeten nach teutonischer Väter Weise ihren Trinksprüchen Nachdruck verliehen, wie die deutschen Potentaten ihre Streitigkeiten über Etikette, Genealogie und Heraldik vergaßen, aber nicht die Liebe zum Wein, wie an der Tafel des Kurfürsten von Brandenburg die nüchternen holländischen Staatsmänner den angeheiterten Adligen des heil. röm. Reiches aus dem Grotius und Pufendorf bewiesen, dass sie Unsinn schwatzten, und wie einer der deutschen Herren seinen schönen Sammetrock am Torffeuer verbrannte.

Wie geschickt tritt das Detail in den Personenschilderungen auf! Karl II. hatte mit seinen Höflingen Ball gespielt, sie auf den Rücken geklopft, sie Jack oder Harry genannt und ihnen Geschichten erzählt. Wilhelm III. war ernst und einsilbig. Die Hofdamen waren *amused* und *shocked*, wie das nur Hofdamen seinen können, über seinen Mangel an Höflichkeit. Als einst die Prinzessin Anna bei ihm speiste und die ersten grünen Erbsen aufgetragen wurden, verzehrte er das ganze Gericht, ohne Ihrer Königl. Hoheit einen Löffel voll anzubieten. Was, grüne Erbsen? Ist das Geschichte? hieß es beim Erscheinen dieses Bandes in einer deutschen Zeitschrift. Warum nicht? antworten wir heute wol alle, und wissen es Macaulay Dank, dass er den altfränkischen Ideen von „Dignität der Geschichte" mit kecker Geringschätzung begegnet ist.

Zum Schluss sei noch eine bei Macaulay beliebte Redefigur erwähnt, die nicht auf dem Verhältnis zwischen Form und Sache beruht, sondern in der Gegenüberstellung zweier Sachen besteht, die Antithese. „Wie es keine Land gibt, wo die Staatsmänner so sehr unter dem Einfluss der Vergangenheit gestanden haben, so giebt es kein Land, wo die Geschichtsschreiber so sehr unter dem Einfluss der Gegenwart gestanden haben." „Es war hier keine Grenze, wie sie in andern Ländern den Patrizier vom Plebejer schied. Der Freibauer murrte nicht über Würden, zu denen seine eignen Kinder aufsteigen konnten. Der Magnat war nicht geneigt eine Klasse zu beschimpfen, zu welcher seine eigenen Kinder hinabsteigen mußten." — „In den Monarchien des Mittelalters gehörte die Macht des Schwertes den Fürsten, aber die Macht des Säckels gehörte der Nation und wie der Fortschritt der Zivilisation das Schwert des Fürsten der Nation mehr und mehr furchtbar machte,

so machte er den Säckel der Nation dem Fürsten mehr und mehr notwendig.“ — „Gewisse Royalisten schätzten ein Gebet oder eine Zeremonie nicht wegen des Trostes, den es ihnen selber gab, sondern wegen des Aergers, welchen es den Puritanern bereitete, und waren so weit entfernt die Einheit durch Zugeständnisse zu erkaufen, dass sie die Zugeständnisse besonders deshalb bekämpften, weil sie die Einheit beförderten.“

In Macaulay's Ausdrucksweise findet sich, besonders in der Essays, zuweilen eine maßlose Heftigkeit, welche namentlich dem Franzosen Oursel auffällt, aber auch von Morison als an Gemeinheit (vulgarity) grenzend getadelt wird. Für Friedrich Wilhelm war der bloße Umstand, dass irgend jemand in seiner Nähe war, ein genügender Grund ihn mit dem Stock zu bearbeiten. Er schimpfte den Kanzler; er trat die Schienbeine seiner Richter mit Füßen. Die Hofdame Schwellenberg war ein gehässiger alter Krötenfresser (toad-eater, Anglizismus für Schmeichler), ungebildet wie eine Kammerjungfer und stolz wie ein ganzes deutsches Kapitel. Dieselbe „tohte wie ein Verrückter in der Abteilung für Unheilbare zu Bedlam“; „raste wie eine wilde Katze“. Die kräftigsten Ausdrücke (filthy and spiteful Yahoo, Jacobin carrion) werden für Barère aufgespart, der sie freilich einigermaaßen verdient zu haben scheint. Die feineren Waffen der Polemik, der absichtlich gemäßigte Ausdruck, die Ironie, sind unserm Autor fremd. Er ist nicht was der Engländer suggestive nennt; sagt alles was zu sagen ist und lässt dem Leser keine Gelegenheit selbst was hinzuzudenken. Uebrigens war jenes starke Auftragen der Farben für die grosse Menge, und zwar sehr richtig, berechnet. Der Herausgeber der Edinb. Review hatte einmal einige der am meisten „zugespitzten und verzierten“ Sätze in einem Macaulay'schen Artikel ausgelassen. Macaulay gab ihm sachlich Recht, aber, meint er mit einem gewissen Cynismus, „nicht nach seinem eignen Geschmack, sondern nach dem der Fische wählt der Angler den Köder.“

Seine Kritik und Polemik ist wesentlich rhetorisch. Daher seine Vorliebe für die A n a p h o r a. Wir behaupten (affirm), dass dies eine Lüge ist, heißt es im Barère, und dann noch einmal dreimal: Wir behaupten, dass . . . Dies klingt wie ein Plaidoyer. Aehnlich in dem nicht polemischen Essay über Lord Holland citirt bei Morison S. 63) They will remember, they will recall, they will recollect (2 mal) und dann noch they will remember nicht weniger als acht mal. Und gleich auf der ersten Seite der History heißt es: I shall recount — I shall trace — I shall relate, how — how how etc. in infinitum. Morison tadelt den Gebrauch dieser für die gesprochene Rede nützlichen, aber auch gewöhnlichen Figur in der schriftlichen Komposition.

Unbedingtes Lob spendet er dagegen den Reden. Die gewöhnliche Meinung, dass dieselben brillante, aber unpraktische rhetorische Exerzitien gewesen (gesprochene Essays, wie andere sagen), weist er gänzlich zurück. „Die lichtvolle Ordnung und logische Folge der Teile werden nur durch die erhabene Einheit und den Zusammenhang des Ganzen übertroffen. Seine staatsmännischen Ansichten werden in einer Sprache entfaltet, welche zugleich knapp, rein und populär, niemals spitzfindig oder subtil, sondern einfach, geradezu und kräftig ist, genau passend für eine Versammlung praktischer Männer. Und vor allem, die edle und großmütige Gesinnung, welche in jedem Satze brennt und glüht, schmilzt die ganze Masse von Argument, Illustration und Invective in einen Strom majestätischer Beredsamkeit, welche so hoch über bloßer Rhetorik steht wie wahre Poesie über bloßer Verskunst.“ Es ist schwer für den „outsider“, selbst wenn er kein „foreigner“ ist, zu wissen wie eine Rede im House of Commons beschaffen sein muss, und so liest man denn verschiedene Urteile. Aber gewiss ist, dass er im Hause selbst als Redner sehr hoch gestellt wurde; es füllte sich, so oft er sprach; Männer wie Peel und Gladstone zollen ihm die ehrenvollste Anerkennung, und so darf man wol annehmen, dass seine Reden auch praktische Wirkung gehabt haben, wie das bei einer der letzten unzweifelhaft feststeht. Wie er einem Gegner zu Leibe ging „ohne Handschuhe anzuziehen, nicht mit dem Fleuret, sondern Hiebe aus dem Schultergelenk mit kurzem römischen Schwert austeilend“ (Morison) das sieht man an dem Angriff gegen Peel in der Rede über Irland (Morison 135). Das ist nichts weniger als Schönrednerei, hier haben wir eine wahrhaft Demosthenische Wucht der Invective.

„Macaulay's wird mehr als eines Mannes, der in vielen Dingen exzellirte, gedacht werden, denn als Verfassers eines Geschichtswerkes“. So sagt Mc Carthy, welcher gleich Morison eine „richtige Mitte“ im Urteil über Macaulay zu gewinnen sucht. Es erinnert an die Vielseitigkeit eines Sheridan, welcher zu seiner Zeit die beste Komödie, die beste Rede, den besten Prolog und ich glaube noch etwas bestes verfasste, wenn man bedenkt, dass Macaulay, der Essayist, Redner und Geschichtschreiber, auch noch als Dichter mit glänzendem Erfolg aufgetreten ist. Kaum freilich könnte man sich ihn als lyrischen Dichter denken; dass der Mann, der als Historiker so eminentes episches Talent verrät und zugleich solch unbedingte Herrschaft über die Sprache besitzt, in epischer Dichtung bedeutendes geleistet, ist schon weniger verwunderlich. Die „altrömischen Balladen“ sind besonders durch die Klarheit und Anschaulichkeit ihrer Bilder und Szenen ausgezeichnet, aber auch von einer kriegerischen Begeisterung durchglüht, welche sich namentlich der Jugend unwiderstehlich mitteilt. Als das beste Stück gilt Horatius, aber auch die Rede des Icilius in Virginia (weniger die des Virginius) verdient Lob. Formell steht Macaulay in diesen Gedichten unter dem Einfluss Walter Scott's, während sein antiker Bürgersinn dem ritterlich feudalen Zuge des schottischen Dichters grade entgegengesetzt ist. Vielleicht darf man die früher geschriebene „Schlacht bei Naseby“ noch über die römischen Balladen stellen. Die Gewalt der Leidenschaft findet hier in Sprache und Versmaaß den angemessensten Ausdruck. Es scheint übrigens, dass Macaulay selbst diese Gedichte nur als eine geistreiche Spielerei ansah. Er gab später diese Art der Kompo-

sition (deren historische Berechtigung ja immerhin zweifelhaft ist) gänzlich auf und beschränkte sich wie Scott auf die Prosa, freilich in einem andern Gebiet wie jener.

Wie wunderbar ist überhaupt die frühe Reife dieses Genius! Welche Leistung jenes (vor dem Essay über Milton geschriebene) „Gespräch zwischen Cowley und Milton", dessen Einleitung, „an Einfachheit und Anmut eines Plato würdig", Morison zitirt. „Man lese dies herrliche Stück majestätisches Englisch", sagt dieser Kritiker, „darauf die Stelle der Geschichte oder der Essays, die man am meisten schätzt, und sage dann, ob die Literatur nicht weit mehr durch Macaulay's Eintritt ins Parlament verloren hat, als die Politik gewann." Die Führung des ganzen Dialogs ist meisterhaft. Beide Gegner, nicht nur Milton, führen ihre Sache (es handelt sich um den „großen Bürgerkrieg" des 17. Jahrhunderts) mit den besten Argumenten. „Der Glanz und der Adel der Diktion sind der Art, wie sie nie wieder Macaulays Nachtwachen heimsuchten." Dennoch sei das Stück fast vergessen und selbst Trevelyan erwähne es kalt und zweifelnd. Vielleicht wird es nun wieder mehr Beachtung finden. Uebrigens kann kein Zweifel darüber sein, welche Schreibart des größeren Erfolgs sicher war, und dass es Macaulay auf diesen sehr, wenn nicht allein ankam, lässt sich aus manchen seiner Aeußerungen schließen.

Er musste eben, wie alle Sterblichen, sein Geschick erfüllen. Wol mag man einen Augenblick mit Morison dem „Wenn und Aber" nachhängen, bedauernd, dass er nicht entweder der Politik oder der Literatur sich ungeteilt hingeben konnte. Im ersteren Falle — d. h. im Besitz des nötigen Vermögens — würde er, meint Morison, rasch in die vorderste Reihe der Staatsmänner getreten sein, denn er war, mehr als alle seine Zeitgenossen, außer Peel und Disraeli, „aus dem Stoff, wovon englische Premierminister gemacht werden." Im andern Fall (welcher uns Ausländer mehr interessirt), wenn ihn die Umstände ganz von der politischen Laufbahn ausgeschlossen hätten, so würde dies der Qualität seiner Schriften nicht geschadet haben. Denn sein Fehler war nicht, zu theoretisch zu sein, so dass er der parlamentarischen Schule als eines praktischen Korrektivs bedurft hätte. Im Gegenteil, meint der Kritiker, tüchtig in Hegelscher Philosophie gedrillt zu werden, solche Gymnastik hätte kaum ausgereicht, die praktische „unspekulative" Richtung seines Geistes zu verbessern! (Dagegen freut sich Mc Carthy gerade [mit der großen Mehrheit der Leserwelt ohne Zweifel], dass Macaulay nicht von einer vorgefassten philosophischen Theorie ausging, dass er „told history like a story".) Statt dessen hatte er überhaupt keine Gymnastik als solche, die aus griechischer und lateinischer Grammatik gewonnen werden kann. Dann kam er ins Parlament, den ungeeignetsten Ort, um eine philosophische Anlage zu entwickeln. Dies würde, meint Morison, bei einem stillen Gelehrtenleben mehr der Fall gewesen sein. Und doch bemerkt er anderswo, dass Macaulay, der Redner, sich in einer höheren intellektuellen Sphäre bewegt als Macaulay, der Schriftsteller. Als Redner stellt er umfassende (broad) lichtvolle Prinzipien auf, was er als Schriftsteller vermeidet. Ferner ist die Frage, ob er nicht unter andern Umständen sein Geschichtswerk hätte bedeutend weiter führen können. Wol bedauern wir, dass es ein Torso blieb, aber die Fortführung bis ins 19. Jahrhundert war bei solcher Ausführlichkeit überhaupt innerhalb eines Menschenlebens unmöglich.

Man soll nicht, schließt Morison sein Buch, von einem Schriftsteller verlangen, was er nicht geben kann. Wenn Macaulay dem Geiste und dem Herzen wenig Nahrung gibt, wenn er nicht als Pionier in unbetretene Gründe vorgedrungen ist: er hat uns glänzende Bilder der Vergangenheit gegeben und steht in der Kunst des Erzählens auf gleicher Höhe mit den größten Meistern des Romans. Mit epischer Breite und Großheit (grandeur) hat er große Ereignisse berichtet, man könnte fast sagen besungen. Dazu war er ein edler Mensch, ein guter Bürger, ein treuer Freund, Sohn und Bruder. Man kann zweifeln, ob seine liebenswürdige selbstlose Natur ein höheres Lob gewünscht haben würde.

So weit Morison. In der Inschrift auf der 1876 errichteten Statue in Trinity Hall werden Macaulay's literarische Verdienste so zusammengefasst: Historico doctrina, fide, vividis ingenii luminibus praeclaro, qui primus annales ita scripsit, ut vera fictis libentius legerentur, oratori rebus copioso, sententiis presso, animi motibus elato.

Kassel.

Martin Krummacher.



Karl Merwart: Madame Ackermann, eine literarische Skizze.

Wien 1883. Selbstverlag des Verfassers.

Dieses Schriftchen ist ein stark verdünnter Auszug aus einer größeren Abhandlung des nämlichen Verfassers, die nicht in die Oeffentlichkeit dringen durfte. Denn kaum sollte dieselbe die Druckerei verlassen, so wurden sämtliche Exemplare auf Requisition der k. k. Staatsanwaltschaft konfiszirt und vernichtet! Die Spürnasen der Polizei Seiner Apostolischen Majestät hatten in der Besprechung und Verbreitung der Gedichte Madame Ackermanns einen Akt der „Religionsstörung" erblickt, und hierin versteht die gottesfürchtige Behörde an der blauen Donau keinen Spaß.

So musste denn Merwart schweren Herzens sich entschließen, seine Arbeit zu einer harmlosen Skizze „besonders für die Damenwelt" zusammenzustreichen und die gotteslästerlichsten unter den Gedichten der merkwürdigen Frau nur ganz allgemein zu erwähnen und zu berühren. Gerade in diesen letzteren aber liegt

die subjektive Bedeutung der in jeder Hinsicht eigenartigen und interessanten Dichterin.

Selten hat der Pessimismus und die bis in die äußersten Konsequenzen geführte Negation eine so beredte und ergreifende Sprache geführt

„Est-ce ma faute à moi, si dans ces jours de fièvre
D'ardentes questions se pressent sur ma lèvre,
Si votre Dieu surtout m'inspire des soupçons?"

Die Unsterblichkeit betrachtet Frau Ackermann als eine Fortsetzung der Qualen für den Unglücklichen, da niemand aus dem Herzen den Stachel der Erinnerung zu reißen vermag; für den Glücklichen ist sie auch kein Glück, weil das angebete Wesen nicht mehr mit der gleichen Glut lieben kann, wenn die Seele von den irdischen Banden frei geworden. Dagegen glaubt die Dichterin fest an die Ewigkeit der Natur als Ganzes. Darum kann der Mensch nicht Endziel der Schöpfung sein. Hoffnungslos muss er leiden; er wäre besser nie geboren, denn nie kann er zur Wahrheit gelangen. Die Natur ist eine herzlose Stiefmutter.

Mitleid erfasst den Leser für diese Frau, die über der Pforte des Lebens mit unerbittlicher Hand ihr lasciate ogni speranza schreibt. Hier ist der krankhafte Pessimismus in der höchsten Potenz entwickelt. Es liegt nahe, diese Gesinnung auf Schopenhauers Einfluss zurückzuführen, zumal die Dichterin mit deutscher Literatur und deutscher Wissenschaft wol vertraut ist; — sie hat 1838—39 und 1842—46 in Berlin mit den hervorragendsten Schriftstellern verkehrt; — Frau Ackermann wehrt sich aber gegen diese Auffassung, und Merwart, der mit ihr im regen Verkehr des Gedankenaustausches zu stehen scheint, teilt aus ihrer Jugend einzelne Züge mit, die schon für die Kindheit Louise Ackermanns auf ein wehmütiges Grübeln und Brüten als Charakterzug hinweisen.

Betrübend wäre es, wenn diese schmerzvolle Saite allein in Louise Ackermanns Liedern erklänge. In der Tat spricht aus anderen ihrer Gedichte auch der gutgallische Humor eines Rabelais, Régnier und La Fontaine: ihre „Contes" sind heiter und angenehm zu lesen, obwol sonst unbedeutend. Die Stoffe sind aus fremden Literaturen entnommen, so le Chasseur malheureux aus Immermann, mit der anmutenden Schilderung des deutschen Hauses, und aus Grimm die rührende Erzählung vom Patenkind des Todes.

In allen poetischen Erzeugnissen dieser hervorragenden Frau, selbst in den allerersten Versuchen, ist die durchaus individuelle und vollendete Sprache zu bewundern. Mag sie als heitere Erzählerin auftreten, oder den tobenden Kampf in ihrem Innern mit allen Widersprüchen schildern, überall fesselt uns das eigenartige Gewand, worin sie ihre Gedanken hüllt.

Fünfzig Jahre zählte Louise Ackermann, als sie ihre ersten Lieder herausgab (1862). Ihr Gatte hatte nämlich das Schriftstellern für eine geistige Dekolletirung erklärt und nie geduldet, dass seine Frau sich überhaupt dekolletire. „Il est peut-être moins indécent," sagte er, „de montrer ses épaules que son cœur." Sie achtete den Willen ihres Eheherrn und trat erst nach dessen Tod vor die Oeffentlichkeit. Im lustigen Treiben des zweiten Empire verhallte ihre ernste Stimme ungehört. Nachdem aber schwere Prüfungen über das Vaterland hereingebrochen, da war Frau Ackermanns Zeit gekommen, und seitdem ist der Ruhm der Greisin stets gestiegen. Heute versammeln sich die Häupter des modernen Parnasses in ihren Salons.

In Deutschland ist Frau Ackermann so gut wie unbekannt; keine Literaturgeschichte, auch die von Eduard Engel nicht, erwähnt ihren Namen. Merwart gebührt das Verdienst, in dem Schriftchen, dessen Inhalt die obigen Zeilen kurz skizzirten, zuerst die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf diese imponirende Erscheinung gelenkt zu haben. Beigegeben ist ein vom Verfasser selbst gezeichnetes Porträt der Dichterin, ein hoheits- und würdevolles Antlitz von seltener Schönheit. — Merwart gedenkt, wie er dem Unterzeichneten brieflich mitteilte, demnächst auf Deutschlands sicherem Boden eine umfangreichere Schrift über Louise Ackermann erscheinen zu lassen, in der er ein vollständigeres Bild der seltenen Frau geben wird.

Baden-Baden.

Joseph Sarrazin.



Literarische Neuigkeiten.

Für Rabelais-Freunde! Die Firma Garnier Frères in Paris veranstaltet eine Lieferungsausgabe des wundervollen Doré'schen Rabelais in 140 Lieferungen à 50 centimes in größtem Format, jede Lieferung mit drei bis vier großen Bildern. Uns erscheint kein Schriftsteller Doré's Stift sich so anzubequemen wie gerade Rabelais; Doré schwelgt hier geradezu in der Lust am Ungeheuerlichen. Der Text erscheint in splendidester Form. — Die ersten 2000 Subskribenten erhalten die von Doré illustrirten bedenklichen „Contes drôlatiques" von Balzac gratis.

Von Friedrich Friedrichs lustigem Büchlein „Studentenfahrten" erscheint eine dritte Auflage. Denen, die in Jena und Umgegend studirt haben, ganz besonders zu empfehlen. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Die Firma Gaspar in Madrid kündigt an das Erscheinen der von Don José de Perojo besorgten deutschen Ausgabe von Kants „Kritik der reinen Vernunft".

Ein neuer Roman von Henry Gréville: „Angèle". — „Henry Gréville" wird ebenso schreibselig wie ihre Kollegin Ouida; die Folgen sind für beide dieselben: auch Henry Gréville liefert nur noch Lesefutter, aber keine Literaturwerke.

Miss Braddon lebt noch, denn sie schreibt noch, wie ihr neuester zweibändiger Roman „Flower and Weed" beweist. — Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Wir machen — ganz gegen unsere Gewohnheit — aufmerksam auf eine billige Nachdrucksausgabe der Werke des genialen aber ultra-sonderlichen englischen Kunsthistorikers Ruskin, der seine Bücher auf einem Dorfe herstellen lässt und deren Bezug soviel wie möglich erschwert. Eine amerikanische Firma (Willy & Sons in New-York) veranstalten einen Abdruck der in der Originalausgabe schwer zugänglichen Werke: „Modern Painters" und „Art of England".

Von **Meta Wellmer's** „Gedichten“ erscheint eine zweite Auflage. — Zürich, Th. Schröter.

Von **Ernst Ecksteins** Humoreske „Herr Braubach“ (einer reizenden Geschichte in unverfälschtem Sächsisch) erscheint die dritte Auflage. Wir machen auf die Vorrede aufmerksam, in welcher Eckstein sehr nachdrücklich das Recht der Komik, auch der derben Komik, vertritt. — Leipzig, Reißner. 1 M.

Emile Zola scheint mit fliegenden Fahnen ins Lager der Optimisten überzugehen, sofern sich aus Büchertiteln schließen läßt. Der Roman, an dem er gegenwärtig arbeitet, soll heißen: „La joie de vivre.“

Das vor einiger Zeit auch im Magazin eingehend besprochene Werk des Spaniers Sanchez **Moguel** über Calderon und Goethe (verglichen an ihren beiden dramatischen Hauptwerken) ist jetzt in einer französischen Uebersetzung erschienen. — Paris, Leroux.

Von **Pypin's** und **Spasović's** „Geschichte der slavischen Literaturen“ erscheint jetzt die erste Hälfte des zweiten Bandes, in deutscher Uebersetzung, enthaltend: Geschichte der polnischen Literatur. — Leipzig, Brockhaus. 9 M.

Bei Macmillan (London) erscheint eine Sammlung „Bengalischer Volksmärchen“, deren Wert dadurch erhöht wird, dass ihr Veröffentlicher selbst ein Bengale, der „Reverend“ Lal Behari Day, ist, derselbe, von dem auch ein Band „Bengal Peasant Life“ herrührt.

Eine interessante Zusammenstellung der Entdeckungsfahrten von Nordländern nach Amerika **vor** Columbus gibt Professor Rasmus Anderson in seinem Buch: „America not discovered by Columbus“. — Chicago, Griggs & Co.

Von Michelet's „Histoire de la Révolution française“ erscheint eine **illustrirte** Ausgabe in vier starken Bänden. — Paris, Charpentier. à 5 fr.

Von Viktor **Scheffel's** „Ekkehard“ erscheint eine Uebersetzung ins Französische.

Couronnement des souverains russes. 1—6. Lieferung. — Petersburg, Hoppe. — Ein Album der Krönungen der Zaren mit schönen Illustrationen und gegenüberstehendem deutschen und französischen Texte, von Hermann Hoppe, dem Herausgeber der Petersburger Illustrirten Zeitung, aus Anlass der Krönung des Kaisers von Russland. Die ganzseitigen und doppelseitigen Illustrationen sind sauber ausgeführte Holzschnitte.

Von dem von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin herausgegebenen „Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie“ liegt der soeben erschienene vierte Jahrgang komplet vor und bringt zur derselbe in ziemlich übersichtlicher Darstellung dasjenige zur Anschauung, was innerhalb des Jahres auf dem Gebiete der gesamten germanischen Philologie und Altertumskunde geleistet ist. Wir können denselben allen Germanisten warm empfehlen. — Leipzig, Carl Reißner. Preis des Jahrganges in 2 Bänden 8 M.

Das Juli-Heft der illustrirten populär-geschichtlichen Monatsschrift „**Aus allen Zeiten und Landen**“ (Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn [M. Bruhn] in Braunschweig, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Sievers und Harald Bruhn, Preis vierteljährlich 3 Mark) hat folgenden Inhalt: „Bismarck und die Diplomaten.“ Von Moritz Busch in Berlin. — „Die beiden Dorotheen“. Zwei Herzoginnen von Kurland. Von Fr. von Hohenhausen in Berlin. (Illustrationen: Porträt von Dorothea, Herzogin von Kurland. Nach dem Gemälde von A. Graff. Porträt von Dorothea, Herzogin von Sagan. Nach dem Stiche von A. Weger). — „Im Bann des Herzogs Karl Eugen“. Von Arnold Wellmer in Blankenburg a. H. (Illustrationen: Porträt von Christian Friedrich Daniel Schubart. Nach einem Gemälde von Klemann. Der Hohen-Asperg). — „Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.“ Von Ferdinand Lotheißen in Wien. (Illustrationen: Portrait von Louis, Herzog von Saint-Simon, Pair von Frankreich. Nach dem Gemälde von Vanloo). — „Süddeutsche Hexen im 17. Jahrhundert“. Von Karl Grün in Wien. — Kaiser Manuel Komnenos“. Von G. Hertzberg in Halle. — „Villa d'Este bei Tivoli“. Von F. Blaschnik-Arndt in Berlin. — Historietten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

ANZEIGEN.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung

52. Jahrgang. | Leipzig, den 25. August 1883. | Nr. 34.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Alfred Meissner.

Trotz alles Reichtums an Talenten, trotz alles feurigen Strebens und männlichen Kämpfens, trotz aller Unterstützung und Förderung der begabten und der nicht begabten, der würdigen und der unwürdigen Vorkämpfer von Oben und Außen. gelang es Oesterreich im vorigen Jahrhundert nicht, Hervorragendes oder gar Dauerndes in der Literatur im allgemeinen und in der Poesie im besonderen zu leisten. Es fehlte sogar viel, dass man immer rechtzeitig und mit Verständnis dem Gange zu folgen vermochte, den unsere Literatur in ihrer Entwickelung machte. Allerdings hat jede bedeutsame literarische Erscheinung des 18. Jahrhunderts auch in Oesterreich gewirkt, früher oder später, vermittelt oder unmittelbar, gut oder schlimm: der Gottschedianismus ebenso wie Lessings Kritik, der Messias wie der Oberon, das Wertherfieber und das Kraftdrama, die Aufklärung und Sturm und Drang, Goethe und Schiller, die beiden letzteren freilich nicht so ganz gewaltig, nicht so ganz plötzlich, nicht mit ihren reifsten Werken. An- und Nachempfinder, Angeregte, Aufgeregte haben diese Wirkungen hervorgebracht, zum Teil Männer, die man füglich problematische Naturen nennen, aber nicht ein schöpferisches Talent, an dessen Werken man noch heute seine Freude haben könnte. Mag es auch richtig sein, dass in unseren Literaturgeschichten bis auf den heutigen Tag der Anteil Süddeutschlands und Oesterreichs an der Literaturbewegung des vorigen Jahrhunderts etwas gar zu obenhin und nebenbei behandelt wird, dass die Männer, die zahlreich und opfermutig auftraten in Oesterreich als Kämpfer für Licht, Freiheit, Recht, Bildung des Geschmackes, darin als etwas gar zu unbedeutend dargestellt werden, das steht fest: Denis ist kein Klopstock, Sonnenfels kein Lessing, Blumauer kein Wieland, und Ayrenhoff und Collin sind keine Goethe und Schiller gewesen.

In unserem Jahrhundert dagegen war Oesterreich zum Ersatze für den Frühling, der log, für den Sommer, der trog, gleichsam ein poetischer Nachsommer beschieden voll Glanz und Licht, mit neuem Trieb, voll reifer, schöner Frucht. Kein Land hat, wenn man die Dichter nach Landschaften ordnet, was doch auch nicht so ganz äusserlich und wertlos ist, so viele und so treffliche Helden zu dem gewaltigen Heere der „Epigonen“ gestellt, wie Oesterreich. „Es steht jetzt in Oesterreich“ — sagt A. Jung in seinem Buche: ‚Moderne Zustände‘ — „ein ganzer Flor von trefflichen Dichtern da. Zwar musste Grillparzer lange warten auf den ihm längst gebührenden Ruhm, über Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen) hat man sich lange kleinlich herumgestritten, jetzt stehen beide in gefeierter Größe da. Und gegenwärtig sind die österreichischen Dichter, vom schönsten Sange und Klange, gar nicht mehr zu übersehen: Anastasius Grün, Alfred Meissner, Robert Hamerling u. a. wahrhafte Dichtergenien!“

Es soll hiemit versucht werden, einen dieser Dichtergenien, Alfred Meissner, zu charakterisiren. Dies ist kein leichtes Unternehmen. Denn einmal ist die Zahl seiner Schriften eine beträchtlich große (ein freundlicher Buchhändler brauchte gerade fünf Seiten, um mir die Titel sämtlicher Meissnerscher Schriften mit Jahr und Ort und sonstigem Zubehör aufzuschreiben, wobei die zahlreichen Aufsätze, Skizzen, Kritiken, die

da und dort aus Meissners Feder erscheinen, noch gar nicht genannt sind). Sodann enthalten die Schriften nicht nur Werke sämtlicher Gattungen, sondern es sind auch diese wiederum von dem verschiedensten Charakter. Ferner tut uns Meissner in der chronologischen Reihe seiner Schriften nicht eben den Gefallen, eine schnurgerade Entwickelung zu zeigen, wie sie die Literarhistoriker so gerne haben und im Notfalle auch konstruiren. Auch gehört zum vollen Verständnis unseres Dichters eine leidliche Kenntnis der politischen und sozialen Geschichte namentlich Oesterreichs; denn wie nicht leicht ein anderer befindet er sich im steten Zusammenhang mit der zeitgenössischen Geschichte. Je nachdem nun einer einen Standpunkt einnimmt, wird er manchen Auffassungen und Darstellungen Meissners, die ja nicht durchweg in die reine Sphäre der Kunst gehoben sind und also auch nicht immer bloss vom Richtstuhle ästhetischer Kritik beurteilt werden dürfen, möglicherweise Widerspruch entgegensetzen müssen. Das tut man aber nicht gerne einem Manne gegenüber, dem niemand die Lauterkeit seiner Strebungen absprechen kann. Noch weniger gerne tadelt man, wenn man ästhetische Mängel und Irrtümer entdeckt hat. Denn der Mann, in dessen Werken man sie gefunden hat, ist so würdig und verdient, so anerkannt und gefeiert, dass man sich scheut, ein Urteil auszusprechen, das ans Abschätzige auch nur anklingt. Auch dem lesenden Publikum gegenüber scheut man sich, das zu tun. Denn entweder kennt und liebt es Meissner schon, dann meint es gleich, man wolle ihm seine Liebe schmälern oder rauben; oder es kennt ihn noch nicht, dann ist bei dem heutigen Stand der Dinge, da auch für das Gute die Trompeten der Reklame schmettern müssen, eine ruhige, liebevoll-gerechte Würdigung vielleicht am wenigsten geeignet, es dahin zu bringen, dass es ihn lesen und lieben lerne.

Alfred Meissner begann seine literarische Laufbahn, wie es damals noch das Natürliche war, mit lyrischen „Gedichten“. Sie erschienen 1845 in Leipzig bei Reclam. Es war eine nicht sehr umfangreiche Sammlung, war ja doch der Poet erst im Anfange der zwanziger Jahre stehend. Das Publikum fand an dem reichen Inhalt, der kecken Manier, der glänzenden Form Gefallen, wenn auch die Kritik vorerst noch zweifelnd bewunderte. Im nächsten Jahre schon erschien eine zweite vermehrte Auflage, diese, wie die Mehrzahl der Meissner'schen Werke, bei Herbig. Die „Gedichte“ haben es bis heute auf zwölf Auflagen gebracht. Gewiss ein Zeichen bedeutenden äußeren Erfolges! Und auch ein Zeichen, dass das deutsche Publikum so arg schlecht gar nicht ist, wenn man ihm nur etwas Gutes bietet. — Es konnte nicht anders sein, als dass des jungen Dichters Weltanschauung eine unreife, unselbständige, unklare war und dass er, auch was künstlerische Gestaltung betraf, noch allzusehr von tiefwirkenden und hochhebenden Vorbildern abhängig war. Zuvörderst war es Lenau, an den man sich hierbei erinnern musste. Sodann hatte seine Seele Nahrung gesogen aus den Werken Byrons und der Sand. Diese beiden besingt er auch mit tiefer Empfindung, in begeisterter Weise, außerordentlich wirkungsvoll. Das allerdings etwas phrasenreiche und inhaltlich kaum ganz zu verteidigende Gedicht an Georges Sand findet sich in der zwölften Auflage der Gedichte nicht mehr, während es die zehnte, die mir allein neben der ersten und zwölften zur Verfügung steht, noch enthält; ich habe es überall gesucht, sogar unter dem Titel „Die Höllenfahrt“. Nennt man diese Namen als Leitsterne des jungen Meissner, vergegenwärtigt man sich die Stimmung und Gährung der ganzen Zeit, nimmt man hinzu die alte Art der Jugend, „hohe Lust im tiefen Leide“ zu finden, so ist es erklärlich, dass der Grundton der Jugend-Gedichte ein melancholischer, freigeistiger, bitterer, pessimistischer ist. Man hat ja auch oft Meissner unter den Weltschmerzdichtern genannt. Aber dieser Pessimismus ist nicht wie unser heutiger ein zur Beschaulichkeit, zum Quietismus neigender gewesen, sondern einer, der in herben Tönen laut aufrief zum Umsturz alles dessen, was faul und schlecht war oder schien.

Es sei mir gestattet, gleich hier die gesamte Lyrik Meissners, die ja noch in den letzten Zeiten herrliche Blüten trieb, kurz zu betrachten. „Junge Liebe“ ist die erste Abteilung genannt. Mit den darin enthaltenen schöngeformten, bilderglänzenden, warmempfundenen, der Trivalität der Stimmung und des Ausdruckes glücklich aus dem Wege gehenden Liedern oder ans Lied anklingenden, zur Liedform strebenden Gedichten hat er wohl zumeist sich ins Herz der Frauen gesungen.

„Mein Sinn ist finster — sei mein Licht,
Ich bin nicht fromm, sei mein Gebet,
Ich schwiege gern — sei mein Gedicht.“

Die zweite Abteilung ist betitelt: „Fahrten“ (früher: „Irrfahrten“.) Hier herrscht das betrachtende, das schildernde, das Gedankengedicht vor. Hier findet sich auch die berühmte, wollautvolle, tiefempfundene Rhapsodie „Venezia“, die nicht weniger berühmte Elegie: „Einer Gefallenen“, der in freiem Rhythmus gedichtete, an Goethe und Heine gemahnende, tiefergreifende Hymnus „Ein Atheist“ und am Schluss „Die Schmiede“, eines jener vielen Gedichte, in denen Meissner gezeigt hat, wie man ganz gut Reflexion und Tendenz in Empfindung auflösen und damit auch künstlerisch berechtigt machen kann, wenn man eben — ein echter Dichter ist. Das, glaube ich, ist nicht der Fall in dem frisch empfundenen, keck gefassten, aber Manche doch vielfach verletzenden Liede „Kommunion“. — Es folgen nun Sonette. Es ist klar, dass der an Tönen und Farben so reiche Dichter auch hier bald Zartes und Anmutiges, bald Düsteres und Kräftiges in musterhafter Form zu geben wusste. — Hierauf kommen „Bilder und Gestalten“. Es sind meist Balladen und poetische Erzählungen. Mir dünkt, dass man am allermeisten von diesen sagen kann, was man wol von Meissners Jugendgedichten überhaupt gesagt hat: sie seien hohl und rhetorisch, ohne Maaß, Ruhe und befriedende Wirkung. Sehr eindrucksvoll ist das in Terzinen gedichtete „Eine Bestattung“.

„Und Shelley, Shelley war die schöne Leiche,
Die hingestreckt auf jenem Holzstoß lag,
Voll Gottesruh das Angesicht, das bleiche."

Den Schluß bilden „Trümmer. Aus einem Cyclus: Der Verbannte." Das ist herzliche, echte, große, herrliche Poesie! Herrlich! sagen wir und vergessen so leicht, dass diese Formen, die nun Geist und Sinn erquicken, nicht wären, hätte nicht tiefes Schmerzen tiefe Wunden erst einem tiefen Gemüte geschlagen! Im „Nachwort zu den Jugendgedichten" sagt Meissner:

„Spiegelt meines Stromes Welle
Wieder einen hellen Tag —
Wisset auch, wie seine Quelle
Düster zwischen Felsen lag."

Der zweite Band hebt mit dem „Märzlied" an. Es ist doch wol nicht nötig, die Berechtigung der politischen Dichtung zu betonen, zu beweisen? Wem es noch notwendig ist, der lässt sich ja doch nicht bereden. Jedenfalls aber eher von A. Meissner als von mir. Dieser schrieb in einem Aufsatze in der „Presse" 1862, Nr. 119 „Vormärz-Poeten": „. . . Eine Zeit, die die Politik nicht mehr als Sache der Kabinete, sondern als Sache des Volks auffasst, erkennt jedesmal auch die Berechtigung einer politischen Poesie an. . . . . . . Was sich der Wald erzählt, ja selbst die Liebe der Traube zum Kräutlein Waldmeister, ist allerdings ein artiger dichterischer Vorwurf; nie aber möge man einer anderen Lyrik ein Verbrechen daraus machen, dass sie den Vorwurf wagte, die Menschheit auf ihrem Entwicklungsgange zu begleiten, ein Versuch, der zwar über die Kräfte jener Dichter ging, doch wol weder auf ihr Herz, noch auf ihren Charakter einen Schatten zu werfen geeignet ist."

Die nach dem „Märzlied" kommenden „Flocken" bringen viele neue Töne und Formen. Er ist da bald sinnig, bald sinnlich, er kann mild-ironisch sein, aber auch gräulich-verbissen, er kann da scherzen und tändeln, aber auch wettern und klagen. Von den Gedichten möchte man eines ums andere dem Leser gern vorführen, dem Pessinisten z. B. für sein Brevier das unendlich boshafte „Beruhigung":

„Deinem Streben echt und rein,
Naht dann auch der Kranz fürwahr,
Wenn nicht schon auf braunem Haar
Wenn nicht auf dem Scheitel, bar,
Sicher auf dem Leichenstein!"

Oder dem, der da glaubt, nur Goethe oder Chamisso haben sich in der Frauen Liebe und Leben hineindenken können, „Die Verlassene". Und dann das köstlich-schalkhafte „An einen Freund, der nach Paris reiste!" — Weniger glücklich scheint mir Meissner in der zweiten Reihe seiner „Bilder und Gestalten" zu sein. Freilich „Maria Magdalena" kann einem jeden wolgefallen und unsere ganze Literatur hat nicht eben viele solcher echt poetischen Gemälde aufzuweisen, wie die „Saumrossleute in alter Zeit". — Mit welch inniger Teilnahme Meissner die deutschen Taten von 1870 und 71 begleitete, beweisen seine „Zeitklänge", die zu dem Besten gehören, was der große Moment, der nur allzubald ein kleines, sehr kleines Geschlecht finden sollte, hervorgebracht hat. Man schämt sich beinahe, wenn man seine grimmigen Verse „In Gallos" liest; man schämt sich, dass heute beinahe nichts von dem Gedicht verändert werden müßte, um auf uns selbst zu passen, als die Ueberschrift.

Doch die „Gedichte" machen nur einen kleinen Teil der Schriften aus, und ich habe mich so unverhältnismäßig lange dabei aufgehalten. Aber es ist eine besondere Vorliebe für die Lyrik, die mich das tun heißt. Die Lyrik ist heutzutage vielleicht die einzige poetische Gattung, die Erfreuliches und Kunstgemäßes liefert, wenn es auch den Sängern von heute nicht gelingen noch belieben will, neue Maße zu erfinden, so wenig als den Baumeistern und Kunstgelehrten zusammen einen neuen Baustil. Auch Meissner ist hierin nicht schöpferisch. Er ist auch kein epochemachender Lyriker, der seiner Kunst eine neue Richtung gegeben hätte. Aber dennoch ist er ein originaler, fesselnder, ergreifender Lyriker, und seine Bedeutung in der Geschichte unserer Literatur wird nicht zum wenigsten auf seiner Bedeutung als Lyriker beruhen. Das mögen heute viele noch nicht einsehen. Denn sie halten die Lyrik für ein untergeordnetes Stadium in der Entwickelung eines Dichtenden. So beklagte 1850 bei der Anzeige der 20. Auflage der Geibel'schen Gedichte ein Kritiker in den „Blättern f. lit. Unterhaltung", dass Geibel immer noch „nur" Lyriker sei. So scheint auch ein Herr Emil Soffé in seinem Essai über Meissner (Grenzboten 1881, Nr. 31) bezüglich der Lyrik zu denken. Aber auch Meissner selbst scheint den Wert der Lyrik nicht sehr hoch anzuschlagen. Denn in dem Sonett „Ein Ziel" heißt es:

Versuch es, über großen Stoff zu siegen,
Nur so gesellet du dich den großen Streitern.
Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen,
Doch einmal muss es heißen: Kannst du fliegen?
Zum höchsten Ziele fliegen keine Leitern."

Aber es ist doch nur Schein, dass er Krone und Blüte der Dichtkunst gering schätzt. Der Drang, auch in den übrigen Gattungen Hohes und Unvergängliches zu leisten, führt ihn zu solchen Worten. Im Grunde aber weiß er wol, was er in seinen dramatischen und erzählenden Dichtungnn der Lyrik verdankt, der latenten und der ans Licht geborenen.

Als Meissner seine lyrischen Erstlinge herausgab, war er noch Studirender der Medizin in Prag. Dort hatte er sich namentlich an Moriz Hartmann angeschlossen. Diesem, wenn mans recht nimmt, viel zu früh Vergessenen hat A. Meissner in der „Neuen Freien Presse", und zwar in einer Nummer von Juni 1882 köstliche, duftige Blätter der Erinnerung gewidmet. Der Aufsatz ist mir darum so sehr im Gedächtnis geblieben, weil er sich u. a. gegen die in unseren Tagen so hochgeschwollene und hochgebenedeite Kneip- und Kneipzeitungspoesie wendet, welche die Stirne hat, sich für Lyrik und Dichtung überhaupt auszugeben. Sie hätten damals keine solche Poesie gehabt. Dazu wäre ihnen die Zeit zu kostbar gewesnn. Es waren andere Fragen, die den Kreis der jungen Poeten bewegten

F. Bach, Heller, Kompert, Hartmann und Meissner sind die Hauptvertreter derjenigen, die in Böhmen dem Schlachtrufe Jungenddeutschlands folgten. „Das junge Deutschland hatte ein ‚junges Böhmen' zur Folge gehabt", sagt Wurzbach. Freiheitsbegeisterung und Bildungsdrang erfüllten es. Freiheit, Bildung, Vaterlandsliebe wollte man im Volke wecken. Es galt dem Volke poetische Bilder aus den schönsten Zeiten seiner Geschichte vor die Augen zu stellen.

> „Der Kelch für Alle!" Dieses Donnerwort,
> Es trat von hier aus in die Weltgeschichte,
> Nun braust es durch der Erde Lande fort
> Und ruft der Herrschaft Sklaven zu Gerichte."

Meissner war ausübender Arzt im Spitale geworden. Seine Mußestunden weihte er der Ausarbeitung seines „Ziska". Der Druck der Gesänge war in dem Oesterreich von 1846 nicht möglich. Sie erschienen „draußen im Reich", in Leipzig. Sie erregten gewaltiges Aufsehen. Ignaz Kuranda nannte sie in den „Grenzboten" „die bedeutendste poetische Produktion ernster Art seit Lenaus Albigensern". Der Ziska wird auch heute noch mit Vorliebe gelesen, von solchen allerdings nur, denen das Romanverschlingen die Kunst des Lesens noch nicht genommen hat. Ein einheitliches Epos ist freilich auch der Ziska nicht, so wenig wie eine andere der vielen modernen erzählenden Dichtungen. Dazu war der Stoff nicht geeignet, die Tendenz, die zur Wahl dieses Vorwurfes trieb, war alles eher als eine künstlerische, und die Form für ein echtes, nationales Epos ist uns, wie es scheint, unwiederbringlich verloren gegangen. Aber dass der Ziska Poesie enthält, großartige, echte, dauernde, das anerkennt begeistert jeder, der den Feuerwein dieser Gesänge gekostet hat.

Der „Ziska" wurde in Oesterreich verboten. Meissner wandte sich nach Paris. In der Zeit seines ersten Pariser Aufenthaltes wirkten die zweite und dritte Auflage seines „Ziska" in ungeschwächter Kraft. Er selbst lernt emsig weiter in Büchern und Sammlungen, an den Menschen und ihrem Getriebe. Die damals von Kuranda geleiteten „Grenzboten" brachten manche Skizze des literarischen, politischen und sozialen Lebens in Frankreich, die dann wiederum später, wie z. B. der Aufsatz über den Ball der großen Oper, in Romanen Verwendung fanden. Beinahe ein Jahr blieb er in Paris. Nicht lange nach seiner Rückkehr begannen die Ereignisse „im Jahre des Heils". Auch er hatte nach Kräften mitgekämpft für die Neubelebung der alten Welt. Auch ihm ward die Enttäuschung nicht erspart. Es folgte sein zweiter Aufenthalt in Paris. Die Frucht desselben bilden die „Revolutionären Studien aus Paris". Hier zeigt sich zuerst die Kraft und Kunst seiner Prosa. Heinrich Heine hat ihm 1850, zwar nicht gerade bezüglich der „Studien", sondern anlässlich eines Aufsatzes über ihn brieflich folgendes Kompliment gemacht: „ . . . Ich freue mich sehr, dass Sie nicht bloß so viel poetische Begabnis an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren Ziska las, sondern dass Sie auch ein so feines Ohr für deutsche Prosa haben, was viel seltener noch als Poesie bei den Deutschen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen und Denken hilft einem sehr viel in der Prosa, dem Lügner wird der gute Stil sehr erschwert."

(Schluss folgt.)

Stuttgart.

Josef Lautenbacher.



„Spreu." Vierte Hampfel ausgeworfen von Xanthippus.

München 1883, Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

Der geistreiche germanistische Sprachforscher, welcher von Rom aus (und zwar aus dem Palazzo Caffarelli) unter dem rätselhaften Pseudonym Xanthippus seinen Fachgenossen im neuen deutschen Reiche hin und wieder Nüsse zu knacken aufgibt, hat kürzlich den drei Händen voll „Spreu", die er ihnen vor die Augen geschleudert, noch eine „Vierte Hampfel" hinzugefügt, um darzutun, dass er noch der Alte geblieben ist und sein Vorrat an liebenswürdigen Gedankenspänen sich noch lange nicht erschöpft! Die Mannigfaltigkeit seiner literarhistorischen wie sprachwissenschaftlichen Spenden hat sich dabei keineswegs gemindert, so wenig als deren Schlagfertigkeit und einleuchtende Kraft. Es liegt in diesen krausen, kunterbunt daherfahrenden Geistesblitzen für den unbefangenen Beobachter eine eigentümliche Anziehung, die das Nachdenken weckt und dem fremdartigsten Gegenstande ein lebendiges Interesse verleiht. Aber es fehlt auch nicht der Anklang an das Zeitgemäße des Tages; steht wegen des herannahenden Lutherjubelfestes der Name des großen Reformators wieder auf der Tagesordnung, so hat Herr Xanthippus gleich mit Dr. Martin Luther den Reigen seiner Bemerkungen eröffnet, ja, auch eine kleine Lanze für diesen gewaltigen Glaubenskämpfer gebrochen, ad vocem des gewöhnlich, zur Freude der extremen Katholiken, Luther in den Mund gelegten Sprüchleins:

> Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Luther selbst zwar hat seine Wirtin zu Erfurt als Quelle genannt, gleichwie den verwandten Spruch:

> Nicht liebers ist auff erden,
> Denn Frawenlieb, wem's kan werden,

des Knaben Luthers Wirtin zu Eisenach, die mildtätige Frau Ursula Cotta, im Munde geführt haben soll, wie Xanthippus aus Friedrich Latendorfs „Hundert Sprüche Luthers" (Schwerin 1883) mitteilt. Aber, was erstgenannten Vers anlangt, so mag Xanthippus wol Recht haben, wenn er ihn aus Italien herübergewandert sein lässt und für eine Uebersetzung der deutschen Studenten aus Bologna oder aus andern italie-

nischen Universitäten erklärt. Noch heute lautet er bei den Wälschen:

> Chi non ama il vino, la donna e il canto,
> Un pazzo egli sarà e mai un santo.

Die Gegenüberstellung des Narren und des Heiligen ist allerdings viel prägnanter als die deutsche, angeblich Lutherische Fassung. — Auch der Abschnitt „Ein Bischen Goethe-Philologie“ enthält recht hübsche Erklärungen, z. B. zu der Stelle des Faust, wo dieser zu Wagner sagt (I, 201):

> Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
> In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
> Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
> Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Während die besten Kommentatoren, der umsichtige G. von Loeper nicht anders als Vischer und B. Taylor, in der zweiten Zeile „der Menschheit“ den Sinn eines Datives unterlegen, wie wenn der Dichter „Schnitzel für die Menschheit“ gemeint hätte, hält Xanthippus den zunächstliegenden Genetivbegriff aufrecht, wonach wir also Schnitzel, welche der Menschheit angehören, vor uns haben, Abschnitzel des Ideenschatzes der Menschheit, das ritaglio, welches künstlich auffrisirt und gekräuselt werden muss, das Zitat, welches einer sonst nicht blinkenden Rede Glanz verleiht. Und so antwortet auch umgehends Freund Wagner mit einem „Schnitzel der Menschheit“, nämlich dem abgedroschenen Zitate des Hippokrates: „Ach Gott! Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben.“

Herr Xanthippus hat mit größtem Eifer die neuesten Goethe-Ausgaben studirt, er bringt gar manche scharfsinnige Berichtigung des Textes; dass er jedoch den Klassikern des Mittelalters die gleiche Aufmerksamkeit widmet, scheint ihm noch übler verdacht zu sein, als die tapfere Einmischung in das Herrschaftsgebiet der deutschen Literaturgeschichte, welche unseres bescheidenen Erachtens körnige Beiträge eines denkenden Mannes, auch wenn er nicht den engsten Zunftkreisen angehört, immerhin gut gebrauchen kann!

Berlin.

Trauttwein von Belle.



Sechs Gedichte von Robert Burns.

Deutsch von **Ilse Frapan** (Hamburg).

I.

Einen Kuss, — wir sehn uns nimmer;
Ein Lebwol, und dann für immer!
Tief in Tränen mich ertränk' ich,
Mich in seufzend Weh versenk' ich.

Wer darf mit dem Schicksal grollen,
Hat's ihm Hoffnung lassen wollen?
Mich erfreut kein Sterngefunkel,
Rings Verzweiflung, rings das Dunkel.

Nimmer will mein Herz ich schmähen;
Wer kann Nancy widerstehen?
Hieß sie sehn doch schon sie lieben,
Sie allein, und so ist's blieben.

Hätten wir uns nicht so herzlich,
Nicht so blind geliebt und schmerzlich,
Nie geschieden, — nie gesprochen,
Wär uns nicht das Herz gebrochen.

Leb denn wol, du best' und höchste!
Leb denn wol, du liebst' und schönste!
Dir sei jeglich Glück beschieden,
Freude, Wonne, Liebe, Frieden!

Einen Kuss, — wir sehn uns nimmer;
Ein Lebwol, und ach für immer!
Tief in Tränen mich ertränk' ich,
Mich in seufzend Weh versenk' ich!

II.

An Mary im Himmel.

Du Sehnsuchtsstern mit mattem Schein,
Des frühen Morgens holder Bote,
Führst wieder jenen Tag herein,
Der dich mir nahm, geliebte Tote!
O Mary, teures Schattenbild!
Wo bist du? blieb dein Ohr mir offen?
Vernimmt's das Weh, das in mir schwillt?
Siehst du mich ringen schmerzgetroffen?

Ich kann die Stunde nimmermehr,
Nicht den geweihten Hain vergessen,
Wo wir am Schlangenlauf des Ayr
Uns einen Scheidetag besessen!
Das löscht die Ewigkeit nicht fort,
Was einst uns in Entzücken setzte, —
Dein Bild beim letzten Kusse dort, —
Wer ahnte, ach! dass er der letzte!

Wie seine Ufer waldbekränzt
Der Ayr mit Küssen übersprühte!
Wie um die Stelle liebumgrenzt
Die Birke bebt', der Hagdorn blühte.
Die Blumen luden all zur Rast,
Die Vögel sangen Liebeslieder, —
Bis ach! zu bald der Tag in Hast
Im glühnden Westen sank danieder.

Noch weilt mein Geist auf jener Flur
Mit eines Geiz'gen Angstgefühlen;
Die Zeit verstärkt den Eindruck nur,
Wie Ströme stets sich tiefer wühlen,
O Mary, teures Schattenbild!
Wo bist du? Blieb dein Ohr mir offen?
Vernimmt's das Weh, das in mir schwillt?
Siehst du mich ringen schmerzgetroffen?

III.

Jessy.

Auf die Eine, die ich liebe,
Auf die Eine, die ich liebe,
Du bist süß wie Liebender Willkommslächeln,
Und sanft wie scheidende Liebe — Jessy!

Und ob du auch nimmer mein eigen,
Und ob keine Hoffnung mich hält,
Viel süßer, um dich zu verzweifeln,
Als irgend ein Glück in der Welt — Jessy!

Ich traure am heitersten Tage,
So schafft deine Schönheit mir Harm;
Doch grüß ich die Nacht und den Schlummer
Traumbettend mich dir in den Arm — Jessy!

Wol rat' ich dein himmlisches Lächeln,
Des Auges liebglänzenden Blick, —
Was soll dein Geständnis ich zwingen,
Entgegen dem harten Geschick — Jessy!

Auf die Eine, die ich liebe!
Auf die Eine, die ich liebe!
Du bist süß, wie Liebender Willkommslächeln,
Und sanft wie scheidende Liebe — Jessy!

IV.

„The Bonny Wee Thing."

Süßer Liebling, munt'rer Liebling,
Holder Liebling, wärst du mein!
Nimmer ließ ich mir vom Busen
Dich, mein heller Edelstein!
Sehnend blick' ich und verlange
Nach dem süßen Auge dein;
Und mein Herz ist wund und bange,
Dass mein Liebling nimmer mein!

Witz und Anmut, Lieb und Schöne,
Alles schmückt dich im Verein;
Dein sind meines Herzens Töne,
Gottheit du der Seele mein!
Süßer Liebling, muntrer Liebling,
Holder Liebling wärst du mein!
Nimmer ließ ich mir vom Busen
Dich, mein heller Edelstein!

V.

Aus den „Lustigen Bettelleuten".

Ja dem Gesetzesschutz ein Schnippchen!
Die Freiheit ist ein stolz Gewaff!
Schafft Gericht den feigen Sippchen,
Zimmert Kirchen für den Pfaff!

Was sind Titel, Schätze, Streben?
Ruf und Name? eitel Ding!
Führen wir ein lustig Leben,
Gilt das Wie und Wo gering!
Ja dem Gesetzesschutz etc.

Mit bereiter Lügenleier,
Strolcht bei Tag man wanderfroh;
Herzt bei Nacht in Stall und Scheuer
Keck sein Schätzchen auf dem Stroh.
Ja dem Gesetzesschutz etc.

Glaubt ihr, dass die Staatskarrossen
Leichter durch die Lande ziehn?
Nüchtern, kühlen Ehgenossen
Freudiger die Stunden fliehn?
Ja dem Gesetzesschutz etc.

Leben ist ein Variorum,
Fragen wir nicht, wie es geht;
Winsle immer von Decorum,
Wem ein Ruf in Frage steht!
Ja dem Gesetzesschutz etc.

Hoch dem Bettelsack und Bündel!
Hoch dem ganzen Wanderreihn!
Weib und Brut und Lumpgesindel
Stimmt in unser Amen ein!

Ja dem Gesetzesschutz ein Schnippchen!
Die Freiheit ist ein stolz Gewaff!
Schafft Gericht den feigen Sippchen,
Zimmert Kirchen für den Pfaff.

VI.

Macpherson's Lebewol.

Fahrtwol, ihr Kerker eng und bang,
Der Lumpen Los und Pein!
Macphérson wird die Zeit nicht lang
Dort auf dem Rabenstein.

Mit stolzem Tritt entlang er schritt
Und schreckt' der Gaffer Reih'n;
Er geigt ein Stück und tanzt' dazu
Just auf dem Rabenstein.

O was ist Tot als Atemnot? —
Auf manchem blut'gen Plan
Hat er gedroht, und sein Gebot
Seh' ich mit Lachen nahn!

Fort Kett' und Band' von meiner Hand,
Und bringt mein Schwert herbei!
Und ist ein Mann im Schottenland,
Ich steh ihm, wer er sei.

Streit war mein Tag und Schwerterschlag,
Nun sterb ich am Verrat:
Mir brennt's den Sinn! ich muss dahin
Ohn' letzte Rachetat!

Fahrwol o Welt, du weites Feld,
Du Sonne hell und heiß!
Dem Feigling Schmach, jetzt und hernach,
Der nicht zu sterben weiß!

Mit stolzem Tritt entlang er schritt
Und schreckt' der Gaffer Reih'n;
Er geigt' ein Stück und tanzt' dazu
Just auf dem Rabenstein.

Märchen auf der Wanderung.

Mit „Es war einmal“ beginnen die meisten Märchen und erzählen uns dann von irgend einem Bauernsohne, der nach vielen Abenteuern die Tochter des Königs heiratet und sein Reich erbt, oder von irgend einem Königspaare, das lange kinderlos lebt, aber endlich einen Sohn bekommt, der die seltsamsten Heldentaten vollbringt, die unbekanntesten auf keiner Landkarte zu findenden Länder bereist, und endlich eine verwunschene Prinzessin oder gar eine unglückliche verfolgte Fee erlöst und heiratet.

Warum sollen wir nicht einmal die Abenteuer des Märchens selbst erzählen? Machen doch oft die Märchen noch weitere Reisen und erleben oft seltsamere Abenteuer und Verwandlungen, als die Prinzen und Feen, von denen sie uns erzählen, und wer nicht mit Eigentümlichkeiten und Lebensweise dieser naivsten Kinder der Phantasie bekannt ist, wird sie kaum wiedererkennen, wenn sie ihm als Novellen oder Anekdoten vermummt entgegentreten. Sie sind übrigens oft gar nicht so naiv wie man glaubt, der Schalk sitzt ihnen gar oft im Nacken und mit den kindischesten Worten wissen sie uns gar nützliche Lehren zu erteilen. Auch das zeugt für ihre Weltklugheit, dass sie auf ihren weiten Reisen die Gewohnheiten und Meinungen der Länder, die sie besuchen, anzunehmen wissen. Da begegnest du manchmal in irgend einem deutschen Walde einem Märchen, das du für ein echtes Kind Germaniens hältst, und es fällt dir gar nicht ein, nach seinem Passe zu fragen.

Aber die Polizeibeamten der Weltliteratur, welche man Mythen- und Sagenforscher nennt, lassen sich von dem Pfiffikus, der eine so ehrliche deutsche Miene angenommen hat und der irgend einen deutschen Dialekt so geläufig handhabt, nicht täuschen. Sie nehmen ihn ins Verhör, und da stellt sich heraus, dass seine Wiege am Ganges oder Oxus gestanden und dass er sich seit einem Jahrtausend oder länger in Europa und Asien herumtreibt. Wie ein echter verlogener Vagabund will das Märchen nicht gutwillig seinen Heimatsort angeben; es nennt bald den bald jenen Ort und nur selten gelingt es der Märchenpolizei zu erfahren, wo es geboren wurde oder „unterstützungsberechtigt“ ist.

Ich habe vor kurzem so einen Landstreicher angehalten und will nun hier sein Signalement veröffentlichen und die verschiedenen Verkleidungen angeben, unter denen er sich in aller Herren Länder herumtreibt, so dass es ihm einmal sogar gelang, so tüchtige Polizeimänner wie die Brüder Grimm zu hintergehen. Und dabei will uns der Kerl noch weismachen, er wolle uns nur gute Lehren einprägen, als: „Der Neidische wird immer nur Schaden und Spott ernten“ oder „Der wahre Wert aller Gaben wird durch den Empfangenden, durch den Gebrauch, den er von ihnen machen will, bestimmt.“

Im fernsten Osten, dort wo man sich manchmal aus übertriebenem Ehrgefühl den Bauch aufschlitzt, wurde einem Engländer folgendes erzählt:

Ein Mann wurde auf seinem Wege im Gebirge von der Nacht überrascht und versteckte sich aus Furcht in einen hohlen Baum. Um Mitternacht versammelten sich die Elfen um den Baum, schmausten, sangen und tanzten. Der Mann vergaß seine Furcht, kroch aus dem Baume heraus und mischte sich unter das lustige Volk. Seine Gesellschaft gefiel den Elfen so gut, dass sie ihn nicht fortlassen wollten, ehe er versprochen, am nächsten Abend wiederzukommen. Um dessen ganz sicher zu sein, nahmen sie ihm einen Auswuchs, den er am Vorderkopfe hatte (a large wen that grew on his forehead) ab und behielten ihn als Pfand.

Der Mann kam nach Hause, froh, dass er die Nacht so angenehm zugebracht hatte und ganz glücklich, dass er seinen Auswuchs los geworden. Da er sein Abenteuer überall erzählte, erfuhr es auch einer seiner Nachbarn, der auch einen Auswuchs hatte (was troubled also with a wen of long standing) und beschloss ebenfalls sein Glück bei den Elfen zu versuchen. Er verbarg sich also bei Nacht in den hohlen Baum und als um Mitternacht die Elfen kamen, verließ er sein Versteck und nahm Teil an ihrer Unterhaltung. Die Elfen merkten nicht, dass es ein anderer als ihr erster Gesellschafter war, freuten sich daher sehr, dass er wiedergekommen war und nahmen ihn herzlich auf. Bevor er fortging, trat einer der Elfen auf ihn zu, belobte ihn, dass er sein Versprechen gehalten und gab ihm sein Pfand zurück. Er zog nämlich den Auswuchs des ersten aus seiner Tasche und setzte ihn dem Nachbar auf, so dass dieser mit zwei Auswüchsen über der Stirne nach Hause kam. „Das ist“ — schließt der japanische Erzähler — „eine gute Lektion für die, welche das Glück anderer nicht sehen können, ohne danach selbst zu gelüsten.“*)

Wir aber glauben, dass dem Manne eigentlich Unrecht geschehen ist, denn es ist ja gar nicht so strafwürdig, wenn jemand von einem hässlichen Auswuchs auf schmerzlose Weise befreit zu werden wünscht.

Unser Märchen hat sich aber inzwischen auf die Wanderung gemacht und ist, wir wissen nicht auf welchem Wege, von Japan nach Europa gekommen. Dem Kinde des fernsten Ostens begegnen wir im äußersten Westen Europas. Es treibt sich da schon seit lange bei den keltischen Bevölkerungen der Bretagne und Irlands herum, hat die dortige Volkstracht und Sprache angenommen und sieht gar nicht wie ein Japanese aus.

*) A. B. Mitford. Tales of old Japan. London 1874. S. 191.

„Die Zauberer von Trèvé“ — erzählt Sebillot in seinen Contes populaires de la Haute Bretagne — „pflegten sich allnächtlich um das Kreuz von Knea zu versammeln, zu tanzen und dabei zu singen:

Dimanche et lundi!
Dimanche et lundi!

Ein Buckeliger, der sie einmal belauschte, fand ihren Gesang zu einförmig und fügte daher ein Mardi hinzu. Den Hexenmeistern gefiel der Zusatz und sie sangen nun:

Dimanche et lundi,
Mardi!
Dimanche et lundi,
Mardi!

Dann zogen sie den Buckeligen aus seinem Versteck hervor und nahmen ihm aus Dankbarkeit seinen Buckel ab. Ein anderer Buckeliger, der dies erfuhr, schlich sich abends auf den Tanzplatz der Zauberer und als er diese ihr verlängertes Liedchen singen hörte, rief er ihnen ein lautes Mercredi zu. Die überraschten Leutchen wollten auch diesen Wochentag ihrem Liedchen anfügen, aber

Dimanche et lundi
Mardi Mercredi

klang nicht gut. Wütend über die Störung zogen sie den Buckeligen aus seinem Versteck hervor und setzten ihm zur Strafe den Buckel auf, den sie dem Ersten abgenommen hatten. So kehrte der arme Kerl mit zwei Buckeln statt einem nach Hause.

Sebillot teilt noch eine zweite Version mit, welche sich von der ersten nur durch das Lokal und andere Wochentage unterscheidet. Dass bei ihm Zauberer und Zauberkatzen anstatt der Elfen auftreten, scheint eine ganz moderne Aenderung zu sein, denn in dem irischen Märchen „Fingerhütchen“ (Irische Elfenmärchen, übersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig 1826, Nr. 3, S. 12) ist nur von Elfen die Rede, welche

Da Luan Da Mort
Da Luan Da Mort

singen. Der Buckelige mit dem Spitznamen Fingerhütchen, der sie belauscht, nimmt die Melodie auf und führt sie weiter mit den Worten:

augus Da Cadine.*)

Die über den schönen Zusatz entzückten und dankbaren Elfen umringen den Buckeligen und befreien ihn auf schmerzlose und angenehme Weise von seinem Buckel, indem sie singen:

Fingerhut, Fingerhut!
Fass dir frischen Mut!
Lustig und munter
Dein Höcker fällt herunter,
Siehst ihn liegen, dir geht's gut,
Fingerhut, Fingerhut!

Auch schenken sie ihm einen schönen Anzug.

*) Die Worte des Gesanges bezeichnen die Wochentage: Montag, Dienstag und Mittwoch, und müssten eigentlich geschrieben sein: „Dia Luain, Dia Mairt und agus Dia Ceadavine.“ (Grimm, Elfenmärchen, S. 199.)

Eine Frau in der Grafschaft Waterfo[illegible] buckeligen Sohn, Hans Madden genannt, ha[illegible] „Kerl, der sein Lebelang ein heimtückisches, h[illegible] Herz gehabt hatte“, erfuhr von dem glücklichen Abenteuer Fingerhuts und brachte auch ihren Sohn zum Elfenhügel, damit er seinen Höcker los werden sollte. Kaum hatte der Gesang der Elfen begonnen, als der ungeduldige Hans, ohne Rücksicht auf Takt und Weise der Melodie und wie er seine Worte passend anbringen könnte, aus vollem Halse schrie: „augus Da Dardine, augus da Hena, und dachte: „war ein Zusatz gut, so sind zwei noch besser, und hat Fingerhütchen von den Elfen einen neuen Anzug bekommen, so werden sie mir wol zwei geben.“

Die Elfen aber nahmen ihm das sehr übel, schreiend und kreischend riefen sie: „wer hat unsern Gesang geschändet?“ Dann sang einer von ihnen:

Hans Madden, Hans Madden!
Deine Worte schlecht klangen,
So lieblich wir sangen;
Hier bist du gefangen,
Was wirst du verlangen?
Zwei Höcker für einen! Hans Madden!

Hierauf wurde dem armen Hans der Höcker Fingerhütchens aufgesetzt und er ward mit zwei Höckern nach Hause gebracht, wo er durch das Gewicht des zweiten Höckers und die lange Fahrt erschöpft bald hernach starb, indem er jedem eine schwere Verwünschung hinterließ, der auf den Gesang der Elfen horchen wollte.

In einem Märchen aus dem Tale von Goel in der Bretagne (bei Thomas Keightley, The fairy Mythology, London 1860, S. 438) singen die Elfen:

Dilun Dimurs Dimerc'her
(Montag Dienstag Mittwoch).

Peric, ein rothaariges bucklichtes aber lustiges Schneiderlein, der die Erlaubnis erhalten an ihrem Tanze teilzunehmen, bringt Abwechslung in die Monotonie ihres Gesanges, indem er:

Ha Diriavo ha Digwenes
(Donnerstag und Freitag)

hinzufügt. Die dankbaren Elfen bieten ihm Schönheit, Reichtum und Ansehen zur Belohnung an; er aber verlangt nur seinen Höcker und sein rotes Haar los zu werden. Er wird hierauf von den Elfen so lang von einem zum andern geworfen, bis aus ihm ein schwarzhaariger, schlank gewachsener Bursche wird.

Sein Kamerad Hans, der keinen Höcker zu verlieren hatte, ging einige Abende später zu den Elfen und fügte dem Gesange der Elfen:

Ha Disardan ha Disul
(Samstag und Sonntag)

hinzu. Das war aber den Elfen nicht genug und sie schleuderten daher den armen Hans so lange herum, bis er Peric's Höcker und rotes Haar bekam.

Hier wird nicht der Neid oder das ungeschickte Singen bestraft, sondern das zu wenig Singen. Die Elfen sind nämlich verdammt, so lange zu tanzen bis

ein Mensch mit ihnen alle Tage der Woche singen und am Ende hinzufügen wird:

„Nun ist die Woche geendet.“

Als Hans schon bis zum Sonntag gekommen war, glaubten sie ihre Erlösung nahe und waren daher bitter enttäuscht, als er nicht weiter singen konnte oder wollte.

Grimm und Sebillot teilen die Melodie des Elfengesanges mit. Das kleine Volk in der Bretagne und in Irland singt ungefähr dieselbe Weise, nur ist sie in der Bretagne einfacher, in Irland schon mit einiger Variation, wie auch das irische Märchen in der uns vorliegenden Form ausgeschmückter, ich möchte sagen raffinirter ist. Sebillot's Noten sind nur für eine Singstimme, Grimms auch für die Begleitung gegeben.

(Schluss folgt.)

Wien.

Marcus Landau.



Gustav Diercks: Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluss auf die Kultur Europas.

2. Auflage. Leipzig 1882. Otto Wigand.

Das „Magazin“, das den Arabern seinen Namen dankt, darf auch der zweiten Auflage einer Schrift, die diesem Volke gerecht wird, seine Gastfreundschaft nicht versagen. Aber es ist auch keine Neuauflage im gewohnten Sinne des Wortes, mit der wir es hier zu tun haben, sondern ein neues Buch. Ein Blick in das alte, nunmehr auch äußerlich vorteilhaft überholte Büchlein genügt, um die Ueberzeugung zu gewähren, dass nicht nur neue Abschnitte hinzugekommen, sondern auch an dem herübergenommenen Stoffe geändert und gebessert wurde. In den Jahren, die zwischen den beiden Ausgaben liegen, ist Diercks durch Forschungen und Reisen, wie es scheint, erst recht in seinen Gegenstand eingedrungen und alles deutet darauf, dass wir noch andere Früchte dieser seiner Beschäftigung zu erwarten haben. Die Araber sind Diercks eben interessant geworden; kein Wunder, dass von diesem Interesse etwas auf den Leser übergeht, denn wofür einer innerlich so recht warm geworden, dafür weiss er gewöhnlich auch andere zu erwärmen, und wären selbst Araber seine Flamme. Das „selbst“ ist am Orte, denn man hat gründlich dafür gesorgt, dass Vorliebe für dieses Volk unbegreiflich erscheinen muss; für die Araber hat es eben schon lange einen Antisemitismus gegeben.

Für diese wackere Gesinnung gegen ein mit Unrecht geschmähtes Volk verdient unser Buch unbesehen, noch vor aller Prüfung seines Wertes, volle Anerkennung. Den Islam totzusagen bildet eine Lieblingsgewohnheit derer, die von ihm schreiben. Unfruchtbarkeit, Verfall, sicherer Untergang soll ihm gewissermaßen schon im Blute liegen. Auf seinen Kopf werden gleichsam Preise ausgeschrieben; fromme Gesellschaften beschäftigen sich mit dem Nachweise, dass er vom Hause aus nicht lebensfähig gewesen. Und seitdem es vollends die erbaulichen Schlagwörter von Ariern und Semiten gibt, ist auf die Beurteilung der Araber ein Schatten gefallen, der alles auslöschen möchte, was sie je getan haben. Nachdem man sie glücklich aus Europa herausgebrannt, möchte man vergessen, dass sie überhaupt jemals darin gewesen. Genug, es ist schon um der geschichtlichen Gerechtigkeit willen gut, dass jemand auch einmal unbefangen in einer für weitere Kreise bestimmten Schrift auf die Araber und ihre Verdienste um uns hinwies. Ich bedauere es für meinen Teil, dass Diercks manchmal vom Zorn sich hat übermannen lassen und gegen die alte Feindin des Islams, die Kirche, sich in Aeußerungen ergeht, die manchen den Glauben an seine Unbefangenheit erschüttern werden, — nicht weil seine Urteile etwa ungerecht wären, sondern allein darum, weil viele sich nicht durch ihn werden belehren lassen. Eine Erscheinung wie der Islam, die ganz aus den Kräften des im Menschen lebenden Glaubens heraus erklärt sein will, sollte ihren Dolmetsch und Lobredner an sich schon davon zurückhalten, allzuviel auf seinen Rationalismus zu pochen und in einem falschen religionsfeindlichen Scheine zu glänzen.

Eine zweite Auflage bringt sich eigentlich ihr Urteil mit auf die Welt, allein da wir es hier dennoch mit einem neuen Buch zu tun haben, mag auch ein Wort von seinem wissenschaftlichen Werte verstattet sein. Zu populären zusammenfassenden Darstellungen größerer wissenschaftlicher Gebiete gehört bekanntlich ein Mut, der nicht jedermanns Sache ist. Die eigentlichen Fachmänner halten sich gewöhnlich von solchen Unternehmungen zurück. Es ist, besonders bei dem heutigen Stande der Forschung, schwer, auch nur auf engbegrenztem Boden heimisch zu werden; sichere Ergebnisse winken nur auf dem Felde der Einzeluntersuchung. Daher kann man über vereinzelte Fragen die zuverlässigsten Arbeiten finden, den Gesamtübersichten von berufener Seite begegnet man selten. Aber dieser Zug zum Einzelnen ermöglicht andererseits gerade heute auch eine größere Vertrauenswürdigkeit der allgemeinen Darstellungen, wenn sie nur aus den richtigen Quellen geflossen sind. Und an diese hat Diercks sich gehalten, ganz abgesehen von dem, was er selbständig gefunden und beobachtet hat. Dass dabei trotzdem manches aufgenommen worden, was überholt, berichtigt, aufgegeben ist, kann bei der Natur dieser Arbeit nicht sonderlich Wunder nehmen. Gerade für die arabische, insonders die arabisch-spanische Literatur- und Kulturgeschichte ist ein so weitschichtiges, schwer zusammenzubringendes Material zu durchforschen, dass Vollständigkeit und Genauigkeit im Einzelnen von vornherein nicht zu fordern sind. Um ein Beispiel solcher überwundener Angaben anzuführen, verweise ich auf S. 189, wo Maser Djairah, der Leibarzt des Kalifen Moawija erscheint. Einen Mann dieses Namens hat es nie gegeben; gemeint ist Maser-

djawaihi mit der nicht seltenen persischen Endung, die auch — uja lauten kann, wie in berichtigten Geschichtsbüchern der Medizin heute allgemein gelesen wird. Seite 197 wird Maimuni als Schüler des Averröes eingeführt, eine alte Fabel, die längst widerlegt ist.

In einer ferneren Auflage wäre zu wünschen, dass kurze Quellennachweise die wichtigeren Angaben begleiten. Sie begründen das Gesagte und geben einem ernsteren Leser Gelegenheit, sich tiefer über eine Frage, die ihn gerade anspricht, zu unterrichten. In sprachlicher Hinsicht täte mancher Stelle die Feile Not. Seite 13 lesen wir: Freilich gab es auch, leider auch nur sehr vereinzelte Ausnahmen, so zeichneten sich manche der sogenannten Kirchenväter durch bedeutendes Wissen aus, allerdings wurde dasselbe unter den Zwang des Glaubens gestellt u. s. w. Hier tritt ein Satz dem anderen auf die Füße, und doch atmen die Beistriche den tiefsten Frieden. „Die Heutzeit" (Seite 25) würde Schopenhauer zu seinem bekannten Ausruf begeistern: Ohren! Das Primat (Seite 159) muss, wenn es schon gebraucht sein soll, den Artikel ändern. Eine Entlastung manches Satzes von den niederschwerenden Mittelwörtern der Gegenwart, die im Deutschen schon lange in Verruf stehen, würde wahrhaft woltätig wirken. Da das Buch im Ganzen angenehm und lesbar geschrieben ist, fallen kleine Unebenheiten umsomehr auf.

Budapest.

David Kaufmann.



„Der Kaukasus" von Taras Schewtschenko,

aus dem Kleinrussischen übersetzt,

mit einer biographischen Einleitung

von

Victor Umlauff von Frankwell (Wien).

Die Volkspoesie der Kleinrussen ist, wenn nicht die reichste, gewiss eine der reichsten der Welt. Die von der Akademie für Geschichte und Altertumskunde in Moskau (1878) herausgegebene Sammlung enthält nur die bei den Kleinrussen in Ungarn, Galizien und der Bukowina bekannten, und umfasst in vier Großoktav-Bänden (I. T. 388 S. II. T. 841 S. III. T. a. 523 S. III, T. b. 556 S.) über 4800 kleinrussische Volkslieder! Und doch ist dies nur ein kleiner Bruchteil des Volksstammes, welcher vom Dniester bis zur Wolga seine Heimatstätte hat.

Die Bedingungen für diese blühende Entwickelung der Volkspoesie sind auch im reichsten Maße vorhanden. Die kleinrussische Sprache ist von allen slavischen die sangbarste und in dieser Beziehung der italienischen fast ebenbürtig. Die Geschichte der Kleinrussen, mit ihrer republikanischen Kriegsverfassung, mit ihren Raubzügen nach den Küsten des schwarzen Meeres, mit ihren blutigen Kämpfen gegen Türken und Tartaren, gegen Polen und Großrussen, mit ihrer schließlichen Unterjochung durch die letzteren bietet unerschöpfliche Quellen der Volksdichtung. Der landschaftliche Charakter des Landes, die endlosen Steppen, die schilfbekränzten Teiche, der Dnieper, der Don mit ihren Stromschnellen, Felsenschwellen, Wasserfällen müssen selbst das trockenste Gemüt poetisch anregen. Endlich ihre Lebensgewohnheiten: bei der Taufe, bei der Hochzeit, bei der Leichenfeier, in der Spinnstube und auf dem Erntefeld, beim Becher und beim Tanze erklingen Lieder und immer wieder Lieder.

Diesem Volke des Gesanges entstammte Taras Schewtschenko, der bedeutendste kleinrussische Dichter. Er wurzelt in der Volksdichtung und zweigt in ihr aus. Keines seiner Gedichte könnte in die Kategorie der Kunstpoesie eingereiht werden. Seine glühende Liebe für Volk und Land, für Freiheit und Glaube wird nur von seinem flammenden Hasse gegen Tyrannei und gegen die Unterdrücker seines Volkes überboten. Er ist naiv wie ein Kind und kann mit der Keule seiner Gedanken zerschmettern wie ein Riese. Vernichtende Ironie und Tiefe des Gemütes sind ihm in gleichem Maße eigen. Die Schönheit seiner Sprache ist unbeschreiblich und bietet jedem Uebersetzer die größten Schwierigkeiten. Seine Lebensgeschichte ist wie die seines Volkes: eine wahre Leidensgeschichte.

Wir besitzen von ihm eine Selbstbiographie, die er in Form eines Briefes an den Redakteur der „Volksbibliothek" in großrussischer Sprache geschrieben. Sie datirt vom 18. Februar 1860, ein Jahr vor seinem Tode, und erschien in kleinrussischer Übersetzung in der Lemberger Ausgabe seiner Gedichte (1869 T. II. S. 334). Er war damals, 46 Jahre alt, ein gebrochener Mann. Die Selbstbiographie gibt herzerschütterndes Zeugnis dafür. Er schildert ausführlich nur seine unsäglich traurigen Knabenjahre, und wie er Maler und Dichter geworden. Was seit dem Jahre 1844 geschehen, davon schweigt er. Sein gebrochenes Herz schrak wol vor der Erinnerung an diese Schauerzeit zurück. Ich will in Kürze sein Märtyrtum erzählen.

Taras war der Sohn des Leibeigenen Gregori und daher nach russischer Sitte sein voller Name: Taras Gregorowitsch Schewtschenko. Geboren am 25. Februar 1814 auf dem Gute des Herrschaftbesitzers Leonhard im Dorfe Kiriloffka, Kreis Zwenigorod, Gouvernement Kiew, verlor er, kaum acht Jahre alt, seine liebevolle Mutter, mit welcher auch die einzige glückliche Zeit seines Lebens zu Grabe getragen wurde, bekam sodann eine böse Stiefmutter, worauf bald auch sein Vater starb.

Da er für den Feldbau wenig Eignung besaß, wurde er zu einem Diak (Kirchensänger) in die Lehre gegeben. Der war ein roher, trunksüchtiger Patron, der sein Lehramt nach der grausamsten Prügeltheorie ausübte.

Schewtschenko sagt: „Dieser erste Despot, den ich kennen gelernt, hat in mir tiefsten Abscheu und Verachtung gegen jede Gewalt eines Einzelnen über Andere eingepflanzt."

Nachdem er sich an dem Wüterich dadurch, dass er den Schwertrunkenen mit einer Rute nach Leibeskräften züchtigte, gerächt hatte, ging er Nachts durch und begab sich zum Kirchensänger eines benachbarten Dorfes, der zugleich Kirchenbilder malte. Diese Kunst zu erlernen war sein einziges Verlangen. Hier fand er dieselbe rohe Behandlung, und da sein Streben auch bei einem dritten Meister nicht zum Ziele führte, kehrte er „gebrochenen Herzens" in seinen Geburtsort zurück, und wollte Gemeindehirt werden. Selbst dieser bescheidene Wunsch sollte unerfüllt bleiben. Sein Herr berief ihn als Zimmerkosaken. Die Mußestunden in dem Vorzimmer benützte er zu Zeichnungsübungen und kopirte die im Vorzimmer hängenden Bilder. In Wilna wurde er einmal von seinem Herrn überrascht, als er eben in später Nacht bei Kerzenlicht zeichnete. „Er gab mir ein paar mächtige Ohrfeigen, nicht für meine Kunst, nein, (meine Kunst bemerkte er gar nicht) aber dafür, dass ich das Haus und die Stadt in Flammen hätte aufgehen lassen können. Am nächsten Tag befahl er dem Kutscher Sidorko, mich tüchtig durchzuprügeln, was dieser auch mit dem größten Eifer getan."

Im Jahre 1832 gab endlich der Gutsherr den unaufhörlichen Bitten nach und schickte Schewtschenko zum Schirjajeff, „Zechmeister verschiedener Malerarbeiten in Petersburg", in die Lehre, welcher die Eigenschaften aller Kirchensänger in sich vereinigte. Schewtschenko erwarb sich aber trotzdem teilnehmende Freunde. Graf Wielopolski veranstaltete eine Lotterie, bei welcher das von Brüloff gemalte Bild des Gelehrten Schukowski ausgespielt wurde, und mit dem Erlöse von 2500 Rubeln wurde am 22. April 1838 die Freiheit unseres Dichters erkauft. Er wurde nun an der Kunstakademie Lieblingsschüler des Malers Brüloff und im Jahre 1844 selbständiger Künstler.

Er betrieb jedoch die Malerei mehr nur als Handwerk, sein eigentlicher Beruf war die Dichtkunst, und mit seinem Aufenthalte in Petersburg begann sein poetisches Schaffen, welches ihm bald sehr verhängnisvoll werden sollte.

Im Jahre 1845 wurde sein Freund Graf Jacob Palmen zur Strafe für Freisinnigkeit in die kaukasische Armee gesteckt. Durch das traurige Schicksal seines Freundes angeregt, schrieb Schewtschenko am 14. Dezember 1845 das berühmte Gedicht „der Kaukasus", und als es veröffentlicht war, ereilte ihn die grausame Strafe. Er bekam die Knute und wurde ebenfalls als gemeiner Soldat nach Orenburg gesendet. Aber Knutenhiebe und soldatischer Despotismus konnten seinen freiheitsdurstigen Geist nicht unterdrücken, sie entflammten ihn vielmehr zu den feurigsten Freiheits- und Racheliedern. Da griff man zu dem letzten und härtesten Mittel und schickte ihn nach dem Fort Neu-Petrowsk, am Kaspi-See zur Strafkompagnie, wo er im härtesten Dienste und in der Gesellschaft der verworfensten Menschen körperlich und geistig vernichtet worden ist. Nach sieben qualvollen Jahren war er unschädlich gemacht, und nun gelang es auch endlich seinem Freunde Grafen Tolstoi, die Freilassung zu erwirken. Schewtschenko starb zu Petersburg am 16. Februar 1861; sein Leichnahm wurde zur Kaniow in der Ukraine bestattet.

Eine Charakterisirung seiner poetischen Werke würde mich zu weit führen, und ich verweise auf den vortrefflichen Aufsatz meines Freundes Carl Emil Franzos: „Die Kleinrussen und ihre Sänger" in „Vom Don zur Donau" I Band, Seite 83.

Ich lasse eine, auch in Versmaß und Reimfolge mit dem Original möglichst übereinstimmende Uebersetzung seines Gedichtes „Der Kaukasus" folgen, und bemerke zum leichteren Verständnis, dass der Dichter die unterdrückten Völker und die Moskowiter abwechselnd sprechen lässt, und schließlich selbst das Wort ergreift.

Hinter Bergen Berge, von Gewölk umschlossen,
Wermutkräuter wachsen drauf mit Blut begossen.
Dort schon seit Prometheus' Zeiten
Laut der Adler kreischt,
Täglich wühlt er in den Weichen
Und das Herz zerfleischt.
Durstig trinkt er, doch erschöpft er
Nie das Lebensblut,
Es erneut sich stets und höhnend
Lacht es seiner Wut. —
Nie wird sterben unsre Seele,
Nie der Wille stirbt,
Wie der Geizge nie als Acker
Sich das Meer erwirbt.
Nie bezwingt er unsre Seele,
Das lebendge Wort,
Nie zerstört er Gottes Ehre,
Unsern Allmachthort.

Uns nicht ziemt's dich anzuklagen,
Uns nicht nach dem Grund von deinen
Ewgen Ratbeschlüssen fragen,
Uns ziemt Weinen, Weinen, Weinen,
Und das täglich Brot zu mengen
Mit der Tränen salzgen Flut,
Und mit unsrem Schweiß und Blut.
Schon erschöpft an unsren Martern
Sich des Henkers Kraft,
Dennoch unser Recht noch immer
Wie berauschet schläft!
Wann wird wieder es erwachen
Aus erzwungner Ruh'?
Gott, wann führst uns schwankend Schwachen
Neuem Leben zu?
Dem lebendgen Wort wir glauben,
Glauben deiner Macht:
Auferstehen muss der Wille,
Und das Recht erwacht.
Alle Völker aller Zungen
Dir dem Einzigen sich beugen,
Und von Ewigkeit
Alle Zeit
Deine Macht bezeugen.
Bis dahin doch strömt die Flut,
Strömet unser Blut!...

„Hinter Bergen Berge, von Gewölk umschlossen,
Wermutkräuter wachsen drauf mit Blut begossen.
Wir Erbarmungsvollen mahnen
Uns dort an der Völkerschaft,
Aller Elenden und Nackten,
Unterdrückten ihre Kraft,

Und die wir zu Tod gehetzt
Wollen wir erdrosseln jetzt . . ."
Wie viel kampfgeühte Völker
Müssten sterbend sinken,
Wie viel Blut und Tränen flossen!
Satt sich könnten trinken
All' Imperatoren, Alle!
Drinn könnt man ertränken
Ihre Kinder, Kindeskinder,
In die Flut sie senken
All der Tränen stumm vergossen
In der Mitternacht,
Welche Witwen, Frauen, Mädchen
Schlaflos durchgewacht,
In der greisen Väter Zähren,
Nicht in Strömen, nein in Meeren,
Weiten, grenzenlosen Meeren!
Heil! Heil!
Heil den Blut- und Jagdfanghunden,
Heil der Hundetreiberschaaren!
Und Euch Väterchen, dem Zaren!
Heil!

Heil auch euch, ihr blauen Berge,
Gletscher unermesslich!
Und auch euch, erhabne Helden,
Göttern unvergesslich!
Ringet, kämpfet, Gott wird helfen
Euch durch dunkle Nacht,
Habet Willenskraft: der Wahrheit
Morgenrot erwacht! —

„Schwarzes Brot und lehmgebaute
Hütten sollen dir verbleiben,
Nur entlehnt sind sie, geschenkt nicht,
Niemand wird daraus dich treiben.
Heimatlos wirst du nicht irren,
Nicht mit Ketten klirren.
Sieh' bei uns, — wir sind schriftkundig —
Lesen sie in Gottes Büchern,
Tief vom Kerker zum Palaste,
Reich geschmückt mit Purpurtüchern,
Ob in Kleidern goldverbrämt
Oder nackt, von Not gelähmt.
Kommt zu uns nur in die Lehre,
Unser Wissen sei dann euer:
Lehren euch, wie teuer Brot ist,
Und das Salz wie teuer!
Wir sind Christen; Kirchen, Schulen
Haben wir, mit Gott wir sprechen.
Möchten auch noch eure Hütten,
Die uns in die Augen stehen,
Möchten euch wie Hunden Schwarzbrot
Werfen, wär' es euer nicht,
Möchten, dass ihr Steuer zahlet
Für das goldne Sonnenlicht.
Nur das Wenge möchten wir!
Wir sind keine Heiden,
Sind rechtgläub'ge Christen,
Fordern nur bescheiden,
Nicht nach Andrem lüsten!
Drum, wenn ihr, das Glück zu finden,
Wollet euch mit uns verbinden,
Könnten wir euch Vieles lehren,
Was ihr müsst entbehren.
Unsre große Welt sich dehnet
Weit nach allen Seiten,
Selbst das Land Sibirien können
Niemals wir durchschreiten!
Und die vielen Festungskerker
Und die Völker uns zu eigen!
Von der Moldau bis nach Finnland
Sie in allen Sprachen — — schweigen:
Denn wir sind Woltäter ihnen.
Unsre heilgen Mönche lesen
Heilge Bücher, und sie lehren,
Wie ein Zar Schweinhirt gewesen,
Seines Freundes Weib entehren
Konnte und den Freund ermorden:
Ist doch Heiliger geworden.
Seht ihr, was für Leute gleich
Kommen in das Himmelreich!
Von der heil'gen Tauf' erleuchtet
Zählt ihr nicht mehr zu den Blinden,
Vieles können wir euch lehren:
Prügeln, schimpfen, martern, schinden,
Kommet dann ins Himmelreich,
Eure Sippschaft nehmt mit euch.
Seht, was wir nicht alles wissen:
Sterne zählen, Haide bauen,
Auf Franzosen höhnisch schauen.
Wir verkaufen, auch in Karten
Wir verspielen aller Arten
Leute, aber keine Neger,
Nein, die so Verkauften
Zählen zum getauften,
Doch geringen Volke.
Wir sind keine Spanier, Gott behüte,
Dass Gestohlnes in den Buden
Wir verkaufen oder kaufen
Wie die Juden.
Denn wir folgen bis zum Tod
Heiligem Gebot! —"

Auch wie der Apostel lehrt,
Haltet ihr die Brüder wert?
Schwätzer, Heuchler, Gottverfluchte!
Liebt am Bruder nur die Haut,
Niemand noch die Seele suchte. —
Wenn ihr brandschatzt, ihr wol schaut
Auf's Gesetz und presst uns aus
Für Verwandte fetten Schmaus,
Für die Tochter Pelz und Kleider,
Rote Schuhe für die Frau,
Was ihr selbst nehmt, wissen leider
Frau und Kinder nie genau. —
Warum starbst du einst am Kreuze,
Christus, Sohn und Gott!
Für uns Guten? Wort zu halten?
Oder nur zum Spott?
Wahrlich, so geschehen ist es!
Viele Kirchen dir zu Ehren,
Und Kapellen dir zu eigen,
Stehn mit Statuen, Altären,
Dichte Weihrauchwolken steigen,
Alle deinem Bild sich neigen,
Und für Krieg und Blut und Raub
Liegen sie im Staub! . . .

„Wenn wir Bruderblut verspritzen,
Bringen wir zum Opfer dir
Aus der Brandstatt die gestohlnen
Decken, dem Altar als Zier.
Wie du hast uns deine Leuchte
Angezündet,
Sei den andern die Erlösung
Auch verkündet.
Denn der Wahrheit Sonnenhelle
Wollen wir auch spenden

Allen Kindern, allen Blinden:
Ueberlasst euch unsren Händen!
Kerker lehren wir euch bauen.
Ketten schmieden für die Schlechten,
Auch sie tragen, und gewohnte
Knuten lehren wir euch flechten,
Und wie müsst die Rücken beugen
Unter Knuten, wir euch zeigen.
All das lehren wir und nehmen
Uns als letzte Liebesgaben
Eure vielgeliebten Berge:
Felder, Meere wir schon haben!"

Einzger Freund, mein Jakob, den wir alle lieben,
Du auch wurdest grausam dorthin fortgetrieben!
Für die Ukraine wird dein Blut nicht fließen,
Wirst für deinen Henker edles Blut vergießen.
Trinken moskowitsches Gift wirst du zum Mahle,
Das der Moskowiter reicht in schmutzger Schale.
Freund, uns unvergesslich! Bist du auch enteilet,
In der Ukraine deine Seele weilet,
Jagt mit den Kosaken auf des Stromes Schnellen
An zerwühlten Hügeln über Felsenschwellen,
Weint mit den Kosaken Tränen in den Steppen,
Späht, ob sie den Freund schon in die Knechtschaft schleppen.

Ich will aber meine Lieder,
Bittre Klage säen,
Dass sie sprießen, leise rauschen,
Wenn die Winde wehen.
Und der Wind der Ukraine
Tau und Liederdüfte
Trägt mit meinen Brudertränen
Zu dir durch die Lüfte.
Du, mein Freund, heiß sie willkommen
Und den Blick drauf lenke:
Denkst der Gräber, Steppen, Berge,
Meiner auch gedenke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin, Lützowufer 11.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXXIII.

Anfrage.

Gestatten Sie mir zwei Fragen!

Nicht wahr, das Recht der Uebersetzung und der Dramatisirung einzelner geeigneter Erzählungen steht doch dem Verfasser ausschließlich zu? Kann der Verleger überhaupt eine Uebersetzung oder Dramatisirung rechtlich hindern? Kontraktlich ist darüber in dem meine Humoresken-Sammlung betreffenden Fall nichts ausgemacht, da der Verleger die Möglichkeit, auf diese Weise noch etwas zu verdienen, wahrscheinlich nicht vorausgesehen hat. Ich aber hatte, durch meine früheren Erfolge in dieser Hinsicht bestimmt, vorn auf das Titelblatt jedes Bandes drucken lassen: „Dramatisirung und Uebersetzungsrecht ausdrücklich vorbehalten."

Da es für Ihre Begutachtung von Wichtigkeit sein könnte, bemerke ich noch, dass sämtliche zwölf Erzählungen, welche den Inhalt der in Rede stehenden zwei Bände bilden, bereits vor Jahren von mir in Journalen veröffentlicht sind und dort jedesmal den Vermerk trugen: „Alle Rechte vorbehalten", beziehentlich: „Nachdruck, Uebersetzung und Dramatisirung ausdrücklich verboten."

Gutachten.

Das Recht der Uebersetzung seines Werkes steht im Zweifel dem Urheber ausschließlich zu. Selbst ein unbeschränkt für alle Auflagen übertragenes Verlagsrecht ist, wenn dabei des Uebersetzungsrechts nicht mit ausdrücklichen Worten gedacht worden, stets nur als auf die Sprache beschränkt anzusehen, in welcher das Werk geschrieben und dem Verleger zur Vervielfältigung übergeben wurde. Vergleiche das in No. 13 des „Magazins", Jahrgang 51, abgedruckte Gutachten. Ist daher dieser Punkt im Kontrakt unberührt geblieben, so kann Ihr Verleger gegen eine von Ihnen veranstaltete oder autorisirte Uebersetzung Ihrer Erzählungen keinen Einspruch erheben.

Eine andere Frage ist aber die: Haben Sie die Bedingungen gehörig erfüllt, von denen der gesetzliche Schutz gegen unbefugte, d. h. ohne Ihre Genehmigung veranstaltete Uebersetzungen abhängig gemacht ist? Nach § 6 des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 gelten nämlich Uebersetzungen ohne Genehmigung des Urhebers des Originalwerkes nur dann als Nachdruck, wenn der Urheber sich das Recht der Uebersetzung auf dem Titelblatte oder an der Spitze des Werkes vorbehalten hat, vorausgesetzt, dass die Veröffentlichung der vorbehaltenen Uebersetzung nach dem Erscheinen des Originalwerks binnen einem Jahre begonnen und binnen drei Jahren beendet wird. Auch muss der Beginn und die Vollendung der Uebersetzung innerhalb dieser Fristen zur Eintragung in die vom Stadtrate zu Leipzig geführte Eintragsrolle angemeldet werden, widrigenfalls der Schutz gegen neue Uebersetzungen erlischt. Das Kalenderjahr, in welchem das Original erschien, wird bei der Fristenberechnung nicht mit gerechnet. Bei Werken, die in mehreren Bänden oder Abteilungen erscheinen, wird jeder Band oder jede Abteilung als ein besonderes Werk angesehen und muss der Vorbehalt der Uebersetzung auf jedem Bande oder jeder Abteilung wiederholt werden.

Wurden nun Ihrer Mitteilung zufolge die in Rede stehenden Erzählungen bereits „vor Jahren", also, wie ich ergänzend wohl annehmen darf, spätestens im Jahre 1881 in verschiedenen Journalen von Ihnen veröffentlicht, so hätten Sie spätestens bis zum 31. Dezember 1882 die vorbehaltene Uebersetzung beginnen müssen. Denn dass die vorgeschriebene einjährige Frist schon von der ersten Veröffentlichung durch die periodische Presse an zu berechnen ist, unterliegt keinem Zweifel. Wenn daher die vorbehaltene Uebersetzung erst im Laufe dieses Jahres erscheint, so ist sie ebenso, wie eine etwa noch beabsichtigte Anmeldung zur Eintragung in die Leipziger Eintragsrolle als verspätet anzusehen. Uebrigens würde auch der von Ihnen bei einigen Erzählungen gewählte, dem französischen „Tous droits réservés" nachgebildete Vermerk: „Alle Rechte vorbehalten" ungenügend sein, da man sich speziell das Recht der Uebersetzung vorbehalten muss. (Dambach, Kommentar, S. 70ff.)

Aus der Versäumnis der gesetzlichen Frist erwächst Ihnen nun aber lediglich der Nachteil, dass Sie das Erscheinen fremder Uebersetzungen Ihres Buches nicht hindern können. Dagegen geniesst eine von Ihnen selbst später veranstaltete oder autorisirte Uebersetzung auf Grund des zitirten Paragraphen, Absatz 5, gleich dem Originale den vollen Schutz des Gesetzes und es steht Ihnen auch frei, sich diesen Schutz durch einen Vorbehalt auf dem Titelblatte oder an der Spitze der Uebersetzung ausdrücklich zu sichern. (Dambach, a. a. O., S. 77.)

Ihre zweite Frage ist aber unbedingt zu verneinen. Ein ausschließliches Recht der Dramatisirung gewährt das Reichsgesetz über den Schutz des Urheberrechts überhaupt nicht. Vielmehr gilt die dramatische Verwertung eines fremden epischen Werkes auch ohne Zustimmung des Urhebers des letzteren für rechtlich erlaubt. Ein Gutachten des Berliner Literarischen Sachverständigenvereins vom 7. Oktober 1848 äußerte sich hierüber in dem bekannten Prozess Dr. Berthold Auerbach gegen Charlotte Birch-Pfeifer, wie folgt: „Erzählende Dichtungen wurden von jeher von Dramatikern benutzt, um daraus Schauspiele für das Theater zu bearbeiten, ohne dass jemand darin etwas Unerlaubtes gefunden oder es irgend wem eingefallen wäre, darüber Klage zu erheben. Das tun und taten nicht allein die deutschen Schauspieldichter, auch die

Spanier, Franzosen, Engländer .... Unser erster dramatischer Kritiker, Ludwig Tieck, hat es oft ausgesprochen, dass es eine der schwierigsten Aufgaben sei, aus einer guten Erzählung ein gutes Drama zu bilden, weil die Grundbedingungen beider völlig verschieden seien, dergestalt, dass der Dramatiker nicht nur die vorgefundenen Szenen zu dialogisiren habe, sondern die ganze Fabel durcharbeiten, die dramatische Entwickelung neu erfinden müsse. ... In der That bedingt auch die grundverschiedene Natur epischer und dramatischer Dichtung in jedem Fall eine freie Geistestätigkeit, so oft ein episches Werk dramatisirt wird, selbst bei der genauesten Anschließung an den gegebenen Stoff. ... Das Mehr oder Weniger an eigener selbstschöpferischer Arbeit und die genialere oder bloß technische Art eigentümlicher Auffassung und Begründung entscheidet über den poetischen Wert oder Unwert einer solchen Leistung; jedenfalls aber wird sie schon durch die dramatische Form zu einem eigentümlichen Geisteswerke. Nur etwa für den Fall, dass schon in der Erzählung die dialogische Form vorherrschend wäre und die Bearbeiterin ihr Drama seinem Hauptbestande nach aus den wörtlich abgeschriebenen Gesprächen der Erzählung zusammengesetzt hätte, wäre ihr der Vorwurf des Nachdrucks mit einigem Grunde zu machen."

Gegenüber dieser Auffassung, welche augenscheinlich die in neuerer Zeit mehr und mehr überhand nehmenden Fälle unberücksichtigt lässt, wo der dramatische Bearbeiter eines epischen Werks sich mit dem Schaden des noch lebenden Autors zu bereichern sucht, indem er einer von diesem selbst beabsichtigten, ja vielleicht schon vollendeten, aber noch nicht veröffentlichten Dramatisirung seines Werks zuvorkommt, hat der Allgemeine Deutsche Schriftstellerverband seinen Standpunkt bereits energisch dahin präzisirt: „Die Nachahmung der literarischen Arbeit eines anderen mittels Umgießung derselben in eine andere Form ohne Genehmigung des Verfassers verstößt gegen Anstand und Ehre." Auch hat der Verband unlängst eine Petition an den Reichstag gerichtet um baldige Aenderung der Gesetzgebung nach der bezeichneten Richtung*).

Erscheint daher auch Ihr Vorbehalt der Dramatisirung, insofern ihm die Absicht zu Grunde lag, sich das ausschließliche Recht dazu im Voraus zu sichern, zur Zeit noch etwas verfrüht und somit rechtlich wirkungslos, so könnte er doch vielleicht wenigstens den moralischen Erfolg haben, dass der eine oder andere dramatische Freibeuter dieses Noli me tangere gewissenhaft respektirte. Dass aber Ihr Verleger auf Grund des Verlagsvertrags keinesfalls befugt wäre, Ihre Humoresken in Bühnenwerke umformen zu lassen, bedarf keiner weiteren Erörterung.

XXXIV.
Anfrage.

Vor 4 bis 5 Jahren besuchte mich Herr X., der Inhaber einer renommirten Verlagshandlung, um, wie er sagte, ein poetisches Werk, etwa im Genre des „Trompeter von Säkkingen", von mir zu erwerben, von welchem ein „Aufschwung der neueren deutschen Literatur" zu erwarten wäre. Ich erwiderte darauf, dass ich eine ähnliche epische Dichtung, welche in einem anderen Gaue wurzele und auch in unsere Zeit hinüberspiele, gerade unter der Feder hätte. Die vorgelegten Proben davon wurden „entzückend" befunden, ein Verlagsvertrag sofort aufgesetzt und mit dem gesetzlichen Stempel versehen, worauf mir Herr X. die Hälfte des vereinbarten Honorars, welches eigentlich erst nach Ablieferung des Manuskripts gezahlt werden sollte, sofort zahlte. In dem Vertrag war leider keine bestimmte Frist festgesetzt, innerhalb welcher das Werk erscheinen sollte. Nachdem ich jedoch das Manuskript vollständig eingesandt hatte, sandte mir Herr X. die andere Hälfte des Honorars ein.

Mehrfacher Erinnerungen ungeachtet, ist nun aber das Werk bis heute noch nicht im Druck erschienen. Mein Verlangen, dass dies endlich geschehe, wies der Verleger mit dem Bemerken zurück, der Druck meiner von ihm bezahlten Dichtung pressire ja nicht, er interessire sich dafür jetzt nicht mehr so lebhaft wie früher u. s. w. — Muss ich mir diese willkürliche Verzögerung der Veröffentlichung meines Werks ruhig gefallen lassen?

Gutachten.

Durch den Verlagsvertrag erwirbt der Verleger nicht bloß die Berechtigung, das vom Autor ihm überlassene Schriftwerk auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, zu veröffentlichen und zu verbreiten; er übernimmt dadurch selbstredend auch die korrelate Verpflichtung zur ungesäumten Vornahme dieser dreifachen buchhändlerischen Operation. An der exakten Ausführung des Verlags hat der Urheber des Werkes zunächst ein schriftstellerisches Interesse, sein vermögensrechtliches Interesse am Empfang eines entsprechenden Honorars steht dabei in zweiter Linie. Mag immerhin im Kontrakt nur die Rede sein von dem Verlagsrechte des Verlegers, so gilt doch die Bedingung, dass dieser von seinem Rechte wirklich Gebrauch mache, als stillschweigende Verpflichtung. Die Erfüllung eines Vertrags hat überhaupt nicht allein das, was nach der besonderen Verabredung der Beteiligten prästirt werden soll, sondern alles zu umfassen, was nach den gesetzlichen Vorschriften, nach Treu und Glauben und „nach der Handlungsweise eines redlichen Mannes" zu leisten ist. (Sächs. Bürgerl. Gesetzb. § 858.)

Der Einwand des Verlegers: „was ich mit meinem Gelde mir erkauft, damit kann ich machen, was ich will," beruht auf einer völlig unstatthaften Identifizirung des körperlichen Eigentums mit dem das geistige Eigentum repräsentirenden Urheberrechte, beruht auf einem Rechtsirrtum, dem man in gewissen buchhändlerischen Kreisen leider noch oft genug begegnet. Dergleichen Ausflüsse launenhafter Willkür perhorrescirt schon das natürliche Rechtsgefühl und die gesunde Vernunft. „Der Autor schreibt, um sein Werk in den Verkehr zu bringen," sagt Wächter; „das Honorar repräsentirt nur seinen Aufwand an Zeit und Mitteln. Er kann daher den Anspruch auf den Druck seines Werkes durch Klage und im Wege der Exekution gegen den Verleger verfolgen. Letztere (die Exekution) lässt sich durch Vornahme des Druckes auf Kosten des renitenten Verlegers vollziehen." (Verlagsrecht. S. 341 ff.). Diese Rechtsanschauung teilen auch die französischen Juristen, wie u. a. Eugène Pouillet bezeugt, der sich in seinem Traité théorique et pratique de la propriété littéraire etc. (Paris 1879.) p. 261 hierüber äußert, wie folgt: „L'éditeur qui a acheté la pleine et entière propriété d'une oeuvre littéraire ou artistique est-il tenu de la publier? L'affirmation est généralement admise: l'auteur, dit on, est toujours censé ne céder le droit d'impression que sous la condition que l'acheteur l'exerce: par conséquent, après avoir payé le prix de la cession, l'acheteur n'a pas rempli toutes ses obligations; il lui reste encore à exécuter l'obligation de faire qu'il s'est imposée, c'est-à-dire l'obligation de publier."

Auf einen Verlagsvertrag, der über den Zeitpunkt der Veröffentlichung nichts Näheres enthält, findet der gemeinrechtliche Grundsatz: quod sine die debetur, statim debetur analoge Anwendung. Die Verpflichtung, das Werk erscheinen zu lassen, tritt im Zweifel sofort ein, nachdem der Autor das Manuskript vollständig abgeliefert. Natürlich ist dies cum grano salis zu verstehen. In Fällen, wo der Druck längere Zeit erfordert, kann der Autor nichts Unmögliches verlangen. Hier ist der Richter ermächtigt, dem Verleger eine angemessene Frist zu setzen, binnen welcher der Druck vollendet sein muss.

Im vorliegenden Fall sind seit der vollständigen Uebergabe Ihrer epischen Dichtung 4 bis 5 Jahre verflossen. Die Proben, die Sie Herrn X. damals zuerst vorlegten, machten auf ihn einen so günstigen Eindruck, dass er mit Ihnen ungesäumt kontrahirte. Um so weniger kann er daher nachträglich noch mit seiner überaus vagen Behauptung Gehör finden: er interessire sich jetzt nicht mehr so lebhaft für das Werk. Das subjektive Urteil eines Verlegers ist ja überhaupt nicht absolut maßgebend für den objektiven Wert oder Unwert eines geistigen Erzeugnisses. Ja selbst die etwa noch weitergehende Behauptung: das Ganze entspreche nicht den Erwartungen, welche durch die vor dem Vertragsabschluss ihm mitgeteilten Bruchstücke erregt worden, und die damit zusammenhängende Befürchtung, es werde ihm aus diesem Verlag statt Gewinn nur Verlust erwachsen, wären schlechterdings nicht geeignet, Herrn X. von seiner vertragsmäßigen Verpflichtung zur sofortigen Publikation des Werkes, welcher er sich als „redlicher Mann" unter allen Umständen nicht entziehen durfte, zu befreien. (Petsch, die gesetzl. Bestimmungen über den Verlagsvertrag, S. 60).

*) Leider hat die Petitionskommission des Reichstags über die Petition des Schriftstellerverbandes ablehnend berichtet. Ein gesetzliches Einschreiten sei, deducirt man, unnötig, da die „gute Sitte" dem Missbrauche von selbst ein Ende machen werde. Dachte man dabei etwa an jene Stelle in Tacitus' „Germania": „Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges? Anm. des Einsenders.

Säumen Sie also nicht, diese Differenz endlich zum rechtlichen Austrag zu bringen! Der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein. Ich setze voraus, dass Vergleichsverhandlungen aussichtslos. Sonst würde ich Ihnen raten, erst noch Herrn X. folgenden Vergleich als Ultimatum vorzuschlagen: Er gibt Ihnen Ihr Manuscript in unversehrtem Zustand zurück, verzichtet auf sein Verlagsrecht und auf Rückerstattung des Ihnen gezahlten Honorars und erkennt Ihr ursprüngliches Recht an, über Ihr Epos wieder frei und unbeschränkt zu verfügen. An geeigneten anderen Bewerbern um diesen Verlagsartikel wird es Ihnen gewiss nicht mangeln.

XXXV.
Anfrage desselben Autors.

Ein von mir verfasstes literargeschichtliches Werk, dessen Verlag ich gegründete Ursache hatte dem ersten Verleger wieder abzunehmen, übertrug ich vor einigen Jahren durch Vermittelung eines literarischen Bureaus der Firma N. N. in B. In dem darüber abgeschlossenen Verlagsvertrag wurde die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen, dass das bedungene Honorar von 500 Mark sofort nach dem Erscheinen des Werks an mich zu zahlen sei, über den Zeitpunkt aber, bis zu welchem das Buch zu veröffentlichen sei, nichts verabredet. Diese Lücke des Kontrakts scheint sich nun der Verleger zu Nutze machen zu wollen, denn bis diesen Tag hat er mein Buch weder gedruckt noch honorirt, obgleich er das ganze druckfertige Manuskript alsbald nach Vollziehung des Kontrakts von mir empfing.

Was muss ich thun, um endlich zu meinem Rechte zu gelangen?

Gutachten.

Bei Begutachtung Ihres zweiten Rechtsfalls darf ich wol in der Hauptsache Bezug nehmen auf mein voriges Gutachten. Während Sie Herrn X gegenüber mit ziemlicher Sicherheit erwarten konnten, der Druck des Werkes werde der prompt geleisteten Honorarzahlung auf dem Fuße folgen, erscheint es vom juristischen Standpunkte aus weniger begreiflich, wie Sie in dem Vertrag mit N. N. den Passus genehmigen konnten, dass die Zahlung des bedungenen Honorars von 500 Mark erst nach dem Erscheinen des Werks zahlbar sein solle, ohne dass zugleich der Zeitpunkt, bis zu welchem der Druck in Angriff zu nehmen sei, fixirt wurde. Ob N. N. von vornherein darauf ausging, diese Lücke des Vertrags sich zu Nutze zu machen und die Veröffentlichung Ihres Werkes ad graecas calendas zu verschleppen, bleibe dahin gestellt. Jedenfalls lässt sich wol annehmen, Sie würden Bedenken getragen haben, dieser Firma Ihr Manuskript zu überlassen, hätten Sie nicht die Erklärung, Ihr Buch drucken zu wollen, als Versprechen, es alsbald zu veröffentlichen und zu honoriren, aufgefasst.

Zum Glück kann Ihnen nun aber die bedauerliche Lücke des Kontrakts nicht präjudizirlich werden. Sie wird durch das Gesetz, eventuell durch die juristische Doctrin und Praxis in Ihrem Interesse ergänzt. Allerdings enthält das Allgemeine Preußische Landrecht, in dessen Geltungsbereich der fragliche Vertrag zum Abschluss gelangte, keine spezielle Bestimmung über die Fälligkeit des Honorars. Auch sind einige juristische Schriftsteller der Ansicht, dass das Honorar im Zweifel erst nach Vollendung des Druckes fällig werde. Die namhaftesten Autoritäten auf dem Gebiete des deutschen Urheberrechts vertreten indess die mit der sächsischen und österreichischen Gesetzgebung in Einklang stehende Meinung, dass die Fälligkeit des nicht nach der Bogenzahl, sondern im Ganzen vereinbarten Honorars, falls nichts anderes verabredet worden, sofort eintrete, nachdem der Autor das vollständige Manuskript dem Verleger übergeben. Denn hierdurch hat ja der Autor seine wesentlichen Verbindlichkeiten aus dem Verlagsvertrage erfüllt.

Wenn nun auch im vorliegenden Fall der ausdrückliche Wille der Kontrahenten die Zahlbarkeit des Honorars auf den Zeitpunkt der Veröffentlichung des Werkes verschoben hat, so war doch, wie aus meinem vorigen Gutachten erhellt, die Verlagsfirma verpflichtet, den Druck des Werkes sofort nach Empfang des vollständigen Manuskripts in Angriff zu nehmen und die Veröffentlichung, sowie die unmittelbar an diesen Akt sich anschließende Honorarzahlung unverzüglich zu bewirken. Da N. N. diese Verpflichtung, deren Erfüllung in seiner Macht stand, bisher nicht erfüllte, so steht Ihnen gegen denselben unzweifelhaft schon jetzt ein Klagerecht zu. Der Antrag würde darauf zu richten sein, den Beklagten kostenpflichtig zu verurteilen: 1. dass er das Werk sofort, eventuell binnen einer vom Richter zu bestimmenden kurzen Frist durch den Druck veröffentliche; 2. dass er Ihnen das, laut des Vertrags am Tage der Veröffentlichung fällige Honorar zahle, endlich 3. dass er Ihnen alle durch seine bisherige Verzögerung Ihnen erwachsenen erweislichen Schäden vergüte.

Folgende allgemeine Bestimmungen des Preuß. Landrechts stehen Ihnen zur Seite: „Ein Jeder ist schuldig, seine Verbindlichkeiten auch zur gehörigen Zeit zu erfüllen. Wer dieses unterlässt, muss die Folgen seiner Zögerung gegen den Berechtigten vertreten.“ (I. 16, §§. 15 u. 16.) „Ist die Zeit der Erfüllung in dem Vertrage nicht bestimmt, so tritt bei entstehendem Zweifel die richterliche Beurteilung ein. — Ist durch unbestimmte Ausdrücke eine nahe Zeit der Erfüllung angedeutet worden, so kann letztere zu jeder Zeit gefordert werden.“ (I, 5, §§. 230 u. 235.) „Wer eine Handlung zu leisten hat, kann dazu durch gerichtliche Zwangsmittel nach Vorschrift der Prozessordnung angehalten werden.“ (Ebendaselbst § 276.) „Wer bei Erfüllung des Vertrags seine Pflichten vorsätzlich oder aus grobem Versehen verletzt hat, muss dem Anderen sein ganzes Interesse vergüten.“ (Ebendaselbst § 285 fg.)

Fünfter deutscher Schriftstellertag
in Darmstadt vom 8.—11. September 1883.

FEST-PROGRAMM.

Sonnabend, 8. September.

Nachmittag. Empfang der Gäste am Bahnhof.
4 Uhr. Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt unter Führung des Lokal-Ausschusses. Zusammenkunft am Ludwigs-Monument.
5—7 Uhr. Vorstands-Sitzung im Saalbau.
8 Uhr. Begrüssung der Gäste in den Räumen des Saalbaues durch das Fest-Comité. Gesellige Vereinigung.

Sonntag, 9. September.

9 Uhr. General-Versammlung des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes. Begrüssung der Versammlung durch die Herren Vertreter der Regierung und der Stadt.
2 Uhr. Fest-Tafel im Saalbau.
6 Uhr. Fest-Vorstellung im Grossh. Hoftheater (freier Eintritt für die Theilnehmer). Nach Schluss des Theaters gesellige Vereinigung in den Räumen der Vereinigten Gesellschaft.

Montag, 10. September.

9 Uhr. Fortsetzung der General-Versammlung.
$1^1/_2$ Uhr. Gabelfrühstück.
3 Uhr. Gemeinschaftlicher Spaziergang resp. Spazierfahrt nach Ludwigs- und Marien-Höhe (frei für die Theilnehmer).
7 Uhr. Festliche Vereinigung mit Concert u. s. w. im Saalbau (frei für die Theilnehmer).

Dienstag, 11. September.

9. Uhr. Eisenbahnfahrt nach Jugenheim und Frühstück daselbst.
11 Uhr. Gang nach Heiligenberg und Auerbacher Schloss. Frühstück daselbst. (Frei für die Theilnehmer.)
NB. Diejenigen Festtheilnehmer, welche den Gang von Heiligenberg nach Auerbacher Schloss und Auerbach nicht mitmachen wollen, fahren um 12 Uhr 50 Min. mit der Eisenbahn direkt nach Auerbach und besuchen das Auerbacher Fürstenlager.
$3^1/_2$ Uhr Mittagessen in Auerbach.
6 Uhr. Rückfahrt nach Darmstadt.
7 Uhr. Vorstellung im Grossh. Hoftheater. (Freier Eintritt für die Theilnehmer.) Von 8 Uhr an: Gesellige Vereinigung in den Räumen der Vereinigten Gesellschaft. Schluss.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 1. September 1883. | Nr. 35.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Alfred Meissner.

(Schluss.)

Aber zunächst reizte ihn noch nicht, mit seiner Prosa zu siegen. Er wollte in Jamben zu seinem Volke reden. Das Drama war sein Ziel.

> „Du bist ein Ziel, den Deinen mich zu nennen
> Begehrt mein Herz mit seinem besten Streben!
> . . . .
> Dein großer Bau ist nur ein Werk für Riesen,
> Wie ich dich fass' in meinem dunkeln Drange,
> Und keinen Gipfel seh ich über diesen:
> In einem ehernen Triumphgesange
> Sei hier das Leben durch sich selbst gepriesen
> Und sei verklärt in seinem Untergange."

1850 entstand in London „Das Weib des Urias". Man muss solche Stoffe nicht aufsuchen. Aber wenn sie einmal bearbeitet sind, würdig bearbeitet sind, dann muss man sie auch verteidigen gegenüber jenen

> „kalten
> Selbstsücht'gen Heuchlern blasser Poesie,
> Den Wolkengängern, die's mit Geistern halten,
> Doch mit dem armen Erdenvolke nie!"

Mich wundert, dass kein Theater die Wiederaufnahme dieses Stückes gewagt hat, während man doch Hebbels „Judith", allerdings in „Bearbeitung", gibt. Das Drama ist kein historisches, im höchsten Sinne des Wortes, d. h. es ist nicht aus dem Geiste und Sinne der damaligen Zeit herausgedichtet. Aber es enthält unendlich viel Poesie und die Technik ist geradezu überraschend. „Wer solch ein Drama geschrieben, der mag sich freuen," ruft Heine dem jungen Dramatiker zu, den er in der Vorrede zu seinem Buche „L'Allemagne" den „héritier présomptif de la gloire de Frédéric Schiller" nennt. Jedem aufmerksamen Leser wird auch die Richtigkeit der Worte Heines über den Aufbau des Dramas einleuchten: „Interessant war es mir, dass die Handlung eine solche, die fortwährend über die Zwecke der Personen hinauswächst; dies gibt dem Drama etwas Ueberraschendes, ja Dämonisches, und erinnert mich an Felsen, die, je weiter man geht, mit neuen überraschenden Zacken hervorschießen." — Aber Meissner konnte sich nicht allzusehr über theatralische Erfolge freuen. Sein „Reginhald Armstrong" gefiel zwar in Prag, hielt sich aber in Wien nicht. Heine meint allerdings in einem Briefe an den Dichter vom 13. Oktober 1852: „Uebrigens ist es mit dem Publikum im allgemeinen wie mit dem allgemeinen Stimmrecht beschaffen. Es kann sich nur über das äußern, was in ihm liegt und wozu es Verständnis hat. Die Wiener sind Sybariten und an eine sanfte Tragik gewöhnt. Man sollte für sie Trauerspiele schreiben, die mit einer Hochzeit und einem gemütlichen Ländler schließen; solche würden ihnen gewiss gefallen." (Das sind scheinbar harte Worte, aber so ganz unrichtig kommen sie mir nicht vor, selbst wenn man sie auf die jüngste Vergangenheit bezieht; man braucht sich ja nur an das Schicksal von Ibsens „Nora" zu erinnern.) — „Der Prätendent von York" war nicht geeignet, die Scharte wieder auszuwetzen. Meissner wandte sich vom Drama ab. Es ist schade, dass er das getan hat. Denn er besaß mehr Talent für die dramatische Dichtung, als die meisten, die mit ihm strebten und nach ihm kamen. Zu verübeln ist es ihm aber auch nicht, dass er das getan hat.

„Leicht trag ich's dann, wenn auf den Trödelmessen
Das Volk dem klugen Gaukler jauchzt entgegen,
Dass ich so ganz verschollen und vergessen."

Meissner wandte sich der Darstellung der Zeitgeschichte in Romanform zu. Als Romanschriftsteller hatte er verschiedene Vorzüge: ein reiches, verschiedentlich erprobtes und geübtes dichterisches Talent, Kenntnis der Menschen in den verschiedensten Ländern und Lebenskreisen, ein warmes Herz und offenen Sinn für alle Strömungen und Gegenströmungen der Zeit, einen eleganten, einfachen, reizvollen Stil. Gleichsam als Vorläufer seiner Romane erschien 1853: „Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee." H. M. (Hermann Marggraff) bewillkommte den neuen Prosaiker als einer der ersten in den „Blättern für literarische Unterhaltung". „Wir fürchteten," schreibt er dort, „da die Prosa nicht gerade die starke Seite der österreichischen Schriftsteller zu sein pflegt . . . und da sich Meissner selbst in seinen Gedichten nicht immer von Schwulst freigehalten hat, auch in diesem Buche auf einen überfirnisten, in Blumen und Gleichnissen zu uns redenden Stil zu stoßen, fanden uns aber sehr angenehm getäuscht . . . ." — Sein erster wirklicher Roman war: „Der Pfarrer von Grafenried" (jetzt „Zwischen Fürst und Volk" genannt). Meissner erzählt in der „Nachlese zu den Erinnerungen an H. Heine": „ . . . Die Mouche langte ein Buch aus der Kassette, das ihr Heine geschenkt und mit einigen Widmungsworten versehen hatte. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried, mein erster Roman, und eigentlich mein Liebling, war eines der letzten Bücher gewesen, die Heine gelesen . . ." — „Eigentlich mein Liebling!" Ofmals sind freilich die Lieblinge der Autoren nicht auch die Lieblinge des Publikums. Aber nicht selten findet sich in ihnen der Schlüssel zum Verständnis der Eigenart eines Dichters. Ihre Vorzüge treten darin hervor und die Fehler ihrer Vorzüge. Ich muss gestehen, dass dieses Buch auch mir das liebste von den Romanen Meissners ist. Es ist so recht dazu gemacht, zu erwärmen. Die Tendenz ist nicht allzu aufdringlich und das Interesse für das sogenannte Reinmenschliche bricht überall sieghaft hervor. Der Zeitraum, der diese Geschichte umfasst, die noch nicht zu der fürchterlichen Bandwurmhaftigkeit gediehen ist, ist vielleicht ein allzu großer. Von all den Kämpfen, Bestrebungen, Siegen, Niederlagen und deren Folgen wird nämlich ein äußerst lebendiges, anschauliches, charakteristisches Bild gegeben. Die Charaktere der Haupt- und Nebenfiguren sind leibhaftig und prägen sich dem Gedächtnisse unauslöschlich ein. Die Führung der Handlung ist vielleicht noch nicht so kunstvoll wie in den späteren Romanen; gleichwol ist die Geschichte spannend. Auch Poesie ist in dem Romane, sänftigende und befriedende. An Wechsel der Stimmungen, der Situationen ist die Erzählung überreich. Wir werden auch an Unheimliches und Grässliches herangeführt. Doch ist nirgends ins Grelle gezeichnet, wenigstens für uns nicht, die wir ja uns allmählich an alles mögliche gewöhnt haben. Die Geschichte spielt — der Hauptsache nach — in der Residenz eines kleinen deutschen Fürsten. Der Pfarrer von Grafenried, dessen dunkle Jugendgeschichte wir allmählich durch vielfach angewandte zurückgreifende Momente erfahren — einer der Hauptkunstgriffe Meissners, in denen ihm vielleicht keiner Meister sein dürfte — ist dem Fürsten durch die Pflicht der Dankbarkeit und durch Bande des Blutes verbunden, mit seinem Herz und seinem Geist drängt es ihn, auf die Seite des wahrlich nicht mehr als sein Recht verlangenden Volkes sich zu stellen. An dem daraus entstehenden Konflikte geht er zu Grunde. — Was die Technik anlangt, so ist noch zu sagen, dass er hier noch im Großen und Ganzen nicht über die überlieferte, konventionelle Art hinausgekommen ist. In der Sprache arbeitet er häufig noch mit Clichés, namentlich bei Schilderungen, und die stereotypen Kleider- und Formenbeschreibungen umgeht auch Meissner nicht, umgeht Meissner auch später nicht.

1858 erschien die „Sansara". Die Hauptfigur dieses Romans, der Freiherr von Hostiwin, war schon früher Gegenstand einer zweibändigen Erzählung gewesen. In diesem Roman hat Meissner neben seiner altbewährten Kunst der Schilderung eine über das gewöhnliche Maß weit hinausgehende Gestaltungskraft bekundet. Es treten Figuren in dem Romane auf, die man mit ihrem scharf ausgeprägten Charakter nimmer vergessen kann. Die Führung der Handlung ist künstlerisch vollendet. Die Idee des Ganzen ist vielleicht nicht unanfechtbar. Von ihr aus aber entwickelt sich die Handlung folgerichtig. Der Held fordert zwar einen starken Glauben. Aber wer so gut, stark und klug ist, dem darf man auch ein wenig glauben. Wer seinen Glauben an ihn recht stärken will, der lese die beredte, warme Verteidigung dieser dichterischen Gestaltung in dem schon angeführten Aufsatze von E. Soffé. Dagegen ist es richtig, was Gottschall von den komischen Figuren des Romanes sagt: dass sie meistens an die Figuren einer opera buffa oder an die Typen einer italienischen Komödie erinnern.

Auf die „Sansara" folgte unter andern die Jesuitengeschichte: „Zur Ehre Gottes". Ein stark entwickelter Ingrimm gegen wirkliches oder sogenanntes Mystische entlädt sich ja auch in den übrigen Schriften Meissners. „Eine fortwährende Gereiztheit gegen alles, was Kirche heißt, scheint überhaupt zu den Eigentümlichkeiten Meissners zu gehören," — so schrieb E. Müller-Samswegen 1863 in den „Blättern für literarische Unterhaltung". In diese Geschichte aber ist alles hineingebannt, was an Hass hineinzubannen war. Freilich hat auch das Mittelalter und, wie es selbstverständlich ist, die Reformationszeit eine reiche Literatur von Mönchsgeschichten aufzuweisen, in welchen den Kuttenmännern gar übel mitgespielt wird. Aber das geschah dann mehr mit den Waffen karikirender Satire oder mit behaglichem naivem Humor. Zum Humor aber kommt es hier kaum. Und es wäre doch so reichlich Gelegenheit dazu da. Wie schalkhaft hätte sich z. B. die Situation, in welcher der Müller als Testamentgeber fungirt, ausführen lassen! Dieser Humor hätte dann mit dem vielen Widerwärtigen und Hässlichen versöhnt, das sich in der Geschichte findet.

Die genannte Eigentümlichkeit Meissners hat auch einigermaßen dem Kunstwerte eines später erschienenen Romans, dem ich hier gleich einige Worte widmen will, Eintrag getan, nämlich den „Kindern Roms“. Er ist als historischer Roman der gelungenste. Wir werden in die interessanteste und verheißungsvollste Epoche der neueren Geschichte Oesterreichs, in das Zeitalter Josefs II. geführt. Eine Exnovizin eines aufgehobenen Frauenklosters ist die Heldin, ein kaiserlicher Rat der Held. Ihre Liebe, ihre Kämpfe, ihre Leiden und Geschicke bilden den Mittelpunkt der sehr bewegten Handlung. Der Kampf des großen Kaisers mit Rom ragt als bedeutender Hintergrund hervor und bestimmt den Fortgang der Handlung und der reichlich vorhandenen, aber mit Meisters Kunst ineinander gewobenen Nebenhandlungen. Aus allen interessanten Lebenskreisen treten Charaktere auf und geben dem schönen Ganzen Farbe und Rundung. Der Roman scheint nicht zu denen zu gehören, die „eingeschlagen“ haben. Er verdiente es, dass er eingeschlagen hätte, trotzdem er im Hasse gegen Rom viel sündigt. E. Soffé hat wol das Richtige getroffen, wenn er darüber sagt, der Autor nehme gegenüber der katholischen Geistlichkeit zu sehr den Standpunkt Voltaires ein, er übersehe die unleugbar vorhandene ideale Seite und bringe dem Katholizismus eine allzu materialistische Auffassung entgegen, wodurch der tragische Eindruck der Dichtung beeinträchtigt würde.

Vor diesem Romane aber schuf Meissner zwei andere. Der erste von diesen ist: „Neuer Adel“ (1861). In unübertroffener Weise stellt hier der Dichter erbärmliche Hohlheit, Verlogenheit, Heuchelei, Fäulnis, Großtuerei mit ihren komischen und tragischen Wirkungen dar. Die Exposition ist namentlich trefflich. Wiederum eine ganze Reihe origineller Gestalten, die von des Dichters Gestaltungskraft ruhmvolles Zeugnis geben! Kenner loben noch außerdem die peinliche Richtigkeit im Lokalton.

Wenn mich „Neuer Adel“ ob der wuchtigen Geißelhiebe auf eine übrigens gar nicht so seltene Gesellschaftsklasse manchmal schon an Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ erinnert hat, so gemahnt mich, allerdings zumeist nur wegen der großen Anzahl seiner Bände, ein anderer Roman an Gutzkows „Ritter vom Geist.“ J. Scherr hat seiner Zeit, wie ich glaube, nicht mit Recht, diesen andren: „Schwarzgelb“ dem Gutzkow'schen Romane an die Seite gestellt. Ich muss gestehen: soviel poetische Kraft sich auch hier zeigt, soviel reizende und großartige Einzelheiten auch darin sich finden, soviel schwere und lange Arbeit auch daran gewendet war, so richtig auch das Bild der geschilderten Zeit sein mag, das Wort H. Neumanns, der, allerdings etwas spät, großen Schmerz darüber empfindet, dass der Dichter Meissner unter die Romanschreiber gegangen sei, ist mir aus der Seele gesprochen — es heißt nämlich („Blätter für literarische Unterhaltung“, 1863, No. 19), dass die ersten vier Bände des „Schwarzgelb“ „gutes Flößholz“ seien, „das am Fuße des Felsens lagert, auf dem die Kapelle Ziska noch lange stehen wird.“

Es ist unmöglich, in dem mir gestatteten Raume auf die späteren erzählenden Werke des Dichters einzugehen. Und doch wäre so Vieles rühmend zu sagen, sowol von denen in Prosa als namentlich von denen in Versen, vom „Werinher“ und „König Sadal“. Ein solches „Epigonentum“, wie es in diesen teils zarten und einfachen, teils düsteren und schwungvollen Gedichten sich kundgibt, kann man sich getrost noch einige Zeit gefallen lassen!

Ich habe noch gar nicht von den Novellen, den Reisebeschreibungen, den kleineren Aufsätzen Meissners gehandelt. Auch als Novellist leistete er Hervorragendes. Frisch und keck zeichnet er seine Gestalten. Die Stoffe scheinen oft etwas weit hergeholt, aber es werden aus ihnen durch die liebenswürdige Kunst des Dichters, dem diesmal auch der Humor nicht fehlt, die reizendsten Geschichtchen entwickelt. Mein Liebling darunter ist: „Die Tage des Teufels“. Diese Novelle und manche andere zeigt in ihrem Aufbau und in manch anderem eine gewisse Aehnlichkeit mit den Riehlschen. — Von seinen Reisebeschreibungen sind die wichtigsten: „Durch Sardinien“ (1859) und „Unterwegs“ (1867). Sie zeugen natürlich von feiner Beobachtung, von geistvoller Auffassung der Volks- und Landesindividualität, von stimmungsvoller Betrachtung der Natur, sie sind unterhaltend, launig und mutig geschrieben; natürlich hat er die besten Früchte seiner Reisen nicht in diese Schilderungen vergeudet, sondern in seine dichterischen Werke bewusst oder unbewusst zum Genusse der Leser aufgenommen. — Die literarische Kleinarbeit wird oft zu gering geschätzt. Wenn die Frauen und Männer alle wüssten, welche Kunst, welche Gemütsfülle, welche geistige Vornehmheit in so einem Feuilleton Meissners, etwa in der „Neuen freien Presse“, steckt, sie würden's bloß so halbweg, bloß so überhaupt, so gähnend und tändelnd, nicht lesen! —

Alfred Meissner hat in arbeitvollem Leben nicht ohne Kampf und Widerspruch, nicht ohne Enttäuschung und Irrgang, aber immer in sicherer Richtung, mit männlichem Mut, mit Stolz auf den ihm mitgegebenen Gottesfunken den Kranz erreicht, der ihm gebührt. In allen Gattungen der Dichtkunst hat er Großes, Bleibendes oder mindestens der allgemeinen Achtung Würdiges geschaffen. Tönereicher, die Herzen tiefbewegender Meister ist er in der Kunst des Liedes. Kräftige Anläufe hat er gemacht, sich auch im Drama, dem summum opus der Modernen, den Preis zu erringen. Es ist bedauernswert, dass er davon abließ; schon deshalb, damit einer mehr im Ringplatze wäre von den Edeln und Großen gegen die Schlechten und Niedrigen. Auf dem Gebiete der epischen Dichtung steht er unmittelbar neben den Größten unserer Epiker. Er ist neben Spielhagen, Keller und Freytag der bedeutendste deutsche Romanschriftsteller unter den Lebenden. Er hat seine Vorzüge in seiner Kunst, wie jene die ihrigen. Der seiner Kunst besteht vor allem in der großen Klarheit, unfehlbaren Sicherheit, mit der er den Roman des Nebeneinander aufbaut, in dem Reichtum köstlich ausgeprägter, in der Phantasie wirkender und im Ge-

dächtnis haftender Gestalten. Meissner ist auch ein guter Stilist. Für die Schilderung der Natur und der Menschen, für die Darstellung der Gedanken und jeglichen Gefühles, für Scherz und Ernst steht ihm unweigerlich der richtige und schöne sprachliche Ausdruck zu Gebote.

Alfred Meissner ist nun ein Mann von über sechzig Jahren. Alljährlich erscheint er mit neuen, und was mehr sagen will, mit frischen und erfrischenden Gaben seiner Muse. Möge es ihm vergönnt sein, in ungestörter Kraft seinen Ruhm noch fernerhin zu mehren! Möge er diese Zeilen, insofern sie zuweilen missbilligend, bezweifelnd, negirend scheinen, nicht übel nehmen! Möge er sie annehmen als schwachen Dank für viele genussreiche Stunden und als einen Versuch, das lesende Publikum neuerdings auf seine Werke aufmerksam zu machen!

Stuttgart.

Josef Lautenbacher.



Bakchen und Thyrsosträger. Roman von August Niemann.

2 Bände. Zweite Auflage. Leipzig 1882. Fr. Wilh. Grunow.

Die Kritik ist zuweilen genötigt, aus Rücksicht für das Publikum, Produktionen zur öffentlichen Besprechung zu bringen, deren Bedeutung eine solche Aufmerksamkeit nicht zu motiviren scheint. Zu solchen gehört auch — und zwar in mehrfacher Hinsicht — das Buch, dessen Titel oben verzeichnet ist. Die Tatsache, dass dieser Roman, nachdem er bereits bruchstückweise in einer Wochenschrift veröffentlicht war, seitdem noch zwei Auflagen erlebte, scheint offenbar für ein nicht gewöhnliches Interesse im Publikum zu sprechen. Woher dieses Interesse stammt, soll hier nicht weiter untersucht werden; in dem Buche selbst dürfte der Grund davon schwer zu finden sein. Umsomehr erscheint es als Pflicht einer unabhängigen Kritik, den missleiteten Geschmack des Publikums durch den Nachweis der durchweg krankhaften und schiefen Richtung, welche sich in diesem Roman, noch dazu auf eine höchst pretentiöse Weise, kundgibt, auf den richtigen Weg zu leiten.

Schon der Titel, welcher augenscheinlich seines antikisirenden Anklangs wegen gewählt ist, um die Neugier nach dem Inhalt zu erregen, und der — trotz des ängstlichen Versuchs des Verfassers, ihn gegen den Vorwurf der Gesuchtheit in Schutz nehmen — auf den Inhalt wie die Faust aufs Auge passt, zeigt eine Geschmacklosigkeit, die man einem ästhetisch-gebildeten Schriftsteller heutiger Zeit schwer verzeihen kann. Da durch Ebers und andere hervorragende Schriftsteller die Schilderungen aus dem frühen Altertum in Form von Romanen in die Mode gekommen sind, so ist man, wenn man von dem Titel „Bakchen und Thyrsosträger“ hört, zunächst darauf gefasst, einer der hellenischen Antike entnommenen Dichtung zu begegnen, und dann natürlich sehr überrascht, zu sehen, dass es sich darin — wenigstens was das eigentliche Romanmotiv betrifft — um ziemlich lose aneinandergereihte Geschichtchen ganz modernen Inhalts und Stils und zwar in fast durchgängig trivialer Behandlung der auftretenden Figuren handelt. Man wird in jener irrigen Vermutung noch bestärkt, wenn man vor dem Lesen einen Blick auf die Kapitelüberschriften wirft, welche — wie auch die hinzugefügten Motti — mit antikisirenden Ausdrücken und Phrasen kokettiren, wie „Sokrates und Xanthippe“, „Heautontimorumenos“, „Lässt die Tugend sich lernen?“, „ein korinthisches Mädchen“ u. s. f. Dieses Kokettiren mit einem antikisirenden Exterieur spiegelt sich ferner, und zwar in noch viel höherem Maaße, in den ermüdend langen, um nicht zu sagen langweiligen Gesprächen und monologisirenden Reflexionen im Stil der sokratischen Dialoge wieder, welche der Verf., unbekümmert um den organischen Zusammenhang der Dichtung als solcher, vielfach einschiebt und welche durch ihre pedantische Form und ihren tendenziösen Inhalt aufs Peinlichste berühren.

Das Gesuchte und Affektirte, welches die ganze Behandlung kennzeichnet, spricht sich selbst schon in der Wahl der Namen aus, die der Verf. seinen Personen gibt, wie Stahlhardt, beiläufig ein alter sokratisirender Pedant, der das Heil aller Wissenschaft und Kultur in der Phrenologie sieht, und der von dem Erfinder derselben, Gall, behauptet, er schließe sich unmittelbar an Sokrates an (!) — Irrwisch, ein schlauer Spekulant, welcher kein Mittel scheut, um seine Taschen auf Kosten andrer zu füllen, nebenbei ein ehebrecherisches Verhältnis mit einer sehr zweifelhaften Dame unterhält und trotzdem stellenweise in höchst moralischen Reflexionen sich ergeht, Chepa de Molini, eine vagirende Sängerin von unzweifelhaftem Charakter, ein Fürst von Czik-Czent-Király, ein Prinz Meridac von Parolignac, Graf von Lissa, Schaible, Gmelin, eine jüdische Näherin Scheindl Veitel, ein Offizier Tepper-Laski, Baron von Jugenthal, ein Fürst Tschitschaschew, russischer Botschafter, der „auf seiner Brust eine ovale Dekoration von beinahe einem halben Fuss Höhe (!), das Porträt des Zaren in einer Einfassung von Diamanten, trägt,“ eine Komtesse Hyacinth, ein Freiherr von Aberwitz, ein Graf Festetics, ein österreichischer Offizier Graf Ujfalwy u. s. f. u. s. f.

Allein dies sind im Grunde nur Aeußerlichkeiten, die man gern übersehen würde, wenn nicht dieselbe Tendenz des Gesuchten und Affektirten durchweg auch in dem Inhalt des Buches selbst zum Ausdruck käme; zunächst in dem schon angedeuteten Einschieben von langen Dialogen in der schulmeisterlichen Manier des Sokratisirens, die auch hinsichtlich der behandelten Fragen bloße Abklatsche aus Plato sind. So besteht das ganze dritte Kapitel aus einer Unterhaltung des alten Dr. Stahlhardt — denn es gibt auch noch einen jungen, der wo möglich noch pedantischer, gelehrter,

idealer, kurz „bakchischer“ ist als sein Vater, was ihn jedoch nicht verhindert, sich in ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer zu verlieben, das „wegen Frechheit“ aus der Pension entlassen ist — mit dem Spekulanten Irrwisch und später mit besagtem jungen Stahlhardt; eine Unterhaltung, deren Hauptinhalt auf mehr als 30 Seiten die Frage behandelt, ob sich „das Regiren lernen lasse,“ und ob „die Gerechtigkeit eine Tugend sei“ u. s. f. Es ist unglaublich, welche Trivialitäten dabei mitunterlaufen; Trivialitäten, die uns schon in Obersekunda die platonischen Dialoge so ungenießbar gemacht haben, und die uns hier, mit modernen Hautgout verquickt, wieder aufgewärmt vorgesetzt werden. So beginnt der zweite Band wieder mit einer mehr als zwanzig Seiten langen Unterhaltung ähnlichen Stils — diesmal zwischen Stahlhardt und einem Professor der Anthropologie — über die Frage, ob „sich die Tugend lernen lasse“; ja, während sonst ein seinem Ende sich nähernder Roman, aus Gründen künstlerischer Oekomonie, in der Darstellung eine beschleunigte Bewegung anzunehmen pflegt, weil sich gegen den Schluss, wenn das Ganze organisch gestaltet sein will, alles auf die Katastrophe zuspitzen muss, wird der Leser hier noch unmittelbar vor dem Schluss mit langen Gesprächen zwischen dem alten und dem jungen Stahlhardt, der (man weiß nicht recht warum) allmählich wie ein Licht auslöscht, regalirt, welche über Phrenologie und deren Beziehung zur Philosophie, Religion und andern schönen Dingen handeln und die vollständig im Sande sich verlaufen.

Es ist natürlich an dieser Stelle des mir zugemessenen Raumes halber unmöglich, ausführliche Belege hierfür beizubringen; indes kann ich doch nicht umhin, wenigstens eine Probe von dem sokratischen Geist des Verfassers zu geben, indem ich seine Ansicht über die Frage, was „das Schöne“ sei, mitteile: der Architekt Eduard, auch ein Repräsentant der Bakchen, ist (Bd. I. S. 194) damit beschäftigt, das Porträt seiner Geliebten zu entwerfen, und ergeht sich dabei, indem er sein Werk mit dem Raphaelschen Porträt der Fornarina vergleicht, in folgenden geistreichen Reflexionen: „Sie ist eigentlich nicht schön, diese Fornarina, und es ist wunderbar, dass Raphaels Künstlerauge an diesem Mädchen ein so tötliches (sic) Gefallen fand. . . Aber was ist das Schöne? Wer kann sagen, warum etwas schön ist, und was an dem Mädchen war, dass es Raphael entzücken konnte? Er muss es doch wol verstanden haben.“ (Die Oberflächlichkeit liegt hier schon in der plumpen Voraussetzung, dass man ein Mädchen nur seiner Schönheit wegen lieben kann.) „Er (nämlich der Herr Eduard) dachte über die ästhetischen Vorlesungen nach, welche er gehört hatte, und l ä c h e l t e, als ihm dagegen die Worte des griechischen Weisen einfielen“ (denn ohne den göttlichen Plato gehts einmal nicht): „Wenn jemand fragt, warum dies oder jenes schön sei, so überlasse ich die wolweisen Gründe: dass es nämlich an der blühenden Farbe oder an der Gestalt oder an sonst etwas derartigem liege, diese Gründe alle überlasse ich den gelehrten Leuten. Ich selbst aber halte in e i n f ä l t i g e r Weise daran fest, dass es die S c h ö n h e i t ist, w o d u r c h d a s S c h ö n e s c h ö n w a r d“. (In der Tat einfältig genug ist solche Tautologie! Aber nun kommt erst der wahre Platonismus:) „Die Schönheit aber war d a m a l s (!) leuchtend zu sehen, als mit dem beglückenden Reigen wir im Gefolge des Zeus, andre in dem eines der andern Götter, eines seligen Anblicks und Schauens genossen und in die seligste der Weihen eingeweiht waren, welche wir feierten, selbst noch sündlos und unberührt von den Uebeln, die in späterer Zeit auf uns warteten, dabei aber fehllose und lautere und wandellose und beseligende Gesichte mit geweihtem und priesterlichem Auge in reinem Glanze schauend, als Reine selbst und nicht eingekerkert in diesem Körper, wie wir das nennen, was wir jetzt mit uns, dem Schaltiere gleich angebunden, herumtragen.“ — Uf! — damit schliesst nicht nur dieser Exkurs über die Schönheit, sondern das Kapitel selbst (Bd. I. S. 195).

Nicht wahr, lieber Leser, jetzt bist du vollständig au fait über das Schöne und kannst, wie Herr August — ich wollte sagen Eduard — über die modernen ästhetischen Vorlesungen lächeln, wenn du auch nichts davon verstanden hast. Wie ist es aber, im Ernst gesprochen, erklärlich, dass ein denkender Schriftsteller seinen Lesern diesen alten phantastischen, ebenso nichtssagenden wie konfusen Unsinn als antike Weisheit aufzutischen den Mut hat. Wenn Künstler von Fach, deren Beruf nicht das philosophische Denken, sondern das künstlerische Produziren ist, mit einer aus Unkenntnis der einschlägigen Arbeiten stammenden Ueberhebung über die Aesthetik sich hinwegsetzen zu können glauben, so ist solche Einseitigkeit allenfalls verzeihlich; lässt sich aber ein Romanschriftsteller, der noch dazu eine Menge Gelehrsamkeit auskramt, nicht bloß Plato, sondern auch Schopenhauer, indische, chinesische und andere Philosophen zitirt, der uns über Phrenologie, Buddhaismus, Keilschrift und eine Menge andere derartige Dinge unterhält, dergleichen zu Schulden kommen, so verdient er — ganz abgesehen von der dadurch an den Tag gelegten Unwissenheit — schon deshalb eine ernsthafte Rüge, weil er damit die eingebildete Oberflächlichkeit fördert und das Urteil des Publikums fälscht; und diese Rüge sei ihm hiermit erteilt!

Des Kontrasts mit der Tiefe seines gewichtvollen philosophischen Stils halber möge hier nun auch eine Probe seines leichten, witzigen Stils stehen. Der junge Stahlhardt trifft während seines Aufenthaltes in Heidelberg mit einigen Studenten in einem ländlichen Wirtshause zusammen; es wird Wein gebracht. „Bei uns auf der Kneipe ist's auch immer so salzig, und ich sage: nichts zieht den Wein so an wie Schweinsknöchel und Meerrettig oder wie ein so richtiger Schinken mit Senfsauce.“ Er trank mit Genuss sein Glas leer und sang: „Salzig, salzig ist das Meer. Warum sollt's nicht salzig sein? 's sind ja viele Harung drein.“ „Was ist der Unterschied zwischen einem Schinken und einer Fassschleife?“ fragte er dann mit lustigem Augenzwinkern. Herr Gmelin konnte es nicht sagen und Ephraims (das ist der junge Stahlhardt) Gehirn schien

auch nicht stark genug zu sein, um es zu erraten. „Passt auf,“ sagte der Student, „auf der Fassschleife zieht man den Wein in den Keller, und auf dem Schinken zieht man den Wein in den Magen.“ —!— Hat der Leser genug an dieser geschmackvollen Probe? Nein? Gut; hier noch etwas, was gleich darauf folgt: „Aber weißt du,“ fragte Herr Gmelin, „wie du es machen musst, um niemals Durst zu bekommen. . . . Das Mittel, nie Durst zu bekommen, ist das gerade Gegenteil von dem Mittel, nie von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Du musst nämlich immer hinter dem Hunde herlaufen, so kann er dich nicht beißen und du musst immer vor dem Durst herlaufen, so kann er dich nicht packen.“ — „Wie kann ich denn vor dem Durst herlaufen?“ fragte der Student. „Das ist sehr einfach,“ sagte Gmelin, „du musst immer schon trinken, ehe du durstig bist.“ —!— „Das ist gewiss,“ sagte Gmelin, „wer immer trinkt, stirbt nie. Man muss nur immer ordentlich ziehen, denn mit den kleinen Schlucken ruinirt man sich nur den Brustkasten.“ „Ich trage immer Gummisohlen,“ sagte der Student, „und höre immer erst dann auf, wenn ich merke, dass die anfangen von der Feuchtigkeit aufzuquellen.“ — Au! — Doch genug! Wenn ich nach dem Grade der widerwärtigen Empfindung, die mir das Abschreiben dieser geistlosen Vulgaritäten — um mich höflich auszudrücken — im Vergleich mit der Anstrengung bei der Kopirung der obigen Phantastereien über das Schöne verursacht, urteilen soll, auf welcher Seite die größere Geschmacklosigkeit zu suchen sei, so bin ich einigermaaßen in Verlegenheit; so etwas wie moralischen Schreibkrampf habe ich dort wie hier empfunden.

Schließlich drängt sich dem kritischen Leser unwillkürlich die Frage auf: Wer sind denn nun eigentlich die Repräsentanten der Bakchen und wer die der Thyrsosträger? Zwar die ersteren sind, wenigstens der Intention nach, leicht zu erkennen: und es sind eben die „Edeln“ und „Würdigen“, wie die beiden Stahlhardts, der Architekt, das sogenannte „korinthische Mädchen“, d. h. das aus dem Ehebruch erzeugte Kind des Spekulanten mit der Frau von Blankenburg, und — nun das sind so ziemlich alle; dass sie neben ihrer Würdigkeit und antiken Färbung leider auch langweilige Pedante und fürchterliche Schwätzer sind, deren Gesalbader nur das Gute hat, dass es völlig resultatlos bleibt, dafür können sie nicht. — Aber wie stehts mit der Thyrsosträgern? Der Verf. erklärt in dem sehr gelehrten „Vorwort zur zweiten Auflage“, dass er diejenigen darunter verstehe, die „sich vom Scheine blenden lassen“. Mein Himmel, dieser triviale Gegensatz zwischen Idealisten und Materialisten bedurfte doch nicht eines solchen antiken Stempels, um verstanden zu werden. Uebrigens, was die Vertreter der letzteren Gattung betrifft, so könnte man wenigstens von ihnen verlangen, dass sie einigermaßen interessant auftreten, um gleichsam wie eine pikante Sauce den zähen Braten des übrigen Inhalts etwas genießbar zu machen; aber nein, sie sind, die Pedanterie abgerechnet, ebenso uninteressant wie die Backchen, und ohnehin von einer Inkonsequenz im Denken und Handeln, die ihnen sozusagen jede Lebensfähigkeit nimmt. Ueberhaupt ist die psychologische Motivirung der Charaktere und ihre konsequente Entwicklung, wenige Figuren (wie das „freche“ Florchen) abgerechnet, die schwächste Seite des ganzen Werkes.

Soll ich bei diesen Stande der Dinge noch auf die zahlreichen lapsus calami hinweisen, die in einem eigenthümlichen Kontrast zu der zur Schau getragenen Gelehrsamkeit stehen, etwa urgiren, dass der Verfasser statt „mich dünkt“ oder „mir däucht“ schreibt „mich däucht“, dass er die Havel nach Pommern verlegt, insofern er vor einer „Pommerschen Havelbahn“ (I. S. 241) zu erzählen weiß, dass er Solon und Lykurg vor 3000 Jahren leben lässt, dass er Kupee, aber zugleich Ragout schreibt und mehreres dergleichen? Derartige Kleinigkeiten zeugen höchstens für eine gewisse Flüchtigkeit des Machens und würden wenig ins Gewicht fallen, wenn das Ganze nur den Stempel ernsten künstlerischen Strebens trüge, statt, wie es hier der Fall, trotz allen Scheins von Gelehrsamkeit, das Gepräge der Hohlheit und Zusammenhangslosigkeit zu offenbaren.

Meiningen. Max Schasler.



Geschichte der italienischen Literatur

von K. M. Sauer.

Leipzig 1883. Wilhelm Friedrich. M. 9 —.

K. M. Sauer, einer der feinfühligsten Kenner des geistigen Lebens der Italiener, hat jüngst eine „Geschichte der italienischen Literatur“ (Bd. III der „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen“) veröffentlicht, ein Werk, das nicht bloß allen Ansprüchen der modernen Wissenschaft in vollem Maße genügt, sondern auch durch die gefällige, von jeder Pedanterie freie Form unser Interesse von Anfang bis zu Ende fesselt. Selbst dann, wenn wir mit dem Verfasser nicht durchaus übereinstimmen, können wir uns nicht der Wahrnehmung verschließen, dass derselbe sein Urteil erst nach reiflicher Ueberlegung und mit voller Sachkenntnis abgegeben hat. Zugleich erweist er sich als geschmackvoller Uebersetzer, der, bescheiden genug, charakteristische Proben seiner poetischen Begabung nur dann beibringt, wenn keine anderen Uebertragungen vorliegen oder diese verworfen werden mussten. So übersetzt Sauer einige Bruchstücke aus dem satirischen Gedichte Parini's: „Il Giorno“ in so mustergiltiger Weise, dass der Wunsch rege wird, sämtliche vier Gesänge der auch heute noch nicht veralteten Dichtung wiedergegeben zu sehen.

Vergleicht man die vorliegende Literaturgeschichte mit den für denselben Zweck bestimmten italienischen

Werken, z. B. mit der vortrefflichen „Storia della letteratura Italiana“ von Francesco de Sanctis (Napoli, Morano), so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der deutsche Verfasser besser verstanden hat, den sehr umfangreichen Stoff in knappem Rahmen übersichtlich anzuordnen. Während Francesco de Sanctis vorzieht, zumeist bei den hervorragendsten literarischen Erscheinungen seines Landes zu verweilen, entrollt Sauer ein vollständiges Bild der geistigen Entwicklung Italiens. Man wird deshalb nur wenig Lücken in dem deutschen Werke entdecken, das auch insofern volle Anerkennung verdient, als die meisten Daten, soweit sie verglichen werden konnten, zuverlässig sind.

Der Verfasser hat sich ersichtlich bemüht, der Eigenart jedes einzelnen Schriftstellers gerecht zu werden. Der idealistischen Richtung anhangend, urteilt Sauer zuweilen aber nach meinem Gefühle etwas zu streng über diejenigen literarischen Erscheinungen, welche die „Naturwahrheit“ als eines der Grundgesetze der Kunst angesehen wissen wollen. Dass der moderne „verismo“ in seiner Einseitigkeit sich zu Ausschreitungen hinreißen lässt, dass die Nachahmer Giosuè Carducci's und Lorenzo Stecchetti's (Olindo Guerrini's), von den Musen und Grazien verlassen, jede wahre Kunst verleugnen, — wer möchte es in Abrede stellen! Dies verhindert aber nicht, dass der Dichter des „Inno a Satana“ und der Verfasser der „Postuma“ sowie der „Nuova Polemica“ eine hervorragende Stellung in der Geschichte der italienischen Literatur einnehmen und beanspruchen können. Sauer erkennt denn auch an, dass Carducci trotz der Schattenseiten als Dichter eine imponirende Erscheinung bleibt, dass die Muse Stecchetti's auch tieferer Empfindung fähig ist, und seine Poesieen sich durch eine stets durchsichtige klare Sprache auszeichnen. Wir möchten jedoch zum Beispiel für die „Odi barbare“ Carducci's, welche dem italienischen Literarhistoriker Angelo de Gubernatis „mehr seltsam als schön“ erscheinen, das letztere Prädikat gewahrt wissen; zeigen doch die formvollendeten Uebertragungen Paul Heyses und B. Jacobsons, dass die antiken Versmaße für die Behandlung moderner Stoffe keineswegs zu spröde sind.

Die eingehende Würdigung, welche Sauer Heroen wie: Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli, Ariosto und Tasso zu teil werden lässt, legt vollgiltiges Zeugnis für die selbständigen Forschungen des deutschen Schriftstellers ab. Sehr treffend ist sein Urteil über Dante: „Als die italienische Literatur nach langer Abirrung endlich anfing, sich aus dem Banne fremden Wesens zu lösen, war er es, auf den man vor allen zurückgriff, dessen Sprache als Hort gegen den Einfluss der französischen hingestellt wurde, an dessen patriotischer Gesinnung die neue Generation sich entflammte. Dante's Gedanken sind es, die ein halbes Jahrtausend nach seinem Tode, in ihrem Kerne dem Ringen der Gegenwart noch immer zu Grund liegen und nicht zum geringen Teil mit dazu beigetragen haben, in seinem Vaterlande die langen Kämpfe hervorzurufen, aus denen endlich ein geeintes, freies Italien hervorging.“ Die Parallele, welche zwischen dem Dichter der „Divina Commedia“ und Petrarca gezogen wird, fällt mit Fug zu Gunsten des ersteren aus. Der Verfasser betont insbesondere, an eine Aeußerung Fenini's anknüpfend, dass die aufeinander folgenden Generationen in der Verehrung Dante's oder des Sängers Lauras abwechseln, jedoch mit dem bedeutsamen Unterschiede, dass das Vorherrschen des „Petrarcismus“ stets eine Periode literarischer Erschlaffung bezeichnet, während die Rückkehr zum Studium Dante's immer mit einem Wiedererwachen der Poesie und des nationalen Lebens Hand in Hand geht.

Bezüglich Machiavelli's hebt Sauer in Uebereinstimmung mit den neuesten Forschungsergebnissen Pasqual Villari's mit Recht hervor, wie der Florentiner Staatssekretär mit Dante das Loos teilte, von seinen Zeitgenossen nicht nur nicht erkannt, sondern auf das schmerzlichste verkannt zu werden, und wie sein Name leider durch Jahrhunderte als das Symbol einer tyrannischen, mit allen Künsten des Trugs, Verrats und Meineids arbeitenden Politik gegolten habe. Die Betrachtungen, welche Sauer dem Heldengedichte Ariosto's: „Orlando Furioso“ widmet, erscheinen in jeder Hinsicht begründet. Wol aber hätte er ohne weiteres die allegorische Deutung Settembrini's ablehnen können, der in dem Epos, insbesondere in der dasselbe abschließenden Vermählung Ruggiero's mit Bradamante den Triumph der christlichen Idee über die heidnische erblickt. Dass Dante in seine „Göttliche Komödie“ religiöse Allegorien verwebt, darf im Hinblick auf die Verhältnisse, unter denen das epochemachende Werk gedichtet wurde, angenommen werden; Ariosto, der liebenswürdige Spötter, hat aber sicherlich nicht daran gedacht, religiöse Probleme ihrer Lösung näher bringen zu wollen. Sauer spricht sich allerdings keineswegs für die nach meinem Gefühl verfehlte Deutung Settembrini's aus, überlässt es vielmehr den Freunden des „Orlando Furioso“, in wieweit sie dieselbe als begründet ansehen wollen oder nicht. Man braucht überdies nur die Satiren des Dichters zu lesen, um zu begreifen, wie fern ihm alle derartigen frommen Anwandlungen lagen.

Der Gegensatz zwischen Ariosto und Torquato Tasso wird vortrefflich charakterisirt, wenn es in der Beurteilung der „Gerusalemme liberata“ heißt: „Tasso's eigentliches Element ist das Weibliche mit seiner Mischung von Leidenschaft und idyllischer Sehnsucht im Gegensatze zu der heitern, kräftigen Männlichkeit Ariosto's, und hierin liegt, unseres Erachtens, der so oft gesuchte und so selten erkannte Unterschied zwischen den beiden Dichtern.“ Nicht minder darf man dem Verfasser beipflichten, wenn er hervorhebt, dass unser Interesse sich vor allen jenen Teilen der „Gerusalemme liberata“ zuwende, die Torquato Tasso später in seinem befangenen Sinne ausmerzte, und in denen er sich in seiner ganzen, allerdings nicht epischen, aber lyrischen Größe zeigt, den Episoden der Clorinda Erminia, Sofronia oder dem Liebeszauber Armidas. „Hier ist wahre Poesie, die menschlich zu uns spricht, in jedem Menschenherzen ihr Echo findet und darum unvergänglich bleibt, wie der Name ihres Schöpfers.“

Derjenige Teil des vorliegenden Werkes, welcher der zeitgenössischen Literatur gewidmet ist, zeichnet sich durch Vollständigkeit aus, obgleich man hie und da gewünscht hätte, mehr über die einzelnen Schriftsteller zu vernehmen. Freilich versteht Sauer es meisterhaft, in wenigen Zeilen sein Urteil zusammenzufassen, wenn er z. B. bezüglich Enrico Nencioni's, eines hochbegabten Poeten und Kunstrichters bemerkt: „Enrico Nencioni, eine vornehme Dichternatur, hat manches mit Panzacchi (dem Verfasser der „Lyrica") gemein, doch herrscht in seinen Poesien, wie „Fiume della vita", „Giardino abbandonato", „Lo Spedale", „Note funebri" eine elegische, zuweilen fast düstere Stimmung vor. Seine literarischen Essays „Medaglioni" gehören zu den besten dieses Genres." Es wäre schwierig, aus der Fülle der Erscheinungen alle diejenigen herauszuheben, welche noch eine besondere Erwähnung verdienen. Man wird jedoch kaum einen Namen von Bedeutung vermissen. Auch dann wenn ein italienischer Schriftsteller wie Edmondo de Amicis von seinen Landsleuten überschätzt wird, lässt sich Sauer nicht durch den äußeren Erfolg blenden und führt denselben auf das richtige Maß zurück. So weist er auf die „etwas unbegründete Sentimentalität" hin, in welcher sich der in Deutschland durch seine Reiseschriften bekannte Edmondo de Amicis gefällt. Die Ueberschwänglichkeiten des letzteren lassen seine Schriften gleichfalls oft wenig genießbar erscheinen, wie denn auch Giosuè Carducci den „capitan Edmondo" im „Canto dell' Italia che va in Campidoglio" verspottet, indem er den Gänsen des Kapitols zuruft:

„Ihr macht ja noch mehr Geschrei als die Begründer
Des bürgerlichen Stils.
Paolo der Starke und Hauptmann Edmondo, Erfinder
Des artigen Prosagefühls."

Diese Satire, welche wir in der Uebertragung B. Jacobsons mitgeteilt haben, ist eine wolverdiente; Edmondo de Amicis gehört überdies zu denjenigen Schriftstellern, welche bei jeder Gelegenheit ihrer Sympathie für Frankreich auf Kosten Deutschlands Ausdruck geben. Die „Ricordi del 1870—71" und die „Ritratti letterari" lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel obwalten.

Das moderne italienische Theater, das im letzten Jahrzehnte einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, findet in dem Werke Sauers eingehende Berücksichtigung. Derselbe erkennt insbesondere die Bedeutung des leider zu früh durch den Tod hinweggerafften Dichters der Dramen „Nerone" und „Messalina", Pietro Cossa, an. Er rühmt vor allem die wahrhaft geniale Charakterzeichnung, die oft nur mit wenigen Strichen in überraschender Wahrheit gebotene Schilderung der betreffenden Epoche und die kraftvolle Ausmalung der Leidenschaft. Wir müssten aber über den Rahmen dieser Besprechung weit hinausgehen, wollten wir allen Anregungen Folge leisten, welche in Sauers „Geschichte der italienischen Literatur" enthalten sind. So beschränken wir uns denn nur noch darauf, das Werk allen denjenigen, die sich für die geistige Entwickelung Italiens interessiren, zu empfehlen; wird doch jeder Leser in dem Buche nicht bloß Unterhaltung finden, sondern auch reichen Nutzen und mannigfaltige Belehrung daraus schöpfen.

Berlin.

Siegfried Samosch.



Märchen auf der Wanderung.

(Schluss.)

In einem italienischen Märchen, das Frau Veronese-Mantovani aus Treviso in recht nette Verse gebracht hat, wird der Höcker des ersten Gastes der Elfen mit einer „Säge von Butter" amputirt, was selbst ein Billroth nicht zustande bringen würde. Sein Gevatter, der sich unartig benimmt und unanständig tanzt, was die Hexen höchlich übelnehmen, kommt mit zwei Höckern nach Hause.

Im deutschen Märchen „Die Geschenke des kleinen Volks" (bei Grimm K. und H. M. Nr. 183) fehlt, so wie beim japanesischen, das Singen der Gäste bei den Elfen. Auch wird kein Buckeliger kurirt, sondern zwei Kameraden besuchen zusammen die Elfen und werden reich beschenkt entlassen, nachdem sie einige Neckereien der Elfen geduldig ertragen. Von den zwei Kameraden ist der eine habgierig und buckelig, er kehrt am zweiten Abende zu den Elfen zurück, um noch reichlichere Geschenke zu bekommen, wird aber mit einem zweiten Höcker beschenkt, den er sein Lebtag tragen muss. Woher die Elfen diesen Höcker nahmen, wird nicht erzählt. Grimm bemerkt hierzu nur: „Die Elfen, zumal wenn sie erzürnt werden, geben zur Strafe gern dem Menschen eine hässliche Gestalt und entstellen ihn." Das Fehlen dieses Zuges im deutschen Märchen mag auch die Ursache sein, dass Grimm die Verwandtschaft mit dem Märchen von der Rübe (K. und H. M. Nr. 146) nicht bemerkte. In diesem kommt außer der ungeheuern Größe der Rübe, welche von zwei Ochsen geschleppt werden muss, nichts Uebernatürliches vor. Statt der Elfen tritt ein König auf und der Neidische bekommt statt der erwarteten Reichtümer keinen Höcker, wol aber die ungeheuere Rübe.

Die ganze Erzählung von der Rübe ist nur eine Uebersetzung eines lateinischen, wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Gedichts „Raparius", welches Hermann Oesterley im 12ten Bande des Jahrbuchs für romanische und englische Literatur (Leipzig 1870) publizirte.

Das spanische Märchen von Pepito el Corcovado (Der buckelige Joseph), welches Keightly (l. c. S. 461) nach Thoms' Lays and Legends of Spain mitteilt, steht dem irischen am nächsten: Das kleine Volk singt

Lunes y Martes y Miercoles tres

Pepito setzt hinzu

Jueves y Viernes y Sabado seis

wofür ihm der Buckel abgenommen wird. Der zweite Buckelige, Córillo, ein böser Kerl, setzt

I Domingo siete (und Sonntag macht sieben)

hinzu wofür er einen zweiten Buckel bekommt. Wie Keigthly, bemerkt ist „I Domingo siete“ eine stehende Redensart in Spanien, wenn jemand etwas zu ungeschickter Zeit sagt oder tut.

In dem neapolitanischen Märchenbuche Basile's „Pentamerone“ findet sich eine eigentümliche Version dieses Sujets.

Von zwei Brüdern begibt sich der eine, der arme Lise, auf die Wanderung und trifft in einem Wirtshause zwölf junge Leute, mit denen er sich ganz artig unterhält. Man spricht, wie sonst mit Fremden vom Wetter, von den Jahreszeiten und Monaten und der kluge Lise weiß von jeder Zeit etwas Gutes zu sagen, selbst den vielverleumdeten Monat März nimmt er in Schutz indem er ihn als Bringer des Frühlings preist. Diese zwölf jungen Männer sind aber eben die zwölf Monate und nehmen daher seine Reden sehr wolgefällig auf. Besonders erkenntlich ist der Monat März, der Lisen ein Kästchen schenkt, durch das er wie Aladin von seiner Lampe alles bekommt was er wünscht. Als er dann mit großem Staat und vielen Reichtümern in die Heimat zurückkommt, wird er von seinem reichen Bruder Cianne ungemein beneidet. Auf seine Fragen, wie er zu diesem Reichtum gekommen, erzählt ihm Lise von seinem Zusammentreffen mit den zwölf Jünglingen und dem Geschenke, das sie ihm gemacht, erwähnt aber nichts von ihrer Unterredung. Cianne macht sich nun auch auf die Wanderschaft und trifft im selben Wirtshause die zwölf Jünglinge. Er lässt sich mit ihnen in eine Unterhaltung ein und schimpft ungemein auf den Monat März, „der den Geist verdrießlich und den Körper krank macht“. Der geschmähte Monat verbirgt seinen Aerger und schenkt dem Cianne beim Abschiede einen tüchtigen Dreschflegel, indem er sagt: „Jedes Mal, wenn du etwas wünschest, sprich: „Dreschflegel gib mir Hundert“ und du wirst Dinge sehen.

Zu Hause angekommen trat Cianne in ein abgelegenes Gemach, woselbst er das Geld, welches er von dem Dreschflegel erwartete, aufzuheben gedachte, und sprach: „Dreschflegel gib mir Hundert!“ Dieser begann nun tüchtig auf ihn loszuhauen und wollte gar nicht aufhören, bis endlich auf Ciannes Geschrei der gute Lise herbeieilte und ihn mittels seines Kästchens von dem eifrigen Dreschflegel befreite.*)

Basile's Erzählung bildet den höchst beachtenswerten Uebergang von den bisher erwähnten Märchen zu den nun folgenden rein menschlichen Erzählungen:

Statt der gesungenen Wochentage treten die Monate, aber als selbst handelnde Personen auf. Der besuchende Mensch verkehrt in den Märchen mit den Elfen, die er als Wesen anderer Art kennt, bei Basile hält er die Monate für Menschen, obwol sie überirdische Wesen sind, und in den nun folgenden Erzählungen sind es wirkliche Menschen, mit denen er verkehrt. Anstatt guten und schlechten Gesanges sind es kluge und törichte Reden, welche das Schicksal der Beschenkten entscheiden. Diese selbst sind bei Basile schon zwei Brüder, wie in der Erzählung von der Rübe. In dieser aber tritt die wichtige Modifikation ein, dass nicht mehr gesungen oder gesprochen wird, sondern dass die Menschen den Höherstehenden Geschenke bringen, welche gut oder schlecht aufgenommen werden und dadurch die Art des Gegengeschenkes bedingen.

*) Pentamerone Tag V. 2 Li Mise (Die Monate) nach Liebrechts Uebersetzung.

Doch die Anthropomorphosirung unseres Märchens schreitet immer weiter fort: War noch im Raparius die Größe der Rübe etwas Uebernatürliches, so haben wir es in der Novelle Lorenzo Magalotti's (geb. 1637 in Rom, gest. 1712 in Florenz, 1675—1678 toskanischer Gesandter in Wien) nur mit Unwahrscheinlichem zu tun. Der erste Teil der Novelle hat viel Aehnlichkeit mit der bekannten Erzählung von Whittington und seiner Katze. Ansaldo degli Ormanni wird von einem Sturm nach dem kanarischen Inseln verschlagen, deren König von den Mäusen arg geplagt wird. Ansaldo schenkt ihm zwei Katzen, welche ihn von dieser Plage befreien und wofür Ansaldo vom Könige reich beschenkt wird. Nach Hause zurückgekehrt erregt er den Neid seines Nachbars Giocondo de' Fifanti, der mit vielen Edelsteinen und andern Kostbarkeiten sich nach Kanarien einschifft, indem er kalkulirt: wenn Ansaldo für eine Katze so bereichert wurde, was werde ich erst für, meine Kostbarkeiten vom Könige bekommen. Der König von Kanarien ist auch von Giocondo's Geschenken ganz entzückt und weiß ihm kein wertvolleres Gegengeschenk zu machen als — eine von Ansaldo's Katzen!

Die Geschichte von Whittington's Katze war schon im fünfzehnten Jahrhundert in Italien bekannt, zum zweiten Teil der Novelle scheint aber Magalotti vom Raparius die Anregung bekommen zu haben.

Viel älter als dieses lateinische Gedicht scheint die jüdische Version im Midrasch Rabboth*) zu sein, wo sie jedoch schon als historische Anekdote auftritt.

Kaiser Hadrian bemerkte einmal in der Nähe von Tiberias einen alten Mann, welcher Bäume pflanzte. „Wie alt bist Du?“ fragte er ihn. „Hundert Jahre,“ lautete die Antwort. „Und du pflanzest noch Bäume? Denkst Du denn noch die Früchte von ihnen zu ge-

*) Der Midrasch ist ein allegorisirender Kommentar zum Pentateuch und einigen andern Büchern des alten Testaments teils in hebräischer, teils in aramäischer Sprache geschrieben, mit starker Beimischung corrumpirter griechischer und lateinischer Wörter. Er diente häufig als Unterlage und Hilfsbuch zu populären Predigten, in der Weise der Gesta Romanorum, mit denen er auch sonst manche Aehnlichkeit hat. Wir finden in ihm die Erzählung von dem Manne, der das Kraut gefunden, das gegen den Tod gewachsen ist, eine andere, die an die Weiber von Weinsberg erinnert u. s. w.

Der Midrasch ist ein Sammelwerk, das im Laufe mehrerer Jahrhunderte entstand; doch sind die jüngsten Teile nicht später als im elften Jahrhundert darin aufgenommen worden.

Unsere Erzählung findet sich darin zweimal in gleicher Fassung: im Kommentar zu Leviticus Kap. XIX 23 und zum Prediger Salomo Kap. II 20, und gebe ich sie hier nach Wünsche's Uebersetzung (Leipzig 1881).

nießen?" — „Wenn ich es würdig bin, werde ich davon essen, wenn nicht, so habe ich mich um meine Kinder bemüht, wie sich meine Eltern für mich bemüht haben!"

„Bei meinem Leben", sprach der Kaiser, „solltest du dich noch des Genusses erfreuen, so lass es mich wissen." Mit der Zeit trugen seine Pflanzungen Früchte. Der Alte füllte also einen Korb mit Feigen und begab sich damit in den Palast des Kaisers. „Ich bin," sagte er zu Hadrian, „der Alte, an dem du einst vorbeigingst, als ich Gruben machte, um junge Bäumchen zu pflanzen. Du sagtest mir damals, dass wenn ich so glücklich sein sollte noch die Früchte davon zu genießen, ich es dir melden sollte. Siehe, das Glück ist mir zu Teil geworden, dies sind Feigen von jenen Bäumen." Hadrian gab sofort Befehl, dem Juden einen goldenen Sessel zu bringen, den Korb auszuleeren und ihn mit Denaren zu füllen. „Diesem alten Juden soll eine solche Auszeichnung zu Teil werden?" fragten die Diener. „Sein Schöpfer ehrt ihn, soll ich ihm nicht auch Ehre bezeigen?" antwortete der Kaiser.

Der Greis hatte einen Nachbar, dessen Frau von gemeiner Gesinnung war. Sie sagte ihrem Manne: „Sieh doch, wie der Kaiser die Feigen liebt und sie mit Denaren bezahlt." Er füllte also (auf Rat seiner Frau) einen großen Sack mit Feigen und begab sich damit in den Palast. Auf die Frage nach seinem Anliegen antwortete er: „Ich habe gehört, dass der Kaiser die Feigen sehr liebt und sie mit Denaren bezahlt." Man ließ ihn ein und er wiederholte dem Kaiser dieselben Worte.

Hadrian gab hierauf den Befehl, dass der Mann vor das Tor des Palastes gestellt würde und dass jeder der hinein oder hinausgehe, ihm eine Feige ins Gesicht werfen sollte. Gegen Abend ward endlich der Sack leer, und der Mann begab sich nach Hause. Da angekommen, sprach er zu seinem Weibe: „All die mir gewordene Ehre habe ich dir zu verdanken." — „Geh und erzähle es deiner Mutter" — versetzte das Weib — „und sei froh, dass es Feigen und nicht Aepfel, dass es reife und nicht unreife Feigen waren."

Im Raparius ist es die Frau des armen Bruders, welche diesem den Rat gibt, die große Rübe dem Könige zu bringen, wofür er von diesem reich beschenkt wird. Sein reicher, habgieriger und neidischer Bruder, der davon hört, bringt dem Könige Gold, Silber und Edelsteine, indem er erwartet, dafür um so kostbarere Gegengeschenke von dem Könige zu erhalten, der für eine Rübe so viel schenkte. Der König fragt die Königin, was er dem Manne schenken solle und die kluge Frau antwortet: „Da er so reich ist, um dir so kostbare Geschenke bringen zu können, so werden Gold, Silber, Edelsteine und kostbare Kleider ihm kein willkommenes Geschenk sein, schenke ihm daher die merkwürdige Seltenheit — die große Rübe!

Der Erzählung des Midrasch steht auch eine Sage nahe, welche Dr. Otto Henne am Rhyn (Die deutsche Volkssage. Leipzig 1874, Nr. 859 a) mitteilt: Ein Bauer besserte der mit den Heimchen ziehenden Perchta den zerbrochenen Pflug aus und ward dafür mit goldenen Spänen beschenkt. Ein Knecht, der davon erfuhr, wartete ein Jahr später an derselben Stelle, und bot der Perchta seine Dienste an, mit den Worten: „Diesmal habe ich besseres Werkzeug." Darauf rief Perchta: „Nimm, was dir gebührt!" und hieb ihn mit ihrem Beil in die Schulter.

So sind wir mit unserm Märchenvagabunden wieder nach Deutschland gekommen. Nachdem er uns mit Angabe japanesischer, irischer, jüdischer und anderer Heimatsorte gefoppt hat, will er sich jetzt gar für einen aus der germanischen Götterfamilie ausgeben. Da mag ein anderer die Fremdenpolizei im Märchenlande übernehmen!

Wien.

Marcus Landau.



Sprechsaal des „Magazins".

Ein Stammbuchvers Goethes aus dem Jahre 1766.

Im Besitz einer Breslauer Familie, welche zu den Nachkommen des Dichters Bürger gehört, befindet sich, angeblich aus dem Nachlass desselben stammend, ein Stammbuch mit Inschriften aus den Jahren 1765 und 1766. Das Buch in 8° und Lederband, gehörte einem Skandinavier, Biörkland, welcher sich in den erwähnten Jahren in Halle, Wittenberg, Berlin, Kloster Bergen, Barby und Leipzig aufhielt. Die 110 beschriebenen Blätter rühren von Lehrern oder Studiengenossen Biörklands her. Biörkland gehörte zu den Frommen im Lande, sein Verkehr erstreckte sich vorzugsweise auf Kreise, welche dieser Richtung zugetan waren. Wir finden unter andern Autographen von Johann Salomo Semler, Klotz, Rambach, Freylinghausen, Woltersdorf, Sack in dem kleinen Büchlein.

Die Sprüche, Zitate und Freundschaftsversicherungen fließen von Frömmigkeit und Moral über. Gellert ist das Vorbild der jungen Welt in Leipzig, seine Sprüche werden oft zitirt.

Um so eigentümlicher berührt es, wenn wir in dieser frommen Kompagnie den bekannten zierlichen Zügen des jungen Goethe begegnen, der in einer etwas stark frivolen Art die Reihe der frommen Ergießungen unterbricht.

Das Blättchen, dessen Inhalt bis jetzt wol noch nicht veröffentlicht ist, bringt folgenden Vers:

„Annette an ihren Geliebten.

Ich sah wie Doris bei Damoeten stand,
Er nahm sie zärtlich bei der Hand,
Mit starrem Blick sah'n sie einander an,
Und seh'n sich um, ob nicht die Eltern wachen;
Und da sie niemand sah'n
Geschwind — jedoch genug — sie machten's wie wir's machten."

Leipzig, den 24. September 1766.

Goethe.

Die naheliegende Frage, in welcher Art Goethe die Bekanntschaft mit Biörkland machte, glauben wir beantworten zu können.

Als Goethe Michaelis 1766 die Universität Leipzig bezog, machte er die Reise von Frankfurt am Main in Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Frau, welche letztere eine Tochter des medizinisch poetischen Doktors Triller in Wittenberg war. Dass Triller in Verbindung mit Biörkland war, beweist ein von ersterem herrührendes Stammbuchblatt im Büchlein. Wahrscheinlich haben diese beiderseitigen Beziehungen zu Triller die Annäherung zweier so verschieden gearteten Naturen herbeigeführt. Ein dauernder Verkehr hat zwischen ihnen zweifellos nicht stattgefunden, denn von allen den Persönlichkeiten, mit welchen Goethe in Leipzig nach seinen Aufzeichnungen und nach den Mitteilungen der Literar-Historiker verkehrte, findet sich in Biörklands Stammbuch kein einziges Autograph vor.

Vielleicht hatte Biörkland auch mit Goethe gemeinsame Beziehungen zu der Familie des Weinhändlers Schönkopf, dessen Tochter Käthchen ja von dem Dichter als Annette gefeiert wurde.

Biörkland scheint Leipzig gegen Ende des Jahres 1766 verlassen zu haben, die Einzeichnungen in das Stammbuch hören in dieser Zeit auf.

Breslau.

Robert Schück.



Literarische Neuigkeiten.

Von Byron's Werken steht eine neue Uebersetzung bevor durch Wolfgang Kirchbach. Dieselbe erscheint demnächst bei Cotta.

Der vor anderthalb Jahren verstorbene Paul de Saint-Victor hat ein Werk über Victor Hugo hinterlassen, welches von seiner Tochter veröffentlicht werden soll.

Von dem germanisirten serbischen Dichter und Schriftsteller Stephan Milow sind soeben unter dem Titel „Wie Herzen lieben" drei Novellen erschienen (Stuttgart 1883, Adolf Bonz & Komp.), die sich durch eine edle Form der Darstellung und tiefe, ungekünstelte Gefühlsinnigkeit auszeichnen.

Robert Keils interessante Sckrift: „Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena", als Festschrift zur Enthüllung des Burschenschaftdenkmals, erscheint in zweiter Auflage. — Jena, Fr. Mauke.

Eduard Engels „Geschichte der Englischen Literatur" (mit einem Anhange: „Skizze der Amerikanischen Literatur") erscheint soeben vollständig in einem Bande (43 Bogen). — Leipzig, W. Friedrich. 10 M., gebunden 11,50 M.

Von Scartazzini's großem Werk „Dante in Germania" erscheint der zweite Band: Bibliografia Dantesca. — ein starker Lexikonband, der schon äußerlich den kolossalen Anteil Deutschlands am Dante-Studium zeigt. — Mailand, Höpli. 12 L.

Von Professor Dr. Storck in Münster, dessen Uebersetzung von Camoens' „sämtlichen Gedichten" von allen Seiten als ein Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst gerühmt wird, erscheint in wenigen Wochen im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn auch eine Uebertragung der „Lusiaden" desselben Dichters.

Von Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" veranstaltet S. Smirnow in Woronesh die erste kritische russische Ausgabe, von der bereits zwei Lieferungen vorliegen.
Die in Petersburg unternommene russische Ausgabe der Werke Lessings ist jüngst mit dem Erscheinen des vierten Bandes zum Abschluss gelangt, hat aber in den weiteren Bänden nicht gehalten, was der erste versprach. Ganz besonders verhunzt ist in dieser Ausgabe die Hamb. Dramaturgie, welche augenscheinlich von einem weder den Stoff noch die Sprache beherrschenden Uebersetzer übertragen worden ist, mit Ueberspringung aller schwierigen Stellen.

Ebers' Roman „Ein Wort" ist von E. K. Watson ins Russische übersetzt worden und erscheint demnächst bei A. Landau in Petersburg.

Die „makkaronischen" Werke Folengo's erscheinen soeben von Attilio Portioli herausgegeben (Mantua, G. Mondovi, 10 Lire) in 2 Bänden unter dem Titel „Le opere maccheroniche die Merlin Cocai. Folengo-Cocai kann mit Recht als einer der drastischsten Dichter des 16. Jahrhunderts, der in Italien etwa die Stelle, wie Grimmelshausen in Deutschland einnimmt, genannt werden. Die Portiolische Ausgabe enthält sein Hauptwerk, den „Baldo von Cipado", von dem Sauer in seiner italienischen Literaturgeschichte sagt: „Kein anderes Dichterwerk (der Periode) reflektirt in so erschreckender Weise die Entsittlichung der Zeit, wie dieses." Hierauf folgt die „Moscheide" (Der Krieg der Fliegen mit den Ameisen), die „Zanitonella", ein komisch gefärbtes Idyll und „Lettere" und „Epigramme". Freunden einer drastisch-komischen Lektüre empfehlen wir diesen italienischen Simplizissimus aufs wärmste.

Halbasiatisches.

Sacher-Masoch's Novelle „Marzella" erscheint gegenwärtig in armenischer Uebersetzung im Feuilleton der Tifliser Zeitung „Mschak" (Arbeiter.)

Der Lehrer der kirgisischen Sprache am turkestanischen Lehrerseminar in Taschkant, J. Luscht, hat soeben eine kirgisische Sprachlehre mit einer Auswahl kirgisischer Prosa und Poesie veröffentlicht.

Seit einigen Wochen erscheint in Baktschisaray (Krym) ein neues tartarisches Wochenblatt „Terdschiman", in dessen Feuilleton gegenwärtig ein ziemlich freisinnig gehaltenes Studium über den Islam gedruckt wird. Das Blatt ist liberal und bezweckt die Förderung des intellektuellen Lebens unter den Tataren.

In Sofia erscheint seit einiger Zeit ein neues Wochenblatt die „Aufmerksamkeit" in bulgarischer und türkischer Sprache.

Die in Tiflis herausgegebene georgische Monatsschrift „Iweria" brachte unlängst die Uebersetzung eines im „Magazin" veröffentlichten Artikels über die georgische Literatur.



Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

R. Bonfadini: Milano nei suoi momenti storici. Vol. I. — Milano, Fratelli Treves.

Edward Caire: Hegel. Ein Band aus: Philosophical Classics for English Readers, edited by William Knight. — London, Blackwood.

Charles M. Clay: The modern Hagar. — New-York, Fords, Howard & Hulbert. 1,50 D.

Felix Dahn: Gedichte. II. Sammlung. 3. Auflage. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Friedrich Diez: Kleinere Arbeiten und Renzensionen. Herausgegeben von Hermann Beermann. — München, Oldenbourg.

G. Gadow: Die Freiheit der Wissenschaft und Herr Dubois-Reymond. — Gießen, Fehsenfeld. 0,50 M.

Jules Geslin: L'expédition de la Jeannette au pole nord. 2 Bände. — Paris, Dreyfous. 14 fr.

P. Hansen: Illustereret dansk Litteraturhistorie. Lieferung 1. — Kopenhagen, Philipsen. 90 öre.

Friedrich von Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Lieferung 8. — Augsburg, Lampart & Komp. 1 M.

William D. Howells: Italian Journeys. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

J. K. Huysmans: L'art moderne. — Paris, Charpentier. 3,50 fr.

Louis Jacolliot: Voyage au pays du Hatschisch. 2. Aufl. — Paris, Dentu. 4 fr.

Sophie Junghans: Neue Novellen. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

S. Kalischer: Goethe als Naturforscher und Herr du Bois-Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik. — Berlin, G. Hempel. 1,60 M.

H. Laube: Die kleine Prinzessin. Blond muss sie sein. Novellen. — Breslau, Schottländer. 3 M.

Friedrich Leitschuh: Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens in Franken. — Bamberg, Hübscher. 1,20 M.

Giuseppe Massaroli: Phul e Tuklatpalasar II., Sal manasar V. Sargon. — Roma, Tipografia Poliglotta.

Louis Ménard: Histoire des Israélites. — Paris, Delagrave.

Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich. VI. und VII. Band. — Wien, Braumüller.

Ernst Mevert: Ein Jahr zu Pferde. Reisen in Paraguay. — Wandsbeck, Mencke & Komp. 4,50 M.

Willibald Müller: Gerhard van Swieten. Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich. — Wien, Braumüller.

Edouard Noël und Edmond Stoully: Les annales du Théâtre et de la Musique. — Paris, Charpentier. 8. Jahrgang, 1882.

Frederik A. Ober: Camps in Carubbees. — Boston, Lee and Shepard. $2\frac{1}{2}$ D.

Alfred Rambaud: Histoire de la Révolution française 1789—1799. — Paris, Hachette & Cie.

E. Rey: Les colonies franques de Syrie aux XIIme et XIIIme siècles. 1. Band. — Paris, Picard. 8 fr.

Francisque Royard: Les rimes de François Pétrarque. — Paris, Charpentier.

Carlos Fernandez-Shaw: Poesías. — Madrid, Librería Nacional y Extranjera.

E. George Squier: Peru. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Schmick. Lieferung 6—8. — Leipzig, Georgi. 2,40 M.

André Surville: Le Roman d'une Créole. — Paris, Auguste Ghio. 3 fr.

Anthony Trollope: Alice Dugdale and other stories. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

P. Vallet: L'idée du beau dans la philosophie. — Paris, Roger.

Hans Wachenhusen: Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und vom blauen Meer. — Berlin, Janke.

Hermann Wagener: Die Politik Friedrich Wilhelms IV. — Berlin, R. Pohl.

Ch. Wallot: La légende du vieux Paris. — Paris, Delagrave.

Julius Werther: Leitfaden zur ersten Aufführung des zweiten Teiles von Goethes Faust. 2. Auflage. — Stuttgart, Werther.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin, Lützowufer II.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von [illegible]

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 Francs = 4 Schilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 8. September 1883. | Nr. 36.

Inhalt:

Die gegenwärtigen literarischen Zustände Spaniens.

Als zu Anfang des Jahres 1881 das Restaurationsministerium Cánovas gestürzt und Sagasta vom König zur Regierung berufen wurde, da mussten alle diejenigen, denen das Wol Spaniens am Herzen liegt, annehmen, dass der Herrschaft der Klerikalen und der Kirche damit ein Ende gemacht und das Land sich unter der Leitung der Liberalen sehr erheben würde. Man glaubte, dass der spanische Nationalgeist, von dem verhängnisvollen erdrückenden Joch befreit, unter dem er sich nicht entfalten konnte, sich nun zu einem höheren Fluge aufschwingen würde. Sei es aber, dass die sehr große Tätigkeit, die in den Jahren von 1868 bis 1875 alle Kräfte in Anspruch genommen hatte und auch noch in der ersten Zeit unter dem klerikal-konservativen Regime von Cánovas fortdauerte, nun eine Reaktion, eine Erschlaffung herbeiführte, sei es, dass die Liberalen, die Träger der fortschreitenden Kulturbewegung nunmehr zu sehr politisch in Anspruch genommen sind, die Konservativen aber, im Trüben fischend, ebenfalls zu sehr von dem Bestreben erfüllt sind, wieder an den Staatstisch zu treten und daher die literarische Arbeit vernachlässigen — kurz die Literatur der letzten zwei Jahre ist gegenüber derjenigen des Anfangs des vorigen Jahrzehnts sehr zusammengeschmolzen und es sind nur wenige einigermaßen beachtenswerte Werke publizirt worden. Allerdings ist darum die Gesamtbewegung auf dem Felde der literarischen Tätigkeit nicht minder interessant und wir wollen versuchen, im folgenden die markirendsten charakteristischen Züge derselben zu fixiren.

Beginnen wir mit der Wissenschaft.

Der Geschmack an dieser und das Interesse für sie ist den liberalen Elementen in den höheren Schichten der spanischen Gesellschaft in diesem Jahrhundert allmälig wieder gekommen. Sie hatten aber gar zu viel nachzuholen, als dass sie sich schnell zu bedeutenden originellen Leistungen hätten erheben können, und zwar um so weniger als ihre natürlichen Fähigkeiten durchaus nicht nach der Seite der abstrakten strengen mühsamen wissenschaftlichen Forschung gravitiren. Der Spanier erfasst vermöge seiner phänomenalen natürlichen Begabung alles sehr schnell, aber es fehlt ihm die Ausdauer, in die Tiefe der Dinge einzudringen, seine wissenschaftlichen Leistungen lassen daher im allgemeinen an Gründlichkeit sehr viel zu wünschen übrig. Von dieser Regel gibt es aber natürlich auch Ausnahmen. Durch scharfe Dialektik, durch glänzenden Stil, meisterhafte Ornamentik, durch überaus geschickte Anwendung philosophischer Floskeln und Ausdrücke verstehen sie dagegen in so bewunderungswürdiger Weise die Mängel ihrer Leistungen zu maskiren, dass schon ein sehr gründliches Erforschen notwendig ist, um in jedem Falle den wirklichen Wert derselben zu ermitteln. Die bisherigen Produktionen seit 1868 beweisen indessen schon hinlänglich die Unrichtigkeit der missgünstigen Behauptung, dass die Spanier wissenschaftlich überhaupt nichts zu leisten vermögen. Es fehlt ihnen nur eine tüchtige Schulung, aber — ihr spanischer Gott bewahre sie davor, diese etwa im erstarrten Schematismus und Schablonenwesen des pedantischen deutschen Schulwesens zu suchen.

Bei der unendlichen Masse des Stoffs, der zuerst zu verarbeiten war, ehe die Spanier zur Selbsttätigkeit schreiten konnten, ist es sehr begreiflich, dass sie sich auch heute noch zum großen Teil in ihrer Lehrzeit befinden, noch nicht viel Originelles schaffen; wenn uns dies letztere aber, neben den Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer gelehrter Werke nur selten in Buchform entgegentritt, so hat es damit seine besondere Bewandtnis. Die spanische Nation als solche hat überhaupt noch kein Interesse und kein Verständnis für Geistesarbeit, unterstützt dieselbe also auch gar nicht; es fehlt ihr dazu auch vorläufig gänzlich an der nötigen allgemeinen Vorbildung. Die Zahl der Interessenten für wissenschaftliche Arbeiten ist daher eine verschwindend kleine und wenn es denn nun vorkommt, dass anerkannt gediegene Werke nur in 5—10 Exemplaren, niemals aber in mehr als 200 abgesetzt werden — vorausgesetzt, dass nicht die Regierung sich ausnahmsweise entschließt, ein solches in größerer Zahl für seine öffentlichen Institute, Bibliotheken etc. zu kaufen — so begreift es sich von selbst, dass weder Autor noch Verleger irgendwelche Geschäfte mit wissenschaftlichen Büchern machen können. Bei der allgemeinen Armut der Spanier ist es den armen Gelehrten, und diese sind natürlich die eifrigsten, nicht zu verdenken, wenn sie die etwa wichtigen bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten Spaniens aus der königl. Bibliothek entlehnen oder sich vom Autor leihen resp. von ihm schenken lassen. In größerer Masse erscheinen daher nur Schul- und überhaupt Lehrbücher, denen allerdings meist fremde Werke zu Grunde liegen. Im übrigen reicht die sehr umfangreiche fachwissenschaftliche journalistische Literatur völlig zur Aufnahme der bezüglichen neuen Arbeiten aus und genügt allen entsprechenden Bedürfnissen. Dazu kommt nun noch eine weitere Eigentümlichkeit des spanischen wissenschaftlichen Lebens.

Wie in der Politik die spanische Welt in kleine Gruppen geteilt ist, so in der Wissenschaft. Sind es da die Parteien, so sind es hier die zahllosen fachwissenschaftlichen Klubs, Vereine, Akademien. Diese halten ihre regelmäßigen Zusammenkünfte ab, in denen bez. Themata mündlich behandelt werden und dies ist ein spanisches Spezifikum. Die hohe oratorische Begabung, die bei allen Gelegenheiten, untergeordneter Art sogar, zu Tage tritt, bekundet sich dort in ihrer ganzen Größe und verhindert das Erscheinen vieler Schriftwerke.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die einzelnen Gebiete der Wissenschaft.

Mit der Theologie beginnend, treten wir sogleich vor ein Nationalwunder, vor den in Deutschland durch seinen brutalen Ausfall gegen dieses „Land der Barbarei, der Häresie, des Unglaubens und der Unwissenheit" — berühmt gewordenen nunmehr etwa sechsundzwanzigjährigen Jüngling Menendez Pelayo, mit dem die Spanier aller politischen und religiösen Schattirungen einen wahren fanatischen Kultus getrieben, den sie als „Ungeheuer von Gelehrsamkeit" gepriesen haben. Die Cortes mussten ein besonderes Gesetz schaffen, um diesen Wunderjüngling seiner Zeit zum Professor an der Madrider Universität zu machen. Die höchste wissenschaftliche Körperschaft Spaniens, die Akademie der Wissenschaften, nahm ihn an Stelle des verstorbenen Hartzenbusch in ihre Mitte auf, ihn, den Vertreter der starrsten mittelalterlichen Orthodoxie, mit allen gegen eine Stimme. Diesem Beispiel folgten viele andere Akademien, während ihn die Konservativen und Orthodoxen und mit ihnen im Herzen eigentlich die ganze spanische Nation auf das höchste wegen seiner Beleidigung Deutschlands feierte. Mit 16 Jahren begann Menendez Pelayo seine so glänzende wissenschaftliche Laufbahn, und zwar hielt man ihn damals für den vollendetsten Griechen und Lateiner, weil er sich mit Uebersetzungen des Horaz, mit kritischen und literarhistorischen etc. Fragen über die griechischen und römischen Schriftsteller befasste. Seine Vertreter feierten ihn infolge seiner Uebersetzungen nun auch als einen Dichter erster Größe, als einen Kritiker und Literaturhistoriker sondergleichen und — Menendez glaubte das und kritisirte nun nicht nur die Alten sondern auch die Modernen, besonders die spanische Klassik. Sein Ruf stieg darüber so sehr, dass binnen weniger Jahre anerkannte Gelehrte ihn um Befürwortung und Vorworte für ihre Werke baten, dass alle großen Journale ihn zum Mitarbeiter wünschten. Pelayo schrieb mit bewunderungswürdigem Fleiß und hat eine Masse von Büchern abgefasst; aber den Gipfel seines Ruhmes sollte er erst mit seiner Historia de los Heterodoxos erklimmen. Schon 1877 prophezeite man in ihm die höchste Autorität für Kirchengeschichte; 1879 und 1880 galt er durchaus als solche, denn der erste unförmlich dicke große Band dieser Geschichte der Protestanten war bereits erschienen. Das Unternehmen dieses umfangreiche Werk zu lesen, wagten wol nur wenige — und — sie schwiegen, weil sie nicht im stande gewesen wären, nur einen Schatten auf die Größe des Verfassers zu werfen; es würde ihrer Kritik Niemand Gehör gegeben haben. Es erschien der zweite ebenfalls unförmlich dicke Band — und Menendez' Ruhm stieg. Im vorigen Jahre endlich publizirte er den dritten Band, der bis in die Gegenwart hineinreicht und allgemein bekannte Persönlichkeiten behandelt. Er hatte von vorn herein erklärt, dass er dies Werk im Prinzip parteiisch schreiben, die Tatsachen aber mit historischer Treue behandeln und nur referiren würde. Dieser dritte Band lag nun nicht nur den Interessen der Theologen, sondern denen aller Gebildeten nahe und da traute man denn den Augen nicht, diese ungeheure Willkür in der Entstellung und Verdrehung der Tatsachen zu sehen, in der dieses Meisterwerk jesuitischer Dialektik excellirte. Die eignen Genossen Pelayo's, die ersten Vertreter der Schwarzen, des Jesuitismus und der Orthodoxie konnten nicht umhin, in ihren Organen dieses „Geschichtswerk" mit einer geradezu vernichtenden Kritik zu belohnen. Nun wagte man denn auch, seine andern Leistungen genauer zu prüfen und mühelos erkannte man da, dass diese Verse doch nicht Poesie waren, dass diese phänomenale Beherrschung der griechischen und lateinischen

Sprache doch sehr lückenhaft war, seine Werke insgesamt doch nur einen sehr bescheidenen Wert hatten. Aber — er gehört nun zu den „Unsterblichen" der Akademie, zu den ersten Gelehrten Spaniens — und die Gelehrtenwelt darf diesen Tagesgötzen nicht fallen lassen. — Es dürfte dies von verschiedenen Gesichtspunkten aus höchst charakteristisch für das wissenschaftliche Leben Spaniens sein; es ist jedoch diese allgemeine Skizze nicht dazu geeignet, die spezielleren markirenden Züge ins Auge zu fassen.

Unter den freireligiösen Werken sind nur das Leben der Santa Teresa von Mainez und die Arbeiten von Nemesio Uranga besonders hervorzuheben.

Bei weitem die größte Tätigkeit ist nach wie vor immer auf dem Gebiete der Geschichtsforschung zu verzeichnen. Dem spanischen Nationalcharakter und der spanischen Weltanschauung gemäß ist es natürlich nur die Geschichte des Landes, der Provinzen, der Städte und der Kolonien, die kultivirt wird und da läuft bei den Originalwerken auch viel Subjektivismus und Tendenz mit unter, die der Wissenschaft und der Geschichte ohne Zweifel stets fern bleiben sollten. Besonders bemerkenswert ist aber auf diesem Schaffensfelde vor allem das auch sonst sehr stark entwickelte Streben, ältere Werke früherer Zeiten neu aufzulegen und zu bearbeiten, bisher ungedruckte zu veröffentlichen und aus dem für lange Zeiten noch ganz unerschöpflichen Akten- und Quellenmaterial, das in den Bibliotheken aufgespeichert liegt, das wichtigste zur Publikation herauszuziehen. Da ist z. B. die Coleccion de documentos inéditos relativos á la historia de España; die Coleccion de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organizacion de las antiguas posesiones españolas de América y Oceanía (32 Bände); Biblioteca hispano-americana u. a.

Für die Kulturgeschichte von Wichtigkeit sind: Sales: Prehistórica y Origen de la civilizacion und besonders die auf Kosten der Academie herausgegebenen Schriften von Gonzalo Fernandez de Oviedo: las Quinquagenas de la nobleza de España, und Batallas.

Die Philosophie hat wenige Originalarbeiten aufzuweisen, sondern meist Lehrbücher; daneben Uebersetznngen, unter denen Perojo's Uebertragung von Kants Kritik der reinen Vernnnft die bedeutendste Leistung der letzten Jahre sein dürfte.

Große Tätigkeit wird immer auf dem Gebiete der Jurisprudenz entwickelt, denn es ist bemerkenswert, dass die juristische Bibliothek Spaniens wahrscheinlich größer als die irgend eines andren Landes ist, dass alle bedeutenden Fachschriften des Auslandes sofort übersetzt werden — und doch die Praxis so viel zu wünschen lässt, dass das Rechtsbewusstsein im Volke völlig erloschen, das Vertrauen zu den Justizbehörden ganz geschwunden, das Gefängniswesen zur Hochschule des Verbrechens geworden ist. Unter den Originalwerken der letzten Jahre ragen die rechtsphilosophischen Werke von Alonso Martinez, ferner Silvela: El derecho penal (2 Bände) vorteilhaft hervor.

Auf dem Felde der Geographie, der Naturwissenschaften, der Medizin, Mathematik sind kaum irgend welche nennenswerte Buchwerke zu verzeichnen, dagegen bieten die Annalen und Boletins der betreffenden fachwissenschaftlichen Vereine viel Bedeutendes. Die wissenschaftliche Sprachforschung findet wenig Interesse. Die spanische Sprache, die spanischen Dialekte, neuerdings das Baskische, absorbiren alle darauf verwendeten Kräfte. Die Akademie der Wissenschaften arbeitet seit 1876 an der Herausgabe einer neuen, der zwölften Auflage des Lexikons der Akademie; aber noch weiß niemand, wann dasselbe erscheinen wird. Dagegen weiß man schon sehr viel rühmliches darüber zu sagen. Reinigung der Sprache von Galicismen, Wiederaufnahme vieler veralteter Worte werden als besondere Aufgaben bezeichnet, die mit Erfolg ausgeführt werden. Man ist es von diesen allerhöchsten wissenschaftlichen Körperschaften Spaniens schon gewöhnt, dass sie sehr langsam arbeiten, sehr viel in Beweihräucherung ihrer Mitglieder, in großen Festlichkeiten leisten. Leider aber herrscht in ihnen auch ein sehr exklusiver und orthodoxer Geist, der der Förderung der Wissenschaften nicht sehr dienlich ist. Auch an den Universitäten ist es nicht viel anders. In den Lehrvorträgen überwiegt dort vielfach auch das politische Element. Dagegen zeichnet sich um so vorteilhafter die Institucion libre de Enseñanza aus, deren Leistungen überhaupt in jeder Hinsicht sehr beachtenswert sind. Es ist dies die nach dem Muster der Brüsseler 1876 entstandene Freie Universität. 1875 hatte Orovio nämlich durch sein Dekret, dass fernerhin die Lehrvorträge an den Universitäten im Einklang mit dem Dogma stehen sollten, bei allen liberalen Professoren einen lebhaften Protest hervorgerufen, und als sich dieser als nutzlos erwies, traten die gemaßregelten und auf das schmählichste verfolgten Protestler zusammen und bildeten die Institution libre, die auch heute, nachdem seit 1881 jenes Dekret aufgehoben ist, mit Erfolg tätig zu sein fortfährt.

Nicht minder förderlich für das wissenschaftliche Leben und Streben ist ferner das Madrider Ateneo, dem die bedeutendsten Männer der Hauptstadt als Mitglieder angehören und in dem alle wissenschaftlichen und politischen Zeitfragen in allgemeiner Diskussion behandelt werden. Auch in den kleineren fachwissenschaftlichen Klubs, Vereinen und Akademien herrscht ein reges Leben, so dass wir voraussetzen dürfen, dass die Wissenschaftlichkeit Spaniens bald eine weitere Verbreitung und einen höheren Grad erreichen wird als dies bis jetzt der Fall ist.

Die Belletristrik der letzten Jahre zeigt beinahe dieselben Grundzüge wie die wissenschaftliche Literatur: viel Reproduktion, viel Wühlen im Staube der Bibliotheken — und wenige originale Schöpfungen. Die verschiedenen großen literarischen Feste, die Calderonfeier, die Feier des Todestages der heiligen Teresa wurden Veranlassung für die reproduzirende, kommentirende kritisirende Tätigkeit. Die Bibliophilen-Gesellschaften, die sich in allen größeren Städten Spaniens seit einigen Jahren gebildet haben, beschränken sich fast ausschließlich darauf, alte vergessene Erzeugnisse früherer Zeiten wiederum an das Tageslicht zu ziehen und andrer-

seits die Volksliteratur ihrer betreffenden Bezirke zu sammeln.

Auch der fremdländischen, im besondern der englisch-amerikanischen und deutschen Belletristik wendet man sich mit Eifer zu, und dieser Umstand bezeichnet einen großen Fortschritt, denn bis vor kurzem bekümmerte man sich nur um die französische Literatur, und was man etwa aus dem Englischen und Deutschen aufnahm, übersetzte man aus den französischen Uebertragungen, während man jetzt zu den Originalen greift.

Auf diesem Felde des modernen Geisteslebens tritt uns endlich noch eine sehr beachtenswerte Erscheinung entgegen, nämlich die Dialektliteratur, die allerdings im Grunde auf politische Ursachen zurückzuführen ist und von Barcelona ausging. 1843 erschien dort die erste Revue in katalonischer Sprache und die politischen Ereignisse der späteren Zeit, die partikularistischen Bestrebungen der Katalonier, endlich seit 1859 die Wiedereinführung der mittelalterlichen Blumenspiele förderten die Entstehung und Entwicklung einer katalonischen Dialektliteratur. Der bekannte Staatsmann, Historiker und Dichter Victor Balaguer, der jüngst in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden ist, darf als der Führer der katalonischen Dichter angesehen werden und weil die Dialektdichtung in einer so bedeutenden Persönlichkeit wie in der seinen einen kräftigen Vertreter fand, so verbreitete sich diese der literarischen Zentralisation entgegenwirkende Bewegung schnell über alle Provinzen. Rosalia Castro de Murguía hat mit ihren galizischen hochgeschätzten Poesien den Dialekt des Nordwestens zur Geltung gebracht. Sanz Perez und viele andere sind in Andalusien beeifert, dem dortigen Dialekt Ansehen durch ganz Spanien zu verschaffen. Die großen literarischen Gesellschaften und Akademien der Provinzen, die glänzenden Veladas und Volksfeste, die sie veranstalten, verschaffen diesen Bestrebungen im Volke wie in den Kreisen der Gebildeten eine hohe Bedeutung und geben ihnen einen festen Halt. Vor allen tun dies aber die katalonischen Blumenspiele, die seit einigen Jahren ebenfalls bereits die Grenzen dieser Provinz überschritten haben und in vielen andern Gegenden Spaniens veranstaltet werden und sich des allgemeinsten Beifalls erfreuen, weil sie überall den Charakter von Volksfesten annehmen.

Wäre übrigens die Masse der Produktionen maßgebend, so dürften wir nicht sagen, dass Spanien in den letzten Jahren weniger als in den früheren publizirt hat. Denn die Vielschreiberei ist dort ebenso groß wie in den meisten andern Kulturländern. Besonders auf dem Felde der Lyrik wird unendlich viel, aber sehr wenig bedeutendes geschaffen. Der alte Zorrilla, Campoamor, Nuñez de Arce behaupten gegenüber den Schaaren der Dichterlinge beständig das Feld; die zarten Poesien des unlängst verstorbenen G. Ad. Becquer finden ebenfalls noch die ihnen gebührende allgemeine Anerkennung. Die Calderonfeier, die der heiligen Terese erzeugten natürlich eine ungeheure Masse von Gelegenheitsgedichten, die Kritiker Spaniens beklagten sich aber bitter, dass auch selbst unter den spanischen Preisgedichten sich keines mit denen mancher Ausländer hätte messen können. Die Journale sind voll von Gedichten; jedes Stiergefecht ruft eine Flut von solchen hervor — aber vergebens sucht man da nach irgend etwas Bedeutendem.

Das Drama fristet ein kümmerliches Dasein. Es wird wenig wahrhaft hervorragendes von den jetztlebenden Dichtern geschaffen und überdies überwiegt auf diesem Felde durchaus das dem gegenwärtigen Zeitgeist und Geschmak leider fast ausschließlich zusagende Possenhafte. Der bedeutendste unter den jetzt lebenden Dramatikern ist ohne Zweifel der Mathematiker und Staatsmann D. José Echegaray, aber auch seine Schöpfungen kranken ungeachtet ihrer großen Schönheiten an manchen Schäden, unter denen die Unterordnung des Stoffes unter das Schema eines mathematisch genau konstruirten Problems obenan steht. Cabestany, Alarcon, Zorilla, Tamayo, Navarrete u. a. sind auf dramatischem Gebiete mit mehr oder weniger großem Erfolge ebenfalls tätig.

Romane und Novellen von hohem Wert sind in den letzten Jahren fast gar nicht erschienen. Die einen unter den Novellisten ruhen auf ihren Lorbern, andere, wie der bedeutendste von ihnen: Juan Valera, sind durch ihre politische Tätigkeit hinlänglich in Anspruch genommen. Alarcon's: Prodiga, und Narraciones inverosímiles; Galdós: Apostólicos; Rodrigo Solis: Las estraviadas; Valdes: El señorito Octavio sind als die hervorragendsten Erzeugnisse der letzten Jahre zu nennen.

Die Journalistik absorbirt bei weitem alle Kräfte und das Interesse des Publikums. Sie nimmt seit jedem Jahre größere Dimensionen an und die letzte amtliche statistische Notiz wies 251 politische, 559 nichtpolitische, in Summa 810 Zeitungen auf, eine Ziffer, die in Anbetracht der 16¾ Millionen Einwohner Spaniens und der geringen Bildung derselben eine recht ansehnliche ist. Daneben sind es brennende Tages- und Zeitfragen, politische Schriften, die die Tätigkeit der Literatur in Anspruch nehmen — und da gibt es in der Tat genug zu tun.

Bemerken wir also in den letzten zwei Jahren eine Abnahme in der Masse der literarischen Produktionen gegenüber den früheren Jahren, so dürfen wir diese jedoch nur als momentane vorübergehende betrachten und die besseren Erzeugnisse zeigen nach wie vor das Streben des Nationalgeistes, sich von den Vorbildern des Franzosen loszusagen, selbständige nationale Bahnen einzuschlagen.

Dresden.

Gustav Diercks.



Albert Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.

3. Auflage. Herausgegeben von Hermann Cohen.

Iserlohn, Bädeker.

Es sind nunmehr 28 Jahre seit dem ersten Erscheinen von Büchners „Kraft und Stoff“ verflossen. In der neuesten 15. Auflage dieses Buches erklärt der tapfere Vorkämpfer der materialistischen Naturanschauung, er habe keine Veranlassung, nach dem Verlaufe von drei Dezennien auch nur eine seiner Behauptungen zurückzunehmen, da der Fortschritt der Wissenschaft seine Aufstellungen lediglich bestätigt hätte. Nun, wer aus diesem selbstgewissen Tone vielleicht den Schluss ziehen wollte, die von Büchner vertretene Weltansicht sei zum Siege gelangt, würde sich einem bedenklichen Irrtum hingeben. Es darf vielmehr als eine unzweifelhafte Tatsache bezeichnet werden, dass der Materialismus in Deutschland nunmehr endgiltig überwunden und zwar wissenschaftlich überwunden ist.

Dieses große Ereignis hat sich nicht plötzlich und mit einem Schlage vollzogen. Eine Reihe erbitterter Kämpfe, in denen auf beiden Seiten unter Aufbietung aller Kräfte gerungen wurde, ist vorangegangen, ehe es möglich war, heute der Welt diesen ruhmvollen Sieg zu verkünden. Wer die einzelnen Stadien dieses „dreißigjährigen Krieges“ verfolgt hat, weiß, dass es oft gar sehr zweifelhaft um den Ausgang der Sache stand. Viel, ja sogar Alles stand auf dem Spiele. Handelte es sich ja doch auf idealistischer Seite nicht nur darum, ob im Bau der Welt der Materie oder dem Geiste die Priorität zukomme, eine Streitfrage, welche so alt wie die denkende Menschheit selbst ist. Es war uns außerdem um Dinge zu tun, die uns viel tiefer und inniger berühren als jene metaphysische Theorie: der Bestand unserer sittlichen und ästhetischen Idealwelt war in Zweifel gezogen und drohte zu versinken. Alles, was an Werken des Geistes und der Phantasie uns je ergriffen, gerührt, erschüttert hat, Alles, was uns mit der Ahnung eines höhern Lebens, einer über die greifbare Wirklichkeit hinausgehenden höheren Ordnung der Dinge erfüllte, verlor seine Geltung und seine wirkende Kraft auf uns, wenn es dem Materialismus gelungen wäre, aus seiner bloßen Naturanschauung jene Konsequenzen zu ziehen, welche ihn zu einer allgemeinen Weltanschauung befähigt hätten.

Hierin liegt die gewaltige, ja geradezu weltgeschichtliche Bedeutung dieses Sieges. Der mechanische Atomismus ist in seine Grenzen, auf sein eigenes Gebiet zurückgeworfen. Er kann fortan hier unbehelligt weiter arbeiten. Seine wissenschaftlich unzweifelhaften Errungenschaften werden unsern Reichtum an exakten Tatsachen erweitern, sie werden fortfahren, die Natur, ihre Kräfte und Gesetze unsern Kulturzwecken dienstbar zu machen, aber mit der Lösung jener höheren Probleme, die weder durch chemische Analyse noch durch das Mikroskop entschieden werden können, wird man sich auf jener Seite so bald wol nicht wieder versuchen. Es darf wol als ein hoher wissenschaftlicher Gewinn angesehen werden, dass die beiden großen Forschungsgebiete des Geistes und der Materie fortan getrennt bleiben und ohne für beide Seiten nachteilige Grenzverletzungen in Zukunft nicht überschritten werden. Wenn diese Friedensbedingungen hier wie dort gehalten werden, dürften die segensreichen Früchte des Pakts nicht lange auf sich warten lassen. Wann und ob je eine Wiedervereinigung stattfinden wird, kann bei dem augenblicklichen Stande der Forschung nicht entschieden werden: „Noch kommt das Bündnis zu frühe . . .“

Wer einen Rückblick auf den nunmehr beendeten Kampf beider Weltanschauungen versucht, ist zunächst über die bunte Mischung verwundert, die beide feindliche Lager darboten. Man hatte sich hier wie dort mit Bundesgenossen vereinigt, die man sonst verschmäht hätte, die aber jetzt zur Niederwerfung des gemeinsamen Gegners gute Dienste leisten konnten. Da zeigt sich denn neben den alten Metaphysikern, den geborenen Vorkämpfern für die Welt der Ideen und der Ideale ein feistes Pfäfflein mit Bibel und Katechismus, und gar nicht weit davon sogar — ein Junker in der rostigen Rüstung seiner Vorfahren. Er konnte ja hoffen, dass bei diesem Kampfe „um Tron und Altar“ auch etwas für die „konservativen Interessen“ abfallen würde. Denn auch diese „seine Welt“ ist durch den Materialismus bedroht. Weiter hinten drängen sich die Bureaukraten, die Philister und anderes Volk: wahrlich keine Bundesgenossenschaft, auf die der Idealismus stolz sein durfte und man hätte schier verzweifeln können, wenn nicht noch andere und bessere Kampfgenossen sich ihm zugesellt hätten: die Dichter und die Künstler, deren Gesellschaft wenigstens — nicht langweilig war. Was aber die Affaire oft peinlich machte, war, dass im Lager der Gegner überwiegend die respektablesten Leute sich befanden: treffliche und wahrheitsliebende Männer, die in gutem Glauben, aber nur um ein unmögliches Ziel fochten.

Jetzt, nachdem dieses alles vorüber ist, gebührt es sich, die Sieger mit den wolverdienten Ruhmeskränzen zu schmücken. Nicht wenige freilich verlangen nach dieser Auszeichnung. Da sind die Vertreter der alten metaphysischen Systeme: die Hegelianer, die Herbartianer u. s. w., welche alle redlich mitgekämpft; dort drängt sich der spiritualistische Idealismus Ed. von Hartmanns vor, dem wir seine Verdienste um den Erfolg des Kampfes nicht streitig machen wollen. Auch der quietistische Pessimismus Schopenhauers hat das Seinige getan. Und wer durfte des tapfern Lotze und seiner kleinen Schaar vergessen, dessen (naturwissenschaftlich) schneidige Waffen dem Gegner so manche Niederlage bereiteten. Doch allen voran ist der jugendliche und kühn aufstrebende Neukantianismus zu nennen, als dessen geistvollsten und glänzendsten Vorkämpfer wir auch hier Friedrich Albert Lange anzusehen haben.

Seine „Geschichte des Materialismus“ muss als eins der hervorragendsten Werke in der philosophischen Literatur der letzten dreißig Jahre bezeichnet werden. Es folgt hieraus, dass seine Bedeutung nicht in dem historischen Material, welches weder vollständig noch

erschöpfend ist, sondern in dem kritischen Verfahren desselben zu suchen ist. Es enthält tatsächlich eine Kritik der atomistischen und materialistischen Theorien von Demokrit und Epicur bis auf Moleschott und Büchner: eine kritische Beleuchtung, so schneidig, so scharf und doch so sachgemäß, dass der erste Eindruck des Buches bei den Gegnern ein geradezu verblüffender war. Hatten diese doch hier einen Forscher sich gegenüber, dem man weder Unkenntnis der naturwissenschaftlichen Tatsachen und Methoden, noch Mangel an Anerkennung für die Errungenschaften der exakten Naturforschung vorwerfen konnte. Ja so eindringlich und überzeugend waren seine Argumente gegen den Anspruch des mechanischen Atomismus, aus sich heraus die seelischen und metaphysischen Probleme lösen zu wollen, dass er gerade im Lager der Gegner Anhänger fand oder doch wenigstens solche Erklärungen seitens namhafter Naturforscher hervorrief, welche einem Aufgeben der feindlichen Position gleichgeachtet werden müssen.

Aber Lange hätte mit seiner Kritik des Materialismus diese ausserordentliche Wirkung nicht erreicht, wenn er sich nicht eine alte strategische Erfahrung zu Nutze gemacht und den Krieg in Feindes Land hinübergespielt hätte. Denn durch das ganze Werk hindurch ist weniger das Bestreben, die Alleinberechtigung des transcendentalen Idealismus nachzuweisen, als vielmehr das unausgesetzte Bemühen sichtbar, die Impotenz des mechanischen Atomismus aufzuzeigen, das Wesen des Immateriellen mit Erfolg in den Bereich seiner Forschung zu ziehen. Nicht als wenn dieser Nachweis so unerhört neu wäre, sondern weil hierdurch ein für allemal die „Grenzen des Naturerkennens“ wissenschaftlich abgesteckt wurden, hat diese „Grenzberichtigung“ so unerwartete Früchte getragen.

Damit jedoch war nur erst die eine Hälfte der Arbeit vollbracht. Es musste nun auch dargetan werden, wie abhängig alle menschliche Forschung, mag sie nun der Natur oder der Geschichte angehören, in latenter, aber doch nicht minder zwingender Weise von jenen idealen Momenten unseres geistigen Wesens sei, welche zu leugnen oder doch in Zweifel zu ziehen, als ein Triumph der exakten Naturwissenschaft galt. So gewannen alle tieferen Probleme der heutigen Naturforschung hier erst die rechte philosophische Beleuchtung. Denn von Kants Apriorismus aus mussten Begriffe wie „Materie“, „Kraft“, „Atom“, und dergl., kurz alles, was man als „mechanische Prinzipien“ formulirt hatte, schließlich ihre Wurzeln in der physisch-psychischen Organisation des Menschen haben. Indem also alle diese Dinge gegenüber dem menschlichen Intellekt ihre Selbständigkeit verloren, mussten sie als P r o d u k t e dieses auffassenden und denkenden Geistes erscheinen, dessen Elemente und Gesetze sich in jenen scheinbar ihm so fremdartigen Aussendingen spiegeln. Dadurch aber, dass er die Materie als ein Erzeugnis unserer Vorstellung nachwies, hat er die Fragen der Forschung innerhalb dieser Materie d. h. der Naturwissenschaft weder lösen noch beseitigen wollen, sondern er hat sie hierdurch nur unter denjenigen Gesichtswinkel gerückt, von dem aus ihrer wissenschaftlichen Einzellösung nicht vorgegriffen, sondern nur die erforderliche Bedeutung zuteil wird.

Was ist nun der weitere Erfolg dieser Taktik? Diejenigen, welche die Substanzialität und Selbständigkeit des Geistes hartnäckig negirten, sehen sich selbst plötzlich in die unzerreißbaren Netze seiner Funktionen so verstrickt, dass sie nicht einen Schritt tun können, ohne schweigend seine Existenz anerkennen zu müssen. Das heißt: den Feind im eignen Lande gefangen nehmen! Aber mit der Ueberwindung des Materialismus war zugleich die große, positive Tat vollbracht, den Idealismus und zwar den kritischen, kantischen, transzendentalen gegenüber der stolzen „Wissenschaft“ gerechtfertigt zu haben.

(Schluss folgt.)

Leipzig.

Moritz Brasch.



Moderne russische Erzähler.

II.

Wessewolod Garschin.

Garschin ist das gerade Gegenteil von Maxim Belinski. Er ist entschiedener P e s s i m i s t und dabei skeptischer Philosoph. Er lässt seine Personen weniger handeln als denken und philosophiren. Durchweg alle seine Helden analysiren nicht nur ihre Umgebung oder die allgemeinen sozialen Verhältnisse, sondern auch sich selbst. Namentlich s i c h s e l b s t. Es ist im Grunde immer eine und dieselbe Person, die nur verschiedene Gestalten annimmt, und hinter dieser einen, kann man wol sagen, verbirgt sich der Verfasser selbst mit seiner skeptischen, pessimistischen Gedankenrichtung. Von einer „Weltanschauung“ wage ich nicht zu reden, denn einmal ist der Verfasser noch jung, und dann scheint mir seinen Erzeugnissen ein so ideales und humanes Moment innezuwohnen, dass man mitunter sich des Gedankens nicht erwehren kann, der Verfasser besitze ein feuriges, für das Gute und Edle im Menschen begeistertes Herz, und es kämpfen nur noch in ihm mit abwechselndem Erfolg Glaube und Zweifel. . .

Demnach tragen alle seine Erzeugnisse im hohen Grade den Charakter der S u b j e k t i v i t ä t. Wenn ich nun hinzufüge, dass seine Prosa, bei allem Realismus in der psychologischen Zeichnung, von einer seltenen, oft ergreifenden Poesie ist, so wird daraus wol von selbst folgen, dass in W. Garschin uns ein eigenartiges Talent entgegentritt, auf dessen weitere Entwicklung die russische Leserwelt und Kritik mit Recht gespannt sein dürfen.

Zunächst ist in seinem Pessimismus nichts Uebertriebenes. Im Gegenteil, dieser Zweifel, den uns

der Verfasser auf dem natürlichsten Wege von der Welt einzuimpfen sucht, hat etwas Bestrickendes. Man liest eine Novelle Garschins und glaubt von jeher gleich ihm gezweifelt zu haben, oder wenn nicht, so doch von jetzt ab zweifeln zu müssen. Man ist einfach unfähig, gegen seine Logik, und noch unfähiger, gegen seine Poesie zu protestiren. Uebrigens muss man in Russland heimisch sein, um zu begreifen, wie sehr die Skepsis, eine stolze, auf keine moralischen Kompromisse eingehende Skepsis, den Mangel eines Ideals, eines vernünftigen Lebensziels, zu ersetzen im Stande ist. Haben wir doch in Garschin nicht ein vereinzeltes Individuum nur, sondern einen talentvollen Repräsentanten des modernen intelligenten Jungrussentums vor uns. Dies Jungrussentum denkt stolz und edel, und doch arbeitet in ihm mächtig der jede Harmonie des Daseins zerstörende Geist des Zweifels, der durch alle Grade hinaufgeht bis zur Verzweiflung und Selbstzerstörung — ein Werk, dessen Erfolg nur der Tod, der Selbstmord sein kann.

Diese verschiedenen Stadien des Zweifels sind von Garschin zum Vorwurf genommen und mit großem poetischen Geschick dargestellt in den acht gesammelten „Erzählungen“ (Petersburg 1882).

Die erste Erzählung: „Vier Tage“ erregte ihrer Zeit Aufsehen durch ihre gleichsam anti-patriotische Tendenz. Garschin hat selbst den serbischen Krieg mitgemacht, und die in der genannten Erzählung geschilderten Erlebnisse und Eindrücke darf man wol als seine eigenen betrachten, neben der „Wahrheit“ natürlich auch die „Dichtung“ gelten lassend. Die Erzählung macht Front gegen den Krieg überhaupt, vom Standpunkt der Humanität, des Altruismus. Dem allgemeinen slavophilen Befreiungsschwindel setzte der Verfasser folgende Raisonnements entgegen: „Vor mir liegt ein von mir getöteter Mensch (die Erzählung ist einem auf dem Schlachtfeld liegen gebliebenen Freiwilligen in den Mund gelegt). Wofür habe ich ihn getötet? Wozu hat das Schicksal ihn hergeführt? Wer ist er? . . Ich habe es nicht gewollt. Ich trug gegen Niemand Böses im Sinn, als ich in den Kampf zog. Der Gedanke, dass auch ich würde Menschen töten müssen, lag mir fern. Ich stellte mir nur vor, wie ich meine eigene Brust den Kugeln darbieten würde... Nun und —? Tor, Tor! Dieser unglückliche Fellah ist noch weniger schuld. Vordem, ehe man ihn mit den andern aufs Schiff packte wie die Heringe in die Tonne, und sie nach Konstantinopel führte, hatte er nie von Russland noch von Bulgarien gehört. Man befahl ihm zu gehen, und er ging.“

Der Getötete wird zufällig der Retter seines schwer verwundeten Mörders. Dieser nämlich, der dem Verschmachten nahe ist, findet bei ihm eine mit Wasser gefüllte Flasche, und dieses Wasser ist während der entsetzlichen vier Tage, die der Verlassene neben dem verwesenden Kadaver seines Opfers zubringt, das einzige, was er genießt. Erst am vierten finden ihn die Seinigen wieder.

Der Verfasser zeigt damit, wie vor den grauenhaften Folgen des Kriegs jeder Gedanke an Politik, Patriotismus und Heldenmut schwinden kann.

In einer anderen, dieselbe Ideenkette fortspinnenden Erzählung „Der Feigling“ führt er uns einen jungen Mann vor, der, im schweren Kampf ums Dasein gestählt, dennoch vor dem Gedanken, in den Krieg zu ziehen, zurückbebt, von einem Widerwillen gegen ihn erfasst wird, der von andern als Feigheit gedeutet wird, trotzdem aber nichts weniger als Furcht vor dem Tode ist.

„Warum empört es uns so (grübelt der „Feigling“), wenn die Zeitungen Berichte über einen Mord bringen, wo als Opfer mehrere Menschen figuriren? Warum erfüllt uns der Anblick von Kugeln durchbohrter Leichname auf dem Schlachtfelde nicht mit ebensolchem Grauen wie das Innere eines vom Mörder ausgeraubten Hauses?“

„Mir wurde heute vom General Skobelew erzählt, er hätte sich auf etwas gestürzt, etwas attaquirt, eine Redoute genommen, oder ihm wurde eine genommen . . . ich weiß nicht mehr. Von dieser schrecklichen Begebenheit habe ich nur eins behalten — den Berg von Leichen, der als Piedestal den großartigen Taten dient, die man in die Seiten der Geschichte eintragen wird. Vielleicht ist das auch notwendig, ich will nicht streiten; ich philosophire nicht über den Krieg und urteile darüber nur nach dem unmittelbaren Gefühl, welches die vergossene Menge Bluts empört. Ein Ochs, vor dessen Augen man ihm gleiche Ochsen schlachtet, fühlt wahrscheinlich etwas dem ähnliches.“

Was aus einer solchen Lage der Dinge folgt, ist gewiss trostlos, aber vom Standpunkt Garschins auch unbestreitbar. „Und weder Bildung“, ruft er bitter aus, „noch Welt- und Selbstkenntnis, noch geistige Unabhängigkeit geben mir ein Anrecht auf die elende physische Freiheit, — die Freiheit, über meinen Leib zu verfügen. Denn der Krieg ist ein Tyrann, und die Wehrpflicht macht den Menschen zum Sklaven.“*)

Anders philosophirt der skeptische Lebemann und Ingenieur Kudrjaschew in der Novelle: „Die Begegnung“. Eine mäßige Gage beziehend, lebt er dennoch wie ein Fürst und donnert seinen ideal angehauchten Freund, den er lange nicht gesehen, aus dessen Wolkenhöhe herunter, indem er ihm das Geheimnis einer systematischen Defraudation enthüllt, die er im Verein mit andern Kronbeamten jahrelang treibt. Vor uns entrollt sich die Vorgeschichte eines jener massenhaften Krondiebstahl-Prozesse, die jetzt in Russland an der Tagesordnung sind. Auf die Vorstellungen des erschreckten Freundes antwortet der gutmütige Dieb: „Halt! Bitte, lass die scharfen Ausdrücke. Du sagst: ‚unredliche Mittel!‘ Sag' du mir erst: was heißt redlich und was unredlich? Alles kommt auf die Ansicht, auf den Standpunkt an. Wer weiß, wie lange du auf deinem Pfade ausharren wirst. Wirst natürlich nicht lange ausharren. Was hast du bei deiner Selbst-

*) Auch die Skizzen: „Menschen und Krieg“ (Russischer Reichtum“, 1880, Nr. 3) und „Aus den Erinnerungen des Gemeinen Iwanow“ (Vaterl. Ann.“ 1883, Nr. 1) haben zum Hintergrund den letzten Türkenkrieg.

losigkeit gewonnen? Bist du jetzt ruhig? Denkst du denn nicht täglich darüber nach, ob deine Handlungen mit deinen Idealen übereinstimmen, und überzeugst du dich nicht täglich, dass sie nicht übereinstimmen? Du sitzest z. B. jetzt mit mir und sprichst mit mir einfach darum, weil du nicht entscheiden kannst, ob ich ein Verbrecher bin. Ich empöre dich einfach nicht, und damit basta. Natürlich ist das für dich sehr unangenehm, denn in deinem Kopf sind unter verschiedene Rubriken Ueberzeugungen verteilt, und danach ergibt es sich, dass ich, dein einstiger Kamerad und Freund, ein Hallunke bin, und trotzdem kannst du keinen Abscheu gegen mich fühlen. Lass die Ueberzeugungen Ueberzeugungen sein, ich selbst aber bin ein gutmütiger Junge und sogar ein guter Mensch. Du weißt ja, dass ich nicht fähig bin, jemand zu kränken . . ." Dass ein Kronraub eine Kolossalkränkung ist, dem Staat, der Gesellschaft, der Sittlichkeit zugefügt — das kommt dem gutmütigen Jungen gar nicht in den Sinn. Die Figur ist durchaus aus dem Leben gegriffen.

Bis jetzt haben wir es mit zwei Arten von Skepsis zu tun gehabt. In den beiden ersten Erzählungen ist sie so zu sagen primär: durch die Gefühlswelt geht eine Dissonanz, ohne eine völlige Störung zu bewirken. In der dritten Erzählung führt er die Skepsis (welche bereits alle Unterschiede zwischen Moral und Unmoral aufgehoben) zu einem scheinbar harmonischen Dasein; aber dies Dasein ist verwirkt: ein Fehltritt und die Harmonie ist für immer aufgelöst.

Eine solche aufgelöste Harmonie haben zum Vorwurf die Erzählungen: „Eine Begebenheit" und „Die Nacht". In der ersteren nimmt sich das Leben übrigens nur ein gewöhnlicher unglücklich Liebender. Von einem sympathischen Freudenmädchen abgewiesen, ergibt er sich dem Trunke. . . Uns interessirt weit mehr sie: sie ist's, die, stumme Verzweiflung in der Brust, mit stoischem Gleichmut ein Leben eine Weile dahin schleppt, von dem sie nichts hoffen will . . . Und als für sie ein Moment des Lichts anbricht, als sie sich selber sagen darf: jetzt hängt es von dir ab, glücklich zu werden oder unglücklich zu bleiben — da stößt sie die rettende Hand zurück, um nicht egoistisch zu handeln, aber auch um ihrem Stolz nichts zu vergeben. . . Und nur dann, als ihr eine innere Stimme sagt, dass es zu spät ist zu widerrufen — da erst verrät sie durch ihre Herzensangst um ein untergehendes Menschenleben, welche Kraftanstrengung ihr das Entsagen gekostet.

In der „Nacht" nimmt ein Mann Abschied vom Leben, nachdem er seine ganze Vergangenheit in der Erinnerung durchgegangen. In dem langen Selbstgespräch — beiläufig einem psychiologischen Meisterstück — erreicht die Skepsis jenes Stadium, wo der in ihr befangene Geist sein letztes Werk vollzieht: die Selbstvernichtung.

Der Selbstmörder beginnt mit einem langsamen Skalpiren seiner selbst. Es gewährt ihm ein grausames Vergnügen, allen Schmutz seiner Seele, wirklichen und eingebildeten, vor sich aufzuwühlen. „Er überdachte seine Worte mit einem gewissen seltsamen Genuss. Er schien fast stolz auf sie zu sein. Er merkte nicht, dass während er sein ganzes Leben einen „Trug" nannte und sich mit Kot bewarf, er auch jetzt wieder log, auf dieselbe, schlimmste Art von der Welt — sich selbst belog. Denn in Wirklichkeit taxirte er sich selbst gar nicht so niedrig. Es hätte ihm Jemand auch nur den zehnten Teil von dem gesagt haben sollen, was er selbst über sich vorgebracht an diesem langen Abend, — auf sein Antlitz wäre die Röte nicht des Schuldbewusstseins, sondern des Zornes getreten. Und er würde es verstanden haben, dem Beleidiger zu antworten, der seinen Stolz verwundet, denselben Stolz, den er jetzt selbst, scheinbar, so grausam mit Füßen trat." Ueberhaupt enthält dieses Nachtstück eine Fülle interessanter Details aus dem Seelenprozess des Selbstmörders.

In dem Moment, wo er die Hand nach der bereit liegenden Pistole ausstreckt, um der „Lüge" ein Ende zu machen und „die ewige Wahrheit des Nichtseins" wiederherzustellen, schallt die Kirchenglocke zu ihm herüber, wie in der ersten Faustszene. Dieser Klang lässt seinen Geist von einer ganzen Flut Erinnerungen an seine glückliche Kindheit überströmen. Er denkt daran, wie sein Vater ihm die Worte des Heilandes ans Herz gelegt: „So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar", und dass er einmal gesehen, wie sein Oheim seinen Diener rechts und links mit Ohrfeigen traktirte. „Ja, damals fing ich an zu weinen!" sagt er sich. Und es tat ihm leid um die Tränen des sechsjährigen Knaben, leid um die Zeit, da er weinen konnte, weil man in seiner Gegenwart einen schutzlosen Menschen schlug."

Später aber diente er nur sich selbst, wurde er sein eigener Abgott. Er hasste zwar diesen Abgott, betete ihn aber doch an, brachte ihm alles Gute zum Opfer, was in ihm war.

„Es sei denn, dass ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder . . ." heißt es im Evangelium Ja, man muss sein Ich betäuben, für andre leben. „Was nützt es dir aber, Tor?" flüstert ihm eine innere Stimme zu. „Ruhig", donnert eine andere Stimme: „was wird es ihm nützen, wenn er sich selbst zerfleischt?" Dies Argument wirkt auf den Zweifler elektrisch. Warum? Wir können nur raten. Der Selbstmord mag ihm noch selbstloser erschienen sein als das Leben zum Nutzen anderer. Dieses schließt Ehrbegier und Berechnung nicht aus, jener entsagt Allem. Kurzum — im nächsten Moment beleuchten die ersten Sonnenstrahlen eine Leiche.

So charakteristisch für die pessimistische Richtung des Verfassers und so reich an poetischen Stellen die beiden allegorisirenden Erzählungen: „Attalea princeps" und „Das, was nicht war" (namentlich die erste) auch sind, wir müssen sie leider übergehen, um uns zu der besten, auch formal bedeutendsten Erzählung der Sammlung zu wenden: „Die Maler."*)

*) Neuerdings ist im „Pesther Lloyd" eine Uebersetzung davon erschienen.

Djedow und Rjabinin, diese meisterhaft gezeichneten Typen, sind zwei entgegengesetzte Künstlernaturen, Träger zweier verschiedenen Kunstrichtungen. Djedow ist ein objektives Talent, das durch Ausdauer und Fleiß sich entwickeln lässt und dessen Schaffensdrang momentan an den willkürlichsten Objekten der Außenwelt erregt werden kann, wenn nur diese Objekte einen Anstrich von Kolorit, von „Romantik" haben. Er malt mit demselben Gleichmut einen Lootsen und einen Maimorgen. „Romantiker" in der Kunst, ist indess Djedow entschieden „Realist" im Leben. Er ist sehr um seine Künstlerkarriere besorgt; es ist ihm durchaus um die goldene Medaille zu tun (Djedow und Rjabinin sind Schüler der Malerschule), und er sucht auch seine Bilder mit Vorteil zu verkaufen. Ihn plagen keine abstrakten Fragen und Bedenken, er findet vollkommene Befriedigung in seiner Kunst. Seine Devise ist: die Kunst um der Kunst willen. Rjabinin dagegen, dieser Künstler „von Gottes Gnaden", ist eine skeptische Natur von seltener Tiefe und Idealität. Nicht minder talentvoll als sein Gefährte, blickt er dennoch mit Unruhe und Besorgnis in die Zukunft. Ihn befriedigt seine Kunstbeschäftigung nicht, er legt sich beständig die Frage vor, ob das auch wirklich eine „Wirksamkeit" ist, nach der es ihn dürstet, welche andern Nutzen bringt, und ob die Kunst auch wirklich die Bedeutung hat, wie sie in der Menge gelehrter Traktate ihr zugesprochen wird. Wer, frägt er sich, hat je von dem bessernden Einfluss eines guten Bildes auf einen Menschen gehört?

Rjabinin legt immer in das Bild, das er malt, den ganzen Inhalt seiner Seele hinein. Und darum eben ist ihm durchaus nicht gleichgiltig, was er male, sondern der Gegenstand muss erst ganz sein Innerstes erfüllen, ehe er auf die Leinwand geworfen wird. Dieser Künstler lebt mit seinem Bilde; ist es beendet, verkauft, so fühlt er sich einsam, und es vergeht oft lange Zeit, bis eine neue mächtige Idee ihn wieder zum Schaffen drängt. Sein Schaffen ist ihm Genuss und Qual zugleich, während Künstler wie Djedow leicht und heiter schaffen. Solche Leute sind gewöhnlich „Lieblinge des Publikums", weil sie dem profanen Geschmack huldigen und vielseitig sind; echte Künstler, wie Rjabinin, werden von der Menge „unpraktisch" genannt weil ihr Talent sich an ein tieferes Verständnis wendet, eigenwillig und einseitig, „tendenziös" ist, und ihr Erfolg ist darum oft zweifelhaft.

Während Djedow seinen „romantischen" Sujets nachgeht, hat sich Rjabinins eine seltsame Idee bemächtigt. Er hatte mit seinem Freunde eine Metallfabrik besucht und zugesehen, wie die riesigen Kessel vernietet werden. Ein Arbeiter sitzt im Kessel und hält den Niet mit der Zange fest, aus voller Kraft die Brust darauf pressend, während von außen der Meister mit dem Hammer längs dem Niet schlägt und eine ganze Linie metallener Hütchen formt. Natürlich fühlt der im Kessel sitzende Arbeiter jeden Hammerschlag auf seiner Brust und krümmt sich unter dessen Gewalt. Von dem Lärm verliert ein solcher Arbeiter oft das Gehör. Das Fabrikvolk hat ihn darum „Tauberich" getauft.

Diese Szene hat Rjabinin so erschüttert, dass der „Tauberich" ihm weder Tags noch Nachts Ruhe lässt. Er beschließt ihn zu malen. Die Arbeit martert ihn, und je näher sie der Vollendung entgegengeht, je deutlicher fühlt er, dass dies sein letztes Bild sein wird. Sein Werk wird ihm zuletzt furchtbar. Er kann es nicht mehr anschauen.

„Dem Erdgeist im ‚Faust' gleicht er.

. . . Wer ruft mir?

Ich, ich selbst habe dich hier geschaffen. Ich habe dich zitirt, nicht aus einer überirdischen Sphäre, sondern aus dem dumpfen, finstern Kessel, damit du durch deinen Anblick die geleckte, verhasste Menge schreckst.

Komm her, den meine Macht auf die Leinwand gebannt, schau von ihr auf diese Befrackten und Beschleppten, ruf' ihnen zu: ich bin eine um sich greifende Eiterbeule! Schlag' an ihr Herz, raub' ihren Schlaf, steh als Gespenst vor ihren Augen! Morde ihre Ruhe, wie du meine gemordet! . . ."

Aber ist diese Wirkung auf die Menge gewiss? frägt sich der Künstler. Schwerlich. Gesetzt, das Bild wird ausgestellt werden. Der Kunstkritiker L. wird sich mit Wut auf den armen „Tauberich" stürzen und schreien: „aber wo bleibt denn hier die Schönheit, ich bitte Sie, wo bleibt denn nur die Schönheit?" Und wird mich komplet ausschimpfen. Das Publikum . . . geht gleichgiltig oder mit missfälliger Grimasse vorüber; die Damen sagen nur: „ah comme il est laid, ce Tauberich", und schweben zum nächstfolgenden Bilde, zum „Mädchen mit der Katze", von dem sie sagen: „reizend, allerliebst", oder etwas dem ähnliches. Solide Herren mit Ochsenaugen starren darauf, senken die Blicke in den Katalog und wandern wolbehalten weiter. Und nur ein Jüngling oder eine Jungfrau werden allenfalls vor dem Bilde aufmerksam stehen bleiben und aus den matten, qualvoll von der Leinwand blickenden Augen den Schmerzensschrei herauslesen, den ich in sie hineingelegt . . ."

Nachdem Rjabinin eine Krankheit, eine Folge der Nervenüberreizung, überstanden, beschließt er seiner Kunst Valet zu sagen und — Volksschullehrer zu werden. Er besteht auch das obligate Examen, aber einer lakonischen Schlussnotiz des Verfassers zufolge wurde Rjabinin auch in seinem neuen Beruf nicht glücklich. Warum? darüber erfahren wir nichts, und deshalb hätte diese Notiz ebensogut wegbleiben können. Denn ein Turgenjew'scher Rudin ist Rjabinin jedenfalls nicht

Diese treffliche Erzählung beweist aufs schlagendste, dass dem Verfasser (wie auch Rjabinin) keineswegs die ideale Sphäre des Seins fremd ist. Und so kann ich denn auch nicht in Uebereinstimmung mit einigen russischen Kritikern Garschins annehmen, dass er sich auf dem gefährlichen Wege befinde, der zur absoluten Negation aller vernünftigen Lebenszwecke und in letzter Folge — zum moralischen Indifferentismus führt. Nein, der Grundton seines Pessimismus ist keineswegs die Ironie der Verzweiflung. Er hat

ein Ideal — die Humanität; aber solange dies Ideal mit einer Dornenkrone geschmückt, verhöhnt und ins Gesicht geschlagen wird, muss Garschin, wie jeder ideale Pessimist, von der Welt schlecht denken. Das heißt noch durchaus nicht — am Menschen verzweifeln.

St. Petersburg.

Alexander von Reinholdt.



Leïla von A. R. Rangabé.

Aus dem Neugriechischen übersetzt von Felix Moral.

Leipzig, Ph. Reclam jun.

Diese Erzählung gehört in die Reihe jener romantischen indisirenden Dichtungen, welche — wie der Roman „Nena Sahib“ von Retcliff zur Zeit des letzten englisch-indischen Krieges — nach dem Vorbilde von Thomas Moore's entzückender „Lalla Rookh“ das europäische Interesse in höherem Grade zu fesseln versuchten.

Demgemäß sind sie alle mit dem entsprechenden Apparate auf's reichste ausgerüstet: Verstohlene Liebe, goldene Schlüssel in Lotosblumen, Mädchenraub, Witwenverbrennung, pomphafte religiöse Feste, Bajaderen, wilde Krieger, Reitergetümmel, Menschengewoge, Ganges und Himâlaya; Ränke, Verrat, Entführung, geheimnisvolle Vorgänge jeder Art etc. und das Alles gewürzt mit indischen Phrasen und Wörtern aus allen Jahrtausenden des indischen Staatslebens, vom vedischen Zeitalter bis heut, um das Kolorit dieser Intriguen- und Blutgeschichten drastisch anschaulich zu machen.

So auch Leïla; doch ist es dem gelehrten Verfasser derselben in hohem Grade gelungen mit sicherer Hand und mit dem Geschick des zielbewussten Architekten die ungeheure Fülle indischer Ornamentik, bis auf das kleinste Schnörkelchen hinab, zweckmäßig zu verwenden und das Ganze durch feine gewandte Sprache, durch bald knappe, bald kunstreich verschwenderisch entfaltete Satzbildung, sowie durch sauber abgerundete, durchgefeilte, stets präzise Ausdrucksweise, bis in jedes Wort hinein, zu einer sprachlichen Schöpfung zu gestalten, die durch ihre blosse Form eine größere Lebensfähigkeit erhalten hat, als der Inhalt ihr je zu verleihen vermocht hätte.

Denn jene Stoffwelt ist heut eine überlebte. In unserer Zeit hat die psychologische Novelle die Ritter-, Räuber-, Intriguen- und Blutgeschichten unmöglich gemacht, für den feineren Leser zumal. Im Roman freilich müssen wir es mit tiefster Betrübnis erleben wie alle die Giftpilze eines Jokay und Konsorten aus dem Lande der Deutschenhetze und der Blutprozesse uns, gleich deutsch geschrieben, aufgetischt werden als die pikantesten Erzeugnisse eines höheren Genies! Während hinterrücks Ungarn, Czechen, Slowaken, Polen und andere halbasiatische Kulturvölker den Kreuzzug predigen gegen alles Deutsche, das doch den Kern bildet alles dessen, was sie wirklich an Kultur besitzen, vergiften sie durch ihre Schmutzschriften den unschuldigen Sinn unserer Frauen und Töchter und streichen mit Behagen den hohen Lohn für ihre Liebesdienste in ihren Säckel. Die Schuld hiervon trifft freilich nur uns, die wir den Unflat auflesen.

Rangabé's Leïla ist davon frei und hat noch den besonderen Wert für Hellas dadurch, dass sie bald nach der Befreiung vom türkischen Sklavenjoche geschrieben wurde und ebenso zur Bildung der schönwissenschaftlichen Prosa beitrug, wie sie in der erzählenden Dichtung als Vorbild dienen konnte. Diese Bedeutung für Hellas wird ihr noch lange bleiben, da die literarische Tätigkeit des Hellenenvolkes diesem Zweige der dichterischen Produktion sich naturgemäß bisher nur in geringem Maße zuwenden konnte. Für Deutschland war der „Leïla“ in Reclams verdienstvollen Ausgaben ein angemessener Platz angewiesen. Sollte die tätige Verlagshandlung auch noch andere neuhellenische Geistesprodukte berücksichtigen wollen, so wäre gleichwol zu wünschen, dass der Uebersetzung derselben eine größere Sorgfalt gewidmet würde, als dies hier der Fall gewesen.

Eine Uebersetzung Rangabé's gehört an und für sich zu den schwierigsten Aufgaben, weil er eine seltene Herrschaft über das Hellenische ausübt und — selbst in seinen Uebersetzungen aus fremden Sprachen — nie ein Wort gebraucht, für das auch ein anderes stehen könnte. In seinen eigenen geistigen Schöpfungen ist dies in allerhöchstem Maße der Fall. Wer an sie herantritt, muss von Demut, Weihe, ja Ehrfurcht vor dem Originale erfüllt sein und mit heiliger Scheu vor jeder willkürlichen Abweichung zurückbeben, an schwierigen Stellen so lange formend bis er's etwa trifft. Dann gelingt's wol auch. Diese Uebersetzung hingegen „nach dem Neugriechischen“ ist oft so frei, sie enthält so viele den Sinn ändernde Einschiebsel und Umschreibungen, die ganze Modellirung des Satzbaues ist oft so eigenartig, so vom Originale und dem Deutschen abstehend, dass man bisweilen versucht ist, zu glauben, sie sei nicht „nach dem Neugriechischen“ gemacht, sondern nach irgend einer bequemen französischen Uebersetzung des Originales.

Abgesehen von der fast durchweg unrichtigen Schreibung der indischen Wörter, wie Gardabas, Assuren, Shloka, Shandra, Crisna, Shiva, Shandalah, Rabana (letzteres soll den zehnköpfigen Fürsten der Râkshasâ Râvana bezeichnen!) etc. etc., die durchaus auf undeutsche Quellen hinweist, finden sich auf den ersten Bogen schon so viele Belege zu vorstehendem Urteil, dass davon Abstand genommen werden muss, auch nur die wichtigsten hier anzuführen. Der Herr Uebersetzer lieferte im übrigen einen flotten, angenehm lesbaren Text und wird gewiss mit unserem Dank auch die Bitte freundlich aufnehmen: künftighin — es ist doch noch so viel Schönes aus dem Hellenischen zu über-

setzen — sich noch mehr in den Originaltext zu vertiefen, um seinen Autoren, seiner Kunst und dem Publikum so gerecht zu werden, wie die Pflicht jedes Uebersetzers es erheischt.

Darmstadt.

August Boltz.



A. de Pontmartin: Souvenirs d'un vieux critique.

Paris 1883, Calmann Lévy. 3,50 fr.

Ein Mensch ganz ohne Vorurteil, der im öffentlichen Leben und in seinen Literaturbestrebungen nicht einen bestimmten Parteistandpunkt vertritt, ist gewiss ein Unding; folglich hat auch bei dem Kritiker die sogenannte Objektivität ihre Grenze. Armand de Pontmartin's Besprechungen indessen sind überhaupt mehr polemischer als kritischer Art: der Wert einer künstlerischen Leistung wird von ihm hauptsächlich nach den darin vertretenen politischen und religiösen Anschauungen abgewogen (wobei auch seine persönliche Wertschätzung oder Missachtung für den Charakter des Autors keine geringe Rolle spielt) und überall hascht er nach der Gelegenheit, selbst das harmloseste Thema mit einem monarchisch-ultramontanen Contrapunkt zu versehen. Den weiten Sprung von Catull und Lesbia bis zu Herrn Grévy und der depossedirten Herzogin Maria Pia von Parma macht er mit einer dem Leser Schwindel erregenden Wagehalsigkeit, aber solche Virtuosenkünste wirken auf die Dauer äußerst ermüdend. Hinsichtlich der Schreibweise unterscheidet sich diese neue Folge der *Souvenirs d'un vieux critique* in nichts von seinen früher im „Magazin" (No. 17 des vorigen Jahrgangs) von mir besprochenen Aufsätzen. Pontmartin besitzt unzweifelhaft viel ursprüngliche Feinheit und Grazie, indess durch das krampfhafte Bemühen, stets geistreich zu sein und durch die unglückliche Vorliebe für Wortspiele, die, am unrechten Ort angebracht, mitunter einen geradezu verletzenden Eindruck machen, werden diese Naturgaben sehr beeinträchtigt. Er beklagt die „literarische Anarchie", welche die Emanzipation des individuellen Geschmacks an die Stelle fester ästhetischer Prinzipien gesetzt hat: aber er selbst würde mit seinen überladenen, oft mehr als fünfzig Zeilen langen Sätzen wol schwerlich Gnade gefunden haben bei den strengen Stilisten vergangener Literaturepochen.

Trotzdem ist das Buch lesenswert. Der Inhalt bietet viel Interessantes und die Urteile geben eine ziemlich genaue Vorstellung von den im Faubourg Saint-Germain geltenden Anschauungen. Aus einem paar Stellen in den Artikeln über Barbey d'Aurevilly und Graf de Falloux geht deutlich hervor, dass selbst Pontmartin den Ultralegitimisten noch zu lau, zu wenig konsequent erscheint. Gewiss gereicht es ihm zur Ehre, wenn er sich nicht zum unselbständigen Echo seiner Parteigenossen hergibt, und das muss, auch bei Lesern von grundverschiedenen Ansichten, dem alten Kritiker die Achtung sichern, welche jede ehrliche Ueberzeugung verdient.

Auf seine literarischen Urteile näher einzugehen, würde zu einer Gegenkritik meinerseits führen, die ebenso unfruchtbar wie ermüdend wäre. Kurze Andeutungen werden genügen. Dem achtzehnten Jahrhundert stellt Armand de Pontmartin sich entschieden feindlich gegenüber, weil es die philosophische Aera und gleichzeitig die Lockerung religiöser und sittlicher Lebensanschauungen repräsentirt; Jean Jacques Rousseau will er nicht einmal als Schriftsteller die projektirte Statue gönnen. Hingegen ist sein politisches und soziales Ideal die Zeit der Restauration, in welche seine eigene Jugend fiel: für die Dichter jener Epoche hat er, ungeachtet späterer Meinungsverschiedenheiten, eine gewisse Pietät bewahrt. Was die von ihm an modernen Schriftstellern geübte Kritik anbelangt, so muss sein abfälliges Urteil über Flaubert, wenn man es mit seiner Ueberschätzung Albert Delpit's in Vergleich bringt, jeden unbefangenen Leser befremden; — dass Alphonse Daudet, sein einstiger Liebling, ihm seit *Numa Roumestan* als ein Abtrünniger gilt und scharf getadelt wird, ist nur naturgemäß: die in diesem Roman gegebene wenig schmeichelhafte Schilderung des provençalischen Volkscharakters hat dem Verfasser in Südfrankreich ziemlich alle Sympathien entzogen. Das *Journal amusant* legte, kurz nach dem Erscheinen von *Numa Roumestan* einem Provençalen die beißende Bemerkung in den Mund: „Voyez-vous cet Alphonse! Il lâche sa petite Provence, l'ingrat, pour cette coquine de Paris, qui lui fait des rentes!"

Das Naturell A. Daudet's macht ihn nun einmal geneigt zu humoristischen und satirischen Uebertreibungen. Jede Tugend und der Lokalpatriotismus nicht am wenigsten, hat eine lächerliche Seite. Gewiss ist aber der Autor von *Tartarin de Tarascon* und *Numa Roumestan* der letzte, welcher die liebenswürdige Eigenschaft der Südfranzosen, die Heimat und die landsmännische „Camaraderie" auch in der Ferne nicht zu vergessen, herabsetzen möchte. Als sein älterer Bruder Ernest, ohne Protektion, ohne Mittel nach Paris kam, wurde er, der unbekannte Anfänger, von einem hochherzigen Landsmann mit offenen Armen aufgenommen. Er bahnte ihm den Weg zur literarischen Karrière durch seinen Einfluss und seine Empfehlungen. So wurde es später möglich, auch Alphonse aus drückenden Verhältnissen zu erlösen und ihn in die Sphäre zu versetzen, wo sein Talent sich frei entfalten konnte. Ernest Daudet hat diesem Manne warme Dankbarkeit bewahrt. Es war der alte Kritiker der *Gazette de France*, Graf Armand de Pontmartin.

Berlin.

O. Heller.



Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Herausgegeben durch F. A. Leo. Achtzehnter Jahrgang. Weimar 1883.

Der neueste Band der bekannten Zeitschrift bringt gleich den früheren, neben speziell philologischen Aufsätzen auch viele von allgemeinerem Interesse. So den Vortrag von Zupitza: „Shakespeare über Bildung, Schulen, Schüler und Schulmeister.“ Derselbe führt zuerst Stellen über den Wert der Bildung im allgemeinen an (aus Heinrich V, Timon, Troilus, Wie es euch gefällt, Sturm, Cymbelin etc); geht dann die einzelnen Arten von Schulen durch, die Shakespeare erwähnt hat, von der untersten Stufe durch die grammar-school bis zur Universität und den gelehrten Fachschulen; kommt dann auf die „Leiden und Freuden“ der Schüler und Schülerinnen (eine große Menge Stellen), die Erinnerung an die Studienzeit, und bespricht endlich die vorzugsweise komischen Darstellungen der Schulmeister (Holofernes, Hugh Evan), sowie der Liebhaber, welche sich für Lehrer ausgeben. Eine sehr unterhaltende Zusammenstellung!

Dr. med. Sigismund liefert die Schlussabteilung der Abhandlung „Die medizinische Kenntnis Shakespeare's“. Die besprochenen Punkte sind: Auge und Blindheit; Zauberei, Astrologie und dergleichen; abweichende Naturbildungen; Sterben, Tod, Selbstmord (Verfasser meint, dass der Wunsch nach dem Ende des Lebens nur bei Geisteskranken vorkommt: der Herausgeber ist Seite 285, wie mir scheint mit Recht, anderer Ansicht); Naturereignisse und Naturgesetze. Der Aufsatz berührt, auch abgesehen von dem letzten Abschnitt, manches, was mehr dem allgemeinen als dem speziell ärztlichen Wissen von natürlichen Dingen angehört; doch wird man auch diese Uebersicht mit Interesse lesen.

Von demselben Verfasser ist „Uebereinstimmendes zwischen Shakespeare und Plutarch“, wobei außer den Lebensbeschreibungen auch die weniger beachteten moralischen Schriften des letzteren benutzt sind. Das Zusammentreffen mag teilweise zufällig sein, ist aber manchmal, z. B. in den Stellen über die Höllenstrafen (Maß für Maß, Othello), sehr bemerkenswert. Zweifelhaft bleibt freilich, ob die plutarchischen Aussprüche direkt oder mittelbar zu Shakespeare's Kenntnis gelangt sind. Aehnlichen Inhalts ist der Beitrag von Delius: „Klassische Reminiscensen in Shakespeare's Dramen“; während Thümmels Vortrag „Shakespeares Greise“ sich dem Zupitza'schen vergleichen lässt.

Ferner sei erwähnt Bolins Bericht über „Grillparzers Shakespeare-Studien“; d. h. Urteile über Shakespeare'sche Dramen, in denen Grillparzer sich den Kommentatoren gegenüber sehr selbständig zeigt, sowie „Shakespeare in Griechenland“ von August Boltz, Bericht über zwei ältere und zwei neue Uebersetzungen Shakespeare'scher Dramen ins Neugriechische mit Proben aus Macbeth und Hamlet (interessant und für Kenner des Altgriechischen nicht zu schwer) und Uebersetzung einer von einem Griechen geschriebenen Abhandlung über diesen Gegenstand. Alfred Meißner berichtet sehr anerkennend über die Münchener Inszenesetzung des „Perikles“, ohne die Schwächen dieses Dramas leugnen zu wollen. Ich übergehe eine Anzahl kleinerer Beiträge, indem ich glaube, die Leser des „Magazins“ nunmehr hinlänglich auf das neueste Shakespeare-Jahrbuch aufmerksam gemacht zu haben.

Kassel.

M. Krummacher.



„Uncle Remus“

oder „Mr Fox, Mr Rabbit und Mr Terrapin“

lautet der Titel eines vor kurzem bei George Routledge & Sons in New-York und London erschienenen Büchleins, welches zwar den Ethnologen schon bekannt sein mag, worauf ich aber durch eine Erwähnung in diesen Blättern die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises lenken möchte, da es neben dem wissenschaftlichen Interesse durch seinen frisch sprudelnden Humor für Groß und Klein reiche Unterhaltung bietet. Hervorragende amerikanische Zeitschriften wie *New-York world* und *Boston Journal* haben zwar bereits vor längerem über dies verdienstliche Werk des Herrn Joel Chandler Harris in günstigster Weise berichtet; doch glaube ich, es könne nicht schaden, auch an dieser Stelle noch besonders darauf hinzuweisen. „Uncle Remus“ ist der typische Plantagenneger des Südens, wie er, trotz der veränderten staatlichen Stellung infolge des Sezessionskrieges, noch immer existirt. Er hat nichts eingebüßt von seiner naiven Lebensauffassung; seine Begriffe von Recht und Unrecht, vom Mein und Dein sind noch ebenso schwankend, wie früher — er ist und bleibt der Mann der Opportunität. Und diese zu beurteilen ist er schlau und gewitzt genug. Auch hat er den Schelm im Nacken und wirft kritische Seitenblicke rechts und links. — Das Buch enthält vier Abschnitte, außer einer sehr lesenswerten Vorrede. Im ersten erzählt Onkel Remus im korrumpirten Negerenglisch dem Kinde seines Brodherrn 34 Tierfabeln, wovon manche uns anheimelnd gemuten. Dann folgt eine Sammlung von Negersprichwörtern; darauf einige Lieder; dann eine Szene aus dem Sezessionskriege, welche Onkel Remus in den Mund gelegt ist: und endlich allerlei Aussprüche und Bemerkungen desselben.

Die Schwierigkeiten des gedruckt allerdings befremdend erscheinenden Negerdialekts sind durch lautes Lesen leicht zu überwinden und der köstliche Inhalt ist dieser kleinen Mühe wert.

Freiburg i. B.

E. von Beaulieu-Marconnay.



Sprechsaal des „Magazins“.

Märchenforschern und Freunden des Folklore dürften vielleicht noch einige Nachträge zu meinem „Märchen auf der Wanderung“ willkommen sein. Ich will daher hier noch erwähnen, dass unser Märchen auch in der Türkei vorkommt, und zwar in einer der Erzählung des jüdischen Midrasch ähnlichen Form: In dem 71sten unter den Schwänken des Nasreddin Hodja*) tröstet der vom ungnädigen Bey mit den Feigen beworfene Hodja sich selbst mit den Worten: Hätte ich statt der Feigen Rüben gebracht, sie hätten mir den Kopf gespalten.

In der mit sprudelndem Humor erzählten 152sten Novelle Franco Sacchetti's schenkt ein Spanier dem Bernabo Visconti einen abgerichteten Esel und wird dafür reich belohnt. Ein habgieriger Florentiner schickt dann dem Herrn von Mailand zwei mit kostbaren Schabracken geschmückte Esel und wird mit Spott und Hohn bezahlt.

Ueber andere verwandte italienische Märchen und Erzählungen verweise ich auf Giuseppe Pitré's Fiabe novelle e racconti popolari siciliani, Palermo 1875, II, 93, 95; IV, 386, 411, 432.

Frau Katharina Pigorini-Beri erzählt in ihren interessanten „Spaziergängen in Calabrien“ (Nuova Antologia vom 1. Juli 1883), dass sie an der Türe eines Bauernhauses ein Hufeisen angenagelt und darunter die zwei Ziffern acht und neun geschrieben fand. Auf ihre Frage über deren Bedeutung erklärte die Bäuerin, es diene gegen den Zauber, denn die Hexen sagen sechs und sieben! Sollte das nicht mit dem Singen der Wochentage und der Erlösung der Elfen nach dem Absingen des siebenten Tages zusammenhängen?

Marcus Landau.

*) Les plaisanteries de Nasr-Eddin-Hodja, traduites du turc par J. A. Dewardemanche. Paris 1876. S. 62.

Literarische Neuigkeiten.

Am 8. September d. J. feiert Dänemark den hundertjährigen Geburtstag des auf das geistige Leben des Vaterlandes so gewichtig eingewirkt habenden Nikolai Frederik Severin Grundtvig, dessen literarische Produktivität von einem fast beispiellosen Umfange gewesen. Eine Festschrift des Kopenhagener Universitätsprofessors Fr. Winkel Horn: N. F. S. Grundtvigs liv og gjerning. Et biografisk forsøg (Kopenhagen, Karl Schønbergs Forlag) wird soeben mit der 6. Lieferung vollständig. Das Werk, mit dem Bildnisse Grundtvig's geschmückt, ist eine fleißige, gut orientirende Arbeit.

Ein neues Epos: „Das Lied von der Völkerschlacht bei Leipzig oder das Napoleonslied“ in neugefundenen gereimten deutschen Hexameter bringt Johannes Minckwitz auf den Markt. — Baden-Baden, Sommermeyer. Der Subskriptionspreis beträgt 6 M.

Aus dem Isländischen übersetzte J. C. Poestion eine für die Kentnis des isländischen Volkslebens in hohem Grade interessante Erzählung: „Jüngling und Mädchen“ von Jón Thórdarson Thóroddsen. — Berlin, Parrisius.

Im Anschluss an das nun komplet erschienene Prachtwerk: „Rom in Wort und Bild“ von Rudolf Kleinpaul, erscheint von demselben Verfasser: „Neapel und seine Umgebung“ in 15 Heften. — Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 M.

E. K. Corbett, Prinzenerzieher beim Khedive in Kairo, hat soeben eine metrische Uebersetzung von Lessings „Nathan der Weise“ ins Englische mit Einleitung und Noten veröffentlicht. — London, Kegan Paul, Trench & Co.

Als Seperatabdruck aus den „Berichten des Oldenburger Landesvereines für Altertumskunde“ erscheint, um weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden, eine für Germanisten interessante Schrift: Ueber einen merkwürdigen Runenkalender und vergleichende Studien über die nordischen Runenkalender überhaupt von Dr. E. Schnippel. — Oldenburg, Stalling. 3 M.

In deutscher Uebersetzung von Stephan Born erscheinen demnächst Ernest Renan's „Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit.“ — Basel, Bernheim. 9 M.

Ludwig Ganghofer veröffentlicht bei Bonz in Stuttgart drei Werke auf einmal: „Bergluft“, Hochlandsgeschichten, und zwei Bände Gedichte: „Bunte Zeit“ und „Heimkehr“.

In Kürze erscheint bei Phil. Reclam jun. in Leipzig: Immanuel Kants Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels etc. (1755) von Dr. Karl Kehrbach textkritisch edirt und mit einer Einleitung versehen. Die Schrift enthält die Kantsche Kosmogonie, die unter dem Namen: Kant-Laplace'sche Theorie weltbekannt ist. Laplace hatte 40 Jahre nach dem Erscheinen der Kantschen Schrift, ohne von dieser zu wissen, in seiner Exposition du système du monde (1796) Ansichten über die Weltanschauung ausgesprochen, die den Kant'schen nahe verwandt waren.

Seufferts Neudrucke: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 13—15 enthalten: H. L. Wagner: Die Kindesmörderin, ein Trauerspiel. — Ephemerides und Volkslieder von Goethe (1770) und C. Brentano's Gustav Wasa. — Heilbronn, Henninger.

K. F. Beckers Weltgeschichte, die populärste aller derartigen Werke, erscheint illustrirt und neu von dem Tübinger Professor Wilhelm Müller bearbeitet in 60 Lieferungen. — Stuttgart, Kröner. à 40 Pfge.

Hieronymus Lorms neuester Roman erscheint in einigen Tagen, er heißt: „Der fahrende Geselle.“ — Leipzig, Schlicke. 5 M.

Durch die jährliche Ueberproduktion von Dramen mehr oder weniger zweifelhaften Charakters werden die besseren älteren Werke immer mehr der Vergangenheit anheimgegeben; zu denen, die ein besseres Loos verdienen, zählen wir u. a. auch Peter Lohmanns „Dramatische Werke“ (4 Bände, zweite Auflage, 1875, Leipzig, J. J. Weber), die sich durch geschickten Aufbau und dramatisch sich steigernder Handlung vor vielen Produkten der neuesten Zeit auszeichnen.

Paul Lindau schreibt Kriminalgeschichten: das 30. Heft der sogenannten „Deutschen Bücherei“ von Schottländer (Breslau) enthält von ihm: „Die Ermordung des Advokaten Barnays.“

Eben ist als Separatabdruck aus den Verhandlungen der 36. Philosophenversammlung bei Teubner in Leipzig von einem jungen und tüchtigen Forscher, Dr. Max Koch, Privatdozent an der Universität Marburg, erschienen: „Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert.“

In der *Nevarietur*-Ausgabe der sämtlichen Werke von Victor Hugo erscheint der Band, welcher die Actes et paroles pendant l'Exil“ umfasst. Wir werden also im nächstfolgenden den Band erhalten, welcher die bekannten Proklamationen des Dichters an Paris, Europa, den Erdball oder das Weltall bringt. Schade, dass man diese offenbaren Lächerlichkeiten überhaupt zu den Werken des Dichters zählt.

Ibrahim Hilmy, der Bruder des Khedive, hat eine Bibliographie der in den egyptischen Bibliotheken befindlichen, auf die Geschichte und die Altertümer Egyptens bezüglichen Werke zusammengestellt, die in London erscheint (bei Clowes).

Edwin Arnold, der Verfasser der Dichtung „The Light of Asia“, gibt einen Band, enthaltend fünf Nachdichtungen der schönsten Episoden des „Mahabharata“ heraus, darunter: „Savitri“ und „Nal und Damayanti.“ — London, Trübner.

Von Max Kretzer erscheint im Oktober ein Berliner Sittenroman: „Drei Weiber.“ — Jena, Costenoble.

Dr. Carl Abel hat seine kürzlich in Oxford gehaltenen Vorlesungen über Sprachpsychologie in einem Bande veröffentlicht unter dem Titel: „On comparative lexicography.“ Abel ist einer der Wenigen, welche sich mit der Erforschung der psychologischen Gesetze der Sprache beschäftigen. Was er hierin bietet, ist noch kein System, aber es sind wertvolle Materialen zu einem solchen. — London Trübner. Derselbe Verfasser veröffentlicht soeben deutsch eine kleine aber für die gesamte Etymologie wichtige Broschüre „Ueber den Gegensinn der Urworte“. — Leipzig, Wilhelm Friedrich. 2 M.

In der „Collection Spemann“ erschienen die „Cäsarenbilder“ von Suetonius (2 Bändchen) in ausgezeichneter Uebersetzung von Joseph Sarrazin. Eine prächtige Lektüre, allen denen zu empfehlen, welche des Latein nicht mächtig oder — überdrüssig sind. Dass Sueton lügt, tut dem Interesse an seinen Schilderungen keinen Eintrag.

„Arthur von Loy“ gibt „Berliner Novellen“ heraus, welche Ereignisse aus der Berliner Gesellschaft behandeln. — Berlin, Kogge & Fritze.

Eine illustrirte dänische Literaturgeschichte, nach dem Vorbilde der bekannten deutschen Literaturgeschichte von König, wird in Kopenhagen von der Verlagshandlung P. G. Philipsen herausgegeben. Die erste bisher erschienene Lieferung macht einen sehr günstigen Eindruck und lässt erwarten, dass auch der Text, welcher von P. Hansen, dem Chef-Redakteur der „Illustered Tidende“ und bekanntem klassischen Uebersetzer des Goethe'schen „Faust“ geliefert wird, gediegen strengeren und wissenschaftlichen Anforderungen entsprechend sein wird, was bekanntlich bei dem deutschen Vorbilde nicht der Fall ist. Die Abbildungen der 1. Lieferung sowie die übrigen, diesem Hefte beigegebenen Illustrationsproben, Facsimiles u. dgl sind gelungen und in hohem Grade interessant. Das Werk soll in ca. 20 Lieferungen erscheinen.

Von dem erst im vorigen Jahr erschienenen und als vortrefflich bezeichneten Riemannschen Musik-Lexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint bereits ein zweiter Abdruck und zwar diesmal in 18 Lieferungen à 50 Pf., worauf wir alle die aufmerksam machen, welche sich auf billige und bequeme Weise in Besitz eines guten Musik-Lexikons setzen wollen.

Paul Perret veröffentlicht: Les chateaux historiques de la France mit schönen Stichen und Textbildern. — Paris, Oudin.

Die „gesammelten Novellen“ von Ludwig Steub erscheinen in zweiter Auflage. — Stuttgart, Bonz. 5 M.

Fiori d'Oltralpe, saggio di traduzioni poetiche, per l'autore dei „Versi in solitudine“ (Tommaso Cannizaro). Messina 1882. Ein sauberes, nur in 250 Exemplaren gedrucktes Buch, das eine Fülle schöner Uebersetzungen von hervorragenden Gedichten aus etwa 20 Sprachen bringt (aus dem Deutschen allein 81 Nummern) und als eine wirkliche Bereicherung der ital. Literatur angesehen werden darf. Der Verfasser, ein äußerst sprachkundiger Herr, beherrscht nicht nur das Italienische, Sicilianische, Spanische und Französische so, dass er selber mit Sicherheit und eleganter Beweglichkeit in diesen Sprachen zu dichten vermag, er ist auch ein formgewandter, feinfühliger Verskünstler, dessen Uebertragungen sich lesen, als wären sie die Originale, trotz der Strenge, mit welcher sie den Urtypen nachgebildet sind.

Alle Freunde der neuhellenischen Sprache seien hierdurch auf die Serie wichtiger Feuilleton-Artikel aufmerksam gemacht, welche der sprachgelehrte Herr, Dr. Th. Livadsä in Triest, in der griech. Wochen-Zeitung Κλειώ, von No. 1131—1145 in Besprechung des (in No. 16 des Magazines angezeigten) Werkes von Kontós: Γλωσσικαὶ Παρατηρήσεις etc. veröffentlicht hat. — Dieselben enthalten ein reiches, zuverlässiges und interessantes Material über den gegenwärtigen Zustand der hellenischen Sprache.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Author of Molly Bawn: Her first appearance etc. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

M. Baumgarten: Das Lutherfest und die mecklenburg-schwerinische Landeskirche. Ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte. — Rostock, Hinstorff. 1 M.

Lucien Biart: Les explorations inconnues entre deux Océans. Voyages et aventures. — Paris, Hennyer. 3,50 fr.

William Black: Yolande. 2 Bände. — Hamburg, Grädener & Richter. 3 M.

Ludwig Büchner: Kraft und Stoff oder Gründzüge der natürlichen Weltordnung. 15. Auflage. — Leipzig, Thomas.

R. Weehler-Bush: A popular introduction to the Pentateuch. — London, Religious tract society. 2 sh. 6 d.

Madeleine Vinton Dahlgren: A Washington Winter. A society Novel. — Boston, James, Osgod & Co. 1,50 sh.

A. Dehlen: Shakespeare's Hamlet. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1 M.

Sarah Doudney: A woman's glory. 3 Bände. — London, Benthley & Sons.

Victor Duruy: Histoire des Romains, depuis les temps les plus reculés jusq'à la fin du règne des Antonines. Neue Auflage. 6 Bände. — Paris, Hachette & Co.

Eduard Engel: Geschichte der „Englischen Literatur“, mit einem Anhange: „Die amerikanische Literatur“, komplett in einem Bande. — Leipzig, W. Friedrich. 10 M., geb. 11.50 M.

Friedrich Friedrich: Am Horszont, Roman. 2 Bände. — Leipzig, W. Friedrich. 8 M.

Percy Fitzgerald: Kings and Queens of an Hour: Records of Love, Romance, Oddity and adventure. 2 Bände. — London, Tinsley Brothers. 30 sh.

James Gilmour: Among the Mongols. — London, Religious tract society.

Paul Grimm: Mystères du Palais des Czars. 3. Auflage. — Würzburg, Kressner. 3,50 M.

Federiga Guerini: Perla, Romanzo. — Milano, Natale Battezzati.

Pryce Gwynne: Poems and Ballads. — London, Fisher.

John Habberton: One traup: Mrs Mayburn's twins. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

Julian Hawthorne: Dust. 2 Bde. — Hamburg, Grädener & Richter. 3 M.

Franz Hirsch: Geschichte der deutschen Literatur, von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, 1884. Lieferung 1. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Eduard Hlawaček: Goethe in Karlsbad. 2. Auflage, besorgt von Dr. Viktor Ruß. — Karlsbad, Feller.

Edwin Paston Hood: Scottish characteristics. — New-York, Funk & Wagnalls.

Odes d'Horace. Traduction nouvelle par M. Patin. — Paris, Charpentier & Cie. 4 fr.

Mrs Houstoun: A woman's memories of world-known men. 2 Bde. 11. Auflage. — London, White & Co. 18 sh.

W. D. Howells: A chance acquaitance. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

Jean Ingelow: The high tide. — New-York, Robert Brothers. 8 D.

Paul Joanne: Itinéraire de la suisse, du Mont-Blanc, de la vallée de Chamonix et des vallées italiennes. 2 Bde. — Paris, Hachette & Cie. 16 fr.

Elizabeth Jane Irving: Gems from the Novelists. 2 Bde. — Amsterdam, Olivier. 1,80 fr.

Leopold Katscher: Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen. 2. Auflage. — Leipzig, W. Friedrich. 3 M.

Alexander Kielland: Gift, Roman. — Stockholm, Bonnier. 2,50.

J. King: Cleopatra's Needle: a history of the London Obelisk, with an Exposition of the Hieroglyphics. — London, Religious tract society.

Kar Knortz: Neue Epigramme. — Zürich, Verlags-Magazin. 1 M.

Max Koch: Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert. — Leipzig, Teubner.

L'amour qui tue par Pierre française. — Paris, Ghio. 3 frs.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen nachstehende Werke von

Hermann Heiberg.

Die „Allgemeine Moden-Zeitung“ 1883 No. 32 bringt das Porträt und die Biographie dieses so schnell bekannt gewordenen Schriftstellers und beginnt den längeren biographischen Artikel mit den Worten: „Wie eifrig ich auch in den Annalen unserer modernen Literatur nachspüre, ich finde keinen einzigen Poeten, an dem ich unmittelbar Aehnliches und Verwandtes mit Hermann Heiberg entdecken könnte. Der eine Schriftsteller schreibt kühl, der andere leidenschaftlich, der dritte sentimental, der vierte frivol, — aber Heiberg schreibt originell, ganz einzig. . . . Von Natur reich und glänzend beanlagt, durch seine Reisen in eine ganz neue, ungeahnte grosse Welt eingeführt, mit scharf beobachtendem Blick begabt, im Besitze eines lebendig auffassenden Verständnisses für Natur und Kunst, wurde er sich immer bewusster, dass schriftstellerische Beanlagung in ihm stecke, die gebieterisch verlangte, auf ihre Leistungsfähigkeit hin versucht zu werden.“ 1840 geboren, erschien 1881 sein erstes voll ausgereiftes Werk, das sich rasch Bahn brach und Heiberg in die erste Reihe neuer Novellisten stellte.

Acht Novellen.

in 8. eleg. br. Mk. 4.—. eleg. geb. Mk. 5.—.

„Heiberg hat uns in diesen acht Novellen wieder mit einer wertvollen Gabe seiner Muse beschenkt. — Poesievoll sind die Schilderungen, geistig vertieft ist die Charakteristik, und da, wo der Humor vorwaltet, ist er im höchsten Grade fein. Die „Acht Novellen“ werden ohne Zweifel einen sensationellen Erfolg haben.“ (Hamburger Reform.)

„Scharfe Beobachtung des wirklichen Lebens, ein gemütvoller Humor, ein kräftiger, oft ergreifender Realismus bei aller Idealität der Weltanschauung und eine seltene Erzählerkunst machen die „Acht Novellen“ zu einer ebenso liebenswürdigen als bedeutenden Erscheinung auf literarischem Gebiet. . . . . .“ (Tribüne.)

„— — — Heiberg steht in diesen Novellen auf der vollen Höhe seiner wunderbaren realistischen Darstellungskraft. . . . .“ (Hannoversche Post.)

„— — — Was den Dichter macht, starke Empfindung, feine Beobachtung, ein grosses Talent plastischer Wiedergabe dessen, was er im Leben oder in der Phantasie geschaut, das besitzt er alles. Er weiss zu plaudern, er weiss zu erzählen.“ (Schleswiger Nachrichten.)

„Was mir den Dichter besonders erfreulich erscheinen lässt, das ist seine unverkennbare Vorliebe für die Erforschung des Kindergemütes. Wenn unser Jahrhundert einmal für seine literarischen Bestrebungen eine Anerkennung verlangen wird, so dürfte es wohl die sein, dass es die poetische Bedeutung der Kindesseele erkannt, nachdem das vorige Jahrhundert mit Theorieen vorangegangen ist. Die grössten Talente unserer Zeit sind Kindermaler; Dickens, Daudet liessen Kinder Modell sitzen und von beiden hat Heiberg gelernt. Viele seiner Geschichten haben die kleinen Menschen zu Helden, in andern spielt der Erzähler selbst als Kind mit. Und eines dieser Werkchen ist ein Kabinetsstück voll Wahrheit und Feinheit, ich meine die kleine Skizze „Jegelsker Dig,“ eine Schülerliebesgeschichte ohne Ironie, ohne altklugen Spott, ohne Sentimentalität, und doch voll von einem zurückhaltenden Humor, der anspruchslos aus den Thatsachen hervorleuchtet. (Berliner Tageblatt.)

Ernsthafte Geschichten.

in 8. eleg. br. Mk. 6.—. eleg. geb. Mk. 7.—.

— — — „Wie das alles geschildert ist gehört in seiner Einfachheit und Natürlichkeit mit zu den allerersten Leistungen unserer Novellenliteratur.“ . . . . (Europa.)

— — — „Wie wol das allgemeine Urteil über die „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“ wie über den Roman „Ausgetobt“ ein durchaus günstiges war, so können wir doch nicht umhin zu konstatiren, dass wir die „Ernsthaften Geschichten“ für weitaus die beste, die durchdachteste, die konsequent realistisch durchgeführteste Arbeit des Verfassers halten. Wir spenden ihm damit kein geringes Lob; dass Heiberg das Zeug dazu hat, viel zu können, wussten wir längst, den ganzen Umfang dessen, was er aber kann, offenbarte er uns erst in seiner letzten Publikation“ . . . . . (Kl. Ill. Zeitung.)

— — — „Der Leser wird es nicht bereuen, ein Werk kennen gelernt zu haben, das aus der Flut der mittelmässigen Bücher, wie ein granitner Felsblock hervorragt und in Bälde zu den Büchern gehören wird, die man notwendigerweise gelesen haben muss.“ (Echo.)

— — — „Soviel ist gewiss, dass Heiberg eine mit tausend feinern und gröberen Organen sich fest ans Leben ansaugende Natur ist und nun, wie ihm selbst das Dasein in alle Poren der Seele hineindringt, dieses Dasein auch wieder voll und heiss ausatmet, so dass man in Heibergs Erzählungen ein tüchtiges Stück Leben durchkostet. („Sund.“)

Paul Heyse schreibt dem Autor persönlich:

— — — „Es hat mich ungemein gefreut, dass Sie es mit Ihren Geschichten so „ernsthaft“ genommen haben und vor Aufgaben vom schwersten Kaliber nicht zurückgeschreckt sind. Mit tiefer Bewegung habe ich Ihr Buch aus der Hand gelegt und ein stilles Bravo! vor mich hingesagt.“

Und Theodor Storm erfreute den Autor durch folgende Zuschrift:

— — — „Ihre Kenntnis der verschiedensten Lebensverhältnisse, Ihr Feingefühl für Seelen- und Naturstimmung (ich weiss wol das ist nicht so ganz zweierlei; aber Sie verstehen mich wol), Ihre Fähigkeit dies auch in der feinsten Schattirung zum Ausdruck zu bringen, überhaupt Ihr Sinn, kleine äusserliche Züge aufzufassen und dann innerlich Charakteristisches zum Ausdruck zu bringen. Das Alles offenbart sich recht in diesem Buche. . . . . .“

Ausgetobt.

II. Auflage. in 8. eleg. br. Mk. 6.—. eleg. geb. Mk. 7.—.

Die erste Auflage erschien Herbst 1882 in 2 Bänden und schon nach Verlauf eines halben Jahres konnte von diesem ausgesprochen humoristischen Roman eine zweite billige Auflage erscheinen.

„— — Das ist ein Buch, dem das Goethesche Wort auf die Stirn gedrückt ist: Greift nur hinein ins volle Menschenleben! — — — Das sind wirkliche Menschen, das sind wirkliche Erlebnisse. Es geht ein Zug von frischer Natürlichkeit durch den Roman, wie ihn nur wenige in unserer gesamten Literatur aufzuweisen haben. Man merkt es dem Verfasser an, dass er viel erlebt und erfahren hat, dass er die Dinge und die Menschen scharf zu beobachten versteht und dass er dann jene plastische Gestaltungsgabe, die er in seltenem Masse vom Schöpfer erhalten, zart anzuwenden weiss. Wir gewinnen den Dichter von Herzen lieb, denn aus allen Ecken und Winkeln des Buches schallt es uns entgegen: Homo sum! Ich bin ein fühlender, empfindender, strauchelnder, irrender, begeisterter, liebender Mensch! Das deutsche Gemüt, das ist der Humus, aus dem diese Pflanze erwachsen. Das ist echt kern- und grunddeutscher Humor, der uns aus blauen Augen anlacht und anweint. (Norddeutsche Allgem. Ztg.)

„— — — Hermann Heiberg ist einer der wenigen lebenden Vertreter von Yorick-Sterne. Er gleicht jenem in seinem „durch Tränen lächelnden“ Humor; in der oft so seltsam gesuchten, wie in der sprungweisen, unvermittelt abreissenden, an Einschaltungen überreichen, reflektirenden, den Leser direkt anredenden Vortrags- und Erzählungsweise; in der harmlos liebenswürdigen Koketterie mit dem eigenen interessanten Ich, seinem Leid und seiner Lust. Aber er gleicht ihm nicht minder in dem scharfen Blick, der Liebe und dem feinen Verständnis auch für das Kleine und Unscheinbare, für die dem blöderen Sinn verborgenen Reize der Natur und der Menschenseele in dem Drange nach Wahrheit und der Freude an der Torheit. — — —“ (Voss. Zeitung.)

„— — — — Der in seiner Art einzige Roman „Ausgetobt“ ist das Werk eines ächten Humoristen d. h. eines Poeten, der mit einem unwiderstehlichen Humor einen ergreifenden, oft tieftraurigen Ernst zu verbinden weiss. (Modenzeitung.)

Die literarischen Feinschmecker werden an den Werken Hermann Heibergs nicht vorbeigehen können und allen denen, die sich an künstlerisch vollendeten Schriftwerken ergötzen wollen, sei die Lektüre der Heibergschen Werke angelegentlichst empfohlen.

Carmen Sylva's Werke.

(Königin Elisabeth von Rumänien.)

Rumänische

Dichtungen.

Deutsch von

Carmen Sylva.

Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz.

Zweite Auflage. eleg. br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

Jehovah

von

Carmen Sylva.

Zweite Auflage. eleg. br. M. 2.50, eleg. geb. M. 4.—

Aus Carmen Sylva's Königreich.

Pelesch-Märchen

von

Carmen Sylva.

Zweite Auflage. Mit 3 Illustrationen u. Facsimile. eleg. br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

Bei **Louis Zander in Leipzig** ist

1 Generalstabswerk vom Kriege 1870/71.

In 5 neuen eleganten Halbfranzbänden, die Karten in 3 Leinenbänden.

Preis 129 Mk. — Für nur 70 Mk. zu haben.

Weber's illustr. Kriegs-Chronik von 1870/71.

Mit 500 Abbildungen und Karten. Folio. In eleganten Leinenbänden.

Preis 22 Mk. — Für 11 Mk.

— dieselbe — in der Prachtausgabe auf extrafein Kupferdruckpapier broch.

Preis 50 Mk. — Für 23 Mk.

All-Deutschland.

Dichtungen aus dem Kriege v. 1870/71. Von den beliebtesten Dichtern Deutschlands. Herausgegeben v. Müller a. d. Werra. Mit 9 Abbildungen. 51 Bogen. Quart.

Preis 12 Mk. — Für 2 Mk. 25 Pf.

Verlag der königl. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhange: Die amerikanische Litteratur von Dr. Eduard Engel.

44 Bogen in gr. 8. eleg. br. M. 10.—, eleg. geb. M. 11.50.

Geschichte der italien. Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von C. M. Sauer.

40 Bg. gr. 8. eleg. br. M. 9.—, eleg. geb. M. 10.50.

Geschichte der französ. Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Eduard Engel.

34 Bg. in gr. 8. eleg. br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—.

Geschichte der polnischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Heinr. Nitschmann.

32 Bg. in gr. 8. eleg. br. M. 7.50, eleg. geb. M. 9.—

Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Franz Hirsch.

Erscheint in 24 halbmonatlichen Lieferungen

Das neueste Werk von

KONRAD FERDINAND MEYER.

Julian Boufflers.

Das Leiden eines Kindes,

sowie eine neue Erzählung des Verfassers von „Ehre"

O. SCHUBIN

Mal'occhio

erscheinen soeben in

Schorers Familienblatt.

Auflage 75 000. Vierteljährlich M. 1.60 oder in Heften zu 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Im Verlage von **F. Preusser, Magdeburg**, erschien soeben: Richter, Dr. Eugen.

Aus Anstandsgefühl verheirathet!

Humoristische Novelle. Preis 50 Pf.

Den geehrten Herren, welche unter der Chiffre **C. S.** auf den Redacteurposten eines humoristischen Blattes in Berlin zu reflectiren die Güte hatten, diene zur Nachricht, dass der Posten nunmehr besetzt ist.

Soeben erscheint in meinem Verlage:

Am Horizont.

Roman von **Friedrich Friedrich.**

2 Bde. in 8. eleg. br. M. 8.—

Friedrich Friedrich hat sich in den letzten Jahren unter dem lesenden Publikum eine grosse Anzahl neuer Freunde erworben. „Am Horizont" ist ein moderner Roman, der die socialen Verhältnisse Russlands und Deutschlands in prächtigen Farben schildert und schon des Gegenstandes willen einen sehr grossen Leserkreis haben wird.

Die Schlossfrau.

Roman von **Friedrich Friedrich.**

3 Bde. in 8. eleg broch. M. 12.—

„Die Schlossfrau" ist ein Musterroman genannt worden. Karl Frenzel sagt in der National-Zeitung darüber: „Dieser Roman gehört nach Form und Inhalt zu den besten Schöpfungen . . . und er ist eine ebenso fesselnde, wie Gemüth und Phantasie anregende und bereichernde Lectüre."

Studentenfahrten.

Lustige Bilder aus dem Burschenleben.

Von **Friedrich Friedrich.**

3. Auflage.

8. eleg. brosch. M. 1.—

Der ganze Idealismus des deutschen Studentenlebens, das unermüdliche, bodenlose Zechen, die geistreichen lustigen Bierreisen, die blutigen Schlägereien mit den Philistern, das Prellen und Pumpen werden anziehend und beredt geschildert.

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Soeben werden von uns ausgegeben u. stehen auf Verlangen **gratis** und **franco** zu Diensten:

Antiquar. Catalog Nr. 165. Werke über Russland und Polen, die griechische Kirche und Serbien.

Antiquar. Catalog Nr. 166. Genealogie. Heraldik. Adelsgeschichte. Duell. Embleme etc. **Cataloge sind reichhaltig. Preise mässig.** Unsere andern bis jetzt erschienenen Cataloge (164) werden soweit noch vorhanden auf Verlangen gleichfalls gratis abgegeben.

Die Kreuzzüge Neu!

und die Kultur ihrer Zeit

von Otto Henne am Rhyn.

Mit 100 grossen Illustr. von Gustav Doré und circa 200 Text-Illustrationen.

Erscheint in 33 Lieferungen à 2 Mark.

J. G. Bach's Verlag.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Für eine in Leipzig erscheinende literarische Wochenschrift wird eine tüchtige jüngere Kraft als

Hilfsredakteur,

gesucht, der akademische Vorbildung hat. Antritt sofort event. Oktober d. J. Off. werden mit Begründung der Befähigung erbeten unter Chiffre **L. B.** durch die Expedition dieses Blattes.

Verlag von **Wilhelm Friedrich in Leipzig**

Rolla.

Lebenstragödie einer Schauspielerin.

Roman in 2 Bänden

von

Richard Voss.

2 Bde. eleg. br M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—

„Eine sorgfältig aufgebaute Handlung, die meisterhaft erzählt wird und sicherlich den Beifall aller nicht gedankenlos geniessenden Leser finden wird. (Criminalztg.)

Pater Modestus.

Schauspiel in fünf Akten

von

Richard Voss.

In 8. eleg. br. M. 1.—

Regula Brandt.

Schauspiel in fünf Akten

von

Richard Voss.

In 8. eleg. broch. M. 1.—

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 15. September 1883. | Nr. 37.

Inhalt:

Albert Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.

3. Auflage. Herausgegeben von Hermann Cohen.

(Schluss.)

Was nun die vorliegende, von dem als Kant-Interpreten bekannten Professor Hermann Cohen in Marburg besorgte Ausgabe betrifft, so hat sie die frühere Gestalt des berühmten Werkes im Großen und Ganzen intakt gelassen. Die beiden früher getrennten Hälften, die in besondere Bände zerfielen und von denen die erste die Zeit bis Kant, die zweite von Kant bis auf die Gegenwart umfasste, sind in einen allerdings sehr stattlichen (über 50 Bogen starken) Band zusammengezogen. Der Raumersparnis wegen mussten die sehr wertvollen literarischen Nachweise, welche der verstorbene Verfasser jedem Abschnitt seines Buches hinzugefügt hatte, jetzt fortfallen. Im Uebrigen ist alles beim Alten geblieben, und das ist sehr zu billigen. Denn was dem Langeschen Werke seine hervorragende Stellung in der philosophischen Literatur der Gegenwart verschafft, daran hat die meisterhafte Form und frische Darstellungsweise desselben keinen geringen Anteil. Es darf in dieser Zeitschrift, die wesentlich literarisch-ästhetischen Interessen gewidmet ist, nicht verschwiegen werden, dass das Sinken der Teilnahme des Publikums an den philosophischen Strömungen der Zeit, wesentlich dem Umstand zuzuschreiben ist, dass unsere philosophischen Schriftsteller (obwohl sich gegen früher schon vieles gebessert hat) leider immer noch eine eigene Sprache sprechen. Selbst der so sprachgewandte Eduard von Hartmann verfällt in seinen letzten Publikationen immer mehr einem Scholastizismus des Ausdrucks, der von der fesselnden Diktion seines Erstlingswerkes gar sehr absticht.

Dass der Herausgeber die durchsichtige, krystallklare Gliederung des Werkes beibehalten hat, in welchem wie in einer künstlerisch durchgeführten Architektur die interessanten Einzelformen sich der Schönheit des Ganzen unterordnen, freut uns ganz besonders. Die außerordentliche schriftstellerische Kunst Langes besteht hier darin, dass die drei Gesichtspunkte, welche die herrschenden in seinem Werke sind, weit entfernt, sich zu kreuzen und zu verwirren, sich gegenseitig unterstützen und Licht zuführen. Der erste dieser Gesichtspunkte: aus der Gesamtgeschichte der philosophischen Theorien die atomistischen und materialistischen so herauszuheben, dass sie gegenüber den idealistischen und pantheistischen Systemen in den Vordergrund der Beleuchtung treten, musste mit der zweiten Absicht des Verfassers sich kreuzen: das kulturhistorische Moment in dieser Darstellung zu berücksichtigen. Lange ist ein erbitterter Gegner Hegels und seiner „metaphysischen Begriffsdichtung". Aber die Vorzüge seiner tiefen und überall den innersten

geistigen Gehalt einer Zeit erfassenden Geschichtsbehandlung weiß Lange nicht nur zu würdigen, sondern auch für seine Zwecke zu benutzen. So nur war es möglich, dass er in der Geschichte des „Materialismus", also einer isolirten Richtung des denkenden Geistes, zugleich ein abgerundetes und in den wesentlichen Zügen treffendes Kulturgemälde vom Geiste der Menschheit von den ersten griechischen Kosmogonien bis auf unsere Tage geben konnte. Der dritte Gesichtspunkt endlich, die kritische Tendenz des Buches, scheint auf den ersten Blick den beiden ersteren zu widersprechen. Denn wer in der durch die materialistische Theorien zum Ausdruck gelangenden Weltanschauung eine, wenn auch wissenschaftlich erklärliche, Verirrung sieht, kann doch die Geschichte dieser Verirrungen unmöglich zum Mittelpunkt eines Kulturgemäldes machen wollen, welches in großen Zügen die Entwickelungsgeschichte des philosophirenden Geistes der Menschheit darbietet. Lange hat das Unmögliche möglich gemacht: der kritische Gesichtspunkt läuft nicht neben den beiden andern so nebenher, sondern er ist bei alledem das herrschende Element in dem Werke. Diese nur einer mächtigen, schriftstellerischen Kraft mögliche Ineinsbildung dreier so verschiedner Momente gibt diesem historisch-philosophischen Werke geradezu etwas künstlerisch Vollendetes.

Professor Cohen hat seinem verstorbenen Freunde eine kurze biographische Schilderung gewidmet, aus der wir einiges erfahren, was zur Ergänzung des Bildes dieses leider zu früh dahingeschiedenen philosophischen Forschers dienen kann. Dass Friedrich Albert Lange (ein geborener Rheinländer und Sohn des Oberkonsistorialrats Professor Lange in Bonn) so manche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ehe er zu einer festen akademischen Lehrstellung gelangte, ist bekannt. Seine rastlose, unabhängige, freisinnige Natur ließ ihn nirgends auf lange Zeit festen Fuß fassen. Ursprünglich Gymnasiallehrer in Köln, habilitirte er sich im Alter von 27 Jahren an der Universität zu Bonn, wo er über Pädagogik, Psychologie und Moralstatistik las. Kurz darauf finden wir ihn als Oberlehrer am Gymnasium zu Duisburg. Doch verließ er bald diese Stellung, um sich der Publizistik in die Arme zu werfen. Fortan teilte er seine Tätigkeit zwischen Philosophie und Sozialpolitik. So wechseln seine Publikationen immer aus beiden Gebieten ab. Auf seine grundlegende Schrift über die „Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft" folgt eine scharfsinnige Kritik der „Mathematischen Psychologie Herbarts und Drobischs." Dann kommt wieder eine Arbeit über „J. St. Mills Ansichten über die soziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwissenschaft durch Carey". Mittlerweile war der erste Band seines philosophischen Hauptwerkes erschienen. Der zweite Band wurde mehrere Jahre später publizirt. In Duisburg hatte unser Philosoph die Sekretärgeschäfte der dortigen Handelskammer besorgt; aber vom Handelskammersekretär bis zum Journalisten ist nicht weit, und so übernahm er 1866 die Redaktion des „Landboten" in Winterthur, entwickelte aber zugleich eine ausgedehnte agitatorische Tätigkeit im Sinne der demokratischen Partei. Erst 1870 habilitirte er sich in Zürich, wo er bald darauf die ordentliche Professur der Philosophie erhielt. Vom Minister Falk im Herbst 1872 nach Marburg berufen, bekleidete er hier den philosophischen Lehrstuhl bis zu seinem am 21. November 1875 erfolgtem Tode. Der erste Teil der „Logischen Studien", welche eine Art Reform der gesamten Logik im Sinne der Erkenntnistheorie anstreben, gab Hermann Cohen, sein Nachfolger in Marburg, 1877 heraus.

Dieser letztere hat nun in wenigen, dieser Ausgabe vorangeschickten Bemerkungen seine eigene Stellung zu Langes Kantianismus präzisirt und wir sehen, dass die Anschauungen Cohens, eines gründlichen, aber freilich an einem bedenklichen Scholastizismus der Sprache laborirenden Interpreten Kants, von denen des Verfassers der „Geschichte des Materialismus" in einigen wesentlichen Punkten abweichen. Nach Cohen forscht die transzendentale Methode „nicht nach den Prinzipien der menschlichen Vernunft, sondern nach den die wissenschaftliche Geltung bedingenden Grundlagen der Wissenschaften". Unsere Organisation ist, so weit sie überhaupt in Frage kommt, ein Problem der Psychologie; und es gibt zum mindesten kein methodisches Mittel, über „die letzten und einfachsten Bestandteile unseres geistigen Wesens jemals sichere wissenschaftlich exakte Auskunft zu verschaffen. Die Wissenschaften aber liegen in gedruckten Büchern vor. Was sie zu Wissenschaften macht, worin der Charakter ihrer Allgemeinheit und Notwendigkeit beruht, von welchen Begriffen ihr innerhalb ihres Bereiches geltender Erkenntniswert abgeleitet werden kann, welche Züge und Weisen des Erkennens jene geschichtlichen Fakta der Erkenntnis, die Wissenschaften, in ihrer Geltung erklären, das ist eine methodische Frage, welche die Wissenschaften, wo immer sie sich auf ihre Prinzipien zu besinnen den Anstoß fühlten, selbst gestellt haben, — das und nichts anderes ist die transzendentale Frage".

Man sieht, dieser unerbittlichen altkantischen Orthodoxie gegenüber, wie sie Professor Cohen vertritt, erscheint Lange schon halb und halb als ein Abtrünniger. Doch wollen wir uns in diesen häuslichen Streit des Neukantianismus nicht weiter einmischen und lieber einen andern Punkt von allgemeinerem Interesse, zu dem uns die Bemerkungen des Herausgebers angeregt haben, nur noch kurz berühren. Es betrifft dieses die Stellung Langes zu dem ethischen Problem der Zeit, welches sich in die religiöse und in die soziale Frage spezialisirt. Langes feindliche Stellung zu dem konsequenten Materialismus, wie er z. B. in David Fr. Strauß' „Altem und neuem Glauben" entwickelt ist, ist aus dem Vorhergehenden bekannt. Ebensowenig kann er sich mit Strauß blos ästhetisirenden Surrogaten, die er an Stelle des von ihm zerstörten alten Glaubens setzt, einverstanden erklären. Was Langes demokratisches Gefühl empörte, war, dass der Gefühlsaristokrat Strauß mit seinem zum „ästhetischen Genuss" reduzirten Glauben, jene „Armen im Geiste", welche

sich doch nicht an der „Aufführung unserer großen Tragiker“ erheben können, ganz leer ausgehen lässt. An diese überwältigende Majorität der Menschheit hatte Strauß nicht gedacht. Ebensowenig erinnerte er sich dieses wichtigen Faktors, als er von der ersten Frage: „Haben wir noch Religion?“ zu der zweiten überging: „Wie ordnen wir unser Leben?“ Strauß' politischer Konservatismus machte ihn blind gegen die fürchterlichsten Symptome der Zeit. Beklagt er ja doch selbst, dass die sich in ihm vollzogene Verbindung materialistischer Naturanschauung mit politischem Konservatismus ihn Allen entfremdet hat. Ganz entgegengesetzt ist der Standpunkt Langes. Aus tiefster wissenschaftlicher Ueberzeugung den Prinzipien des Sozialismus zugetan und vom Wunsche beseelt, dass seine Realisirung durch den unblutigen Kampf der Geister sich vollziehen möge, fürchtet er von der Herrschaft des Materialismus eine allmähliche Verödung der Geister und der Herzen, welche durch die bloß ästhetisirende Religion der „Gebildeten“, oder, wie Strauß sie aufzählt: „der Gelehrten, Schriftsteller, Künstler, Beamten, Militärs, Gewerbetreibenden, und Gutsbesitzer“, nicht aufgehalten werden wird.

Dem entsprechend nimmt Lange seinen Standpunkt ein: „den Standpunkt des Ideals“, den er gleichsam als sein positives Glaubensbekenntnis im letzten Kapitel seines Werkes (S. 820—845) zusammenfasst und in folgenden Schlusssatz ausklingen lässt: „Gewiss wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vorteil ins Auge fasst. Wohl würde es die bevorstehenden Kämpfe mildern, wenn die Einsicht in die Natur menschlicher Entwickelung und geschichtlicher Prozesse sich der leitenden Geister allgemeiner bemächtigte, und die Hoffnung ist nicht aufzugeben, dass in ferner Zukunft die größten Wandlungen sich vollziehen werden, ohne dass die Menschheit durch Brand und Blut befleckt wird. Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Kultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten.....“ Auf diesen Standpunkt Langes stellt sich auch sein Freund Cohen, wenn er als das Hauptproblem unserer Zeit bezeichnet: „Die Kernwahrheit des Gottesglaubens, die Nächstenliebe, wahr zu machen, das will sagen: die Regeneration der Völker aus dem ethischen Ideal des Sozialismus.“ Wir wollen nun nicht untersuchen, wie weit diese Anschauungen noch als wirkliche Konsequenzen aus den Prämissen der Kantischen Ethik anzusehen sind, insbesondere das gänzlich Inkommensurable zwischen dem alle Individualität und alle sittliche Autonomie aufsaugenden sozialistischen Staate und dem hehren Freiheitsbegriff Immanuel Kants hier nicht weiter betonen. Aber einen anderen Punkt müssen wir ins Auge fassen.

Welch merkwürdiger Kreislauf von Anschauungen drängt sich hier dem Blicke desjenigen auf, der diese Strömungen aus geschichtsphilosophischem Gesichtspunkt ansieht! Carl Marx und Ferdinand Lassalle, die Schöpfer des deutschen Sozialismus, bilden die letzten Ausläufer des politischen Radikalismus der Junghegelianer, die ihre schärfsten Waffen dem Arsenale jener Weltbetrachtung entnahmen, welche wiederum ihren erbittertsten Feind im Neukantianismus hat. Nun ersteht aus diesem selben Neukantianismus ein begeisterter Fürsprecher für die sozialistischen Ideen, welche so das gemeinsame Schibolet, das höchste sittliche Ideal beider feindlichen Lager werden. Sollte man da nicht an einen geheimnisvollen Kreislauf auch in der menschlichen Ideenwelt glauben?

Leipzig.

Moritz Brasch.



Frederik Paludan-Müller.

Von

Georg Brandes.*)

Oft habe ich von Deutschen, die der dänischen Sprache mächtig waren, die Aeußerung gehört: „Nicht Oehlenschläger, sondern Paludan-Müller ist der größte Dichter Dänemarks in diesem Jahrhundert; sonderbar, dass dies nicht anerkannt ist.“

Es wird nicht anerkannt werden, denn es verhält sich nicht so. Man verwechselt eine geistige Ueberlegenheit mit einer dichterischen, oder man zieht die persönliche Reife der genialen Ursprünglichkeit vor. In Meyers Konversations-Lexikon heißt es: „Paludan-Müller ist unbedingt der bedeutendste dänische Dichter unsres Jahrhunderts, sowol was die Fülle der Ideen, als was die Tiefe des sittlichen Ernstes und die formelle Schönheit der Darstellung betrifft.“ So zweifelhaft die Richtigkeit dieser Behauptung mir erscheint, so unzweifelhaft ist es, dass Paludan-Müller (geb. 7. Februar 1809, gest. 28. Dezember 1876) weit mehr als irgend ein anderer unter den neueren dänischen Dichtern fremden Lesern ansprechen muss, und sein tiefer, grübelnder Geist ist besonders dem deutschen Geiste verwandt. Da nun sein Hauptwerk, der in skandinavischen Ländern so berühmte „Adam Homo“, in dieser vorzüglichen deutschen Uebersetzung vorliegt, so bietet sich eine Gelegenheit dar, die edle und bedeutende Persönlichkeit des Dichters dem deutschen Publikum zu schildern.

*) Mit Genehmigung der Verlagshandlung aus der soeben erschienenen Uebersetzung des „Adam Homo“ von Paludan-Müller durch Emma Klingenfeld (Breslau, Schottländer). — Wir gedenken später auch einige Proben dieser vorzüglich gelungenen Verdeutschung mitzuteilen.

Die Redaktion.

I.

Ich brauche nur meine Augen zu schließen, um ihn vor mir zu sehen, wie er im Leben ging und stand; ich sehe das heitere Lächeln, mit welchem er einem Gast guten Tag sagte, ich höre die Schalkhaftigkeit, mit welcher er im lebhaften Gespräch, fast im Stile Mercutio's bei Shakespeare, sich an irgend ein neckendes Wortspiel klammerte. In den letzten Jahren seines Lebens hatte eine harte Krankheit seine Kraft gebrochen und das Alter seine schöne Gestalt gezeichnet; ich kann ihn aber ebenso leicht in der Frische und Gesundheit seiner rüstigen Jahre sehen, so wie er war, als ich ihn kennen lernte.

An einem Augusttage 1863 sah und sprach ich ihn zum ersten Mal. Auf einer Fußreise, die ich mit jungen Verwandten von ihm machte, kam ich nach Fredensborg auf Seeland und betrat mit klopfendem Herzen die Schwelle seiner Sommerwohnung. Jedes Gedicht, das er geschrieben hatte, war mir bekannt, und ich empfand ein mit Unruhe vermischtes Glücksgefühl darüber, dem Manne so nahe zu sein, den ich aus der Ferne längst bewundert hatte. Wir warteten eine Weile in der ländlich niedrigen Stube, ich hatte eben Zeit, einen Blick auf das bescheidene Hausgerät zu werfen, als die Tür vom Nebenzimmer aufging und Der, den wir suchten, hereintrat und mit seiner sonderbar hohen und feinen Stimme uns willkommen hieß. Ein aristokratisches Gesicht, Züge, wie von dem Meißel eines idealistischen Künstlers gebildet; die sensibeln, beweglichen Nasenlöcher und die tiefen, kräftig blauen, schön liegenden Augen unter den starken Brauen gaben dem Gesichte Leben; eine ganz schwache Schwerhörigkeit teilte demselben etwas Horchendes und Aufmerksames mit. Er trug eine hohe, eckige Mütze, die ihn vorzüglich kleidete und dem edlen Gesicht einige Aehnlichkeit mit einem altflorentinischen Porträt gab; das Lächeln machte den feingeformten, sarkastischen Mund doppelt schön; die weiße Halsbinde gab der Haltung des Kopfes etwas Aufrechtes und Würdiges — man könnte nach einem distinguirteren Aeußern lange suchen; er sah in gleich hohem Grade vornehm und liebenswürdig aus.

Die Rede fiel nach den ersten Begrüßungen auf das Verhältnis zwischen dem Schönen in der Natur und in der Kunst, und eifriger Idealist, wie er war, behauptete er, dass man in der Natur entweder Alles oder Nichts schön nennen müsse. Es war eine Art Nachhall der Hegel'schen Lehre von der Schönheit als Menschenwerk allein.

Wir waren während des Gespräches in den Schlossgarten von Fredensborg hineingewandert; Paludan-Müller saß am Ufer des Esromsees, zeigte mit seinem Stock auf eine große, dicke Kröte und sagte: „Voltaire hat Recht, wenn er seine Kröte sagen lässt: Le beau idéal, c'est ma crapaude." Er hatte eine gewisse naive Freude daran, einen derben, neckenden Satz wie diesen zu gebrauchen. Es fand sich in seiner Konversation ein interessanter Gegensatz: bald wandte er solche abstrakte und feierliche Wendungen an, die dem jüngern Geschlecht fremd geworden sind, sprach z. B. von „den Verehrern des Schönen" und dergleichen, bald amüsirte es ihn, einen recht cynischen Ausdruck für seine Gedanken zu ergreifen. Man findet diesen Wechsel des Tons in seinen humoristischen Poesien wieder. Derselbe übte in seiner Konversation eine eigenartige Wirkung; es war, wie wenn ein Schwan sein stilles königliches Segeln unterbricht, um den Steiß in die Höhe zu strecken. Doch dies war eigentlich nur der erste Eindruck, er verlor sich, wenn man Paludan-Müller genauer kennen lernte; man verstand dann, dass die hermelinartige Reinheit seines Wesens und die Scheu vor dem Schmutzigen und Platten in dem Eintagswesen der Zeit, die ihn zum Einsiedler gemacht hatte, ihre Ergänzung fand in dem Witzigen, polemisch Spielenden seines Geistes, in dem spöttischen Blick, womit er Vieles von Andern höchlich Bewundertes betrachtete, und in dem scharfen Sinn für das Komische, der ihn zum satirischen Dichter gemacht hatte.

II.

Er wohnte im Sommer in Fredensborg und im Winter in Ny-Adelgade (Neue Adel-Straße) in Kopenhagen, und es kam mir bisweilen vor, als ob der doppelte Aufenthaltsort verschiedenen Seiten seines Wesens und seiner Poesie entspräche. Er passte für sein Sommerheim. Es gab in seinem Wesen etwas, das mit den schlanken, stolzen Alleen, mit der reinen Luft und strengen Zucht des regelmäßigen Gartens verwandt war. Die weißen Statuen von griechisch-ungriechischen Göttern und Göttinnen zwischen den Bäumen erinnerten an seine mythologischen Gedichte und stimmten zu dem Wesen des Dichters, der so oft Venus und Aurora bei ihrer Morgentoilette belauscht und geschildert hatte. Mit all seinen großen und seltenen Dichtergaben fehlte Paludan-Müller in seiner Poesie das Naive; er war eigentlich nie der Dichter der Natur; deshalb eignete sich ein Garten fast besser für seine poetische Stimmung, als ein Wald. Das kleine Schloss, welches die neue Königsfamilie bald bezog, war ihm lieb. Er war dem Königtum ergeben wie wenige seiner Zeitgenossen, loyal wie ein Mann aus der Zeit Friedrich VI. Er fühlte sich erfreut und geehrt, wenn er bisweilen von den jungen Prinzessinnen einen Besuch empfing; sie gewannen durch ihr liebenswürdiges, schlichtes Wesen sein Herz; er war ganz aufgeräumt als eines Tages die Prinzessin Dagmar ihm ihr Bild mit einigen freundlichen Zeilen geschenkt hatte. Endlich passte der Ort für sein Bedürfnis, einsam zu leben. Er wohnte in Fredensborg lange vor und lange nach allen Gästen aus Kopenhagen; er verließ die Stadt, wenn der Kalender Frühling versprach, und kam erst zurück, wenn die letzten Blätter gefallen waren. So konnte er sich draußen einer tiefen Einsamkeit erfreuen.

Besuchte man ihn im Winter in Kopenhagen, so fand man ihn in sehr verschiedenartiger Umgebung. Seine Straße gehörte einem der damals schlechtesten und berüchtigsten Stadtviertel an. Seine nicht sehr reichlichen Vermögensumstände hatten ihn wahrscheinlich veranlasst, seine Wohnung hier aufzuschlagen. Es war ein sonderbares strenges Zusammentreffen, dass

der reine, strenge Dichter des „Kalanus“ an keinem Winterabend vor seine Tür treten konnte, ohne zahlreiche und laute Zeugnisse menschlicher Schmach und Verkommenheit vor Augen zu haben. Manchen Abend sah ich ihn in diesen Straßen, wie er, auf seinen Stock gestützt, ohne sich umzublicken, an den vielen rohen und lärmenden Paaren vorbeiging. Ich dachte dann, dass der Dichter des „Kalanus“ zugleich der Dichter von „Adam Homo“ war und — waren es nicht die Staffagefiguren aus „Adam Homo“, die Originale der schönen Line und der schwarzen Trine, welche der Dichter Tag aus, Tag ein vor Augen hatte? Es war insofern nicht ganz ungereimt vom Schicksal, Paludan-Müller hier im Mittelpunkt der erbärmlichsten, hässlichsten Laster Kopenhagens seinen Platz anzuweisen. War man indessen über die Schwelle gekommen, so war die unheimliche Nachbarschaft vollständig vergessen. Ein altes grundtreues und seiner Herrschaft völlig ergebenes Dienstmädchen, dessen Gunst man nicht entbehren konnte, da dasselbe nach der scherzhaften Behauptung des Dichters das Haus tyrannisirte, schloss die friedliche Wohnung auf, — und hier war Alles von dem guten Geist und der guten Laune des Dichters beseelt.

III.

Man erfuhr im Gespräch mit Paludan-Müller wenig über sein Leben. Wie er der Oeffentlichkeit niemals Mitteilungen darüber machte, so war es auch nicht seine Art, über Begebenheiten zu sprechen, die er persönlich erlebt hatte. Er war überhaupt nicht Erzähler. Er erörterte mit großem Interesse jedes Problem; aber Tatsachen als solche beschäftigten seinen Geist nur in geringem Grade. Seine Redeweise war räsonnirend, nicht bildlich; das Dichterische erschien in geistvollen Blitzen, fast nie in einem malerischen Ausdruck. In einer entscheidenden oder auch nur heftig bewegten Situation habe ich Paludan-Müller nie gesehen, weiß nicht einmal, ob sein äußeres Leben jemals verhängnisvolle, entscheidende Situationen darbot. Das äußere Leben der dänischen Dichter seiner Zeit war in der Regel ziemlich leer. Sie wurden in einer gelehrten Schule erzogen, verbrachten an der Universität zu Kopenhagen einige Jahre mit vergeblichen Versuchen, sich die eine oder die andre Fachwissenschaft anzueignen, gaben ihre ersten Poesien heraus, unternahmen eine größere Reise ins Ausland und erhielten ein Amt oder eine Dichterpension. Bei Einzelnen kommt dazu der lange und hartnäckige Kampf um Anerkennung. Aber sogar dies dramatische Element fehlt im Leben Paludan-Müllers. Er nahm an keinem geistigen Feldzug Teil. Er wurde zwar eine Zeit lang nicht nach Verdienst geschätzt, aber er wurde nie verkannt. Sein Leben scheint also eben so wenig hervorspringende Ecken wie das der meisten modernen Talente gehabt zu haben.

Er wurde 1809 in einem Pfarrhof auf Fühnen geboren, wurde 1828 Student, machte 1835 ein mittelmäßiges juridisches Examen, heiratete 1838 und bereiste 1838—40 Mittel- und Süd-Europa. 1851 wurde er Ritter des Danebrog-Ordens und 1854 erhielt er den Professor-Titel. Im Uebrigen war er als reifer Mann Dichter und Einsiedler.

Was er als Jüngling war, das muss man aus seinen Werken erraten. Ich denke mir ihn nach Allem, was ich gehört habe, stark gefeiert im geselligen Leben — entschieden ein Löwe auf fühnischen Herrschaftsgütern; es wurde mir gesagt, dass er einen solchen Humor und eine solche Fähigkeit, aus dem Stegreif zu erfinden, besaß, dass er bisweilen in Gesellschaften ganze kleine Schauspiele ersann und sie völlig allein spielte, indem er, um seine eignen Repliken zu beantworten, von der einen Seite der improvisirten Bühne zur andern lief. Ich erinnere mich auch gehört zu haben, dass er in jungen Jahren ein Herzeleid hatte, indem ein junges Mädchen, das ihm lieb war, durch den Tod weggerafft wurde. Sehr früh hat jedenfalls die Reihe bittrer Erfahrungen, ohne welche er den ersten Teil von „Adam Homo“ in seinem 31. Jahre nicht hätte schreiben können, seine ursprüngliche Lebenslust gedämpft; und noch jung zog er sich ganz von der Welt zurück, entfernte sich vollständig von dem öffentlichen, fast vollständig von dem geselligen Leben — und weihte sich ausschließlich seinem Heim, seiner Kunst und seinen theologisch-philosophischen Studien. Seine Ehe war kinderlos, so dass auch in seinem häuslichen Leben nichts seine Blicke nach außen hinzog. Je mehr Fäden er durchschnitt, die ihn ursprünglich mit seiner Umgebung verbunden hatten, um so beherrschter und kontemplativer wurde sein Gemüt. Nur durch zufällige Aeußerungen, durch Worte, die er ab und zu in Gesprächen hinwarf, ohne zu ahnen, welchen Eindruck sie auf einen Jüngling machen mussten, wurde die Beschaffenheit der Resultate mir klar, die er in Folge seiner Lebenserfahrung und Menschenkenntnis immer bereit hatte. Sie waren nicht optimistischer Art.

Nie vergesse ich z. B. den Tag, da ich ihm ein Exemplar meiner ersten Schrift, einer Broschüre, überbrachte. „Ich danke Ihnen. Es wird mir lieb sein, das Buch zu lesen. Bis wann wollen Sie es zurück haben?“ — „Ich bitte Sie, es zu behalten.“ — „Sie wollen mir's schenken? O Unschuld! Er bringt selbst den Leuten seine Bücher! Geben Sie es auch Andern? Wie? Ihren Freunden und nähern Bekannten? Nun, glauben Sie mir, damit werden Sie nicht lange fortfahren. Das tut man nur, wenn man sehr jung ist.“ Zu jener Zeit reizte eine solche Bemerkung mich zur Opposition, ungefähr wie die kalte, blutige Ironie in „Adam Homo“ es damals tat; später lernte ich besser die Freiheit von Illusionen und die Abgeschlossenheit, der sie entsprang, verstehen — und heutzutage scheint mir Paludan-Müllers Reservirtheit nur natürlich.

Der beißende Argwohn, den er bisweilen an den Tag legen konnte, war eher rührend als kränkend, denn Paludan-Müller war nicht für sich argwöhnisch, sondern nur für Diejenigen, die sich seiner Gunst erfreuten. Er fürchtete immer, dass die schlechte Welt, besonders die schlimmen Frauen, seine Lieblinge ins Verderben locken würden, und ließ es an Warnungen nicht fehlen. Es fand sich in seinen Vorschriften diese

halb bürgerliche, halb christliche Mischung von wohlberechnetem Egoismus und regulärer Moral, die so vernünftig ist und von der Jugend so ungern gehört wird. Eines Tages im Jahre 1867 sagte er z. B.: „Was erzählen Sie da? Italienische Damen, in deren Haus Sie in Paris viel verkehrten, haben Sie eingeladen, während der Weltausstellung bei ihnen zu wohnen? Das dürfen Sie nicht annehmen!“ „Und weshalb nicht? Ich kann Sie versichern, dass diese Damen nicht nur untadelhaft, sondern von feinster Bildung sind.“ „Gleichviel, gleichviel! Ich sage ja nichts Schlimmes, ich sage nur, Sie sollen sich mit solchen Italienerinnen nicht abgeben. Gebrauchen Sie Ihre Zeit und Ihre Anlagen zu ganzen Verhältnissen; das soll man; man soll säen, wo man selbst ernten wird; man soll seine Zeit zum Besten seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Frau u. s. w. in ganzen Verhältnissen anwenden; das Andre ist nur verlorne Zeit.“ Er sagte dies mit großem Ernst und auf eine sonderbar dominirende Weise, als wolle er jede Einwendung von vornherein abschneiden; es ärgerte mich ein bischen, weil die unschuldige Einladung jener fremden Damen zu dieser Expektoration so ganz und gar keine Veranlassung gab; wenn ich jetzt daran denke, so ist es nur, weil dieses Misstrauen mir ein Symptom des seelischen Zustandes scheint, aus welchem „Adam Homo“ hervorgegangen ist.

Diese negative Seite seines Charakters kam jedoch verhältnismäßig nur selten zum Vorschein. Weit nachhaltiger war der Eindruck, den sein liebevolles, sorgsames Wesen, die fürstliche Feinheit seiner Natur auf mich machte. Sein Verhältnis zu seiner um zehn Jahre älteren Frau war die vollendete Ritterlichkeit, und eine ähnliche Ritterlichkeit zeigte er in seinem Verkehr mit den nicht sehr vielen und mit äußern Vorzügen nicht stark ausgestatteten Damen, die sein Haus besuchten. Für die Bewunderung und die Schmeicheleien schöner Frauen war er absolut unempfänglich. Ich erinnere mich eines Falles, wo eine ausgezeichnet schöne Dame, die es einmal erreichte, in einer Gesellschaft neben ihm zu sitzen, ihn mit aufrichtig gemeinten und durchaus nicht kritiklosen Danksagungen für „Adam Homo“ überschüttete; sie gewann nicht die Gunst Paludan-Müllers dadurch, denn Alles, was er mir später über sie sagte, war: „Sie hat gewiss in ihrem noch nicht langen Leben schon ein gutes Unheil angerichtet.“ Umgekehrt nahm er sich der demütigen und zurückgesetzten Damen mit besonderer Wärme an. Es befand sich in der Familie eine alte, unverheiratete Tante, hoch in den Sechzigen, die gewiss gutherzig und brav, aber ein in hohem Grade unansehnliches Wesen war, das sich so zu sagen immer selbst auslöschte. Zum Ritter dieser alten Dame machte sich Paludan-Müller; er erzeigte ihr immer eine ausgesuchte Aufmerksamkeit und er, der fast nie Jemand zu Mittag einlud, feierte jeden Sommer ihren Geburtstag mit einer kleinen Mittagsgesellschaft und brachte ihr jedes Mal aufs Neue einen Toast in herzlichen Worten aus.

IV.

Frederik Paludan-Müller war der Sohn eines fein und philosophisch gebildeten dänischen Bischofs. Er erbte die Anlagen des Vaters zur idealistischen Reflexion. Er gehört nicht wie Grundtvig und Ingemann, Heiberg und Poul Möller, Hauch und Christian Winther, Aarestrup und Bödtcher zur großen Oehlenschläger'schen Gruppe. Er gehörte wie Henrik Hertz dem Kreise J. L. Heibergs an. Unzweifelhaft war Heiberg der dänische Meister der Dichtkunst, zu dem er von Anfang an emporsah. Er war, erzählte er mir einmal selbst, in seiner Jugend von Heibergs Person und Unterhaltung so entzückt, dass dieser bisweilen nach langem Zusammensein spät in der Nacht, um ihn los zu werden, die Formel anwenden musste: „Ja hören Sie einmal, Paludan-Müller, gehen Sie jetzt nicht, so lass' ich Ihnen hier auf dem Fußboden ein Bett machen.“ Er sprach auch nur mit der größten Wärme über Heibergs Poesie. Sie war ihm lieb durch ihre Klarheit, ihren Gedankenreichtum und ihren romantischen Flug; er freute sich ihrer Satire, die verwandte Saiten in seiner eignen Seele anschlug, und ihre spekulativen Tendenzen stimmten mit seinem eignen Hang überein, das Allgemeingültige, Allgemeinmenschliche zu schildern. Seine Urteile über andre Dichter waren nur insofern lehrreich, als sie einen Einblick in die Natur seines eignen Talents eröffneten. Er, der die Reflexion in der Dichtkunst so hoch schätzte, konnte mit Oehlenschläger nicht sympathisiren. Als die Rede eines Tages auf Oehlenschläger kam, sagte er mit höchst possirlichem Ernst: „Kurz und gut, Oehlenschläger war dumm.“ Ich lachte und frug: „Halten Sie von ‚Axel und Walburg‘ gar nichts?“ Er antwortete: „Es kann ja viel Hübsches darin sein, aber nur Stimmung und Gefühl, gar keine Gedanken.“ Der Gedanke, den Théophile Gautier einmal als „das letzte Mittel“ definirte, „zu welchem ein Poet seine Zuflucht nimmt, wenn er weder Leidenschaft noch Farbe hat‘“ war Paludan-Müller die Hauptsache, wenn nicht in seiner Poesie, so doch in seiner Aesthetik. Er selbst suchte immer die Idee darzustellen, dies Wort im platonischen Sinn als das ewig Vorbildliche genommen. Deshalb schrieb er „Amor und Psyche“, deshalb „Adam und Homo“ und „Ahasverus“. Wo er aber nicht dies Allgemeine, Vorbildliche fand, da fand er keine Poesie von Wert. Er konnte z. B. Björnsons Bauernnovellen durchaus nicht leiden: „So etwas kann ja im kleinen Maßstab ganz nett sein. Es geht aber doch nicht an, ein ganzes Buch auf das, was in der Seele einer kleinen Gänsehirtin vorgeht, zu verwenden.“ Das Eigentümliche dieser Aeußerung scheint mir, dass er keine kritische Einwendung gegen die Behandlungsweise zu machen hatte, sondern dass er gegen den Stoff als Stoff, gegen die Neigung, ein ungebildetes Seelenleben weitläufig zu schildern, protestirte. Der Sinn für das Naive fehlte ihm ganz. Andrerseits hatte er einen wahren Abscheu vor dem Theatralischen und fand es in seiner eifrigen Antipathie manchmal, wo Andre es nicht entdeckt hatten. Er nannte z. B. Runeberg theatralisch, und mit kritischer Sicherheit zitirte er einen der äußerst wenigen

Verse, wo man einen Schimmer davon bei dem finnischen Dichter finden kann. „Was für ein Theaterheld ist sein Sandels!“ sagte er:

‚Mein Pferd! lass satteln mein edles Bijou!‘

Wer anders als ein Kulissenheld redet so?“

Paludan-Müller hasste das Theatralische. Für ihn beschränkte sich die menschliche Größe auf die sittliche, und die sittliche Größe ging für ihn wieder ganz in der sittlichen Reinheit auf.

V.

War er in seiner ästhetischen Totalansicht von Heiberg ausgegangen, so brach er sich doch seine besondere Bahn. Heiberg war im Namen der wahren Bildung, des guten Tons uud Geschmackes Moralist gewesen, Paludan-Müller wurde es im Namen der strengen religiösen Zucht. Heiberg hatte in den religiösen Fragen für das hegelisch-spekulative Christentum Partei ergriffen, Paludan-Müller wurde strenggläubiger Theologe. So lief seine Bahn eine nicht ganz kurze Strecke mit derjenigen Sören Kierkegaard's parallel. Nicht dass er von dem einsamen Denker beeinflusst gewesen wäre. Er hegte für denselben sehr wenig Sympathie und wurde von dessen breiten, unklassischen Form zurückgestoßen, deren Vorzügen er kein Verständnis entgegenbrachte und deren innigen Zusammenhang mit dem Geiste des Schriftstellers er nicht empfand. Es war der veränderte Zeitgeist, welcher diese beiden isolirten Denker dahin vereinte, dass sie in geistiger Gemeinschaft die Geißel über ihre Zeitgenossen schwangen.

Schritt für Schritt hatte die dänische Literatur sich von den Idealen der Aufklärungsperiode entfernt, die noch in den Dichtungen Oehlenschlägers wie in den populär-wissenschaftlichen Werken Hans Christian Oerstedts gelebt hatten. Ihr Leben war von kurzer Dauer gewesen. Der dänische Geistliche, der dem deutschen Schleiermacher entsprach, war Mynster; aber es liegt eine Kluft zwischen Schleiermachers Freisinn und Mynsters Orthodoxie. Ein einzelner Theologe, Clausen, war noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Wortführer des Rationalismus gewesen; er machte aber bald der angehenden religiösen Reaktion gegenüber eine abschwenkende Bewegung. Der Rationalismus schien zwar eine kurze Zeit, zur Hegelschen Religionsphilosophie umgestaltet und weiter gebildet, sich geltend machen zu wollen; aber auch dieser Anlauf hatte keinen Erfolg. Heiberg, der ihn leitete, schloss sich dem spekulativen Theologen von der Hegelschen Rechte, Martensen, an, und Martensen bekehrte sich allmählich vollständig zum hochkirchlichen Dogmatismus. Es erübrigte nur noch zur Vollendung dieser geistigen Bewegung, die praktischen, ethischen Konsequenzen des Dogmenglaubens zu ziehen. Das geschah, als das Geschlecht Oehlenschlägers und Oersteds das Geschlecht Kierkegaards und Paludan-Müllers erzeugt hatte.

In Kierkegaards „Entweder — Oder“ steht der Satz: „Es gibt Dichter, die durch das Dichten sich selbst gewonnen haben.“ Man kann diesen Ausspruch auf Paludan-Müller anwenden. Denn was tut ein Dichter anderes, der den Weg vom Geistreichen zum Wahren, vom Spielenden und Glänzenden zur durchsichtigen Klarheit, und von dem Anmutigen zum Großen zurückgelegt!

Paludan-Müller erschien Anfangs als der Virtuose unter den zeitgenössischen Dichtern in Dänemark. Die Themata seiner ersten Werke waren unter den Trillern der Laune und den Coloraturen des Witzes fast begraben. In „Liebe bei Hofe“ (1832, deutsch von E. v. Zoller), ein halb von Shakespeare, halb von Gozzi inspirirtes Lustspiel nach dem Schnitt der damaligen Zeit, klangen Hirtenpoesie und lyrische Hofsprache, Wortspiele und Wortwitze, Schwärmerei und Narrenschwellen durch einander; eine reichbegabte, sorgenfreie und planlose Jugend hatte dies Buch aus ihrem Füllhorn geschüttet. In den formell an Byrons „Beppo“ oder Alfred de Mussets „Namouna“ erinnernden Gedicht „die Tänzerin“ war die Virtuosität noch ausgelassener und eigensinniger; die leichströmenden Stanzen erzählten, klagten, lachten, spotteten, trieben Possen und glitten mit einer plauderhaften Geschwindigkeit in einander über, welche an die Weise erinnert, wie eine Arabeske in die andere übergeht. Das Ernste, das erzählt wird, macht nicht den Eindruck, wirklich geschehen zu sein; das Satirische, das gesagt wird macht nicht den Eindruck des ernstlich Gemeinten. Wenn aber hier z. B. eine Aufforderung zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele mit einer Empfehlung des Thee's, mit einer Warnung vor wässrigen Poeten und andern Warnungen verfänglicherer Art verflochten ist, so hat das weniger seine Ursache in leichfertiger Gesinnung als in dem jugendlichen Mutwillen, der den Dichter von dem Augenblick an erfüllt, da er zum ersten Male seine Lieblingsstrophe, die Ottave, unter sich galoppiren und sich bäumen fühlt. „Die Tänzerin“ ist eine Mischung von Geist und Begeisterung, aus welcher sich weder klare Farbe noch deutliche Formen entwickelt haben. Es ist ein Musikstück, das bald den leichten Tanz der Freude, bald die sehnsüchtige Schwermut ausdrückt, wie sie in den Jahren der Pubertät mit ihren kühnen Hoffnungen, ihrem unverstandenen Entbehren und ihrem leichtsinnigen Vergeuden der Lebenskraft wechseln.

Der „Tänzerin“ folgte im Jahre danach „Amor und Psyche“, ein neues Werk der künstlerischen Virtuosität, im höchsten Grade harmonisch einschmeichelnd, das aber noch nicht Gestalten oder Bilder ins Gemüt des Lesers hinein brennt. Es ist eine Musik, die sofort aufgefaßt wird, die aber fast ebenso schnell in Vergessenheit gerät, ein ewiger melodischer Solo- und Chorgesang von Genien, Zephyren und Nymphen, dessen einziger Fehler der ist, allzu künstlerisch vollendet, allzu geschliffen und glatt zu sein. Das ganze große dramatische Gedicht enthält keine besondere Eigentümlichkeit, weder im Vortrag noch im Gang der Handlung, und doch würde etwas ungewöhnlich Ausgeprägtes, ja selbst Eckiges hier höchst woltuend gewirkt haben. So Staunen erregend

die Technik auch ist, sie ist selten gefühlt, und erst wo sie gefühlt ist, beginnt in strengerem Sinn der Stil. Nicht die metrisch prunkendsten Partien enthalten hier die lebendigsten Strophen, die am deutlichsten den Stempel des Dichtergeistes tragen; sie finden sich in folgender Replik der Sorge,' wo diese ihren dunkeln Schleier über die ohnmächtige Psyche wirft:

Um der Erdenkinder Wiege,
Vor dem Mutterlager dicht,
Schwebt der Sorgen Heer im Siege,
Düstern Ernst im Angesicht.
Weinen trübt des Kindes Züge,
Tilgt des Lächelns erste Stunde,
Und ein Schrei bebt auf dem Munde
Mit dem ersten Morgenlicht.

Ist die Kindheit rasch entschwunden,
Fort der Jugend Augenblick,
Welk der Kranz, den sie gebunden,
Schied der Liebe Zauberglück;
Ach, entfloh'n die holden Stunden,
Die ein schönes Loos geboten —
Bleibt selbst in dem Glück, dem toten,
Noch des Todes Gram zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Bibliothek protestantischer italienischer Schriften.

„Biblioteca della Riforma Italiana."

Es gehört zu den interessantesten Aufgaben, welche der Historiker sich stellen kann, wenn er es versucht, das Entstehen, die weitere Entwickelung und den Untergang der reformatorischen Bewegung in Italien im XVI. Jahrhundert zu verfolgen. Aber es gehört dies auch zu den schwierigsten Aufgaben. Denn er hat es da mit einer Bewegung zu tun, deren Spuren — nachdem es einmal gelungen war, sie selbst mit Gewalt zu unterdrücken — absichtlich verwischt, deren literarische Niederschläge systematisch aufgesucht und vernichtet worden sind, die man seitens der Machthaber so diskreditirt hat, dass durch zwei Jahrhunderte es niemand im Lande gewagt haben würde, ihre verblichenen Erinnerungen aufzufrischen, aus Furcht, selbst sich den Namen eines Ketzers zuzuziehen.

Eine große Schwierigkeit stellt sich auch heute noch, wo das bezeichnete Vorurteil geschwunden ist, der Erforschung jener Bewegung entgegen. Es hat nicht an literarischen Erzeugnissen gefehlt, in welchen sie selbst ihr Wesen und ihre Ziele zum Ausdruck gebracht hat — im Gegenteil, eine in Anbetracht der Kürze der verstatteten Frist sehr reiche populär-religiöse Literatur ist damals in Italien entstanden. Aber diese Schriften gehören, Dank der nur allzu erfolgreichen Wirksamkeit der römischen Inquisition und ihrer Filialen im ganzen Lande, heutzutage zu den größten Seltenheiten. So ist z. B. das herrliche Büchlein „Von der Woltat Christi", die anmutigste literarische Frucht der italienischen Reformation, obwol nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen damals in über 40 000 Exemplaren verbreitet, doch so völlig im Lande vernichtet worden, dass heutzutage keine einzige der großen Bibliotheken Italiens auch nur einen Originalabdruck besitzt und dass wir es nur durch ein im Jahre 1847 glücklich in Cambridge aufgefundenes Exemplar wieder kennen gelernt haben. Und wie diese, so haben sich auch viele andere Schriften aus jener Zeit nur in wenigen, oft nur in einem Abdrucke erhalten. Ein hocherziger und hochstehender Italiener, ein Nachkomme des großen Geschichtschreibers Francesco Guicciardini, Graf Pierro Guicciardini in Florenz, hat es zuerst versucht, der weiteren Verzettelung und dem Untergange jener Litetur vorzubeugen. Er hat seit Anfang der fünfziger Jahre, wo er durch die reaktionäre Regierung Toscanas gezwungen wurde, im Exil zu leben, seine Verbindungen und reichlichen Mittel dafür nutzbar gemacht, alles derartige zu sammeln, was von Antiquaren oder Privaten oder durch Abschrift aus Bibliotheken in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz, auch etwa in Italien selber, zu beschaffen war. Dann hat derselbe durch einen im Jahre 1877 perfekt gewordenen Schenkungsakt die ganze, wenn auch nicht vollständige, so doch höchst wertvolle und einzigartige Sammlung seiner Vaterstadt, in die er bei dem Umschwunge der politischen Verhältnisse zurückgekehrt war, überwiesen und ihr die Aufstellung und Verwaltung in der großen öffentlichen Nationalbibliothek gesichert.

Aber wenn so auch für diejenigen, welche Studien auf dem bezeichneten Gebiete machen wollen, ein erwünschter Mittelpunkt hergestellt worden war, so blieb doch noch ein zweiter Schritt zu tun. Die reformatorischen Schriften Italiens sind fast ausnahmlos populäre Schriften, wie dies ja auch in Deutschland die Erzeugnisse der ersten Periode reformatorischen Schrifttums gewesen sind. Sie waren für die weiteren Kreise des Volkes bestimmt, und haben dieser Bestimmung auch gedient, als rohe Gewalt und schlaue Berechnung sie den Händen des Volkes entrissen hat.

Um nun diese Schriften, die zum Teil auch formell hervorragen, ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben, bot sich nur ein Weg dar: sie neu zu drucken und so die Gewalttat der Inquisition zu sühnen. Eine Anzahl von Männern hat sich zu diesem Zwecke vereinigt. Die redaktionelle Tätigkeit für das ganze Unternehmen und die Revision der Texte hat Professor Comba von der theologischen Fakultät der Waldenser übernommen. Die beiden ersten jetzt vorliegenden Bändchen*) hat er selbst herausgegeben und mit einem Lebensabriss Vergerio's versehen.

Diese Bändchen enthalten die 1550 erschienenen „Dodici Trattatelli di P. P. Vergerio" nebst der „Storia di Francesco Spiera" von demselben Autor. Dass der vielschreibende Ex-Bischof von Capo d'Istria, welcher im Jahr 1549 zum Protestantismus übertrat, den Reigen

*) Der Druck wird in Florenz besorgt. Papier und Druck sind fest und klar, was sich bei italienischen Neudrucken noch weniger von selbst versteht als bei deutschen. Die Auslieferung für Deutschland (4 Bändchen zu 5 M.; im einzelnen à 1,50 Mark) hat L. Fernau in Leipzig übernommen.

eröffnet, ist eine ganz glückliche Wahl. Seine Schriften, die vielfach nur Pamphlete sind, können sich zwar an Tiefe und Gewalt mit anderen Erzeugnissen der reformatorischen Bewegung nicht messen, haben aber durchweg den Vorzug einer glatten, packenden Darstellung und den, aus einem Gusse zu sein. Das wird man auch den „Zwölf theologischen Abhandlungen“ zugestehen, die teilweise aus der letzten Zeit vor der Entscheidung stammen, als Vergerio den Schritt noch nicht getan hatte, der ihn unwiderruflich von dem römischen Kirchenwesen getrennt hat. Die folgenden Gegenstände sind in ihnen behandelt: 1. Weshalb Unruhen entstehen, sobald man anfängt, irgendwo das Evangelium zu predigen. 2. Ueber die „Fioretti di San Francesco“, in denen von dessen Leben und Lehre gehandelt wird. 3. Dass gegen die Lehre Christi Tadel und Verfolgung sich erhob, sobald die Apostel zu predigen begannen. 4. Dass Christus sich seinen Feinden entzog. 5. Dass die Apostel entwichen und anderswo predigten, wenn sie von den Pharisäern verfolgt wurden. 6. Dass Jesus Christus unser Bruder ist. 7. Von den kirchlichen Traditionen. 8. Wie das Wort „Der Sünden wegen kommt das Ungemach“ zu verstehen sei. 9. Widerlegung der Pharisäer aus dem Evangelium des Matthäus. 10. Ueber die Zeremonien bei der Priesterweihe. 11. Ueber Petri Verleugnung und Berufung. 12. Ueber Pauli Bekehrung und Standhaftigkeit.

Ganz besonderer Beachtung empfiehlt sich unter diesen Abhandlungen die zweite. Sie bildet ein Gutachten für eine Aebtissin, welche den damals noch als Bischof fungirenden Vergerio um Rat gefragt hatte, ob sie die „Fioretti“ lesen solle. Schlagend weist Vergerio hier die Verderblichkeit der kleinen, übrigens auch heutzutage noch ebenso eifrig wie damals als geistige Kost dem italienischen Volke dargebotenen, Sammlung von Aussprüchen und Mirakeln des Heiligen von Assisi nach. Seine Ausführungen sind vernichtend für das System, welches derartige religiöse (?) Lektüre begünstigt.

Bonn.

Karl Benrath.



Aus Tirol.

Man kann von Tirol gerade nicht behaupten, dass es durch den Reichtum seiner literarischen Erzeugnisse hervorrage, aber dann und wann erscheint auch hier ein oder das andere für weitere Kreise beachtenswerte geistige Produkt. So liegen mir im Augenblick einige neue Blüten der tirolischen Literatur vor, und zwar — um mit den Poeten zu beginnen — zunächst drei Bändchen Epigramme von Ludwig Freiherrn von Hohenbühel, sämtlich im Verlage der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck erschienen, deren erstes „Mein Idyll“, den Ansitz des Dichters, das von ihm erbaute und bewohnte, im „Burgfrieden der Stadt Hall am Inn“ gelegene Altenzoll in seinen einzelnen Teilen feiert. An der Hand des Verfassers, dem es gelingt, in den meisten seiner gedankenreichen Sprüche auch den strengen Forderungen des Verses, sowie der von der Versart, die er mit besonderer Vorliebe zu kultiviren scheint, erforderten Prägnanz des Ausdruckes gerecht zu werden, durchwandern wir gern den freundlichen Ruhesitz seines Alters und erfreuen uns mit ihm an den dort zusammengetragenen Kunstschätzen. — Getreu dem Goetheschen Sinnspruche: „Im Vaterlande schreibe was dir gefällt: da sind Liebesbande, da ist deine Welt“, hat der Dichter von seinem Ansitze aus den Blick hinausgewandt ins Tiroler Land und die ihm zunächst an dem Fuße des Salzberges gelegene Stadt „Hall am Inn“ ebenfalls in einer Anzahl Epigramme besungen, und schließlich in derselben Weise „Die Flüsse Tirols“, jeden in seiner Art und Weise glücklich und mit Geschick charakterisirend, verherrlicht.

Als zweiter unter den neuesten Poeten Tirols nenne ich einen noch jugendlichen Dichter, Adolf H. Povinelli, der sich kürzlich durch eine Sammlung von Gedichten („Morgenwolken“, Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1883) bekannt gemacht hat, wenn auch zur Zeit wol nur im bergumgürteten Tirol. Er besingt „junger Liebe Lust und Qual“, feiert in „Heimatsklängen“ Natur und Leben, sowie denkwürdige Ereignisse seines Vaterlandes und andere verwandte lyrische Stoffe in ernster, würdiger und viel versprechender Weise. Unter den vielen lichten „Morgenwolken“ finden sich zwar auch hier und da noch manche trübe und dunkle, aber die meisten sind doch derart, dass sie einen hellen, freudigen Tag verkünden, wenn der Dichter, dem es an poetischer Begabung nicht gebricht, sich von seiner oft und ohne Anlass zu trüben pessimistischen Lebensanschauung losreißen kann.

Zum Schluss noch zwei kleine prosaische Schriften, die mit vollem Rechte allen denjenigen empfohlen werden können, welche sich für die Natur- und Altertumsschätze Tirols interessiren und sich mit denselben eingehender, als dies durch die gewöhnlichen Reisehandbücher geschehen kann, bekannt machen möchten. Es sind dies zwei Schriftchen aus der Feder des seines Vaterlandes wolkundigen und die Naturwunder desselben mit aufrichtiger und zu Herzen sprechender Liebe schildernden Meraner Buch- und Kunsthändlers Fridolin Plant, und zwar: „Ein Ausflug ins Spronser Tal“ und „Alt-Meran und Zenoburg“, beide im Verlage des Verfassers 1883 erschienen.

Meran.

August Zapp.



André Theuriet: „Michel Verneuil".

Paris 1883, Paul Ollendorff. 3,50 fr.

Der Romancier André Theuriet war mir bisher ganz unbekannt; aber ich bin recht erfreut. seine Bekanntschaft gemacht zu haben, denn er gehört zu den besseren unter den Neuen, wenn auch noch nicht zu den besten. Er hat ebenfalls bei Alphonse Daudet und Zola gelernt, und zwar mehr bei dem ersteren als bei dem letzteren; aber trotz häufiger Anlehnungen an bekannte Vorbilder geht er doch — und mit anerkennenswert frischer Kraft — seinen eigenen Weg, was bei einem modernen Franzosen doppelt erfreulich wirkt.

„Michel Verneuil" ist der Name eines jungen Mannes, der sich durch eigene Kraft in dem bureaukratischsten Getriebe Frankreichs, dem Lehrfache, seinen Weg bahnt, — in der Provinz oratorische Triumphe feiert, — durch diese die Hand eines reichen Mädchens gewinnt, nachdem er in die Mutter verliebt gewesen ist, — nach Paris geht, — dort statt der gehofften Lorbern nur Miserfolge erntet, — sich von seiner Frau trennt, — ins Elend gerät, — die Liebe eines braven Mädchens gewinnt, — und endlich, dem vollständigen Untergange nahe, durch eine kleine Erbschaft wieder zu etwas Wolstand und durch den rechtzeitigen Tod seiner Frau zu der Möglichkeit gelangt, die brave Suzanne zu heiraten.

Das ist das Skelett des Romans, das sind in groben Umrissen die dem wirklichen Leben entnommenen, deshalb so sehr einfachen und so sehr packenden Geschehnisse in dem Entwicklungsgange des Helden. Also nichts von den beliebten „spannenden" Unwahrscheinlichkeiten; dafür aber eine reiche Fülle kräftig pulsirenden Lebens, aus dem Vollen gegriffen und mit technischer Meisterschaft wiedergegeben.

Also doch ein Meisterwerk? Es wäre eins, wenn nicht gerade der Held durchaus unzulänglich geschildert wäre, wenn die bewundernswerte Gestaltungskraft, welche Theuriet bei der Zeichnung der Frauencharaktere beseelt, ihn nicht gerade bei der des Helden verließe. Wir hören immer nur von Michel Verneuils Tüchtigkeit, er erweist sie aber durch nichts, als etwa durch sein, überdies wenig anschaulich geschildertes, Emporkommen vom Bauersohn bis zum Professor am Lyceum; das „große Werk", an dem Michel fortwährend arbeitet, ohne es zu Ende zu bringen, und das ihn „dereinst" berühmt machen soll, hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den von Daudet so köstlich geschilderten Versuchen aller „Râtés"; und von der zähen Energie, die nach der Versicherung des Autors den Bauersohn auszeichnen soll, merken wir im ganzen Verlauf der Erzählung absolut nichts. Zu dieser Verzeichnung des ganzen Charakters passt denn auch die letzte, höchst unnötige, störende und hässliche Episode von dem Selbstmordversuche Verneuils mit der obligaten Errettung durch die Geliebte, in demselben Augenblicke, da der Lebensmüde die geladene Waffe auf sich abdrücken will, — ein wahrhaft selbstmörderischer Abschluss des sonst an Schönheiten und feinen Zügen so reichen Buches.

Denn so schlecht Theuriet seinen Helden gezeichnet hat, ebenso gut — nein: viel, viel besser sind ihm die Frauencharaktere gelungen. Hier ist alles vollendet; eine solche Sammlung großartiger Frauentypen der verschiedensten Gattung habe ich noch in keinem französischen Buche vereinigt gefunden. Und dies wiegt um so schwerer, als bei fast allen eine zu Vergleichen herausfordernde Aehnlichkeit mit bekannten Personen französischer Meisterwerke obwaltet; aber sie können sämtlich den Vergleich aushalten, was nicht wenig besagen will. So erinnert vieles in dem ersten Teile des Romans an Augiers „Un bon mariage"; das Verhältnis zu Jeanne (der ersten Frau Michels) und derer Mutter ist reich an Anklängen an Octave Feuillet's: „Comte de Camors"; der Entwicklungsgang Jeanne's berührt sich in vielen Punkten mit demjenigen der „Madame Bovary"; und die köstliche Familie Juzeau ist entschieden verwandt mit der Photographen-Familie in Daudets „Nabob". Aber die psychologische Erklärung der einzelnen, entscheidenden Vorgänge ist eine so vorzügliche, die Vorbereitung auf jede Phase der Entwicklung eine so mustergiltige, dass man wol sagen kann, in diesem Punkte habe Theuriet alle Vorbilder der Meister nicht nur erreicht, sondern übertroffen. Geradezu berauschend schön ist die Schilderung der Liebe Suzannes zu Michel (S. 272 z. B.); es dürfte überhaupt wenig moderne Franzosen geben, die imstande sind, ein so entzückend reines, aber dabei nicht im geringsten verhimmeltes Mädchenbild zu zeichnen, wie es das Suzannas ist. Aber auch die Durchführung des Jeanneschen Charakters — Jeanne ist ein etwas exaltirtes Mädchen mit gewöhnlichen Anlagen, aus dem durch den Einfluss der eigenen Mutter eine verlassene Frau und endlich eine verlassene Geliebte wird, die den Tod in den Wellen sucht — ist bei der Komplizirtheit desselben von einer großartigen Naturwahrheit; wer das Bild der einsamen Jeanne auf S. 286 bis 294 liest oder vielmehr greifbar vor sich zu sehen glaubt, wird sicher mit mir dahin übereinstimmen, dass es wenige Stellen in der zeitgenössischen Belletristik gibt, die mit so einfachen Mitteln einen so überwältigend anschaulichen Eindruck machen.

Auch der Humor — die bei den Franzosen so seltene Gabe, dass ihrer Sprache das Wort dafür fehlt — ist bei Theuriet vertreten, der reine, herzinnige, von jeder Schärfe freie Humor. Köstliche Episoden aus dem Provinzleben beweisen dies; und wie erquickend ist erst der alte Vegetarier und Mathematiker Juzeau mit seinen drei Nichten, an denen er seine Erziehungsgrundsätze praktisch verwertet!

Und noch eine hervorragende Eigenschaft muss ich an Theuriet rühmen: die herrlichen Naturschilderungen und namentlich die feine Malerei der Naturstimmungen, welche die seelischen Vorgänge in den Personen erklären und verstärken; sie erwecken zugleich, so packend wahr sind sie gezeichnet, in dem Leser die Erinnerung an ähnliche Momente aus dem eigenen Leben, an solche Momente, da sich der Mensch wirklich als Individuum in und mit der Natur lebend fühlte. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens eine

kurze Stelle hier zu zitiren, die auch gleichzeitig eine Probe von der vortrefflichen Sprache Theuriet's geben möge: Jeanne ist endgiltig von aller Welt verlassen; in ihrem einsamen Schlösschen am Meere, wohin sie sich zurückgezogen hat, um mit dem heißgeliebten Manne köstliche Stunden des Alleinseins zu genießen, ist ihr die unumstößliche Gewissheit von dem verächtlichen Charakter dieses selben Mannes geworden — — — es ist die Nacht, in welcher die höchste Flut des Jahres eintritt — —

„Les lames hautes et longues, poussées par le vent du nord-ouest, accouraient avec une rapidité vertigineuse vers les premiers îlots, sautaient en paquets d'eau bouillonnante par-dessus des blocs énormes, et venaient s'abattre sur le sable avec le fracas et les échevèlements d'écume d'un troupeau de chevaux sauvages. Le ciel, d'abord nuageux, avait été nettoyé çà et là par un coup de vent et, à travers une large déchirure des nuées, la pleine rondeur de la lune laissait voir toute l'horreur grandiose de cette mer soulevée qui semblait se ruer à l'assaut de la terre.“ . . . „Les lames déferlaient toujours plus avant sur la petite grève du Port-Riou; quand elles se se reculaient comme pour reprendre haleine, leur écume épandue sur le sable avait l'air d'une tombée de neige. Elles revenaient bientôt plus hautes, balayant toute la profondeur de la plage, et Jeanne, debout à mi-chemin de l'escalier, sentait sur ses vêtements et sur son visage le rejaillissement tiède des gouttes salées. Tout autour de la jeune femme, dans les creux de la roche, dans le glissement de l'eau sur le sable, dans l'égouttement des parois inondés, s'élevait une plainte infatigable, assourdissante, où Jeanne croyait entendre l'écho de sa propre pensée — — Abandonnée! abondonnée! lui criait la mer — Abandonnée! hurlait le vent, qu'éparpillait l'écume...“

Ich hoffe in dem Leser die Lust erweckt zu haben, nun selbst die Bekanntschaft des Theuriet'schen Romans zu machen.

Berlin.

Wilhelm Loewenthal.



Wie glücklich bin ich!

Von **Joh. Ludwig Runeberg.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **Jeannot Emil von Grotthuss.**

Wie glücklich bin ich! An des Lebens Morgen
Umschwebt der Hoffnung klare Seen mein Sinn,
Dem Segler gleich, der jubelnd fern von Sorgen
Auf leichtem Kahn im Sommer zieht dahin.
Wohin er schaut, sich grüne Hügel malen,
Voll Laubes zeigen Bäume sich dem Blick,
Und drüber wölbt der Himmel sich voll Strahlen,
Und lächelt strahlend aus der Flut zurück!

Wie glücklich bin ich! Sind der Erde Enden,
Die weite Welt nicht offen meinem Zug?
Hab' ich der Schätze nicht genug in Händen,
Die reine Lyra mit des Liedes Flug?
Hab' ich nicht eine Sprache, die verständlich
Selbst zu des Südens nacktem Sohne spricht?
Auf heller Stirn die frische Ruhe endlich
Und Liebe in der freien Augen Licht?

Wie glücklich bin ich! In erneutem Spiele
Umgaukelt mich das Ideal im Tanz,
Die Ehre steht an meines Weges Ziele
Und winkt mir lächelnd mit des Sieges Kranz.
Die Sonne der Unsterblichkeit erhebt sich,
Vergoldend mir mein heißerstrebtes Ziel,
Und keines Zweifels niedre Furcht umwebt mich,
Der in den stolzen, kühnen Busen fiel!

Wie glücklich bin ich! Denn ein Mädchen teilet
Erinnrung, Hoffnung, Liebeslust mit mir.
Gibt's noch ein Glück, das ferne von mir weilet,
Das such' ich auf in ihrem Arm, bei ihr.
Bei ihrer Blicke unschuldsvoller Wärme
Ist der Gefühle Lenz in mir erblüht
Und ihre Küsse sind wie Falterschwärme
Ums Paradies, das mir im Herzen glüht.

Wie glücklich bin ich! Wenn der Morgen bleichet,
Bleibt mir zum Trost der Lyra süßer Ton,
Wie glücklich bin ich! Wenn das Lied entweichet
Strahlt Ruhmesglanz um meinen Namen schon.
Doch wenn des Ruhmes Zungen er entflogen,
Bleibt mir doch noch des Mädchens Augenpaar;
Doch wenn auch sie sich meinem Blick entzogen,
Bleibt die Erinnerung mir an was ich war!



Die Siebenschläferlegende, ihr Ursprung und ihre Verbreitung.

Eine mythologisch-literaturgeschichtliche Studie von John Koch.

Leipzig 1883, C. Reißner.

Die vergleichende Sagenwissenschaft erhält durch diese mit ebensoviel Gelehrsamkeit wie Scharfsinn geschriebene Arbeit eine sehr erfreuliche Bereicherung. John Koch bietet uns zunächst die epische Legende von den sieben frommen Jünglingen, die sich vor den Verfolgungen des christenfeindlichen Kaisers Decius in eine nahe bei ihrer Vaterstadt gelegene Höhle zurückziehen, dort einschlummern, nach Jahrhunderten wieder erwachen und endlich in Gegenwart des Kaisers Theodosius II. zur ewigen Ruhe eingehen; weist dann ferner nach, wie die Sage vom langen Schlafe göttlicher oder menschlicher Wesen in den Ueberlieferungen der verschiedensten Völker wiederkehrt, und unterwirft sodann die ephesische Legende selbst hinsichtlich ihres Ursprungs einer sehr gründlichen Untersuchung. Die Hauptresultate derselben lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

die Tatsache, dass fast alle christlichen Berichte in der Lokalisirung der Sage nach Ephesus einig sind, lässt annehmen, dass sie in der Flucht christlicher Jünglinge eine geschichtliche Grundlage hat, wenn auch in den überlieferten Geschichtsquellen eine Christenverfolgung unter Decius gerade in Ephesus nicht ausdrücklich erwähnt wird. Ihr Höhlenschlaf — sie sind nicht tot — deutet auf altheidnisch-mythische Vorstellungen zurück. Denn der Berg, in dem sie schlafend gedacht werden, war einst der großen Naturgöttin geweiht, und in deren Dienst standen die sehr häufig mit den Kabiren verwechselten Korybanten und Daktylen. Die Kabiren wurden als Bewohner von Höhlen gedacht, als niedliche Zwerge, sieben an der Zahl; sollte da nicht die Sage von den sieben in der Höhle schlafenden Jünglingen auf die Kabiren zurückzuführen sein? Ihre Wiederbelebung zur Zeit Theosius II. lässt sich durch die unter diesem Kaiser, vielleicht nach Auffindung von Gebeinen, über der Siebenschläfergrotte erfolgte Aufführung einer Kirche in honorem septem dormientium erklären. Unläugbar haben diese Deduktionen viel Gewinnendes; und wenn auch, wie Koch selbst bekennt, die Untersuchung damit nicht abgeschlossen ist, so werden wir doch seine Resultate so lange für richtig halten dürfen, bis neuentdeckte, reichere Quellen uns eines Besseren belehren sollten. Mit großer Sorgfalt ist die Entwickelung der Siebenschläferlegende in der Literatur verfolgt: von der ältesten erhaltenen Aufzeichnung des Jacob von Sarug an (Anfang des 6. Jahrhunderts) bis zu Giesebrechts Oratorientext! Hier beweist Koch eine wirklich erstaunliche Literaturkenntnis, und dabei mangelt nirgends ein bedächtiges Urteil. Sollen wir an der Arbeit eine Ausstellung machen, so möchte es nur die sein, dass einzelne Partien zu eingehend behandelt worden sind. So rechtfertigen z. B. die nachher gewonnenen Resultate die umfangreiche Behandlung der Koressosfrage (S. 52ff.) nicht. Auf S. 158ff. wird die Version der Legende bei Amaretto Mannelli erwähnt. Diese nennt die Gegend der Türkei, wo die sieben christlichen Männer erschienen sein sollen, Altoluogo, was Koch aus Entstellung eines orientalischen Namens, vielleicht Anadoli, erklären will. Mir scheint die Beziehung auf den „hochgelegenen Ort“ (alto luogo), an dem ihre Lieben gefunden sein sollen, viel näher zu liegen. Doch das sind nur Kleinigkeiten! Der Unterzeichnete glaubt dem tüchtigen Werke keine bessere Empfehlung mitgeben zu können als die Versicherung, dass ihn bei der Lektüre desselben, trotz dieser heißen Zeit, jener Gewaltige, von dem naturgemäß in dem Buche so viel die Rede ist, der Schlaf, nie angefochten hat.

Darmstadt.

Ferdinand Bender.



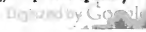
Sprechsaal des „Magazins“.

Geehrte Redaktion!

Trotz der abfälligen Kritik über die „Kindheits- und Jugenderinnerungen von Ernst Renan“ in No. 22 des Magazins habe ich das Buch sorgfältig und mit grossem Interesse gelesen und bitte Sie, zu Gunsten desselben reden zu dürfen.

Der Autor erzählt, wie in den vier verschiedenen, meisterhaft von ihm geschilderten Erziehungsanstalten, die er besucht, der Katholizismus ihm in sehr verschiedenen Auffassungen entgegengebracht worden, und wie er in Zweifel an der Wahrheit des ganzen kirchlichen Systems gerathen sei. „Durant quatre ans, une terrible lutte m'occupa tout entier, jusqu' à ce que ce mot, que je repoussai longtemps comme une obsession diabolique: ‚Cela n'est pas vrai!‘ retentit à mon oreille intérieure avec une persistance invincible.“ (196) Einwände der Vernunft gegen christliche Dogmen (259—264) führten ihn zum kritischen Studium der biblischen Urkunden und auf diesem Wege gelangte er zu der sicheren Ueberzeugung, der Katholizismus lehre Falsches und müsse es lehren, wenn er sein Prinzip, die Unfehlbarkeit, nicht aufgeben wolle. „Jamais l'Eglise catholique (301) n'abandonnera rien de son système scolastique et orthodoxe; elle ne le peut pas; c'est comme si l'on demandait à M. le comte de Chambord de n'être pas légitimiste.“ .... „De la part de l'Église catholique, avouer que Daniel est un apocryphe du temps des Macchabées serait avouer qu'elle s'est trompée; si elle s'est trompée en cela, elle a pu se tromper en autre chose; elle n'est plus divinement inspirée.“ Philosophische Raisonnements allein hätten ihn seinem Kinderglauben nicht abspenstig gemacht (298), aber die Sprachwissenschaft bewies ihm handgreiflich, dass der Katholizismus auch Unwahres behaupte, also nicht göttlichen Ursprungs sein könne. Muss nun durchaus Mangel an „Verständnis“ die Schuld tragen, wenn (328) des Pater Gratry „phrases générales“ seine „applications puériles des mathématiques à ce qui est „matière de fait“ dem denkenden, nach Wahrheit ringenden Studenten den Eindruck von „combinaisons creuses se donnant pour scientifiques“ machten? Pater Gratry, der bald darauf in den Orden der Oratoristen der unbefleckten Empfängnis trat, der später die Dekrete des letzten vatikanischen Konzils auf das Heftigste bekämpfte, um dann seine Widerborstigkeit zu bereuen und Widerruf zu leisten, Pater Gratry war gewiss nicht der Mann, der ernste Zweifel an der Göttlichkeit theologischer Formeln und religiöser Fiktionen zu heben vermochte! Ernst aber nahm Renan die Sache, — das erhellt aus den im Anfange mitgetheilten Briefen, und dass er gar wohl wusste, um was es sich handele, zeigen unter vielen anderen Stellen die Seiten 281—285. Freilich gibt es ehrliche katholische Geistliche, — Renan porträtirt ihrer wol ein Dutzend, niemals gehässig, stets mit Achtung und Anerkennung — nur folgt daraus keineswegs, dass jedermann der orthodox katholisch erzogen wird, ein oberflächlicher Mensch sein muss, wenn er nach gründlichem Studium und reiflicher Ueberlegung sich gezwungen fühlt, gegenüber der Lehre, die er empfangen hat, auszurufen: sie ist nicht wahr; ich kann sie nicht verkünden. Gerade die tüchtigsten Köpfe und Charaktere, sind ausser Stande, ihre Vernunft zum Opfer zu bringen.

Gelegentlich (335) schreibt Renan einmal „. . . Pour moi, je me résignerais volentiers, si l'occasion s'en présentait (je dois dire qu'elle s'éloigne de jour en jour), à servir, pour le plus grand bien de la pauvre humanité, à l'heure qu'elle est si désemparée, un tyran philanthrope, instruit, intelligent et libéral.“ Ist der Sinn dieser Worte getroffen, wenn die Kritik meint: „ein philantropischer,



gelehrter, intelligenter, liberaler Tyrann ist ihm (Renan) sehr sympathisch"? In ähnlicher Weise verfährt sie durchweg. — Renan bemerkt (IV) „si l'usage l'eût permis, j'aurais dû écrire plus d'une fois à la marge: cum grano salis. Achtet man auf den freundlichen Wink, dann muss man entschieden Antipathie gegen den Autor hegen, wenn man seine „Souvenirs d'enfance et de jeunesse" nicht in hohem Grade aufrichtig, liebenswürdig, pietätvoll und ausserdem sehr unterhaltend findet.

Dresden.

O. S. Seemann.

In Nummer 33 des „Magazins", in dem Aufsatz über Charlotte Ackermann heißt es: „Merwart gebührt das Verdienst, in dem Schriftchen, dessen Inhalt die obigen Zeilen kurz skizzirten, zuerst die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf diese imponirende Erscheinung gelenkt zu haben."

Die Behauptung bedarf einer Richtigstellung. Der vortreffliche Lyriker Albert Möser in Dresden hat bereits vor fünf oder sechs Jahren eine Reihe der bezüglichen Dichtungen übersetzt und seine meisterhaften Uebertragungen zum Teil in der weiland „Deutschen Dichterhalle" veröffentlicht. Betty Paoli hat in der „Augsburger Allgem. Zeitung" die Bedeutung der Frau Charlotte Ackermann mit warmen Worten hervorgehoben. Ich selbst endlich habe in einer Dresdner Zeitung, sowie in der „Wiener Abendpost" die erwähnten Originalgedichte, deren vollständige Sammlung mir vorlag, ausführlich gewürdigt.

Dresden. Hieronymus Lorm.



Literarische Neuigkeiten.

Wir bringen auf Wunsch des Herrn J. Kürschner gern die nachstehende Aufforderung zum Abdruck:

Als unentbehrlich für Berufsschriftsteller und Literaturfreunde hat sich der nun schon in fünf Jahrgängen vorliegende „Hofkalender der deutschen Literatur": der „Deutsche Literatur-Kalender" erwiesen, den Joseph Kürschner in Stuttgart (bei W. Spemann) herausgibt. Der in Vorbereitung begriffene sechste Jahrgang wird seine Vorgänger noch bei weitem übertreffen und nicht nur eine nach Hunderten zählende Vermehrung der Adressen erfahren, sondern auch durch Beigabe eines historischen Teils (in dem namentlich die literarische Nekrologie einen breiten Platz einnehmen wird), eines Städteverzeichnisses mit allen nur wünschenswerten literarischen Adressen und Notizen, eines Verzeichnisses der deutschen Buchhändler und ihrer Verlagsrichtung, wie endlich eines Verzeichnisses der Theaterdirektionen seine Brauchbarkeit um ein erkleckliches erhöhen. Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart (Reinsburgstrasse 45) ersucht nun alle Schriftsteller etc., namentlich auch alle Redakteure politischer Zeitungen, um Einsendung ihrer genauen Adresse mit biographischen und bibliographischen Notizen für das Schriftstellerlexikon des Kalenders, zugleich aber auch alle Schriftsteller und Literaturfreunde um Notizen über ihnen bekannt gewordene Vorfälle aus dem literarischen Leben seit 1. Oktober 1882 und Berichtigungen zum fünften Jahrgang. So namentlich Nachrichten über Presswesen, Pressprozesse, Verbote, neue und eingegangene Zeitschriften, Auszeichnungen, Denkmäler, Vereine, Stiftungen, Preisausschreiben, Agenturen, Theater, Denkmale, literarische Merkwürdigkeiten etc. etc. Baldigste Einsendung ist um so erwünschter, als der Kalender schon in nächster Zeit erscheinen soll.

Im Verlag von Gressner & Schramm in Leipzig erscheint demnächst ein neues illustrirtes Prachtwerk unter dem Titel „Russisch Asien", geschildert von Hermann Roskoschny, mit circa 200 Illustrationen und 10 großen Kunstbeilagen nach Gemälden und Zeichnungen von Prof. Aiwasowsky, J. N. Karasin, Prof. L. F. Lagorio, Prof. Meschtschersky, Prof. Orlowsky, Wereschtschagin u. a.

A. Mezières: En France. Hors de France. 2 Bände. Paris, Hachette (3 fr. 50). Zwei neue und stattliche Bände von dem Akademiker und Professor an der Sorbonne, der außerdem auch Mitglied der Kammer ist und doch die Zeit findet, der gegenwärtigen Literatur zu Hause und in der Fremde Rechnung zu tragen. Die hier behandelten Gegenstände sind sehr mannigfaltig; vielleicht gehen sie sogar etwas zu weit auseinander. Der französische Teil enthält Artikel historischer und kritischer Natur von der Regirungszeit Ludwigs XV. bis auf Napoleon III. herab. Bald sind wir in Kanada, bald in der Krim; hier hören wir von den beiden Mirabeau, dort von X. de Maistre und von Benjamin Constant. Aehnliches ist bei den fremdländischen Gegenständen der Fall. Da werden wir nach Italien im Mittelalter und in der Renaissance, nach Spanien und England im achzehnten und neunzehnten Jahrhundert geführt; wir machen sogar einen Abstecher nach dem zeitgenössischen Griechenland. Herr Mézières hat hier eben eine gewisse Zahl von sehr gut geschriebenen Artikeln in Buchform wiedergegeben. Aber diese Mannigfaltigkeit wird doch durch einen einheitlichen Gedanken beherrscht. Was das Ausland betrifft, so sagt der Verfasser mit Recht: „Die Fremden wissen sehr wol, was in Frankreich vorgeht; versuchen wir auch unsererseits sie kennen zu lernen." Und zu dem französischen Teil bemerkt er: „Man wird es natürlich finden, wenn ein Professor der fremdländischen Literaturen, trotz seiner Beschäftigung mit denselben, das Interesse für sein eigenes Land nie verliert. Auch ist es für uns Franzosen, niemals notwendiger gewesen, uns selbst zu kennen als gerade jetzt." Wenn man nun außerdem bedenkt, dass Herr Mézières einer der besten Stilisten unter den gegenwärtigen Schriftstellern ist, so kann man sich die Gunst, mit welcher die Tagespresse seinen Veröffentlichungen entgegengekommen ist, ungeachtet ihres etwas fachwissenschaftlichen Charakters, leicht erklären.

Vom 10.—17. September findet zufolge Beschlusses des Internationalen literarischen Kongresses zu Rom eine Delegirten-Konferenz zu Bern statt, auf welcher die Basis eines einheitlichen internationalen Schutzvertrages über das literarische Eigentum beraten und festgesetzt werden soll. Der Antrag zu einer solchen Konferenz ging von Deutschland aus. Guten Erfolg!

Der diesjährige internationale literarische Kongress findet vom 25. Sept.—2. Okt. in Amsterdam statt. Auf seiner Tagesordnung steht u. a.: Etude d'un projet de convention littéraire universelle, — also wahrscheinlich eine Verwertung des durch die Berner Konferenz erzielten Resultats.

Von den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" erscheint soeben das erste Heft des 22. Jahrganges. Aus dem reichhaltigen Inhalt heben wir nur hervor: Wallensteins Tod von Dr. Hallwich. — Eine alte Dorfurkunde von Dr. L. Schlesinger. — Bruchstücke des Passionals und des Buches der Märtyrer von H. Lambel. — Das deutsche Volkslied in Böhmen von Anton Aug. Naaff. — Ueber die Entstehung und Entwicklung der ältesten Stadtbücher in Böhmen von Dr. V. Prochaska. — Zur Geschichte des Braunkohlenbergbaues im nordwestlichen Böhmen von A. Arlt. — Sagen aus dem südlichen Böhmen etc. Die von Dr. Ludwig Schlesinger redigirte literarische Beilage empfiehlt und bespricht unparteiisch die für den Forscher auf diesem Gebiete wichtigen Erscheinungen. — Leipzig, in Kommission bei Brockhaus.

Den leider nur zu wenigen Kennern und Freunden der neu-isländischen Literatur die erfreuliche Mitteilung, dass die von uns bereits vor längerer Zeit angekündigte neue Ausgabe der Gedichte Jónas Hallgrímssons samt anderen kleineren Schriften dieses Poeten soeben im Verlage der isländischen Literaturgesellschaft erschienen, sind unter dem Titel: „Ljodmæli og önnur Rit eptir Jonas Hallgrimsson. Kaupmannahöfn 1883. Der stattliche Band, dem ein Bildnis des Dich-

ters beigegeben ist, enthält auch eine sorgfältig geschriebene Biographie und literarische Charakteristik Hallgrímssons aus der Feder des begabten jungen isländischen Dichters stud. jur. Hannes Hafsteinn, sowie recht schätzenswerte Anmerkungen.

Soeben erschien von Franz Hirschs „Geschichte der deutschen Literatur" die 1. Lieferung (5 Bogen), welche außer dem Einleitungs-Kapitel den Anfang der althochdeutschen Literatur enthält. — Wir werden auf diese hervorragende Erscheinung demnächst zurückkommen. — Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Ludwig Weissel veröffentlicht seine unter dem Titel „Bilder aus der Provence" in der „National-Zeitung" erschienenen Aufsätze über Südfrankreich in Buchform. — Berlin, E. Krause.

Von Paul Heyse drei dramatische Arbeiten auf einmal im Buchhandel, von denen unseres Wissens die beiden ersteren schon auf der Bühne bekannt geworden: „Alkibiades", — „Das Recht des Stärkeren", — und „Don Juans Ende". — Berlin W. Hertz. 11—13. Bändchen der „Dramatischen Dichtungen" von Paul Heyse.

Nachgerade wurde die Flut von gutgemeinten Luther-Schriften aus Anlass der Jubelfeier Luthers durch ihr Uebermaß auch denen lästig, welche mit freudigem Herzen dem schönen Festestage entgegensehen. Eine Schrift dagegen hat Aussicht, dem Feste den literarischen Stempel aufzudrücken, so dass auch die Höhergebildeten geistigen Anteil an dem Ehrentage des protestantischen Deutschlands nehmen können: Gustav Freitag lässt unter dem Titel „Doktor Luther" diejenigen Kapitel der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in neuer Bearbeitung erscheinen, welche von Luther handeln. Wir empfehlen das gewiss willkommene Büchlein als die vornehmste literarische Festgabe. — Leipzig, S. Hirzel. 2 M. geb. 2,75 M.

Von Felix Dahn erscheint eine interessante Broschüre über eine brennende Frage der neuesten politischen Gegenwart: „Eine Lanze für Rumänien". Eine volkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2,40 M.

F. Strehlke's Bibliographie der Goethe-Briefe schreitet gleichmäßig vorwärts. Soeben erscheint davon die 19. Lieferung. — Berlin, Hempel. 1 M.

Ob ein Werk über „Die Metrik Schillers" wie das von Herrn E. Belling, welches 8 Mark kostet, viele Käufer finden wird? Ob es ein großes Bedürfnis war, überhaupt ein solches zu schreiben? Erschienen ist's bei Köbner in Breslau.

Von Konrad Beyers weitschichtigem Werk „Deutsche Poetik" erschien nun auch der III., praktische Teil: „Die Technik der Dichtkunst (Anleitung zum Vers- und Strophenbau, wie zur Uebersetzungskunst)". Ob nicht auch ohne solche Anleitung mehr als genug im Original wie in der Uebersetzung gesündigt wird?! — Stuttgart, G. J. Göschen.

Soeben erscheint das seit nahezu 2 Jahsen angekündigte neue Buch von Max Nordau: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit." Eine kritische Betrachtung der Kultur der Gegenwart vom Standpunkt eines Naturforschers (Nordau ist Arzt), die an Unerbittlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. — Leipzig, B. Schlicke. 6 M.

Heinrich Heines „Buch der Lieder", mit Illustrationen von Thumann, wird in den ersten Tagen des Oktober erscheinen. Der Nordsee-Cyklus ist ausgelassen worden, weil „er zu wenig Stoff für die Illustration bietet"! Man sieht, es handelt sich hier einfach um eine Sammlung von Bildern Thumanns mit erklärendem Text von Heinrich Heine.

Von C. Th. Michaelis eine sehr interessante, ja überraschende Studie über „Lessings Minna von Barnhelm" und Cervantes „Don Quijote", worin als die wichtigste Quelle des Lessingschen Lustspiels der Roman des Cervantes nachgewiesen wird. — Darüber bald Näheres. — Berlin, R. Gärtner.

Die „Histoire des Romains" von Victor Duruy, ein klassisches Werk, erscheint in einer neuen illustrirten Ausgabe, in 7 Bänden mit mehr als 2000 Holzschnitten und 100 Karten. 2 Bände sind schon erschienen. Der Preis der Lieferung beträgt $^1/_2$ fr. — Paris, Hachette.

Bei Gelegenheit des 1882 stattgehabten Geburtsjubiläums Virgils veröffentlichte die königl. Accademia Virgiliana di Scienze, Lettere ed Arti zu Mantua ein elegant ausgestattetes Album, betitelt: „Album Virgiliano", welches in nur 200 Exemplaren gedruckt wurde und im Buchhandel zum Preise von 10 Lire abgegeben wird.

Von A. R. Rangabé erscheint in deutscher Uebersetzung ein Lustspiel: „Die Hochzeit des Kutrulis". Der Verfasser hat selbst die Uebersetzung ins Deutsche (aus dem Griechischen) besorgt. — Breslau, Schottländer.

Die kürzlich erschienene No. 2095 der „Leipziger Illustrirten Zeitung" bringt ein Porträt des dänischen Literarhistorikers George Brandes. Der betreffende interessante biographische Artikel ist aus der Feder Ludwig Salomons.

Das Septemberheft der „Deutschen Revue" enthält u. a.: A. R. Rangabé, Ein Ausflug nach Poros. Erzählung. — Karl Braun-Wiesbaden, Vagabunden und Gauner in Deutschland. Geschichten von Anno Elfe. — Marco Minghetti, Rafael in Rom unter Leo X. — Verlag von E. Trewendt.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Das elfte Heft des V. Jahrganges dieser empfehlenswerten geographischen Zeitschrift (A. Hartlebens Verlag in Wien) bringt auf 48 Seiten mit neun Abbildungrn und zwei Karten u. a. folgende Artikel: Die Verteilung und Bewegung der Bevölkerung Frankreichs in ihren Wechselbeziehungen zum Boden des Landes. Von Dr. Joseph Chavanne. — Ein modernes Weltwunder. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. — Aus dem Algäu. Von Karl Albert Regnet in München. — Eine Fahrt nach den Steinkohlengruben von San Jeronymo. Von Dr. Henry Lange in Berlin. — Ueber die Beduinen Palästinas. Von R. Rampendahl in Jerusalem.

Der englische Premierminister William E. Gladstone hat in der neuesten Nummer des *Nineteenth Century* (No. 79) den Beweis geliefert, dass sich die Vielseitigkeit seines Talentes nicht bloß auf Politik, Homerkunde und Bäumefällen beschränkt. Die genannte Nummer enthält an der Spitze die italienische Uebersetzung (in Versen), der schönen Hymne von Cowper: „Hark, my soul! it is the Lord". Wir drucken sie nachstehend ab und überlassen es der Beurteilung unserer des Italienischen kundigen Leser, ob diese Uebersetzung Gladstone gelungen ist:

„Senti, senti, anima mia
(Fu il Signore che sentia);
Gesù parla, e parla a te:
„Di', Figluolo, ami Me?

Te legato svincolai,
Le tue piaghe visanai,
Fuorviato rimenai,
Notte in dì per te mutai.

Vien la madre a quando a quando
Il suo parto obbliando?
Donna il può, nol posso Io;
Mai non viene in Me l'obblio.

L'amor mio semper dura;
Alto, più d'ogn' altr' altura,
Tocca in giù le nere porte,
Franco e fido, in fino a morte.

Tu la gloria mia vedrai,
Se la piena grazia avrai,
Te del Trone meno al piè
Di', Figluolo, ami Me?"

Ah! Signore mi duole il cuore
Pel mio stanco e fiacco amore;
T'amo pure, e vo' pregare
Che Ti possa meglio amare.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

C. Lange: Dr. Martin Luther und Graf E. von Erbach. Schauspiel in 4 Aufzügen. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts Verlag. 2 M.

Heinrich Littrow: Von Wien an die Adria nach Triest und Fiume. Reisebilder in gemütlichen Reimen. — Wien, Wallishauser. 3 M.

A. Matthey: Zaira I. Les Amants de Paris. — II. L'enragé. — Paris, Charpentier & Cie. à 3,50 fr.

E. Michaud: Louis XIV. et Innocent XI. d'après les correspondances diplomatiques inedites du ministère des affaires étrangères de France. 4 Bände. — Paris, Charpentier.

George Moore: A modern lover. 3 Bde. — London, Tinsley Brothers.

John Henry Newmann: Lead, kindly light. — New-York, Roberts Brothers. 50 cents.

M. O. Oliphant: Sir Tom. A novel. — New-York, Harper.

Politics and life in Mars. A story of a Neighbouring Planet. — London, Sampson Low. 2½ sh.

A. R. Rangabé: Die Hochzeit des Kutrulis. Lustspiel. — Breslau, Schottländer.

Eugen Richter: Aus Anstandsgefühl verheiratet. Humoristische Erzählung. — Magdeburg, F. Preusser. 0,50 M.

B. Riedel-Ahrens: Enthüllte Frauenherzen. Roman. II. Auflage. — Leipzig, W. Friedrich. 4 M.

M. Rowel: Briefe aus der Hölle. Frei nach dem Dänischen. III. Auflage. — Leipzig, J. Lehmann. 3 M.

John Saunders: A noble wife. 3 Bde. — London, Tinsley Brothers.

Joseph Victor de Scheffel: Ekkehard. Traduit par A. Vendel. — Paris, C. Lévy und Lausanne, Benda.

Spenser's poems. Arranged by Lucy Harrison. — London, Bentley & Sons. 3½ sh.

Anthony Trollope: La mère bauche and other stories. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

Fraser-Tyther: Transplanted. 2 Bände. — London, Bentley & Sons.

E. von Ugény: Russland und England. Aeußere und innere Gegensätze. II. Auflage. — Leipzig, W. Friedrich. 3 M.

A. Charles de la Valentin: Le bonheur de la France dans le présent et dans l'avenir. — Paris, Cotillon & Cie. 1 M.

Heinrich von Wlislocki: Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner. — Leipzig, W. Friedrich. 3 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 22. September 1883. | Nr. 38.

Inhalt:

Frederik Paludan-Müller.

Von

Georg Brandes.

(Fortsetzung.)

In diesen Strophen ist schon die ganze Paludan-Müller eigentümliche Melancholie vorhanden. Hier verrät sich schon der Blick für den Tod, der sich zu einem Verweilen bei dem Tode entwickeln und der zuletzt als eines Tithon, eines Kalanus, eines Ahasverus Liebe zum Tode hervortreten sollte. Hier spürt man schon das Interesse für das Gesetz des Untergangs, das später das Gedicht „Abels Tod“ hervorbrachte, die Einsicht, dass das tote Glück alle Sorgen des Todes einschließt, die ihren Ausdruck in „Tithon“ fand, und das Gefühl, dass die Vernichtung überall an der Schwelle des Lebens und der Freude lauert, das so oft in seinen Gedichten durchbricht. Man höre z. B. das folgende, welches den Titel „Tanzmusik“ führt:

> Sieh' die Sonne golden glühen,
> Hoch im Blau, so licht und schön!
> Sieh' die Wolke weiterziehen,
> Wie ein Vogel schwebt in Höh'n!
>
> Horch den Klängen,
> Den Gesängen,
> Die mit hellen
> Tönen durch die Zweige schwellen —
> All' der Jubel wird vergehn.

Man kann, wenn man will, diesen Ton kreischend nennen; dem Ohr Paludan-Müllers klang er aber nicht wie ein Misston; im Gegenteil, er fand eine Art Befriedigung, eine Art Beruhigung darin, sich und andern das unerbittliche und unvermeidliche Schicksal des Endlichen vor Augen zu halten. Als die Sitte aufkam, die Photographien berühmter Männer mit einigen Zeilen herauszugeben, schrieb er unter das Bild, das ihn in einem Buche lesend darstellt:

> Hier steht, dass alles in der Welt
> Stets auf und nieder geht;
> Drum weiß auch, wer sich oben hält,
> Was bald bevor ihm steht.

Man hat indessen dem Drama „Amor und Psyche“ nicht Gerechtigkeit erwiesen, wenn man nur im allgemeinen hervorhebt, dass es schon die schönsten und tiefsten Arbeiten des Dichters ankündigt. Es hat als Gedankenpoesie eine zusammenhängende und durchgeführte Symbolik, die den Dichter zwang, seinen Stoff strenger als bisher zu komponiren, und es zeichnet sich durch das ganz besondere Kolorit aus, das den mythologischen Gedichten Paludan-Müllers eigentümlich ist. Es ist kein starkes Kolorit; bald Grau in Grau, bald Licht in Licht, aber das Gedicht ist deshalb nicht farblos; sein Kolorit besteht aus Perlenreflexen, Perlmutterglanz — ein schwachbuntes Farbenspiel, wie es von der Innenseite der Muschelschale leuchtete, in der Venus aus dem Meere emporstieg. Bei Paludan-Müller malt Phantasus das Bild Psyches für Amor auf eine solche „perlenweiße Schale“; es ist fast symbolisch für

die Weise, in welcher der Dichter selbst die Gestalt Psyches ausgeführt hat. Diese Gestalten sind ja nicht irdischer Natur; ihre wahre Heimat ist nicht die Erde, und selbst die unter ihnen, die, wie Psyche, irdischer Herkunft sind, sagen der Erde ein endgiltiges Lebewol.

Das ganze dichterische Streben Paludan-Müllers in diesem Zeitraum ist im Grunde nur ein einziger, großartiger, mannigfach nüancirter Abschied von Gäa. Die Romantik war ja nichts anderes; sie scheute das Leben, das sie um sich sah, und die charakterlose Zeit, in der geboren zu sein ihre Dichter betrauerten. Paludan-Müller teilte von Herzen diesen Widerwillen der Romantiker gegen die wirkliche Umgebung des Dichters und ihre Abneigung, sogar in der Phantasie bei der schweren, dunkeln Erdkugel zu verweilen, die, der Dichter mochte es wollen oder nicht, sich mit ihm und all' seinen Luftschlössern herumdrehte. Seine eigne Zeit ekelte ihn an, und er dachte sich das Seine dabei, als er Tithon von seinen Zeitgenossen sagen ließ:

> Was glaubst du, dass aus dieser Zeit entsprießt?
> Der Zeit, die eines mächtigen Sturms bedarf,
> Der sie aus ihrem tiefen Schlaf erweckt;
> Der Zeit, die statt der Werke Träume hat
> Und Spiel und Wettkampf nur statt kühner Taten;
> Der Zeit, da man sich selber Kränze flicht
> Und groß sich sieht in Helden aus der Vorzeit;
> Da Menschen hoch wie Götter leben wollen,
> Und sind voll Knechtsinns doch — mir ekelt vor ihr!

Diese Schilderung gilt zwar Kleinasien zur Zeit des trojanischen Krieges; die Beschreibung stimmt aber merkwürdig gut mit der, welche in „Adam Homo“ von Dänemark zur Regirungszeit Christians VIII. gegeben wird:

> Es war 'ne Zeit, da mittelmäß'ge Köpfe
> Sich allenthalben breit und laut gemacht,
> Da sich in Haufen schaarten schwache Tröpfe,
> Die etwas Großes gern sich ausgedacht,
> Und „Hurrah!“ schrien die albernen Geschöpfe,
> Wenn sie am Ende nichts zustand gebracht —

und es ist an und für sich leicht verständlich, dass ein Dichter, der seine Umgebung mit solchen Augen ansah, gleich Tithon den Aufenthalt „in dem Reich der Morgenröte“ demjenigen unter seinen Zeitgenossen vorzog.

Das Eigentümliche war aber, dass er mit seiner Vorliebe für diese höhern Sphären durchaus nicht allein stand; all' die besten Köpfe der damaligen Zeit hatten denselben Vergleich angestellt und dieselbe Wahl getroffen wie er; es fand sich etwas Dichterisches in den meisten von ihnen; und so kam es, dass das Reich der Morgenröte der Dichter sich bald in zahlreicher Gesellschaft befand.

Dies veranlasst einen Umschlag in der dichterischen Tendenz Paludan-Müllers. Er stockt plötzlich in seiner Flucht aus der Wirklichkeit und nimmt die Richtung zurück zur Erde: in dem Gedichte „Tithon“ malt er das Leben auf der Insel der Morgenröte an den Küsten des Aethermeeres, wohin empor die Liebe Auroras Tithon geführt hat. Es ist ein Dasein wie das Rinaldos in den bezauberten Gärten Armidas; ein Rosenschleier hat sich über alles, über den Himmel wie über die schönen Frauen ausgebreitet; es ist ein Leben mit Gesang und Becherklang, Liebe und Musik und Segeln auf dem Aetermeere in ewiger Jugend während eines ewigen Frühlings. Und doch ist dies Leben nie geistlos, die Genüsse desselben sind nie gewöhnlich; es sind selige Genüsse. Es ist verwandt mit dem Leben, von welchem so viele edle Schwärmer unter den dänischen Zeitgenossen des Dichters träumten, das z. B. Carsten Hauch vorschwebte, als er sang von „dem Meere der Milchstraße, wo die erlösten Geister, selig träumend, ohne Angst und Sorge, die Augen im Glanz der Unsterblichkeit leuchtend, durch unbekannte Wolken dahingleiten“; es ist jenes Alibi des Genusses, das Ludwig Bödtcher und so viele andere Künstlernaturen aus diesem Geschlecht während der besten Jahre ihres Lebens unter der Sonne Italiens suchten; es ist der niemals endende Frühling und die ewige Jugend, die Christian Winther und Andersen und all' die Männer dieser Generation, die gleich jenen nicht alt zu werden verstanden, festzuhalten oder hervorzuzaubern vermocht hatten. Aber die Größe Paludan-Müllers als Geist bewirkte, dass dies Leben und diese Schönheit ihn nicht lange anzogen. Er dichtet, dass Tithon, mitten unter all' diesem Vergessen des Irdischen und all' diesem Schwelgen im Genuss, von halbbewusster Sehnsucht nach seinem Lande, seinem Volke, seinem Geschlecht, der ganzen unidealen Wirklichkeit, die er verlassen hat, verzehrt wird. Und seine Sehnsucht ist gewiss nicht grundlos, denn nichts geringeres als die Tronbesteigung des Priamos, die Entführung Helenas, der zehnjährige Krieg, den Homer besingen sollte, und die spurlose Zerstörung Trojas ist geschehen, während er im Wolkenland der Morgenröte schwelgte. So hatten einst, während die französische Revolution ihr ganzes großartiges Drama zu Ende spielte, gewisse Leute an den Küsten des Sunds Trinklieder und Klublieder gesungen. So hatte Kopenhagen während der Schlacht bei Waterloo Privatkomödie gespielt und Dänemark während der Julirevolution in schönen Versen geschwelgt und sich über ästhetische Kampfspiele gefreut.

Paludan-Müller lässt Tithon sich die Erlaubnis Auroras zur Rückkehr erzwingen, und die Worte, die Tithon sagt, in dem Augenblicke, als seine Füße nach langer Zeit die Erde wieder betreten, bezeichnen vielleicht den bedeutungsvollsten Wendepunkt in dem Entwicklungsgange des Dichters:

> O Erde, deine Luft ist schwer! Mit Wucht
> Fällt sie auf meine Brust und meine Glieder;
> Wie eine Last drückt sie auf meine Schulter.
> Unfreundlich ist dein Gruß — kalt, eisig scharf
> Schickst du mir deinen rauhen Wind entgegen
> Und hüllst dich schon in deine Wintertracht.
> Wohin ich seh', sind deine Fluren öde —
> Im Walde hängt am Zweig das dürre Laub.
> Dein Gras ist welk; mit deinem Kranz von Schnee
> Hast du des fernen Berges Haupt geschmückt.
> Willst du mich schrecken? Ist so streng dein Antlitz
> Weil ich dir treulos war und dich verließ? —
> Sei mir gegrüßt, o teure Muttererde!
> Mit diesem Kuss nimm meine Freudentränen:
> Bist du auch tot, erfüllst du doch mein Herz.

Der Grund und Boden, den Paludan-Müller hier mit Tithon betritt, ist der Grund und Boden Adam Homo's. In dem Augenblick, da die Luft der Erde

sich schwer auf Tithons Schulter legt, begrüßt Paludan-Müllers Poesie Gäa wieder. Er hatte damals schon den ersten Teil von „Adam Homo“ ausgearbeit.

VI.

„Dies ist Fleisch von unserm Fleisch, Blut von unserm Blut“, hätten die Zeitgenossen sagen können, als Adam Homo erschien. Derselbe Dichter, der als Jüngling Nebelbilder in die Wolken gemalt hatte, und der als Greis, zu der Ansicht seiner Jugend zurückgekehrt, schrieb: „Man verlangt Fleisch und Blut von der Poesie; Fleisch und Blut sind in den Schlachthäusern zu haben; von der Dichtkunst können nur Gefühl und Geist gefordert werden“ — dieser selbe Dichter gab auf der Mittagshöhe seiner Mannesjahre der Mit- und Nachwelt das wahrste und lebendigste Gedicht, das die dänische Literatur bis dahin hervorgebracht hatte, ein Werk, dessen Held, weit entfernt, wie die frühern des Dichters, ein poetisch angezogener Gedanke zu sein, der leibliche Bruder des Lesers war, und dessen Wesen eine blutige Satire ist. Dem Shylock'schen Pfund Fleisch vergleichbar, war das Buch dem lebenden Geschlechte, seinem Herzen zunächst, mit dem Messer des unerbittlichen Sittengesetzes ausgeschnitten.

Fast widerstrebend schien der Dichter an seine Aufgabe gegangen zu sein. Da die Epoche des Realismus bei ihm von kurzer Dauer gewesen ist, hat man den Eindruck, dass er der Wirklichkeit eigentlich nur deshalb so nahe auf den Leib rückte, um durch seinen bittern Spott und sein vernichtendes Urteil ein für allemal mit ihr abzurechnen und sie dann eiligst zu verlassen. Es war, als hätte er sagen wollen: „Ihr habt mir vorgeworfen, dass ich keinen Blick für das Heimatliche habe, ihr habt mir immer die Fremdartigkeit meiner Schilderungen vorgehalten — wolan: ich werd' es euch einmal recht machen, ich will einen gerade aus eurer Mitte herausgreifen und ihn mir zum Helden erwählen.“ —

Kierkegaard, der sich in ähnlicher bittrer Verachtung seiner Zeitgenossen erging, schrieb ungefähr gleichzeitig in den „Stadien auf dem Lebenswege“: „Ein Schritt ist noch zu tun, ein wahres non plus ultra, wenn nämlich solch eine kannegießernde Generation von Lebens-Versicherern es der Poesie als Ungerechtigkeit auslegt, dass sie ihren Helden nicht unter den würdigen Zeitgenossen wählt. Aber man tut der Poesie Unrecht oder vielmehr man hetze sie nicht zu lange, sonst möchte es damit enden, dass sie aristophanisch den ersten besten Wursthändler beim Schopfe nimmt und ihn zum Helden macht.“ — Dieser Schritt ist eben hier getan. Die nackte Wirklichkeit, das Hässliche in der Außenwelt, das Ideenlose in dem gesellschaftlichen Leben, das Schwache, Erbärmliche, Schlechte, Verächtliche in dem innern Menschenleben ist ohne Scheu und ohne Gnade entblößt worden. Die Muse des Dichters, die vorher in der „Tänzerin“ kokett in Flor und Gaze gehüllt, in dünnen Schuhen über den glatten Fußboden dahinflog, hat sich zur barmherzigen Schwester verwandelt, die, zugleich streng und milde, sich mit festem Schuhwerk ins schlimmste Wetter hinauswagt; sie geht, ohne das Elend, wo es sich auch findet, zu scheuen, für jegliche Ansteckung unempfänglich, durch schmutzige, armselige Gassen; sie steht, von Glanz und Flitter nicht geblendet, in den Häusern der Vornehmen, die Herzen mit ihrem erhabenen, überlegenen Blick durchschauend. Sie nennt alles beim Namen, die feine Lüge sowol wie die plumpe Erbärmlichkeit.

Das Gedicht war ein Stück Dänemark, ein Stück Geschichte — ein Stück lebendiges Gewebe, von dem großen Webstuhl der Zeit geschnitten. Das metaphysische Spiegelbild des menschlichen Wesens, das die Mythendichtung gegeben hatte, war hier von dem psychologischen und ethischen Studium des einzelnen Menschen verdrängt. Der Ort war nicht mehr ein Hof im Lande der Romantik, noch ein Luftschloss im Aetherreich — die Handlung spielte in Jütland, auf Seeland und Fühnen; die Zeit war nicht mehr der ewige Augenblick oder das phantastische „Es war einmal“, sondern die Jahre 1830—48, die goldnen Jahre der Bourgeoisie in Westeuropa und diejenigen, in welchen sie ihre Herrschaft in Nordeuropa begründete. Zum ersten Mal waren Raum und Zeit als bedeutende Mächte von Paludan-Müller anerkannt worden.

Doch während die Aufgabe solchergestalt individualisirt und durch Linien in der Zeit und im Raum begrenzt wurde, war sie nichtsdestoweniger auf das allgemein Giltige gerichtet. Adam Homo — das sollte, wie der Titel sagte, der Mensch selbst sein, und der Held war nicht weniger vorbildlich gemeint als die rüheren mythischen Helden des Dichters. Er ist im Grunde selbst eine mythische Gestalt; seine Geschichte ist der Lebenslauf der dänischen Bourgeoisie als Mythus.

Ein Ausdruck kehrte stets in den Gesprächen Paludan-Müllers wieder, wenn er von Wissenschaft oder Kunst sprach, es war der Ausdruck: „große Aufgaben“. In diesen Worten fasste er seine Ansprüche an sich selbst und andere Mitstrebende zusammen. Er selbst suchte sich immer große Aufgaben, weil es sein Glaube war, dass nur diese die Kräfte entwickeln und einer Kraftanstrengung wert seien, und uns Jüngere spornte er beständig an, uns große Aufgaben zu stellen, weil nur durch Lösung solcher das Werk sich einen bleibenden Platz in der Literatur erobere. „Es gibt,“ sagte er, „in allen Literaturen mehr als genug, was wie Spreu zerstiebt; streben Sie immer danach, etwas zu leisten, das stehen bleibt und die Zukunft vor sich hat.“ Das sicherste Mittel, dies zu erreichen, war nach seiner Ansicht in seiner eignen Kunst das Streben, in den Charakteren nnd Schicksalen der individuellen Persönlichkeiten den allgemein menschlichen Typus darzustellen. Die Dichter, bei welchen das Zufällige eine gewisse Rolle spielt, erheben sich zwar nicht so hoch, erhalten aber zum Ersatz oft ein flüchtigeres, mehr spielendes Leben, einen bestrickenderen Reiz; denn Zufall heißt in der Dichtkunst das Bizarre, das anmutig Ueberraschende, die unberechenbare und doch natürliche Unregelmäßigkeit. Paludan-Müller ist in der Wahl seiner Pläne in einem seltnen Grad der Feind des Zufalls. Sein Sinn für das Grundmenschliche sowol als ein Mangel an eigentlicher Erfindungsgabe hin-

derten ihn daran, sich jemals psychologisch absonderliche Stoffe zu wählen. Das Geschlecht, der normale homo sapiens in seiner ganzen Torheit, war der einzige Stoff, der für ihn volle Anziehungskraft hatte.

In „Adam Homo“ stellte sich der Dichter die Aufgabe, zu zeigen, wie ein Mensch aus der Menge, weder von den am besten noch am schlechtesten Ausgerüsteten, von Jugend an wie alle Bessern voll idealer Hoffnungen und Vorsätze, damit verfahre, sein ganzes geistiges Vermögen durchzubringen, um zuletzt als seelenloser Spießbürger zu enden; er wollte gleichzeitig schildern, wie der Held für jede Stufe, die er geistig und sittlich herunterstieg, gesellschaftlich eine Stufe erklomm und erklimmen müsse.

Paludan-Müller war wenig geneigt, Aufklärungen über die Geschichte seiner Werke zu geben; als ich ihn aber einmal ganz unvermittelt fragte: „Was haben Sie von ‚Adam Homo‘ zuerst geschrieben?“ antwortete er ohne Bedenken: „Die Grabschrift, die einzigen Zeilen, die im Gedichte fett gedruckt sind:

Hier ruht Herr Adam Homo, rings mit Preis genannt,
Baron, Geheimrat, Ritter von dem weißen Band.“

Hätten die Zeitgenossen diese Aufklärung, die mich durchaus nicht wunderte, besessen, so würden sie in ihren Versuchen, die sechs ersten Gesänge des Gedichts, die 1841 erschienen und die erst sieben Jahre später fortgesetzt und vervollständigt wurden, zu verstehen, nicht so umhergetappt sein. Sogar Heiberg, der erste dänische Kritiker der damaligen Zeit, dachte nach dem Erscheinen des ersten Teils an die Möglichkeit, der Dichter wolle Adam als glücklichen Ehemann in einem idyllischen Pfarrhof auf dem Lande enden lassen. So weit war man im Anfang davon entfernt, den Entrüstungspessimismus und die überlegene Ironie, aus denen das Dichterwerk hervorgegangen war, zu begreifen. Man ahnte nicht, dass von dem Augenblick an, wo Paludan-Müller die Feder ansetzte, es seine Absicht war, diesen Vertreter der dänischen Bourgeosie, der mit jugendlicher Liebenswürdigkeit und jugendlicher Schwärmereien beginnt, allmählich alles, woran er geglaubt hat, aufgeben, alle, die an ihn glaubten, verraten zu lassen; man ahnte nicht, dass Adam Homo's Bestimmung die war, als Volksmann und Volksredner aufzutreten, um gleich darauf umzusatteln, „das Ideal“ und die Volkstümlichkeit fallen zu lassen, sich zum „feinen Mann“ zu entwickeln, unter der Sonne des Hofes eine Zuflucht zu suchen und endlich, mit Titeln bedeckt, mit Orden behängt, als Baron, Geheimrat, Ritter und so weiter feierlich beerdigt zu werden.

Und wenn Heiberg dies nicht ahnte, kann man sich dann wundern, dass das Publikum Anfangs ganz ohne Verständnis für die Bedeutung des Gedichts dastand? Das Buch hatte keinen Erfolg, man fand es platt. Die Leserwelt, die an keine so derbe Kost gewöhnt war, und die so oft von Paludan-Müller an die Tafel der Götter auf dem Olymp zu Gaste geladen worden, fand einige Stellen anstößig, andere zu alltäglich und meinte überhaupt, dass Paludan-Müller sich diesmal einen Stoff gewählt, der außerhalb des Gebietes seiner Begabung läge. Und doch sollte dieser so überlegen beurteilte „Adam Homo“ nicht viele Jahre später als das typischste und bedeutendste dänische Werk der erzählenden Gattung vollendet vorliegen.

Die doktrinäre Aesthetik wird nicht wenig gegen ein Epos einzuwenden haben, dessen Totalbild so wenig erbaulich und dessen Totalstimmung so unvollkommen, eigentlich nur theologisch versöhnt ist. Aber auch von einem nicht doktrinären Standpunkte aus lässt sich eine Haupteinwendung machen. Die von dem Stoffe bedingte Schwierigkeit war die, dass Paludan-Müller nicht, wie so unendlich viele andere Dichter getan haben, uns den fertigen Spießbürger in seiner ganzen Herrlichkeit vorzuführen beabsichtigte, um ihn sodann der scharfen Examination des Ideals gegenüber durchfallen zu lassen, sondern dass er uns das Werden des Spießbürgers zeigen wollte. Die meisten Spießbürger in der Poesie wie im Leben haben kein oder fast kein Werden gehabt, sie sind geborne Philister. In derartigen Gestalten löst sich das Hässliche ohne den geringsten disharmonischen Nachhall ins Komische auf. Ein solcher Spießbürger ist z. B. Adam Homo's Vater, der deshalb so vollendet komisch ist. Aber das Entstehen des komischen Charakters darzustellen, ist überhaupt ein Stein des Anstoßes für die moderne Poesie. Aristophanes ließ sich nicht darauf ein; wie die griechische Tragödie mit der Katastrophe, so beginnt die griechische Komödie sogleich mit der verkehrten Welt. In „Adam Homo“ ist die Folge dessen, dass der Held komisch **wird** und nicht von Anfang **ist**, kurz gefasst die, dass er anfangs durch seine Liebenswürdigkeit Sympathie, schließlich durch seine Komik Heiterkeit erweckt. Aber der Uebergang selbst, der darin besteht, dass ein wolangelegter Mensch zu Grunde geht, ist widerlich traurig, und doch ist derselbe die Pointe des Ganzen.

Adam Homo ist ein schwacher Mensch, aus Schwäche treulos in der Liebe und unzuverlässig in der Politik. Er ist aber nicht schwach wie so viele der Goetheschen Hauptcharaktere, nicht wie Weislingen, Fernando, Clavigo, Eduard es sind; denn er ist nicht in seiner Schwäche liebenswürdig. Goethe hat, wie die Mehrzahl der Neueren, der Schwäche oft den Zauber der Liebenswürdigkeit verliehen, wie überhaupt in der neuern Poesie die Schwäche nur zu häufig das Geheimnis der Liebenswürdigkeit ist. Nichts ist aber Gegenstand einer so bitteren Ironie von seiten Paludan-Müllers als eine Verteidigung Adam Homo's, die, wie diejenige des Advocatus hominis im letzten Gesang, sich auf die Liebenswürdigkeit des Helden stützt.

Ohne direkt liebenswürdig zu sein, kann die Schwäche als humoristisch etwas Reizendes haben. Es gibt sogar ein altes, in der Natur der Sache begründetes Mittel, durch welches sie am sichersten gefällt. Die persönliche Schwäche kann der Liebenswürdigkeit immer nur für eine Zeit den Schein der Freiheit und die Form der Kraft verleihen, sie schwebt beständig in Gefahr sich zum Niedrigen oder Hässlichen zu verwan[illegible] dagegen aber kann sie sich sichern durch [illegible] eines unerbittlichen Schicksals: als fat[illegible]

sie nur Lachen und verfällt vollständig der Komik. Diese allgemeine Wendung hat Paludan-Müller mit Erfolg vielleicht tiefer und psychologisch richtiger, als es früher geschehen ist, angewandt. Sein Adam ist ein Theoretiker, dem halbbewusste Sophistik immer zu Gebote steht; abwechselnd muss sein ganzes Leben hindurch der Zufall und die harte Notwendigkeit die Verantwortung für seine Erbärmlichkeit tragen.

Wenn der Totaleindruck dennoch nicht unbedingt komisch ist, so beruht dies auf einem Umstand, den Mendelssohn in seinen „Rhapsodien" scharf und richtig mit folgenden Worten bezeichnet hat: „Wir lachen nicht über Personen, die uns lieb sind oder uns nahe stehen, sobald ihre Fehler oder Torheiten einen irgendwie bedeutenderen Charakter annehmen."

Jeder ist aber sich selbst der Nächste, und wird ein „Du bist der Mann!" uns fortwährend zugerufen, so ist es uns unmöglich zu lachen.

Im Laufe der Erzählung hat der Dichter indirekt uns unaufhörlich gesagt, was er im letzten Gesang ganz direkt ausspricht:

> Auch du musst ja dieselbe Straße gehen —
> Drum, wie man Probe hält im Schauspielhaus,
> So übe deine Rolle jetzt voraus!
>
> Betracht' in Homo dir dein eignes Bild,
> Und in den Dingen, die ihm widerfahren,
> So dass sein Herz in Furcht und Hoffnung schwillt,
> Wird sich dein künftig Loos dir offenbaren.

Selbst das Lächerlichste wirkt in diesem Falle nicht rein lächerlich, und besonders den jugendlichen Leser ergreift leicht ein wahrer Schrecken vor den Möglichkeiten, die in seiner eignen Seele ruhen, bei Stellen, wo der Dichter eine rein poetische Wirkung beabsichtigt hatte. So z. B. wo Homo Kammerherr geworden ist:

> Hier, einsam, fühlt er Dankbarkeit sich regen,
> Fühlt seine Seele frei von jedem Band.
> Im Stillen preist er jene güt'ge Hand,
> Die ihn geleitet auf des Lebens Wegen,
> Im Wunden wol geschickt, jedoch auch Segen
> Und alles Leid zum Guten noch gewandt.
> Ja, eine Vorsehung erkennt er klar
> Und bringt gerührt ihr seinen Dank nun dar.

Der ätzende Spott in diesem Dank für den Kammerherrn-Schlüssel wirkt fast peinlich. Der Dichter nimmt die Sache zu ernst, um uns zum Lachen über seinen Helden zu reizen; er wagt nicht, ihn liebenswürdig zu zeichnen, denn Adam soll im vollsten Ernste verurteilt werden; er will ihn nicht der Komik preisgeben, denn Adam soll — der theologisirenden Weltansicht des Dichters gemäß — doch immer noch einen Anknüpfungspunkt für die Gnade bewahren.

Der Standpunkt Paludan-Müllers ist kein Humor, sondern eine ethische Ironie; denn was die Ironie vom Humor trennt, das ist ihr Mangel an Mitgefühl mit dem Objekte. Dieser Standpunkt ist nicht der rein künstlerische, der mit derselben liebevollen Vertiefung bei dem Kranken wie bei dem Gesunden, bei dem Laster wie bei der Tugend, bei dem, was der Künstler in der wirklichen Welt hassen, und dem, was er lieben würde, verweilt. Diese Anschauungsweise ist ebenso wenig die rein humane, die von Liebe zum Menschengeschlecht getragen, mild, überlegen und harmonisch bleibt und ein Lachen erzeugt, das ohne Bitterkeit ist. Paludan-Müllers Satire ist kalt und vernichtend und hat dadurch ihre eigentümliche Gewalt. Man achte nur darauf, wie der brennende Spott des Dichters fast unmerklich sich durch ein Adjektiv oder eine Nebenbemerkung Bahn bricht, so oft es gilt, die so wenig dauerhaften guten Regungen des Helden zu verspotten.

Ein paar Beispiele: Ein Brief von zu Hause meldet Adam, dass seine Mutter, die lange gekränkelt, im Sterben liege, und um sie noch einmal zu sehen, reißt er sich von seiner Braut los und tritt die Reise nach Jütland an. Aber schon unterwegs erfährt er ihren inzwischen erfolgten Tod. Tief ergriffen teilt er der Geliebten die Trauerbotschaft mit, indem er sie gleichzeitig seines Glaubens an die Zukunft und seiner unerschütterlichen Treue versichert. Der Brief ist nicht unaufrichtig, kaum hohl zu nennen, nur naiv. Der Dichter aber, der lange vor dem Leser weiß, wie Adam enden wird, kann kaum den Augenblick seines Umschlags erwarten; schon eine Weile, bevor Adam die satirischen Peitschenhiebe verdient hat, schwingt Paludan-Müller mit Hohngelächter die Geißel des Spottes über ihn:

> Auf seinen Glaubens-Brief drückt Homo kräftig
> Das Siegel ab, indem er sich erhebt;
> Er trägt den reichen Schatz zur Post geschäftig,
> Wo er die Franko-Marke darauf klebt.

Adam geht an Bord, um zur Beerdigung rechtzeitig in seiner Heimat zu sein. Auf dem Dampfschiff trifft er aber unvermutet seine erste Flamme wieder, die Comtesse Clara, die, um sich Adam als Begleiter auf ihr Landgut zu sichern, ihn ihrem Gemahl, dem dicken, geistlosen Kammerherrn von Thor, als einen alten Bekannten vorstellt. Vergebens sträubt Adam sich, die Einladung anzunehmen, indem er einwendet, dass seine Mutter eben gestorben sei — Clara erklärt es für ihre Pflicht, ihn in seinem Schmerze zu trösten. Seine Verlobung hat er schon verschwiegen oder verleugnet. Er lässt sich überreden, die Beerdigung zu versäumen. Clara und er gehen zusammen aus, um Einkäufe zu machen; sie will eine Feder für ihren Hut, er Trauerflor für den seinen kaufen. Clara befestigt zuerst ihre Straußenfeder,

> Wonach um Adams Hut den Flor sie wand,
> Versicherte, dies kleid' ihn ganz charmant.
> Der Wagen kam und stört' in dem Geschwätz sie.
> Der Kammerherr stieg ein mit unserm Paare,
> Mein Held im Flor, im Federschmuck Frau Clare.

Wenn man sich nun erinnert, dass dieser Flor der Trauerflor für seine eben verstorbene, herrliche und heißgeliebte Mutter ist, so wird man schmerzlich von dieser blutigen Ironie berührt. „Wenn es wahr ist," ruft man unwillkürlich aus, „dass wir bis zu diesem Grade die Kinder des Augenblicks, der Stimmung, des Selbstbetruges sind; dass unsere besten Gefühle, unsere ernstesten Vorsätze und reinsten Erinnerungen in Dunst verdampfen, wie Rauch entschwinden — o Dichter! wie kannst du dann bei dem Gedanken daran dein

satirisches Gedicht schreiben? Hast du denn keine Träne für die sonderbare, unheimliche Mischung unserer Menschennatur, die ein solches Elend möglich macht?" Der Fragende muss sich mit Gewalt darauf besinnen, dass dieser Dichter vor allem ein entrüsteter Moralist ist, der eine religiös-poetische Tendenz mit seinem Gedichte verfolgt. Das Persönlich-Moralische ist ihm alles; er sieht es nicht als ein Glied des großen Ganzen, betrachtet es nicht als eine besondere organische Funktion des Weltorganismus, derjenigen der Leber oder des Herzens im menschlichen Körper vergleichbar; er hat einzig dafür Augen; wo es sich vorfindet, verdunkelt es seinen Blick für alles andere, und wo es fehlt, sieht er nur die Abwesenheit desselben, und „eo ipso profulget, quod non videtur".

(Schluss folgt.)



Longfellow's erstes Gedicht.

Kurz nach dem Ableben des gemütswarmen Altmeisters amerikanischer Poesie, Henry Longfellow, gestattete mir der Herausgeber dieser Blätter, in denselben das letzte Lied des Heimgegangenen: „Mad river in the white mountains" in meiner Verdeutschung mitzuteilen. War es ein wehmütiges Interesse, mit welchem man jene formvollendeten, liebenswürdigen Verse, die als letzte der Feder des Meister entströmt waren, gelesen haben mag, so wird man nicht ohne eine gewisse Rührung heute von den ersten Versen Longfellow's Kenntnis nehmen. Der Dichter soll dieselben als neunjähriger Knabe gemacht haben.

Die Gelegenheit, bei der sich so zum erstenmale die Begabung des zukünftigen Poeten überraschend dokumentirte, war folgende. Sein Lehrer hatte ihm aufgegeben, einen Aufsatz anzufertigen. Little Henry erschrak gewaltig — wie meist Kinder, wenn sie ein erstes selbständiges Skriptum zustande bringen sollen.

„Schreiben kannst du doch, nicht wahr?" sagte darauf der Lehrer.

„Ja."

Gut, dann kannst du wol auch Worte zusammenstellen oder aneinanderreihen?

„Yes, sir!"

„Nun, dann nimm deine Schiefertafel und geh hinter das Schulhaus. Da wirst du schon irgend etwas finden, was du kennst und worüber du ein paar Sätze schreiben kannst. Da erzähle dann nur, was es ist, wozu es gebraucht wird, und was man damit tut. Das ist alsdann ein Aufsatz."

Henry nahm seine Tafel und ging damit hinaus. Draußen fand er hinter des Schulmeisters Scheune ein Rübenfeld, und eine besonders schöne Rübe erregte begreiflicherweise des Knaben Aufmerksamkeit. „Ach," dachte er, „das kenne ich ja und davon weiß ich ja, wozu es dient und was man damit beginnt." Dann machte er sich an die Arbeit und in einer halben Stunde — soviel Zeit hatte ihm der Schulmonarch vergönnt — brachte er seinen fertigen Aufsatz in die Klasse. Der Lehrer soll zu Tränen gerührt gewesen sein, als er sah, was Little Henry in der kurzen Zeit zustande gebracht hatte. Der merkwürdige Aufsatz lautete nämlich folgendermaßen:

Mr. Finney's turnip.

Mr. Finney had a turnip,
And it grew, and it grew;
And it grew behind the barn
And the turnip did no harm.

And it grew, and it grew,
Till it could grew no taller;
Then Mr. Finney took it up
And put it in cellar.

There it lay, there it lay,
Till it began to rot,
When his daughter Susie washed it
And she put it in the pot.

Then she boiled it, and boiled it
As long as she was able,
Then his daughter Lizzie took it
And she put it on the table.

Mr. Finney and his wife
Both sat down to sup,
And they ate, and they ate,
And they ate the turnip up.

Man könnte diese kindlich-naiven Verse verdeutschen wie folgt:

Mr. Finney hatt' 'ne Rübe
Und die wuchs zu seiner Freude,
Wuchs wol hinter seiner Scheuer
Und tat niemand was zu Leide.

Und die Rübe wuchs und wuchs,
Bis sie dick und groß genug,
Bis dann Mr. Finney kam
Und sie in den Keller trug.

Lange, bis sie beinah faul,
Lag sie in dem Keller nun,
Ehe sie Miss Susie wusch,
Um sie in den Topf zu tun.

Und im Topfe kochte sie,
Bis sie längst gekocht genug;
Worauf dann Miss Lizzie kam
Und sie auf den Esstisch trug.

Mr. Finney und sein Weib
Setzten sich zum Abendessen;
Und man aß, und man aß,
Bis die Rübe aufgegessen.

So rührend-anspruchslos diese Verse sind, gibt sich in ihnen doch eine gewisse Begabung für das Reimefinden und Rythmisiren kund. Vielleicht ist dies auch nicht das erste Verslein gewesen, welches der zukünftige Dichter gemacht, sondern er mag wol vor jener Zeit schon, angeregt durch die leichtgereimten und starkrythmischen Kinderlieder, die drüben wie hüben gesungen werden, mit den Spielgefährten einen oder den andren Kinderreim ersonnen haben; die kurze Zeit, die er nach Mrs Finney's Angabe zu jenem Liedchen gebrauchte, lässt dies vermuten.

Berlin. **Ernst Remin.**

Zwei indische Dramen.
Metrisch übersetzt von Ludwig Fritze.

Leipzig 1883, Reclam.

Herr Ludwig Fritze, der durch die anmutige metrische Form, in welche er sie zu kleiden versteht — denn Form ist ja bei allen Schöpfungen der Kunst das Moment, welches dem Stoff in der Vollendung erst die Dauer verleiht — manch schöne alte Dichtung der Urahnen den fernen Enkeln so genussreich nahe gebracht, hat in letzter Zeit wieder zwei Gaben der indischen Muse, jener „träumenden Prinzessin der Märchen“ (Heine), in das Deutsche übertragen. Von dem ersten dieser beiden Schauspiele „Malavika und Agnimitra“ besaßen wir schon eine Uebersetzung von Professor Albrecht Weber, ist und hier nur die metrische Form neu, die das Poetische auch in poetisches Gewand kleidet. Im zweiten „Kausika's Zorn“ bietet Herr Fritze überhaupt die erste Uebersetzung. Beide Arbeiten verdienen das Interesse, das große Kreise ihnen sicher entgegenbringen werden, in hohem Maße. Beide sind dichterische Darstellungen aus so ferner Zeit, Bilder eines so entlegenen Lebens, das auf Voraussetzungen beruht, die, so edel und erhaben sie häufig sind, doch so fremd anmuten, dass es unmöglich wäre, sich auch nur im abstrakten Denken hineinzuversetzen, wenn nicht derartige Schöpfungen, die natürlich hervorgewachsen sind aus solch altem, fremden Leben, es in ihren Gestalten zu künstlerischer Wirklichkeit verkörperten, durch welche die reale Wirklichkeit einen lebensvolleren Schein der Wahrheit erlangt, als jede andere Darstellung ihr zu geben vermag. An poetischem Wert scheint mir das dem Kalidasa zugeschriebene — die Kundigen streiten selbst noch über diese Frage, und so müssen wir uns wol bescheiden, sie als eine offene zu betrachten — Schauspiel weit höher zu stehen als „Kausika's Zorn“ von dem bisher unbekannten Dichter Kschemisvara. Ich möchte letzteres für das Produkt einer weit späteren Zeit halten, die viel mehr Reflexion als schöpferisch sprudelnde Phantasie besaß. Allein Zeitbestimmungen sind ja nirgend so schwer wie bei den Indern, welche ausschließlich dem geistigen Leben Wert zuschrieben und den kleinen Vorgängen dieses kleinen Erdenlebens, das einzig als Durchgangsstufe diente, bis der Geist die Fähigkeit erlangte in reine Geistigkeit einzugehen und aufzugehen in dem unpersönlicken Weltall, so gar keine Wichtigkeit beilegten.

Kschemisvara's Drama ist zwar die Bearbeitung einer sehr alten Sage, die schon mehrfach episch dargestellt war nnd noch in neuester Zeit häufig dramatisirt wird, trägt aber, trotz ihrer übernatürlichen Szenerie, vorherrschend das Gepräge eines späten lehrhaften Verstandesproduktes. Es ist ein Charakterdrama, das auffallende Anklänge an Hiob zeigt, wie auch schon mehrfach bemerkt worden, wenn auch die Einkleidung auf rein indischen Anschauungen beruht. Es ist die Verherrlichung des Königs Haristschandra, der um der Wahrheit willen, um sein Wort zu halten, sein Königreich, Hab und Gut dahingibt, Weib und Kind und sich selbst in die härteste Sklaverei verkauft; mit tiefstem Seelenschmerz, doch ohne nutzloses Klagen die schmachvollste Erniedrigung, das herbste Leid erträgt; dessen sicheres Gefühl für Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit keiner Versuchung erliegt, und als ihm schließlich als Lohn seiner Taten der Eingang zu Brahma's Welt zu Teil wird, diese Seligkeit nicht genießen will, wenn nicht auch seine Untertanen, die auf ihn vertrauen, zu ihm als ihrem Schützer aufsehen, sie mit ihm teilen sollen. Natürlich verweigert dies der Gott der Gerechtigkeit:

„Wie könnten deine Untertanen wol
So hohes Glück verlangen! Ist denn nicht
Ihr Tun so mannigfaltig und darum
So mannigfaltig ihre Sinnesart!

König.

Für meine guten Werke möcht' ich mich
O Heiliger, nur einen Augenblick,
Und wär's die Hälfte eines Augenblicks,
Mit meinen Untertanen im Verein
In dieser und in jener Welt ergehn.
Und auch zu Folgendem bin ich bereit:
Für meine guten Werke mögen sie
Die Welt erlangen, die du mir bestimmst.

Dharma (erstaunt, für sich).

Wie überragt doch seine Denkungsart
Die herrschende Gesinnung in der Welt!
(Laut): Da deine guten Werke du verschenkst,
So hast du wieder reichlich sie vermehrt,
Und auch für deine Untertanen sind
Die ew'gen Welten nun erworben“ . . .

Dieser edle, echt indische Zug, der menschlich so unendlich viel höher steht als das Sichberuhigen in Gottes gerechtem Ratschluss, sollte er auch Gatte oder Gattin, Vater und Mutter, Sohn und Tochter zur ewigen Höllenpein verdammen, und in dieser Beruhigung — ohne die sie freilich unmöglich wäre — ungetrübte Himmelsfreude zu genießen, mahnt an die ähnliche Forderung des Yudhischtirah, der auch nicht allein, nicht ohne seine Getreuen, ja nicht ohne seinen getreuen Hund, in die ewige Seligkeit eingehen will.

Die übernatürliche Handlung dieses Dramas, in dem Götter und Dämonen, Wesen, die außerhalb des Kausalbegriffes stehen, eine große Rolle spielen, tritt uns weniger nahe, wenn wir auch dem Hauptcharakter unsere Bewunderung nicht versagen können. Doch auch er steht eigentlich zu hoch für die wahre Sympathie von Mensch zu Mensch, denn selbst das Vergehen, durch das er den Zorn des Kausika und durch diesen all die Prüfungen auf sich zieht, ist in Wahrheit gar kein Vergehen, sondern an sich ganz das Gegenteil eines solchen; es wird erst durch die besonderen Umstände, die dem König unbekannt waren, dazu gestempelt. Naiv ist die Art, wie die heiligen Büßer mit höchster Selbstbewunderung — zu der sie freilich alle Ursache haben — von ihren eigenen Taten reden. Voll altindischer Weisheit dagegen so manch schöner Ausspruch:

„Wie darf man etwas in der Welt bestimmt
Ein Unglück nennen oder auch ein Glück.
Aus mangelhafter Einsicht mengen sich
Begriff von Unglück und Begriff von Glück.“

und:

„In Wahrheit ist ja Unglück gleich dem Glück,
Wenn durch Erfüllung unsrer Pflicht der Geist
In seiner richtigen Verfassung ist.“

Welchen fundamentalen Wert der Inder der Wahrheit beilegte, zeigen die Worte Dharma's, des Gottes der Gerechtigkeit:

„Ich trage diese Welten, und mich trägt
Die Wahrheit, die verbunden ist mit ihnen.“

In einer anderen Dramatisirung der Haristschandra-Sage tritt außer dem Moment des „auch im schwersten Leiden nicht von der Wahrheit weichenden Haritschandra, worin er unwillkürlich an Hiob erinnert“, auch noch ein anderes hinzu, das so auffallend ist, dass vielfach hebräischer Einfluss auf diese spezielle Bearbeitung angenommen wird. „Als einst die Götter und die frommen Büßer in Indra's Himmel beisammen waren, entstand Streit darüber, ob es auf Erden wol einen vollkommen tugendhaften Fürsten gebe. Mein Schüler Haristschandra ist ein solcher, behauptete Vasischtha. Doch zornig erwiderte Siva, der in Gestalt des Visvamitra anwesend war, Haristschandra's Tugend würde in einer schweren Prüfung nicht bestehen, und wenn man ihm den König preis geben wolle, so sei er bereit, dies vor allen Göttern zu zeigen. Diese Herausforderung ward angenommen, und nun verhängte Siva über Haristschrandra eine Kette der schwersten Leiden.“ (Fritze, Einleitung.)

Eine ganz andere Welt tut sich auf in „Malavika und Agnimitra.“ Da ist echte Poesie, menschliche Liebe und Leidenschaft. Wie plastisch sind die verschiedenen Personen charakterisirt, wie fesselnd ist die Handlung geführt, wie zeigt sich in jedem kleinsten Umstand eine Poesie und Sinnigkeit, die aus dem wirklichen Leben herauswachsen, — und so wird das poetische Bild dieses wirklichen Lebens zum Fesselndsten an diesem Schattenspiel uralten Seins.

Wo immer uns die Poesie der Inder entgegentritt, da reißt sie hin zur Bewunderung dieses glühend empfindenden, hochgesinnten, tiefgebildeten, milde denkenden Volkes, das auch von höchster Leidenschaft bewegt, die Grenzen schöner Sitte nicht überschreitet. Wie edel ist das Verhältnis des allgewaltigen Herrschers zu seinen Gemahlinnen; wie ruhig, ja demütig erträgt er ihre Vorwürfe, macht nie ihnen gegenüber von einem Machtwort Gebrauch, versucht, die Geliebte, zu der unwiderstehliches Liebessehnen ihn allgewaltig hindrängt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher durch List in Heimlichkeit zu sehen, zu sprechen, und empfängt sie erst aus der Hand seiner ersten Gattin, als freiwillige Gabe, zur ebenbürtigen Gemahlin. Freilich mochte solch freiwillige Gabe gar häufig ein inneres Muss sein bei klugen indischen Frauen, denn ohne sie würde der König wol schließlich von seiner Macht Gebrauch gemacht haben, und das musste eine weise Gattin um jeden Preis vermeiden. Mit feiner Psychologie wird das Verhalten der Dharini, der ersten Gemahlin Agnimitra's, geschildert: das Misstrauen, das die erste Frage des Königs nach „der wunderschönen Maid“, die er nur auf einem Gemälde der Königin mit ihren Frauen gesehen, sofort weckt; ihr Verbergen der Malavika, die erst durch eine vom Vidushaka — einer stehenden Figur des indischen Schauspiels, Vertrauter des Königs und zugleich lustige Person — schlau eingefädelten List dem König vorgeführt werden muss. Die Königin, welche, trotz des fein angelegten Plans, den verborgenen Zweck erkennt, sagt zum König:

„Wenn du die Reichsgeschäfte so geschickt
Wie dies betreibst, dann steht es wol, Gemahl“,

worauf er ihr beruhigend erwidert:

„Argwöhne doch nichts anderes hierbei“,

sich aber doch nach wenigen Augenblicken selbst verrät:

„Lass, Herrin, uns bei ihr (Malavika) Zuschauer sein“;

ein ebenso wahrer wie feiner Zug; worauf die Königin für sich sagt:

„Wie unbescheiden ist doch mein Gemahl“,

und sein Vertrauter ihn heimlich mahnt:

„So geh' doch nur bedächtig, dass dir nicht
Die Königin den ganzen Plan verdirbt.“

Das reizende Schauspiel mahnt in manch kleinem Detail an die lieblichste Schöpfung Kalidasa's, die einzige Sakuntala — aber doch wol mehr für unsre Augen, aus so weiter Ferne auf die Gegenstände gerichtet, die gleichem Boden und wol gleicher Zeit entstammen, wie wir ja auch an Gemälden aus ferneren Zeiten einen unbedingt gemeinsamen Zug in einer bestimmten Periode finden. Das sinnige Schauspiel zaubert in anmutigster Form ein Bild aus dem Leben eines ebenso reich begabten wie hochgesinnten Volkes vor die fernen Nachkommen, die, gleichwie Kinder von ihren weiseren Eltern lernen, nicht ohne Belehrung in den Spiegel uralter Ahnenweisheit schauen mögen.

Berlin.

M. Benfey.



Londoner Briefe.

Was man hier die „Season“ nennt — auf Undeutsch: „die Saison“ — ist nunmehr zu Ende. Das Parlament, welches mit Recht für den Mittelpunkt des englischen Lebens gilt, hat seine Sitzungen geschlossen. Auf einige Monate ist nunmehr „Niemand in London.“ Das heißt, einige Hunderttausend sind abwesend, einige Millionen bleiben, arbeiten, leben, — höchstens, die Glücklicheren unter ihnen, auf vierzehn Tage sich ausspannend.

So hat nun auch die letzte der literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften ihre Tür bis gegen

den Herbst hin geschlossen, und wir mögen billig, noch einen Rückblick auf hervorragende Punkte in ihrer Tätigkeit werfend, uns von ihnen auf eine Zeitlang verabschieden.

Die Shakespeare-Gesellschaft — sie nennt sich, 1874 von Furnivall gegründet, die neue, zum Unterschiede von einer älteren, 1853 untergegangenen, — hat dieses Jahr, angefeuert durch das vorjährige Beispiel der Browning-Gesellschaft, ihre Mitglieder und Freunde zu einer eigentümlichen Festsitzung eingeladen. Es war ein Shakespeare-Konzert, und dieser erste Versuch ist im ganzen so befriedigend ausgefallen, dass man von der Wiederholung, die auf nächstes Jahr versprochen, das Beste hoffen darf, namentlich wenn an die Seite des gegebenen Gesanges auch die, von neueren Tonsetzern gelieferte, Instrumentalmusik treten kann. Es wurden, in einem etwas langen Programme, musikalische Kompositionen von Liedern Shakespeares gesungen, womit die ganze Zeitreihe von 1597 bis 1883 umfasst war, und die, von dem Leiter Herrn Greenhill in fünf Perioden eingeteilt, charakteristisch verschiedene Auffassung und Behandlungsweise zeigt. Dasselbe Lied wurde mehrfach in der Zeit nach, verschiedenen, Tonsetzungen vorgetragen.

Browning bietet weniger Sangbares als Shakespeare. Bei dem zweiten Jahresfest der Browning-Gesellschaft — das erste haben wir seiner Zeit erwähnt — nahmen daher Vorträge aus den Werken des alten Dichters einen beträchtlichen Teil des Programmes ein, neben den Gesängen, unter welchen letzteren besonders die „Kavalier-Lieder", Solo und Chor, bei dem Publikum Anklang fanden, das sich zahlreich in dem botanischen Theater des University-College eingestellt. Mit trefflichem Gedächtnis und großer Meisterschaft stellte sich der Vortrag des längeren Gedichtes „Martin Ralph" dar; — immer unter der Voraussetzung, dass die in England allgemein angenommene Gewohnheit richtig sei, die sich als Theorie dahin feststellen lässt: es gehören zum Genusse eines vorzutragenden Gedichtes zwei Leute: erstens ein Dichter, der das Ding metrisch verfasst, und dann ein Vortragender, der das Metrum wieder aufhebt, und uns nur poetisch gefärbte Prosa hören lässt.

In der Carlyle-Gesellschaft sprachen wir in verschiedenen Sitzungen über August Comte und Carlyle, über Lord Byron und Carlyle, und über die religiösen Anschauungen des „Weisen von Chelsea", welche zu einer sorgfältig ausgearbeiteten Denkschrift von Herrn Rennie Veranlassung gaben, während eine gleichfalls sehr sorgfältige Arbeit des Herrn Joseph Gill, der seither auf eine Forschungsfahrt nach Afrika abgegangen, zur Vergleichung der verschiedenen Wege führte, die Comte und Carlyle zur Verurteilung des Parteiwesens und der Demokratie und zur Verherrlichung des wohltätigen Despotismus leiteten, und der verschiedenen Art, in welcher die beiden, jener auf der französischen Revolution, dieser auf dem Puritanismus fußend, eine moderne caesarische Theokratie sich dachten.

Der deutsche Verein für Kunst und Wissenschaft, der auch unter dem Namen German Athenaeum hier bekannt, hat seinem hundertsten Vortrag gelauscht, den Herr Dr. Schaible hielt, wie er vor zehn Jahren den ersten gehalten. In eingehender, lichtvoller, anziehender Weise besprach der Vortragende die Beziehungen zwischen England und Deutschland unter Henry VIII. und Edward VI. An diese höchst fleißige Arbeit schloss sich der Abschied des Vortragenden, welcher bisher Professor an der Artillerieschule von Woolwich war und nach dreißigjähriger Wirksamkeit in England in die deutsche Heimat zurückkehrt, um sich in Heidelberg niederzulassen. Es war sehr erfreulich die Herzlichkeit zu sehen, welche der Verein seinem scheidenden Mitglied erwies. Dr. Schaible war eine Hauptstütze dieser nützlichen Gesellschaft und will auch, mit englischem Wesen befreundet, alljährlich in diese Luft der Freiheit zurückkehren, so dass er uns gleich für nächsten Sommer die Darstellung der Wechselwirkungen der beiden Länder unter Elisabeth versprechen konnte.

In der literarischen Abteilung des Turnvereins, welche eine hübsche Tätigkeit entwickelt, hat Herr J. Loewenberg, bei seinem Abgang nach Paris, sein noch ungedrucktes, sehr ansprechendes Gedicht „Chatterton" vorgetragen und demselben eine anziehende Prosa-Arbeit über den unglücklichen Dichter vorausgeschickt.

Die Wiclif-Gesellschaft hat den Druck des ersten Bandes ihrer Veröffentlichungen beinahe vollendet. Er wird im September erscheinen und des Reformers Streitschriften enthalten, und zwar in zwei Ausgaben, von denen die eine mit englischen, die andere mit deutschen Noten versehen ist. Der Deutsche Dr. Buddensieg hat diese Aufgabe übernommen. Der folgende Band wird Herrn Reginald Lane-Poole's Ausgabe des Buches De dominio civili enthalten, und dann wird Herrn Mathews mit De Mandatis Divinis kommen. Im nächsten Jahre soll der 400. Jahrestag von Wiclifs Tode begangen werden. Zur gefälligen besonderen Beachtung für den werten deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag!

In Oxford wird soeben eine historische Gesellschaft gegründet, in Ausführung des Planes, den John Richard Green entworfen, der verdienstvolle Geschichtschreiber, dessen Tätigkeit wir neulich bei Meldung seines Todes im „Magazin" besprachen.

In der Hauptsitzung der Philologischen Gesellschaft, in welcher jeweils die Jahresarbeit überblickt wird, erstattete Dr. Murray abermals anziehenden Bericht über den Fortschritt des großen englischen Wörterbuches, der Riesenarbeit, welche diese Gesellschaft auf ihre Schultern genommen, und für welche die reiche Universität Oxford die Geldmittel liefert.

Alle Wörter in diesem Buche werden in vier Klassen eingeteilt: 1) *Naturals*, d. i. einheimische und solche ursprünglich Fremde, die jetzt völlig eingebürgert, wie *bishop*; — 2) *Denizens*, ausländische Namen für englische Dinge, wie *aide-de-camp*; — 3) *Aliens*, ausländische Namen für ausländische Dinge, wie *plébiscite*; — 4) *Casuals*, gelegentliche, von Reisenden u. dergl. vorübergehend eingeführte, wie *dák* (eine Art Tragsessel in Indien). Von den 4768 Wörtern bis zum Worte *alternate*,

bei dem man jetzt angelangt, gehören nur 231 den drei letzteren Klassen an.

Im ganzen Werke werden wenigstens 183 329 Hauptartikel sein, oder mit den Hinweisungen 237 127 Einträge. — Jede Seite enthält ungefähr 120 Belegstellen; es werden also im ganzen Werke etwa 1 100 000 solche Stellen sein, die aus den drei Millionen ausgewählt sind, welche eifrige Mitarbeiter eingesandt. Die Begriffsbestimmung mancher Wörter hat viele Mühe gemacht: so haben z. B. die theologischen Rathgeber sich scharf über *altar* gestritten, bis es gelang, eine Definition zu finden, die Niemandem Anstoß gebe.

Hier mag auch der kürzlich in Oxford gehaltenen Vorlesungen Ihres Mitarbeiters Dr. Carl Abel gedacht werden, welche soeben im Druck erschienen sind unter dem Titel: „Ilchester Lectures on Comparative Lexicography“ und in der „Academy“ günstige Besprechung finden.

Anderer neuen Bücher zu erwähnen, bleibt uns wenig Raum. Doch seien die neuen Gedichtbände von George Meredith und Swinburne angeführt. Jener, — nicht mit Owen Meredith zu verwechseln, dem Dichternamen des jetzigen Lord Lytton, Bulwer-Lytton's Sohn, — teilweise in Deutschland erzogen, hat seit 1851 ab und zu Gedichte und Romane geliefert, tritt jetzt den Herren Pessimisten entgegen, die sich auch hier hinlänglich hervorgetan, mit: „Poems and Lyrics of the joy of Earth.“ Er will uns einen *song of gladness* singen. So weit, so gut. Aber auch dieser Dichter, wie so viele der neueren Engländer, gefällt sich in Dunkelheit des Ausdrucks und quält uns mit Schwerverständlichkeit der Sprache und Ueberladung der Bilder. Das muss leider auch von dem neuesten Bande des klangvollen Swinburne gesagt werden: A Century of Roundels. Es wird Zeit, zu Apollo zu beten, dass er unsere Dichter aus Browning's Halb- oder Ganzdunkel und aus dem Wirrsal verkünstelter Versmaße herausführe in die lichtvollen Tempelhallen, in seinen ewigen Sonnenschein!

Wer seiner Freundin oder seinem Freunde ein reizendes Geschenk mit einem neuen englischen Buche machen will, wähle Lady Brassey's, der unermüdlichen Reisenden, „Tahiti“, in feinster Ausstattung, mit zahlreichen Photographien. — Der Beobachter neuester Geschichte mag sich an einem Bande Denknisse erfreuen: „Reminiscences“, by Lord Ronald Gower, einem Sohne des Herzogs von Sutherland. Er wird da allerlei anziehende Persönlichkeiten treffen, mit denen der Verfasser verkehrt hat: Beaconsfield, Garibaldi, Victor Hugo. Der Verfasser war am Anfange des Krieges von 1870—71 bei des deutschen Kronprinzen Heer, nachher in Paris eingeschlossen. — Von Mathilde Blinds wertvollem Buche: „George Eliot“, welches früher mit verdientem Lobe erwähnt wurde (Magazin vom 27. Januar d. J.), ist bereits die zweite Auflage erschienen. — Fräulein Lucy Toulmin-Smith, deutschen Forschern auf dem Gebiete des Englischen durch Beiträge in der Zeitschrift „Anglia“ bekannt, wie durch ihre vermehrte und prächtige Ausgabe von „Shakespeare's Centurie of Prayse“, arbeitet fleißig an der vollständigsten Sammlung altenglischer Mysterien. Wer die „Chester Plays“ besitzt oder kennt, wird hier seine Vertrautheit mit dieser alten Form des Dramas gern erweitern. Die Universität Oxford hat den Verlag übernommen. Die begabte Dame hat den Text aus den Original-Manuskripten herauszuklauben, welche zur Bücherei des Lord Ashburnham gehören.

Und so wären wir ja bei dieser mächtigen Seeschlange wieder angekommen, die man beim Abschluss meines letzten Berichtes für glücklich abgetan halten mochte. Nicht so. Die englische Regirung hat den dort (Magazin vom 16. Juni) gemeldeten Vergleich, welcher zwischen den Verwaltern des britischen Museums, der französischen Regirung und Lord Ashburnham abgeschlossen, wider Vermuten nicht gutgeheißen. Es sollte danach die ganze Sammlung um £ 160 000 an das Museum übergehen, und die, irgendwie und -wann, aus Frankreich gestohlenen Bücher von dem Museum um £ 25 000 an die französische Regirung abgeliefert werden. Damit war diese zufrieden, nicht aber das Kabinet Gladstone, welches, wol mit Recht, missbilligte, dass das gestohlene Gut überhaupt durch die Hände englischer Behörden oder Körperschaften gehe. Es wurde also der französischen Regirung und Lord Ashburnham überlassen, sich auseinanderzusetzen; und dem Letzteren blieb nichts übrig als die zuerst verweigerte Trennung der Sammlung. Ueberdies ließ er sich durch die Vertreter des britischen Museums bis auf £ 90 000 herunterdingen. Auch das war der englischen Regirung zu hoch, die auch an den Steuerzahler zu denken hat, mindestens ebensoviel wie an den Bücherliebhaber; mehr als £ 70 000 wollte sie nicht genehmigen. So zerschlug sich der ganze Handel. Schließlich hat man beschlossen, denjenigen Teil der Bücher, welcher als die „Stowe-Collection“ bekannt ist und aus Handschriften besteht, um £ 45 000 anzukaufen. Der größere Teil geht ins britische Museum, der Rest nach Dublin. Weiteren Ankauf hat die Regierung abgelehnt, — also wird es wol zur Versteigerung kommen.

London.

Eugen Oswald.



Zwei Mingrelische Märchen.

Gesammelt von Professor Zakarelli und mit dessen Genehmigung für das „Magazin“ ins Deutsche übertragen von A. von Suttner (Tiflis).

I.

Es war einmal, es war einmal, es war einmal nichts — und doch war einmal im Dorfe des Kreises eines Königsreichs, eines Landes, ein verwaister Knabe, so, — so arm, dass zwischen Himmel und Erde nichts ihm gehörte. — So lebte er heute, morgen, übermorgen, diese Woche, die folgende Woche, diesen Monat und

den folgenden Monat.*) — Er wurde traurig und begann nachzudenken. Er dachte, dachte, dachte — und fasste endlich einen Entschluss:

„Ich werde“ — sagte er sich — ausziehen, mein Glück zu suchen!“ — Er erhob sich am frühen Morgen, segnete den Namen Gottes, kam zur Rechten zurück**) und machte sich hierauf auf den Weg. — Er wanderte, wanderte, wanderte durch die Wälder, Gefilde und Täler, erklomm die Berge und wanderte immer weiter.

Im Umsehen erblickte er einen stattlichen Mann, der gerade auf ihn zuging.

„Ich wünsche dir Erfolg, tapferer junger Mann! — Wohin ziehst du des Weges?“ fragte der Unbekannte.

„Möge dir Gott den Sieg verleihen, battono***)! — Ich ziehe aus, mein Leben zu suchen“, erwiderte der Angeredete.

„Gut, tritt in meinen Dienst auf drei Jahre. Du sollst bei mir drei Lebensregeln lernen, die dir für den Rest des Lebens nützlich sein werden!“

Der junge Mann willigte ein, und sie zogen miteinander weiter.

Nach Ablauf des ersten Jahres sagte der weise Mann: „Was du immer außerhalb des Hofes deines Hauses finden magst, nimm es und wirf es hinein!“

Am Ende des folgenden Jahres fügte er hinzu: „Wenn man dich nicht sehr dringend bittet, so leihe nie etwas einem anderen!“

Endlich, nachdem das dritte Jahr vorüber und der Zeitpunkt gekommen war, den jungen Mann freizugeben, berief ihn der Weise zu sich und sagte: „Vertraue nie einer Frau ein Geheimnis an!“

Hierauf segnete er ihn und gab ihm den Abschied.

Der junge Mann machte sich auf den Weg. Er wanderte, wanderte, wanderte Tag und Nacht, — durch Gewässer und Länder.

In seiner Heimat angekommen, machte er sich daran ein Wohnhaus zu bauen. Er umgab seinen Hof mit einer Hecke und warf — nach dem Rate seines einstigen Dienstherrn — Alles hinein, was er draußen fand.

Eines Morgens entdeckte er auf der Straße eine rote Schlange. Der Ermahnung eingedenk, ergriff er dieselbe und warf sie in den Hof. Am Ende der Woche — wie groß war seine Ueberraschung — fand er, dass die Schlange mehrere wertvolle Steine gelegt hatte!*)

Er ergriff seinen Schatz und die Schlange und machte der letzteren ein Nest im Hause. Da die Schlange jeden Morgen einen Edelstein legte, war der glückliche Besitzer bald in der Lage, sich ein schönes Haus zu bauen.

Er verheiratete sich und lebte wie ein großer battono.

Die Schlange legte immer fort und fort, und der junge Mann wurde immer reicher, bis ihn eines Tages seine Frau fragte: „Junger Mann, wer hat dich nur so reich gemacht, dich, dessen Armut im Lande bekannt war, dich den Bettler?“

Der Mann hütete sich wol, sein Geheimnis auszuplaudern: „Wer? — Nun, Gott hat mir all den Reichtum gegeben“, erwiderte er. Aber die Frau ließ ihm keine Ruhe mit ihrer Neugierde; Tag und Nacht plagte sie ihn mit der Frage: „Wer hat dich nur so reich gemacht?“ — Er konnte sich nicht von der lästigen Fragerin losmachen. Ohne Unterlass von ihr gepeinigt und gelangweilt, teilte er ihr endlich sein Geheimnis mit, — und da sie nun alles wusste, führte er sie zur Schlange, um ihr die kostbaren Eier zu zeigen. Aber von diesem Tage an hörte diese auf zu legen — und der Reichtum des jungen Mannes begann nach und nach auf nichts zusammenzuschmelzen!

Kurze Zeit darauf sprach ein Fremder im Hause vor und bat den Besitzer, ihm ein Messer zu leihen. — Der junge Mann, niedergeschlagen und die verlorenen Schätze betrauernd, gedachte nicht der Ermahnung des Weisen!

(Könnte deinem Feinde das geschehen, was nun geschah!)

Der Unbekannte war ein Räuber, der sich ins nächste Haus schlich, das Messer dem schlafenden Eigentümer ins Herz bohrte und das Haus plünderte!

Da er die Waffe in der Wunde stecken ließ, wurde das Mordwerkzeug den Richtern gebracht. Man entdeckte, dass der junge Mann der Eigentümer war, und er musste mit dem Leben dafür büßen, dass er die Ermahnungen des Weisen nicht befolgt hatte.

II.

Es waren einmal zwei Brüder, zwei große Diebe, die genau wussten, wo der König seinen Schatz aufbewahrte.

Sie beschlossen, denselben zu rauben. Im Begriffe aufzubrechen, starb der eine plötzlich. Sein Sohn bat den Oheim, ihn an des Vaters Stelle mitzunehmen, doch dieser wies ihn zurück. Trotzdem folgte der junge Mann und schloss sich dem Alten unterwegs an. Dieser bemerkte plötzlich auf einem hohen abgestorbenen Baume einen Adler. Um dem

*) Der Leser muss seine Phantasie etwas zu Hilfe nehmen und sich die Behausung vorstellen, in welcher diese Märchen erzählt werden: Ein rohgezimmertes Blockhaus, oder oft nur ein riesiger Korb, dessen Flechtwerk von außen und von innen mit Lehm beworfen ist. Das Ganze bildet in den meisten Fällen ein einziges Gemach, zugleich Schlafstube, Küche, Familienzimmer!

Eine Abteilung ist für den unzertrennlichen Gefährten, das Pferd, bestimmt, das man getrost als Mitglied der Familie bezeichnen kann; nicht selten finden auch noch andere Haustiere, wie Schafe, Schweine und Hühner darin Platz.

Es ist Winter; inmitten des gestampften Lehmbodens qualmt ein knorriger Eichenblock, um das Feuer gruppirt sitzen junge Mädchen, Frauen und Kinder, spinnen Seide oder reinigen Baumwolle, und das alte Mütterchen beginnt nun seine Erzählung.

**) Wenn sich der Mingrelier auf eine Reise begibt, kehrt er zur Rechten seiner Haustüre zurück, bevor er den Hof verlässt.

***) Anrede, die beiden Geschlechtern gilt und „Herr“ oder „Herrin“ bedeutet.

*) Es ist ein ziemlich verbreiteter Glaube, dass es Schlangen und Hühner gibt, deren Eier die Kraft besitzen, Gegenstände in Gold oder Edelsteine zu verwandeln.

Neffen zu zeigen, dass er allein fähig sei, den königlichen Schatz zu heben, beschloss er, dem Adler eine Feder zu stehlen. Er erklomm den Baum und führte das Kunststück aus, der Neffe war aber rasch hinterher und stahl mittlerweile dem Oheim die Hose vom Leib.

„Bin ich geschickt?“ sagte der Alte, dem anderen stolz die Feder zeigend.

„Es scheint mir, dass derjenige, der dir die Hose vom Leibe gestohlen hat, auch nicht allzu ungeschickt ist“, erwiderte der Junge.

Der Oheim entdeckte erst jetzt mit Staunen, dass ihm das notwendige Kleidungsstück fehle. Nachdem der junge Mann sich zur Tat bekannt hatte, sagte sein Begleiter: „Auch du wirst mit der Zeit recht geschickt werden!“ Sie zogen weiter und erreichten das Gebäude, in welchem der Schatz aufbewahrt war. Auf Befehl des Königs war der Ort mit einem tiefen Graben umgeben worden, so dass etwaige Diebe notwendig hineinfallen mussten.

Das Unglück wollte es, dass die beiden Abenteurer dieses Schicksal hatten. Der Alte besaß nicht mehr die Kraft, sich herauszuarbeiten, aber dem Neffen gelang es, sich emporzuziehen.

„Trenne mir das Haupt vom Leibe“, sagte alsdann der alte Dieb, „nimm es mit dir und vergrabe es zu Hause.“

Der Neffe tat, wie ihm befohlen worden, rannte nach Hause und vergrub den Kopf des Oheims.

Am nächsten Morgen fanden die Wächter den enthaupteten Körper. Man brachte denselben vor den König, doch da der Kopf fehlte, konnte man nicht entdecken, wer der Ermordete gewesen sei. Der König befahl hierauf, man möge den Leichnam von Ort zu Ort tragen; — ohne Zweifel würden sich die Angehörigen durch Weinen und Wehklagen verraten.

Als der Neffe die Leute mit den Ueberresten des Oheims heranziehen sah, wusste er im Augenblick nicht Rat. Er begriff jedoch schnell und tat folgendes: Er stieß den kleinen Sohn des Enthaupteten ins Feuer; dieser fiel und verbrannte sich die Hand. Die Mutter brach infolge dessen in heftiges Wehklagen aus, und da die Diener des Königs in Zweifel waren, wem das Weinen galt, machten sie in die Türe ein Zeichen.

Dem jungen Diebe war jedoch nichts entgangen — und flink brachte er dasselbe Zeichen an allen Türen an.

Als am nächsten Morgen die Leute wiederkamen, mussten sie umkehren, denn sie erkannten nun nicht mehr das Haus, das sie gestern bezeichnet hatten.

Der König und seine Veziere hielten nun Rat. Man berief alle Untertanen ein und gab ihnen ein großes Fest. Inmitten des Platzes hatte man ein Gemach aufgebaut, in welchem die Tochter des Königs schlafen sollte. Während des Festmahls erhob sich der König und sprach: „Möge derjenige, der es versucht hat, meinen Schatz zu rauben, es nun auch wagen, die Nacht bei meiner Tochter zuzubringen!“

Hierauf übergab er dieser heimlich ein scharfes Messer: „Wer immer kommen mag, teile dein Lager mit ihm; aber vergiss nicht, ihm die Hälfte des Bartes abzuschneiden, damit ich ihn morgen erkenne.“

Des Abends, als alles schlief, schlich sich unser junger Dieb ins Gemach der Königstochter und brachte die Nacht mit ihr zu.

Beim Erwachen bemerkte er, dass ihm die Hälfte des Bartes fehle. Schnell gefasst eilte er hinaus und schnitt sämtlichen noch schlafenden Festgenossen die Hälfte des Bartes ab.

Der König rief am nächsten Morgen höchlichst erstaunt aus: „Es ist doch nicht möglich, dass sie alle die Nacht mit meiner Tochter zugebracht haben!“ Da das Geheimnis nicht herauszubringen war, entließ man die sämtlichen Festgäste.

Aber die Prinzessin wurde schwanger und brachte einen Sohn zur Welt. Er wuchs heran, und nachdem er das zweite Jahr erreicht hatte, lud der König nochmals seine sämtlichen Untertanen zu einem großen Feste. Hierauf befahl er, man möge dem Enkel eine mit Wein gefüllte Kula*) geben, damit dieser einem Gaste nach dem anderen den Trank darreiche. Die Seele des Kindes müsse den Vater erkennen, wenn es ihm den Trank biete.

Der Dieb erfuhr jedoch von der Bestimmung des Königs und er erschien zum Feste mit einer Eule am Arm. Als der Kleine sich nun näherte und das hässliche Tier erblickte, überkam ihn Furcht und er rannte davon.

Alsbald erhob sich der Dieb von der Tafel und sprach: „Wie lange noch werde ich euch mit List bekämpfen müssen? Ich will nun Alles dem König erzählen.“ Er gestand hierauf alles vom Anfang bis zum Ende.

Der König erwiderte nach einigem Nachdenken: „Ein Mann, der soviel Geschicklichkeit gezeigt hat, muss ein Tapfrer sein und kann uns nützlich werden. Ich bestimme hiermit, dass nichts anderes zu tun ist, als ihn mit meiner Tochter zu vermählen.“ — Die Hochzeit fand statt und der König teilte die Regirung von nun an mit seinem Schwiegersohn.**)



Madame Carla Serena. Hommes et Choses en Perse.

Paris 1883, Charpentier. 3,50 fr.

Frau Carla Serena ist eine unermüdliche und unerschrockene Weltfahrerin, welche namentlich Russland und das südwestliche Asien, ganz besonders aber den Kaukasus zum Ziel ihrer Forschungen gemacht hat. Ihre Werke: „*De la Baltique à la Mer Caspienne*“, „*Une Européenne en Perse*“ (Paris 1881, Dreyfous), „*Hommes*

*) Trinkkrug mit langem Halse.

**) Dieses Märchen bezeichnet vollkommen mingrelischen Charakter und mingrelische Denkungsart. — Moral: „Der geschickte Dieb wird belohnt!“ — Heute noch gelten gewisse Arten des Diebstahls als ritterliche Handlungen, — als Sport. Ein geschickter Pferdedieb wird allenthalben Protektion und manch freundliches Mädchenlächeln finden! — Auf die Aehnlichkeit mit der Geschichte vom Schatz des Rampsinit braucht wol kaum hingewiesen zu werden.

et Choses en Perse“ (Paris 1883, Charpentier), ihre zahlreichen illustrirten Beiträge zu Hachettes berühmter geographischer Zeitschrift: *Le Tour du Monde* und vieles andere geben das lebendigste Bild einer unternehmungslustigen Tätigkeit, welche sich von 1864 bis 1882 fast ohne Unterbrechung fortgesetzt hat. Reisebeschreibungen sind heutzutage oft nur „Bädecker“, oder aber abgrundtiefe Abhandlungen *de rebus cunctis et quibusdam aliis*, und in beiden Fällen verschwindet das persönliche Interesse, welches wir an der Person des Erzählers nehmen möchten, unter dem Wuste der Tatsachen. In Frau Carla Serena dagegen haben wir einen Touristen vom guten alten Schlage vor uns. Jung und reich, schön und mutig, Venetianerin von Geburt und in England verheiratet, hat diese interessante Frau Gegenden erkundet wie die, von welchen Lord Byron in seinem „Ritter Harold“ spricht: „Jeder rühmt sie, aber den meisten graut es davor, sie selbst zu besehen.“ Was die Reisende an Gefahren und Beschwerlichkeiten ausgestanden hat, das muss man selbst in ihren Berichten lesen, welche den unverkennbaren Stempel der schlichtesten Wahrhaftigkeit an sich tragen. Es sind Tagebuchblätter, welche unter den augenblicklichen Eindrücken zusammenkamen und ebenso anspruchslos dem Publikum vorgelegt werden, gerade wie die Bilder, welche, so oft es irgend anging, photographisch aufgenommen wurden und nun neben dem Text erscheinen. Wenn man bedenkt, dass sich Frau Serena's Reisegebiet von Stockholm und Petersburg über Odessa und Kairo bis nach Tiflis und Teheran erstreckte, ferner dass dieselbe außer ihrer Muttersprache auch des Englischen, Französischen, Deutschen und Russischen vollkommen mächtig ist, endlich, dass sie eigene photographische Apparate bei sich führte, dann kann man sich vorstellen, welche Menge von Notizen, Dokumenten, Zeichnungen und anderem Material die immer anziehende Erzählung ihrer Erlebnisse begleitet. Auch ist der Erfolg ihrer Werke bis jetzt sehr beträchtlich gewesen. Eine englische Uebersetzung wird vorbereitet; der König von Italien ließ eine goldene Ehrenmedaille für Frau Serena schlagen; die geographische Gesellschaft zu Paris hat sie zum Mitgliede ernannt; der Unterrichtsminister verlieh ihr die Dekoration eines Officier d'Académie, und die kürzliche Ausstellung ihrer im Kaukasus gemachten photographischen Aufnahmen im Palais de l'Industrie erregte großes Aufsehen. Eine wenigstens auszugsweise Uebertragung der ebengenannten Bücher ins Deutsche würde wol auch im Vaterlande der Frau Ida Pfeiffer und anderer berühmter Weltfahrerinnen den verdienten Anklang finden. Denn dass eine Frau von Welt, Takt, Geschmack, Gefühl und Geist, aus bloßem Wissensdurst so gewaltige und gefährliche Ausflüge unternimmt, das mag selbst in unserer bewegten Zeit selten vorkommen.

Caen.

Alexander Büchner.

Literarische Neuigkeiten.

Ein außerordentlich praktisches Werkchen, dessen Anschaffung allen mit der Büchermacherei sich Befassenden dringend zu empfehlen ist: „Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler“, von Carl B. Lorck. Das Buch ist auch schon recht verbreitet, wol aber mehr in den Kreisen von Buchhändlern als von Büchermachern. Es erscheint soeben eine vierte, vermehrte Auflage. — Leipzig, Weber. 5 M.

W. Scherers „Geschichte der deutschen Literatur“ ist jetzt bis zur 8. Lieferung vorgeschritten, — bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Der neue Roman von Spielhagen heißt „Uhlenhanns“ und wird binnen kurzem erscheinen.

Das Berliner Schauspielhaus hat Hans Herrigs „Konradin“ zur Aufführung angenommen.

Auf der Berner Konferenz sowie auf dem Amsterdamer literarischen Kongress wird der deutsche Schriftstellerverband durch Herrn Dr. Wilhelm Löwenthal vertreten.

„Der deutsch-französische Literarvertrag vom 19. April 1883, mit Erläuterungen“ von Dr. Otto Dambach. Eine handliche Ausgabe des besten aller literarischen Verträge, die Deutschland je abgeschlossen, von der sachkundigsten Hand in literarischen Rechtsfragen; ein wichtiges Nachschlagewerk für alle Interessirten. — Berlin, Enslin. 2 M.

Von Richard Voss befindet sich ein neuer Band unter der Presse: „Römische Dorfgeschichten“ (fünf Erzählungen). — Frankfurt, C. Koenitzer.

Alfred Graf Adelmann, der Verfasser von „Aus Italien“, lässt einen neuen Band Landschaftsschilderungen erscheinen: „Am ligurischen Meer“. — Stuttgart, Richter & Kappler. 4 M.

Bevorstehende Neuigkeit: „Neue Märchen“ von Lilly Baronin v. Vietinghoff, — eine Fortsetzung der von der Verfasserin vor einem Jahre veröffentlichen „Märchen“. Anmutige, harmlose Geschichten. — Dorpat, E. J. Karow. 2.80 M.

August Becker: Zwei Novellen. — Iserlohn, Bädeker. 4 M. — Zwei gut erzählte, fesselnde Geschichten, in denen namentlich die Echtheit der Lokalfarbe zu rühmen ist. Zudem ohne Bedenken auch jüngeren Lesern in die Hände zu geben.

Die in der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart erschienene illustrirte Pracht-Ausgabe von Schillers Werken, auf welche wir mehrfach empfehlend hingewiesen haben, liegt jetzt schon in zweiter Auflage in vier stattlichen Bänden vollständig vor. Die Vorzüge dieser prächtigen Schiller-Ausgabe vor anderen Schillereditionen sind: 1. sorgfältige Textrevision und fehlerfreie Wiedergabe im Druck; 2. schönes, gutes Papier, deutlicher, leicht lesbarer Druck und sehr elegante Ausstattung; 3. Illustrationen, die nach Entwürfen unserer besten Künstler gearbeitet sind. — Die Zeichnungen sind überwiegend solche, die den Genuss des Dichterwerkes erhöhen, was man nur von wenigen Illustrationswerken sagen kann, und die Holzschnitte sind treu und sauber ausgeführt. — 4. Eine große Billigkeit, wozu noch die Erleichterung der Anschaffung durch die ermöglichte Bezugsweise in Lieferung à 50 Pfennig kommt.

Der Hallbergersche Schiller ist ein schönes Besitztum und gehört in die Reihe der Ehrenbände jeder guten Hausbücherei. Man glaube doch nicht, dass man seinen Schiller besitze, wenn man ihn in einer der nach wenigen Jahren wurmstichigen Thalerausgaben erworben hat. Ganz abgesehen von dem Bilderschmuck, über dessen Nutzen die Meinungen schwanken mögen, ist auch die Textwiedergabe eine vornehme und zum Lesen einladende.

Das erste deutsche Buch über George Eliot, von Ernst von Wolzogen, erscheint demnächst bei B. Auerbach (Berlin), als sechster Band der: Charakterbilder aus der Weltliteratur der Gegenwart. Dasselbe wird durch große Fülle längerer Proben auch dem nicht ganz intim mit George Eliot vertrauten größeren Publikum in belehrender Unterhaltung bieten.

Von Moritz Buschs neuem Buch über den Fürsten Bismarck wird schon eine englische Uebersetzung angekündigt, welche Macmillan (London) vorbereitet.

Die Jubiläumsfestschrift „Die Türken vor Wien" von Karl Toifel, welche seit einiger Zeit in Lieferungen (mit Illustrationen) erscheint, macht gute Fortschritte. Es liegt schon die 5. Lieferung vor, und das schöne Werk wird im Herbst noch fertig vorliegen. — Prag, F. Tempsky. à 0,50 M.

Der General Le Flô bereitet die Veröffentlichung seiner Memoiren vor.

Der Schauspieler Coquelin wird demnächst seine Erinnerungen an — Gambetta veröffentlichen.

Henry Havard (der Verfasser eines großen illustrirten Werkes über Holland) lässt einen stattlichen Prachtband erscheinen: „L'art dans la maison" (Grammaire de l'ameublement), also ein System des „Stilvollen". — Paris, Rouveyre & Blond. 25 fr.

Der Tod des Grafen von Chambord hat in Frankreich eine Unzahl von Schriften über den Prätendenten hervorgerufen. Die relativ wertvollste scheint die „Correspondance complète du Comte de Chambord" (1841—1879) zu sein, welche soeben bei Sagot in Paris erscheint. Ein Band von 402 Seiten für nur 1,50 fr.

Ein schönes, dankbar zu begrüßendes Stück Arbeit diese Uebersetzung des Scheffelschen „Ekkehard" ins Französische von A. Vendel (Lausanne, B. Benda). Der Uebersetzer kennt die Sprache des Originals gründlich, er schreibt ein elegantes Französisch und ist offenbar — das sagt schon die Vorrede — mit Lust und Liebe an die Arbeit gegangen. Für die Besitzer einer kompleten „Scheffel-Bibliothek" — und ihre Zahl ist groß — eine sehr hübsche Bereicherung. Es ist ein eigentümlicher Genuss, ein Lieblingsbuch in einer fremden Sprache zu lesen. Mögen ihn sich recht viele durch diese Uebersetzung verschaffen. — In Paris hat C. Lévy den Vertrieb übernommen.

Von „Cordelias" in Italien sehr beliebt gewordenen Erzählungen: „Casa altrui", — „La dote di Serena" und „Evelina" erscheint eine hübsche illustrirte Ausgabe in einem Bande. Freunden guter, moderner italienischer Lektüre sei das Buch aufs beste empfohlen. — Mailand, Treves. 3 L.

Von F. J. Wershoven erscheint eine mit Anmerkungen versehene Ausgabe der Arago'schen „Biographie de James Watt", — zum Schulgebrauch bestimmt, aber auch sonst eine sehr anziehende Lektüre. — Berlin, Weidmann. 1,20 M.

Des Grafen Camillo Cavour Briefe sollen in deutscher Uebersetzung erscheinen. — Leipzig, Grunow.

Von der wundervollen Prachtausgabe Rabelais' mit den Doré'schen Illustrationen sind nunmehr 16 Lieferungen heraus. Freunde Rabelais' und Doré's seien nachdrücklich auf dieses ergötzliche Werk hingewiesen. Wenn je ein Buch durch den Griffel eines congenialen Künstlers gewonnen hat, dann der *Gargantua* und *Pantagruel*. — Paris, Garnier Frères.

Freunden einer guten italienischen Unterhaltungslektüre, namentlich Solchen, welche mit Vergnügen an einen Aufenthalt am Como-See zurückdenken, sei der Roman „Perla" von Federiga Guerini empfohlen. Eine interessante Geschichte, gut erzählt, mit kraftvoller Charakteristik und in einem Stil, welcher nichts Dilettantisches hat. Wir werden uns freuen, den Namen der Autorin wieder zu begegnen. — Milano, Battezzati. 3,50 L.

Die Firma Trübner (London) kündigt für Oktober die erste englische Uebersetzung von Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" (The world as will and idea) an.

Die neuesten Bände der „*English Men of Letters*" enthalten: „Keats" von Colvin, und „Coleridge" von Trail. — London, Macmillan. à 2 sh.

Der Gesandte der Vereinigten Staaten in Peking, John Russel Young, wird nächstens eine Geschichte Chinas veröffentlichen.

Unter dem Titel *Shakespeariana* soll im November in New York eine neue Monatschrift erscheinen.

Es wird schon jetzt der neue „Kate Greenaway Kalender" für 1884 angekündigt von Trübner in London. Preis 2 sh.

Ein sehr dummes Buch von einem Amerikaner, Henry Ruggles, über Deutschland: „Germany seen without spectacles". Herr Ruggles, früher amerikanischer Konsul in Malta und Barcelona, hat nicht einmal die Entschuldigung, wie der Schweizer Tissot, dass er seinen Lebensunterhalt aus der Verunglimpfung der Deutschen zieht. — Boston, Lee & Shepard.

Der englische Schriftsteller Blanchard Jerrold arbeitet an einer Biographie Gustave Doré's.

Von George Taylor's (Professor Hausrath) „Antinous" erscheint eine englische Uebersetzung.

William Archer, der Verfasser eines vorzüglichen Buches über das neuere englische Drama, veröffentlicht demnächst eine Schrift über den berühmten, aber in seiner Bedeutung vielfach angezweifelten Schauspieler Henry Irving, der augenblicklich für England so ziemlich alles repräsentirt, was es von klassischem Theater genießt.

Henry James junior, der bekannte amerikanische Erzähler, ist auch ein tüchtiger Kritiker. Es wird seinen zahlreichen deutschen Verehrern gewiss lieb sein, zu erfahren, dass Tauchnitz soeben eine Sammlung seiner besten kritischen Studien: „French Poets and Novelists" in einem Bande veröffentlicht.

Der dritte Band der Ingram'schen Serie „*Famous Women*" deren wir schon Erwähnung getan, bringt „Mary Lamb" von Anne Gilchrist. — Ueber „George Eliot" von Mathilde Blind demnächst ausführlicher. — London, Allen & Co.

Die Firma M. T. B. Peterson Brothers (Philadelphia) veranstalten eine außergewöhnlich billige Gesamtausgabe von Walter Scott's „Waverley-Romanen", in 26 Bänden à 15 Cents. Das Gesamtwerk kostet nur 3 Dollars.

In No. 64 der Pariser Zeitschrift „*La jeune France*" abermals einer der sachverständigen Aufsätze des Herrn August Dietrich über „Le mouvement littéraire en Allemagne". Schade, dass die französische Presse nicht viele solche Mitarbeiter besitzt, welche Unparteilichkeit mit gründlicher Kenntnis deutscher Sprache und Literatur vereinigen.

Im Septemberheft der *Bibliothèque Universelle (Revue Suisse)* erfährt Max Kretzer eine scharfe Kritik wegen der unwahren Darstellung der höheren Stände in seinen Zola nachahmenden „Berliner" Romanen.

Vom Oktober d. J. ab erscheint unter Redaktion der Herren Carl Bezold und Fritz Hommel (München) eine „Zeitschrift für Keilschriftforschung und verwandte Gebiete". Sie soll in Vierteljahrsheften erscheinen und jährlich 16 M. kosten. — Leipzig, Otto Schulze.

In No. 7 der *Revue pol. et litt.* teilt jemand eine bisher unbekannt gebliebene Strophe der *Marseillaise* mit. Sie richtet sich speziell an die Bewohner Savoyens und ist vielleicht ihrer sentimentalen Verlogenheit und Phrasenhaftigkeit wegen bald in Vergessenheit geraten. Sie lautet:

Savoisiens, peuple paisible,
Va, ne crains rien de nos guerriers;
Le Français est fier, mais sensible;
Il joint l'olive à ses lauriers.
Guerre aux châteaux, paix aux chaumières*),
Voilà désormais nos traités;
Loin de conquérir des cités,
Nous cherchons des amis, des frères.
Aux armes, etc.

*) Dies bekannte Wort rührt von Chamfort her.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

M. Albert: Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel. — Leipzig, O. Wigand. 2 M.

Alfred Graf Adelmann: Am ligurischen Meer. — Stuttgart, Richter & Kappler. 4 M.

Louisa M. Allcott: And old-fashioned girl. — Leipzig, Tauchnitz. 1,80 M.

R. Allout: Un poète italien: Giosnè Carducci. — Paris, Jouaust.

Rudolf Banmbach: Trug-Gold. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. — Berlin, Goldschmidt. 6 M.

Th. Bentzon: Tête folle. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

M. Betham-Edwards: Disarmed. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

Lucien Biart: Entre deux océans. Voyages et aventures. — Paris, Henninger. 3,50 fr.

Felix Dahn: Eine Lanze für Rumänien. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2,40 M.

Alexander Dumas: La recherche de la paternité. — — Paris, C. Lévy. 2 fr.

E. Faligan: De la littérature populaire des Bulgares. — Angers, Germain & Grassin.

Karl Finck: Fabeln. — Kassel, F. Kessler.

D A. Frantz: Geschichte des Kupferstichs. Ein Versuch. — Magdeburg, Creutz. 6 M.

Eduard Hlawaček: Goethe in Karlsbad. II. Auflage von Viktor Russ. — Karlsbad, Feller. 4 M.

Hermann Hallwich: Heinrich Matthias Graf Thurn als Zeuge im Prozesse Wallensteins. — Leipzig, Duncker & Humblot. 2 M.

Henry Havard: L'art dans la maison. — Paris, Rouveyre & Blond. 25 fr.

A. Herquet: Miszellen zur Geschichte Ostfrieslands. — Norden, Braams. 6 M.

Henry James junior: French Poets and Novelists. — Leipzig, Tanchnitz. 1,60 M.

Alphonse Karr: Dans la lune. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

Sidney Lanier: The English Novel and the Principle of its Development. — New-York, Charles Scribner.

Carl B. Lorck: Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler. 4. Auflage. — Leipzig, Weber. 5 M.

D. Loubens: Recueil de mots français tirés des langues étrangères. — Paris, P. Monnerat. 2,50 fr.

A. Mézières: En France. XVIIIe et XIXe siècles. — Paris, Hachette. 3,50 fr.

Eduard Mohr: Das Bildnis der Theresandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Stuttgart, Metzler. 2 M.

Ludwig Nonne: Ein Zug nach Rom. Historischer Roman. — Stuttgart, Bonz & Komp. 6 M.

Emil Peschkau: Die Reichsgrafen von Walbeck. Roman aus der Gegenwart. — Frankfurt a/M., Sauerländer.

J. Priem: Nürnberger Sagen und Geschichten. — Nürnberg, v. Ebner. 2 M.

F. Ribbach: Geschichte der bildenden Künste. — Berlin, Friedberg & Mode. 15 M.

Wilhelm Scheffler: Die französische Volksdichtung. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. Lieferung 2. — Leipzig, Schlicke. 1,80 M.

Gideon Spicker: Lessings Weltanschauung. — Leipzig, G. Wigand. 7 M.

F. J. Wershoven: Arago, Biographie de James Watt. — Berlin, Weidmann. 1,20 M.

Jules Zeller: Italie et Renaissance. Politique, lettres, arts. — Paris, Didier. 3,50 fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Anzeigen.

Verlag d. K. Hofb. v. Wilh. Friedrich, Leipzig.

Fluch der Liebe.

Novellen von

George Allan.

In 8° eleg. br. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

„. . . Die fünf Novellen sind keine der Dutzend-Modejournal-Geschichten, sondern Spiegelbilder des wirklichen Lebens in elegantem Rahmen und bei aller realistischen Kleinmalerei fein und decent gehalten. Es ist ein vornehmer und tief gebildeter Geist, der hier zu uns spricht, und wenn George Allan dies in der Form des gewandten Weltmanns thut, so mag das nur als ein Vorzug mehr gelten.

(Deutsche Kunst- und Musik-Zeitung.)

—

Ein Fürstenkind.

Roman von

George Allan.

In 8° eleg. brosch. M. 4.—.

„. . Allans Buch ‚Ein Fürstenkind‘ ist an psychologischer Feinheit und Reife in der Ausführung den früheren Erzählungen des Verfassers noch überlegen . . . Der knappe, durchweg scharf individuell ausgeprägte Stil, die strenge Objektivität der Darstellungsweise werden ‚Ein Fürstenkind‘ solchen Lesern besonders, die der süsslichen Damenlektüre von heutzutage abhold sind, zu einer willkommenen Gabe machen.

(Berliner Montagszeitung.)

Das neueste Werk von

KONRAD FERDINAND MEYER.

Julian Boufflers.

Das Leiden eines Kindes,

sowie eine neue Erzählung des Verfassers von „Ehre“

O. SCHUBIN

Mal'occhio

erscheinen soeben in

Schorers Familienblatt.

Auflage 75 000. Vierteljährlich M. 1.60 oder in Heften zu 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Verlag d. K. Hofb. v. Wilh. Friedrich, Leipzig.

Flammen für freie Geister

von

M. G. Conrad.

In Oktav eleg. brosch. M. 5.—.

„. . . Conrad's Buch ist ein wahrer Polarstern in der mittelalterlichen Nacht, in welche deutscher Geist, deutsches Leben wieder versenkt werden soll . . .“

(Neue Welt)

Madame Lutetia!

Neue Pariser Studien

von

M. G. Conrad.

In Oktav eleg. brosch. M. 6.—.

„. . . Der Verfasser häuft darin ein Material des Interessanten und Wissenswerthen vor uns auf, das wahrhaft imposant genannt werden muss . . .“

(Oskar Welten in der „Tägl. Rundschau“.)

Journal des Romans.

Publication s'adressant à quiconque désire se tenir au courant du mouvement littéraire de la France:

Le Roman des familles.

Magasin hebdomadaire publié sous la direction de

M. G. van Muyden.

Abonnement: 4 marcs par trimestre pour 13 livraisons. On s'abonne dans toutes les librairies et bureaux de poste, ainsi qu'à la librairie soussignée.

Le Roman des familles, seule publication **en langue française** qui paraisse en Allemagne, a conquis en peu de temps un cercle considérable de lecteurs.

En vertu d'une convention spéciale, cette revue est à même de publier les romans français les plus importants avant qu'ils paraissent en volume. La rédaction n'y admet que des oeuvres **irréprochables au point de vue de la morale**, et donne outre les romans de petites comédies de salon, des anecdotes, des faits divers et des jeux d'esprit.

BERLIN SW., 91 Zimmerstrasse.

La librairie Jules Engelmann.

Verlag von **Sam. Lucas** in **Elberfeld.**

Zur Feier der Enthüllung des

Nationaldenkmals

auf dem Niederwald

ist erschienen:

Kaiser Wilhelm.

Ein Lebensbild

von

Dr. J. M. F. Schmitz.

Mit vielen Holzschnitten in illustrirten Umschlag geheftet. Preis 30 Pfennig

In allen Buchhandlungen vorräthig.

La Settimana.

Italienische Zeitung für Deutsche zu Unterrichtszwecken.

4. Jahrgang.

Bei bevorstehendem Quartal beehrt sich die unterfertigte Verlagshandlung zur Erneuerung der Abonnements und zu Neubestellungen einzuladen.

Bestellung nimmt an: jedes Postamt, jede Buchhandlung, sowie der Verleger zur direkten Versendung unter Kreuzband.

Wöchentlich eine Nummer 8 Seit. stark. Preis M. 1.75 pr. Quartal.

Probenummern und Prospect gratis.

Wie bisher wird die „Settimana“ neben einem **politischen Artikel** (dessen Hauptzweck es ist, den Leser mit dem Stile der **italienischen Journalistik** bekannt zu machen) **„Dialoghi“**, Gespräche in der **Umgangsform**, **Biographien** bedeutender Männer, **Geschichtliches**, **Anekdoten**, Notizen der verschiedensten Art, **Gedichte**, **Familien- und kaufmännische Briefe**, längere **Novellen** der besten neueren Schriftsteller, **Räthsel**, **Charaden** sowie kurze geeignete **Aufgaben zu Übungen** im italienischen in reichster und sorgfältigster Auswahl bringen.

Komplete Exemplare des II. und III. Jahrganges sind noch, soweit der Vorrat reicht, zum Preise von à M. 7.— zu haben.

Freising b. Münch. i. Sept. 1883.

Hochachtungsvollst

Die Verlagshandlung.

Franz Paul Datterer.

Als Adresse genügt: „La Settimana“, Freising bei München.

Pädagogische Reform.

Freisinnige, unabhängige pädagogische Wochenschrift. Gemeinschaftliches Eigentum von 150 Lehrern und Lehrerinnen in Hamburg. **Redaction: Harro Köhncke**, Verlag: C. Boysen in Hamburg. Wöchentlich ein Bogen. Preis M. 1,50 pro Quartal. Bestellungen per Post oder Buchhandel. **Inhalt:** Leitartikel, Korrespondenzen, Feuilleton, Aus Hamburg, Literatur, Briefkasten. — Anzeigen pro Petitzeile 20 Pfennig nur durch die Herren Haasenstein & Vogler

Preisausschreiben 1. April 1883/84: 100—70—50—40—40 Mk.

Preisrichter: Lehrer Julius Beeger, Leipzig, Oberlehrer Christensen, Hamburg, Schulvorsteher Entholt, Bremen, Hauptlehrer Hahn, Hamburg, Lehrer Harnischfeger, Frankfurt a. M., Bezirkshauptlehrer Koppenstätter, Geisenfeld (Bayern), Seminardirektor Mahraun, Hamburg, Seminarlehrer Nissen, Hamburg, Realschullehrer Tönsfeldt, Altona. — Einsendungen erbeten an die Redaktion, Augustastr. 11. — Probenummern gratis und franko durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Ganze Bibliotheken

wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autograph[en] kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 1[...]

L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burst[ah]

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechm[eyer] Nürnberg.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedri[ch] in Leipzig

Die Amsivarier.

Heimathgeschichten von Emmy von Dincklage.

In 8° eleg. brosch. M. 5.—

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von W[ilhelm] Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leip[zig]. Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 Francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 29. September 1883. | Nr. 39.

Inhalt:

Iwan Turgenjew. †

Ein Nachruf.

Iwan Turgenjew ist tot! Wo ist wol der Russe, wo der gebildete Deutsche, den diese Nachricht nicht schmerzlich berührte, dem sie nicht sagte, dass ein großes, edles Dichterherz für immer aufgehört hat zu schlagen! Es gibt eben keinen andern russischen Autor, der in so weiten Kreisen verschiedenster Nationalität in dem Grade populär, in dem Maße beliebt, verehrt und gelesen wäre, wie gerade Turgenjew. Ja, man kann mit vollem Recht sagen: Turgenjew ist ein internationaler Schriftsteller! Es ist dies eine Tatsache, auf welche die russische Nation, die russische Literatur stolz sein dürfen. Turgenjew gehört nicht nur der russischen, sondern der Weltliteratur an, und darum trauern an seinem Sarge die gebildeten Vertreter fast aller europäischen Nationen. Kein einziger russischer Dichter hat bei seinen Lebzeiten den Ruhm seines Volkes, seiner Volksmuse so weit getragen, diese Muse in so weiten Landen eingebürgert, sie den andern Völkern so nahe gebracht, wie der Heimgegangene. Das beweist, dass der Genius des russischen Volkes, die russische Poesie, wie der Genius Turgenjew's, alle die sympathischen Elemente aufweisen, die den reinmenschlichen Idealen der Nationen, dem humanen Streben des Menschengeistes und seinem tiefinnersten Kunstbedürfnis entsprechen und innewohnen. Ja, kaum irgend ein anderer russischer Dichter war und bleibt in so hohem Grade allen sympathisch wie Turgenjew. Es liegt dies an der tiefen Wahrheit und Innigkeit und dem mächtigen Zauber echter Poesie, mit denen alle seine besten Schöpfungen gestempelt sind; es liegt dies an der Menschlichkeit seiner poetischen Gestalten, deren Seelenprozess, nach des Dichters eigenem Geständnis, von ihm selbst durchlebt sind und den wir ihm nachleben; es liegt endlich an der edlen, idealen Gesinnung, von der seine Poesie getragen und erwärmt wird, an jener Glut der Begeisterung und des Enthusiasmus für alles Ideale im Menschenleben, und zugleich an jenem Feingefühl, jener Pietät für die innersten Regungen des Seelenlebens, die den wahren Dichter und humanen Menschen kennzeichnen, und die Turgenjew ebensowol als eine freie Gabe der Natur empfangen als auch von dem idealistischen Kreise seiner Jugendgenossen und Freunde als ein unschätzbares Erbe überkommen. Hatte er doch bis in sein spätestes Alter diesen Genossen seiner Jugend, die er fast alle überlebt, ein begeistertes und dankbares Andenken bewahrt.

Turgenjews Schriften sind bekanntlich in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; Beweise der Aufmerksamkeit, der Verehrung sind ihm von Männern der Literatur, Kunst und Wissenschaft in reichem Maße zu teil geworden; „Meister der Novelle“ ist er von einem

andern Meister dieser Literaturgattung (Paul Heyse) genannt worden; an bewundernder Kritik, an eingehender Beurteilung seiner Schriften in fast allen Zungen Europas hat es nicht gefehlt. Seit Jahrzehnten ist Turgenjew der Löwe der russischen Literatur gewesen, berühmt in seiner Heimat wie im Auslande.

Seinem weitreichenden Rufe im Ausland leistete auch der häufige dauernde Aufenthalt Turgenjews dort Vorschub. Er hielt sich meist in Deutschland und Frankreich auf. Er war einer der aufrichtigsten Freunde Deutschlands. Die Liebe für dieses Land und sein Volk hatte in Turgenjews Herzen tiefe Wurzeln geschlagen und sie datirte seit dem Ende der 30er Jahre, wo er im Verein mit einigen andern russischen Jünglingen Zuhörer der Berliner Hochschule gewesen. Ein gründlicher Kenner der deutschen Philosophie und Literatur, bewahrte er für immer seine Zuneigung der Nation, der er nach eigenem Geständnis viel verdankte, dem Lande, wo er so viel Liebe, Bewunderung und Freundschaft gefunden, das, infolge mannigfacher äußerer Lebensumstände, ihm fast eine zweite Heimat geworden. Turgenjew könnte denen als glänzendes und nachahmenswürdiges Muster dienen, die heutzutage ihr slavisches Absonderungsbestreben so taktlos zur Schau tragen und ihren zweideutigen Nationalkitzel sich in Deutschenhass ergehen lassen. Er könnte ihnen darum zum Muster dienen, weil er es verstanden hat, die Liebe für sein Vaterland mit der Achtung für die fremden Nationen zu vereinigen; weil ihm jene Pietät für die Nationalität überhaupt innewohnte, der alle engnationale Selbstüberhebung fern bleibt und die in den Vertretern aller Nationen zu allererst den Menschen sucht und findet. Mit einem Wort, Turgenjew kann als lebendige Verkörperung jener humanen Anschauung Bodenstedts angesehen werden, der da sagt, dass durch die Poesie man den Völkern ins Herz sieht und das bessere Teil in ihnen schätzen und lieben lernt; „man erkennt", sagt der deutsche Dichter, „dass ein inneres, geistiges Band sie alle gleichmäßig umschlingt und zu einander hinzieht. Und je mehr solche Erkenntnis wächst und sich verbreitet, desto mehr werden sie einsehen lernen, dass sie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu hassen." Diese Erkenntnis war eine der charakteristischen innern Eigenschaften Turgenjew's und sie eben machte ihn fähig, sich dem Geist der fremden Nationen, mit denen er in Verkehr trat, gleichsam zu assimiliren, ohne der Reinheit des eigenen nationalen Typus verlustig zu gehen. Er blieb immer echter Russe und bei allem Reinmenschlichen in seinen Schöpfungen, doch durch und durch ein nationaler Schriftsteller.

Iwan Ssergejewitsch Turgenjew ist 1818 im Orel geboren. Er gehörte einer so manches berühmte Glied (z. B. seine Oheime Alexander und Nikolai Turgenjew) aufweisenden, in ihrem ältesten Ursprung tatarischen, Familie an. Seine Kindheit verlebte er auf dem im Orel'schen Gouvernement belegenen Gute seiner Mutter. Im Jahre 1822 wurde er auf eine Reise ins Ausland mitgenommen, wo er, in Bern, nur durch Geistesgegenwart seines Vaters einer Lebensgefahr entrann. 1827 siedelten die Turgenjews nach Moskau über. Mit fünfzehn Jahren (1833) ward Iwan Student der Moskauer Universität, die er ein Jahr später, auf den Wunsch des Vaters, mit der Petersburger vertauschte. Er studirte Philologie. Schon als Student begann er zu schriftstellern. Sein erster (völlig unglücklicher) dichterischer Versuch war ein phantastisches Drama in Versen, im Geiste Byrons. Nach Absolvirung des Universitätskursus mit dem Grade eines Kandidaten, ging Turgenjew, zur Vervollständigung seiner Studien, nach Berlin, wo er fleißig Hegelsche Philosophie, Philologie und Geschichte trieb. 1841 kehrte er nach Russland zurück, um, nach zweijährigem Kanzleidienst, der ihm durchaus nicht behagte, sich ganz der Literatur zu widmen. Aber auch jetzt noch verfehlte er anfangs den richtigen Weg, der seinem Talente bestimmt war: er fuhr zunächst fort zu poetisiren, schrieb Gedichte und Erzählungen in Versen, aber ohne besondern Erfolg. Erst die kleine Erzählung in Prosa: „Chorj und Kalinitsch" eröffnete ihm seine eigentliche Laufbahn; der außerordentliche Erfolg derselben überzeugte ihn endlich, dass sein Beruf — die Novelle sei. Dieser 1847 erschienenen „Jägergeschichte" folgte eine Anzahl weiterer „Jägergeschichten", die später (1852) gesammelt, des Verfassers Ruhm begründeten. Dies Werk ist ein hochbedeutsames in der Geschichte der russischen Literatur und steht an der Schwelle einer neuen Epoche gesellschaftlichen Bewusstseins. Kurz gesagt: es war der Vorbote der gewaltigen sozialen und humanen Strömung, die in ihrem Schlepptau die Aufhebung der Leibeigenschaft führte. Turgenjew hat das unsterbliche Verdienst, zuerst das russische Volkstum als lebendigen Organismus aufgefasst und die moralischen und materiellen Bedingungen und Bedürfnisse des Volkslebens im Lichte der gleichberechtigenden Menschlichkeit dargestellt zu haben. Dadurch gewann das Werk die Bedeutung eines Protestes gegen die damals bestehende Ordnung der Dinge, und als die Zensur dessen gewahr wurde (glücklicherweise zu spät — denn schon hatte das ganze gebildete Russland die „Jägergeschichten" gelesen), da traf Turgenjew die administrative Strafe für sein „Verbrechen": zuerst wurde er im Polizeigewahrsam und dann auf seinem Gute gefangen gehalten, von wo er erst 1854 freigelassen wurde.

Das Jahr 1855 eröffnet die fruchtbarste und glänzendste Periode der schriftstellerischen Wirksamkeit Turgenjews. In diese Periode fallen die Novellen: „Tagebuch eines Ueberflüssigen", „Rudin" (1855), „Assja" (1857), „Das adlige Nest" (1858), der bedeutsame „Vorabend" (in deutscher Uebersetzung: „Helene") (1860). 1862 erschienen die berühmten „Väter und Söhne", die dem Verfasser neue begeisterte Freunde warben, aber auch großes Geschrei in der russischen Journalistik hervorriefen. Das Jahr 1867 brachte eine neue soziale Novelle: „Rauch"; daneben erschienen in dieser Zeit einige kleinere Erzählungen: „Visionen", „Genug" u. a. Der Roman „Neuland" (1877) erregte wiederum große Sensation. Seit der Zeit aber nimmt die Flut Turgenjew'schen Schaffens sichtbar ab. In neuster Zeit erschien von ihm: „Der Sang triumphirender Liebe", eine Novelle in mittelalterlicher Form, d

den Erzählungen des „Decamerone“ keineswegs nachsteht; „Klara Militsch“, eine ergreifende psychologische Studie, und die sinnigen „Senilia“ oder „Gedichte in Prosa“. Auch hat Turgenjew einige Dramen und Komödien verfasst.

In allen seinen früheren bedeutenderen Novellen behandelt Turgenjew charakteristische Momente russischen Gesellschaftslebens. Seine Schriften sind darum eine getreue Chronik der innern, sozusagen individuellen Entwickelung der Gesellschaft: an ihnen lässt sich vortrefflich die persönliche Charakterentwickelung des intelligenten russischen Mannes und der gebildeten russischen Frau seit den 50er Jahren verfolgen Es ist dies ein Thema, das Turgenjews Herzen stets am nächsten gelegen, dem er alle seine feine Beobachtungsgabe, seine Kunst der Charakteristik und die klassische, an den edlen Meißel der Alten erinnernde und doch zugleich mit dem Gluthauch romantischer Poesie angefachte Form der Darstellung geweiht hat. Allerdings ist bei Turgenjew der allgemeine Zeithintergrund nirgends vergessen; im Gegenteil, er bildet überall den sozialen Rahmen, in dem sich die Handlung abspielt; aber Gegenstand seines hauptsächlichsten Interesses blieb immer der menschliche Charakter, das Menschenherz, die zarteren Saiten der Seele, die Affekte und Leidenschaften und die daraus sich ergebenden Kollisionen und Katastrophen. Nicht mit Unrecht hat man Turgenjew den „Sänger der Liebe“ genannt; die Bedeutung dieser Tatsache wird aber erst durch den Umstand gehoben, dass Turgenjew der Liebe der Geschlechter stets ein wirklich ideales, nicht bloß romantisches, ja oft sogar ein soziales Motiv unterlegt.

Seit 1861 lebte Turgenjew fast beständig im Auslande. Im Laufe der letzten Jahre steigerte sich sein krankhafter Zustand zu einem unheibaren Leiden, obgleich er bis zuletzt nicht an der Möglichkeit einer Genesung verzweifelte. Fern von der Heimat, nach der er sich so schmerzlich gesehnt, ist er gestorben (in Bougival bei Paris, den 22. Aug. [3. Sept.]).

Ehre seinem Andenken, des Kämpfers für geistige Freiheit, Humanität und Menschenrechte!

St. Petersburg.

Alexander von Reinholdt.



Frederik Paludan-Müller.

Von

Georg Brandes.

(Schluss.)

Adam hat im ganzen drei Perioden: in der ersten ist er naiv, in der zweiten ist er schlecht, in der dritten ist er dumm. In der ersten und dritten ist die Meisterschaft der Schilderung nur ergötzlich, in der mittleren Periode der Selbsttäuschungen und des langsamen inneren Verderbens und Verfaulens kann dieselbe Meisterschaft dem weicheren Leser, besonders der Leserin, beängstigend vorkommen. Aber derartige Einwendungen können den Wert eines Gedichtes nicht beeinträchtigen, wenn es den Vorzug besitzt, dass es lebt, und „Adam Homo“ hat das Leben in sich, welches eine Reihe von Menschengenerationen überdanert. Die Werke, die mit diesem Gedicht zusammen genannt wurden, als es erschien, sind schon vergessen; zu ihm aber wird man vermutlich noch nach einigen hundert Jahren zurückkehren wie zu einem der klassischen Werke der dänischen Literatur; denn „Adam Homo“ ist nicht nur ein Kunstwerk, sondern eine historische Urkunde ersten Ranges.

Gewiss haben die Ansichten eines vergangenen Zeitalters in dieser Satire, die sich eben über jenes Zeitalter erheben und es richten will, starke Spuren hinterlassen. Aber andrerseits würde der Dichter ohne einen so kräftigen Halt in der ganzen überlieferten theologischen und sozialen Lebensanschauung kaum im Stande gewesen sein, die nie versagende Sicherheit des moralischen Urteils zu bewahren, die jetzt das Gedicht so klar und durchsichtig macht. Für ihn wie für seine Zeitgenossen in Dänemark ist David Strauß ein Schrecken und George Sand eine Lächerlichkeit. Er ist so eifrig, dem ersteren zu Leibe zu gehen, dass ihn die Pathen schon im ersten Gespräch bei Adams Taufe nennen — obwol Adam beim Erscheinen des Gedichts 1841 ungefähr 25 Jahre alt sein musste und „das Leben Jesu“ von Strauß erst 1835 erschien. Und will er eine Vertreterin jenes weiblichen Typus, den er verabscheut, schildern, so weiß er nichts besseres, als sie die Frauen-Emanzipation karikiren und das Bild George Sands an ihrer Wand haben zu lassen. Man darf sich aber nicht an ein einzelnes unverständiges Urteil oder an eine Beschränktheit in einem einzelnen Punkt hängen, wo sich so viel findet, das von dem durchdringendsten, umfassendsten Geiste Zengnis ablegt. Mögen die metaphysischen Fäden, die sich durch die Erzählung winden, die vielen Erwägungen über Freiheit des Willens, Zufall und Notwendigkeit — Abschweifungen, die in vorliegender Uebersetzung ohnehin znm Teil gestrichen sind — uns schon jetzt ein bischen veraltet vorkommen; sie nehmen im ganzen so wenig Raum ein, dass sie den Totaleindruck keinem empfänglichen Gemüt beeinträchtigen können. Und welche Fülle tiefer und klarer Eindrücke ist übrig!

Mir scheint unzweifelhaft, dass dies das männlichste Dichterwerk ist, das in dänischer Sprache geschrieben wurde. Wie viele andere Dichter der modernen Zeit sind Kinder oder blinde Schwärmer oder mutwillige Jungen oder eitle Egoisten gewesen — der Dichter, der „Adam Homo“ geschrieben hat, war ein Mann! Wer hätte gedacht, dass Paludan-Müller, wenn er sich endlich einmal entschloss, von dem elfenbeinernen Turm, in welchem er sich bisher aufgehalten, herunterzusteigen, mit so kühnen Schritten seine Füße auf das Pflaster der Wirklichkeit setzen würde! Andere Dichterwerke der dänischen Literatur zeichnen sich durch Anmut, Schönheit, romantische Begeisterung, feine Naturauffassung

aus; dies Buch ist wahr — und dies eine macht es lehrreicher und tiefer als alle früheren. Man lese es nur immer wieder, und man wird sich von der Wahrheit überzeugen.

Die sechs letzten Gesänge des Gedichts erschienen in einem ungünstigen Augenblick, im Dezember 1848, eben als ein erwachendes volkstümliches Leben eine Heerschaar lichter Hoffnungen und schöner Illusionen erzeugte, in deren Glanz dies Buch, in seiner Entfernung vom Augenblick, nicht mehr zu bedeuten schien, als das Licht eines Sternes für ein Ballfest bedeutet, das im Freien unter der Beleuchtung von tausend Fackeln abgehalten wird. Aber einige Nächte später, wenn die Fackeln längst ausgebrannt sind, sieht man den Stern. Oder sieht die jetzt lebende Generation der gebildeten Jugend in Dänemark ihn vielleicht nicht? — Oft kann man nicht umhin, sich zu fragen, wozu die Jugend eines Volkes wol ihre vorzüglichen Bücher gebraucht. Sind sie wirklich nur dazu da, um hübsch gebunden in Bücherschränken zur Schau gestellt zu werden? Woran liegt es sonst, dass man so geringe Wirkung von ihnen spürt? Oder hat „Adam Homo" vielleicht den Einfluss gehabt, dass andere Adamssöhne in ihm eine Art von Bädecker für die Reise durchs Leben gefunden haben, mit Angabe des Ziels, das es zu erreichen gilt, der Mittel, deren man sich bedienen, der Klippen, die man umsegeln muss, wenn man von den Herrlichkeiten des Erdenlebens eben so viel wie der Held des Gedichtes erlangen will?

„Adam Homo" ist mehr als alles andere, was Paludan-Müller schrieb, ein nationales Gedicht. Es unterliegt keinem Zweifel, dass es wie Puschkin's „Eugen Onägin" durch Byron's „Don Juan" hervorgerufen oder angeregt wurde; die Form des Werkes, das Versmaaß, der Stimmungswechsel, das barocke Hin- und Herschwanken zwischen Ironie und Pathos, endlich Einzelnheiten, wie Adam Homos Verliebtheit als Schuljunge u. dgl. m. erinnern an die berühmte englische Epopöe; aber obwol „Adam Homo" seine jetzige Gestalt nicht hätte gewinnen können, wenn das Byron'sche Gedicht nicht vorausgegangen wäre, so hat das dänische Dichterwerk doch einen solchen charakteristischen Erdgeruch des Bodens, der es erzeugte, dass es unter den wenigen epischen Gedichten ersten Ranges, die Europa in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat, schon durch seine Originalität seinen Platz behaupten kann. Es ist eine in der Gesamtliteratur einzig dastehende Dichtung.

VIII.

Nach „Adam Homo" ist „Kalanus" das interessanteste Werk Paludan-Müllers. Es ist der positive Ausdruck für sein Ideal, wie „Adam Homo" der negative. Nirgends ist seine geistige Tendenz mehr verwandt mit der ursprünglichen seines großen Zeitgenossen Kierkegaard, als hier. Die Aufgabe, welche „Kalanus" zu lösen strebt, ist ganz dieselbe, an deren Lösung Kierkegaard in „Entweder — Oder" ging, nämlich die: zwei Persönlichkeiten einander gegenüberzustellen, von denen die eine die unmittelbare Genialität, die genusssüchtige, äußerlich tatkräftige Lebensansicht, die andere die ethische Vertiefung, die sittliche Größe inkarnirt, sie mit einander kämpfen zu lassen und dem Leser die Ueberzeugung von der entschiedenen Niederlage der unmittelbar natürlichen Lebensansicht beizubringen. Bei Paludan-Müller ist es kein geringerer als der Welteroberer Alexander der Große, der hier die „ästhetische" Lebensansicht repräsentirt, und ihm ist der Philosoph Kalanus entgegengestellt. Das ideale Verhältnis bei der Darstellung eines derartigen geistigen Ringkampfes würde sein, wenn es dem Dichter gelungen wäre, beide kämpfende Parteien gleich vorzüglich auszustatten; in Wirklichkeit ist indess bei Paludan-Müller der Ethiker ein nicht weniger geistvolles als begeistertes Wesen, ein Mensch von der reinsten Seelenschönheit, während der große Alexander nicht auf der Höhe seines historischen Namens steht. Dieser Alexander hätte Asien nicht bezwungen. Der Dichter scheint in seiner Begeisterung für den indischen Denker den lebendigen Eindruck verloren zu haben, dass Alexander ein Genie war, nicht nur heroisch wie Achilleus, sondern groß wie Cäsar. Und wie bei Alexander, so ist überhaupt der griechische Geist in eine niedrigere Sphäre herabgezogen worden. Die Männer, die hier die Vertreter der griechischen Philosophie in ihrer Glanzperiode bilden, führen bisweilen so unbedeutende, so gedankenarme Reden, dass der indische Einsiedler leichte Siege über sie gewinnt. So ist allerdings der Eroberer noch der einzige, der dem Asketen wenigstens einigermaaßen würdig gegenübersteht.

Der Gang der Handlung ist, dass der indische Eremit Kalanus in Alexander, welcher auf seinem Triumphzug durch Asien Indien erreicht, eine Offenbarung von Bramas ewigem Licht zu sehen glaubt, sich in demütiger Anbetung dem König nähert und ihm zu Fuß auf seinem Wüstenmarsch bis Pasargadä folgt, wo er das Glück hat, wieder dem König vorgeführt zu werden, den er mit dem Namen: „Gott, Herrscher, Fürst der Weisheit, König der Kraft!" knieend begrüßt. Alexander, der den seltenen Wert des Mannes einsieht, knüpft ihn durch Güte an sich und lässt ihn an dem Feste teilnehmen, das er denselben Abend feiert. Bei dieser Feier, die dem Dichter vortrefflich gelungen ist, finden sich schöne griechische Hetären ein, die das Lob Alexanders singen und unter Jubel seinen Juwelenschrein plündern, und hier entdeckt zu seinem Staunen und Schrecken Kalanus allmählich, dass der große Fürst, in dem er den fleischgewordenen Gott sah, weder den Rausch scheut, der auf dem Grund des Bechers schlummert, noch den Dämon beherrscht, der sich hinter der Larve der Frauenschönheit verbirgt. In dem Entsetzen des ersten Augenblicks stößt er mit seinem Messer nach einer Hetäre, wird aber entwaffnet. Wie versteinert steht er, als das Gelage zu Ende ist, nicht nur bitter enttäuscht in seinem Glauben, sondern zerknirscht darüber, Brama mit einem schwachen, sterblichen Menschen, wie er selbst, verwechselt zu haben. Nur durch Selbstvernichtung kann er die Sünde sühnen und zum Gott zurückkehren. Er beschließt, sich auf indische Weise selbst zu verbrennen.

Als aber Alexander am folgenden Tag seinen Festrausch ausgeschlafen hat und Kalanus' Entschluss erfährt, fürchtet er, am Abend vorher vielleicht zu streng gegen seinen fremden Anbeter gewesen zu sein, und geht zu ihm, um ihn durch die Versicherung zu erfreuen, dass er noch immer die Gnade des Königs besitze. Er kommt, als Kalanus aufs äußerste vollständig gefasst, schon von seiner Mutter für den Tod gesalbt worden ist. Er will Kalanus beruhigen, erfährt aber zu seinem Erstaunen, dass dieser keine Furcht gehabt habe, der König könne erzürnt sein. Er bittet ihn, von seinem Vorsatz abzustehen, aber vergeblich. Der Tyrann in ihm erwacht: Alexander bedroht Kalanus, er befiehlt ihm, zu leben; doch die Drohungen prallen ab von dem, der eben sterben will. Die Verwunderung über den Trotz des Inders ruft den Zorn des Gebieters hervor; und als der immer in gleichem Grad gefasste, stille Denker als einzige Antwort ihm vorhält, wie unwürdig es sei, das Gemüt vom Zorn hinreißen zu lassen, glaubt Alexander, Hohn auf den Trotz folgen zu lassen, und hebt mit dem Ausruf: „Sklave!" die Hand zum Schlag auf. Der Schlag wird abgewehrt, die Erbitterung von ruhigen Ueberredungsversuchen, von edlen Bitten, großmütigen Versprechungen abgelöst — alles vergeblich. Alexander bittet Kalanus zu leben aus Freundschaft für ihn, bittet ihn, Länder und Reiche mit ihm zu teilen, Krone und Zepter aus seiner Hand anzunehmen — es macht so wenig Eindruck wie die Drohungen vorher. Das geschieht das Erhabene: Alexander wirft sich vor Kalanus auf die Knie und fleht ihn um sein Leben an.

Diese Situation ist die schönste, die dramatischste, die geistvollste, die Paludan-Müller in seinem Leben gedichtet hat. Sie ist die Hauptszene von all' seinen Dramen, die Summe all' seiner Gedanken und Träume. In dem Augenblick, als Paludan-Müller hier Alexander aufs Knie sinken ließ, legte er der sittlichen Reinheit alles zu Füßen — alle Größe der Welt, ihren Glanz und ihre Ehre, das Genie und den Ruhm. Dieser Kniefall wiegt den Kniefall Kalanus' vor Alexander im ersten Akte auf. Aber sogar die äußerste Selbsterniedrigung des Helden geschieht vergeblich; und das Stück endigt damit, dass Kalanus' Geist, in den heiligen Flammen geläutert, vom Scheiterhaufen in den Himmel Bramas hinaufsteigt. Mit all' seinem Aufbieten von Geistesanstrengung, Witz, Gelehrsamkeit, Dialektik und moralischer Begeisterung bereitete Kierkegaard in „Entweder — Oder" der ethischen Weltanschauung keinen so glänzenden Triumph, wie Paludan-Müller in seiner einen Szene.

Wie man das hartnäckige Festhalten Tithons an seinem Entschluss, zur Erde zurückzukehren, als ein Symptom des Eintretens der wenig dauerhaften, aber so glücklichen Tendenz Paludan-Müllers zum Realismus auffassen kann, so kann man in dem ebenso hartnäckigen Festhalten des Kalanus an dem Vorsatz, das Erdenleben zu verlassen, ein Symptom seiner Rückkehr zur abstrakten Poesie seiner Jugend sehen. Das heidnisch Mythische kehrt in seinen Werken „das Paradies" und „Ahasverus" als biblischer Mythus zurück. Und zwar ist in den Arbeiten, die auf „Adam Homo" folgen, eine weit tiefere Psychologie als in denen seiner ersten Jugend; die in den Jahren der männlichen Reife gewonne psychologische Einsicht konnte ja nicht verloren gehen; aber diese späteren Werke behandeln nicht mehr das Leben in seiner Breite und mit seinen Farben, sie ziehen sich von der Wirklichkeit zurück und münden in das Einsiedlerleben, den Sühnopfertod, oder den Weltuntergang; es ist eine Poesie des Entsagens, der Selbst- und Weltvernichtung.

IX.

Das kraftvollste Produkt dieser letzten Periode ist das dramatische Gedicht „Ahasverus"; es ist ein nachdrücklicher Prolog zum jüngsten Gericht. Wir erleben mit dem Schuster aus Jerusalem den letzten Tag der Welt, erfahren von ihm ihren Lebenslauf, seit die Humanität das Christentum ablöste: wie die Bestialität der Humanität auf der Ferse folgte, bis das Regiment des tierischen Wesens von dem des Antichrists, das im Gedicht geschildert wird, abgelöst wurde. Es ist ein Drama, das Joseph de Maistre mit Entzücken unterzeichnet hätte, und dessen Ausfälle gegen den Konstitutionalismus und die Toleranz einen versifizirten Kommentar zum Syllabus des Vatikans bilden. Das Gedicht bezeichnet, im Verein mit einigen der späteren Schriften Kierkegaards, den Gipfel der Reaktion gegen das achtzehnte Jahrhundert in der dänischen Literatur. Es hat in seinen Monologen ermüdende Partien; aber es hat prachtvolle, mächtig ergreifende Stellen in den Chorgesängen, welche die Angst der Menschen vor dem kommenden Unglück ausdrücken, und nicht minder herrliche in dem Gesang der Engel, welche Ahasverus in die ewige Ruh' einwiegen. Doch das Eigentümlichste in dem Gedicht, das fast Michel-Angelo-artig Große darin sind die Posaunentöne, welche die Vernichtung über all' das Endliche herabrufen.

In „Ahasverus" ist dem reuigen ewigen Juden der Antichrist gegenübergestellt. Leider tut die Schwäche dieser Gestalt der Wirkung des Gedichts einigen Abbruch. Dieser Antichrist stimmt mit der kirchlichen Tradition überein, er ist kein Luzifer, kein gefallener Engel, er erinnert in seiner gemeinen Haltlosigkeit lebhaft an den unsichern, verlogenen Antichrist Luca Signorelli's in dem Dom zu Orvieto, und es ist leicht verständlich, dass Paludan-Müller in seinem Festhalten an den orthodoxen Eindrücken seiner Kindheit glaubt, den Teufel nicht schwarz, oder richtiger nicht flach genug malen zu können. Doch wäre es, um dem Drama Spiel, Gegenspiel und innere Spannung zu geben, notwendig gewesen, den Antichrist mit mächtigen, glänzenden Eigenschaften, die seine Herrschaft erklärten, auszurüsten. Kam jedoch schon Alexander zu kurz, so kommt der Antichrist noch weniger zu seinem Recht. Und wie mit diesem Antichrist, so geht es mit dem Luzifer Paludan-Müllers in dem Doppeldrama „Das Paradies." Dieser Luzifer ist zwar unternehmend und scharfsinnig; er hat z. B. den genialen Einfall, den Kern zu spalten, aus dem der Baum der Erkenntnis emporwachsen wird; aber ein derartiger Luzifer nach Byron ist doch nur eine Ilias nach

Homer. Die erste Hälfte des „Paradies" enthält eine überaus schöne Lyrik. Es findet sich hier in dem Wechselgesang zwischen Geist und Natur und in dem Lied der Engel auf dem Morgenstern eine kosmische Poesie, die in ihrer Reinheit und Frische nicht von derjenigen Shelley's übertroffen wird; aber die Unbedeutendheit Luzifers im Verein mit der misslungenen, allzu kindischen Naivetät Adams und Evas schwächen den Eindruck des grossen Plans der Dichtung ab. Die Orthodoxie Paludan-Müllers hemmte sowol in „Ahasverus" wie im „Paradies" den Flug seiner Einbildungskraft: in majorem gloriam dei wurde der Antichrist ein Schwätzer, Luzifer ein Geist zweiten Ranges.

X.

Paludan-Müller bietet als Künstler den Widerspruch dar, dass er in seiner ganzen Geistesrichtung ein erklärter Spiritualist mit durchgreifendem Hang zum Ueberirdischen und Abstrakten, aber in seinem unzweifelhaft bedeutungsvollsten und lebendigsten Werk, das geschrieben zu haben seinen Namen vor Vergessenheit bewahren wird, ein entschiedener Realist war und mit einer Festigkeit, die in der dänischen Poesie höchst selten ist, der Wirklichkeit ins Gesicht sah. Doch dieser Widerspruch deutet einen andern an.

Nur widerstrebend näherte er sich in der Regel der Erde, doch nur äußerst selten ließ er sich auf die im überlieferten Sinn geistliche Dichtung ein. Sein Pegasus führte ihn ebenso oft nach dem heidnischen Elysium wie nach dem christlichen Himmel, und selbst wo er mittelbar das christliche Ideal auszudrücken scheint, tangirt er es nur, um im selben Atemzug sich davon zu entfernen. „Kalanus" z. B. macht beim ersten Ueberblick den Eindruck, im Grund ein christliches Gedicht zu sein; es scheint dem Leser unzweifelhaft: wäre Kalanus, anstatt der Zeitgenosse Alexanders, ein Zeitgenosse von Christus gewesen, und hätte dieser, wie die Orthodoxie behauptet, sich selbst Gott genannt, so hätte Kalanus seine Hoffnungen und Erwartungen erfüllt gesehen. Sieht man aber genauer zu, so enthält das Gedicht mehr indische als christliche Begeisterung für den Tod; der Selbstmord, den das Christentum stets verurteilt hat, ist als die unbedingt ideale Handlung dargestellt; und selbst wenn die Flammen des Scheiterhaufens als ein Fegefeuer aufgefasst werden, dem ähnlich, womit „Adam Homo" schließt, so ist es doch höchst eigentümlich, dass das einzige Dogma, von welchem dieser protestantische Dichter begeistert scheint, das von dem Protestantismus verworfene Dogma vom Fegefeuer ist, wie der einzige sittliche Typus, den er leidenschaftlich preist, der des Einsiedlerlebens ist, das der Protestantismus fallen ließ.

Es war ein ehrliches, wahrheitliebendes Wort, das von dem Bruder des Dichters an seinem Sarg gesprochen wurde, nachdem von dem Bischof Martensen der Versuch gemacht worden war, Paludan-Müller als Dichter für die offizielle protestantische Kirche zu beanspruchen —: dass man doch nicht ganz unbedingt den einen christlichen Dichter nennen könne, der niemals seine Poesie in den Dienst der Kirche gestellt habe. — Bei all seiner privaten Orthodoxie hat Paludan-Müller keinen einzigen Psalm geschrieben; bei all seiner poetischen Vorliebe für Bibel und Legende kehrte er immer wieder zum heidnischen Mythus wie zum Spiegel seines Glaubens zurück. Er war Christ, weil er von Natur Spiritualist war, nicht umgekehrt, und sein Spiritualismus stimmte deshalb ebenso harmonisch mit dem irdischen Sich-Verlieren in das heilige Nirvana und der klassischen Schwärmerei für Venus Urania, wie mit der christlichen Begeisterung für Heilige und Märtyrer überein. Unter allen Formen war die Verleugnung, Kasteiung oder Tötung von Fleisch und Blut ihm lieb.

Er hätte, wie jener griechische Philosoph, den Zunamen Peisithanatos führen können. Er gehörte wie Leopardi der kleinen Gruppe von Geistern an, die man die Liebhaber des Todes nennen könnte. Als sein Zeitgenosse, der große dänische Dichter der Liebe, Christian Winther, alt wurde, schrieb er ein Gedicht, in dem er seiner Liebe zum Leben Ausdruck gab und die Worte sagte, dass er, wenn seine Stunde einmal schlage, sich „sauer und verdrießlich in Charon's Boot setzen werde" — ganz umgekehrt Paludan-Müller; er schien wie jener Adonis, über den er sein letztes Gedicht schrieb, Charon ein „Nimm mich mit!" zurufen und bevor der Fährmann unterschied, woher die Stimme komme, in das Boot springen zu wollen.

Ich spreche hier nicht von seinem persönlichen Glauben als Mensch, ich weiß, dass er an ein Leben nach dem Tode glaubte; ich spreche hier nur von Paludan-Müller als Geist, als Dichter. Und als solcher liebte er den Tod, nicht die Unsterblichkeit. Wie ist Tithon des Lebens müde, so totmüde! Mit welch' tiefem Ernst fragt Kalanus den Alexander: „O rede, was ist besser als der Tod?" Mit welchem Entzücken verbirgt sich Ahasverus in seinem geschützten Grab in dem Augenblick, als all' die anderen armen Menschen aus ihren Gräbern auferstehen müssen, und mit welch' seliger Freude wiederholt er seinen Refrain: „In die ewige Ruhe hinein!"

Als Greis schrieb Paludan-Müller seinen großen Roman „Ivar Lykke", der schöne Zeugnisse seiner warmen Vaterlandsliebe und seiner rechtschaffenen Denkweise enthält, aber im Uebrigen ein Produkt von geringem dichterischen Werte ist. Er, der dreißig Jahre lang als Einsiedler gelebt hatte, konnte nicht Romane schreiben. Der kolossale dreibändige Roman wird vollständig von dem kleinen, einen Bogen umfassenden Gedicht „Adonis" aufgewogen, dass sein letztes Wort an die Lesewelt war. Es ist eine heidnische Apotheose des Todes. Ermüdet von den unruhigen Freuden der Venus, nimmt Adonis zum Reiche Proserpina's seine Zuflucht und ruht in der ewigen Betrachtung aus. Proserpina sagt ihm die liebevollen Worte:

> Darum suche Trost bei mir!
> Nicht der Leidenschaften Wähnen,
> Nicht Vermissen, Seufzen, Sehnen
> Nur Betrachtung üb' ich hier.

Und das Gedicht endet mit der feierlichen, schönen Strophe:

Still im Reich des Todes nun
Saßen, nah der Lethe Fluten,
Beide Liebende und ruhten,
Um in Ewigkeit zu ruhn.
Nicht ein Laut erklang umher —
Droben mit dem Sterngewimmel
Wölbte sich der off'ne Himmel,
Und der Mond sank sanft ins Meer.

In dieser träumerischen Stellung zu Füßen der Totesgöttin will ich den Schatten des edeln Dichters festhalten. Da sitzt er, und wie Nebelgestalten gleiten seine schönsten Dichtervisionen vor seinem Auge vorbei. Er sieht den Fluss Styx: Venus Urania und Endymion segeln in einem Boot den Fluss hinab; und die Krone, die Venus trägt, wirft einen hellen Sternenschein über die dunkeln Wellen und Ufer; er sieht Amor und Psyche selig an der hohen Kassiopeia und dem stolzen Orion vorbeischwehen; er erblickt Adam und Alma, wie sie, sich ebenso innig umschlungen haltend, durch die läuternden Flammen des Fegefeuers gleiten, sieht Alexander vor Kalanus knien und die schlanke, feine Gestalt des Inders mit der weißen Stirnbinde, auf dem Scheiterhaufen, wie sie, den Schwanengesang singend, unter dem Siegeshymnus durch Rauch und schwarze Wolken zu Brama emporsteigt.

Also zu der Göttin Fuß
Sitzet in des Todes Saum
Still der Glückliche im Traum,

während seine Werke ihn überleben und seinen Namen bewahren.

Es war immer viel Himmel in seinen Gemälden, aber sein Name wird sich am dauerndsten mit dem in seinen Bildern verknüpfen, das die Erde und das Irdische darstellt.



„The Portrait of a Lady" by Henry James jun.

Leipzig 1883, Tauchnitz. 3 Bände. 4,80 M.

Der Verfasser selbst hat diesen Roman für seinen vollendetsten erklärt. Von den uns bekannten ist er jedenfalls der, in welchem seine Eigenart am stärksten zum Ausdruck kommt und zwar so sehr, dass man fürchten muss, sie könne mit der Zeit zur Manier werden. James ist Meister in der Detailmalerei; seinem scharfen Beobachtungstalent entgeht auch nicht der kleinste Zug, den er dann zu rechter Zeit mit feinen Strichen auf seinen Porträts anzubringen weiß. Er kann aber dadurch in Gefahr geraten, sich schließlich im Detail zu verlieren und Nebensächliches mit behaglicher Breite auszumalen, eben nur aus Lust an solcher Kleinmalerei, so dass das Interesse an dem stofflichen Teil der Erzählung, der überhaupt bei James gegen den Wert der Darstellung immer sehr zurücktritt, gar zu kurz kommt. Wenn z. B., um auf gut Glück ein Beispiel herauszugreifen, weitläufig erzählt wird, wie eine der Nebenpersonen des Buches an eine andere ein Billet schreibt, dasselbe in einem Hotel abgiebt, und dann gleich darauf den Betreffenden trifft und ihm das Geschriebene mündlich mitteilt, so dass das Briefchen überflüssig wird, so dünkt uns der ganze Bericht ebenfalls überflüssig.

Wie der Titel des Buches andeutet, soll sich das Interesse hauptsächlich auf die Heldin konzentriren, und interessant genug ist sie, diese feine graziöse Isabel Archer, deren Schönheit und geistige Anmut alle, die ihr nahen, fesselt und bezaubert und deren stolze Zurückhaltung ihr doch etwas Unnahbares gibt. Ein Rätsel für sich und andere ist dieses junge Mädchen in seiner Selbständigkeit und ruhigen Sicherheit, und wie ein Rätsel liegt das Leben vor ihr, das sie gern nach allen Seiten hin kennen lernen möchte, um dann ihrem eigenen Leben die beste Gestaltung zu geben. Sie ist nicht eine von den Frauen, die darauf wartet, dass ein anderer *für sie* ihr Schicksal gestalte; sie *selbst* will etwas aus sich und ihrem Leben machen, und dieser Gedanke füllt ihre ganze Seele aus. Sie ist eigentlich beständig mit sich selbst beschäftigt, obschon sie „einen unauslöschlichen Durst hat, zu gefallen"; was ihr aber, nach unserer Ansicht, fehlt, ist ein warmes, inniges Gemüt, die Fähigkeit, sich selbst zu vergessen und andere hingebend zu lieben. Einer großen Leidenschaft ist diese schöne Isabel nicht fähig; *sie selbst* bleibt doch immer der Mittelpunkt ihres Denkens und Empfindens, und so sehr sie den Leser interessirt, kann man sich doch nicht recht für sie erwärmen.

Isabel hat ihre Eltern früh verloren; bald nach dem Tode ihres Vaters, als sie etwa achtzehn Jahr alt ist, holt ihre Tante sie fort aus dem verwaisten Hause in Albany und nimmt sie mit sich nach Europa, wo sie übrigens als Kind schon mehrmals gewesen und einen Teil ihrer vielseitigen, regellosen Bildung empfangen hat. Die Aussicht, mit Mrs. Touchett nach Italien zu reisen, bemächtigt sich ihrer Phantasie und trägt nicht wenig dazu bei, dass sie ihren getreuesten Anbeter, Caspar Godwood, kurz abweist, obschon dieser ganz vortreffliche junge Bostoner, wie es scheint, Grund hatte, auf Annahme seines Antrags zu rechnen. Uebrigens hält er sich nicht für definitiv abgewiesen, sondern erscheint mehrfach im Laufe der Erzählung wieder, ein Muster von zäher Ausdauer und großer Langweiligkeit! — Isabel kommt mit ihrer Tante zunächst in das Haus ihres Onkels Touchett, der in der Nähe von London in stiller Zurückgezogenheit auf einem reizenden kleinen Landsitze lebt und sich englischen Lebensgewohnheiten und englischem Comfort durchaus anbequemt hat. Dieses Stillleben in Gardencourt, der liebenswürdige, schlichte, alte Herr mit seinem sanften milden Wesen, der sich mit den Exentricitäten seiner Gattin, die nur zeitweise zum Besuche bei ihm verweilt, sonst aber ihr eigenes Haus in Florenz hat, geduldig und mit philosophischer Ruhe abfindet, — sein einziger Sohn Ralph, geistvoll, witzig, sarkastisch, hochgebildet, dem ein chronisches Lungenübel die Lebenskraft früh gebrochen und der selbst über seine

Schwäche spottet, unter diesem oft bittern Humor ein tiefes, liebevolles Gemüth verbergend — das alles ist geschildert, wie nur James es kann. Isabel tritt in diesen Kreis wie ein neues Lebenselement und weiss sich ihren Verwandten bald sehr lieb zu machen. Auch Lord Warburton, ein Freund des Hauses, der Typus eines englischen Edelmannes im besten Sinne, ist von der schönen Amerikanerin entzückt und wirbt um ihre Hand. Sie schlägt diese glänzende Partie aus, weil ihr Leben dadurch zu einfach und ereignislos werden würde, obschon der Bewerber ihr recht gut gefällt. Warburton bleibt ihr ebenfalls im Herzen treu, er begegnet ihr später wieder in Italien, auch nach ihrer Verheirathung und wird selbst inne, dass er sich über sein Gefühl getäuscht habe, als er es in ruhige Freundschaft und Achtung verwandelt glaubte.

Am verhängnisvollsten wird für Isabel die unausgesprochene Liebe ihres Vetters Ralph, dessen Vater eine Verbindung zwischen seinen beiden Lieblingen dringend wünscht. Ralph glaubt die Hoffnungslosigkeit eines solchen Wunsches vorauszusehen, fühlt sich durch seine Kränklichkeit entmutigt, möchte aber vor allen Dingen Isabel vollständige Freiheit und Unabhängigkeit sichern, so dass sie in jeder Hinsicht im Stande sei, ihr Leben nach eigenem Ermessen — oder sagen wir, nach eigener Laune! — zu gestalten. Er bewegt deshalb seinen sterbenden Vater, Isabel die die Hälfte seines sehr bedeutenden Vermögens zu hinterlassen. Das wird für sie zum Verhängnis. Arglos, ganz erfüllt von ihren Träumen des besten Lebens und allzu sicher in ihrem Selbstgefühl, fällt sie in die Netze einer schlauen Intriguantin, Mme Merle, einer internationalen Abenteurerin, die sich eine Stellung in der Gesellschaft verschafft hat, Isabels Freundschaft zu gewinnen und dazu zu benutzen weiss, um zwischen ihr und ihrem früheren Liebhaber Gilbert Osmond, eine Heirat zustande zu bringen, um damit ihm, besonders aber ihrer Tochter Pansy, die für ein Kind aus Osmonds erster Ehe gilt, eine glänzende Stellung und ein grosses Vermögen zuzuwenden.

Das also ist es, was die hochstrebende Isabel mit ihren Leben anfängt; schlauer Spekulation fällt sie in ihrer Selbstüberhebung zum Opfer, von all den Männern, die um sie warben, wählt sie den schlechtesten, einen richtigen Humbug, der ihr in seinem Dilettantismus als Genie erschien, durch seine geschickten Machinationen sie zu blenden, ihrer Eitelkeit und ihrem ästhetischen Gefühl zu schmeicheln wusste. Osmond ist kein Bösewicht, er hat keine einzige große Eigenschaft weder im guten noch im schlechten Sinne, alles ist innerlich faul, leer, hohl, bloßer Schein; nichts ist in ihm, woran man sich halten könnte, Dabei ist er ein raffinirter Egoist. Isabel gehen erst ganz allmählich die Augen auf, lange lebt sie hin im dumpfen, unbewussten moralischen Unbehagen, das sich mehr und mehr steigert, bis sie endlich namenlos unglücklich wird. Ueber Osmonds früheres Verhältnis zu Mme Merle und somit über beider Charakter, öffnet ihr schließlich ihre Schwägerin die Augen. Diese Contessa Gemini, an einen Italiener verheiratet, ist in Wesen und Gesinnung selbst ganz und gar Italienerin geworden, meint, sie habe nie eine so reine Seele gekannt wie Isabel, und rät ihr, die Sache nicht zu tragisch zu nehmen! Gleich nach diesen Eröffnungen ruft ein Telegramm Isabel nach London an das Sterbebette Ralphs, Osmond will sie nicht reisen lassen. Sie verlässt ohne seine Zustimmung, aber mit seinem Vorwissen Rom, wo sie ihren Wohnsitz in einem prächtig eingerichteten Palazzo aufgeschlagen haben, und genügt der letzten Pflicht der Dankbarkeit und Zuneigung. Diese letzten Szenen mit Ralph, dem sie danken will für das, was, wie er zu spät einsieht, wie sein Vater geahnt, die Ursache zu ihrem Unglück geworden, sind von ergreifendem Pathos in ihrer Einfachheit und Naturwahrheit. Noch einmal tritt, nach Ralphs Tode, Caspar Goodwood an sie heran, beschwört sie, seinem Schutze zu vertrauen und nicht nach Rom zurückzukehren in das trostlose Elend ihrer Ehe. Die ganze Größe der Liebe dieses braven Mannes wird ihr endlich klar, aber sie folgt ihm nicht. Was sie nach Rom zurücktreibt, Pflichtgefühl, der Wunsch, ihrer jungen zarten Stieftochter Pansy, die sich zärtlich an sie geschlossen, auch ferner Schutz und Stütze zu sein, oder ein Rest von Liebe zu ihrem unwürdigen Gatten, — das erfahren wir nicht. Was aus Isabel wird, bleibt uns eben so sehr ein Rätsel wie die letzten Worte ihrer Freundin Henrietta. „Warten Sie ab. Caspar Goodwod“, die uns minder rätselhaft sein würden', wenn dieser Caspar uns das allergeringste Interesse einflößte. Soll er das nicht, — nach der Absicht des Verfassers? Ein Meister in der Gestaltung wie James hätte doch diese Figur leicht mindestens so interessant machen können, wie Warburton, Ralph, die beiden alten Touchetts, oder so lebensvoll wie einige der Nebenpersonen, die liebliche kindlich unbedeutende Panty, ihre simplen Bewerber und endlich Henriette Stackpole, Korrespondentin des Interviewer, die mit unvergleichlichem Humor geschildert ist. Eine solche individuelle Gestalt von James wiegt das ganze Personal eines andern Romans auf!

Man sagt, James wolle diesem Roman eine Fortsetzung folgen lassen, welche über Isabels ferneres Schicksal Aufschluss gäbe und auf die man mit Recht gespannt sein müsste. James ist aber nicht ein Autor, der dem Publikum gefällige Konzessionen macht. Ob man indessen nicht auch vom künstlerischen Standpunkt berechtigt wäre, einen andern Abschlus zu fordern, darüber ließe sich rechten. So unbefriedigend der Aktuelle sein mag, — „The portrait of a Lady“ ist unstreitig eine hochinteressante psychologische Studie und einer der lesenswertesten Romane neuester Zeit.

Königsberg.

Th. Hoepfner.



Ueber die Poesie der Malayen.

Der Malaye, der die Küsten des ostindischen Archipels bewohnt, konnte der Poesie nicht ganz fremd bleiben, lebte er doch in einem ungemein gesegneten Himmelsstriche, wo die Natur, über die sich ein fast immer blauer Himmel wölbt, in ihrem reichsten Schmucke steht, und wo der heiße Strahl der tropischen Sonne Leidenschaften früh erweckt und in ungezügelter Form zum Ausbruch treibt. Diese Leidenschaften beschreibt der Malaye in vielen größeren Gesängen und kleinen Gedichten; überraschend ist aber, dass er sogar unsere Fabel kennt und mit Vorliebe nachbildet. Dr. de Hollander hat auf seiner ethnologischen Forschungsreise in Sumatra, namentlich auf Padang, malayische Fabeln gesammelt, die unverkennbar die Grundideen eines Lafontaine und Gellert in sich tragen. Sie sind in den *„Bydragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indie“* veröffentlicht. Vermutlich haben die Holländer diese Fabeln dorthin gebracht, und sie sind von den Malayen, die für sinnbildliche Darstellungen aus dem Tierreiche grosses Verständnis haben, adoptirt worden.

Viele Lieder und größere Dichtungen hat der Malaye von den Ureinwohnern übernommen und vermöge seiner größeren intellektuellen Fähigkeiten verarbeitet, wie auch wieder umgekehrt der Javane und Sundanese (die Bewohner des Ostens und Westens Java's) dem Malayen die Kunst abgelernt haben, Lieder, namentlich Liebeslieder zu improvisiren, die teilweise tiefen Sinn bergen und entschieden der weiteren Verbreitung wert sind. Solche Lieder singt der Javane, wenn er nach des Tages Arbeit seine Siesta hält; er singt sie aber in einem näselnden, langgezogenen Tone, sodass ihr Inhalt dem Europäer unverständlich ist.

Die Dichtkunst, die Technik des Dichtens liegt beim Malayen in der Kindheit; er kennt weder Maß noch Reim, d. h. Reim nach unseren Begriffen. Ihm genügt, daß die beiden letzten Buchstaben gleichlauten, z. B. buru*ng* (Vogel), kura*ng* (fehlen), ja selbst dass der Gleichlaut des letzten Buchstabens vorhanden ist, z. B. hâr*i* (Tag), in*i* (dieses).

Von größeren vorhandenen Dichtungen ist hauptsächlich *„Abdul Muluk“* hervorzuheben, das den Rhaden Ali Hâdji (Prinz) von Riouw zum Verfasser hat und eigentlich eine Odyssee im malayischen Stile genannt werden kann Dieses vorzügliche Werk hat der niederländische Gelehrte Dr. Roorda von Eysinga frei ins Niederdeutsche übersetzt und herausgegeben. Ein junger malayischer Fürst hat mannigfache Irrfahrten und Abenteuer zu bestehen, wobei ihm seine beiden Frauen hilfreiche und treue Begleiterinnen sind.

Das berühmteste Epos (Sjair) in malayischer Sprache ist *„Bidasâri“* oder *„Bidiadâri“*, zu deutsch „die Göttin“ oder wol treffender „die Nymphe“. Van Hoëvell hat dieses Gedicht in der Zeitschrift der Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften ins Niederdeutsche übersetzt und erklärt. Sein Inhalt hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Fabel vom Dornröschen. Ein schönes Mädchen liegt in einem prächtigen Palast in tiefem Schlafe. Ein junger Prinz findet sie nach heißem Kampfe mit allerlei Ungetümen, worauf er sie heiratet. Neben vielen naiv-kindlichen Schilderungen finden sich in dem Epos vollendet schöne Stellen, in denen die Liebe mit all der Glut beschrieben wird, wie sie dem tropischen Lande eigen ist.

„Rhâden Mantri“ benennt sich eine ergreifende Romanze, in der ein junger Fürst sich selbst auf der Leiche seiner Gattin das Leben nimmt, der er insgeheim angetraut war. Seine Mutter, die andere Pläne mit ihm hatte, erfuhr von seiner geheimen Ehe und ließ die junge Frau ermorden. Diese Romanze ist javanischer Tradition und von den Malayen übersetzt und vervollkommnet worden.

„Panton Ispelman“ erzählt in malayischer Mundart den Krieg zwischen der Königin von Boni (auf Celébes) und dem Admiral der niederländisch-ostindischen Compagnie Speelman im Jahre 1666.

Außer diesen vorgenannten, in reinem Malayisch abgefassten Dichtungen größerer Art existiren noch sogenannte *„Seloka“*, d. h. lyrische Gedichte, die der Mehrzahl nach im Munde des Volkes sich fortpflanzen und von denen nur wenige niedergeschrieben sind.

Das Gleiche gilt von den *„Panton“*; sie sind sechs- bis achtzeilige Gedichte teils lyrischer, teils epigrammatischer Art und haben die Eigentümlichkeit, dass ihre ersten Zeilen eine sinnbildliche Vorstellung der letzten bedeuten. Der Malaye resp. Javane vergleicht seine Gefühle oder Ereignisse mit Naturerscheinungen. Diese Vergleiche überraschen häufig durch Tiefsinnigkeit und poetische Auffassung, sind aber auch nicht selten hölzern und dem Europäer ganz unverständlich. Die *„Seloka“* und *„Panton“* sind rein traditionell, wie unsere Volkslieder, entstanden unter der Einwirkung augenblicklicher Gemütsbewegungen.

Oden besitzt der Malaye wenige; diejenigen, die er hat, sind aus dem Arabischen übergenommen, wie sie auch den arabischen Namen *„Medah“* führen.

Die aus der vormuhamedanischen Zeit stammenden Gedichte sind durchweg religiöser Natur und werden *„Gurindam“* genannt; sie erzählen in trockener, wenig ansprechender Weise die Abenteuer und Versuchungen buddhaistischer Götter und Göttinnen.

In der Voraussetzung, dass den einen oder andern der geneigten Leser die *„Seloka“* und *„Panton“* interessiren möchten, lasse ich einige Proben folgen. Sie werden namentlich in der Minahassa, in der Residenzschaft Menado auf Celébes, diesem kultivirtesten Landstrich des indischen Archipels, gesungen, von dem die weitgereisten Forscher Bickmore und Wallace behaupten, dass er der schönste Fleck Erde ist, den sie je geschaut haben.

Erdbeben (Lindu).*)

Die Schlange schläft, erdrücket schier,
Die Erde muss sie tragen;
Da naht ein feurig', mächtig Tier,
Es will die Schlang' verjagen.

*) Die Malayen und Javanen nehmen an: dass die Erde von einer ungeheuren Schlange getragen wird, die zuweilen mit dem Feuer in Kampf gerät. — daher Erdbeben und vulkanische Eruptionen.

Ihr Leib erbebt im Todeskampf,
Die Erde kommt ins Rollen;
Auf wirbelt Asch' und heißer Dampf
Und dumpfe Donner grollen.

Die Schlange siegt, das Feuer dringt
Hinaus aus allen Poren;
Wer unter seinem Kuss hinsinkt,
Ist unrettbar verloren.

Die Sonne (Matahâri). *)

Des Auges Wimper zuckt, es fällt
Das Reich der Nacht in Trümmer.
Der junge Tag begrüßt die Welt
In feuerfarb'nem Schimmer.
Matahâri! Matahâri!

Und nach und nach weckt Arm und Reich
Des Tages feurig Ange.
Noch glitzern Tränen, Perlen gleich,
Am grünen, frischen Laube.
Matahâri! Matahâri!

Denn Nachts die Blume weinen muss,
Bis sie in Schlaf gewieget,
Nur von der Sonne heißem Kuss
Der Tränenquell versieget.
Matahâri, Matahâri!

Treulosigkeit.

Am Himmel viele Sterne steh'n,
Doch einer nur mir blinket.
In . . . gar viele Mädchen geh'n,
Doch eines nur mir winket.

Der Stern geht weiter seine Bahn,
Ach! endlich er verschwindet.
Und deine Liebe ist nur Wahn,
Ein Weib man nie ergründet.

Der Stern ist treu, er kehrt zurück,
Er blinkt mir nach, mir Toren,
Sie aber wendet ab den Blick,
Ist ewig mir verloren.

Liebesschmerz.

Der Schütze zielt, ab schnellt der Bolz,
Die Luft er teilt, er trifft das Holz
Und Splitter rundum fliegen;
Das Unheil naht, jäh zuckt der Schmerz,
Es frisst sich ein, es trifft mein Herz —
Die Tränen nie versiegen.

Unglück.

Ein gelber Mann**) den Drachen ließ
Hochauf gen Himmel schweben.
Die Schnur, die war so schwach, sie riss,
Dem Drachen ging's ans Leben.

Er stürzte nieder in das Meer,
Umschlungen von den Wellen.
Er musst' nach kurzer Gegenwehr
Am scharfen Riff zerschellen.

Den gelben Mann verließ sein Glück,
Ihm Weib und Kind verderben.
Er ging weit übers Meer zurück,
Im Vaterland zu sterben.

Die Ronggèng.***)

Der Pisang†) reift, die Taube girrt,
Das Reisfeld blüht, der Käfer schwirrt.

*) Der Malaye nennt die Sonne matahâri, d. h. Auge des Tages.

**) Gelber Mann (orang guning), der Chinese. Die Chinesen wandern im Archipel ein, um dort ihr Glück zu machen. Ein Hauptsport von ihnen ist das Fliegenlassen von Papierdrachen, wobei große Wetten gemacht werden.

***) Rouggèng = javanische Tänzerin.

†) Pisang = Banane.

O Wonne süß! Mein Herz sie fühlt,
Auf Männer auf! Den Gam'lan spielt!*)

Die reife Frucht, sie labt den Mund,
Sie prangt so saftig, voll und rund.
Hei! wie der Ronggèng Augen glühn,
Sieh, wie im Mund ihr Rosen blühn!**)

Die Frucht schmeckt süß, doch Weh und Ach,
Der bittre Kern, der folget nach.
Der Ronggèng Augen bannen mich,
Sie dringen tief, — mich schmerzt ihr Stich.

Der Skorpion im Kerne sitzt,
Und Gift er in die Adern spritzt.
Mein Herz siecht hin, verblutet sich —
Der Ronggèng Augen bannen mich.

Adinda.***)

Ich steh' am grünen Mangabaum†)
Mein Blick schweift in die Ferne.
Rot leuchtet rings des Himmels Saum,
Wie Silber strahl'n die Sterne.
Adinda! Adinda!

Im Baume huscht das Eichhorn klug,
Es naschet von den Früchten.
Leicht ist sein Lauf, es gleicht dem Flug
Des Vogels in den Lüften!
Adinda! Adinda!

Die Schlange sinnt auf Zeitvertreib,
Ein Spielzeug sie erhaschet.
Sie fasst das Eichhorn um den Leib,
Das von den Früchten naschet.
Adinda! Adinda!

Das Kidang††) spielt am Waldes Rand,
So zierlich und so munter.
Sein reichlich Futter es dort fand
Beim blühenden Hollunder.†††)
Adinda! Adinda!

Der Tiger, ein gewaltig Tier,
Schleicht an im grünen Laube;
Er holt voll arger Mordbegier
Das Kidang sich zum Raube.
Adinda! Adinda!

Sie, die ich liebte, ist jetzt tot —
Ich wusst' nicht, was sie wollte.
Ich küsste ihr den Mund so rot —
Dann starb sie hin, die Holde.
Adinda! Adinda!

Ich steh am grünen Mangabaum,
Tief unten ruht die Holde.
Mir ist es wie ein wüster Traum —
Wüsst' ich nur, was sie wollte.
Adinda! Adinda!

*) Gamelan = die javanische Musik.

**) Der Javane sagt, dass aus dem Munde schöner Tänzerinnen Rosen wachsen, deren Geruch betäubt.

***) Odinda oder Adenda = Geliebte.

†) Manga = eine süße, saftige Frucht.

††) Kidang = eine Art wilder Schafe.

†††) Der Hollunder wächst zwar nicht auf Java, aber eine ihm verwandte Art.

Neustrelitz.

A. Freiherr von Moltke.





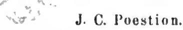
John H. Ingram: „Claimants to royalty."

London 1883, David Bogue.

Es ist ein interessanter und dankbarer Stoff, der in dem vorliegenden eleganten Bande behandelt ist. Fast so weit wie wir uns in der Geschichte zurückzuerinnern vermögen, finden wir Betrüger, Abenteurer und ehrgeizige Menschen, welche nach Titeln, Rechten und Tronen strebten, die ihnen nicht gebürten. Und immer fand sich eine leichtgläubige Menge, welche sich durch das kecke und sichere Auftreten solcher Betrüger betören oder gewinnen ließ und falschen Prätendenten anhing, ja — sei es in blindem Eifer oder in Verfolgung selbstsüchtiger Interessen — oft sogar Leib und Blut für dieselben hingab. „*Le public, qui veut être dupé à tout prix, en était fort satisfait*" sagte P. Borel, und nicht mit Unrecht. Bietet also dieser Stoff schon an und für sich ein nicht gewöhnliches Interesse dar, so wird derselbe noch anziehender durch die geheimnisvolle Romantik, welche die Geschichten so mancher dieser falschen Prätendenten, wie z. B. des falschen Waldemar von Brandenburg, des Perkin Warbeck, des soi-disant Sebastian von Portugal u. A. umspinnt und dieselben oft mit einem fast poetischen Zauber bekleidet. Die Quellen dieser Geschichten fließen häufig sehr spärlich und trübe, und es gelingt nicht immer, ein getreues historisches Bild solcher Kronprätendenten zu entwerfen; in andern Fällen aber, wo dies gelingen könnte, ist das Unternehmen mit solchen Schwierigkeiten und gründlichen Studien verbunden, dass nur gewiegte Fachleute demselben gerecht werden können. Zu diesen nun zählt der Autor von „*Claimants to royalty*", — soweit wir aus seiner ganzen Methode und der Art, wie er den Stoff behandelt ersehen — n i c h t. Fast durchaus ohne Angaben der Quellen und auch ohne sonderliche kritische Umsicht hat John H. Ingram die Historien von siebenunddreißig falschen Kronprätendenten erzählt, und zwar von dem falschen Smerdis von Persien angefangen bis zu „*The pretended princess of Cumberland*" und Johann Sobieski und Charles Edward Stuart und den „Counts of Albany": of England. Dabei ist selten die Geschichte des einen oder anderen „Helden" etwas ausführlicher behandelt; manche Kapitel können nicht einmal Skizzen genannt werden, man möchte dieselben eher für flüchtig zusammengestellte Notizen halten. Am besten gelungen und auch am interessantesten sind die Kapitel „*The false Richard the Second of England,*" „*The false Richard the Fourth of England,*" „*The false Sebastian of Portugal,*" „*The false Charlotte of Russia,*" „*The false Dauphins*" und „*The false Princess of Cumberland.*"

Im übrigen ist das Buch gut geschrieben, und da es ja nicht für Historiker sondern für das große Publikum bestimmt ist, kann dasselbe immerhin als unterhaltende und dabei doch einigermaßen belehrende Lektüre empfohlen werden.

W i e n. J. C. Poestion.



Noch einmal Bacon-Shakespeare.

Ein Nachtrag.*)

Ich habe die Leser um Entschuldigung zu bitten, dass ich sie noch einmal mit dem von mir im Mai d. J. ausführlich behandelten Gegenstande behellige. Es soll aber in aller Kürze abgetan sein.

Damals sprach ich von einer Untersuchung der Handschrift des Bacon'schen *Promus*, die ich im *British Museum* vornehmen wollte. Diese Untersuchung ist erfolgt und im Nachstehenden ihr Resultat. — Ich bemerke übrigens, dass Herr Dr. Eugen Oswald in London bei derselben zugegen gewesen und nötigenfalls mein Zeugnis bestärken könnte.

Kurz und gut: der Bacon-Schwindel ist noch viel toller, halt- und hirnloser, als ich mir auf Grund des dicken Buches der Frau Pott hatte träumen lassen. Die unter dem gemeinsamen Titel *Promus* zusammengebundenen Manuskriptblätter der Harley-Collection (No. 7017) rühren von v e r s c h i e d e n e n Schreibern her, und eine Vergleichung mit andern, wolbeglaubigten Manuskripten Bacon's ergibt, dass k e i n Blatt des *Promus* notwendig von dem Verfasser des *Novum Organon* herrühren m u s s! Frau Pott zitirt ein Urteil des Kustos der Handschriftensammlung des *British Museum*, Herrn Maude Thompson, zu Gunsten der Authentizität der Handschrift des *Promus*; ich habe aber genügendes Material in Händen, um die Glaubwürdigkeit irgendwelcher Aussagen der Dame in Zweifel zu ziehen, um nicht einen strengeren Ausdruck zu wählen. M e i n Augenschein hat mich belehrt, dass zwischen jeder der verschiedenen Handschriften des *Promus* und den urkundlich von Francis Bacon herrührenden Manuskripten eine gewaltige Differenz besteht. Sonach neige ich mich mehr als je der Annahme zu, die fraglichen Notizen des *Promus* seien das Kollektaneenheft irgendwelches Studenten.

Im einzelnen habe ich zu bemerken, dass die Frau Pott teils aus Unwissenheit, teils zu absichtlicher F ä l s c h u n g die Eintragungen des *Promus* verstümmelt, entstellt, umgewandelt wiedergegeben hat. Wenn sie kein Latein verstand, so hätte sie sich irgend einen Primaner als Beistand wählen sollen. Aber ist es noch bloße Unwissenheit, wenn diese Abschreiberin, deren „Gewissenhaftigkeit" ein deutscher Kritiker bewunderte, aus den im Manuskript mit geradezu kalligraphischen Zügen vorhandenen Worten:

Diluculo surgere saluberrimum est

folgendes macht:

Diluculo surgere salubrium —

und dann mit naseweiser Altklugheit hinter das allerdings unsinnige *salubrium* ein *sic!* setzt?! Sowol *saluberrimum* wie *est* stehen aufs deutlichste in der Handschrift; aber es scheint, dass die Frau Pott auch in ihrem Sehvermögen gestört ist.

Die nichtsnutzigste Fälschung aber in böswilliger Absicht hat sie begangen an der wichtigen Stelle, aus welcher sie das Wort *Romē* (also R o m e o) hat heraus-

*) Siehe Magazin Nr. 19 u. ff.

lesen wollen. In dem Buch der Pott steht als von Bacon geschrieben folgendes:

1199. *Surge puer mane surgere.* *)
1200. *romê.*

In der Handschrift aber lautet dies, in wunderschön geschriebenen Buchstaben, wie von einer wolgeschulten Schülerhand, also:

Surge puer mane, sed noli surgere vane.

(Knabe, steh früh auf, aber steh nicht umsonst auf.)

Nachdem ich diese abgefeimte Fälschung entdeckt, klappte ich das dicke Aktenstück zu, schämte mich, an solche Nichtswürdigkeit so viel Zeit vergeudet zu haben, und reichte das Manuskript zurück. Dem freundlichen Beamten, der mich fragte, ob ich gefunden, was ich gesucht, gab ich zur Antwort: „Nein!" Denn eine wissentliche Fälschung hatte ich nicht gesucht.

*) Was natürlich völlig sinnlos ist.

Berlin.

Eduard Engel.



Literarische Neuigkeiten.

In diesen Tagen erscheint von Julius Wolff — nicht eine neue Aventiure, sondern ein Roman in Prosa: „Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte." In 2 Bänden. — Berlin G. Grote. 8 M.

Von einem bisher unbekannten Autor wird demnächst ein „ägyptischer" Roman erscheinen: „Das Schatzhaus des Königs" von Wilhelm Walloth. Er behandelt die allbekannte hübsche Geschichte vom Schatz des Rhampsinit, hat also den Vorteil für sich, dass die Leser dem Gegenstande Interesse entgegenbringen. Das Monopol von Georg Ebers auf die Mumienliteratur wird also durchbrochen werden. — Leipzig, W. Friedrich. 3 Bände. 10 M.

Ueber das Denkmal auf dem Niederwald veröffentlicht die Verlagsbuchhandlung von Felix Bagel (Düsseldorf) alles Wissenswerte. Ein reicher Bilderschmuck gibt dem Büchlein einen bleibenden Wert.

Gustav Diercks, einer der besten Kenner des modernen Spaniens, lässt einen Band von Studien über „Das moderne Geistesleben Spaniens" erscheinen. — Leipzig, O. Wigand. 5 M.

A. Luber hat eine Sammlung neugriechischer Liebesdistichen unter dem Titel „Erotas" übersetzt. — Salzburg, H. Kerber. 1,20 M.

Von Levin Schücking erscheint als letztes Werk eine Sammlung von Novellen: „Heimatlaub," in 2 Bänden. — Herzberg, Simon. 9 M.

Von Woldemar Kaden erscheint: „Bilder von der Insel Ischia. Ueber Vergangenheit und Gegenwart derselben." Mit 4 Illustrationen. — Luzern, Prell. 1,20 M.

Ernst Eckstein's historischer Roman, der im „Deutschen Familienblatt" erschien, wird um die Mitte des Oktober in Buchform bei Carl Reissner (Leipzig) erscheinen in 3 Bänden. 12 M.

Von Ernst Wichert ein neuer Novellenband: „Unter einer Decke". — Leipzig, Reissner. 5 M.

Von Carl Fr. Glassenapp und Heinrich von Stein ist ein „Wagner-Lexikon" erschienen von fast 1000 Seiten, welches in wörtlichen Anführungen aus Wagners Schriften ein vollständiges Bild der Ansichten des Meisters über die wichtigsten Fragen der Kunst enthält. — Stuttgart, J. G. Cotta. 15 M.

Von Emil Peschkau, der soeben bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. einen dem modernen Leben entnommenen Roman „Die Reichsgrafen von Walbeck" veröffentlichte, erscheint demnächst in demselben Verlage ein Band Gedichte unter dem Titel „Traum und Leben" und bei Philipp Reclam in Leipzig als Bändchen von dessen Universalbibliothek eine Novelle „Die Prinzessin."

Von Rudolf Baumbach, dem beliebten Liedersänger, erscheint eine grössere Prosadichtung, unseres Wissens seine erste umfassende Leistung in Prosa —: „Trug-Gold. Erzählung aus den 17. Jahrhundert." — Berlin, Goldschmidt. 6 M.

In der Sammlung von biographischen Studien, die von der Firma Quantin (Paris) unter dem Titel: „Célébrités contemporaines" veröffentlicht werden, lässt Ernest Daudet ein Heftchen: „Jules Simon" erscheinen (No. 30 der Sammlung).

In der Serie „*English Men of Letters*" ist jetzt endlich der seit langem angekündigte Band „Sheridan" von Mrs. Oliphant erschienen. — London, Macmillan. 2½ sh.

Korrespondenzblatt No. 3 des Allgemeinen deutschen Schulvereines ist erschienen (Druck und Verlag von Gebr. Fickert, Berlin) und hat folgenden Inhalt: Der Mittelschulgesetzentwurf im ungarischen Abgeordneten- und Oberhause und die Sanktion der Krone. — Die Magyarisirung in Ungarn. — Die Zustände in Banate. — Vereinsnachrichten. — Literarische Besprechungen. — Kleine Mitteilungen. — — Beitrittserklärungen zum „Allgemeinen deutschen Schulverein", der es sich zur Aufgabe macht, die Deutschen im Auslande ihrer Nationalität zu erhalten, sind an den Schatzmeister Dr. Bernard, Berlin C. Kurstraße 34/35 zu richten. — Jahresbeitrag 3 M.

Die seit dem 1. Oktober vorigen Jahres erscheinende Zeitschrift „Aus allen Zeiten und Landen", herausgegeben von Dr. Otto Sievers und Harald Bruhe, erscheint vom 1. Oktober dieses Jahres ab bei Th. Hofmann, Berlin.

Alfred Meißner wird in der „Nationalzeitung" mit dem Beginn des neuen Jahres seine „Lebenserinnerungen" veröffentlichen. — Vom Oktober ab wird Paul Lindau in derselben Zeitung Reisebriefe über Amerika erscheinen lassen.

Für den 1. October d. J. kündigt die Verlagsbuchhandlung von G. A. Schmidt in Leipzig das Erscheinen folgenden Ulkes an: „Der Dämon. Kosmetisches Organ für Kunst, Wissenschaft und Weltverkehr." Das „Blatt" soll alle 14 Tage erscheinen. Der Prospekt dieser anscheinend als ernsthaft beabsichtigten periodischen Torheit leistet an unfreiwilliger Komik das Menschenmögliche.

Unter dem Titel „Mnemosyne", Organ für Gedächtniskunst, wird die Verlagshandlung von Julius Klinkhardt in Leipzig in Kürze eine in zwanglosen Heften erscheinende Zeitschrift heraus geben, welche es sich zur Aufgabe macht, die Gedächtniskunst in weiteren Kreisen zu verbreiten. — So dankenswert auch solch Unternehmen sein mag, — die Frage entsteht, ob nicht die Zeit näher rückt, wo es eine Woltat sein wird, recht schnell recht viel vergessen zu lernen.

Der Verein für niederdeutsche Sprachforschung gibt den 8. Jahrgang (1882) seines „Jahrbuchs" heraus. — Norden Soltau. — Ebenda erscheint der 7. Jahrgang (1882) des „Korrespondenzblatts" des genannten Vereins.

S. Calvary in Berlin zeigt an, dass das bekannte Hellenische Wochenblatt 'Εστία durch ihn zu beziehen ist zum Preise von 16 M. jährlich incl. portofreier Zusendung.

Aus Anlass des Grundtvig-Jubiläums enthält die No. 1250 der Kopenhagener Illustrirten Zeitung zahlreiche Bilder und Notizen zu Grundtvig's Leben und Wirken.

Seit Mitte September erscheint eine neue illustrirte Wochenschrift: „Der Familienfreund“ in Langensalza bei Oeser. Preis vierteljährlich 2,60 M., also teurer als die meisten illustrirten Wochenjournale; dabei spricht die Verlagshandlung davon, dass die bisherigen Zeitschriften wegen der finanziellen Opfer dem Volke schwer erreichbar seien!

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Das soeben ausgegebene zwölfte Heft (Semptember 1883), das Schlussheft des V. Jahrganges dieser empfehlenswerten geographischen Zeitschrift (A. Hartlebens Verlag in Wien) bringt auf 48 Seiten mit sieben Abbildungen und zwei Karten u. a. folgende Artikel: Die Adria. Von J. Luksch und J. Wolf. — Aus dem Algäu. Von Carl Albert Regnet in München. — Kuldscha. Von v. S. L. — Die Verteilung und Bewegung der Bevölkerung Frankreichs in ihren Wechselbeziehungen zum Boden des Landes. Von Dr. Josef Chavanne.

Eine grosse politische Wochenschrift soll vom 1. Oktober ab in Berlin erscheinen, herausgegeben von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Barth, der zu diesem Behuf von Bremen nach Berlin übersiedelt. Der Titel der Zeitschrift wird sein: „Die Nation.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

In der Sitzung des Schriftstellertages zu Darmstadt am 9. September 1883 wurde vorgetragen der folgende

Jahresbericht

(erstattet vom Verbandsschriftführer Dr. Franz Hirsch-Leipzig).

Hochgeehrte Versammlung!

Als die Mehrzahl von Ihnen vor fünf Jahren an der Wiege unseres Verbandes stand; als der ganze Hoffensmut eines warmherzigen Idealismus dazu gehörte, das Wagnis einer korporativen Einigung unter den Männern zu unternehmen, denen vor allen Berufsklassen ein Hang zur Freiheit und Ungebundenheit eigen ist — da waren es die Optimisten, die dem jungen Kinde Gutes weissagten, wenn auch manche Geister anfangs das gute Recht des bedächtigen Deutschen, den Zweifel, für sich in Anspruch nahmen. Jene Optimisten haben Recht behalten und selbst die Zweifler sind später zu uns gekommen und haben sich freudig überzeugt zu unserer Genossenschaft bekannt. Und heute sehen wir uns, nachdem wir im Norden und Osten Deutschlands, nachdem wir in Oesterreich getagt, in einer Stadt wieder, durch die wir dem deutschen Westen und Süden nähertreten wollen; einer Stadt, die uns so freundlich und herzlich aufgenommen hat, wie man es von der Stadt erwarten konnte, in welcher die geniale Dichterfreundin, die Urgroßmutter unseres Kaisers, jene gute Fürstin segensreich gewaltet, auf deren Grabhügel das Wort steht, welches den weiblichen Mitgliedern unseres Verbandes ein Motto ihrer Bestrebungen sein könnte: Sexu femina, ingenio vir. Und leuchtet nicht aus der Geistesgeschichte dieser Stadt jene folgenreiche Scene hervor, als Schiller am Darmstädter Hofe seinen „Don Carlos“ vorlas und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft Karl Augusts machte? Ist nicht jener jugendfrische Dichter ein Bürger dieser Stadt und ein Mitglied unseres Verbandes, der der Nation das Lied von der blühenden goldenen Zeit ins jubelnde Herz gesungen hat? Wenn wir alle diese literarischen Anknüpfungspunkte bedenken, wie sollte da nicht Darmstadt uns als vertraute verständnisvolle Stätte für deutsches Geistesleben erscheinen?

Sie wissen, dass die Organisation unseres Verbandes der Rahmen ist, in welchem sich das Gemälde der äußeren Entwickelung des Fortschritts des deutschen Schriftstellertums präsentirt. Und so lassen Sie mich von dieser Entwickelung im letzten Jahre berichten. Von größter Wichtigkeit für den Verband war zunächst die Erwerbung der Rechte einer juristischen Person. Mit dem 26. Oktober 1882, an welchem Tage der Verband als Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht in das Genossenschaftsregister des königlichen Amtsgerichts zu Leipzig eingetragen wurde, hat unsere Korporation alle jene Befugnisse erlangt, welche uns auch die Erreichung sehr weit gesteckter Ziele in Aussicht stellen.

Die Anzahl unserer Mitglieder hat auch dieses Jahr wieder erheblich zugenommen. Das vierte Verbandsjahr schloss mit einer Mitgliederzahl von 327 ab. Von dieser Zahl verlor der Verband 8 Mitglieder durch den Tod: Moritz Blankarts in Stuttgart — E. von Derschau in Dresden — Friedrich Fieber in Wien — Stephan Gätschenberger in Budapest — Richard Glaß in Altenburg — Wilhelm Kentzler in Berlin — Robert Rößler in Sprottau — A. von Wald in Surasch. 6 Mitglieder traten freiwillig aus. 8 verloren infolge der Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen die Verbandskasse die Mitgliedschaft; 10 mussten, seit der Verband juristische Person geworden, austreten, da das neue Statut infolge des sächsischen Gesetzes die Mitgliedschaft von Lokalvereinen nicht gestattet. Dagegen traten bis zum 31. März 1883 **16**, vom 1. April bis 1. September **30** hinzu, sodass also die jetzige Mitgliederzahl 341 beträgt.

Nach außen hin ist unsere Genossenschaft auch im letzten Jahre um die Aufrechterhaltung der Würde und Ehre des Schriftstellerstandes bemüht gewesen.

Seinem Grundsatz getreu, das Recht des lebenden Schriftstellers energisch zu wahren und die Erinnerung an die großen Toten wachzuerhalten, hat der Verband auch im vergangenen Jahre einen Akt der Pietät begangen, dem die Sympathie der verehrten Versammlung gewiss nicht fehlen wird. Es galt den Manen Heinrich Heines. Der Vorstand hielt es für eine Ehrenpflicht, das vernachlässigte Grab des großen Dichters auf dem Montmartre durch einen Lorbeerkranz zu schmücken, als eine Huldigung für den Toten, der lebt und eine Mahnung für die lebenden Anverwandten Heines, deren Pietät so tot ist, dass die deutsche Presse seit Jahren über den Zustand des Dichtergrabes berechtigte Klagen erheben konnte. Am Geburtstage Heines, am Vormittag des 12. Dezember 1882, begab sich unser in Paris lebendes Mitglied, Herr Dr. Max Nordau, der dem Ersuchen des Vorstandes bereitwilligst entsprochen hatte, auf den Friedhof des Montmartre und legte einen prachtvollen Lorbeerkranz auf das Grab des Dichters, nachdem er eine weihevolle Ansprache an die das Grab umstehenden Vorstandsmitglieder des deutschen Turnvereins in Paris gehalten hatte. Zahlreiche andere Mitglieder des deutschen Turnvereins und der deutschen Kolonie in Paris hatten den Wunsch geäußert, sich an dem pietätvollen Akt zu beteiligen und demselben dadurch die Bedeutung einer Heinegedenkfeier zu geben, doch hielt es unser Herr Vertreter im Einvernehmen mit dem Vorstande des Turnvereins und des Schriftstellerverbandes für geraten, angesichts der in Paris herrschenden Antipathie gegen die Deutschen Alles zu vermeiden, was von Uebelwollenden als Demonstration gedeutet werden konnte und so musste denn die Beteiligung des Deutschtums in Paris dankend abgelehnt werden.

Wie die Bestrebungen des Vorstandes unausgesetzt, unentwegt darauf gerichtet sind, den Verbandsmitgliedern und damit indirekt dem ganzen deutschen Schriftstellertum — denn ihm kommen unsere Errungenschaften zu Gute — das literarische Recht in keiner Weise beeinträchtigen zu lassen, so ist auch nach dieser Seite hin vom verflossenen Jahre Erfreuliches zu berichten. Ein tüchtiges Stück sind wir vorwärts gekommen in der Lösung der Frage vom literarischen Eigentum, an welcher ja — wir können wol sagen, angeregt durch unsere darauf bezüglichen Eingaben — neuerdings auch die deutsche Reichsregierung rührig mitarbeitet. Was zunächst den Rechtsschutz für unsere Mitglieder, insonderheit den juristischen Beirat betrifft, den unser verdienstvoller Syndikus erteilt, so hat sich hier eine bemerkenswerte Steigerung der Konsultationen gezeigt. Unser Syndikat ist im letzten Jahre — d. h. vom 1. September 1882 bis 31. August 1883 — in 160 Fällen tätig gewesen. Es wurden 69 Gutachten erteilt, von denen 39 schriftlich, 30 mündlich waren. Außerdem hat

der Herr Syndikus 4 Vergleiche vermittelt und 2 Eingaben für den Verbandsvorstand gefertigt. 13 Gutachten wurden im Verbandsorgan veröffentlicht.

Die Wacht am literarischen Eigentum hat ihre Position wesentlich durch die erste der Literarkonventionen verstärkt, welche der Vorstand des Verbandes in Gemeinschaft mit dem Vorstand des Buchhändlerbörsenvereins, des Musikalienhändlervereins und der Genossenschaft dramatischer Autoren durch die an den Reichskanzler gerichtete Eingabe vom 22. April 1882 als eine nationale Pflicht bezeichnet hatte. Die Literarkonvention mit Frankreich ist abgeschlossen. Sie wird zwar mehr dem französischen als dem deutschen Schriftstellertum zugute kommen, allein der französischen Konvention dürfte eine solche mit den Niederlanden, der nordamerikanischen Union, mit Schweden, Norwegen und Dänemark bald nachfolgen und dann wird der Vorteil auf Seite der deutschen Schriftsteller sein. Da die Verhandlungen des internationalen literarischen Kongresses dem internationalen Urheberrecht gewidmet sind, so hat der Verband bei den diesjährigen Kongressverhandlungen zu Bern und Amsterdam Herrn Dr. Wilhelm Löwenthal mit seiner Vertretung betraut.

Eine der wichtigsten Fragen des geistigen Eigentums, die den deutschen Schriftstellertag wiederholt beschäftigte, ist bereits von der deutschen Gesetzesinterpretation in unserm Sinne beantwortet worden. Der auf dem dritten Schriftstellertag in Wien angenommene Antrag Engel mit den Amendements Keil und Blumenthal, ein Antrag, der sich bekanntlich gegen die unbefugte Adaptirung von Schriftwerken wendete, hat durch eine Entscheidung des Reichsgerichts eine präjudizielle Berechtigungsbestätigung erhalten. Der II. Strafsenat des Reichsgerichts hat gelegentlich der Verhandlung über die unbefugte Dramatisirung eines Romans in seiner Sitzung vom 22. Juni 1883 folgendes Urteil gefällt: Im Allgemeinen ist die Benutzung einer erzählenden Dichtung als Stoff zu einem Drama gestattet, selbst wenn sich das dramatische Werk auf das Genaueste an den gegebenen Stoff anschließt. Wird aber der Inhalt der Erzählung in dem Drama teilweise wortgetreu oder bei unwesentlichen Veränderungen oder Zusätzen in einer im wesentlichen identischen Fassung reproduzirt, so liegt ein teilweiser Nachdruck der Erzählung vor und ist als solcher zu bestrafen.

In enge Beziehungen tritt die praktische Anwendung des Rechts vom geistigen Eigentum zu der Leihbibliothekenfrage. Das ist in der Tat eine brennende Frage, die tief in die materiellen Verhältnisse der deutschen Literatur eingreift. Auf dem vierten Schriftstellertage in Braunschweig hat unser Ernst Wichert in einem das Wesen der Sache tief berührenden Vortrage über das geistige Eigentum und die Leihbibliotheken Vorschläge zur Abhilfe des schreienden literarischen Notstandes dieses Instituts gemacht, das in der bisherigen Weise nicht weiter fortleben darf, wenn es nicht eine Satire auf das Urheberrecht genannt werden soll. Aber die Materie ist noch lange nicht erschöpft: für die Leihbibliothekenfrage finden sich immer neue Beleuchtungspunkte. Und so ist es höchst dankenswert, dass, nachdem im vorigen Jahre ein berühmter Schriftsteller in dieser Frage seine Meinung kundgegeben, nun auch ein berufener Leihbibliothekar und zugleich Mitglied unseres Verbandes — Herr Albert Last aus Wien — seine auf langjähriger Erfahrung beruhenden Ansichten über die Reform der Leihbibliotheken mitteilen will, wie Ihnen bereits aus der Tagesordnung bekannt sein wird.

Aber nicht allein die Wacht am literarischen Recht und geistigen Eigentum liegt dem Verbandsvorstand ob. Auch die Befestigung der materiellen Grundlagen, auf denen sich unsere schriftstellerische Korporation ihr Heimatsrecht erwirbt und die den Grundstock zu einer Altersversorgung, zu einem Pensionsfond, zu einer Witwen- und Waisenkasse bilden sollen, — auch diese — allerdings sehr mühevolle — Arbeit ist der Führerschaft unserer Vereinigung ans Herz gewachsen. Und so wird Ihnen diesmal der Antrag auf Gründung einer im großartigsten Maßstab geplanten Nationallotterie zum Besten unseres Pensionsfonds vorgelegt werden. Was der Schillerlotterie einst glänzend gelungen ist, ist für uns nicht unerreichbar. Allerdings war damals der große Name des deutschen Lieblingsdichters die Fahne, unter der das deutsche Volk sein Scherflein für seine Dichter und Denker gab. Aber wenn es damals der unermüdlichen Arbeit und Opferwilligkeit eines Einzelnen gelang — ich meine natürlich den unvergesslichen Serre — den bekannten großartigen Erfolg zu erringen, so setzt heute eine starke Genossenschaft deutscher Schriftsteller ihre Ehre und ihre Arbeit für ihre eigne Sache ein. Ist die Zustimmung der Generalversammlung zu dem Antrag auf Begründung einer Lotterie erfolgt, so dürfte es nicht schwer halten, die Genehmigung der deutschen Regirung für das woltätige Unternehmen zu erlangen. Die bisherigen Veranstaltungen zu Gunsten unseres Pensionsfonds genügen nicht. Zwar hat im letzten Jahre Herr Hofschauspieldirektor Friedrich Haase durch seine künstlerische Mitwirkung bei einer Theatervorstellung in Leipzig sowie durch die Ueberweisung des Honorars für seine „ungeschminkten Briefe“ die erhebliche Summe von 1338 Mark 12 Pfennig (sowie für unsern Gutzkowdenkmalfond 967 Mark) unserm Pensionsfonds zugestellt — zwar fließen kleinere Einnahmen gelegentlich hier und da in jenen Fond — aber die Kräfte reichen noch lange nicht aus, um ein unseres Standes würdiges Pensionsinstitut zu begründen. Darum bittet der Vorstand um die Annahme des aus seinem Schoße hervorgegangenen Antrags auf Einrichtung einer Nationallotterie.

Ein anderer Antrag, der Ihnen heute vorliegen wird, ist mehr ideeller als materieller Natur, schließt aber die letztere Seite nicht aus. Herr Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg in Iserlohn hat die Begründung eines Verbandsjahrbuchs angeregt, über welches Ihnen Herr Professor Richard Gosche referiren wird. Die Idee eines Verbandsjahrbuchs, die ohne die Mitwirkung des Buchhandels gar nicht realisirbar ist, leitet naturgemäß auf den innigen Zusammenhang über, der zwischen Buchhandel und Schriftstellertum besteht. Dieser geistigen Zusammengehörigkeit glaubte der Vorstand dadurch am besten Ausdruck zu geben, dass er zu dem fünften deutschen Schriftstellertage den Vorstand des Börsenvereins deutscher Buchhändler offiziell einlud, eine Einladung, welcher der erste Vertreter des deutschen Buchhändlerstandes bereitwilligst entsprach.

Endlich wird Ihnen auch diesmal obliegen, die statutenmäßige Neuwahl für je fünf ausscheidende Vorstandsmitglieder beider Kategorien vorzunehmen.

Soweit der Bericht über die Fortentwickelung des Verbandes in seinem fünften Jahre. Sie werden aus den eben erwähnten Angaben ersehen haben, wie schließlich selbst der sonst so spröde Erfolg unsern Bestrebungen Recht gibt. Denn unsere auf die praktische Solidirung des Standes gerichteten Ideen eilen in Form von Anregungen und Eingaben voran und die Regierungen und das Gesetz folgen nach. Schon viel Praktisches und Bleibendes haben wir für unsern Stand erreicht, vieles aber bleibt uns noch zu tun übrig. Auch bei unserer hohen Aufgabe wachsen die Schwierigkeiten, je näher man dem Ziel kommt; säen ist nicht so beschwerlich, wie ernten. Aber wir können getrost zurückschauen, weil wir rüstig vorwärts gehen und die innere Gesundheit unseres Verbandes bezeugen die fröhlichen Gesichter derer, die auf den Schriftstellertagen auch noch etwas anderes suchen als glänzende Festlichkeiten, derer, die den Geist treuer Gemeinschaftlichkeit der Interessen über den individuellen Nutzen setzen und für die das Dichterwort gesprochen ist:

> Ein jedes Band, das noch so leise
> Die Geister aneinander reiht,
> Wirkt fort auf seine stille Weise
> Auf unberechenbare Zeit.

Auf den Jahresbericht folgte der

Bericht des Schatzmeisters

(Dr. Ernst Eckstein-Leipzig).

Es ist diesmal der Kassenbericht zu erlegen über 1. das Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1881 bis zum 1. Oktober 1882 und 2. das Geschäftshalbjahr vom 1. Oktober 1882 bis zum 1. April 1883.

In Vertretung des durch Krankheit verhinderten Schatzmeisters brachte der Schriftführer das Nachstehende zur Verlesung:

Erstens:

Kassen-Bericht

für die Zeit vom 1. Oktober 1881 bis 1. Oktober 1882.

(Viertes Verbandsjahr.)

A. Einnahme.

Kassenvorrat, wie derselbe am Schluss des Verbandsjahres 1880/81 beglaubigt wurde . . .	M 375.11
Jahresbeiträge à 12 M von 320 Mitgliedern (vergleiche die im Verbandsorgane publizirten Verzeichnisse)	„ 3840.—
Eintrittsgelder à 5 M von 111 Mitgliedern (vergleiche wie oben)	„ 555.—
	M 4770.11

B. Ausgabe.

Verbandsorgan	M 1926.—
Syndikat	„ 300.—
Drucksachen	„ 203.30
Kopialien, Expeditionsarbeiten etc.	„ 76.75
Auslagen des Vorsitzenden und des Schriftführers	„ 370.13
Sonstige Porti etc.	„ 158.15
Diverses (darunter 3 Lorbeerkränze mit M. 88.90. Beitrag zur Assoc. Internat. mit M. 20.56. Beitrag zu den Reisespesen unseres Vertreters beim Lit. Kongress in Rom mit M. 250.—. Ersatz der Auslagen für die Eisenbahnfahrt der auswärtigen Vorstandsmitglieder bei der am 21. Mai 1882 in Leipzig stattgehabten Vorstandssitzung mit M. 240.60 etc. etc.) . .	„ 755.36
	M 3789.69

Summa der Einnahme	M 4770 11
Summa der Ausgabe	„ 3789.69
Kassenvorrat am 1. Oktober 1882	M 980 42.

Nach erfolgter Einsichtsnahme des vorstehenden Berichtes, der Listen, des Kassenbuches und der in dasselbe eingehefteten Quittungen, Belege etc. erklären wir, die unterzeichneten, vom vierten allgemeinen deutschen Schriftstellertag zu Braunschweig ernannten Revisoren, dass wir sämtliche Einträge für richtig befunden haben und demgemäß bei der nächsten Generalversammlung den Antrag stellen werden, dieselbe wolle dem Schatzmeister, Herrn Dr. Ernst Eckstein zu Leipzig, für das vierte Verbandsjahr Entlastung erteilen. Wir fügen den ausdrücklichen Vermerk an, dass Herr Dr. Ernst Eckstein das fünfte Verbandsjahr mit einem Kassenbestand von Neun Hundert Achtzig Mark auch zweiundvierzig Pfennigen antritt.

Die Revisoren:
O. v. Corvin. Richard Oberländer.

Zweitens:

Kassen-Bericht

für die Zeit vom 1. Oktober 1882 bis 1. April 1883.

A. Einnahmen.

Kassen-Vorrat, wie derselbe am Schluss des Verbandsjahres 1881/82 beglaubigt wurde . . .	M 980.42
Halbjahrsbeiträge à M 7.50 von 314 Mitgliedern (vergl. die im Verbandsorgan publizirten Verzeichnisse)	„ 2355.—
Eintrittsgeld à M 5.— von 26 Mitgliedern (vergl wie oben)	„ 130.—
	M 3465.42

B. Ausgaben.

Verbandsorgan	M 966.—
Syndikat	„ 250.—
Auslagen des Vorsitzenden	„ 213.85
Auslagen des Schriftführers	„ 42.50
Auslagen des Schatzmeisters	„ 89.44
Konto des Hilfsarbeiters	„ 260.—
Drucksachen	„ 358.26
Diverses	„ 222.53
	M 2402.58

Summa der Einnahmen	M 3465.42
Summa der Ausgaben	„ 2402.58
Kassenvorrat am 1. April 1883	M 1062.84.

Leipzig, den 1. April 1883.

Der Schatzmeister des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.
Dr. Ernst Eckstein.

Nach erfolgter Einsichtsnahme des vorstehenden Berichts, der Listen, des Kassabuches und der in dasselbe eingehefteten Quittungen, Belege etc. erklären wir, die unterzeichneten, vom Vierten Allgemeinen Deutschen Schriftstellertag zu Braunschweig ernannten Revisoren, dass wir sämtliche Einträge für richtig befunden haben und demgemäß bei der nächsten Generalversammlung den Antrag stellen werden, dieselbe wolle dem Schatzmeister, Herrn Dr. Ernst Eckstein zu Leipzig für das Verbandshalbjahr vom 1. Oktober 1882 bis 1. April 1883 Entlastung erteilen. Wir fügen den ausdrücklichen Vermerk hinzu, dass Herr Dr. Ernst Eckstein das Verbandsjahr vom 1. April 1883 bis 1. April 1884 mit einem Kassenbestand von M 1062.84, in Buchstaben tausendzweiundsechzig Mark, auch vierundachtzig Pfennigen antritt.

Leipzig, den 22. April 1883.

Otto von Corvin. Richard Oberländer.

Verlag der K. Hofb. von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Aus der alten Coulissenwelt.

Mein Engagement am Leipziger und Magdeburger Stadttheater in den Jahren 1847 u. 1848

von **Anna Loehn-Siegel.**

In 8. br. M. 6.—

„. . . . Ein Buch, das uns durch farbenreiche Darstellung, durch Wärme des Herzens, durch sprudelnden Humor, der uns oft das herzlichste Lachen abzwingt, durch geistvolle Bemerkungen über Kunst- und litterarische Gegenstände, durch poetischen Schwung, der sich beispielsweise in den „Heimaterinnerungen" und im letzten Kapitel findet, durch zahlreiche novellistische Episoden, die zur Belebung des ganzen historischen Bildes dienen, durch schelmische Anekdoten, und andrerseits durch den tiefen Ernst, der gar manche Partie des Buches durchzieht, im höchsten Grade fesselt . . . ."
(Triester Ztg.)

„. . . . Ich glaube, was wir aus dem Werke citirt haben, spricht laut genug für den Wert desselben. Dies Buch, aus der Feder einer echt deutschen Frau, vereinigt Alles, was Geist, Humor, Sarcasmus, poetischer Schwung, Gedankenreichtum und schlagfertiger Witz zu anregendster Lectüre zu bieten vermögen . . . ."
(Oesterreich-ungarischer Lloyd.)

„. . . . Ein durch und durch gesundes Buch! Ich gestehe, kein besonderer Freund von sogenannten Theatermemoiren zu sein, die das Bühnenleben meist recht geschminkt und romantisch gefärbt wiedergeben. Aber vor diesen Loehnschen Memoiren mus jeder Einwand verstummen . . . . Ein scharfer, fast männlicher Sarcasmus, ein schlagfertiger Witz tritt uns entgegen . . . . der kerngesunde Sinn der Künstlerin und Verfasserin behält stets das Ziel unverrückt im Auge und ein köstlicher Humor hilft ihr über die Klippen siegreich fort . . . . Die Fülle des Gebotenen ist eine der erwähnenswertesten Eigenschaften des Werkes, die der Leser selbst bewältigen muss . . . ."
(Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Ztg.)

„. . . . Das Buch darf nicht flüchtig gelesen, es muss studirt werden, weil Fülle des Stoffs, Ideenreichtum, gehaltvolle Lebensansichten und Erfahrungen in origineller Fassung, ferner die eigenthümlichen Regionen und Situationen, in welche uns die Schwungkraft der Autorin abwechselnd führt, die Forderung grosser Elasticität an uns stellen. Das Buch bewahrheitet die Kraft des Goetheschen Wortes: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, wo ihr es packt . . . ja, das versteht die Verfasserin, sie packt, sie fesselt . . . ."
(Frauenztg. Berlin.)

„. . . . Was die geringe Anzahl weiblicher Theatermemoiren anlangt, so sind sie fast alle nur die Aufzeichnungen gefeierter Triumphe . . . . erst die Verfasserin der Werke: „Wie ich Schauspielerin wurde" und „aus der alten Koulissenwelt" hat uns Das geboten, was unsern Wünschen und Anforderungen vollständig entspricht: Wahrheit, Klarheit, philosophische Objektivität - . . . Einen besondern Reiz verleiht dem vorliegenden Buche der historische Hintergrund (1848), auf dem sich die Handlung bewegt . . . . Es wurde schon viel darüber geschrieben, dass Frauen keinen Humor haben; unsere Dichterin hat Humor im vollsten Sinne des Wortes, der in diesen Memoiren oft seine schalkhaftesten Blüten treibt . . . ."
(Deutsche Kunst- und Musikztg.)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Tylor, Dr. Edward B., Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Deutsche autorisirte Ausgabe von G. Siebert. Mit 78 in den Text eingedruckten Holzstichen. 8. geh. Preis 10 M.

Das vorliegende Buch ist dazu bestimmt, in das Studium der Anthropologie und Civilisation einzuführen und dieser von Tag zu Tag an Umfang und Bedeutung zunehmenden Wissenschaft neue Freunde zuzuführen. Da das Werk demnach nicht für den Fachmann, sondern in erster Linie für Diejenigen bestimmt ist, welche sich mit dem gegenwärtigen Zustande der Anthropologie bekannt zu machen wünschen, bedarf die Veröffentlichung einer deutschen Uebersetzung keiner besonderen Rechtfertigung. Vielmehr darf dieselbe umsomehr auf eine günstige Aufnahme rechnen, als der Verfasser einer der hervorragendsten Vertreter der anthropologischen Wissenschaft ist und das Original von der Kritik einstimmig als ein nach Form und Inhalt musterhaftes Werk anerkannt worden ist.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Grosse, Dr. Rud., Register zu Hettner's Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit Berücksichtigung aller Auflagen. gr. 8. geh. Preis 2 M. 50 Pf.

Soeben erschienen:

Grundzüge der Moral

von

Dr. Georg von Giżycki,

a. o. Professor an der Universität Berlin.

8 Bogen in gr. 8. eleg. br. M. 1.50, Ausgabe auf Velinpapier nur gebd. M. 2.—

Obiges ist die vom Freidenkerverein „Lessing" in Berlin **preisgekrönte** Schrift einer gemeinverständlichen Darlegung der sittlichen Gesetze, welche von einheitlichen Grundsätzen geleitet und ausschliesslich auf unzweifelhafte Thatsachen der natürlichen Erkenntnis gestützt, eine Richtschnur des Handelns für die leitenden Verhältnisse des menschlichen Lebens zu geben geeignet ist. Die Professoren Dr. **Herrmann Grimm**, Dr. **Wilhelm Scherer** und Dr. **Eduard Lasker** empfehlen dieselbe.

Leipzig. Wilhelm Friedrich, Kgl. Hofbuchhändler.

Ganze Bibliotheken

wie einzelne gute Bücher, sowie alte und neuere Autographen kaufen wir stets gegen Barzahlung.

S. Glogau & Co. in Leipzig, Neumarkt 19,
L. M. Glogau Sohn in Hamburg, 23 Burstah.

Unsere Antiquar-Kataloge bitten gratis zu verlangen.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** erschien soeben:

Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Grossen.

Vermischte Aufsätze von **Dr. Eduard Cauer,**
weiland Stadtschulrat in Berlin.

Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von **Ernst Hermann.**

gr. 8. 25 Bogen. Eleg. geheftet. Preis 8 Mark.

Inhalt: Paul Eduard Cauer. Ein Lebensbild von Ernst Hermann. — Friedrich der Grosse und das klassische Altertum. — Friedrichs des Grossen Grundsätze über Erziehung und Unterricht. — Friedrichs des Grossen Gedanken über fürstliche Gewalt. — Ein Regierungsprogramm Friedrichs des Grossen. — Zur Litteratur und Polemik gegen Friedrich den Grossen. — Über die Flugschriften Friedrichs des Grossen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. — Die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Schlesiens unter Friedrich dem Grossen. — Die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Koadjutor des Bischofs von Breslau 1744. — Zur Geschichte der Breslauer Messe, eine Episode aus der Handelsgeschichte Breslaus. — Friedrich der Grosse und seine Freunde. — Friedrich der Grosse als Dichter.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Paul Heyse.

Drei neue Dramen.

Soeben erschienen:

Alkibiades. Trauerspiel. brosch. M. 2,60.
Das Recht des Stärkeren. br. M. 2,60.
Don Juan's Ende. brosch. M. 2,60.

Ferner erschien:

Buch der Freundschaft. Novellen von **Paul Heyse.** Inhalt: David u. Jonathan. Grenzen der Menschheit. Nino und Maso. eleg. br. M. 6,—, fein geb. M. 7,20.

BERLIN W., Behrenstr. 17.

Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung).

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt über: „**Das Echo**". (J. H. Schorer-Berlin.)

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 6. Oktober 1883. | Nr. 40.

Inhalt:

Joseph Bayer.

In Wien hat sich unlängst in aller Stille ein literarisches Ereignis vollzogen, das vielleicht geringfügig erscheint, aber nicht geringfügig ist: der langjährige Referent über Theater, Kunst, Literatur an der „Presse", Joseph Bayer, hat seine Tätigkeit an diesem Blatte eingestellt. Die, welche sich für die Erscheinungen auf dem Hofburgtheater interessiren und in der „Presse" nach einem für sie maßgebenden Urteil zu suchen gewohnt waren, werden dem wolbekannten J. B. nicht mehr begegnen.

In jenen deutschen Strichen, wo man die Wiener Zeitungen wenig, die (alte) „Presse" erst recht nicht liest, wird der und jener fragen: wer Joseph Bayer ist? Von Hause aus ein Gelehrter aus Fr. Vischers Schule, auf den Gebieten des Drama und der bildenden Kunst gleich erfahren. Seine „Aesthetik in Umrissen", seine „Aesthetischen Untersuchungen" sind grundlegende Werke und sein „Von Gottsched bis Schiller", meiner Meinung nach die lesenswerteste Darstellung der poetischen Literatur von Lessing bis zur Weimarer Zeit. Welch liebenswürdiges Buch, in welchem ein schönheitsfreudiges Auge die unvergänglichen Gebilde unserer großen Periode liebend beschaut, ohne sich doch Schatten und Mängel zu verhehlen! Welches Buch feiner, lichtvoller, scharfer Analysen, bei denen uns ersichtlich wird, wie sich Eleganz und Lebendigkeit der Darstellung mit Gründlichkeit ganz wol vertragen. Mir ist kein Buch bekannt, in welchem unsere große Literaturperiode lebendiger und zugleich vorurteilsfreier gemalt wäre.

Im Jahre 1872 als Professor der Aesthetik von Prag an die Wiener polytechnische Hochschule berufen, trat Bayer zugleich als Referent über Burg- und Stadttheater bei der „Presse" ein. Also hier die Schule, dort das Theater! Aber nie war ein Schulmeister freier von Schulmeisterei. Bayer verwandelte sich, wenn er vom Katheder herabstieg und die Feder des Feuilletonisten ergriff, in den geistvollsten Plauderer, dem Humor und Witz, das schlagende, treffende Wort, im seltesten Maße zu Gebote standen. Er fasste alles von der Höhe fester Gesichtspunkte; aber voll Gerechtigkeitsgefühls, versöhnenden Geistes war er der Ausdruck einer Kritik, die nicht bloß zersetzt, sondern erzieht und fördert.

Wien ist eine von sinnlichen Eindrücken dahingenommene Stadt, in der man nichts mit einiger Wirkung hineinreden und schreiben kann, was nicht an sinnliche Eindrücke anknüpft. Man liest gar wenig Bücher, aber man läuft ins Burgtheater, wenn die Wolter, Sonnenthal, Baumeister spielen, und stürmt den Kunstverein, wenn Makart eines seiner Farbenspektakel ausstellt. In der Regel kann man in den Feuilletons nur an Geschautes und Gehörtes anknüpfen, nicht an Gelesenes. Daher verkümmert das literarische Feuilleton auf Wiener Boden fast ganz, aber das Theaterfeuilleton hat eine Bedeutung, die ihm sonst nirgendwo zu teil wird. Das Theater ist der große Gesprächsgegenstand auch jener, die im Jahre nur ein paarmal hineingehen, und der Theaterreferent einer großen Zeitung ein Mann in aller Munde.

Hier L. Sp., hier J. B.! Hie Ludwig Speidel, hie Joseph Bayer! hat es in Wien jahrelang geheißen. L. Speidel war energischer, schärfer, negirender, subjektiver; Bayer milder, maßvoller, objektiver. Eins nur

haben diese beiden sonst so divergirenden Naturen mit einander gemein: keiner von beiden nahm sich die Zeit, die Früchte seiner publizistischen Tätigkeit zu sammeln und sie der Welt in Buchform vorzulegen. Hier hieß es: mit dem Tag gekommen, von den „oberen Zehntausend" gelesen und dann fort damit, als ob es außerhalb Wiens, außerhalb Oesterreichs kein aufzusuchendes Publikum gäbe!

Bayers einzige Freude nach der anstrengenden, ja aufreibenden Kampagne der Herbst- und Wintersaison waren Reiseausflüge, immer nach Italien gerichtet. Die alten Meister der venetianischen und umbrischen Schule hatten es ihm angetan, er musste immer wieder den Stätten zueilen, wo ihre Bilder zu finden waren. Heimgekehrt, wie wusste er fein und sinnig von seinen Funden zu erzählen! Wer sie doch gesammelt hätte, diese farbensatten Aquarelle aus Venedig, Ravenna, Florenz! Er selbst hat es nie getan. War es Sorglosigkeit, war es Ueberbescheidenheit?

Schwer mag es Bayer geworden sein, aus eignen Stücken von einer so erfolgreichen Wirksamkeit zu scheiden. Welche Kämpfe mag er innerlich durchgemacht haben, bis er sich dazu entschied! Er hat es doch getan. Seine letzte Arbeit war eine Reihe von Feuilletons über den auf der Hofburg in Szene gegangenen „Faust" (beide Teile) — etwa zehn Nummern, ein ganzes Buch! Dann legte er die Feder bei Seite. Es mag ihm mit den ernster herantretenden Jahren das Bewusstsein gekommen sein, dass er nicht länger zween Herren dienen, nicht, vom Theater in Anspruch genommen, der das volle Wesen in Anspruch nehmenden literarischen Arbeit genügen könne. Eine Stimme rief: du bist der Welt nach „Von Gottsched bis Schiller" noch ein Buch schuldig. Du schreibst es aber nur, wenn du aus dem Wirbel flüchtest!

Ein Buch! Und doch ist, wenn es sich um Bücherpublikation handelte, Bayer bisher immer merkwürdig unglücklich gewesen. „Von Gottsched bis Schiller", das in einem anderen Verlage ein epochemachendes Werk geworden wäre, blieb in der Hand eines ungeübten Prager Buchdruckers so gut wie unbeachtet und geriet bald darauf in die Klauen eines Antiquars. Als dann, 1873, die Wiener Weltausstellung stattfand, schrieb Bayer seine „Bildende Kunst der Gegenwart". Sie wurde auf Regierungskosten gedruckt, aber wie! Dreißig bis fünfunddreißig Zeilen auf die Oktavseite zu stellen, wäre schon barbarisch viel gewesen. Der maßgebende Beamte ordnete jedoch an, dass sechsundfünfzig Zeilen drauf Platz haben sollten. Und so ist ein ganz merkwürdiges Buch entstanden, ein Unicum der Typographie, zu dessen Lektüre man sich von einem befreundeten Uhrmacher die Loupe und womöglich auch die Augen ausleihen sollte. Wenn ich auf der ersten Seite aufhören musste, wer hat es dann gelesen?

Aber eigentlich hat Bayer nichts neues mehr zu bringen, er hat genug, übergenug getan. Er hat nur zu ordnen, zusammenzufassen, Vorhandenes zu gruppiren, um der Literatur, der Kunstgeschichte und Kunstkritik eine Reihe der wertvollsten Gaben zu bieten.

Bregenz. Alfred Meißner.

Vier Gedichte von Richard Leander.

I.

Mondnacht an der Riviera

Freudigen Mutes
Steig' ich am Morgen
Durch Oelbaumwälder
Die Höhen hinauf,
Wandle des Mittags
Beruhigten Schrittes
In Palmengärten;
Um dann Abends
Auf hohem Balkon
Ueber dem weiten,
Schwanken Meere
Träumend zu sitzen.

Rasch zur Erde
Fällt im Süden
Nieder die Nacht.
Wie die Mutter dem schlummernden
Liebling leise
Singend den Rücken klopft,
Schlägt an das blühende
Ufergestade
Die weiche Meerflut
Und murmelt dabei
Ihr welteinschläferndes
Wiegenlied.

Langsam tauchen
Aus dunklen Tiefen
Die Sterne herauf.
Vereinzelt erst,
Dort und dort.
Auf einmal dann
Allüberall,
Reicher und reicher!
Von Goldstaub funkelt
Der weithin wallende
Mantel der Nacht. —

Und mit den Sternen
Kommen geschwistergleich
Auch die Gedanken.

Schüchtern erst
Wagen sie kaum
Aus dem verborgenen
Grund des Gemütes
Empor zu steigen;
Aber den Sternen
Geben sie Antwort.
Reicher und reicher
Flammen sie auf,
Auf einmal dann
Allüberall!
Und zahllos bald
Stehn über mir
Gedanken und Sterne.

Prachtvoll jetzt
Hebt aus der Flut sich
Der Mond herauf,
Eine Straße von Licht
Wirft er herüber,
Und die Gedanken
Wandeln auf ihr
Zu dir, Geliebte.

Da leuchtet das Meer
Und das palmenbekränzte
Vorgebirge.
Die Erde leuchtet;
Es leuchtet der Himmel
Vom Mondenglanz
Und von deiner Liebe.

II.

Glück.

Ich lieg' im Gras,
Denke mir dies und das;
Sehe hinauf zu den Wolkenlämmern,
Fang' an zu dämmern.
Da überkommt mich was:
Ach! hab' ich dich?
Küssest du mich?
Ist es ein Traum? Ein Gedicht?
Ich weiß es nicht. —
Ich seufze tief: —
Wie schön, wie wunderschön ich schlief.

III.

Sonnenaufgang.

Als wir uns zuerst begegnet,
Und im Spiegel meiner Augen
Du bewusst zum ersten Male
Deiner ganzen Mädchenschöne
Zauberische Pracht geschaut:

O, wie zucktest bang erschrocken
Du zusammen! O, wie senktest
Du die Wimpern rasch zu Boden;
Purpurn über Stirn und Wangen
Zog es dir wie Frühgewölk.

Aber mir — wie Morgenschauer,
Die den jungen Tag verkünden,
Traf's das Herz und fröstelnd fühlt' ich
Mich erbeben. Zögernd legt' ich
Auf die Schulter dir die Hand.

Und so standen stumm und sprachlos
Wie gebannt wir und verzaubert,
Uns in Gluten und in Schauern,
Groß und klar ob unsern Häuptern
Ging der Liebe Sonne auf. —

IV.

Nachtigallenlied.

„Tiu, Tiu,
Gott grüß' di. min Fru!
Och, wat sin wi doch hüt
För glückselige Lüt!"

Lass doch dein Singen, Nachtigall,
Es macht mich gar zu trübe;
Was hilft mir auch dein Schwätzen all
Von Lieb' und nur von Liebe?

Ich weiß ja wol, wie süß sie tut,
Du brauchst mir's nicht zu sagen;
Hätt' ich wie du so frischen Mut,
Viel heller wollt' ich schlagen.

So lüpf' doch deine Federlein,
So flieg' doch auf, geschwinde!
Und sing' vor ihrem Kämmerlein
Im grünen Ast der Linde.

Was auch ins Ohr ihr raunt der Mai,
Sie will davon nichts wissen,
So sag' ihr du, wie lieb es sei,
Das Herzen und das Küssen.

„Tiu, Tiu,
Gott grüß' di, min Fru!
Och, wat sin wi doch hüt
För glückselige Lüt.
Zicküth." — —



Levin Schücking †.

Der vor kurzem in Pyrmont gestorbene Schriftsteller Levin Schücking entstammte der roten Erde Westfalens, der er die ersten poetischen Anregungen und seine eigentümliche literarische Bedeutung zum großen Teil verdankt. Wie seine berühmte Landsmännin und Jugendfreundin Annette von Droste-Hülshof die Natur ihrer Heimat, die rote Haide und das schwarze Moor, Kamp und Sumpf in bewunderungswürdigen Versen besingt, so schildert Schücking nach dem Vorgang Immermanns die besonderen Charaktere, Verhältnisse, Sitten und Gewohnheiten seiner Landsleute mit plastischer Anschaulichkeit und Treue.

Alle seine Gestalten, diese beschränkten kräftigen Männer und äußerlich so ruhigen, innerlich aber so bewegten Frauen, diese starren aber ehrlichen Aristokraten und kernigen trotzigen Bauern, diese abenteuerlichen Gesellen und verwegenen frischen Burschen, mit all ihren Auswüchsen, Verirrungen und Vorurteilen haben ein großes Interesse und sichern seinen Romanen einen bleibenden, kulturhistorischen Wert. — Schückings

Erfindungsgabe ist weder groß noch originell, aber geschickt und ausreichend; sein Stil nicht glänzend und blendend, aber natürlich und gesund, sein Horizont nicht weit aber klar, sein Geist nicht tief aber maaßvoll und künstlerisch gebildet.

Immer aber finden wir uns von ihm angeregt durch den Gegensatz der alten und der neuen Zeit, durch den Kampf verrotteter Verhältnisse und Institutionen mit der fortschreitenden Bildung und Kultur, der feudalen Vorurteile mit den modernen Anschauungen, der patriarchalischen Bevormundung mit der menschlichen Freiheit, des starren nüchternen Realismus mit dem poetischen Ideal, wodurch die Werke des Dichters eine höhere Bedeutung gewinnen. Dabei besitzt Schücking ein entschiedenes Erzählertalent, die Kunst des Fabulirens, die oft größeren und geistvolleren Schriftstellern abgeht, einen liebenswürdigen Humor, der uns mit den allzu schroffen Charakteren versöhnt und ihre Härten mildert, eine gewisse dramatische Lebendigkeit und Situationskomik, obgleich der Dichter merkwürdigerweise auf der Bühne sich nur selten und meist ohne bleibenden Erfolg versucht hat.

Nachdem Schücking, der zu Klemenswerth im Osnabrückischen am 6. September 1814 geboren wurde, das Gymnasium zu Münster und Osnabrück besucht, in Heidelberg, München und Göttingen die Rechte studirt, abwechselnd auf dem alten Schloss Meersburg am Bodensee bei dem Freiherrn von Lassberg einige Zeit verweilt und die Erziehung des Prinzen von Wrede geleitet hatte, beteiligte er sich von 1843—54 an der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen“ und der „Kölnischen Zeitung“. Dazwischen machte er größere Reisen und hielt sich längere Zeit in Paris und Rom auf, bis er sich darauf dauernd auf seiner Besitzung Sassenberg bei Warendorf niederließ, wo er, mit der bekannten talentvollen, 1855 verstorbenen Schriftstellerin Luise von Gall vermählt, ausschließlich seinem schriftstellerischen Beruf lebte.

Bereits 1839 gab Schücking mit seinem Freunde Freiligrath „Das malerische und romantische Westfalen“ heraus, worauf er eine Reihe größerer Romane und kleinerer Novellen erscheinen ließ, die, von der Kritik und dem Publikum mit Beifall aufgenommen, seinen Namen schnell bekannt und beliebt machten. Schon seine erste größere Erzählung: „Ein Schloss am Meer“ (1843) zeichnete sich durch die genannten Eigenschaften, ganz besonders durch ihre frische Lebendigkeit aus. Noch bedeutender zeigte sich sein Talent in den „Ritterbürtigen“ (1845), einer geistreichen humoristischen Schilderung des feudalen westfälischen Adels mit seinen mittelalterlichen Vorurteilen, während „Eine dunkle Tat“ durch die spannende, psychologisch feine Handlung fesselte. Nicht minder interessirten „Der Bauernfürst“ und „Ein Sohn des Volkes“ (1849) durch ergreifende dramatische Situationen, echt vaterländische Gesinnung und nationalen Hintergrund.

In schneller Folge veröffentlichte der überaus fruchtbare Dichter: „Die Königin der Nacht“ (1852), „Ein Staatsgeheimnis“ (1854), der „Held der Zukunft“ und „Die Sphinx“ (1856), „Der Sohn eines berühmten Mannes“ (1857), „Aus den Tagen der Großen Kaiserin“ (1858), „Paul Bronkhorst“ und „Die rheider Burg“ (1859), „Die Marketenderin von Köln“ (1860) u. s. w. Außerdem schrieb er das liebevolle Lebensbild „Annette von Droste“, „Bilder aus Westfalen“ und zahlreiche Novellen, Skizzen und Feuilletons für die bedeutendsten und geachtesten Zeitungen und Journale.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich Schücking im ferneren Verlauf seiner schriftstellerischen Tätigkeit mit den großen sozialen Problemen der Gegenwart, mit der gesellschaftlichen Stellung der Frauen und den kirchlichen Fragen, wofür eine seiner besten Erzählungen „Schloß Dornegge oder die Wege zum Glück“, die Geschichte einer reichen Erbin, die als Gouvernante in einer adligen Familie sich von dem Fluch des Geldes und dem Einfluss der Kirche zu emanzipiren sucht, und der historische Roman „Luther in Rom“ ein glänzendes Zeugnis ablegt. Gerade in diesem Augenblick, wo der Protestantismus das Jubiläum Luthers feiert, dürfte ein Hinweis auf die markige Gestalt des großen Reformators mit seiner innerlichen Glaubensfestigkeit und deutschen Gemütstiefe im Gegensatz zu der römischen Verdorbenheit, Ueppigkeit und inneren Unwahrheit am Hofe Leo des Zehnten ein neues Interesse erregen und zugleich an die Vielseitigkeit und Bedeutung des hochbegabten Schriftstellers erinnern.

Berlin.

Max Ring.



Eine englische Uebersetzung von Heines Buch der Lieder.

Heinrich Heine: The book of songs.
Translated from the German by Stratheir.
London 1883. W. H. Allen & Co.

Uns Deutschen ist die Poesie Heinrich Heines seit einigen Jahrzehnten zu einem vorwiegend musikalischen Genusse geworden. Wir haben so viel und so schön einen großen Teil seiner Gedichte in Konzerten oder im Salon oder im traulichen Freundeskreise singen gehört, dass es uns nachgrade schwer geworden ist, ihn in der Weise auf uns wirken zu lassen, wie dies der Generation, für welche Heine dichtete und der alte Campe alles von Heine Gedichtete emsig auf die Leipziger Messe brachte, möglich gewesen ist. Heine wird jetzt wenig in Deutschland gelesen, und der junge Nachwuchs verhält sich zu seinen Gedichten fast schon ähnlich wie das große Publikum zum zweiten Teile von Goethe's Faust, dessen Lektüre es sich schenken zu gönnen glaubt, nachdem durch die Theater Gelegenheit geboten wurde, in drei vergnüglichen Stunden auch diesen unerlässlichen Bildungsballast an Bord zu bringen.

In England ist dies anders. Einerseits ist das „closet of knowledge“, die Hausbibliotek, dort, wie man weiß, ein wesentlicher Teil des häuslichen Bestandes, und man lässt sich nicht an bloßen Anthologien und Literatur-Geschichten genügen, hat also Bücher auch dann noch gern zur Hand, wenn man einen Teil ihres Inhalts sich schon mit der Beihilfe einer andern Kunst zu eigen gemacht hat. Andererseits überflutet die Musik in England die Lyrik nicht in so ausgiebigem Maße wie in Deutschland. Was uns solcher Art die Poesien Heines als Buchpoesien in eine gewisse Ferne gerückt hat, steht in England dem Genusse seiner Lyrik noch nicht im Wege. Wie es scheint, war seiner Verbreitung dagegen manche Seite des Poeten hinderlich, die man bei uns als geniale Ungezogenheit hat passiren lassen. Auch bei uns sterben die Liebhaber dieser Seiten Heines übrigens ja aus. Und so können wir keine Bedenken dagegen erheben, dass die oben angezeigte Uebersetzung des Buches der Lieder keine vollständige ist.

Wir haben zum Vergleichen nur die 16. Auflage zur Hand. Nach oberflächlicher Zählung ergibt eine Vergleichung dieser Auflage mit dem *book of songs* folgendes. Von den zehn Gedichten aus den Traumbildern sind nur sechs übersetzt, von den zwanzig Romanzen nur achtzehn, von den sechs und sechszig Nummern des lyrischen Intermezzo nur vier und fünfzig, von den drei und neunzig Nummern der Heimkehr nur sechs und siebenzig; von dem zweiten Cyklus der Nordsee fehlt das Gedicht „Im Hafen.“ Die übrigen, hier nicht erwähnten Abteilungen sind vollständig übersetzt. „Letzte Gedichte und Gedanken“ und „Aeltere Gedichte“ bilden einen Anhang.

Das unterdrückte Gedicht „Im Hafen“ müsste, wie man sich erinnern wird, eigentlich „Im Bremer Ratskeller“ überschrieben sein. Es gibt sich als im Rausche geschrieben, und der Dichter schließt aus der Güte des Inhalts der sogenannten Zwölf Apostel nicht nur auf die gute Gesellschaft, deren sich der Herrgott im Himmel erfreue, —

> Hab' ich doch immer gesagt,
> Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
> Nein, in der allerbesten Gesellschaft
> Lebte beständig der König des Himmels!

er versteigt sich auch zu dem juchzerartigen Pathos:

> Halleluja! Wie lieblich umwehen mich
> Die Palmen Beth Els!
> Wie duften die Myrrhen von Hebron!
> Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude!

Worauf er dem „braven Kellermeister“ zuruft:

> Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
> Die Engel und sind betrunken und singen:
> Die glühende Sonne dort oben
> Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
> Die Nase des Weltgeists;
> Und um die rote Weltgeistnase
> Dreht sich die ganze betrunkne Welt.

In den unfreien Zuständen, wie sie vor fünfzig Jahren die geistige Atmosphäre Deutschlands beherrschten — die Nordsee-Gedichte datiren von 1825—26 — wohnte jeder despektirlichen Aeußerung, mochte sie nun gegen den Bundestag, die einzelnen Potentaten, die Bibel oder das himmlische Regiment gerichtet sein, etwas wie ein prickelnder Reiz inne, für den vor allem die Jugend empfänglich war. In England, wo die Aeußerungsfreiheit eine nahezu unbegrenzte ist, hat die Sitte längst Späßen, welche die Gefühle der großen Mehrzahl verletzen, den Stempel der Geschmacklosigkeit aufgedrückt, und so lässt sich wenig dagegen einwenden, dass der Uebersetzer dieses Ratskellergedicht und ebenso manche ähnliche bei Seite ließ. In einem Vorworte bei einer späteren Auflage das Fehlende zu erwähnen, wäre alles, was man ihm etwa zu empfehlen hätte.

Uebrigens befinden sich unter der Zahl der weggelassenen Gedichte auch solche, die harmlos, aber, wie man zugeben muss, entbehrlich sind. So fehlen von den Traumbildern folgende:

> Im süßen Traum bei stiller Nacht . . .

dann:

> Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du noch . . .

ferner:

> Ich kam von meiner Herrin Haus . . .

und endlich:

> Da hab' ich viel blasse Leichen . . .

Bei aller Achtung vor Heines Bravour im Variiren des Themas, welches den Traumbildern zu Grunde liegt, kann man doch nicht leugnen, dass mit den hier übersetzten sechs Traumbildern des Guten genug geschehen ist, und dass sie in größerer Menge an poetischem Zauber Einbuße erleiden.

Den letzteren auch in der fremden Sprache vollgültig zum Austrag gelangen zu lassen, ist, nach unserem Erachten, dem Verfasser in hohem Grade gelungen, wobei wir auch die Sonette nicht ausnehmen, so dass die fließende und zumeist geschmackvolle Uebertragung nicht vornehmlich auf Rechnung der so häufig mit reimlosen Zeilen durchwobenen Verse des Originals zu bringen ist.

Einige Proben mögen das dartun. Eingeschaltet sei hierbei, dass da, wo Ungenauigkeiten dem Uebersetzer nachgewiesen werden können, man sie doch kaum als solche rügen mag, da sie, wie es scheint, teils auf einen feinen Sinn für das Uebersetzbare, teils auf ästhetische Bedenken zurück zu führen sind, die wir nicht als übertrieben bezeichnen können. So heißt es in dem Original:

> Dort vor dem Tor lag eine Sphynx,
> Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten
> Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
> Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Die Uebersetzung lautet:

> Before it's gate a Sphynx reclined
> Twin-wrought of love and dread etc.

„Der weiße Blick“ im folgenden Verse wird ungenau mit „*the lustrous glance*“ übersetzt, aber eine

korrektere Uebersetzung hätte nichts an der Unverständlichkeit dessen geändert, was Heine sich unter einem weißen Blick vorgestellt haben mag.

So umschließt bei Heine in dem zweiten Cyklus der Nordseebilder „ein lüstern weißes Gewand“ das schöne schlanke Weib im Norden. Hier hat der Uebersetzer *a radiant robe of white*, was für ihn etwas wie ein Gewand von weißem Lüster bedeuten mag. Hat Heine das gemeint? Wer kann's sagen? Aber dass ein Gewand nicht lüstern sein wird, noch dazu eins, das die Farbe der Unschuld trägt, scheint ausgemacht. Höchstens könnte man annehmen das Wort habe, wie ein einziger Farbenton in einem Bilde zuweilen etwas unheimlich Schwüles ausdrückt, so hier der Schilderung der „königlich schönen Weibes“ eine ähnliche Beimischung geben sollen, doch lässt sich auf diese Beimischung recht wohl verzichten.

Auf weitere Einzelnheiten hier einzugehen — z. B. auf *grave* für Grube Seite 8 im drittletzten Verse, wo doch das Wort Grab erst im vorletzten Verse vorkommen darf — fehlt der Raum. Statt dessen einige Proben, — die Originale werden beim Lesen jedem im Gedächtnis anklingen:

First my heart despairing o'er it,
Seemed it more than I could bear;
Yet — and yet — withal I bore it, —
How I bore it, ask me ne'er;

The lotus shrinks retiring
Before the noonday light,
And with her head all dropping
Dreamly wait's for the night.

The moon, her lover, wakes her
With a shower of radiance pale,
And gently her face of petals
Shrouds in a silver veil.

She blooms and glows and shimmers
And silently gazes above,
Breathes fragrance while tremulous weeping
With the pangs of a wounded love.

Dresden.

Robert Waldmüller.



Wilibald Alexis.*)

Von Theodor Fontane.

Wilibald Alexis, mit seinem eigentlichen Namen Wilhelm Häring, wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren. Seine Familie, ursprünglich Hareng, stammte aus der Bretagne und verließ Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes. Indessen wahrscheinlich nicht unmittelbar wie die Mehrzahl der Refugiés, sondern erst einige Jahrzehnte später. Der Großvater ließ sich in Soldin in der Neumark nieder, modelte sein französisches Hareng in ein deutsches Häring und widmete sich, wie so viele andere Eingewanderte, dem Gartenbau oder der Obstbaumzucht. Der Sohn, also der Vater unseres Wilibald Alexis, trat in die Beamtenlaufbahn ein, wurde Kanzleidirektor und starb frühzeitig zu Breslau.

Bald nach diesem Todesfalle, sehr wahrscheinlich zwischen 1805 und 10, übersiedelte die Witwe nach Berlin und ließ ihren Sohn, der studiren sollte, das Werdersche Gymnasium besuchen. So trafen ihn die Befreiungskriege. Die Kämpfe der Jahre 1813 und 14 mitzumachen, war er zu jung; 1815 aber trat er in das berühmte Regiment Colberg als freiwilliger Jäger ein und nahm insonderheit an der Belagerung der Ardennenfestungen teil. „Die Nibelungen,“ so wird erzählt, „hatte er mit in den Krieg genommen; er brachte sie unversehrt wieder heim, aber auch — ungelesen.“ In Berlin nahm er seine Studien wieder auf, widmete sich der juristischen Karrière, machte sein Staatsexamen und arbeitete als Referendar beim Kriminalgericht. „Seine Arbeiten nach dieser Seite hin waren nichts weniger als hervorragend.“

Etwa ums Jahr 1820 veröffentlichte Wilhelm Häring, bereits damals unter dem Namen Wilibald Alexis, den er als Mitglied einer studentischen Verbindung geführt hatte, seine erste Arbeit, ein scherzhaftes Epos; bald auch einige Novellen. Fouqué, der Kenntnis davon nahm, fand das Talent darin so ausgesprochen, dass er ihm riet, die Karrière zu vertauschen. Wilibald Alexis folgte diesem Rat und trat bereits 1823 mit einer Erzählung hervor, die bald in ganz Europa von sich reden machte. Es war sein Roman „Walladmor“, halb eine Nachbildung, halb eine Ironisirung Walter Scott's. Er stand damit nicht gerade vereinzelt da. Tieck, Raupach empfanden und dachten ähnlich; letzterer schrieb um dieselbe Zeit seine „Schleichhändler“. Es war aber doch ein Unterschied zwischen Raupach und Wilibald Alexis. Jener persifflirte nur die Wirkung, die die Romane sozusagen unverschuldet ausübten; dieser, indem er ihnen spielend ein Gleiches an die Seite stellte oder zu stellen vorgab, die Romane selbst.

Es war eine sehr eigentümliche Prozedur. Sehr richtig ist gesagt worden und zwar durch Karl Gutzkow, dass heutzutage ein solches Sicheinführen in die Literatur einen Menschen ruinirt haben würde; damals nahm man das hin, amüsirte sich, ja, es gab „feine Ironici“, die dies witzig fanden. Mein Empfinden geht ganz mit Gutzkow und kann an diesem Scherze keinen Gefallen finden, noch weniger daran, dass Wilibald Alexis den Scherz wiederholte und 1827 „Schloss Avalon“, ebenfalls unter der Maske Walter

*) Eine neue, billige Gesamtausgabe der Romane von Wilibald Alexis (Berlin, Otto Janke) gab uns den willkommenen Anlass, auf diesen außerhalb der Kreise Berlins oder der Mark erstaunlich wenig gekannten Schriftsteller wiederum hinzuweisen und zwar durch denjenigen, welcher an feinem Verständnis für das Leben der Mark gegenwärtig von Keinem übertroffen wird: Theodor Fontane.

Zu einer Zeit, wo die Anfertigung historischer Romane in Deutschland mehr und mehr zu einem Handwerk (keinem Kunsthandwerk) herabsinkt, schien es uns an der Zeit, das Andenken an einen der größten deutschen Meister des Geschichtsromanes wieder aufzufrischen. Es sollte uns freuen, wenn es unserem hochverehrten Mitarbeiter gelänge, auch in nichtnorddeutschen Kreisen die Augen auf Wilibald Alexis zu lenken. Die Redaktion.

Scott's, publizirte. Die Aufnahme war kühler und die Mystifikation hatte damit ihre Endschaft erreicht.

Drei oder vier Jahre später erschien der erste selbständige Roman W. Alexis' „Cabanis", zugleich derjenige, der wenn nicht am meisten gefeiert so doch am öftesten genannt worden ist. Die Veranlassung dazu fand der Dichter in den Briefen und Aufzeichnungen einer französischen Kolonie-Familie, welchem allem er einen geschichtlichen Hintergrund gab. So wurde denn eine bloße Familiengeschichte zum großen historischen Roman, zum Zeit- und Sittenbild des Siebenjährigen Krieges. Das Buch machte hier und dort Aufsehen; Friedrich Wilhelm III. ließ dem Verfasser eigens seine Freude darüber ausdrücken. Es scheint indes, dass es bei dem bloßen „Aufsehen" verblieb und dass weder ein großer äußerer Erfolg noch eine besondere Zustimmung seitens der Kritik das Erscheinen des Werkes begleitete. Wer jener Zeit sich entsinnt, wird das letztere ziemlich erklärlich finden. Die herrschende literarische Richtung war zwar die romantische; aber für den Walter-Scottismus blieb trotz alledem in den tonangebenden Kreisen nicht viel übrig. Die phantastisch-abenteuerliche Seite der Waverley-Novellen ließ man in diesen Kreisen gelten, die historische jedoch stieß auf Kühle oder Widerspruch. Und nun gar die Uebertragung dieser Dinge auf die Mark! Ein Interesse, das die Stuarts nur unvollkommen einzuflößen gewusst hatten, sollten es die Hohenzollern und zwar innerhalb des Romans zu überbieten vermögen? Wusterhausen lag so prosaisch nah, Potsdam war so öde und langweilig; — die Kritik erschrak also bei dem Gedanken an märkische Rob Roys und Kenilworths und gab ihrem Schrecken Ausdruck.

Dies war hart genug für W. Alexis, aber es war noch nicht das Härteste. Viel niederdrückender war es, dass sich das Urteil der Freunde mit dieser Kritik identifizirte.

Jeder, der in verwandter Lage war, wird an sich selbst erfahren haben, wie schwer dies wiegt. Der Tageskritik lässt sich trotzen, auch der bittersten und schärfsten; sie ist wie ein Sturmwind — nach kurzen Momenten der Gefahr richtet der Baum sich wieder auf. Anders die Freundschaftskritik, die Tag um Tag geübte stille Negation der nächsten Umgebung! Sie ist der Tropfen, der den Stein höhlt. Ihr sich zu entziehen, ist schon da unmöglich, wo uns das Gefühl der Gleichberechtigung oder der Ueberlegenheit begleitet, doppelt unmöglich aber wird es da, wo wir unserer Umgebung eine allgemeine oder eine kritische Superiorität selber zusprechen. Dieser Fall war der Fall unseres Wilibald Alexis. Es waren nicht Niemande, die sich nüchtern oder ablehnend gegen ihn verhielten, — es waren die besten Geister, die Berlin damals besaß, oder solche die von Halle, Dresden, Leipzig aus das Berliner Urteil unterstützten beziehungsweise machten: Tieck und Fouqué, Hitzig und Chamisso, Raupach und Rellstab, Varnhagen und Sternberg; und unter den jüngeren: Ferrand und Gaudy. Der Einfluss dieser Kühle, den das Einzige was darüber hinweg helfen kann: eine begeisterte Aufnahme beim Publikum nicht balancirte, konnte nicht ausbleiben; Wilibald Alexis schob das Kurbrandenburgische, das kulturhistorisch-Märkische wenigstens vorläufig wieder bei Seite und schrieb „Haus Düsterweg" und die „Zwölf Nächte", Romane, in denen er sich mehr oder weniger als unter dem Einfluß der modernen jungdeutschen Richtung stehend erwies.

Die „Zwölf Nächte" erschienen 1838. In demselben Jahre vermählte er sich mit einer durch Schönheit und Herzensgaben ausgezeichneten Dame, Lätitia Perceval. Schon zwei Jahre früher, 1836, hatte er bei Ferdinand Dümmler ein Bändchen Lyrisch-Episches unter dem Titel „Balladen" herausgegeben. Bei Besprechung dieses jetzt halb verschollenen Büchelchens verweilen wir einen Moment.

Wenn mit Recht gesagt worden ist: „Besser als an Eichbäumen erkenne man an den Strohhalmen von wo der Wind weht", so gilt im Gegensatz zu Romanen ein gleiches von Liedern und Gedichten. Das Kleine charakterisirt oft rascher und durchschlagender als das Große, und wenn ein umfangreiches Werk, an dem äußerliche Erlebnisse und ganze Bibliotheken mitgearbeitet haben, uns in Zweifel über die eigentlichste Beanlagung seines Verfassers lassen mag, so schließt ein Lied uns das Geheimnis seines Wertes oder Unwertes auf. Hier sprechen, je nachdem, Selbständigkeit und Nachahmung, Innerlichkeit und Phrase, Reichtum und Armut am deutlichsten zu uns und gestatten Rückschlüsse auf eine vorhandene Kraft oder Ohnmacht. Selbstverständlich so weit die Poesie in Betracht kommt. Ein schlechter Lyriker mag im übrigen ein Newton oder ein Moltke sein. Zudem muss man auf diesem Gebiet vom äußern Erfolg absehen. Das Tiefste hat das kleinste Publikum.

Was nun die „Balladen" von Wilibald Alexis angeht, so geben sie uns, wie es Dichtungen sollen, den ganzen Mann. Wir haben hier konzentrirtes Leben. Das Beste, das aus seinem Herzen kam, wir finden es hier.

Das Buch selbst ist tot, aber einzelne Blätter desselben leben und werden weiter leben. Dahin gehören in erster Reihe: „Fridericus Rex, unser König und Herr" und „General Schwerin". Das erstere ist längst zu einem Volkslied geworden, so ganz und gar, dass die wenigsten den Verfasser kennen und darauf schwören würden, dass es vor mehr als hundert Jahren, in den Tagen des siebenjährigen Krieges entstanden sei; das andere, von gleicher Schönheit, ist minder ins Volk gedrungen, wird es aber noch. Gut Ding will Weile haben. Ich gebe nur drei Strophen daraus:

„Schwerin, mein General, ist tot,
Schwerin ist tot!
Sie luden in eine Kanone ein
Vier Kugeln schwarz wie Pech und Stein,
Vier Kugeln in der Prager Schlacht,
Die haben meinem General den Tod gebracht.
Schwerin ist tot.

General Schwerin ergriff die Fahn':
„Allons, Grenadiers, ich gehe voran!"

Vier Kugeln, ach, von heißem Blei,
Die rissen dem General die Brust entzwei.
Schwerin ist tot!

Er sank, die Fahn' in seiner Hand,
Wie ein guter Preuß' und Protestant.
„Es lebe mein König!" rief er noch,
Und hörte die Siegestrommeln noch.
Schwerin ist tot!"

Neben dem Holteischen „Mantellied" mit seinem erschütternden:

„Und mögen sie mich verspotten,
Du bleibst mir teuer doch,
Denn wo die Fetzen herunterhangen,
Sind die Kugeln hindurchgegangen,
Jede Kugel, die macht ein Loch",

ist auf dem Gebiete preußischer Kriegslyrik, vielleicht aller Kriegslyrik überhaupt, nie schöneres geschrieben worden als das „Fridericus Rex" und „Schwerin ist tot". Diese beiden Gedichte allein würden ausreichen, den Namen ihres Verfassers, so lange es ein Preußen gibt, unsterblich zu machen.

* * *

Mit dem „Cabanis" war er an der Stelle gewesen, wo er hingehörte; äußere Einflüsse, wie wir sahen, hatten ihn davon abzudrängen vermocht; jeder hat durch solche Kämpfe und Schwankungen zu gehen; aber, Gott sei Dank, ein Stamm, der bestimmt ist, geradlinig aufzuwachsen, überwindet alle Irrungen nach rechts und links und schießt, sich selber überlassen, wieder nach oben. Jene äußeren Einflüsse erlahmten oder schwanden ganz: Varnhagen zog sich mehr und mehr in seinen Schmollwinkel zurück, Simrock ging an den Rhein, Tieck und Fouqué wurden alt oder entfremdeten sich dem Berliner Leben; Hitzig, Chamisso, auch die jüngeren, Ferrand und Gaudy, starben fort. Was er menschlich an diesem Hinscheiden verlieren mochte, gewann er literarisch. Er fand sich selber wieder; er knüpfte da an, wo er 1832 stehen geblieben war; acht Jahre später, 1840, erschien der erste jener vaterländischen Romane, zu denen „Cabanis" der Vorläufer gewesen war. Auf den Cyklus dieser Romane komme ich weiterhin zurück; hier sei vorläufig das Biographische, der äußere Gang seines Lebens zum Abschluss gebracht.

Das Jahr 1848 mit seinen politischen Erregungen, man darf auch sagen, mit den Forderungen, die es an einen Mann wie Wilibald Alexis stellte, unterbrach sein ruhiges, sich immer mehr klärendes, ihm immer bewusster werdendes Schaffen. Bald nach den Märztagen, von einer größern italienischen Reise zurückkehrend, trat er in die Redaktion der Vossischen Zeitung ein (der sein Schwager Rellstab schon seit lange angehörte) und blieb innerhalb derselben etwa ein Jahr lang tätig. Dann schied er aus, um zu seinen „Historien" zurückzukehren. Die Journalistik war nicht sein Feld. Er war zu reizbar, verfügte auch nicht über jene rasche Produktionskraft, die das Zeitungswesen wol oder übel erheischt. Anderes kam hinzu. Ein von ihm herrührender Artikel hatte eine Reprimande König Friedrich Wilhelms IV. erfahren, etwa des Inhalts: „Von Ihnen hätt' ich mir Besseres erwartet." Dergleichen konnte er nicht ertragen; Anstoß geben war überhaupt nicht seine Sache, und nur gar Anstoß an solcher Stelle! Er zog sich zurück, verdrossen über Persönliches und Allgemeines. Die Aera Hinckeldey behagte ihm nicht; der neue Geist, der auf Sanssouci umging, hatte nichts gemein mit dem alten, der hier einst ein Menschenalter hindurch geherrscht hatte; er fühlte sich in seinen besten Empfindungen verletzt, und seine Arbeiten aus jener Zeit lassen diese Missstimmung zum Teil erkennen. Berlin war ihm vergällt und bei aller Vorliebe für die Mark — er gab sie auf, um der Hauptstadt nicht länger allzu nahe zu sein.

1853 kaufte er sich in Arnstadt in Thüringen an und baute sich daselbst ein bequem eingerichtetes Haus, das, mit der Rückseite an eine schöne Lindenallee lehnend, die Aussicht hatte auf freundliche, bis in den Spätherbst blühende Gärten und grüne Berge im Hintergrund. Er fühlte sich in dieser Stille glücklich. Da traf ihn plötzlich 1856 inmitten rüstigsten Schaffens, ein Schlaganfall, der sich im Jahre 1860 wiederholte. Von da ab war er gebrochen. Er vermochte noch zu folgen und zu verstehen, er las, ihm blieb die Fähigkeit, Geistiges aufzunehmen und sich innerlich zustimmend oder ablehnend dazu zu stellen; aber die Kraft, das geistig in ihm Vorgehende auszudrücken, war ihm genommen. Er verwechselte die Worte. Es war dasselbe Leiden, an dem, genau um dieselbe Zeit, König Friedrich Wilhelm IV. dahinsiechte.

Gutzkow, der den kranken Poeten damals sah, schreibt über diese Begegnung: „Das Wiedersehen mit diesem, in seinen Vorstellungen klaren, von der heftigsten Willensregung und Mitteilungslust ergriffenen und dabei doch an jeder Kundgebung gehinderten, ausgezeichneten, an Lebenserfahrungen und Talenten so reich gewesenen Manne war in der Tat erschütternd."

Die Jahre, die von 1860 an folgten, waren, wie sich voraussehen ließ, keine Freudenjahre mehr; es fehlte jetzt das, was das Glück eines solchen Hauses ausmacht: die geistige Arbeit, die Freude am Schaffen. Aber so viel Freude, wie überhaupt noch denkbar war, so viel blieb ihm. Pflege, milde Geduld, Entsagung, — die leuchtende Erscheinung einer selbstsuchtslosen Liebe wurden dem Hause ein neuer Glanz, und Gastlichkeit und feine Sitte trugen das Ihre dazu bei, ein woltuendes Licht innerhalb seiner Mauern nicht ersterben zu lassen.

Besucher kamen von nah und fern; aber der intimere Verkehr, wenn wir von einigen Anverwandten (Pflegetöchter, an denen der Dichter mit besonderer Liebe hing) absehen, beschränkte sich doch ausschließlich fast auf zwei Personen: Propst Drenckmann und Appellationsgerichtsrat Dr. Vollert.*)

*) Zu Dr. A. Vollert (jetzt, wenn wir recht unterrichtet sind, Geh. Staatsrat in Gera) in Eisenach trat er um diese Zeit auch in literarisch-geschäftliche Beziehungen. W. Alexis hatte von 1841 an (damals in Gemeinschaft mit dem Kriminaldirektor Hitzig) den „neuen Pitaval" herausgegeben und das Werk bis zum 28. Bande fortgeführt. 1861 ging die Redaktion auf Dr. A. Vollert über. Bis 1872 waren bereits 42 Bände dieser berühmten Sammlung erschienen.

An der politischen Neugestaltung Deutschlands, an unseren Siegen 1864 und 66, auch noch an dem großen Kriege von 70, nahm er den lebhaftesten Anteil, denn es blieb ihm sein preußisches Herz bis zuletzt getreu, und wenn er dem Hochgefühl über die Erfüllung seines Jugendtraumes auch nicht mehr in Worten Ausdruck geben konnte, man sah es doch an dem freudig glänzenden Auge, wie tief er empfand.

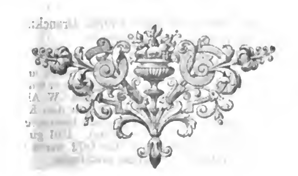
Eine besondere Freude ward ihm noch 1867, als ihm König Wilhelm, auf Antrag des Kronprinzen, den Hohenzollern'schen Hausorden verlieh. Ob er ihn noch getragen, ist gleichgiltig; es gab keinen Mann in Preußen, dessen Brust, speziell an der Stelle wo das Herz sitzt, mehr Anspruch darauf gehabt hätte, mit diesem Kreuze geschmückt zu werden. Allein sein „Fridericus Rex“ hatte ihm den vollgiltigsten Titel darauf verliehen.

Das war 1867; die Jahre gingen; er war müde geworden, er sehnte sich nach Ruhe. Wer damals, um die Sommerzeit, nach Arnstadt kam und an stillen Nachmittagen unter den Bäumen des Parks spazieren ging, der begegnete einem Wägelchen, drin ein Kranker langsam auf und ab gefahren wurde: ein alter Herr, das Haupt entblößt und auf die Seite geneigt, das Gesicht interessant, trotz aller Zeichen des Verfalls. Dieser Kranke war Wilibald Alexis. Manches Auge ist teilnahmvoll diesem stillen Gefährt gefolgt.

So kam der Dezember 1871. Am 8. wurde er bettlägerig; vier Tage später wusste er, dass er sterben werde, und nahm Abschied von seiner treuen Pflegerin, ihr in rührenden Zeichen, da er das Wort nicht finden konnte, für ihre Liebe dankend. Dann verfiel er in einen bewusstlosen Zustand; am 16. schloss sich sein Auge für immer.

Am Vorabend vor seinem Begräbnis wurde ein Gottesdienst an seinem offenen Sarge gehalten. „Er lag wie in Blumen begraben; nur sein Antlitz sichtbar. Er sah ernst, bleich, müde aus, so müde, wie ich noch keinen Toten gesehen.“ Um den Sarg her standen die nächsten Anverwandten: seine Frau, seine Pflegetochter, Frau Majorin von Döring (Witwe seit dem Tage von Gravelotte), deren Schwester, Frau Hauptmann von Zedlitz, zwei Schwägerinnen, Appellationsgerichtsrat Dr. Vollert aus Eisenach, Bankdirektor von Holtzendorff aus Gotha. Aus Berlin war niemand erschienen. Oberkonsistorialrat Propst Drenckmann sprach am Sarge schöne Worte des Trostes und der Erhebung, zugleich ein Lebens- und Charakterbild des vieljährigen Freundes vor den Versammelten entrollend.

(Fortsetzung folgt.)



Gottfried Keller.

Ein literarischer Essay
von Otto Brahm.
Berlin 1883. A. B. Auerbach.

Es gibt keinen einzigen lebenden deutschen Dichter, dessen Name einen woltuenderen und kräftig anmutigeren Klang hätte, als der Gottfried Kellers! Wer ihn kennt, liebt ihn, bewundert ihn; man spricht von ihm mit heiterem Gesicht, und derselbe herzliche Zug erscheint auch auf dem Gesichte des Hörers. Nicht dass er von lauter Lust und Heiterkeit schriebe; es steht auch viel tief Tragisches in seinen Büchern, aber der Gesamteindruck ist doch, als wäre man in einem köstlichen goldigen Sonnenschein gewesen, umspielt von allerlei mutwilligen Lüftchen, und hätte die Erde und die Menschenwelt so schön gesehen, wie nie zuvor.

Es heißt, es fällt kein Meister vom Himmel, aber der teure Meister Gottfried ist allerdings fix und fertig vom Himmel gefallen: als man anfing, ihn zu kennen, hatte er bereits ganz stille seine Lehrzeit überstanden, und die Kritik hatte nichts weiter zu tun, als dass sie einen möglichst langen und dringenden Zeigefinger nach ihm ausreckte und männiglich die Wege wies, wo es etwas ganz ausgezeichnetes zu genießen gäbe.

Ist es dieser Tatsache gegenüber nicht fast unglaublich, dass es noch viele, leider sehr viele gebildete Leute in Deutschland gibt, Liebhaber erzählender Literatur, die Gottfried Keller nicht einmal dem Namen nach kennen?! die keine Ahnung davon haben, dass die allerschönste deutsche Dorfgeschichte: „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ heißt und von ihm geschrieben worden ist? dass dieser Schweizer unser Deutsch handhabt, wie keiner der Unsrigen, und dass er ihm eine Kraft, Fülle und Schönheit abgezwungen hat, die wir der armen, phrasenverwüsteten, im täglichen Zeitungsgebrauch verschliffenen Sprache kaum mehr zugetraut hätten? Es gibt manche schwierige Künste — eine der schwierigsten ist, eigne Gedanken mit eignen Worten zu sagen und zwar mit schönen. Wer's nicht glaubt, versuch's einmal, und wer hinwiederum nach dem Versuche es für unmöglich hält, der studire Gottfried Keller.

Darum sei Dank allen den Zeigefingern, die auf ihn hinweisen, und auch dem hübschen geraden, der Otto Brahm heißt und der mit seinem Essay: „Gottfried Keller“ nichts als gutes im Sinne hat.

Der Verfasser sagt selbst, dass er es mehr auf das Darstellen, als auf das Urteilen abgesehen habe und dass er durch seine Arbeit dem tieferen Verständnis dieser ganz originellen Dichtererscheinung nachzuhelfen gedenke. Er will keine eigentliche Kritik geben, sondern Diejenigen, denen Keller noch ein Fremder ist, durch schöngewählte Proben zur Selbstkritik einladen; er beschränkt sich auf Nachweisen, Hervorheben, Vergleichen, eine Zurückhaltung, die einem so eminenten Können wie dem Kellers gegenüber gewiss auch die angemessenste ist. Die bewundernde Liebe, mit der die Arbeit geschrieben, macht durchweg den freund-

lichsten Eindruck; das reichlich und begeistert gespendete Lob ist dennoch ohne alle Ueberschwänglichkeit: Keller, der Meister im künstlerischen Maaßhalten scheint auch in der Form auf seinen Darsteller gewirkt zu haben.

Voran steht das bewundernde Sonett an den „Shakespeare der Novelle", wie Paul Heyse den schweizer Dichter darin nennt.

Wie das so gäng und gäbe ist, hat Brahm seiner Arbeit eine schulsteife Gliederung gegeben, die ihn denn auch hin und wieder etwas genirt — aber davon nachher. Der leitende Gedanke ist der, Kellers Optimismus nachzuweisen, im Gegensatz zu der überwiegend pessimistischen Richtung all unserer lebenden Poeten. Der Nachweis war nicht schwer zu führen, ist aber mit Geschick gemacht und wird vielleicht für Manche eine neue Erklärung sein, weshalb sie sich bisher an dem Keller gefreut, ohne zu wissen warum. Es pflegt ja so zu sein, dass Autor und Publikum sich gebend und genießend mit einander vergnügen, bis zuletzt auch der Philosoph dazu kommt und ihnen haarklein beweist, weshalb sie sich gefreut haben.

Den Grund für die Vermischung realistischer und phantstischer Elemente, die Kellers hervorstechendsten Zug bildet, findet Brahm in dem glücklichen Umstand, dass er ein Sohn der tüchtigen, derben, praktischen und verständigen Schweiz ist und seine Bildung in Deutschland geholt hat und zwar zur Zeit, als Jean Paul und die Spätromantiker die deutsche Literatur beherrschten. Damit ist aber doch schwerlich mehr erklärt, als welche Richtung Kellers Phantastik nimmt. „Wenn er im 20. Jahre nach Deutschland kommt, so folgt er keinem Zufall, sondern einem innern Triebe: er geht in das Land seiner Wahl", sagt ja Brahm selbst. Da Keller nach Deutschland gegangen ist und ähnliche Aussprüche in seinem „Grünen Heinrich" tut, so hört sich freilich das folgende ganz glaubwürdig an: „Wenn wir das Schweizerische als gleichbedeutend nehmen mit dem Realistischen, so ist im Sinne des Dichters das Deutsche so viel wie das Romantische, Poetische, Traumhafte, Phantastische." Aber damit wäre ja die Schweiz von aller Einwirkung auf die schöpferische Phantasie reinweg ausgeschlossen. Und jene Zahllosen, denen grade die überwältigende Großartigkeit der schweizer Landschaft zum erstenmale so etwa wie Phantasie geweckt hat? und die großen Dichter, die grade dort die frischesten Quellen für ihre Poesie gefunden haben? Byron, der angesichts der Wengern-Alp seinen „Manfred" konzipirte? Wäre Keller nie nach Deutschland gegangen, so hätte es gewiss nicht an solchen gefehlt, die mit ebenso großer Glaubwürdigkeit bewiesen hätten, dass nur in der freien Luft der Berge, inmitten einer unbezwungenen wildschönen Natur, mit weitem Horizont und freien Menschen sich eine so klare und goldne Bildlichkeit, wie wir sie bei Keller bewundern, hätte herausformen können!

Derartige rückwärtsige Prophezeiungen sind immer misslich; ein Schweizer, der nicht Gottfried Keller ist, hat entweder kein Verlangen nach Deutschland, oder er geht hin, ohne dort etwas aufzunehmen. Wenn man doch aufhören wollte, das Genie als einen Komplex von äußerlich zusammengeflossenen Elementen darzustellen, die doch für Tausende und Abertausende ganz dieselben gewesen sind, ohne ein Genie hervorgebracht zu haben. Wenn Brahm sagt: „das Schweizerische in Keller ist das Realistische", einzig zu dem Zweck, um Kellers Naturell zu erklären, so ist das ganz deutlich; der Zusatz aber: „denn seine Figuren und sein Boden sind schweizerisch" ist so selbstverständlich, dass dadurch die Beweisführung unklar wird, denn was sollte der realistische Schriftsteller anderes schildern, als den Boden und das Volk, dem er angehörte?

Brahm scheidet Kellers Dichten in drei Perioden, und nennt die erste die des Subjektivismus und rechnet dahinein die zwei Gedichtsammlungen und den „Grünen Heinrich". Aus den Gedichten gibt Brahm leider nirgend ein Ganzes, sondern nur recht kurze Stückchen, die nicht imstande sind, an sich seine Begeisterung zu rechtfertigen. Ein oder zwei ganze Gedichte sprechen nach meiner Meinung eindringlicher als die feurigsten Lobsprüche über etwas, das der Leser vielleicht nicht ordentlich kennt: Gedichte werden ja von reifen Menschen zur Zeit wenig genug gelesen. Aber freilich, wenn die Gedichte nur Kellers Subjektivität beweisen sollen, so passen so herrliche Sachen wie: „Im Wald" oder „Winternacht" (wol Kellers schönstes Gedicht) nicht hinein!

Man urteile selbst:

Winternacht.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt;
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Aesten klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied für Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergess' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

„Der grüne Heinrich" wird in der alten und in der neuen Fassung besprochen, zwischen beiden liegt fast ein Menschenalter; Keller begann seinen Roman, den einzigen, den er geschrieben, in seinem 23. Jahre, die letzte Bearbeitung ist aus seinem 60.; er gehört leider noch zu den am wenigsten gekannten Werken unseres Dichters. Brahms Studie über dieses Buch ist einer der anziehendsten Teile seines Essays, besonders in den Einzelheiten voll von feinem Verständnis für die wundervolle Plastik der Darstellung. Daneben aber begegnen wieder einige starke Wunderlichkeiten, die verwirren oder zum Widerspruch reizen müssen. Brahm nimmt von vornherein als abgemachte Sache an, der grüne Heinrich und sein Verfasser seien durchaus ein und dieselbe Person, fielen ganz und vollständig zusammen. Dennoch aber hält er den tragischen Schluss,

Heinrichs Fod, in der alten Ausgabe für das allein Richtige! Er spricht also dem Dichter kurzweg das Leben ab, indem er mit unfreiwilliger Komik sagt: „Kann ein so komplizirter Organismus, wie es der grüne Heinrich teils durch Naturanlage, teils durch Bildungsbedingungen geworden ist, sich im Leben behaupten?" — Da sich nun Gottfried Keller trotz seiner großen Komplizirtheit dennoch behauptet hat, so bleibt Herrn Brahm nichts übrig als diese überraschende Tatsache hinzunehmen und für das Wie eine Erklärung zu suchen, natürlich in der zweiten Bearbeitung. D. h. Gottfried Keller findet (nach Brahm) in seiner Teilnahme an der Verwaltung seines Landes den Ersatz für den verlorengegangenen Künstlerberuf des Malers; „sein grüner Heinrich musste also gleichfalls den Entwicklungsgang vom Maler zum Staatsmann nehmen!" Auch eine wunderliche Folgerung! Nach meiner bescheidenen Meinung hat Keller den angedeuteten Ersatz wahrscheinlich in einem andern Künstlerberuf, in dem des Dichters gefunden, aber da im grünen Heinrich davon nichts steht, so ignorirt Brahm diese Kleinigkeit vollständig.

In der ersten Fassung stirbt Heinrich wirklich, in der zweiten stirbt der Landschaftsmaler in ihm, er wird Beamter; da meint nun ein unbefangenes Gemüt, das ließe sich auch so ausdrücken: einen neuen Menschen hat er angezogen, oder der Maler ist tot und als Staatsmann auferstanden. Aber so etwas duldet Brahm nicht. Er will den Maler mausetot haben, mag er dann nachher zusehen, wie noch ein Staatsmann aus ihm wird. Er sagt ausdrücklich: „Nichts liegt mir ferner, als die Vermutung von Vischer mir zu eigen zu machen, dass der Tod des grünen Heinrich nicht wörtlich zu nehmen sei, sondern etwa bedeutete: Der alte grüne Heinrich ist tot und ein neuer steht auf. — — — Das ist — mit Verlaub — die Art der schlechten deutschen Aesthetik, aus der wir herausmüssen um jeden Preis und glücklicherweise auch schon einigermaßen heraus sind:" — So? sind wir heraus? O dann wollen wir machen, dass wir schnell wieder hineinkommen, denn es dünkt uns doch „mit Verlaub" noch schlechtere Aesthetik, wenn man den Wald vor Bäumen nicht sieht und gar nicht merkt, dass man dasselbe sagt, wie der, den man für seinen Gegner hält. Auch mit dem Vorwurf der Hegelei würde ich Vischers Erklärung nicht treffen; ich würde in Brahm's Stelle das Wort lieber gar nicht aussprechen, es ladet gefährlich zum Vergleichen ein. Ist es nicht vielmehr Hegelei, wenn man sich vornimmt, irgend ein ätherisches Fluidum in eine Anzahl verschieden und willkürlich etikettirter Flaschen zu verteilen, sagen wir, ein Dichterleben in Perioden zu zerstückeln, um nachher hier verschlucken und dort verdünnen oder färben zu müssen, nur damit alles hübsch stimme? Ja, solche kleine unschuldige Kniffe wie sie sich der selige Professor Hegel mit der Umkehrung der Reihenfolge, der Eleaten und der Schule des Heraklit erlaubt hat, weil es ihm gefallen hatte, Philosophen des Seins und Philosophen des Werdens zu kreiren, sind auch heute noch nicht ausgestorben und werden von Leuten begangen, die von ihrer eigenen Taschenspielerkunst gar keine Ahnung haben. Z. B. wenn es heißt: Kellers letzte Dichterperiode sei die realistischste, und man dann leider bekennen muss, dass auch das Sinngedicht, das phantastischste, was Keller geschrieben, in diese Periode gehört!

Die zweite Periode bringt nach Brahm „Die Leute von Seldwyla" und die „Sieben Legenden"; er bezeichnete „Romeo und Julie auf dem Dorfe" als die erste objektive Dichtung Kellers. Diese Krone aller deutschen Dorfgeschichten findet natürlich die gerechte bewundernde Würdigung, und die treffliche Probe aus dem gleichmäßig Schönen wird gewiss allen willkommen sein. Besonders aufmerksam aber mache ich auf die Besprechung der Legenden, die vielleicht nicht so allgemeinem Interesse begegnen, wie es dort der Fall ist. Brahm vergleicht unter anderm die kurze Vorlage der Legende „Die Jungfrau und der Ritter" mit dem, was Keller daraus gemacht hat, und zeigt uns, wie er so gut wie alles hinzugetan, wie er sie in ethischer und poetischer Beziehung hob und vertiefte. Das wundervolle „Tanzlegendchen" ist als Probe ganz abgedruckt.

Die dritte Periode soll ein besonderes Erstarken des Realismus bezeichnen; das passt vielleicht für die „Züricher Novellen" aber dann kommt, wie schon erwähnt, „Das Sinngedicht" und wirft die schöne Einteilung über den Haufen! — Glücklicher ist Brahm mit seiner Bemerkung, dass der Zauber dieser reizenden Erzählungen in der Verbindung von ganz Modernem und ganz Phantastischem liegt, modern besonders in dem Thema der Geschichten, dem Problem der Ehe.

Die beiden letzten Kapitel über die Charaktere und das Sinnbildliche bei Keller, werden überall auf freudige Zustimmung treffen. Es wird immer und immer wieder hervorgehoben, wie sehr sich Kellers Darstellungsweise von aller anderen Schriftstellerei unterscheidet, ohne dass sich Brahm auf spitzfindige Analysen einlässt über Dinge, die sich nun einmal nicht analysiren lassen; er sieht ein, dass alles, was sich durch abstrakte Begriffe zur Bezeichnung dieser durch und durch konkreten Art sagen ließe, nicht ausreicht, um die Sache, auf die es ankommt, auch wirklich deckend zu bezeichnen. „Das Höchste und das Tiefste, das Keuscheste und das Allerderbste, das „Herb' und Süße, das Erhabene und das Launige" — für alle Töne finden sich auf des Künstlers Palette die Farben. — —

Ein eigentümlicher Zauber lebt in dieser Sprache, eine gereifte Kraft, etwas stolz Gesättigtes und eine schlichte Fülle, die in der Abwesenheit alles dessen, was man Bücherluft nennt, um so ernster hervortritt.

Als eine verständnis- und geschmackvolle Arbeit, die durchweg von genauem Kennen und liebevollen Eingehen auf die Gedanken des Dichters Zeugnis ablegt und zum Weiterdenken anregt, sei es auch hier und da in widerstrebender Richtung, verdient diese Studie die freundliche Beachtung aller Verehrer des Dichters. Möchte sie nur auch dazu helfen, diesem modernen Klassiker die Allgemeinbekanntschaft zu

verschaffen, die ihm leider noch fehlt und die ein so herrliches Gegenmittel sein würde gegen die zahlreichen Geschmacksverirrungen des lesenden Publikums.

Stuttgart.

I. Frapan.

Robert Waldmüller: Don Adone.

Dem berühmten Fabulanten von der „*Spiaggia della Marinella*" in Neapel, Gian Francesco Sabattini nacherzählt.

2 Bände. Leipzig 1883. Grunow.

Eine interessante, anmutige Verschmelzung romanischen Wesens und germanischen Geistes! — Der sanfte, gottesfürchtige und in antiker Spruchweisheit sehr belesene Jüngling Don Adone macht nach dem Tode seiner Mutter sich auf, gewissen — wie sich später herausstellt, ganz imaginären — Leuten das ihnen von jener letztwillig zugesprochene, ihm entzogene Erbe zu überbringen. Denn dass die Mutter auf der Bahre noch einmal auf einen Augenblick zum Leben erwacht war, jenes Vermächtnis ihm gegenüber widerrufen und das Erbe ihm zugeteilt hatte, hält er für Teufelsspuk, mittels dessen ihm ungerechtes Gut zugeschanzt werden soll. Er begibt sich also mit dem Erbschaftsseckel auf die Suche nach jenen imaginären Erben, und zwar, ebenfalls testamentarischer Verfügung zufolge, in Begleitung seiner ererbten Pflegerin, der kleinen, hübschen, guten und pfiffigen Fiammetta. Auf der Reise geht, Dank der Unerfahrenheit und edlen Einfalt Don Adones, unter wunderlichen, tragi-komischen Abenteuern aller Art die goldene Zechinenfracht ganz in die Brüche. Dafür aber reift der fromme und spruchweise Jüngling Don Adone, der vorher durchaus Mönch werden wollte, durch seine Reiseerlebnisse so sehr zum Manne, dass das Undenkbarste geschieht und er einen, der's verdiente, durchprügelt — ja schließlich gar die hübsche kleine Fiammetta unter ebenso drolligen als romantischen Umständen ohne sonderliche Schwierigkeit sich antrauen lässt.

Nun, das ist ein Stoff, von dem man gerne glaubt dass ihn ein munterer Fabulant auf der Spiaggia della Marinella zu Neapel improvisirt habe! Aber die vorliegende Ausführung — die konnte freilich nur ein sehr gebildeter, sehr feinsinniger deutscher Poet so gedankenvoll vertieft, so formell gerundet und gefeilt zustande bringen! Es ist eine Freude, diese Verschwisterung des Volkstümlichen, Urwüchsigen, mit dem feingeistigen Element, das der Bearbeiter hinzubrachte, zu verfolgen. Ob dies Feingeistige der Ausführung nicht doch ein wenig das Uebergewicht über den gesunden Realismus der Erfindung erhält? Höchstens dann und wann im Dialog, in raffinirten und gelehrten Germanismen, die zwar dem Helden, nicht aber allen anderen Personen des Buchs gut zu Gesichte stehen. Um so sicherer weiß der Bearbeiter mit allem anderen Detail der Darstellung uns auf italienischem Boden zu erhalten, uns auf demselben mit Behagen heimisch werden zu lassen. Vielleicht finden Manche das Buch eben darum nicht pikant genug, weil es zuweit seitab führt von der Heerstraße der modernen heimischen Erzählungsliteratur. Aber dieser schwülen Heerstraßen-Atmosphäre uns zur Abwechslung zu entführen, ist ein Verdienst. Unsere jüngste Roman- und Novellendichtung entfernt sich vielfach bedenklich vom Natürlichen, Reinmenschlichen. Wären ihre Gestalten doch immer wenigstens wie die eines Zola: arme Sünder zwar, aber doch Menschen, natürliche, begreifliche Menschen! Die sind noch immer erquicklicher, als die doktrinär-schrullenhafte, von Modepessimismus angekränkelte, grimassirende, und, was die Hauptsache, innerlich unwahre, psychologisch kaum mehr verständliche Menschenwelt, welche in den Produkten mancher jüngsten deutschen Erzähler ihr Wesen treibt. Dieser unerquicklichen Richtung gegenüber ist Waldmüllers „Don Adone" als ein naturfrischer, aus dem alten, aber echten, klaren Musenborn geschöpfter Trank zu empfehlen.

Graz. Robert Hamerling.

Ein Engländer über die wissenschaftliche Bedeutung der Zunamen.

„Surnames as a Science." Von Robert Ferguson, Parlamentsmitglied.

London 1883, Georg Routledge & Söhne.

I.

Selten wird uns aus englischer Feder die Freude eines so vortrefflichen Werkes über das den beiden Völkern gemeinsame deutsche Altertum zuteil, wie es bei dem vorliegenden der Fall ist. Schon durch sein früheres Buch über die germanische Namengebung in Frankreich, England und Deutschland*) hatte der Verfasser den für die tiefere Geschichtsforschung äußerst wichtigen Gegenstand behandelt. Seine jetzt veröffentlichte Arbeit erbringt aufs gründlichste den Beweis, dass der angelsächsische Teil der englischen Namen ein bedeutend größerer ist, als man gewöhnlich annimmt, und dass für eine Masse Namen bisher eine irrige Erklärung gegeben worden war. Bei diesen Ausführungen stützt sich Herr Robert Ferguson meistens auf deutsche Forschungen — vor allem auf Ernst Förstemanns „Altdeutsches Namenbuch"; desgleichen auf Franz Starks und Karl Weinholds einschlägliche Beiträge. Auch A. F. Potts betreffendes Werk wurde von ihm zu Rate gezogen. Doch muss dieses gewiss

*) „The Teutonic Name-system applied to the Family-names of France, England, and Germany."

als vielfach durch die neueren Untersuchungen überholt bezeichnet werden.

Mit Geschick leitet der Verfasser seine Erörterungen durch den Hinweis auf Namen ein, welche heute in England einen geringen oder übeln Klang haben, als recht gemein gelten, ihrem Ursprunge nach aber hohe Bedeutung haben, einst von Heerführern oder Königen getragen wurden, doch jetzt in ihrem Sinne nicht mehr erfasst werden. „Clodd" klingt recht bäurisch. Man denkt leicht an den *clodhopper*, unseren Hans Scholentritt mittelalterlicher Dichtung. „Clout" hört sich wie der Name eines Lumpenhändlers an. Aber Herr Ferguson erklärt „Clodd" und „Clout" für Zwillingsbrüder, stammverwandt, der Wortwurzel nach, mit den Namen fränkischer Könige, wie Klothar, Chlodomir und Klodowich, also Lothar, Lodomir und Ludwig. Unseren Luther können wir gleich dazu stellen. Die betreffende Wurzel ist natürlich das fränkisch verhärtete *lûte* oder *laut*, in der Bedeutung von: „laut umhergesagt", das heißt: berühmt.

Napp, ein anderer englischer Name, klingt auch nicht sehr glänzend. Man könnte an einen Mann denken, der ein Mittagsschläfchen macht, oder an einen Tuch-Nopper. Einst aber herrschte Hnäf (denn das ist unzweifelhaft des Namens ältere Form) als Heerkönig über die Hokinge, wie der Verfasser nach dem angelsächsischen Wanderers-Liede anführt. Er hätte auch eines jener „homerischen Lieder der Deutschen" nennen können, welche von den Deutschen so wenig gekannt sind — nämlich den „Beowulf". Dort ist erzählt, wie Hnäf, der Schilding, im Friesenlande durch Finn's Söhne fiel und dann auf der Leichenburg in blutigem Harnisch mit blankgoldenem Eberhelm neben manchem Edeling im Feuer bestattet wurde. Sehr viele kennen aus der Ilias den Leichenbrand des Patroklos und des Hektor. Doch wie viele wissen von den großartigen Schilderungen der Feuerbestattung Hnäf's und Beowulf's im angelsächsischen Heldengedicht, oder selbst der Brynhild in der Edda?

Doch lassen wir uns nicht fortreißen. Halten wir uns an die vorliegende Frage.

Da gibt es Leute in England mit Namen wie Gumbrol (Zahngeschwür), Tremble (Zitterer), Earwig (Ohrwurm), ja, sogar Flea (Floh), Bugg (Wanze), und damit nur ja kein Zweifel darüber bleibe, auch Bedbug (Bettwanze). Wer wollte in diesen Namen hohe Bedeutung suchen?

Und doch ist Gumbril nur der Abkömmling eines fränkischen Gumbald (oder Gumpel), der an Stelle eines Gundbald getreten ist, wie Gerbel an Stelle eines Garibald, Gundbald aber bedeutet, gerade wie Garibald den Kriegskühnen. Tremble, der Zitterer, hieß ursprünglich „Trumbald", ein fester und kühner Mann, der sich sozusagen elegant schlug. *Trim* bedeutet ja noch heute im Englischen zugleich „schön" und „fest passend". Earwig, der Ohrwurm, ist ganz sicher ursprünglich ein Schlachten-Eber gewesen; so genannt von dem angelsächsischen *evor* (Eber) und *wig*, was wieder auf den Kämpfer weist und sich in „Ludwig", „Wigand", auch in „Hedwig" findet. Flea, der Floh, wurde gewiss einst einem Manne nicht nach dem unangenehmen, schlafraubenden Kerbtierchen gegeben, sondern zur Bezeichnung der Schnelligkeit — von einer Wurzel, aus welcher freilich sowol das Zeitwort „fliehen", als auch der Floh entsprossen ist.

Bug, Wanze, hat mit dem alten deutschen und skandinavischen Namen nichts zu tun. (Mundartlich englisch, und selbst schrift-englisch in Amerika, bedeutet übrigens *bug* nicht blos die Wanze, sondern auch einen Käfer. So heißt der Maikäfer: *May-bug.*) Einst gab es eine angelsächsische Königin Hrothwaru, welche den Beinamen Bucge trug; ferner angelsächsische Grundbesitzer des Namens Buga und Bugga. Auf deutschem Boden treffen wir auf den gleichen Namen als Bugo, Bugga und Bucge. An den gleichnamigen, jetzt lebenden norwegischen Gelehrten, der neuerdings so auffällige, größtenteils gewiss unhaltbare Ansichten über die nordgermanische Götterlehre aufgestellt hat, braucht man kaum zu erinnern.

Ob der Name mit dem Ringe (*baugr*), dem alten Ehrenzeichen, zusammenhängt, bleibt dahingestellt. Einmal erscheint in Deutschland, im elften Jahrhundert, „Buggo" als Zusammenziehung von Burkhard. Jedenfalls hatte der Mann, der in England vor einigen Jahren seinen ihm lästig gewordenen Namen „Bugg" in den altadeligen Namen „Howard" umänderte, keinen Anlass, sich seines Familiennamens zu schämen. Eine Wanze aber wird, zur Strafe für ihn, seitdem in England oft mit dem scherzhaften Linderungswort: „*a Howard*" bezeichnet.

Außer den lächerlich gewordenen, ursprünglich schönen und bedeutungsvollen Namen gibt es viele in ihrem Sinne veränderte, denen man jetzt kaum mehr ihren Ursprung ansieht. Ein Ironmonger (Eisenhändler) war einst ein altdeutscher *Irminger*, bei welchem der Ton auf die erste und letzte Silbe zu legen ist. „Ger" bedeutet Speer. Die Speer- und Degen-Namen waren, wie die Sieges-Namen (vergl. Siegfried und einige Dutzend ähnlicher männlicher und weiblicher Namen), bei allen germanischen Völkern häufig. „Irmin" ist das uralte Wort, von welchem wol unser Armin seinen Namen trug; welches in der heiligen Irmin-Säule, wie auch in den Benennungen von Heerstraßen und Sternbildern oder Himmelsstraßen erscheint; und nach welchem vielleicht der dritte große Stamm der Deutschen, die Herminonen, benannt waren.

Ein „Irmins-Ger" oder „Irmins-Speer" wurde also nach und nach zum „Eisenhändler". Ja, im Englischen ist aus dem Irmin- oder Armin-Namen (Armine) ein Ermine (scheinbar: Hermelin), endlich sogar ein Harmony geworden — womit dann der Uebergang ins Fremdländische ganz vollzogen scheint.

Solcher heute undeutsch, oft normännisch französisch klingenden Namen gibt es in England viele. Bei näherer Besichtigung lösen sie sich klar angelsächsisch auf. So erklärt sich ein Leutenant durchaus nicht als Lieu-tenant, sondern gut deutsch als Liutnand (Volkskühn). Ein Sycamore ist kein fremdländischer Baum, sondern ein Sigmar, ein Sieg-Berühmter. Ein Partridge ist kein Rebhuhn, son-

dern ein angelsächsischer Pratriche; altdeutsch; Perhtric — ein glänzender Herrscher. Part, Perht, Bert, ist die Wortwurzel, nach welcher unsere heidnische, lichte Göttermutter Perchta (Bertha) benannt ist, deren Feuer- oder Licht-Name auch in anderen arischen Sprachen durchklingt. Leopard ist kein reißendes Tier, sondern ein Liubhard oder Liebhart. Ein Caravan ist keine Karavane, sondern ein Garwin, ein Speer-Freund. Ein Humble ist ohne Zweifel kein Niedriger (*humilis*), sondern ein Hunbald, ein Hunen- oder Hünenkühner, ein Humboldt.

So ließen sich die Beispiele fast endlos vermehren. Wer, der diesen Dingen nicht als Forscher nachgeht, würde wol in dem englischen Goodenough (Gutgenug), der sich aus dem normännisch-französischen Godeneuf entwickelt hat, den ursprünglich fränkischen Namen Godenulf (Ulf-Wolf) suchen, in welchem vielleicht sogar der deutsche Göttervater angedeutet ist? Wer erkännte vollends leicht in Namen wie Argument, Element, Merriment, Monument, Rayment u. s. w. alte deutsche Namen mit der Endung „mund" (= Schützer), wie in Edmund, Sigmund, Raimund?

Oder um für einen Augenblick auf die, in anscheinend neuere Verständlichkeit umgeformten Namen zurückzukehren: wer weiß unter Millionen von Engländern oder Deutschen, dass Ann Hathaway, Shakspere's Gemahlin — von der gesagt wurde: „*she hath a way*" („sie hat eine Art") — nach Haduwig (Hedwig), einem ursprünglich auch männlichen Namen, benannt war, in welchem der Krieg (*had, wig*) doppelt ausgedrückt ist? „Hedwig" ist die grimme Kriegerin. Wie Viele wissen gar, dass dieser uralte deutsche Name mit dem nord-germanischen Höder, der den Balder mit dem Mistelzweig erschoss, — und gewiss auch mit der thrakischen Kriegsgöttin Kotys, ebenso mit dem griechischen Zeitworte, das „zürnen", „hadern" (κοτέω) bedeutet, zusammenhängt?

Auf die ferner liegenden Zusammenhänge, wie ich sie eben aus dem Skandinavischen, Thrakischen und Griechischen angedeutet habe, geht Herr Ferguson nicht ein. Auch wo — um nur ein Beispiel zu wählen — ein englischer Boodle oder Buddle (ein jetzt recht lächerlich klingender Name) den Vergleich mit Budli, dem Vater der eddischen Brynhild (der in der Brünne oder Rüstung gehehlten Kriegerin), nahelegt, wird solcher Bezug nicht genommen. Schon die auf enge Grenzen bestimmte Anlage des Buches mag dies erklären.

Dagegen wäre es zu wünschen gewesen, dass der Verfasser bei Namenserläuterungen, wo Wörter wie Gald, Gold, durch das Lateinische *reddere, valere;* ferner Mag durch das Gotische *magan* und das Latein. *valere*; Leof aus dem Angelsächsischen als *dear*; *dugan* aus dem heutigen Englischen als *to be doughty* verständlich gemacht werden, auch die deutschen Vergleichswörter „gelten", „mögen", „lieb", „taugen" u. s. w. beigesetzt hätte. Dem Zwecke des Buches wäre dies, glaube ich, förderlich gewesen, ohne dass größerer Raum in Anspruch genommen zu werden brauchte.

(Schluss folgt.)

London. Karl Blind.

Kritische Rundschau.

Dr. Carl Abel setzt in seinem ungemein interessanten Schriftchen: „Ueber den Gegensinn der Urworte" (Leipzig, W. Friedrich) seine sehr vereinsamt dastehenden, dankenswerten Bemühungen fort, der Sprachpsychologie beizukommen, nachdem seit etwa sechzig Jahren sich fast nur die Wissenschaft der Etymologie hat vernehmen lassen. Diese Schrift behandelt jene auffallende Erscheinung im Aegyptischen, Semitischen, aber auch im Indogermanischen, dass ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung völlig entgegengesetzter Begriffe dienen muss, so z. B. „bös" und das wurzelverwandte „bass" (gut).

Auch für Laien mit einigem sprachwissenschaftlichen Verständnis eine höchst anregende Lektüre.

Karl Knortz: Neue Epigramme. — Wie das so mit Epigrammen zu gehen pflegt: auf fünf mittelmäßige kommt ein treffendes. Das wäre noch gar nicht so übel, wenn nur nicht die Rhythmik arg vernachlässigt wäre. — Für eine müßige halbe Stunde immerhin eine ganz lustige Lektüre. — Zürich, Schabelitz.

Das schöne Werk von Karl Toifel: „Die Türken vor Wien", die Frucht sehr eingehender historischer Studien, ist nunmehr vollständig erschienen. Es ist zweifelsohne die hervorragendste Leistung, welche der österreichische Gedenktag der Not und Rettung Wiens hervorgerufen, und verdient auch über den Tag hinaus bleibende Geltung. Es erschien in 30 Lieferungen à 50 Pf. und ist mit zahlreichen guten Holzschnitten, zum Teil nach Originalen aus dem 17. Jahrhundert, geschmückt. — Prag, Tempsky.

Von des Grafen de Viel Castel „Mémoires sur le règne de Napoléon III." erscheint der dritte Band. — Das Interesse stumpft sich doch sehr ab durch die Häufung fader, schlecht erzählter Skandalgeschichten. Immer wieder von unfähigen Diplomaten, lasterhaften Männern und Frauen der „besten" Stände, von politischer Gemeinheit und Käuflichkeit zu hören, wird für gesunde Gemüter auf die Dauer recht langweilig. — Bern, Haller. 5 fr.

Wir machen auf den eben erschienenen 1. Band der von Ruggero Bonghi herausgegebenen „Opere inedite o rare di Alessandro Manzoni" aufmerksam. Neben manchen andern interessanten Stücken ist jedenfalls das Autograph des so berühmten Gedichtes „Il Cinque Maggio" das Wertvollste des Bandes. Es ist von ganz außergewöhnlichem Interesse, in die Werkstätte des Dichters dieser vielleicht schönsten aller modernen Hymnen einen so ungehinderten Blick zu werfen. Wie schwer ist ihm manche Strophe geworden, wie hat er mit dem Ausdruck gerungen — und wie herrlich ists ihm am Ende geglückt! — Milano, Fratelli Rechiedei. 5 L.

„Dal primo piano alla soffita" betitelt sich ein neuer Roman von Enrico Castelnuovo, der alle die guten Eigenschaften dieses vortrefflichen Erzählers aufweist, durch die er sich unter den lebenden italienischen Prosaikern einen der obersten Plätze errungen. Wer das italienische Familienleben von einem Spezialisten geschildert lesen will, dem sei auch dieser Roman Castelnuova's warm empfohlen. — Milano, Treves. 3 L.

Von Wilhelm Scheffler's schöner Arbeit: „Die französische Volksdichtung und Sage" ist die 2. und 3. Lieferung erschienen. — Dürfen wir dem fleißigen Verfasser einen Rat erteilen, so ist es der: mit den Anmerkungen sparsamer zu sein! Das Werk ist ja doch für

Kenner des Französischen geschrieben, und denen braucht nicht jede Dialektform eines französischen Wortes erklärt zu werden. Das schöne Buch bekommt sonst zu leicht den störenden Beigeschmack einer hier ganz unangebrachten Gelehrsamkeit oder gar Pedanterie. — Leipzig, B. Schlicke.

Der unermüdliche Reisende Vicomte du Caix de Saint-Aymour veröffentlicht soeben die Schilderung seiner Fahrten durch Kroatien, Slavonien, Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien unter dem Titel: „Les pays sud-slaves", — ein Band mit 58 Illustrationen, sehr frisch geschrieben und auch deutschen Lesern warm zu empfehlen. — Paris, Plon. 4 fr.

Literarische Neuigkeiten.

Der Text zu einer Luther-Cantate, welche im November in Worms zur Aufführung gelangt, rührt von Ernst v. Wildenbruch her.

Arthur Fitger, der Dichter der „Hexe", hat ein neues Drama geschrieben: „Von Gottes Gnaden". — Oldenburg, Schulze.

Wir geben ein Gerücht wieder, wonach Friedrich Spielhagen eine Tragödie geschrieben habe, die in Frankfurt zuerst zur Aufführung gelangen soll.

Zu Peter Cornelius' hundertstem Geburtstag erscheint im Decker'schen Verlage (Berlin) eine Festschrift mit 8 Bildtafeln, 30 Bogen stark, von Hermann Riegel. — 9 M.

Professor F. H. Reusch in Bonn hat den 1. Band seines Werkes über den „Index" fertig gestellt, welcher unter dem Titel erscheint: „Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte". — Bonn, M. Cohen. 15 M.

Die verbreitetste Schrift zur Luther-Feier wird jedenfalls das „Luther-Büchlein" von Bernhardt Rogge werden. Von der 4. Auflage macht die Verlagshandlung (Leipzig, Reichardt) bekannt, dass sie in einer Zahl von 150 000 Exemplaren vom Magistrat der Stadt Berlin angekauft worden, zur Verteilung an die Schüler der städtischen Schulanstalten.

Eine neue Ausgabe von Achim von Arnims „Trosteinsamkeit", diesem seltsamen Stück aus der Zeit der deutschen Romantik, hat Friedrich Pfaff (Freiburg i. B.) soeben beendet. — Freiburg i. B., Mohr.

Unter dem Titel „Präludien" lässt Professor Wilhelm Windelband (Straßburg) seine Reden und Aufsätze zur Einleitung in die Philosophie erscheinen. Wir heben daraus hervor die Studien: Ueber Friedrich Hölderlin und sein Geschick. — Ueber Denken und Nachdenken. — Kritische oder genetische Methode? — Freiburg i. B., Mohr. 6 M.

Im Verlage von F. Hirt & Sohn in Leipzig erscheint im Oktober ein Prachtband: „Im Wechsel der Tage" (Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter), herausgegeben von Adolf Brennecke, mit zahlreichen Holzschnitten. 10 M.

Von dem bekannten Werke „Kostümkunde" von Hermann Weiß erscheint der II. Band der zweiten Auflage (40 Bogen stark, mit 367 Figuren). — Stuttgart, Ebner & Seubert. 16 M.

Schliemann wird den Winter in Leipzig zubringen, um den Druck seines neuen archäologischen Werkes: „The larger city" zu überwachen, zu welchem Karl Blind einen Anhang schreibt.

Die Nachricht, welche durch die Presse ging, dass Adolf Wilbrandt ein neues Drama: „Johann Gleich" geschrieben habe, wird von zuständiger Seite für eine Ente erklärt.

Die Firma Tempsky in Prag lässt jetzt nach Fertigstellung des Jung'schen Werkes über Australien eine Reihe von Einzelschriften über Afrika erscheinen als Bestandteile der Mark-Bibliothek: „Wissen der Gegenwart". Der erste Band enthält: „Abessinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas" und hat den bekannten Afrikaforscher Dr. R. Hartmann (Berlin) zum Verfasser.

Von „Richard Leanders" Gedichten wird vor Weihnachten eine dritte Auflage erscheinen. — Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Worüber Bücher oder doch Büchlein geschrieben werden! Ein Herr E. Weissenfeld hat Zeit genug gehabt, eine kleine Broschüre von 16 Seiten über die furchtbar wichtige Frage zu schreiben: ob der österr. General Daun im 7jährigen Kriege vom Papst einen geweihten Degen erhalten hat oder nicht? — und Herr Paul Majunke hat über denselben Gegenstand eine Broschüre von 37 Seiten geschrieben. Das Beste daran ist, dass jene „Frage" so ungelöst bleibt wie zuvor. (Verlag von Prager, Berlin.)

Von dem Prachtwerk „Palästina" von Georg Ebers und Hermann Guthe sind die Lieferungen 40—45 erschienen. Das ungewöhnlich schöne Unternehmen nähert sich mit diesen neuen Lieferungen endlich stark dem Abschluss. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die vom „Magazin" s. Z. eingehend besprochene amerikanische Novelle „Demokratisch" eines anonymen Verfassers hat auch in der deutschen Uebersetzung einen bedeutenden Erfolg aufzuweisen: soeben erscheint die 4. Auflage. — Frankfurt a. M., Koenitzer. 1,50 M.

Victor Hugo's Erstlingsdrama „Cromwell" (1827), welches durch seinen Inhalt wie durch die revolutionäre Vorrede die Romantik in Frankreich einleitete, soll im bevorstehenden Winter im Pariser Odéon aufgeführt werden.

Von Sardou wird im Winter ein neues Stück: „*Haine*" am Ambigu-Theater zu Paris aufgeführt werden. Daselbst soll auch eine Dramatisirung von Zola's „Pot-Bouille" zur Darstellung gelangen.

In der wertvollen Sammlung „Littératures populaires de toutes les nations" erscheint als 15. Band: „Le folk-lore du pays basque" von J. Vinson, Verlag von Maisonneuve (Paris). 7½ fr. — Interessant ist der Gebrauch des Fremdworts *folklore*, welches sich mehr und mehr einbürgert. So gibt es z. B. eine spanische Zeitschrift, welche den Titel führt: „El folk-lore andaluz".

Von François Lenormant's „Origines de l'histoire" soll der 3. Band im Laufe dieses Winters herauskommen.

Lady Eastlake lässt in den nächsten Wochen einen Band „Five great painters" bei Longmans in London erscheinen, der Studien enthält über: Leonardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffael, Albert Dürer.

Im Oktober wird eine Blütenlese aus Dickens' Werken, von Charles Kent zusammengetragen, unter dem Titel: „The humour and pathos of Charles Dickens" bei Chapmann & Hall (London) erscheinen.

Professor Seeley, der auch in Deutschland bekannte Verfasser eines tüchtigen Werkes über „Stein und seine Zeit" hat ein Buch: „The expansion of England" herausgegeben, welches Englands Eroberungen, aber auch Englands Sorgen meisterlich schildert. — London, Macmillan.

In Amerika erscheint eine Gesamtausgabe Carlyle's in prächtiger Ausstattung, zum Preise von 100 Dollars!

Zu den von Tauchnitz für die nächste Zeit vorbereiteten Bänden seiner Collection gehört u. a. sehr erfreulicher Weise auch das in Amerika längst zu den klassischen Büchern des Landes zählende: „The Professor at the Breakfast-Table" und „The Poet at the Breakfast-Table" von Oliver W. Holmes. — Außerdem wird „Klytia" von George Taylor in einer englischen Uebersetzung bei Tauchnitz erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.



Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2 1/3 östr. Gulden = 5 Francs = 4 Shilling = 1 1/4 Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 13. Oktober 1883. | Nr. 41.

Inhalt:

Wilibald Alexis.

Von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Einem Briefe Dr. A. Vollerts durfte ich über den Charakter W. Alexis' das folgende entnehmen. „Ich glaube, dass Sie Widersprechendes über Häring hören werden, denn er war nicht leicht zu erkennen: ein Gemisch von Schelm und kraftvollem, knorrigem Mann, dabei ein echt kindlicher Sinn. So lange er gesund war, ungesellig, schweigsam und gelegentlich unzufrieden; seit seiner Krankheit voll liebenswürdiger Laune, heiterer und gesprächiger als früher und höchst vergnügt, wenn er einmal im Hause eines Freundes sein konnte. Er war nie sentimental, liebte und besaß gesunden Humor, Tiefe des Gemüts und einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Während seiner letzten Lebensjahre (denn, wie immer wieder hervorgehoben werden muss, sein Geist blieb klar) traten ihm auch religiöse Fragen näher. Ich weiß, dass er gern in der Bibel las und wiederholentlich das heilige Abendmahl empfing. Aller Orthodoxie indessen blieb er entschieden abgeneigt. In politischer Beziehung war er altliberal. Freiherr von Vincke, Graf Schwerin, Camphausen, das waren die Männer, zu denen er hielt; ob er den Nationalliberalen sich angeschlossen hätte, ist mir zweifelhaft. Dennoch mag das auf sich beruhen. Er war keine Windfahne, buhlte nicht mit der Macht, huldigte nicht dem momentanen Erfolg; er hasste das Cynisch-sein in der Wahl der Mittel, ebenso das Schwätzen über alles. Er gab nicht zu, dass der politische Kampf ein Recht habe, unter Umständen mit Ausschluss aller guten Sitte geführt zu werden. Eine große Liebe hatte er von jeher zur Natur. Zu allen Zeiten seines Lebens ist er gern gewandert, oft mit dem Ranzen auf dem Rücken. Dies Wandern, so lange er noch schaffensfähig war, hielt seine Seele frisch. Seine Bücher machen deshalb nirgends den Eindruck des Müden und Abgestandenen, selbst da nicht, wo es zweifelhaft sein mag, ob man sie interessant nennen kann. Auch wiederholt er sich nicht in seinen Landschaftsschilderungen; er sah eben immer Neues. Diese Vorliebe für die Natur blieb ihm bis zuletzt, und eine Wagenpartie nach Elgersburg, Ilmenau oder der Schmücke zählte zu seinen größten Vergnügungen. Man empfand dann, das Herz ging ihm auf. Merkwürdig war sein lebendiges Interesse für ‚Mordgeschichten‘. Ich habe ihm fast jeden Prozess, den ich seit 1861 in den Pitaval aufnahm, erzählt, und je blutiger die Sache war, destomehr hatte sie seinen Beifall. Ich habe ihn oft mit seinem Blutdurst geneckt. Er war ein guter Wirt, für seine Person einfach und bedürfnislos; aber was ihn umgab, das Haus und seine Einrichtung, musste gefällig, geschmackvoll sein. Er hatte ein Auge für diese Dinge; viele, zum Teil gute Bilder, schmückten seine Zimmer. Er hing an allem, womit er sich eingelebt hatte, und trennte sich ungern von ihm bequem gewordenen Möbel und Kleidungsstücken.“

So weit Vollert. Von anderer Seite wurde mir das Bild dahin vervollständigt. „Er hielt am Konstitutionalismus und verstand zu hoffen, wurde also vielfach getäuscht und hintergangen. Er war reinen Herzens, sanftmütig, hülfebereit. Manchen hat er ‚herausgezogen‘. Wie ein Tropfen fremden Blutes pulste ihm etwas von Spekulationsgeist in den Adern. Unter-

nehmungen reizten ihn; er hat meist teuer dafür bezahlen müssen. In Gesellschaft war er schweigsam, aufmerksam, beobachtend. Auch in der Mittwochsgesellschaft, die alle damaligen literarischen Namen der Hauptstadt umfasste, verhielt er sich passiv. Er hatte den immer seltener werdenden Vorzug, besser hören als sprechen zu können. Dies ging so weit, dass er jedem begründeten, oder auch nur ehrlichen Tadel ein alleraufmerksamstes Ohr lieh. Er war demütig, bescheiden, fleißig; in allen Dingen so gewissenhaft wie möglich. Dabei stand ihm andererseits ein scharfes Urteil zur Seite, das ihn davor bewahrte, sich gegen Schwächeres ohne weiteres in den Schatten zu stellen. Aber dies vergleichsweise Selbstbewusstsein hatte dann immer einen sachlichen, nie einen persönlichen Charakter. Mit seinem Schwager Rellstab lebte er in stiller literarischer Fehde. Man bemängelte sich gegenseitig; jeder kannte die Schwächen des andern, aber das persönliche Einverständnis wurde nicht gestört. Wie politisch, so nahm Alexis auch kirchlich eine Mittelstellung ein, wenigstens so lange er Berlin angehörte. Er suchte, ohne recht zu finden. Man könnte sagen: er glaubte das, was er nicht glaubte; und umgekehrt. Dies war im innersten Zusammenhange damit, dass er den Romantizismus, die „Tieck'sche Ironie" nie ganz los wurde. Er begeisterte sich für eine Sache, um auf der Höhe der Begeisterung in Skepsis zu verfallen. Das ‚alle Dinge haben zwei Seiten' war in ihm zu Fleisch und Blut geworden; er war wie doppelsichtig und sah Avers und Revers der Medaille zu gleicher Zeit. Eine wunderbare Mischung von Vertrauen, Spott, Zweifel; aber voll Zweifel nur den Dingen gegenüber. Im Verkehr mit den Menschen ein Kind ohne Argwohn."

Gutzkow hebt seine Neidlosigkeit hervor: „Er war im Urteil über die Gaben anderer gerecht. Mit herzlichem Anteil konnte er den Erfolg eines Rivalen auf dem gleichen Gebiet, auf welchem er selbst arbeitete, ertragen, fördern, sogar in verschiedenen Blättern dasselbe Urteil wiederholen. Totschweigen, nur sich selbst im Auge haben, anerkennen nur auf Gegenseitigkeit — diese hässlichen Eigenschaften des gegenwärtigen literarischen Verkehrs waren seinem edlen Gemüte fremd."

* * *

Nach diesen Vorausschickungen, die sein Leben und seinen Charakter betreffen, wende ich mich nun seinen Arbeiten zu, jenen märkisch-preußischen Romanen, die, runde fünfhundert Jahre umfassend, mit dem „falschen Woldemar" beginnen und mit dem „Isegrimm" schließen. Ich halte in ihrer Besprechung die historische Reihenfolge fest, nicht die, in der die Romane, ziemlich bunt durcheinander, entstanden.

Der falsche Woldemar. Der Titel gibt den Inhalt. Es ist eine Darstellung der Epoche von 1348 bis 50 oder 55, wo es der lützelburgischen Partei, Kaiser Karl IV. an der Spitze, gefiel, den Müller Jacob Rehbock zum Markgrafen Woldemar zu machen, unter Vorgabe, dass dieser (der Markgraf) 1319 nicht gestorben, vielmehr zur Beruhigung seiner Seele dem gelobten Lande zugepilgert sei. Die Kunde von der Not seines Landes habe ihn zurückgerufen.

Es gibt bekanntlich eine ganze Woldemarliteratur, in der, mit Scharfsinn und Erbitterung, für und gegen seine Echtheit gefochten wird. Der Gelehrtenstreit hat den Waffenstreit um ein halbes Jahrtausend überdauert und ist noch nicht geschlichtet. Wie stellte sich nun W. Alexis zu dieser Frage? Höchst eigentümlich. Er lässt uns bis auf die letzten Seiten in Zweifel darüber, ob wir uns, all' die Zeit hindurch, dem echten oder unechten Woldemar gegenüber befunden haben, und als er schließlich einem bestimmten Stellungnehmen zu der Frage nicht mehr gut ausweichen kann, führt er in poetisch-mystischen Paraphrasen den Gedanken durch: „Er sei zwar der unechte gewesen, aber — doch der echte." Die betreffende Stelle ist zu charakteristisch, als dass ich sie hier nicht kurz und andeutungsweise wiedergeben sollte. Der Graf von Anhalt ist dem Helden des Romans auf die Letzt doch zweifelnd entgegengetreten und ruft ihn nunmehr an: „Bist Du Wahrheit oder bist Du ein Lügengebilde?" worauf Woldemar antwortet: „Ein Gelöbnis lag auf der Brust Woldemars, nach Palästina zu wallfahrten. Als er zum Sterben kam, ließ ihn das unerfüllte Gelöbnis nicht sterben. Was war Der, der es auf sich nahm, die heiligen Aufträge eines Sterbenden zu erfüllen? Ich pilgerte ins gelobte Land statt seiner. Ich trug die Seele eines andern. Wer solche Vollmacht übernimmt, der stirbt für sich, er wird ein anderer." Und dann gleich darauf: „Der große Woldemar hatte seine Sündenlast (durch mich) am Grabe des Herrn niedergelegt; — der freigewordene Woldemar, ihn rief Gott in sein Land zurück. Das ist Wahrheit. Sinnst Du nach über das Rätsel? Ich kann es Dir nicht anders lösen."

Ja, Rätsel! Der mystischsten eines. Was W. Alexis seinem Helden in den Mund legt und womit er ersichtlich seine eigene Anschauung identifizirt, das heißt: „Ich (falscher Woldemar) trug die Sünden des echten, in heiliger Mission des Sterbenden, nach Palästina und legte sie am Grabe des Erlösers nieder. Der nun Sündenentlastete, als er der Not seines Landes gewahr wurde, kehrte als Schutzgeist in die Mark zurück und wählte, um in die Erscheinung zu treten, als sterbliche Hülle, mich."

Hier haben wir, wie den Kern dieser Gestalt, zugleich den Kern des ganzen Romans. Es muss unentschieden bleiben, ob W. Alexis diese Art der Anschauung aus romantischer Laune freiwillig wählte, oder ob er sich zu dieser oder einer verwandten Auffassung einfach durch die Betrachtung gezwungen sah „dass ein beständig auf den Höhen wandelnder, von Patriotismus strotzender falscher Woldemar auf die Dauer unerträglich werden müsse, wenn es nicht gelänge, dem Lügnerischen ein Wahrheitsmäntelchen umzuhängen." Ich sage, diese Frage mag unentschieden bleiben. Wahrscheinlich aber ist es, dass die romantische Laune, die Freude an einer mystisch-rätselvollen Gestalt den Ausschlag gab. Entgegengesetzten Falles würde seinem geübten Auge schwerlich entgangen sein, dass der

prophetische Aufputz, die Wundertäterschaft, die Ehrenmannsallüren, anstatt über das Hässliche der Lügenhaftigkeit hinwegzuhelfen, nur umgekehrt dahin wirken konnten, das an sich Untolerable noch untolerabler zu machen. Alle die „Falschen“, die bisher, namentlich von der Bühne herab, zu uns sprachen, glaubten entweder treu und ehrlich an ihre Echtheit, oder aber, wenn sie von ihrer Unechtheit überzeugt waren, bekannten sie dieselbe jeden Augenblick vor sich selbst und empfanden es als ein Sühne-erheischendes, über kurz oder lang die Strafe heraufbeschwörendes Unrecht, diesem oder jenem Staatszweck zuliebe, zur Rolle einer Lügenpuppe verurteilt zu sein. Solche Gestalten, in dem sittlichen Kampf den sie kämpfen, flößen uns ein Herzensinteresse ein; wir folgen ihnen gern, sie sind von unserm Fleisch und Bein, sie sind Menschen; dieser „falsche Woldemar“ aber ist ein Schemen, und das Interesse, das wir an ihm nehmen, ist ein spukhaftes. Die grossen Worte retten ihn nicht, auch nicht die Reinheit seines Wandels. Er ist ein Mormonenpriester ohne sieben Frauen, ein Johann von Leyden ohne Harem Die Sinnlichkeit fehlt, aber die Sittlichkeit hat dadurch um nichts gewonnen. Er spricht wie der Uhlandsche Sänger, „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“, aber er bleibt, gleichviel ob Jacob Rehbock oder nicht, eine beliebige menschliche Hülle, darin Beelzebub der Vater der Lüge gefahren ist. Dies zu bestreiten, durch poetisch-mystischen Apparat den Lügengeist in den entsühnten Geist des großen Woldemar umzuwandeln, ist die Aufgabe die sich W. Alexis in diesem Romane gestellt hat Hat er sie gelöst? Wer den historischen Sinn hat, wird antworten: Nein; wer umgekehrt den Hang hat, das Leben mit Wundern und allenfalls auch mit Wunderlichkeiten zu umstellen, wird antworten: Ja. Es ist eine Art Glaubensfrage. Wessen Glaube stark genug ist, um die Rückkehr eines Geistes aus jenem in dieses Leben und ein Wohnungbeziehen in der Körperlichkeit eines noch hier Wandelnden glaubhaft zu finden, und zwar mit der Modifikation, dass der hier unten Wandelnde aufhört er selbst zu sein und und nun jener andere wird, — wessen Glaubenskraft über dieses Vollmaß verfügt, der wird in dem „Falschen Woldemar“ einen der glänzendsten Romane bewundern müssen, die je geschrieben wurden. Ich persönlich gehöre jedoch zu diesen Allerglaubenskräftigsten nicht. Die Kunst der Darstellung, die Macht der Sprache, die romantische Lust, um nicht zu sagen die romantische Ueberzeugung von seiten des Dichters ist aber freilich so groß, dass er momentan auch den widerwillig Nüchternsten in seinen Bann zwingt, wenn auch nur um den Zweifel hinterher mit verdoppelter Macht heraufzubeschwören. Ich würde schließlich doch sagen müssen: das Ganze, wenn die Poesie mehr ist als ein Schattenspiel, ist verwirrend und unstatthaft, weil einem falschen Glauben Altäre errichtend; eine allerglänzendste Leistung, aber wie ein Schneemann im Nordlichtglanze. In die Sonne gestellt, schmilzt seine Unterlage und er selber fort.

Historisch-chronologisch folgt „Der Roland von Berlin.“ Er spielt genau hundert Jahre später und umfasst den Zeitraum von 1442—49. Es ist dies die wichtig entscheidende Epoche in dem mittelalterlich freien Leben der Städte Köln-Berlin. Die letzten Anstrengungen ihrer Freiheit gehen unter an Nebenbuhlerschaft, innerer Fehde, Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit. Bürgermeister zu jener Zeit war Johannes Rathenow, dessen Eltervater bereits mit Albrecht dem Bären ins Land gekommen war. Der Roman ist zunächst eine Geschichte des Johannes Rathenowschen Hauses. Sein einzig Kind, Elsbeth, liebt den Henning Mollner, eines Raschmachers Sohn. An ein Ehebündnis ist nicht zu denken. Henning, ein Kleinbürger, ein Handwerker; auf der andern Seite Elsbeth, die Tochter des ersten Mannes der Stadt, eines Patriziers aus alt-sächsischem Geschlecht. Johannes Rathenow erklärt: „Eh nicht der Roland von seinem Stein springt und durch die Stadt schreitet, eh' kann mein Kind nicht die Deine werden.“ Natürlich tritt schließlich dieser Moment ein; der Berliner Roland „springt“ nicht vom Stein, aber wird herabgenommen. Der Sieger. Kurfürst Friedrich II., entfernt das Sinnbild städtischer Macht und Freiheit von seinem Rathausplatz.

Der Roman wurde geschrieben, um in einer Reihe historischer Genrebilder in Gesamtbild des republikanisch-freiheitlichen Lebens unserer Städte Berlin und Köln zu geben. Dies ist die Tendenz. W. Alexis, wenn ich recht berichtet bin, gedachte der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten: so waren eure Väter und so seid ihr. Es heißt, er habe an keinem seiner Romane (die übrigens alle einen seltenen Fleiß bekunden) mit solcher Hingebung gearbeitet. Dies ist sehr wahrscheinlich. Man empfängt den Eindruck einer besondern Sorglichkeit und Gefeiltheit, zugleich freilich auch den einer mehr oder weniger „verlorenen Liebesmüh“. Der ganze Roman repräsentirt ein Mis-verhältnis zwischen Kraft und stofflichen Inhalt. Die angewandte Kraft ist außerordentlich, aber der Stoff spottet derselben. Die Vorgänge, um die es sich handelt, sind weder so interessant, noch so wichtig, als W. Alexis uns glauben machen möchte. Die Absicht, ihnen künstlich einen Reiz oder eine Bedeutung beizulegen, die sie in Wahrheit in so hohem Grade nicht hatten, bessert nichts und macht den Leser nur allzu geneigt, den poetischen und historischen Wert noch geringer zu veranschlagen, als sie verdienen.

Ueber beide Punkte: das Roman-Interesse und die historisch-politische Wichtigkeit, noch ein Wort.

Zum Ersten also: diese Bürgerpatrizier- und Rittergestalten, die uns hier zu ganzen Dutzenden vorgeführt werden, können sie eine tiefere menschliche Teilnahme, ein Roman-Interesse in uns wecken? Ich antworte darauf, „nur sehr bedingungsweise“. Und zwar nur sehr bedingungsweise deshalb, weil wir doch eigentlich herzlich wenig von ihnen wissen. Aller Liebe muss eine Kenntnis des Gegenstandes, den man lieben soll, vorausgehen. Das bloße Allgemeine, die Rubrik, die Inhaltsangabe fesseln so gut wie nie; alles Inter-

esse steckt im Detail; erst das Individuelle bedingt unsere Teilnahme; das Typische ist langweilig. Diese Gestalten nun aber, wie sie uns im Roland von Berlin vorgeführt werden, sind alle typisch, müssen es sein, weil uns die individualisirenden Züge nicht mit überliefert worden sind. Solche Züge zu erfinden, geht nicht. So stellt sich uns denn Alles mehr oder weniger schema- und schemenhaft vor, wobei es sich ereignen kann, dass der einzelne Schemen ein drei Centner schwerer Ratsherr ist. Denn gerade auch „der Dicke" gehört mit zu den typischen Figuren. Wie auf den Totentänzen des Mittelalters, denen wir noch in so mancher norddeutschen Kirche, beispielsweise auch in der Berliner Marienkirche begegnen, so treten auch in diesem Romane der Bischof, der Priester, der Ratsherr, der Junker, das Fräulein, als bloße Gattungsgestalten an uns heran. Sie sind Begriffe, nicht Menschen. Aber nur Menschen wecken unser Interesse. Das Mittelalter, weit über das Typisch-Allgemeine hinaus uns menschlich näher zu führen, hat Victor Scheffel in seinem Ekkehard versucht und erreicht. Es ist dies also möglich. Aber freilich nur unter einer Fülle von Voraussetzungen. Historischer Sinn, poetisches Ahnungsvermögen, rückwärts gewandte Begeisterung, unbedingte Muße, jahrzehntelanges Studium — sie alle sind nötig, um eine Seele derartig zu bilden und zu pflegen, dass sie unter den Lebenden unserer Tage wie unter Schatten und unter den Schatten der Vergangenheit wie unter lebensfrischen Gestalten wandelt. Vielleicht hätte dies W. Alexis seinem Fleiß und seinem Talente nach gekonnt; aber es war ihm, dem wir für so vieles zu Dank verpflichtet sind, schließlich doch nicht vorbehalten, nach dieser Seite hin ein wirklicher Entdecker zu sein. So fleißig er war, so historisch er empfand, so tief er grub, er grub doch noch nicht tief genug. Die Gestalten, die uns aus diesem seinem „Roland von Berlin" heraus grüßen, sind alte Bekannte, typisch immer wiederkehrende Mittelaltersfiguren, wie wir sie aus Büchern und Bildern genugsam kennen.

Die zweite der von mir angeregten Fragen ging dahin: wie groß oder wie gering war die historisch-politische Bedeutung der in diesem Romane geschilderten Vorgänge? Vielleicht nicht ganz gering; aber auch sicherlich nicht allzugroß, und keine Anstrengung wird je dahin führen, die Mark zu jenem gelobten Lande zu machen das von Anfang an, wenn man nur scharf zuzusehen verstehe, die Verheißung Deutschlands gehabt habe. Dieser Gedanke aber zieht sich durch all diese Romane hindurch, während in Wahrheit Kurbrandenburg ein bloßes Reichsanhängsel war und die Lehmkatenherrlichkeit unserer Städte, in allem was Reichtum, Macht und Kultur anging, neben dem eigentlichen Deutschland, mit seinen Reichs- und Hansastädten verschwand. Wir bedeuteten damals nichts mehr als Mecklenburg, Pommern, Holstein; zu Zeiten erheblich weniger. Mit Recht sagt Gutzkow: „Gewiss kann man mit Interesse bei dem Gedanken verweilen, wie doch so wunderbar dieser Zollernsche Stamm emporgekommen. Dass aber für ganz Deutschland eine Vertiefung in diese wunderbare Begebenheit, die Verwandlung der märkischen Lokalgeschichte in Reichsgeschichte eintreten sollte, das kann immer nur ein Traum bleiben. Was wir jetzt ernten, das sind die Früchte unserer Zeit. Es sind die Früchte der Ideen, die seit Jahrzehnten dem märkischen Tannenbaum einokulirt wurden. Diese neue Zeit aber mit der Heraufführung der ‚faulen Grete' beginnen zu wollen, ist eine Torheit." Diesen Sätzen stimme ich zu. Der Roman selbst, der uns hier beschäftigt, kann an einigen Stellen nicht umhin, Aehnliches auszusprechen. „Und was sind diese Krähennester," so heißt es darin, „gegen eine Reichsstadt! Schlammpfützen, Pfahlbauten; von ehegestern all und jedes, und wenn sich das, was drin umherkriecht, mit deutscher Abkunft brüstet, so sind es Flamänder und Friesen, die das Wasser, das an der Nordsee sie vertrieb, hier im feuchten Schmutze wiederfanden. Es war der rechte Mischmasch zu dem wendischen Gezücht. Plump, halsstarrig, faul, Trunkenbolde; ohne Schwung und Erhebung bleiben sie fest, wo sie sich hinsetzten . . . Nichts Geschmeidiges; ist dumm und will nicht klug werden; ist versessen auf was es hat und nimmt nichts an, was von außen kommt. Man mag's ihnen ins Land, man mag's ihnen ins Haus tragen, sie stellen's in den Winkel und bleiben beim Alten."

Es muss durchaus gesagt werden, dass diese Schilderungen, und nur diese, das im wesentlichen Richtige treffen. Wenn es einen gab, der scharfen und wenn er wollte — wie die zitirte Stelle zeigt — vorurteilsfreien Auges derselben Ansicht und Ueberzeugung war, so war es W. Alexis selbst. Er schloss aber das Auge absichtlich, und aus der ethischen Idee heraus, dem Bourgeoistum von 1840 einen Anstoß zum Bessern zu geben, erzählte er ihm ein historisches Märchen von der Freiheit und Herrlichkeit der Berliner Ratmannen von 1440. Was Anfangs Tendenz war, wurde schließlich, wie's immer geht, zu einer Art von künstlich heraufgeschraubter Ueberzeugung. Er enthusiasmirte sich an seinem Wort und seinen Geberden. Ich persönlich habe von dieser Zeit, in all' und jeder Beziehung, die allerniedrigste Vorstellung und segne die Stunde, wo der Schlossbau als „Zwing-Berlin" fertig ward. Es war, um es zu wiederholen, eine rohe, tölpische, allem Geistesleben weit abstehende Bevölkerung und nur von Einem noch weiter entfernt als von Geist und Kultur, von wirklicher Freiheit. Wer anders über jene Epoche denkt, dem mag das Herz höher schlagen, wenn er von der Herrlichkeit der Schumms und Blankenfeldes liest, aber dieser Glücklichen werden wenige sein.

Die Hosen des Herrn von Bredow. Die „Hosen des Herrn von Bredow" spielen zehn Jahre vor dem Auftreten Luthers, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo das sprichwörtlich gewordene:

Jochimken, Jochimken hyde Di,
Wo wi Di kriegen, do hängen wi Di"

an die Schlafzimmertür Joachims I. geschrieben und dem jungen Kurfürsten ein Sporn wurde, dem Busch-

klepperwesen ein Ende zu machen. Der Roman schildert einerseits die Uebertretungen, andererseits die Ahndungen; das Kapitel „Kläger und Günstling“, in dem vor versammeltem Hofe der „Lindenberger“, der Vertraute und Geheime Rat des Kurfürsten, durch diesen selbst als Wegelagerer entlarvt und verurteilt wird, zählt mit zu dem Schönsten und dramatisch Erschütterndsten, was W. Alexis je geschrieben hat.

Die Verurteilung des v. Lindenbergs indess — ein Rechtsübergriff, wie die damaligen Edelleute vermeinten — ruft gegen Joachim eine völlige Adelsverschwörung wach; man versammelt sich in der Köpnicker Haide und beschließt, den „Schädiger an Recht und Ehre“ zu umstellen, aufzuheben und wenn es sein muss ihn zu töten. An der Spitze steht Otterstädt. Ebenfalls mit im Komplott — nicht weil ihn sein Herz dazu drängte, sondern weil man ihm beim Trunk sein adelig Wort abschwatzte — ist auch der alte Götz v. Bredow auf Hohen-Ziatz. Er will auch „mitreiten“. Aber seine ehrsame Frau Brigitte, die ein klug Einsehen davon hat, dass die Hohenzollern es schließlich doch länger machen werden als die Otterstädts, lässt den vom Nachttrunk schwermüden Mann nicht nur die richtige Stunde zum Ausritt verschlafen, sie entführt ihm auch mittlerweile seine alten Familienhosen, die „Elensbüchsen“, die einzigen, die er überhaupt hat, so dass sich ihm, als er schließlich erwacht, wie von selber das Nachreiten verbietet. Wer kann hosenlos zu Felde?! So wird der Zwischenfall zur Rettung seiner selbst und seines Hauses. Ueber die anderen Verschwörer bricht der volle Zorn des Kurfürsten herein; sie büßen es mit dem Leben; Götz von Bredow aber, dessen inzwischen bis ins Berliner Schloss geschafften „Elensledernen“ den vollgiltigen Beweis erbringen, dass er, trotz seines Verzeichneiseins auf der Liste, nicht „mit dabei gewesen“ sein kann, geht nicht nur heil aus diesem Wirrsal hervor, sondern wird auch mittelbar in den Hofadel eingereiht, indem seine Kinder, Hans Jürgen und Eva, in den persönlichen Dienst des Kurfürsten und der Kurfürstin treten.

Die „Hosen“ bilden in diesem Romane etwa denselben Mittelpunkt wie das Rolandsbild in dem „Roland von Berlin“. Doch ist in dem Hosenromane alles viel konzentrirter und dadurch (ganz abgesehen von dem Drastischen der Situation) auch viel wirksamer. Der Roland, in der breitangelegten Erzählung gleichen Namens, ist ein Mittelpunkt, den man erst suchen muss. Anders die Elensbüchsen in den „Hosen des Herrn von Bredow“. Um diese dreht sich in ebenso zu Tage tretender wie ergötzlich-gemütlicher Weise von Anfang an die ganze Geschichte; sie spielen nicht nur mit, sie sind Held und Clown zugleich, und aller Wundersegen, der nur je an etwas äußerlichem gehaftet hat, wir erwarten ihn von diesen Inexpressibles. Wir gewinnen sie lieb; wir sorgen uns, wenn sie fehlen, wir freuen uns, wenn sie wieder da sind. Sie sind wie ein treuer Diener, ein Hund, ein Talisman. Die Kunst, mit der dies durchgeführt ist, und zwar ohne irgendwo oder -wie anstößig, albern oder langweilig zu werden, ist außerordentlich. Das Wenige, das sich von Marotte und Schelmerei mit einmischt, stört nicht, sondern steigert vielleicht nur noch die Wirkung. Hätte sich W. Alexis entschließen können, das Ganze knapp-novellistisch zu behandeln, statt wenigstens partiell in volle Romanbreite und lange Dialoge zu verfallen, so würde diese Erzählung eine Zierde unserer Literatur und völlig eigenartig sein, etwa wie Chamisso's Peter Schlemihl, Eichendorff's liebenswürdiger Taugenichts, oder Fouqué's Undine.

Der Wärwolf. Dieser Roman gilt gemeinhin als eine Fortsetzung des vorigen. Einige Personen, wie die alte Brigitte, Eva und Hans Jürgen, vor allem der Kurfürst selbst, werden in der Tat aus dem einen in den andern mit herübergenommen; nichtsdestoweniger ist der Inhalt beider grundverschieden. Das macht, das Jahr 1517, das Auftreten Luthers, liegt dazwischen. Wenn der eine Roman die letzten Reste des Raubritterwesens bringt, so bringt der andere die ersten Anfänge der märkischen Reformation. Die Stellung des Kurfürsten ist zu beiden Erscheinungen eine sehr verwandte. Die eine wie die andere betrachtet er als Auflehnung, und mit derselben Energie wie gegen die Wegelagerei erhebt er sich auch gegen die Ketzer. Aber mit sehr verschiedenem Erfolg. Den qualmenden Stumpf der einen konnte er austreten, das helle Siegesfeuer der andern schlug ihm über dem Kopf zusammen.

Der Schauplatz der sich entspinnenden Kämpfe ist, so weit der Roman in Betracht kommt, zu wesentlichstem Teile das Haus des Kurfürsten selbst. Elisabeth von Dänemark (Christians II. Schwester) war im Stillen zur neuen Lehre übergetreten. Es werden die Vorgänge geschildert, die zur Flucht der Kurfürstin führten; zugleich wird ein Generalbild des damaligen kirchlich-bewegten Lebens des Landes und seiner Hauptstadt gegeben. Hieronymus Scultetus, Bischof von Brandenburg, Matthias v. Jagow, sein Amtsnachfolger, treten auf; vor allem auch Probst Musculus, der, in der Erzählung selbst, eine seiner Predigten gegen den „Hosenteufel“ hält. Alle diese Dinge sind nicht sehr interessant, aber zu Beginn und Schluss enthält der Roman ein paar Kapitel, die an Reiz, Frische und Eigentümlichkeit von nichts ähnlichem übertroffen werden. Dies ist die Episode mit Hakev von Stülpe. Hake von Stülpe war es, der, zwischen Frankfurt und Jüterbog, dem Dominikanermönch Tezel seinen Geldkasten abnahm, nachdem er vorher Ablass für einen zu begehenden Raubanfall bei ihm selber gekauft hatte. Dieser an sich interessante Vorgang, der in der ihm zu Grunde liegenden protestantischen Geisteskeckheit einen Antirömling wie W. Alexis ganz besonders anregen musste, ist mit einer solchen dämonischen Freudigkeit wiedergegeben, dass man die Gestalt des Dichters über ihr sonstiges Maß hinauswachsen sieht. Der Hohn verdoppelt ihm die Kraft und der einem höhern Zwecke dienenden Cynismus wird von der sittlichen Macht einer hier zu Gericht sitzenden unermesslichen Verachtung geadelt. Hake von Stülpe, lang, hager, abgerissen, ein Totenkopf-

gesicht, mit dem Teufel auf dem besten, mit den Pfaffen auf dem schlechtesten Fuß, ist in seinem Gemisch von „wildem Jäger" und märkischem Junker, von Schnapphahn und Edelmann, von Strolch und Freigeist, eine der interessantesten Figuren, die je eines Dichters Phantasie schuf. Dabei durchaus märkisch-original.

(Schluss folgt.)



Ein Engländer über die wissenschaftliche Bedeutung der Zunamen.

(Schluss.)

Grunddeutsche Namen wie Eso, der vielleicht von den germanischen Göttern (As, Os, Es) stammt; oder Faro; oder Gagin, was einen Sieger; oder Herad, was einen Heerführer bedeutet, wurden biblisch in England zu einem Esau, Pharaoh, Cain (Kain) und Herod (Herodes) umgebildet.

Ein Roman (Römer) war ursprünglich gewiss ein Rodman, ein berühmter Mann. Der Name klingt an Rodbert (Robert), Ruotland (Roland), Ruodprecht (Rnprecht) — welch' letzteren anch der Göttervater Wodan trug — klar an. Ein Turk ist kein Türke. Er erinnert vielmehr, wie Herr Ferguson bemerkt, an den gut angelsächsischen Namen Turca, der sich in englischen Ortsnamen erhalten hat, und an einen Gothen Turicus, oder Turik, des fünften Jahrhunderts. Ich glaube gleich unseren alten Landsmann Tyrker dazu stellen zu sollen, der vor bald neunhundert Jahren an der durch die Isländer gemachten Entdeckung Amerikas teilnahm, welches von Columbus später wieder entdeckt wurde, — wie es gewiss schon vor den Isländern mehrmals entdeckt worden war.

Auch eine Reihe deutscher Frauennamen sind in England allmälich biblisch umgeformt worden. Nachweisbar hat sich Adelgisa in Adeliza, vom zwölften Jahrhundert an in Aaliza und Aliza, dann in Alice, auch Ellice, umgebildet. Der Uebergang zu Eliza war damit gegeben. Janet ist in alter Zeit nicht auf eine weibliche Form von Johannes, sondern auf angelsächsische und fränkische Frauennamen, Geneta und Genida, zurückführbar. Wiederum sind so französisch klingende Namen wie Hawoise, Heloise, Amice u. s. w. als Hathewiza, Helewiza (was vielleicht ursprünglich Heldwisa lautete) und Amisa, Ameza oder Emeza auf angelsächsischem und deutschem Boden nachweisbar. Hathewiza und Helewiza sind, wie Hedwig, die Namen von Kriegerinnen.

Eine beträchtliche Anzahl jetziger englischer Familiennamen, zum Teil anscheinend biblischen Ursprungs, sind merkwürdigerweise Frauennamen. Zum Beispiel: Anne, Nanny, Betty, Sall, Moll, Pegg, Meggy, Lucy, Kitty, Nelly u. s. w. Wie kamen die männlichen Familienhäupter dazu?

Nun, ein König der Ost-Angeln hieß Anna; ein König von Northumberland: Moll. — Betti, Nanno, Salla, Moll, Pegga, Maeg und Megi, oder Magg, Liuzi, Kydd, Knell sind alte germanische Männernamen auf englischem und deutschem Boden. Ihre Bedeutung ist meist noch erkennbar. Einige derselben, z. B. Moll und Magg, kommen auch heute noch in Deutschland, wo man sie nicht als Frauennamen kennt, wörtlich so vor; andere in leicht veränderter Form.

Für Deutsche besonders anziehend ist die in Herrn Fergusons Buch enthaltene Zusammenstellung alt-sächsischer Siedelungen und Heimstätten in England mit den gleich oder ähnlich lautenden in Deutschland (wobei selbstverständlich Oesterreich mitgerechnet ist), und andrerseits mit den englischen Geschlechtsnamen, nach welchen jene altsächsischen Sippen und Siedelungen benannt sind. Die enge Verwandtschaft liegt da für jedes Auge und Ohr klar zu Tage.

Mehrfach hebt der Verfasser hervor, was schon von deutscher Seite betont worden ist: dass sich in England Spuren von Völkerschaften oberdeutschen Ursprungs finden. Ich halte es für ausgemacht, dass lange vor Ankunft Hengests und Horsas, in Süd- und Nord-Britannien, selbst in Irland, germanische Einsprengungen verschiedener Art stattgefunden hatten. Mit den Römern kamen zahlreiche deutsche Legionäre ins Land; auch Gewerbsleute von deutscher Abstammung. Ist es nicht merkwürdig, dass am Römerwall in Nord-britannien Topferwaare gefunden wurde, auf welcher der Verfertiger einen nackten menschlichen Fuß als Zeichen eindrückte, in welches er dann das Wort „Fus" schrieb, was gewiss nicht lateinisch ist? Ein anderer nennt sich gar auf römischer Töpferwaare: Lytafus — vielleicht ein Leichtfuß!

Südost-Britannien hieß bei den Römern schon das „Sachsen-Ufer", ehe die dauernde Eroberung mit Hengest und Horsa begann. Bei so mannigfachen Eroberungs- und Wanderzügen kamen natürlich deutsche und skandinavische Krieger verschiedenen Namens herüber und hinterließen ihre Spur in Ortsnamen.

Die strenge Scheidung in Nieder- und Oberdeutsch ist übrigens geschichtlich und sprachlich gar nicht durchzuführen. Schwaben, Heruler, Rugen u. s. w. kamen vom Norden nach Süden. Der hoch nach Süden vorgeschobene Stamm der Franken hält zwischen Nieder- und Oberdeutsch die Mitte. Die dumpfen Selbstlaute, die man in Baiern und Oesterreich hört, gemahnen sofort an unsere Nordküsten und an die stammverwandten Skandinaven.

Alles wurde in den Völkerwanderungen durcheinander geworfen. Nicht ganz richtig ist es daher, zu sagen, dass „die Flut der Menschheit stets nach Westen geht, und dass es in jenen Tagen keine Rückströmungen gab". Von Nord nach Süd, von Ost nach West, und wieder von West nach Ost, durch Afrika hin, ging der Völkerlauf. Ostwärts fuhren die skandinavischen und deutschen Krieger, welche das Russen-Reich schufen. Es liegt nicht Besonderes oder Mystisches in den Zügen nach Westen.

Dass selbst ein so gründlich vorgehender Schriftsteller, wie Herr Robert Ferguson, die mit „Pecht“ oder „Pect“, „Hun“ und „Fin“ zusammengesetzten englischen Namen in einer vorübergehenden Bemerkung auf nicht-germanische, fremde Völker zurückführen will, darf uns kaum wundern. Den skandinavischen Ursprung der Pehten oder Pechten, deren Namen nichts mit dem lateinischen Worte für Bemalung zu tun hat, hat schon Pinkerton vor bald hundert Jahren klar nachgewiesen. Diese Forschungen sind aber fast ganz vergessen.

Ich selbst weiß aus shetländischer Volksquelle, dass dort, wo die Sagen sich noch am reinsten erhalten haben, die Pechten als ein blauäugiger, gelb- oder rothaariger Volksstamm, von heller Hautfarbe, in den Mären geschildert werden. Da Herr Ferguson selbst einen in der schottisch-piktischen Geschichte spielenden Namen trägt, der dort mit unzweifelhaft germanischen Namen zusammengenannt wird, so wird er wol diesen Punkt einmal bei Gelegenheit näher ins Auge fassen.

Unser Siegfried war ein Hune, wie aus der Edda ersichtlich. Hunen waren unter den von Baeda genannten deutschen Völkern, welche Britannien in ein England umschufen. Der mit „Hun“ zusammengesetzten deutschen Namen gibt es die Menge. Die englischen sind das Seitenstück dazu. Ich habe die auf die Hunen bezüglichen englischen Ortsnamen gesammelt und sie bis nach Shetland hinauf verfolgt. Obwol mir von dorther zuerst die Meldung wurde: der Name finde sich daselbst nicht, erhielt ich, auf nochmaliger Nachfrage beharrend, schließlich „Hunie“ (Hun-oe) als den Namen eines kleinen Eilands der Shetlands-Inseln. Unser Humboldt ist nach einem Hunenbold genannt.

Mit den mongolischen Hunnen hat dies nichts zu tun. Vielmehr diente der deutsche Hunen-Name zur allmählichen Vermischung unserer Siegfried-Sage mit dem um Attila gesponnenen Sagenkreise.

So auch verhält es sich mit den Fianna, Feniern, oder „Finnen“. Sie spielen auf irischem und nordbritischem Boden bis nach Skandinavien hin eine Rolle. Ihre Taten sind in den „Fenischen Gedichten“ und anderen irischen Liedern besungen. Und da stoßen wir auf so grund-germanische Namen, wie Oskar, auf das blaue Auge, das goldene Haar, die schneeweiße Hautfarbe. Desgleichen, mitten im ersisch-keltischen Text, auf Wörter wie „fichim“ (ich fechte) und „beoir“ (Bier) — Ueberbleibsel der Sprache eines Kriegervolkes, das nachweisbar zwischen Irland nnd Skandinavien hin- und herging. Steht nicht Finn schon in der alt-nordischen Geschlechtstafel? Und ist Finn nicht noch heute ein deutscher Name?

Mit den Finnen, die sich bekanntlich selbst gar nicht so, sondern Suomalainen heißen, hat das Wort wiederum so wenig zu tun, wie die Pechten mit den Bemalten (Picti), oder die Hunen mit den Hunnen.

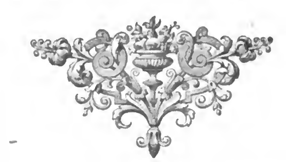
Wenn sich ferner auf keltischem oder kelt-iberischem Boden Häuptlingsnamen, wie Segimar, Tuderic (Theuderich) u. s. w. finden, so liegt der Schluss nahe, dass es germanisch überkommene Namen von untergegangenen, einst bei den Kelten eingedrungenen oder von ihnen zeitweilig als Hilfstruppen benutzten Kriegersipper sind. So erhielten sich ja auch in Russland solche germanische Namen aus Ruriks Zeiten, nachdem die Abkömmlinge des Waräger-Bundes ihre Eigenart und Sprache längst verloren hatten. Unter dem alten französischen Adel sind noch heute viele deutsche Vornamen gebräuchlich, welche aus der Franken-Zeit stammen. Aehnliches muss schon in viel älterer Zeit unter Kelten oder Kelt-Iberiern in Gallien und Britannien stattgefunden haben

Einen anziehenden Abschnitt bildet Herrn Fergusons Darstellung der in Frankreich und Italien vorkommenden, ursprünglich deutschen Namen. Selbstverständlich sind Familien-Namen wie Garibaldi, Tibaldi, Alberti, Roberti, Umberti, Lamberti, Giraldi, Grimaldi, Bertrandi, Rolandi, Manfredi, Raimondi, Sismondi, und eine Masse anderer, die den germanischen Stempel so unverkennbar tragen, nicht lateinischen, etruskischen, keltischen oder griechischen Ursprungs, aus welchen Bevölkerungsteilen sich in älterer Geschichte das, was sprachlich jetzt das Romanentum genannt wurde, zusammengesetzt hat. Garibald (Kriegskühn) war ein alter deutscher Herzogsname. Einen Ort Garboldisham, wie auch den Namen Gorbold (manchmal: Corbould), gibt es noch heut in England. In Herrn Fergusons Werk kann man aber noch viele andere, jetzt „so echt italienisch“ klingende Namen lesen, die sich gleichwol germanisch auflösen.

Denen, die aus Unwissenheit, aus politischer Verdrehtheit oder aus einem „interessant“ sein sollenden Schöntun mit dem Keltentum die deutsche Vergangenheit Englands auf einen möglichst kleinen Umfang zusammenstreichen möchten, ist dies treffliche Werk von Robert Ferguson eine harte Nuss. Das heißt, wenn sie sich überhaupt daran wagen. Gewöhnlich ist es ja viel bequemer, irgend ein „geistreiches“ Wort eines Schriftstellers anzuführen, der von derlei Forschungen gar keine Ahnung hatte.

Als Deutsche dürfen wir die treffliche Arbeit des freisinnigen Abgeordneten für Carlisle in jeder Beziehung begrüßen. Sie liefert wieder einmal den Beweis der eben so nahen, wie ausgedehnten Stammverwandtschaft; und welcher Gebildete unter uns irgendwie Englisch liest, der wird an dem inhaltsvollen, obwol nur etwa 200 Seiten umfassenden Buche großes Gefallen finden.

London. Karl Blind.



Hendrik Conscience in der Weltliteratur.

Der am 10. September 1883 zu Brüssel erfolgte Tod des berühmten Wiederherstellers der vlamischen Literatur, Hendrik Conscience, hat aufs neue die Augen der Zeitgenossen auf das Wirkungsfeld dieses hochbegabten Geistes hingelenkt, welcher unter allen seinen Stammesbrüdern in Deutschland die regste Teilnahme und Anerkennung gefunden und lange der bekannteste und beliebteste unter jener Phalanx flandrischer Dichter und Künstler gewesen, denen es gelang, zwischen der niederdeutschen und hochdeutschen Kultur die Brücke eines lebendigen Einverständnisses aufzurichten. Nächst Jan Frans Willems, dem frühverstorbenen (schon 1846 dahingeschiedenen) Urheber der vlamischen Bewegung, hat Niemand mit tieferer Einsicht und stärkerer Gesinnungstreue die Fahne der germanischen Eigenart in Belgien emporgehalten, als Hendrik Conscience, der Sohn eines in Besançon geborenen Franzosen, aber ein Kind der vlamischen Stadt Antwerpen und einer vlamischen Mutter, die ihm am 3. Dezember 1812 das Dasein gegeben.

Aus drückenden Verhältnissen (sein Vater war Unterhafenmeister und nach Napoleons I. Sturz Händler in Schiffsmakulatur und altem Bauholz) und halb aus fremdländischem Gebiet war der rüstige Kämpe entsprossen, der den Gedanken einer poetischen Verherrlichung des vlamischen Volkstums ein halbes Jahrhundert hindurch zur Tat und Wahrheit gemacht hat. Der rauhe Kampf ums Dasein, den er mit 16 Jahren als Unterlehrer begann, 1830 in den Reihen der belgischen Armee fortsetzte, anfangs als freiwilliger Streiter gegen Holland, dann als Unteroffizier und Sergentmajor (Feldwebel) den Kompagniedienst im Frieden exerzirend und selbst nach der Veröffentlichung seines dreibändigen Romans „Der Löwe von Flandern“ und trotz der Gunst des königlichen Hofmalers Wappers noch zur Annahme einer Gärtnerstelle genötigt, hat Conscience Schritt für Schritt sich den Weg bahnen müssen, bis endlich 1841 auf Wappers Fürsprache ihm das Amt eines Sekretärs an der Kunstakademie zu Antwerpen zu Teil ward, 1845 der Posten eines nicht lesenden aggregirten Professors an der Universität Gent, 1847 der Titel eines ebenso unbeschäftigten vlamischen Lehrers der königl. Prinzen, auch Ansehen, Ruhm, Ehre vor den Landsleuten und dem Auslande, Orden und Auszeichnungen aller Art, der Leopoldorden natürlich voran, aber all' dies nicht so einträglich, dass er nach Niederlegung seines Amtes bei der Antwerpener Kunstakademie, das er 1854 aufgab, als Privatmann hätte fortleben können, sondern drei Jahre später Bezirkskommissar in Kortryk ward und von dieser fremdartigen Tätigkeit erst 1866 erlöst ward, indem man ihm die Stelle des Conservators am „Musée Wiertz“ in Brüssel übertrug. Der naturwahre, schlicht einfache, herzensmilde, grundehrliche Dichter des Vlamingentums als Hüter der Verschrobenheiten der Wiertzischen französelnden Malerei und einer krassen, manirirten Romantik! Und dieser äußere Beruf hat den Dichter bis an sein Lebensende begleitet, von dem „Musée Wiertz“ aus hat sich sein Leichenzug in Bewegung gesetzt! Ob die Mitgliedschaft an der „Académie royale de Belgique“ ihn getröstet hat, oder der stille schattige Park des Museums mit seinen lauschigen Plätzchen, mag dahingestellt bleiben: der dichterische Held des vlamischen Volkes ist gestorben, nachdem er alle seine Lieben vor sich ins Grab hatte sinken gesehen!

Sein Erstlingswerk, der Roman „In't Wonderjaer“ (im Wunderjahr), ein poetisches Denkmal für die niederländische Erhebung des Jahres 1566, war zu Anfang 1837 erschienen, der Verfasser hatte aus eigenen Mitteln die Druckkosten bestreiten müssen, blutarm damals und von seinem Vater verlassen, eine bedeutende Schuldenlast auf sich genommen, gleich dem armen Dichter Berthold Comyn in seinem „Geldteufel“, aber die Bahn war nun gebrochen, der Ton gefunden, den Conscience mit immer wachsender Meisterschaft anzuschlagen verstand. Was seine erste Sammlung von Erzählungen, die unter dem Titel „Phantazij“ auch 1837 das Licht der Welt erblickt hatte, den Stammgenossen angedeutet und versprochen hatte, das Aufleben einer nicht nur der Sprache dienstbaren, vielmehr in Herz und Sinn des Volkes eindringenden Literatur, das hat die Folge seiner Schöpfungen erfolgreich bewährt; aber nicht sowol in den historischen Romanen, unter denen „De Leuw van Vlaendern“ wol von seinem „Jacob van Astevelde“ (Antwerpen 1849) übertroffen wird, als in den kleineren Volkserzählungen, in welchen das altertümliche Beiwerk vor der warmen lebendigen Gegenwart, vor dem Pulsschlag der eigensten Volksnatur des heutigen Flanderns verschwindet! Nicht der „Bauernkrieg“ oder „Simon Turchi“, nicht der „Bürgermeister von Lüttich“ verhalf Conscience zu seinem Ruhme, zu einem großen Namen vor ganz Europa; es war die meisterhafte Schilderung des vlamischen Stilllebens, zumal in der dörfischen Einsamkeit, wo die Volkssitte am hartnäckigsten sich aufrecht erhält, das treue Spiegelbild der vlamischen Denkungsart, der flandrischen Zustände und Besonderheiten, welches den patriotischen Dichter auf die Höhe der Kunst erhoben hat. Von dieser Seite hat Conscience sogar in Frankreich Anerkennung gefunden; wie 1859 der französische Verwaltungsbeamte Adalbert Frout de Fontpertuis die „Blinde Rosa“, den „Geizhals“, den „Herbergswirt“ als charakteristische Typen der Darstellungsweise des Autors wiedergegeben hat, weil er sie zugleich als Perlen und Kabinetstücke vlamischer Volkspoesie erkannt hatte, so wird die unparteiische Nachwelt gewiss dieses Urteil des unparteiischen Franzosen unterschreiben, mögen auch die drei genannten Erzählungen keineswegs den Gipfelpunkt der Muse von Conscience bezeichnen, den wir eher in „De Loteling“ (Der Rekrut, Antwerpen 1850), in der ergreifenden Schilderung „Rikke-tikketak“ (1851), in der „Hölzernen Clara“ (1850) und in „Het geluk van rijk te zijn“ (Das Glück, reich zu sein, Antwerpen 1855) antreffen möchten. Conscience hat bis an sein Ende schriftstellerisch gearbeitet, wenn man „arbeiten“ nennen will, was seine liebste Erholung, die Lust und Freude seines Daseins war; das Bedeu-

tendste, was er im Erzählungsfach geleistet, fällt aber in das Jahrzehnt von 1850 bis 1860, in die Periode seines kräftigsten Mannesalters, welche seinen Namen dauernd in der Literatur festgestellt hat. Man kann es seinen novellistischen Erzeugnissen anmerken, dass der Beschreiber der vlamischen Dörfler und Kleinbürger seinen vaterländischen Stoff von einem so hohen Standpunkte auffasste, weil er mitten im schweren Drang seiner Jugendzeit eine „Geschiedenis von België“ (Geschichte Belgiens, Brüssel 1844) hervorbringen konnte und nicht minder muss der aufmerksame Beobachter eingestehen, dass die Kunstatmosphäre, in welche Conscience durch sein akademisches Amt und zuletzt beim „Musée Wiertz“ gezogen ward, auf seine dichterische Ader sehr vorteilhaft eingewirkt hat, denn die berühmte Skizze: „Hoe men schilder wordt“ (Wie man Maler wird, Antwerpen 1843) ist aus dem Herzen des Künstlerberufs herausgeschrieben und seinem Beschützer Wappers ein würdiges Denkmal dankbarer Liebe gesetzt. Die hochdeutsche Uebertragung dieser Erzählung durch den Breslauer Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, der nach „Wat eene moeder lijden kan“ (Was eine Mutter leiden kann, Antwerpen 1843) und „Siska van Roosemael“ (ebenda 1845) dieser Perle anfügte, hat in den Augen aller vorurteilsfreien Leser des protestantischen wie des katholischen Europas dem Rufe von Conscience echt menschlich fühlender Poesie nirgends geschadet und die beiden großen Uebersetzungs-Sammlungen, die Stuttgarter und die Münstersche, jede von etwa 70 Bändchen, welche das stammverwandte Deutschland veranstaltet hat, den vollgültigsten Beweis geliefert, dass das Interesse an der anspruchslosen Kunst eines wahrhaften Volksdichters auch im Auslande die innigste Teilnahme sich erobern konnte, kaum minder als die belgische Heimat, welche nicht allein unter den Vlamingen, sondern sogar unter den wallonischen Mitbürgern die Gesamtausgabe der Werke von Conscience (9 Bände, Antwerpen 1867 bis 1874) mit Jubel begrüßte, sich dessen völlig und klar bewusst, dass dieser Sänger des belgischen Menschentums nicht einer Partei, nicht einer Race allein, sondern seinem ganzen Vaterlande und weit über die Staatsgrenzen hinaus dem literarischen Ruhme und der Ehre des niederdeutschen Namens gedient hat!

Berlin. Trauttwein von Belle.



Païenne. Par Juliette Lamber (Madame Adam).

Paris, Paul Ollendorff. 3,50 fr.

Die Witwe des Senators Adam, der ein ehrsamer Finanzmann war, ehe er seiner Frau zu Liebe sich zu den Politikern — und zwar zu den radikalen Republikanern — zählen ließ, hat unter ihrem Mädchennamen Juliette Lamber in mancherlei Werken ihren schriftstellerischen Ehrgeiz bezeugt. Es ist wahr, dass sie als Madame Adam durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit, durch das große Haus schon zu Lebzeiten ihres Mannes, durch ihren Reichtum als Witwe, und vor allem durch die freigebige Unterstützung der jungen Talente des Radikalismus mehr bekannt und gerühmt worden ist, denn als Juliette Lamber wegen ihrer Schriften. Aber wenn das Ansehen ihrer literarischen Arbeiten unstreitig viel durch ihre politische und gesellschaftliche Bedeutung in dem Paris der dritten Republik gewonnen hat, so wäre es ungerecht absprechend, in diesen Arbeiten nicht die reiche Begabung einer geistvollen Frau anerkennen zu wollen. Juliette Lamber hat den Geist der Frau Adam, doch mehr Phantasie als diese und mehr Kühnheit der Ideen; Eleganz und Grazie in dem Selbstbewusstsein, welches sie als Weib erfüllt, mögen bei der Schriftstellerin und bei der rührigen Frau der Salon-Gesellschaft sich die Wage halten. Bei alledem werden ihre zahlreichen Freunde diese lieber haben, als das Lesepublikum jene.

Eine besondere Neigung der einst vielberufenen Freundin Gambetta's hat sie den alten Griechen zugewendet. Sie hat sogar diese Neigung auf die neueren Griechen übertragen und ein Buch über deren Dichter geschrieben. Fasst sie doch auch die radikalen französischen Republikaner von heute als die Männer eines Perikleischen Zeitalters Frankreichs auf, deren Aspasia sie sein will. Offenbar steht sie in dieser Begeisterung für die klassischen Hellenen auf einem vertraulichen Fuß mit deren Göttern. Der Olymp ist ihrer Phantasie ein wol bekannter Himmel, und als er noch in großen Ehren bei der zivilisirten Menschheit der Heidenzeit stand, war ihrer Meinung nach das Paradies auf Erden, mindestens etwas mehr davon als unter der jetzigen christlichen Herrschaft. Es war damals auch mit der Liebe anders, als heute. Die Götter des Olymp zündeten selbst ja genug Flammen in den Herzen ihrer Lieblinge an. Und eine solche Liebe, wie sie in jenen glückseligen Zeiten den Götterbegnadeten zu teil wurde gelüstete es die moderne Aspasia eingehend zu schildern. Dadurch entstand ihr neuestes Buch: „Païenne“ dem zu mehrerem Außenreiz der berühmte Porträtmaler Bonnat in Paris, einer ihrer Freunde, das charakteristische Gesicht einer jungen, wollüstig blickenden Heidin als Titelvignette mit auf den Weg gegeben hat. Das half vielleicht, um dem Buch bereits ein Dutzend Auflagen zu verschaffen. Unter den Pariser Frauen findet ja überdem das Heidentum in der Liebe ein feinfühliges Verständnis. Auch sei hier nicht übersehen, dass das Buch Alexander Dumas dem jetzigen gewidmet ist, weil ihm, „obwol ihm die Verherrlichung der Liebe darin missfallen wird, der doppelte Zug des Mystischen und Sinnlichen derselben ein interessanter Gegenstand der Betrachtung abgeben dürfte.“ Frau Juliette nennt ihre Schrift selber in dieser Widmung „kühn“; aber sie ist ein Weib, das sich nicht fürchtet, auch das Kühnste über die Geheimnisse eines Frauenherzens mitzuteilen. Dass ihr bei dieser Gelegenheit ein weiter Spielraum dazu geboten ist, erhöht wol noch die Neugier, wie sich ihr ehrgeizig Gelüsten innerhalb desselben umhertummeln mag.

Ihre Heldin fühlt sich durch einen Herbstaufenthalt im Tale von Vaucluse aufs mächtigste von den Eindrücken angeregt, die hier die Liebesgeschichte Petrarca's mit Laura aufruft. In dieses Tal zog sich ja der Dichter zurück mit seinem liebeswunden Herzen; nach sechstehalbhundert Jahren sprechen noch seine Seufzer zu ihr, die in dem Hause Quartier genommen hat, wo der Italiener einst die unsterblichen Gesänge auf seine platonische Liebe zu der schönen Frau von Noves gedichtet. Um sie noch empfänglicher dafür zu machen, ist sie selber auch eine Frau von Noves, die junge Gattin eines Nachkommen Laura's. Anders jedoch als die Angebetete Petrarca's, fühlt sich die moderne Laura sehr unbefriedigt und unglücklich in ihrer Ehe; denn ihr Herr von Noves ist ein abgelebter Wüstling, der im Spiel und mit Abenteuerinnen sein Vermögen durchbringt. Man kann die schöne, junge Französin in dieser Lage um so mehr bedauern, als ihr Vater gleichfalls nur ein vergnügungslustiger Libertin ist und für die schmerzlichen Empfindungen der so unglücklich von ihm Verheirateten gar kein Verständnis besitzt.

Nun ist gerade ein reizendes Kerlchen in Vaucluse, ein junger Maler, schon berühmt, in allerhand Liebeshändeln erfahren, und der naht sich der Unglücklichen als ein Tröster. Laura II. hat so viel Geist, seine Huldigungen anzunehmen und gar nicht lange, so werden sie Beide einig, in ihrer Art Laura und Petrarka zu spielen. Sie schreiben sich die schönsten Liebesbriefe, woraus eben einzig und allein das ganze Buch der Frau Juliette besteht, und wie sich in denen der Frau Melissandra von Noves die Leidenschaft für den Maler Gardanne entwickelt, sich auf allen Registern des Herzens vernehmen lässt, in Genuss, Hoffnungen, Wonnen sich wiegt — damit soll offenbar der Titel „Païenne" gerechtfertigt werden.

Ohne ein Ehebrüchlein ist die Geschichte natürlich nicht möglich. Frau Melissandra kann nicht dafür, dass sie schon verheiratet ist, als sie von der höchsten und beglückendsten Leidenschaft für einen anderen als ihren unwürdigen Gatten erfüllt wird. Sie schreibt nicht bloß die glühendsten Liebesbriefe als Antworten auf die seinigen, sondern hat mit ihm in der stillen Grotte Petrarca's geheime Zusammenkünfte, wobei es an innigsten Umarmungen und feurigen Küssen eingestandenermaßen nicht fehlt, wie sich dies auch denken lässt. Gewissensbissen ist die „Heidin" gänzlich entrückt. „Seit langer Zeit" schreibt sie ihrem Geliebten, „habe ich mich mit Herrn von Noves abgefunden. Seine Untreue hat mich frei gemacht. Ich halte mich nicht für ehebrecherisch; meine Liebe erscheint mir nicht strafbar. Sie ist geweiht durch ihre moralische Hoheit. Hüten Sie sich, sie nach Ihren Erfahrungen mit gewöhnlichen Frauen zu beurteilen, deren Zurückhaltung und Widerstand Vorsichtsmaßregeln für eine zukünftige Loslösung sind." — „O Heidin!" ruft er ihr ein andermal zu. „Nicht die mystische, spitzfindige Liebe, noch ein ausgeklügeltes Empfinden, ein ätherisches; noch die unbestimmte Leidenschaft, wie sie seit hundert literarischen Generationen verfeinert worden, ist es, die man Ihnen schildern und in denen ein Anbeter Ihnen Huldigungen darbringen muss; sondern die göttlich menschliche Liebe, die aus der Quelle der einfachen und großen Natur schöpft." Ob nun damit eine platonische Liebe, wie Petrarca sie für Laura hegte, gemeint ist; oder eine, wie sie die heidnischen Götter mit hübschen Erdenkindern eingingen, wird in den Briefen nicht recht ersichtlich. Anzunehmen ist das letztere wol am rätlichsten, wenn man sich überhaupt einen Grund denken will, weshalb Frau Juliette dies philosophirende Evangelium der Liebe geschrieben hat. Hundert und mehr Liebesbriefe zu schreiben, ist an und für sich eine starke Leistung, und für eine Frau, die schon längst Großmutter ist, bewundernswert; in diesem Geplätscher von Begierden und ermatteten Entzückungen ihr nachzufolgen, wird man auch für keine Kleinigkeit erachten, namentlich, wenn man dabei in philisterhaften moralischen Bedenklichkeiten befangen bleibt. Es ist ja so viel über Liebe schon geschrieben worden, auch über heidnische, dass selbst Juliette Lamber's Kühnheit nichts Ueberraschendes mehr darin zu leisten vermag, und soll, wie hier, die Glorifikation des Ehebruchs aus dem Recht der Naturgewalt der Liebe geschehen, so ist dies ebenfalls nichts Neues, und wie es geschieht doch auch nicht die Unmoralität des Vorhabens vergessen machend. Man merkt dazu die Absicht der Verfasserin zu deutlich. Aber sie ist ja Französin und wird nur einer Auffassung gerecht, die bei ihren Landsleuten als eine eigentümlich berechtigte in neuester Zeit eine förmlich brutale Offenheit liebt. Signatura temporis auch darin für eine Nation, die nun mit ihrem Herunterkommen, nach dem politischen mit dem moralischen, kokettirt. Im Uebrigen, um nicht ungerecht gegen Madame Adam zu sein, so schließt sie ihren Liebesbriefwechsel in versöhnlicher Art. Herr von Noves ruinirt sich im Spiel und wird im Duell erschossen. Seine Frau schreibt dies in einer Zeile ihrem Geliebten und setzt noch zartfühlend hinzu: „Ist Apollo Gott? Werde ich Deine Frau sein?" — Man wird einräumen, dass dieser Abschluss einer langen Herzensseufzerei weiter nicht heidnisch ist.

Stuttgart.

Schmidt-Weißenfels.



Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen.

Von Dr. J. H. Schwicker.

Wien und Teschen 1883, K. Prochaska.

Dies interessante Buch, das zugleich den zwölften Band des in Karl Prochaska's Verlag erscheinenden Sammelwerkes: „Die Völker Oesterreich-Ungarns" bildet, bietet weit mehr, als der Titel verspricht. Wol ist es die Hauptaufgabe des Verfassers, die Geschichte — sit venia verbo! —, Statistik und sozialen Verhältnisse des ruhelosen, braunen Wandervolkes zunächst

nur in den Ländern der heiligen Stefanskrone zu behandeln, — und dies ist auch jener Teil des Werkes, auf welchem das Schwergewicht seines absoluten Wertes ruht. Nichtsdestoweniger erstreckt Prof. Schwicker seine Forschungen und seine Darstellung auch auf den Namen, die Herkunft, die Einwanderung und Verbreitung der Zigeuner in Europa überhaupt, und diese erste Hälfte seines Werkes muss als eine sehr dankenswerte, weil auf tüchtigen Studien fußende und mit gesundem Urteil geschriebene Zusammenfassung der bisherigen Resultate der Forschung bezeichnet werden.

Denn dass als die Heimat der Zigeuner Vorderindien zu betrachten sei, dass die ewigen Wanderer wol im Anfange des XIV. Jahrhunderts zuerst in Europa erschienen, dass sie vor ihrer Zerstreuung und Wanderung durch unseren Erdteil geraume Zeit in Griechenland oder richtiger in einem Lande gelebt haben müssen, in welchem die griechische Sprache vorherrschend war, — alles dies sind Ergebnisse der reichhaltigen und vielseitigen Forschungen unseres Jahrhunderts. Es ist aber höchst interessant, wie Schwicker diese Resultate der Wissenschaft motivirt, wie er die zahlreichen ganz und halb falschen Ammenmärchen über dies auch heute noch vielfach rätselhafte Volk behandelt und widerlegt und schon in diesen ersten Abschnitten seines Buches, eben im Spiegel der törichten Ansichten der Völker des Abendlandes, lehrreiche Beiträge zur Geschichte und Charakteristik der Zigeuner liefert.

Der Zeitpunkt, wo die Zigeuner zuerst ungarischen Boden betraten, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Da es aber mehr als wahrscheinlich ist, dass sie nach Mähren, Böhmen und Deutschland auf dem Wege durch Ungarn gelangt sind, und sie in jenen Ländern schon im zweiten Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts auftreten, so wird der Schluss wol berechtigt sein, dass sie in den Ländern der Stefanskrone schon in den ersten Jahren des XV. oder am Schlusse des XIV. Jahrhunderts erschienen sein müssen. Wollen manche Historiker doch sogar in den „Gingari" im Heere König Bélas IV. gegen Ottokar II. von Böhmen im Jahre 1260 unsere Zigeuner erkennen, während andere die Meinung vertreten, die Zigeuner seien vor den Tataren des XIII. Jahrhunderts nach Europa und speziell nach Ungarn gekommen. Diese Ansichten müssen wir jedoch dahingestellt sein lassen, da dieselben sich auf ziemlich mangelhaftes oder fragliches Material gründen. Viel beachtenswerter ist die, ebenfalls oft ausgesprochene Ansicht, dass die Zigeuner aus ihren südlichen Sitzen in Europa durch das Vordringen der Türken in die nördlicheren Gebiete der Balkanhalbinsel, dann in die Gegenden diesseits der Donau gedrängt worden sind. Um das Jahr 1370 finden wir sie bereits an der Grenze Ungarns, denn zu dieser Zeit schenkt der walachische Wojwode Wladislaw dem Kloster des heiligen Antonius in der Walachei vierzig Zigeunerfamilien. Auch das ist eine Tatsache, welche die Richtigkeit der obigen Zeitbestimmung bestätigt, dass die im Jahre 1417 in Deutschland erschienenen Zigeuner ein Empfehlungsschreiben des Paladins von Ungarn, Nikolaus Gara, vorwiesen und dass die Zigeunerhorden, welche im Jahre 1422 nach Bologna kamen, sich — ob mit Recht oder Unrecht ändert wenig an der Sache — auf ihren Aufenthalt in Ungarn berufen konnten.

Bekanntlich ist die Scheu vor der Wahrheit ein besonderes Kennzeichen der Zigeuner, und so darf es uns nicht wundern, dass sie über ihren Ursprung, ihre Fahrten und Erlebnisse gewaltige Lügen in Umlauf gesetzt haben, — Lügen, welche besonders darauf berechnet sind, die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben der Abendländer auszubeuten und die Rätselhaftigkeit ihres Wesens und ihrer Herkunft noch mehr zu erhöhen. Daher gibt es wol über wenige Völker der Erde eine solche Fülle der seltsamsten, widerspruchvollsten und teilweise abgeschmacktesten Fabeln, wie gerade über das braune Volk aus dem fernen Osten, dem sich die nüchterne Forschung, besonders mittelst des Studiums seiner Sprache, erst in den letzten Dezennien unseres Jahrhunderts, ganz besonders im deutschen Reich und in Oesterreich-Ungarn, zugewendet hat.

In Ungarn haben die Zigeuner eine wirkliche, zweite Heimat gefunden. Sie haben sich von jeher als Schmiedearbeiter nützlich, als Spielleute überaus beliebt gemacht. Ein ungarisches Fest ohne Zigeunermusik ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Hat doch Franz Liszt, eben verleitet durch die beispiellose Popularität der Zigeunermusik in Ungarn, sogar die Ansicht ausgesprochen, die Ungarn hätten gar keine eigene nationale Musik, denn was als solche gelte, sei Musik der Zigeuner, — ein Irrtum des großen Meisters, welcher längst gründlich widerlegt ist. Einmal haben die ungarischen Zigeuner sogar — ganz entschieden im Widerspruche mit einem ihrer unbestreitbarsten Charakterzüge, ihrer großen Feigheit, — auch als Krieger debütirt und Proben von Tapferkeit gezeigt. Im Jahre 1557 übergab Franz Perényi aus Mangel an Kriegsvolk die Verteidigung des Schlosses Nagy-Ida (unweit Kaschau in Oberungarn) tausend Zigeunern, die sich nun, gegen alle Erwartung, so tapfer hielten, dass sie das kaiserliche Heer unter Wolfgang Puchheim nicht nur wiederholt zurückwarfen, sondern schließlich auch zum Aufgeben der Belagerung der Feste nötigten. Als nun aber — und das ist wieder ein echtes Zigeunerstücklein — der Feind abzog, riefen ihm die braunen Gesellen nach, er wäre nicht so leichten Kaufes davongekommen, wenn es ihnen nicht an Pulver mangelte! Selbstverständlich kehrten die Kaiserlichen auf diese Enthüllung sofort um, erzwangen die Uebergabe der Festung und ließen die unpolitischen Helden über die Klinge springen.

Doch war diese kriegerische Tat nur ein vereinzelter Fall. Im Uebrigen beschäftigen sich die Zigeuner mit Schmiedearbeiten und Musiziren, mit Pferdehandel und Diebstahl, mit Wahrsagerei und Quacksalberei, mit Beschwörungen und sonstigem Teufelswerk. Das ungarische Volk ist den verschmitzten Burschen und den oft auffallend schönen Mädchen des nichts weniger als übertrieben tugendhaften Volkes gut; — nicht so ge-

neigt zeigt sich demselben die Polizei, welche die Taten und das Treiben der braunen Horden aus weniger poetischen Gesichtspunkten auffasst und den Zigeunern stets argwöhnisch auf die Finger blickt. Der Zigeuner hat denn auch eine heilige Scheu vor den Männern der Ordnung, deren Händen er selten entkommt, ohne Schaden genommen zu haben.

Die Zahl der Zigeuner in Ungarn ist eine recht respektable. Nach der Josefinischen Konskription im Jahre 1780 gab es im eigentlichen Ungarn 43 609 Zigeuner, und auch im Jahre 1809 veranschlagte der ungarische Statistiker W. von Schwartner ihre Zahl auf ungefähr 40 000 Seelen. Die offizielle Zählung im Jahre 1851 ergab im eigentlichen Ungarn 30 304, in Siebenbürgen 52 665 und in der Armee 800, also zusammen 83 769 Zigeuner. Heute — nach der letzten Volkszählung vom 1. Januar 1880 — gibt es in Ungarn-Siebenbürgen 75 911 Zigeuner, die also 0,55 Prozent der ungarisch-siebenbürgischen Gesamtbevölkerung ausmachen. Nehmen wir die Zigeuner Kroatiens-Slavoniens und der früheren Militärgrenze hinzu, so steigt die Anzahl des Volkes auf 79 393 Seelen oder 0,51 Prozent der Gesamtbevölkerung des Königreichs. Das sind jedoch nur jene Einwohner Ungarns, welche das Zigeunerische als ihre Muttersprache bekannten. Man darf jedoch mit Recht annehmen, — da die Zigeunersprache nur ganz ausnahmsweise von Nicht-Zigeunern gesprochen wird, — dass auch diejenigen als Zigeuner zu betrachten sind, welche wol eine andere Sprache als Muttersprache bekannten, aber sich als des Zigeunerischen kundig erklärten. Solche „Kenner der Zigeunersprache" gab es nach der letzten Volkszählung 15 010 Personen, welche also — mit verschwindenden Ausnahmen — auch ethnologisch dem Zigeunerstamme beigezählt werden dürfen und mit den oben ausgewiesenen unzweifelhaften Zigeunern die Summe von 100 000 Mitgliedern dieses braunen Volkes ergeben.

Zu meinem Schrecken bemerke ich jedoch, dass ich noch vier volle Abschnitte des reichhaltigen Schwicker'schen Buches zu besprechen hätte und zwar die interessantesten und lehrreichsten Abschnitte: über „die Sprache der Zigeuner", über ihre „physische Beschaffenheit und Lebensweise", über ihr „geistiges und sittliches Leben" und endlich über „Musik und Gesang" des Volkes. Das sind echte und rechte Beiträge nicht nur zur Ethnologie, sondern auch zur Völkerpsychologie. Schon der Raum verbietet mir, auf den Inhalt dieser Abschnitte ausführlicher einzugehen, — aber nicht bloß der Raum, sondern auch der eigenartige Inhalt dieser Kapitel, deren wahrster Wert eben in dem reichen und fesselnden Detail besteht. Da reiht sich Zug an Zug und Date an Date, bis in jedem einzelnen Abschnitte ein lebensvolles Bild vor uns ersteht. Wie wäre diesen Bildern mit Auszügen beizukommen? und was gewänne der Leser mit einzelnen zerstreuten Daten? Diese Kapitel müssen gelesen werden und sie verdienen auch gelesen zu werden, und so seien sie denn, wie das ganze Buch, dessen wertvollsten und interessantesten Teil sie bilden, jedermann wärmstens empfohlen, der für das Leben und Treiben, die Sitten und Eigenheiten, die Poesie und Weltanschauung dieses — als wissenschaftliches und gesellschaftliches Problem — überaus anziehenden und trotz aller Forschungen noch immer vielfach rätselhaften Volkes Interesse besitzt.

Budapest.

Gustav Heinrich.



Kritische Rundschau.

„Rumänische Dichtungen." Deutsch von Carmen Sylva, herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. — Leipzig, W. Friedrich. 5 M. — Von diesem Uebersetzungswerk erscheint die zweite Auflage, auf den doppelten Umfang der ersten angewachsen. Manche Härten der ersten Form hat die Uebersetzerin gemildert, und namentlich ist man ihr Dank schuldig für die Zugabe von echten Volksliedern, denn das, was als Volksdichtung von den Bearbeitern wie Alecsandri ausgegeben wurde, war nur zu häufig eine Verkünstelung der ursprünglichen Einfachheit und natürlichen Anmut gewesen. Das schöne Werk gibt jetzt, mit seinem nach Dichtern geordneten reichen Inhalt, einen guten Ueberblick über das poetische Vermögen der rumänischen Dichtung, und Rumänien hat seiner Königin unzweifelhaft Dank zu wissen für diese Vertretung seiner geistigen Bestrebungen.

Im Verlage von R. Oppenheim (Berlin), demselben, in dem auch Elzes vorzügliche Byron-Biographie erschienen, kommt eine Biographie Shelley's von Dr. H. Druskowitz (Wien) heraus. Indem wir uns eine eingehende Würdigung dieses Buches vorbehalten, bemerken wir schon jetzt, dass es das Beste ist, was in Deutschland bisher über Shelley erschienen, und sich den englischen Werken von Todhunter, Symonds, Rossetti ebenbürtig anreiht, sie zum Teil an kritischer Reife übertrifft. Es ist mit Freuden zu begrüßen, dass an der Wiedererweckung Shelley's, die sich gegenwärtig unleugbar vollzieht, auch ein Deutscher seinen Anteil hat.

Gustav Diercks: „Das moderne Geistesleben Spaniens". Leipzig. O. Wigand. — Ein Buch wie dieses fehlte längst; man weiß vom modernen Spanien ungleich weniger bei uns als vom alten Aegypten. Diercks, der Land und Leute auf mehrfachen Reisen gründlich kennen gelernt, der mit Sprache und Literatur Spaniens innig vertraut ist, hat in diesem Buche endlich eine zusammenfassende Betrachtung der das moderne Leben Spaniens beherrschenden Faktoren gegeben. Ein durchweg anregendes Buch, auch da wo es zum Widerspruch reizt. — Der Stil hätte mehr gefeilt werden sollen, doch liest sich das Werk im allgemeinen leicht.

An Anlass des hundertjährigen Geburtstages des dänischen Dichters, Geschichtschreibers und Theologen N. F. S. Grundtvig sei noch ganz besonders auf die vor kurzem erschienene gediegene Abhandlung „Grundtvig og den tydske Orthodoxi" von dem bekannten Dichter und Essayisten Rudolf Schmidt aufmerksam gemacht, welcher auch ein nicht geringes Interesse für das deutsche Publikum hat, wie dies schon der Titel des Buches andeutet. Es ist dies einer der wenigen Beiträge zu einer historischen Wertschätzung der Bedeutung des großen

Dänen, und unbedingt eine der allerbesten Arbeiten, welche über Grundtvig und dessen eigentümliches Religionssystem, den „Grundtvigianismus", existiren. Es ist nur zu bedauern, dass das treffliche Büchlein, welches in sehr gefälliger Ausstattung bei F. H. Eibe in Kopenhagen erschienen ist, nicht auch in deutscher Uebersetzung vorliegt.

Vor uns liegt die dritte Auflage einer kürzlich erschienenen Schrift: „Le Comte de Chambord devant l'histoire et devant le droit" von einem Anonymus, worin mit größter Wahrscheinlichkeit aktenmäßig die Illegitimität des verstorbenen Prätendenten nachgewiesen wird, insofern dessen Vater, der Duc de Berry, Bigamie beging, als er Karoline von Neapel heiratete. Ein sehr interessantes Schriftchen! — Paris, Ghio. 1,50 fr.

Von Miss Betham-Edwards, der Verfasserin zahlreicher englischer Romane der besseren Mittelsorte, ein neuer Roman: „Disarmed". Sehr flott geschrieben, — natürlich nicht sehr aufregend, aber das sind ja die meisten englischen Romane nicht, soweit sie nicht zur Sensationsnovellistik gehören, — eine erfreuliche Hochzeit am Ende und viel muntere Konversation in der Mitte. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1,60 M.

„Lieder des alten Spielmanns", herausgegeben von Renata Greverus. Norden, H. Fischer. 2 M. — Wir kennen diesen alten Spielmann nicht, wundern uns aber über den Geschmack der „Herausgeberin", welche besser getan hätte, diese Langweiligkeiten unherausgegeben zu lassen. Sehr gewöhnliche Gefühle und Gedanken in einer sehr gewöhnlichen und gänzlich poesielosen Sprache — musste das gedruckt werden?

Man läuft Gefahr, über der Flut von mehr oder minder phrasenreichen Luther-Biographien, die mehr aus Buchhändlerspekulation als aus innerem Drange jetzo erscheinen, die vereinzelten bleibend-wertvollen Gaben zum Lutherjubiläum zu übersehen. Zu diesen zählen wir G. Schleusners: „Luther als Dichter, insonderheit als Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes." Dies ist ein erquickliches, tüchtiges Buch, ein sehr willkommener Beitrag zur Luther-Literatur, aber auch zur Geschichte der deutschen Literatur überhaupt. — Wittenberg, P. Wunschmann. 2,40 M.

Man wirft den Franzosen vor, sie leisten viel Dummes und Oberflächliches in der Literatur der Völkerbeschreibung, — siehe Tissot und Konsorten. Bekanntlich kommt das in Deutschland niemals vor, — oh, niemals! — Da hat nun ein Franzose, der sich hinter dem Pseudonym „Max O'Rell" versteckt, ein Buch geschrieben: „John Bull et son île" (Moeurs anglaises contemporaines), welches zum mindesten auf genauer Kenntnis des fremden Landes beruht und nicht, wie das sonst üblich (in Deutschland aber niemals!), auf Grund des durch ein Rundreisebillet gestatteten Aufenthalts geschrieben ist. Ein sehr unterhaltsames Buch, nur etwas boshaft. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

„Neue Indiskretionen. Mitteilungen aus der geheimen Diplomatie der letzten dreißig Jahre", von Wollheim da Fonseca. 1. Lieferung. Es handelt sich hier um ein in herzlich schlechtem Stil geschriebenes Sündenbekenntnis eines ehemaligen „Reptils" (als solch ein Geschöpf bezeichnet sich der bescheidene Autor selber!) in den Diensten der verschiedensten Regirungen. — Es gibt manche ähnliche unsaubere Gewerbe, doch scheuen die anständigeren unter ihnen wenigstens das helle Tageslicht. Dieses „Reptil" erzählt von seinen der sogenannten Politik geleisteten Diensten; nämlich das geschrieben zu haben, was seiner Soldzahler Meinung war, als handle es sich um ein ganz anständiges Handwerk. Diese Hefte muss man lesen, um in seinem Ekel gegen die bezahlte Presse noch mehr bestärkt zu werden. Leider bleibt nach dem Lesen ein Argwohn gegen die politische Presse überhaupt zurück. — Berlin, G. Hempel.

Wilhelm Kunze: Gedichte. — Wolfenbüttel, Zwissler. — Formgewandte gedankenvolle und Gedankenanregende Dichtungen. Am wenigsten originell im Liebesliede; dafür mannhaft im Rügegedicht, und alles voll warmer Begeisterung für das Gute. Ein woltuendes Bändchen.

Von Lecky's Geschichte Englands im 18. Jahrhundert ist der vierte Band in deutscher Uebersetzung (durch F. Löwe) erschienen. Ueber den Wert des Buches brauchen wir nichts mehr zu sagen; in England und Amerika gilt es als ein klassisches Werk über die betreffende Zeit. — Die Uebersetzung ist außergewöhnlich gut; fließend und vor allem deutsch in ihren Wendungen, gewährt sie eine genussreiche Lektüre und sei den des Englischen Unkundigen aufrichtig empfohlen. — Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.



Literarische Neuigkeiten.

Im Verlage der Nasseschen Verlagshandlung (Ferd. Schöninghs Sohn) in Münster wird demnächst der erste Band einer ästhetisch-kritischen Ausgabe von Annette v. Drostes sämtlichen Werken erscheinen, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff unter Mitwirkung von L. W. Kreiter. Die Ausgabe wird enthalten: eine ziemliche Anzahl von noch ungedruckten Gedichten, den sorgfältig mit den Manuskripten verglichenen Text, Einleitungen zu jeder Abteilung, erläuternde Anmerkungen, sowie ein ausführliches Lebens- und Geistesbild. Der Umfang ist auf 4 Bände, jeder mit einem Bilde geschmückt, in Aussicht genommen.

Die Berufsstatistik von 1882, deren Resultate jetzt allmählich veröffentlicht werden, hat für Deutschland ergeben: 19350 Personen, deren Hauptberuf (nach ihrer Meinung) die Schriftstellerei ist, davon 19000 Männer und 350 Frauen. Die Zahl der letzteren ist entschieden unrichtig, d. h. zu klein angegeben; unsere eigenen Erfahrungen lassen auf ein weitaus grösseres Kontingent weiblicher Schriftsteller in Deutschland schließen. Es wollen eben sehr viele Damen schriftstellern, sich aber dem zählenden Beamten geradehin als Schriftstellerin offenbaren, das erschreckt sie.

Von dem bekannten „Allgemeinen deutschen Künstlerjahrbuch" erscheint der Jahrgang 1884, herausgegeben von Theodor Seemann. — Dresden, Gilbers. 3 M.

Es werden auch in Deutschland Bücher gekauft: von Ernst Ecksteins „Besuch im Carcer" erscheint die 51. Auflage!

Von Rudolf Gottschall erscheint Ende Oktober ein „Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild," natürlich in „stilvollem" Einbande. — Leipzig, Hoefler. 20 M.

Ludwig Passarge, der Verfasser des schönen Reiseerinnerungsbuches: „Drei Sommer in Norwegen," lässt als Frucht einer längeren Reise auf der Pyrenäenhalbinsel erscheinen: „Aus dem heutigen Spanien und Portugal." 2 Bände. — Leipzig, B. Schlicke. 10 M.

Zu Hermann Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" hat Rudolf Grosse ein „Register" verfertigt, welches sämtliche Auflagen des bekannten Werkes berücksichtigt. — Braunschweig, Vieweg. 2,50 M.

Das königlich italienische wissenschaftliche Institut zu Florenz hat einen Preis von 5000 Fr. — sogen. Bufalinischen Preis — für das beste Werk über die Bedeutung der Experimental-Methode für die gesamte Wissenschaft ausgesetzt. Das Thema lautet in Uebersetzung: „Unter der Voraussetzung, dass nur die Experimental-Methode Wahrheit und Ordnung auf dem Gebiete aller Wissenschaften gewährleistet, ist in einem ersten Teile zu zeigen, wie weit die genannte Methode bei jeder wissenschaftlichen Argumentation wirklich anzuwenden ist, und in einem zweiten Teile, wie weit die einzelnen Wissenschaften während der seit der letzten Preisbewerbung bis zur Stunde verflossenen Frist diese Methode angewandt haben und wie man sie auf eine möglichst treue und vollständige Beobachtung derselben Methode hinleiten könne.“ An der Preisbewerbung, deren Frist mit dem 31. Oktober 1884, Nachmittags 3 Uhr, abläuft, können auch deutsche Gelehrte Teil nehmen. Die Preisbewerbungs-Arbeiten müssen in italienischer oder lateinischer Sprache verfasst sein und sind als versiegeltes Packet an den Kanzler (Sekretär) der medizinischen und chirurgischen Abteilung des genannten Instituts zu Florenz, via degli Alfani No. 35, portofrei einzusenden. Die weiteren Bedingungen und Bestimmungen für die Preisbewerbung werden auf schriftliche Anfrage vom preußischen Kultusministerium mitgeteilt werden.

In der Klage der Verfasserin der „Geier-Wally“ Frau W. von Hillern gegen einen der dramatisirenden Piraten hat das Reichsgericht neulich wie folgt entschieden: „Die Umarbeitung eines Romanes in ein Drama schliesst grundsätzlich das Vorhandensein eines Nachdrucks des Romans, insbesondere auch des Nachdrucks in Betreff einzelner Teile des Romanes **nicht** aus.“

So sehr wir uns über diese Auffassung des höchsten deutschen Gerichtshofes vom literarischen Eigentum freuen, so können wir die Bemerkung doch nicht unterdrücken, dass W. v. Hillern, welche sich über das schmutzige Gewerbe der Dramatisirer beklagt, die Tochter derselben Frau Birch-Pfeiffer ist, welche an deutschen wie fremden Autoren ganz dasselbe Unrecht verübt hat. Es stehet aber geschrieben: „Bis ins vierte Geschlecht!“

Der Abschluss einer Literarkonvention mit Frankreich trägt schon seine guten Früchte: es sollen deutscherseits Verhandlungen mit Belgien schweben, welche ein gutes Resultat voraussehen lassen.

Dicht bei Belgien liegt Holland. Vielleicht denkt die deutsche Reichsregirung auch einmal daran, dieses alte Buchräubernest durch einen Vertrag zu veranständigen. Die ehrenwerten holländischen Schriftsteller haben sich längst für eine Aenderung des jetzigen rechtlosen Zustandes erklärt.

Des Grafen Schack gesammelte Werke sind soeben mit dem Erscheinen des VI. Bandes vollständig geworden. — Stuttgart, Cotta.

Der um die Verbreitung der Kenntnis deutscher Literatur in Brasilien hochverdiente Schriftsteller Sylvio Roméro hat ein für die Kenner brasilischer Verhältnisse wertvolles Buch geschrieben: „Ensayos de critica parlamentar“ eine Sammlung von Porträts der hervorragendsten Politiker Brasiliens. — Rio de Janeiro, Moreira & Cie.

Der Papst soll an einige Kardinäle ein Schreiben erlassen haben, worin von einer größeren Freiheit bei Benutzung der Bibliothekschätze des Vatikans die Rede ist. — Die Nachricht ist zu gut, um wahr zu sein.

Von dem in England als ein Standardwerk anerkannten Buche E. B. Tylor's: „Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation“ erscheint eine von G. Siebert besorgte deutsche autorisirte Ausgabe. — Braunschweig, Vieweg. 10 M.

„Asher's Collection“ veröffentlicht den letzten Roman des verstorbenen Anthony Trollope: „Mr. Scarborough's Family.“ 3 Bände. — Hamburg, Grädener. 4,50 M.

In Folge des von einem enragirten „Wissenschafter“ gemachten Vorschlages, Shakespeare's Grab zu öffnen behufs Schädeluntersuchungen, sind zahlreiche Proteste an den Bürgermeister von Stratfort-on-Avon eingelaufen. Ein sehr energi[scher] rührt von Furnivell, dem bekannten Shakspeare-Ge[lehrte]n und Präsidenten der englischen Shakespeare-Gesell[schaft] her.

Der nächste Band der auch in Deutschland durch deutsche Ausgaben wolbekannten „International scientific series“ wird enthalten: „Fallacies“ von Arthur Sedgwick.

Ueber den merkwürdigen amerikanischen Dichter Walt Whitman, dessen Bekanntschaft uns zuerst Freiligrath vermittelt hat, erscheint eine interessante biographische und kritische Studie von R. M. Bucke. — London, Trübner.

Stanley Lane-Pool wird demnächst ein größeres Werk über „Social life in Egypt“ erscheinen lassen. — London, Virtue.

Der Artikel in der neuen Auflage der *Encyclopaedia Britannica* über Napoleon ist dem Professor Seeley übertragen worden, dem bekannten Verfasser eines größeren Werkes über Stein (auch bei Tauchnitz erschienen).

Auf einer jüngst in Liverpool abgehaltenen Generalversammlung der englischen Bibliothekar-Vereinigung teilte einer der Herren mit, dass es in den Vereinigten Staaten 3000 freie (d. h. nicht staatliche noch städtische) Bibliotheken gebe mit einem Gesamtbücherbestande von 12 Millionen Bänden!

In „Asher's Collection“ ein neuer Band von Bret Harte: „In the Carquinez woods.“ — Hamburg, Grädener. 1,50 M.

Emilie Zola's neuer Roman „La joie de vivre“ wird erst zu Anfang des nächsten Jahres erscheinen.

Sardou's bekanntes Lustspiel „Divorçons!“ erscheint jetzt auch im Buchhandel.

Von der bekannten, vor mehr als hundert Jahren begonnenen und aller Wahrscheinlichkeit nie zu Ende gelangenden „Histoire littéraire de la France“ erscheint soeben der 29. Band. Man ist noch immer nicht über das 15. Jahrhundert hinausgekommen.

In der jüngst erwähnten Sammlung „Littératures populaires de toutes les nations“ ist ein weiterer wertvoller Band erschienen: „Les contes populaires de l'île de Corse“, von J. Ortoli. — Paris, Maisonneuve. 7,90 fr. — Ebenda ein Band: „Recueil de chansons populaires de la France.“ 10 fr.

Die „Deutsche Revue“ (Breslau, E. Trewendt) zeigt an, dass sie im laufenden Quartal eine Novelle des früheren Ministers Bitter veröffentlichen wird. Außerdem sollen ungedruckte Papiere des Ministerpräsidenten von Manteuffel über 1848 und Olmütz in ihr erscheinen.

Von dem „Jahrbuch für schweizerische Geschichte“ erscheint der 8. Band. Herausgegeben wird diese wertvolle Veröffentlichung von der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. — Zürich, Höhr. 6 M.

Wir lesen in einer englischen Zeitung, dass die bekannte Monatsschrift „*The Nineteenth Century*“ in einer Uebersetzung ins *Urdu* auch in Indien (Lucknow) erscheint und stark von den Hindus gelesen wird.

Spielhagens neuer Roman „Uhlenhans“, dessen baldiges Erscheinen wir neulich anzeigten, wird einstweilen von der Wiener „Neuen freien Presse“ in ihrem Feuilleton veröffentlicht.

In dem soeben bei Macmillan (London) erschienenen ersten Heft einer neuen Monatsschrift „The illustrated English Magazine“ (Preis jährlich 6 sh.) lässt Swinburne eine poetische Erzählung erscheinen: „Les Casquettes“.

Eine etwas verwunderliche Behauptung stellt die Londoner Fachzeitschrift „*The Architect*“ auf. Von 886 Schriften über Kunst, welche 1882 in ganz Europa erschienen seien, kämen die meisten, nämlich 311, auf England, in Deutschland seien 269, in Frankreich 237 erschienen. Danach blieben nur 49 Schriften für das ganze übrige Europa (darunter Italien!), was entschieden zu wenig ist.

Seit Beginn d. M. erscheint in Berlin eine neue Theaterzeitung: „Das deutsche Theater.“ Preis vierteljährlich 3 M. — Berlin, G. R. Kruse.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Edmond About: Tolla. — Paris, Charpentier. 4 fr.

Ludwig Anzengruber: Die Kamaradin. Eine Erzählung. — Dresden, H. Minden. 3,50 M.

Ruggero Bonghi: Opere inedite o rare di Alessandro Manzoni. 1. Band. — Milano, Fratelli Rechiedei. 5 L.

R. M. Bucke: Walt Whitman. — London, Trübner.

Vicomte de Caix de Saint-Aymour: Les pays sud-slaves de l'Austro-Hongrie. — Paris, Plon. 4 fr.

C. de Cardonne: L'Empereur Alexandre II. Vingt-six ans de règne (1855—1881). — Paris, Jouvet. 20 fr.

Carl Caro: Gedichte. — Breslau, Trewendt.

Carl Caro: Beate und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. — Breslau, Trewendt.

Gustave Desnoiresterres: Iconographie Voltairienne. — Paris, Didier. 25 fr.

Gustav Diercks: Das moderne Geistesleben Spaniens. Ein Beitrag zur Kenntnis der gegenwärtigen Kulturzustände dieses Landes. — Leipzig, Otto Wigand. 5 M.

Armand Dubarry: Les colons du Tanganika. — Paris, Firmin-Didot. 3 fr.

William Fischer: Studien zur byzantinischen Geschichte des 11. Jahrhunderts. — Berlin, S. Calvary. 2 M.

A. R. Gibbs: British Honduras. — London, S. Low & Co. $7^1/_2$ sh.

C. Fr. Glasenapp und H. von Stein: Wagner-Lexikon. — Stuttgart, Cotta. 15 M.

Perke Godwin: A biography of William Cullen Bryant. — New-York, Appleton. 2 Bände. 6 D.

Harvey Goodwin, Bishop of Carlisle: Walks in the regions of Science and Faith. — London, Murray.

R. Hartmann: Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas. („Wissen der Gegenwart"). — Prag, Tempsky. 1 M.

Wilhelm Jensen: Vom alten Stamm. 3 Bände. — Berlin, O. Janke.

Alphonse Karr: Dans la lune. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

Ch. Levin: Un exemple à suivre: La Prusse après Jéna. — Paris, Charavay. 0,80 fr.

Wilhelm Lichtenow: Gedichte. — Landsberg a. W., Fr. Schäffer.

Vicente F. Lopez: Historia de la República Argentina. Su origen, su revolucion y su desarollo politico hasta 1852. 2 Bände. — Buenos Aires.

Alfred Müller: Volkslieder aus dem Erzgebirge. — Annaberg, H. Graser.

Mrs. Oliphant: Sheridan (English Men of Letters). — London, Macmillan. $2^1/_2$ sh.

Max O'Rell: John Bull et son île. Mœurs anglaises contemporaines. — Paris, C. Lévy. 3,50 fr.

J. Ortoli: Les contes populaires de l'île de Corse. — Paris, Maisonneuve. 7,50 fr.

Carl Rath: Heimoaths Bliemeln. Gedichte in schlesischer Mundart. — Waldenburg, C. Georgi.

George J. Romanes: Animal intelligence. — New-York, Appleton. 1,75 D.

M. Rowel: Briefe aus der Hölle. Nach dem Dänischen. — Leipzig, Lehmann. 3 M.

Levin Schücking: Heimatlaub. Novellen. — Herzberg a. H., C. F. Simon. 2 Bände. 9 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

ANZEIGEN.

und

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle **Buchhandlungen,** Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 20. Oktober 1883.	Nr. 42.

Den Freunden, Mitarbeitern und Lesern des „Magazin" macht die unterzeichnete Verlagshandlung die Mitteilung, dass sie sich durch die räumliche Entfernung zwischen Redaktion und Verlag veranlasst sieht, die Redaktion des „Magazin" vom 1. Januar 1884 ab nach Leipzig, dem Verlagsorte des Blattes, zurückzuverlegen. Sie teilt ferner mit, dass es ihr gelungen ist, eine in redaktioneller wie in schriftstellerischer Beziehung bewährte und geschätzte Kraft, Herrn Dr. Franz Hirsch in Leipzig, für die Leitung des „Magazin" zu gewinnen. Herr Dr. Franz Hirsch wird also mit Beginn des Jahres 1884 die Chefredaktion des „Magazin" übernehmen und als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur zeichnen. Die Verlagshandlung, die seit Uebernahme des „Magazin" (1879) bemüht gewesen ist, das älteste (1832 gegründete) deutsche Literaturblatt zu einem repräsentativen literarischen Organ Deutschlands zu erheben, das als maassgebend in seinen kritischen Artikeln gilt, wird — vom Beginn der neuen Redaktion an nicht mehr durch räumliche Schwierigkeiten gehemmt — dem immer mehr fortschreitenden Blatte in noch erhöhtem Maasse seine Kräfte widmen und hofft mit dem neuen Herausgeber, dass ihre Bestrebungen das wohlwollende Entgegenkommen aller Freunde des „Magazin" finden werden.

Hochachtungsvoll

Leipzig. Die Verlagshandlung des „Magazin".

Inhalt:

Wilibald Alexis.

Von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Mit den „Hosen des Herrn von Bredow" und dem „Wärwolf" schließen die dem Mittelalter angehörigen W. Alexis'schen Romane ab. Es folgt „Cabanis", dessen ich schon in dem biographischen Teile dieses Essays flüchtig erwähnt habe.

Dieser vielgenannte Roman enthält die Lebensgeschichte von Etienne Cabanis, einzigem Sohne des Marquis von Cabanis. Dieser Marquis von Cabanis, trotzdem er immer nur meteorhaft auftritt, einige Raketen sprüht und dann wieder verschwindet, ist nichtsdestoweniger viel mehr die Hauptperson als sein Sohn Etienne, trotzdem dieser, tausend Seiten lang, wie ein Fixstern am Firmament der Erzählung steht. Wir sehen ihn immer. Etienne hat die Heldenrolle, sein Vater, der Marquis aber ist die originalere und interessantere Figur. Ich beginne deshalb mit ihm und stelle seine Geschichte (die einem im Romane selbst immer nur angedeutet und erst auf den letzten Seiten klar gelegt wird) in den Vordergrund.

Die Eltern des Marquis waren als Refugiés und scharfe Hugenotten aus dem südlichen Frankreich ins brandenburgische Land gekommen. Etwa ums Jahr 1730 — die Eltern des Marquis waren inzwischen gestorben — vermählte sich dieser letztere mit einer jungen Dame von der „Kolonie"; er sollte seines Eheglückes jedoch, infolge eigner Schuld und Marotte, nicht lange froh werden. Schuld und Marotte. Sein Protestantismus nämlich erwies sich bald als ebenso schwächlich, wie sein Aristokratismus überschwänglich und phantastisch war; weshalb ihn der Gedanke beschäftigte, die großen Familiengüter in Languedoc, coûte que coûte, wieder in seinen Besitz zu bringen. Er reiste nach Südfrankreich, trat zum Katholizismus über, erfüllte dadurch die Bedingung, auf die es ankam, und

kehrte nun — was sich in sich selbst widersprach — als ein katholisirter Refugié nach Berlin zu seiner jungen Gemahlin und ihrem Kinde (Etienne) zurück. Auch bei Hofe meldete er sich in Person. Aber hier brach es jetzt über ihn herein. Friedrich Wilhelm I., in Glaubenssachen kaum minder streng als in Sachen der Disziplin und Subordination, tobte ihm entgegen; ein solches Convertitentum, das den opferfreudigen Glaubenseifer der kaum im Grabe ruhenden Refugiéeltern geradezu verhöhnte, erschien ihm als niedrig, feil, unedelmännisch, und er hob die Hand und schlug nach dem Marquis. Dann jagte er ihn aus dem Schloss. Dieser forderte nunmehr Genugtuung. Aber der König verletzte ihn durch ablehnenden Hohn zum zweiten Male. Welche Lage! Das also war die erste Frucht des wiedergewonnenen Marquisats! Entehrt, und der Waffengang zur Wiederherstellung der Ehre versagt! Der Marquis verließ Preußen, trennte sich von seiner Gemahlin, die seinen eignen Worten nach nicht länger einem „Ehrlosen" angehören sollte, und führte nun, in allen Staaten Mitteleuropas auf und ab fahrend, ein Abenteurerleben, das nur noch eine Aufgabe hatte: Befriedigung seines Hasses gegen Preußen. Sein Reichtum gestattete es ihm, seinen grotesken und in einen lächerlichen Ernst getauchten Plänen nachzuhängen; er wird antipreußischer Verschwörer von Fach, wie wir sie auch jetzt wieder in aller Herren Ländern sich umhertummeln sehn, und die letzten Zeiten des Siebenjährigen Krieges, die Jahre nach Kunersdorf, erfüllen ihn mit der Hoffnung, seinen Hass endlich befriedigt zu sehn. Da führen ihn die inzwischen nach der entgegengesetzten Richtung hin gegangenen Lebenswege seines Sohnes Etienne nach Berlin zurück; König Friedrich II., von der Sachlage, will sagen von dem Schimpf und der verweigerten Genugtuung unterrichtet, fordert den Marquis zu Hofe, legt die Hand an den Degen, zieht ihn zur Hälfte und fragt: ob der Affront, den ihm sein Vater König Friedrich Wilhelm I. angethan, nunmehr gesühnt sei? Dies ist genau das, was der Marquis sein Lebelang erstrebt hat: das symbolische Duell. Seine Ehre ist jetzt wieder hergestellt; der größte König hat den Degen gegen ihn gezogen; aller Hass ist abgetan; unbedingte Bewunderung tritt an die Stelle. Neue glückliche Tage des Hauses Cabanis brechen an. — Ueber die Bedeutung dieser Figur spreche ich weiter hin.

Wie aber hatte sich mittlerweise das Schicksal Etiennes, unseres eigentlichen Helden, gestaltet? Wir kehren zu den ersten Kapiteln des Romanes zurück. Die Mutter, nach der Trennung von dem Marquis, hatte sich mit einem Beamten bürgerlichen Standes, einem ehrlichen, gewissenhaften aber beschränkten und engherzigen Manne wieder vermählt. In diesem bürgerlichen Hause, das uns die Sitten jener Zeit veranschaulicht, wird Etienne erzogen. Der starre Formalismus, die Gerechtigkeitswut, die beständig zur Ungerechtigkeit wird, das Prinzip des allein seligmachenden Haselstocks, — sie treiben endlich den achtjährigen Knaben aus dem Hause; er flieht, wird im Walde gefunden (der ihn findende ist natürlich der Marquis, sein Vater) und sieht sich in einem adligen Institut erzogen, wo, auf Wunsch des von nun ab beständig im Hintergrunde als Deus ex machina operirenden Marquis, in seiner Edukation zwei Dinge angestrebt werden: enthusiastische Verehrung für Maria Theresia, glühender Hass gegen Friedrich. Beides wird erreicht. Er tritt in die österreichische Armee, macht in einem ungarischen Husarenregiment die ersten Schlachten des Siebenjährigen Krieges mit, fühlt aber, nach dem Tage von Kollin, eine immer mächtiger werdende Bewunderung für den Preußenkönig in sich aufwachsen, bis er endlich ins preußische Lager desertirt. Er tritt in eines unserer Husarenregimenter ein, erobert sich, allem Familieneinspruch zum Trotz, das Herz einer sächsischen Gräfin, macht die hochkirchner Affaire mit, kommt als Verwundeter nach Dresden in das gräfliche Haus, erhält dann, als Russen und Oesterreicher gegen Berlin ziehn, wichtige Aufträge an Feldmarschall Lehwald, den Verteidiger der Hauptstadt, und erreicht, nach Gefahren und Aventuren aller Art, wirklich das inzwischen schon vom Feinde in Besitz genommene Berlin. Nach neunzehn Jahren sieht er die Stadt zum ersten Male wieder, die er als ein achtjähriger Knabe flüchtig verließ. Welch ein Wiedersehn! Der Vater verarmt, die Mutter tot, der Halbbruder (Grenadier Gottfried; eine Hauptfigur des Romans) seinen Wunden erliegend; die Stadt selbst von Gesindel durchschwärmt; Preußen anscheinend am Ende seiner Tage. Aber die ewigen Geschicke haben es anders beschieden; Glück und Genie helfen weiter, und endlich bricht er an, der gesegnete Tag von Schloss Hubertsburg. Preußen ist gerettet, Schlesien bleibt ihm; Etienne, bis dahin vom Könige ignorirt, steigt zu Ehren und Ansehn, der Marquis, der inzwischen seine vorerwähnte, wunderliche „Genugtuung" erhalten hat, erklärt ihn als seinen Sohn, und glückliche Hochzeit, die Vermählung mit der liebenswürdigen sächsischen Komtesse, schließt das Buch.

Es ist eine ausgezeichnete Arbeit, die zu sehr erheblichem Teile die Anerkennung verdient, die gerade ihr zu Teil geworden ist. Die den ersten Band füllende Jugendgeschichte Etiennes, hat neben ihrer Popularität sich auch den Ruf einer gewissen preußisch-brandenburgischen Klassizität zu erobern gewußt. Und mit Recht! Es gibt vielleicht kein Buch, an dem sich das Berliner Leben jener Epoche: die Armseligkeit der Zustände, die Beschränktheit und Unerbittlichkeit der Anschauungen, die gesellschaftliche Steifheit, die soldatische Präponderanz, und diesem allem zum Trotz doch ein keckes Sichgeltendmachen des Persönlichen, eine gewisse Freiheitlichkeit, die der Freigeistigkeit noch vorausging, so gut studiren ließe als an diesem ersten Bande von Cabanis. Die Schilderungen des Kolonielebens, seine feineren Formen bei gleicher Enge der Anschauung, steigern den Reiz der Lektüre. Einzelne Figuren aus dieser Jugendgeschichte, zumal Frau Kurzinne und Advokat Schlipalius, sind volkstümlich geworden wie Fritz Reutersche Gestalten; sie haben in der Tat die volle Wahrheit des Lebens mit diesen letzteren gemein und sind auch in dem modernen Berlin, also in den Enkeln und Urenkeln jener, noch keineswegs

erstorben. Das Hämisch-Schabernacksche, das hier immer zu Hause war und von dem die berühmte „Ironie“ nur eine verfeinerte Spielart ist, hat hier zu allen Zeiten Schlipaliusse in Masse gezeugt. Sie laufen noch zu Dutzenden umher.

In den folgenden Bänden des Romans sind die Gestalten des auf zwei Schultern tragenden, ewig intriguirenden sächsischen Grafen Meroni, seiner Tochter Eugenie und der Gesellschaftsdame „Fräulein Amalie“ mit besonderer Liebe gezeichnet, namentlich der Charakter der letzteren, in der sich die Shakespearsche Beatrice, die Lessingsche Franziska und die Goethesche Philine zu einer sehr reizvollen, von Witz, Laune und Leben übersprudelnden Gestalt vereinigt finden. Diese Amalie ist innerhalb des Kreises weiblicher Jugend seine beste Figur geblieben. Seine Begabung lag nicht sonderlich nach dieser Seite hin. Die Charakterköpfe jenseit vierzig glückten ihm besser.

Der Aufbau des Romans ist vorzüglich; die Geschicklichkeit, mit der uns, ungezwungen, an dem Lebenkgange Etiennes alle Parteien: Preußen, Oesterreich, Sachsen, Russland, und zwar zum Teil in einer großen Fülle von Gestalten vorgeführt werden, verrät den Meister; daneben reißen die Gesinnung, die starke vaterländische Empfindung, der Reichtum an Lebensanschauungen, die gedankliche Fülle, zur Bewunderung hin. Als Zeit- und Sittenbild, weit über das bloße Berliner Leben hinaus, ist der Roman ersten Ranges; die landschaftlichen Schilderungen, beispielsweise in den Kapiteln „Der todte Mann“ und „Der hungrige Wolf“, sind Musterstücke; Fleiß und Liebe sprechen aus jeder Zeile. Dennoch zähle ich diesen bekanntesten seiner Romane nicht gerade zu seinen besten. Namentlich in dem eigentlichen Lese- und Unterhaltungsinteresse, das er einflöst, ist er sehr ungleich. Er ist vor allem zu lang; nichts rückt recht von der Stelle; die Charaktere zeigen sich immer wieder von derselben Seite, und das ein- und zwei- und dreimal Gehörte, hört man schließlich zum zehnten mal. Alles macht sich selbst Konkurrenz. Die Versuche, den großen König durch abgegebene Urteile von Freund und Feind allseitig zu schildern, gehen einfach zu weit. Es ist zu viel, alles dreht sich im Kreise herum, und es gehört schließlich ein sehr gewissenhafter Leser dazu, durch das Ganze (die Meisten haben immer nur die Jugendgeschichte gelesen) siegreich hindurchzudringen. Zehn Seiten lange, kaum unterbrochene Dialoge sind nicht Jedermanns Sache. In einem historischen Romane will man Handlung, Geschichte, nicht Betrachtung.

Die weitaus bedeutendste Figur ist, wie schon Eingangs hervorgehoben, der Marquis. Nichtsdestoweniger fürchte ich; dass die Zahl derer nicht groß ist, die sich für einen solchen Charakter besonders interessiren. Die Meisten werden ihn einfach als einen alten Narren bezeichnen, und was schlimmer ist seine Lebensfähigkeit in Zweifel ziehen; sie werden sagen: schriftstellerische Marotte, Phantasiegebilde. — solche Menschen gibt es nicht. Es giebt ihrer aber. Wer ein nicht allzukurzes Leben hinter sich hat und während desselben einer gewissen politischen Oberschicht der Gesellschaft näher trat, der wird solchen Gestalten begegnet sein, wo immer auch sein Leben verflossen sein möge. Denn diese Gestalten kommen überall vor; ja ihre Zahl ist verhältnissmäßig groß. Es ist die Gruppe der undisziplinirten, schönrednerischen, tief in Egoismus getauchten, aber meist mit Freigebigkeit, Heiterkeit und angenehmen Umgangsformen ausgerüsteten Phantasten. Die Phrase über alles! Nicht die triviale, landläufig-armselige Redensart, sondern das prophetisch-aufgebauschte Wort, das ganz genau weiß, wann am Nordpol, jenseits des Eisgürtels, die erste Badeanstalt etablirt und unter glücklicher Benutzung des Golfstromes eine angenehm temperirte Villenstadt, ein Polar-Brighton mit der Heilkraft von Pfäffers und Ragatz gegründet sein wird. Denn gründen tun sie alle, Königreiche oder Diamanten-Exploitirungs-Gesellschaften, ozeanische Tunnel- oder Meer-Auspumpungs-Konsortien. Ein Musterstück dieser Gattung ist der Marquis. Die sich am besten darbietende Sphäre, wie heute die Industrie, war damals die Politik. Die Phantastereien gingen also nach dieser Richtung hin. Der Marquis handelte mit Kronen, stürzte und hob Dynastien; die Krone von Corsica hatte er schon so gut wie auf dem Haupte. Worte, Worte, damals wie heut. Das Gesprochene verdichtet sich in den Augen dieser Glücklichen sofort zur Tat, und so werden Millionen verrechnet, während der letzte Taler eben verloren geht, werden Königreiche zertrümmert, während zwei Häscher schon an der Türe stehen, den Zertrümmerer irgendwo in Sicherheit zu bringen. Vielleicht könnte Flucht ihn retten, aber er ist eben in Ausführung eines neuen Gedankens begriffen; dies ist wichtiger, und so wird er gefangen gesetzt. Die „Rede“ geht ihm über Freiheit und Leben. So der Marquis von Cabanis.

Und solche Gestalten leben auch heute noch. Wir wandeln unter ihnen.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Wie „Cabanis“ eine Darstellung der großen Zeit Preußens ist, so ist der Roman, dem wir uns nunmehr zuwenden, eine Darstellung seiner kleinen und allerkleinsten Zeit. Dort hoher Mut, Aufschwung und fridericianische Herrlichkeit; hier Leichtsinn, Niedergang und — während Hannibal an die Tore pocht — jene armselige Anschauung, die in dem polizeiministeriellen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ ihren charakteristischen Ausdruck gefunden hat.

Der Roman beginnt mit dem Sommer 1804 und schließt 1806 mit dem 14. Oktober (Jena) und den unmittelbar folgenden Tagen. Der Auflösungsprozess des damaligen Preußens soll gezeigt werden. Um ihn zu zeigen, führt uns der Verfasser in die damalige „Gesellschaft“ ein. Diese „Gesellschaft“ lernen wir nun in einzelnen Ministerialpalais und Wilhelmsstraßenkreisen, ganz besonders aber in den Salons der Geheimrätin Lupinus und der Fürstin Gargazin kennen. Hunderte von Gestalten werden uns vorgeführt, einerseits dem Hof, dem Adel, der Armee, andrerseits der haute finance, der Diplomatie, wie dem Intriguanten-

und Abenteurertum angehörig. Frömmelndes, Romantisches, Literarisches (beispielsweise ein entzückend geschilderter Besuch Jean Pauls im Hause der Lupinus) zieht sich mit hindurch. Das Glänzendste, aber was, nach der Schilderungsseite hin, der Roman enthält, sind die „petits comités“, die vertraulichen kleinen Diners, in denen die Staatsgeschäfte, Aeußeres und Inneres, seitens „Excellenz“ des Geh. Rats Bovillard und des Kammerherrn von St. Real bei einer Anzahl kaltgestellter Flaschen abgemacht werden. Ich mache eigens auf die drei aufeinander folgenden Kapitel aufmerksam: „Auch eine Idylle“; „Von Urmenschen und großen Menschen im Schlafrock“ und „Das Citissime“. Es sind wahre Perlen und zwar in mehr als einer Beziehung. Man sieht in Abgründe und bringt es doch zu keinem Groll; kaum zur Verachtung. Ganz wie die Dinge damals lagen. Die Kunst zu leben, hatte es bis zur Perfektion gebracht. Witz, feine Formen, auch eine gutmütige Geneigtheit, leben zu lassen, nehmen allem den Stachel, und die Prinzipienstrenge wird einem nicht nur unter den Händen weggetändelt, sondern sieht sich auch so eigentümlich angelächelt, dass sie sich beim dritten Flaschenwechsel selber als Albernheit anzusehen beginnt. Das Verführerische, das in dieser leichtlebigen und bis zu einer gewissen Grenze hin berechtigten Auffassung aller Dinge liegt, hat selten eine meisterhaftere Behandlung erfahren. Und doch wird in dem vollen Behagen der Ausmalung die Gesinnung, das auch im Scherz noch ernste, richterliche Urteil gewahrt. Den Geheimerat Bovillard, zu dessen Portraitirung ihm wol Lombard selbst gesessen, halte ich für die frappanteste und gelungenste Figur des Buches.

Viel mehr Raum als diesen Männergestalten wendet W. Alexis den schon genannten beiden Frauencharakteren des Romans, der Geheimrätin Lupinus und der Fürstin Gargazin zu. Die letztere zeichnet er als eine jener sensitiven, zwischen Lüge und Wahrheit, Sinnlichkeit und Mysticismus, Freiheitsphrase und Leibeigenschaftspraxis hin- und herschwankenden osteuropäischen Gestalten, die sich und Andere durch Intrigue, Klatsch und Liebesabenteuer wol oder übel zu unterhalten suchen und dabei allabendlich jeden ihrer Vertrauten: den diplomatischen Roué, den sechs Fuß langen Kavallerieoffizier und den strenggläubigen Geistlichen mit der stillen Betrachtung aus ihrem Boudoir entlassen, „dass alles eitel sei“. Ein tiefes Unbefriedigtsein, über das selbst der mittlere und wichtigste der vorgenannten Drei nicht hinweghelfen kann! Lesenswert, aber freilich bis an die äußerste Grenze des ästhetisch Erlaubten gehend, ist in Bezug auf diese Dinge das Kapitel „Die Wollust der Märtyrer.“

So viel über die russische Fürstin. Die ganz ersichtliche Vorliebe, die Wilibald Alexis ihr zuwendet, tritt indessen wieder zurück neben seinem künstlerischen Enthusiasmus für die Geheimrätin Lupinus. Sie ist seine eigentliche Lieblingsfigur. Und das charakterisirt ganz die Wilibald Alexis'sche Richtung. Die Geheimrätin Lupinus ist nämlich Giftmischerin. Sie zählt zu den entschieden historischen Figuren des Romans und glänzte in der Tat ein Jahrzehnt lang in der Berliner Gesellschaft. Ihr wirklicher Name war Ursinus. Sie wählte es aus, um an ihr vorzugsweise die Fäulnis unserer damaligen Zustände, den verbrecherischen Egoismus, das Abhandengekommensein jedes natürlichen Gefühls zu demonstriren. Zu gleicher Zeit war sie ihm ein Mikrokosmus aller Untat, die sich damals, weit über die kleinen Berliner Verhältnisse hinaus, in der wirklichen Welt überhaupt vollzog. „Es ist ein Konnex da,“ so heißt es in dem Roman, „den wir nur nicht sehen, zwischen den Werken der großen Geschichte und den Taten der kleinen Menschen. Das Ungeheuerliche des revolutionären Weltbrandes spiegelt sich wieder im Tun der Individuen; der krankhafte Drang — dort erzeugte er Welteroberer, hier, in dieser schwachen Weiberbrust, nur den Kitzel zu scheußlicher Tat.“

Der Roman ist zu sehr erheblichem Teile die Behandlung eines kriminalistisch-psychologischen Problems und der Versuch, dieses Problem zu lösen. Es gelingt; aber unter Daransetzung von mehr Fleiß und Mühe, als der Gegenstand verdient, wenigstens innerhalb eines Kunstgebildes. Der Kriminalist, wie schon angedeutet, verliebt sich hier in seinen „interessanten Fall“ in einer Weise, die ihn über den Unterschied zwischen einem pikanten Prozess und einem fesselnden Roman oder Drama hinwegsehen lässt. In der Tat, er überschreitet die Schönheitslinie und verstimmt uns geradezu durch ein Uebermaß von psychologischer Teilnahme, das er dem moralisch Hässlichen zuwendet. Nicht die Schilderung dieser Dinge an und für sich ist zu beanstanden; im Gegenteil, der Gedanke war richtig, an einer Nachtschattenblüte den ganzen Giftgehalt jenes Schutt- und Kehrichthaufens von anno fünf und sechs zeigen zu wollen. Aber er versah es im Maß.

All dieser Beanstandungen ungeachtet, ist dem Urteile Gutzkows — wenn nicht aus vollem Herzen zuzustimmen, so doch auch nicht geradezu zu widersprechen, der diesen Roman als Wilibald Alexis' besten bezeichnete. „In diesem ausgezeichneten Gemälde,“ so etwa heißt es, „fehlen die weglosen Längen märkischer Schilderungen, die Theaterreminiszenzen in Situationen und Charakteren, die langen Konversationen nicht mithandelnder Personen. Hier haben wir historisch erwiesene Persönlichkeiten wie im Porträtstil gehalten.“ Dies Alles ist richtig. Es ist nicht der woltuendste und säuberlich-poetischste Roman, den Wilibald Alexis geschrieben hat, aber es ist der lebenswahrste, fesselndste und bedeutendste. Einzelnes, wie die Figur Bovillards, steht unübertroffen da. Man wird in Allem, was Durchdringung seelischer Vorgänge angeht, vielfach an Otto Ludwig, in der Form der Sentenzen an La Rochefoucauld erinnert. Ein Pessimismus, der die Eigentümlichkeit hat, dass er an die Zukunft glaubt.

In einem Schlussartikel spreche ich über „Isegrimm“.

(Schluss folgt.)

Ernst Eckstein: Prusias.

Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik.

3 Bände. Leipzig 1884. C. Reißner.

Ernst Eckstein hat seinen „Claudiern" einen zweiten großen Roman folgen lassen.

Der Dichter der „Aspasia", des leuchtenden Vorbildes für Behandlung derartiger Gegenstände, schrieb nach dem Erscheinen des ersteren: „Und doch sind die besten Vorzüge des Werkes keine oberflächlichen; es sind solche, die man nicht hoch genug anschlagen kann: ein schönes, echtes, künstlerisches Ebenmaß der Darstellung, Reichtum und Lebendigkeit der Empfindungen . . . ."

Ohne Uebertreibung, ohne kritische Ueberhebung darf gesagt werden, dass diese Worte eines unparteiischen Beurteilers und bedeutenden Dichters auch zur Empfehlung des „Prusias" dienen können.

Noch einige solcher Leistungen, und die nebelhaften Vorurteile gegen den sogenannten „historischen Roman" werden völlig verschwinden. Wenn es dem Dramatiker gestattet ist, — manche Salonkritiker wollen ihm freilich auch dies nicht mehr erlauben! — die Helden, die Träger seiner Ideen, da zu nehmen und fest zu halten, wo sie ihm just begegnen, in allen Ländern und Zeiten, warum sollte die gleiche Freiheit dem epischen Dichter verwehrt sein? Woher kommt das Vorurteil gegen den „historischen" Roman? Weil eben zu viele Unberufene — namentlich kleine, weiße Frauenhände! — sich an Aufgaben wagten, welchen sie nicht gewachsen waren und — leicht erklärbar! — nie gewachsen sein werden. Es lässt sich nicht ergründen, weshalb ein Roman, der in der Gegenwart spielt, einen höheren, ästhetischen Wert beanspruchen sollte, als derjenige, dessen Inhalt der Vergangenheit angehört. Was ist „Gegenwart"? Wird nicht im Handumdrehen, im Verlaufe einiger Jahrzehnte jeder Roman „historisch"? Ist vielleicht, ohne eine Mitgabe geschichtlicher Betrachtungsweise, der lange „Werther" mit dem blauen Fracke und der gelben Weste, dessen Tode selbst „gesetzte" Männer seiner Zeit ganze Tränenmeere nachweinten, ist der vielleicht uns verständlicher und sympathischer, als die Tätigkeit eines Perikles, die Erscheinung des „schwarzen" Tejas oder das Wollen des Spartacus? Ja? Nein.

Wie im Staatsleben, in der Politik ist auch in der Kunst die Persönlichkeit alles. Gewiss, der Dichter, wenigstens der echte, deutsche Dichter, denkt auch auf seine Mitlebenden zu wirken, aber doch in andrer Weise als z. B. ein Reichtagsredner . . .

Die Tiefe, die Bedeutsamkeit der „poetischen Idee" allein ist, welche die Schöpfung des Geistes erst zu einem Kunstwerke erhebt, und zwar mit solcher „Kunstwahrheit" — Goethe! — ausgeführt, dass sich vor der Phantasie des ästhetisch Genießenden eine zweite Welt aufbaut, klar erscheinend und trotzdem ihn wieder ebenso sphinxhaft anschauend wie diejenige, in welcher der arme Sterbliche wandelt und handelt. —

„Prusias" ist kein Roman, der etwaigen wissbegierigen Lesern „vordemonstriren" will, wie die Menschen im letzten Jahrhunderte der römischen Adelsrepublik aßen, tranken, schliefen, sich kleideten, unterhielten etc.

Streng wie ein Medusenhaupt, in einfacher Schönheit, nicht aus weißem Marmor, sondern aus dunklem Erze, gerade für unsere Zeit höchst bedeutungsvoll, — also „zeitgemäß", aber doch von ewiger, allgemeingiltiger Wahrheit: so blickt uns gleichsam die poetische Idee an, welche den Dichter erfüllte, als Name und Schatten des . . . . Spartacus zum ersten Male vor ihn hintrat und sprach: „Reich' mir die Hand nnd gib mir Leben!" . . . .

Sei dieser Roman mit seinem sozialpolitischen Thema unseren heutigen „Latifundienbesitzern" und Großkaufleuten zur wolbedächtigen Lektüre empfohlen und jenen zumal, welche da in eitler, wenn auch oft edler Schwärmerei von dem schönen „Morgenrote" am anderen Tage träumen, wo „alles anders werden" wird und muss.

Jene Worte, die der Held unserer welthistorischen Erzählung, Dareios-Prusias, ausspricht, bezeichnen für die meisten Fälle das Tragische aller solcher Bestrebungen:

„Wer da siegen will über die Dämonen der Menschenbrust, der muss selber frei sein von all ihren Lockungen. Wohl: Der Gewaltige, den mein ahnendes Auge wie in rosigen Nebeln erblickt, wird allem entsagen, um alles für sich zu erobern. Vielleicht auch ihn wird die verblendete Welt an das Kreuz schlagen; aber mit ihm tötet sie nicht sein Werk." (Band III, S. 290.)

Dem Dichter wie dem Leser würde wol kaum ein besonderer Gefallen erwiesen, wollten wir in dürren Worten die reiche und äußerst spannende Fabel des Romanes wiedergeben.

„Was ich für die Menschheit beabsichtige, — wagen wir es zunächst für Italien! Fast die Hälfte aller Einwohner besteht hier aus rechtlosen Sklaven, die zum Teil die unerhörtesten Qualen einer grausigen Tyrannei dulden. Wahrlich, Phormio, ich sage Dir: in diesen Sklaven winkt uns ein unbezwingbares Heer! Wir müssen die Unfreien aufrufen zum Kampfe gegen ihre schnöden Bedrücker!" (B. I. S. 67):

Dieses politische Bekenntnis, mit welchem der Bruder des pontischen Mithridates, unser kühner, „stiller" Prusias, sich einführt, bildet gleichsam das „Motiv", ein fruchtbares Motiv, aus dem sich etwas machen lässt, und aus welchem E. E. „etwas" gemacht hat. Keine Bücherluft, sondern frisches, sonnenwarmes Leben weht uns überall entgegen.

Mancher — eben derjenige, welcher wenig oder gar keinen geschichtlichen Sinn besitzt, wie ein Pariser Gamin, dem alles Gewesene nichts gilt im Vergleiche zu den „Errungenschaften unseres herrlichen neunzehnten Jahrhunderts!" — mancher wird vielleicht sagen:

„Ei, ei, diese Menschen da, zumal die Frauen, stehen unserem „modernen" Fühlen und Denken gar

nicht so kalt und fremd gegenüber, wie die „lüstern weißen“ Bildsäulen im Museum; dieser Sextus Fannius erinnert mich an einen altadligen, verschuldeten Lieutenant, der sich in den Klauen eines „Kravattenfabrikanten“ befindet; diese Fannia gemahnt mich an das bei einem Diner politisirende Töchterlein eines „liberalen“ Bankiers; also: da ich mir diese Welt „ganz anders“ vorgestellt habe, so sind wol . . .“

Favete linguis! *Εὐφαμεῖτε!* Nein, mein lieber Freund, ein unverfälschtes Kulturgemälde bietet sich uns im Prusias, in welchem der Gelehrte den souveränen Dichter nicht mehr und nicht weniger beeinflusst hat, — als ein jedes Kind einen „modernen“ Autor auslachen würde, der in einem Augenblicksromane folgende Wendung zum Besten gäbe:

„Der alte General von Wrangel begegnete dem leutseligen Kronprinzen unter den prächtigen Linden. Der biderbe Haudegen verneigte sich tief und nahm zum freundlichen Gruße den blinkenden Helm ab, indem die zitternde Rechte mit demselben einen graziösen Bogen von 117° durch die regungslose Stille der sommerlichen Morgenluft beschrieb!“ —

Es würde zu weit führen, wollten wir aufdecken, mit welcher Kunstfertigkeit der Roman geschrieben ist: in dieser Darstellungsweise zeigt sich der echte Poet. Die viehische Behandlung des sonnigen Afer, einer Prachtfigur, dessen leiblicher Vater man sein möchte; dann das bestialisch rohe Intermezzo mit den heimkehrenden Sklaven, das Auftreten des Spartacus: solche Einführungsscenen — und ihrer viele in ähnlichem Sinne ließen sich anreihen! — beweisen den Künstler.

So mannnigfaltig, so reich und verschieden die Fülle der sorgfältig gezeichneten Charaktere ist, so tritt doch nirgends Verwirrung ein. Alle Tonarten der Empfindung sind erschöpft. Das Gesetz der Steigerung ist meisterhaft beobachtet, ohne dass darum der dramatisch anheimelnde Stoff etwas von jener imposanten Ruhe einbüßte, die einmal dem Wesen der epischen Darstellung angeboren ist.

Nirgends eine Spur von langatmiger, wenn auch noch so glänzender „Schilderung“, es wird erzählt, und dennoch sieht das Auge überall ein reich bewegtes, plastisches Leben. Nirgends eine Verzeichnung, eine schreiende, unaufgelöst gebliebene Dissonanz, so befremdlich auch beim ersten Anblicke das tragisch entscheidende Verhältnis zwischen Prusias und der Frau des Präfekten von Capua erscheinen mag.

Wenn man erwägt, wie getroffen das Kolorit ist, wie schon der Stil jenes gedrungene, harte und doch geschmeidige Wesen des römischen Geistes wiedergiebt, und dann sich ähnlicher Musterromane erinnert, „Aspasia“, „Ekkehard“, „Nest der Zaunkönige“ u. s. w.: wahrlich, da lernt man den Geist der eigenen, heimischen, deutschen Sprache anstaunen und hochschätzen, dieses „idealen Instrumentes“, dem freilich nur die spärlich gesäten Meister Melodien zu entlocken vermögen, die desto mehr geistig erhebenden Genuss gewähren, je öfter sie gehört werden.

Um gewissen Lesern zu genügen, soll auch mit kleinen Ausstellungen nicht hinter dem Berge gehalten werden. Wenn der Verfasser im Vorworte zu seiner Dichtung meint: ein verschleierter Mollton bildet den Grundzug, sein Ausklang ist ein schmerzlicher Halbschluss: so ist ersteres richtig gesagt, letzteres aber ungenau ausgedrückt. Im Gegenteile. Mit voller ästhetischer Befriedigung und tief erschüttert legt der Leser das Buch bei Seite; denn im Sinne Ecksteins hätten viele Werke mit tragischem Ausgange einen schmerzlichen Halbschluss, insofern als der Held stirbt, ohne den Sieg seiner Idee zu erleben. Ernst Eckstein dachte jedenfalls an Schumann, Chopin, Liszt, Wagner und gewisse Tonstücke, deren Ausklingen in dem Hörer die Vorstellung erweckt, als ob noch nicht „alles“ zu Ende wäre, während doch der Schlussakkord ein untadelhaft richtiger ist.

Ebenso werden manchem gewisse Fremdworte nicht behagen. Eleganz, Korrektheit etc.? Meinetwegen. Indessen: Ungenirt, Debatte, Kavalier? Allein der Autor hat es einmal so gewollt, das — für mich — unglückselige Beispiel Mommsens befolgend. Jedoch das sind Fragen, an und für sich ja geringfügiger Natur, über die nicht der Mitlebende, sondern die Zukunft allein entscheiden kann. Nur Wendungen wie: Riesenhaft zur Blüte gelangt, dickliches Blut, ach! Unsinn! es roch brenzlich! wirken etwas störend, wenigstens für den verdorbenen Pflastertreter der Großstadt, welcher z. B. den zuletzt genannten Satz im spöttisch figürlichen Sinne nimmt und das „ach, Unsinn!“ schon von manchen reizenden Mädchenlippen hat ertragen müssen.

Wir bezweifeln nicht, dass der „Prusias“ ein ein großes Aufsehen erregen und viele, sehr viele Leser wird.

Der wolverdiente Erfolg aber, oder sagen wir anständiger die Liebe und Begeisterung des großen Leserkreises, möge zugleich für den genialen Dichter die Warnung enthalten, sich mit der technischen Ausführung von ähnlich umfangreichen und gewiss ebenso poetisch bedeutenden Stoffen nicht zu übereilen: E. E. wird uns sicher noch manchen Schatz heben, welcher in der Vergangenheit ruht; aber solche Schätze wie den Prusias hebt man nicht jedes Jahr um die gnadenreiche Weihnachtszeit. Hat er mit den Claudiern sein „66“, mit dem Prusias sein „70“ gewonnen, so wird er selber am besten wissen, dass er zwar noch immer sehr viel gewinnen kann, aber auch unendlich viel verlieren.

Prusias wird zu jenen Büchern gehören, die man nicht bloß einmal liest, um darüber mitreden zu können, sondern die man sich kauft, um sie öfter zu lesen.

Berlin.

Oscar Linke.



„Sphinx Atropos." — „Marianne." Novellen von Emil Taubert.

Berlin 1883. Walther & Apolant.

„Sphinx Atropos" heißt der Totenkopfschmetterling: in der nach ihm betitelten Novelle Emil Tauberts spielt er eine Art von Prophetenrolle, indem die schöne Wirtstochter Gertrud, in deren Locken er sich fängt, aus diesem Umstand schließt, das Fatum habe sie ihrem Jugendgespielen, einem Husarenunteroffizier, zur Braut bestimmt. Indess ist die Vorbedeutung eine trügerische, da das Totenkopfsymbol außer auf der Kopfbedeckung des Husaren auch an den Büchsen im Giftschrank der Apotheke figurirt. Nachdem die „Jungfrau" und mit ihr der Leser lange über die eigentliche Richtung ihrer Gefühle im Unklaren geblieben, reicht sie zuletzt nicht dem „Kriegsmann" sondern dem ernsten, vielgereisten Mann der Wissenschaft, dem Apotheker, die Hand zum ewigen Bunde.

Die Darstellungsweise ist etwas schwülstig und verschwommen, weist aber doch in stilistischer Hinsicht einen Fortschritt auf gegen früher erschienene Erzählungen desselben Verfassers, indess begegnet man auch hier manchmal recht erkünstelten Bildern, so z. B. auf Seite 47—48: „sie stellte sich im Geiste den düstern Gast vor, wie er die Geige im Arm wiegte, einem liebevollen Vater gleich, der, um sich von dem Ernste der Berufsarbeit zu erholen, mit seinem Töchterlein auf den Händen kost und tändelt." Zu bedauern ist, dass die vorkommenden Personen, gleichviel welches Standes und Charakters, alle in denselben Wendungen reden wie der Erzähler selbst, das Naturkind Gertrud, der Husar, der düstere Apotheker und der blinde umherziehende Musikant, — letzterer auch ein Verehrer der Wirtstochter und eine mit offenbarer Vorliebe behandelte Figur. Dass der blinde Heinrich in öffentlicher Gerichtssitzung sein Verhör durch Deklamation eines von ihm verfassten Gedichts abschließt und die Geschworenen so zu seinen Gunsten in tiefe Rührung versetzt, ist ungemein bezeichnend für das von Emil Taubert gemeinsam mit vielen andern deutschen Dichtern verfolgte Kunstprinzip: den Erdenstaub ganz von den Füßen zu schütteln, selbst bei Schilderung schlicht prosaischer Vorkommnisse; wobei sie denn häufig, anstatt der poetischen Verklärung der Wirklichkeit, welche uns in Goethes Schöpfungen entgegenleuchtet, absolute Unnatur zu Tage fördern.

„Marianne" schildert einen ähnlichen Konflikt wie „Sphinx Atropos", insofern als es sich auch hier um den Widerstreit zwischen der Neigung zu einem Jugendgespielen und einem später entstandenen innigeren Verhältnis handelt. In psychologischer Hinsicht wie in bezug auf äußere Wahrscheinlichkeit der Vorgänge steht diese Novelle leider noch hinter der anderen zurück. Selbst das argloseste Mädchen begiebt sich nicht zur Nachtzeit in ein einsames Försterhaus zu einem Liebhaber von wilder, ungebändigter Leidenschaft, bloß um ihm persönlich, in schonender Weise, mitzuteilen, dass sie einen andern heiraten wolle; der bei dieser Gelegenheit von Marianne zurückgelassene Brief berührt durch eine gewisse Affektirtheit in Stil und Inhalt, besonders am Schluss, geradezu peinlich. Missglückt sind dem Autor ferner die gelegentlichen Versuche, einen humoristischen Ton anzuschlagen. Dass ein alter Oberst, dem die militärische Ausdrucksweise zur zweiten Natur geworden, auch wenn er Rosen abschneidet, dies als eine „Ausmusterung in seinem Blumenregiment" betrachtet, lasse ich mir gefallen, aber Seite 23 heißt es gar, die Ausgedienten erhalten eine Zivilversorgung als Aufseher des Näh- und Schreibtisches seines Töchterchens, wo sie in der Portierloge (!) eines Wasserglases ein behagliches, träumerisches Stillleben führen dürfen, — solche Concetti erfindet wol ein Held der Feder, ein biederer alter Haudegen indessen nimmermehr!

Im ganzen empfängt man aus beiden Novellen den Eindruck, dass der Verfasser ein hochgebildeter, poetisch veranlagter Mann ist, aber kein gewandter Erzähler; sein Talent scheint ihn auf andere Bahnen hinzuweisen. Es gibt manchen ausgezeichneten Lyriker, welchem in der Prosaschriftstellerei zumute ist, wie einem Fisch auf dem Sand, oder wie einem Schmetterling, dem die Flügel ausgerissen sind; das mag auch Tauberts Fall sein. Das eine schöne, tiefempfundene Lied des Blinden in „Sphinx Atropos", Seite 106, „Seid gegrüßt, ihr lieben Winde" ist mir lieber als beide Novellen zusammengenommen. Es liegt eine schlichte Innigkeit in den Versen, welche zu Tauberts Prosa in überraschendem, woltuendem Gegensatz steht.

Berlin.

O. Heller.



Eine neue Uebersetzung der „Sagen des Fähnrichs Stahl" von Runeberg.

Die Sagen des Fähnrich Stahl von Johan Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen von C. F. N. Verlag des Uebersetzers.

Kommissions-Verlag von A. Twietmeyer in Leipzig.

„Seitdem die Frithiofsage," so schrieb im Jahre 1853 ein Mitarbeiter des Magazins, „mit glänzendem Erfolge durch die deutsche Leserwelt gezogen, hat die schwedische Poesie bei uns in Ansehen und Würde gestanden, ohne dass man versucht hätte, ihre nähere Bekanntschaft zu machen." — So paradox diese Worte auch klingen mögen: der Vorwurf, welcher in ihnen liegt, war vor dreißig Jahren vollkommen berechtigt, und er braucht nicht wesentlich gemildert zu werden, um es auch heute noch zu sein. Freilich war, als in den zwanziger Jahren die Frithiofsage ihren Siegeszug durch Deutschland angetreten hatte, von mehreren Seiten der Versuch gemacht worden, auch andere schwedische Dichtungen bei uns einzubürgern; aber er war gescheitert, und weder Geijer, noch Franzén, weder Atterbom, noch Nicander hatten in Deutschland festen

Fuß zu fassen vermocht. Es ging mit ihren Werken nämlich gerade so, wie es heutzutage mit den Oden Victor Hugos oder den Sonetten Shakespeares geht: jeder ist von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt, aber gelesen hat sie niemand. Nur Tegnér machte eine Ausnahme; auf ihn schien sich alles Interesse, welches dem deutschen Publikum für die skandinavische Literatur zugebote stand, konzentrirt zu haben, und seine Frithiofsage blieb lange Zeit hindurch das einzige Erzeugnis nordischer Dichtkunst, dessen Kenntnis man bei einem gebildeten Deutschen mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen durfte.

Diese so gut wie unumschränkte Alleinherrschaft Tegnérs dauerte bis in unsere Tage hinein und erlitt erst dann einen erheblichen Stoß, als zu Anfang der siebziger Jahre die Bauernnovellen Björnsons auch in Deutschland anfingen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich hinzulenken. Wenige Jahre später erschien als dritter im Bunde Henrik Ibsen, und nun fing das deutsche Publikum nach und nach an, auch den übrigen nordischen Schriftstellern gegenüber aus seiner Passivität herauszutreten. Freilich hat diese Bewegung noch nicht in weiteren Kreisen nachhaltige Wirkungen erzielt, aber wir befinden uns doch auf dem Wege des Fortschritts, und zahlreiche Uebersetzer sorgen mit Eifer dafür, wenigstens die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der nordischen Literatur so bald als möglich mit einem mehr oder minder ansprechenden deutschen Gewande zu versehen.

Als eine Frucht dieses Strebens dürfen wir auch die soeben veröffentlichte neue Uebersetzung des „Fähnrich Stahl“ willkommen heißen und zwar um so herzlicher, als Runeberg unbedingt einer der hervorragendsten Dichter ist, welche jemals in schwedischer Sprache geschrieben haben. In seinem Vaterlande wird er von manchen noch über Tegnér gestellt, und ich muss gestehen, dass ich in der Tat in Verlegenheit kommen würde, wenn ich mich für die Superiorität irgend eines der beiden auszusprechen hätte. So viel aber scheint mir vollkommen festzustehen, dass der „Fähnrich Stahl“, was poetischen Schwung, Schönheit des Ausdrucks und Tiefe der Auffassung anbetrifft, einen Vergleich mit der Frithiofsage sehr wol auszuhalten vermag. Unter diesen Umständen muss es auf den ersten Blick allerdings auffallend erscheinen, dass Runeberg in Deutschland noch so gut wie unbekannt ist, während der unsterbliche Sänger von Wexiö schon längst auf aller Lippen und in aller Herzen lebt. Die Gründe für diese scheinbare Parteilichkeit des Publikums sind indessen, wenn auch mannigfaltiger, so doch ziemlich naheliegender Natur. Vor allen Dingen ist für die Bevorzugung Tegnérs der Umstand bestimmend gewesen, dass es ihm gleich gelang, zwei hochbegabte Uebersetzer zu finden, während von den Bearbeitern des „Fähnrich Stahl“ bis jetzt keiner seiner Aufgabe auch nur im entferntesten genügt hat; ganz abgesehen davon, dass der zweite Teil des Werkes überhaupt noch keinen Uebersetzer gefunden hat. Dann ist ferner in Betracht zu ziehen, dass der Versuch, Runeberg in Deutschland einzubürgern, in das erste Drittel der fünfziger Jahre fiel, in eine Zeit also, wo in unserm Lande von einem regen literarischen Leben fast nirgends die Rede sein konnte; wohingegen das Auftreten der Frithiofsage auf dem deutschen Büchermarkte unter den denkbar günstigsten Zeitverhältnissen und außerdem noch unter den Auspizien des allmächtigen Goethe stattfand.

Aber selbst wenn Runeberg in jeder Weise vom Glücke begünstigt worden wäre, würde es ihm doch kaum gelungen sein, auf deutschem Boden erfolgreich mit Tegnér zu konkurriren. In seinem Vaterlande freilich stellt sich die Sache anders; dort wird man sich selbst in jeder Bauernhütte gern und oft an einer Dichtung erfreuen, welche den heldenmütigen Kampf des eigenen Volkes gegen eine fremde Uebermacht, den Kampf der Freiheit und der Zivilisation gegen Despotismus und Barbarei, in ebenso farbenprächtigen, als packenden Bildern vor Augen führt; — in Deutschland hingegen, wo man den Ereignissen und Persönlichkeiten ungleich ferner steht, ja, wo mancher von dem verzweiflungsvollen Ringen des kleinen Finnenvolkes vielleicht kaum jemals gehört hat, vermag eine solche Dichtung niemals Volksbuch zu werden, wenigstens nicht in dem Grade, wie es die Frithiofsage bei uns geworden ist.

Die älteste deutsche Uebersetzung des „Fähnrich Stahl“ ist die von Ida Mewes und datirt aus dem Jahre 1852. Sie schließt sich im ganzen ziemlich treu dem Originale an, was allerdings der nicht sehr formgewandten Verfasserin in vielen Fällen nur dadurch möglich geworden ist, dass sie einen Reim weggelassen oder gewagte und schwer zu durchschauende Satzkonstruktionen angewendet hat. Da sie aber das Schwedische vollkommen versteht, also nirgends direkt falsch übersetzt, und da sie ferner wenigstens so viel poetischen Geschmack besitzt, dass sie niemals zu Gemeinplätzen ihre Zuflucht nimmt, wie es ihre Nachfolger häufig getan haben, so gilt mir ihre Uebersetzung noch immer als die beste der bis jetzt vorhandenen, — ein Lob, welches freilich nicht allzu viel sagen will. Denn die wenige Wochen später herausgegebene, von Hans Wachenhusen bearbeitete, zweite Uebertragung ist allerdings etwas formgewandter als ihre Vorgängerin, dafür aber auch weit weniger treu und — was noch schlimmer ist — weniger poetisch. Fast auf jeder Seite kommen Stellen vor, von welchen man sich sofort sagen muss, dass sie nie und nimmer von Runeberg herrühren können, sondern lediglich Auswüchse einer noch ungenügenden poetischen Durchbildung sind. Noch weit ungenießbarer aber, ja überhaupt das Schauderhafteste, was ich jemals an Uebersetzungen gesehen habe, ist die im Jahre 1859 erschienene Arbeit eines gewissen A. Tk. Strophen wie die folgende:

> Wir lieben unser Stromgebraus'
> Und unsrer Bäche Schwang,
> Der Wälder düsteres Gesaus'
> Das Sommerlicht, den Sternnachtsschmaus etc.

kommen auf jeder Seite mehrfach vor. Und dabei würde sich der Verfasser „ungemein geschmeichelt fühlen“, wenn man seiner „Art zu übersetzen auch einigen Beifall schenken wollte“! —

Dass diese drei Uebertragungen nicht wesentlich zur Popularisirung Runebergs in Deutschland haben beitragen können, wird nach dem Gesagten selbstverständlich erscheinen; — ob die neue, in der Ueberschrift genannte, bessere Erfolge erzielen wird, muss zum mindesten als sehr zweifelhaft bezeichnet werden. Im großen und ganzen ist sie nämlich um kein Haar besser, als die beiden andern von Ida Mewes und Hans Wachenhusen, ja, sie ist in mancher Beziehung sogar noch schlechter. Man lese z. B. die beiden folgenden Strophen auf Seite 1:

O Vaterland, du unser Land,
Erschalle teures Wort!
Es steigt kein Berg zum Himmelsrand,
Kein Tal sich senkt, sich spült kein Strand,
Geliebt wie unser Land im Nord,
Der Väter Erde dort.

Arm unser Land ist, ohne Wert
Dem, der nur Gold vermisst,
Ein Fremdling stolz vorüber fährt;
Doch lieb ist uns sein treuer Herd,
Für uns mit Felsen, Moor' und Küst'
Ein Goldland doch es ist.

Also gerade wie in den andern Uebersetzungen: überall ein schülerhaftes Ringen mit der Form und vom Geiste des Originals keine Spur! Und das noch dazu in einer Sprache, welche für jedes schwedische Wort, für jede schwedische Konstruktion fast ausnahmslos eine ganze Anzahl gleichwertiger zur Verfügung stellt, in einer Sprache, welche flüstern und flehen und donnern und poltern kann, wie kaum eine zweite! Man zeihe dies Urteil nicht der Parteilichkeit; die deutsche Sprache ist nicht die meiner Jugend, und die Zeit, wo ihr Klang noch fremd an mein Ohr schlug, liegt wenig mehr als ein Dezennium hinter mir. In einer solchen Sprache aber sollte doch jemand, der sie von Kindheit auf gekannt hat, soviel Meisterschaft besitzen, dass er nicht nötig hätte, Wendungen wie „sich spült kein Strand", „der Väter Erde dort" oder „sein treuer Herd" bloß des Reimes wegen hinzuschreiben.

Ich habe als Probe die beiden ersten Strophen der Sammlung gewählt, hätte aber ebenso gut beliebige andere herausgreifen können, selbst solche, wo Versmaß und Reim fast gar keine Schwierigkeiten darbieten. So lautet z. B. der Anfang der Romanze „Swen Dufwa" folgendermaßen:

Swen Dufwas Vater war Sergeant, arm, abgedankt und alt,
War mit Jahr acht und achtzig schon und für bejahrt schon galt,
Jetzt wohnt' auf seiner Scholle er, und nahm sein Brot davon
Und hatte um sich Kinder neun, Swen war der jüngste Sohn.

Ob je der Alte selbst gehabt hinreichend an Verstand
Zu geben solchem Kinderschwarm, ist freilich nicht bekannt;
Allein mit mehr als billig wol die Aeltern er versah,
Denn für den jüngst gebornen Sohn war kaum ein bischen da.

Schlimmer noch sind indessen Strophen wie die folgende:

Fort ich geh' aus dieser Gilde,
Andern möcht's hier wolbekommen.
Klingspor hört man immer klandern,
Wo sie nur beisammen kommen.

Im Deutschen ist doch nicht jede beliebige Kneipgesellschaft eine Gilde, und der Umstand, dass „tadeln" im Schwedischen „klandra" heißt, gibt dem Uebersetzer doch wol schwerlich das Recht, nun auch im Deutschen ein Verbum „klandern" zu bilden! —

Da die drei zuerst erwähnten deutschen Uebersetzungen sämtlich in den fünfziger Jahren erschienen sind, konnten sie natürlich den zweiten Teil des Originals, welcher erst 1860 herausgegeben wurde, nicht mit enthalten; nur die Arbeit von A. Tk. bringt anhangsweise ein Gedicht aus der zweiten Sammlung, welches von Runeberg schon früher veröffentlicht worden war, die kleine Erzählung „Des Fähnrichs Jahrmarktsreise". So selbstverständlich aber demnach bei den älteren Uebersetzungen die Beschränkung auf den ersten Teil des Originals erscheint, so befremdend muss es wirken, nun auch bei einer in diesem Jahre herausgegebenen das gleiche Defizit vorzufinden. Sollte dasselbe vielleicht seinen Grund darin haben, dass der Verfasser vorläufig nur denjenigen Teil seiner Arbeit hat veröffentlichen wollen, bei welchem ihm die älteren Uebersetzungen helfend zur Seite standen, so hätte er sich doch keinesfalls der Pflicht entziehen dürfen, irgendwo auf die Unvollständigkeit seines Werkes hinzuweisen und wäre es auch nur durch eine Bemerkung auf dem Titelblatte. Da aber von einem solchen Geständnisse nirgends etwas wahrzunehmen ist, so muss man sich wol fast zu der Annahme gezwungen sehen, dass der Uebersetzer von der Existenz einer zweiten Sammlung überhaupt nichts gewusst hat. In diesem Falle sollte es mich freuen, wenn die vorliegenden Zeilen ihn auf dieselbe aufmerksam machen und ihm zugleich die Mahnung zutragen würden, bei einer etwaigen Vervollständigung seiner Arbeit mit etwas mehr Sorgfalt zuwerke zu gehen. Der eigenartige Charakter der Runeberg'schen Dichtung verlangt dies, und nur derjenige sollte sich mit der Uebertragung speziell des „Fähnrich Stahl" beschäftigen, der beide Sprachen völlig beherrscht. Dass Runeberg einen solchen Uebersetzer verdient, wird sich jedem Gebildeten selbst aus den vorliegenden, mangelhaften Uebertragungen ergeben, und dass der zweite Teil des Epos dem ersten an poetischem Gehalte nicht nachsteht, ist zweifellos. Man lese z. B. das folgende kleine Lied; — es ist das erste der zweiten Sammlung und, soviel ich weiß, noch nicht ins Deutsche übersetzt:

Der Soldatenknabe.

Mein Vater war ein Krieger gut, man sah es gleich ihm an;
Mit fünfzehn Jahren zog er fort, mit siebzehn war er Mann.
Der Ehre Feld war seine Welt!
Er stand, wo er sich hingestellt
Trotz Schwert und Feuer wie ein Held.
Mein Vater war ein Mann!

Ich war ein Kind, als ich ihn sah zum letzten Strauße geh'n.
Doch seh ich noch den stolzen Gang und werd' ihn immer sehn.
Ich seh die dunkle Augenbrau,
Der Schärpe Gold, des Mantels Blau,
Den blanken Degen noch ich schau. —
Wie war mein Vater schön!

Bald hörte man vom hohen Nord, wie tapfer er sich stritt,
Wie kühn er sei, wie stark er sei, wie gern er alles litt.
Bald hatte er der Orden zwei

Und bald darauf gar deren drei.
Ich hörte es und dacht' dabei:
„Ach dürfte man doch mit!“

So schwand der Winter schnell dahin; des Eises Decke brach.
Als man mir sagt: „Dein Vater starb; man durch die Brust ihn stach.“
Da sorgt' ich bald, und bald ich sang,
Bald war ich froh, bald war mir bang;
Die Mutter weint' drei Tage lang,
Dann folgte sie ihm nach.

Mein Vater starb auf Lappos Feld, dem schönsten Tod geweiht.
Man sagt, es sei das erstemal, dass er erblasst im Streit.
Bei Uttismalm für Gustavs Land
Mein Ahn den Heldentod einst fand;
Mein Urahn fiel bei Wilmannstrand; —
Er war aus Carols Zeit.*)

So lebten sie, so starben sie, und so es stets uns ging:
Ein schönes Leben jeder noch und schönern Tod empfing.
Drum bleib' ich nicht an unserm Strand!
Wenn man, den Degen in der Hand,
Für König stirbt und Vaterland,
Das ist ein ander Ding!

Ich bin ein armer Knabe nur und esse fremdes Brot,
Und was ich einst auf Erden hatt', das raubte mir der Tod;
Doch klagen ich nicht kann und mag,
Ich werde größer Tag für Tag
Und bald Soldat vom alten Schlag,
Was hat es da für Not!

Ach wäre ich es schon, ach wär' ich fünfzehn Jahre nur,
Dann such' ich wie mein Vater einst den Tod auf ferner Flur.
Wo dann die Kugeln sausen dicht,
Da sucht man mich vergebens nicht;
Da werd' ich zeigen, wie man ficht
In seiner Väter Spur.

Ich habe mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse des „Magazins“ von den siebzehn Gedichten der zweiten Sammlung das kürzeste ausgewählt; die übrigen stehen der Probe sicherlich um nichts nach, und eine gute Uebertragung des Ganzen dürfte also jedenfalls auf freundliche Aufnahme rechnen. Darum frisch ans Werk, Herr C. F. N., und auch den zweiten Teil übersetzt, aber — etwas besser, als den ersten!

Hamburg.

Jens Christensen.



Oskar Welten: Zola-Abende.

Berlin 1883, Auerbachs Verlag.

Das ist wieder einmal eins von jenen vornehmen, köstlichen Büchern, um deren willen man dem gemeinen ästhetisirenden Bücherpöbel die lästige Sündhaftigkeit seines Vorhandenseins nachsehen kann. Nur kraft der Reinblütigkeit und Kostbarkeit solcher seltenen Bücher kann sich der Rezensent den Luxus eines Gnadenschatzes gestatten, von dem er in glücklicher Laune Krethi und Plethi der Aesthetikschreiberei zehren und deren kritischen Offenbarungen gefahrlos das Makulaturdasein fristen lassen kann im heiligen römischen Reich deutscher Literatur.

Ich gestehe, dass ich eine nach Form und Inhalt vollkommen gute „kritische Studie“, wie Oskar Welten sein Buch etwas gar zu bescheiden bezeichnet, in der heutigen Zola-Literatur eigentlich noch nicht für möglich gehalten habe. Nun aber diese kunstkritische Tat allen Schwierigkeiten zum Spott dennoch gelungen und zwar in Deutschland gelungen ist, wo die Zolalästerei und Zolafresserei in den letzten Jahren sich immer toller geberden und unseren guten kritischen Ruf der Gewissenhaftigkeit, Vorurteilslosigkeit und Würde straflos gefährten durfte, — nun ist meine Freude über Weltens Leistung doppelt groß.

Welten hat sich unter den jüngeren Rittern vom kritischen Geist stets hervorgetan durch tiefe Empfindung, feine Anschauung und scharfen, treffenden Ausdruck. Seine goldenen Sporen hat er sich aber erst mit seinem Zola-Buche verdient. Hoffentlich wird es ihm durch diese kraftvolle, glänzende Tat beschieden sein, dass hinfort sein Wappenschild in den Reihen der auserlesensten Fortschrittskämpen von niemand mehr, der sich ernsthaft mit den großen Fragen und zielweisenden Kräften in der Weltliteratur beschäftigt, wird übersehen werden können.

Ich will den Autoritätsgläubigen von der Gemeinde der alleinseligmachenden klassischen Heiligen nicht den Schmerz antun, zu behaupten, dass Weltens Zolastudien für den modernen Roman die nämliche Bedeutung zukomme wie beispielsweise der Lessingschen Hamburger Dramaturgie für das alte Theater. Aber die Ketzerei will ich fröhlich begehen, dass ich sage: Welten schlägt mit seinem Zola die gesamte Schönheitswisserei unserer renommistischen Idealismusobservanzler in Schweinsleder und Glacé mindestens um zehn Eselskinnbackenlängen.

Dass ich deswegen mit Welten, wo er sich des strengen Theoretisirens befleißigt, in jedem Punkte übereinstimmen müsste? Keineswegs! Ich will das Maß meiner Ketzersünden gleich vollmachen und zu dem obigen Geständnis noch das andere fügen: wenn Welten an seinem zehnten Zola-Abend (S. 217—344) Aristoteles in entzückend geistvoller Weise erläutert und Lessing korrigirt, so erheben sich in meinem Gemüte die ungestümsten und verpöntesten Zweifel an der vielbelobten und seit der Griechen Zeit mit Emphase gepredigten ethischen Wirkung der Kunst.

Ich weiß es wohl: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Wenn ich mir aber die moderne Welt, die künstlerische und die andere, die produzirende und konsumirende, mit eigenen, brillenfreien Augen betrachte, kann ich weder zu Aristoteles noch zu Lessing stehen, und ich wüsste wahrlich ebensowenig eine gute positive Antwort auf die große Frage Platos nach dem moralischen Einflusse der Kunst zu geben. Doch hierüber werde ich mich vielleicht einmal bei

*) Lappo, Sieg der Schweden über die Russen am 14. Juli 1808.
Uttismalm, Sieg der Schweden über die Russen unter Anführung Gustavs III. am 29. Juni 1789.
Willmannstrand, Niederlage der Schweden am 23. August 1741.
Carol, Karl XII.

geeigneterer Gelegenheit umständlich und vollkommen rücksichtslos äußern.

Oskar Welten hat sich seiner Aufgabe gegenüber wie ein Held benommen, der zu jeder geforderten Kraftprobe aufgelegt ist. Alle inneren und äußeren Schwierigkeiten seines Gegenstandes hat er sorgsam ausgespürt und hervorgezogen, um sie der Reihe nach glänzend zu besiegen.

Es dünkte ihm nicht genug, den ganzen und wahren Zola nach jeder Richtung herauszuarbeiten vor einem anonymen Publikum; er wollte seinen fürchterlichen Naturalisten vor einer feinen, edlen Frau — der Baronin v. S. (schade, dass er nicht des Wolklangs wegen einen vollen Namen gibt!) — expliziren, ohne irgend etwas Wesentliches und Charakteristisches zu verschweigen oder zu mildern und doch niemals gegen den guten Ton vornehmer Unterhaltung zu verstoßen.

Mehr noch: er wählt die Gesprächsform! Eine Form also, die auch in der Literatur der Wahrhaftigkeit des Gedankens und seines Ausdrucks recht gern allerlei Fallstricke legt, den künstlerischen Spieltrieb reizt und zu mehr oder minder geistreichen Verstärkungen, Abschwächungen und Uebergängen verführt, wodurch die wissenschaftliche Gradheit regelmäßig in die Brüche zu gehen pflegt.

Der kritische Forscher und Erläuterer Oskar Welten ist jedoch nicht der Schriftsteller dazu, durch die Wahl einer kunstvollen Form der schöngeistigen Verführung, dem Zauber einer melodisch rauschenden Rede zu unterliegen und die strenge Idee entweder an die ziervolle Feinkunst zu verraten oder gar in trockener Spintisirerei versanden zu lassen. Von beiden keine Spur: weder von protziger Gelahrtheit, noch von ungeduldiger Schöngeisterei, die an sich selbst niemals satt bekommen können und in ihrem Gegenstande sich ewig selbst bespiegeln.

Das ist es eben, was Oskar Welten selbst bei einem so überaus schwierigen Unternehmen: die naturalistische Kunstweise Zolas an den exzessivsten Kunstwerken vor feinfühligen Frauenaugen zu demonstriren, als einen geborenen Aristokraten des Geistes erkennen lässt, dass sein Werk ohne eigenliebige Hast, ohne wahrnehmbare ausgeklügelte, den Effekt berechnende Förderung wie eine schöne, ausgereifte Frucht an einem stillen Herbstabend vom Baume künstlerischer Erkenntnis fällt.

Wie könnte das die brillanten „Macher“ in der kritischen Feuilletonsarena beschämen, wenn sich die eitle Superklugheit und Hexenmeisterei beschämen ließe!

So werden denn auch, dess' bin ich sicher, die Welten'schen „Zola-Abende“ eine ruhig anhebende, aber trotz aller Bemäkelungen und Hemmungen immer erfolgreicher und nachdrücklicher wachsende Wirkung entfalten, ohne durch Neues, was über den großen französischen Schriftsteller noch auf den kritischen Markt gebracht werden wird, jemals ganz überholt oder gar verdrängt zu werden.

Ich wiederhole: ein köstliches Buch! Alle Literaturfreunde, die wahrhaftigen und vornehmen Geistergeschlechts, werden ihm einen ehrenvollen Empfang bereiten.

München. M. G. Conrad.

Sprechsaal des „Magazins“.

I.

Levin Schücking

ist nicht, wie Herr Max Ring in seiner Würdigung des Dichters (Magazin Nr. 40) angibt und wie so ziemlich in allen Literaturgeschichten versichert wird, in Clemenswerth, sondern in Meppen geboren, wo seine Mutter sich zur Zeit, als er auf die Welt kam, bei Verwandten zum Besuch befand. Aber auch wenn sich die Mutter in ihrer eigenen Wohnung befunden hätte, würde der Dichter nicht in Clemenswerth geboren worden sein, denn die Eltern Schücking's wohnten damals zu Neuenhaus im Kreise Bingen. Der Vater Schücking's, Christoph Bernhard Paul Modestus Schücking, geboren am 13. März 1787 zu Münster, war 1809 nach Absolvirung seiner Studien Advokat bei dem herzoglich arembergischen Tribunal erster Instanz zu Meppen geworden; von 1811 bis 1815, also zur Zeit der Geburt Levin's (6. September 1814) fungirte er als Friedensrichter und Arrondissementsrat zu Neuenhaus. Als im Jahre 1815 das zum früheren Herzogtum Aremberg gehörende Amt Meppen an Hannover gelangt war, wurde Schücking Vater als Richter bei einer provisorischen Justiz-Kommisson angestellt, welche auf dem Schlosse Clemenswerth ihren Sitz hatte. Erst 1828 wurden die zwischen Hannover und dem Herzoge von Aremberg schwebenden Verhandlungen über des letzteren standesherrliche Rechte abgeschlossen und an Stelle der provisorischen Justiz-Kommissonen traten Aemter, nach hannoverscher Regel Behörden erster Instanz, zugleich für Justiz und Verwaltung, aber unter der Bezeichnung als herzoglich arembergische Aemter. Schücking Vater blieb als Amtmann auf Schloss Clemenswerth bis 1836, trat dann in den Ruhestand und zog nach Bremen, wo er noch viele Jahre gelebt hat.

Elberfeld.

Ludwig Salomon.

II.

Dr. Schliemanns bevorstehendes Werk.

Geehrte Redaktion!

Wie ich deutschen Blättern entnehme, schreibt man mir die „Besorgung der Herausgabe“ von Dr. Schliemanns bevorstehendem neuen Werke über Troja zu. Unerfindlich ist mir, wie diese Angabe entstand, und durch wen sie verbreitet wurde. Sie ist völlig grundlos. In dem Werke erscheint eine Abhandlung von mir. An der Herausgabe desselben bin ich jedoch in keiner Weise beteiligt. Für den Abdruck dieser Berichtigung wäre ich Ihnen verbunden und verbleibe mit vollkommener Hochachtung

London.

Karl Blind.

Literarische Neuigkeiten.

Detlevs Freiherrn von Liliencron Gedichte, aus denen wir zu verschiedenen Malen Proben im „Magazin" gegeben, sind nunmehr unter dem flotten Titel: „Adjutantenritte und andere Gedichte" erschienen. — Leipzig, W. Friedrich.

Wer sich über den Spiritismus eine neue Offenbarung verschaffen will, sei hingewiesen auf C. v. Rappard's „Der Spiritismus und sein Programm". — Leipzig, Rübe. 0,50 M.

Unsern musikgeschichtskundigen Lesern nennen wir ein interessantes englisches Werk über alte Geigenbauer: „Old violins and their makers" von J. M. Fleming. — Dublin, Gill. $6^1/_2$ sh.

Von Carmen Sylva erscheint unter dem Titel „Meine Ruh'" wieder ein circa 500 Seiten starker Band von Gedichten, nicht Uebersetzungen, sondern Orginaldichtungen. — Berlin, A. Duncker. 7,50 M.

Von der durch Professor W. Storck mit rührendem Fleiß seit einigen Jahren unternommenen Uebersetzung von Camoens' „Sämtlichen Gedichten" erscheint jetzt der letzte, 5. Band, enthaltend „Die Lusiaden". — Paderborn, Schöningh. 5 Mark.

Die im Verlage von Julius Engelmann in Berlin erscheinende Zeitschrift „Le Roman des familles", herausgegeben von Dr. G. v. Muyden, hat jetzt den dritten Jahrgang vollendet. Was Herausgeber und Verleger versprochen hatten, haben sie redlich gehalten: neue, bisher in Frankreich noch nicht publizirte oder in Deutschland unbekannt gebliebene Romane berühmter französischer Autoren, mit Fernhaltung jedes Elements, welches dem Romane seinem Charakter als Familienlektüre nehmen würde, machen den „Roman des familles" zu einem durchaus empfehlenswerten Unternehmen. Der vierte Jahrgang, welcher soeben beginnt, hat insofern eine Erweiterung erfahren, als fortan die Porträts bedeutender französischer Autoren beigegeben und neben längeren Romanen auch Novellen, Theaterstücke, Plaudereien, Literatur- und Moden-Berichte etc. gebracht werden.

Von Gottfried Keller erscheint soeben: „Gesammelte Gedichte." — Wäre Keller ein Franzose und nicht ein deutscher Schriftsteller — obgleich Schweizer, — so dürften wir hinzusetzen, daß die ersten Auflagen durch Vorausbestellungen vergriffen sind. So wird dieser neue Band des größten lebenden deutschen Erzählers schwerlich ein besseres Schicksal haben als Vischers „Lyrische Gänge", deren erste Auflage noch nicht verkauft ist. — Berlin, W. Hertz. 7 M.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich's jetzt gleichzeitig mit dem englischen „revival" Shelley's auch in anderen Ländern für ihn regt. Von der neusten Shelley-Biographie in Deutschland haben wir jüngst Notiz gegeben; jetzt wird man auch in Frankreich, dem in solchen Fragen schläfrigsten Lande, auf ihn aufmerksam: in dem letzten Heft der *Revue Britannique* ein längerer, mit Sachverständnis geschriebener Aufsatz über Shelley, der zwar nichts Neues enthält, aber das Alte in gefälliger knapper Form.

Der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in Berlin, A. D. White, hat unter dem Titel „New Germany" eine interessante Darstellung der politischen, religiösen etc. Verhältnisse geschrieben, welche jetzt in deutscher Übersetzung: „Neu-Deutschland" erscheint. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1 M.

Der 17. Band der schönen Mark-Bibliothek (in gebundenen Exemplaren): „Das Wissen der Gegenwart" enthält: „Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit" von Julius Jung. Mit zahlreichen Illustrationen. — Wiederum ein Beweis, dass es möglich ist, gute neue Bücher für wenig Geld herzustellen, vorausgesetzt dass das Publikum ihnen einen Massenabsatz verschafft. — Leipzig, G. Freytag.

Unsere Leser werden sich der s. Z. im „Magazin" in längeren Auszügen vorgeführten Werke von Julius W. Braun: „Schiller und Goethe im Urteil der Zeitgenossen" erinnern. Der bewundernswert fleißige Verfasser lässt ein Ergänzungswerk dazu erscheinen, welches Lessing in gleicher Weise behandelt. Der erste Band, umfassend die Zeit von 1747—1772, erscheint soeben; der 2. (Schluss-) Band wird im Frühjahr 1884 fertig vorliegen. — Berlin, Stahn. Preis pro Band 9 M.

In der englischen medizinischen Zeitschrift *The Lancet* ein für jeden Feind der Leihbibliotheken hocherfreulicher Artikel über die Wahrscheinlichkeit der Uebertragung ansteckender Krankheiten (speziell aller Lungenleiden!) durch die von Krankenzimmer zu Krankenzimmer wandernden Bücher. — Wir haben stets den Wunsch gehabt, es möchte einem großen Physiologen gelingen — ähnlich wie mit den Trichinen —, bestimmt nachzuweisen (was ohnehin für jeden leicht zu vermuten ist), dass gewisse tötliche Krankheiten durch die Leihbibliotheken verbreitet werden. Vielleicht würden dann die sauberen Menschen dazu kommen, sich ebensowenig Bücher zu leihen, wie etwa Kleidungsstücke.

Die vom „Magazin" neulich rühmend genannte Frau Carla Serena hat ein neues Reisewerk geschrieben, welches bei Charpentier (Paris) erscheint: „Seule dans les steppes." — Preis 3,50 fr.

Freunde der vergleichenden Sagen-Kunde brauchen wir wol nur auf die Schrift des Professors Stanislav Prato (in Como): „La leggenda del Tesoro di Rampsinite nelle varie redazioni italiane e straniere" aufmerksam zu machen, um sie zu veranlassen, sich diese fleißige Arbeit über einen sehr interessanten Stoff zu verschaffen. — Zürich, Meyer & Zeller. 3,60 M.

Trübner (London), jedenfalls der bedeutendste Grammatik-Verleger der Welt, hat seiner umfangreichen Sammlung von Grammatiken entlegener Sprachen eine neue hinzugefügt: „Tibetan Grammar" von H. A. Jaeschke. — Preis 5 sh.

Der Verfasser des preisgekrönten Feuilletons „Es", Baron von Roberts, lässt einen größeren Roman erscheinen: „Lou". — Dresden, Minden. 3,50 M.

Ein lustiges Jubiläum: die Münchener „Fliegenden Blätter" werden um die Mitte des nächsten Monats das Erscheinen ihrer 2000. Nummer feiern.

Eduard Grisebach's früher unter dem Titel *Kin-ku-ki-kuan* erschienene Nacherzählungen chinesischer Geschichten kommen jetzt in neuer Ausstattung unter dem leichter verständlichen Titel „Chinesische Novellen" heraus. — Leipzig, Fr. Thiel. 3,60 M.

Von demselben Autor erscheint eine dritte vermehrte Auflage der „deutschen Literatur 1770—1870" unter dem Titel: „Gesammelte Studien. Die deutsche Literatur seit 1770: Lichtenberg, Herder, Bürger, Blumauer, Brendano, Heine." — Leipzig, W. Friedrich. 4 M.

Was der französische Buchhandel sich gestatten kann von des provenzalischen Dichters Frédéric Mistral Epos „Mireille" erscheint eine Prachtausgabe, enthaltend den Originaltext mit einer vom Dichter selbst besorgten, nebenstehenden französischen Uebersetzung, für den Preis von 600 fr.! Die ganze Auflage umfasst allerdings nur 150 Exemplare. — Paris, Hachette.

Von Professor Brauns (Halle) erscheint demnächst eine Sammlung „Japanische Märchen" in sehr eleganter Ausstattung. Leipzig, W. Friedrich.

Von den „Straßburger Studien", einer Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Literatur des Elsass, erscheint das erste Heft des zweiten Bandes. — Straßburg, Trübner. 2,50 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Protokoll der Generalversammlung des fünften deutschen Schriftstellertages zu Darmstadt

am 9. und 10. September 1883.

Nach der stenographischen Niederschrift mitgeteilt vom Schriftführer des Verbandes Dr. Franz Hirsch-Leipzig.

I. Sitzungstag.

Die Sitzung wird um $9^1/_2$ Uhr eröffnet. Es nimmt das Wort Se. Excellenz Staatsminister Freiherr von Starck: Meine Damen und Herren! Es ist mir eine besondere Freude, namens der Großherzoglichen Staatsregirung die Genossenschaft der deutschen Schriftsteller, den Schriftstellertag, in der Hauptstadt dieses Landes zu begrüßen und willkommen zu heißen und für die Wahl dieser Stadt zu der diesjährigen Zusammenkunft zu danken. Ihre Genossenschaft bezweckt die Vertretung der Interessen des Schriftstellerstandes. Sie werden für diesen Zweck bei uns die lebhaftesten Sympathien finden. Wie sollte es auch anders sein? Die Werke Ihres Geistes und Ihrer Feder dienen nicht nur dem Widerstreit der Parteien, sie belehren und erfreuen schon das Kind, das eben erst lesen gelernt hat; sie lehren den Erwachsenen sich selbst und seine Umgebung erkennen, sie unterstützen und erfrischen jeden von uns in seinem Beruf, sie bieten auch dem Geiste noch Trost und oft den allein noch erreichbaren Genuss in den Beschwerden des Alters. So ist die Presse, durch die Sie zu der Welt reden, eine Großmacht, indem sie ein für jedes Alter, für jedes Geschlecht, für jeden Beruf unentbehrlich gewordenes geistiges Bedürfnis befriedigt. Dass die Befriedigung dieses Bedürfnisses nur gesucht werde in dem Streben nach dem Schönen und Guten, das ist ohne Zweifel auch ein hohes Interesse des Schriftstellerstandes und zur Vertretung dieses Interesses ist also auch Ihre Genossenschaft berufen. Mögen Ihre Bemühungen darum hier und allezeit mit Erfolg gesegnet sein! Möge aber auch Ihr Zusammensein in diesem Lande Sie darin fördern und mögen Sie nach dem Schluss Ihrer Verhandlungen dem Schriftstellertag in Darmstadt ein freundliches Andenken bewahren!

Darauf spricht Herr Oberbürgermeister Ohly: Verehrte Damen und Herren! Ehe Sie in Ihre ernsten Beratungen eintreten, gestatten Sie auch mir, als dem Vertreter der Stadt, nur wenige Worte zur Erfüllung einer angenehmen Pflicht, Sie im Namen der Bürger und Einwohner, im Namen der ganzen Stadt freundlichst zu begrüßen und herzlichst willkommen zu heißen. Ich tue dies im Bewusstsein der hohen Ehre, die Sie unserer Stadt dadurch erzeigen, dass sie dieselbe heute mit Ihrem Besuche erfreuen. Indem Sie diese Wahl trafen, sind Sie gewiss von der Unterstellung ausgegangen, dass wir Ihren Bestrebungen in unserer Stadt das lebhafteste Interesse entgegenbringen. In dieser Voraussetzung haben Sie sich nicht getäuscht. Schon der Umstand zeigt das, dass hier eine große Anzahl wohlorganisirter und reich dotirter Bildungsanstalten, von der Hochschule herab bis zur Elementarschule bestehen, die ja gewiss beurkunden, dass hier unter der Protektion und Leitung einer hocherleuchteten Regirung alles geboten wird, was die Pflege des Geistes fördert, was dazu dient, die Ergebnisse der Geistesarbeit möglichst zum Gemeingut aller zu machen. Ich sage dies nicht zum Zwecke eitler Selbstbespiegelung, sondern um begreiflich zu machen, wie freudig wir bewegt sind, Sie bei uns begrüßen zu können. Unsere Stadt ist keine Großstadt und gebietet nicht über so reichliche Mittel, wie andere Städte deren sich zu erfreuen haben; wenn Sie daher vielleicht manches vermissen sollten, so nehmen Sie dafür einen Ersatz in der Herzlichkeit, mit der Ihnen geboten wird, was wir bieten können. Insbesondere auf Eines weise ich Sie hin, nehmen Sie Ersatz für das, was Sie vermissen, in der herrlichen Natur unserer Waldungen, in der herrlichen Umgebung unserer Stadt, die für das Gemüt des Dichters und Schriftstellers reiche Anregung bietet, die ja in früherer, lang vergangener Zeit großen Geistesheroen, einem Goethe und Wieland kräftige, fruchtbare Anregung geboten hat. So heiße ich Sie, denn Namens unserer Stadt herzlichst willkommen. Wir wünschen Ihren Bestrebungen den allerbesten Erfolg und hoffen, dass, wenn Sie von uns scheiden, ein freundlicher Eindruck Ihren Herzen sich eingeprägt habe.

Vorsitzender Dr. Friedrich Friedrich-Leipzig: Verehrte Versammlung! Gestatten Sie mir, dass ich in kurzer Erwiderung und in Ihrem Namen den Dank ausdrücke für die ehrenden Worte, mit denen wir durch Se. Exc. den Herrn Staatsminister und den Herrn Oberbürgermeister begrüßt worden sind. Die Anerkennung, welche unserm Streben zu teil geworden ist, dürfen wir dreist annehmen, weil wir uns bewusst sind, dass wir diesem Streben mit voller Teilnahme und mit vollem Eifer uns hingeben. Die Literatur ist ja der beste Maßstab für die Kulturstufe eines Landes, mehr oder weniger ist sie der geistige Ausdruck des ganzen Volkes; es kann kein gebildetes Volk geben mit einer ungebildeten Literatur, sie schöpft aus dem Leben, sie gibt ein Spiegelbild ihrer Zeit und deren Anschauungen, und aus diesem Spiegelbild lernen Tausende wieder sich und ihre Zeit begreifen.

Uns Schriftstellern aber muss dieses eine heilige Aufgabe sein, es muss uns zur Pflicht werden, es muss uns mit heiliger Begeisterung erfüllen und wir müssen uns sagen, wir sind unsres Volkes unwert, wenn wir uns nicht mit aller Liebe und aller Teilnahme dem Dienste seines Geistes widmen. Nur in diesem Sinne dürfen wir die uns erwiesene Ehre annehmen und in diesem Sinne erlaube ich mir hier an offizieller Stelle zunächst Se. Königl. Hoheit dem Großherzog für seine wolwollende Aufmerksamkeit für uns ehrfurchtsvoll zu danken. Sodann spreche ich unsern Dank aus der Großherzoglichen Staatsregirung, der städtischen Behörde, den Männern des Komités, die keine Mühe gescheut haben, uns einen gastlichen Empfang zu bereiten, und allen Darmstädtern und um diesem Danke noch besondren Ausdruck zu geben, bitte ich Sie, sich von Ihren Plätzen zu erheben. (Die Anwesenden erheben sich von ihren Sitzen.)

Meine Herren, ich eröffne nunmehr die Generalversammlung des deutschen Schriftstellerverbandes und den fünften deutschen Schriftstellertag!

Es ist dies die erste Generalversammlung, die wir als Genossenschaft abhalten. Mit wirklicher Freude kann ich konstatiren, dass das Wachstum des Verbandes ein stets zunehmendes ist. Die Geschäftsordnung, die wir in früheren Jahren inne gehabt haben, werden wir auch dieses Jahr beibehalten, sie liegt hier auf dem Tische offen, wenn einzelne der Herren sich einstruiren wollen. Nur eine Bitte habe ich. Wenn Sie eine Beschwerde gegen den Vorstand haben, so sprechen Sie sich offen aus und geben Sie uns Gelegenheit zur Verständigung und Aufklärung. Es verträgt sich weder mit der Ehre des Einzelnen noch mit der Ehre des Standes, wenn, wie es im vorigen Jahre geschehen ist, hinterher in anonymen Artikeln Beschuldigungen auf uns gehäuft werden, gegen die nicht angekämpft werden kann. Ich weiß wohl, dass jeder von uns irren kann, aber ich kann Ihnen im Namen des ganzen Vorstandes die Versicherung geben, dass wir das eifrigste Bemühen gehabt haben, unsere Pflicht zu erfüllen.

Ehe ich zur Tagesordnung übergehe, liegt mir noch ein Akt der Pietät ob, indem ich derer gedenke, die der Tod im vergangenen Jahre uns entrissen hat. Die Zahl derselben ist leider eine ziemlich große, ich werde die Namen der Geschiedenen verlesen: (Die Namen der Verstorbenen finden sich in dem bereits in No. 39 veröffentlichten Jahresbericht.)

Ich bitte Sie, um das Andenken der von uns geschiedenen Mitglieder zu ehren, sich von Ihren Plätzen zu erheben. (Die Anwesenden erheben sich von ihren Sitzen.) Der Herr Schriftführer wird Ihnen nunmehr den Jahresbericht vorlesen.

Es folgt hierauf der Jahresbericht, der wie eben erwähnt in No. 39 publizirt wurde, desgleichen der ebendaselbst abgedruckte in Abwesenheit des erkrankten Schatzmeisters vom Schriftführer verlesene Kassenbericht.

Dazu nimmt das Wort: Redakteur Johannes Proelss-Frankfurt a/Main: Wir sind jedenfalls unserem Schriftführer Herrn Dr. Franz Hirsch sehr zu Dank verbunden für seinen ebenso schönen wie inhaltreichen Bericht. Er hat eine ganze Fülle von Punkten aneinandergereiht, auf welche wir als Ermahnungen zurückblicken können. Ich bin jedoch der Meinung, dass es einige Punkte gibt, welche die Geschichte des vergangenen Jahres enthält, die noch zu berühren wären, und da die Geschäftsordnung nur Dinge enthält, welche unsre Zukunft betreffen, so scheint es mir praktisch und empfehlenswert zu sein, wenn der Jahresbericht des Schriftführers zur Debatte gestellt wird, damit eine Gelegenheit geboten wird zur Meinungsäußerung. Mein Antrag geht dahin, die Debatte zu eröffnen über den Jahresbericht des Schriftführers.

Dr. Friedrich: Ich glaube, es bedarf nicht eines Antrags, der Wunsch eines Mitglieds dürfte entscheidend sein. Ich will nur erst einen Punkt erledigen; es liegt ein Antrag von Herrn Wilhelm Friedrich-Leipzig vor, dem Schatzmeister Decharge zu erteilen. Wenn Keiner der Herren etwas zu erwidern hat, so nehme ich an, dass Sie dem Schatzmeister Entlastung erteilen für das Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1881 bis 1. Oktober 1882 und für das Geschäftshalbjahr vom 1. Oktober 1882 bis 1. April 1883. (Es wird nichts bemerkt und somit Decharge erteilt.)

Johannes Proelss: Ich habe um das Wort gebeten, um auf eine Frage zurückzukommen, welche Herr Dr. Franz Hirsch nur teilweise erwähnt hat, nämlich die Frage der Adaptirung, welche bei unsrem Congress in Wien zum Gegenstand eines Antrags, der an den Reichstag ging, gemacht worden ist. Herr Hirsch hat sehr dankenswerte Notiz genommen von dem Erkenntnis des Reichsgerichts, welches in günstigem Sinne ausgefallen ist. Dagegen habe ich vermisst die Erwähnung der Tatsache, dass unser Antrag in dem Reichstag zur Beratung gestellt worden ist und dass er dort in erster und zweiter Lesung durchgefallen und zur dritten Lesung gar nicht gekommen ist. Es beruht dies wesentlich darauf, dass im Reichstag zur Zeit als der Antrag zur Debatte kam, kein eigentlicher Vertreter unsrer Interessen vorhanden war, so dass überhaupt eine Debatte gar nicht stattgefunden hat. Dagegen hat in der Kommission der betreffende Abgeordnete, welcher mit dem Referat über die ganze Angelegenheit betraut war, in nicht genügender Weise das Interesse-Gebiet beleuchtet. Es ward daher in der Kommission, welcher nicht ein einziger Schriftsteller oder Vertreter unsres Standes angehörte, die Sache zum Falle gebracht. Ich glaube, dass es nötig ist auf diese sehr wichtige Erscheinung im vergangenen Verbandsjahre hinzuweisen und wollte meinerseits nicht versäumt haben etwas dazu beizutragen.

Dr. Friedrich Friedrich: Ich will nur bemerken, dass es zur Verhandlung im Reichstage gar nicht gekommen ist. Es liegt nur ein Kommissionsbeschluss vor, es wird also der Antrag in dem diesmaligen Reichstag nicht erledigt werden. Wir werden ihn aber aufs neue wieder einreichen, er wird dann in neuer Motivirung abermals an die Petitionskommission gesandt werden und dann wird er auch zur Verhandlung kommen.

Johannes Proelss: Des weiteren möchte ich gegenüber der Fülle schöner Errungenschaften auf einen andren Punkt aufmerksam machen, welcher bereits auf der Tagesordnung unsres Schriftstellertags zu Weimar gestanden hat. Es ist dies mein Antrag zur Begründung einer Reichsbibliothek. Soviel mir bekannt geworden ist, ist gar nichts seither von seiten der Regierung erfolgt, nachdem der Vorstand in einem durchaus die Sache erschöpfenden Schreiben an den Reichskanzler die Sache in Vorschlag gebracht hatte. Ich erlaube mir daher die Anfrage, wie die Sache jetzt steht.

Dr. Friedrich Friedrich: Von dem Herrn Reichskanzler haben wir die Antwort bekommen, dass im geeigneten Falle, sobald es möglich wäre, in irgend einer Weise etwas geschehen solle. Herr Dr. Kehrbach ist tätig gewesen, um noch ausreichenderes Material zusammenzubringen und die ganze Idee der Reichsbibliothek noch mehr zu begründen. Wir sind jetzt augenblicklich damit beschäftigt, Fragebogen an sämtliche Bibliotheken zu verschicken und das Resultat kann erst dann zusammengestellt werden, wenn das Material, das noch zur Begründung nötig ist, dem Herrn Reichskanzler übersandt werden wird.

Johannes Prölss: Ich erkläre mich mit dieser Auskunft zufrieden. Ich gehe nun zu dem dritten Punkt über, dem ersten grösseren Antrag, der an den Schriftstellertag gestellt worden ist, nämlich den in Dresden gestellten Antrag wegen Errichtung eines Gutzkowdenkmals. Wir haben damals angesichts des Todes dieses grossen Mannes den vorliegenden Beschluss gefasst und es ist auch vielerlei geschehen, welches die Sache zum Austrag bringen kann. Es ist das alles aber so tropfenweise geschehen, dass es für den Laien oder den Mann, der ausserhalb unsres Kreises steht, einen nicht erbaulichen Eindruck macht. Es ist nicht gerade ehrend für uns, wenn der Antrag zur Errichtung des Denkmals für einen der bedeutendsten Schriftsteller schon lange existiert und vier Jahre hindurch die Sache eigentlich nicht ins Rollen kommt. Ich möchte daher im allgemeinen fragen, ob es nicht vielmehr mehr unsrer Ehre, unsrem Standesbewusstsein, unsren ganzen geistigen und idealen Interessen entspricht, diese Sache in etwas andrer Form zu betreiben, als wie wir sie damals in dem Glauben an den guten Erfolg angegriffen haben, nämlich die Sache auf uns zu beschränken, und durch allmähliche Zugeständnisse und durch Aufführungen, wie Herr Friedrich Haase es getan hat, den Fond zusammenzubringen. Das kann noch jahrelang dauern und wenn es doch auch keine Unglück wäre, so ist es doch schließlich nicht grade schön, einen Beschluss so auf die lange Bank schieben zu müssen. Ich stelle daher die Anfrage an den Vorstand, ob er nicht vielleicht gewillt ist, an die Öffentlichkeit mit dieser Angelegenheit herauszutreten, oder ob er gute Gründe hat, die ihn veranlassen es bei dem seither beobachten Prinzip zu lassen.

Dr. Friedrich Friedrich: Wir haben alles, was in unseren Kräften steht, getan, um einen Fond zu sammeln, und grade wir in Leipzig haben alles dafür aufgewandt. Die Gelder sind aber spärlich eingelaufen, ich weiß nicht was wir noch tun sollen, um eine größere Beteiligung für die Sache herbeizuführen. Wir haben nachher in der Kommission beraten, und wollten die Angelegenheit anders betreiben. Deshalb habe ich mich mit Frau Gutzkow in Einvernehmen gesetzt, dieselbe stimmte uns vollständig bei, dass wir die Sache lassen wollten, bis wir mit genügenden Geldmitteln versehen, im Stande sind, Gutzkow ein würdiges Denkmal zu errichten. Wir selbst werden jederzeit bemüht sein, die Sache nicht einschlafen zu lassen, aber wir können faktisch nicht mehr tun, als wir getan haben. Wenn von andrer Seite auch etwas geschieht, so dass nicht alles bloss auf den Schultern des Vorstandes ruht, so werden wir dies mit dem größten Danke entgegennehmen.

Dr. Rudolph Döhn-Dresden. Ich habe an die Witwe von Gutzkow geschrieben und zwar im Sinne, wie der Herr Vorsitzende schon gesagt hat, und bekam von ihr ein Antwortschreiben, welches dahin ging, wir möchten eine längere Zeit warten bei der Lahmheit, wie sie im großen und ganzen einem so bedeutenden Schriftsteller und Dichter entgegengebracht sei. Es liegen, soviel ich weiß, etwa 4000 Mark vor. Ein kleines Denkmal ist Gutzkow schon auf seinem Grabe gesetzt worden, also es müsste etwas Größeres sein, um Etwas zu erreichen, und dazu reichen 4000 Mark nicht aus. Ich für meinen Teil — und ich glaube auch die Witwe und alle diejenigen, die das Andenken Karl Gutzkow's und dessen schriftstellerische Tätigkeit ehren — können mit der Anregung, die Herr Proels der Sache gibt, sehr zufrieden sein. Ich wünschte nur noch hinzuzufügen, dass, wenn auch das deutsche Volk häufig seine freigebige Hand öffnet, um Not zu lindern oder auch Anerkennung zu schaffen, dass es auch hier in diesem Falle dies tun möge, denn Karl Gutzkow mag Fehler und Mängel haben, er gehört aber zu den bedeutendsten Meistern der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts und das deutsche Volk wird sich selbst ehren, wenn es den Toten auch ehrt.

Johannes Proelss. Es ist gerade der praktische Gesichtspunkt, den ich im Auge habe, der mich veranlasst hat, die Sache zur Sprache zu bringen. Wenn man die Entstehung anderer Denkmäler beachtet, so kann man den Erfolg genau darnach bemessen, je nachdem grade das Publikum direkt an der Sache beteiligt wird. Das, was ich meine, was von seiten des Vorstandes, resp. des Schriftstellertages, unseres Verbandes geschehen kann, ist, einen formulirten Appell an das Publikum zu bringen. So ist es z. B. ein einzelner Privatmann Noiré, der kürzlich die Idee zur Errichtung eines Denkmals für Schopenhauer ausgesprochen hat. Derselbe hat ein Komité gebildet und dieses Komité hat einen Aufruf erlassen. Es wird nun außer Frage sein, dass Schopenhauer, der große Denker, ein Denkmal eher erhalten wird als Gutzkow, der als Dichter eine weit volkstümlichere Persönlichkeit ist als der düstere Philosoph. Ich halte es daher für opportun und empfehlenswert, dass von Seiten des Vorstandes erwogen werde, ob wir nicht auch gerade einen Aufruf an das Publikum gelangen lassen durch Vermittlung der Presse, dass die Theaterdirektoren aus eigner Initiative Vorstellungen Gutzkow'scher Stücke diesem Zwecke widmen, was, soviel ich übersehen kann, kein besserer Theaterdirektor unterlassen wird. Es wird volle Häuser geben und es wird in kurzer Zeit weit mehr als das Doppelte da sein, wenn wir in direkter Weise vorgehen und uns nicht begnügen im Schosse unseres Verbandes dafür zu wirken. Ich zweifle nicht, dass das Publikum daran teilnehmen wird, denn an Teilnahme mangelt es dem Publikum nie, wir sehen es ja, wenn ein lebhafter Appell an dasselbe herantritt Not abzuhelfen. Ich meine, es hat bei uns an diesem lebhaften Appell gefehlt und ich meine es würde der Sache zum größeren Erfolg gereichen und derselben einen würdigeren, weihevolleren Anstrich geben, wenn mit einem Male die Sache zur Erledigung kommt, als bis sich im Publikum der Glaube festsetzt es wäre doch nicht die rechte Teilnahme mehr an diesem Dichter da, der sich mit Uriel Acosta, den wir noch heute mit großem Interesse auf fast sämtlichen Bühnen sehen, ein unvergängliches, geistiges Denkmal gesetzt hat.

Dr. Friedrich-Friedrich. Ich will konstatiren, dass dieser direkte Apell an das Publikum vor dreieinhalb Jahren geschehen ist, dass er in viele größere Zeitungen aufgenommen wurde, dass er sämtlichen Theaterdirektoren zugeschickt worden ist. Ich glaube nicht, dass er schon jetzt mit Erfolg wiederholt werden kann.

Rechtsanwalt Dr. Robert Keil-Weimar: Ich habe mich zum Wort gemeldet, um im wesentlichen den Gedanken auszusprechen, der bereits jetzt von meinem verehrten Freunde Böhn geäußert wurde. Ich bin durchaus nicht der Meinung des Herrn Vorsitzenden, dass es unnötig und unzweckmäßig sei, jetzt nochmals bei den deutschen Bühnendirektoren die Sache in Anregung zu bringen. Wir haben Präzedenzfälle ähnlicher Art, wo recht glückliche Resultate auf diese Weise erlangt worden sind. Es ist Gutzkow auf der einen Seite ganz der Repräsentant der fortschrittlichen Partei in schriftstellerischer Beziehung, er ist aber auch andrerseits grade als dramatischer Dichter von solcher Bedeutung, dass die deutschen Bühnen nicht unterlassen können, unseren Plan, dem Dichter ein würdiges Denkmal zu verschaffen, wirksam zu unterstützen. Ist die erste Aufforderung ohne Erfolg geblieben, so wird die zweite doch endlich zum Ziele führen. Ein Denkmal für 20 000—30 000 Mark würde immerhin würdig eines so großen Mannes sein. Also einen Fond von 20 000 bis 30 000 Mark zu beschaffen, dazu gehören nicht bloß unsere Mittel, sondern auch die Mitwirkung des Publikums und der deutschen Bühnen. Ich halte dafür, dass, wenn durch ganz Deutschland mit „Zopf und Schwert", „Uriel Acosta", auf jeder deutschen Bühne wenigstens eine Vorstellung zum Besten des Denkmals gegeben würde, so die Sache ins Rollen kommen würde, wie der verehrte Kollege Proelss mit Recht gewünscht hat. Deshalb schlage ich Ihnen vor, diese Anregung bei den Bühnenvorständen nochmals zu wiederholen.

Professor Dr. Meyer von Waldeck-Heidelberg: Ich möchte befürworten, dass diesem Antrag, dem ich mich aus vollem Herzen anschließe, hinzugefügt werde, dass dieser Apell an alle Universitäten, an alle öffentlichen Versammlungen gerichtet wird, wo Vorlesungen gehalten werden, dass in jedem Manne auf dem Wege öffentlicher Vorlesung, auf irgend einem Wege die Erinnerung an Gutzkow erweckt und neu belebt wird für das Denkmal, dass wir Gutzkow errichten möchten, damit man einen Teil dieser Einnahmen oder auch die ganze Einnahme für das Gutzkow-Denkmal bestimme.

Oberlandesgerichtsrat Ernst Wichert-Königsberg: Ich bin mit dem Vorschlag des Herrn Dr. Keil auch einverstanden und hätte auch sonst nichts dagegen, dass ihm der Zusatz gegeben wird, dass die Aufforderung sich nicht nur an die Bühnenvorstände richtet, sondern auch an das größere Publikum oder an diejenigen im größeren Publikum, die in den Stand gesetzt sind, etwas für das Denkmal zu tun. Ich möchte in diesem Falle aber bitten, diese beiden Vorschläge auseinander zu halten, weil ich fürchte, dass sie beide zusammen ihre Kraft verlieren werden. Meines Erachtens ist mit den deutschen Bühnen nur sonst etwas auszurichten, wenn gradezu beschlossen wird, der Schriftstellerverband wendet sich an die deutschen Bühnen mit dem Antrage, im Lauf dieser Saison eine Vorstellung zum Besten des Gutzkow-Denkmals zu geben. Ich möchte deshalb bitten, dass die Versammlung zunächst sich darüber schlüssig mache, ob ein solcher Antrag seitens unserer Genossenschaft an die Bühnenleiter gehen solle, die doch immer diejenigen sein werden, die uns für diesen Fond die besten Mittel schaffen können und ob wir auch zugleich das Publikum in Anspruch nehmen sollen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass die Theaterdirektoren eventuell höhere Preise nehmen, dass sie ganze Einnahme geben oder nur einen Teil derselben. Ich möchte also den Herrn Vorsitzenden bitten, diese Anträge zu trennen, erst über den Antrag des Herrn Keil abstimmen zu lassen und dann über den weiteren Vorschlag.

Professor Dr. Moritz Lazarus-Berlin: Verehrte Herren! Ich möchte den Herrn Vorredner bitten, seinen Antrag bestimmter zu stellen, ob das gleichzeitig oder nachher geschehen soll. Ich glaube, dass die Gleichzeitigkeit, ganz wie Herr Wichert gesagt hat, schaden wird; während ich gegen die Annahme dieses Antrags gar nicht bin, würde ich doch wünschen, dass eine Zwischenzeit von 5—6 Monaten abgewartet wird.

Dr. Robert Keil: Ich glaube, dass das der Sache nur nützlich sein könnte; es ist mir übrigens an der Gleichzeitigkeit gar nichts gelegen, nur an dem Antrage selbst.

Die hierauf stattfindende Abstimmung ergibt die Annahme des Antrags.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2 1/3 österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1 1/4 Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung

52. Jahrgang. | Leipzig, den 27. Oktober 1883. | Nr. 43.

Inhalt:

Reisephantasie.

Mittagsruhe haltend auf den Matten
In der morschen Burg gezackten Schatten,
Hab' ich einen Sommerwunsch gesonnen
Vor dem Türmchen eppichübersponnen,
Während ich ein Eidechsschwänzchen blitzen
Sah und husch verschwinden durch die Ritzen . . .

Wenn — es lauscht' im Eppich von der Warte . . .
Wenn — das Pförtchen in der Mauer knarrte . . .
Dem Geräusche folgend einer Schleppe,
Fänd' ich eine schmale Wendeltreppe
Und, von leiser Hand emporgeleitet,
Droben einen Becher Wein bereitet . . .
Dann im Erker säßen wir alleine,
Plauderten von nichts im Dämmerscheine,
Bis der Pendel stünde, der da tickte,
Und ein blondes Haupt entschlummernd nickte.
Unter seines Lides dünner Hülle
Regte sich des blauen Quelles Fülle . . .
Und das unbekannte Antlitz trüge
Aehnlichkeiten und Geschwisterzüge
Alles Schönen, was mir je entgegen
Trat auf allen meinen Erdewegen . . .
Was ich Tiefstes, Zartestes empfunden,
Wär' an dieses blonde Haupt gebunden
Und in eine Schlummernde vereinigt,
Was mich je beseligt und gepeinigt . . .
Dringend hätt' es mich emporgerufen
Dieser Wendeltreppe Trümmerstufen,
Dass ich einem ganzen, vollen Glücke
Stillen Kuss auf stumme Lippen drücke . . .
Einmal nur in einem Menschenleben —
Aber nimmer wird es sich begeben!

Kilchberg (Zürich).

Conrad Ferdinand Meyer.



Wilibald Alexis.

Von Theodor Fontane.

(Schluss.)

Isegrimm. Dieser Roman ist eine Fortsetzung des vorigen und steht in einem ähnlichen Verhältnis zu demselben, wie der „Wärwolf" zu den „Hosen des Herrn von Bredow". Einzelne Figuren werden aus dem einen in den andern mit hinübergenommen. Wenn uns „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" bis Jena führte, so zeigt uns „Isegrimm" die unmittelbar darauf folgenden Jahre der Knechtschaft. Nur die letzten Kapitel, wo die Hochzeiten gehalten werden, geleiten uns bis 1815 und die Schlussseiten sogar bis über das Jahr 48 hinaus. Es scheint seitens des Publikums eine leise Klage darüber geäußert worden zu sein, dass Wilibald Alexis seinem Bilde des Niederganges, des Zusammensturzes nicht ein Bild der Erhebung unmittelbar habe folgen lassen, wenigstens antwortet er

in einer Vorrede auf solche Beklagung das Folgende: „Der historische Maler lässt nicht auf die Knechtschaft in Egypten die Eroberung Palästinas folgen; seine nächste Aufgabe ist die Wanderung durch die Wüste.“ Dies ist sehr fein und sehr berechtigt. Wilibald Alexis' historischer Sinn sträubte sich gegen einen solchen Sprung. Im übrigen verdient hervorgehoben zu werden, dass der ganze Stoff von Anno 5 bis 15 auf eine Trilogie berechnet war und dass dem Isegrimm ein „Großbeeren“ folgen sollte. Dieser Roman blieb leider unvollendet.

Auch schon im „Isegrimm“ ging des Dichters Tendenz dahin zu zeigen, dass der dem Hofe fernstehende Landadel, der Bürger der kleinen Städte und vor Allem der Bauer kerngesund geblieben waren. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden und bildet den schönsten Schmuck des Buches. Die Geschichte selbst ist die folgende.

Der „Isegrim“ des Romans ist Herr von Quarbitz auf Ilitz, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn, schroff, reizbar, vorurteilsvoll und voll ätzender Lauge, wo ihn Dies oder Das, mit oder ohne Grund, verdrießt und verletzt, aber bei aller Schroffheit erweist er sich als weich, dazu patriarchalisch und hilfebereit, tapfer und hochherzig und mehr noch durchdrungen von seiner Pflicht, als von seinem Recht. Ein wirklicher Adeliger, der den Schwerpunkt des Lebens, ganz speziell aber den seines Standes, in die Gesinnung legt. Edel fühlen, das ist es. Isegrimm, wie ich ihn der Kürze halber auch in der Folge nennen will, hat drei Töchter: Karoline, Wilhelmine, Malchen. Die älteste ist sein Stolz, die jüngste das Kind seines Herzens; die mittlere, Wilhelmine, steht ihm in so weit ferner, als er in ihrer wirtschaftlich-praktischen Richtung, zugleich in ihrer äußersten Kühle gegen das Sechzehn-Ahnen-Dogma einen innerlichen Abfall erblickt. „Sie gehört nicht zu uns.“ Die Lebensschicksale dieser drei jungen Damen, die eine erhebliche Anzahl von Kapiteln füllen, gestalten sich nun sehr eigentümlich. Karoline, der „Stolz des Hauses“, heiratet, nach vorgängiger Entführung, den französischen Obersten d'Espignac, einen ehemaligen Konditorgarçon und spätern Kunstreiter von Lyon; Malchen, der Liebling, das Kind des Herzens, vermählt sich mit dem Predigtamtskandidaten Mauritz; endlich Wilhelmine, die nie angestanden hat, ihre Gleichgiltigkeit gegen Stammbäume an den Tag zu legen, wird eine wirklich vornehme Dame und fürt den Reichsgrafen von Waltron-Alledese, dessen Familie, vor gerade tausend Jahren, mit Karl dem Großen ins Sachsenland kam, glücklich heim. Die Schelmerei von Seiten Wilibald Alexis ist hier unverkennbar; er will das Gewichtlegen auf das „reine Blut“ persiffliren und zugleich an diesen Familienvorkommnissen zeigen, wie unsere Berechnungen meistenteils zu Schanden werden, wie wir im einen Falle da ernten, wo wir nicht gesäet haben, und im andern unsere menschliche Eitelkeit gerade an unserer verwundbarsten Stelle büßen müssen.

All dies ist interessant, aber so fesselnd es ist, beruht doch die markige Bedeutung des Buches, wie schon Eingangs hervorgehoben, nicht auf diesen Familienvorgängen und wenn doch so jedenfalls nur in so weit als dieselben mitwirken die Idee zu veranschaulichen, die den Grundgedanken dieser Erzählung bildet: die „Gesellschaft“ taugte nichts, aber das Volk war gesund. Deshalb sind die dem dörfischen und kleinstädtischen Leben entnommenen Charaktere und Schilderungen die eigentlichste Zierde des Buches. In ganzen Abschnitten sein eigentlichster Inhalt. Ich verweise nur auf Gestalten wie Knecht Lamprecht und der Schulze von Werbelitz. Ueberhaupt, der Charakter des gemeinen Mannes, soweit die Mark in Betracht kommt, ist nie treffender und trotz aller Schwächen dieser Rasse nie entzückender geschildert worden, als in diesen Romanen von Wilibald Alexis.

Ich habe noch der landschaftlichen Schilderungen und einzelner Episoden zu erwähnen, die gerade diesen letzten Roman, den „Isegrimm“ auszeichnen. Zu diesen Episoden rechne ich den fragmentarischen Bericht über die Erschießung des Bürgermeisters Schulze von Nauwalk zu Beginn des zweiten Teiles und die Szene in der Wirtsstube zu Quarbelitz, Teil 3, Seite 81, wo ein und derselbe Hergang (die schwere Verwundung, vielleicht die Tötung eines Franzosen) von vier oder fünf verschiedenen Bauersleuten verschieden erzählt wird. Ein vollkommenes Meisterstück, dabei in ihrer vergleichsweisen Wiederholung nicht etwa langweilig, sondern immer spannender und beweglicher werdend.

Es mag mir gestattet sein, hierbei noch etwas eingehender zu verweilen. Der Leser, auch der gebildete, liest über solche Dinge hin und prüft sie nur darauf, ob sie ihn ansprechen oder nicht. Er hat darin, von seinem Standpunkte aus, auch ganz Recht. Einen weitaus gesteigerten Genuss aber, einen Genuss von dem es schwer ist einem Uneingeweihten einen Begriff beizubringen, hat derjenige, der jeden einzelnen Pinselstrich verfolgen und Zeile um Zeile erkennen kann, wodurch sich diese Art der Stoffbehandlung von jeder andern unterscheidet. Dafür sind die beiden von mir näher bezeichneten Episoden wahre Musterbeispiele. Nehmen wir die Erschießung des Bürgermeisters. Ein gewöhnlicher Erzähler hätte die Sache selbst dramatisch vorgeführt. Hier, in der Darstellung, die Wilibald Alexis ihr gibt, liegt sie schon um ein halbes Jahr zurück. Wir sehen ein Blachfeld vor der Stadt; ein Schweinetreiber (wenig poetisch, aber hier von einer furchtbaren Wirkung) kommt des Wegs; seine Schweine, die umher nach Nahrung suchen, halten an einer Stelle und wühlen Erde auf. Ein Bürger kommt aus der Stadt. In rauher Sprache entspinnt sich ein Gespräch zwischen beiden Männern. Der Bürger gibt in ein paar Strichen ein Bild des Mannes, der hier schuldlos fiel, zugleich ein Bild der Stadt, die damals für sein Leben bat. Die französischen Behörden, der Landadel, auch Isegrimm, werden geschildert, und eh' wir anderthalb Seiten gelesen, sehen wir uns mitten in das Ereignis hineingestellt. Wir sind mit dabei; es ist uns, als müssten wir mit niederknieen und um Aufschub bitten, oder hinaus gehen, um einen Märtyrer

sterben zu sehen und uns fürs Leben hart zu machen. In wunderbarem Wechsel erfassen Schmerz, Erhebung, Sterbefreudigkeit unser Herz; unsere Tränen fließen dem Andenken eines Helden oder auch der Trauer darüber, uns nicht gleich fest und groß und schlicht zu empfinden, und wenn endlich der Bürger geht und der Schweinetreiber den Boden küsst, wo jener Tapfere fiel und dabei in die Worte ausbricht: „Allmächtiger oben, der du dein Licht so lange uns verbirgst, wird er, der hier eingescharrt wurde, eine lange Reihe anfangen, oder ist es dein Wille, dass er — der Letzte war“, so möchte man mit niederstürzen und dem Beispiele hingebendster Vaterlandsliebe folgen.

Auch noch ein Wort über die Landschaftsschilderungen in diesem Roman. Er leistet hier sein höchstes, indem er das, was der Landschaftsschilderung überhaupt Wert und Recht verleiht, in einem Grade errreicht, zu dem wenig andere Romane, seien es seine eigenen oder fremde, eine Analogie bieten.

Eine Sonne auf- oder untergehen, ein Mühlwasser über das Wehr rauschen zu lassen, ist die billigste literarische Beschäftigung, die gedacht werden kann. In jedes kleinen Mädchens Schulaufsatz kann man dergleichen finden; es gehört zu den Künsten, die jeder übt und die deshalb längst aufgehört haben als Kunst zu gelten; es wird denn auch dergleichen von jeder regelrechten Leserin einfach überschlagen und in neunundneunzig Fällen von hundert mit völligem Recht, denn es hält den Gang der Erzählung nur auf. Es ist noch langweiliger als eine Zimmerbeschreibung, bei der man sich wenigstens wünschen kann, das Porträt des Prinzen Heinrich oder die Kukuksuhr zu besitzen. Die Landschaftsschilderung hat nur noch Wert wenn sie als künstlerische Folie für einen Stein auftritt, der dadurch doppelt leuchtend wird, wenn sie den Zweck verfolgt, Stimmungen vorzubereiten oder zu steigern. Das Muster auch hierfür ist Shakespeare; das gewaltig Unerhörte, das geschieht, ist immer von verwandten Erscheinungen draußen in der Natur begleitet. Wenige haben ihm dies Geheimnis so voll abgelauscht, wie Wilibald Alexis. Am meisten in diesem Romane. Gleich das erste Kapitel ist eine landschaftliche Ouverture von dem, was kommt. Wir sehen ein märkisches Luch, an dessen einem Rande unser Isegrimm auf Haus Ilitz wohnt. Auf Meilen hin ein Moorgrund, eine Torfniederung; die ganze Geschichte der Landschaft hierherum knüpft sich an dieses Stück Sumpf und Sand. Hier, vor tausend Jahren, wurde die große Wendenschlacht geschlagen. Die beiden Obelisken-Steine, die „Blutsteine“ geheißen, standen schon damals, als der letzte Krole hier unterlag; dann sahen sie (nach der Fehrbelliner Affaire) die Schweden hier umzingelt und ertränkt, und, nachhinkend der Geschichte, schlug auch das Verbrechen immer seinen Weg über das Luch ein, und die Blutsteine trugen ihren Namen nicht umsonst. Ueber dieser Landschaft liegt jetzt ein grau Gewölk; da, wo die Sonne sich durchzukämpfen trachtet, laufen fahle Streifen über das Grau hin; alles öde, leer; nur eine Krähe sitzt auf dem einen Stein. So das Bild, das die ersten Seiten vor uns entrollen. Und alles, was geschieht, es stimmt zu dem Ton, den Wilibald Alexis hier einleitend anschlägt. Das ist Landschaftsschilderung.

Die Reihe der vaterländischen Romane (über den letzten: „Dorothea“, gehe ich hinweg) ist hiermit geschlossen, und es erübrigt mir nur noch ihre Gesamtheit, zugleich aber in Vervollständigung dessen, was ich nacherzählend schon an anderer Stelle gesagt habe, den Mann selbst zu charakterisiren. Ich kann dies am besten, wenn ich, gestützt auf den immer wiederkehrenden, etwas bequemen Satz, „dass er der märkische Walter Scott gewesen sei“ zu einem Vergleiche mit dem Verfasser der Waverley-Novellen schreite.

Zunächst ein Wort über die Persönlichkeiten. Scott war unzweifelhaft die sehr viel reicher beanlagte Natur. Er hat ganz den Stempel des Genies, und zwar nicht in dem Einen oder Andern, sondern in Allem. Immer jung und bis zu dem Momente, wo Unglück und Krankheit ihn niederwarfen, von allzeit gleicher Kraft und Frische. Ein Sonnenschein war um ihn her. Der ganze Mann leuchtete. Sein eigenes Wort zu gebrauchen: „he did the honors for all Scotland“; er war der eigentlichste Beherrscher seines Landes, weit mehr als Georg IV. mit seinen Brummels und seinem weißgestickten Jabot, und wie es in einem schottischen Sprichwort heißt:

„A Kings face
Shall give grace“ —
„Eines Königs Blick
Bringt Glück“.

so beglückte und begnadete auch Sir Walter wohin er sah. Sein ganzes Leben war ein unausgesetztes Woltun; er trug ein Füllhorn, unerschöpflich, weil seine Liebe, seine reiche Begabung und das Glück, das mit den Guten und Heiteren ist, es immer aufs Neue füllten. Alles hing an ihm. Die Tiere seines Hauses umdrängten ihn, wenn sie ihn kommen sahen, denn er kam nur, um zu liebkosen, zu streicheln und — zu geben. Seinen Dienern der gütigste Herr, seinen Gästen der gastlichste Wirt, seinen Kindern ein Ideal des Lebens. Arglos, neidlos, loyal und pietätvoll. Sein Herz für Schottland und seine Werke für die Welt, so ist er durch die Zeitlichkeit gegangen wie ein großer Beglücker, Segen auf allen seinen Spuren.

So Scott. Eine Natur ganz aus dem Vollen. Daneben war Wilibald Alexis nur die kleinere Ausgabe. Er hatte, von Nebensächlichem abgesehen, dieselben Eigenschaften; er war auch gütig, auch gastlich, auch loyal, er hat auch beglückt, ist auch ein Vorbild edlen Lebens gewesen; aber Alles trug ein anderes Maaß. Der eine bewohnte ein Haus in Arnstadt, der andere ein Schloss am Tweed; der eine erschien in Volksausgaben bei O. Janke, der andere machte mit 700,000 Talern bei Ballantynes Bankerott; der eine erhielt den Hohenzollernschen Hausorden, dem andern wurde eine englische Fregatte zur Verfügung gestellt, auf der er, wie ein kranker König, Licht und Genesung suchend, gen Süden fuhr. So war es in Allem. Der eine ein Roland bei Ronceval, der andere ein Fähnrich bei

St. Privat; Beide ehrenvoll, Beide ruhmreich auf dem Platze geblieben; aber der eine märchenhaft über das uns alltäglich Umgebende hinauswachsend, der andere — ein Mensch.

Ich wende mich nun, nach dieser Parallele zwischen ihren Personen, ihren Werken zu. Ihre Aehnlichkeit besteht darin, dass sie Beide das Heimatliche, landschaftlich und geschichtlich, mit Vorliebe pflegten, dass sie Beide historischen Sinn und historische Kenntnis besaßen, dass sie Beide bis dahin wenig oder gar nicht Bekanntes der Welt erschlossen, dass sie Beide romantisch empfanden und Beide reinen Herzens waren. Ihre Werke darf jedes Kind lesen. Was Sünde ist, wird als Sünde gezeigt. Sie haben keinen Schlaf und keine Unschuld gestört. Mancher wird über dieses Lob lächeln; es ist aber dennoch ein Lob.

In all' diesen Dingen sind sie sich ähnlich, aber nicht gleich. Wer schärfer zusieht, dem müssen sich die größeren und kleineren Abweichungen aufdrängen. Ich will zeigen, worin sie sich in ihrer Landschaftsschilderung, in ihrer geschichtlichen Darstellung und in ihrer Romantik von einander unterscheiden.

Was die Landschaftsschilderung angeht, so übertrifft W. Alexis vielleicht sein Vorbild. Jeder ist innerhalb seines Gebietes ein Meister; ich möchte aber das Alexis'sche Gebiet als solches höher stellen. W. Alexis ist nämlich Stimmungslandschafter, während Scott mehr realistisch verfährt. Er sieht mehr, aber er empfindet weniger. Der eine lyrisch-unbestimmt, der andere plastisch-klar. Das Stimmungsreiche ist das Wirkungsvollere, wolverstanden wenn es in seiner Vollendung auftritt; das Unbestimmte darf nicht das Produkt der Ohnmacht, es muss das Resultat feinsten Empfindens sein. In diesem Falle wirkt es wie Zauber. Eine schönere Landschaftsschilderung als die von mir zitirte des Querbelitzer Moors mit den Blutsteinen (zu Beginn von „Isegrimm") gibt es nicht.

Was die geschichtliche Darstellung angeht, so gebe ich der Walter Scott'schen den Vorzug, trotzdem sie vielfach einseitiger, flüchtiger und unkorrekter ist. Aber sie ist künstlerisch freier. Er wusste jeden Augenblick, dass er nicht Historiker, sondern eben nur Geschichtenerzähler war. Er kannte keine Tendenz; er wollte nicht, über den blos literarischen Erfolg hinaus, noch dieses oder jenes; er wollte ausschließlich angenehm und belehrend unterhalten, nicht Fragen lösen, nicht Vorbilder aufstellen, nicht warnen, nicht Gerechtigkeit üben. Er nahm alles leichter, machte alles der Phantasie und dem Schönen, nicht dem Verstande und der Korrektheit dienstbar. Die ganze Art seines Schaffens spricht dafür. Eine ganze Anzahl seiner besten Romane hat er in drei, vier Monaten geschrieben. Dabei war seine Tagesarbeit Morgenarbeit und jedesmal getan, wenn für Andere der Tag erst anbrach. Er stand über den Dingen. W. Alexis, wenige Ausnahmen abgerechnet (wohin ich in erster Reihe die „Hosen des Herrn von Bredow" zähle), stand immer mitten inne; er hatte den Wust der Arbeit nie ganz abgeschüttelt; die Dinge lasteten noch auf ihm. Daher alle Zeichen des Fleißes und der Treue, oft auch ein Reichtum und Zauber des Details, aber über dem Ganzen liegt nicht der Sonnenschein, der die historischen Partien der Scott'schen Romane beleuchtet.

Und nun der dritte Vergleichspunkt, ihre Romantik. Scott, wenn man diesen Ausdruck gestatten will, war Altromantiker, W. Alexis ein Neuromantiker. Jener hielt es mit der schottisch-englischen Ballade, mit den Romanciers des Mittelalters (unter den neueren war ihm Bürger der liebste); dieser hielt es mit der Romantik, wie Tieck und Hoffmann sie auffassten und gestalteten. Der „Neue Pitaval", als eine Bezugsquelle aus erster Hand, löste dann später die Hoffmannschen Elixire und Nachtstücke ab. Aber dadurch war nicht viel gebessert. Die Altromantik, nach der Stellung die ich zu diesen Dingen einnehme, ist ein Ewiges, das sich nahezu mit dem Begriff des Poetischen deckt; die Neuromantik ist ein Zeitliches, das kommt und geht. Wir dürfen bereits sagen „das kam und ging". Die eine ist höchstes und frischestes Leben, die andere zeigt ein hektisches Rot, freilich auch gelegentlich den Zauber davon. Die eine ist ein Geist, die andere ein Spuk; die eine ist aus Phantasie und Wahrheit, die andere aus Ueberspanntheit und Marotte geboren. Die eine, zwischen den Glaubensschwestern wählend, geht mit der heiteren Frömmigkeit, die andere mit der dunkeläugigen Mystik. Eine Gestalt wie die des „falschen Waldemar" hätte Scott nie geschaffen. Er hätt' es nicht gewollt. Die Billigkeit erheischt hinzusetzen: er hätt' es auch nicht gekonnt. Dieser mystischen Vertiefung, dieser Begeisterung für einen Schemen, dieser Kraft des Wortes für etwas Unwirkliches und Rätselvolles wäre er nicht fähig gewesen. Wer in solchen Gestalten die eigentliche Offenbarung eines Dichtergenius erkennt, wird nicht umhin können, hier Alexis über Scott zu stellen. Ich stehe anders.

Wer unter meinen Lesern bis hierher gefolgt ist und sich erinnert, dass der eine (W. Alexis) lyrisch-unbestimmt zeichnete, wo der andere (Scott) plastisch war, dass der eine innerhalb der Dinge stand, der andere darüber, und wer drittens gegenwärtig hat, dass die Romantik des einen im Dämmer, die des andern im Lichte wandelte, der wird nicht erstaunt sein, als eine fernere Verschiedenheit beider, ihre große Stilverschiedenheit namhaft gemacht zu hören. Der eine ist leicht und glatt, der andere schwer und knorrig; über die Dialoge des einen geht es hin wie eine Schlittenfahrt über gestampften Schnee, über die des andern wie eine Staatskarosse durch den märkischen Sand. Langsam mahlt es, bis die Wurzeln kommen und alles zusammenfährt Der Stil ist W. Alexis schwächste Seite, die gefährlichste Klippe für seine Einführung in die Volkskreise. Es ist unmöglich ihn rasch zu lesen, und unsere Zeit drängt und hastet mehr als eine die ihr vorauf ging.

Wie die Stilfrage in einem nahen Zusammenhange mit jenen aufgezählten Unterschieden steht, so auch die Frage nach dem Humor. Der Humor hat das Darüberstehn, das heitersouveräne Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens, auf die er herabblickt,

zur Voraussetzung. W. Alexis hatte den Kleinhumor aber nicht den großen. Er wandelte in der Ebene, und was zufällig unter ihm lag, dafür hatte er eine humoristische Betrachtung; manches der Art ist ersten Ranges; Scott aber, in sein Tartanplaid gewickelt, ritt über die Grampians seiner Heimat, und die Schlösser und die Hütten, die Könige und die Kätner lagen gleichmäßig zu seinen Füßen, und nichts barg das Leben, zu dem er nicht eine heiter-superiore Stellung eingenommen hätte. Gelegentliche Vorurteile steigerten nur noch den Effekt. Er war der Großhumorist, weil er persönlich groß und frei war. Wo W. Alexis eine ähnliche Position einzunehmen versucht, bleibt er, als Kind seiner Zeit und seines Landes, in der Ironie stecken. Er spöttelt, er persifflirt; aber seine Seele bringt es zu keinem olympischen Lächeln. Er war eben kein Olympier.

Alles in allem, wir haben uns seiner zu freuen; gewiss. Er war einer der Besten und Treuesten, und er darf unser Stolz sein. Aber die Welt, oder auch nur das Weltpartikelchen, das sich Deutschland nennt, wird er, wie bei seinen Lebzeiten so auch nach seinem Tode, sich ganz zu erobern nicht im Stande sein. Das liegt nicht an der Mark, nicht an Spree und Havel, nicht an Provinzialismus und Partikularismus; das liegt lediglich an ihm. Die schottischen Haiden sind nicht interessanter als die märkischen, und die Mac Nabs und Mac Krabs erheblich uninteressanter als die Sparrs und die Schulenburgs, -- dennoch eroberten sich jene die Welt. Das tat Scott. Wer Beispiele aus der Heimat verlangt, der nehme Berthold Auerbach oder Fritz Reuter; sie bewegen sich in noch engerem Kreise als W. Alexis und haben sich nichts destoweniger alle deutschen Landesteile, ja die deutschen Herzen bis nach Newyork und Chicago hin, unterworfen. W. Alexis in seiner Gesamterscheinung: in seiner Mischung von Realismus und Romantizismus, im Detail seiner Forschung, in der Schwierigkeit seiner Untersuchungen, in der Endlosigkeit seiner Dialoge (geistvoll wie sie sind) konnte nicht populär werden und wird es nicht werden. Die Stilschwerfälligkeit — die Einzelne zur „Charakterknorrigkeit" erheben möchten — spricht endlich das entscheidende Wort und erhebt seine Nichtvolkstümlichkeit zu einer Art Gewissheit.

Aber so gewiss es ist, dass er die Menge der Leser nie hinreißen wird, so gewiss ist es auch, dass kleine Wilibald-Alexis-Gemeinden noch auf lange hin fortleben werden, und innerhalb dieser der Gott sei Dank nie aussterbende „Enthusiast", der herbst- und winterlang, während der Sturm den Schnee bis unter die Fenster fegt, sich in seinen märkischen Klassiker vertiefen und bei Gestalten wie Götz von Bredow, Hake von Stülpe, Bovillard und Isegrimm dankbarst des Schöpfers dieser Gestalten gedenken wird.



Zwei Lutherdramen.

In einem früheren Artikel des Magazins erwähnte ich bereits des neuen Dramas von W. Hentzen. Dasselbe ist jetzt erschienen*) und, soviel verlautet, sofort von mehreren Bühnen für die bevorstehende Festfeier angenommen worden. Dieser Umstand könnte mich der Pflicht entheben, schon jetzt von dem Werk zu reden, da erst die Feuerprobe auf der Bühne entscheidend sein wird. Wenn ich gleichwol hier einige Zeilen darüber sagen möchte, geschieht es mit dem Wunsche, auch andere Bühnen auf dies praktische und lebensvolle Stück aufmerksam zu machen. —

Eines möchte ich vorausschicken. Auch diese Arbeit hat mich in meiner Ueberzeugung bestärkt, dass der „Luther" eigentlich kein dramatischer Stoff ist. Die Gründe liegen auf der Hand. Luthers bewegtes Leben bietet wol einzelne dramatische Szenen und Elemente, ist aber im ganzen epischer Natur und, was die Hauptsache, ohne dramatischen Abschluss. Huss, Giordano Bruno Savonarola etc. starben für ihre Idee. Luther entkommt allen Gefahren, schreibt, disputirt, übersetzt, heiratet, predigt, wird alt und stirbt in Frieden. Der Abschluss seines geistigen Kampfes liegt recht eigentlich um hundert Jahr später — im westfälischen Frieden. Solche Weltdramen lassen sich nicht in fünf Akte eines Lebensbildes zwängen.

Henzen mag diesen Missstand gefühlt haben und hat deshalb nur eine Reihe lose verbundener Bilder aus Luthers Leben gegeben, gleichsam sechs Einakter, jedes einzelne geschickt gebaut, voll dramatischer Bewegung und mit abgeschlossener Handlung für sich. Die Einheit dieser zeitlich und räumlich auseinanderliegenden Einzeldramen liegt lediglich darin, dass Luther in jedem dieser Bilder den Mittelpunkt bildet. Das Vorspiel gibt den Ablasshandel in Wittenberg und endet mit dem Anschlag der Thesen. Das zweite Bild behandelt die Leipziger Disputation mit Eck auf der Pleißenburg, das dritte die Verbrennung der Bannbulle, das vierte den Reichstag in Worms, das fünfte Luther auf der Wartburg, das sechste die Bilderstürmer in Wittenberg und den Sieg Luthers über die radikalen Mitgenossen seines Kampfes gegen Rom.

Möglicherweise hätten sich auch diese sechs Bilder, welche gleichsam die Haupthöhen des Lebens Luthers zur Anschauung bringen, noch vereinfachen lassen. Wenigstens ist es mir zweifelhaft, ob eine Aktion wie die Disputation mit Eck dramatisch wirksam, überhaupt ob sie notwendig war. Professorenquerelen, namentlich ex cathedra, können allerdings theatralisch werden, aber nur in der Aula, auf der Bühne wird dergleichen umgekehrt wieder akademisch.

Am gelungensten scheint mir der dritte und vierte Akt. Henzen hat die Entscheidung auf dem Reichstag dadurch gesteigert, dass er Hutten mit den Rittern und Bauern in den Saal stürmen lässt, um Luther zu befreien. Damit sind die Motive des Bauernkriegs voraus-

*) Martin Luther. Reformationsdrama in fünf Akten und einem Vorspiel von Wilhelm Henzen. — Leipzig, C. Reißner.

genommen und glücklich idealisirt. Ueber den Theatercoup im fünften Akt auf der Wartburg, wo zwar nicht der Teufel, aber Thomas Münzer erscheint, um Luther zu verführen, das sozialistische Reich der allgemeinen Gleichheit aufzurichten, mag man geteilter Meinung sein; ich finde diese Szene vortrefflich; nur darf Luther nicht das Tintenfass nach Münzer werfen, er muss ihn mit der Bibel wegscheuchen, die soeben fertig geworden. Aendert man bei Gleichnissen die eine Seite, muss auch die andere analog geändert werden. Das Tintenfass würde unrettbar burlesk wirken.

Im letzten Bild, welches die Befreiung der Nonnen und den Sieg über die Bilderstürmer darstellt, wird man trotz der angedeuteten Verlobung Luthers doch einen kräftigeren Abschluss vermissen, der nach der bisherigen Entwicklung noch eine Steigerung böte. Auch dieses Decrescendo ließe sich vielleicht überwinden, zum Beispiel durch einen Epilog, der die welthistorischen Wirkungen der Reformation zusammenfasst, dabei Bezug nähme auf den ungeheuren Kulturfortschritt des ganzen Renaissancezeitalters nach allen Radien der Wissenschaften, Künste etc. Dabei könnte als Schlusstableau Kaulbachs berühmtes Reformationsbild mit entsprechendem obligatem Chorus angefügt werden.

Gegen die Sprache des Dramas endlich ließe sich mancherlei einwenden. Sie ist in Prosa mit dem Streben, den realistisch historischen Lokalton zu treffen, aber eben deshalb kommt sie aus dem Genrehaften nicht heraus und es ist die Frage, ob sie überall der Würde der Ereignisse, die im großen Stil gedacht sind, angemessen ist. Indessen will ich gern zugeben, dass eine sogenannte „getragene Diktion“ bei dem reichen Stoffinhalt des Stückes, das letztere leicht zu ungebührlicher ja unerträglicher Länge ausgesponnen haben würde. Also Glückauf zum 10. November! —

* * *

Als weiteres Lutherdrama sei hier erwähnt: „Dr. Martin Luther und Graf E. von Erbach“, Schauspiel in vier Aufzügen (nach Armin Steins Erzählung) von C. Lange (Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht). Dieses Stück, das ein Hofprediger und Konsistorialrat nach der Erzählung eines anderen Geistlichen (H. O. Nitzschmann in Halle) geschrieben, ist höchst lehrreich dafür, wie man es nicht machen müsse, wenn man ein praktisches Ziel vor Augen hat. Dies letztere wird man kaum voraussetzen können, wenn man auch nur im Buche blättert. Der Herr Konsistorialrat hat gewiss alle Erudition und Innigkeit, ja den feinsten Extrakt der Kirchengeschichte und speziell der protestantischen Lehre aufgewendet, um ein Drama zu schreiben, aber über die Anforderungen dieser Kunstgattung hat der würdige Herr sich schon in der Disposition mit seltener Freiheit hinweggesetzt. Um kurz zu sein, das Stück enthält lediglich eine ununterbrochene Reihenfolge von Gesprächen. Dabei in jedem Akt eine unabsehbare Reihe von Verwandlungen, oft nur für eine einzige Szene. Der dritte Akt beispielsweise wechselt nicht weniger als neunmal den Schauplatz. Die eigentliche dramatische Handlung des Ganzen ist sehr dürftig geschürzt. Graf v. Erbach, altgläubig, löst die Verlobung seiner Tochter mit dem Grafen v. Rheineck auf, weil dieser lutherisch gesinnt ist, ja er lässt sich von einem jesuitischen Beichtvater überreden, Luther auf der Reise nach Heidelberg zu überfallen, zu fangen oder zu töten. Dies misslingt, aber der Graf wird Zeuge eines Gebets Luthers in der Herberge, und dieser Eindruck reicht hin, ihn vollständig zu gewinnen und zu versöhnen. Er lässt Luther ziehen und führt seiner Tochter den Bräutigam wieder zu. Das ist der Hauptinhalt des umfangreichen, mit vielen Betrachtungen, Monologen und Liedern durchwobenen und sonst sehr wolgemeinten Stückes. Ist es auch für die Bühne völlig unbrauchbar, empfiehlt es sich vielleicht für Leseabende, Töchterschulen und religiöse Zirkel.

Weimar.

Julius Grosse.



Aus der alten Coulissenwelt.

Mein Engagement am Leipziger und Magdeburger Stadttheater in den Jahren 1847 und 1848, von Anna Löhn-Siegel.

Leipzig 1883, W. Friedrich. 6 M.

Das vorliegende Buch ergänzt derselben Verfasserin Schrift: „Wie ich Schauspielerin wurde.“ Wer vor etwa drei Jahren das erstere mit Interesse gelesen hat, wird das neue nicht entbehren wollen, wie denn uns zufällig schon darauf bezügliche Anfragen gestellt worden sind. Wir können „Aus der alten Coulissenwelt“ sowol als Fortsetzung, wie als abgeschlossenes neues Buch empfehlen, weil allen Büchern dieser Verfasserin ein hoher sittlicher Wert innewohnt und geistiges Streben kaum irgendwo, aus weiblicher Feder, so mit Tatsachen illustrirt wird, wie durch die sächsische Pfarrerstochter Anna Löhn. Sie hat von früh auf gezeigt, dass auch das Mädchen seinen zielbewussten selbständigen Weg durchs Leben machen kann, wenn es ernstlich will, und dass Charakterfestigkeit nicht abhängig zu sein braucht von der alles entschuldigen sollenden weiblichen Schwäche.

Uns, die wir seit Jahren Gelegenheit hatten, das reiche schriftstellerische Wirken von Anna Löhn-Siegel zu verfolgen, ist es oft vorgekommen, als ob sie nicht genug als Vorbild genommen worden wäre. Nicht als ob wir damit sagen wollten, dass junge gebildete Mädchen zum Theater gehen, oder Schriftstellerinnen werden sollten, — zu beidem gehört mehr Talent, als die meisten besitzen, welche sich in diese Gebiete verirren, — nein, wir meinen, Anna Löhns männliche Weiblichkeit hätte mehr imponiren, mehr Nachahmerinnen finden müssen. Die Bezeichnung mag paradox klingen; für einen Charakter wie den von Frau Siegel halten

wir ihn bezeichnend, und „Aus der alten Coulissenwelt“ sind die Belege dafür beizubringen. — Welche Summe von Studirtrieb offenbart sich darin und wie spiegeln sich Zeit und Personalverhältnisse wider aus dem Verkehr des damals achtzehnjährigen Mädchens. Namentlich für den, der Leipzig kennt aus jener vormärzlichen Zeit her, ist diese Löhnsche „Coulissenwelt“ eine wahre Fundgrube von Erinnerungen, und gerade weil sich seitdem so viel verändert hat, sind Situationen und Personen von damals doppelt interessant. Carl Herlossohn, Adolf Boettger, Eduard Kauffer, die drei talentvollen, arm verstorbenen Dichter; der markige Politiker Robert Blum, mit seinem tragischen Ende — Karoline Bauer, Franziska Berg, Heinrich Marr, Joseph Wagner, Max Ballmann, Theodor Drobisch, E. M. Oettinger, Heinrich Laube, und wie all die künstlerischen Notabilitäten heißen, griffen ein in das Leben und den Bildungsgang der Verfasserin. Sie entwirft von allen treue und ansprechende Bilder, die allein schon genügten, um die Neugier zu veranlassen, sie in dieser Umgebung kennen zu lernen. Wer nicht an allen Einzelheiten Gefallen finden kann, welche der jungen studirenden Schauspielerin aufgestoßen sind, der wird reichlich entschädigt durch ihre reiche Beobachtungsgabe, deren Anwendung auf die menschliche Gesellschaft und durch die allzeit schlagfertige, zum Teil witzige Art, mit der sie sich zu behaupten weiß. Anna Löhn-Siegels Schreibweise ist eine stets anregende, oft anscheinend sich in leichter Plauderei gehen lassende, dann tiefsinnig betrachtende, immer aber ist der Ton ein den Verhältnissen angemessener.

Woltuend stechen die Mitteilungen „Aus der alten Coulissenwelt“ ab von den jüngsten Bühnen-Decameronen; sie damit zu verwechseln, wäre eine Versündigung an dem Beruf einer berufenen Schriftstellerin, die bekanntlich Proben ihrer Vielseitigkeit und Gediegenheit auf allen Gebieten der belletristischen Literatur abgelegt hat. Auch birgt jene „Alte Coulissenwelt“ des Ursprünglichen mehr, als die moderne schauspielerische Ausbildung, welche vielleicht besser theoretisch schult, aber höchst nüchtern erscheint gegenüber der „Vorzeit holden Romantik“.

Wiesbaden.

Karl Stelter.



Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa von Reinhold Werner.

Berlin 1884. Otto Janke.

Der Verfasser dieser Erzählung in einem Bande ist, wie bekannt, ein sehr braver Seemann, den die junge deutsche Flotte mit Stolz den ihren genannt hat. Er war gerade der rechte Mann, die Geschichte des tapferen Danziger Schiffsführers Paul Beneke zu schreiben, den der Lübecker Chronist, wie er selbst auf der letzten Seite berichtet, „een hart Seevogel“, aber auch den „düdeschen Helden“ nennt. Wer von ihm bisher nichts gehört hat, weiß doch vielleicht, dass sich über dem St. Georgenaltar der Marienkirche zu Danzig eins der berühmtesten Gemälde altdeutscher Schule, das jüngste Gericht (von Memlinc?) befindet. Nun, das hat er von einem im Kriege zwischen der Hansa und den Engländern im Jahre 1473 gekaperten Schiffe als gute Prise seiner Vaterstadt heimgebracht, und das mindestens sollte ihm unvergessen sein. In seinem kurzen Leben — er wurde nur vierzig Jahre alt — hat er für Danzig viel Ruhm geerntet und dessen Flagge auf der Ost- und Nordsee gefürchtet gemacht. Wie er als ein „Findling“ mit geringen Ansprüchen den Kampf ums Dasein begann, zum Glück früh in eine gute Schule kam und den Seedienst aus dem Grunde erlernte, sich in eine Patriziertochter verliebt und bei dem schönen Kinde auch Gegenliebe findet, aber von dem stolzen Herrn Papa fern gehalten wird, nun seine ganze Kraft daran setzt, sich durch eigenes Verdienst hinaufzuarbeiten und das Vorurteil zu brechen, in jungen Jahren schon Seesiege erficht, die Feinde der Hansa überall in Schrecken setzt und wunderbare Rettungen ausführt, dem Tode nahe ist und durch einen günstigen Zufall von seinen Geburtsverhältnissen sichere Kunde erhält, endlich die Braut heimführt, ohne von dem Mittel, alle Bedenken des Ratsherrn rasch zu beseitigen, Gebrauch gemacht zu haben, das setzt den kleinen Roman zusammen, der zwar an Erfindung nichts neues bietet, aber doch interessant genug erzählt ist, um auch den Lesern und insonderheit Leserinnen, denen die umständliche Schilderung des Seedienstes unbequem werden möchte, hinreichend Stoff zur Unterhaltung zu bieten. Seinen besonderen Wert erhält aber das Buch gerade durch die Zuführung fachmännischer Details. Hier zeigt sich der Verfasser zugleich als ein sehr kundiger Historiker. Er weiß auf den Schiffen der Hanseaten des fünfzehnten Jahrhunderts trefflich Bescheid und versteht jede magere Notiz der damaligen Chroniken und sonstigen Ueberlieferungen gut auszunutzen, weil er aus seiner allgemeinen Kenntnis des Seewesens heraus ihre Bedeutung klarzustellen im Stande ist. So wird uns durch ihn das Fremde in die Nähe gerückt, das Verlebte wieder lebendig gemacht. Da nun auch Küsten und Meere in diesen Jahrhunderten ungefähr dieselben geblieben sind, Steuer und Segel gegen Strom und Wind nach denselben Kunstregeln damals wie heut zu gebrauchen waren, gleiche Gefahren drohen, alle kosmischen Einflüsse unverändert sind, so konnte der Seemann aus seinen eigenen reichen Erfahrungen und Anschauungen das historische Bild mit dem frischesten Kolorit ausstatten. Er fühlt sich unsicher und beengt, so lange sein Roman auf dem Lande spielt; man merkt's sofort seiner Schilderung an, wie wol ihm zu Mut wird, wenn erst wieder die Anker gelichtet werden können und der Wind die Segel bläht. Dass er auf See die Seemannssprache spricht, muss man gelten lassen, auch wenn man mitunter nur mühsam folgen kann. Lässt sich doch auch eine richtige Jagdgeschichte nur in dem richtigen Jägerlatein wirksam und glaubhaft vortragen.

Königsberg. Ernst Wichert.

Doctor Claudius. A true story by F. Marion Crawford.

London 1883, Macmillan.

F. M. Crawford, der anfangs dieses Jahres mit seinem Mr. Isaacs so glänzend debütirte, hat wenige Monate darauf einen zweiten Roman, Dr. Claudius, folgen lassen, welcher in England und Amerika gleich günstige Aufnahme gefunden hat wie sein Erstlingswerk. Wenn man indessen in diesem zweiten Werke einen bedeutenden Fortschritt gegen das erste erkennen will, so möchten wir diesem Urteil vielleicht in bezug auf das rein Technische, im übrigen aber nicht unbedingt zustimmen. Die Originalität, der eigentümliche Zauber, wodurch Mr. Isaacs den Leser unwiderstehlich fesselt, bleibt unerreicht. Wenn wir aber von diesem, freilich bei einem so jungen Autor fast unvermeidlichen Vergleiche mit sich selbst absehen, so müssen wir zugeben, dass in der Skala der landläufigen englischen Romane von heutzutage Dr. Claudius eine recht hohe Stelle gebührt. Schon der Charakter des Helden sichert sie ihm, der mit großer Liebe und Sorgfalt bis ins Kleinste konsequent durchgeführt und mit anziehenden individuellen Zügen ausgestattet ist.

Dr. Claudius ist der Typus des geistig und körperlich kräftigen kerngesunden Nordländers, ein Mann vom reinsten Seelenadel, an dem kein Fleck und kein Falsch ist. Seinen philosophischen Studien hingegeben lebt er auf seinem Arbeitszimmer zu Heidelberg in seiner eigenen Welt ohne Misanthrop zu sein. „Er hatte sich in das weite Meer von Kant, Spinoza und Hegel gestürzt, ohne vielleicht recht zu bedenken, was er tat, bis er sich gezwungen sah, vorwärts zu gehen, oder seine Niederlage einzugestehen. Das wollte er nicht, und so trieb er es immer weiter, bis er sich eines Tages fragte, wohin das Alles führen sollte? warum er jahrelang so eifrig an all diesen Dingen gearbeitet habe? ob sein altes freies Leben und frischer Genuss nicht besser wäre als diese nächtlichen Forschungen in den Gedanken anderer Leute welche, was sie auch als gesprochenes Wort gewesen sein mochten, auf dem Papier nie ganz klar schienen. Wäre es nicht besser, das alles liegen zu lassen und nach seiner nordischen Heimat zurückzukehren? Dort könnte er Abenteuer genug finden und frische Jugend und Lebenskraft einatmen in der kalten klaren Atmosphäre der norwegischen Fischereien oder auf einem abgelegenen schwedischen Landhof. Und doch konnte er sich nicht entschließen, sich von der Stelle zu rühren, noch zuzugeben, dass er vergeblich gearbeitet habe." Ihm ist aber zu Mute, als schwände seine Jugend, als wäre er, in seinem dreißigsten Jahre, ein alter Mann. — Seine persönlichen Verhältnisse hat er aufs einfachste geordnet, sein kleines Kapital ist sicher angelegt, die Zinsen genügen für seine geringen Bedürfnisse. Not und Sorge bleibt ihm eben so fern als alle komplizirten Verhältnisse des Lebens. Da fällt ihm plötzlich eine große Erbschaft von einem Onkel aus Amerika zu und sein erstes Gefühl dabei ist Verlegenheit darüber, was er mit all dem Gelde anfangen soll! Er müsste all seine Lebensgewohnheiten ändern — weshalb denn? es kann ihn doch niemand zwingen, sein Geld zu verbrauchen, und so will er's alles beim Alten lassen. Zwei neue Elemente aber, die unerwartet in sein Leben treten, entreißen ihn, halb und halb wider Willen, seiner Abgeschlossenheit und treiben ihn hinaus auf das Meer des Lebens. Die schöne Gräfin Margaret, Witwe eines russischen Grafen, von Geburt aber eine Amerikanerin, der er zufällig im Heidelberger Schloss begegnet und einen kleinen ritterlichen Dienst leistet, und Mr. Barker, Sohn des Kompagnons von Dr. Claudius verstorbenen Onkel in New-York. Barker ist das vollkommene Gegenstück zu Dr. Claudius, ein schlaues weltgewandtes Subjekt, ohne jede tiefere Bildung, so zu sagen mit allen Hunden gehetzt, der für Dr. Claudius absolut kein Verständnis hat, sich ihm aber unendlich überlegen fühlt und ihn auf seine Weise auszubeuten hofft, weniger in materieller Hinsicht, als dadurch, dass er den gelehrten Millionär in seinen Kreisen als eine Art von Phänomen vorzustellen und dadurch sein eignes Ansehen zu steigern gedenkt. Der Gegensatz dieser beiden Gestalten ist nirgends zu schroff oder absichtlich betont und doch mit großer Schärfe durchgeführt. Die schöne Margaret, deren Zauber Claudius sofort verfällt, vertieft sich mehr und mehr im Lauf der Handlung, je mehr sie Verständnis gewinnt für die Größe und den Wert des Mannes, in welchem die elegante verwöhnte Dame der großen Welt zuerst nicht viel mehr sah, als ein interessantes Buch, das wol des Lesens wert wäre. Den Intriguen Barker's, der Claudius um jeden Preis nach Amerika locken und zum Antritt der Erbschaft bewegen will, gelingt es, eine kleine Reisegesellchaft zusammen zu bringen, die als Gäste seines Freundes, eines englischen Herzogs, auf dessen Yacht eine Vergnügungstour nach Amerika machen. Dieser Herzog ist so gezeichnet, wie Amerikaner englische Aristokraten darzustellen pflegen, — gutmütig, phlegmatisch, großmütig, beschränkt bis zur Einfältigkeit, nachlässig in Sprache und Manieren und dabei doch jeder Zoll ein Gentleman, — er erinnert an den Lord Lambeth in H. James' International Episode. In ähnlicher Weise, mehr typisch als individuell, ist die Gesellschafterin der jungen Witwe gezeichnet — Miss Skeat eine Schottin, die sich trotz ihrer Liebe zu Margaret nicht ganz leicht in ihre untergeordnete Lebensstellung findet und vorzugsweise gern von der Größe der schottischen Klans spricht. Barker weiß ihr ein Interesse für die ebenfalls gesunkene Größe der amerikanischen Rothäute einzuflößen und durch seine Unterhaltung geschickt von den anderen Beiden abzulenken; denn Margaret ist der Magnet, der Claudius übers Meer ziehen soll. Bei der Aussicht auf das Gelingen dieses Planes sieht Barker so vergnügt aus, wie Barnum als er mit seinem Riesenelephanten Jumbo glücklich in New-York landete. Weiter aber hatte Barker nicht gerechnet. Dass Claudius sich in Margaret verliebt, passte ihm, nicht aber dass sie diese Liebe ernstlich erwidern sollte, wozu anfangs keine Aussicht

war. Eine amerikanische Flirtation, mehr sollte es nicht sein, als es Ernst zu werden droht, stimmt das nicht mit Barker's Rechnung, denn er wollte die Gräfin selbst heiraten. Er weiß nun Claudius' Identität in Zweifel zu stellen, diesem dadurch Unannehmlichkeiten zu bereiten und einen Schatten auf seinen Charakter zu werfen, ohne dass Claudius die Intrigue durchschauen kann. Die Art, wie Claudius den amerikanischen Advokaten abfertigt, seine Empörung über den leisesten Argwohn an seiner Ehre ist prächtig, wie viele kleine humoristische Episoden. Von poetischer Schönheit sind einige Szenen zwischen Margaret und Claudius, ihre nächtliche Begegnung auf dem Deck der Yacht, wo er ihr zuerst seine Liebe gesteht, ohne Erhörung zu finden, und dann ihre Wanderung längs der Felsklippen von Newport — die großartige nebelumhüllte Seelandschaft, die einsame Klippe, unter deren Schutz sie im Abendscheine niedersitzen und zu völligem Verständnis, zu seligem Liebesbund fürs Leben kommen.

Durchaus dem Charakter des Helden entsprechend ist es, dass er Margaret ohne ihr Vorwissen einen großen und schwierigen Dienst leistet (es handelt sich um das in Russland konfiszirte Vermögen ihres ersten Gatten) und dass er sie, unmittelbar nach der Verlobung in vollem Vertrauen auf lange Zeit verlässt, ohne ihr den Grund für seine Abreise zu sagen. Sie glauben an einander — das genügt. Dass Barker's Anstrengungen, sie in dieser Zeit für sich zu gewinnen, scheitern, lässt sich voraussehen und entspricht der poetischen Gerechtigkeit, um so mehr als die ganze Handlung auf einen glücklichen Ausgang angelegt ist, der nur zeitweise so weit in Frage gestellt wird, als genügt, um ein gewisses spannendes Interesse aufrecht zu erhalten. Sicher wird dieser Roman einen großen Leserkreis finden, vielleicht einen größeren als „Mr. Isaacs", — eben weil dieser auf einen erlesenen rechnen muss.

Königsberg.

Th. Hoepfner.



Die Berner Konferenz und der Amsterdamer Kongress.

I.

Noch niemals hat der gesamte (und mithin auch der deutsche) Schriftstellerstand eine solche Würdigung und Förderung seines berechtigten Selbstgefühls zu verzeichnen gehabt, wie in diesem Jahre des Heils 1883; und mit doppeltem Stolze können wir darauf hinweisen, dass der epochemachende Sieg unserer gemeinsamen Sache, die Konferenz zu Bern, einer Anregung zu verdanken ist, welche im vorigen Jahre (auf dem internationalen literarischen Kongresse zu Rom) von deutscher Seite gegeben worden ist.

Vor zwei Jahren bereits hatte ich Gelegenheit, im „Magazin" die Grundsätze und die Entstehungsgeschichte, die Wünsche und Absichten der im Jahre 1878 begründeten „Association Littéraire Internationale" darzulegen. Was wir nach den schüchternen Anfängen von 1878, nach den späteren Missverständnissen und Missdeutungen, kaum zu hoffen gewagt, hat sich nach kurzen fünf Jahren als überraschend richtig erwiesen: die Achtung vor dem geistigen Eigentume, dem materiellen Kitte der verschiedenen nationalen Schriftstellergruppen, hat in dem Rechtsbewusstsein der Zeit einen immensen Fortschritt gemacht, — und die geistige Annäherung, die wir unter den Schriftstellern, den Vätern der öffentlichen Meinung in allen Ländern, herbeizuführen versuchten, hat alle Teilnehmer befriedigt, freudiges Erstaunen unter diesen selbst hervorgerufen und in gemeinsamer Arbeit zu einem glorreichen Erfolge geführt. Wir alle, die wir 1878 den Grundstein zu dem jetzt so mächtigen Gebäude der internationalen Schriftsteller-Vereinigung legten, — und das waren sämtlich mehr oder weniger Dii minorum gentium, welche nur den Vorteil hatten, unerschütterlich an die Macht einer ideellen Tat zu glauben, und die Kühnheit besaßen, dieselbe auch ohne die Mithilfe der „Großen" unter uns vollführen zu wollen — wir alle wussten wol, welchen Angriffen wir uns aussetzten, und sahen denselben, die denn auch recht bald und von allen Seiten auf unser sündiges Haupt sich ergossen, mit der Gemütsruhe von Leuten entgegen, die des endlichen Erfolges ihrer guten Sache gewiss sind; dass aber dieser Erfolg ein so rascher und ein so glänzender sein würde, das haben selbst wir damals nicht geglaubt.

Denn schon auf dem vorjährigen Kongresse in Rom, dem fünften in der Reihe, zeigte sich der Boden genügend vorbereitet, die Achtung vor dem geistigen Eigentume, sowie der geistige Zusammenhang unter den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten so gefestigt, dass der Vorschlag der deutschen Delegirten: nunmehr zur Tat zu schreiten und die bisherigen theoretischen Erörterungen zur Grundlage eines gemeinsamen praktischen Vorgehens zusammenzufassen, allgemein Anklang fand und eine Zusammenkunft von sachverständigen Delegirten in Bern beschlossen wurde. Damals dachte man mehr an eine private internationale Konferenz von Schriftstellern und Rechtskundigen zur Formulirung eines Normalvertrages zwischen je zwei Staaten, welcher Normalvertrag dann bei Abschluss späterer Literarkonventionen als „schätzbares Material" Verwendung finden konnte; hieraus aber entwickelte sich, und zwar, wie rühmend anerkannt werden muss, lediglich durch die Energie und die rastlose Arbeit des Pariser Exekutivkomitees, eine nicht mehr rein private, sondern eine auf Einladung des Schweizer Bundesrats und unter dem Vorsitz des Bundesratsmitglieds Numa Droz (früher Präsident der Eidgenossenschaft, jetzt Minister für Handel und Ackerbau) tagende Konferenz zur Formulirung derjenigen Wünsche, welche die Autoren der verschiedenen Länder in ihrem Interesse und in dem der Allgemeinheit bei einer internationalen Regelung der Eigentumsfrage in geistigen Dingen geltend machen möchten; und auf Grund dieser Konferenzbeschlüsse

wird die **Schweizer Regirung** (nicht die Association Littéraire Internationale) **die andern Regirungen in und außerhalb Europas zur Bildung einer internationalen literarischen Union, ähnlich dem Weltpostvereine, einladen,** — dieselben ersuchen, offiziell bevollmächtigte Regirungs-Delegirte zur Beratung des der Union zu Grunde zu legenden Vertrages nach Bern zu entsenden und derart — wenn auch vorläufig nur innerhalb einiger Staaten — eine „Union littéraire" ins Leben zu rufen, welcher die andern Staaten später jederzeit beitreten können. Der enorme Unterschied zwischen dem ursprünglich nur Beabsichtigten und dem jetzt wirklich Erreichten liegt auf der Hand: an Stelle der Agitation einer privaten Interessenten-Gemeinschaft tritt die Initiative einer in internationalen Verträgen maßgebenden Regirung, welche im Namen eines bisher noch nicht hinreichend gewürdigten Rechtsgrundsatzes handelt, — und das Resultat der Berner Konferenz ist nicht mehr ein schätzbares Material, das man unbeachtet zu den Akten legt, sondern eine als solche offiziell anerkannte und von Numa Droz ausdrücklich **im Namen des Bundesrats** angenommene Vorarbeit zu den späteren Beratungen der Regirungs-Delegirten, welche denselben durch den **Bundesrat** vorgelegt werden wird.

Offiziell vertreten waren auf der Berner Konferenz: der eidgenössische Bundesrat durch Numa Droz, — die Association Littéraire Internationale durch den Präsidenten Louis Ulbach, den General-Sekretär Lermina, die beiden Schriftführer Ebeling und Pagès, und die beiden Rechtsgelehrten Pouillet und Clunet, — das National-Komitee der A. L. I. für Deutschland und der Allgemeine Deutsche Schriftstellerverband durch den Unterzeichneten, — die deutschen dramatischen Autoren und Komponisten durch Carl Batz-Mainz, — das National-Komitee der A. L. I. für England durch Blanchard Jerrold, — die Gesellschaft französischer Komponisten durch de Larey, — die französischen Buchhändler durch Lerrier, — die schweizer Buchhändler durch Goerg, — der Madrider Schriftstellerverein durch den spanischen Gesandten bei der eidgenössischen Regirung, Marquis d'Almena. Außerdem nahmen Prof. jur. Teichmann-Basel, Prof. jur. d'Orelli-Zürich, Tallichet, Herausgeber der Bibliothèque Universelle in Lausanne, der rumänische Gesandtschaftsattaché Djuvara, Georg Becker-Genf u. a., als Mitglieder, und der Präsident der Eidgenossenschaft, Ruchonnet, sowie der französische Gesandte in Bern, Arago, als Gäste an den Beratungen der Konferenz Teil. Gottfried Keller, welcher zum vorbereitenden schweizer Komitee gehörte, war leider am Erscheinen verhindert; die Abwesenheit eines Delegirten des Börsenvereins Deutscher Buchhändler wurde umsomehr bemerkt und um so lebhafter bedauert, als gerade der Vertreter dieser Korporation in Rom den ersten Anstoß zur Berner Konferenz gegeben hatte.

Als Resultat der Beratungen nun wurden folgende zehn Punkte festgesetzt, die ich dem Wortlaute nach hier folgen lasse:

1. Les auteurs d'œuvres littéraires et artistiques parues, représentées ou exécutées dans l'un des Etats contractants jouiront, à la seule condition d'avoir accompli les formalités exigées par la loi du pays, pour la protection de leurs œuvres dans les autres Etats de l'Union, quelle que soit d'ailleurs leur nationalité, des mêmes droits que les nationaux. (N. B. Es wird also nicht das Heimatsrecht des **Autors**, sondern das des **Werkes** als entscheidend angesehen, so dass z. B. ein in England zuerst veröffentlichtes Werk als von englischer Herkunft betrachtet wird, gleichviel welcher Nationalität der Autor angehören und gleichviel wo er seinen dauernden oder vorübergehenden Wohnsitz haben mag.)

2. L'expression: œuvres littéraires ou artistiques, comprend: les livres, brochures ou tous autres écrits, les œuvres dramatiques, dramatico-musicales, les compositions musicales avec ou sans paroles, les arrangements de musique, les œuvres de dessin, de peinture, de sculpture, de gravure, les lithographies, les cartes géographiques, les plans, les croquis scientifiques, et en général toute œuvre quelconque, littéraire, scientifique et artistique, qui pourrait être publiée par n'importe quel système d'impression ou de reproduction. (N. B. Die photographischen Werke sind, wie in der Debatte festgestellt wurde, als nicht zur Kunst gehörig absichtlich nicht mit aufgeführt worden, und mithin auch durch diesen Artikel nicht als geschützt zu betrachten.)

3. Le droit des auteurs s'exerce également sur les œuvres manuscrites ou inédites. (N. B. Damit nicht etwa ein z. B. in Deutschland „als Manuskript gedrucktes" und da noch nicht aufgeführtes Theaterstück in den andern Staaten der Union als vogelfrei betrachtet werden könnte.)

4. Les mandataires légaux ou ayants cause des auteurs jouiront, à tous égards, des mêmes droits que ceux accordés par la présente convention aux auteurs eux-mêmes.

5. Les auteurs ressortissant à l'un des Etats contractants jouiront dans tous les autres états de l'Union du droit exclusif de traduction pendant toute la durée de leur droit sur leurs œuvres originales. Ce droit comprend les droits de publication, de réprésentation ou d'exécution.

6. La traduction autorisée est protégée au même titre, que l'œuvre originale. Lorsqu'il s'agit de la traduction d'une œuvre tombée dans le domaine public, le traducteur ne peut pas s'opposer à ce que la même œuvre soit traduite par d'autres écrivains.

7. En cas d'infraction aux prescriptions qui précèdent, les tribunaux compétents appliqueront les dispositions tant civiles que pénales édictées par les législations respectives, comme si l'infraction avait été commise au préjudice d'un national. L'adaptation sera considérée comme une contrefaçon et poursuivie de la même manière.

8. La présente convention s'applique à toutes les œuvres non encore tombées dans le domaine public dans le pays d'origine de l'œuvre au moment que la présente convention sera mise en vigueur.

9. Il est entendu que les Etats de l'Union se reservent respectivement le droit de prendre séparément, entre elles, des arrangements particuliers pour la protection des œuvres littéraires et artistiques, en tant que ces arrangements particuliers ne contreviendraient point aux dispositions de la présente convention.

10) Il sera établi un bureau central et international auquel seront déposés par les soins des gouvernements des Etats de l'Union les lois, décrets et règlements déjà promulgués ou qui le seraient ultérieurement concernant les droits des auteurs. Ce bureau les réunira et publiera une feuille périodique, rédigée en langue française, où seront contenus tous les documents et renseignements utiles à faire connaître aux intéressés.

Die Arbeit, mächtig gefördert durch das vorzügliche Einvernehmen, welches unter sämtlichen Mitgliedern der Konferenz ohne Ausnahme herrschte, und durch das unübertreffliche Geschick, mit welchem der Vorsitzende Numa Droz die Verhandlungen leitete, wurde nur durch einen einzigen Festtag unterbrochen. Einer, aber ein Löwe. Am Mittwoch folgten die Konferenz-Mitglieder der Einladung des eidgenössischen Bundesrats zu einem Ausfluge nach Interlaken mit obligatem Diner daselbst; und wenn auch der Himmel umwölkt und die Jungfrau hartnäckig unsichtbar blieb, so wurde der Tag doch wunderbar und auf Nimmervergessen verschönt durch die anmutende, von jeder Herablassung

freie Herzlichkeit, mit welcher der Präsident der Eidgenossenschaft, Ruchonnet, und der Vorsitzende der Konferenz die Honneurs ihres Landes machten, sowie durch den mannigfachen Gedanken- und Gefühlsaustausch unter den Delegirten, zu welchem die stundenlangen Bahn- und Seefahrten auf der Hin- und Rückreise die beste Gelegenheit boten. Ein Bankett, dass die Delegirten am Abende des letzten Beratungstages dem eidgenössischen Bundesrate gaben, beschloss die Berner Konferenz, welche in den Annalen des gesamten Schriftstellerstandes als einer der Glanzpunkte gemeinsamen Einverständnisses und Wirkens ihren Platz für immer behaupten wird.

(Schluss folgt.)

Berlin.

Wilhelm Löwenthal.



Sprechsaal des „Magazins“.

Ueber allen Gipfeln ist Ruh.

„Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, rekognoszirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Ueber allen Gipfeln ist Ruh' etc.,“ schrieb Goethe nach seinem letzten Geburtstage unter dem 4. September 1831 an seinen Freund Zelter. Im jetzigen Jahre hatten sich hundert Jahre vollendet seit dem Tage, als Goethe in Betrachtung der in ernster Abendruhe lagernden Kette der Thüringer Waldberge unmittelbar aus der Stimmung heraus das kleine tief-innige Gedicht geschaffen und an die Bretterwand des schmucklosen Häuschens geschrieben hatte, in welchem er damals übernachtete. Das alte Häuschen ist bekanntlich von den Flammen verzehrt, — ein neues, vollkommen treu dem alten, ist an seiner Stelle entstanden und mit einer photographischen Nachbildung des Liedes geschmückt. Dort beging die „Gemeinde Gabelbach“ an ihrem Sitzungstage, am 8. September 1883, in Verbindung mit dem Ilmenauer Sängerverein eine sinnige hundertjährige Feier des Gedichtes. Nachdem der Sängerverein das Lied vorgetragen, sprach Herr Oberamtsrichter Schwanitz von Ilmenau über Goethes dortigen Aufenthalt und über das Freundschaftsverhältnis zu Karl August, zu dessen Geburtstage Goethe in eben diesem einfachen Bretterhäuschen auch das herrliche, an persönlichen Beziehungen und Erinnerungen reiche Gedicht „Ilmenau“ am 27. August 1783 gedichtet habe. Bekränzung des Goethegedichts durch Jungfrauenhand und festliche Gesänge schlossen die einfach-schöne Feier. Sie hat Herrn Adolf Pernwerth von Bärnstein, dem um die Geschichte des deutschen Liedes und des akademischen Lebens verdienten Herausgeber der „Carmina burana selecta“ und des „Ubi sunt, qui ante nos etc.“, dem Meister in Uebertragung alter lateinischer Lieder in deutsche Sprache, Veranlassung zu einer neulateinischen Nachbildung des kleinen Goetheschen Liedes gegebzn. Bei der Schwierigkeit solchen Versuchs ist die Weichheit und Innigkeit, mit welcher die Stimmung des Originals hier wiedergegeben worden, rühmend anzuerkennen. Mit Genehmigung des Verfassers teile ich den Freunden des Goetheschen Gedichts die interessante Uebertragung mit:

Montes requiescunt
Cuncti,
Vertices nitescunt
Juncti,
Immoti ventis;
Aves se somno dant levi,
Ipse tu brevi
Quietem sentis.

Weimar.

Robert Keil.



Kritische Rundschau.

H. Pichler: Genrebilder aus dem Seeleben. — Ein ganz und gar tüchtiges und liebenswürdiges Buch; für Jeden, der die See liebt und kennt, so spannend wie erquickend, mit merkwürdiger Sachkunde und herzgewinnender Frische geschrieben, dabei in einem schlichten, aber — was sehr hoch anzurechnen ist — fast tadellosen Stil. Wir haben, gereizt durch die so seltene Korrektheit der Sprache, nach Fehlern gesucht, aber nichts Nennenswertes gefunden. Und um unser Erstaunen zu steigern, erfahren wir, dass H. Pichler eine Dame ist! Woher sie diese Teerjackengeschichten hat und wie sie zu der Farbentreue kommt, ist ihr Geheimnis. Das könnte ein hochgebildeter Kapitän schwerlich besser schreiben. — Oldenburg, Schulze.

Von der hier öfter erwähnten „Real-Encyklopädie der christlichen Altertümer“ (von F. X. Kraus herausgegeben) erscheint die neunte Lieferung. Das schöne Werk schreitet sehr langsam vorwärts, zeigt aber in den meisten Artikeln die große Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, welche wir gleich zu Beginn desselben anerkannten. — In der neunten Lieferung verdient namentlich der Artikel über die Katakomben rühmliche Hervorhebung. — Freiburg i. B., Herder.

Joseph Hallers Riesenwerk: „Spanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes“ liegt nunmehr mit dem zweiten Teil vollständig vor. Wiederum können wir unser früheres Lob nur dahin erneuern, dass der Fleiß und die scharfsinnige Kombination weit entlegener Erklärungsquellen aufs höchste zu bewundern sind, und dass dieses Werk fortan jedem, der sich aus literarischen oder philologischen Gründen mit der Wissenschaft von den Sprichwörtern beschäftigt, absolut unentbehrlich ist, so gut wie etwa das bekannte Wandersche Buch. — Regensburg, in Kommission von Manz.

Raffaello Fornaciari: „Studi su Dante. Editi ed inediti.“ — Es sind fünf Abhandlungen über einzelne Fragen der Dante-Kunde: „L'allegoria della Lucia. — La ruina. — Il mito delle Furie. — Ulisse nella D. Commedia — La Trilogia Dantesca.“ Abgesehen von einigen zu weit getriebenen Interpretationskunststückchen, muss man diesen Studien einen ehrenvollen Platz in der Spezialforschung einräumen. Der Verfasser beherrscht die kolossale Dante-Bibliographie wenigstens so weit, wie es sich um die klassischen Kommentare handelt, und seine eigenen Erklärungen wachsen zwanglos aus der Betrachtung des Textes heraus. — Milano Trevisini. 2,50 L.

N. G. Tschernischewski: „Was tun?“ (Erzählungen von neuen Menschen). Roman. 3 Bände. — Tschernischewski ist jener unglückliche russische Schriftsteller, der seit 1864 in einem entlegenen Winkel Sibiriens schmachtet und für dessen Befreiung der Schriftstellerkongress zu Wien 1881 sich zu verwenden versuchte. Dieser Roman, der unsres Wissens zum ersten Mal in deutscher Uebersetzung vorliegt — und zwar in sehr guter, fließender, — ist seine bedeutendste Leistung. Er ist in dem erzählenden Teil von einer wunderbaren Naturwahrheit, und selbst die phantastischen Ausschmückungen stimmen zu dem Tone des Ganzen. Es ist sehr interessant, diesen Romancier mit Turgenjew zu vergleichen, dem er an Macht der Realistik nahezu gleichkommt. Und denken zu müssen, dass dieser Unglückselige nun bald zwanzig Jahre in der Gefangenschaft seufzt! — Leipzig, Brockhaus. 3 Bände.

Franz Harder: „Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien.“ — Leipzig, C. Reißner. — Ein großenteils recht gut gelungener Versuch, dem gebildeten Laien, aber auch dem Philologen, die so oft gestellte und so selten leicht beantwortete Frage: „woher kommt dies Wort?“ zu lösen. Der richtige Mittelton zwischen berechtigter Gelehrsamkeit und herablassender Popularität ist vielleicht nicht immer getroffen; doch wird jeder Leser dies, auch äußerlich dauerhaft hergerichtete, Büchlein von fast 200 Seiten mit Vorteil durchblättern und durch das vollständige Sachregister am Ende noch lange nach der ersten Lektüre sich Rat aus demselben holen.

„Roma. Lyrische Dichtungen aus dem römischen Altertum.“ In neuen metrischen Uebersetzungen von Carl Bruch. — Welch ein schönes Buch! Nahezu alles, was an wirklicher Poesie uns aus dem römischen Altertum überkommen, — sehr viel ist dessen gerade nicht! — findet sich hier in meisterhafter Nachbildung beisammen: das Beste von Horaz, Ovid, Catull, Properz, Tibull, Martial, und aus der „Anthologie“. Auch denen, die zur Not noch die Orginale verstehen, als bequeme Lektüre zu empfehlen. — Carl Bruch ist derselbe feine Kenner alter Poesie und gewandte Uebersetzer, dem wir auch die Verdeutschung der „Ausgewählten Dramen des Euripides“ verdanken. — Beides im Verlag von Bruns (Minden). Preis von „Roma“: 4 Mark.

In der bekannten, von Karl Goedeke und Julius Tittmann herausgegebenen Sammlung: „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts“ erscheint zur rechten Zeit als 18. Band: „Dichtungen von Martin Luther“, eine handliche, schöne Ausgabe sämtlicher dichterischer und einiger prosaischer Arbeiten Luthers, mit einer lesenswerten, gut orientirenden Einleitung und gerade so vielen Anmerkungen, wie unumgänglich nötig sind. Eine der willkommensten Jubiläumsgaben. — Leipzig, Brockhaus.

Unter dem Titel: „Rabelais et Montaigne. Extraits relatifs à l'éducation“ hat ein Herr Talbot eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der pädagogisch interessanten Stücke aus den beiden größten frazösischen Prosaikern des 16. Jahrhunderts veranstaltet. Für Lehrer, denen das ältere Französisch keine Schwierigkeiten macht, ist diese ganz vom Geiste der „Humanität“ durchwehte Auslese aus den immerhin wenig bekannten beiden Klassikern sehr zu empfehlen. — Paris, Delalain.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Giuseppe Branca: Gli amori di Giacomo Leopardi. — Macerata, Mancini.

Alaric Carr: Treherne's temptation. 2 Bände. — Leipzig, Tauchnitz. 3,20 M.

Emilio Castelar: Tragedias de la historia. — Madrid, Fortanet. 12 reales.

Ernest Daudet: Le duc d'Aumale. — Paris, Quantin. 0,75 fr.

H. Druskowitz: Percy Bysshe Shelley. — Berlin, Oppenheim. 6 M.

Ernst Eckstein: Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. 3 Bände. — Leipzig, C. Reißner. 15 M.

F. H. Geffcken: La question du Danube. — Berlin, H. W. Müller. 2 M.

Pietro Genovesi: Molière e la commedia moderna. — Mantova, Mandovi. 0,50 L.

Renata Greverus: Lieder des alten Spielmanns. — Norden, A. Fischer. 2 M.

Bret Harte: In the Carquinez woods. — Hamburg, Grädener. 1,50 M.

Sophie Junghans: Neue Novellen. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5,30 M.

Carl Sylvio Köhler: Die Weisheit der Tragiker. Realkonkordanz der Sprüche und Lehren in den Tragödien des Aeschylos, Sophokles, Euripides. Griechisch-deutsch. — Halle, O. Hendel. 5 M.

Victor Hugo: L'archipel de la Manche. — Paris, C. Lévy. 3 fr.

Domenico Laccarino: Il Dante popolare, e la Divina Commedia in dialetto napoletano. — Napoli.

W. E. H. Lecky: Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Deutsch von Ferdinand Loew. 4. Band. — Leipzig, C. F. Winter. 7 M.

Arthur von Loy: Berliner Novellen aus der Gesellschaft. — Berlin, Kogge & Fritze. 4 M.

A. Luber: Erotas. Neugriechische Liebeslieder. Uebersetzt. — Salzburg, H. Kerber. 1,20 M.

F. Rodríguez Marín: Cantos populares. — Sevilla, Alvarez. 4 fr.

Anton Mayer: Wiens Buchdruckergeschichte 1482 bis 1882. Herausgegeben von den Buchdruckern Wiens. I. Band: 1482—1682. — Wien, W. Frick. 24 M.

Jacob Minor: Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. — Frankfurt a. M., Rütten & Löning. 4 M.

Elise Polko: Ein Vergissmeinnichtstrauß. Novellen und Skizzenblätter. — Minden, Bruns. 5 M.

F. H. Reusch: Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte. 1. Band. — Bonn, Cohen. 15 M.

Sylvio Roméro: Ensayos de critica parlamentar. — Rio de Janeiro, Moreira & Cie.

L. A. Rosenthal: Lazarus Geiger. Seine Lehre vom Ursprunge der Sprache und Vernunft, und sein Leben. — Stuttgart, Scheibe. 3 M.

C. Ruzicka-Ostoic: Transkription des türkisch bearbeiteten Lustspieles *Ajjar i Hamza.* Nach Molières „Les Fourberies de Scapin“. — Wien, Lechner. 2,40 M.

Victorien Sardou: Divorçons! — Paris, C. Lévy. 2 fr.

Wilhelm Sehring: Vom Konzil zu Nicäa bis zum Westfälischen Frieden. Epigramme, Lieder, Jamben zur Geschichte der Menschheit. — Leipzig, Licht & Meyer. 5 M.

J. Schwertschlager: Kant und Helmholtz, erkenntnistheoretisch verglichen. — Freiburg i. B., Herder. 1,90 M.

Theodor Seemann: Allgemeines deutsches Künstlerjahrbuch. Jahrgang 1884. — Dresden, Gilbers. 3 M.

Hermann Semmig: Evas Töchter bis auf Luthers Käthe. Sieben Kapitel aus der Geschichte der Weiblichkeit. — Jena, Mauke. 4 M.

U. Gonzales Serrano: Cuestiones contemporáneas; La critica religiosa. — El pesimismo. — El naturalismo artístico. — Madrid, Hernandez. 2,59 fr.

K. Sittl: Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander dem Großen. — München, Th. Ackermann. 4,80 M.

Julius Stein: Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert. 1. Lieferung. — Breslau, E. Trewendt. 1 M.

A. Späth: Martin Luther im Liede seiner Zeitgenossen. — Reading (Pennsylvanien), Pilger-Buchhandlung. 2 M.

Edmund Stengel: Erinnerungsworte an Friedrich Diez. — Marburg, Elwert.

Theodor Storm: Zwei Novellen: „Schweigen“ und „Hans und Heinz Kirch“. — Berlin, Paetel. 4 M.

N. G. Tschernischewski: Was tun? Erzählungen von neuen Menschen. Ein Roman. 3 Bände. — Leipzig, Brockhaus.

E. B. Tylor: Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation. Deutsche autorisirte Ausgabe von G. Siebert. — Braunschweig, Vieweg. 10 M.

J. Vinson: Le folk-lore du pays basque. — Paris, Maisonneuve. 7,50 fr.

Wilhelm Walloth: Das Schatzhaus des Königs. Roman aus dem alten Aegypten. — Leipzig, W. Friedrich. 3 Bände. 10 M.

Weilburg in Geschichte, Sage und Lied. — Weilburg, C. Appel. 1 M.

Arthur James Weise: The history of the discovery of America to the year 1525. — New-York, Putnam.

Reinhold Werner: Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. — Berlin, O. Janke.

Wilhelm Windelband: Präludien. Reden und Aufsätze zur Einleitung in die Philosophie. — Freiburg i. B., Mohr. 6 M.

Julius Wolff: Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. 2 Bände. — Berlin, G. Grote. 8 M.

Hans von Wolzogen: Die Religion des Mitleidens und die Ungleichheit der menschlichen Racen. — Leipzig, Fritsche. 2,40 M.

F. von Zobeltitz: Märkischer Sand. Brandenburg-preußische Historietten. — Leipzig, C. Reißner. 3 M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Protokoll der Generalversammlung des fünften deutschen Schriftstellertages zu Darmstadt

am 9. und 10. September 1883.

Nach der stenographischen Niederschrift mitgeteilt vom Schriftführer des Verbandes Dr. Franz Hirsch-Leipzig.

(Fortsetzung.)

Es folgt nunmehr Nr. III der Tagesordnung, der Antrag des Vorstandes auf Veranstaltung einer Lotterie zur Vermehrung des Pensionsfonds.

Dazu erhält das Wort der Referent Dr. Franz Hirsch-Leipzig.

Geehrte Herren! Wenn wir heute mit dem Vorschlage zur Gründung einer Lotterie vor Sie treten, welche unsern Pensionsfond stärken und die Grundlage einer Versorgungsanstalt für deutsche Schriftsteller werden soll, so mag Ihnen immerhin im ersten Augenblick dieses Projekt gewagt erscheinen. Aber derselbe Optimismus, der, wie ich vorhin in meinem Jahresbericht hervorzuheben die Ehre hatte, in der rüstig fortschreitenden Entwickelung unseres Verbandes gegenüber den Zweiflern Recht behalten hat — derselbe Optimismus, meine Herren, leitet uns bei der Realisirung der Idee einer Nationallotterie. Nicht dass wir die Schwierigkeiten verkennen, welche sich einem solchen Unternehmen entgegenstemmen; nicht dass wir die mühevolle Arbeit, den überzeugungskräftigen Opfermut übersehen, der dazu gehört, ein solches Unternehmen in Gang zu bringen. Aber wir stehen hier vor einem Notstand, der tief in das Leben unserer Berufsgenossen eingreift und so ist es unsere Pflicht, diesen Notstand nach besten Kräften aus der Welt zu schaffen. Was auch der Einzelne an materiellem Aequivalent für seine geistige Arbeit zustande bringen mag, ihm naht dennoch oft im Alter die lähmende Sorge. Mag auch dem gediegenen deutschen Schriftsteller unserer Zeit die Gegenwart gehören, die Zukunft ist bei unsern deutschen Verhältnissen dem Besten unsicher.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Als wir auf dem zweiten deutschen Schriftstellertage zu Weimar meinen Antrag annahmen, einen von der Verbandskasse unabhängigen Unterstützungsfond für unsere Mitglieder zu gründen, da war es die in der Formulirung des Antrags ausgesprochene Intention, diesen Fond durch Vorträge und Vorstellungen, die durch unsere Lokalvereine arrangirt werden sollten, zu schaffen. Aber wie gering ist bisher die Tätigkeit für diesen Fond gewesen! Dresden, Weimar und Leipzig haben ihr möglichstes getan, um den Fond zu stärken und es sind von dorther relativ beträchtliche Summen in den Fond geflossen. Die anderen Städte haben aber in dieser Hinsicht gar nichts von sich hören lassen. Auf diesem Wege also — das werden Sie alle einsehen — kann der Fond nicht vergrößert werden. Bei einer weiteren dilatorischen Behandlung dieser Frage dürfte dieselbe in unserer Santa Casa heiligen Registern für immer begraben sein. Es gilt also hier schnell und energisch Wandel zu schaffen und zwar auf einem Wege, welcher dem deutschen Schriftstellerstande bereits schon einmal Segen gebracht hat. Ich meine natürlich die Schillerlotterie. Was damals mit unsäglicher Mühe, aber glänzendstem Erfolg ein einziger Mann — Major Serre — ins Werk gesetzt hat, sollte doch nach mehr als zwanzig Jahren heute, wo das deutsche Schriftstellertum in unserm Verbande korporative Einigung und Vertretung gefunden hat, dieselben, wenn nicht noch größere Chancen des Erfolges für sich haben. Aber wir wollen ja auch noch anderes als die aus der Schillerlotterie hervorgegangene Schillerstiftung. Was bei dieser Gnade ist, soll bei uns Recht sein. Nicht eine nach wolwollender Willkür gegebene Unterstützung wollen wir aus den Erträgnissen unserer Lotterie erteilen, sondern jedes unserer Mitglieder soll im betreffenden Falle berechtigten Anspruch auf eine jenem Fond zu entnehmende Pension haben.

Schriftsteller sind bekanntlich keine Finanzgenies und der Verband soll durchaus nicht Finanzpolitik treiben. Darum habe ich, um mit einer finanziellen Vertrauensbasis für das Projekt vor Sie zu treten, mich an den Inhaber eines der größten Bankhäuser Berlins mit der Anfrage gewendet, ob seine Firma eventuell die geschäftliche Instituirung der Lotterie, die ich mir als eine Nationallotterie im größten Stile denke, übernehmen würde. Der genannte Herr, dessen Name in der Geschäftswelt den besten Klang hat, schrieb mir, er wäre gern bereit, das Unternehmen in Betrieb zu setzen, sobald wir die Genehmigung der deutschen Regierungen erlangt hätten. Lassen wir alle Detailfragen bei Seite, wie die Lotterie einzurichten wäre, das ist vorläufig nicht unsere Sache. Hier handelt es sich nur darum, dass Sie unserm Antrage zustimmen und damit den ersten Schritt zur Verbesserung der materiellen Position unseres Standes tun. Ich bitte Sie, nehmen Sie den Antrag an; seine Verwirklichung wird segensreich für das deutsche Schriftstellertum sein.

Rechtsanwalt Dr. Robert Keil-Weimar. Meine Herren, als wir im Frühjahr dieses Jahres in Leipzig diesen Gegenstand in der Vorstandssitzung in Beratung zogen, da waren es zwei Punkte, die wir besonders zu erwägen hatten, einmal die Frage, ob ein Bedürfnis dazu vorliege, und zweitens, in welcher Weise wir am zweckmäßigsten diesem Bedürfnis abhelfen könnten. Hinsichtlich der Bedürfnisfrage ist in der Beratung des Schriftstellertags in Wien, wo die erforderliche Debatte darüber gehalten wurde, allgemein anerkannt worden, es sei dringend wünschenswert, dass für die deutschen Schriftsteller ein Fond geschaffen werde zur Unterstützung der Invaliden, zur Unterstützung der Wittwen und Waisen, obgleich ähnliche Zwecke bereits von der deutschen Schillerstiftung verfolgt werden, so liegt der Unterschied zwischen den dortigen Statuten und dem was wir anstreben, doch ganz klar zu Tage, nämlich wenn man bedenkt, dass die Schillerstiftung eine Unterstützung von Hinterlassenen und eine Unterstützung von Invaliden, überhaupt hervorragender bewährter deutscher Schriftsteller in der Absicht hat, während es natürlich bei uns sich darum handeln würde, unsren Mitgliedern und deren Hinterbliebenen das zu gewähren, was die Schillerstiftung allen bewährten Schriftstellern Deutschlands gibt. Ich, meine Herren, glaube, wir haben kein andres Mittel als das, was der Vorstand Ihnen vorgeschlagen hat, den Versuch auf dem Wege der Lotterie das zu erreichen, um einen Gesamtfond zu haben, mit dem jene Unterstützung Bedürftigen gewährt werden könnte.

Es ist bereits von dem Herrn Referenten erwähnt worden, dass die früheren Vorschläge und deren Resultat bei weitem

nicht ausreichen, um unsren Zweck zu erreichen. Wir könnten an andre Erscheinungen denken, die in erfreulichster Weise sich geltend gemacht haben, nämlich das bedeutende Resultat der Wirksamkeit der Bühnengenossenschaft und ferner des allgemeinen deutschen Musikerverbandes. Ja, meine Herren, diese Verbände haben aber die Verpflichtung eingeführt, dass jedes Mitglied so und so viel beitragen muss zu dem Fond; ferner haben sie noch das große Mittel der Bühnen- und Musikvorstellungen, bei denen das Publikum unmittelbar in die Kasse mit beiträgt, alles das sind Mittel, die uns nicht zu Gebote stehen, und wolgemerkt, Bühnengenossen und Musiker sind der Zahl nach gar nicht in Vergleich zu bringen mit den 341 Mitgliedern, aus denen unser Verband besteht.

Wir müssen also nach andren Mitteln suchen, um unseren Zweck zu erreichen, und hier bin ich derjenige, der im Vorstand besonders den Weg der Lotterie vertreten hat. Ich verkenne gar nicht die große Gefahr und die großen Schwierigkeiten und gebe mich durchaus keinen Illusionen hin hinsichtlich der Ausführung unserer Idee, aber, meine Herren, der Versuch würde wohl am Platze sein und zwar ein Versuch in zweckmäßigerer Weise als er damals bei der Schillerstiftung gemacht wurde, damit das Odium der Lächerlichkeit hinsichtlich der 3 Mark-Gewinne vermieden wird. Ich glaube, meine Herren, in verständiger Weise angefasst kann auch ein gutes Resultat erlangt werden. Ich glaube wohl, dass eines unserer Berliner Mitglieder vollkommen Recht hat, wenn es meint, dass in unserem Lande die „Geheimräte" den Namen „Literat" noch einer Injurie gleich erachten. Leider, meine Herren, ist es so, aber wir sollten auf der andern Seite nicht verkennen, dass durch das gemeinsame Wirken der deutschen Schriftsteller, die in dem Schriftstellerverbande Unterkunft gefunden haben, und dessen Bestand seit 5 Jahren sich erheblich gehoben hat, das deutsche Publikum uns nicht im Stiche lassen wird, wenn wir ein gemeinnütziges Unternehmen in der Absicht haben. Ich meine ferner, dass unsre Mitglieder uns nicht ununterstützt lassen werden mit Beiträgen zu der Lotterie, dass eine Anzahl Schriftsteller durch Beiträge von einzelnen Exemplaren ihrer Schriften ebenfalls werden mithelfen können, ebenso die Buchhändler, und ich glaube, dass wir ferner im Auge behalten müssen, was in der Leipziger Vorstandssitzung geltend gemacht wurde, dass ein größerer Geldgewinn bestimmt werden müsste, um das Publikum zur Annahme von Loosen heranzuziehen. Wenn man das alles in verständigerer Weise als damals bei der Schillerlotterie einrichten würde, so meine ich, könnte man auch ein gutes Resultat erlangen, allerdings ein nicht so großes wie die Schillerlotterie unter dem Namen eines großen deutschen Dichters, aber man würde wohl einen Fond erreichen können, der einige 100000 Mark beträgt. Dieser Fond könnte den Anfang bilden, um endlich das große Ziel des Unterstützungsfonds ins Leben zu rufen und zu erleichtern.

Dann, meine Herren, bitte ich Sie zu bedenken, dass die ganze Sache, auf die wir uns jetzt einlassen wollen, nicht, wie auch der Herr Referent gesagt hat, auf purem Optimismus, besteht. Wir haben gesehen, dass sich unsere gute Sache bewährt hat, und dies schmeckt auch sehr stark nach Optimismus, hoffentlich wird es aber der Versuch beweisen, dass auch dieser Standpunkt ein gerechtfertigter ist.

Die Abstimmung wird hierauf vorgenommen. Dieselbe ergibt die Annahme des Antrags mit allen gegen zwei Stimmen.

Es folgt nun Nr. IV der Tagesordnung; der Antrag des Direktor Gotthold Kreyenberg-Iserlohn auf Veranstaltung eines Verbandsjahrbuchs.

Zu dem Antrage nimmt das Wort der Referent: Professor Dr. Richard Gosche-Halle. Bereits in der Vorstandssitzung vom 20. Mai habe ich den Antrag Kreyenberg sehr sympatisch begrüßt und dementsprechend ihn nach allen Seiten hin erwogen. Es kam bei aller praktischen Rücksichtnahme auf den Pensionsfonds des Verbandes zugleich darauf an, die literarische Würde des Verbandes fest im Auge zu behalten. Das natürlichste wäre ein Literaturkalender gewesen (wie er gegenwärtig sich der glücklichen Bearbeitung durch S. Kürschner erfreut;) demnächst konnte vor allem an ein Sammelwerk wie das „Deutsche Dichterbuch aus Oesterreich" von Karl Emil Franzos als Vorbild gedacht werden. Aber die Herstellung eines solchen ist mit unglaublichen Schwierigkeiten verknüpft, welche durch die Opferwilligkeit hervorragender Schriftsteller nicht erleichtert, wol aber durch die Zudringlichkeit mittelmäßiger Poeten gesteigert werden. Dazu kommt, daß in dem erwähnten Falle weder die Berühmtheit des Herausgebers, noch die Tüchtigkeit des Verlegers, noch die politische Bedeutung des hier dichterisch produktiven Deutschtums dem Vernehmen nach die schöne Sammlung zu einem lukrativen Unternehmen zu gestalten vermochten. So war von dieser Form eines Jahrbuches abzusehen. Eine andere Art schien weniger Schwierigkeiten und bessere Aussichten zu bieten: eine geschickte aber strenge Auswahl aus den poetischen und prosaischen Schriften des je vorangegangenen Jahres in Form eines Almanachs, sodaß Fortsetzungen sich von selbst ergeben. Es ist kein Buch so schlecht, daß nicht etwas Gutes sich darin finden ließe, und dieses Gute z. B. aus den zahlreichen lyrischen Sammlungen für die Folgezeit zu retten, wäre schon an und für sich verdienstlich. Aber so lukrativ ein solches Unternehmen sich auch anließe und so leicht es zu einem allerdings skizzenhaften Bilde des ungefähr in der deutschen Literatur während eines Jahres Geleisteten gestaltet werden könnte: als eine Anthologie, welche äußerlich nicht mehr zu sein schiene als zahlreiche Werke ähnlicher Art, würde ein solches Werk der Würde des Schriftstellerverbandes, in dessen Namen und für dessen Zwecke es auftritt, jedoch nicht ganz entsprechen. Wol aber würde sich auf einer solchen Höhe eine dritte Form des „Jahrbuches" halten, welche man als die wirklich ideale ansehen könne, ein Jahrbuch, welches, in vier Abteilungen zerfallend, zunächst ein „In Memoriam" für die während des verflossenen Jahres heimgegangenen deutschen Dichter und Schriftsteller böte, dann eine Uebersicht des in demselben Zeitraum für die deutsche Literatur, sei es durch Forschung oder selbständige Produktion Geleisteten, und in den beiden letzten Abtheilungen Beiträge poetischer und prosaischer Art. Ich, dem resumirende Charakteristiken literarischer Art eine gewohnte Arbeit sind, habe 4—500 Bände aus der so. gen. schönen und allgemeinen deutschen Literatur des vergangenen Jahres durchmustert, um für das erste Mal eine Probe zu geben, ohne jedoch mich irgendwie für weitere Arbeiten der Art zu binden. Auch eines tüchtigen Verlegers, der zugleich Besitzer einer bedeutenden Druckerei ist, habe ich mich bereits versichern können. Dieser für deutsche Literatur und Geschichte sehr lebhaft interessirte Geschäftsmann hat mir versprochen, ein solches Jahrbuch im Umfange von 20 Druckbogen, in groß Oktav (36 Zeilen die Seite) in einer Auflage von 2000 Exemplaren für 1650—1700 M. herzustellen und gegen eine unglaublich niedere Provision zu vertreiben. Wenn der Verband überhaupt ein „Jahrbuch" will, so kann ich nur diesen zuletzt besprochenen Modus empfehlen; freilich wäre dem Verband zugleich die Wahl einer geigneten Redaktionskommission anheim zu geben. Was mich selbst betrifft, auf welchen vielleicht die Aufmerksamkeit der Versammlung fallen könnte, so bemerke ich, dass ich ganz außer stande bin, nach einer ersten Probe auch künftig meine Zeit und Kraft dem Unternehmen zu widmen.

Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg-Iserlohn. Geehrte Versammlung! Herr Professor Dr. Gosche hat die Güte gehabt Ihnen nähere Mitteilungen über den Plan eines solchen Jahrbuches zu machen und ich muss gestehen, dass die Erörterungen, die er uns hat zu teil werden lassen, eigentlich ganz und gar meiner Idee entsprechen. Legen wir ein solches Jahrbuch nicht zu klein an und ich bin überzeugt, dass die Leute im Publikum wirklich ein solches Jahrbuch kaufen und wir werden einen erklecklichen Gewinnst damit erzielen.

Lassen Sie uns nun aber zur praktischen Frage übergehen. Ich glaube ein solches Unternehmen wird viel Arbeit machen und da müssen wir vor allen Dingen Schriftsteller gewinnen, die gesonnen sind daran zu arbeiten. Daher würde ich vorschlagen, dass wir ein Redaktionskomitee wählen und dass wir dasselbe nicht zu klein fassen, denn wenn auch allerdings „viel Köpfe, viel Sinne" ein wahres Sprichwort ist, so brauchen wir andrerseits eben viel Mitarbeiter. Wissen wir hier die rechten Leute zu finden, so wird es, glaube ich, dem Unternehmen nicht an Erfolg fehlen.

Redakteur Dr. Wilhelm Goldbaum-Wien. Geehrte Anwesende! Es geht heute ein sehr splendider Zug, ein Zug großer Freigebigkeit durch diese Versammlung. Wir haben dem deutschen Volke bereits ein Denkmal von Gutzkow, dann eine Nationallotterie und jetzt das Jahrbuch zugemutet, ein Jahrbuch des Verbandes deutscher Schriftsteller. Ich bin weit davon entfernt, in diesen idealistischen Zug der heutigen Versammlung eine skeptische Regung hineinzutragen, aber es will mir doch vorkommen, als ob Sie große Täuschungen erleben könnten in jeder der drei Beschlussfassungen, deren dritte Ihnen jetzt noch vorliegt. Ich meine, es täte nicht gut, wenn nicht eine zweifelnde Stimme sich auch vernehmen ließe unter allen den zustimmenden, welche heute gehört worden sind. Das Odiose der Sache nehme ich auf mich und repräsentire mich Ihnen als die zweifelnde Stimme. Ich bin

nicht idealistisch genug, um von dem deutschen Publikum zu erwarten, dass es die Hunderttausende, die Sie in Aussicht genommen haben, Ihnen liefern wird und da ich in den ersten beiden Fällen nicht habe mitsprechen wollen, ein Neuling wie ich bin, — denn ich bin erst seit heute Mitglied des Verbandes, — so habe ich es doch nicht unterdrücken können wenigstens in dieser dritten Frage Sie auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die ich ein ganz klein wenig von der redaktionellen Seite her auch zu verstehen glaube. Ob das Publikum dieses Jahrbuch kaufen wird, ob es starken Absatz finden wird, das lasse ich dahin gestellt, aber in erster Linie scheint mir die Schwierigkeit darin zu liegen, dass Sie gar nicht so viele Mitarbeiter finden werden, wie Sie glauben. Wir bei den großen Blättern wissen, dass wir gut bezahlen müssen, wenn wir gute Beiträge haben wollen und opferwillig sind nun einmal die deutschen Schriftsteller nicht so sehr, dass sie ohne weiteres ihre Beiträge zu solchen Unternehmen hergeben, sie sind auch nicht darnach gestellt.

Man könnte diese Beiträge anderwärts unter so günstigen Bedingungen unterbringen, dass man gewissermaßen ihnen ein Opfer auferlegt, für das Jahrbuch zu arbeiten, das der Natur der Sache nach nichts für die Beiträge abwerfen kann.

Nun stellt sich die zweite Frage so. Wozu brauchen Sie das Jahrbuch? Brauchen Sie es, weil Sie glauben, dass es dem Schriftstellern schlecht ginge, dass man eine literarische Repräsentation haben müsse, dann dürfen Sie gar nicht darüber debattiren, sondern müssen beschließen: Wir brauchen das Jahrbuch, wir machen es, wir werden die Modalität schon finden. Brauchen Sie es aber, weil Sie glauben, dass Sie damit Geld einnehmen könnten, dann kommt allerdings eine andre Erwägung in Frage, in Betracht, nämlich die, ob Sie diejenigen Auslagen, die Sie verwenden müssen, in irgendwelcher Weise wieder hereinbringen können und ich glaube beinahe, dass das unmöglich ist. Sie werden mit dem Jahrbuch, wenn es nur so angelegt ist wie es sein darf, nach meiner Meinung, nämlich als Ausdruck der Tätigkeit des Schriftstellerverbandes, nicht viel machen können und mit einer Anthologie wie sie Herr Professor Gosche vorschlug, werden Sie nur eine Konkurrenz schaffen für zwanzig andre Bücher welche, wenn sie im Kaufpreise unter eine Mark heruntergehen, Ihnen einfach den Absatz ohne weiteres versperren, so dass Ihnen die Bücher auf dem Hals bleiben.

Das sind die praktischen Bedenken, die ich habe aussprechen wollen, nur zu dem Zwecke, damit möglicherweise eine ganz kleine wolwollende Opposition sich in diesem Saale vernehmen lasse und nicht schon wie in den beiden ersten Angelegenheiten ohne eine verneinende Stimme jeder Vorschlag, wenn er auch noch so weittragende Folgen haben könnte, mit Ja acceptirt werde.

Professor Dr. Moritz Lazarus- Berlin. Verehrte Damen und Herren! Ich betrachte es auch als Odium, für die Sache zu sprechen, aber nur deshalb weil ich meinem verehrten Freunde Herrn Dr. Goldbaum widersprechen muss. In der Sache selbst bin ich allerdings ganz der Meinung, die Schwierigkeit des Absatzes des Werks wird dann nicht gross sein, wenn die Mitglieder des Schriftstellerverbandes sich einigermaßen zur Pflicht machen bei fünf bis zehn ihrer Bekannten anzuklopfen und ihnen zu empfehlen: „Kinder, das Buch müsst ihr kaufen!“ Das kann man sehr gut, wenn es nicht ein eignes Buch ist, sondern ein fremdes und wenn das Buch nur eine Mark kostet. Wenn nun von Herrn Goldbaum redaktionelle Bedenken uns vorgeführt worden sind, so hätte ich allerdings gewünscht, dass er seine Skepsis an andren Punkten hätte hervortreten lassen und dass er sie hier nur als einen günstigen Sauerteig hätte auftreten lassen, so dass aus unsrer Debatte ein recht wolnährendes Gebäck hervorgehen möchte. Ich meine nämlich, dass dieses Jahrbuch nicht als eine bloße Repräsentation des Schriftstellerverbandes als solches, sofern er Verband ist, auftreten solle, sondern insofern, als im Verband der beste Teil des deutschen Schrifttums überhaupt vertreten ist, um schließlich doch dem deutschen Schrifttum zu sagen, was im letzten Jahre einmal in ihm gelebt hat. Zu dem, was in ihm gelebt hat, rechne ich nicht am wenigsten mit meinem Freunde Gosche mit Recht eine Pflicht der Pietät, eine Art von Nekrolog der im Laufe des Jahres Hingegangenen.

Ich meine, wenn wir uns doch trotz der schüchternen Skepsis Goldbaums zu der idealistischen Auffassung aufschwingen, so dürfte dieser Nekrolog dazu dienen, allmählich in irgend welcher Form die Reihe der Unsterblichen anzugeben. Jedermann tritt in den Schriftstellerverband dann mit der Sicherheit ein, er geht nicht wieder aus der Welt ohne dass sein Denkmal befestigt wird. Denken Sie sich einmal, dass wir ein Jahrhundert solcher Jahrbücher hätten, gäbe es eine schönre Quelle für die Literaturgeschichte als diese? Auch weiß ich einen Mann, der ein solches Jahrbuch redigiren und solche literarhistorische Übersichten machen kann, wie es vor ihm niemand gemacht hat, wie sie neben ihm, meines Wissens, kein andrer machen kann. Er heißt Richard Gosche. Mir schlägt das Herz hoch wenn ich daran denke, jemand kommt daher und schafft mir auf fünf Bogen eine Uebersicht der geistigen Strömung dieses Jahres, dem deutschen Volke geschöpft aus einer Revue der Haupterzeugnisse, welche die Männer des Schriftstellerverbandes hervorgebracht haben und in diesem Falle gebe ich zu, würde man sich nicht darauf beschränken können, dass bei dieser Uebersicht nur die Mitglieder des Schriftstellerverbandes eingestellt werden; sondern man würde auch hier eine Art von Versicherung eingehen müssen, dass auch andre eingezeichnet würden. Also denken wir uns, es sei wirklich eine Literaturübersicht und wir hätten einen Mann, der imstande wäre eine solche Lektüre zu bewältigen und zu gleicher Zeit einen Extrakt in einer so kunstvollen Weise hervorzuzaubern, dass man die Aehnlichkeit gar nicht mehr erkennt, grade so wie man aus Kartoffeln Alkohol macht, Spiritus, eine brennbare, begeisternde, entzündende, stellenweis auch nachteilige Materie, ich meine, wenn wir eine solche Abteilung hätten, dann würde die ganze Abteilung in Konkurrenz treten mit andren Sammlungen. Auch glaube ich, dass die opferfähige Geneigtheit für den allgemeinen Schriftstellerverband nicht so gering sein würde, wie unser Freund Goldbaum vorausgesetzt hat, ja ich gehe noch einen Schritt weiter, ich meine, es würde gradezu einer solchen Opferfähigkeit gar nicht bedürfen. In diesem Sinne würde ich allerdings vorschlagen, meine Damen und Herren, beschließen Sie die Errichtung eines solchen Jahrbuchs!

Redakteur Johannes Proelss Frankfurt a. M.: Ich habe es allerdings sehr passend gefunden, dass der Herr Vorsitzende den Wunsch ausgesprochen hat, zunächst die Frage, ob ein solches Jahrbuch errichtet werden solle, zu debattiren, ehe wir uns näher darüber ereifern, wie solches ausgeführt werden könnte, denn auch ich teile die Meinung des Herrn Kollegen Goldbaum, dass es nicht nur materiell sondern auch nach andrer Seite hin ein gewagtes Unternehmen sein wird, wenn die Vereinigung deutscher Schriftsteller sich entscheidet ein Buch herauszugeben, von dem sie von vornherein nicht sagen kann, dass es ein Bedürfnis ist. Ich bin der Ueberzeugung, dass unsre Literatur gegenwärtig gewiss an vielen Fehlern, aber hauptsächlich daran leidet, dass im Jahre viele Hunderte und Tausende von Büchern erscheinen, die ziemlich unnötig sind. Ich halte es daher aus idealen und moralischen Gründen einmal nicht für empfehlenswert, wenn der Schriftstellerverein Verleger oder Herausgeber eines Buches wird, von dem sich nicht vor jedermann verteidigen und nachweisen lässt, dass es ein Bedürfnis ist. Namentlich nachdem der verehrte Herr Vorredner Lazarus eine Sache angedeutet hat, welche höchste Beachtung verdient, nämlich dass, wenn wir als Genossenschaft der Schriftsteller ein Buch herausgeben, das nur gedeutet werden könnte als Mittel zur Reklame, als Mittel gegenseitiger Versicherung, als Medium des Selbstlobes, wir das nun und nimmer testiren würden; denn es gibt im kleinen Kreise, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, für das Verhältnis vom Publikum zum Schriftsteller, sehr viele, welche unser ganzes Zusammenraten- und taten missdeuten. Wir wollen aber unnötigerweise nie und nimmer Dinge in Empfehlung bringen, welche dazu dienen könnten missgedeutet zu werden.

Dr. Georg Conrad-München: Ich gestehe, dass ich mit vollem Vergnügen der Debatte bis jetzt gefolgt bin. Ich bin zu spät hereingetreten und konnte Herrn Professor Gosche nicht vollständig folgen, aber die Idee des Jahrbuchs ist ganz vorzüglich und der Erfahrung gemäß, die ich in Paris gemacht habe. Die société des gen's de lettres Frankreichs hat vor ungefähr fünf Jahren ebenfalls den Versuch gemacht, ein Jahrbuch herauszugeben. Es handelte sich hier nicht darum, ein Bedürfnis zu befriedigen, sondern ein Bedürfnis zu schaffen, und dieses Bedürfnis ist in Frankreich geschaffen worden. Denn wie Sie wissen, meine Herren, hat das französiche Publikum nicht nötig, Erleichterungen von der société des gen's de lettres Frankreichs sich bieten zu lassen, die Literatur, ist reich und kein Publikum ist kauflustiger als das französische und wenn die société geglaubt hat ein Bedürfnis zu beschaffen, so glaube ich, dass auch bei dem deutschen Publikum etwas ähnliches geschaffen werden könnte. Ich sehe ganz davon ab, ob das Publikum so oder so urteilen könnte, ich fasse uns als Moralisten, ich fasse uns als Männer der Feder, als Künstler auf und wir wollen das Publikum an den Extrakt der mille fleurs gewöhnen. Es handelt sich darum, dem Publikum zu bieten, was auf dem deutschen poetischen, erzählerischen

und novellistischen Gebiete geleistet werden kann. Das rein Geschäftliche möchte ich ganz und gar ausgeschlossen wissen. Das Jahrbuch darf sich nicht nur den Vereinsinteressen widmen, es muss sich nach dem Leben und nach den Bestrebungen richten, es darf auch keine Trauerflöre winden und keinen Lorbeer streuen, es soll ein rein schöngeistiges Werk werden. So habe ich den französischen Versuch aufgefasst und es ist dies ein praktisch vollgelungenes Unternehmen. Jedes Jahr wird ein anderer Titel gewählt und die Redaktion ist sehr einfach. Man hat die Schriftsteller ersucht irgend etwas, was sie für das Beste halten (etwas kleines, Niedliches, nicht etwas in großem Rahmen einzusenden), also zum Beispiel eine Novelle von höchstens 5—6 Seiten, ganz kleine erzählende Sachen, selbst kleine Fabeln, Sinnsprüche und dergl. und da hat man das allerliebste, reizendste Werk zusammengesetzt, welches das Publikum erst mit Misstrauen betrachtete. Aber von Jahr zu Jahr merkte man, dass sich eine Reihe von interessanten Leuten zusammen gethan haben, um dem Publikum eine kleine literarische Ueberraschung zu bereiten, so dass sich jetzt schon eine ganz schöne Einnahmequelle damit erschlossen hat. Ich meine also, wenn wir die Idee eines Jahrbuchs festhalten, so muss das gar nicht nach dem Schriftstellertag riechen, sondern es muss ein mille fleurs sein. Jeder, der mitarbeitet, muss sich in seiner originellsten Weise zeigen. Es müssten die extremsten Richtungen Platz finden, man müsste eine Sammlung haben, die wie das Kaleidoskop in allen Farben strahlt. Ich gestehe allerdings, es wird uns sehr schwer werden bei der deutschen Zerfahrenheit, die jetzt noch besteht, ein farbenprächtiges Bild dessen zu machen, was geschaffen wird. Während das französische Werk in seiner koketten Weise schillert, so hat die deutsche Literatur einen gewissen langweiligen Zug, so etwas Schweinsledernes an sich. Wir vom deutschen Schriftstellerverbande müssen danach trachten, dass auch das Junge, das Strebsame, das etwas Uebermütige, das Kokette, das sonst, in unserem Wesen nicht liegt, zur Geltung kommt und ich glaube dies könnte unser junger Verein am besten vermitteln. Er kann ein belletristisches Jahrbuch herausgeben, das nicht den Ausdruck des Jahrbuchs an der Stirne tragen würde, sondern das ein Angebinde ist, welches der deutsche Schriftstellertag der deutschen Nation auf den Tisch legt.

Karl Stelter - Elberfeld: Meine Damen und Herren! Alles, was da eben gesagt worden ist, das ist ganz außerordentlich schön, ich wollte mir nur erlauben, aus der Praxis einige wenige Beispiele gegen das zu sagen, was Herr Professor Lazarus erwähnt hat. In meiner engeren Heimat war ich sehr häufig in dem Falle, für privaten Absatz von Büchern, für Unterstützung bedürftiger Hinterbliebener von Dichtern und auch für den Absatz von Loosen der Schillerlotterie tätig zu sein. Ich wollte von dieser praktischen Seite mir nur die Bemerkung erlauben, dass ich das sehr schwierig gefunden habe und dass es bedeutend schwieriger ist, wie Herr Professor Lazarus meint, ein halbes Dutzend Freunde dazu zu bestimmen, das Jahrbuch zu kaufen. Ich habe aber auch häufig gefunden, dass die Verkäufer unter sich in Konkurrenz geraten sind. In der Regel fällt man auf den engeren Bekanntenkreis wieder zurück, man hört, so und so oft ist schon die Rede davon gewesen, man wird zurückgewiesen, und was das Schlimmste ist, ich habe das bestätigt gefunden in allen drei Fällen, dass häufig derjenige, der dazu veranlassen wird, für den genommen wird, der die Sache so zu sagen für sich selbst besorgt. Mir ist hundert Mal die Bemerkung gemacht worden: „Wenn der Stelter kommt, kostet es Geld." Die Annahme meiner Offerte wurde betrachtet als ein Almosen, das ich persönlich forderte und ich glaube, viele Kollegen und Kolleginnen sind in demselben Falle. Deshalb habe ich geglaubt, auch diesen praktischen Punkt hier berühren zu sollen.

(Der Präsident schließt sodann für den heutigen Tag die Sitzung.)

(Fortsetzung folgt.)

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ österr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 3. November 1883. | Nr. 44.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Robert Hamerling.

Bei der im heutigen Deutschland weit verbreiteten Gewohnheit, Urteile über dichterische Werke lieber aus Literaturgeschichten als aus den Werken selbst zu schöpfen, ist es leider noch immer nichts weniger als überflüssig, gelegentlich jenem unheilvollen Dogma mancher Literaturpäpste entgegenzutreten, dass es mit der deutschen Dichtkunst seit Göthes Tod so gut wie aus sei, dass alle nach ihm Schaffenden nur inferiore Geister sein können, Epigonen, unfähig wahrhaft Großes, Mustergiltiges und Bleibendes hervorzubringen. „Epigonen!" ist das von geringschätzigem Achselzucken begleitete Schlagwort derer, die in der (an sich gewiss löblichen) Verehrung der toten Klassiker dermaßen aufgehen, dass sie für anderes keinen Sinn erübrigen. „Epigonen" lautet die wolfeile Entschuldigung jener Indifferenten, für die im Grunde auch die großen Unsterblichen seit den Tagen der Schulbank nicht mehr existiren und die in nicht geringe Verlegenheit geraten würden, wenn sie ihr Kredo vom „Epigonentum" durch konkrete Beispiele begründen sollten. „Epigonen!" rufen, sich bekreuzigend, die professionsmäßigen Reliquientrödler, die auch das unbedeutendste Gelegenheitsgedichtchen oder Briefchen heilig sprechen, wofern sich nur irgend ein Dichterheros aktenmäßig als Urheber nachweisen lässt, während ein Autor, der prosaisch genug ist, noch mitten unter den Lebenden zu weilen, das Großartigste schaffen kann, ohne ein Wort aufmunternder Anerkennung, vielleicht ohne überhaupt irgendwelche Beachtung bei diesen Herren zu finden. Und „Epigonen!" auch hallt es — und das ist weitaus das Schlimmste — von der Lippe jener ursprünglich Unbefangenen und Vertrauensvollen, aber gar bitter Enttäuschten, die sich so und so oft durch die Posaunenstöße der Reklame zur Unterstützung purster Talentlosigkeit, engbrüstiger Dichterlinge verführen ließen, bis ihnen schließlich der Glaube an alles verloren ging, was urteilslose oder gewissenlose Feuilletonisten und literarische Assekuranzgenossenschaften als „Originalität und Tiefe der Weltanschauung", als „hinreißende Phantasie" und als „Meisterschaft und Virtuosität der Form" anpreisen.

Schon im Hinblick auf diese Umstände ist es kaum befremdlich, dass die Zahl derer, die in dem betäubenden Chaos einer ins fieberhafte gesteigerten Produktion das wirklich Bedeutende, die Gewähr der Dauer in sich Bergende herauszufinden fähig und geneigt sind, eine äußerst beschränkte ist. Namentlich solchen literarischen Erscheinungen gegenüber, die bei ihrer eigenartigen, selbständigen Richtung Vergleichungspunkte mit den durch die Literaturgeschichte kanonisirten Größen nicht oder nur spärlich darbieten, sondern durchaus *neue* Maßstäbe verlangen, befindet sich in der Regel nicht nur die große Masse der sogenannten Gebildeten, sondern auch die professionsmäßige Tageskritik im Zustande der Ratlosigkeit und Unsicherheit verhalten sich beide fast ausnahmslos so abwartend und reservirt, dass man es vom rein praktischen Standpunkt aus für einen schöpferisch angelegten Geist beinahe als eine Gefahr bezeichnen möchte, sich auf neue, unbetretene Bahnen zu wagen.

Um so erfreuender muss es auf jeden wirken, dem die Fortentwickelung und Bereicherung der deutschen Literatur am Herzen liegt, wenn es einmal einer kraft-

vollen Individualität gelingt, auf Pfaden, die abseits liegen vom ephemeren Getriebe literarischen Industrierittertums, wo nicht der ganzen Nation, so doch den besten derselben noch bei Lebzeiten die verdiente Anerkennung abzuringen. Doppelt überraschend aber berühren solche Erfolge, wenn sie erkämpft werden auf Gebieten, die nicht wie z. B der Roman oder das — in unsern Tagen ja nahezu durchgängig der Posse sich nähernde — realistische Lustspiel der großen Schar der Unterhaltung Suchenden vertraut und mundgerecht sind, sondern wie die Lyrik und Epik großen Stils von den Skeptikern — und diese bilden ja Großem gegenüber stets die Majorität — wo nicht als aussichtslos, so doch als höchst problematisch betrachtet zu werden pflegen.

Aus diesen allgemeinen Andeutungen wird bereits hervorleuchten, dass es als ein lohnendes Unternehmen gelten darf, sich in die Betrachtung eines Dichters wie desjenigen zu versenken, dem die folgenden Zeilen gewidmet sind. Dass Robert Hamerlings Name seit mehreren Lustren bereits so ziemlich Jedem geläufig ist, der mit dem literarischen Leben der Gegenwart auch nur einige Fühlung unterhält, dass namentlich seine größeren Dichtungen einen für deutsche Verhältnisse ganz ungewöhnlich großen Leserkreis gefunden haben, soll mich nicht darin beirren, den längst gehegten Lieblingswunsch zu verwirklichen und mich einmal ausführlich über den Dichter zu verbreiten, dessen Schaffen ich eine lange Reihe von Jahren hindurch mit steigendem Anteil verfolge. Und sollte ich auch nicht im Stande sein, vertrauten Kennern der Hamerlingschen Muse wesentlich neues zu bieten, so sehe ich vorliegenden Versuch doch für gerechtfertigt an, wenn es demselben gelingt, der gewiss nicht geringen Zahl solcher Literaturfreunde, die nur einzelne Werke des Dichters kennen, ein orientirendes Gesamtbild seines Wirkens zu verschaffen und vielleicht den und jenen dazu anzuregen, seine Kenntnis derselben durch eigene Lektüre zu vervollständigen und zu vertiefen. Denn bei Hamerling darf man nicht wie bei so vielen andern auf irgend ein Spezialgebiet sich beschränkenden Schriftstellern sich getrösten ihn „intus“ zu haben, wenn man eins oder einige seiner Hauptwerke kennt; ein Autor von seiner Vielseitigkeit, der bei aller innern Einheit, die seine Werke verbindet, seine äußere Gestalt so vielfach wechselt, lässt sich nicht auf eine Probe hin nach der herkömmlichen Methode klassifiziren und rubriziren, und selbst seine Hauptwerke rücken erst dann in volles Licht, wenn man sie im Zusammenhange mit seinem gesamten Schaffen betrachtet. Denen aber die aus irgend einem der oben angedeuteten Gründe mit zeitgenössischer Literatur nichts zu tun haben mögen, dient die folgende Charakteristik vielleicht als Sporn, einem Dichter näher zu treten, der eben deshalb, weil er auf der Höhe des gegenwärtigen Geisteslebens steht, keinem vorwärts Strebenden fremd bleiben darf.

Obwol Hamerling keineswegs zu denjenigen Schriftstellern gehört, deren Werke zu ihrem Verständnis eine mehr oder weniger genaue Kenntnis äußerer Lebensumstände als unentbehrlichen Kommentar erfordern, so glaube ich doch bei einem Manne von seiner Bedeutung dem Leser das wichtigste biographische Material nicht vorenthalten zu dürfen. Ich lasse diese Notizen, die auf früheren Darstellungen fußen, der Besprechung der Werke vorangehen, damit diese selbst keine Unterbrechung zu erfahren braucht.

Ein unablässiges Ringen mit der Ungunst äußerer Verhältnisse charakterisirt, wie bei so vielen andern, auch bei unserm Dichter denjenigen Teil seines Lebens, der den Tagen seiner entscheidenden Erfolge vorausliegt. Auch ihm waren keine geebneten Pfade durch die Geburt bereitet, sondern vielmehr ein Leben voll harter Kämpfe und Entbehrungen vorgezeichnet. Zu Kirchberg am Walde, einem nahe der böhmischen und mährischen Grenze gelegenen Flecken Niederösterreichs, wo er am 24. März 1830 geboren wurde, sowie in dem nahe gelegenen Dorfe Groß-Schönau, wohin seine Eltern später übersiedelten, wuchs der Knabe in den dürftigsten Verhältnissen auf und erhielt zunächst keine weitere geistige Nahrung als die einer gewöhnlichen Dorfschule. Trotzdem regte sich bereits frühzeitig, ungefähr im achten Lebensjahre, der poetische Schaffenstrieb. Die jungen Baronessen des nahen Schlosses Engelstein wurden aufmerksam auf das erwachende Talent und ließen ihm ihre Förderung angedeihen. Im Cistercienserstift Zwettl, wohin der Kleine mit 9 Jahren als Chorknabe kam und wo er die Erlernung des Lateinischen begann, gab er sich seiner dichterischen Neigung weiter hin und erregte schon im 12. Jahre durch kleine Versuche Aufsehen. Ein Jahr darauf folgte er den Seinigen nach Wien und bezog das dortige Gymnasium. Bald trat in dem frühentwickelten Geiste der Zug zu außergewöhnlichen Leistungen hervor, wie schon die Titel der Dramen „Columbus“, „Die Märtyrer“ und andrer noch erhaltener Versuche aus dem 14. bis 16. Lebensjahre bezeugen. 1848 wurde der Jüngling aus der Stille der einsamen Klause in das bewegte öffentliche Treiben gerissen, trat der „akademischen Legion“ bei und teilte mit den Waffen in der Hand begeistert die Uebungen der Genossen. Nach der Rückkehr ruhiger Zeiten widmete er sich von neuem seinen Studien, die sich vorzugsweise auf Philologie und Philosophie, daneben aber auch, merkwürdig genug, auf Medizin erstreckten. Durch ein Stipendium und mehrfache Lehrtätigkeit verbesserte sich seine äußere Lage, doch vor der Sorge für seine betagten Eltern mussten poetische Pläne vorerst zurücktreten, und nach bestandener Lehramtsprüfung übernahm der 25jährige eine Professur am Gymnasium zu Triest, die in Verbindung mit körperlichen Leiden sein dichterisches Schaffen für die erste Zeit fast gänzlich brach legte. Ein Ausflug nach dem nahen Venedig aber rief zahlreiche lyrische Blüten ins Dasein, die später in die Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen“ übergingen; daneben entstand die kleine lyrisch-epische Dichtung „Venus im Exil“, auf die wir weiterhin zurückkommen werden. Indem ich die unmittelbar sich anschließenden Schöpfungen hier übergehe, um dieselben gleichfalls für sich zu behandeln, verzeichne ich nur

noch den Umschwung, den die epochemachende Veröffentlichung des „Ahasver in Rom" im Lebensgange des Dichters zur Folge hatte, indem ihm in Rücksicht auf den außerordentlichen Erfolg des genannten Werkes die andauernder Kränklichkeit halber erbetene Enthebung von seiner Professur gewährt und die normale Pension durch kaiserlichen Gnadenakt auf das doppelte erhöht wurde. Zugleich ward durch eine dem Dichter persönlich fernstehende, durch die Lektüre des „Ahasver" begeisterte edle Dame in hochsinniger Weise ein Schritt getan, der den Dichter in die Lage setzte, inmitten seiner vollen Produktionskraft sich ungeteilt seinem eigensten Berufe zu widmen. Er hat seitdem in dem schönen Graz seinen dauernden Wohnsitz aufgeschlagen.

Nach dieser flüchtigen biographischen Skizze, in der gleichwol nichts wesentliches übergangen sein wird, wenden wir uns nunmehr den Schöpfungen des Dichters zu, wobei wir, um einen Einblick in seinen innern Entwicklungsgang zu gewinnen, im Anfang wenigstens wol am besten die chronologische Reihenfolge einhalten.

Diejenige Dichtungsart, in welcher Hamerling zuerst öffentlich auftrat, war, so darf man wol sagen, die Lyrik. Denn in dem schon erwähnten Gedichte „Venus im Exil" überwuchert Empfindung und Reflexion den äußerst dünnen Faden der Erzählung in fast ossianischer Weise, so dass das Werk mehr als lyrisches Produkt betrachtet und beurteilt werden muss. Schattenhaft, ohne feste Umrisse schweben die Gestalten einher, als Träger von Ideen, die ebenfalls Klarheit und Fasslichkeit noch vermissen lassen. Es ist interessant, hier im Keime die Neigung des Dichters zu beobachten, in seinen Gestalten abstrakte Begriffe und Ideen zu personifiziren, Typen hinzustellen, wie er es später im „Ahasver" mit bewunderungswürdiger Kunst getan hat. Während jedoch in letzterer Dichtung die Kraft der realistischen Darstellung die Figuren davor bewahrt, dass die in sie gelegte Bedeutung, um mit Hamerlings eignen Worten zu reden, ihnen als Vampyr das Blut aussauge, gelangt der Leser dieses Erstlingswerkes fast nirgends zu einem deutlichen Bilde, einer bestimmten Anschauung. Von pessimistischem Grundzug, behandelt das Gedicht die rastlose Sehnsucht der in irdischen Schranken befangenen Menschennatur in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, also ein Thema, das Gelegenheit genug zum Anstimmen lyrischer Töne darbietet. Freilich wird das lyrische Element in manchen Partien durch philosophische Reflexion zurückgedrängt, für die jedoch Einzelheiten voll hohen lyrischen Zaubers entschädigen, wie der Elfengesang, das Lied des Wanderers oder die schönen Stanzen des vierten Gesangs, von denen wenigstens eine zum Schluss hier Platz finden möge:

Unendlichkeit — das ist des Geistes Streben,
 Doch stets umschränkt das Hier ihn und das Heut;
Zersplittert ist der Schönheit karges Leben,
 Und kein vollendet Glück die Erde beut.
Da naht die Lieb', und ihre Zauber weben
 In Eins die Himmelsstrahlen, weit zerstreut:
Wir schaun in einem Bild mit süßem Triebe
Das All des Glücks, der Schönheit und der Liebe.

Von der Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen", die im Jahre 1859 erschien, gilt zum Teil noch das über „Venus im Exil" Gesagte. Namentlich in den früheren Stücken sehen wir den Dichter noch im Ringen begriffen, für die Gebilde seiner Phantasie eine fassbare Gestalt zu finden, ohne dass es ihm stets gelänge, sich von einer gewissen romantischen Unbestimmtheit und Verschwommenheit frei zu machen. Was den Inhalt der Sammlung betrifft, so kann bei der Reichhaltigkeit desselben an eine Würdigung im einzelnen natürlich nicht gedacht werden. Funkelnagelneues an Originalität oder „Verblüffendes", wie das jetzige Modewort lautet, wird man billigerweise in lyrischen Jugendprodukten nicht erwarten, und so ist auch hier derartiges nicht zu finden; wol aber tritt bereits ein stark individueller Zug hervor, der auch oft behandelten Stoffen neuen Reiz verleiht, seien es nun die Freuden und Leiden der Liebe, oder feinempfundene, stimmungsvolle Naturbilder, an denen die Sammlung besonders reich ist. Warme Begeisterung für das Schöne in allen seinen Erscheinungsformen charakterisirt diese lyrischen Ergüsse. Die Skala, über welche der Dichter gebietet, umfasst einen reichen Umfang von Tönen, vom Erhabenen, das namentlich in den schwungvollen „Hymnen aus dem Süden" trefflich vertreten ist, bis zum Komischen, Schalkhaften und zum humoristisch-satirischen Genre, wenn dieses Letztere auch verhältnismäßig zurücktritt. Zum Ansprechendsten und zugleich Eigenartigsten möchte ich die längeren Gedichte „Mein Eichhörnchen" und „Der geblendete Vogel" zählen, liebevoll gezeichnete Bilder aus der Tierwelt mit einer Fülle gedankenvoller Beziehungen. Die Vorliebe, mit der die höheren Gattungen der Lyrik kultivirt sind, lässt schon ein flüchtiger Blick auf die gewählten Formen erkennen, unter denen uns Elegien, antike Odenstrophen, in freien Rhythmen hinströmende Hymnen und besonders zahlreiche Sonette, meist von einer heutzutage seltnen Architektonik begegnen. Wer an die Lyrik die einseitige Forderung stellt, dass sie sich möglichst treu und ausschließlich den Naturlauten des Volksliedes assimilire — eine Aufgabe, die um so schwieriger und undankbarer wird, je mehr die allgemeine Kulturentwickelung auf der einen und der zunehmende Individualismus auf der andern Seite dieser Gattung an Boden entziehen — der wird Hamerlings Lyrik nicht gerecht werden; Kunstdichtung ist nun einmal ein Begriff, den manche — mit welchem Rechte sei dahingestellt — nur im tadelnden Sinne zu fassen vermögen. Wer indess unbefangenen Blickes dichterische Werke betrachtet, der wird seine aufrichtige Freude haben an Liedern wie „Seefahrers Heimweh", „Sommernacht am Meere", „Besänftigung" und den prächtigen „Liebesdithyramben", die zugleich eine Sprachmusik und Sangbarkeit wie wol nur wenige Volkslieder aufweisen. In Stücken solcher Art zeigt sich Hamerling auf der Höhe dessen, was die deutsche Sprache in nationalen Formen überhaupt zu leisten vermag. Um so mehr tut es mir leid, trotz meiner hohen Verehrung für den Dichter — dem ich ja nicht als Lobredner, sondern als ein nichts weniger als un-

fehlbarer zwar, aber von bester Intention beseelter Kritiker gegenüberstehe — die Bemerkung aussprechen zu müssen, dass er nicht selten, besonders in gereimten Dichtungen, sich allzu große Licenzen in formalen Dingen gestattet, an die man zwar bei allen, auch den bedeutendsten Poeten österreichischer Zunge gewöhnt ist, die aber doch für diejenigen, und seien es zunächst auch wenige, die volle Harmonie zwischen Form und Inhalt begehren, den Genuss oft an den schönsten Stellen durch Mängel beeinträchtigen, die in manchen Fällen ziemlich leicht zu vermeiden gewesen wären. Bei Dichtern vom Schlage des früher einmal in dieser Zeitschrift von mir beleuchteten Martin Greif (der natürlich fortfährt, nicht nur von seinem Verleger, sondern auch von literarischen Fürsprechern als Ausbund aller nur erdenklichen Vorzüge gepriesen zu werden), haben auch die ohrzerreißendsten Reime und andre „Licenzen" im Grunde nicht viel zu verderben, da der Inhalt der Form meist ebenbürtig. Anders bei einem Dichter, dessen Werke bei ihrem hochbedeutenden Gehalte alle Aussicht haben, sich bis zu einer Zeit zu behaupten, in der vielleicht auch in Deutschland das Gefühl für künstlerische Form etwas allgemeiner geworden sein wird als bei der gegenwärtigen Durchschnittsbeschaffenheit der nordischen Gehörorgane, die allerdings der großen Mehrzahl nach an Reimen wie „regt — streckt," — „Ketten — betreten," — „Bote — Spotte," „berührt — wird" keinen oder doch nur geringen Anstoß nehmen. Beträchtlich gemildert, wenn auch noch nicht ganz vermieden ist diese Inkongruenz zwischen Inhalt und Form in dem wunderbaren „Schwanenlied der Romantik" (1862 erschienen), in dem sich zeigt, mit wie aufmerksamem Blicke der Poet bei allem Idealismus die Bewegungen der Gegenwart verfolgte, um einen festen Standpunkt zu denselben zu gewinnen. In echten alten Nibelungenstrophen — nicht in jenem alexandrinerartigen, monotonen Klippklapp der sogenannten modernisirten — wird der Kampf der das heutige Leben beherrschenden Mächte mit den ewigen Idealen der Kunst und Dichtung behandelt, eine Threnodie angestimmt auf die vergangenen Blütenzeitalter der Menschheit und zugleich düstere Perspektiven auf eine aller idealen Elemente bare Zeit eröffnet, die nach des Dichters eigner Interpretation nichts anderes sein wollen als „eine ins poetische Gewand der Prophetie gekleidete Warnung an das Zeitalter, das schöpferische Leben des Herzens und der Phantasie hinter dem naturbezwingenden, aber auch entseelenden Leben des Verstandes nicht allzuviel zurücktreten zu lassen". Man merkt es dieser prächtigen Dichtung an, dass sie inmitten großartiger Eindrücke entstanden ist, und die alte Wunderstadt Venedig, selbst eine Elegie auf vergangene Herrlichkeit, passt als Hintergrund so recht zu diesen Stimmungsbildern, in denen sich eine eigene Welt, fern dem nüchtern-praktischen Gewühle des Tages, aber gleichberechtigt wie dieses, aufbaut.

Sternenglut, du hehre, goldnes Zauberreich,
Seh' ich dich erschlossen, wird das Herz mir weich;
Tröstung winkt mir ewig deine lichte Zier,
Ewig jauchzt entgegen meine ganze Seele dir.

Während mitternächtlich Mond- und Sternenlauf
Der Erde Rund umwandelt, geht eine Welt mir auf
Versunkner Herrlichkeiten; verschollner Klang erwacht,
Vereint vor meinem Auge blüht alter Zeiten Wunderpracht.

Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schicksalswucht,
Heilige Wunderstätten wallfahrend fromm besucht,
So Nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten- und Völkerfernen sind meiner Andacht Tempelraum!

Im „Schwanenlied der Romantik" kommen Fragen zur Behandlung, an deren dichterische Lösung ein mittelmäßiges Talent weder denken würde noch dürfte, da es dabei unrettbar der Gefahr erläge, ins Platte, Prosaische, Leitartikelmäßige zu verfallen. Man muss sich nur klar machen, was es heißen will, den Materialismus der Gegenwart, den einseitigen Verstandeskultus, das übermütige Gebahren der selbstherrlichen „exakten Wissenschaften", die Phantasiearmut und Begeistrungslosigkeit eines rein „praktisch" gesinnten Zeitalters poetisch zu schildern und zu richten, nicht in der Form einer in aristophanischem Hohlspiegel die Gebrechen der Zeit auffangenden Satire auf bloßes Negiren sich beschränkend, sondern mit derselben überzeugenden Kraft wie die drohenden Abgründe das „Morgenrot des Schönen" zu malen bestrebt. Ich kann es mir nicht versagen, aus der imposanten, über die öden Niederungen nachempfindelnder Alltagslyrik hoch emporragenden Dichtung, der ich die größte Verbreitung wünsche, noch einige besonders charakteristische Stellen herauszuheben, die besser als meine Worte dem mit der Schöpfung noch nicht Vertrauten eine ungefähre Vorstellung, dem Kenner gewiss eine angenehme Erinnerung bieten werden.

Göttersohn Gedanke! Wo ist dein Sonnenflug,
Der wie mit Adlerschwingen aufwärts dich trug?
Gottestrunken schwebtest du im Schooß des Lichts —
Nun ist der Stoff dein Götze, dein Pfad der Schlamm, dein Ziel das Nichts!

Wo ist dein göttlich Siegel, o Kunst, das Ideal?
Ich sehe Gestalten und Farben schimmern im Marmorsaal,
Doch fehlt der beseelende Funke von oben, das zündende Licht:
Ich sehe Gesichter und Larven, ein Menschenantlitz seh' ich nicht!

Wo blieb dein Himmelszauber, stolzer Liederklang,
Der Löwen und Delphine gelockt und Steine zwang?
Mein Lied ist ausgesungen! seufzt die Poesie
Und drückt ins eigne Herz sich den Stachelzahn der Ironie.

Betrachten wir ferner das „Musterbild der Zeit" vom Strande der Seine, wo die Parole erklingt:

„Gold und Genuss!"
Und nach des Lebens Früchten greift wild die Gier des Tantalus.
Ein hohes Ziel nur gibt es, das ist — die Million!
Und wer es kühn errungen, als neuer Salomon
Ruft er: die Welt ist eitel, und alles ist ein Traum —
Außer Phrynenbusen und zischendem Champagnerschaum!

Und nun noch einige Stellen aus denjenigen Partien der Dichtung, in denen aus dem Unmut über das Getriebe der Gegenwart der Glaube an den Bestand der idealen Güter siegreich durchbricht; so dort, wo der Dichter nach düstern Nachtgesichten, an den Glückstraum seiner Jugend zurückdenkend, nicht glauben mag an dessen Untergang, sondern vertrauensvoll ausruft:

O nein, ich halte dich fest noch; was ahnungsvoll durchbebt
Alle Völker und Zeiten, was holden Klanges schwebt
Auf allen Dichterzungen, das muss in Zeit und Raum
Doch einmal blühn und leben, unmöglich ist's ein leerer Traum! . . .

Ja, es blüht und lebet, mein Herz, es blüht in dir!
Was deinem Traum erschienen mit winkendem Panier
Als Ziel am Zeitenausgang, blüht außer aller Zeit,
Erfassbar ewig Jedem, der ihm das Herz zur Stätte weiht!

Und als versöhnender Schlussakkord ertönt die herrliche Apostrophe an Deutschland, die warme Segenswünsche für die Zukunft des Vaterlandes und, anknüpfend an die Grundidee des Ganzen, beherzigenswerte Mahnungen wie diese hat:

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Und weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt' es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserslautern. Paul Schönfeld.



Zwei neue Bücher von Wilhelm Jensen.

Ich habe neulich in einer andern Zeitschrift eingehend über Jensen geschrieben, ihn einen der besten und poetischsten unter den lebenden Dichtern genannt, und mit den Worten geschlossen: „Und unser Poet steht im kräftigsten Mannesalter, sein Entwicklungsgang ist ja noch lange nicht abgeschlossen, wir haben sicherlich noch viel Schönes und Tüchtiges von ihm zu erwarten, wenn wir auch nicht wissen, was er uns weiter bescheren wird. Hoffentlich noch recht viel Poetisches wie: „Die Insel", „Im Mai", „Holzwegtraum", oder so schöne künstlerische Novellen: wie „Ein Ton", „Drei Sonnen", „Der Gesell des Meister Mathias", „Eddystone", „Hans und Hanne", und der Dank und die Verehrung des verständigen Publikums werden die Antwort sein auf alle Fragen, die er in Buchform in die Weite hinausruft!" —

Nun denn, er hat uns nicht lange warten lassen, er hat uns mit einem „schönen künstlerischen" Roman und mit einem Bande epischer Dichtungen seitdem beschenkt, die seinen Freunden eine ungetrübte Freude bereiten und die Gegner von seinem Fortschreiten überzeugen müssen. Und das Publikum mag nur schnell seinen Dank und seine Verehrung bereit halten, wenn es den Namen des „verständigen" verdienen will. Es hat übrigens diesesmal weniger Gefahr denn je: es gibt Bücher, von denen sich beim ersten Durchlesen schon mit einer gewissen Bestimmtheit sagen lässt: „Dieser Roman wird ein allgemein beliebtes Buch werden", und wenn es sich dann trotzdem nicht um ein Sensationsstück handelt, so kann man sicher sein, dass es ein *gutes* Buch ist Jensens neue Erzählung: „Vom alten Stamm"*) gehört zu der Art von guten Büchern, die durch ihre offene Warmherzigkeit, durch ihre idealistische Richtung, durch genaue Lokalschilderungen und durch einige sehr anmutende Charaktere zu Lieblingen der Leserwelt prädestinirt scheinen; die starken und traurigen, aber freilich unbestreitbaren Wahrheiten, die das treffliche Werk sonst noch in Fülle enthält, werden die Wenigsten auf sich beziehen, und also auch nicht dadurch beleidigt werden, — das heißt, man könnte wol, aber die Fabel ist zu interessant, als dass die Leute an solchen unangenehmen Stellen hängen blieben! Wer anders liest, wird eben an diesen „Stellen" seine beste Freude haben; Jensen hat es diesmal so gefügt, dass der Unterhaltungsbedürftige und der Kritiker satt werden können; ich halte dieses Buch für Jensens besten Roman in jeder Beziehung. Er hat sich nirgends verleugnet, er ist und bleibt der treue alte Idealist; aber daneben hat er mehr als je wirkliches Leben geschildert, nicht erdachtes; alles ist wahrer, greifbarer, echter geworden, Verhältnisse und Menschen.

Natürlich werde ich den Inhalt nicht erzählen, — es gibt ja Leute, die glauben, sie hätten dann das Buch nicht mehr zu lesen nötig, — und ich möchte im Gegenteil dazu beitragen, dass es recht viel gelesen würde! Es tut mir immer leid, wenn ich in solch einer Besprechung die mühselige kunstvolle Arbeit des Schriftstellers, seine ganzen drei Bände, in drei Zeilen zusammengedrängt, wiedererzählen sehe, — und danach ist man ja doch so klug wie zuvor, das wenigste kommt ja auf die Fabel, das meiste auf die Behandlung an.

„Vom alten Stamm" dreht sich um die Frage: „Sind Blutbande an sich heilig und unverletzlich?" oder „Bedingen sie irgend welche Aehnlichkeit in Neigungen und Charakter?" oder „Haben auch die Eltern Verpflichtungen gegen die Kinder, oder *nur* umgekehrt?"

Die freidenkenden Köpfe haben längst entschieden, wie Jensen entscheidet: Nicht Blutsverwandtschaft, sondern Wahlverwandschaft bindet unlöslich, denn die Charaktere und Neigungen der erstern sind in den seltensten Fällen ähnliche oder gar übereinstimmende; Weiter: die Verpflichtungen der Eltern gegen die Kinder sind weit größer als umgekehrt, denn Eltern können ihren Kindern mehr nützen oder schaden, als es umgekehrt möglich ist; das Kind kann die Eltern vernachlässigen, betrüben, aber die Eltern können es geistig und sittlich töten; es gibt mithin Fälle, in denen Auflehnung nicht nur entschuldbar, sondern geboten erscheint. Das klingt, als ob man die Revolution predigte, aber Revolution ist ja auch nichts andres als der Versuch für die Gesamtheit wie für jeden Einzelnen, ein gut menschliches Recht zu behaupten gegen Tyrannei. Dass die jungen Sieger gerade auch in diesem Falle mehr bei dem Kampfe leiden als die Geschlagenen, liegt in der Natur dieser frisch und warm empfindenden Empörer, denen niemand Recht

*) Berlin 1883, O. Janke.

gibt als ihr eignes Gewissen, und die sich noch voll Trauer der Zeit erinnern, da ihnen Vater und Mutter als der Inbegriff alles Guten und Gernen erschien.

Nach seiner Art hat Jensen die Gegensätze übrigens so stark ausgeprägt, dass ihm in diesem besondern Falle selbst die Verehrer der Familientyrannei nichts würden anhängen können; zudem kommen auch verwandtschaftliche Verhältnisse der freundlichsten, innigsten Art in der Erzählung vor.

Ein andres Thema des Romans, ein ebenso interessantes, bildet die (nach Jensen) moderne Tyrannei des Scheins auf dem Gebiete der Kunst, der Poesie und des Theaters. Der gereifte Mann, der Kritiker Jordan antwortet seinem jungen Freunde, der „auch etwas geschrieben hat“: „Wenn du Hunde und Pferde zu dressiren, oder zwischen zwei Kirchtürmen auf dem Seil zu tanzen verständest, — wenn du auf Kosten der Wahrheit und der Schönheit mit deiner Feder im Blut der Menschen falsches Pathos, frömmelnde Sentimentalität und verlogene Empfindungen aufregtest, oder einen Kehlkopf hättest, die Meisterwerke unserer Dichtung in blasphemisch entseelte Opernfetzen zerrissen vor tausend enthusiastischen Ohren hinaus zu tremoliren und zu brüllen, — dann würde es dir an begeistertem Beifall der Menge und Händeklatschen der Großen, an Ruhmposaunen, Gold- und Diamantensternen nicht fehlen. Aber du handelst mit Wahrheit, Gedanken und echten Gefühlen, und die stehen als flau aufnotirt in den Koursberichten der Menschheit. Wir wollen nicht ungerecht urteilen, Freund, denjenigen, welche deine Schriften drucken, bringen sie gleichfalls nicht viel ein, denn unter einem Schock ihrer Leser ist vielleicht einer, der ihnen aufrichtig dafür dankt, Genuss und Bereicherung daraus schöpft. Doch immerhin werden die Verleger dir so viel für deine Arbeit zahlen können, als wenn du den Tag hindurch Schuhe geflickt hättest; allein ich weiß, das genügt dir, denn du trägst den eigentlichen Lohn in dir selbst.“

Vortrefflich gezeichnet ist die Kontrastfigur des jungen, vor allem nach Selbstgenügen strebenden Schriftstellers; die angehende Schauspielerin Cornelie, deren Geistes- und Charakterentwicklung sich vor unsern Augen vollzieht. Jensen verwendet mit großer Wirkung eine Theaterkritik dazu, um seiner Cornelie und natürlich auch gleich dem Leser auf gut deutsch seine Meinung zu sagen, über die Verlotterung der Bühne, die „mit der Dichtung nichts mehr gemein habe, die zu einem Unterhaltungslokal herabgewürdigt sei, in welchem die Posse, das Rührstück, das Ballet und die Oper herrsche; nur das Grobe, Alltägliche, Unwahre und Herausfordernde wirke; man könne mit Bestimmtheit sagen, dass eine echte Dichtung in unsern Tagen, falls sie zur Aufführung gelange, des Kriteriums bedürfe, erfolglos geblieben zu sein.“ Die noch immer von Zeit zu Zeit stattfindende Darstellung klassischer Dramen sei kein Gegenbeweis, da man sie nicht ihres inneren Wertes, sondern um der Tradition willen aufführe, die stets noch einen lohnenden Ertrag verbürge. „Wie eine moderne Rock- und Hutfaçon, gelte es in der sogenannten guten Gesellschaft überlieferungsmäßig für ein notwendiges Kennzeichen der Bildung, Shakespeare, Lessing, Goethe und Schiller einen Tribut darzubringen, mit heimlichem Gähnen, aber heroischem Wettstreit auszuhalten und durch literarhistorische Bemerkungen den Nachbarn ein besonderes Verständnis an den Tag zu legen. Dergestalt bildeten die Werke der genannten Klassiker noch immer eine, — nur nicht zu häufig auszubeutende — Goldfundgrube für die Theaterdirektoren und in gleicher Weise für einzelne Schauspieler, welche Rollen darin benutzen könnten, um ein Virtuosentum' zur Geltung zu bringen, das Kunststück an die Stelle der Kunst zu setzen, so des frenetischen Jubels der ungebildeten Zuschauer, die stets nicht das Natürliche, sondern das Affektirte bewunderten, sicher zu sein und ihren ungezählten Hervorruf an allen Bühnen Deutschlands ausposaunen zu lassen.“ Wer könnte sagen, dass diese zornig-traurigen Betrachtungen nicht die Wahrheit treffen! Aber man fragt sich doch dabei: wann war es denn so sehr viel besser? hat nicht jederzeit Kotzebue Schiller geschlagen, was die Zahl ihrer Anhänger betrifft?

Die Demokratisirung unseres heutigen Lebens, sonst der Stolz und die Ehre unsrer Zeit, hat freilich auch ihre Schattenseiten; das „Alles für Alle“ zwingt zu Konzessionen; unsere Theater fassen mehr Zuschauer, wir haben mehr Leute, die Theaterbillets bezahlen können, das gibt dann eine unverhältnismäßige Verstärkung der Partei Kotzebue.

Aber eben deshalb erscheint mir die Sache nicht so aussichtslos: manche von denen, die gehen gelernt haben, werden auch noch laufen lernen, wenn nur die Führer und Wächter nicht den Mut verlieren. Und sie tun es wol auch nicht, so hoffnungslos sie sich geberden, das beweist ja eben dieser Roman, ganz abgesehen davon, dass er woltut als ein Versuch der Verständigung unter den Gleichdenkenden.

Und alle Konflikte löst zuletzt die Entscheidung des Herzens und der gesunde Menschenverstand, freilich unter Beihilfe einiger hunderttausend Taler, denn es ist ja so, wie der prächtige junge Steuermann Ludwig sagt: „De Lüd' sünd doch nich so narrsch — dat Glück stickt nich inn' Büdel, awer wenn dar garnix instickt, denn hapert dat ok mit dat Glück toletzt.“ — Dieser Ludwig ist die herzerfreuendste Figur des Buches, wie Jensen wol noch nie eine gelungen ist; eine Schöpfung so ganz aus einem Gusse, dass man meint, man müsste ihm nächstens begegnen, wie er in Hamburg „an de Waterkant“ herumspazirt, in Gedanken „an dat lütte Mäten mit de witten Tähn“ und traurig darüber „dat he för de witten Tähn nix to biten het“. Er redet nur Plattdeutsch, eine schwere Fessel für den Dichter, aber sie hat ihm geholfen, ihn ganz greifbar natürlich zu halten; und dennoch wissen wir sehr wol, dass seine Einfachheit die Leute ringsum klar genug durchschaut und wägt und dass seine unerschütterliche gute Laune einem sehr freien Kopfe und einem sehr gesunden Herzen entstammt. Sein Humor ist von der echt nordischen, überlegen gutmütigen Art, wie der jenes Hamburger Umziehmannes, den ich einmal zu einer keifenden schimpfenden Hauswirtin, deren Wand er ge-

schrammt hatte, mit sinnigem Lächeln sagen hörte: „Min lewe lütte Fru,' hebben se nich villicht en Photographie vun sick? So mug ick se girn afmalt hebben!" —

Auch die genaue Lokalisirung ist ein Vorzug des Buches, der Roman spielt in Hamburg, und Hamburg spielt mit. Allerdings ist die Stadt geschildert, wie ein sorgfältiger und kundiger Beobachter sie beschreibt, der nicht Einheimischer ist; ein Hamburger würde wahrscheinlich wärmer und nicht so eingehend schildern. Mit großer Vorliebe ist die schleswig-holsteinische Landstadt gezeichnet, auch das bejahrte Elternpaar, der „alte Stamm" von dem sie alle herkommen; dort beginnt und schließt die Erzählung, wie mit zwei sonnigen Idyllen. Einigermaßen bedenklich, das heißt romanhaft erscheint mir die Gestalt des Nachtmenschen und Einsiedlers auf dem Elbdeich bei Hamburg, ein moderner Timon, der erst durch seinen Tod für die Andern Bedeutung gewinnt.

* * *

Jensens neueste poetische Gabe betitelt sich: „Ein Skizzenbuch"*); die Gedichtsammlung ist mit einem sehr ansprechenden Bildnis des Verfassers geziert und von schöner würdiger Ausstattung.

„Ein Skizzenbuch" wird wahrscheinlich eine kleinere Gemeinde haben, als der Roman, aber wenn diese Worte einen Vorwurf enthalten, so treffen sie jedenfalls nicht den Dichter, nur die Zeit, die so wenig Muße für wahrhaft Poetisches übrig hat. Und das ist umsomehr zu bedauern, da Jensen uns weder mit romantischem Minnegeklimper noch mit andern fernabliegenden Weisen anlockt, sondern mitten in unsrer kämpfenden gährenden Zeit steht, wenngleich sein Dichterblick neben dem Heute auch Vergangenheit und Zukunft mit umfasst.

Aber Jensens Dichtungen sind eben anspruchsvoller als die der mittelalterlichen Lautenschläger; wie sie aus dem Tiefsten stammen, so wollen sie auch in die Tiefe gehen, und die meisten Hörer sind nur Fläche. Das Leben ist lustig, erst das Denken macht es traurig, und Jensen denkt sehr viel; da könnte man am Ende angesteckt werden, bewahre! bewahre! Die Stimmung dieses Buchs ist deshalb wieder jene halb elegische, halb zürnende, die uns auch sonst in Jensens Gedichten vertraut ist, und die seine epischen wie seine lyrischen Poesien durchzieht. So überrascht er uns denn auch hier nicht, nur hat er manches wol nie zuvor so klar und schön ausgesprochen, wie diesesmal. Es sind wahrhaft hinreißende Klänge darunter. Hier eins:

Herbst.

In Feldeseinsamkeit am Buchenhain,
Der weit auf blauen Meeresspiegel blickte,
Wo schwarz am blätterdürren Rain
Die Brombeertraube niedernickte —
Wo leis im linden Sonnenlicht
Der Wind durch gelbe Stoppeln zog,
Um blasses Blumenangesicht
Ein schwingenmüder Falter flog —
Ins Blau vom roten Hagdornzaun
Stieg eine Eiche hoch und braun,
Drin sang, wie lächelnd so der Sommer schied,
Ein kleiner wilder Vogel noch sein Lied:

Blütenpracht
In den Zweigen
Ist nur bunter Elfenreigen,
Nur ein Traum der Sommernacht.

Wirst du wach,
Keine Klage
Bringt zurück verlorne Tage
Und vergebens schaust du nach.

Halt' bereit
Neue Schwinge,
Dass sie dich hinüberbringe
Zur Erinnerung schöner Zeit!

Er hob sein Lied mit immer gleichem Ton
Und ließ es fallen stets in gleicher Weise;
Dann ward es still, ein Zweig nur schwankte leise,
Der kleine letzte Sänger war entflohn.
Vom winddurchsummten Wipfel fielen nur
Die braunen Eicheln zum Gezirp der Grille,
Schräg sank die Sonne über Wald und Flur,
Und kühle Schatten wuchsen durch die Stille.

Die herrlichen Strophen „Unsere Zeit" erinnern an Schillers schwungvolle Gedankenpoesie; es besteht überhaupt eine nahe Geistesverwandtschaft zwischen den beiden Dichtern. Nicht zuversichtlich klingt es, aber auch nicht verzagt, wenn er sich zum Schlusse auf die kleine ideale Gemeinde beruft:

Sich fremd und auf dem Erdenrunde
Zerstreut ist ihre kleine Schaar
Und doch vereint zu starkem Bunde,
Auch Kämpfer sinds, doch schwertesbaar;
Der Perser ungezählten Schaaren
Genüber, ein Leonidas
Steht jeder wider die Barbaren
Zur Wacht am Thermopylenpass.

Er kämpft und fällt auf seinem Schilde
Und wenig Hoffnung nimmt er mit,
Dass seinem hohen Götterbilde
Den Sieg der Zukunft er erstritt;
Doch fällt er siegreich, ohne Klagen,
Denn in sich selbst trug er den Lohn,
Dass treu das Banner er getragen
Der wahren Menschenreligion.

Ein wunderschönes Gedicht ist „Hans Gutgesell", eine andere Art von „Excelsior", nur viel näher und vermenschlichter als das von Longfellow; leider ist es zu lang, um es ganz herzusetzen, und es zerreißen, hieße seine Wirkung zerstören.

Eine größere Anzahl der Dichtungen ist epischer Art; es sind Erzählungen, meist in fünffüßigen Jamben, aus Morgen- und Abendland, Jensens glühende Phantasie ist dort wie hier heimisch.

Morgenländisch fremde Mären
Hat der Dichter nachberichtet,
Die am Hof Harun al Raschids
Von dem Leben selbst gedichtet.

Fremde Mären — dass den Ohren
Kaum im Abendland wir trauen,
Immer mild sind unsre Herrscher,
Immer keusch sind unsre Frauen.

*) Freiburg i. B. 1883, Kiepert & von Bolschwing.

Niemals hieß im Abendlande
Einen Fürsten, der nur Knechte
Sah in seinem Volk, verlogene
Nachweltszunge „der Gerechte".

Man sieht, Jensen kann auch boshaft werden. Eine sehr anmutige Ballade ist „Harald Harfager" der vormals Harald Borstenhaar hieß, sich träge wie ein Igel auf dem Bärenfell sonnte, bis die schöne Gida von Dronte vorüberritt und ihn verlachte, dass aus Liebestrotz in zehn Jahren aus dem borstigen Jarl ein „schönhaariger König" wurde. Zu den schönsten Stücken gehören ferner: „Zwei Augenblicke" (aus dem Leben Napoleons nämlich), „Eine Begegnung", „Am Abend" und teilweise auch „Am Aschenkrug"; Schwaches oder Bedeutungsloses ist überhaupt nicht darunter. „In Wettolsheim, ein dramatisches Gedicht" bezaubert durch die Schönheit der Gedanken, durch den Wollaut der Sprache, besitzt aber doch nicht eigentlich dramatisches Leben. Schöne Stellen, die zum Zitiren auffordern, finden sich auf jeder Seite, so die Szene mit dem Gärtner, die Worte Tommaso's über des Dichters vergrößernden und verringernden Blick auf die Welt, — auch seine Anklage gegen den Dichter:

Das ist eu'r Dichtertum; ihr straft am Schluss
Und lasst die schwere Schuld in Unheil enden.
Doch eh sie euer Richtermund verdammt,
Ruft ihr sie wach in allem Zauberglanz
Der Schönheitsblendung, heiße Leidenschaft,
Legt auf die Lippen ihr das Schlangenwort
Der süßen Lüge, die des Hörers Ohr
Umstrickt und — eures. Euer Kopf bemisst
Mit nüchternem Verstand den Urteilsspruch
Und bricht den Stab — euch selbst, denn euer Herz
War bei den Schuldigen. —

Ich bin noch lange nicht zu Ende, aber die Rücksicht auf den gastlichen Raum heißt mich schließen. Möchten recht viele mit derselben Freude und demselben Genusse, wie ich es getan, die hier besprochenen Werke lesen.

Stuttgart. Ilse Frapan.



„Die sprechenden Tiere." Episches Gedicht von Giambattista Casti.

Aus dem Italienischen übertragen von **J. Herzfelder** (Augsburg).

Aus dem IX. Gesang.

Die Erziehung.

Geübt in List, im Legen falscher Schlingen,
Verstand's der Fuchs, in fassliche Begriffe
Das weite Feld der Politik zu bringen.
Sprichwörtlich waren seiner Sippschaft Kniffe,
So dass er in der Zeit, die ich zitire,
Gleichsam der Machiavelli war der Tiere.

Als Lebensregeln, als Erziehungslehre
Hatt' er gewisse Meinungen verkündet,
Auf die Gemütsart und die Charaktere
Der Welt, mit der er wandelte, gegründet,
Die er durch die Erfahrung, die er machte,
Zur unumstößlichen Gewissheit brachte.

Wol wusste diese Dogmen der Gemeinheit
Der feile Esel praktisch zu erproben,
Doch erst der Fuchs hat mit perfider Feinheit
Sie zur Kathederwissenschaft erhoben,
Zu einem ganzen Lehrkurs, hochpolitisch,
Methodisch-theoretisch-analytisch.

Die Sätze, die aus seinem Munde quillen,
Vernehmt hiemit: „Ein jeder Herr und König,
Dem, unberührt von eines andern Willen
Und keinem andern Machtgebote fröhnig,
Die hohen Götter Macht in Fülle gaben,
Ist über Pflichten und Gesetz erhaben."

„Und Tugend, Redlichkeit, Wolfahrt des Ganzen
Sind lächerliche, kindische Chimären.
Doch nötig ist's, dass die servilen Schranzen,
Das dumme Volk, als göttlich, sie verehren,
Auf dass der Ehre und der Tugend Glaube
Sie fester noch an ihre Ketten schraube."

„Was man ihm vorsingt, glaubt der blöde Haufen;
Drum muss ein König, will er klug regiren,
Den eignen Vorteil Wol des Volkes taufen
Und mit dergleichen Firniss auflakiren.
Das Heil des Volkes! Ist es ihm nichts nütze,
Ein weiser Herrscher wirft es in die Pfütze."

„Von Mitteln schwatzen und von Hindernissen,
Führt Fürsten nur zu kleinlichem Gezänke.
Wer herrschen will, der hab' ein weit Gewissen
Für offnen Zwang wie für geheime Ränke.
Was er vollführt, ihn leite nur das Eine:
Wie wahr' ich und wie mehr' ich gut das Meine?"

„Der Schwache, Lahme, der in Ohnmacht schmachtet,
Ist nach Naturgesetz des Starken Speise.
Rücksicht, die ihrer eignen Haut nicht achtet,
Beläst'ge niemals des Regenten Kreise!
Kurzsichtig ist die Masse, die gemeine,
Und ihr genügt die Lust am äußern Scheine."

„Und darum darf die Sprache nie zur lauten
Verräterin der Herzenswünsche werden,
Noch der verborgenen Pläne, der vertrauten,
Doch die Beredsamkeit florir' auf Erden,
Die mit der ganzen dialektischen Pracht,
Was uns gefällt, die Andern glauben macht."

Dies war der Rechtsbegriffe logische Kette,
Dies die Doktrin des Pfiffigen, die schlaue
Fuchspolitik bestialischer Kabinette,
Die er daheim ersann in seinem Baue;
Was sonst die Weisheit lehrt, das hieß daneben
Phantasterei, Schein und verkehrtes Leben.

Und fand sich wo ein käuflicher Kalfakter,
Ein Schlaukopf, in Verdrehungen nicht krittlich,
Ein blutiger, hartherziger Charakter,
Für Klagen und für Tränen unerbittlich,
Der, kalt beim Unheil, das die Welt verzehrte,
Nur sein Interesse als Idol verehrte,

Sofort ward er von des Gebieters Gnaden
In Aemter eingesetzt mit schweren Bürden,
Ihm wurden Staatsmissionen aufgeladen,
In seine Hand gelegt des Hofes Würden,
Und Treu und Glauben machte der Gewandte
Zur Fabel und zum leeren Schall im Lande.

Ein Vivat den Politikern von Heute,
Den würdigen Ministerexcellenzen,
Die zu Europas Ruhm als Ehrenleute
Am Himmel ihres Reichs wie Sterne glänzen,
Die uns von Volksaussaugern und von Räubern
Die Kabinette und Kanzleien säubern!

Da ist kein Herrscher, der bereit sich fände
Zu schmutz'gem Wucher oder niedern Ränken.
Ihr Wort ist ehrlich, rein sind ihre Hände
Und lauter ist wie Gold ihr Fühlen, Denken;
Und tun sie je ein Unrecht, ein verdammtes,
Ist's ihre Schuld nicht, sondern die des Amtes,

Und wenn so ein Sophist in unsern Zeiten
Den gift'gen Saft ruchloser Glaubenssätze
In Büchern ausspritzt, Geister irrzuleiten,
Gleich auf den „Index" setzt man sein Geschwätze,
Auf dass die Reinheit unsrer Kabinette
Sich vor Besudlung und Verderben rette.

Den Herrn, die, Dank dem Himmel, uns kuranzen,
Füllt Glaube noch und Redlichkeit die Seele,
Und sie entflammt der Drang fürs Wol des Ganzen,
Wer das nicht glaubt, les' ihre Machtbefehle,
Hör' ihrer Tröstung menschlich Wort und nippe
Den süßen Honig ihrer Rednerlippe! — —

Dem Fürsten, um es zu gestehn, behagte
Der Fuchs nicht sonderlich. Er litt ihn eben,
Dieweil er, Schwächling, wie er war, nicht wagte,
Der strengen Frau Mama zu widerstreben.
Ihm waren nur, trotz ihrer tollen Faxen,
Der Affe und der Bär ans Herz gewachsen.

Doch die Regentin hatte sehr vergnüglich
Des Fuchses Lektionen mitgenossen.
Sie fand sie so sympathisch, so vorzüglich,
Sie nahm sie sich zur Norm und war entschlossen,
Anstatt des Hundes, den sie aufgegeben,
Den lieben Fuchs zum Kanzler zu erheben,

Zwar, undankbar des treulichen Beraters
Sich zu entled'gen, macht' ihre schwere Stunden,
Jedoch der Fuchs gewann den Schutz des Katers,
Den er als Feind des Hundes längst erfunden,
Und der verstand's, wie man am rechten Platze,
Zur rechten Zeit die Königin beschwatze.

Und wirklich ward der Plan von ihr gebilligt,
Und ausgeführt. Dem Hunde ward zum Zeichen
Der höchsten Huld ein Stücklein Holz bewilligt,
Das um den Hals gehängt wird Seinesgleichen.
Der Löwin ganzes Lohn war dieser Orden,
Mit dem der treue Hund begnadet worden.

Notifizirt ward dieser höchste Wille
Dem Exminister durch ein Handbillette
Aus fürstlicher Kanzlei, in aller Stille,
Und da das königliche Tier, ich wette,
Nicht lesen konnte und noch weniger schreiben,
So hatt' es bei dem Siegel sein Verbleiben.

Der Brief verkündete: Leo der Zweite,
Aus souveräner Gunst und Huld der Krone,
Auf dass er vor der Welt von seiner Seite
Des Hundes Hochverdienst solenn belohne,
Vergönn' ihm nun, erwägend seinen Zustand,
Dies Halsgehäng' und ehrenvollen Ruhstand.

Die großen Opfer, die gewalt'gen Dienste,
Die er und sein Geschlecht empfangen haben,
Verblieben ihm, zu köstlichem Gewinnste,
Im Herzen unauslöschlich eingegraben;
Wie's ihm ergeh, ob gut, ob widerwärtig,
Stets halt' er sich des Fürstendanks gewärtig.

Das war zu jener Zeit der Majestäten
Gewohnter Stil, die Sprache der Ukase:
Wenn sie die herrlichsten Verdienste schmähten,
Verzierten sie den Tort mit schöner Phrase,
Und fügten noch aus Dummheit oder Tücke
Zum Unrecht Spott und Schimpf zum Gaunerstücke.

Der Kanzler Hund steht wie vom Blitz zerschlagen,
Da er es liest, doch weiß er sich zu fassen;
Und Hass und Zorn, die ihm am Herzen nagen,
Verbirgt er, wie er kann, scheinbar gelassen.
Die Hoffnung nur auf Rache gibt dem Hunde
Im Unmut Halt und Balsam seiner Wunde.

Hat doch **sein** Eifer, **seine** Hundetreue
Dem ersten Löwen jenen Platz erzwungen,
Der in der Sippe des erhabnen Leuen
Durch ihn sich erblich fortpflanzt auf den Jungen!
Und wenn sie ebenbürtig sich im Bunde
Der Fürsten sieht, wem dankt sie's, als dem Hunde?

Wies **er** doch zur Gesittung Weg' und Stege!
Erwuchsen doch die hohen Institute
Auf sein Geheiß und unter seiner Pflege!
O, seine Fehler — Fehler hat der Gute —
Sind winzig im Vergleich mit jenen Tücken,
Mit denen Füchse alle Welt berücken!

Nun geh, zermartre dich und dein Gehirne,
Vergieße Schweiß und Blut, zähm' deine Mienen,
Trag' Pein im Herzen, Runzeln auf der Stirne —
Nur um den stolzen Bestien zu dienen!
Dann schau den Hund und schließ' aus seinem Bilde
Auf ihre Dankbarkeit und ihre Milde!

Wenn sie dir ausgepresst die besten Säfte,
Wie man Citronen auspresst und Limonen,
Wenn sie dir aufgezehrt die letzten Kräfte,
Dann schütteln sie dich ab wie faule Drohnen,
Vielleicht dass sie zum Lohn und Ehrenzeichen
Ein Hölzlein dir als Halsgehänge reichen.

Sein Amt war nicht aus Fürstengunst geboren,
Es war auf Wort und auf Vertrag gegründet,
Doch was beweist ein Pakt, den sie beschworen,
Was ein Vertrag, so laut sie ihn verkündet?
Denn dies Gelichter will nur Früchte brechen,
Und treuen Dienst vergisst es und Versprechen.

Ich rede von den rohen Tiersouveränen,
Von Jenen red' ich, die in Wäldern horsten,
Vierfüßigem Volk, das Hörner trägt und Mähnen,
Und auf dem Felle Zottel oder Borsten,
Krummbein'gen, deren Schweif mit Troddelende
Den Hintern deckt und Rücken peitscht und Lende.

Drauf ward ein weitres Schriftstück auf den Pfaden
Des Reichs versendet: „Wir, Leo der Zweite,
Gebieter von des großen Kuckucks Gnaden
Aller Vierfüßigen in Nähe und Weite,
Kraft der Gewalt, die wir in Händen halten,
Tun kund hier und zu wissen Jung und Alten":

„Dieweil des Fuchses Ruf in vollen Wogen
Durch Unsre weiten Lande sich ergossen,
Darum er Unsern Blick auf sich gezogen,
So haben wir Höchstselbst bei uns beschlossen,
Von Unserer Huld ihm den Beweis zu geben,
Indem Wir zum Minister ihn erheben."

„Und dass dies Tier als solcher von der Herde
Geschwänzter und gehörnter Untertanen
Im ganzen Tierreich angesehen werde,
Befehlen Wir anjetzo und gemahnen,
Es werde Gegenwärtiges allerorten
Gelesen und genagelt an die Pforten!"

Die Abenddämmrung senkt sich auf die Wege,
Da irrt allein mit kummervollem Herzen
Der Exminister Hund durch die Gehege.
Er bellt den Mond an und versucht, die Schmerzen,
Die Sorgen, den Verdruss, die ihn zerrütten,
In ehrlichem Gekläffe auszuschütten.

So heult das Wild in Tal und Waldesgrunde,
Getroffen von des Jägers scharfem Eisen.
Umsonst versucht es, aus der offnen Wunde,
Die immer heißer brennt, den Speer zu reißen.
Fest steckt der Speer, und rast es fort in Klagen,
Das nährt den Schmerz nur, statt ihn zu verjagen.

Noch tagt es nicht, noch ruht die Welt beschattet,
Da kehrt er tiefgeduckt nach Hause wieder,
Erschöpft von seiner Irrfahrt und ermattet,
Und streckt dort auf die Streu die müden Glieder,
Und ach! soweit es Groll vergönnt und Kummer,
Sinkt er in dumpfen, ruhelosen Schlummer.

Und als er aus dem wirren Schlaf erwachte,
Da traf sein Augenlid, noch schlummertrunken,
Das Licht der Sonne, die von Oben lachte,
Im Ost verstreuend ihre goldnen Funken.
Er steht und spitzt die Ohren, um zu lauschen,
Doch hört er weder Lärm, noch Worte tauschen.

Fürwahr ein seltnes Novum! Sonst am Morgen
Stand schon der Schwarm der Ritter und der Knappen
Im Vorgemach, den Hofdienst zu besorgen,
Oder des Edlen Gnade zu erschnappen,
Oder Verwaltungspläne vorzutragen,
Um sich dabei ein Stellchen zu erjagen.

Doch größer war die Zahl der Schmeichelkatzen,
Die, wenn das Morgenrot am Himmel flammte,
Dort harrte, den Minister zu umschwatzen,
Nach einer Würde haschend, einem Amte,
Die's nicht für schmählich ansah, wie Lakaien
Sich zu ergehn in niedern Schmeicheleien.

Jetzt stand er auf und wie er vorwärts lenkte —
Wo er gewohnt war, dass der ganze Reigen
Der Höflingskreaturen ihn umdrängte,
Da fand er nun Verödung nur und Schweigen.
In solcher Lage scheint's fürwahr vonnöten,
Mit stoischer Ruh den Mismut zu ertöten.

Und in geheimes Brüten ganz verloren,
Schien er Betrachtungen sich hinzugeben,
Ueber den Lauf der Welt und ihre Toren,
Ueber den Hof und sein verruchtes Leben,
Als ihn ein mürrischer Fourier entdeckte
Und barschen Tons aus seinen Träumen schreckte.

„Sofort den Hof", fuhr er ihn an, „zu räumen,
Ergeht hiemit Befehl an dich, Geselle!
In dein Quartier rückt heut' noch ohne Säumen,
Den der Monarch gesetzt an deine Stelle"! —
„„Wie?"" rief der Hund, „„der Fuchs?"" — „Was auch geschehe,
Du sorge nicht und spute dich und gehe!"

Dies rohe Wort trifft ihn gleich Schlangenbissen,
Und rührt die Gall' ihm auf; und ohne Schonung
Hätt' er beinahe den Fourier zerrissen,
Doch hielt er an sich und verließ die Wohnung,
Und als er auszog, kam der Fuchs geschlichen
Und kroch ins Haus, daraus der Hund gewichen.



Der neu-hellenische Sprachschatz.

A Comprehensive Phraseological English-Ancient and Modern Greek Lexicon. Von G. P. Laskarides und Dr. L. Myriantheus.

London, Trübner & Co.

Deutsche Gelehrsamkeit hat nicht bloß für die Erforschung der alt-griechischen, sondern auch für die Hebung und Wiedergeburt der jetzigen hellenischen Zunge so viel getan, dass es wahrlich keiner Entschuldigung bedarf, wenn in einer der Literatur des In- und Auslandes gewidmeten Zeitschrift auf eine einschlägliche Arbeit von unzweifelhafter Gründlichkeit aufmerksam gemacht wird. Es sind zwei Griechen, denen das vorliegende Werk zu verdanken ist: Herr G. P. Laskarides, der lange Jahre hindurch im hiesigen Konsulat seines Vaterlandes eine geachtete Stellung einnahm und jetzt auf Korfu wohnt; und der an der Münchener Hochschule gebildete, in London lebende Dr. L. Myriantheus, Verfasser des deutsch geschriebenen, die indische Götterlehre betreffenden Werkes: „Die Açvins oder Arischen Dioskuren." In fünfzehnjähriger, nimmer rastender Tätigkeit hat Herr Laskarides die Grundlagen dieses vortrefflichen Wörterbuches gelegt. Wer da weiß, welche Mühe es gekostet hat, und zum Teil noch kostet, die neugriechische Sprache von dem Unkraute zu reinigen, das Jahrhunderte hindurch in sie hineingewuchert war, und wie schwierig es ist, für manche neuere wissenschaftliche Begriffe und Fachausdrücke, ja, für nicht wenige des gewöhnlichen Lebens das allgemein gültige Wort durchzusetzen: der wird die in dem englisch-griechischen Wörterbuch von Laskarides und Myriantheus enthaltene Leistung zu schätzen vermögen. Der Erstgenannte, der es entwarf und sich dabei an seine englischen, amerikanischen, französischen

und griechischen Vorgänger hielt, hat bei der Schlussdurchsicht den englischen Teil besorgt. Dr. Myriantheus, welcher hauptsächlich die deutschen Quellen zu Rate zog, besorgte den hellenischen Teil. Das Ergebnis ist ein hochbefriedigendes; und diese neueste Zusammenstellung des griechischen Sprachschatzes darf daher als eine ausgezeichnete, höchst fleißig gearbeitete unseren Landsleuten bestens empfohlen werden.

London.

Karl Blind.



Genrebilder. Von Jan Neruda.

Uebersetzt von Anton Smital.

Leipzig, Reclam.

Neuestens vermitteln einige Monatsschriften dem deutschen Publikum die Kenntnis czechischer Literaturprodukte, und auch die Reclamsche Universalbibliothek brachte jüngst die Uebersetzung einer czechischen Novelle des Svatopluk Czech. Diesen Proben gegenüber erscheint die Klage czechischer Schriftsteller, dass die Literatur ihres Volkes vom deutschen Publikum nicht hinreichend gewürdigt werde, wenig gerechfertigt; denn alle diese Gedichte und novellistischen Arbeiten, welche einer besonderen Eigenart entbehren, sich auch nicht an die besten Muster lehnen und nicht immer als gelungene Reproduktionen ihrer Vorbilder bezeichnet werden können, haben kein Recht, sich in die Weltliteratur vorzudrängen, und geradezu lächerlich ist es, wenn die Herren Uebersetzer, immer stolz auf den jeweilig Uebersetzten, schon im vorhinein dem Leser ein Urteil aufdrängen, wie beispielsweise der Uebersetzer einiger höchst gewöhnlichen Poesien des Jaroslav Vrchlicky diesen als den bedeutendsten aller lebenden Dichter hinzustellen die unglaubliche Naivetät hatte. Es ist keine Frage, dass die czechische Literatur, wenn sie auch in ihren besten Namen eine reproduktive, keine schöpferische ist, beachtenswerte Talente aufweist; wol aber bleibt es fraglich, ob diese Talente Anspruch auf allgemeine über die Grenzen ihres Heimatlandes hinausgehende Beachtung beanspruchen dürfen . . .

Jan Neruda, der die „Kosmischen Lieder“ geschrieben, ist, wie der Uebersetzer sagt, der bedeutendste „böhmische“ (soll heißen: czechische) Dichter. In seinen „Genrebildern“ findet sich nichts Originelles, aber auch — und das erhebt ihn über die anderen czechischen Poeten — fast gar nichts Konventionelles. Er ist bei den Besten in die Schule gegangen, und die kleinen Skizzen, die fast immer den feinsinnigen Literaten verraten, gemahnen bald an Franzos, Bret Harte, Poe, bald an deutsche und französische Feuilletonisten; von einer grundeigenen Auffassung der poetischen Stoffe, von eigenen Formen und eigenem Stile, die der Uebersetzer in Neruda's Arbeiten gefunden haben will, ist nichts zu merken. In einer einzigen Skizze („Trhani“) zeigt sich Neruda in der Wahl des Stoffes spezifisch czechisch und bemüht sich, in volkstümlicher Weise zu erzählen; dies ist vielleicht der einzige Anlauf zu einer halbwegs originellen Behandlung eines uns fremdartig anmutenden Stoffes; aber ich gestehe, dass mir diese Skizze mit ihrer Hypersentimentalität, mit ihren Helden, den edeln und weichfühlenden, versoffenen Bahnarbeitern trotz einzelner frappirenden Züge als die schwächste des ganzen Bändchens erschienen ist. Die Skizze „Zu den drei Lilien“ — ein kleiner Zola — ist höchst effektvoll geschrieben, aber sie zeigt deutlich, wie der Autor zwischen seinen Mustern hin- und herschwankt; wenn der Uebersetzer (der selbst schon zu wiederholten Malen mit bemerkenswerten Skizzen hervorgetreten ist) in der Einleitung nicht ausdrücklich auf Nerudas „Eigenart“ hingewiesen hätte — man könnte glauben, dass er durch die Auswahl der an so verschiedene Vorbilder mahnenden Skizzen stillschweigend ein Urteil über Neruda gefällt habe. Wo Neruda — wie in der „Allerseelentagsidylle“ — sich selbst gibt in ungezwungener Weise, mit breitem Behagen erzählt, da ist er am besten; nicht bedeutend, aber interessirend durch feine Beobachtung und liebenswürdigen Humor. Damit will ich aber nicht sagen, dass er übersetzt werden musste.

Prag.

Anton Reitler.



Die Berner Konferenz und der Amsterdamer Kongress.

(Schluss.)

Dem taktischen Erfolge in Bern reihte sich in Amsterdam, während des Internationalen Literarischen Kongresses vom 25. bis 29. September, ein moralischer Sieg an, der in einem eigentümlichen Vorgange seinen bezeichnenden Ausdruck fand. An sich war es ein Wagnis, in Holland, dem Lande der gesetzlich erlaubten und erst in jüngster Zeit zu Gunsten der Einheimischen ein wenig beschränkten Aneignungsfreiheit fremden geistigen Eigentums, das dem Schutze desselben geweihte Banner zu entfalten; und wenn ich den Schleier, der die Geschehnisse hinter den Koulissen bedeckt, ein wenig lüfte, so geschieht dies, um den Fachgenossen gegenüber die Tatsache zu erhärten, dass der ganze Kongress kurz vor seinem Zusammentritte noch um ein Haar an der instinktiven Abneigung einiger maßgebender Holländer gegen die Verteidiger des geistigen Eigentums gescheitert wäre, wenn nicht Louis Ulbach seinen ganzen Einfluss und eine angestrengte persönliche Tätigkeit für das Zustandekommen des Kongresses eingesetzt hätte. So gestaltete sich also, wie ganz natürlich, der Empfang des Kongresses in Amsterdam etwas eigentümlich; denn wenn auch Prof. jur. Asser, der Präsident der 5. Sektion der Internationalen Kolonial-Ausstellung, welcher das Arrangement sämtlicher Kongresse übertragen war, uns mit den herzlichsten Worten ehrender

Anerkennung begrüßte, so blieb es dennoch nicht unbemerkt, dass weder die staatlichen noch die städtischen Behörden es für angezeigt gehalten hatten, uns durch irgend einen Vertreter — und bei einigem guten Willen wäre doch trotz aller vorgeschützten Ueberbürdung noch irgend ein Ministerialrat bezw. Stadtrat in Amsterdam aufzutreiben gewesen! — in ihrem Lande willkommen zu heißen. Wir begriffen das, umsomehr als der kurz vor uns versammelt gewesene Orientalisten-Kongress durch einen Minister in Person eröffnet worden war, und sangen deshalb, in unseren Antworten auf die Begrüßungsrede des Prof. Asser, um so frischer von der Leber weg unser Lobliedlein auf den Schutz des geistigen Eigentums und auf die Tatsache, dass ein Missbrauch auch durch jahrhundertelange Uebung nie zum Rechte werden könne. Der erste Abend, Empfang des Kongresses durch den Präsidenten der Ausstellung, war immer noch etwas kühl; aber wer beschreibt unser freudiges Erstaunen, als im Laufe des zweiten Abends — während einer Soirée im Pavillon der Amsterdamer Press-Vereinigung — eine schriftliche Einladung des Bürgermeisters van Lindhofen zu einem feierlichen Empfange am nächsten Abende im Stadthause von Amsterdam eintraf, und zugleich mit dieser Einladung der Bürgermeister selbst, um die Annahme derselben seitens der Kongressmitglieder persönlich zu unterstützen. Das war ein herzliches und offenes pater peccavi, das der Kongress ebenso herzlich aufzunehmen alle Ursache hatte; und bei der außerordentlich hohen, ja geradezu regirenden Stellung, welche der Bürgermeister von Amsterdam im Stadtregimente und in der Anschauung des ganzen Landes einnimmt, war dieses Geschehnis von ganz besonderer Wichtigkeit, bedeutete es einen glänzenden moralischen Sieg, welchen der Kongress gewiss zum größten Teile dem stark entwickelten Rechtlichkeitsgefühl der Holländer, zum Teil aber auch ebenso sicher dem Freimute zu verdanken hatte, mit welchem er seine Grundsätze und Absichten darlegte, das gute Recht des Schriftstellers auf die Erzeugnisse seines Geistes verteidigte, die ideellen Ziele des internationalen Verbandes betonte. Am nächsten Abende war denn auch im Stadthause alles aufgeboten, was die Feierlichkeit des offiziellen Empfanges auszudrücken und zu erhöhen imstande war: die Festsäle, von deren Wänden die Meisterwerke Rembrandts und van der Helsts in ewig frischer Schöne herablächelten, strahlten im hellsten Glanze und waren erfüllt von den Spitzen der Amsterdamer Gesellschaft, unter denen sogar der chinesische Gesandte samt Gattin nicht fehlte, — der Bürgermeister betonte in seiner Begrüßungsrede zu wiederholten Malen den Respekt, den er den Bestrebungen des Kongresses entgegenbringe und hieß uns im Namen der Stadt und des Landes herzlich willkommen, — und auch der in der Straße sich stauenden Menge verkündeten die flammenden Gassterne an der Außenfront des stattlichen Gebäudes, dass das Oberhaupt ihrer guten Stadt es für angemessen gehalten hatte, den Internationalen Literarischen Kongress mit all den äußeren Ehrenbezeugungen zu empfangen, wie sie fürstlichen Besuchen entgegengebracht zu werden pflegen.

Auch die Arbeitsdebatten, die volle acht Sitzungen in vier Tagen beanspruchten, waren reich an interessanten Momenten. Das Resultat der Berner Konferenz wurde natürlich mit Enthusiasmus gutgeheißen, nach einem glänzenden Referate Jules Lermina's, des Generalsekretärs der Association, welcher der deutschen Initiative zu dieser denkwürdigen Konferenz mit wärmsten Worten gedachte. Von den eingelaufenen Preisarbeiten über das Thema: „Holland und die Denk- und Press-Freiheit im 17. und 18. Jahrhundert", wurden zwei mit der ersten Medaille und eine mit der zweiten gekrönt, und die Arbeiten selbst zur Veröffentlichung im Bulletin der Association bestimmt. Zu der Frage: „Ueber den Einfluss der Romanliteratur auf die Sitten" lieferten Clifford Millage (England), Ratisbonne und Lermina (Frankreich), Ocampos (Argentinien) und Djuvara I. (Rumänien) sehr interessante Beiträge. Am spannendsten aber gestalteten sich die durch drei Sitzungen fortgesetzten Debatten über die Grenzen des geistigen Eigentums und namentlich über die Berechtigung eines (in der Schweiz bereits existirenden) E n t e i g n u n g s g e s e t z e s auf diesem Gebiete; ein bestimmtes Resultat wurde nicht erzielt, da keine diesbezüglichen Anträge vorlagen, aber die weitaus größte Majorität des Kongresses neigte derjenigen Ansicht zu, welche ein solches Expropriationsrecht in den Händen des Staates für unnütz und schädlich erklärte. Bei Gelegenheit dieser Debatte machten denn auch die holländischen Buchhändler, welche durch einen Amsterdamer Rechtsanwalt auf dem Kongress vertreten waren, ihren Standpunkt geltend, — ein mit der größten Spannung erwartetes Ereignis, dessen Ausgang für die öffentliche Beurteilung der Frage in Holland maßgebend sein musste. Und auch hierbei fiel der Sieg zu unseren Gunsten aus: denn trotz der glänzenden Beredtsamkeit des Rechtsanwalts, welcher das geistige Eigentumsrecht wolweislich anerkannte und nur das Uebersetzungsrecht samt dessen freiester Ausbeutung von seiten des schriftstellerarmen Hollands in Anspruch nahm, trotz aller feinen und sophistischen Deduktionen, welche im Gefolge einer stattlichen Reihe statistischer Daten auftraten und beweisen sollten, dass die widerrechtlichen Uebersetzungen den Absatz der Originalwerke in Holland steigerten, endeten die Debatten doch damit, dass der Vorsitzende der Amsterdamer Presse, van Duyl erklärte, d a s s d e r V e r t r e t e r d e r h o l l ä n d i s c h e n B u c h h ä n d l e r n u r n o c h d i e s e f ü r s i c h, a b e r a l l e S c h r i f t s t e l l e r u n d n u n m e h r a u c h s c h o n d i e M a j o r i t ä t a l l e r r e c h t l i c h d e n k e n d e n L e u t e i m L a n d e g e g e n s i c h h a b e, und dass nach seiner Kenntnis des Landes der Zeitpunkt nicht mehr fern sei, d a d a s R e c h t s g e f ü h l d e r m a ß g e b e u d n K r e i s e ü b e r d i e S o n d e r i n t e r e s s e n e i n z e l n e r L e u t e t r i u m p h i r e n w e r d e. Diese Erklärung wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen, an welchem sich die zahlreich anwesenden Holländer demonstrativ beteiligten; und als dann die von dem buchhändlerischen Vertreter beantragte Resolution zur Abstimmung gelangte, blieb in der Tat der Antragsteller mit seiner eigenen Stimme ganz allein.

Damit war die Sache des Kongresses für Holland in moralischem Sinne entschieden, — mehr, als man anfangs zu erreichen geglaubt hatte; und die scheidenden Kongressisten nahmen sämtlich die berechtigte Ueberzeugung mit sich, dass sie in dem tüchtigen, ehrenhaften Lande, welches sie rasch liebgewonnen hatten, auch ihrerseits einen dauernden und dem schließlichen Siege des Rechtes günstigen Eindruck hinterlassen haben mussten.

Einer offiziellen Einladung der spanischen Schriftsteller entsprechend, wird der Kongress von 1884 in Madrid stattfinden. Die Wahlen zu dem Exekutiv-Komitee ergaben zu den bisherigen sechs Mitgliedern von deutscher Seite noch ein siebentes in der Person des Abgeordneten Dr. Eduard Lasker, so dass jetzt Deutschland eines der am zahlreichsten vertretenen Länder innerhalb der Exekutive ist.

Berlin.

Wilhelm Loewenthal.



Sprechsaal des „Magazins“.

In meiner Anzeige des Schriftchens von Karl Merwart, jetzt in Paris, über Louise Ackermann (No. 33 des „Magazins“) bezeichnete ich irrtümlich das beigefügte Bild als vom Verfasser selbst herrührend, ein Irrtum der durch die undeutliche Unterschrift am Bilde veranlasst wurde. Nach authentischen Nachrichten ist vielmehr der Bruder unseres Autors, der Maler Paul Merwart in Paris, der geniale Zeichner des prächtigen Porträts. Herr Paul Merwart hat übrigens ein lebensgroßes Porträt der greisen Dichterin für den nächsten Pariser „Salon“ vollendet. Einer zu veranstaltenden neuen Ausgabe der Werke derselben wird hoffentlich das Bild als willkommene Zier beigegeben.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Zu Lessings „Emilia Galotti“.

Schon vor Lessing hatte der spanische Dichter Moreto († 1668) den tragischen Untergang der Virginia dem historischen Boden entlehnt und den Stoff statt zu einer Staatsaktion zu einer sogenannten Hoftragödie benutzt. In Moreto's Schauspiel „Primero es la honra“ verliebt sich der König von Sizilien in Porcia, die Tochter seines Admirals. Der Fürst sucht diesen und den Bräutigam der Porcia durch einen politischen Auftrag aus der Nähe der Geliebten zu entfernen. Sie kehren aber unerwartet und früher, als der König vermutet hatte, zurück. Nun wird Porcia durch List an den Hof gezogen. Da der Admiral vergebens versucht, Porcia aus dem Palaste und aus der Nähe des Fürsten zu entfernen und die Leidenschaft des letztern jede Hoffnung auf eine ehrenvolle Lösung der Verhältnisse zerstört, ersticht der unglückliche Vater seine Tochter und übergiebt sich dem König und dem Richterspruch. Dies der Inhalt der ersten zwei Akte des Schauspiels, die mit tragischer Haltung durchgeführt sind. Im dritten Akt sucht Moreto den tragischen Ausgang wieder aufzuheben, indem er die Porcia von ihren Wunden, die man für tötlich gehalten, genesen lässt, so dass eine allgemeine Versöhnung und ein heiterer Schluss möglich wird.

Ob Lessing die Komödie des Moreto gekannt hat? Es ist möglich, da er andere Schauspiele dieses Dichters erwähnt und eine Sammlung spanischer Dramen besaß.

Dresden.

Edmund Dorer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Protokoll der Generalversammlung des fünften deutschen Schriftstellertages zu Darmstadt

am 9. und 10. September 1883.

Nach der stenographischen Niederschrift mitgeteilt vom Schriftführer des Verbandes Dr. Franz Hirsch-Leipzig.

(Fortsetzung.)

Zweiter Sitzungstag. (10. September.)

Vorsitzender Dr. Friedrich: Wir fahren in der gestern abgebrochenen Debatte über die Herausgabe eines Jahrbuches des deutschen Schriftstellerverbandes fort.

Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg-Iserlohn. Hochgeehrte Versammlung! Ich glaube für die Herausgabe eines Jahrbuches sprechen triftiger Weise praktische, ethische und ich möchte sagen poetische Gründe. Lassen Sie mich zunächst von den ethischen Gründen reden. Der Schriftstellerverband ist nach seiner Anzahl eine Macht und diese Macht muss einen Ausfluss haben. Auf welche Weise könnte dieser Ausfluss besser bewerkstelligt werden als durch die Herausgabe eines solchen großen literarischen Werkes. Aber auch praktische Gründe sprechen dafür, denn, meine Herren, das Ergebnis wird jedenfalls lukrativ sein und in Hinsicht auf den Unterstützungsfond lassen Sie uns ja das Unternehmen ins Leben treten. Ich meine aber auch poetische Gründe sprechen dafür. Sie haben aus beredtem Munde gestern gehört, dass Frankreich mit einem solchen Unternehmen vorangegangen ist und schon seit fünf Jahren ein solches Jahrbuch besitzt. Sollen wir, meine Damen und Herren, darin zurückstehen? Ich sage: Nein, und deswegen möchte ich Ihnen das Unternehmen ans Herz legen. Es handelt sich zunächst um die Frage, ob wir überhaupt ein solches Jahrbuch herausgeben wollen oder nicht, es würde erst die allgemeine Frage zu verhandeln sein, bevor wir in die Details eintreten. Dann würde ich Ihnen vorschlagen, es frisch zu wagen und damit schon vorzugehen bis Weihnachten 1884. Die Weihnachtszeit ist ja eine sehr geeignete Zeit zum Bücherkauf und wenn das Jahrbuch so eingerichtet wird, dass es ein literarisches Werk ist und kein bloßes Jahrbuch des Schriftstellerverbandes, dann wird es auch außerhalb des Verbandes Käufer genug finden. Ich möchte Ihnen also noch einmal die von mir angeregte Idee zur Ausführung recht warm empfehlen.

Dr. Wilhelm Goldbaum-Wien: Meine Herren! Der Herr Vorredner hat die allgemeinen Gründe alle rekapitulirt und zusammengefasst, welche gestern für die Herausgabe des Verbandjahrbuchs geltend gemacht worden sind. Es liegt nun in der Natur der Opposition, dass sie auf solche zusammenfassende und beredte Darstellung auch ihrerseits versuchen muss, die negativen Gründe, welche sie zu entwickeln begonnen hat, möglichst genau darzustellen. Es ist rekapitulirt worden auf die Bemerkung des Herrn Dr. Conrad. In der Tat waren dessen Bemerkungen in manchen Dingen zutreffend, indessen haben sich unter den französischen Blumen hier und da einige Stacheln gefunden, welche ich hervorsuchen möchte, um Ihnen daran zu zeigen, wie sehr diejenigen sich irren, welche glauben, dass wir ein Publikum haben für solche Sachen. Da hat Herr Dr. Conrad gestern ein sehr zutreffendes Wort gesprochen. Kein Volk ist kauflustiger als das französische, sagte er. Eben darin liegt es, dort kann man ein solches Unternehmen ins Leben rufen, aber bei uns nicht. Bei uns ist das

ganz anders, und hier liegt wesentlich die Sache so. Es sind die 341 Mitglieder des deutschen Schriftstellerverbandes zum großen Teil produzirende Schriftsteller; sie werden an das Verbandsjahrbuch und dessen Redaktion naturgemäß einen gewissen Anspruch erheben, so als ob sie jedenfalls das Recht hätten, in diesem Jahrbuch vertreten zu sein. Solange die Redaktion so weichmütig sein wird das zuzugestehen, solange werden Sie eine gewisse Garantie haben; Sie werden soviele Exemplare absetzen, als Leute in dem Verbande sind, wie es z. B. kleine Zeitungen gibt, welche auf diese Weise gemacht werden, dass jeder Abonnent Mitarbeiter ist. Nun der Abonnent ist ein eigner Mensch, er sieht sich gerne gedruckt. Ja, meine Herren, das kann für kleine Zeitungen recht gut sein, aber für den deutschen Schriftstellerverband kann ich nicht finden, dass dies dasjenige Verfahren wäre, welches die Würde des deutschen Schriftstellerverbandes wesentlich erhöhen möchte. Ohne Frage ist einem Teil des Schriftstellertags die Sache zweifelhaft. Warum sollen wir uns also auf solch ein zweifelhaftes Unternehmen einlassen? Warum sollen wir die Verantwortung übernehmen für eine mangelhafte Publikation, die unsre literarische Autorität nicht erhöhen wird, oder die Verantwortung für ein nicht lukratives Unternehmen, bei dem wir zuzahlen müssen? Denn zahlen müssen wir, bevor wir anfangen. Der Drucker, mit dem sich Herr Professor Gosche in Verbindung gesetzt hat, war ein vorsichtigerer Mann als wir. Er hat gesagt: „Ich will nichts verdienen, aber die Druckkosten müsst ihr mir pränumerando geben, bevor die Bücher in die Welt gehen, sonst lasse ich mich nicht darauf ein.“ Nun frage ich Sie, wenn der Buchhändler solche Vorsicht übt, warum sollen wir sie nicht auch üben? Warum können wir nicht sagen: „Meine Herren vom Vorstande, erörtern Sie noch ein Jahr lang die Sache, so wird sie mindestens nicht schlechter erwogen sein.“ Das ist der Antrag, den ich stelle: „Wir fassen eine Resolution, welche lautet, der Vorstand möge die Sache weiter erwägen und dem nächsten Schriftstellertag das Material, das bis dahin für die Sache gesammelt sein wird, vorzulegen.

Oberlandesgerichtsrat Ernst Wichert-Königsberg: Meine Damen und Herren! Ich gehöre auch zu denen, die ganz entschieden warnen möchten, dass wir uns als literarische Vereinigung auf ein solches Unternehmen einlassen. Bei den Vorstellungen, die gemacht worden sind, ist mir ganz klar geworden, dass in diesem Falle schwer über das Wie zu entscheiden wäre, und diejenigen, welche am wärmsten für das Jahrbuch gesprochen haben, deren Ansichten gehen über das Wie so total auseinander, dass meines Erachtens nicht der eine für den Vorschlag des andern stimmen könnte. Entweder man bringt ein Jahrbuch zustande, das zum guten Teil etwas enthält, was hauptsächlich den Verband interessirt, dann werden wir mit diesem Jahrbuch schwerlich bei dem Publikum Interesse erwecken. Lassen wir das aber heraus und bringen wir nichts als eine Sammlung von Beiträgen verschiedener Mitwirkender, so wäre es möglich, dass für den einen oder andren Teil ein ganz interessantes Buch zustande käme. Ebenso existirt aber auch die Möglichkeit, dass ein nicht so interessantes Buch zustande käme und das Publikum könnte nicht den Anteil nehmen, den wir erwarten. Jedenfalls ist in Deutschland eine sehr große Zahl von Sammlungen vorhanden und jeder von uns kann sich bei dieser Sammlung allemal beteiligen, so dass meines Erachtens ein Unternehmen in der projektirten Weise nicht nötig ist. Wenn aber die verehrte Versammlung trotzdem dafür sein sollte, so würde ich immerhin raten, dass äußerstenfalls der Versuch gemacht werde, uns nicht zu binden, indem wir sagen: „wir werden alle Jahr ein Jahrbuch herausgeben“, sondern dass wir es machen, wie die Franzosen es jedenfalls gemacht haben, nämlich dass wir es probiren. Im übrigen schließe ich mich der von dem Herrn Vorredner vorgeschlagenen Resolution an.

Dr. G. Conrad-München: Ich bitte die Versammlung vielmals um Verzeihung, aber wenn ich nicht von meinem geschätzten Freunde einigermaßen provozirt worden wäre, würde ich Sie nicht quälen. Ich bin gestern mit vollem Interesse dafür eingetreten und stehe darin noch auf demselben Standpunkte. Ja ich gestehe, dass ich mit allem Feuer, das mir zur Verfügung steht, die Köpfe in Brand stecken möchte, damit das Unternehmen gelinge. Es kommen viele Erwägungen, aber mein Gott, wir sind ja keine Geschäftsleute, warum wollen wir uns solche Gedanken machen? Ich glaube, das erste wäre, dass wir als Künstler etwas leisteten. Wir wollen die Kleinodien, der jungen deutschen Literatur, den Diamant fassen, damit er auch wieder aufs Tapet kommt, wir wollen sie auf den Tisch ausbreiten, sortiren und darum wollen wir das Buch. Wir werden in dem deutschen Reiche zehn Verleger finden, die sich eine Ehre daraus machen, die uns unterstützen. Es kommt nicht darauf an die Sache eine Reihe von Jahren zu verschieben, sondern es kommt darauf an zu sehen, was wir überhaupt bieten können. Ich möchte nun einen Vermittlungsvorschlag machen. Setzen wir eine Kommission zusammen, die daran geht Beiträge zu sammeln und zu sehen, was es gibt, dann wird sich das Geschäftliche von selbst machen. Das deutsche Volk wird sich erst an die literarische Leistungsfähigkeit unseres Vereins gewöhnen müssen, später wird es aber dazu kommen, dass man sagt: „Das Jahrbuch muss man überhaupt gelesen haben.“ Diese alten grämlichen Anschauungen kann ich wirklich nicht vertragen: Das deutsche Volk kann nichts, mag nichts! — Das war einmal bei dem deutschen Volke so. Wir rechnen aber nicht mit dem was es war, sondern mit dem was es morgen sein wird. Das Jahrbuch soll gemacht werden, aber wir wollen nicht mit dem geschäftlichen Teile anfangen, sondern mit dem literarischen und künstlerischen und eine Kommission einsetzen, die dahin zu trachten hat, dass die Mitarbeiter aufgeboten werden, dass Beiträge gesammelt und gesichtet werden. Dann erst können wir in die weiteren Verhandlungen eintreten, aber ich könnte Ihnen jetzt schon zwei Verleger nennen, die mit Vergnügen bereit wären, das Unternehmen zu unterstützen.

Emil Rittershaus-Barmen: Ich glaube, verehrte Anwesende, dass es nicht nötig ist, einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ich sage, wenn auch wirklich das Verlegerfinden nicht sehr schwer ist, sehr schwer wird es uns werden, einen geeigneten Redakteur zu haben. Ist die Redaktion scharf, dann werden wir uns oben bei dem Publikum Freunde erwerben, aber sehr viele Gegner innerhalb des Schriftstellerverbandes. Ist sie schwach, dann werden sich unsre Freunde vor dem deutschen Publikum blamiren und das möchte ich nicht dem deutschen Schriftstellerverband zumuten. Es erscheinen so viele Zeitschriften in dem geliebten deutschen Vaterlande, dass ich sagen muss, wie wäre es am liebsten, wenn von diesem ganzen Jahrbuch Abstand genommen würde.

Redakteur Heinrich Teweles-Prag. Entschuldigen Sie, wenn ich einige Worte Herrn Dr. Conrad erwidere. Er scheint von der Ansicht auszugehen, dass das ganze Jahr über nichts produzirt werde, er scheint zu glauben, dass es erst des Jahrbuchs bedürfte, damit die Literatur einen neuen Anstoss erhielte und damit sie nicht aussähe wie Schweinsleder. Ich möchte aber wissen, wo die Masse von Zeitschriften herkommen, wenn sie nicht das ganze Jahr über produzirt werden.

Ich möchte auf den Gedanken des Herrn Professor Gosche zurückkommen, nämlich auf den Teil des Jahrbuchs, der den Nekrolog und die Jahresrückschau betrifft. Ich halte das für eine ganz einfache Pflicht, für einen wichtigeren Teil des Jahrbuchs. Dieser Gedanke einer literarischen Jahresrückschau könnte verwertet werden. Es würde der Anfang gemacht mit literarischen Vorträgen, und zwar so dass ein Vortrag gehalten würde, welcher eine literarische Jahresrückschau zum Gegenstand hat; dieser Vortrag könnte dem Protokoll des deutschen Schriftstellertages einverleibt werden und das wäre dann aber eine selbständige Publikation, die nicht so prätentiös auftritt, es könnte dies eine sehr wertvolle Publikation werden, welche nur sehr wenig kostet und auch Nichtmitgliedern übergeben werden kann.

Ich werde also, wie mein verehrter Herr Vorredner, dafür stimmen, total zur Tagesordnung überzugehen und ich möchte auch nicht einen Ausschuss behelligen damit, dass er noch ein Jahr lang überlege.

Herr Emil Rittershaus stellt nunmehr den Antrag über diesen Gegenstand der Beratung zur Tagesordnung überzugehen, welcher Antrag auch angenommen wird.

Es folgt sodann Punkt V der Tagesordnung. Vortrag des Herrn Buchhändler Albert Last-Wien über die Leihbibliothekfrage.

Hochgeehrte Damen und Herren des Deutschen Schriftsteller-Verbandes! Wenn ich, als eines Ihrer jüngsten Mitglieder, mir erlaube hier vor Sie zu treten, so glaube ich Ihnen sowol eine Erklärung, als auch eine Rechtfertigung dieses Schrittes schuldig zu sein.

Zunächst dürfte ich der Frage gegenüber stehen, was mich berechtigte, die Mitgliedschaft des Verbandes anzustreben, und ich muss diese Frage als eine begründete anerkennen, da ich den schaffenden Autoren nicht zugezählt werden kann. Ich glaube indessen meine Rechtfertigung darin erblicken zu können, dass ich seit Jahrzehnten bestrebt war, die Zustände der literarischen Produktion Deutschlands zu bessern, und im Interesse der Schriftsteller in Wort, Schrift und Tat zu wirken gesucht habe. Das allein dürften auch die Gründe sein,

sie den geehrten Vorstand unseres Verbandes bestimmt haben, mich als der Aufnahme würdig zu erklären.

Inwieweit mein Streben in der angedeuteten Richtung bisher von Erfolg begleitet war, das zu erörtern, halte ich nicht für hier am Platze. Der Wunsch aber grössere Erfolge zu erzielen, veranlasste mich meine Tätigkeit mit der Ihren zu verbinden; es beherrschte mich dieser Wunsch um so lebhafter, als mir von dieser Verbindung etwas als erreichbar vorschwebt, wodurch ein grosser Teil jener Uebelstände, worunter Schriftsteller, Verleger und alle anderen Faktoren der literarischen Produktion gemeinsam leiden, hinweggeräumt werden kann.

Diese Uebelstände — ich habe ja nicht nötig sie Ihnen hier darzulegen, denn es wird kaum jemand unter uns sein dem sie fremd wären. Der deutsche Schriftsteller wandelte von jeher eine schwere Bahn, selbst die vom Glücke Bevorzugten haben auf eine solche bei ihrem Anfange zurückzublicken. So war es stets und würde wol noch lange so bleiben, wenn Sie nicht den glücklichen Gedanken zur Tat gemacht hätten eine Verbindung herzustellen, um Ihr Interesse gemeinsam vertreten zu können. Der einzelne vermag wenig, ist nahezu machtlos, seine Klagen finden kein Gehör, sein Wille keine Beachtung, — aber den Verband der deutschen Schriftsteller muss man hören; seine Forderungen, soweit sie berechtigt sind, müssen endlich zum Gesetz werden, und nur von Ihnen selbst wird es abhängen, früher oder später jene Erfolge zu erringen, die Sie für sich als wünschenswert erachten.

Zu dem, was zunächst für den Verband als anzustreben bezeichnet werden kann, was mit einem Schlage die Sachlage zu Gunsten der Schriftsteller umgestalten würde, gehört die Heranziehung der Leihbibliotheken zur Gegenleistung für die Benützung fremden geistigen Eigentums zu gewerblichen persönlichen Zwecken. Diese Frage, auf früheren Verbandstagen angeregt und besprochen, führte im vorigen Jahre bereits zu einem Vorschlage, wie diese Sache zu ordnen wäre. Nun dürfte allerdings weder in dem Vorschlage des Herrn Ernst Wichert noch in dem des Herrn Buchhändler Eduard Quaas der richtige Weg gefunden sein diese Sache mit Erfolg und zu Ihrem Besten zu regeln; jedenfalls aber ist es schon ein Erfolg Ihrer Verbindung, dass diese Angelegenheit überhaupt zu gemeinsamer Besprechung geführt wurde, und so weit gediehen ist, dass einer aus dem andern Lager, den Sie hier vor sich sehen, vor Ihnen erschienen ist, um Ihnen die Hand bei Lösung dieser Frage zu bieten.

Die Berechtigung ihrer Forderung an den Leihbibliothekar hier beweisen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen; ich muss jedoch darauf hinweisen, dass es Ihre Aufgabe sein muss, jede Gelegenheit zu benützen, die Berechtigung Ihrer Forderung in das Rechtsbewusstsein des Volkes zu übertragen. Erst dann, wenn dieses Recht von der Mehrzahl der intelligenten Bevölkerung anerkannt wird, haben Sie Aussicht, dass die deutsche Gesetzgebung dem von Ihnen gestellten Verlangen die Sanction erteilen werde. Die Mehrzahl der geehrten Verbandsmitglieder dürfte sich wohl nicht verhehlen, dass die an den Leihbibliothekar gestellte Forderung nur in Ihrem Kreise allgemein als be- rechtigt anerkannt wird; dass die überwiegende Zahl der Leihbibliothekare dagegen bis jetzt den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt; dass diese, als die Vermittler zwischen Ihnen und dem Publikum, die Dienste, die sie Ihnen leisten, als genügende Gegenleistung ansehen, und dass der Leihbibliothekar, wie die Verhältnisse bei uns liegen, ein ganz wesentlicher Faktor in Ihrem Interesse ist und auch bleiben wird, kann niemand, der auch nur einigermaßen Einsicht in diese Verhältnisse gewonnen hat, in Abrede stellen.

Die mehrfach ausgesprochene Hoffnung: durch Beseitigung der Leihinstitute Uebelstände zu heben, ist durchaus irrig; sie würden dadurch nur vermehrt werden; abgesehen davon, dass eine so tief eingewurzelte Institution sich wol kaum beseitigen ließe.

Das Publikum hat bis jetzt für Ihre Forderung kaum ein Verständnis, obwol es ganz im Rechte begründet findet, dass die Theater Tantiemen an die Autoren abgeben. Wenn man bedenkt, welcher Apparat dazu gehört, um eine dramatische Dichtung durch die Darstellung zum Leben zu bringen, und dagegen die Mühen des Leihbibliothekars abwägt, so ist es geradezu unverständlich, dass man den Leuten erst mühevoll beweisen muss, dass Sie mit Ihrem Anspruch im Rechte sind. Dies lässt sich allein daraus erklären, dass, wie auch in anderen Fällen, jahrelang geübtes Unrecht als Recht angesehen wird. Genau besehen ist und bleibt das gewerbsmäßige Verleihen von Druckschriften, sowie auch von Musikalien, ohne besondere Entschädigung an den geistigen Eigentümer, eine Rechtsverletzung, die der Staat bisher nur unbeachtet gelassen.

Der Einwand: das Buch sei bezahlt, ein Eigentum, das beliebig verwendet werden könne, ist nicht stichhaltig, denn auch von anderem Eigentum verbietet das Gesetz eine beliebige Verwendung da, wo sie die Rechte anderer oder das Allgemeininteresse schädigt.

Lange bevor Leihbibliotheken existirten wurden Bücher gedruckt und verlegt, wobei nicht auf Absatz an Leihbibliotheken gerechnet worden ist; erst die Ansammlung von Büchern erzeugte diese Institution, die sich nach und nach derart eingebürgert hat, dass sie heute das Hauptabsatzgebiet für Belletristik bildet. Wenn man der freien Entwickelung dieser Institution bisher nicht entgegen getreten ist, so ist das sehr leicht dadurch zu erklären, dass sie zu einer Zeit entstand, wo das geistige Eigentum überhaupt als vogelfrei betrachtet wurde, und wo noch viel schwerer drückende Missbräuche aus dem Zeitalter des Faustrechtes hinweg zu räumen blieben.

In unserer Zeit aber, die gleiches Recht und gleichen Schutz für jeden im Staate verlangt, darf man wol von der Gesetzgebung fordern, dass sie auch in diesem Falle das Recht des Einen gegen das des anderen abwäge, gesetzlich regle und schütze.

Nichtsdestoweniger dürfte eine Eingabe von Seiten des Schriftsteller-Verbandes beim deutschen Reichstage wenig Aussicht auf sofortigen Erfolg haben, weil, wie schon erwähnt, diese Angelegenheit noch nicht derart in das Rechtsbewusstsein der Bevölkerung eingedrungen ist, als dass sich die Gesetzgebung heute schon damit beschäftigen könnte. Die Mitglieder des Reichstages, ja selbst manche von denen, die sogar unserem Verbande angehören, stehen der Frage fremd oder gleichgiltig gegenüber; hierzu kommt, dass Ihre Forderung als eine gewerbliche Beeinträchtigung angesehen werden könnte, die dem herrschenden Grundsatz der freien gewerblichen Entwickelung entgegen erscheinen kann.

Eine wesentlich andere Gestalt wird die Sache nun annehmen, wenn Sie uns Leihbibliothekare als das ansehen, was wir in Wahrheit sind: Ihre Freunde und Förderer Ihrer Interessen, und so die Frage Hand in Hand mit uns zur Lösung zu führen suchen. Die Gesetzgebung würden Sie dadurch leichter für Ihre Sache gewinnen und nur auf diesem Wege allein ist sie zu einem erfolgreichen Ende zu führen.

Es erscheint nun allerdings ein Zusammenwirken der Schriftsteller und Leihbibliothekare als unmöglich, weil es sich hier offenbar um Uebernahme von Pflichten nur für den einen Teil handelt, welcher noch dazu so, wie er heute besteht, nicht in der Lage ist, vermehrte Lasten auf sich nehmen zu können. Diese Leistungsunfähigkeit der Leihbibliothekare in ihrer Mehrzahl erzeugte auch in Ihrem Kreise den Gedanken diese Institution beim Publikum zu diskreditiren, sie womöglich zu beseitigen; zugleich aber war sie wieder die Ursache, weshalb Ihre beabsichtigte Reform bei manchen von Ihnen Gegner fand, die einen wertvollen Alliirten nicht preisgeben wollten, weil für Ersatz desselben von anderer Seite geringe Aussicht vorhanden ist.

Die Debatten der vorhergegangenen Schriftstellertage beweisen, dass die Reform selbst von den Mitgliedern des Verbandes bisher nicht einstimmig verlangt wird; indessen ist wohl anzunehmen, dass nur die Schwierigkeit der Durchführung, der Mangel eines erfolgversprechenden Reformplanes hieran die Ursache trägt. Diese Schwierigkeiten würden sich bedeutend vermindern, sobald Sie anerkennen, dass der Leihbibliothekar ein wesenicher Förderer Ihrer Interessen ist, dessen Stärkung mit der Ihren zusammenfällt, nicht aber, wie es von mancher Seite geschehen, den Leihbibliothekar als einen Schädiger derselben betrachten. Mit dieser Anerkennung ist zugleich der feste Boden gewonnen, von wo aus mit Aussicht auf Erfolg vorgegangen werden kann. Als erstes Resultat dieser Anerkennung würde sich die Einigkeit sämtlicher Verbandsmitglieder in dieser Frage ergeben; als zweites: die Möglichkeit für den Leihbibliothekar, aus seiner bisherigen reservirten, beobachtenden Stellung herauszutreten. Meine Anwesenheit unter Ihnen, als einer der ersten Repräsentanten dieser teilweise angefeindeten Institution, möge Ihnen beweisen, dass mir ein Zusammenstehen mit Ihnen nicht so unmöglich erscheint, als vielleicht von Ihnen angenommen wurde.

Um nun einen Reformplan aufstellen zu können, wäre zunächst zu untersuchen, wie die Verhältnisse für den deutschen Leihbibliothekar liegen, wo auch ihn der Schuh drückt, und welche Verbesserungen auch für ihn wünschenswert sind.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. — Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2 1/3 östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1 1/4 Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 10. November 1883.	Nr. 45.

Inhalt:

Luther als Schriftsteller.

Die Lutherjubiläen sind in unserem Zeitalter der Jubiläen die ältesten. Geburtstag, Todestag, der Tag des Thesenanschlags sind seit Jahrhunderten gefeiert worden und haben es verstanden, lange Zeit vor und nachher bei Freund und Feind erhöhtes Interesse, größeren Hass, neue Einigkeit, alte Kampfeslust zu erwecken und zu erhalten. Wie in jenen Tagen, deren Andenken gefeiert werden soll, tritt die Gestalt des großen Reformators in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Fanatische Anhänger sorgen dafür, dass die Größe seines Werkes, seine Verdienste und Eigenschaften bei dem Volke von neuem eine dankbare Erinnerung finden. Auch die Gegner wollen nicht schweigen, den Dithyramben setzen sie ihre Schmähungen entgegen. So wächst bei jeder Feier ein papierenes Monument einer ungewogenen und ungezählten Literatur für den Jubelhelden zum Himmel. Wenn aber die Festfreude verrauscht, die Freudenfeuer zusammengesunken, kehrt jeder wieder zurück in den gewohnten Kreis seiner Ideen und Vorstellungen; alle jene Schriften, die mit bester Absicht und warmem Herzen geschrieben wurden, werden beiseite gelegt, und ihr einziger Erfolg ist vielleicht der, alte Streitfragen erneut, die Kluft erweitert zu haben. Der Grund davon liegt in dem Zuviel, das von beiden Seiten erstrebt wird. Die Lauen, Nüchternen, die bei dem Festesjubel nicht haben abseits stehen wollen, geben zuerst auch den Gegnern Gehör, und wenn sie vergeblich bei dem heutigen Stande der Literatur nach einem auf objektiver Geschichtsforschung beruhenden Werke über Luther gesucht haben, überlassen sie die Sache eben der Wissenschaft, zu weiterer Untersuchung. Wozu dann aber, möchten wir fragen, die Jubiläen, die enormen Anstrengungen zu denselben, wenn weder die eigene Partei einiger, noch die der Gegner versöhnt, noch endlich die große Menge der Indifferenten dauernd angeregt wird? Das Erste und das Letzte würde besser erreicht werden, wenn nicht alle Biographen, meist Theologen, den Mann mehr oder minder zu einem Exempel ihrer allein seligmachenden Lehre zu machen suchten; wenn sie daran dächten, dass das deutsche Volk in Luther, ganz abgesehen von seiner kirchlichen Tätigkeit, seinen Reformator auch in sittlich-sozialer und vor allem in sprachlich-literarischer Hinsicht zu ehren hat. Die wunderbare Tätigkeit, der seltene Erfolg Luthers gerade auf diesem Gebiete sind bei Freund und Feind anerkannt und eine schlichte Würdigung derselben würde vielleicht dazu beitragen, dass jene große Menge der „Gebildeten“, die an dem Kampfgeschrei der Parteien keinen Gefallen findet, dem Manne, dem wir unsere Sprache gleichsam verdanken, dessen energische und naive Art, die Dinge anzusehen, unsere erste Weltanschauung in der Jugend begründet, die gebührende Verehrung dauernd zollt.

Erwägungen dieser Art und nicht bloß das täglich zu beobachtente Streben, in dem Jubilar ein klein wenig sich selbst zu ehren, bewogen uns, an Luthers Ehrentage der Bedeutung seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu gedenken.

Es wird allerdings schwer sein, da, wo Form und Inhalt so eng verwachsen, nur die formale Seite ins Auge zu fassen, noch weniger kann ein Eingehen auf Einzelheiten bei der Menge der Lutherschen Schriften erwartet werden; Generalisiren, sonst so verpönt, ist

hier am Platze. Handelte es sich um eine detaillirte Besprechung, so würden wir die ungeheure Menge des Stoffes in eine Unzahl von Abteilungen zu zerlegen haben; hier genügt es, wenn wir die Bibelübersetzung, die Streit- und Lehrschriften gesondert betrachten. Mit Absicht stelle ich die erste voran; sie ist Luthers Hauptwerk, sowol seiner eigenen Schätzung nach, als wegen ihrer Wirkung bei Mit- und Nachwelt. Sie ist das Positivste, was Luther geschaffen hat; in ihr finden seine herrlichen Geistesgaben ihre vollste Bestätigung, ohne dass unsere Freude an derselben durch Ausbrüche momentaner Heftigkeit, wie in den andern Schriften, gestört wird. An ihr allein erkennen wir, was Luther auch in Form und Sprache leisten konnte. Seine übrigen Schriften waren ja nur des „Wortes" wegen, zur Verteidigung oder als Erläuterung, geschrieben. Er war ihnen feind und wünschte, sie möchten untergehen, wenn er daran dächte, sie könnten den Leser hindern, die Schrift selbst zu lesen. Denn dass diese, wenn sie nur jeder in ihrer Einfachheit, Klarheit und Erhabenheit vor sich hätte, mehr für die Erneuerung des Glaubens wirken müsse, als alle Sermonen, war seine feste Ueberzeugung. „Das Wort allein," sagt er, „hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel getan, dass das Pabsttum schwach worden ist. Ich habe nichts getan: das Wort hat es alles gehandelt und ausgerichtet." Darum war es die Arbeit seines ganzen Lebens, das „Wort" immer klarer und reiner, immer mehr übereinstimmend mit seinem ursprünglichen Geiste seinem Volke zu übermitteln. So vollendete sich das große Werk seiner Bibelübersetzung, bei dem wir zweifelhaft sind, ob wir mehr den Mut oder die Fähigkeit dazu bewundern sollen. Nicht die Uebersetzung der einzelnen Teile — Luther selbst betont dies öfters — sondern die Harmonie des Ganzen, das Anschmiegen an den Geist der einzelnen, oft so heterogenen Bestandteile ist das Bewunderungswürdige. Kein Wunder, wenn man annahm und in theologischen Kreisen noch annimmt, derselbe heilige Geist, aus welchem das ursprüngliche Wort geflossen, habe auch ihn erfüllt und getrieben; denn selbst ein Jahrzehnte langes inbrünstiges Studium der heiligen Schriften erklärt kaum ein solches Verständnis der geistigen Eigenart jedes einzelnen der zahlreichen Autoren. Wir hören in Luthers Uebersetzung die heiligen Männer, als verkündigten sie selbst uns die großen Taten Gottes. Es ist der lebensvolle orientalische Geist mit dem deutschen Genius in dieser deutschen Bibel aufs innigste vermählt und wunderbar verschlungen. In der Tat: nur ein gottbegeistertes Vertrauen auf die seligmachende Kraft des heiligen Buches, die felsenfeste Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der eigenen Lehre mit demselben, der sehnsuchtsvolle Wunsch, sein ganzes Volk aus diesem so lange verschlossenen Quell des Heils trinken zu lassen, konnte ihm den Mut geben, den Inhalt einer von wenigen verstandenen Sprache in einer anderen auszudrücken, die gleichsam erst geschaffen werden musste.

Das Entscheidende aber für die Wirkung und Unvergänglichkeit seines Werkes war Luthers unvergleichliche **sprachliche** Befähigung. Sie ist doch noch mehr, als eine erstaunliche Gewandheit, wie der Hamburger „Gottlieb" meint, und wenn überhaupt von einer Offenbarung die Rede sein kann, so haben wir hier eine: eine Offenbarung deutschen Volksgeistes. Aus dem Volke hervorgegangen, hat Luther nie den Zusammenhang mit demselben gelöst oder verläugnet. Seiner Herkunft verdankt er die Bekanntschaft mit den kleinen und kleinsten Verhältnissen, die ihn später so oft zum nüchternen und praktischen Berater in allen Lebensverhältnissen macht und der er einen großen Teil seines Einflusses auf breitere Volksschichten verdankt; auf sie ist auch sein liebevolles Verständniß des Volks zurückzuführen, das ihn allein zu seinem Werke befähigte. Die Mahnung, die er in seinem Sendbriefe vom Dolmetschen an den Uebersetzer richtete, er solle dem gemeinen Manne aufs Maul sehen, kann eben nur dem etwas nützen, der dessen ganzes Wesen versteht und ihm gemütlich nahe zu treten weiß. Er verstand es, und so gelang es ihm, aus dem frischen Quell der Volkssprache schöpfend, eine Sprache, die bis dahin nur den Ansprüchen nüchternen Kanzleistils zu genügen hatte, zu einer Fülle der Formen und Worte zu verstärken, die es ihm gestattete, die Gedankentiefe des Römerbriefs nicht minder wie die Klangfülle des hohen Liedes zum getreuen Ausdruck zu bringen. Man hat in letzter Zeit die früher vielleicht übertriebene Meinung von Luthers eigener Arbeit an dieser Sprachschöpfung auf ein kleines Maß zurückzuführen gesucht, hat darauf hingewiesen, dass schon vor Luther in deutscher Sprache und zwar auch schon in sächsischer Kanzleisprache größere Werke verfasst seien; auch über die Auffassung einzelner Stellen ist man anderer Meinung geworden, und die Textkritik hat große Fortschritte gemacht. Auf alle diese Fragen kann hier nicht näher eingegangen werden; das aber steht fest, dass keiner vor und nach Luther verstanden hat, den Ton anzuschlagen, der so in den Gemütern des ganzen Volks anklang und nachhallte. Natürlich war dies Resultat kein sofortiges. Wir können das stufenweise Fortschreiten von Ausgabe zu Ausgabe begleiten, wir erkennen deutlich das Losringen vom Dialekt, die konsequente Ausbildung einer Grammatik, bis endlich, und zwar nach unglaublich kurzer Zeit, die Sprache fertig ist, die bald die beste Einigerin deutscher Nation wurde und noch heute, selbstverständlich mit Veränderungen, lebendig ist. Hätte die Bedeutung der Uebersetzung nur darin gelegen, dass sie dem Volke die Möglichkeit gewährte, über Wert und Unwert der neuen Lehre selbst in dem heiligen Buche nachzuforschen, so wäre die Konkurrenz der Dialektübersetzung, namentlich in Norddeutschland eine schwer zu überwindende gewesen. Aber gerade die Luthersche Bibel war in dem niederdeutsch redenden Lande die Bahnbrecherin für hochdeutsche Schrift und Sprache. Der Grund dafür ist der den Geist des Originals schneller vermittelnde Ausdruck, als das Lesen des Urtextes selbt, so dass Melanchthon in Luthers Leichenrede sagt: „Sie hat eine solche Anschaulichkeit, dass das Lesen der deut-

schen Uebersetzung einen Kommentar ersetzen kann." So ist gerade durch Luthers Uebersetzung die Bibel bei uns zu einem Volksbuche geworden, wie bei keiner andern Nation — trugen doch nach dem Zeugnis des Cochlaeus, eines Gegners, schon zu Luthers Zeit „Schuster und Weiber und alle Unwissende, die nur etwas Deutsch konnten, Luthers neues Testament bei sich in der Tasche". Gerade was Gegner, wie Kehrein, ihr vorwerfen, jene Konzession an die nationale Auffassungsweise sicherte diesen Erfolg, den ihr keine spätere, mochte sie auch an Stellen treuer sein, streitig machen konnte. Sie ist klassisch. Nirgends ist Luthers Sprache reiner; auch die Form ist bewunderungswürdig. Hätten wir nichts von ihm übrig, als seine Bibel und seinen Katechismus, dieses Werk, „ebenso kindlich wie tiefsinnig, so fasslich wie unergründlich, einfach und erhaben," wie Ranke sagt: sein Einfluss auf unsere Sprachbildung, auf die geistige Entwickelung unseres Volkes würde wol derselbe gewesen sein. Sie sind ja auch heute, als die einzigen unter seinen zahlreichen Schriften, in den Händen aller und erhalten einen fortwährenden Verkehr zwischen dem Volke und seinem großen Reformator. Wer aber, außer den Gelehrten, kennt die übrigen unzähligen Erzeugnisse von Luthers Feder, die einst wie Keulenschläge eine morsche Welt zertrümmerten, die bei ihrem Erscheinen Freund und Feind in fieberhafte Aufregung und Tätigkeit versetzten? Bis jetzt sind sie Aktenstücke von welthistorischer Bedeutung, unentbehrlich für die Kenntnis jener großen Zeit, das einzige Mittel, Luthers Lehre, deren einzelnen Bestandteile uns zerstreut in ihnen geboten werden, zu rekonstruiren; aber ob die Versuche gelingen werden, die man gemacht hat und jetzt angesichts der Jubelfeier mit erhöhtem Eifer wieder aufnimmt, durch Chrestomathien, Kommentare und Neudrucke auch das größere Publikum für diese in ihrer Art einzigen Schriften zu interessiren, bleibt fraglich. Sie waren eben, was man nicht genug zu beachten scheint, Erzeugnisse journalistischer Tätigkeit. Luther war kein stiller Grübeler, der ein fertiges System in eine vollendete Form gießt; er war ein Mann der Tat und deswegen auch des Kampfes. Jene hohen Gesichtspunkte, die später seine Handlungsweise bestimmten, sind im Anfang schwer erkennbar. — Als Seelsorger wollte er ein Aergernis von seiner Gemeinde abwenden, und daraus entspinnt sich ein Kampf, der es ihm immer klarer werden lässt, er sei zum Verteidiger der ganzen Gemeinde Gottes berufen. — Seine Thesen waren lateinisch geschrieben, an die Gelehrten gerichtet. Dass Emser sie in deutscher Sprache angriff, bedeutete einen Apell an die Laien, an die Oeffentlichkeit. Gezwungen folgte Luther den Gegnern auch auf dieses Feld nnd hielt, lange Zeit allein, abwehrend und angreifend, Stand bis, hingerissen durch sein Beispiel und seine Beredsamkeit, eine dichte Schaar von Anhängern aus allen Ständen ihn den Führer umgab. Seine Arbeit ward dadurch nur noch größer; jetzt kam zum Abwehren noch die Bürde des Regirens, zum Werk des Zerstörens auch das des Aufbauens. Unendlich viel war zu bedenken; der Uebereifer im eigenen Lager nahm seine Feder nicht weniger in Anspruch als der Vorstoß gegen den gemeinsamen Feind. Weder die gelehrten Arbeiten noch die Verhandlungen mit dem wolgesinnten Beschützer und dessen Hofe konnte sie ermüden; unaufhörlich ist sie in Tätigkeit, und was die heimischen Drucker, wie Lufft und Lother, gedruckt, wird mit wunderbarer Schnelligkeit von Ort zu Ort verbreitet und in zahlreichen Offizinen Süddeutschlands, ja Frankreichs und Italiens nachgedruckt; ein nie dagewesener Schriftenkampf entsteht. Was geschrieben wurde, entstand unter dem Drucke des Augenblicks. Nicht um Form und Stil handelte es sich, sondern darum, möglichst schnell die Gedanken des Führers zu verbreiten, gewaltige, überzeugende Gründe für oder gegen eine Sache in der wirksamsten Sprache auf die Masse oder einzelne Höherstehende wirken zu lassen; eine Replik gegen das Urteil schneidiger Gegner zu entfalten. Kurz um das Tagewerk des heutigen Journalisten. Darin besteht ja gerade eine der großen, von den Zopfgelehrten oft törichterweise gemissachteten, Aufgaben des journalistischen Schriftstellers, dass er eine Brücke zu schlagen hat zwischen den Interessen der Wissenschaft und denen des praktischen Lebens, dass er das Verständnis für einander in diesen beiden Welten fortwährend wachzuhalten hat. In diesem Sinne war auch Luther Journalist. Dass er nicht bloß der große Gelehrte, sondern auch der vertraute Kenner seines Volks, von Hoch und Niedrig war, seine Sprache und Denkweise kannte und fortwährend in Obacht nahm, war von entscheidender Bedeutung dafür. Da war kein vornehmes Zurückziehen in einen Kreis von ausgewählten Vorstellungen, kein Ignoriren der wahren Bedürfnisse der Menge, kein gelehrter Pomp, mit dem der Obskurantismus stets groß tut, sondern was ein warmes Herz für Glauben und Vaterland oder ein heiliger Zorn über verrottete Zustände, gleichviel wo sie sich zeigten, eingab, wanderte in die Presse und fand reichlichen Widerhall im Volke. Handelte es sich aber, wie so oft in dem Streite, um gelehrte Sachen, so wusste er dies so einfach und verständlich darzubieten, dass seine eigene Klarheit unwillkürlich in die Seele des Lesers überströmte und überzeugte. Zahlreiche Stimmen von Zeitgenossen zeugen von dem Eindrucke, den gerade diese Fähigkeit Luthers auf sie ausübte. Nicht minder erkannte er selber den ungeheuren Nutzen solcher Schriften, die dem Volke die Wissenschaft vermitteln. „Es dunket mich," sagt er, „so wir bisher und fort uns mehr desselben geflissen hätten und wollten, sollte der Christenheit nicht eines kleinen Vorteils mehrer Besserung erwachsen sein, denn aus den hohen großen Büchern und Quästionen in den Schulen, unter den Gelehrten allein gehandelt."

Aber die Idee, in deren Dienste der Journalist steht, drückt ihm die Feder nicht nur zur Lehre in die Hand, sondern auch zum Kampfe gegen jeden, der ihre Kreise zu stören wagt, nicht zu dem Kampfe der rohen Gewalt gegen den Geist, wie ihn die alte Kirche führte, sondern zu dem der Idee gegen die Idee. „Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will

ich's, aber zwingen dringen mit der Gewalt will ich niemand" ist auch Luthers Programm. Trotzdem ist er sich der Macht seiner Rede bewusst und nimmt mit echt deutscher Kampfesfreude den aufs neue hingeworfenen Fehdehandschuh auf. „Lasst uns, lieben Freunde", so schreibt er Neujahr 1526, „aufs neue wieder anfangen, schreiben, dichten, reimen, mahlen. Unselig sei, wer hier faul ist; denn das Pabsttum ist noch lange nicht genug zerscholten, zerschrieben, zersungen, zerdichtet, zermahlet."

Auch die Vielseitigkeit seiner Themen macht ihn dem heutigen Tagesschriftsteller besserer Art vergleichbar. Lehrschriften wechselten ab mit Abhandlungen über soziale und pädagogische Fragen; sogar über Angelegenheiten der großen Politik veröffentlichte er Artikel in Form von Briefen, die er an große Potentaten, darunter den Kaiser selbst, richtete. Ueber jedes wichtigere Verhältnis unseres Lebens ließ er seine Stimme vernehmen, belehrend oder entscheidend. Entscheidend, aber auch allzusehr, wie schon seine Zeitgenossen bemerkten, das Recht der Entscheidung in Anspruch nehmend. Die Stelle seines Liedes „das Wort sie sollen lassen stahn," ist sein Wahlspruch. Auf das Wort rekurrirt er in allen Fällen, und er duldet kein Deuteln, keinen Widerspruch gegen dasselbe, auch in geringfügigen Dingen nicht. Daher jene endlose Polemik, daher jener heftige Ton, der sich immer mehr in seinen Schriften entwickelt und ihm den Ruhm eingebracht hat, „in seinem groben Zeitalter der gröbste gewesen zu sein". „Selbstherrschender, gewaltiger," sagte Ranke, „ist nie ein Schriftsteller, in keiner Nation aufgetreten;" und „Luthers Prosa ist eine halbe Schlacht, wenige Taten gleichen seinen Worten" ist Jean Pauls Urteil. Es ist wahr, wir werden heute noch von dem heiligen Feuer seiner Worte hinweggerissen, und leicht vermag man sich eine Vorstellung davon zu machen, wie diese Worte des Mannes, der gleich streitfertig dem armseligen Leipziger Bettelmönche stand wie dem Könige von England, Freund und Feind gepackt haben. Wir geben auch zu, dass solch unentwegtes Feststehen ein Segen war bei dem Einsturz der alten Ordnungen, dass es den kühnen Mann allein vor dem Schicksale eines Huss und Savanarola bewahrte, indem es auch die Lauen und Bedächtigen endlich in Bewegung brachte und ihm einen Anhang schuf, der zugleich Schutzwehr war. Dennoch sehen wir mit Bedauern den Mann sich mit Gegnern herumschlagen, die einer Antwort unwürdig waren, den Ton seiner Schriften von der Grobheit zur Unflätigkeit ausarten. Wir können dem Erasmus nicht Unrecht geben, der ihm zurief: er werde sich selbst mehr nützen, wenn er schriebe, ohne zu schimpfen. Auch der Kurfürst suchte ihn durch Spalatin von der Veröffentlichung neuer Ergüsse zurückzuhalten; doch wusste er ihre Zensur in kluger Voraussicht zu umgehen. Ebenso hatten Melanchthons Bemühungen in dieser Richtung selten Erfolg. Eine Natur wie Luther ließ sich nicht bevormunden. Allerdings würde man fehlgehen, wollte man den Eindruck bei den Zeitgenossen nach dem Maßstabe heutigen Zartgefühls bemessen; zwar nahm man Anstoß, doch man entschuldigte auch: da „er nit sein aigne sach, sonder das göttlich wort verfechten will, deshalb ihm viel nachgeben und alles zu einem gottseifernden Zorn ausgelegt mag werden".

Aus der Zeit heraus, als Produkte der Tagesliteratur muss man diese kleineren Schriften Luthers beurteilen. Während man in Italien nach klassischem Vorbilde schöne Kunstformen schuf, die in den übrigen romanischen Ländern eifrig nachgeahmt wurden, hatten die Erzeugnisse deutscher Schriftsteller ein derbes, rohes Gepräge. Ueberall herrscht in ihnen ein plebejischer Ton, zeigt sich eine starke Neigung zur Ironie, zum Humor, zur Polemik. Die Ursprünglichkeit des Volkes wird der überlebten Bildung der höhern Stände, der vornehmen Weisheit damaliger Wissenschaft der „gesunde Menschenverstand" und Mutterwitz entgegengesetzt. Auch der Form nach schließen sich diese Schriften, welche eben ein größeres Publikum belehren und unterhalten wollen, an die der beliebten Narren- und Schnurrenbücher nach Art des Eulenspiegel an. Selbst gefeierte Humanisten, wie Hutten und Erasmus, müssen dieselbe adoptiren; wenn sie wirken wollen. Auch sie mussten sich bequemen, die Sprache von Narren, Landstreichern, Bauern, der stehenden Figuren in dieser Literatur, nachzuahmen. Der herrschende Geschmack wollte diese Form, nahm Belehrungen, Ermahnungen am liebsten in Histörchen und Anekdoten an, vermisste ungern die trivialen Sprichwörter des Volkes und betrachtete derbe Nuditäten und Rücksichtslosigkeiten als würzende Beigabe. Diese Art von Publizistik fand Luther vor, und auch wir müssen auf dieselbe stets vergleichend von seinen Schriften hinblicken, wenn wir seiner Bedeutung als Schriftsteller völlig gerecht werden wollen. Denn bei aller Aehnlichkeit in Ton und Sprache steht das, was Luther schrieb, doch himmelhoch über jenen zeitgenössischen Produkten. Allerdings, was Grobheit und Rücksichtslosigkeit anbetrifft, überragte er, wie schon gesagt, alle andern; auch die Wahl der Bilder, die Beigabe der Sprichwörter erinnern an jene; aber das Verschmähen der Allegorie — er wandte sie äußerst selten an — der Kampf mit offenem Visir, das wuchtige Dreinschlagen mit Waffen, die ihm sein unvergleichliches Wissen auf geistlichem und profanem Gebiete an die Hand gab, dazu eine Sprache, die der Bibelübersetzer immer mehr zur dialektischen Schärfe der lateinischen erhob: alles das war neu und gab seinen Schriften eine Bedeutung, an die keine der andern heranreicht. Der Gelehrte, den die Scholastik gebildet, der gemütvolle Mystiker und der volkstümliche Satiriker haben sich in demselben zu gemeinsamem Wirken verbunden. Keiner von den dreien durfte fehlen, namentlich auch der letzte nicht. Grade dadurch hatten seine Schriften einen so agitatorischen Charakter und waren sie, wie Döllinger nicht mit Unrecht sagt, „ebenso geeignet, in Wirtshäusern und auf öffentlichen Plätzen, als von den Kanzeln vorgelesen zu werden." In den lateinischen Büchern, sowie in den Uebersetzungen in fremde Sprachen konnte dieses Talent nicht zur Wirkung kommen, und vielleicht ist dies der Grund, dass man in andern Ländern

kaum den übermächtigen Einfluss, den Luther durch seine deutschen Schriften ausübte, begreifen konnte. Ueberhaupt lässt sich von den lateinischen Schriften nicht allzuviel sagen. Hier kam es uns auf das „Was“, selten auf das „Wie“ an. Ganz anders in den deutschen. Hier gab es eine Form. Wenn auch keine solche, wie sie der Humanismus dem Cicero ablernt, so doch jene, die nur dem zu Gebote steht, dem es ernst ist, was zu sagen, wo an Stelle künstlicher Disposition ein gewaltiger, den Redner völlig beherrschender Gedanke tritt, der zur rechten Zeit den Redestrom eindämmt und zum Ziele führt. Wiederholungen sind freilich ein schwer zu vermeidendes Uebel bei solcher Redeweise, aber in der lebhaft geführten und apostrophirenden Rede — er selbst nennt ja diese Schriften abwechselnd Sermone und Sendbriefe — wirken dieselben selten ermüdend, und erhöhen oft noch den gewünschten Eindruck. Den frisch geborenen Gedanken atmet uns diese Rede entgegen, da sie ihn nicht zu drehen und zu poliren braucht, damit er an richtiger Stelle ein zierliches Unterkommen finde. Dass seine Rede nicht zierlich sei, wusste keiner besser, als Luther selbst. Er schreibt an Brenz, „dass sein Geist über das, dass er in den freien Künsten unerfahren und ungepoliret ist, nichts tut, denn dass er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeiet“ und motivirt dies zugleich damit, „dass er rumorisch und stürmisch sei, und also ein Kämpfer, und mit unzähligen ungeheuren Tieren immerdar sich schlagen müsse“: ein Urteil von großer Bescheidenheit, das zugleich in seiner drastischen Ausdrucksweise an eine Hauptwürze Lutherschen Stils, an jene Fülle von Bildern, Beispielen und Sprichwörtern erinnert, über die wir zierliche Redefiguren gern entbehren.

Zur Anregung und Nachahmung sind seine Schriften allerdings nicht geeignet. Wenn irgendwo, so ist hier der Stil Abbild des Menschen. Luther allein durfte sich in so großen Gegensätzen bewegen; scheute sein cholerisches Temperament nicht vor den heftigsten Tönen wilderregten Zornes, so kannte seine große und gemütvolle Seele auch die Akkorde, die besänftigen und versöhnen. Wir ertragen die Grobheit, weil sie Wahrheit in sich birgt; der tiefe Ernst, die in sich gekehrte Sammlung können eine asketische Stimmung nicht andauernd in uns wach halten, da sie bald von Aeusserungen kindlicher Gemütsart, humoristischen und jovialen Sichgehenlassens abgelöst werden. Die harmonische Vermittelung dieser Gegensätze ist das Eigenartige an Luther wie an seinem Stil. Die selbstvertrauende Klarheit des vollendeten Gelehrten verbunden mit kindlicher Frömmigkeit, und die erlösungsfreudige Heiterkeit, die eine Folge der neuen Lehre war, zu der er sich hindurchgerungen hatte; diese Verbindungen von Kraft und Geist schufen einen eigenartigen Stil und zugleich eine neue Weltanschauung. Die Segnungen der letzteren genießen wir heute noch in direktester Weise. Das muss auch Döllinger meinen, wenn er sagt, Luther habe unserer neuhochdeutschen Sprache das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, und ist der Sinn von J. Grimms Worten, „dass es der protestantische Dialekt sei, dessen freiheitatmende Natur längst schon ihnen unbewusst Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigt habe.“ — Der mittelalterliche Mensch hatte seine Persönlichkeit an die Kirche abgetreten; Luther stellte das Recht des Individuums wieder her; und in dieser Befreiung des Subjekts, die erst alle Kräfte entfesselte, besteht außer der Sprachschöpfung sein Hauptverdienst auch um unsere Literatur. „Was Geist und Leib unserer Sprache genährt, verjüngt, was endlich Blüten einer neuen Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther,“ fährt J. Grimm fort, und wir alle müssen ihm beipflichten, wenn auch nur in dem bezeichneten Sinne. Denn eine direkte Einwirkung von Luthers Schriften auf unsere Literatur müssen wir in Frage stellen. „Luther gab ganzen literarischen Richtungen die Weihe, vielen das Dasein.“ rühmt Goedecke. Aber auch hier müssen wir einwerfen, mehr durch sein Urteil, durch Lob und Tadel, als durch sein Vorbild. Zwar erteilen unsere literarischen Größen mit wenig Ausnahmen, von Klopstock bis auf Heine, von Lessing bis auf Roquette in fortlaufender Reihe seinen Schriften ein oft überschwängliches Lob, aber ebenso permanent sind die Klagen über die Vernachlässigung der Lektüre derselben. Hamanns Worte: „Was für eine Schande, dass der Geist dieses Mannes so unter der Asche liegt. — Wie gut wird uns der alte Wein schmecken, und wie sollten wir uns unseres verdorbenen Geschmackes schämen!“ können heute mit demselben Rechte wiederholt werden. Muss aber nicht auch heute dieselbe Tatsache aus denselben Gründen erklärt werden? Ist das Verständnis für jene große Zeit, deren Kraft und Sehnsucht sich in Luther verkörpert, ein erheblich größeres geworden? Ich wage nicht, diese Frage zu bejahen. Noch immer müssen wir fürchten, dass eine Lektüre seiner Schriften Luther bei dem großen Publikum mehr schaden als nützen wird. Der unbändige Most passt nicht für den zartgewöhnten Gaumen; falsche und übertriebene Vorstellungen bereiten die Enttäuschung vor. „Manches an ihm,“ sagt Freytag, „erscheint fremd und unhold, so lange man ihn in der Ferne betrachtet; aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und liebenswerter zu werden, je näher man herantritt.“ Das banausische Vergöttern und Bewundern, das ist es ja, was oft das Publikum vom fleißigen Lesen der Klassiker zurückhält. Alle werden sie bei einem gemütvollen Nähertreten gewinnen; doch keiner mehr als Luther. Erst dann wird man seinen „gottseifrenden Zorn“ verstehen und seine Schwächen entschuldigen, wie seine Zeitgenossen.

Darum und weil schon genug sich bemühen, bei diesem Jubelfeste ihren Helden in die Wolken zu entrücken, glaubte ich in dem Vorhergehenden auch seine Schwäche erwähnen zu dürfen, und ihn durch den Hinweis darauf, dass er, der so vielem neuen das Dasein gegeben, auch der Vater des deutschen Journalismus sei, uns menschlich näher rücken zu müssen. Wenig wird uns das Fest nützen, wenn wir nur den Vater und Vorkämpfer einiger Dogmen verehren wollen. Auch

dem Schöpfer unserer Sprache, dem Verfechter unserer Nationalität und vor allem dem Befreier des Gedankens von dem Despotismus der alten Zeit muss unser Dank gelten. — Möchte doch jeder an seinem Teil dafür wirken, dass Luthers Verdienste nach diesen verschiedenen Richtungen hin in das hellste Licht treten. Das wird das beste Jubelfeuer für den 10. November sein, und besser als alles Andere dafür sorgen, dass der Deutsche wieder zu den Schriften des „teuren Mannes" greift und der zahlreichen Goldkörner teilhaftig wird, die sie auch heute noch in sich bergen. — Wir aber freuen uns, dass auch Luther schon den Wert der Feder, die sich Tag für Tag im Geisteskampfe abstumpft, schätzen gelernt hat; und dass sein Wort sich erfüllt hat: „Die Schreibfeder muss Kaiserin bleiben."

Berlin.

Maximilian Blumenthal.



Unsere Zeitgenossen.

Robert Hamerling.

(Fortsetzug.)

Hatte sich Hamerlings Eigenart im „Schwanenlied der Romantik" auf lyrischem Gebiete in glänzendster Weise bewährt, so errang er einen noch weit größeren und durchschlagenderen Erfolg auf einem Felde, das in der neueren deutschen Literatur, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ziemlich brach gelegen war: auf dem Gebiete der Epik.

Es gehörte vordem zu den gangbarsten Ueberzeugungen, dass die epische Dichtung in der Gegenwart keinen Boden habe und dass der Roman die einzig angemessene und brauchbare Form für den modernen Erzähler bilde. Erklärlich, wenn auch nicht berechtigt, wird diese Auffassung durch die allerdings nicht wegzuleugnende Tatsache, das die wenigen epischen Versuche größeren Umfangs, welche die deutsche Literatur in und nach ihrer zweiten klassischen Epoche aufzuweisen hatte, nur bei einem geringen Bruchteil der Nation mehr als jenen Respekt genossen, der durch die Literaturgeschichte jedem halbwegs auf Bildung Anspruch Erhebenden obligatorisch gemacht wird. Die Gründlichen, die Klopstocks Messiade zu Ende gelesen oder auch nur die Hauptpartien aus eigner Lektüre kennen, sind heutzutage wol mit der Diogeneslaterne zu suchen; Goethes „Hermann und Dorothea", diese Perle der Kunst, wie Platen mit Recht das Gedicht nennt, lässt sich, da es sich in engen bürgerlich-familiären Kreisen bewegt, ebenso wie Voss' Luise, sein Vorbild, nicht wol als Epos im ursprünglichen Sinne des Wortes anführen; Platens „Abassiden", ein klassisches Muster des epischen Stils, konnten bei der Entlegenheit des Stoffes und ihrer vornehm künstlerischen Haltung über einen kleinen Leserkreis nicht hinausdringen, und Anläufe neuerer Dichter scheiterten an anderen Klippen, wie z. B. Hermann Linggs groß angelegte „Völkerwanderung" an der oft chronikartigen Darstellung, so dass eigentlich nur kleinere poetische Erzählungen, wie Kinkels „Otto der Schütz", Scheffels jovialer „Trompeter von Säkkingen" und ähnliche, in ihrer Art ganz achtbare, aber auf höhere Ziele verzichtende Leistungen als von Erfolg begleitet zu verzeichnen sind.

Unter solchen Umständen ist es ein Ereignis überraschendster Art, dass es einer größeren epischen Dichtung durchaus ernster Tendenz beschieden war, so allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wie „Ahasver in Rom", eine Dichtung in sechs Gesängen, mit welcher Hamerling im Jahre 1866 hervortrat.

Als noch halblyrisches Präludium war die Canzone „Germanenzug" vorausgegangen, in der dem Teut durch den Mund der Urmutter Asia die Zukunft seines Stammes prophezeit wird — eine historische Frieskomposition gleichsam, wie ein früherer Beurteiler das Gedicht treffend genannt hat, während im „Ahasver" ein episches Freskogemälde monumentalen Stils sich darbietet.

Der zunächst ins Auge fallende Gegensatz dieser Dichtung zu Hamerlings früheren Produktionen liegt darin, dass uns hier eine durchaus objektive Darstellung entgegentritt. Eine solche ist in der modernen Welt, in der das Individuum sich allüberall mit Macht hervordrängt, nicht Sache vieler. Selbst die bedeutendsten Dichtergenien der Neuzeit — ich erinnere nur an Lord Byron — sind nicht zu diesem Vermögen durchgedrungen, sondern legen vielmehr mit Vorliebe ihren Helden die eigene Subjektivität unter. So ist denn der Fortschritt, den Hamerling, von der Lyrik ausgehend, gleich in diesem ersten epischen Versuche erkennen lässt, nicht hoch genug anzuschlagen. In die dunklen Abgründe einer Welt, die, eines idealen Haltes bar, in Selbstvergötterung und Genusssucht dem Untergange zueilt, führt uns die Dichtung. Nicht ohne Beziehung auf unsere Zeit ist gerade solch ein Stoff gewählt, vielmehr in der ausgesprochenen Absicht, das Leben uns „an einem Ziel zu zeigen, wonach vielleicht es wieder einmal steuert",

> im Bilde Roms,
> Im Spiegelbild neronischer Eigensucht
> Zu zeigen euch, was wieder sich erneut —
> Nur dass, verglichen jenem Ueberschwang
> Des Römerdaseins, jener Lebensfülle,
> Wir schnöde Bettler sind und Hungerleider!

Wenn eine poetische Leistung, die einer so wenig populären Gattung angehört wie es das Epos heutzutage ist, so geradezu beispiellose Erfolge wie „Ahasver in Rom" aufzuweisen hat, so ist es gewiss interessant, den Ursachen nachzugehen, die solchen Wirkungen zu Grunde liegen.

Vieles und zum Teil sehr treffliches ist über die Vorzüge der Dichtung von berufenen Beurteilern gesagt

worden; ein Vorzug aber, der nach meinem Dafürhalten allen andern vorangestellt werden muss, wenn es sich darum handelt, die außerordentliche Wirkung dieses Epos zu erklären, ist zu meinem Befremden nirgends mit gebührendem Nachdruck betont worden. Dasselbe besteht, wie ich meine, in der durch und durch modernen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, die einen glänzenden Kontrast zu jenen erzählenden Dichtungen bildet, die sich mehr oder weniger an irgend ein altes Vorbild anlehnen, zumal wenn — wie hier — der Stoff entlegenen Perioden der Geschichte angehört. Für welche Unzahl von Epen hat der alte Homer, sei es direkt oder mittelbar, die Grundlage abgegeben; schon Virgil, wie allbekannt, gefällt sich darin, die homerischen Gesänge nach Möglicheit nachzuahmen, ja er geht soweit, einzelne Stellen für die literarischen Feinschmecker seiner Nation in eleganten lateinischen Versen nachzuzirkeln. Und auf Virgil, beziehentlich Homer, bauten dann weiter die epischen Dichter späterer Zeiten, ein Tasso, ein Camoens, um von verschollenen Größen wie Trissino und andern hier ganz zu schweigen. Aber die Welt Homers, so unvergleichlich sie dasteht durch ihre edle Einfalt und stille Größe (wenn es gestattet ist dieses Winckelmannsche Wort auf Werke der Dichtkunst zu übertragen), so begeistert jeder für echte Kunst empfängliche Sinn immer von neuem zu ihr zurückkehren und in ihr reichste Erquickung finden wird — sie ist nicht mehr die unsere, und abgesehen davon müssen alle Versuche, in den Bahnen Homers zu wandeln, schon um deswillen misslingen, weil keine Nachahmung das Original erreichen und es wenig Wert für die Welt haben kann, eine doch nur abgeblasste Variation zu besitzen, wo ein Urbild ersten Ranges ihr zum Genuss bereit steht. Dass ein Genie wie Goethe die Achilleïs Fragment bleiben ließ, ist eine wol zu beachtende Erscheinung und mehr als alles andere geeignet, meine Behauptungen zu bekräftigen.

Für den Ahasver ein Vorbild nachzuweisen würde selbt für die Erudition der literaturfestesten Professoren ein aussichtsloses Unternehmen bleiben. Originell ist die Konzeption des Ganzen, der mit glücklichem Griff erfasste, echt poetische Grundgedanke, dem in Nero verkörperten ungestümen Lebensdrange die unstillbare Todessehnsucht Ahasvers entgegenzustellen, durchaus eigenartig die Vertiefung dieser mythischen Gestalt, die Umformung und Erweiterung derselben zum Typus der ewig qualvoll ringenden Menschheit, und die große welthistorische Perspektive, die das Gedicht, echt episch, am Schlusse in prachtvollen Versen eröffnet. Und dieser Originalität des mit modernen Anschaungen gesättigten Inhalts geht eine Modernität der Gestaltung im ganzen und einzelnen zur Seite, die für mich in erster Linie die Erklärung für die elektrisirende Wirkung bildet. Von jener epischen Breite, die man gewöhnlich für eine wesentliche Eigentümlichkeit der Gattung betrachtet, und der es wol zum guten Teil mit zuzuschreiben ist, dass dieselbe in einer Aera des Dampfes und Telegraphen so geringer Gunst begegnet, hat der Leser des Ahasver schlechterdings nichts zu fürchten. Ein ungehemmter Strom, streben die sechs Gesänge mit nie ermattender Energie vorwärts, selbst den, der durch spannende Romane verwöhnt ist, bis zum Ende mit sich fortreißend. Mit bewunderungswürdiger Kunst sind die Hauptmomente aus dem Leben des Helden zu einer festen Kette pragmatisch ineinander greifender Begebenheiten vereinigt, ohne jegliches Flickwerk, ohne jeden Lückenbüßer, aber auch ohne die Möglichkeit, „schöne Stellen“ zu separatem Genuss aus dem einheitlichen Organismus herausreißen zu lassen. Und modern in jeder Zeile, keinem Muster nachgemodelt, ist die Diktion, die gleich im Eingang durch eine Neuheit und Frische besticht, wie sie jeder Literatur von Zeit zu Zeit aufrichtig zu wünschen ist, damit sie vor der Gefahr des Stagnirens bewahrt bleibe. Bis auf die Wortbildung und die Metaphern erstreckt sich die Eigenartigkeit der Darstellungsmittel, formale Vorzüge, auf die man weit weniger geachtet hat und achten konnte bei einer Dichtung, welche die meisten Leser schon durch ihren Inhalt so vollauf beschäftigt. Wie sehr Hamerling, im Gegensatz zu jenen ängstlich gewissenhaften Schriftstellern unserer Tage, die sich in philologisch-archäologischer Akribie nicht genug tun können, das moderne Prinzip mit genialer Verachtung antiquarischer Bedenken in den Vordergrund stellt und welche Wirkungen er oft durch ein einziges modernes Wort erreicht, das andere — wofern es ihnen überhaupt beikäme — sich verpflichtet fühlen würden durch langatmige Sätze zu umschreiben, dafür sei als charakteristiches Beispiel nur jene eine Stelle angezogen, an welcher der vor Galba flüchtige Nero, verwundert über den germanischen Krieger seiner Leibwache, der bei ihm aushält, als all das elende Gesindel ihn schnöde verlassen, ihn fragt, was ihn dazu bewogen, und auf die Antwort des Wackern:

> „Steh' ich denn nicht in deinem Sold, und ist's
> Nicht Dienerpflicht, dem Herren treu zu sein?“

das blasirte Wort als Entgegnung hinwirft:

> „Pflicht — Treue — Mann, du sprichst in Germanismen!“

Kann, frage ich, der Gegensatz römischer Sittenfäulnis und nordischer Unverdorbenheit und Tüchtichkeit in einer einzigen Verszeile schlagender zum Ausdruck gebracht werden?

Einhellig war die Kritik in Anerkennung der übrigen Vorzüge der Dichtung, des außerordentlichen Phantasiereichtums, der meisterhaften Charakteristik, die sich nicht nur in die Hauptfiguren, sondern auch in jede Nebenperson mit liebevoller Sorgfalt vertieft, in Anerkennung der hinreißenden Darstellungsgabe, die sich in der Gruppirung beständig sich steigernder Effekte, in den farbenprächtigen Schilderungen südlicher Natur und Schönheit bekundet und auf den Höhenpunkten der Handlung eine geradezu dramatische Kraft entfaltet. Verschiedene Beurteilung erfuhr dagegen die äußere Form, die manchen zu einfach, zu wenig kunstvoll erschien, ein Vorwurf, den der Dichter selbst neben anderen in seinem den späteren Auflagen des Werkes beigefügten Epilog an die Kritiker mit stich-

haltigen Gründen zurückweist, da in der Tat der reimlose fünffüßige Jambus, dies Mittelding zwischen poetischer und prosaischer Form, durch seine große Modulationsfähigkeit vorzüglich für eine Darstellung geeignet ist, die so verschiedene Töne anschlägt, und, da sie kein lyrisches Verweilen kennt, durch eine strophische Einkleidung nur eine verhängnisvolle Fessel erhielte.

Gewichtiger könnte ein anderer Einwand erscheinen, der vielfach gegen den angeblich vom moralischen Standpunkt aus bedenklichen Charakter des Gedichts erhoben worden ist. Nun hat es ja allerdings seine Richtigkeit, dass die Schöpfung, in der die titanischen Laster des neronischen Zeitalters mit realistischer Schärfe gemalt und Szenen wüstester Art vorgeführt werden, für höhere Töchterschulen nicht zu empfehlen ist, sondern gereifte, sittlich gefestigte Leser voraussetzt, wie sie ein Shakespeare und überhaupt alle jene Dichter erfordern, die für Männer, nicht bloß für zimperliche Blaustrümpfe beiderlei Geschlechts produziren. Damit soll nicht behauptet werden, dass nicht vielleicht hier und da unbeschadet der Gesamtwirkung, vielleicht sogar bisweilen zum Vorteil des ästhetischen Eindrucks, etwas minder pastos hätte aufgetragen werden können; dass jedoch überall eine tiefe ethische Tendenz zu Grunde liegt, wird keinem, der die Dichtung vorurteilslos liest, entgehen, ja ich persönlich stehe nicht an zu behaupten — so paradox das dem und jenem klingen mag — dass „Ahasver in Rom“ in seinem Kerne nicht weniger sittlich als Zschokkes „Stunden der Andacht“ oder Spittas „Psalter und Harfe“ und andere erbauliche Bücher.

Der Neigung zum Außergewöhnlichen, zu seltenen psychologischen Problemen, die sich im „Ahasver“ so deutlich ausspricht, ist auch der „König von Sion“, die nächste epische Dichtung Hamerlings, entsprungen. Und als weiteres Charakteristicum zeigt auch diese Schöpfung eine intensive Verquickung mit modernen Ideen, die nicht zum geringsten Teil dazu dienen wird, der in ihrer Art einzigen Dichtung eine bleibende Stelle in der deutschen Literaturgeschichte dieses Jahrhunderts zu sichern. Die Beziehungen zu den Kämpfen und Bestrebungen der Gegenwart, die der Prolog in Aussicht stellt, darf man freilich nicht mit pedantischer Brille in haarscharf gezogenen Parallelen suchen wollen, die zum Glück für die Dichtung nicht vorhanden sind, so dass von Tendenzpoesie auch hier keine Rede sein kann. Dass es sich aber ebensowenig um einen Ausfluss jener heutzutage so florirenden antiquarischen Geschmacksrichtung handelt, wird jedem aufmerksamen Leser schon auf den ersten Seiten klar werden.

Drangvolle Ereignisse und folgenschwere Verirrungen schildernd, hat der „König von Sion“ vor „Ahasver“ doch den Vorzug, dass in ihm ein positives Ideal begeistert verfochten wird, dessen Sieg freilich durch die Erbärmlichkeit der realen Welt und die brutale Uebermacht einer jenem Ideal nicht gewachsenen Majorität vereitelt wird. Ein Reich des Glückes und der Tugend auf der Erde zu begründen, das ist das Ziel, das den jugendlichen König der Wiedergetauften beseelt.

Seltsam bin ich geartet: denn sieh, ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen, ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,
Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens.
Niemals kann mir genügen ein Brüten in dumpfer Entsagung,
Aber auch niemals kann mir die Lust, die gemeine, genügen,
Die nur die Sinne berauscht und das Herz nicht höher beflügelt ...
Und so ging ich bisher, ob auch mich verzehrend in Sehnsucht,
Rein durchs Leben und stolz: mich schützt vor Gemeinem der Abscheu.
Tugend zu einen und Lust, das ist's, was ewig ich träume...

Es würde eine hochinteressante, doch innerhalb der hier innezuhaltenden Grenzen kaum lösbare Aufgabe sein, die Komposition dieses Epos, die an Kunstmäßigkeit fast noch über den „Ahasver“ hinausgeht, einer genauen Analyse zu unterziehen, das Rohmaterial, welches die geschichtliche Ueberlieferung darbot, mit dem zu vergleichen, was der Dichter daraus geschaffen, sowol da, wo er der Geschichte folgt, als in den Punkten, wo er sie durch die eigene Phantasie ergänzt und umgestaltet Denn mit Recht hat Hamerling von der Freiheit des Dichters Gebrauch gemacht, die historische Tradition, wo es ihm für seine Zwecke geboten erschien, in Einzelheiten zu modifiziren; dabei leidet indes nicht im Geringsten die Treue des Gesamtbildes, es ist vielmehr das Wesentliche der Begebenheiten sowie das Kolorit der Zeit und der Szenerie mit jenem glücklichen Instinkt getroffen, der jedes echte Kunstwerk über eine auf noch so exakter Forschung beruhende, aber der höheren Divinationsgabe ermangelnde historische Darstellung emporhebt. Um urkundenmäßig verbürgte Details zu lernen, wird ja niemand ein episches Gedicht aufschlagen; dazu gibt es andere Hilfsmittel, im vorliegenden Falle die Chronik Kerssenbroik's, die Arbeiten von Jochmus und Hast u. a. Nicht zur Verfügung stand dem Dichter, als er sein Werk verfasste, die erst 1880 erschienene „Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reiches zu Münster“ von Ludw. Keller, eine, fachkundigem Urteil nach, auf gründlichen archivalischen Forschungen fußende, höchst verdienstliche Arbeit, welche die anabaptische Bewegung und ihre Führer in einem wesentlich günstigeren Lichte als bisher erscheinen lässt. Um wieviel höher ist der geniale Blick des Dichters anzuschlagen, der ohne solche Hilfsmittel, ein rückwärtsgewandter Seher, diese „deutsamste aller Geschichten“ in ihrem Wesen richtig zu deuten verstanden hat.

Als ein Verkennen des Stoffes muss es bezeichnet werden, wenn man in demselben bisweilen mehr einen dramatischen als einen epischen Vorwurf hat erblicken wollen. Die Massenbewegungen, von denen die Protagonisten, vor allen Jan von Leyden, statt sie wirklich zu lenken, mit fortgerissen werden, stempeln den Stoff zu einem epischen par excellence, ganz abgesehen von dem Zeitraum, den die Handlung ausfüllt, ein Bedenken, das ja für das moderne Drama nicht sehr ins Gewicht fällt. Die Volksmassen selbst aber, ein hoch-

wichtiger Faktor des Ganzen, könnten im Rahmen eines Dramas schlechterdings nicht mit der Bestimmtheit herausgearbeitet werden, die absolut unerlässlich ist, um die einzelnen Entwickelungsstadien, die das sionische Reich und mit ihm seine Führer allmählich durchlaufen, verständlich erscheinen zu lassen. Ihnen ist denn auch in Hamerlings Gedicht eine Sorgfalt und eine Kunst gewidmet, die z. B. im vierten und sechsten Gesange in jedem Zuge den geborenen Epiker bekundet. Selbst unbedeutende Nebenfiguren, ja sogar unbelebte Gegenstände sind bei gebotener Gelegenheit — natürlich ohne jede Aufdringlichkeit in Walter Scottscher Art — wirksam zur Vervollständigung des Zeitbildes verwendet, lauter Merkmale, an denen sich der Epiker von Beruf erkennen lässt. Ihren höchsten Triumph aber feiert die schöpferische Kraft des Dichters in der Zeichnung der Hauptpersonen. In Jan von Leyden vor allen tritt uns eine Gestalt originellster und zugleich sympathischster Art entgegen, die sich dem Geiste so fest wie wenige poetische Typen der neueren Zeit einprägt. Schon im Anfange des Gedichts, wo er als wandernder Schauspieler in der Davert vom Propheten Matthisson für die Gemeinde der Wiedertäufer gewonnen wird, wird unsere Teilnahme für den hochangelegten Jüngling erregt, der mit glühender Begeisterung den „großen sionischen Gedanken" erfasst; mit wachsender Spannung verfolgen wir, wie derselbe bald andere Form in ihm annimmt als in dem Haupte des strengen, düstern Eiferers, der nur durch innere Erleuchtung die Welt regirt wissen und mit der Verachtung des Asketen die Güter, die das Leben verschönen, aus Sion verbannen will. Die Szene, in der es zwischen ihm und Jan zum Bruche kommt, ist ein Meisterstück dichterischer Charakteristik, aus dem ich mir nicht versagen kann, wenigstens eine Partie, als Probe zugleich für die hinreißende Sprachgewalt, die das Gedicht auszeichnet, herauszuheben. Nachdem die Heiligenbilder im Dom als unvereinbar mit der neuen Lehre zertrümmert, wendet sich die Vernichtungswut des Propheten gegen das geschriebene Wort, das „papierene Babel", und alles was Münster an Büchern birgt, die Bibel nicht ausgenommen, verfällt dem Holzstoß. Da kommt unter anderm die Reihe auch an Ovids Metamorphosen, und hier bricht der Jüngling von Leyden zum ersten Male, seit er nach Münster gelangt, sein brütendes Schweigen, indem er dem Fanatiker zuruft:

„Halt' ein, o Prophet! Nicht allzugewaltig
Schür' und nähre den Brand, sonst wird er, uns über den Scheitel
Wachsend, verzehren zugleich mit dem schuldigen Babel auch Sion!
Lass uns den Sänger, o Freund! lass leben in Sion die schönen
Fabeln und Bilder der Dichter! Es wechselt auf Erden die Wahrheit —
Ewig wahr ist die Fabel allein auf den Lippen der Sänger!
Wirf ins Feuer die Bibel und lösche die Lampen, die dämmrig-
Matt uns erhellten die Nacht, da es Tag nun worden; doch nimmer
Schmähe das liebliche Licht, das aus wieder erstandenen Rollen,
Wieder erstandenen Bildern der Heiden heraus uns den ersten
Heiteren Strahl in die dunkle, die mönchisch verdüsterte Welt warf!
Sie, die aus Welschlands Schutte gegraben die Bilder der alten
Götter, ihr Grabscheit war's ja zuerst, was die Festen des Mönchtums
Schaufelnd gelockert, eh Wort und Schrift sich zur Fehde beflügelt;
Ist durch sie doch der lieblich-erhabene Name der Schönheit
Ueber die Alpen gedrungen: da sahn wir, wie trüb und wie traurig
Hier uns das Leben umgab, und es floss in verkümmerte Seelen
Wieder ein männlich Gefühl, es erschlossen sich wieder die Sinne.
Wirf ins Feuer, was tot, o Matthisson, doch verschone,
Was sich erneuert und lebt! Wolan! da den Phönix der Wahrheit
Du hellblickend erkannt, der alt und schwach in die Flammen
Eben zu stürzen sich sehnt, so verkenne den Phönix der Schönheit
Nicht, der eben verjüngt aus dem flammenden Grab sich emporhebt!
Wie du die Evangelisten gestürzt und die Bibel verbrannt hast,
Hat man nicht so dereinst auch die heiteren Götter der Alten
Grollend ins Feuer gestürzt? Doch sieh, es verzehrten die Flammen
Auch nur ihr sterbliches Teil — als Götter nur sind sie vernichtet,
Aber als leuchtende Bilder der Schönheit, lebenverklärend,
Sind sie aufs neu' entstiegen dem Grab, und hehr, in verjüngtem
Reize verbinden sie sich dem befreienden Geiste der Zeiten,
Unserem Geist, dem jetzt wir in Sion bereiten die Stätte!
Lass uns den Sänger, o Freund, und der Anmut heiteres Erbe,
Lass uns die lieblichen Märchen, die lieblichen Bilder der Dichter!"

In ergreifenden Zügen ist der Kampf geschildert, den Jan, zum König von Sion erhoben, mit der Masse des Volkes auszufechten hat und in dem er trotz seiner innern Ueberlegenheit nicht siegen kann, da er sich den verhängnisvollen Schwur, nichts ohne die Zustimmung des Volkes zu beginnen, hat entlocken lassen. So sieht er sich denn außer stande, der einbrechenden Korruption zu steuern; in Wirklichkeit werden die Massen beherrscht von dem tückischen Krechting,

„Immer bemüht, mit dem Hauch des ertötenden, kalten Verstandes
Ganz zu verwüsten die Seele, das Menschengemüt zu entgöttern",

dem frechen Wicht, der darauf pocht, dass er die Mehrzahl für sich hat, die er durch sein „Vorwärts" immer tiefer hinabzieht, bis Jan, der zuletzt nur noch zwei Rüden hat, die ihm treu und blindlings gehorchen, und sich von seinem Narren — dem trefflich gezeichneten Lips van Straaten — die bittre Weisheit muss predigen lassen, dass für einen wirklichen König kein Platz wo die „Freiheit" herrscht, sich am Ende entschließt, seinen Eid zu brechen und Tyrann zu sein. Eine versöhnende Idee, die manche in dem Gedichte vermisst haben, fehlt keineswegs: Jan hat das Bewusstsein und spricht es aus, dass er auch im Falle Sieger bleibt:

„Ewig der Streiter nur ist's, der erliegt, doch nie der Gedanke!"

Und noch in der Stunde des Todes, nach den herbsten Enttäuschungen, kehrt ihm der Glaube zurück an das Ewige, Hohe

„Und an das winkende Glück, das in grauender Ferne die Menschheit
Ewig erblickt: ja ich glaube daran aufs neue; wie hoch es
Schweben auch mag, und wie rasch unheiligen Händen entschwinden,

Die es zu haschen vermeinen: als reifende Frucht in den Schooß einst
Wird es den Würdigen fallen! so jauchzt das vertrauende Herz mir,
Und in diesem Vertraun umarme der sühnende Tod mich!"

Wir können leider nicht näher eingehen auf die übrigen Gestalten, welche die Dichtung an uns vorüberziehen lässt, auf Divara, den bösen Genius Jans, auf die Nonne Hilla, in der er eine Zeit lang seinen Glücksstern erblickt und deren Untergang — das einzige in der Dichtung, was vielleicht nicht ganz befriedigend motivirt ist — aufs tiefste in seine psychologische Entwicklung eingreift; auf die markig gezeichneten Figuren zweiten Ranges, wie den schon erwähnten Krechting, den Prediger Rottmann, den ehrlichen Knipperdolling, den Bischof mit seiner Umgebung und andere wie leibhaftig vor uns hintretende Personen.

Was die poetische Darstellung betrifft, so lassen sich derselben die gleichen Vorzüge wie dem „Ahasver", zum Teil in noch erhöhtem Maaße nachrühmen. Die mannigfachsten Töne, vom erhabensten Pathos bis zum derben Humor des Reformationszeitalters, werden angeschlagen, ohne dass irgendwo eine Dissonanz uns störte. Die Kunst der dichterischen Malerei entfaltet sich auch hier wieder in glänzendster Weise, so gleich im ersten Gesange in der Schilderung der westphälischen Landschaft oder in Situationsbildern von der Anschaulichkeit des folgenden, welches der Szene zwischen Jan und Hilla angehört:

Es lauscht eine Weile den brünstigen Tönen die Nonne,
Unruhvoll, und sich selber vergaß sie. Doch dann, wie erschreckend,
Reißt mit Gewalt ihr Ohr von den schmelzenden Klängen, ihr scheuer
Blick von dem Jüngling sich los und flüchtet, gescheucht wie ein Vogel
Hin zu des Heilands Bild: einen leisen und flehenden Seufzer
Sendet sie hier aus der Brust, der gedrückten . . . Da plötzlich erlischt still-
Knisternd die Lampe, die glomm vor dem Bild und erhellte die Kammer,
Und durchs Fenster herein quillt leuchtend der goldene Vollmond,
Fällt auf des Jünglings Gestalt: hehr steht er und lieblich in vollem
Licht, doch das Heilandsbild, es verliert sich im schattigen Dunkel.

Reich ist die Dichtung an neuen und dabei durchaus ungesuchten Vergleichen, die das Gepräge glücklicher Inspiration an sich tragen; ich zitire zum Belege, ohne sonderlich zu wählen, aus dem siebenten Gesange die Stelle:

O Menschengeschlecht! Wie der Sonne Kuss mit dem Anger die Blumen, mit schlammigem Sumpfe die Pest zeugt,
So am Himmel des Geistes auch leuchten die großen Gedanken,
Aber ihr Strahl, meist trifft er im irdischen Herzen nur wüsten
Schlamm, und so weckt statt Blüten des Himmels er gährende Fäulnis! . . .
Liegt ein ewiger Fluch nicht über dem Hohen und Reinen?
Selber das reinste der Erde, die Flamme, gebiert nur ein trübes
Kind, den Rauch, den es qualmend zum ewigen Himmel emporschickt.

Dass Hamerling, obwol er noch im Epilog zum Ahasver den Hexameter als „zu antik" verworfen, im „König von Sion" zu diesem Versmaß gegriffen hat, ist der ganzen Darstellung in vielfacher Hinsicht zu gute gekommen. In der Behandlung des klassischen Verses zeigt sich, bei gewissen metrischen Freiheiten und Schwankungen, denen man billigerweise in einem so umfangreichen Werke Berechtigung einräumen muss, eine große Kenntnis des für die deutsche Sprache Angemessenen, unter anderm auch eine prinzipielle Scheidung zwischen Trochäen und Spondeen, ohne die ein lesbarer Hexameter überhaupt nicht zu stande kommt. Gut rezitirt, muss das Gedicht in seinen vollendetsten Teilen eine großartige Wirkung hervorbringen. Und so darf man wol ohne Uebertreibung sagen, dass die deutsche Literatur durch den „König von Sion" um ein Werk bereichert worden ist, in dem sich edelster Gehalt und hoch über der gewöhnlichen Praxis stehende Form zu einem Totaleindruck von seltener Harmonie vereinigen.

(Schluss folgt.)

Kaiserslautern.

Paul Schönfeld.



Ein neues Werk über Lord Byron.

„The Real Lord Byron. New Views of the Poets Life." By John Cordy Jeaffreson.
Leipzig 1883, B. Tauchnitz. 3 Bände. 4,80 M.

Die Spitze des vielsagenden Titels ist nicht sowol gegen Karl Elze gerichtet, welchen der Verfasser ausdrücklich als den besten aller Biographen Byrons bezeichnet, als gegen manche in England verbreitete irrige Ansichten über den berühmten Dichter. „Lord Byron hatte gewiss viele Fehler", urteilt sein Freund Hobhouse, „aber er war mit keinem niedrigen Laster befleckt, und seine Tugenden, seine guten Eigenschaften gehörten alle der höheren Ordnung an." Die Veröffentlichung der „Hobhouse Papers", welche erst in 18 Jahren erfolgen darf, wird nach Jeaffresons Meinung die Beweise für diese Behauptung liefern, inzwischen will er das jetzt Mögliche tun, um Byron in der Meinung seiner Landsleute zu rehabilitiren. Die gewöhnliche Vorstellung ist, dass er irgend welche schreckliche Untat geheim hielt und von Gewissensbissen über diese unbekannte Schuld gequält wurde; während er in Wirklichkeit sein lebenlang sein Herz und alle seine Schwächen „auf dem Aermel" trug, wie der Engländer sagt, und in einem Glashause lebte, welches seine Fehler vergrößert und seine Tugenden verkleinert erscheinen ließ. Es war Eitelkeit, verbunden mit einem Hang zum Mystifiziren, was ihn vermochte Verirrungen zu erfinden oder zu übertreiben, um sich interessant zu machen. Jene Eitelkeit war übrigens mit solcher Willenskraft verbunden, dass er, um einer übertriebenen Neigung zum Fettwerden entgegen zu arbeiten, es fertig brachte, sich jahrelang den Qualen des Hungers

zu unterwerfen. So wird denn das Privatleben des Dichters — weniger das schriftstellerische — bis ins kleinste untersucht und dargestellt. Aber man muss doch sagen: Im ganzen ist es kein erfreuliches Bild, was wir erhalten. Lassen wir auch die vielen bloß sinnlichen Liebschaften beiseite — von dem wüsten Leben in Venedig gebraucht Jeaffreson selbst den Ausdruck *depravation* — und geben wir zu, dass die Entrüstung seiner Landsleute weniger seiner Immoralität als seinen freigeistigen Aeußerungen galt, so erscheint auch das Verhältnis zu Teresa Guiccioli in weit weniger idealem Lichte, als der herrschenden Meinung entspricht. Wir erfahren, dass Byron der schönen Gräfin recht bald überdrüssig wurde und eine Trennung herbeiwünschte. Ja, was viele überraschen wird — dieser Wunsch, Italien zu verlassen, während ihm doch auch England verschlossen war, trug nicht wenig dazu bei, Byron für die griechische Unternehmung zu bestimmen. Ein anderer Grund war wol auch hier die Lust von sich reden zu machen. Zwar war er durch Teresa's Familie, die Gambas, mit den Carbonari in Verbindung gekommen und somit schon für revolutionäre Unternehmungen gewonnen, auch wird sein Interesse für die Freiheitsbestrebungen der Italiener und Griechen nicht geleugnet, aber wir ersehen aus seinen eigenen Aeußerungen, dass er mit halbem Herzen und ohne irgend welche Begeisterung nach Griechenland segelte, wo er dann freilich seine Führerstellung unter großen Schwierigkeiten in bewundernswerter Weise bis zu seinem Tode ausfüllte. Selbstsucht, krankhafte Selbstsucht, welche sogar Hobhouse ihm zuschreibt, ist doch nicht ein so nebensächlicher Fehler, wie unser Verfasser anzunehmen scheint. Sehr klar und überzeugend ist alles auf Byrons Ehe bezügliche behandelt. Die nach der Trennung von ihm in dem Gedicht *The Dream* gemachte Andeutung, dass er seine Frau nie geliebt, dass er mit Gedanken an eine andere mit ihr vor den Altar getreten sei, erweist sich als Fiction. Die Annahme eines unerlaubten Verhältnisses zu seiner Schwester Augusta ist unmöglich, nicht etwa aus innern Gründen, — Byrons Grundsätzen oder dergleichen — sondern weil Lady Byron lange nach ihrer Trennung von ihrem Manne, ja bis über dessen Tod hinaus, nachweislich mit Augusta im besten Einvernehmen geblieben ist, und sogar durch ihre Vermittelung mit ihm korrespondirt hat. Grund der ehelichen Trennung war einfach das unfreundliche Benehmen Byrons; unversöhnlich wurde die Lady, weil Byron sich, bald nach ihrer Abreise und zur Zeit, als er das berühmte *Fare thee well* dichtete, schon mit einer gefälligen Freundin (Jane Clermont) zu trösten wusste. Erst später, nach seinem Tode, ward Lady Byron von Eifersucht ergriffen gegen die Schwester, die dem berühmten Dichter bis zuletzt nahe gestanden und von seinem Ruhme mit bestrahlt worden war, somit in dieser Beziehung die Stelle der Gemahlin eingenommen hatte; und nun sog sie aus dem fleißigen Studium seiner Werke, namentlich des Manfred, jenen schwarzen Verdacht, den sie der Mrs. Stowe mitgeteilt und diese der Welt als Wahrheit zu verkündigen für gut befunden hat.*) Hierbei wird übrigens auch Lady Byron in durchaus gerechter und wolwollender Weise von Jeaffreson beurteilt, welcher mit Byrons eigenen Worten beweist, dass bei dem ehelichen Zerwürfnis die Schuld nur auf seiner Seite lag; wie er auch durch Teresa Guiccioli's Beispiel zeigt, dass es nicht Lady Byron's Schuld war, wenn sie den Dichter (welcher übrigens später eine Wiederannäherung suchte) nicht dauernd zu fesseln vermochte. Mit löblicher Unparteilichkeit verteidigt Jeaffreson auch den Dechanten von Westminster, welcher dem Dichter das Begräbnis in der Kirche verweigerte, gegen den Vorwurf der Intoleranz. Diese Verweigerung, meint er, mag ein Grund sein, eine andere Ruhmeshalle ohne religiösen Charakter zu errichten, vielleicht gar ein Grund (obwol ein schwacher) den Dechanten von Westminster das Recht der Entscheidung in dieser Hinsicht zu nehmen. Aber so lange diese zu entscheiden haben, ist es unverständig und ungerecht sie zu tadeln, wenn sie gewissenhaft nach ihrem Pflichtgefühl handeln.

Von Interesse ist auch, was Jeaffreson über die von Byron verfassten Memoiren sagt. Sie waren von ihm an Moore überlassen und von diesem an Murray verkauft worden. Nachher wünschte Byron, dass sie nach seinem Tode vernichtet werden möchten, wahrscheinlich weil sie manches für seine Gemahlin Verletzende enthielten; und das ist denn auch, besonders auf Betreiben Hobhouses, geschehen. Jeaffreson ist der Meinung, dass eine Kopie nicht existirt, dass aber auch die Welt nicht viel an diesen Aufzeichnungen verloren habe, da Moore, wol sehr gegen die Absicht des Dichters, manches daraus in seine Biographie verflochten habe.

Nebenbei werden auch falsche Angaben über Byrons Aeußeres berichtigt. Wir erfahren, dass seine Haare und Augen nicht schwarz, sondern erstere hellbraun, letztere graublau waren, und dass seine Lahmheit nicht durch einen Klumpfuß, sondern durch eine Verkürzung der rechten Achillessehne verursacht war.

Dass Byrons schlechte Erziehung durch eine unverständige Mutter vieles entschuldigt, hat man schon früher erkannt; dazu kommt noch die leidenschaftliche und exzentrische Natur mancher von seinen Vorfahren.

Kassel. M. Krummacher.

Lessing in Wolfenbüttel.

1. Bändchen.
Ein Nachmittag auf dem Weghause von Alexander von Seventornen.
Leipzig 1883, Ed. Wartigs Verlag.

Das Buch nennt sich „Authentische Beiträge zum Leben Lessings" und der Verfasser zitirt als Quellen seiner Arbeit amtliche Dokumente der Behörden, die Tagebücher von Leisewitz, die Briefe von Leisewitz an

*) Eine andere von Southey in Kurs gesetzte Beschuldigung ähnlicher Natur wird ebenfalls berichtigt.

seine Braut und endlich „gute", sichere Tradition alter braunschweigischer Familien. Es ist also ganz schweres Geschütz, das uns da aufgefahren wird und wol geeignet, die Erwartungen des Lesers hochzuspannen. Doch vermag das Buch dieselben keineswegs zu erfüllen. Dasselbe ist ein Zwitterding zwischen dem, was es zu sein vorgibt und novellistischer Skizze, hält also nicht, was auf dem Titel versprochen wird. Daraus würden wir nun dem Verfasser gerade keinen Vorwurf machen, wenn es ihm nur überhaupt gelungen wäre, etwas Lesbares zu Stande zu bringen. Aber um als Kunstwerk angesehen werden zu können, dafür fehlt dem kleinen Ding nicht weniger als Alles, namentlich aber der fesselnde Inhalt, der Reiz der Darstellung, und um sich als „Authentische Beiträge" zu geben dafür hat wieder der Verfasser seine Phantasie zu frei walten lassen. Der Hauptvorwurf, der das Büchlein trifft, ist seine Inhaltslosigkeit, es wird auf den 146 Seiten fast nur geredet und dabei sehr viel unnützes Zeug. Nach einem etwa vierzig Seiten einnehmenden Gespräche zwischen Lessing und einem ungenannten Legationsrate, begleiten wir beide zu einem Stelldichein mit den Braunschweiger Freunden (Schmid, Jerusalem, Ebert, Leisewitz, Eschenburg, Kuntsch etc.) und langweilen uns mit ihnen auf dem Weghause. Es wird viel geredet, aber wenig Interessantes. Der Herzog kommt im Laufe des Nachmittags auf einer Lustfahrt begriffen, am Weghause vorüber; er macht dort Halt und tritt in die Gesellschaft. Dieses Zusammentreffen bietet dem Autor Gelegenheit, Lessing in seinem Mannesmut dem Fürsten gegenüber und in seiner Bereitschaft, Hilfsbedürftigen zu helfen, darzustellen, doch sind die betreffenden Szenen nicht besonders geschickt behandelt.

Weder Lessing selbst, noch seine verschiedenen Freunde treten uns in dieser Schilderung so entgegen, wie wir sie aus ihrem Tun und Denken kennen. Es fehlt die plastische Darstellung und die einzelnen Personen sind nur Schemen. Lessing selbst wird im ganzen Buch nicht ein einzig mal bei seinem Namen, sondern immer nur „Der Hofrat" genannt. Was er selbst auf seine Hofratswürde hielt, ist ja bekannt, und zu dem Bild, das bei Nennung des Namens Lessing vor unserem inneren Auge entsteht, will der „Herr Hofrat" gar nicht passen. Etwas gewagt finden wir die Weise, in der der Verfasser Lessing lange Reden halten lässt, wobei er wol manches aus dessen Schriften und Briefen zusammenträgt, aber auch manches aus Eigenem hinzugibt. Wenn aus dem kummervollen Briefe, den Lessing seiner vertrauten Freundin Elise Reimarus schrieb, die Worte: „ich lasse den Kahn gehen wie Wind und Wellen wollen; genug, dass ich ihn nicht selbst umstürzen will" in eine Unterhaltung mit dem Legationsrate verpflanzt werden, so mag das noch hingehen, obgleich es gar nicht zum Wesen des innerlichen, starkgeistigen Mannes passt, dass er seine geheimsten Gedanken auf einem Promenadengespräch preisgibt und so viel über sein trübes Geschick jammert. Wenn aber Lessing zu einem Bauern, den er in einem Wirtshofe angesprochen, sich in der nachfolgenden Weise äußert: „Da, ehrlicher Mann! nehmt meine Rechte, sie hat sich noch nie zu einer schlechten Tat erhoben. Bleibt bei euerem schlichten geraden Wesen, euer Stand und eure Sitte werden der Boden sein, aus dem unserem niedergetretenen Volke einmal frisches Leben und gesunde Kraft wieder erwachsen wird," so geht uns das doch ein bischen zu weit und wir müssen rufen: „Halt! so spricht nicht Lessing, sondern allenfalls Herr Alexander von Seventornen." Dass Lessing so, wie er es im Buche tut, stillgehalten hätte, wenn ihm faustdicke Lobsprüche an den Kopf geworfen werden, passt auch gar nicht zu seiner Erscheinung.

Von nebensächlichen Ausstellungen wollen wir absehen und nur noch erwähnen, dass die Verlobung des Professors Ebert (den wir übrigens nicht als die komische Figur kannten, die er in dem Buche ist) doch eigentlich ohne allen Grund in diese „authentischen Beiträge" hereingezogen ist. Ebert war zu der Zeit, in welcher die Handlung spielt (1780) schon seit sieben Jahren verheirat.

Der Verfasser hat sein Buch Wilhelm Raabe dem eigenartigen Dichter, dem echten Humoristen gewidmet, den er in warmen Worten als unermüdlichen Kämpfer im Dienste des Glaubens der Humanität feiert. Wir hatten uns bei Durchlesung dieser Widmung eine andere Erwartung von dem Buche gemacht, denn mag auch Herr von S. ein Verehrer Lessings sein und viel Material zusammengesucht haben — als ein Berufener hat er sich in diesem Buche nicht gezeigt.

Frankfurt a. M.

Sigmund Schott.



Literarische Neuigkeiten.

Von M. G. Conrad wird in den nächsten Tagen ein Band Novellen unter dem Titel erscheinen: „Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten." — Leipzig. W. Friedrich.

In der Serie der „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen" demnächst ein neuer Band: „Geschichte der russischen Literatur" von A. v. Reinholdt. — Leipzig. W. Friedrich. 10 M.

Von Felix Dahns „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung", deren erster vor einem Jahr erschien („Felicitas") wird der zweite Band angekündigt: „Bissula". — Leipzig. Breitkopf & Härtel. 8 M.

Nach einer Mitteilung der Metzlerschen Buchhandlung wird demnächst von Dr. Richard Weitbrecht (dem tüchtigen Bearbeiter von Fischarts Ehzuchtbüchlein) eine neuhochdeutsche Nachdichtung des Gudrunliedes erscheinen.

Gerhard von Amyntor lässt einen neuen Roman erscheinen: „Ein Problem". Das „Problem" ist das der menschlichen Willensfreiheit. — Basel, F. Schneider. 4 M.

Eine neue Uebersetzung von Dantes „Hölle": von Julius Francke. — Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Sie lehnt sich an die von „Philalethes" an, aber in gereimten Terzinen.

In der wolbekannten Brockhaus'schen Sammlung: „Biblioteca d'autori classici“ ein wichtiger neuer Band: „Il Canzoniere di Francesco Petrarca“, eine quellenmäßige Neuausgabe besorgt durch G. A. Scartazzini. Preis 3,50 M.

William Black, der bekannte englische Novellist, arbeitet an einem Roman, der Shakespeares Tochter zur Heldin hat: „Judith Shakespeare. Her love affairs and other adventures.“ Er wird zuerst in *Harper's Magazine* (1884) erscheinen.

Im Verlage von Braun & Schneider in München erscheint soeben: „Leibz'ger Allerlei. Fimf Biecher Boësiegedichder ännes alden Leibz'gersch. Ze Babier gebracht von Edwin Bormann.“

Von den „American Men of Letters“ sind bis jetzt erschienen: Washington Irving, — Noah Webster, — Henry Thoreau, — George Ripley, — Cooper, — Emerson. — Die Sammlung erscheint bei Houghton & Co. in Boston. Jeder Band kostet 1,25 D.

Mit der zwölften Auflage ist Bodenstedts „Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy“ aus dem Hofmannschen Verlage (Berlin) in den von Brockhaus (Leipzig) übergegangen.

Von Gustave Droz, dem Verfasser des prächtigen „Monsieur, Madame et Bébé“, demnächst ein neues Buch: „Tristesses et sourires.“

Das von Friedrich Staub und Ludwig Tobler herausgegebene Schweizerische Idiotikon hat in seinem fünften Hefte eine Fortsetzung erfahren. Bei dem ungewöhnlich hohen Werte des vorzüglichen Werkes wäre es dringend wünschenswert, dass es auch in Deutschland mehr Abonnenten fände. „Die Lieferung von 10 Bogen, deren jährlich mindestens zwei, aber auch nicht mehr als drei erscheinen werden, kostet nur 2 Mark, sodass die jährliche Ausgabe sich auf nicht mehr als 4 bis höchstens 6 M. belaufen wird.“

Das Preußische Wörterbuch von H. Frischbier nähert sich sich seinem Abschlusse mit schnellen Schritten: die Lieferungen 2—11 sind erschienen (von „Jungfernägelchen“ bis „Thunuscht“). Bei dem lebhaften Interesse, das der ostpreußische Mischdialekt in allen Freunden des Sprachtums und der Spachforschung erwecken muss, sei das Werk nochmals bestens empfohlen.

Von Eduard Engels: „Lord Byron. Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen. Mit Einleitung und Erläuterungen“ wird soeben die 3. Auflage ausgegeben. — Minden, Bruns. 4 M.

Von desselben Verfassers Anhang zu seiner „Geschichte der Englischen Litteratur“ erscheint eine Separatausgabe unter dem Titel: „Die Litteratur von Nordamerika“, eine Skizze von 66 Seiten. — Leipzig, W. Friedrich. 1,50 M.

Ein Leser des „Magazins“ in Petersburg sendet uns einen Ausschnitt aus dem Oktoberheft der Russkaja Starina, worin Turgenjow als Erzähler des Folgenden angeführt wird:

„Was V. Hugo betrifft, so ist das eine monumentale Eiche, eine wirklich wunderbare Verkörperung des französischen Genius; nichtsdestoweniger aber sind seine Kenntnisse in der Litteratur der anderen Völker wahrhaft kindlich. So sagte mir z. B. Hugo in einem Gespräch über Goethe, dass „er in den Werken Goethes nichts Besonderes fände; die Tragödie „Wallensteins Lager“ habe ihm sogar ganz mißfallen!“ Als ich hierauf erwiderte, dass „Wallensteins Lager“ von Schiller und nicht von Goethe wäre, antwortete er: „Schiller oder Goethe — das bleibt sich vollkommen gleich! Glauben Sie mir, dass ich, ohne sie zu lesen, weiß, was Goethe gesagt und gesagt haben könnte, und was Schiller geschrieben haben könnte!“

Vor kurzem erschien das erste Heft des dritten Bandes von C. Rosenbergs ausgezeichnetem Werke „Nordsboernes Aandsliv fra Oldtiden til vore Dage“, welches vom „Samfundet til den danske Literaturs Fremme“ in Kopenhagen herausgegeben wird. Es ist uns dies eine erwünschte Gelegenheit, neuerlich auf dieses großartige und gediegene Unternehmen, welches auf das Ausführlichste „das Geistesleben der Nordländer vom Altertum bis auf die Gegenwart“ darstellen soll, aufmerksam zu machen. Der bereits durch andere Arbeiten auf ähnlichen Gebieten bestens bekannte Autor hat in den beiden ersten Bänden seines Werkes gezeigt, dass er der Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe bewusst und dieser auch durchaus gewachsen ist. Der erste Band behandelte das Geistesleben der Nordländer im heidnischen Zeitalter und innerhalb dieses Rahmens im einzelnen Industrie und Kunst, Sprache und Schrift, die Runeninschriften, die heidnische Volksdichtung und die heidnische Kunstdichtung der Dänen, Schweden, Norweger und Isländer. Der zweite Band umfasst die katholische Zeit und beleuchtet mit gleich hellem Lichte wieder die Schrift und Sprache, dann die Gesetzgebung und Geschichtschreibung, Dichtung und Musik, das Denken und die Kunst dieser Periode. Der dritte Band wird „das altlutherische Zeitalter“ (1520—1720) behandeln; das erste Heft erstrekt sich nur auf „das religiöse Leben“, und auch hier nur auf „die Kampfzeit des Luthertums“ (bis ca. 1620). Ueberall erfreut uns der Autor durch Gründlichkeit sowie Frische und Klarheit der Darstellung. Wir können das gediegene Werk, das hoffentlich recht bald vollendet sein wird, warm empfehlen.

Die Denkmäler der Kunst, begründet von Dr. Kugler, Oberbaurat v. Voit, Dr. E. Guhl, J. Caspar, fortgesetzt von Prof. Dr. W. von Lübcke und Dr. Carl v. Lützow sind ein imposantes Kunstprachtwerk, dessen Herstellung in vorzüglichen Kupferstichen mehrere Dezennien in Anspruch nahm. Dasselbe bietet auf 193 Tafeln mit ca. 2000 Abbildungen eine Auswahl des Wichtigsten und Schönsten, was von der älteren Zeit bis heute im Bereiche der Kunst geschaffen wurde. — Infolge des hohen Preises (160 M.), welcher allerdings durch die künstlerische überaus kostbare Herstellung berechtigt war, konnte sich bisher nur ein kleiner Kreis von Bibliotheken und Kunstfreunden das Werk anschaffen; den Zeitverhältnissen Rechnung tragend und gestützt auf die Hülfsmittel der neuesten Technik, hat sich die Verlagshandlung zur Herausgabe der vorliegenden Klassiker-Ausgabe entschlossen und bietet Jedermann Gelegenheit, sich um einen billigen Preis (30 Mark) in den Besitz eines wahrhaften Museums der bildenden Künste zu setzen. — Stuttgart, P. Neff.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Das soeben ausgegebene erste Heft (Oktober 1883) des VI. Jahrganges dieser empfehlenswerten geographischen Zeitschrift (A. Hartleben's Verlag in Wien; jährlich 12 Hefte pro Jahrgang 8 Mark) bringt auf 48 Seiten mit neun Abbildungen und zwei Karten u. a. folgende Artikel: Labrador. Von Professor Dr. Gustav Adolf von Klöden. — Bericht des Leiters der österreichischen arktischen Beobachtungs-Station Jan Mayen. Von Emil v. Wohlgemuth. — Über das Vorkommen der Polyandrie bei den Völkerschaften im westlichen Himalaya. Von Prof. Dr. K. E. v. Ujfalvy in Paris. — Zur geographischen Physiognomik. Von Dr. K. Würzburger. — Auf Huahine. Ein polynesisches Stimmungsbild. Von Adolf Mießler in Breslau. — Das Gebiet des Congo-Unterlaufes. Von Dr. Josef Chavanne.

Das September-Heft der illustrirten populär-geschichtlichen Monatsschrift „Aus allen Zeiten und Landen“ (Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Sievers und Harald Bruhn), hat folgenden Inhalt: Aus der Geschichte eines untergehenden Indianerstammes. Von Rudolf Doehn. — Der Schöpfer des Niederwald-Denkmals. Von Friedrich Pecht. — Friedrich von Gentz. Eine Charakteristik von Theodor Schiemann. — Eine Trauerfeier aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von B. Thiele. — Berühmte Priester. Erinnerungsbilder von Marie Colban. — Die preußische Armee in den letzten Jahren vor Jena. (Nach dem Berichte eines Augenzeugen). Von William Pierson. — Händel. Ein musikgeschichtliches Porträt von Ludwig Nohl. — Die Pariser Pythia. Von W. R.

Wir haben eine Notiz über die „Chinesischen Novellen“ von Eduard Grisebach (Verlag von Fr. Thiel in Berlin) in Nr. 42 des „Magazins“ dahin zu berichtigen, dass diese Novellen nicht eine neue Ausgabe eines früheren Werkes von Grisebach, sondern ein ganz neues Buch sind. Wir werden darauf bald zurückkommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Protokoll der Generalversammlung des fünften deutschen Schriftstellertages zu Darmstadt

am 9. und 10. September 1883.

Nach der stenographischen Niederschrift mitgeteilt vom Schriftführer des Verbandes Dr. Franz Hirsch-Leipzig.

(Fortsetzung.)

Es kann nun meine Aufgabe nicht sein, diese Untersuchung hier zu führen; es genüge, die Wurzel aller Uebelstände für Schriftsteller, Verleger und Leihbibliothekare zu nennen, und diese ist: die in gar keinem Verhältnis stehende Gegenleistung des Publikums für das, was es vom Leihbibliothekar verlangt, und was dieser in der Tat bietet. Mit einem Worte, es ist die viel zu niedrig gestellte Lesegebühr in den Leihinstituten. Diese verursacht die kümmerliche Existenz des Leihbibliothekars, macht ihn leistungsunfähig für Sie und den Verleger. Die Leihgebühren sind überall dieselben geblieben, wie wir sie vor vierzig Jahren hatten; ja sie sind der vermehrten Konkurrenz wegen in vielen Fällen herabgesetzt worden, während doch alle Lebensbedürfnisse in diesem Zeitraume auf die dreifache Höhe hinaufgegangen und damit die Anforderungen an den Leihbibliothekar in selbem Maße gestiegen sind: unberücksichtigt dessen, was heute gegen früher dazu gehört, die Leser einigermaßen zu befriedigen.

Hier haben Sie die Erklärung, warum der Bücherabsatz an die Leihanstalten, trotz ihrer massenhaften Vermehrung, eher zurückgegangen als fortgeschritten ist. Der Leihbibliothekar muss sich einschränken und kann es allein bei seinen Nachschaffungen; obwohl er dadurch in weiterer Folge seine Existenz selbst untergräbt und jene Zustände im Verlagsbuchhandel erzeugt, die vor uns liegen.

Nun ließe sich allerdings sagen, der Leihbibliothekar habe es ja ebenso in der Hand, seine Gebühr auf den dreifachen Preis zu steigern, als andere Geschäftsleute für ihre Waare, und das erscheint als richtig; tatsächlich jedoch steht die Sache anders, der Leihbibliothekar ist dazu nicht in der Lage; es hindert ihn daran die Furcht vor der Konkurrenz. Dagegen könnte man einwenden: wenn die Konkurrenz bei den Preisen bestehen kann, so müsse die Leihgebühr doch den gestellten Anforderungen auch entsprechen. Das trifft jedoch wieder nicht zu. Unser Geschäft wird in den meisten Fällen als Nebengeschäft oder auch von Unberufenen betrieben, die für den Betrieb keine Vorbildung, keine Erfahrung besitzen. Eine allgemeine Preiserhöhung der Leihgebühren ist aus allen diesen Gründen, ohne zwingende Ursache, keine Möglichkeit; obwol einzelne Geschäfte durch eine durchgeführte Preiserhöhung den Beweis hergestellt haben, dass die Furcht vor der Konkurrenz eine übertriebene genannt werden kann. Diese Furcht herrscht jedoch allgemein und ist auf dem Wege der Ueberredung weder zu beseitigen, noch ein einmütiges Vorgehen zu erzielen.

Nachdem also auf eine allgemeine Preiserhöhung der Leihgebühren nicht zu rechnen ist, eine teilweise, wie ich und einige andere sie mit Erfolg durchgeführt haben, wodurch wir in den Stand gesetzt worden sind, bei Nachschaffungen bis zu Hunderten von Exemplaren eines Werkes gehen zu können — was indessen für die Produktion und Besserung unserer Zustände wenig ins Gewicht fallen kann — so erübrigt dazu nur, wie ich wiederholt habe durchblicken lassen, der Zwang.

Kein besseres Zwangsmittel aber ließe sich denken, als Ihr durchaus berechtigter Anspruch auf einen Teil des durch Ihr Eigentum gewonnenen Einkommens.

Durch Abgabe dieses Teiles gewönne nicht nur unser Stand an Ansehen, auch das ängstlichste Leihbibliothekarsgemüt würde einen Preisaufschlag der Leihgebühr vertreten können. Außerdem wäre hier dem Leihbibliothekar Gelegenheit geboten, das jahrzehntelang Versäumte nachzuholen, sich lebens- und leistungsfähig zu stellen. Das Publikum kann sich anständigerweise einer, auf diese Art inszenirten Preiserhöhung, nicht widersetzen.

Wie Sie sehen, bin ich nun auf dem Punkte angelangt, wo unser Interesse zusammenfällt, von wo aus beiden Teilen, Schriftsteller und Leihbibliothekar, ein gemeinsames Handeln möglich sein wird.

Es ist allerdings noch eine Schwierigkeit, und wie es den Anschein hat keine geringe, zu beheben. Diese besteht in der Form Ihres Anspruches. Alle bisher gehörten Vorschläge gingen darauf hinaus, dass Sie für das jeweilige Werk eines Autors eine besondere Entschädigung von uns verlangen. Hierauf jedoch können wir uns nie einlassen. Was immer für Mittel und Wege Sie dazu ersinnen, wir werden stets ablehnen müssen oder zu umgehen wissen. Vergessen Sie nicht, dass die Einnahme einer TheaterVorstellung allein durch das betreffende Stück erzielt worden ist, dass deshalb die Verrechnung weder eine komplizirte noch mühevolle ist; während der Anteil, der von unserer Einnahme auf ein besonderes Werk entfällt, gar nicht festzustellen ist, sebst nicht mit Aufopferung unserer ganzen Arbeitskraft.

Wollten Sie nach der vorgeschlagenen Reform des Herrn Ernst Wichert uns Ihre Werke zu erhöhtem Preise anbieten — wir werden die Wege finden, um sie uns nach wie vor, zum selben Preise zu verschaffen. Sollen unsere Exemplare den bezahlten Stempel tragen — wie wollen Sie das kontroliren? Und wenn Sie den dazu nötigen riesigen Apparat aufstellen, dann würden andere Verleger, auf diese Torheit hin, uns genügendes Material ohne Stempel anbieten. Der Nichtbesitz der gestempelten Werke würde uns den Geschäftsbetrieb nicht sehr erschweren.

Wollten Sie den Ratschlägen des Herrn Buchhändlers Quaas folgen, der sich auch in der Täuschung befindet, dass die Existenz der Leihbibliotheken das Publikum vom Bücherkaufen abhält, wollten Sie ihm folgen und uns die Benützung Ihrer Werke durch eine auf der Rückseite des Titelblattes befindliche Klausel verwehren, welche Klausel ad 1 besagt: Die gewerbliche Verleihung dieses Buches ist unbedingt untersagt, so würde es sich vorerst fragen, ob Sie auch nur einen Verleger finden, der sich dieser Bedingung anschliessen würde. Denn es hat etwas ungemein Beruhigendes für den Verleger, selbst bei einem Werke eines Autors ersten Ranges, zu wissen, dass tausend Exemplare desselben sofort baar oder fest abgehen; besonders, da der erfahrene Verleger weiß, dass diese tausend an Leihanstalten abgesetzten Exemplare, im Falle das Buch innern Wert besitzt, ihm vom Publikum mehr Käufer zuführen als nehmen.

Bei einer allgemeinen Durchführung jedoch, woran aber selbst Herr Quaas nicht denkt, würde ein neu auftretender talentvoller Autor, nicht wie Herr Ebers bei seiner Königstochter, sieben Jahre auf seinen Ruhm zu warten haben, er würde ihn möglicherweise gar nicht erleben.

Der Clausel ad 2, welche eine Vereinbarung zwischen Autor, Verleger und Leihbibliothekar verlangt, würden wir uns nicht fügen; sie könnte doch, nach der Absicht des Herrn Quaas, nur bei Werken von minderem Wert oder den Werken unbekannter Autoren beliebt werden. Wir haben ja die vielfache Erfahrung, dass wir uns auch ohne solche behelfen können. Sehen Sie die Kataloge der besseren Leihanstalten durch und Sie werden finden, daß nur der kleinere Teil der jährlich erscheinenden Novitäten von uns berücksichtigt wird, weil uns die Mittel für alle fehlen. Die von uns unberücksichtigten Werke haben deshalb beim Publikum nicht mehr Käufer gefunden, sondern weniger; sie sind in ihrer Mehrzahl unbekannt geblieben.

Es bleibt noch der Vorschlag des Herrn Welten zu erwähnen, der Spielhagen den Rat erteilt, uns seinen nächsten Roman für das erste Jahr zu verbieten. Herr Spielhagen, ebenso die Herren Verleger, denen Herr Welten glaubt Ratschläge geben zu müssen, obwol ihm jede Kenntnis der Verhältnisse abgeht, haben Geschäftserfahrung genug um beurteilen zu können, was in ihrem wahren Interesse liegt.

Wollte jedoch Herr Spielhagen diesem Rate folgen, so würde er damit einen Schlag ins Wasser tun — wie wollte Herr Spielhagen seinem Verbote gesetzliche Autorität verschaffen?

Um Missverständnissen zu begegnen, sei hier ausdrücklich erklärt, dass der Leihbibliothekar bei seinem Betriebe vollkommen auf gesetzlichem Boden steht, dass daher von einer Rechtsverletzung nur im moralischen Sinne die Rede sein kann. Die Erkenntnis einer Rechtsverletzung vom Rechtsbewusstsein und die Aussprache derselben muss immer einer Abhilfe vorangehen.

Was, meiner Meinung nach, die Möglichkeit der Durchführung allein in sich trägt, das ist die Zahlung einer jährlich wiederkehrenden Pauschalsumme an den Schriftsteller-Verband. Die Verteilung dieser Summe oder ihre Verwendung bliebe dem Verbande anheimgestellt.

Eine solche, uns durch ein Gesetz aufzuerlegende Last, würde eine allgemeine Erhöhung unserer Leihgebühr nach sich zeihen müssen.

Bei dieser Reform würde allerdings nicht möglich sein, dass der jeweilige Autor hierdurch eine entsprechende Entlohnung finden werde; allein, meine Herren, ist es nicht besser das Gute zu nehmen, wenn das Bessere nicht erlangt werden kann? Wäre es nicht schon ein ganz ausserordentlicher Gewinn, wenn auf diesem Wege das Alter Ihrer Mitglieder sicher gestellt werden könnte? Sollte ich nicht auch in Ihrem Kreise, dem intelligentesten der Nation, auf Opfertreudigkeit zum Besten Ihres Standes zählen dürfen?

Ich hege die Hoffnung, dass ich Ihre allseitige Zustimmung zu meinem Vorschlage finden werde, und dass Sie jene Opferfreudigkeit besitzen, die dieser von Ihnen verlangt.

Es erübrigt mir nun wol nur noch, in kurzem zu skizziren, wie ich mir denke, dass zur Realisirung meines Vorschlages vorgegangen werden solle, und dann die Vorteile, die für Sie daraus resultiren, in etwas zu beleuchten.

Schon die eben tagende Versammlung des Schriftsteller-Verbandes ist in der Lage den ersten Schritt zu tun, auch ohne sich vorher mit meinem Vorschlage einverstanden zu erklären. Deshalb beantrage ich nachstehende Resolution, die ich unsern Herrn Vorsitzenden zur Debatte zu bringen und zum Beschluss zu führen ersuche.

Diese Resolution hätte zu lauten:

Die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Schriftsteller-Verbandes erklärt:

„Die Benützung der literarischen und musikalischen Werke zu gewerblichen Zwecken in den Leihanstalten verpflichtet diese Gewerbe zu einer entsprechenden Entschädigung an die geistigen Eigentümer. Sie beauftragt den Vorstand des Verbandes, jene Schritte zu tun, die geeignet sind, diesen Anspruch zur allseitigen Anerkennung und gesetzlichem Schutz zu führen."

Der Beschluss einer solchen Resolution ist derart bedeutungsvoll, dass die Tagespresse sich nicht entschlagen kann, diese Angelegenheit zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Hier, meine Herren, beginnt nun die Aufgabe für jeden einzelnen von Ihnen, durch Sie selbst oder Ihre Verbindungen, die Diskussion in fortwährendem Flusse zu erhalten, damit Ihr Anspruch vom allgemeinen Rechtsbewusstsein Anerkennung finde, wozu es wol kaum einer langen Zeit bedürfen wird.

Ist das erreicht, so ist der Moment gekommen, an die Gesetzgebung mit Ihrem Verlangen heranzutreten. Von wesentlichem Nutzen würde es nun sein, wenn dieser Schritt von unserer Zustimmung begleitet werden könnte. Bei Berücksichtigung meines Vorschlages stehe ich und einige meiner Kollegen, die ich dafür gewonnen habe, schon jetzt auf Ihrer Seite.

Es empfiehlt sich weiters, die Vorlage mit einem Memorandum zu begleiten, das außerdem in gedruckten Exemplaren an jedes einzelne Mitglied des Reichstages übersandt werden muss.

Haben Sie die gesetzliche Anerkennung, so ist die Sache eigentlich fertig; es erübrigt nur die Fixirung der Höhe der Entschädigungssumme, die aber besser vorher noch zwischen uns zu vereinbaren wäre; es könnte die Sache sonst an jener Stelle noch an diesem Umstande scheitern.

Um nun von dem Resultate meines Vorschlages ein annäherndes Bild zu geben, will ich annehmen, dass der geringste, auch von dem kleinsten Geschäfte jährlich zu zahlende Betrag, nicht unter fünfzig Mark betragen dürfe. Meiner Meinung nach wäre der doppelte Betrag nicht zu hoch gegriffen. Bleiben wir aber vorläufig bei fünfzig, und berücksichtigen wir auch vorläufig nicht die größeren Geschäfte, die natürlich nach ihrem Verhältnis zu zahlen hätten, und welche auch bei einer nur sehr mässigen Erhöhung von etwa 25 Prozent der Leihgebühr, zwei bis fünftausend Mark, zu zahlen in stand gesetzt werden.

Rechnen wir weiter nur die Zahl von zweitausend Leihanstalten, deren Firma das Buchhändler-Adressbuch aufzählt, in Wirklichkeit ist die Zahl eine weit grössere; so ergeben diese zweitausend Geschäfte schon beim niedrigsten Ansatz jährlich 100000 Mark, und der Verband besitzt in zehn Jahren ein Vermögen von einer Million, deren Ertrag meiner Meinung nach, wenigstens so lange zu den von mir bezeichneten Zwecken zu verwenden wäre, bis das anwachsende Kapital auch die Verwendung für andere Zwecke gestattet.

Ich halte es für nötig, nun noch zu erwähnen, dass ich selbst diesen meinen Vorschlag nicht als den ausschließlich einzig möglichen halte; dass ich vielmehr der Ansicht bin, dass ein allseitig befriedigendes Resultat nur aus dem vereinten Bemühen aller Beteiligten, Schriftsteller, Verleger und Leihbibliothekar hervorgehen kann. Der Durchführung dieser Reform stehen so vielseitige Schwierigkeiten entgegen, dass der einzelne Fachmann sie nicht alle überblicken kann.

Meine Absicht geht vorläufig darauf hinaus, Ihnen einerseits zu zeigen, dass aus vereinten Bestrebungen ein Resultat für uns alle hervorgehen kann; anderseits wünsche ich Sie zu veranlassen, durch Beschluss meiner vorgeschlagenen Resolution den ersten dazu nothwendigen Schritt zu tun, der alle weiteren nach sich ziehen muss.

Dennoch möchte ich fragen? Kann irgend jemand sich durch die von mir vorgezeichnete Reform benachteiligt fühlen? — Ich glaube — nein!

Dem Schriftsteller wird ein ihm längst gebührendes Recht, seine Zukunft wird gesichert, — dem Leihbibliothekar wird geholfen, so dass er in die Lage kommt, den Verlag deutscher Literatur zu stützen, und die Wünsche des Publikums befriedigen zu können, worin auch zugleich der Gewinn für letzteres sich auzdrückt, ohne dass vom Publikum mehr gefordert zu werden braucht, als dem Gebotenen entspricht; und die Nation wird in Zukunft einer Schuld enthoben sein, die sie von je ihren Schriftstellern gegenüber getragen.

Dr. Friedrich: Ehe ich den Antrag des Vorredners zur Debatte stelle, glaube ich in Aller Sinne zu handeln, wenn ich Herrn Last für seinen Vortrag, in dem er unseren Interessen so sehr entgegenkommt, besten Dank ausspreche. (Allseitige Zustimmung.)

Ernst Wichert-Königsberg. Meine Herren! Als ich im vorigen Jahre auf dem Schriftstellertag meinen Vortrag über die Leihbibliotheken und das geistige Eigentum hielt, war ich mir voll bewußt, dass damit das Rad, das lange gestanden hatte, ins Rollen gekommen sein würde; ob es rasch, ob es langsam rollen würde, auf welchem Wege oder Umwege, und wo es endlich einmal liegen bliebe, das konnte ich natürlich nicht vorhersehen. Von allen Forderungen, die ich in Aussicht haben konnte, war ich weit entfernt davon zu schliessen auf das, was in Wirklichkeit geschehen ist. Dass nämlich seitens der zunächst Beteiligten auf unsrer Seite, mit Ausnahme der wenigen Stimmen, die sich schon damals bei der Beratung selbst hören ließen, dem Projekt zugestimmt würde war sicher, dass uns aber von einer Seite her, von der wir es am wenigsten erwartet hätten, freundlichst entgegengekommen werden würde, darüber kann auch ich meine große Freude und Befriedigung ausdrücken, ebenso darüber, dass Herr Last, der Besitzer der größten Leihbibliothek, die wir haben, die große Güte gehabt hat, sich dieser Angelegenheit anzunehmen. Ich glaube, dass auf diese Weise die einzige Möglichkeit hergestellt worden ist, wie diese Sache wirklich in guten Gang gebracht und gefördert werden kann. Nochmals meinen speciellen Dank für Herrn Last.

Dass mein Vorschlag auf Missverständnisse stoßen müsste, war ja vorherzusehen. Ich möchte mir ausdrücklich noch erlauben zu bemerken, dass ich der Letzte gewesen bin, der gemeint hat, wir könnten mit dem Vorschlage wegen Regulirung des Gesetzes an die Reichsregirung kommen, bevor wir nicht uns geeinigt haben über den Modus, unter dem uns geholfen werden könnte und unter dem auch die Leihbibliotheken nicht geschädigt würden. Dann aber bin ich ebenfalls der Letzte gewesen, der gewollt oder auch nur gewünscht hat, dass die Institution der Leihbibliotheken uns verloren gehen solle oder dass wir durch unseren Vorschlag auf gesetzliche Regelung dieser Angelegenheit die Leihbibliotheken aus der Welt schaffen sollten. Ich habe schon damals betont, dass es höchst thöricht wäre, eine Institution, die sich auf diese Weise in das Volk eingebürgert hat, wegschaffen zu wollen, es kann sich nur darum handeln, etliche Missverständnisse, welche unvermeidlich waren, welche unsere Interessen schädigen mussten, mit zu beseitigen. Ich möchte mir erlauben die Prinzipienfrage näher zu fassen, weil meines Erachtens die ganze Berechtigung, die wir haben könnten, an die Reichsregierung mit der Bitte zu gehen, uns zu helfen, davon abhängt, dass wir nachweisen können, das Buch, das wir geben, sei doch etwas Anderes als jedes andere Leihbare. Können wir das nicht, so haben wir meines Erachtens eine solche Berechtigung nicht, denn es ist nicht abzusehen, warum nicht jemand sein durch Kauf wolerworbenes Eigentum sollte verwenden können, wie er überhaupt nach den Gesetzen des Staats berechtigt ist sein Eigentum zu verwenden, warum er es auch nicht verleihen soll und warum er, wenn er es gekauft hat, bei dem Verleihen der Sache nicht auch das Geld verdienen soll. Nun liegt aber die Sache so, dassman bei einem Buch streng zu scheiden hat zwischen dem industriellen Erzeugnisse, welches aus Papier, Druckerschwärze etc. besteht,

und zwischen dem Inhalt. Wenn es sich um das industrielle Erzeugnis, Buch genannt, handelt, dann haben wir gerade eine solche leihbare Sache, wie jede andre Waare leihbar sein kann. Wenn es aber auf den Inhalt ankommt, der doch wesentlich beim Buch ist, dann liegt die Sache so, dass jeder, der das Buch sich leiht, um es zu lesen, zugleich das Eigentum des wesentlichsten Teils eines Buches vollständig konsumirt, er macht sich zum Eigentümer des gesamten Inhalts dieses Buchs und zwar derart, dass er namentlich bei belletristischen Erzeugnissen, um die es sich zumeist handelt, in den seltensten Fällen das Verlangen hat, nachdem er es sich angeeignet hat, es sich nochmals anzueignen, wenn er den Inhalt verloren hat, wenn er es vergessen hat. Das ist der wesentliche Unterschied dieser Leihwaare, von jeder andren, ich kann sie nur gleichstellen in diesem Falle mit einem Genussmittel. Wenn ich mir einen Apfel leihe und esse ihn auf, dann kann ich ihn nicht mehr zurückgeben und nur die Schale bleibt übrig, die weggeworfen wird. Wenn ich ein Buch mir vollständig angeeignet habe, dann gebe ich es als industrielles Erzeugnis zurück, aber ich habe das ganze Eigentum erworben. Ein zweiter Unterschied, wenn wir diese äußeren Unterschiede im Auge behalten wollen, wird der sein, dass dieses leihbare Erzeugnis, Buch, andrerseits wieder dadurch, dass eine große Zahl von Menschen sich den Inhalt völlig aneignet, trotzdem nicht verloren geht. Jede andere Waare, die ich verleihe, von der der Leiher gemeingewöhnlichen Gebrauch macht, wird dadurch abgenutzt. Nun wird zwar das Buch als industrielles Erzeugnis auch abgenutzt, aber der Inhalt wird nicht verbraucht. Jeder neue Leser nimmt vollständig das auf, was der Autor gegeben hat, so lange noch ein Fetzen von dem Buche da ist und jede Anschaffung neuer Exemplare setzt den Verleiher wiederum in den Stand, eine unbegrenzte Zahl von Leuten zu Eigentümern des Gesamtinhalts dieses Buches zu machen.

Das dritte ist meines Erachtens auch nicht unwesentlich, das haben alle Leihwaaren gemein, auch selbst dann, wenn sie fabrikmäßig hergestellt werden. Damit überhaupt ein Buch eine Waare werden kann, die unter Umständen auch leihbar ist, ist es in jedem Falle notwendig, dass eine bestimmt große Zahl von Exemplaren hergestellt wird, sonst kommt kein Buch als Druckerzeugnis heraus und könnte ebenso gut geschrieben werden.

Wenn das aber der Fall ist, dann ist es höchst unbillig, dass ein Gegenstand, der nur existent werden kann, wenn er in einer bestimmt großen Anzahl von Exemplaren hingestellt wird und von vornherein in Beschlag genommen wird, nur für eine bestimmt kleine Zahl von Konsumenten bestimmt ist, die nun alle Uebrigen, die das Buch etwa sonst erwerben würden, ausschließen; denn damit ein Buch überhaupt herauskommen kann, muss unter der Voraussetzung, die noch einmal zutreffend ist, dass nur die Leihbibliotheken sich ein Buch nehmen, es im Preis so hoch gestellt werden, dass ein gewöhnlicher Leser, der es sich aneignen will, nicht im stande ist das Geld dafür zu geben. Das ist außer jedem Verhältnis. Unter diesen Umständen halte ich es noch heute für durchaus geboten, dass in die Sache noch weiter eingegangen wird; in welcher Weise das geschieht, darüber würde zu diskutiren sein. Ich habe nichts weiter anregen oder beweisen wollen, als dass wir ohne eine Regelung durch Gesetzgebung nun und nimmer einen Zwang ausüben können auf diejenigen, welche uns entgegenkommen müssen, wenn diese Zustände geändert werden sollen. Solange nicht die Gesetzgebung in einer Weise ausspricht, dass das gewerbliche Verleihen eines Buches ohne Genehmigung des Autors oder Verlegers unerlaubt, dass der Verleiher strafbar oder zur Entschädigung verpflichtet ist, solange werden wir nie in der Lage sein, einen Druck auszuüben auf die anderen Betheiligten und sie zu zwingen uns in dieser Weise entgegenzukommen. Nun steht die Sache allerdings so, dass ich den bereitwilligsten Vorschlägen des Herrn Last beitreten möchte, dass ich aber in der Hinsicht einiges zu bedenken geben muss. Der Vorschlag des Herrn Last geht darauf hinaus unserer Vereinigung deutscher Schriftsteller einen großen Fond zu verschaffen, aus dem die allernützlichsten Dinge besorgt werden könnten. Unzweifelhaft würde unsere Genossenschaft über viele Sorgen hinaus sein, wenn sie jährlich eine solche Summe zur Verwendung bekäme, oder aus dieser Summe ein solches Kapital herstellen könnte, dass die Zinsen zur Unterstützung von Schriftstellern ausreichend befunden werden könnten, oder dass auch, wenn das Kapital groß genug wäre, aus den Zinsen nach gewissen Prozentsätzen Anteile an Autoren ausgezahlt werden könnten. Nun steht die Sache aber so, dass wir meines Erachtens nie und nimmer von der Gesetzgebung eine solche Erklärung erhalten können, solange die Gesetzgebung in das Gesetz eine Klausel aufnehmen müsste, wonach die Zahlung an uns als Genossenschaft von Autoren zu leisten wäre. Denn diese Genossenschaft ist nur zufällig zusammengekommen, sie kann in jedem Augenblick wieder aufgelöst werden und der Gesetzgeber kann eine solche Eventualität unter allen Umständen niemals ins Auge fassen. Es würde durch Gesetz festgestellt werden, dass eine gewerbliche Verleihung der Bücher nicht erlaubt wäre ohne Genehmigung der Autoren, was aber weiter geschen soll, darüber würde sich die Gesetzgebung nicht äußern können. Ob es nun möglich wäre, dass eine solche Genehmigung eine gewisse Zahlung bedingte und dass dann der Autor eine entsprechende Entschädigung erhielte, das weiß ich nicht, es wäre über die Modalität weiter zu beratschlagen. Ich möchte mir nur erlauben, da die Sache weit aussehend ist, und wir uns alle darüber keinen Illusionen hingeben können, mit Rücksicht auf den sonst so praktischen Vorschlag des Herrn Last meinerseits den Vorschlag zu machen, ob wir nicht vorläufig von einem Antrag bei den gesetzgebenden Faktoren absehen und einmal versuchen wollten, ob wir nicht in Verbindung mit den Buchhändlern, die in diesem Falle meines Erachtens keinen Schritt weiter tun können, friedlich zu Ende kommen. Lassen Sie uns versuchen ob es nicht möglich ist, dass, von unsrer Seite in Verbindung mit den Buchhändlern an die Leihbibliothekenbesitzer die Aufforderung ergeht, zu einer friedlichen Einigung in der Art, wie Herr Last sie vorschlägt; so dass nach billigen Sätzen, die noch festgestellt werden könnten, jeder Leihbibliothekenbesitzer an uns, solange wir bestehen, eine bestimmte Summe abführt und es uns überlässt wie sie verwendet werden soll. Wenn die Buchhändler und Verleger mit uns zusammen zu den Leihbibliothekbesitzern gehen und wenn Herr Last sich weiter in seinem Kreise, der leider nicht so organisirt ist, dass man mit einem Verbande verhandeln könnte, zu verwenden sucht, dann wäre es, glaube ich, nicht unmöglich, dass wir ein praktisches Resultat erzielen, welches ganz respektabel ist. Ich möchte bitten, die Diskussion auch auf diesen Vorschlag zu richten.

(Schluss folgt.)

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. Papier von Berthold Siegismund in Berlin-Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2 1/3 Östr. Gulden = 5 Francs = 4 Schilling = 1 1/4 Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 17. November 1883. | Nr. 46.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Robert Hamerling.

(Schluss.)

Obwol in den beiden soeben besprochenen Epen nicht wenige Stellen vorhanden waren, die dem dramatischen Gebiete sehr nahe kommen, so würden dieselben allein doch nicht genügen, eine spezifisch dramatische Anlage des Dichters zu beweisen, da ja ein effektvoller, dramatisch pointirter Monolog oder Dialog auch einem Epiker recht wol gelingen kann, ohne dass er deshalb imstande wäre, eine reichbewegte Handlung mit der kunstvollen Architektonik des Aufbaus, wie sie das Drama erfordert, in dramatischer Form durchzuführen. Allein zwei charakteristische Eigentümlichkeiten der Hamerlingschen Epik, erstens die Straffheit der Komposition und die weise Oekonomie gegenüber allem nicht streng zur Sache Gehörigen, und dann besonders die hochentwickelte Fähigkeit, die Effekte beständig zu steigern, daneben auch der tragische Inhalt der beiden Epen, deren Behandlung deshalb manche Voraussetzung und manches Erfordernis mit dem tragischen Schauspiel gemein hat — das alles waren Momente, die dazu berechtigen würden, dem Dichter, auch wenn er nie in dramatischer Form sich versucht hätte, ein ungewöhnliches dramatisches Talent zuzusprechen. Dasselbe hat sich aber auch tatsächlich auf das glänzendste bewährt und zwar in dem nächsten Werke, welches dem „König von Sion" folgte, in der fünfaktigen Tragödie „Danton und Robespierre". Hier haben wir ein vollständig bretterrechtes Drama, das von der Bühne herab eine außerordentliche Wirkung erzielen müsste, wenn es nicht nach den Begriffen heutiger Regisseure und Theaterbesucher zu lang, vor allem aber zu gedankenreich wäre, als dass es viel Aussicht auf eine Aufführung haben könnte, selbst wenn der Dichter nicht ausdrücklich gegen eine solche Verwahrung eingelegt hätte. Neben den angeführten Umständen könnte die große Personenzahl und der häufige szenische Wechsel in den letzten drei Akten erst in zweiter Linie Bedenken erregen, während allerdings der revolutionäre Stoff — wie es vom Autor selbst im Vorwort geschehen — bei deutschen Bühnenverhältnissen als Haupthindernis für die Aufführung zu bezeichnen ist. Angesichts des bloßen Titels „Danton und Robespierre, Tragödie von R. Hamerling" bedarf es keiner breiten Ausführung, dass es sich auch hier um große Leidenschaften, außergewöhnliche Charaktere und Taten handelt, die das Werk für unreife und für prüde Leser gleich ungeeignet erscheinen lassen. Um so mehr wird es Jeden befriedigen, der von tragischen Schöpfungen eine ganz besondere Erhebung und Erschütterung verlangt, Eindrücke wie sie, mutatis mutandis, ein Macbeth oder Richard III. — freilich nur starken, männlichen Geistern — gewähren.

Meisterhaft erscheint, wenn man den komplizirten historischen Stoff in Betracht zieht, die Art und Weise, wie der Dichter denselben zu kondensiren, die prägnantesten und wirksamsten Momente herauszuheben, die Gegensätze der französischen Revolution in den beiden Haupthelden des Dramas zu verkörpern verstanden hat. Namentlich die fein durchgeführte Zeichnung Robespierre's, dessen Charakter nicht etwa nach dem Muster der durch Adolf Stahr und andere kultivirten „Rettungen" reingewaschen, wol aber tiefsinnig erklärt ist, muss im Hinblick auf die Schwierigkeiten,

die sie stellte, als eine hervorragende Leistung innerhalb der modernen Dramatik anerkannt werden. Für Stellen wie den gedankenschweren Dialog zwischen den beiden Revolutionshäuptern in der vierten Szene des zweiten Akts sowie den Bruch zwischen ihnen, die große Szene im Konvent und anderes ist jedes Wort des Lobes überflüssig, wie jedes Zitat aus ihnen unmöglich, da sie nur im Zusammenhange volle Würdigung finden können.

Dass manche Schwierigkeit, die das Sujet im einzelnen mit sich brachte, nicht völlig überwunden ist, liegt wol mehr in den — einem so reichen Stoffe gegenüber doppelt fühlbaren — Schranken der dramatischen Gattung als in dem unzulänglichen Können des Dichters. So muss man es, ohne in dem Stücke selbst davon überzeugt zu werden, Robespierre aufs Wort glauben dass Danton, der gleich bei seinem ersten Auftreten sich schlaff zeigt, der einen gewissen Grad von Bornirtheit für nötig hält, „um auf dieser Jammerwelt groß sein zu wollen im Schweiße seines Angesichts", in früheren Zeiten ein „Bild der Energie" gewesen; so gibt St. Just und selbst Robespierre in der zweiten Szene des zweiten Akts durch Selbstkritik wesentliche Züge zur eignen Charakterzeichnung; die kolossale Personenzahl bringt den Nachteil mit sich, dass noch im vierten Akte durch das Auftreten neuer Personen neue Expositionen nötig werden, die natürlich auf die zum Schlusse drängende Haupthandlung retardirend wirken — in einem aufgeführten Drama kein geringes Wagnis. Damit soll jedoch keineswegs auch nur von ferne dem Missverständnis Raum gegeben werden, als ob es sich bei diesem (im ganzen wie gesagt durchaus bühnengerechten) Stücke um ein sogenanntes Buchdrama handle, in dem Sinne, den man gewöhnlich mit dieser Bezeichnung verbindet. Freilich kann sich der ernstere Betrachter unsrer entarteten Bühnenverhältnisse der traurigen Ueberzeugung kaum verschließen, dass, wenn es so weiter fortgeht mit den einseitig merkantilen Interessen der Theaterleitungen einerseits und der Anspruchslosigkeit und Indifferenz des Publikums andrerseits, in nicht ferner Zeit der Ausdruck „Buchdrama" für ein modernes Stück vielmehr ein Ehrentitel als ein Tadel sein wird.

Wenn ich hier von der chronologischen Folge abweiche, in der die nächsten Werke Hamerlings erschienen, so geschieht dies, um im Anschluss an die soeben besprochene Tragödie noch zweier dramatischer Arbeiten zu gedenken, in denen der Dichter das Gebiet der ernsten Stoffe verlassen und sich der heitern Muse zugewandt hat. Es sind dies „Teut, ein Scherzspiel in zwei Akten" (1872) und das fünfaktige Lustspiel „Lord Lucifer" (1880). Mit letzterem, um dies vorwegzunehmen, hat der Dichter nach meiner Ansicht ein Gebiet betreten, das wol außerhalb seiner eigentlichen Sphäre liegt. Das realistische Lustspiel — denn ein solches ist „Lord Lucifer" seinem Stoffe, seiner Anlage und Behandlung nach — duldet nun einmal nicht solche Vergewaltigungen, ein so willkürliches Umspringen mit der für jeden Pfahlbürger kontrolirbaren Wirklichkeit, wie es hier in der Zeichnung der Charaktere, des blasirten Engländers und der überspannten Malerin, und in der Fabel des Stückes sich geltend macht. Man darf gewiss bei jeder Schöpfung Hamerlings gewiss sein, dass sie nicht einer bloßen Caprice, sondern dem Streben entsprungen ist, etwas in seiner Art bedeutendes zu schaffen; den Grundgedanken und die Haupthelden dieses Lustspiels bekenne ich indes ebensowenig zu verstehen wie Ernst Wichert, der das Stück in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift (1881, Seite 303 ff.) besprochen hat. Mein Gesamturteil über Hamerling wird jedoch durch die — vielleicht mit meiner persönlichen Richtung zusammenhängende — geringere Sympathie, die dieses Lustspiel in mir erweckt, nicht im mindesten alterirt, sondern im Gegenteil nur befestigt: ich erblicke in der Art, wie sich Hamerling auf dem Gebiete des modernen realistischen Lustspiels bewegt, einen Beweis mehr, dass der Schwerpunkt seiner Begabung auf idealistischem Gebiete zu suchen ist, einem Gebiete, dem man fürwahr in unsrer phantasiearmen, hausbackenen Zeit wünschen muss, die Kraft eines Poeten vom Range Hamerlings ungeteilt gewidmet zu sehen.

Dass unser Dichter keine komische Ader überhaupt habe, das widerlegt außer mancher einzelnen Partie in seinen übrigen Werken das obengenannte Scherzspiel „Teut", eine keck über die Wirklichkeit sich hinwegsetzende, von aristophanischem Geiste erfüllte Satire deutscher Gebrechen, die auch nach den letzten großen Waffenerfolgen zum Teil noch fortbestehen. Hier treten uns Gestalten und Situationen entgegen, wie sie nur einem feinen und edlen Humor gelingen, der für das Treiben deutscher Vergangenheit und Gegenwart ein Lächeln der Ueberlegenheit zwar, aber zugleich ein Lächeln hat, dem man es anmerkt, dass echter, warmer Patriotismus ihm zu Grunde liegt. In der Zeit der Hermannschlacht spielt die ergötzliche, an genialen Anachronismen reiche Komödie, das Realistische mit hochidealen Gedankenflügen in jener glücklichen Mischung vereinigend, die nur in einem Lustspiel möglich ist, das, wie auch der Prolog erklärt, dem Vorgang eines Tieck und Platen, natürlich in freiester, selbständigster Weise, sich anschließt.

Zu den an Umfang kleineren Dichtungen Hamerlings gehörig, für ein Gesamtbild seines Schaffens aber unentbehrlich sind „Die sieben Todsünden" (1872). Ursprünglich als musikalischer Text verfasst, beweisen dieselben, dass der Dichter nicht bloß den jedem wirklichen Lyriker eignen musikalischen Sinn, sondern sogar ein spezielles Verständnis für die Bedürfnisse des Komponisten besitzt, wie sich aus zahlreichen Stellen ergibt, so beispielsweise aus dem Pilgerchor, aus dem gleich einem Wagnerschen Leitmotiv wiederkehrenden ironischen Refrain „Rund ist die Kugel", der aus dem Munde der Dämonen erklingt, und aus vielen andern Partien, in denen dem Komponisten — ich weiß nicht, ob derselbe die dankbare Aufgabe gelöst — in trefflichster Weise vorgearbeitet ist. Die Gestaltungskraft des Dichters bewährt sich hier an einem Vorwurf, von dem sich nicht behaupten lässt, dass er der herrschenden Zeitrichtung besonders

zusagend wäre: an allegorischen Gebilden; an solchen freilich, die nichts weniger sind als leblose Schemen, sondern zu jener erlesenen Gattung gehören, die uns in manchen Autos Calderons begegnet. Sie bilden den Mittelpunkt bewegter Szenen, die in großen Zügen menschliche Leidenschaften vorführen, wie z. B. die Eitelkeit der Mutter, die der Dämon der Hoffart durch seine Einflüsterungen vom Lager des kranken Kindes zu Fest und Tanz lockt, oder das Straucheln des heldenmütigen Volkserretters, der im Anfang uneigennützig und selbstlos, allmählich durch den Lockruf: „O greif' nach der Krone, der goldenen Krone!“ zum Tyrannen wird, oder den Tanz ums goldne Kalb, das moderne Börsenspiel, ein Thema, von dem man meinen sollte, dass es als pure Prosa poetisch überhaupt nicht verwertbar — doch man sehe, welch drastisches Gemälde Hamerling mit wenigen einfachen Strichen von der „Börse des Teufels“ und von den Menschen entwirft, die hinter der vom Dämon der Habsucht unter sie geworfne goldne Kugel Fortunas, ihr Tagewerk im Stiche lassend:

Wie Aeffchen, die eben noch zierlich, manierlich
Künste geübt — wenn würzige Frucht
Schleudert ein Schalk, nicht länger sich zieren,
Schmählich vergessen erlernte Manieren,
In drolliger Flucht
Haschend die Frucht —

einander stoßend und drängend in toller Eile einherstürmen. Düster und trostlos sind die Bilder, in denen das Menschengeschlecht von Stufe zu Stufe tiefer sinkend gezeigt wird. Von besonderem Reiz für denjenigen, der mit den philosophischen Formulirungen des modernen Pessimismus vertraut ist, sind gewisse Stellen, an denen Dogmen desselben fast wörtlich wiedergegeben werden wie z. B. dort, wo der Dämon der bösen Lust die im Liebeshain wandelnden Paare „betörte Narren eines unbewussten Zweckes“ nennt oder wo der Chor der Dämonen den Gesang anstimmt:

Die Welt ist voll Wehe,
Ist nichtig, ist elend,
Es hat sie geschaffen
Unendliche Torheit
Mit weisesten Mitteln
Zu törichstem Zwecke —
Sie quoll aus dem Nichts
Nur zur Qual für sich selber,
Und töricht ist jeder,
Der trachtet zu schmücken
Stolzen Bestrebens
Mit Kronen den Scheitel,
Mit Kronen des Lebens!

Wenn derlei den Eindruck macht, als hörte man Eduard von Hartmann in eigner Person, so ist wol bei einem Dichter von Hamerlings Originalität gewiss nicht an jene Art von Reminiszenzen zu denken, wie sie in der neuesten Weltschmerzlyrik Mode sind, sondern vielmehr eine absichtliche Hereinziehung solcher moderner Schlagworte anzunehmen, die sich so gern für absolute Wahrheit ausgeben und von so vielen als solche aufgenommen werden, während sie hier — das zeigt schon der Umstand, wem sie in den Mund gelegt sind — eine mit feiner Ironie gewürzte Kritik erfahren. Denn dass Hamerlings Schaffen, wie Johannes Scherr (Allgem. Gesch. der Literatur, 4. Aufl., Seite 308) vielleicht auf Grund von Stellen wie den soeben angeführten meint, ein „dichterischer Widerhall“ Schopenhauers und E. von Hartmanns sei, ist eine zumal in solcher Allgemeinheit höchst gewagte Behauptung, die mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden muss. Jenem öden, bloß negirenden Pessimismus als Herold zu dienen ist einer produktiven künstlerischen Natur wie der seinen gar nicht möglich; er glaubt an die Existenz des Hohen und Reinen, und so findet denn auch diese düstere Schöpfung ihren versöhnenden Schlussakkord in dem prachtvollen Liede, das ein jugendlicher Sänger den mut- und kraftlosen Menschen anstimmt, von neuem ihre Sehnsucht nach dem Lichte belebend, dessen Strahl in die Seelen sinkt

Und waltet als Wahrheit
Und entfaltet die Schwingen,
Und flattert als Freiheit
In stürmendem Aufschwung
Von Pole zu Pol —
Und bändigt sich selber,
Von keinem gebändigt,
Mit Banden des Maßes
Und schimmert als Schönheit
Und glänzet als Güte
Und suchet sich selber
Und findet sich selber
Mit brünstiger Andacht
Im Reigen der Brüder,
Im Reigen des Lebens,
Und nennet sich Liebe,
Die ewig Geschiedenes
Ewig umschlingt!

In vollstem Glanze entfaltet sich der begeisterte Schönheitskultus, der wie wir sahen Hamerlings dichterisches Schaffen von seinem ersten Auftreten an kennzeichnet, in der größeren Prosadichtung „Aspasia“. Dem Inhalte nach gehört dieselbe, wie schon der Titel erraten lässt, zur Gattung des historischen Romans, über die ich mich unlängst bei anderer Gelegenheit in dieser Zeitschrift ausführlicher verbreitet habe; doch im Grunde genommen ist die Bezeichnung Roman eine unzureichende, da man seit geraumer Zeit nicht mehr gewöhnt ist, in Romanen solche Fülle poetischen Gehaltes, wie sie hier dargeboten wird, zu suchen.

Eines der edelsten Blütenzeitalter der Menschheit mit seinen hervorragendsten Trägern, einem Perikles, Phidias, Sophokles, Sokrates und anderen, in ihre Mitte gestellt die schönste und geistreichste Frau der Zeit, die nach allen Seiten zündende Funken wirft — wahrhaftig ein Vorwurf wie geschaffen, um die schönheitsfrohe Phantasie unsres Dichters zur Gestaltung zu reizen. Dass auch diese Schöpfung nicht etwa blos eine kunstvolle, spannende Erzählung voll glänzender Details bietet, sondern ihren Hauptwert in einer tiefen poetischen Grundidee hat, ist selbstverständlich. Ueber die letztere hat sich Hamerling selbst mit gewohnter Klarheit und Sicherheit ausgesprochen, indem er den Widerstreit zwischen dem ästhetischen und dem sittlichen Lebensideal als den Kern der Dichtung bezeichnet, ein Gegensatz, der namentlich im 21. und 23. Kapitel zwischen Perikles und Aspasia zu ergreifendem Ausdruck gelangt, an welcher letzteren Stelle die Worte der Milesierin: „Perikles, du bist kein Grieche

mehr!" den Zwiespalt zwischen zwei großen, auf dem Gipfel des Daseins stehenden Naturen und zugleich zwei Gegenströmungen inmitten der gesamten Nation in erschütternder Weise enthüllen. In Bezug auf die Durchführung der künstlerischen Idee durfte Hamerling sich mit Recht vor dem Missverständnis verwahren, dass er seine Erzählung einer Tendenz zuliebe gemodelt habe, und die Behauptung aussprechen: „Was ich erzähle, ist die ungefälschte, parteilose Wahrheit. Ich schildere die Menschennatur und den Weltlauf. Ich gebe das Tun und Treiben, das Ringen und Streben der Menschen wieder und die Worte, mit welchen sie es verteidigen. Ich habe keine Tendenz im Auge als die des Lebens, keine Moral als die der Notwendigkeit, keine Logik als die der Tatsachen, welche aus Stoß und Gegenstoß besteht, so beständig und so gleichmäßig wie das Hin- und Widerwogen eines Fichtenwipfels im Winde. Die Weisen behaupten wol mit Recht, dass die Idee niemals rein aufgehe in der Wirklichkeit. Der Tendenzpoet verfolgt sie bis zu einem Höhepunkte ihrer Entwicklung, hält sie da auf einem Punkte, den sie doch eigentlich nur im Fluge berührt, gewaltsam fest, lässt sie farbig schimmern und schillern zur Freude der Sterblichen und macht die Seifenblase zum Fixstern. Die reine absichtslose Poesie aber begleitet die Idee auf dem Wege der Verwirklichung am liebsten bis zu jenem Punkte, wo sie, um in ihrer Reinheit sich wiederherzustellen, phönixgleich dem Flammentode sich selbst überliefert."

Schon hieraus geht hervor, dass „Aspasia" sich an Leser wendet, die mehr als flüchtige Unterhaltung von einem Romane verlangen. Niemand aber glaube, dass man als unerlässliche Vorbedingung genussreicher Lektüre eine genaue Spezialkenntnis des klassischen Altertums mitbringen müsse; gerade dadurch hat der Dichter seine Leistung hoch über die große Masse der sogenannten historischen und kulturhistorischen Romane emporgehoben, dass er das rein Menschliche, Unvergängliche von dem zeitlich und örtlich Bedingten zu scheiden weiß und von diesem eben nur so viel herbeizieht, wie nötig ist, dem Bilde auch im einzelnen feste Umrisse und ein bestimmtes Kolorit zu geben, nicht aber wie manche gelehrte Dichter auch die Schattenpartien und den Hintergrund mit minutiös durchgeführten und deshalb störenden und verwirrenden Details ausstattet. Hier belästigt uns nichts von jenem trocknen Schulstaub, der den meisten auf deutschen Gymnasien und Universitäten die Freude am Studium des Altertums zur Hälfte verleidet. Was rettet heutzutage — denn früher war es ja vielfach besser — ein Arzt, ein Jurist ins Leben hinüber von der klassischen Schulbank, auf der ihm ja, wenn nicht ein ganz besondrer Glücksstern über ihm leuchtete, die klassischste aller Literaturen fast nur als Beispielsammlung für die Grammatik entgegentrat, von Männern wie Phidias höchstens der Name, von solchen wie Alkamenes, Polyklet und andern kaum dieser je an ihr Ohr schlug, geschweige eine auch nur blasse Idee von dem künstlerischen Schaffen derartiger Männer ihnen beigebracht wurde? Hamerlings Buch ist wie kaum ein zweites geeignet, das Interesse für das Griechentum in seiner Gesamtheit wachzurufen und selbst dem durch Spezialstudien hindurchgegangnen Leser, wofern der Geist der Hellenenwelt ihm nicht verschlossen blieb, dieselbe in einer Ganzheit und Abrundung nahe zu bringen, wie es nur einer künstlerich veranlagten Natur in solchem Grade gelingen kann. Bei diesem prächtigen Werke lernt man in der Tat fühlen, wie ich vor Jahren nach erster Lektüre der Aspasia, selbst schmachtend in der traurigen Einöde handwerksmäßiger Philologie, dem Dichter in einer poetischen Dankepistel schrieb:

„Dass mit dem Verstand nur keiner je das Schöne werde fassen,
Nein, dass dem nur, der ein Herz dem Schönen ganz entgegenbringt,
Schönes wahrhaft zu ergründen, Schönes aufzubaun gelingt.
Dass des Forschers Weisheit, ob er Stück an Stück geschäftig reihe,
Vor dem Künstler bricht zusammen, welcher mit des Genius Weihe
Schaut die Einheit klaren Auges in dem bunten Weltgetriebe
Und das Große, weil's unfassbar, anblickt mit dem Blick der Liebe!"*)

Auch heute, nach geraumer Zwischenzeit, die meinem Leben viele neue und mächtige Eindrücke zugeführt, zögere ich keinen Augenblick, jene Worte, welche die Begeisterung jugendlicherer Jahre mir eingab, auf Grund erneuter Lektüre der „Aspasia" mit gleich freudiger Aufrichtigkeit zu wiederholen.

Auf die herrlichen Einzelheiten der Dichtung, die köstlichen Szenen am Kephissosufer, die Aufführung der Antigone, die Gerichtsszene, in welcher Perikles Aspasia verteidigt — auf alles dies und vieles andre einzugehen wäre ebenso untunlich wie zwecklos, da kein noch so ausführliches Referat eine Vorstellung von dem hochpoetischen Schwunge solcher Schilderungen zu erwecken vermöchte. Das aber, was ich auch bei dieser Dichtung noch höher schätze als die blendendsten Einzelheiten, ist die echt künstlerische Konzeption des Ganzen und die einheitliche Durchführung eines Stoffes, der durch seinen unermesslichen Reichtum eine minder von weiser Besonnenheit gezügelte Phantasie auf allerlei Abwege locken würde. Wie der Inhalt der Erzählung ist auch die Darstellung von wahrhaft klassischem Hauche durchweht; was Hamerling mit den einfachsten Mitteln zu erreichen vermag, dafür sei nur als Beispiel angeführt Perikles' Trennung von Telesippe und der Schluss des Ganzen, der gerade durch seine Schlichtheit den ergreifendsten Eindruck hervorbringt. Nirgends auch nur eine Spur von Effekthascherei, überall klassisches Maaß, vollendete Harmonie in allen Stücken.

Auch „Amor und Psyche", das neueste Werk des Dichters, trägt das Gepräge edelsten hellenischen Geistes. Aber auch hier fürchte man nicht, dass es sich um eine gelehrte Nachbildung handle, die sich darin gefiele, mit irgend einem klassischen Muster in den Wettkampf einzutreten: wie Goethes Iphigenie keine

*) Vgl. das Gedicht „An Robert Hamerling nach Lesung seiner Aspasia" in Schönfelds „Dichtungen" (Stuttgart, J. B. Metzler), S. 40 ff.

Anm. der Redaktion.

Nachahmung, sondern vielmehr eine köstliche Neubildung, in der sich griechische Kunst und deutsches Empfinden zu wunderbarem Bunde vereinen, so hat auch die Dichtung „Amor und Psyche" in deutschem Fühlen und Denken ihre Wurzel. Zu diesem Charakter stimmen auch meist ganz trefflich die beigegebenen Illustrationen Paul Thumanns, die dieser jüngsten Schöpfung Hamerlings in Verbindung mit der sonstigen Ausstattung des Buches auch eine äußere, dem Inhalt angemessene Erscheinung verleihen, im Gegensatze zu den früheren Veröffentlichungen, die in dieser Hinsicht ein fast zu großes Maaß von Bescheidenheit und Unscheinbarkeit zeigten. Den Inhalt der Dichtung näher zu beleuchten, liegt umsoweniger eine Notwendigkeit vor, als sich derselbe im wesentlichen an das bekannte Märchen des Apulejus anschließt, das ja so vielen berühmten Werken der Kunst schon als Quelle gedient hat. Aber wie jene anmutige capitolinische Gruppe und die des Thorwaldsen und Canova verschiedene Auffassung zeigen, wie Raffaels unsterbliche Fresken in Villa Farnesina sich als Kinder ihrer Zeit erweisen, so ist auch Hamerlings Gedicht eine neue eigenartige Schöpfung, deren besonderes Wesen in recht helles Licht rückt, wenn man z. B. die „Psyche" von Ernst Schulze, dem Verfasser der „bezauberten Rose", ein unter Wielands Einfluss stehendes Jugendwerk, zum Vergleich heranzieht. Vor allem aber ist Hamerlings neueste Dichtung ein lautredendes Zeugnis für die Vielseitigkeit des Autors, der hier den schlagenden Beweis liefert, dass er durchaus nicht bloß heimisch in Stoffgebieten, aus denen seine beiden großen Epen und andere Werke schöpfen, sondern in gleichem Grade befähigt, auch für das Liebliche, duftig Zarte und Sinnige die entsprechenden Töne zu finden. Die Schlichtheit der äußeren Form — das Gedicht ist in reimlosen fünffüßigen Trochäen geschrieben — stimmt aufs vollkommenste zu dem klassisch ruhigen Gange der anmutigen Erzählung. Dass dieselbe nicht minder als Hamerlings frühere Werke sich zahlreiche Freunde erworben, geht deutlich daraus hervor, dass kurze Zeit nach ihrem Erscheinen schon eine zweite Auflage sich nötig machte. Was Hamerlings Hauptschöpfungen betrifft, so erfreuen sich dieselben, um dies hier einzuflechten, nicht nur in Deutschland einer verhältnismäßig ganz ungemeinen Verbreitung, sondern haben auch im Auslande ein Aufsehen erregt, auf welches ganz Deutschland — denn deutsche Kunst kennt keine schwarz-gelben und schwarz-weiß-roten Grenzpfähle — wol stolz sein darf. So wurde „Ahasver in Rom" nicht weniger als vier Mal ins Italienische, außerdem ins Holländische, Dänische, Polnische, Russische, teilweise auch ins Französische übersetzt, der „König von Sion" zweimal ins Italienische und ins Russische, „Aspasia" zweimal ins Holländische, ferner ins Englische und Dänische, „Danton und Robespierre" ins Italienische, ins Holländische und teilweise ins Französische, die „Sieben Todsünden" ins Holländische und ins Englische — in der Tat Erfolge, wie sie wol schwerlich bei einem zweiten deutschen Poeten der Gegenwart, der in gebundener Rede dichtet, sich verzeichnen lassen.

Ich stehe am Ende meiner Betrachtung, die allerdings, so umfänglich sie geworden, den überreichen Stoff nicht zu erschöpfen vermochte; gar manches musste ich zurückdrängen, was mir beachtenswert und wichtig genug schien, dass ich es gern zur Sprache gebracht hätte. Für den bisweilen vielleicht sehr subjektiven Charakter der vorstehenden Skizze bedarf es wol kaum der Entschuldigung. Bekennen möchte ich dagegen noch ausdrücklich, dass es mir zur aufrichtigen Freude gereichte, einmal nicht jenes unerquicklichen Totengräberamtes walten zu müssen, das dem ernsten Kritiker moderner Literaturerscheinungen nur zu häufig zufällt, sondern aus vollem Herzen Beifall und Anerkennung, nicht selten rückhaltslose Bewunderung zollen zu können.

Ein abschließendes Urteil über einen Dichter wie Robert Hamerling zu fällen, der, tausenden zur Freude und Erquickung, noch rüstig mitten im Schaffen steht und dem Schatze deutscher Poesie hoffentlich noch manches edle Kleinod hinzufügt, ist einem Mitlebenden, wie ich meine, überhaupt nicht möglich. Aufgabe der Zukunft ist es, von neuen Standpunkten aus durch objektive Vergleiche mit Andern Hamerlings Bedeutung im Lichte historischer Betrachtung endgiltig festzustellen; den Zeitgenossen liegt es ob, nach Kräften einzudringen in das Verständnis ihrer bahnbrechenden, schöpferischen Geister und durch freimütige, offene Meinungsäußerung ihr Wirken und Streben zu ehren und zu stützen.

Kaiserslautern.

Paul Schönfeld.



„Die Reichsgrafen von Walbeck." Roman aus der Gegenwart von Emil Peschkau.

Frankfurt a. M. 1883, J. D. Sauerländer.

Die Romane mit realistischer Färbung mehren sich in neuester Zeit auffällig. Ein neues Geschlecht von Schriftstellern scheint heranzuwachsen, das dem naturalistischen Prinzip nicht mehr feindlich gegenüber steht, sondern seine Berechtigung anerkennt. Fehlt auch bisher noch der rein-realistische Roman, so ist dies nicht etwa ein Beweis dafür, dass derselbe bei uns unmöglich ist, sondern ein Zeichen, dass Zola vollkommen Recht hat, indem er seine bekannte Definition aufstellt: *„Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament."* Auf die Beschaffenheit des Temperaments kommt es zum großen Teile mit an! Wer mit einer leichten, sanguinischen Natur begabt ist, wird sich nur mit Mühe zu jener unumgänglich notwendigen Objektivität und Gemütsruhe emporschwingen, welche der Realismus vom Schriftsteller fordert. Man kann die Begründung dieser Ansicht recht

deutlich bei der Lektüre des kürzlich erschienenen Romans. „Die Reichsgrafen von Walbeck“ von Emil Peschkau ersehen. Die lebendige Ader, welche der als Humorist bestens bekannte Autor besitzt, lässt ihm — figürlich gesprochen — nicht die Zeit, bei der Schilderung seiner Gestalten dasjenige Maß von realistischer Technik, d. h. Gründlichkeit und Anschaulichkeit, anzuwenden, das genau denselben Eindruck wiedergeben würde, den der Autor von dem Gegenstande zur Zeit der ursprünglichen Beobachtung erhalten hat. Dieser vom streng realistischen Standpunkte aus zu erhebende Einwand, der Mangel jener für den realistischen Roman unbedingt notwendigen Wechselwirkung zwischen Person und Umgebung, — eine Erscheinung, welche, wie schon oben angedeutet, die bisher erschienenen deutschen „realistischen“ Romane durchweg aufweisen, — ist übrigens der einzige, den man dem interessanten und energisch geschriebenen Werke machen kann. Bei einem Romane untergeordneter Art würden wir es für überflüssig gehalten haben, diesen Umstand überhaupt zu erwähnen; aber gerade hier, angesichts eines Werkes, das sich durch so viele hervorragende, den realistischen Sinn des Autors verratende Einzelheiten auszeichnet, schien es angebracht zu sein, ein Kapitel aus dem Lehrbuch des Naturalismus zu erörtern, das bekanntlich für die Mehrzahl der Herren Kritiker ein Buch mit sieben Siegeln ist. Alle diejenigen, welche den „idealen Standpunkt“ durchaus gewahrt haben wollen, werden uns freilich für unsere Bemühungen wenig Dank wissen.

Aber verlassen wir lieber diese mehr theoretischen Erörterungen und wenden wir uns dem Inhalte des Romans zu! Derselbe ist eine Sittenschilderung aus dem modernen Wiener Leben, in der die Reichsgrafen von Walbeck — ein heruntergekommenes, „ausgepovertes“, arbeitscheues und egoistisches Geschlecht — die Hauptrolle spielen, während die Nebenpersonen, denen aber eine lebhafte Teilnahme an der Handlung zufällt, sich aus den Ständen rekrutiren, die durch Arbeit oder Talent oder auf sonst eine Art und Weise zu Vermögen gelangt sind, resp. zu gelangen hoffen. Da fehlt nicht der Bankier „Baron“ Seeligmann und der reichgewordene Gärtner, der schüchterne, verliebte Hauslehrer — eine etwas sehr idealistisch gezeichnete Figur — und der Inhaber eines „Internationalen Vermittlungsbureaus“ Isidor Spitz —, da tauchen ferner die liebliche Gestalt der jungen Schwester des Studenten und die lebensfrohe Figur der Frau von Jansen auf, deren „Spießbürgerleidenschaft“, als Herrin eines Damenkonfektionsgeschäfts zu fungiren, in der Schilderung des Autors eine vortreffliche Charakteristik erfahren hat, u. a. m. In der Mitte der mit großem Geschick aufgeführten Handlung steht der Graf Heinrich von Walbeck, eine wüste, abenteuerliche, in moralischen Dingen und — Geldsachen wenig skrupulöse Natur, die aber schließlich durch die Erweckung des in ihm schlummernden ritterlichen Gefühls und den mannhaft auf dem Schlachtfelde erlittenen Tod einen versöhnenden Eindruck hinterlässt, während dies bei seinem Sohne und bei seinem Bruder Adolf, dem Prälaten von Schwendenheim, weniger und bei seinen sonstigen Anverwandten, der Sippe derer von Walbeck-Neideck, gar nicht der Fall ist.

Will man den Inhalt des Romans in wenigen Worten zusammenfassen, um dem Leser gerade so viel Anreiz zu geben, als er gebraucht, um zur eigenen Lektüre angestachelt zu werden, so genügt die Bemerkung, dass in dem Buche die verzweifelten Anstrengungen einer Anzahl adliger Taugenichtse, ihr Wappenschild neu zu vergolden, geschildert werden, dass in diesem Kampf ums Dasein der Bruder den Bruder nicht schont und ein wahrer Hexensabbat von Teufeleien und Abenteuern aller Art aufgeführt wird, der dem Werke stellenweise einen pikanten Beigeschmack verleiht. Letzterer macht sich besonders bemerkbar in der Schilderung des Verhältnisses der üppig-schönen, ehemaligen Gärtnerstochter mit dem preußischen „Don Schan,“ während die Ballszene im Schneideratelier, deren blutiger Ausgang gewissermaaßen den Wendepunkt der Handlung abgibt, sowie die Charakteristik der Frau von Jansen zwei in ihrer Einfachheit treffliche Episoden sind. Ein kurzes Zitat aus der letztgenannten Schilderung wird dem Leser am besten die Darstellungskunst Peschkaus verdeutlichen:

„— — — Hermine wartete eben. Und weil sie hübsch war, ein pikantes Gesicht, eine schlanke Taille und kräftige Hüften hatte, kam die Erlösung bald. Sie ergab sich dem ersten, der ihr eine Existenz bot, ohne dass Herz oder Sinne dabei beteiligt gewesen wären. Hätte er sie geheiratet, dann wäre sie vielleicht eine Ehefrau wie andere geworden und sie hätte ein Dutzend Kinder bekommen. So aber hatte er nach einem Jahr genug und dann folgten andere, bis der Graf Adolf von Walbeck, der Prälat von Schwendenheim, kam. Das war der letzte ihrer Liebhaber. Hermine hatte es nicht mehr nötig, sich lieben zu lassen, und selbst zu lieben hatte sie nie ein Bedürfnis gefühlt. Sie hatte weder Herz noch Sinne und alles, was in dem Busen dieser Frau, welche die Männer bis zum Wahnsinn entflammen konnte und die nur für die Raserei der Liebe geschaffen zu sein schien, lebte, war eine gewisse Art von Ehrgeiz. Kein großer, brennender, rachedürstender Ehrgeiz, sondern eine Spießbürgerleidenschaft, die darin gipfelte, Herrin eines Damenkonfektionsgeschäftes zu sein und die dann neue Nahrung fand und in die Sucht überging, eine gesellschaftliche Rolle zu spielen — die Qualität der Gesellschaft kam dabei nicht in Betracht. Hermine war nicht genussüchtig, sie wusste mit dem Gelde umzugehen und hatte deshalb ein hübsches Vermögen erspart, so dass sie, nachdem der Abt von Schwendenheim für gut befunden, sich von ihr zu trennen, an die Verwirklichung ihres Hauptwunsches schreiten konnte. Man kaufte ihr einen Mann, der noch den Vorteil hatte, dass sie jetzt zwischen Tauf- und Zunamen das Wörtchen „von“ setzen konnte, und so fehlte nichts zu ihrem Glück. Von ihrem Manne trennte sie sich, als derselbe die Herrschaft über die Kasse beanspruchte. Aufregung verursachte ihr das nicht, denn der Ritter von Jansen war ihr so gleichgiltig, wie nur irgend etwas auf der Welt. Als er aber erklärte, sich mit dem ihm ausgesetzten „Nadelgelde“ zufrieden geben zu wollen, da nahm sie ihn ohne Widerstreben aufs neue auf. Er konnte die Buchhaltung im Geschäfte führen, sie begleiten, wenn sie in Gesellschaft ging, und dann sieht es überhaupt immer besser aus, wenn in dem Hause einer „Frau“ der Mann nicht fehlt. So kehrte Herr von Jansen zu den egyptischen Fleischtöpfen wieder zurück, die er nur verlassen hatte, weil er nicht so leidenschaftslos klug war, wie seine bessere Hälfte . . .“

Der Umstand, dass die Erzählung wenig Ruhmvolles von den Taten der „Reichsgrafen“ meldet, mag von einigen beschränkten Köpfen als Tendenzmacherei und demokratische Popularitätshascherei ausgelegt werden, welchem Vorwurfe jedoch der Autor dadurch zuvorgekommen ist, dass er in seiner Vorrede dem Leser

die Wahrheit der nachfolgenden Geschichte verbürgt. Aber auch abgesehen von dieser Beglaubigung enthält der Roman keine einzige Tatsache, welche nicht wahr sein könnte, wodurch die angesichts der sich der Objektivität befleißigenden Erzählung haltlose Anklage auf tendenziöse Darstellung völlig hinfällig wird. Die vom Verfasser für notwendig erachtete Verteidigung ist übrigens ein charakteristisches Zeichen unserer kritischen Zustände: augenscheinlich traut der Autor den im Banne der Pedanterie befindlichen Kritikern nichts Gutes zu und hofft durch diese Vorrede Ablass für einzelne realistische Freiheiten zu erhalten, die er sich weiterhin gestattet! Wir aber freuen uns aufrichtig dieser realistischen Sittenschilderungen, die uns die Gewähr bieten, dass der Autor fortfahren wird, in den Reihen derjenigen zu kämpfen, die die Einführung der Beobachtung und der Wahrheit in die schöne Literatur als das oberste Ziel betrachten.

Berlin.

Paul Dobert.



Neues von Max Kretzer.

Die Zweiseelenmenschen. — Polizeiberichte. — Der alte Andres.

Jena 1883, Costenoble.

„Der große Herr mit dem blonden Vollbarte, der am Sonnabend im X-Theater mit zwei jungen Damen die ersten Plätze der zweiten Reihe im Parquet links einnahm, wird von der Dame, die ihm zunächst in der Loge saß, gebeten, seine Adresse unter K. B. 93 in der Expedition einzureichen. Unehrliche Absichten ausgeschlossen." Der „Zweiseelenmensch", dessen nähere Bekanntschaft „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" angestrebt wird, besinnt sich denn auch nicht lange, der Geliebte der „reichen, pikanten" Josephine von Solmitz zu werden, „von der man sich die extravagantesten Dinge erzählte". Wie es scheint, nicht ganz mit Unrecht; denn selbst in dem Jahrhundert Rudolf Mosses dürfte ein solcher modus procedendi nicht zu den Alltäglichkeiten gehören. Wenn es sich noch um den Abschluss eines soliden Ehegeschäftes handelte! Aber zur Anknüpfung eines romantischen Liebesverhältnisses den Inseratenteil einer Zeitung zu benützen, ist doch gar zu abgeschmackt. Da hätte „die junge lebenslustige Witwe" besser getan, unter Berufung auf die berühmten Muster der römischen Kaiserzeit sich den ersten besten Galan auf der Gasse aufzulesen. Auch der boshafteste Zufall hätte ihr keinen erbärmlicheren Gesellen zuführen können, als diesen Eduard Sommer, welcher seiner darbenden Mutter, seiner um kargen Lohn frohnenden Schwester den letzten Taler abpresst, ein bei allem Leichtsinn im Grunde gutes Mädchen verführt, ausbeutet und kalten Herzens der Prostitution und dem Spitteltode in die Arme treibt, daneben aber noch Zeit findet, ein unschuldiges Geschöpf zu betören, das sich ihm vertrauensvoll an den Hals wirft und, nachdem „zu tun ihm nichts mehr übrig bleibt" von dem dunklen Ehrenmann samt der Frucht der unseligen Leidenschaft dem Elend preisgegeben wird. Wenn er schließlich zu der Armen zurückkehrt und reuevoll künftig sein besseres Selbst hervorzusuchen verspricht, so mag wer da will an seine Aufrichtigkeit glauben. Wir kennen eine seiner Seelen leider viel zu gut, um nach der Bekanntschaft der anderen lüstern zu sein. Wir wollen nicht mit dem Autor rechten, weil er keine sympathischere Gestalt in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellte. Auch der Vorwurf sei ihm erspart, dass er am Schluss der dichterischen Gerechtigkeit in den rächenden Arm gefallen, statt seinen traurigen Helden etwa bei der einzigen guten Handlung seines Lebens, beim Rettungswerk in den Flammen Tod und Sühne finden zu lassen.

In den beiden anderen Novellen „Polizeiberichte" und „Der alte Andres" hat Kretzer mehr Mut gezeigt, leider am unrechten Ort, und einen tragischen Ausgang gewählt, trotzdem nichts mit Notwendigkeit darauf hindrängte. Dass ein junger, hochstrebender Mediziner, der die Leiche seiner zur Dirne herabgesunkenen Schwester im Sezirsaal wiederfindet, in Wahnsinn verfällt und dadurch dem anwesenden Anatomieprofessor Anlass zu einem kleinen Exkurs in das Gebiet seines Kollegen für Psychiatrie gibt, oder dass ein alter, charakterfester Arbeiter, welcher für die Ehre seiner Tochter eintritt, von einem lächelnden Schurken kaltblütig niedergeschossen wird, das sind Vorgänge, in denen wir nur die plumpe Hand eines blind waltenden Schicksals, nicht aber die planmäßige Fügung eines ordnenden dichterischen Verstandes zu erkennen vermögen, der durch sorgfältige Entwicklung von Charakteren und Situationen die Katastrophe vorzubereiten weiß. Das reale Leben selbst geht allerdings nicht so glimpflich zu Werke, allein es darf sich auch mehr erlauben, als die Dichtung, in der die Wahrscheinlichkeit ebenso wichtig ist wie die Wahrheit. Aber der Verfasser der „wahren Erzählung aus dem Berliner Leben" wird einwenden, dass es ihm nur um die Schilderung der unverhüllten Wirklichkeit zu tun gewesen; wir wollen seinem Appell Gehör geben und seine Produkte willig daraufhin ansehen. Er nennt sie „Berliner Sittenbilder" in direkter Anknüpfung an die von den französischen Vertretern des realistischen Romans bevorzugte Bezeichnung „Mœurs parisiennes". Aber er besitzt weder die Beobachtungsgabe noch das Darstellungsvermögen seiner Vorbilder.

Während Zolas Werkstätte und Magazin mit anschaulicher Plastik vor das geistige Auge des Lesers hintritt, bleiben Kretzers Fabrikbilder verschwommen und unbestimmt. Ebensowenig zeigen seine Figuren feste sichere Umrisse. Zumeist werden ihre Qualitäten einfach als Axiome statuirt, ohne dass sie durch Wort und Handlung selbst zeigen, aus welchem Holze sie geschnitzt sind. Wie die oben unter Gänsefüßchen angeführten Beispiele dartun, besorgen meistens einige

gefällige Adjectiva das sonst so mühsame Geschäft der Charakterzeichnung. Und dieses wird doch um so schwerer, jemehr der Autor solchen Gestalten sich zuwendet, die nicht an sich ansprechend und gewinnend wirken. Die Wiedergabe des Hässlichen erfordert wol keinen größeren Kunstaufwand, als die Verkörperung des Schönen; aber schon um des Gegenstandes der Darstellung willen werden wir einem Künstler seine Fehler lieber bei einer Aufgabe der letzten Art nachzusehen geneigt sein. Da nun auch über die Sprache nichts Löbliches zu sagen ist — Vergehen gegen Grammatik und Syntax treten zu häufig auf, um nur als Ausfluss der Tücke des Druckfehlerteufels zu gelten, — so muss man sich wol fragen, auf welchen Umstand das verhältnismäßig große Aufsehen zurückzuführen ist, welches die Publikationen eines bisher gänzlich unbekannten Schriftstellers vielfach hervorgerufen haben. Unseres Erachtens liegt die Ursache in dem latenten Bewusstsein, dass es uns an einem sozialen Roman gebricht, wie ihn unsere westlichen Nachbarn zu einer trotz mancher Auswüchse doch erfreulichen Blüte gebracht haben. Deshalb begegnet jeder auch noch so unvollkommene Versuch in dieser Richtung aufmunterndem Beifall. Unleugbar hat jede Zeit das wolbegründete Bedürfnis nach einer literarischen Kunstform, in der sie sich voll aussprechen kann; ebenso unleugbar kann für die Gegenwart mit ihren ins Breite gehenden Verhältnissen nur der Roman dieser Aufgabe gerecht werden. Nun ist es schon gar lange her, dass Gustav Freytag die Devise populär gemacht hat, man müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen. Unsere Romanschriftsteller von Ruf beschäftigen sich vorzugsweise mit den oberen Zehntausend des Geldes oder Geistes, den Weg in die Hütten des Proletariats wollen sie nicht finden. Und doch wird früher oder später die soziale Frage sich auch den Roman erobern. Dazu bedürfte es freilich eines mit vollem geistigen Rüstzeug gewappneten Kämpen. Ob er in Max Kretzer erstanden ist? Wir wagen zu zweifeln.

Frankfurt a. M.

J. Karus.



André Theuriet: Le livre de la payse. Nouvelles poésies.

Paris, Alphonse Lemerre. 3 fr.

Für einen großen Teil der aus den französischen Provinzen nach Paris verpflanzten Dichter wird die Seine zum Lethestrom, in den sie ihre Jugendeindrücke versenken; einzelne unter ihnen, die nicht so schnell den Ort vergessen, wo ihre Wiege stand, nehmen (wie z. B. Daudet), wenn sie die Heimat einmal zum Gegenstand künstlerischer Schilderung wählen, einen Ton überlegener Ironie an, durch den sich am deutlichsten die Entfremdung des Herzens kundgibt. Zu den Ausnahmen gehört André Theuriet. Die liebevolle, sehnsüchtige Rückerinnerung an sein teures Lothringen spiegelt sich in den meisten Dichtungen der vorliegenden Sammlung wieder, die er seiner Gemahlin, welche zugleich seine Landsmännin ist, zueignete. Daher der Titel: *Le livre de la payse.*

Besonders ergreifend äußert sich dieser Heimatsinn in dem Gedicht *Le patois du pays.* Den zarten, stimmungsvollen Anfang hier mitzuteilen, geht wegen der Länge nicht an, also mögen nur einige Strophen folgen, die geeignet sind, Theuriet und sein Buch zu charakterisiren. Der Dichter erzählt, wie er sich zuerst seiner Liebe zu der Landsmännin klar bewusst wurde, als er, da sie zusammen von einem Konzert in Paris über die schneebedeckten Boulevards gingen, plötzlich von ihren Lippen ein Wort im heimatlichen Dialekt vernahm:

> . . . Pour épanouir l'amour dans ma poitrine
> Un mot suffit, tombé de sa bouche câline,
> Un vieux mot de patois, sonore et musical,
> Qu'elle me dit avec l'accent lorrain natal.

Wie mit einem Zauberschlag ist die Welt um ihn verwandelt, die große Stadt mit ihren aufregenden Freuden verschwindet, er sieht sich zurückversetzt in die ländliche Umgebung seiner Jugend, er sieht die Felder, die Weinberge und glaubt den Ruf der Winzer zu vernehmen . . .

> Patois de mon pays, ta musique ne vibre
> Ni ne chante à l'égal des langues du Midi;
> Ton idiome est sourd, mais robuste et hardi;
> C'est le mâle parler d'un cœur vaillant et libre.
>
> Pourtant dans ta rudesse un mot parfois se glisse
> Comme un bleuet se mêle aux lourds épis de blé;
> Un mot tendre, enfantin, lentement modulé
> Sur un rythme berceur comme un chant de nourrice.
>
> Ce fut un de ceux-là qu'elle me répéta
> En souvenir des jours passés dans son village,
> Et ce mot imprégné d'odeurs de pâturage
> Me remua si fort que mon cœur éclata.

Dieselbe Empfindung sprechen die schönen Strophen *A Hélène* aus. Der würzige Duft, den ihr Holzfächer ausströmt, mahnt Theuriet an seinen geliebten Wald:

> Ton rustique éventail conserve entière encor
> La bonne odeur du bois où l'on tailla ses branches,
> L'odeur du merisier sauvage, où les voix d'or
> Des loriots chantaient dans les floraisons blanches.
>
> Frissonnant sous tes doigts comme un feuillage clair,
> Et mettant sur ton front des caresses de brise,
> L'éventail se souvient des forêts, et dans l'air
> Son va-et-vient répand un parfum de merise.

Leidenschaft oder einen besonders kühnen Gedankenflug darf man in diesen, meist kontemplativ gehaltenen Dichtungen nicht suchen; die Liebenswürdigkeit eines reinen, zarten Gemüts offenbart sich in ihnen in künstlerisch vollendeter Form, und darauf beruht ihr Zauber. Den Reiz von Wald und Wiese versteht Theuriet wundervoll zu schildern, und wenn er auch in *Les foins*, *Vaccinia nigra*, *Dans la prairie* und vielen anderen Gedichten stets das gleiche Thema

variirt und die Stimmung auch ungefähr die gleiche bleibt, ermüdet man doch nicht bei der Lektüre. Er ist ein Meister in der poetischen Landschafts- und Genremalerei, doch ist seine Farbenskala nur eine beschränkte. Die reizend naiven Bilder, die er vom Leben und Treiben in der Vogelwelt entwirft, bekunden ein fast zärtliches Sichversenken in die Natur. Dass der lothringische Poet in seinem Schmerz über die Annexion neben der wehmütigen Klage:

Je ne te verrai plus, terre qui n'est plus nôtre!

auch nicht unterlassen kann, auf die spätere Revanche hinzudeuten, versteht sich beinah von selbst, aber zu literarischen Geschmacklosigkeiten verleitet ihn trotzdem sein Patriotismus nie: *Le legs de la Lorraine*, dasjenige Gedicht, welches jene Stimmung am kräftigsten ausspricht, ist bei aller Feindseligkeit gegen Deutschland würdevoll und edel gehalten. Die deutsche Dichtkunst kennt und schätzt er, das beweisen einige höchst vortreffliche Nachdichtungen Lenauscher Poesien: *Nocturne* (No. 5 der Schilflieder), *Impression d'Octobre* (Ein Herbstabend), *Le postillon* und das stürmische „Fort möcht' ich reisen, weit, weit in die See", welches Theuriet *Marine* betitelt. Bei diesem letzten Gedicht sind Ton und Stimmung des Originals wesentlich verändert durch die Uebertragung, der Inhalt blieb derselbe, aber ein anderer Geist weht uns aus den französischen Versen entgegen, was hauptsächlich dem ruhigeren Rhythmus und den Reimen zuzuschreiben ist. Allerdings scheint der Autor durch die bescheidene Bezeichnung „imité de Lenau" andeuten zu wollen, dass er eine eigentliche Uebersetzung nicht beabsichtigte. Die drei anderen Gedichte schließen sich indessen dem Lenauschen Text fast wortgetreu an. Besonders ist *Impression d'Octobre* ein geradezu vollendetes Meisterwerk stimmungsvoller Wiedergabe:

Un vent frais fait voler les feuilles; on dirait
Qu'il murmure l'adieu du soir à la forêt.

La lune monte et luit. De blancs nuages glissent,
Rapides, effarés, sur les bois qui gémissent.

Là-bas, un ruisselet court dans l'herbe, emportant
Des feuillages jaunis qu'il traine en sanglotant.

Jamais source en pleurant n'eut de plainte si douce...
Tout près, un saule tord ses bras rongés de mousse.

Songeant à mes chers morts, penché sur le talus,
J'écoute, et l'eau me dit: „Nous ne nous verrons plus!"

Tout à coup l'air s'emplit d'une rumeur croissante;
C'est un vol de halbrans que l'hiver épouvante.

Par-dessus la colline et le val ténébreux
Ils fuient, laissant le froid et la mort derrière eux.

Où vont-ils? . . Dans le vent leur tourbillon qui passe
Vers l'horizon brumeux déjà plonge et s'efface;

Mais de leurs cris lointains la confuse rumeur
Me met la nostalgie et la tristesse au cœur.

Vers le Sud ils s'en vont en chantant. — Vaine joie!
Au Midi comme au Nord la mort atteint sa proie.

La nature, en ses vains rêves d'éternité,
S'agite et voudrait fuir le trépas redouté,

Et la longue clameur des oiseaux de passage
De ce rêve fiévreux semble le cri sauvage . .

Tout s'apaise. Ils sont loin maintenant. Plus un bruit.
Seul, le doute en mon cœur commence un chant de nuit.

„La vie humaine est-elle un faux semblant?... N'est-elle
Qu'un mirage, un reflet de la vie éternelle?

Et si ce n'est qu'une ombre, à quoi bon ce tourment,
Cette peur de la mort et de l'effacement?

Cette angoisse elle-même est-elle une chimère,
La tremblante lueur d'un reflet éphémère? . . ."

— Ainsi je vais songeur, et, comme à l'horizon,
Les brumes de la nuit flottent sur ma raison.

Wie unser Lenau einen poetischen Widerhall fand bei dem französischen Poeten, hat ein kleines erzählendes Gedicht, das letzte Stück der vorliegenden Sammlung, *Le dernier baiser* betitelt, auch schon einen deutschen Uebersetzer gereizt, seine Kunst an ihm zu erproben: „Der letzte Kuss" ist in Nr. 32 des „Magazin" veröffentlicht worden. Hoffentlich findet das einmal gegebene Beispiel Nachahmer. Theuriets Eigenart, seine gemütvollen, warmherzigen Dichtungen sind ganz dazu geschaffen, den deutschen Geschmack sympathisch zu berühren.

Berlin.

O. Heller.



Zur Hervarar-Sage.

„Herwara." Von L. Freytag.

Berlin 1883. R. Damköhler.

Es ist das große Verdienst von Esaias Tegnér, durch seine moderne Umformung der Fridhthofsaga den Weg gezeigt zu haben, auf welchem die urwüchsige, aber zugleich knappe und schwierige Form der nordischen Skaldendichtung dem großen und gebildeten Publikum zugänglich und genießbar gemacht werden könnte. Jeder neue Versuch in dieser Richtung wird daher auf allgemeines Interesse Anspruch erheben dürfen, und dies um so mehr, wenn Inhalt und Form sich harmonisch decken. Diese Voraussetzung trifft bei der vorliegenden Umdichtung der Hervararsage durch L. Freytag zu, der sich unter anderm auch durch eine Uebersetzung der Frithjofsaga für dies sein neuestes Werk würdig verbreitet und gebildeten Kreisen vorteilhaft empfohlen hat. Außerdem erschien von ihm eine genaue, gelehrten Zwecken dienende Uebersetzung der Sage vom Zauberschwerte Tyrfing in Herrigs Archiv für das Studium neuerer Sprachen, während wir es hier mit einer ganz freien poetischen Bearbeitung des alt-ehrwürdigen Stoffes zu tun haben. Manche fremdartigen Bestandteile musste hierbei der moderne Dichter über Bord werfen: so mit gutem Recht die

zahlreichen Rätsel, welche Gest der Blinde dem Könige Heidrek zur Lösung vorlegt und die ohne inneren Zusammenhang mit der Sage stehen. Dagegen hat uns der Dichter mit einem befriedigenden Schluss der Dichtung erfreut, der unsern Beifall entschieden verdient. Ebenso wird der Wechsel der Versmaße zu billigen sein, umsomehr als durch die Anwendung des Reimes dem ganzen Werke jenes Gepräge verliehen wird, welches ihm den Eintritt in alle gebildeten Kreise erleichtert und ihm eine dauernde Beliebtheit sichert. Die verhängnisvolle Wirkung des Schwertes spricht nach Freytag der Zwerg in folgender Weise aus:

Das Schwert hat alles, was du bedangst,
da du mit Todesdrohung uns zwangst.

Nie kann dem Träger der Sieg entgehn,
nichts kann dem Schwerte widerstehn.

Doch höre nun auch unsern Fluch,
der steht in des Schicksals Runenbuch!

Ein Menschenopfer fordert das Schwert,
so oft es seiner Scheid' entfährt etc.

Als eine zweite Probe von Reim und Versmaß diene die Schlussstrophe der Dichtung:

Und langsam ziehen die Zwerge all
das dunkle Tal hernieder;
sie singen in leise gedämpftem Schall
wehvolle Klagelieder.
Der Morgenhimmel heller blaut,
es bleichen schwindend die Sterne,
und der Trauertöne letzter Laut
verhallt in weiter Ferne.

Diese kurzen Proben aus der Umdichtung zeigen deutlich, dass der moderne Dichter L. Freytag Versmaß und Reim sicher und elegant gebraucht. Möge die herrliche Dichtung, die auch äußerlich gut ausgestattet ist, der nordischen Sage viele neue Freunde erwerben!

* * *

„Das Tyrfingschwert. Eine altnordische Waffensage." Deutsch von Jos. Cal. Poestion.

Hagen i. W. 1883. Risel & Komp.

Es ist die erste vollständige deutsche Uebersetzung der altnordischen Hervarar-Saga, die hiermit dem gebildeten Publikum geboten wird und die zu den wichtigsten Produkten der mittelalterlichen Literatur des Nordens gehörte. Geschrieben vor dem Jahre 1334 ist sie vor allen Dingen interessant durch die Geschichte des Tyrfingschwertes, das uns hier in einer einzig dastehenden germanischen Waffensage erscheint. Der Hauptwert dieser Saga beruht in den sehr alten Liedern, die zum Teil in ihrer ursprünglichen Gestalt, zum Teil in späterer Ueberarbeitung hin und wieder in den Text verwebt sind. Diese Liederfragmente atmen einen echt heidnischen Geist und wirken in ihrer Originalität so gewaltig, dass sie mit den schönsten Ueberresten altnordischer und zugleich altgermanischer Poesie auf eine Stufe gestellt werden dürfen. Der Verfasser hat es sich bei der Uebersetzung angelegen sein lassen, nirgend das Original nach Form und Inhalt zu schädigen. Es wendet sich daher das Büchlein nicht so sehr an Fachgelehrte, denen ja das Original selbst zugänglich ist, als vielmehr an Freunde der alten Volkssage sowie an alle Gebildeten überhaupt, für welche auch der passendere Titel „das Tyrfingschwert" gewählt ward.

Zu Grunde gelegt ist der Uebersetzung S. Bugges Ausgabe der „Hervararsaga ok Heidreks", Christiania 1873, und zwar die kürzere und ältere Redaktion in der sogenannten Hauksbók; daneben ist die ausführlichere Ausgabe N. M. Petersens (Kjöbenhavn 1847) berücksichtigt. Die Lieder gehören vier verschiedenen Sagenkreisen an; im dritten finden sich die poetischen Rätsel, über deren Charakter der Verfasser ausführlich gehandelt hat in seinem Buche „Aus Hellas, Rom und Thule, Kultur- und Literaturbilder" (Leipzig 1882, W. Friedrich) S. 151 u. fl. — In den Anmerkungen findet der Leser besonders die nordischen Altertümer behandelt, denen sich einige gelehrte Zitate für solche anschließen, die tiefere Studien beabsichtigen. Sehr willkommen sind am Schlusse die beiden Abhandlungen „Ueber das Nid" und „Ueber die „Vikinger", die sich auf zwei Aufsätze von N. M. Petersen in dessen „Historische Fortœllinger" gründen (Kjöbenhavn 1868). Diese Zusätze dürften ganz besonders den Fachmännern Auskunft und Anregung geben und auch sie zur Lektüre des mit Liebe und Verständnis geschriebenen Buches anleiten.

Halberstadt. Robert Schneider.



Kritische Rundschau.

„Spitzberg-Album. Dichtungen aus Nordböhmen." Gesammelt von F. Hantschel und A. Pandler. — Diese Sammlung ist zu einem recht kuriosen Zwecke veranstaltet worden: „zum Besten des Fonds für Erbauung des Kronprinzessin-Stephanie-Aussichtsturmes auf dem Spitzberge bei Böhmisch-Leipa." Nun, da dürfen wir wol eigentlich nicht allzu kritisch zusehen, solch ein Aussichtsturm ist eine gewiss lobenswerte Sache; nur entsteht die Frage, ob der Turm mit dem langen Namen nicht für das Geld herzurichten war, welches dieses ziemlich starke Dichterbuch gekostet hat?! Dass übrigens unter den hunderten entsetzlichen Gedichten auch ein halbes Dutzend mittelmäßiger ist, soll gern zugegeben werden. — Leipa, J. Widinsky.

E. Handtmann: Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum deutschen Sagenschatz. — Berlin, Abenheim. 4 M. — Es gibt viele brave Leute, die da meinen, die Mark habe nicht nur keine Poesie, sondern nicht einmal jenen Vorläufer der Poesie, der in den Volkssagen sich darstellt; die Mark gilt diesen Leuten für einen trockenen, langweiligen Parvenü. Dass die Poesie auf Sandboden und im Kiefernwalde zur Not ebenso gut gedeiht wie auf romantischerem Grunde, lehrt diese

sehr wertvolle Sammlung, die weit über den lokalen Interessenkreis hinaus die Aufmerksamkeit all derer verdient, die sich mit dem Studium der deutschen Volksseele in Vergangenheit und Gegenwart beschäftigen.

„Lou", von **A. Baron von Roberts.** — Dresden, Minden. — Ein wunderschön erfundener Stoff; einige Stellen zeugen von machtvoller Phantasie, — so ist z. B. die Gesellschaft von Schaubudenbesitzern, Riesendamen, Zwergen, Zaubereiprofessoren u. dergl., welche einen Stachelschweinbraten mitten in der Menagerie verzehrt, eine poetische Leistung, die diesem durch sein Preisfeuilleton schnell bekannt gewordenen Schriftsteller die größte Ehre macht. Aber die Kritik darf nicht verschweigen, dass die Darstellung an dem Erbübel deutscher Erzählerei: der schablonenhaften Unnatur in Sprache und Charakteristik, zuweilen ganz bedenklich krankt.

„Blutige Blätter." Erzählungen von Karl Braun-Wiesbaden. — Breslau, Schottländer. 3 M. — Unter den fünf mehr oder minder blutigen Geschichten sind drei, welche zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was in der Kriminalgeschichte auf kulturhistorischem Hintergrunde geleistet worden. Die Lektüre ist, trotz der Behäbigkeit der Schilderung, in hohem Grade aufregend. und das bekannte Talent Brauns, Fernliegendes mit Nahem, Altes mit Neuem in Beziehung zu setzen, verleugnet sich auch in diesen Erzählungen nicht. Die „blutigen Blätter" sind mehr als guterzählte Verbrechergeschichten, — sie sind ein wertvoller Beitrag zur Sittengeschichte Deutschlands.

„Quer durch Chryse. Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Canton bis Mandalay." Von Archibald R. Colquhoun. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bände. Mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. — Der Verfasser, Ingenieur in englisch-indischen Diensten, hat die in diesem Werke von ihm geschilderte Reise von Tausenden von Meilen durch zum Teil noch nie von Europäern betretene Länder gemacht, quer durch die Südprovinzen Chinas, an den Grenzen von Tonkin entlang, durch Yünnan und Birma. Sein Werk bietet ein reiches geographisches und ethnographisches Material und regt namentlich auch Handelsbeziehungen mit solchen Ländern an, welche bisher in völliger Abgeschlossenheit verharrten. Da gerade in der Gegenwart die südchinesischen Grenzländer infolge der französischen Kämpfe in Tonkin die Aufmerksamkeit mehr als je auf sich lenken, so wird dieses außerordentlich reich illustrirte Werk auch besondere Teilnahme in weiteren Kreisen finden. — Leipzig, Brockhaus.

E. von Schwarz-Norberg: Ein Frauenliebling. Roman in drei Bänden. — Leipzig, Bergmann. — Der Typus jener Romane, deren Verfasser weder Geschmack noch Menschenkenntnis noch Erzählungskunst noch — Deutsch genug besitzen, um die kleinste Geschichte erträglich vorzutragen, sich aber auf großmächtige, dreibändige Wälzer einlassen und damit Verleger, Publikum unh Kritiker unglücklich machen. Ein ganz wertloses Buch, nicht einmal so spannend, wie Kolportageromane; langweilig und unreif.

Alois Luber: „Erotas. Neugriechische Liebeslieder." — Salzburg, H. Kerber. 1,20 M. — Zierliche Gedichte, zierlich übersetzt, den Kennern neugriechischer Volkspoesie wenig Unbekanntes, den Nichtkennern vieles sehr Erfreuliche bietend.

Von einer Dame, die schon durch ähnliche Arbeiten sich als tüchtige Orientalistin erprobt hat, Camilla Ruzicka-Ostoic, erscheint eine Uebersetzung von Molière's „Les fourberies de Scapin" ins Türkische. — Das Bemerkenswerte an dieser Arbeit ist, dass die Uebersetzerin ihre mit Mut und Verständnis verteidigte Theorie: nämlich die orientalischen und überhaupt die fremdalphabetischen Sprachen in Lateinschrift zu drucken, hier durch die Praxis unterstützt hat. — Es ist wirklich jammervoll, wie viele ganz nutzlose Mühe und kostbare Zeit europäische Gelehrte vergeuden durch die Erlernung der schwierigen orientalischen Alphabete. Aber da nicht einmal die Deutschen zu ihrer ursprünglichen, echtnationalen Schrift, nämlich der lateinischen, zurückkehren wollen, so ist von den Orientalen eine Anpassung an die europäische Schrift erst recht nicht zu verlangen. — Wien, R. Lechner.

„Die Gäste der Madame Santine" heißt der Roman, und die Verfasserin heißt Sophie Junghans, und wenn ihn „Ouida" geschrieben hätte, so läsen ihn zehnmal so viele deutsche Frauen in schauderhaften Uebersetzungen, während wir jetzt die drei Schreibfinger ins Feuer legen möchten dafür, dass dieser tüchtige Roman keine zweite Auflage erlebt. — Der Vergleich mit „Ouida" liegt nahe: der Roman spielt in Florenz; aber welcher unendliche Abstand sonst! Ouida die widerwärtig gewordene Manier, die beleidigende Schablone, die — man verzeihe das harte Wort —: die Langweile der Frechheit; bei Sophie Junghans eine Feinheit in der Charakterzeichnung, eine gewisse Herbigkeit gepaart mit entzückender Zartheit und — beschämend, dass man so etwas überhaupt noch hervorheben muss — eine Anmut und zugleich Fehlerlosigkeit im Gebrauch der Sprache, wie uns das alles in den Romanen der deutschen Schriftstellerinnen, und sehr vieler Schriftsteller, nicht jeden Tag so überaus woltuend berührt. Das erste Buch, welches wir von Sophie Junghans gelesen, aber es hat uns das Gefühl gegeben: aus dieser Feder kann nichts ganz Wertloses kommen. — Leipzig, C. Reißner.

Karl Finck: „Fabeln." — Cassel, F.-Kessler. — Es ist ein Wagnis, heute einen Band Fabeln zu veröffentlichen; man rechnet dergleichen unbesehen zum „genre ennuyeux". Fincks „Fabeln" sind aber eine sehr liebenswürdige Lektüre, reich an Beziehungen zum öffentlichen Leben, graziös in Erfindung und Sprache,

Ueber die furchtbare Tonkin-Frage, die jeden Zeitungsleser nun schon seit mehr als einem halben Jahr ärgert, ohne dass von zehn einer genau weiß, wo das interessante Land liegt, hat ein sehr unterrichteter französischer Journalist: Paul Deschanel von den *Débats* ein vorzüglich informirendes Buch geschrieben: „La question du Tonkin". So ziemlich alles, was man über Annam und Tonkin weiß, findet sich hierin übersichtlich und in frischer Darstellung beisammen. — Paris, Berger-Levrault.

Edouard Delpit: „Les théories de Tavernelle". — Paris, C. Lévy. 3,50 fr. — Der sonst rühmlich bekannte Romandichter hat sich einmal gehen lassen: sein neuester Roman ist flach in der Charakterisirung und durch die endlose Wiederholung desselben Motivs (eines grässlichen obendrein) herzlich langweilig. Mitten in der modernen französischen Realistik nimmt sich dieser Rückfall ins Melodramatische recht wunderlich aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Protokoll der Generalversammlung des fünften deutschen Schriftstellertages zu Darmstadt

am 9. und 10. September 1883.

Nach der stenographischen Niederschrift mitgeteilt vom Schriftführer des Verbandes Dr. Franz Hirsch-Leipzig.

(Schluss.)

Red. Johannes Proelss-Frankfurt a. M. Es ist gewiss eine ungemein erfreuliche Erscheinung, dass Produzent und Konsument sich begegnen, um die praktische Frage zu lösen, die von dem Produzenten als eine offene aufgestellt worden ist, aber wenn ich das andere Resultat der Ausführungen des Herrn Last betrachte, so springt mir vor allen Dingen das in die Augen, was auch schon Herr Wichert hervorgehoben hat. Ich meine den Umstand, dass wir, als Schriftstellerverband, allein diesen Dingen gegenüberstehen als Vertreter des deutschen Schriftstellerstandes und dass wir die Vorteile, die wir erringen, dem ganzen Stande erringen wollen, als Sache aller literarisch schöpferischen Individuen. Deswegen kann ich mich nicht begeistern für die Idee, dass unser Verband als eine freie Vereinigung einzelner Schriftsteller den gesamten Gewinn haben soll und die Gesamtheit des ganzen Standes dabei gar nicht direkt ins Auge gefasst wird. Wenn ich die ganze Frage des Wunsches, die Leihbibliotheken mehr heranzuziehen von dem Standpunkt eines Schriftstellers betrachte, so kann ich nur zugeben, dass das einzelne literarisch schöpferisch tätige Individuum einen Vorteil ziehen soll. Wir sind überzengt, — und Herr Wichert ist auch im vorigen Jahr von diesem Gesichtspunkt ausgegangen, — dass der Usus, der bisher in Deutschland herrschte, dass die Bücher, anstatt gekauft zu werden, von den Leihbibliotheken verliehen werden eine große Schädigung ist. Die Rechtsfrage ist von Herrn Last und Herrn Wichert schon beleuchtet worden und für mich ist kein Zweifel, dass diese Rechtsfrage und Anschauung auch allmählich in das Rechtsbewusstsein des deutschen Volkes eindringen wird, denn die Parallele von der Theatertantième bringt ja auch reale Anschaulichkeit in diese Theorie. Aber ich kann nicht wünschen, dass wir in dieser Sache etwas tun, was zur Verbandsangelegenheit wird, wo es sich um eine Standesangelegenheit handelt. Ich bin sehr für die Resolution, und dafür dass wir aussprechen, wir halten den Leihbibliothek-Betrieb in seiner jetzigen Art für eine Schädigung unserer Interessen, aber ich bin nicht dafür, dass wir als Verband über unsere Kameraden, die nicht dem Verbande angehören, hinweg mit den Leihbibliotheken etwas vereinbaren, was uns als Verband zum Vorteil gereichen soll.

Ich muss aber auch weiter erwähnen, dass wir Schriftsteller auch nicht müßig gewesen sind, in diesem Jahre uns mit der Frage zu beschäftigen. Es ist nicht bloß von den Leihbibliotheken diesem Gegenstand entgegengetreten worden, sondern es hat sich auch in der Praxis eine Diskussion entwickelt und insbesondere hat der Aufsatz, welchen Oskar Welten dieser Frage in der Frankfurter Zeitung gewidmet hat, Aufsehen erregt und so hat ihn auch das Organ der Buchhändler abgedruckt.

In demselben ist mit großer Klarheit der Rechtsstandpunkt auseinandergesetzt und dann ein Vorschlag gemacht, welcher vielleicht auch nicht zum Ziele führt, aber wenn ich ihn hier bekannt gebe, so halte ich dies für meine Pflicht einem Kollegen gegenüber, der leider nicht anwesend sein konnte und weil es zur Klärung der ganzen Situation beitragen könnte. Er motivirt den Rechtsstandpunkt dahin, wie es bereits Herr Wichert in seiner geistreichen Auseinandersetzung getan hat. (Redner verliest einen Teil des Aufsatzes.)

Redakteur Heinrich Teweles-Prag. Ich bin durchaus nicht der Rechtsüberzeugung, welche von der Mehrheit der Redner bereits im vorigen Jahre geltend gemacht worden ist, mir scheint die Sache durchaus nicht so klar. Es ist bekannt, dass überhaupt die Frage des geistigen Eigentums eine viel umstrittene war und dass der Begriff geistiges Eigentum zu spät auftauchte. Ich befinde mich vorläufig noch auf dem Standpunkt, dass die Leihbibliotheken wirklich das Recht haben Bücher zu verleihen, ohne dass sie den Autoren Entschädigungen dafür leisten. Ich muss gestehen, die Schriftsteller haben nicht bloß materielle, sondern auch geistige Interessen, sie schreiben für das Publikum und wollen das Publikum bilden, sie müssen aber auch dafür Sorge tragen, dass dies geschieht. Wie sich nun die Zustände in Deutschland entwickelt haben, sind die Leihbibliotheken geradezu unentbehrlich geworden für den literarischen Verkehr. Wie Herr Last ausgerechnet hat, gibt es 2000 anständige Leihbibliotheken und dazu können wir noch 2000 sogenannte Schmierbuden hinzurechnen. Das gibt zusammen 4000, und fragen Sie nur die Verleger, wie sie eine große Auflage von Belletristik anbringen, wie sie ganz auf den Betrieb der Leihbibliotheken angewiesen sind, sodass wir gar keinen Vorschlag machen können. Es gibt eine große Verlagsfirma in Stuttgart, welche mit 11 Leihbibliotheken Verträge abgeschlossen hat, in welchen Verträgen sich die Leihbibliothek verpflichtet zu geringeren als den Buchhändlerpreisen dieser Firma Werke abzunehmen. Durch diese Verträge ist man nicht nur in der Lage Werke der ausgezeichneten, sondern auch der weniger bekannten Autoren, welche von der Leihbibliothek gekauft und auch vorgelegt werden, zu lesen und wenn solche Verträge nicht beständen, wenn die Leihbibliotheken beschränkt würden, dann wäre es Autoren zweiten und dritten Rangs oder noch gar nicht bekannten Autoren nicht möglich, Verleger zu finden; es wären sehr wenige Autoren, für welche man den Leihbibliotheken einen gewissen Betrag abfordern könnte. Aus dem Vorschlage des Herrn Last leuchtet mir der große Hintergedanke der Erhöhung der Leihgebühr heraus. Ich muss gestehen, das ist ein Gedanke, der allen Leihbibliothekaren sehr annehmbar erscheinen wird, aber sicher ist, dass das Publikum Einsprache erheben wird, denn nicht nur das vornehme Publikum liest in der Leihbibliothek, sondern auch das arme. Eine vornehme Dame läßt sich ein Buch 10 Wochen leihen und zahlt mehr Leihgebühr als sie für das Buch überhaupt bezahlen müsste, aber arme Leute, die für das Buch 6 Kreuzer Leihgebühr bezahlen, bezahlen einen ungeheuren Prozentsatz des Preises. Es ist auch gar nicht wahr, dass in Deutschland so wenig Bücher gekauft werden, es werden sehr viele Bücher gekauft, aber abgesehen davon, meine Herren, vergessen Sie bei Berechnung des Bücherkaufs, dass wir viel mehr Zeitschriften haben als jedes andere Volk, und in den Zeitschriften erscheinen Romane, die wieder in Büchern herausgegeben werden. Nun das behindert ja natürlich den Verkauf, die Zeitschriften werden von Millionen von Lesern gelesen und so werden sie herausbekommen, dass das deutsche Volk ein anderes Volk ist. Herr Last hat die Leihbibliotheken aufgezählt und hat gesagt, das alles würden wir umgehen, und schließlich gibt er uns ein Mittel an die Hand, welches sehr verlockend ist, indem er uns Hunderttausende verspricht. Aber bedenken Sie, dass der ganze Staatsapparat anders angelegt ist und wie Herr Wichert gesagt hat, würde der Staat sich durchaus nicht dazu verstehen von einer Gesellschaft Steuer zu erheben und wie wollen Sie dieselbe erheben? Das ist tatsächlich eine Leihbibliothekensteuer. Sie wäre nur möglich, wenn der Staat sie erhebt und den Schriftstellern jährlich so und so viel herausbezahlt. Also ich bin von dem Rechte nicht überzeugt und möchte auch in diesem Falle einen Antrag auf Übergang zur Tagesordnung einbringen.

Dr. Friedrich. Meine Herren! Im Interesse der Tagesordnung erinnere ich Sie an die Geschäftsordnung. Es darf nicht länger als 5 Minuten gesprochen werden, wenn wir fertig werden wollen.

Rechtsanwalt Robert Keil-Weimar. Meine Damen und Herren! Erwarten Sie nicht, dass ich die fünf Minuten überschreite, als Jurist und als Schriftsteller kann ich mich auf das Allerwesentlichste bei Beurteilung der Frage beschränken. Es ist vollkommen richtig, was der Herr Vorredner geglaubt hat hinsichtlich der verdienstlichen Seiten der Leihbibliotheken. Die Leihbibliotheken haben unzweifelhaft das Verdienst, die Werke der Schriftsteller zweiten und dritten Ranges im Publikum zu verbreiten und bekannt zu machen, aber, meine Herren, bei aller Hochachtung vor der verdienstlichen Seite der Leihbibliotheken bleibe ich doch dabei, dass wir vollkommen recht haben, wenn wir sagen, dass hier ein lange verjährtes Unrecht gegen die Autoren gesühnt wird. Man komme mir nicht mit Scheingründen, meine Herren, sondern man sehe noch einmal der Sache klar ins Gesicht und mache sich klar, dass man geistiges Eigentum nicht bloß durch Vervielfältigung, sondern auch durch Verleihung verletzen kann; wenn ich ein Buch unentgeltlich im Kreise meiner Bekannten

verleihe und verbreite, so begehe ich gegen niemand ein Unrecht, sondern ich diene nur dem Autor und dem Buchhändler, wenn ich das tue, indem ich das Buch bekannt mache. Wenn ich aus dem Verbreiten eines Buchs aber ein Geschäft mache, wenn ich es entgeltlich verbreite, so verletze ich unzweifelhaft sowol das Recht des Verlegers, des Buchhändlers, wie auch das Recht des Autors, dessen geistiges Eigentum Schutz verlangt. Meine Herren, in England und Frankreich sind diese Uebelstände, wie wir sie in Deutschland haben, nicht zu Tage gekommen, die Gesetzgebung gestattet dort nicht, was bei uns fortwährend geübt wird. Ich erinnere Sie an den vorzüglichen Artikel in unsrem Verbandsorgan, wo eine Vergleichung mit den Institutionen des Auslandes gegeben ist und da fragen wir uns, wie ist es möglich, dass in Deutschland ein solcher Zustand fortbesteht, dass eine Verletzung des geistigen Eigentums ohne jede Vergütung an den Autor erfolgt und die Gesetzgebung ruhig zusieht, weil, wie Herr Last richtig gesagt hat, im Laufe der Jahre man sich daran gewöhnt hat, weil man sich so nach und nach an ein Unrecht gewöhnt hat, und daraus nach und nach ein Recht entstanden ist. Dazu, meine Herren, ist aber unsre Gesetzgebung da, um ein solches lange verjährtes Unrecht abzuschaffen um dem wahren Recht zu entsprechen und dem Rechtsbewusstsein des Volks entsprechend endlich auch eine vernünftigere Gesetzgebung anzubahnen.

Wir haben, meine Herren, in dem deutschen Reiche eine Gewerbeordnung, in welche diese Frage zunächst hineingehört, wir haben erlebt, dass diese Gewerbeordnung in neuerer Zeit im Reichstag revidirt worden ist, so dass kaum etwas Gutes an dem Gesetz geblieben ist. Man hat dieses Gesetz revidirt, um die polizeiliche Freiheit auf dem Gebiete des Gewerbs zu beschränken. Nun, meine Herren, wir haben aber auch noch andre Gesetze, die ganz entschieden hier durch den Betrieb der Leihbibliotheken berührt werden, das ist das Gesetz über die Presse und das Gesetz zum Schutze des geistigen Eigentums. Ich knüpfe an das an, was Herr Kollege Wichert vorgetragen hat, ich gehe aber noch einen Schritt weiter. Wenn man den Leihbibliothekaren künftig frei gestatten soll, wie bisher Bücher zu verbreiten, ja, meine Herren, da frage ich, warum soll es nicht auch erlaubt sein sie zu vervielfältigen, in dem einen Falle verbreite ich das geistige Eigentum und mit dem Vervielfältigen verbreite ich das Werk durch Produktion der Form und verbreite es dann im Publikum. Also die Gesetzgebung hat bereits begriffen, dass das nicht geht, dass das geistige Eigentum Schutz haben muss und hat die Vervielfältigung, den Verkauf nachgemachter Exemplare verboten. Warum soll nun bloß die Vervielfältigung als ein Mittel der Verletzung geistigen Eigentums gelten und warum nicht ebensogut das Verleihen und Vermieten? Meine Herren, ich habe gesagt, dass ich als Jurist dieser Frage gegenüber stände, weil ich bereits bei Beratung des Nachdruckgesetzes auch diesen Punkt ins Auge gefasst habe. Es ist aber eines der Verdienste des allgemeinen Schriftstellerverbandes, dass diese Frage überhaupt zur Debatte gestellt worden ist und ich glaube dieses Verdienst ist gerade nicht gering zu veranschlagen. Fragen wir, welche Möglichkeiten sind uns gegeben um dem Uebelstande abzuhelfen, so erinnere ich Sie daran, dass die Frage, inwieweit die Gesetzgebung zu reformiren ist, in Fluss gekommen ist bei Beratung auf dem internationalen Schriftstellerkongress. Wir haben selbst Schritte getan bei der Reichsregirung in andren Fragen und wenn auch wenig Sympathie entstanden ist, so haben wir doch durch die Tat bewiesen, dass wir empfinden, dass die Reichsgesetzung eine Reform erfahren muss. Diese Reform wird sicherlich nicht ausbleiben können, man arbeitet von allen Seiten und auch der internationale Kongress arbeitet daran, und die gesamte Presse findet, dass unser Gesetz nicht mehr dem Bedürfnis, dem Rechtsbewusstsein des Volkes genügt. Ich glaube, Sie hier auch noch an das neuste Faktum erinnern zu dürfen, das ist die literarische Konvention mit Frankreich; vergleichen Sie diese mit der Gesetzgebung, so werden Sie einsehen, dass die Gesetzgebung selbst das Bedürfnis fühlt, weiter zu gehen.

Nun haben wir auch die Fassung des Zivilgesetzbuches, die Frage wie die Leihbibliothek ohne Entschädigung des Autors berechtigt sein solle, Bücher zu vermieten und zu verleihen; also diese Fragen gehören wesentlich mit in die künftige Beratung des neuen deutschen Zivilgesetzbuches. Wir haben schon auf dem vorigen Schriftstellertag beschlossen, dass der Vorstand ermächtigt und beauftragt werde bei der Reichsregirung, soweit der Entwurf dieses Gesetzes bekannt gemacht wird im Interesse der Schriftsteller, die nötigen Schritte zu tun, um die Interessen unsres Standes gegenüber der Gesetzgebung zu wahren, und, meine Herren, das ist der Fall, der auch hier Platz greift. Ich warne Sie nur davor in Uebereinstimmung mit Herrn Wichert und auch mit Herrn Proelss etwa bloß den Interessen des Schriftstellerverbandes zu dienen, sondern jeder Autor ist berechtigt zu sagen: „Mein Interesse ist verletzt, wenn der Leihbibliothekar beliebige Exemplare verleihen und vermieten kann, ohne mir eine Entschädigung zu gewähren.“ Ebenso ist auch das Recht der Verleger und Buchhändler dadurch verletzt, und deswegen, glaube ich, wird es am Platze sein, dass wir Hand in Hand mit den deutschen Buchhändlern dahin wirken, dass bei der Deutschland bevorstehenden Gesetzgebung auch das Nachdruckgesetz in erwünschter Weise Abänderung erleide und unsre Beschwerde dadurch Erledigung finde. Ich meine, meine Herren, wir nehmen diese Resolution, die uns Herr Last vorgeschlagen hat als einen nützlichen Schritt an, um auf diesem Wege wenigstens etwas vorwärts zu kommen, um dem Rechtsbewusstsein, das uns alle erfüllt, Ausdruck zu geben und lassen es bei dem Beschluss des vorigen Jahres, dass der Vorstand, sobald das Gesetzbuch veröffentlicht ist, die nötigen Schritte tue, um das Interesse der deutschen Schriftsteller zu wahren.

Professor Dr. Moritz Lazarus-Berlin. Meine Herren, ich finde es außerordentlich dankenswert, dass der Gegenstand von neuem beraten worden ist, aber besonders deshalb, weil er mir ganz außerordentlich schwierig erscheint. Ich gestehe Ihnen ganz einfach, dass ich weder im vorigen Jahre noch heute imstande war den Deduktionen, die hier geführt worden sind, mit einem wirklichen Resultat für meine Ueberzeugung zu folgen, ich habe diesen Gedanken für mich noch nicht erschöpfen können. Zunächst will ich hervorheben, — ich sehe mit großem Vergnügen das zustimmende Nicken eines Kopfes, dem ich auch scharfe Ueberlegung zutraue, und freue mich, dass es ihm geht wie mir*), — einen praktischen Erfolg können wir heute noch nicht extrahiren, denn Herr Last hat mit gewisser Evidenz bewiesen, dass die Vorschläge, welche im vorigen Jahr gemacht worden waren, unausführbar sind. Und mit noch größerer Evidenz hat Herr Wichert bewiesen, dass der Vorschlag des Herrn Last unausführbar ist, dass die Gesetzgebung absolut nicht darauf eingehen kann einen Gesetzesparagraph zu schaffen, in welchem der Name einer Genossenschaft vorkommt, welche jeden Tag sich selbst auflösen kann oder, wie ein andrer der verehrten Herrn Vorredner gesagt hat, es schließlich auf eine Steuer hinauskommt, die die gesetzgebenden Mächte dekretiren werden und welche an den Schriftstellerverband abgeführt werden soll. Nun möchte ich aber noch mit ein paar Worten Ihnen zeigen, wo eigentlich die Schwierigkeiten für mich liegen.

Zunächst wende ich mich an den Herrn Keil; er hat hervorgehoben, dass, wenn ich freundschaftlich ein Buch, das ich erworben habe, meinen Freunden gäbe, dies eine Woltat für den Autor sei. Nun sehe ich aber gar keinen Grund, wie er im Nachsatz sagen kann, unzweifelhaft sei es ein Unrecht, wenn ich mir das bezahlen lasse. Ob mir jemand sagt, ich danke Ihnen bestens, oder er gibt mir einen Groschen dafür, ist meiner Ansicht nach einerlei. Ist es eine Woltat, dass das Buch unentgeltlich verbreitet wird, dann ist es auch eine Woltat, dass es entgeltlich verbreitet wird. Für diese Woltat lässt sich der Bibliothekar bezahlen, abgesehen davon, dass er seine Zeit auch bezahlt haben muss, einen Unterschied sehe ich für mich nicht ein. Was uns aber Herr Wichert auseinandergesetzt hat, darüber bin ich außerordentlich betroffen worden. Es ist so scharfsinnig wie es nur sein kann, namentlich von Seiten des Juristen, zu zeigen, es sei ein großer Unterschied zwischen dem Buch als industriellem Erzeugnis und zwischen dem eigentlichen geistigen Inhalt, welchen jeder, indem er dieses industrielle Erzeugnis vor seine Sinne bringt, umwandelt zu einem geistigen Eigentum. Ich sehe mit Herrn Wichert, dass da der Unterschied liegt, aber ich sehe noch nicht, welcher Unterschied. Es sind drei Fragen hier gleichzeitig zu lösen, die logische Frage, die psychologische Frage über das Entstehen des Buchs und das geistige Eigentum, und die juristische Frage; nur eine Kombination aller dreier Fragen in einem einzigen wissenschaftlichen Blick, in einer Fassung ist es, welche imstande ist den Gegenstand vollständig zu erschöpfen. Um zu diesem Resultat, was ich wünschte, in der Tat zu gelangen, ist die einzige Möglichkeit die, dass wir die Untersuchung fortsetzen. In diesem Sinne schlage ich Ihnen vor, überzugehen zur einfachen Tagesordnung oder die Resolution zu fassen, dass die Untersuchung über die Materie fortgesetzt werden solle. Aber zur Resolution des Herrn Last, heute zu sagen, wir sind der Meinung, es sei eine Verletzung

*) Der Herr Redner hat hier Herrn Professor Paulus Cassel-Berlin gemeint.

des geistigen Eigentums, wenn man ein Buch verleiht, dazu kann ich mich nicht entschließen. Ich würde nicht bloß dagegen stimmen, sondern ich würde für meine Person Protest dagegen einlegen, denn ich kann das nicht öffentlich in die Welt hinausrufen, namentlich nicht im Sinne und Namen der Genossenschaft: Hier liegt eine Verletzung des Eigentums vor. Die moralische Ueberzeugung steht bei mir noch gar nicht fest, namentlich so lange nicht fest, als Sie nicht zu gleicher Zeit sagen, jeder, der ein Buch seiner Frau oder Tochter gibt, begeht eine Verletzung des Eigentums, weil er es nur einmal gekauft hat. Solange Sie mir nicht juristisch den Unterschied dazwischen und der Verleihung sagen, solange werde ich gegen die Resolution sein, welche gefasst wird. Dagegen bin ich einverstanden, dass eine weitere Untersuchung stattfindet oder, wie Herr Keil hervorgehoben hat, bei Schaffung des Zivilgesetzbuches für das deutsche Reich auch das Recht zur Vermietung des geistigen Eigentums im Buche zur gesetzlichen Erforschung und Regelung geführt wird.

Emil Rittershaus. Ich glaube doch, verehrte Anwesende, dass ein großer Unterschied zwischen gewerbsmäßiger Vermietung von Büchern besteht und der Verleihung an Angehörige und Freunde. Ich möchte nur geltend machen, dass in England bereits eine Zeitschrift „Scopton" besteht, die in dem Kopf einer jeden Nummer den Vermerk hat: „dieses Blatt darf von dem Empfänger nicht weiter verliehen werden." Dieses wird von den Spinnereibesitzern gehalten und schon aus Anstand nicht verliehen. Wir sollten, glaube ich, die Resolution des Herrn Last annehmen und ich hoffe, dass wir zu einer gütlichen Einigung mit den Leihbibliotheken kommen. Es wäre mir sehr angenehm, wenn es geschehen könnte, dass wir sagen, die Besitzer von Leihbibliotheken zahlen etwa 20% ihrer durch die Bücherverleihung erzielten Einnahme an den deutschen Schriftstellerverband. Das, meine Herren, ist eine ganz bestimmte Summe. Sie belastet den, der weniger verdient, weniger und den, der mehr verdient, mehr. Wenn geltend gemacht worden ist, der deutsche Schriftstellerverband sei nicht die deutschen Autoren, so lassen Sie alle diese unserm Verbande beitreten. Dazu sind wir beigetreten, gerade wie die Buchhändler auch einen Verband bilden. Da möchte ich Sie auf die Genossenschaft dramatischer Autoren hinweisen, welche auch zusammengetreten sind, diese wird auch kein besseres Statut haben als wir.

Ich möchte noch einmal warnend aussprechen, dass wir zunächst die Resolution des Herrn Last annehmen, und dass wir den Versuch machen gütlich mit den Leihbibliothekbesitzern fertig zu werden. Ich habe mir, meine Herren, von einem Herrn aus Westfalen eine Statistik der Leihbibliotheken geben lassen, um zu sehen, inwiefern dieselben nützlich für die Volksbildung sind; glauben Sie, meine Herren, die größte Zahl davon dienen nur der Unterhaltung, also es wird gar nichts daran gelegen sein, wenn wir mehr nehmen, und wenn der arme Mann so hingestellt wird, als ob er keine paar Pfennige mehr bezahlen kann, so ist das übertrieben. Er wird das gerade so gut können wie jeder andere.

Ich bin dafür, dass die Leihbibliotheken 50% aufschlagen und dieselben an den Verband zahlen, wir werden das Geld nützlich verwenden.

Ernst Wichert. Meine Herren erlauben Sie mir nur ein paar Worte, Sie sollen sich an Herrn Lazarus wenden, der wie mir scheint, den Hauptanstoss daran nimmt, dass der Unterschied zwischen der gewerblichen Verleihung und der unentgeltlichen Verleihung sich nicht definieren ließe. Er sagte, wenn ihm jemand den Unterschied klar mache, dann würde er sich erklären können, wie er zu meinem Vorschlage sich stellen müsse. Nun ist die ganze Frage dadurch unklar, dass Herr Lazarus sich eines Ausdrucks in seinem Vortrag bedient hat, der meines Erachtens nicht ganz zutreffend ist. Es handelt sich nicht um die Untersuchung der Frage, ob dem Publikum oder dem Autor ein Dienst damit getan werde, dass die Bücher verliehen werden oder nicht, sondern um die juristische Frage, ob ein Unterschied besteht, ob verliehen wird mit oder ohne Geld. Es lässt sich kein äußerer Unterschied konstatiren, aber ein innerer Unterschied ist meines Erachtens da. Soweit wir eine Gesetzgebung haben, haben wir niemals gewagt uns in die Privatrechte des Menschen, der mit seinem Eigentum schalten kann, wie er will, einzumischen, weil dadurch eine Schädigung alles Uebrigen entsteht. Das ist entschieden, dass wer Eigentum hat, dasselbe auch beliebig verleihen kann. Ganz anders ist aber die Frage, wer in der staatlichen Gesellschaft berechtigt ist, von dem Publikum eine Gebühr für etwas zu nehmen. Hier kommen wir auf ein anderes Gebiet und da ist es Sache der Gesetzgebung zu entscheiden: Wenn du diese Berechtigung hast, so hast du auch diese Verpflichtung. Deshalb ist meines Erachtens dieser Unterschied für den Zweck, den wir im Auge haben, nicht sehr groß und darum würde ich vorschlagen, wir nehmen die Resolution des Herrn Last an, mit der Modifikation, dass wir in Verbindung mit den Buchhändlern zu gehen suchen. Es liegt uns durchaus noch offen, zu entscheiden was zu thun ist und es kann nützlich sein, wenn wir einige Jahre Zeit haben, durch öffentliche Diskussion, an der sich viele beteiligen werden, den Gegenstand zu klären.

Moritz Lazarus. Ich möchte zu Protokoll geben, dass ich gegen die Fassung, dass wir heute schon definitiv erklären, es sei die gewerbsmässige Verleihung von Büchern eine Verletzung des geistigen Eigentumsrechts, für meine Person Protest erhebe.

Diesem Protest schließen sich die Herren Cassel, Goldbaum, Haber, Jonas und Kreyenberg an. Jedoch ziehen die Herren Lazarus und Goldbaum später ihren Protest zurück.

Die nun erfolgende Abstimmung über den Antrag Last ergibt die Annahme desselben.

Zu dem nächsten, fünften Gegenstand der Tagesordnung, dem Antrag des Herrn Rektors Hildebrandt-Strehlen in Freiburg: Gründung eines Blattes behufs geschäftlichen Verkehrs zwischen Schriftstellern und Verlegern, sowie Kreierung einer Vereinsagentur bemerkte:

Ernst Wichert: Ich möchte mich nicht auf die Sache selbst einlassen, sondern nur zu bedenken geben, dass wir soweit in der Zeit vorgeschritten sind, dass wir einen Vorschlag dieser Art unmöglich heute noch abtun können und wenn wir bis Abend 6 Uhr Sitzung halten. Ich wäre imstande aus den Erfahrungen anderer Genossenschaften, aus den Erfahrungen, die die Genossenschaft dramatischer Autoren mit der Agentur und dem Blatt gemacht hat, soviel Material herbeizubringen, dass die Diskussion sich entweder bedeutend verlängern würde, oder sehr flach betrieben werden müsste. Deshalb möchte ich vorschlagen, dass wir eine Resolution fassen, wonach dem Vorstande überlassen wird, für den nächsten Schriftstellertag die Sache zur Diskussion zu stellen.

Der Vorschlag wird von der Versammlung einstimmig acceptirt.

Es folgt No. VI der Tagesordnung: Neuwahl des Vorstandes nach § 6 des Statuts, in welchem es heißt: Aus beiden Kategorien der Vorstandsmitglieder scheiden alljährlich vier beziehungsweise fünf Vorstandsmitglieder nach Amtsdauer aus. Eine sofortige Wiederwahl ist statthaft.

Es haben nunmehr statutenmäßig aus dem Vorstande auszuscheiden die Herren Bodenstedt, Döhn, Eckstein, Friedrich, Hirsch, Lammers, Laube, Lazarus, Presber, Träger.

Vor der Wahl bemerken die Vorstandsmitglieder Friedrich und Hirsch, dass das Gewicht der Tätigkeit, die ihnen für den Verband obliege, zu sehr auf ihnen laste, als dass sie ihre verantwortungsvollen Aemter weiter führen könnten. Sie bäten daher, von ihrer etwaigen Wiederwahl abzusehen. Obgleich die Versammlung hierauf den lebhaften Wunsch kundgibt, die beiden Genannten möchten ihre Aemter nicht niederlegen, bleiben die beiden Herren bei ihrer Weigerung. Nunmehr meldet sich Herr Robert Keil-Weimar zum Wort. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, die beiden geschäftsführenden Vorstandsmitglieder würden sich bewegen lassen, in ihrem Amte zu bleiben. Er stellt den Antrag, die Versammlung möge die beiden Herren durch Akklamation, bei der jedoch Einstimmigkeit herrschen müsse, moralisch zum Verbleiben in ihren Aemtern zwingen. Der Antrag Keil wird einstimmig angenommen und nun ziehen die beiden Vorstandsmitglieder den Einspruch gegen ihre ev. Wahl zurück. Es werden darauf sämtliche neun Vorstandsmitglieder wieder gewählt.

Darauf nimmt das Wort der Vorsitzende Dr. Friedrich: Verehrte Versammlung! Ich spreche Ihnen meinen Dank für die Ehre aus, die Sie mir durch Ihre Wiederwahl erwiesen haben und hoffe, sie dadurch rechtfertigen zu können, dass ich alle Kräfte, die ich besitze, Ihrem Interesse zur Verfügung stelle.

(Die übrigen Herren des Vorstandes schließen sich diesem Danke an).

Der Vorsitzende fährt fort: Die Tagesordnung ist erledigt. Ich sage Ihnen im Namen des gesamten Vorstandes aufrichtigen Dank für das Interesse und für die Teilnahme, mit der Sie den Verhandlungen gefolgt sind, die Sie glücklich haben beendigen helfen. Ich spreche den Wunsch aus, dass Sie unserem Verband Ihre Teilnahme erhalten mögen, auf dass wir uns im nächsten Jahre auf dem Schriftstellertage in fröhlicher Weise wiedersehen. Hiermit schließe ich die Generalversammlung des fünften deutschen Schriftstellertages.

Anzeigen.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über die „Sammlung französischer Neudrucke“ (Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn) bei.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ Östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang. | Leipzig, den 24. November 1883. | Nr. 47.

Inhalt:

Grundzüge der Moral.

Gekrönte Preisschrift. Von Dr. Georg von Gizycki.
Leipzig 1883. W. Friedrich. 1,50 M.

Die uns vorliegende Preisschrift ist, wie schon der Titel aussagt, moralphilosophischen Inhalts. Doch will sie nicht diesen oder jenen Satz aus der philosophischen Sittenlehre behandeln, sondern sie tritt trotz ihres geringen Umfangs mit dem Anspruch auf, den gesamten Inhalt dieser wichtigen Wissenschaft darzubieten. Man wird diese nicht ganz bescheidene Intention der eigentümlichen Entstehungsgeschichte des Werkchens zuschreiben müssen.

Der Berliner „Lessing-Verein", der, so viel wir wissen, humanitäre Zwecke auf interkonfessioneller Grundlage anstrebt, hatte im vorigen Jahre eine Preisaufgabe gestellt, deren Forderung dahin ging, dass „eine gemeinverständliche Darstellung der sittlichen Gesetze" gegeben werde, „welche von einheitlichen Grundsätzen geleitet und ausschließlich auf unzweifelhaften Tatsachen der natürlichen Erkenntnis gestützt, eine Richtschnur des Handelns für die leitenden Verhältnisse des menschlichen Lebens zu geben geeignet wäre."

Was also der genannte Verein verlangt, ist eine Morallehre, welche ihre Prinzipien ganz unabhängig von diesem oder jenem Bekenntnis, wie von religiösen Vorstellungen überhaupt entwickeln soll. Denn nur diese kann unter dem Ausdruck „natürliche Erkenntnis" verstanden werden, welche doch einen Gegensatz bildet zu den „übernatürlichen" d. h. nicht weiter erkennbaren, sondern nur im Glauben und durch Offenbarung enthüllten Wahrheiten. Aber in diesem Sinne könnten die Aufstellungen aller bisherigen ethischen Systeme von Plato bis auf Schleiermacher, Schopenhauer und Hartmann „natürliche" genannt werden, da ja jede dieser Lehren das Wesen und den Grund des Sittlichen aus der natürlichen Vernunfterkenntnis, und nicht etwa aus einer göttlichen Erleuchtung herleiten will, bei der unser Intellekt sich ganz passiv verhielte. Worin bestände also das Besondere der durch die Preisaufgabe geforderten Morallehre?

Oder ging etwa die Absicht der Preisausschreiber dahin, die philosophischen Denker zu einer solchen Lösung des ethischen Problems anzuspornen, die sich an keins der bisher bekannten Moralsysteme anschlösse und die Begründung und Ableitung ihrer Sätze mehr im Zusammenhange mit der heutigen naturwissenschaftlichen Weltauffassung in Angriff nähme? Auch diese Absicht kann nicht obgewaltet haben, da unter den eingelaufenen 65 Bewerbungsschriften von der Jury (bestehend aus den Professoren Hermann Grimm und Wilhelm Scherer und dem Abgeordneten Ed. Lasker) diejenige mit dem Preise gekrönt wurde, welche von einer „naturalistischen" Auffassung des Sittlichen keine Spur enthält.

Offenbar hat also bei der Abfassung des Konkurrenzausschreibens einige Unklarheit geherrscht. So viel scheint indess als die Absicht erkennbar zu sein (was auch durch die Wahl einer nichtphilosophischen Jury bestätigt wird), dass keine metaphysischen Untersuchungen angestellt und überhaupt keine tiefern Prinzipienfragen erörtert werden sollen, sondern dass diejenigen moralphilosophischen Lehren entwickelt würden, welche so zu sagen zum praktischen Handgebrauch im

Leben geeignet sind. Dieser Gesichtspunkt ist immerhin wichtig und beachtenswert. Denn er besagt, dass, wollen wir von allen religiösen Motiven in unserm sittlichen Handeln absehen, und müssen wir infolge dessen jede theologische Begründung der Moral, welche vermöge der dogmatischen Verschiedenheit zu einem allgemein menschlichen Gebrauch ganz ungeeignet erscheint, weit von uns weisen, es schließlich nur die Philosophie ist, welche allgemein giltige Gesetze für das sittliche Verhalten des Menschen aufzustellen vermag. Denn auch dasjenige, was für viele der Leitstern in dem dunklen Labyrinth des Lebens ist: das sogenannte sittliche Gefühl, kann doch nur einen Wert als ethisches Prinzip vor dem Richterstuhl der Vernunft erlangen.

So erfreulich nun diese Anerkennung der Philosophie als letzte sittliche Instanz grade in einer Zeit ist, in der die einstige Hochschätzung derselben einer gewissen Gleichgiltigkeit, ja einer hier und da sichtbaren Geringschätzung Platz gemacht hat, so schwierig erscheint doch eine wahrhaft befriedigende Lösung jener Aufgabe. Denn leidet einerseits alle religiöse Moral daran, dass eine theologische, d. h. eine von einem außerweltlichen und außermenschlichen Prinzip ausgehende Fundamentirung der sittlichen Begriffe, wie die des ganzen Kreises unserer Rechte und Pflichten innerhalb der Familie, des Staates und Gesellschaft uns in keiner Weise genügen kann, so führt andererseits die philosophische Ethik den Uebelstand mit sich, dass die totale Verschiedenheit ihrer Gesichtspunkte und Prinzipien, von denen aus sie bisher ausging, ihre allgemeine praktische Anwendbarkeit fast illusorisch macht oder doch wenigstens sehr erschwert.

Soll also ein Moralkompendium jenen Zweck, den die Preisaufgabe im Auge hatte, erfüllen, so wird es so viel als möglich von allen metaphysischen Erörterungen, welche die Maximen menschlichen Handelns aus den Prinzipien der gesamten d. h. der kosmischen und der psychischen Welterkenntnis zugleich ableiten wollen, absehen müssen und die kursirenden sittlichen Begriffe und Anschauungen nach der durchschnittlich „gebildeten“ Auffassung der Mehrheit festzustellen haben. Es ist offenbar, dass eine derartige innerhalb so enger Grenzen sich bewegende Arbeit an wissenschaftlichem Werte erheblich leidet. Aber was sie an Tiefe der Begründung vermissen lässt, dürfte sie, vorausgesetzt, dass auch Stil und Sprache dieser populären Tendenz entsprechen, an praktischer Brauchbarkeit gewinnen. Dieses gilt nun von der oben genannten Schrift des Herrn von Gizycki, welche in dem Wettkampf den Preis gewonnen hat.

Der Verfasser hat sich schon früher durch einige Arbeiten über die englischen Moralphilosophen vorteilhaft bekannt gemacht; aber diese seine intime Kenntnis der Utilitätsmoral schottischer und englischer Denker ist in dieser Schrift nur zu sichtbar. Fast auf jeder Seite stoßen wir auf einen der Namen Paley, Bentham, Stuart Mill, Adam Smith, George Grote, Herbert Spencer u. s. w. Der Uebelstand ist hier ein doppelter: erstens sind dies zu viel Autoritäten für eine Arbeit von so geringen Dimensionen, zweitens gewinnt der Ton durch diese brittischen Stützen etwas sehr Trockenes, Monotones und Nüchternes. Eine für das gebildete Publikum bestimmte Darstellung konnte unbeschadet aller Präzision und Schlichtheit des Ausdrucks zuweilen einen wärmern und vollern Akkord anschlagen. Handelt es sich hier doch nicht um physikalische Sätze, sondern um das innerste Gesetz unseres sittlichen Empfindens und Handelns und hängt doch von der Realisirung desselben die Würde und Idealität des Menschen ab.

Doch gilt dieses nur vom Kolorit. In der Sache selbst herrscht überall ein Ernst, eine Hoheit der Auffassung der sittlichen Prinzipien und Aufgaben, die sehr sympathisch berühren. Der „Egoismus-Standpunkt“, die eigene Glückseligkeit als ethisches Prinzip, wird nach einer scharfen Kritik seiner Gründe verworfen. Dagegen wird die allgemeine Glückseligkeit als das wahre „summum bonum“, als die Wurzel und Blüte am sittlichen Lebensbaum der Menschheit erkannt. Das ist eine durchaus gesunde, tatkräftige, zur öffentlichen Wirksamkeit anspornende Moral, zu der der Verfasser auch noch das „Recht“ in ein inneres, immanentes Verhältnis setzt. Positive Moral (mos) und positives Recht (jus), wie sie tatsächlich sich aus der geschichtlichen Entwickelung ergeben haben, werden aber der idealen Moral und dem idealen Recht untergeordnet und zwar so, dass die letztern aus der Vernunfterkenntnis fließenden Faktoren auf die stete Vervollkommnung jener geschichtlichen Ergebnisse hinzuwirken haben. So gewinnen einerseits Rechtsphilosophie und Gesetzgebungswissenschaft jenen innern Zusammenhang, wie er z. B. in den Schriften Jeremy Benthams entwickelt ist und durch welchen es der erstern möglich ist, „das System der bürgerlichen Gesetze der idealen Rechtsregeln“ möglichst nahe zu bringen. Andererseits ergibt sich als das Ziel der Moralphilosophie, Grundsätze zu gewinnen, durch welche die ideale Sittlichkeit nachhaltigern Einfluss gewinne auf jene positive Moral, welche sich als der „Inbegriff der gesamten, durch die derzeitige öffentliche Meinung d. h. durch Missbilligung, Tadel, Verachtung, Verabscheuung oder durch Billigung Lob, Achtung, Bewunderung der privaten Gesellschaftsglieder sanktionirten Regelungen“ darstellt.

Wie oben bemerkt, war durch den Zweck der Schrift eine metaphysische Erörterung jener höheren ethischen Begriffe, wie Gut, Schlecht, Willensfreiheit u. s. w. ausgeschlossen. Dagegen ist die sogenannte Tugend- und Pflichtenlehre ziemlich ausführlich behandelt. Es ist ein gesunder Eudämonismus, dem auch in diesen Fragen der Verfasser huldigt. Die größtmögliche Verwirklichung des sittlichen Prinzips ist ihm: der Mensch soll das Glück in der Welt nach Kräften erhöhen, das Elend vermindern. Dieses höchste Gesetz soll sein Denken, Wünschen, Wollen und Handeln beherrschen. Wenn unsere heutigen Modepessimisten diese Moral eine heuchlerische zu nennen pflegen, so braucht man um diesen Vorwurf sich nicht weiter zu kümmern. Sie ist jedenfalls die edelste und uneigennützigste.

Kein Kompendium der Moral kann für die unendliche Mannigfaltigkeit der sittlichen Beziehungen bestimmte Regeln aufstellen. Aber für die wesentlichsten Lebensverhältnisse in Familie, Staat und Gesellschaft sind die philosophischen Prinzipien hier entwickelt. Aus diesem Gesichtspunkte können wir allen denen, welche sich über diese ethischen Fragen in ihrem Zusammenhange klar werden wollen, diese Preisschrift empfehlen. Und wir würden glauben, dass dieselbe ihren Zweck erreicht hat, wenn sie auch nur einen Leser von der schweren Zeitkrankheit des verderblichen Pessimismus heilen könnte.

Leipzig.

Moritz Brasch.



Gedanken-Lyrik.

Von **Otto Sutermeister** (Bern).

I.

Gedanken-Lyrik — freilich wahr:
Man streut ihr heut nicht eben Rosen;
Wer selber der Gedanken bar,
Hält's mehr mit der gedankenlosen.

II.

Es macht ein reiches Wissen zwar
Gewisslich nicht Poeten;
Doch Toren wären die fürwahr,
Die es darum verschmähten.

Je tiefer in des Wissens Reich
Des Dichters Blicke dringen,
Je höher heben auch zugleich
Sich seines Geistes Schwingen!

III.

Poesie! was sollen wir
Dir für Namen geben?
Stil und Tinte bist du hier,
Herzblut dort und Leben.

IV.

Du sagst: „Die größten Poeten allein
Sollen mir Wonn' und Weide sein;
Was können die kleinern gewähren?“
Mein Freund, lass dich belehren:
Schätz' ich auch Ros' und Lilie hoch,
In meinem Garten will ich doch
Levkojen und Narzissen
Daneben nicht vermissen.

V.

Des Poeten Geist widersteht der Zeit, ein freier Schalter und Walter;
In der Jugend dichtet er Weltschmerzleid, und Liebeslieder im Alter.

VI.

Dem schenkt die Welt der Klassik Preis,
Der alle Alter eint:
Der neu dem Jüngling, Mann und Greis
Und immer groß erscheint.

VII.

Wähnt nicht, dass je dem Müßiggang
Ein dauernd Kunstgebild gelang;
Was ew'gen Ruhm sich hat errungen,
Dem Leben ist's, der Tat entsprungen.

VIII.

Dem Lyriker, der an Leser denkt,
Sei all sein Plunder voraus geschenkt;
Nur der schafft ein rechtschaffen Gedicht,
Aus dem es quillt, ob er will oder nicht.

IX.

Mancheiner wähnte lyrischen Flugs bis in den Himmel zu fliegen —
Die unten aber lachten des Trugs: sie sahn auf dem Seil ihn sich wiegen;
Ja Mancher auch fiel auf die Erde platt und hat den Hals sich gebrochen —
„Delirisch ist nicht lyrisch“, so hat schon Lenau, der Aermste, gesprochen.

X.

Dass Alexandriner zu keinen Stunden
An Zopf und Prosa sind gebunden,
Das haben uns gründlich mit der Tat
Bewiesen Rückert und Freiligrath.

XI.

Keiner lebt, den seine Zeit
Nicht in ihre Schranken bannte;
Kennen wir doch Goethe heut
Besser, als er selbst sich kannte.

Wie du lachst und wie du weinst,
Wie du leibst und lebst — ja minder
Weißt du's selber heut, als einst
Deine Ur-Ur-Enkelkinder.

XII.

Ein Jeder wird sich widersprechen
Und gar nicht immer ist's ein Verbrechen;
Nur muss, je größer ein Leben, ein Buch,
So kleiner werden sein Widerspruch.



„Hohe Gönner“. Eine Komödie in sechszehn Kapiteln von Ernst Wichert.

Leipzig 1883, Carl Reißner.

Ja, eine Komödie und eine ganz moderne, wie sie Eingeweihte schon oft genug miterlebt haben. Wichert hat sie uns nur in besonders drastischen Farben gegeben, geist- und witzvoll, in lebendig bewegten Szenen. „Es fehlt nicht viel, dass dieses erste Kapitel das letzte

wird," meint der Autor schalkhaft, aber die Sache verhält sich sehr ernst — warum auch nicht, wenn „er und sie," ein talentvoller Maler und ein schönes, für den Schauspielberuf schwärmendes Mädchen, zwei junge, idealbegeisterte Menschen sind, die sich in ihren Dachkammern abmühen im Streben nach dem Höchsten, aber aus ihrer materiellen Misère nicht herauskommen — ohne Gönner. So stehen sie denn auf dem Punkte, diese „Lumpenexistenz" wegzuwerfen, aber die Dinge nehmen einen anderen Verlauf, die Beiden trennen sich in dem Momente, in welchem sie zusammen dem Dasein entsagen wollten, und gehen von da an ihre eigenen Wege. Den Maler lehrt „ein Freund in der Not," ein junger Lebemann, „praktische Philosophie". Freiwillig zu leben aufhören, weil man sich in seinen Idealen enttäuscht sieht? Unsinn! „Es gibt viele Wege, mein Bester .... Nur eine Stufe darf man herunterspringen und man hat wieder freie Bahn. Vielleicht auch nicht für lange. Aber dann springt man noch eine Stufe hinab und im Notfall noch eine — weiter geht's immer ... Ein Stufchen herunter, Verehrtester, ein Stufchen herunter! Sie sollen zu Ihrer eigenen Verwunderung sehen, wie bequem es sich da wandert." Wirklich, der Maler findet, dass er recht hat. In einer Gesellschaft, in die ihn Baron von Pleutenburg einführt, lernt er seine künftigen „hohen Gönner" kennen, — Herrn Marotti, von Hause aus ein Damenschneider, jetzt „Geschmackskünstler", dessen Beruf es ist, die Prunk-Kostüme vornehmer Damen zusammenzustellen, und der sich infolge dessen einflussreiche Verbindungen erworben hat, ein auf seine Leistungen sehr stolzer Photograph und ein großsprecherischer Zeitungs-Rezensent. Die drei beschließen, ihn zu „machen", und Roland — so heißt der Maler — malt freilich nur noch Porträts auf Bestellung, aber er ist nicht nur von Stund an ein berühmter und reicher Mann, sondern — beinahe auch der Gatte einer jungen, schönen, koketten Frau, wenn er es, nach einem Wiederbegegnen mit der früheren Geliebten, nicht eben vorzöge, zur rechten Zeit zu verschwinden und zu seinen Idealen zurückzukehren. Auch Angelika ist von ebendemselben Herrn Marotti, der sogar ein Herr von Marotti wird, „gemacht" worden und zählt bald zu den gefeierten Schauspielerinnen, — nach vielen, vorher vergeblichen Bemühungen bei dem Theateragenten Roller, der ihr wiederholt demonstrirt, dass wir „nicht mehr in den Zeiten Schillers und Goethes leben". Mit beißenderer Ironie kann wol dieser „Stufengang" nicht gekennzeichnet werden, als es von dem sich wieder auf sich besinnenden Künstler in den Worten an die ehemalige Geliebte geschieht: „Ich werde gar nicht bezahlt für das, was ich leiste, sondern was die Mode aus mir macht. Wohne ich nicht wie ein Prinz? Kann ich nicht leben wie ein Fürst? Dazu bringt's die ehrliche Arbeit selten. Humbug — Reklame — Tamtam! Ich sage Ihnen die Wahrheit, Angelika, die ganze Wahrheit, die ich mir selbst gesagt habe. Sie soll Ihnen die Augen öffnen, bevor Sie in denselben Abgrund taumeln. Mag Ihr Stolz sich krümmen unter diesem Bekenntnis —: gerade so sind Sie eine berühmte Künstlerin geworden. Das Genie eines Schneiders hat Sie dazu gemacht!" Die Beiden finden sich wieder, und Roland wird wirklich ein bedeutender Künstler. Durch den Abschluss seiner Erzählung zeigt Wichert, dass er auch ein Dichter ist. Während er den Baron von Pleutenburg mit samt seiner „praktischen Philosophie" einen gewaltsamen Tod finden lässt, führt er die beiden anderen auf der Höhe des Turmes von St. Jacques, zu der sie auf vielen Stufen hinaufgestiegen sind, wieder zusammen. „Auch da unten" — spricht Roland — „werden wir fortan auf der Höhe des Lebens wandeln. Wir werden recht von Herzen glücklich sein, weil wir recht von Herzen unglücklich sein konnten." Und Angelika: „Wir werden glücklich sein, wenn wir nicht verlernen, das Glück in uns zu suchen. Niemand macht uns zu etwas, wir hätten es denn in uns ..."

Wie man sieht, liegt dem Buche auch eine tiefernste Absicht zu Grunde, und wir würden dem Verfasser schon darum für dasselbe dankbar sein, auch wenn es nicht so frisch und munter geschrieben wäre, wie es der Fall ist.

Lunzenau.

Max Vogler.



Die kleine Prinzessin. — Blond muss sie sein, von Heinrich Laube.

Breslau 1883. S. Schottländer. 3 Mark-Bibliothek.

„Die ganze Wirtschaft ist doch nichts weiter als eine Liebeströdelei und das ist doch eigentlich nur dummes Zeug." Das sage nicht ich, das sagt Herr Golz (S. 165 des Buches). Ein so scharfes Urteil möchte ich über Altmeister Laubes neue in den besten Zeitungen erscheinende Novellen nicht fällen. Aber die Liebesgeschichte däucht uns bekannt; Vrony-Julia liebt einen Kurfürsten Karl-Romeo, die Eltern reden, freilich aus anderen Motiven, als die Capulets, ab, und Vrony soll Paris-Warren heiraten. Man könnte die Leutchen auch Gorgibus, Célie, Lélie, Sganarelle, nach Molière's „Cocu Imaginaire" nennen, wo es ähnlich, nur possenhafter hergeht, wie in der Tragödie von Verona. Hier fährt unser Kurfürst nach Frankreich und bandelt dort mit der leichtlebigen Louise von Aubigny an, die sich für ihre fromme Schwester Therese ausgibt. Dem vorzüglichen Autor von „Die Gräfin von Châteaubriand", „Schlösser Frankreichs", fällt es nicht schwer, etwas Lokalfarbe aus der Zeit des „Regent" anzubringen und wenn er gar die ganze Gesellschaft in Karlsbad zusammen kommen und Sprudel trinken lässt, oder mit ihr auf die Jagd geht, so begreift man, warum Laube, der in jenem Teplbad zu Hause, wie Goethe, sich übermäßig lang dort aufhält. Das Was der Erzählung ist also nicht neu; das Wie ganz Laube. Knorrig, oft mehr

in Lustspiel-, ja Posse- Dialog- Manier, als novellenhaft, und wenn die Situation gar zu alt ist, stellen sich auch die alten Worte wieder ein. So sagt der überredende Vater Imanuel XIX. zur Tochter Vrony als Antwort auf deren Bemerkung, sie liebe Warren nicht: „Dummes Zeug! Glaubst du etwa, deine Mutter hätte mich geliebt, oder ich hätte deine Mutter geliebt, als wir uns verheirateten? kein Gedanke! Die Liebe kommt nach der Hochzeit, verlass dich darauf, sie kommt!“ und so stehts wörtlich in einer deutschen Uebersetzung des obengenannten Sganarelle: „Und dann, habe ich vielleicht deine Mutter geliebt, ehe ich sie heiratete? Ungeliebter Bräutigam, geliebter Mann. Die Liebe, die erst in der Ehe kommt, ist viel dauerhafter; je später sie entsteht, desto länger hält sie. Mais, s'il ne l'est (aimé, pas cocu,) amant, il le sera mari (Plus qu'on ne le croit, ce nom d'époux engage, Et l'amour est souvent un fruit du mariage!) Auch sonst ist das Wie reich an Feinheiten und Reifheiten, nur die letzten Herzenslaute vermisst der Leser. Wenn auf S. 204 von jenem Briefe, der alles ins Reine stellt, „der so echt, so überzeugend, so ganze, volle Liebe sein soll“, die Rede ist, so bleibt der Erzähler ihn schuldig und der Lauscher muss eben aufs Wort glauben. Uns bleibt der Brief ein Buch mit sieben Siegeln. Am Schlusse empfehlen sich drei vermählte Paare, wie in einem echten deutschen Lustspiel.

„Blond muss sie sein“, ist die Geschichte eines Mannes, der ziemlich oft „Bär“ geheißen wird, in seiner Vaterstadt eine Auguste kennen lernt, als Gymnasiast einen platonischen Aufschwung zu Louise hatte, mit Julianen Ehe bricht, und endlich, nach empfundener Leblosigkeit aller dieser Gefühle, die blonde Auguste Worbner heiratet, die ihm nur deshalb einigen, den Schluss retardirenden Widerstand entgegensetzt, weil er sie gerade — heiraten will. — Sätze wie: „Sie ging nur, und ging, man möchte sagen, aus Instinkt an Einsamkeit!“ (S. 27) „So kam sie ins Jagdhaus. Es war ganz leer bis auf Susanne und den wahrscheinlichen Nicodemus, welcher nicht sichtbar war!“ (S. 205) „Ich war verliebt und wurde verliebt bis über die Ohren.“ (S. 218) trifft man nur selten an. Dagegen heißt es S. 250. „Es ist eine Naturerscheinung, dass junge, gescheidte Mädchen sich gern einem älteren Manne anschmiegen, zum Unterschiede von Wittwen, welche das nicht tun!“ Das ist so boshaft welterfahren, wie La Bruyère nichts besser gelungen. Und S. 225: „Ehrenhaftigkeit war doch am Ende das einzige, was selbst ein egoistisch gewordener Einsiedler, wie ich, nicht abweisen durfte. Ohne sie wird das gesellschaftliche Leben roher, gemeiner Krieg!“ Um einen solchen Aphorismus zu finden, darf man getrost das ganze Buch lesen.

Wien.

Alfred Friedmann.



Henrik Ibsen, ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur, von L. Passarge.

Mit dem Porträt und Faksimile Ibsens in Stahlstich.

Leipzig 1883, Bernhard Schlicke.

„Norwegische Nationalliteratur“ — es ist noch nicht lange her, dass man von einer solchen spricht. Nicht etwa in dem Sinne, wie man erst seit kurzem eine rumänische Literatur kennt; denn die Norweger sind ein altes protestantisches Kulturvolk, welches mit den übrigen skandinavischen Nationen Schritt gehalten hat; aber man machte früher nicht den Unterschied zwischen norwegischer und dänischer Sprache, auf welchen man jetzt in Norwegen Wert legt, und da es keinen solchen gemeinsamen Namen für die beiden Sprachen, welche der schwedischen als eine und dieselbe gegenüberstehen und nur ihre verschiedenen Bauerndialekte haben, gibt, wie „Hochdeutsch“ für die unter sich sehr verschiedenen hochdeutschen Redeweisen in Norddeutschland, Sachsen-Thüringen, Schwaben, die Norweger aber sich das „a potiore fit denominatio“ Dänemark gegenüber nicht mehr gefallen lassen wollen: so muss man den immerhin irreführenden Namen „norwegische Nationalliteratur“ zunächst im sprachlichen Sinne anerkennen.*) Abgesehen aber von der Sprache, welche trotz alles „Maalstrebens“, d. h. trotz alles in den letzten beiden Jahrzehnten betriebenen Hereinziehens besonderer norwegischer Bauerndialekt-Wörter dieselbe für die Literatur geblieben ist, wie die dänische, hat sich die Berechtigung des Namens „norwegische Nationalliteratur“, welche schon darin liegt, dass es eine norwegische Nation gibt, neuerdings noch in einem anderen Sinne erwiesen. Die norwegische Poesie hat sich an norwegischen Stoffen zu begeistern verstanden und auf norwegische Verhältnisse gerichtet. Während noch die dichterischen Erzeugnisse der Welhaven und Wergeland in den 40er und 50er Jahren den allgemeineuropäischen Charakter trugen, und z. B. die große Ballade Welhavens, wie unser Verfasser S. 19 sagt, ebensowol von dem Dichter der gewaltigen Romanze „Hakon Jarl“, dem Dänen Oehlenschläger, hätte gedichtet sein können: so beginnt dagegen mit Björnsons Bauernnovelle „Synnöve Solbakken“, welche eine durchaus nationale Farbe trug, eine eigentümlich-norwegische Dichtung; „es war darin ein Ton angeschlagen, der sich

*) Vor wenigen Jahren kam im Auftrage einer hamburgischen Buchhandlung ein junger Norweger zu mir, welcher eine für Deutsche bestimmte „norwegische Grammatik“ durchgesehen und beurteilt haben wollte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass, wenn er die Grammatik in Deutschland verbreitet wünschte, es rätlicher wäre dieselbe als „dänische Grammatik“ einzuführen, weil Dänisch viel in norddeutschen Handelsstädten begehrt würde, Norwegisch aber unter diesem Namen fast nie. Es kostete Mühe ihn endlich dazu zu bewegen, daß er den Titel in „Norwegisch-dänische Grammatik“ änderte. So weit geht dieses Streben sich als gesondertes Volk mit gesonderter Sprache einzuführen. Und doch ist die norwegische Schriftsprache bis auf einige besondere norwegische Wörter, welche jedes dänische Lexikon aufführt, dieselbe, wie die dänische, und der gebildete Norweger spricht nur etwas reiner aus als der Däne, während z. B. der jütländische und der nordschleswigsche Bauer, wenn sie ihren Dialekt reden, der von der Schriftsprache weit abweicht, in Kopenhagen eben so wenig verstanden werden, wie in Christiania.

von allem in Norwegen Gedichteten absonderte und vom dänischen — soll hier heißen: allgemein-europäischen — bestimmt lossagte.“ Björnson ist trotz seiner sonstigen Wandlungen — denn vom pietistischen Grundwigianer hat er sich zum Freidenker und vom Königstreuen zum Republikaner entwickelt — ein charakteristisch-norwegischer Dichter geblieben; wenigstens haben seine Bauernnovellen und seine sonstigen kleinen Erzählungen einen ganz norwegischen Charakter bewahrt; erst seine neuesten Tendenzdramen haben sich den allgemeinen Verhältnissen der modernen bürgerlichen Gesellschaft zugewandt. In den letzten Jahren ward der Lyriker Norwegens seinem poetischen Berufe untreu; er suchte das norwegisch Edle in einer ungezügelten Demagogie, deren Gefühlsergüsse schließlich der eigenen politischen Partei so unbequem wurden, dass sie die Uebersiedelung des Dichteragitators nach der „Hauptstadt des gebildeten Europas“, Paris, beförderte.

Der zweite jetzt lebende größte Dichter Norwegens, **Henrik Ibsen**, Rival, aber Freund und ehemaliger Studiengenosse Björnsons, steht mit seinen Dramen an der Spitze der ganzen gegenwärtigen skandinavischen Literatur. Er steht gleichfalls unter dem Einflusse der nationalen norwegischen Richtung, hat bei seinen Darstellungen vorzugsweis norwegische Geschichten, norwegisches Land und norwegische gesellschaftliche Verhältnisse im Auge; aber trotz der Anhänglichkeit an das Vaterland setzte er sich doch mit seinen Dichtungen gerade in Gegensatz zu dessen engen Verhältnissen; er hat seit 1864 im Auslande, größtenteils in Rom gelebt, und wie eng ihn auch der Verfasser der vorliegenden Schrift in Zusammenhang mit der nationalen norwegischen Dichtung gebracht hat, schon die Wahl seiner Stoffe, mehr aber noch die Dramen selbst beweisen, dass er nur den Ursprung in jener befangenen norwegischen Richtung hat, übrigens aber als europäischer Dichter zu betrachten ist. Dass er in den Erstlingsjahren seines Schaffens als Apothekerlehrling in Grimsted bei Arendal eine Reihe Sonette an König Oskar I. richtete, worin er diesen um Hilfe für die dänischen Brüder ansprach, das ging aus dem tiefen Gefühl, das er als Skandinave für den nächstverwandten skandinavischen Stamm hegte, hervor; er richtete damals auch donnernde Gedichte an die Magyaren, sie im Namen der Freiheit und der Menschenrechte zum Ausharren in dem gerechten Kampfe gegen die Tyrannen ermahnend; es geschah das in glühender Leidenschaft für die Freiheit, und wie wenig damit spezifisch-norwegischer Patriotismus zu tun gehabt hat, das beweist sowol sein eigenes Bekenntnis, dass er sich gerade damals auf einer Art Kriegsfuß mit der kleinen Gesellschaft seiner Heimat befand, deren Aristokratie ihn als einer mittleren Gesellschaftsschicht angehörenden besonders übel berührt zu haben scheint, als auch seine damalige Abfassung einer Tragödie „Catilina“, worin der Kampf gegen eine verdorbene Zeit gefeiert wird. Die Berufung, die er nach weniger Monate Studienzeit in Christiania durch Ole Bull an das von diesem in Bergen gegründete „norwegische Theater“ erhielt, hätte ihn in den spezifisch-norwegischen Gedankenkreis bannen können, von welchem Ole Bull, der nur „norwegisches“, kein dänisches Theater, nur norwegische Schauspieler, die sich der dänischen Aussprache enthielten, jedenfalls auch nur norwegische Kunst haben wollte, beseelt war. Wie verhielt sich aber der als Dramaturg für Bergen angestellte Ibsen? Er reist nach Kopenhagen und nach Dresden, um sich für seine Stellung besser vorzubereiten, macht dort die Bekanntschaft mit Heiberg und mit H. Hertz, dem Dichter von „König Renés Tochter“, und sucht in Dresden durch seinen Landsmann, Prof. Dahl, Einführung in die dortige Kunstwelt. Das sind keine Zeichen eines befangenen norwegischen Hochmuts und norwegisch-patriotischer Abgeschlossenheit. Wol aber trägt der Dichter in den Schauspielen, die er nun in Bergen und später in Christiania, wo er, mit Björnson tauschend, artistischer Direktor an dem „norwegischen Theater“ ward, dichtete, durch die Wahl seiner Stoffe, die sich auf norwegische Geschichte und Verhältnisse beziehen, der Vorliebe seiner Landsleute für das Nationale Rechnung. Andererseits sehen wir ihn mit seiner Tragödie „Die Krieger auf Helgoland“ (erschienen 1858), einer Bearbeitung der Geschichte von Brunhild und Chriemhild nach der Wölsunga-Sage, und mit der „Komödie der Liebe“ (1862) so sehr in Gegensatz zu den heimischen Vorstellungen treten und dadurch einen „Sturm des Unwillens“ gegen sich erregen, dass man einen solchen Dichter nur als mit den Wurzeln in seiner Heimat und deren spezifischem Gedankenkreise stehend, übrigens als durchaus selbständig bezeichnen muss. Weit mehr als vom Norwegertume wird Ibsen vom **Realismus** beherrscht. Er nennt ihn selbst in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Komödie der Liebe“ einen „gesunden Realismus“ und sagt, dass der Norweger sich solchen beilege, obwol hinsichtlich der Gesundheit nicht mit Recht. Dieser Realismus ist die Seele der ganzen späteren Ibsenschen Dichtung geworden. Es ist der Realismus Zola's, die Schilderung der nackten Wirklichkeit und Jämmerlichkeit ohne Streben nach versöhnenden und idealen Momenten, der Realismus einer pessimistischen Betrachtung der Dinge, die „Bekämpfung der Lüge in jedweder Gestalt in Gesellschaft, Staat und Kirche“. Diese Richtung ist auch im benachbarten Dänemark in der sogenannten literarischen Linken vertreten. Wir sehen sie dort durch Gjellerup, Edward Brandes, Schandorph, Pingel u. a. gepflegt, die sich in Gegensatz zu den nationalen und religiösen Vorurteilen der älteren Generation gestellt haben; es fehlt ihr aber noch der moralische Aufschwung, der sittlich-philosophische Ruhepunkt; denn die bloße Schilderung elender Wirklichkeit kann der Poesie, welche den Menschen erheben und bilden soll, nicht genügen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch die Dramen unseres norwegischen Dichters unbefriedigend. Hoch rechnen wir ihm seine religiöse Selbstbefreiung in einem von religiöser wie nationaler Ueberspanntheit seltsam durchdrungenen Volke an. Das seiner Zeit viel besprochene, den Forderungen eines Dramas allerdings nicht genügende dramatische Gedicht „Kaiser und Galiläer“ zeigt Ibsens freie Stellung zum Christentum, ein eingehendes

Studium der betreffenden Geschichte und die überall hervortretende feine psychologische Auffassung von Charakteren. Dem „Kaiser und Galiläer" sind die reinen Gesellschafts- und Familiendramen gefolgt, welche, von nordischen und anderen Sagen absehend, die moderne Welt mit ihrer Konkurrenz und Erwerbsucht zum Gegenstande haben; es sind: „Der Bund der Jungen", „Die Stützen der Gesellschaft", „Nora" (eigentlich: „ein Puppenheim"), „Die Gespenster" und „Der Volksfeind". Der Dichter ist, nachdem ihm die lange vergebens begehrte Dichterpension zu Teil geworden, und über das „norwegische Theater" in Christiania 1862 der Konkurs ausgebrochen war, 1864 nach Rom gezogen, um nie wieder zu dauerndem Aufenthalt in sein Vaterland zurückzukehren; er hat auch in Dresden und in München gelebt; aber Rom ist seine neue Heimat geworden. Dort hat er sich, so viel uns bekannt, aller Einmischung in die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes enthalten, und die boshafte demagogische Partei, welche jetzt das Storthing beherrscht, kann sich nicht rühmen, den aufgeklärten Mann auch nur indirekt (durch Anspielungen in seinen Dramen) zum Genossen zu haben.

Das oben mit seinem Titel angeführte Buch des Herrn Louis Passarge, welcher Norwegen bereits durch Uebertragung von Balladen und durch Reiseerinnerungen („Drei Sommer in Norwegen") geschildert und die dramatischen Gedichte „Peer Gynt" und „Brand" des Herrn Ibsen in treuen Uebersetzungen vorgeführt hat, lässt sich am besten mit den Einleitungen zu den Gesamtwerken und den einzelnen Dramen des Sophokles von Schneidewin vergleichen. Der Verfasser, durch seine große Belesenheit in der dramatischen Literatur der verschiedenen Völker ausnehmend zur Vergleichung und zur Kritik befähigt, gibt uns eine eingehend charakterisirende Lebensbeschreibung des Dichters und eine Darlegung des Inhalts der einzelnen Werke mit eingeflochtener Kritik und bei den schon anderweit von ihm bearbeiteten Stücken „Peer Gynt" und „Brand" auch mit Uebersetzung zahlreicher Stellen. Von dem hochtrabenden Anfang und von der durch persönliche Bekanntschaften und Freundschaften unterstützten Sucht alles norwegische und den in Rede stehenden Dichter insbesondere in der Weise eines Panegyrikus zu schildern und über Schwächen bei beiden mild hinwegzugehen abgesehen, müssen wir jene Analyse als vorzüglich gelungen bezeichnen. Das sorgfältig gearbeitete Buch vermittelt eine genaue Bekanntschaft mit der Person und den Werken des großen Dichters und ist auch für die, welche dessen Schauspiele in der Ursprache lesen wollen, ein willkommener Führer.

Altona. Karl Kleinpaul.



Maxime Du Camp. Souvenirs littéraires.

Zweiter Band.

Paris 1883. Hachette. 7,50 fr.

Von Herrn Maxime Du Camp's Memoiren, deren ersten Band wir in Nr. 28 des „Magazins" (8. Juli 1882) besprachen, ist Folge und Schluss erschienen. Der Inhalt geht von 1851 bis auf unsere Tage; er umfasst also die ganze Dauer des zweiten Kaiserreichs und das jetzt schon dreizehnjährige republikanische Regiment. Die Literatur spielt auch hier, dem Titel gemäß, die Hauptrolle, und über Gustav Flaubert, Alfred de Musset, Théophile Gautier, Lamartine, George Sand, Mérimée, Gérard de Nerval, Buloz und andere Berühmtheiten jener Tage erhalten wir die interessantesten Mitteilungen. Doch läuft glücklicherweise auch vieles rein Geschichtliche mit unter. Obwol Herr M. D. nie ein eigentlicher Politiker war, so gab er doch vom Herbst 1851 an die *Revue de Paris* neu heraus. Die Haltung dieser Zeitschrift war nicht nur oppositionell, sondern sogar sozialdemokratisch, wenn auch in einem ganz platonischen Sinn, und es wurde dieselbe sogleich nach Orsinis Attentat, durch kaiserliches Dekret vom 8. Januar 1858, unterdrückt. Die hierauf bezüglichen Ereignisse sowie das mitgeteilte Aktenstück haben somit ein beträchtliches historisches Interesse. Ueberhaupt gingen damals mehr wie je Politik und Literatur durcheinander, weil, bei dem gewaltsamen und gefährlichen Druck von Oben, die letztere eine bequeme Gelegenheit bot, die erstere in verdeckter und mittelbarer, aber unverfänglicher und allgemein verständlicher Weise zu behandeln. Man las damals viel zwischen den Zeilen, wie in Deutschland vor und nach 1848. Dieses Verhältnis machte sich namentlich bemerklich, als von Ende 1856 an Flauberts berühmter Roman *Madame Bovary* herauskam, und der Verfasser, trotz der unschuldigen Form, die er gewählt hatte, Anfangs 1857 vor die Schranken eines Zuchtpolizeigerichtes gestellt wurde, „wegen Beleidigung der öffentlichen und religiösen Moral und der guten Sitten". Dass der Angeklagte die zeitgenössischen Zustände hatte verhöhnen wollen, das lag freilich klar am Tage; eine Beschädigung der „guten Sitten" u. s. w. aber konnte noch lange nicht daraus hergeleitet werden — im Gegenteil! Flaubert wurde freigesprochen, und sein Roman fand nun einen ungeheuren Erfolg. Es war dies die erste große Niederlage des napoleonischen Systems vor der öffentlichen Meinung.

Auch über den plötzlichen Zusammenbruch des Kaiserreichs, sowie über den Krieg, den Kommuneaufstand und die nachfolgenden Ereignisse liefert Herr M. D., wenn auch in etwas sporadischer Weise, bemerkenswerte Angaben, auf deren Einzelheiten wir hier aus Mangel an Raum nicht einzugehen vermögen.

Das Buch empfiehlt sich somit nicht nur dem Unterhaltung suchenden Leser sondern auch dem Literarhistoriker und dem eigentlichen Geschichtsforscher zu aufmerksamer Lektüre.

Caen.

Alexander Büchner.

Ein Buch über George Eliot.

George Eliot, by **Mathilde Blind**. „Eminent Women Series."

London 1883, Allen & Co.

In dieser Zeit der Schnell- und Vielschreiberei, in der die journalistische Spezialität der Nekrologisten fertige Biographien hervorragender Zeitgenossen auf Lager hat, um bei gutem Sterben reiche Ernte zu halten, und in der jede frisch verstorbene Größe sofort literarisch ausgeschlachtet wird, ist es eigentlich zu verwundern, dass erst dritthalb Jahr nach dem Tode einer so eminenten Persönlichkeit wie George Eliot das erste Buch über dieselbe erscheint. Größere und kleinere Artikel sind natürlich in Menge erschienen in allen Abstufungen der Güte von dem sehr guten Aufsatz Calls in der Westminster Review (Juli 1881), bis zu dem Zornesausbruch eines streitbaren „Reverend" im Canadian Spectator (April 1880), welcher sich zu dem Ausruf versteigt: „The world will learn to blush for the fame it has accorded to the name of George Eliot!" — nun freilich: Ein Kanadier, der noch etc.! Dazwischen liegen die vielen blässlich referirenden Artikel und die begeisterten Hymnen persönlicher Freunde, z. B der Miss E. Simcox (Nineteenth Century). Unter den kritischen Arbeiten, besonders über einzelne Werke, stehen wol die deutschen (Scherer, Spielhagen etc.) oben an, während andrerseits das unglaublichste an Kritiklosigkeit englische und amerikanische Federn leisten. Der New-York Herold phantasirt in einem kläglichen Reportergewäsch eine ganze Lebensgeschichte George Eliots zusammen, an der wirklich kein Wort wahr ist und taxirt dann den Wert ihrer Werke nach den Summen, die sie dafür empfing. Schlimmer als diese offenbaren Nichtigkeiten sind die zahlreichen Aufsätze und Vorträge jener immer noch nicht ausgestorbenen Klasse von englischen Literaturschreibern, welche künstlerische Leistungen nach dem Maße der Rechtgläubigkeit und Moralität des Autors beurteilen. Diese erkennen die Weite und Tiefe des Eliot'schen Geistes mit dem frommem Wunsche an, der Herr hätte doch die verirrte Weltweise lieber in der erbaulichen Dunkelheit gewöhnlicher „Lämmer" dahinleben lassen mögen, als ihr zu erlauben, die Welt zum Ruhme des Satans zu entzücken, und welche die arme Seele der großen Frau trotzdem der Barmherzigkeit Gottes empfehlen, weil sie doch immerhin auch für die Kinder Gottes sehr interessant zu schreiben verstand. Bei meiner Vorarbeit zu einem eignen Buche über George Eliot, sind mir eine Anzahl solcher Pamphlete unter die Hände geraten, welche ebenso empörend zu lesen waren wie Vieles über Byron von ähnlichen Lichtern leistete.

Da ist es denn um so erfreulicher, dass in England das erste gute Buch über George Eliot erschien und zwar, dies ist charakteristisch, von einer hochgebildeten, vorurteilslosen Dame, der Tochter eines deutschen Gelehrten, nämlich von Fräulein Mathilde Blind. Ihre biographischen Angaben entstammen zuverlässigen Quellen und stellen manchen oft wiederholten Irrtum richtig, ihre Beurteilung der Werke ist woldurchdacht, ausführlich, frei von Schwulst und nimmt stets Rücksicht auf die Persönlichkeit der Verfasserin, vielfach interessante Wechselbeziehungen zwischen ihrem Leben, ihren Theorien und deren Verarbeitung nachweisend. George Eliots Leben war so ausschließlich der geistigen Arbeit gewidmet, dass ihr Biograph von äusseren Ereignissen nicht viel zu berichten hat. Die Ereignisse der Seele, welche die stille, unkindliche Agententochter zur größten geistigen Kapazität unter Englands Frauen und zu einer der größten Schriftstellerinnen aller Völker machten, sind freilich interessant genug, aber dem Spürsinn des Biographen natürlich längst nicht alle erfindbar. Ihr äußerer Lebensgang, wie ihn auch Mathilde Blind schildert, ist bald erzählt. —

Mary Ann Evans, denn dies war ihr wirklicher Name, wurde geboren am 22. November 1819 in South Farm bei Griff, Parochie Colton in Warwickshire.*) Ihr Vater, Robert Evans, war ursprünglich Zimmermeister in Derbyshire gewesen und wurde nachher Land-Agent und Verwalter von fünf großen Gütern in jener reichen Grafschaft. Seine Zuverlässigkeit und Geschäftskenntnis hatten ihm einen angesehenen Namen verschafft und seine Persönlichkeit erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Mary Ann hat später von ihrem innig geliebten Vater die meisten Züge für ihren Mr. Burge in Adam Bede und für Caleb Garth in Middlemarch entliehen. Sie war das jüngste von drei Kindern zweiter Ehe. Von der Mutter ist nichts weiter bekannt, als dass sie von den Kindern schwärmerisch geliebt wurde: das beste was man von einer Mutter hören kann. Verschiedene prächtige Frauengestalten in den Werken der Tochter dürften den Erinnerungen an sie viel zu verdanken haben: die schöne Mütterlichkeit der Mrs. Moss, die feste Sicherheit der Mrs. Garth, manche zarte Saiten im Herzen der Mrs. Poyser und, was von guten Bürgen besonders versichert wird, Mrs. Hackit in Amos Barton. Sie verlor diese Mutter in ihrem fünfzehnten Lebensjahre. Der Vater war im stande ihr eine ausnehmend gute Erziehung zu geben.

Sie hatte sich schon als kleines Mädchen durch stilles, nachdenkliches Wesen ausgezeichnet und so gern und rasch gelernt, dass sie bereits mit zwölf Jahren in einer Sonntagsschule Unterricht erteilen konnte. Nach dem Tode der Mutter, welche wol kaum ein so rastloses Studiren im Interesse der Gesundheit ihres Kindes gelitten haben würde, und nach des Vaters Uebersiedelung nach Foleshill bei Coventry, begann für Mary Ann die Zeit angestrengtester geistiger Arbeit. Bis zum Jahre 1849, in welchem ihr Vater starb, studirte sie unausgesetzt und brachte es dadurch zu einer Reife und Allgemeinheit der Bildung, wie sie wol überhaupt nur von sehr wenigen Frauen auch nur annähernd je erreicht worden ist. Charakteristisch für sie als Schulmädchen ist der Umstand, dass sie schon damals von ihren Mitschülerinnen ihre „kleine Mama" genannt wurde; wie denn diese mütterliche Art ihr stets, im Verkehr mit ihrem Geschlecht besonders, eigen geblieben ist. Auch hielten die Schü-

*) Nicht in Griff House, Arbury bei Nuneaton, wie alle bisher erschienenen biographischen Skizzen behaupteten.

lerinnen in Coventry, dem Beispiel der Erwachsenen folgend, bereits für sich Gebetsversammlungen ab, bei denen Mary Ann Evans eine hervorragende Rolle spielte, obgleich sie selbst Gewissensbisse darüber empfand, dass sie immer so kalt und verständig blieb, während ihre Altersgenossinnen von warmer jugendlicher Schwärmerei hingerissen waren. Dabei lagen ihr aber zu jener Zeit skeptische Neigungen noch gänzlich fern, sie las im Gegenteil die trockensten Werke argumentativer Theologen mit dem naivsten Eifer. Sie ließ sich überhaupt von der Erlernung einer wissenschaftlichen Lehre nie durch den Zweifel an der Wichtigkeit und Richtigkeit derselben abbringen, und diesem Umstande verdankt sie wol hauptsächlich die Weite und Gründlichkeit ihres Wissens. Die Vielseitigkeit ihrer Studien und stetige Arbeit hielt sie auch von vielem fruchtlosen und selbstquälerischen Grübeln ab: die sämtlichen philologischen und philosophischen Disziplinen, Literatur und Musik füllten die Zeit, die ihr ihre weiblichen Pflichten im Hause — welche sie sehr ernst nahm — noch übrig ließen, vollständig aus. Sie hatte bei dieser Arbeit die höchsten Ziele vor Augen, dachte auch wol daran, dieselben schriftstellerisch zu verwerten, aber nicht im Gewande der „Fiction". „Könnte ich es erleben, Kants und Lockes Philosophie mit einander zu versöhnen!" soll sie in jungen Jahren einmal ausgerufen und oft erklärt haben, nichts schreiben zu wollen, wenn es nicht etwas Ausgezeichnetes sein könnte. Als Mädchen von acht Jahren hatte sie einmal Scotts Waverley in die Hand bekommen, aber zu ihrer großen Betrübnis nicht auslesen können. Sie schrieb nachher aus ihrem eignen Kopf das Ende, wie sie es sich dachte, nieder. Auch machte sie noch vor ihrem zwanzigsten Jahr und später Verse die Menge, aber trotz dieser Anzeichen eines poetisch produktiven Geistes stoßen wir weder in Briefen noch Aeußerungen von Freunden aus diesen Jahren auf irgendwelche Anzeichen, welche auf eine frühe Selbstentdeckung der späteren großen Novellistin schließen ließen. Wie sehr sie aber von klein auf befähigt gewesen sein muss, die Menschen und Dinge, die sie umgaben, vom Standpunkte des Dichters aus anzusehen, das beweist die treffliche Benutzung derselben in ihren Romanen.

Ein Bekannter aus jener Zeit (da Mary Ann Anfang der zwanziger Jahre war) beschreibt den Eindruck, den sie damals auf ihn machte, mit folgenden Worten: „Auf den ersten Blick waren wol kaum Anzeichen des Genies an diesem stillen, sanften Mädchen mit dem blassen, ernsten Gesicht und dem von Natur nachdenklichen Ausdruck wahrzunehmen und gewöhnliche Bekannte achteten sie hauptsächlich um des liebenswürdigen Interesses wegen, das sie immer und an jedem zeigte. Aber für die, unter denen sich ihre Seele, durch eine gewisse geheime Verwandtschaft getrieben, auslassen konnte, leuchteten ihre ausdrucksvollen grauen Augen in vielsagender Bedeutsamkeit auf, und die tiefe, süße Stimme, mit ihrer eigentümlich manirirten Sprechweise, brachte so reiche, seltene Gedanken zum Ausdruck, dass eine Unterhaltung mit Miss Evans schon zu jener Zeit einem das Gespräch mit fast jedermann sonst flach und gewöhnlich erscheinen ließ." Das Griechische, Lateinische, Französische, Deutsche und Italienische beherrschte sie damals schon vollkommen, Hebräisch lernte sie ohne Lehrer. Zudem war sie sehr musikalisch und eine ebenso geschmackvolle als technisch sichere Klavierspielerin. Wenn man nun noch bedenkt, dass sie seit dem Jahre 41 allein beim Vater war und ihm das Haus führte, ihn pflegte nnd unterhielt, so erscheint uns dieses großartige Studiren um so erstaunlicher.

Von wichtigem Einfluss auf ihr äußeres wie inneres Leben war die Bekanntschaft des Bray'schen Ehepaares, welche sie in Coventry machte. Mr. Bray — ein Bandfabrikant — war ein eminent philosophischer Kopf, ein theoretischer und, was mehr ist, ein praktischer Philantrop und was für einen Engländer das meiste ist, ein vorurteilsloser Mann, der seine Opposition gegen die landläufige theologische Dogmatik offen bekannte. Seine Frau teilte seine freien, kühnen Gedanken vollständig, nur dass sie sich wol die anerzogene Sympathie für die äußerlich anmutenden Formen des Christentums noch mehr bewahrt hatte.

Im Umgang mit diesen hochgebildeten, frei denkenden „unbelievers" lernte Miss Evans die ganze Hohlheit und Ueberflüssigkeit der doktrinären Theologie erkennen und warf sich nun mit demselben Eifer, den sie früher auf das Studium derselben verschwendet hatte, auf die Lektüre der Werke kühner und origineller Denker. Im Bray'schen Hause zu Rosehill verkehrten hervorragende Männer, wie der bekannte amerikanische Essaist Ralph Waldo Emerson, der Verfasser einer glänzenden Geschichte der Tudors, Froude, der tiefsinnige Robert Mackay und andere Leute desselben Schlages, welche alle dazu beitrugen, die junge Gelehrte höhere und weitere Ansichten von Gott und Welt schauen zu lassen. Es ist natürlich, dass solche Köpfe sich für ein Werk wie Strauß' „Leben Jesu" auf das lebhafteste interessirten; aber sie brachten sogar gemeinschaftlich Geld auf, um dies kühne Buch in mustergiltiger englischer Uebertragung erscheinen zu lassen. Mit dieser gewiss nicht leichten Uebersetzung wurde eine Freundin der „Marian von Rosehill", wie Miss Evans von ihren Bekannten genannt wurde, Miss Brabant, die Tochter eines denkenden Theologen betraut. Sie führte das Werk jedoch nur bis zur Hälfte des ersten Bandes, weil sie sich inzwischen verheiratete. Miss Evans eilte nach der Hochzeit der Freundin nicht nur an das Krankenbett des dadurch hilflos gewordenen alten Dr. Brabant, sondern sie vollendete auch die Uebersetzung zur größten Zufriedenheit der Auftraggeber und zur Bewunderung der Kritik. Das englische „Leben Jesu" erschien 1846 bei John Chapman in London. Ich will hier gleich gleich hinzufügen, dass sie dieser Uebersetzung im Jahre 1854 die ebenso treffliche von Feuerbachs „Grundlage des Christentums" folgen ließ, und dass sie im selben Jahre eine Uebersetzung von Spinozas Ethik anfertigte, die jedoch nicht im Druck erschienen ist. Es ist wol nicht zu verwundern, dass sie durch diese

öffentliche Bestätigung ihres inneren Abfalls von der populären Form des Christentums mit ihren Verwandten in einen Zwiespalt geriet, welcher kaum zu mildern war durch die Unanfechtbarkeit ihrer persönlichen, weiblichen Eigenschaften. Uebrigens ging ihr so wie so bald aller Zusammenhang mit der Familie verloren, als im Jahre 1849 ihr Vater, den sie mit Aufopferung der eigenen Gesundheit gepflegt hatte, starb und sie nun ganz bei den Brays wohnte, welche sie zunächst zu einer Tour durch den Kontinent mitnahmen, wo sie sich, besonders bei einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Genf, zu neuer Arbeit Kräfte holt.

Im Jahre 1851 übersiedelte sie auf Bitten des Dr. Chapmann in dessen Haus nach London, um ihm bei der Herausgabe der jetzt allgemein bekannten Westminster Review behilflich zu sein. Die größeren Artikel, die sie für diese Zeitschrift lieferte, handelten über: „Frauen in Frankreich“ (Madame de Sable); „Evangelische Lehre“ (Dr. Cunning); „Deutscher Witz“ (Heinrich Heine); „Alberne Romane aus Damenfedern“; „Naturgeschichte des deutschen Lebens“ und „Weltlichkeit und Außerweltlichkeit“ (Young). Ihr Verhältnis zur Westminster Review dauerte bis zum Jahre 1853.

Das Kritisiren war ihr übrigens keine angenehme Arbeit. Sie liebte es mehr, das Gute an einem Buche in seiner Art bestehen zu lassen, als auszuklügeln, wie und weshalb es gut sei, und außerdem war das Gefühl der Verantwortlichkeit so stark in ihr, dass es ihr eine wahre Erlösung schien, als sie diese Beschäftigung aufgeben konnte. Dennoch aber trugen ihr diese drei Jahre einen unschätzbaren Gewinn für das Leben ein, nämlich die Bekanntschaft zweier hochbedeutender Männer, deren eines Namen sie lange Jahre mit Stolz getragen hat: des berühmten Philosophen Herbert Spencer, und des durch seine anmutende Goethe-Biographie in Deutschland allbekannten George Henry Lewes. Spencer hat später selbst gesagt, dass sie schon als er sie kennen lernte durch jene „Weite der Bildung und universale geistige Kraft, welche sie seither aller Welt bekannt gemacht hat“ ausgezeichnet gewesen sei und dass er nicht, wie man meinte, zu ihrer Ausbildung so viel beigetragen habe. Eine enge Freundschaft verband diese beiden ernst denkenden Köpfe. Lewes aber ist es, dem wir eigentlich — George Eliots sämtliche Werke verdanken; denn er war es, der sie auf die stärkste Seite ihres Talentes, die sie, wie fast alle großen Genies, lange verkannte, aufmerksam machte, der ihr Selbstvertrauen zu kräftigen, ihre Phantasie und ihre Freude am Schaffen stets munter zu erhalten wusste. Seine Begeisterung für Auguste Contes Philosophie und seine eifrige Bemühung, deren Theorien praktisch zu verwerten und durch Lehre weiter zu verbreiten, wandte ihm zunächst ihr lebhaftestes Interesse zu. Das Studium Feuerbachs hatte sie schon vorbereitet auf die Verehrung des Ideals des Positivismus, welches ihr durch den Verkehr mit Lewes nun nahe gebracht wurde und welches wol ungefähr in dem Satze ausgedrückt sein möchte: Der Mensch findet sein höchstes Sein, seinen Gott, in sich selbst; nicht in dem Selbst als Individuum, sondern in dem Selbst seiner ureignen Natur — seiner Gattung. Im Lichte dieses Satzes betrachtet, erweisen sich sämtliche Romane George Eliots als Nutzanwendungen Contescher Lehre im Beispiel des realen Lebens. Das begeisterte Gefühl der Pflicht gegen die Gattung, als einer wahrhaft religiösen, ist es was alle ihre Helden und Heldinnen trägt, oder worin sie nach langen Irrgängen Ruhe finden. Begeisterung für eine große Sache, Unterjochung des Egoismus und jener christlichen Gemütlichkeit, welche die Hände in den Schooß legt und den lieben Gott walten lässt und das Gute tut, damit es ihm droben vergolten werde — das sind die Forderungen, die die Autorin immer wieder im Beispiel ihrer Helden an uns stellt. Eine Konsequenz dieses Glaubens an hohe Menschenpflicht war es, dass sie den Glauben an Unsterblichkeit aufgeben musste, einen Glauben, welcher ein angenehmer Trost für die geistig Armen und die nur durch Furcht und Hoffnung gehaltenen moralischen Federbälle ist, aber dem einzig gewissen Leben allen Wert benimmt und die Pflichten gegen dasselbe illusorisch macht; insofern sie nicht durch das „geoffenbarte“ oder das geschriebene Gesetz diktirt werden.

Solche Vertiefung ihres Denkens, solche Klärung ihres Erkennens förderte der Umgang mit Lewes, dessen leichtere Sinnesart und freudigere Lebensanschauung zugleich ein glückliches Gegengewicht für Mary Anns damalige etwas trübe und vielleicht gar pedantische Geistesrichtung war. Die von jeder Eifersucht entfernte helle Freude, die er an ihrem starken Talent fand, die fortwährende innigst teilnehmende Aufmunterung, die er ihr zu teil werden ließ, die Sorgfalt, mit der er ihre geistige Selbständigkeit selbst gegen ein zu rasches Eingehen auf seine Ansichten zu bewahren sich bestrebte — alles das empfand sie als einen so anregenden, segensreichen Einfluss, dass es ihr wünschenswert erscheinen musste, auf immer unter seiner Macht zu stehen. Andererseits musste sie glauben, in diesem Manne jemanden gefunden zu haben, „dessen Leben ohne sie an Wert verlieren würde“ und für den liebend zu leben, das seit dem Tode ihres Vaters gegenstandslose, Bedürfnis ihres edelsten weiblichen Triebes in schönster Weise befriedigen werde.

Lewes eheliches Leben war eine Tragödie gewesen, welche durch ein nicht wieder gut zu machendes, entscheidendes Ereignis ihren Abschluss gefunden hatte, ohne dass eine förmliche Scheidung von der Frau, die Schmerz auf Schmerz über seine schönsten Jahre gehäuft, eine, wenigstens äußerliche, Sühne gebracht hatte. Das englische Gesetz huldigt bekanntlich in diesem Punkte einem schmählichen Barbarismus, welcher eine Lösung solcher fürchterlichen Fesseln nur durch Parlamentsakt in seltenen Fällen — und nur für reiche Leute — möglich macht. So kam zu der tiefwurzelnden Geistesneigung und Dankbarkeit auch noch herzlichstes Mitleid hinzu, um Miss Evans den hochherzigen Entschluss zu erleichtern, ihr Leben, obschon ohne die formale Billigung des Gesetzes und die Weihe der Kirche, mit dem dieses

schwergeprüften und ruhebedürftigen Mannes zu verbinden. Sie selbst sahen von Anfang an ihre Vereinigung als eine wirkliche Heirat an und das fünfundzwanzigjährige Bestehen derselben in ungetrübtem, reinem Glück hat ihr eine edlere Weihe verliehen, als Priesterwort allein sie geben kann. Sollten die bis jetzt noch geheim gehaltenen intimsten Beweggründe zu diesem Schritt jemals der Welt bekannt werden, so wird es sich herausstellen, dass sich keiner darunter befand, der mit George Eliots eigener, selbstentäußernder Lehre nicht in Einklang zu bringen wäre: keine Wahl persönlichen Glückes zum Schmerze eines dritten, kein Hintansetzen höherer Pflicht durch die Leidenschaft.

Uebrigens wurde die gesellschaftliche Anerkennung dieser Ehe, sogar in der prüden und vom Vorurteil mehr als irgend eine andere beherrschten englischen Welt, ohne weiteres zuteil — wenigstens von allen denen, die je Gelegenheit hatten, diese Gatten nebeneinander zu sehen. „Ohne Bangen, ohne Zögern, stellte sie sich an seine Seite, ohne Reue war sie bis zum Tode die Seine; sie machte ihre Matronenwürde ruhig, ohne Ostentation geltend, und der fast königliche Ausdruck ihres Gesichtes war die unbewusste Bestätigung des göttlichen Rechtes der Ehe" — wie einer, der das Glück hatte sie zu kennen, in der Westminster Review schrieb. Lewes' umsichtige Liebe ersparte ihr jede Berührung mit den gemeinen Sorgen des Lebens, denen sie ganz hilflos gegenüberstand; er war der selbstloseste Freund, der treueste Helfer und Berater, der scharfsichtigste Kritiker und aufrichtigste Bewunderer ihrer Arbeiten, und dafür dankte sie ihm dadurch, dass sie alle seine Erwartungen von ihrem Talent auf das herrlichste erfüllte, alle seine geistigen Bedürfnisse und Genüsse mit ihm teilte und ihm sein Haus zu einem sturmessicheren Hafen des ruhigsten Glückes machte, ihn mit Aufopferung pflegte, wenn er krank war, und seinen Söhnen eine wahrhaft mütterliche Liebe entgegentrug, die sie damit krönte, dass sie ihnen den größten Teil des durch ihre Arbeit erworbenen Vermögens hinterließ.

Ihr äußeres Leben floss nun sehr ruhig und gleichmäßig dahin. Das Jahr 1854—55 brachte sie mit ihrem Gatten in Weimar und Berlin zu, wo sie einen regen Verkehr mit allerlei hervorragenden deutschen Denkern und Künstlern unterhielt. Es ist zu bedauern, dass von dieser Seite keine Erinnerungen an ihre Persönlichkeit bekannt geworden sind. Wenn sie schon damals George Eliot gewesen wäre, d. h. die Verfasserin so ganz außergewöhnlicher Romane, so würde der Fall gewiss anders liegen. Es ist sehr wol möglich, dass sie sich durch den Hauch einer glorreichen literarischen Vergangenheit, welcher sie in Weimar umwehte, sowie durch den Verkehr mit deutschen künstlerischen Freunden zuerst zu eigener Produktion angeregt fühlte. Ihr Gatte begann, sowie er die ersten Zeichen erwachenden Schaffensdranges in ihr spürte, unablässig zu einem Versuche zu treiben, und so zur Entdeckung der starken Seiten ihres Talentes behilflich zu sein und ihr mit seinem vortrefflichen Humor, als dem notwendigsten Erfordernis für den realistischen Schilderer wirklichen Lebens, ihr allzu ernstes, etwas schwerfälliges Denken und Trachten zu durchsetzen und dadurch in glücklichen, fruchttragenden Fluss zu bringen. So entstanden langsam die „Scenes of clerical life".

(Schluss folgt.)

Charlottenburg.

Ernst von Wolzogen.



Das russische Volksmärchen.

Studie von **Claire von Glümer** (Dresden).

Je langsamer sich ein Volk entwickelt, je ferner es den Kulturbestrebungen unserer Tage steht, um so lebendiger werden sich bei ihm die ersten, kindlichen Anfänge aller Poesie, Märchen und Sage, erhalten. Das ist denn auch in hohem Grade im Innern Russlands der Fall. Heute noch hören wir in der Isba (Hütte) des Bauern, in den Gesindestuben des Herrschaftshauses dieselben Märchen, die vor länger als einem halben Jahrtausend von Mund zu Mund gingen, und heute noch werden sie, wie zur Zeit der Urgroßväter auf allen Jahrmärkten verkauft, bald in kleinen, mit Bildern verzierten Heften, bald auf einzelne Bogen groben Papiers gedruckt.

In gewissen Grundzügen und Gestalten sind sich die Märchen aller Völker gleich. Ueberall finden wir den Prinzen, der auf Abenteuer auszieht, Feindesheere vernichtet, Ungeheuer, Riesen, Zauberer tötet, die gefangene oder verzauberte Prinzessin erlöst und heimführt; wir finden den Bauernsohn, den Handwerker, den Hirten, der nach allerhand Großtaten König wird; finden die Fee, die verkleidet durchs Land geht, die Herzen zu prüfen und, je nachdem sie aufgenommen wird, Lohn oder Strafe austeilt; finden woltätige oder verderbliche Naturkräfte als Hexen, Gnomen, Nixen personifizirt. Ueberall zeigt sich dieselbe kindische Freude an Prunk und Schimmer, Gold, Edelsteinen, kostbaren Stoffen und Geräten, und überall ein Streben ins Maaßlose, Ungeheure, während das Ziel, das durch Aufbietung übernatürlicher Kräfte erreicht werden soll, oft ein lächerlich kleines ist. Wie unserm Aschenbrödel wunderbare Tauben beim Linsenverlesen Beistand leisten, und der böse Geist Rumpelstilzchen Gretchen mit dem goldnen Finger spinnen hilft, erscheint in einem beliebten russischen Märchen der Höllengeist Pritnitschkin, um dem armen Gorja Krutschinin die Schuhe zu machen, die der Zar von ihn verlangt hat; in einem andern werden Zauberkräfte zum Wassertragen und Holzhacken verwendet, u. s. w. Selbst in der Darstellungsweise haben die Märchen aller europäischen Völker einen gemeinsamen Zug: das Wiederholen gewisser, klingender Redesätze, die wie der Kehrreim im Volksliede wirken, hin und wieder auch im Märchen gereimt sind.

Abgesehen von diesen gemeinsamen Zügen trägt aber das Volksmärchen jederzeit und überall ein unverkennbares nationales Gepräge und gewährt damit interessante Einblicke in das Wesen des Volkes, dem es entstammt, oder durch alte Ueberlieferung angehört. Denn selbst wenn der Stoff, wie das häufig geschieht, andern Völkern entlehnt ist, gibt ihm das Volk, das ihn aufnimmt, Geist von seinem Geist, und Fleisch von seinem Fleisch. Man vergleiche nur unser Dornröschen mit la Belle au bois dormant, unser Rotkäppchen mit le chaperon rouge, und obwol Jakob Grimm nachweist, dass das sehr verbreitete russische Volksmärchen von Bowa Korolewitsch (Bowa dem Königssohn) und der schönen Druschnewna dem Sagenkreise Karls des Großen entstammt, ist es durch Umdichtung völlig zum Nationaleigentum geworden.

Der Held, der — wie es im russischen Märchen heißt, um eine schnelle, glückliche Entwicklung zu bezeichnen — „nicht nach Tagen, sondern nach Stunden wächst", wird als Jüngling durch widrige Schicksale aus seinem Vaterlande vertrieben, dem König von Armenien, Sensibri Andronowitsch, als Sklave verkauft und zum Aufseher seiner Stallknechte ernannt. Nach kurzer Zeit dringt der Ruf seiner Schönheit und Kraft zu den Ohren der Königstochter Druschnewna, und sie beredet ihren Vater, den „fremden jungen Fant" im Schlosse, beim Schenktisch anzustellen.

Als ihm der König die herkömmliche Frage vorlegt: „woher kommst du? wie ist dein Name? aus welchem Reiche bist du, und welchen Vaters, welcher Mutter Sohn?" gibt Bowa zur Antwort: „Ich heiße Anhusei, mein Vater war ein Bürgersmann und ist lange tot; meine Mutter wäscht Leinenzeug für fremde Leute, ich aber will dir treu und redlich dienen." — Auch der Prinzessin gegenüber, obwol sie seine königliche Abkunft ahnt, bleibt er bei dieser Aussage und verrichtet seinen Schenkendienst, bis König Markobrunn mit einem Heere von 100 000 Mann vor der Stadt erscheint und die Königstochter zur Gemahlin begehrt. Nun eilt Bowa in den Stall, schwingt sich auf den ersten, besten Gaul, nimmt in Ermanglung eines Schwertes den Besen, reitet dem Heere entgegen und erschlägt die eine Hälfte desselben, während die andre die Flucht ergreift, dann legt sich Bowa nieder und schläft neun Tage und neun Nächte.

Als er erwacht, steht ein neues, noch viel größeres Heer vor der Stadt, unter Anführung des Helden Leukoper, der gleichfalls Prinzessin Druschnewna zur Gemahlin begehrt und, da sie ihm verweigert wird, den König Sensibri gefangen genommen hat. Bowa geht zu der Prinzessin und bittet sie, ihm ein gutes Schlachtross, ein Ritterschwert und eine Lanze zu geben. „Ich will deinen Wunsch erfüllen, junger Fant," antwortet sie, „aber vorher musst du mir die Wahrheit sagen, wie dein Name ist, woher du bist und welches Vaters, welcher Mutter Sohn." Darauf sagt ihr Bowa die Wahrheit, und sie, die ihn lieber hat, „als ihr Augenlicht", fleht ihn an, bei ihr zu bleiben. Er verlangt jedoch ungestüm in den Kampf zu gehen; sie gibt ihm eine Ritterrüstung, ein Schwert, führt ihn zu dem „weiß-steinernen Stalle," wo das beste Ritterross hinter zwölf eisernen Türen, mit zwölf eisernen Schlössern steht, und befiehlt den Stallknechten, es heraus zu lassen. Doch schon hat das Ross, den „seiner würdigen Ritter" gespürt; es zerstößt die Türen, sprengt die Schlösser, stürzt hervor, stellt sich wiehernd auf die Hinterbeine, fällt aber sofort auf die Kniee, als Bowa seine schwarzgraue Mähne fasst. Nun legt er ihm einen tscherkessischen Sattel auf, mit Gurten von schemachanischer Seide, schwingt sich auf seinen Rücken, schlägt es auf die straffen Hüften, „dass es ergrimmt, sich von der Erde hebt, höher als der stehende Wald, tiefer als die ziehenden Wolken," und über die Stadtmauer wegspringt, geradeswegs in die Mitte der Feinde hinein.

Der Anführer des Feindesheeres, Held Leukoper, wird sogleich von Bowa erschlagen, der dann mit seinem Rosse fünf Tage und fünf Nächte lang wütet, ohne auszuruhen; „so viele er mit dem Streitkolben niederschlägt, noch einmal so viele stampft sein Ross zu Boden, bis das Heer vernichtet ist," worauf Bowa den König Sensibri Andronowitsch befreit und in seine Hauptstadt zurückführt.

Es folgen noch eine Anzahl ähnlicher Abenteuer; endlich gerät Bowa, durch die List seiner Neider, in Gefangenschaft, befreit sich, kommt verkleidet zurück und findet Druschnewna im Begriff, ihren ersten Bewerber, König Markobrunn, zu heiraten. Sie spricht mit Bowa, ohne ihn zu erkennen; sein Streitross dagegen zersprengt, sobald es die Nähe seines Herren spürt, die zwölf eisernen Ketten, mit denen es gefesselt ist, und die zwölf eisernen Türen, hinter denen es steht, und stürzt auf Bowa zu, der seine schwarzgraue Mähne fasst und es streichelt. Druschnewna, die den Vorgang mit angesehen, fragt ihn, wie er imstande gewesen ist, das unbändige Ross zu bändigen. „O Druschnewna, schöne Herrin," gibt er zur Antwort, „du hast drei Mal mit mir gesprochen, und hast mich nicht erkannt, das Tier aber weiß, dass ich Bowa Korolewitsch bin." Druschnewna fällt ihm um den Hals, versichert ihn ihrer Liebe und sie verabreden mit einander zu fliehen. In dunkler Nacht besteigt Bowa sein Schlachtross, Druschnewna ihren sanften Passgänger, drei Tage reiten sie, am vierten kommen sie „an einen angenehmen Ort," schlagen an einem Bache ihr weißes Zelt auf, und rasten von der Anstrengung der Flucht.

Eines Tages aber stampft das gute Streitross heftig den Boden; Bowa versteht, dass Gefahr im Anzuge ist, sattelt das Pferd, wappnet sich, nimmt Abschied von Druschnewna und reitet dem Heere Markobrunns entgegen, das unter dem Oberbefehl des Ritters Polkan steht. Dieser gefürchtete Held ist vom Scheitel bis unter die Hüften Mensch, von dort ab Ross, und kann mit jedem Sprunge sieben Werst zurücklegen.*)

Sobald Bowa und Polkan zusammenstoßen, reißt dieser eine hundertjährige Eiche aus und schlägt den

*) In dem Märchen von Iwanuschka Bauernsohn finden wir den Helden Polkan wieder. In diesem Märchen ist er nicht als Centaur beschrieben, in den dazu gehörenden Illustrationen aber als solcher abgebildet.

Gegner damit auf den Kopf. Aber Bowa wankt nicht einmal von diesem Schlage, zieht sein Schwert und stürmt auf Polkan ein. Von seinem Rosse unterstützt, gelingt es ihm, den Feind zu Boden zu werfen, dann fragt er ihn, ob er leben wolle, oder „bösen Tod“ erleiden. Polkan antwortet: „Bruder Bowa, lass mich leben, und lass uns Frieden schließen, dann wird es keinen auf Erden geben, der uns bezwingen kann.“ So schließt denn Bowa mit Polkan Brüderschaft und Bowa wird der ältere Bruder. Die Sitte des sich Verbrüderns war unter den Slaven lange gebräuchlich; zum ältern Bruder ernannt zu werden, ein Zeichen hoher Achtung von seiten des jüngern.

Bowa und Polkan ziehen nun vereint auf Abenteuer, besiegen Feindesheere und Ungeheuer, unter andern zwei Löwen, die Druschnewna in ihrem Zelte überfallen. Endlich, nachdem ihnen auch Markobrunn erlegen ist, versöhnt sich Sensibri mit Tochter und Schwiegersohn; sie kehren zu ihm zurück, „er fasst sie bei den weißen Händen, führt sie in die weißsteinernen Gemächer, setzt sie an die eichenen Tische, wo sie essen, trinken und Kurzweil treiben, drei Monate lang.“ Dann legt Sensibri die Krone nieder und Bowa Korolewitsch wird Zar von Armenien.

Dem Geiste nach ist dies durch ganz Russland verbreitete Märchen mit den Abenteuern Jeruslan Lasarewitsch's, sowie mit dem Märchen von Iwanuschka Bauernsohn und Ilja dem Muromer verwandt; in den Einzelnheiten zeigen sie jedoch bedeutende, oft sehr charakteristische Abweichungen.

So sind Iwanuschka Bauernsohn und Ilja der Muromer bis zu ihrem dreiunddreißigsten Lebensjahre gelähmt, dann erst erwacht ihre Heldenkraft und sie verlangen auf Abenteuer auszuziehen. Jeruslan Lasarewitsch dagegen ist schon als Knabe so übermäßig stark, dass die Bojaren, mit deren Kindern er spielt, bei dem Zaren Kartaus Klage gegen ihn führen, denn „wen er beim Kopfe nimmt, dem fällt der Kopf ab, und wen er bei der Hand fasst, dem fällt die Hand ab.“ Der Zar verbannt ihn deshalb aus seinem Reiche und er beschließt, wie die volkstümliche Redensart lautet, „ins weite Feld“ hinauszuziehen.

Seine erste Sorge ist, sich ein Schlachtross zu verschaffen. Als die Pferde seines Vaters zur Tränke ans Meer geführt werden, geht er nach und sieht einen schwarz-grauen Hengst. „Wo er trinkt, braust das Meer hoch auf, in der Eiche pfeifen die Adler, auf den Bergen knirschen die Löwen und niemand kann sich dem Rosse nähern.“ Jeruslan Lasarewitsch aber geht ohne weiteres darauf zu, schlägt es auf die starken Hüften, dass es vor ihm auf die Kniee fällt, fasst es an den schwarz-grauen Mähnen und spricht: „Ach, du gutes Ross, Uroschtsch Weschei, wer sollte dich reiten, wenn nicht ich?“

Die Abenteuer, die Jeruslan mit Hilfe des Rosses besteht, sind denen Bowas sehr ähnlich, nur noch weiter ausgeführt. Nachdem er kreuz und quer „durch siebenundzwanzig Länder in das dreißigste Reich“ geritten und bis „hinter die stillen Wasser und warmen Meere“ gekommen ist (eine häufig wiederkehrende Redeform, durch welche die südlichen Länder Europas bezeichnet werden), nachdem er Ritter und Könige besiegt hat, befreit er seinen Vater, Lasar Lasarewitsch, und den Zaren Kartaus, seinen Landesherrn, aus der Gefangenschaft; er darf in die Heimat zurückkehren und wird mit der Tochter des Zaren Worochlomei, der schönen Anastasia Worochlomejewna, vermählt.

Auch Iwanuschka Bauernsohn fühlt, als er seine Fahrt auf Abenteuer beginnt, vor allem das Bedürfnis, ein gutes Ross zu haben. Nachdem er den väterlichen Hof verlassen, wandert er „wo gerade seine Augen hinsehen“, zehn Tage und zehn Nächte. Er gelangt in die Hauptstadt eines fremden Reiches, deren Straßen, sobald er sie betritt, von einem furchtbaren Getöse widerhallen. Niemand weiß zu sagen, woher es kommt, und der erschreckte Zar lässt ausrufen: er wolle dem, der dies Getöse zum Schweigen bringen könnte, seine Tochter zur Gemahlin geben, und sein halbes Reich.

Iwanuschka erklärt sich bereit, dem Lärm ein Ende zu machen, erbittet sich aber zum Lohn „nur das, was dies Getöse verursacht“. Der Zar bewilligt es ihm, und Iwanuschka lässt von hundert Arbeitern vor dem Schlosse die Erde aufgraben, bis sie auf eine eiserne Türe stoßen. Diese hebt Iwanuschka auf und es zeigt sicht ein Gewölbe, in dem sich ein Ross und eine Ritterrüstung befinden. Das Ross fällt auf die Kniee, sobald es den seiner würdigen Reiter erblickt, und sagt mit menschlicher Stimme: „Willkommen, guter Jüngling, Iwan Bauernsohn! Seit dreiunddreißig Jahren warte ich hier auf dich, und konnte kaum erwarten, dass du kamst. Setze dich auf und reite, wohin es dir beliebt; ich will dir treulich dienen, wie ich früher dem Helden Lenkoper gedient habe.“ Da sattelt Iwanuschka sein gutes Ross, gibt ihm einen Zaum von Goldgeflecht, einen tscherkessischen Sattel und zehn Gurte von schamachanischer Seide mit goldenen Schnallen. Dann setzt er sich auf und schlägt das Ross auf die starken Hüften, „dass es ergrimmt und sich von der Erde hebt, höher als der Wald. Berge und Täler lässt es zwischen seinen Füßen, Dampf dringt aus seinen Ohren und aus seinen Nüstern Flammen.“

Sie reiten dreißig Tage und Nächte und kommen in das chinesische Reich. Hier lässt Iwan sein Ross laufen, kauft sich eine Kappe, zieht sie über den Kopf und geht an den Zarenhof. Auf die Fragen: „woher kommst du,“ „wie ist dein Name,“ „aus welchem Reiche bist du“ und „welchen Vaters, welcher Mutter Sohn“ antwortet er: „weiß nicht!“ — Selbst dem Zaren gibt er dieselbe Antwort, soll als närrisch fortgejagt werden, aber der Gärtner des Zaren nimmt ihn als Arbeiter in den kaiserlichen Garten und befiehlt ihm, das Unkraut auszujäten.

Statt dessen legt sich Iwanuschka Bauernsohn unter einem Baum und schläft. Nachts erwacht er, erinnert sich des Befehls und bricht alle Bäume um. Als ihn der Gärtner voll Schrecken fragt, wer das getan hat, antwortet er wieder: „weiß nicht!“ Die Zarentochter Lotoa kommt dazu, beklagt die Verwüstung und Iwanuschka, den sie, wie alle am Hofe, unter dem

Namen Weiß-nicht kennt, verspricht ihr, den Garten wieder in Stand zu setzen. — Die folgende Nacht schläft Iwanuschka nicht, sondern trägt Wasser, die umgebrochenen Bäume zu begießen. Als die Sonne aufgeht, haben sie sich alle wieder aufgerichtet und grünen und blühen schöner als zuvor. Die Zarentochter erkennt daraus, dass Weiß-nicht große Kraft und Weisheit besitzt, liebt ihn von Stund an mehr als sich selbst, und schickt ihm zu essen von ihrem Tische.

Bald darauf beschließt der Zar von China seine drei Töchter: Duasa, Skao und Lotoa zu verheiraten, und fordert sie auf, sich unter den Prinzen der Nachbarländer den Bräutigam zu wählen. Duasa und Skao nennen zwei schöne, junge Zarewitsche, die dem Vater willkommen sind; Lotoa aber bittet mit Tränen, sie dem Weiß-nicht zu vermählen. Der Vater, der seiner Lieblingstochter nie etwas abgeschlagen hat, willigt traurig ein, und an demselben Tage, als die ältern Schwestern den beiden Prinzen vermählt werden, heiratet Lotoa, zur Verwunderung des ganzen Landes, den Narren Weiß-nicht.

Trotz dieser Verheiratung erscheint bald darauf der Ritter Polkan mit einem großen Heere und verlangt Lotoa zur Gemahlin. Als sie ihm verweigert wird, droht er, das Reich zu verheeren und den Zaren zu töten. Die beiden prinzlichen Schwiegersöhne ziehen mit den chinesischen Prinzen dem Feinde entgegen; Lotoa geht zu ihrem Manne und sagt: „mein lieber Freund Weiß-nicht, der ungläubige Ritter Polkan will mich dir rauben und bedroht das Land mit seinem schrecklichen Schwerte.“ — „Lass mich zufrieden!“ antwortet Iwanuschka, springt zum Fenster hinaus, läuft ins Feld, ruft mit seiner Heldenstimme sein Ross, Siwka Burka, und sogleich kommt es daher gerannt, dass die Erde bebt; Dampf steigt aus seinen Ohren, Feuer aus seinen Nüstern.

Iwanuschka steigt in des Pferdes Ohr, verkleidet sich und kommt zum Vorschein „als ein so wackrer Ritter, wie es mit Worten nicht zu erzählen ist.“ Dann stürzt er auf die Feinde los, haut eine große Anzahl nieder, während sein Ross eine gleiche Menge zerstampft, bis Polkan mit dem kleinen Ueberrest seines Heeres die Flucht ergreift. Der Zar von China, der seinen Retter nicht erkennt, dankt ihm und ladet ihn in sein Schloss; aber Iwanuschka Bauernsohn antwortet: „ich bin nicht dein Knecht und habe nicht Lust dir zu dienen.“ Darauf reitet er ins Feld, lässt sein Ross laufen, schleicht in den Zarenhof zurück, zieht wieder die Kappe über seinen Kopf und legt sich schlafen.

Ritter Polkan kommt zum zweiten Male und wird wieder von Iwanuschka besiegt. Er kommt zum dritten Male; da sagt das gute Ross, Siwka Burka, zu seinem Herrn: „Ach, Iwanuschka Bauernsohn, heute ist für dich und mich schwerer Dienst gekommen. Stehe fest vor Ritter Polkan, sonst wirst du mit dem ganzen chinesischen Heere bösen Tod erleiden.“ Darauf stürzen sie dem Feinde entgegen. Polkan und Iwanuschka kämpfen wie zwei Löwen. Polkan verwundet seinen Gegner in die linke Hand. Da ergrimmt Iwanuschka, stößt ihm die Lanze ins Herz, schlägt ihm den Kopf ab und verjagt sein Heer. Der Zar von China neigt sich vor ihm bis zur Erde, Lotoa verbindet ihm die Hand und beide laden ihn ein, in das Schloss zu kommen.' Er trabt jedoch wieder fort, lässt Siwka Burka laufen und legt sich schlafen. Der König rüstet ein Siegesmahl; Lotoa will ihren Mann dazu rufen, kann ihn aber nicht erwecken. Nur den Kopf wendet er zur Seite, dass die Kappe abfällt und sein goldnes Lockenhaar sichtbar wird. Zu gleicher Zeit erblickt Lotoa auch ihr blutiges Tuch an seiner Hand; sie erkennt, dass er es ist, der drei Mal das Reich gerettet und den Ritter Polkan besiegt hat. Sie ruft ihren Vater, und als Iwanuschka Bauernsohn erwacht, nimmt ihn der Zar „bei den weißen Händen, führt ihn in seinen weiß-steinernen Saal,“ verkündet seinen Ruhm vor den Großen des Reiches und setzt ihm die Zarenkrone von China aufs Haupt.

(Fortsetzung folgt.)



Literarische Neuigkeiten.

Von Richard Weltrich erscheint im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung im Laufe dieses Winters eine neue Biographie Schillers, welche kritische Sichtung des historischen Materials mit ästhetischer Exegese verbinden wird.

Fr. v. Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart, dritte neu bearbeitete Auflage, erscheint im Laufe dieses Jahres in 20 Lieferungen à 1 M. Inhalt der 14. und 15. Lieferung: Kunstentwicklung des Mittelalters. — Erfindungen und Entdeckungen. — Soziale Entwicklung des Mittelalters. — Gesetzmäßigkeit der mittelalterlichen Kulturentwicklung. — Der Feudalismus und seine Entwicklung. — Sklaverei und Leibeigenschaft. — Ackerbau und Landwirtschaft. — Entwicklung der Gewerbe. — Das mittelalterliche Zunftwesen. — Die Städte im Mittelalter. — Die Handels-Republiken Italiens. — Die Handels-Entwicklung im Norden. — Materielle Kultur. — Kleidung und Nahrung. Stellung des Weibes. — Die Juden und ihre Lage im Mittelalter. — Paria und andere Ausgestoßene. — Rechtsverhältnisse im Mittelalter. — Hexenglaube und Hexenprozesse. — Die heilige Inquision. — Die neue Welt. — Die vorhistorischen Völker des amerikanischen Nordens. — Alt-Mexiko. — Die Maya-Kultur auf Yucatan. — Der palencanische Kulturkreis.

Von Wolfgang Kirchbachs Roman „Salvator Rosa“ ist eine dänische Uebersetzung erschienen von Professor Johannes Magnusen. — Kopenhagen, Chr. Steen.

Die berühmte Luther-Biographie von Koestlin erscheint in einer englischen Uebersetzung, mit vielen Illustrationen. — London, Longmans & Komp. 16 sh.

Von Tennysons reizender Dichtung „The Princess“ veranstaltet die Firma Kegan Paul & Co. (London) eine Prachtausgabe mit über 100 Illustrationen. — Preis 21 sh.

Anthony Trollope hat eine Autobiographie hinterlassen, die in zwei Bänden demnächst bei Blackwood (London) erscheinen wird.

Der bekannte Schilderer Russlands und der Russen D. Mackenzie Wallace hat über Egypten ein instruktives Werk geschrieben: „Egypt and the Egyptian question“, das neben dem politischen Interesse auch ein solches für den Kulturhistoriker hat. Wallace kennt offenbar die Zustände des Landes unter den letzten beiden Khedives sehr eingehend. — London, Macmillan.

„Aus zwei Welten" betitelt sich ein in diesen Tagen bei Wilhelm Friedrich in Leipzig pseudonym erscheinendes Werk, das wol einiges Aufsehen erregen wird. Die Ausstattung des Buches ist eine auf dem deutschen Büchermarkt selten schöne. 6 M.

Der Professor Dr. J. G. Fischer in Stuttgart, der bekannte geistvolle Lyriker, ist von der Stadt Marbach — der Geburtsstadt Schillers — wegen seiner großen Verdienste um die Verbreitung der Schillerschen Werke, um Hebung und Pflege des Schillerkultus, und insbesondere wegen seiner vielen Bemühungen um Schillers Geburtsstadt, um Erwerbung des Schillerhauses, Erstellung des Schillerdenkmals u. s. w. zum Ehrenbürger ernannt worden.

Der jüngere Bulwer, Earl of Lytton (der frühere Vizekönig von Indien) gibt unter dem Titel „Life, Letters and Literary Remains of Edward Bulwer, Lord Lytton" seines berühmten Vaters Biographie und literarische Hinterlassenschaft heraus. 3 Bände. — London, Kegan Paul & Comp.

John Ashton, dem wir mehrere fleißige Sammelwerke über das englische Sittenleben des 18. Jahrhunderts verdanken, hat jetzt unter dem Titel „Humour, Wit and Satire of the 17th Century" eine interessante Sammlung von seltenen Schriften humoristischen und satirischen Inhalts veranstaltet, zu der ihm das British Museum Material geliefert hat. Von irgendwelchem höheren literarischen Wert ist darin so gut wie nichts, wie ja die Zeit der Bürgerkriege in England jedes poetische Können gelähmt hat; doch dürfte die Ausbeute für den Kulturforscher um so größer sein. — London, Chatto & Windus.

Wir nehmen gern Gelegenheit, unsere Leser auf die Preisermäßigung dreier Werke aufmerksam zu machen, die, jedes in seiner Art, als epochemachend zu bezeichnen sind. Als erstes nennen wir die Danzel-Guhrauer'sche Lessing-Biographie, 2. Auflage. 2 Bände. 1881. Reduzirt von 15 M. auf 6,50 M. Ferner Grotes Geschichte Griechenlands. 2. Auflage. 6 Bände. 1882, von 60 M. auf 24 M. und Memoiren einer Idealistin. 3 Bände. 3. Auflage. 1882, von 9 M. auf 2 M. — Sämtliche drei Werke sind zu diesem ermäßigten Preise von der Buchhandlung S. Glogau & Komp. in Leipzig zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.
Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2½ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1¼ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung

52. Jahrgang. | Leipzig, den 1. Dezember 1883. | Nr. 48.

Inhalt:

Unsere Zeitgenossen.

Zwei italienische Erzähler.

I.

Salvatore Farina.

Wenn in diesem Poetenwinkel lebender Zeitgenossen, der vorwiegend der Würdigung einheimischer Bedeutungen gewidmet sein soll, auch einem Ausländer ein Plätzchen zukommt, so verdient dies sicher Salvatore Farina. Kein Dichtername Jungitaliens hat besseren Klang als der seine. Nicht allein im eigenen Lande ist er anerkannt als der originellste, fruchtbarste und beliebteste Autor, auch im Auslande hat keiner seiner Kunstgenossen — weder der feurige Dichter Carducci, noch der enthusiastische Schilderer de Amicis — sich wärmere Freunde und Bewunderer erworben als der feinsinnige Humorist, der emsig bestrebt ist, zu erforschen, ob sich unter all dem Gleichgiltigen und Uebeln, das solche Menschenseele zutage trägt, nicht auch Gutes, Edles berge; der in der Darstellung des Guten im Bösen, des Goldes, das unter Schlacken verborgen ist, seine Lieblingsaufgabe, den würdigsten Gegenstand heiterer Erzählerkunst sieht. Die Schöpfungen dieses Vertreters eines ganz eigenartigen Humors sind in alle Kultursprachen übersetzt: Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Holländer, Schweden, Czechen wie Deutsche genießen im eigenen Idiom diese feinen Arbeiten eines Schriftstellers, der durchaus originell ist. Er huldigt nicht der Mode des Tages, ist weder sensationell noch naturalistisch, vertritt eine Weltanschauung, die der himmelstürmenden neueren Richtung entschieden entgegengesetzt ist; findet seine Ideale am realistisch erschauten häuslichen Herde und schildert sie in naiver Reinheit und Einfachheit; mit klarem Wollen beabsichtigt und erzielt er künstlerische Schönheit im harmonischen Maße; mit Meisterschaft beherrscht er die wollautendste Sprache der modernen Welt; im edeleinfachen Stil vermag er dem Gedanken wie dem Gefühl einen ebenso angemessenen wie schönen Ausdruck zu verleihen. Ein feiner, heitrer Humor, der tief in Dinge und Menschen hineinschaut, doch entschieden lieber auf Angenehmem und Schönem als auf Trübem und Verletzendem weilt, verleiht allen Arbeiten des Dichters ihren ganz eigenen, anregend pikanten Reiz. Für die große Menge sind Farinas Schöpfungen viel zu zart; die stille Gemeinde seiner Bewunderer ist nicht allzu zahlreich, hängt aber in warmer Verehrung an ihrem Dichter und empfindet regstes Interesse für die harmonische Individualität, die in tausendfachen kleinen Zügen hinter dem Dichter den Menschen durchblicken lässt, dessen Leben und Entwickelung, so weit äußere Verhältnisse in Betracht kommen, freilich sehr einfach erscheint.

Salvatore Farina ist am 10. Januar 1846 in Sorso in Sardinien geboren. Als er vierzehn Jahre alt war, kam sein Vater, als höherer Beamter am Appellationstribunal, nach Piemont. Er besuchte das Lyceum in Casale Monferrato, studirte in Pavia und Turin die Rechte und promovirte in Turin (August 1868). Sobald dies Ziel erreicht war, wandte er sich ab von dem Errungenen, sagte Turin wie seiner Wissenschaft Valet und ging nach Mailand, um sich dort einzig seiner Neigung zur Schriftstellerei zu widmen, wie so mancher große Vorgänger vor ihm getan, dem die „Lust am Fabuliren“ zur Lebensaufgabe geworden. Bei Farina

gehörte doppelter Mut zu diesem Entschluss, da er sich schon 1869 mit seiner geliebten Cristina verheiratet hatte, an deren Seite er mutig den schweren Anfang durchkämpfte. Die teure Gefährtin, die ihm „ispiratrice, amica, sorella, madre, tutto“ gewesen, gewährte ihm das volle Glück, das er so ergreifend in den besten seiner Schöpfungen zu schildern weiß. Er war glücklich, so lange die Gattin, welche die Sorgen des Ringens geteilt, sich mit ihm der baldigen glänzenden Erfolge freuen konnte. Sie ward ihm vor kurzem genommen, und seine drei Kinder, Agostino, Antonietta und Laurina, zu deren tüchtiger Erziehung der Vereinsamte sich nicht mehr die Kraft zutraut, schickte er schweren Herzens fort aus dem Vaterhause und vertraute sie einem guten Institute an. Verstummen wir in ehrerbietiger Teilnahme vor dem Empfinden des Mannes, der so beredt wie wenige — wie keiner der modernen — das intime Glück des häuslichen Herdes geschildert und es nun, nach vollbewusstem Genießen, entbehren muss. Die Kunst allein, seine warme, heitere, Welt und Menschen liebende Kunst, kann ihm im Segen der Arbeit neue Freude am Leben gewähren.

Der Künstler Farina, der schon eine solche Reihe eigenartiger Leistungen hervorgebracht, steht im kräftigsten Mannesalter, das noch zu großen Erwartungen berechtigt. Der schnell reifende Südländer war sehr jung, als er schon produktiv tätig schaffte. Seine Arbeiten erregten sofort Aufmerksamkeit, und, nach einigen bedeutenden Erfolgen in der Heimat, ward auch das Ausland aufmerksam auf den Erzähler, der den Mut hatte, seine eigenen Bahnen einzuschlagen. Wenn auch die allerersten Versuche noch nicht ganz frei sind von fremden Einflüssen — die französische Literatur, die sogar Deutschland so mannigfach beherrscht, ist für die verwandte romanische Welt noch weit drückender — so macht sich doch überall auch Eigenartiges geltend, und sehr bald muss das Fremde vollständig der kräftigen Originalität weichen, die als Vertreterin einer uralten Weltanschauung die Gerechtigkeit und Harmonie, welche das kurzsichtige Auge des kurzlebigen Menschen auf der kleinen Erde vermisst, in einem höheren Leben in höherer Sphäre ehrfurchtsvoll ahnt und vertrauend glaubt. In diesem Grunde wurzelnd, entwickelt die gesunde Pflanze starke Triebe, die sich immer umfassender ausdehnen, von dem Ideal des glücklichen Individuums zu dem der glücklichen Familie, des glücklichen Landes sich erweitern. Die Auffassung des Menschen wird eine stets reichere, tiefere, mildere. Der Dichter gibt als sein poetisches Glaubensbekenntnis: „Ho visto il brutto, e mi sono innamorato del bello“ (ich habe das Hässliche gesehen und liebe das Schöne). Sein toleranter Skeptizismus oder ein melancholisches Temperament, und nicht der Optimismus, sind, nach seinen eigenen Worten, die Veranlassung seiner Abneigung, in der Seele der Bösen zu wühlen, vor denen er eine unüberwindliche Scheu empfindet. Der Böse missfällt ihm, und so flieht er ihn auch in seinen Büchern und will seine Gesellschaft auch seinen Gedanken nicht aufzwingen. Doch erkennt er an, „dass in der Bilanz der Menschheit vielleicht das Böse überwiegt Gleichviel, das Gute ist doch auch da und ist ebenso wahr wie das Böse und steht ihm künstlerisch gleich — doch es gibt besseres: das Gute im Bösen, und es ist meine Lieblingsarbeit, auf seine Entdeckung in der Menschenseele auszugehen.“

Mit der Vertiefung der Anschauung wächst die Kraft lebensvoller Charakterisirung; scharf und bestimmt treten die Gestalten hervor, die, unverkennbarer Wirklichkeit entnommen, zwar stets fest umrissen gewesen, nun immer mehr durch malerisch belebendes Detail ausgefüllt, das der korrekten Zeichnung auch die warme Farbe verleiht. Immer sicherer wird das künstlerische Maaß, mit dem in bewusster Kunst der denkende Dichter die einzelnen Teile zu harmonischen Verhältnissen eines abgerundeten Ganzen gestaltet, mit jenem richtigen Gefühl für das maaßvoll Schöne, mit jenem angeborenen Geschmack und Urteil, in dem die künstlerisch glücklicher veranlagten Kinder jener alten Heimstätte von Kunst und Schönheit uns nordischen Barbaren so weit überlegen sind. Bei uns, wird das Gewollte so leicht zum Gemachten, während es in der feinfühligen Hand des italischen Künstlers das Gewordene bleibt, die Reflexion die Naivetät nicht vernichtet. Sein feiner maaßvoller Humor bildet das pikante Element dieser klaren, vorwiegend heiteren Bilder nach der Natur. Es ist ein eigenartiger Humor, ein Kind des warmen, sonnigen Südens, das mit dunkelleuchtendem Aug' in das bunte Farbenspiel einer Welt blickt, deren Glanz durch keinen Nebelflor spleengrauer Wolken getrübt, freilich auch nicht durch metaphysisch-träumerisches Versenken in dämmerige Ahnungen vertieft wird. Ein gutmütiger Humor, der dem Leben so gern eine heitere Seite abgewinnt, und wo er sie durchaus nicht finden kann, sich mit einem besseren Jenseits tröstet, das ausgleichen muss, was hier nicht eben wird. im vollen Vertrauen zu dem großen Künstler der Harmonie des Weltalls.

So bekannt und beliebt auch einzelne Arbeiten des Dichters in Deutschland sind, so ist es doch bisher bei der Kenntnis dieses einzelnen geblieben, und dürfte daher der Versuch, ein gedrängtes Gesamtbild seiner Tätigkeit zu geben, hier gerechtfertigt erscheinen.

In demselben Jahre, in dem er sich von der Rechtswissenschaft zur Kunst gewandt und im berechtigten Vertrauen auf sein Können auch den eigenen Herd begründet hatte, 1869, erschien seine erste Arbeit, Due Amori; 1870 die folgende, Un segreto; die Angabe dieser Titel muss genügen für erste Versuche, von denen ihr Verfasser keinen Wiederabdruck mehr gestattet. 1872 erschienen Fiamma Vagabonda und Il Romanzo d'un Vedovo; beide sind später überarbeitet, zusammengedrängt worden. Erstere Erzählung hat unter dem neuen Titel Frutti Proibiti mehrere Auflagen erlebt: eine verheiratete Frau liebt einen Jüngling; ihr Gatte tötet sich, um ihr die Freiheit zu geben. Die beiden heiraten, werden unglücklich, trennen sich, und die Treulose erkennt nun erst, was sie an dem verratenen Gatten gehabt hatte. Il Romanzo d'un Vedovo schildert das Gegenstück: den Mann, der seiner edlen Frau die Treue

bricht, und erst, als der Schmerz sie getötet, schaudernd am Abgrund des verlorenen Glückes steht. — Den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte Il Tesoro di Donnina (1873), das dem jungen Schriftsteller die ehrenvolle Benennung eines „italienischen Dickens" einbrachte. Zwischen den beiden Humoristen liegt die ganze Verschiedenheit des nationalen wie des individuellen Charakters. Der Engländer hat das schärfste Auge für die Gebrechen der gesellschaftlichen Ordnung wie des einzelnen Menschen, er geißelt sie mit bitterstem Hohn und bekämpft sie als echter Ritter vom Geist mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen. Dieser streitige Kämpe für Recht und Gerechtigkeit ist zugleich der tiefinnerlichste Seelenforscher, der jede Fiber des Herzens von gut wie böse bloß legt. Der Italiener freut sich vorwiegend des Guten und Schönen, das sich dem Blick des Herzenskünders selbst im Verborgensten offenbart. In ihm wiegt das angeborene künstlerische Element vor und bewahrt ihn vor Uebertreibungen, denen der in den tiefsten Schichten grabende Insulaner im Gegenüberstellen der schärfsten Kontraste leicht anheimfällt. Solch großer Name wie der eines Dickens wird zu einer Art Gattungsbegriff, und es ist für jeden Humoristen eine Ehre, nach ihm benannt zu werden. In dieser Arbeit trug der düstere Hintergrund, der in der Stimmung an Dickens mahnt, wol zu dem Vergleiche bei. Diesen dunkeln Fond bildet das Irrenhaus, in dem die Erzählung beginnt und schließt; trotz des, für das Liebespaar, glücklichen Ausgangs, drückt der finstere Schatten der Szenerie auf das Ganze, gibt dafür aber auch dem jungen Dichter Veranlassung zu einigen Szenen der Irren selbst, die in ihrer unübertriebenen Wahrheit einen erschütternden Eindruck machen. Held und Heldin sind noch etwas konventionell; Mario besonders zeigt noch zu große Sentimentalität. In den Nebenfiguren ist der Dichter origineller. Mama Teresa ist vorzüglich charakterisirt und fein ausgeführt; Maestro Ciro, der prächtige Schulmeister, mahnt an liebe Gestalten unseres Jean Paul, jedoch in innerer Verwandtschaft, ohne äußere Nachahmung. Einige Szenen sind sehr zart ausgeführt — zwischen Fulgenzio, dem Direktor der Anstalt, und Serena, deren Mann durch ihre Untreue wahnsinnig geworden; andere sind noch weit entfernt von der Harmonie, welche spätere Arbeiten des italienischen Humoristen so woltuend macht. So ist eine Szene, zwischen dem Geldmann Redi und Serena, scharf, hart, abstoßend, durch nichts gemildert, von einer Krudität, wie sie sich später nirgend bei ihm zeigt. Trotz der Häufung des Stoffes, trotz einiger Schwächen der Ineinanderarbeitung, zeigt manch feine Beobachtung, mäßig verwandte, aber poetischstimmungsvolle landschaftliche Schilderung, wie die eigenartige Auffassung doch schon den Dichter, der sich hoch erhebt über das Durchschnittsmaß des Erzählers.

Bald nach Donnina erschien Amore Bendato, eine ebenso innig ausgeführte wie liebliche Erzählung, in der die hervorragende Begabung des Dichters zur Schilderung des vollsten Glückes im kleinsten Rahmen in ihrer ganzen Innigkeit hervortritt. Zwei junge Gatten können sich nicht ineinander finden; Leonardo kann den gedankenlosen Gewohnheiten des reichen Junggesellen nicht entsagen; er hat die Frau ja ganz gern, will ihr aber das Leben außer dem Hause nicht opfern. Die tiefer angelegte Ernesta sehnt sich nach einem wahren Heim für ein liebend Herz; das leere luxuriöse Haus gibt ihr keine Befriedigung. Sie trennen sich. Er reist. Der jungen und schönen Verlassenen versucht schon ein Tröster zu nahen. Da kehrt Leonardo erblindet — die Erblindung ist vom Anfang an motivirt — heim; sie eilt zu ihm, anfänglich mehr vom Pflichtgefühl bestimmt, doch in der Nacht und Stille des Krankenzimmers finden sich bald die jungen Herzen, um sich nicht wieder zu lassen. Sehr zart ist das Wiedererwachen und Erstarken der beinah erloschenen Neigung und ihr Entfalten zu inniger Liebe geschildert; das Zagen des Erblindeten der schönen, jungen Frau gegenüber, da seine späte Liebe egoistisches Bedürfen der gütigen Pflegerin scheinen könnte; das volle Glück nach seiner physischen wie psychischen Heilung. Die mit der Haupthandlung verschlungene Nebenhandlung trägt, trotz ihrer sehr diskreten Haltung, zur befriedigenden Harmonie des Ausklingens bei. Das ganze Büchlein macht in seiner zartsinnigen Ausarbeitung wie in der überaus zierlichen Ausstattung den Eindruck geschmackvollster Florentiner Filigranarbeit: stilvoll verschlungenes Kleinod aus leichten, duftigzarten Fädchen, doch alles Edelmetall. Darauf folgte ein Band Racconti e scene (1875) mit vier Erzählungen, von denen die erste, La Famiglia del Signor Onorato, gleichsam die Umrisse gibt zu dem ausführlicheren Detail späterer Gemälde häuslichen Glückes und dadurch interessant wird als Beitrag zur Entwickelung des Meisters. Hier freilich ist dieses Glück — und das gibt der Darstellung den poetischen Reiz wehmütiger Resignation — nur ein erborgtes: Bruder und Schwester schaffen sich die Familie durch älterliche Fürsorge und treue Liebe zu verwaisten Kindern. Die zweite, Fante di Picche, ist eine ebenso humoristische wie optimistische Skizze der Gefahren der Leidenschaft des Spieles; die dritte eine feine psychologische Humoreske mit gemütvoll vertieftem Hintergrund, und die vierte eine köstlich originelle launige Skizze. — In demselben Jahr, 1875, erschien auch Un Tiranno ai Bagni di Mare, eine der anmutigsten Schöpfungen unseres Dichters. Drei Szenen nach der Natur nennt er die ergreifende Darstellung, die hinter heitrer Oberfläche große Opfer und größere Schmerzen ahnen lässt. Die Güte der Menschen sühnt die Härte des Geschickes, und wie ein Lichtblick auf düsterem Grunde erscheint diese Gruppe einfach guter Menschen die dem Impuls ihrer Natur folgen. Die kleine Erzählung bringt nur gute Menschen und ist dennoch keineswegs langweilig; weit entfernt: wie kunstvoll und sicher sind die Charaktere in ihrer Mannigfaltigkeit skizzirt, wie schalkhaft spielt der Humor, und wie wird hinter dem leichten Gange der Handlung das tiefere Interesse erregt. Ein kleines Meisterwerk des echten Dichters, der aus scheinbarem nichts alles zu machen versteht. Die eigentliche Handlung ist gleich Null. Szena I, in cui si vede il celebre Bartolomeo Profumo, schildert die Auf-

regung, in welche ein wanderndes Marionettentheater die Bevölkerung eines kleinen Landstädtchens versetzt. II. In riva al mare (am Strand) zeigt eine junge Mutter mit ihrem kranken Töchterchen und der hübschen Stieftochter, die am Strande von einem Gewitter überrascht und von zwei Fremden heimgeleitet werden, bei welcher Gelegenheit die hübsche Cornelia das Geheimniss ausplaudert, dass ihr Vater — ein Tyrannendarsteller am großen Theater! — in Wahrheit der Marionettenlenker ist, jedoch Bartolomeo Profumo, der als Statist keine Würde des Ruhmes zu wahren hat, den Namen dazu hergiebt. Es geschieht, um dem kranken Schwesterchen die verordneten Seebäder zu ermöglichen. Die letzte Szene schildert die Aufführung und deren Erfolge. Was weiß der Dichter aus dem Wenigen zu machen, wie lieb gewinnen wir die Menschen, die da so realistisch leben, wie lebhaft wird der Anteil an ihnen erregt, der Wunsch, dass ihr Maler das Versprechen, einst mehr über ihr Ergehen zu berichten, halten möge.

Ganz anderen Regionen wendet sich der Herr Verfasser zu in Capelli Biondi. Von der Lichtseite des Lebens hinweg zu den düstersten Schatten sozialer Verhältnisse. Der heitre Humor tritt fast ganz zurück; einzig in dem alten Diener und seiner Schwester, die, so liebevoll sie auch ausgeführt, doch nur Nebenfiguren sind, macht sich die reine Freude am einfachnatürlichen Gebahren naiver Güte Luft; alles übrige ist finstre Nacht. Graf Corrado, ein haltloser Lebemann, dem der Ernst des Seins nie entgegengetreten in der Oberflächlichkeit des eigenen Treibens wie des der Genossen, wird von der unschuldvollen Schönheit und selbstlosen Aufopferung der sechzehnjährigen Graziella so tief ergriffen, dass er beschließt, der Verwaisten unter Obhut der guten alten Valentina ein neues Heim zu geben. Für sich selbst will er nichts von ihr. Doch unwiderstehlich angezogen von dem Reiz der lieblichen Maid, die so völlig verschieden ist von den Frauengestalten, welche bisher flüchtig in sein leeres Dasein getreten waren, erliegt er dem Zauber ihrer und seiner Liebe. Sie sein zu nennen, zu seinem Weibe zu machen, würde seinem Leben Gehalt geben. Aber dem Schwächling fehlt die Kraft, innere wie äußere Hindernisse zu überwinden; er flieht, und sie stirbt schweigend an ihrer unausgesprochenen Liebe. Ihre unglückliche Schwester, die schöne Agnese, die gefeierte Blondine der demi monde, gibt sich in Verzweiflung den Tod, um ihrem Kinde die Liebe des Vaters, Corrados, zu sichern. So fein und wahr auch manches im Detail ist, so fehlt es doch dieser Tragödie an überzeugender Wahrheit, an Macht der Leidenschaft. Die Gestalten sind nicht realistisch, nicht menschlich wahr. Dass die süße Mädchengestalt so wortlos dahinstirbt, hat ja etwas unendlich Rührendes; aber wo es ihr an Worten gebricht, da musste der Dichter eintreten. Man ahnt nur, was sie tötet, ausgesprochen wird es kaum. Eine glückliche Liebe in ihrer seligen Sicherheit, in dem momentanen Zagen, das auch der glücklichsten nicht erspart bleibt, verkörpert der mehr feinfühlige als kraftvolle Humorist in plastischer Lebenswahrheit auch in seinen Frauen, die freilich vorwiegend passiv sind; für die verzehrende Leidenschaft eines Weibes, das an seiner Liebe stirbt, hat er den erschütternden Ausdruck bisher nicht gefunden. — In Dalla Spuma del Mare (Aus dem Schaum der Wellen, 1876) klingen tragische und heitere Elemente zusammen, doch überwiegt das heitere, das auch schließlich den Sieg davonträgt. Die anmutige Erzählung ist voll frischer Laune, und in aller scheinbaren Leichtigkeit reich an überraschend feinen psychologischen Einblicken, die gerade durch das Einfache und Ungesuchte desto größeren Eindruck machen. Die Handlung ist gleichfalls so einfach wie möglich gehalten, die aufregenden Momente, an denen es ihr dennoch nicht mangelt, werden durch die leichte Art der Darstellung mehr angedeutet als herausgearbeitet, und der liebenswürdige Dichter schwelgt förmlich in dem kleinen Kreise wahrhaft guter Menschen, die er da so glücklich vereinigt hat, und deren natürliche Herzensgüte keinen Misston in die reine Harmonie dieses Akkordes von Schönheit, Güte, Edelmut hineinklingen lässt.

Nun verging einige Zeit im stillen Schaffen, aber dann erschienen auch in demselben Jahre (1881) zwei größere Arbeiten, Oro Nascosto, scene della vita borghese (Verborgenes Gold, Szenen aus dem bürgerlichen Leben), die von humoristischer Charakteristik überströmen, und Mio Figlio (Mein Sohn), das Meisterwerk Farinas. Das verborgene Gold ist das Gute, das tief im Herzen versteckt ist, unter all dem Alltäglichen, das an der Oberfläche sein scheinbar alleiniges Dasein treibt. Köstlich frisch ist der Humor der originellen Charakterzeichnungen. Da ist das herrliche alte Freundespaar, Gioachino Poma, der einst dem Dr. Rocco Trombetta im Duell den rechten Arm lähmte, von ihm nun als solcher in Anspruch genommen wird und sich im Gefühl seiner alten Schuld geduldig tyrannisiren lässt; der schwärmerische Romolo Affanni, der in der Jugend die holde Tranquillina anbetete, aber nie den Mut hatte, seine heiße Liebe anders als in poetischen Ergüssen zu gestehen, oder gar sich zu einem prosaischen Heiratsantrag aufzuschwingen, sodass die Geliebte die Frau des mutigeren Rocco werden musste, der nun auch den ehemaligen Anbeter, welcher in der Matrone noch immer das Ideal seiner Jugend erblickt, in seiner skrupellosen Weise tyrannisirt. So fein wie wahr ist der Zug, dass der allgemein gefürchtete, launen- und anspruchsvolle Tyrann vor seiner einzigen Tochter und später noch mehr vor dem kleinen Enkel ganz ohne eigenen Willen ist. Jede einzelne Figur ist mit Liebe und Sicherheit lebensvoll herausgearbeitet, und die einfache Handlung erweckt durch ihre prächtigen Träger warmen Anteil an dieser Minenarbeit im tiefen Schacht des Menschenherzens. Für uns Deutsche ist es auch beachtenswert, dass diese gehaltvolle Humoreske des hervorragenden italienischen Schriftstellers in Deutschland eher erschien als in der Heimat selbst. Die Herstellung des künstlerisch schönen Porträts des Dichters, das die italienische Ausgabe schmückt, war die Veranlassung dass deren Erscheinen sich verzögerte, und so Deutschland Italien den Rang ablief. Dies Porträt, das in der Tat eine Zögerung entschuldigt, stimmt mit der Schil-

derung des Dichters von einem neapolitanischen Journalisten, die wir, da das Original nicht zu Gebote steht, einem gediegenen Artikel des Hrn. Marc-Monnier (Revue d. d. Mondes 15. Mai 1882) über den italienischen Humoristen entlehnen: „Belle figure, haute taille, bien proportionnée, épaules larges, thorax ample et saillant comme une armure de cuirassier. C'est un homme robuste, pas encore gras; le visage est ovale, brun d'un brun chaud, méridional, non le brun olivâtre de Naples, mais le brun doré des Espagnols. Il a deux yeux noirs, et ses lunettes de myope n'ôtent rien à la beauté de son regard, aiguisé au contraire par l'obligation de regarder fixement ce qu'il veut bien voir. Ses cheveux se dressent en touffe sur le front, et il porte une barbe à la Dickens. Cette coiffure lui donne un air martial, mais ne le croyez pas belliqueux: on ne l'a jamais provoqué et il n'a jamais provoqué personne. Il vit trop dans les nuages pour descendre sur le terrain. Non qu'il manque de coeur, mais la logique de son esprit ne peut prendre au sérieux cette idée biscornue de se battre pour savoir qui a raison. Les duellistes le font rire, il y a beaucoup de choses qui le font rire: l'acharnement des partis politiques, les polémiques littéraires, son titre de chevalier, la fureur des radicaux contre lui. D'ailleurs très timide: la compagnie, la présence d'une seule femme le fait rougir comme un adolescent. Il paraît souvent discourtois: c'est la timidité, qui l'étrangle. Et pourtant chez ce jeune solitaire ennemi de la société, il y a l'étoffe d'un Sybarite. Il adore le beau dans toutes ses formes, les objets d'art, les beaux meubles (celui de son salon, nous apprend un visiteur espagnol, est en bois d'ébène incrusté d'ivoire), les étoffes précieuses, les grands salons resplendissant de lumières, les tables servies avec élégance, les enfants, la musique et les fleurs."

Mio Figlio ist, trotz der Prosa, in Wahrheit ein Gedicht, ein hohes Lied des häuslichen Glückes, das so innig anheimelt, weil es mehr als jede andere Schöpfung des Dichters — obwol er in jedem Werke Eigenes und Persönliches gibt — bis in die kleinsten Züge hinein das selbst Empfundene, selbst Durchlebte unverkennbar durchfühlen lässt. Die Poesie des häuslichen Herdes wird in lebenden Bildern hier verkörpert. Es sind neun Erzählungen, von denen jede einzelne für sich ein künstlerisch abgerundetes Bild eines besonderen Stadiums des Familienlebens entrollt. Zur Gesamtheit vereint, umfassen sie den Kreislauf des menschlichen Lebens, wie er sich in den Schicksalen einer Familie spiegelt.

Mit dem vollen Behagen des alten Mannes, der in den stillen Hafen ruhiger Betrachtung eingelaufen, lässt der Erzähler, der greise Familienvater, die lieben Bilder der bewegteren Vergangenheit der Jugend und Reife in erinnerungsfroher Ausführlichkeit vom treuen Gedächtnis neu beleben. Mit eingehender Liebe wird jede einzelne dieser Episoden ausgemalt. Die Sorgfalt und Behäbigkeit, mit der das Kleine und Kleinste ausgeführt wird, mahnt an die vollendete Kleinmalerei bester niederländischer Genrebilder. Dieselbe heitere Ruhe und Klarheit, welche dort aus dem Vertiefen in all die Einzelheiten, aus ihrer lebenswarmen Ausführung atmet, durchweht auch diese Stillleben und verleiht ihnen den eigentümlichen Reiz, der in der liebevollsten Vertiefung in das Kleinste die Harmonie und Ruhe des Ueberblicks in heiterer Klarheit der Lebensanschauung so woltuend betätigt.

Die Träger der Erzählung — Helden sind sie durchaus nicht, und ihr Schöpfer selbst wäre wol der letzte, der sie als solche bezeichnen möchte — sind schlichte Gestalten, die weder durch geistige noch physische Eigenschaften hervorragen. Alles, was ihnen im Laufe eines langen Familienlebens widerfährt, ist so einfach, so alltäglich, dass jeder es selbst erleben könnte. Durch diese Einfachheit ist das Typische, das Allen Gemeinsame gewahrt; es liegt ein eigner Reiz in der Leichtigkeit, mit der jeder Leser sich in jede der Lagen hinein zu versetzen, gleichsam in ihr zu identiziren vermag. Nur eine besondere Eigenschaft haben die Hauptfiguren alle miteinander gemein: sie sind gute, wahrfühlende, naive Menschen. Und eine Eigenschaft erhebt auch die unromantischen Ereignisse über den Boden der Alltäglichkeit: sie sind mit Dichterauge geschaut, mit Dichterhand geschildert, die das Gewöhnliche, Individuelle zum Ausdruck des Allgemeinen vertieft und vergeistigt. — Demselben Ideenkreise wie Mio Figlio gehört die Novelle Il Signor Io an, die im folgenden Jahre (1882) erschien. Eine kleine, in warmem Ton gehaltene Erzählung, in der die einfachen äußeren Ereignisse nur durch den Reiz der Darstellung wirken. Nur muss der Titelheld hier erst die Selbstsucht des Ich überwinden, bevor er zu der Erkenntnis und zu dem Genuss des reinsten Glückes in der Hingebung an die nächsten, natürlichsten Neigungen des Familienvaters — hier schon Großvaters — gelangt. Auch hier ist die Charakteristik sehr fein und trotz des tiefen Ernstes, der zu Grunde liegt, mit Humor durchgeführt. — In einer zierlichen Humoreske „Fra le Corde d'un Contrabasso (1882), die mit leichtester Hand hingeworfen ist, entrollt sich auf wenigen Seiten ein charakteristisches Bild verschiedener Schattirungen der großen Leidenschaft, der sich alle beugen müssen. Ein hübsches junges Mädchen erregt in dem lange verwitweten alten Ohm, in seinem jüngsten siebenzehnjährigen Sohn und schließlich auch in dem von ihr geliebten älteren Vetter Orazio eine, je nach den Altersstufen gefärbte Neigung, die bei dem Rechten erst eine Musikliebhaberei, die ihn ausschließlich beherrscht, überwinden muss. Das klingt wie gar nichts, ist aber so zart und so wahr dahingeworfen, so dem Leben abgelauscht, und bei allem Humor durchzieht eine so eigene Wehmut die launige Zeichnung, dass man sich innig davon ergriffen fühlt. Einen weiteren Ausblick eröffnet der folgende Roman „Amore ha cent' occhi" (1882). Das Ideal des glücklichen Hauses hat sich zum Ideal des glücklichen Landes erweitert. Der Held dieses poetischen Stückchens Kulturgeschichte aus unserer prosaischen Gegenwart ist keiner der einzelnen, die da in greifbarer Realität und naturwahrer Mannigfaltigkeit sich zu diesem farbenreichen Bilde italienischen Lebens zusammenfügen, sondern eben das, dessen

Bild sie uns bieten, Sardinien selbst, die geliebte Inselheimat des Dichters. Die dichterische Schilderung der romantischen Insel in Land und Leuten, in all ihren mannigfachen Lebensäußerungen, ist der Hauptzweck dieses interessanten Sittenromans, in dem man die Kunst bewundert, mit der es dem Patrioten gelungen ist, diese Tendenz in ungesuchter Weise durch Handlung und Schilderung auszuführen. Wenn die Arbeit auch in bezug auf geschlossene Einheit der Komposition zurücktritt gegen Mio Figlio, in welchem jede Episode stets die weiter schreitende Entwicklung der Hauptidee ist, so ist doch auch hier ein fester Mittelpunkt persönlichen Interesses gegeben in der lieblichen Beatrice, welche die beinah verwirrende Fülle des Beiwerks, das mit dem verschwenderischen Behagen des Reichen so recht aus dem Vollen herausgeschöpft ist, an tausend elastischen Fäden zusammenhält. Das Drama des Familienlebens, das sich in Ernst und Heiterkeit von dem bunten Grunde abhebt und stetig entwickelt, bildet den Mittelpunkt für die Freunde wie für die prächtigen Dienergestalten, die mit ihrem Wünschen und Hoffen ihm näher oder ferner angehören. An all dies Neigen von Herzen zu Herzen, welches das Ungleichartigste in dem einen großen Empfinden der Menschheit eint, schließt sich in immer weiter ausgedehnten Kreisen die Schilderung italienischen, speziell sardischen Lebens: ein buntes Bild, lebendig, farbenreich, ja sogar romantisch und doch stets das Gepräge innerer Wahrheit in sich tragend. Die liebevollen Darstellungen von Land und Leuten bieten in der Tat mit dem Herzen erschaute Volks- und Landschaftsbilder, von denen manches ganz homerisch anmutet. Lebhaft und anschaulich fühlt man mit, wie unter dem glücklichen Himmel dem Schönheit liebenden, vornehmen Volke jedes Ereignis zum formensicheren Feste wird. Alle Charaktere, selbst die geringfügigsten Nebenfiguren, sind mit klarer Sicherheit, plastischer Rundung, weicher Originalität und launigem Humor ausgeführt. Ein besonders feiner Charakterkopf ist Silvio; mit warmer Neigung durchgearbeitet dankt diese sympathische Gestalt, in der sich die Liebe zu der schönen und so vielfach vernachlässigten Heimat in dem Bestreben, sie zu fördern, ihr zu helfen, am entschiedensten ausspricht, das beste ihrer großen Anziehungskraft dem vielen persönlich eigensten, das ihr Schöpfer hineingelegt, in mannigfachen, unendlich feinen Zügen, die unmittelbar zum Herzen sprechen. Eine überaus originelle Charakterstudie ist auch Angela, eine frühreife Südlanderin, die mit zwölf Jahren schon in bewusster Reflexion ihrem Fühlen und Handeln nicht allein zuschaut, sondern sich geradezu Empfindungen anreflektirt.

So echt menschlich sind all diese Menschen in ihren vielfachen Vorzügen, in ihren zahlreichen kleinen Schwächen; sie treten dem Leser so nah, werden ihm so vertraut und so lieb wie in ihnen ihr Schöpfer selbst, der mit so schonend leichter Hand die Schwächen lächelnd aufdeckt, durch die der Held Mensch, uns verwandt, uns gleich ist. Auch die Sprache, die immer schön ist bei unserem Dichter, gewinnt im Fortschreiten seiner Produktion an intensiver Kraft und maaßvoller Einfachheit.

Einen Blick in eine ganz neue Welt vertiefter Auffassung gewährt ein Bruchstück, Una Quaresima, voll Glut verhaltener Leidenschaft. Es erschien in einer der letzten Nummern der Rivista Minima (März 1883), dem Inhalt wie dem Format nach eine der graziösesten Zeitschriften. Sie wird von Hrn. Farina redigirt und erfreut häufig durch Beiträge aus seiner fleißigen künstlerischen Feder, der wir schon so manchen reinen Genuss danken, von der die Verehrer des Dichters noch so viel hoffen dürfen, denn der Mann, der solch stattliche Reihe von Bänden überblickt, steht in der schönsten Kraft der Jahre. Möge dem naiven und reinen Dichter noch reiche Fülle freudiger Schaffenslust vergönnt sein.

Berlin.

M. Benfey.



Das russische Volksmärchen.

Studie von **Claire von Glümer** (Dresden).

(Fortsetzung.)

Noch älter als die vorstehenden Märchen, vielleicht das älteste, das bis auf unsere Tage gekommen, ist das Märchen von Ilja dem Muromer und dem Räuber Solowei*) (Nachtigall), so genannt, weil er die Vorüberziehenden nicht mit Waffen tötet, sondern durch sein „räuberisches Pfeifen". Ilja, aus dem Kirchspiel Karatscharowa in der alten Stadt Murom, macht sich — obwol er nur ein Bauernsohn ist — eine Ritterrüstung, ein Schwert, sattelt sein Ritterross — wie er in den Besitz desselben gelangt ist, wird nicht gesagt — erbittet den Segen der Eltern und macht sich auf den Weg nach Kiew, um an den dortigen Heiligtümern zu beten. Im Walde von Räubern angegriffen, die ihn seines schönen Rosses berauben wollen, nimmt er seinen trocknen Pfeil, legt ihn auf den straffen Bogen und schießt ihn am Boden hin, dass er die Erde drei Arschinen weit aufreißt, „wie ein breiter Pflug". Als die Räuber das sehen, fallen sie auf die Kniee und bitten um Gnade. „Väterchen, guter Jüngling," sagen sie, „nimm von unsern Schätzen, bunten Kleidern und Rossheerden, soviel dir beliebt." Ilja verlangt aber nur das Versprechen von ihnen, „dergleichen nicht wieder zu tun," und reitet fürbass auf der Straße nach Kiew, bis zur Stadt Tschernigoff. Diese ist von einem zahllosen Heidenheere belagert, dessen Anführer die Absicht hat, die Stadt zu bezwingen, die Kirchen einzuäschern und den Wojewoden gefangen zu nehmen. Aber Ilja der Muromer wirft sich, den Namen Gottes anrufend, auf

*) Auch ein altrussisches Heldengedicht feiert die Taten Iljas des Muromers.

die Heidenschaar; erschlägt die eine Hälfte, verjagt die andere, macht den Heidenfürsten zum Gefangenen und führt ihn in die Stadt Tschernigoff, deren Bürger ihm, mit dem Wojewoden an der Spitze, dankend entgegenkommen und einen großen Schmaus zur Feier seines Sieges veranstalten.

Nachdem er neun Tage gegessen, getrunken und Kurzweil getrieben, zieht Ilja der Muromer weiter auf dem Wege nach Kiew und kommt „durch Moore und Haiden, über Fähren und über Brücken von Wasserhollunder," zu dem unheimlichen, von Ungeheuern und Zauberwesen bewohnten Brianskischen Walde. Aber Ilja ist ein frommer Held, dem die Mächte der Hölle nichts anhaben können. Gefährlich ist für ihn nur der Räuber Solowei, der schon in der Entfernung von zehn Werst, die Ankunft eines Feindes spürend, so heftig zu pfeifen beginnt, dass Iljas gutes Ross zusammenbricht. Der Held reißt es in die Höhe und beginnt nun seinerseits zu singen, so laut und gewaltig, dass die Erde bebt, der Adler erschreckt aus den Lüften fällt, Wolf und Bär sich verstecken, und das tötliche Pfeifen nicht zu hören ist. So gelangt Ilja der Muromer zu den sieben Eichen, auf denen der Räuber Nachtigall sein Nest hat; er nimmt seinen trocknen Pfeil, legt ihn auf den straffen Bogen, lässt ihn fliegen und schießt dem Räuber, der wie eine Hafergarbe aus dem Neste fällt, das rechte Auge aus; dann bindet er ihn an seinen Steigbügel, reitet nach Kiew, geradeswegs auf den Fürstenhof, betet und begrüßt den Fürsten. Als dieser ihn fragt: wie er heißt, woher er kommt und welchen Vaters, welcher Mutter Sohn er ist, gibt er zur Antwort: „Väterchen, großer Fürst, ich heiße Iljuschka Iwanitsch, komme aus Murom, habe bei Tschernigoff die Ungläubigen geschlagen und im Brianskischen Walde den Räuber Nachtigall gefangen und mit hergebracht." Der Fürst glaubt ihm nicht. „Warum belügst du mich?" fragt er zornig; aber Ilja nimmt ihn und die Fürstin in seinen Zobelpelz, führt sie auf den Hof und befiehlt dem Räuber Nachtigall, ganz leise zu pfeifen. Er pfeift jedoch so laut, dass alle Ritter und, trotz des schützenden Pelzes, selbst Fürst und Fürstin zu Boden fallen, worauf Ilja ergrimmt und ihm den Kopf abschlägt. Mit Ehren überhäuft, bleibt Ilja der Muromer am Hofe des Fürsten und fährt fort, gegen Heiden und Ungeheuer Krieg zu führen.

Verwandt mit diesen ältesten Märchen, in denen das rohe Heldenideal eines rohen Volkes verkörpert ist, sind die Märchen etwas neuern Datums: Vom Fürsten Peter mit den goldnen Schlüsseln und der Prinzessin Magilene. — Vom Prinzen Chodor Iwanitsch und der schönen Militresa Petrowna. — Von Iwan Zarewitsch und Belat, dem braven Burschen. — Von der wunderbaren selbstspielenden Gussli (eine Art Zither), und andere mehr.

Eigentümlich ist in dem letztgenannten Märchen die Episode vom Zaren Kaschtschei dem unsterblichen. Nachdem Prinz Astrach, der Held des Märchens, hinter zwölf eisernen Türen mit zwölf eisernen Schlössern das ihm vom Schicksal bestimmte Schlachtross gefunden hat, zieht er in die Welt hinaus, kommt nach mancherlei Abenteuern in das Land Egypten, und verlobt sich mit der Tochter des Zaren Afor, der schönen Zarewna Osida. Als die Hochzeit gefeiert werden soll, beklagt sie, dass keine Musik bei dem Feste sein wird, und fordert den Prinzen auf, durch siebenundzwanzig Länder in das dreißigste Reich zu reiten, um vom Zaren Kaschtschei dem unsterblichen, die selbstspielende Guttli zu erwerben. Astrach macht sich sogleich auf den Weg, reitet durch siebenundzwanzig Länder in das dreißigste Reich, wendet sich auf Rat einer Zauberin, die er im Walde trifft, an die Zarewna Darisa, welche Kaschtschei der unsterbliche vor sechs Jahren ihrem Vater geraubt hat, und verspricht ihn, sie zu befreien, wenn sie ihm die selbstspielende Gussli verschafft.

Darisa willigt freudig ein. Sie geht zu Kaschtschei, dessen Liebeswerbung sie bisher zurückgewiesen hat, liebkost ihn und bittet: „beweise mir, dass du mich lieb hast — sage mir, wo ist dein Tod?" — „Hinter der Tür im Besen," antwortet Kaschtschei; aber obwol Darisa den Besen verbrennt, bleibt der Zar am Leben.

Zarewna Darisa geht zum zweiten Male zu ihm. „Du liebst mich nicht aufrichtig," klagt sie, „du hast mir nicht gesagt, wo dein Tod ist." — „Nun wol," antwortet der Zar, „damit du siehst, dass ich dich liebe, will ichs dir jetzt sagen: im Felde stehen drei Eichen, unter der Wurzel der mittelsten ist ein Wurm, wenn der getötet wird, muss ich sterben." Darisa gibt Astrach Bescheid; er findet die Eichen, findet den Wurm und zertritt ihn, aber Kaschtschei lebt immer noch.

Zum dritten Male geht die russische Delila zu Kaschtschei dem unsterblichen und spricht mit Tränen: „du liebst mich nicht, hast mich zum Besten wie eine Närrin! warum willst du mir nicht sagen, wo dein Tod ist?" — „Ich wills dir sagen," antwortet der Zar; „höre die ganze Wahrheit: mein Tod ist schwer zu finden. Mitten im Weltmeer ist eine Insel Namens Bujan; auf dieser Insel steht eine Eiche, unter der Eiche ist ein Kästchen vergraben, in dem Kästchen steckt ein seidner Beutel, in dem Beutel eine Katze, in der Katze steckt eine Ente, in der Ente steckt ein Ei; wenn das gefunden und zerdrückt wird, muss ich sterben."

Prinz Astrach reitet ans Weltmeer, und begegnet einem Fischer, der ihn in seinem Kahn nach der Insel Bujan bringt. Dort findet er die Eiche, gräbt das Kästchen aus, bricht es auf, öffnet den seidenen Beutel, zerreißt die Katze, die er darin findet, aber in demselben Augenblick flattert die Ente, die in der Katze gesteckt hat, auf und davon, und lässt ihr Ei in das Meer fallen.

Erschreckt sieht Prinz Astrach dem Vorgang zu; zum Glück hat jedoch der Fischer sein Netz ausgeworfen, zieht einen großen Hecht ans Land, und siehe da, in seinem Maule hat er das Entenei. Schnell lässt sich Prinz Astrach nach dem Festlande zurück bringen, reitet nach dem Palaste das Zaren Kaschtschei und bittet Darisa, ihn zu dem Fürsten zu begleiten. Kaschtschei der Unsterbliche springt wütend auf, als er den jungen Mann an Darisas Seite erblickt, und will ihn töten;

aber Astrach zerdrückt das Ei, das er in der Hand hält, und mit einem Aufschrei sinkt der Zar entseelt zu Boden. Darisa gibt dem Prinzen die selbstspielende Zither, die aus dem schönsten Kristall gefertigt und mit goldenen Saiten bezogen ist. Er bringt, wie er gelobt, Darisa zu ihrem Vater, reitet so schnell er kann zu seiner Braut, der schönen Zarewna Osida, zurück, und sie feiern eine glänzende Hochzeit, bei welcher die selbstspielende Zither die schönsten, lustigsten Weisen erklingen lässt.

Die zahllosen russischen Hexenmärchen sind denen anderer Länder ziemlich gleich. Die meisten der Unholdinnen hausen, sich offen zu ihren Hexenwerken bekennend, im finstern Zauberwalde, brauen Liebestränke; verkaufen und verschenken Zaubermittel, die schön und hässlich machen können, Krankheit, Wahnsinn und Tod bringen; sie nehmen dem Felde die Fruchtbarkeit, den Kühen die Milch, den neugebornen Kindern die Lebenskraft; sie werden gemieden, gefürchtet, gehasst; aber selten nur findet sich ein Held, kühn und stark genug, ihrem schändlichen Treiben ein Ende zu machen. „Es geht kein Wanderer, reitet kein Reiter, läuft kein Thier, fliegt kein Vogel an ihrer Hütte vorbei,“ ist die übliche Redeform, um den Schrecken zu bezeichnen, den sie einflößen.

Der heimlichen Hexe dagegen, die Tags über wie andere Bauernweiber lebt und hantirt, ihre Untaten im Verborgenen ausübt und nur im Dunkel der Nacht in ihrer wahren Gestalt auf Bock, Kater oder Besenstiel zur Versammlung der Mithexen und Höllengeister reitet, steht ihre ganze Umgebung in Kriegsbereitschaft gegenüber, und wehe ihr, wenn sie sich bei einem Hexenwerk ertappen lässt! Ihre Nachbarinnen fallen über sie her, schlagen sie, schleppen sie zum nächsten Fluss oder Teich, um sie zu ertränken. Der Bauer aber, der sie Nachts aus dem Schornstein der Nachbarhütte aufsteigen, oder auf ihrem Besen vorüberreiten sieht, schickt ihr aus seiner Wolfsflinte eine Kugel nach, die sie tot oder verstümmelt zu Boden streckt.

Am verhasstesten sind die Weiber, die sich Nachts, unsern Wärwölfen gleich, in Wölfe verwandeln und Menschen und Vieh überfallen, um ihre Blutgier zu stillen. Gewöhnlich kommen sie in Gemeinschaft anderer, gemeinen Wölfe. Ein Rudel von sieben, neun oder zwölf dieser gefürchteten Raubtiere schleicht heulend um das Dorf oder den Herrschaftshof. Ist eins unter ihnen von besonderer Größe, hat es ein zerzaustes, von Narben zerrissenes Fell, heult es grässlicher als die andern, so ist's die Hexe, die Wärwölfin, und wer sie tötet, erwirbt sich den Dank des ganzen Dorfes, denn dies Ungetüm ist siebenmal gefräßiger als der natürliche Wolf. — Zu Tode getroffen wird es indessen nur, wenn es gelingt, ihm eine Kugel mitten ins Herz oder zwischen den Augen ins Hirn zu jagen. Jede andere Verwundung vernarbt wieder, und ist nur insofern gefährlich, als sie zu Entdeckung der Wärwölfin führen kann.

In einem dieser Wärwolf-Märchen wird erzählt, wie Fedja, der schönste, tapferste Bursche des Dorfes, einem verdächtig aussehenden, großen, grauen Wolfe auflauert. Endlich gelingt es ihm, das Tier schussrecht zu bekommen, aber leider trifft er es nicht ins Herz. Nur einen Vorderfuß hat er ihm lahm geschossen und es ist heulend auf drei Beinen davongelaufen. Von Mund zu Mund, von Hütte zu Hütte geht Fedjas Lob; nur Akulina, die schöne junge Frau des reichen alten Jaschka Timofeitsch, die sich sonst mehr als gut ist um Fedja zu kümmern pflegt, lässt sich nicht sehen. Als sie endlich gefunden wird, sitzt sie verstört im Winkel und hat die Hand dick verbunden. Sie klagt, dass ihr ein Feuerbrand darauf gefallen ist; aber vergebens bieten die Nachbarinnen Wundbalsam und Heilkräuter an. Es tut zu weh, den Verband abzunehmen. Nun aber kommt Tatjana Filofejewna dazu, ein junges Mädchen, „weiß und rot, mit hellen Augen und langen Zöpfen“. Bis Akulina ins Dorf geheiratet, hat sie hoffen dürfen, die Freiwerber des schönen Fedja dereinst an ihrer Thüre zu sehen. Längst hat sie die Nebenbuhlerin voll Argwohn beobachtet, jetzt reißt sie ihr das Tuch von der Hand und keine Brandwunde, eine Schusswunde ist's, die sich den Augen der Umstehenden zeigt. Die Wärwölfin ist entlarvt! Von den wütenden Weibern fortgeschleppt, büßt sie ihre Untaten im nahen Weiher. Durch ihren Tod ist der Zauber vernichtet, mit dem sie den schönen, wackern Fedja gefesselt hielt; er kehrt zu Tatjana zurück und wird in Gnaden wieder aufgenommen.

In anderen Märchen wird erzählt, wie die Wärwölfin, zu Tode getroffen, mit menschlicher Stimme aufschreiend, zusammenstürzt, und plötzlich in menschlicher Gestalt dem entsetzten Schützen zu Füßen liegt, der bald, wie in dem oben angeführten Märchen, eine viel gefeierte, stolze Dorfschöne in ihr entdeckt, bald eine längst bemisstraute, viel gefürchtete, boshafte Alte.

Unsern Nixen und Wasserfrauen verwandt ist die Russalka. Wie jene hat auch sie das Bestreben, die Söhne der Menschen in ihr verderbliches Element herabzuziehen. Dem Fischer und Schiffer, dem Jäger und Hirtenknaben, dem jungen Kaufherrn, der nach Nischni-Nowgorod zur Messe reitet, dem Bojaren auf der Brautfahrt, selbst dem jungen Pilgersmann, der zu den Heiligtümern von Kiew wallfahrtet, stellt sie nach. Ihr Lieblingsaufenthalt sind stille, schilfumwachsene Teiche, Seeen und Flüsse, und höchst gefährlich ist's, sich denselben zur Vollmondszeit zu nähern, oder gar darauf zu schiffen. Was wie Lichtglanz auf dem leichtbewegten Wasser flimmert, ist das Netz, das die Russalka aus ihren goldnen Haaren gewoben hat. Der Kahn, der da hineingerät, ist rettungslos verloren, und hat der Schiffer, der ihn lenkt, nicht die Geistesgegenwart, die Augen zu schließen, ehe er tief unten im Wasser das bleiche Gesicht der Russalka mit den glänzenden, grüngrauen Augen und dem verführerischen Munde erblickt, so ist er ihr verfallen; sie zieht ihn in die Arme, und nur als Leiche sieht ihn das Licht der Sonne wieder. — So reich ausgebildet wie unsere Nixenmärchen sind die von der Russalka nicht.

(Schluss folgt.)

Ein Buch über George Eliot.

George Eliot, by Mathilde Blind. „Eminent Women Series."

(Schluss.)

Es war etwas ganz natürliches, dass George Eliot in ihren ersten Versuchen auf belletristischem Gebiete an die Erinnerungen der Szenerieen, Personen und inneren Eindrücke ihrer Jugend anknüpfte. In den „Scenes of clerical life" (bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt) finden wir demgemäß die Landschaft von Warwickshire in der Umgebung von Nuneaton, hier Milby genannt, sowie mancherlei porträtähnliche Züge von Leuten, welche in jener Grafschaft lebendig einherwandelten. Diese „Scenes", wie auch noch späterhin „Adam Bede", „Silas Marner" und mehr oder weniger sämtliche übrige Werke durchziehende Grundstimmung, ist ernsthaftes religiöses Empfinden und namentlich der ewige Kampf zwischen fanatischen, oder wenigstens tief enthusiastischen Sektirern, und den in Vorurteilen verhärteten, oder gemütliches, indolentes Gehenlassen übenden Vertretern der „high church", der anglikanischen Staatskirche. Auch erklärt die Verfasserin gleich anfangs, dass es nicht ihre Absicht sei, wunderbare Schicksale und exceptionelle Menschen zu schildern, sondern im Gegenteil, nach Art der holländischen Genremaler, das Kleine, gänzlich Unauffällige, „hervorragend Mittelmäßige" mit Liebe auszuführen. So ist denn der Landpastor Amos Barton, dessen traurige Schicksale die erste Novelle erzählt „The sad fortunes of Amos Barton" ein Muster von Gewöhnlichkeit — und doch mit wie feiner Kunst der Detailmalerei weiß sie diese einfachen Lebensereignisse interessant zu machen! Die aus der Jugendzeit herübergebrachte Empfindung von der liebenswürdigen Herzlichkeit, welche den alten engen religiösen Begriffen innewohnt, verband sie durch ihre frische künstlerische Kraft mit ihrem tief humanen Fühlen und einer feinen, humoristischen Beobachtungsgabe, welche sie Thackeray einigermaßen nähert, besonders — wie ein englischer Autor sehr hübsch sagt — „in seinem vertraulichen Geflüster fein satirischer Reflexionen . . . die durchdringenden Blicke, welche George Eliot in die Schwächen und Affektationen, die Anmaßungen und eingebildete Wichtigkeit der Männer und Frauen tat, denen wir im gewöhnlichen Leben begegnen, machen sie einem moralischen Detektiv ähnlich. Aber sie hat die Allwissenheit der hellsehenden Liebe; einer Liebe jedoch, welche keine Unwahrheit duldet."

Diese hohe Meinung vom Gewöhnlichen und die andern in Obigem angedeuteten Eigenschaften George Eliots finden wir in ihren sämtlichen späteren Werken wieder. Auch in „Adam Bede", dem ersten ihrer großen Romane, welcher ihren Namen weithin bekannt machte, spricht sie sich in ganz ähnlichem Sinne aus, indem sie sagt, dass sie sich verpflichtet fühle, der Natur und den Tatsachen sklavisch nachzukriechen, dass sie sich nicht mehr zu geben vor genommen habe, als einen getreuen Bericht von Menschen und Dingen, wie sie sich in ihrem Geiste spiegelten. Dennoch ist dieses Buch nicht etwa nur ein interessantes Photographie-Album; die Kunst der novellistischen Komposition ist vielmehr eine ganz eminente und beruht vorzüglich auf der ungemein geist- und wirkungsvollen Verteilung von Licht und Schatten, sowie der Gegenüberstellung und inneren Verbindung ganz verschiedener oder sich ergänzender Charaktere. Die Lieblingsfiguren George Eliots kommen in Adam Bede schon alle vor. Die Gegenüberstellung eines ernsthaft nach Wahrheit ringenden idealen und eines weltlich gesinnten oberflächlichen Gemütes, hier durch Dinah Morris und Hetty Sorrel vertreten, finden sich in allen späteren Romanen wieder. In der „Mühle am Floss" (1860 erschienen), welche nach ganz denselben Prinzipien der niederländischen Manier geschrieben ist, finden wir diese Gegenüberstellung in dem Verhältnis der Geschwister Tom und Maggie Tulliver. Der Roman gewinnt ein persönliches Interesse dadurch, dass die Jugenderinnerungen der Verfasserin einen starken Anteil an der Schilderung des Lokals und der Charaktere der beiden Geschwister haben. Eine Reihe autobiographischer Sonette beweist uns, dass Maggie und Tom viel Aehnlichkeit mit ihr selbst und ihrem älteren Bruder als Kinder haben. Tom ist praktisch entschieden und in seiner strengen Ehrlichkeit engherzig und vorurteilsvoll, er ist unerbittlich realistisch und behandelt die romantischen Ideen seiner Schwester mit tiefer Verachtung. Maggie ist phantastisch, stürmisch, und von jenem Pathos erfüllt, welcher das Leben so leicht zur Tagödie macht: die echte Eliotsche Heldin. Die Szenen aus dem Kinderleben, die Nebenhandlungen mit ihrem zahlreichen Personal sind voll der lieblichsten Wahrheit und des köstlichsten Humors.

Schon im Jahre 1861 erschien ein dritter, diesmal nur einbändiger Roman, aus der fleißigen Feder George Eliots „Silas Marner". Diese ergreifende Geschichte ist unendlich einfach, aber in der Ausführung gradezu vollkommen. Und zwar liegt diese Vollkommenheit in der schönen Proportion und Symmetrie aller Teile, in der sorgfältigen Vermeidung alles überflüssigen und der künstlerisch, wie sittlich gerechten, feinsinnigen Lösung aller Konflikte Urwüchsiges englisches Leben ist niemals mit so einfacher Wahrheit und anspruchsloser Philosophie geschildert worden. Die Nachklänge des alten Geisterglaubens unter der graukopfigen Bauernschaft, das verborgen religiöse Leben, welches noch hie und da vegetirt; die Ueberzeugung des armen, konfusen Helden der Geschichte, dass die Religion seiner Adoptivheimat dem frommen Volke, unter dem er einst gelebt, unbekannt gewesen sei; das Leid, welches falsche Vorstellungen, für die wir nichts können, nach sich ziehen, und besonders das große Leid einer Seele, welche von altem Glauben und alter Treue losgerissen wurde — alles dies ist mit solcher Weisheit und Zartheit hier erörtert, dass die tiefere Bedeutung des Gedankens oft durch die bescheidene Schönheit des Ausdrucks verschleiert wird.

Noch vor Beendigung Adam Bedes hatte George Eliot ihre Aufmerksamkeit auf das Cinquecento gerichtet und die Frucht ihrer Studien war der große Roman „Romola", der 1862—63 in monatlichen Heften erschien und dessen Erfolg besonders unter dem Leserkreis ein

außerordentlicher war, welchem ihre früheren Werke zu arm an romantischer Erfindung waren. Trotzdem der Roman ein glänzendes Zeugnis ablegt für die erstaunliche Weite und Tiefe ihrer Studien und ihre Fähigkeit, sich gänzlich in die Denkweise ihr auch noch so fernliegender Menschen und Zeiten hinein zu versetzen, so sind seine Figuren doch nicht so von Fleisch und Bein, als die in den heimischen Romanen, und die Ausdrucksweise immerhin etwas gekünstelt. Die Tendenz des Werkes ist die, zu zeigen, wie eine kleine Unwahrheit, ein einziges Schwanken vor einer Entscheidung zwischen Annehmlichkeit und Pflicht einen schwachen Charakter in einen grundlosen Sumpf von immer neuen Lügen, Unredlichkeiten, ja Verbrechen hinabziehen kann, und dass andrerseits die Uebernahme schwerer Pflichten einem Leben, welches um das persönliche Glück betrogen wurde, höheren Wert und Inhalt gibt. Also wiederum die gleichen Eliotschen Kontraste.

Drei Jahre nach Romola erschien „Felix Holt, der Radikale", mit welchem Roman George Eliot wieder englischen Boden betrat. Diesmal ist es aber nicht ausschließlich die bäuerliche Sphäre, in der sie sich bewegt, sondern die höheren Kreise spielen eine eben so wichtige Rolle darin. Auch hier wieder ist der große Zweck der ganzen Dichtung der, zu zeigen, wie das Tun der Menschen ihr Schicksal bestimmt und wie es deshalb nötig sei, mit leidenschaftlicher Glut und konsequenter Wahrhaftigkeit sich die Erfüllung einer edlen, selbstauferlegten Pflicht zur Lebensaufgabe zu machen. Diesmal ist der Held nicht ein religiöser, sondern ein sozialer Kämpfer, ein radikaler Arbeiter, welcher, gleichgiltig gegen den praktischen Erfolg seines Kämpfens, für das Wol seiner Klasse unbeirrt weiter kämpft, um nur das von ihm als recht Erkannte in die Tat umzusetzen. Der Stamm, aus welchem in üppiger Verzweigung die Erlebnisse der zahlreichen Personen herauswachsen, ist in Felix Holt zum ersten mal ein im gewöhnlichen Sinne romanhafter, nämlich die allmähliche Lösung eines verwickelten Familiengeheimnisses. Wir müssen freilich aus diesem ihrem einzigen derartigen Versuch erkennen, dass die Erfindung solcher Verwickelungen nicht George Eliots starke Seite war, denn sie hat es nicht verstanden, die Vorbedingungen zum Verständnis der verzwickten rechtlichen Verhältnisse klar zu exponiren und die verschiedenen Momente der Entdeckung überall ganz ungezwungen herbeizuführen, sie lässt vielmehr den Zufall gar zu bereitwillig helfend einspringen. Diese Mängel in der Erfindung und Führung der Handlung werden sich aber den meisten Lesern weniger empfindlich machen, als der, zwar befriedigende, aber dennoch zweifelhafte Schluss. Das feine Damentum mit seinen anmutig-unnützen Aeußerungen steckt Esther doch viel zu tief im Blut, als dass wir glauben könnten, ihr Glück an der Seite des exaltirten Blusenmannes, der sogar den Zucker im Kaffee als eine lasterhafte Ueberflüssigkeit erklärt und sie nötigt ihren ganzen Reichtum zu opfern, werde von langer Dauer sein. Dazu hat sie sich in Transome Court auch zu wol befunden und wir würden es ihr gar nicht übel nehmen, wenn sie den stattlichen, ihr übrigens auch sehr angenehmen Harold ihrem strengen Zuchtmeister vorgezogen hätte. Dieser letztere hat, was man sonst von keiner Eliotschen Figur sagen kann, etwas Typisches. Er ist der ideale Auguste Comtesche Handwerker, welcher mit einem etwas unangenehmen Stolz das Recht seines Proletarier-Bluts vertritt und trotz seiner grundehrlichen Abneigung gegen alle Falschheit und Halbheit doch in seinen sozialistischen Tiraden und seinen schulmeisterlichen Standreden ein etwas theatralisches Pathos zur Schau trägt.

Nach Felix Holt entstand eine fünfjährige Pause in George Eliots Romanproduktion. Sie füllte dieselbe durch Herausgabe ihrer poetischen Werke aus. Wie soviele geniale Autoren war sie sich der Stärke und der Grenzen ihres Talentes nicht recht bewusst: sie selbst hielt sich für eine größere Dichterin als Prosa-Schriftstellerin. Die Poesie wuchs nicht, wie sie eigentlich soll, so natürlich aus ihr heraus, wie die Blätter aus dem Baum, sondern war ein Produkt mühevoller Verstandesarbeit. Ihr Talent für schöne, leicht fließende Form war nicht groß genug, um die Last der Gedanken ertragen zu können, sie zeigt sich sogar merkwürdig ungeschickt und häufig geschmacklos. Es muss uns Wunder nehmen, dass sie, die so eminent musikalisch war, ein so wenig feines Ohr für Rhythmus und Reim hatte. Ihre Gedichte wimmeln in dieser Beziehung von Härten und offenbaren Fehlern.

Trotzdem ist „Die spanische Zigeunerin" („The spanish Gypsy") — schon 1864—65 geschrieben, aber nach einer Reise durch Spanien, 1867, ganz umgearbeitet, ein bedeutendes Werk voll romantischer Erfindung, Gedankentiefe und oft dramatischer Kraft des Ausdrucks.

Im Dezember 1871 beginnend erschien in monatlichen Heften, bei Blackwood & Son, George Eliots großartigster Roman: „Middlemarch", jenes unsterbliche englische Provinzial-Epos, wie man es nennen könnte, in welchem die Verfasserin eine größere Mannigfaltigkeit von Figuren ins Treffen führt, als in irgend einem früheren Werke. Die Kunst, die geheimsten Falten des menschlichen Herzens aufzudecken, feiert in „Middlemarch" den höchsten Triumph; mir wenigstens ist kein Buch bekannt, in welchem mit so, ich möchte sagen, unheimlicher Folgerichtigkeit ein Gedanke, eine Handlung aus der andern hervorwächst, das Leben des Individuums mit so überzeugender Logik mit dem der Mitmenschen sich wechselseitig bestimmend in Zusammenhang gebracht und mit so unzweifelhafter Objektivität bewiesen wird, dass es für den Einzelnen kaum ein Gut und Böse aus eigner Wahl gebe, sondern doch jeder bewusst handelnde Mensch in seinem Bewusstsein stets Recht habe. Der weitschichtige Roman würde ein wahres biographisches Labyrinth sein, wenn nicht der psychologischen Verwicklung die größte Einfachheit der äußeren Handlung gegenüberstände, eine Einfachheit, welche dadurch entsteht, dass sich die ganze Geschichte, wie ohne Mithilfe der Erfindungskraft ihres Schöpfers, von selber aufbaut, allmählich und regelrecht wie die Zellen einer Wachswabe — und wie diese vom süßen

Honig, von tiefster Menschenkenntnis und Lebensweisheit erfüllt.

Man könnte Dorothea Brook die Heldin des Romans nennen, wenn nicht der Schauplatz, also Middlemarch und seine Umgebung der eigentliche Held wäre, insofern als alle die zahlreichen Menschenschicksale nur die Pinselstriche sind, aus welchen das Porträt des Lokals zusammengesetzt ist. Aber dieser unpersönliche Held ist doch auch wiederum nur ein Symbol, eine Durchschnitts-Kleinstadt mit Durchschnittsmenschen, welche überall wieder zu treffen sind und deren Schicksale daher ebenso den Typus Mensch illustriren, wie Middlemarch den Typus Kleinstadt. Wir können daher wol sagen, dass der Held von „Middlemarch" der Mensch sei. Dorothea Brook tritt deswegen in den Vordergrund, weil sie gleichfalls eine jener enthusiastischen, aufopferungsfähigen Seelen ist, für welche George Eliot von jeher ein so warmes, durch innere Stammverwandtschaft erzeugtes Interesse hatte, und welche sie daher mit der größten Liebe und Ausführlichkeit behandelte.

Dorothea ist die vollkommenste Inkarnation des Ideals unserer Autorin. Wie sehr wir sie auch bedauern mögen, es ist doch gar nichts unnatürliches, dass dieses merkwürdige Mädchen mit seiner fast Quijotisch zu nennenden Hingabe an unklare Ideale, mit seinem gänzlichen Mangel an Eitelkeit und anmutiger Oberflächlichkeit, jenen fürchterlich pedantischen ausgetrockneten Cyklopen Casaubon heiraten kann, der mit seinem einen Auge nur in Büchern, aber niemals auch nur das Alphabet der Menschenseele zu lesen vermag. Man hat es getadelt, dass sie nach Casaubons erlösendem Tode den geist- und gefühlvollen Ladislaw, dem gegenüber sie zuerst die schöne Sehnsucht warmblütiger Jugend empfand, heiratet, da dieser für sie zu unbedeutend sei; aber ich halte das gerade für eine vortreffliche Wendung ihres Schicksals; denn, um nach den traurigen Erfahrungen ihrer ersten Ehe noch einmal wirklich glücklich zu werden, kann sie nur einen Mann gebrauchen, der sie mit jugendfrischer Sinnlichkeit zu lieben vermag. Uebrigens wird sie in der Vereinigung mit ihm auch jene holde Befriedigung finden, welche für jedes echte Weib in dem Bewusstsein liegt, der gute Engel ihres Mannes zu sein. Intime Bekannte des Lewes'schen Ehepaares haben behauptet, dass Mr. Lewes viele Züge zu dem Bilde Ladislaws hergegeben habe, und wir wissen, wie glücklich George Eliot, die doch wahrlich die höchsten Ansprüche an den Mann ihrer Wahl machen durfte, mit diesem lebte.

Mehr noch als in der Gestaltung der George Eliot so kongenialen Dorothea offenbart sich ihre großartige Fähigkeit sich in gänzlich fremde Naturen hineinzuversetzen, in den Figuren der Rosamunde Vincey und ihres Bruders Fred. George Eliot hat selbst gestanden, dass nie eine psychologische Hervorbringung ihr so schwer geworden sei, wie die der eitlen, oberflächlichen, graziösen, zart koketten Rosamunde, deren Eigenschaften ihrer Seele so fremd waren, wie einem Samojeden die Seife.

Ich glaube fast behaupten zu können, dass niemals in einem belletristischen Werke so viel Menschenkenntnis mit solcher Kunst realistischer Darstellung gepaart gewesen sei. Grade diese Eigenschaft wird Middlemarch immer dem Verständnis jenes großen Publikums entrücken, welches sich im Roman für einen Helden begeistern will, um dafür dessen Widersacher mit um so größerer Verachtung strafen zu können. Seinen Begriffen von Idealismus wird in diesem Werke gar keine Nahrung geboten und es wird die unheimliche Wahrheit, mit welcher darin auch die verborgensten Triebfedern des menschlichen Handeln bloßgelegt werden, als eine Art Rücksichtslosigkeit gegen sein eigenes wolanständig verhülltes Innere empfinden.

Erst nach einer Pause von wiederum fünf Jahren erschien in acht monatlichen Heften, vom Februar 1876 anhebend, George Eliots letzter Roman: „Daniel Deronda". Man kann nicht sagen, dass sich in ihm ein Erlahmen ihrer produktiven Kraft zeige, aber er trägt doch unzweifelhaft die Spuren des Alters an sich. Statt der lebendigen Frische, des gesunden Realismus und des liebreich lachenden Humors finden wir in diesem weitschweifigen Werke eine übertrieben gewissenhafte Gründlichkeit in der seelischen Beobachtung, den Idealismus eines tiefen Denkers, dessen Phantasie sich die Gefäße für einen überreichen Inhalt schafft, ohne sich darum zu kümmern, ob die Form des Gefäßes schön oder praktisch sei — und statt des herzerquickenden Humors das glänzende Epigramm, den witzigen Sarkasmus. Man merkt es dem Werke an, dass es mehr geschrieben wurde, um die Erfahrungen eines reichen Geisteslebens, die Resultate tiefen Studiums oder philosophischer Grübelei darin aufzuspeichern, als einfach um ein schönes Kunstwerk zu schaffen. Es wird kaum einen Menschen geben, er interessire sich noch so sehr für George Eliots positivistischen Pflichtbegriff, oder für ihre Ansichten über das Judentum und seine Zukunft, welcher nicht bei der Lektüre dieser acht Bände zuweilen in die Versuchung kommen sollte, einen derselben ungeduldig bei Seite zu werfen, oder wenigstens hier und da einige Blätter zu überschlagen. Was das Lesen dieses Romans besonders unerquicklich macht, ist der Umstand, dass sie sich in demselben — weit mehr als sie dies früher auch schon getan — bei allen Auseinandersetzungen und Referaten in dritter Person, einer oft unleidlich schwerfälligen, mit weit hergeholten gelehrten Vergleichen gespickten Sprache bedient, welche bei einem wissenschaftlichen Werke sehr wol am Platze wäre, für einen Roman aber kaum als geschmackvoll zu bezeichnen ist. Freilich sind ihre Sentenzen, welche manchmal mit der Wucht von Entscheidungen eines höchsten Gerichtshofes, oder mit dem großartigen Tonfall einer Prophetenstimme auftreten, hier noch weit sorgsamer gefeilt als in früheren Werken und enthalten wahre Schätze von weisen, inhaltsschweren und auch witzigen Reflexionen; aber, wenn wir den Roman nicht vom Standpunkte des Aphorismensammlers betrachten wollen, entschädigt uns dies alles nicht für den Mangel an sympathischen, dem wirklichen Leben abgestohlenen Menschenbildern, welche uns zugleich ein Spiegelbild unserer selbst sind. An Menschen wie De-

ronda und Mordochai können wir aber nicht glauben, und Grandcourt mag uns wol ebenso unglaublich in seiner haarsträubenden, ohrfeigenwürdigen Unangenehmheit vorkommen, als Gwendolen mit ihrer sonderbaren Weise rätselhaft. Aehnlich wie der alte Goethe in seinen zweiten Teil des Faust das Möglichste und Unmöglichste aus den Gedankenschätzen seiner sorgfältig etikettirten Pappschachteln hineinpfropfte, so ward auch „Daniel Deronda" ein Speicher für sonst nicht in Umlauf zu bringende Geistesvorräte George Eliots. Jedoch war sie sich dabei ihrer Pflichten als Romanschriftstellerin, d. h. als Künstlerin viel zu sehr bewusst, als dass sie diesen ihren Ueberfluss in der Gestalt von Jean Paulschen Blumen-, Frucht- und Dornenstücken, oder in der geschmacklosen Art der „Wanderjahre" Goethes willkürlich verteilt hätte. Nein, man kann auch dieses Werk von Anfang bis zu Ende ohne Auslassungen durchlesen und wird es mit großem Gewinn tun, wenn man Bildung, Fassungskraft und Zeit genug dazu hat.

In reinem häuslichen und geselligen Glück, in ernster unablässiger Arbeit floss die Reihe ihrer Jahre in ruhiger Gleichmäßigkeit dahin, welche nur durch fruchtbringende Erholungsreisen nach dem Kontinent unterbrochen wurde. Im Jahre 1870 war Lewes' erste Frau glücklicherweise gestorben, und George Eliot hatte die Genugtuung, ihre langjährige Ehe nun auch gesetzlich anerkannt und kirchlich eingesegnet zu sehen. Aber es blieben ihr nicht mehr viele Jahre an der Seite dieses besten der Männer gewährt: er starb ganz plötzlich im Jahr 1878. Sie gründete zu seinem Andenken ein reiches Stipendium, „The George Henry Lewes studentship." Sie wäre bei ihrer Verwöhnung und gänzlichen Hülflosigkeit allen äußeren Sorgen gegenüber noch in ihren alten Tagen ganz um die ihr so nötige Ruhe gebracht worden, wenn sie nicht in einem alten treuen Freunde, Mr. Cross, einen Ersatz für Lewes gefunden hätte. Im Mai 1880 reichte sie (61 Jahre alt) ihm die Hand, nicht ohne dass ihre Freunde großen Zweifel gehegt hätten an der Klugheit dieses Schrittes. Doch konnten die wenigen Intimen, welche sie in ihrem neuen Heim, in Cheyne Walk (Chelsea) besuchten, die Ueberzeugung mitnehmen, dass sie auch von diesem zweiten Gemahl mit gleicher Aufopferung und Treue gepflegt werde. Sie war niemals von starker Gesundheit gewesen. Der Schmerz um Lewes' Verlust hatte sie überdies noch sehr mitgenommen, dennoch aber hatte sie ihre geistige Frische noch über Wasser gehalten und ein längerer Aufenthalt in Italien nach ihrer Hochzeit schien sie wieder ganz gekräftigt zu haben. Allein der ungewöhnlich strenge Winter von 1880 zu 81 war zuviel für sie. Am Freitag den 17. Dezember wohnte sie einer Studentenvorstellung des „Agamemnon" bei, Sonnabend besuchte sie ein Konzert in St. James's Hall, wo sie sich eine Erkältung zuzog, welche in wenigen Tagen ihren Tod herbeiführte. Sonntag hatte sie noch Gäste empfangen und Mittwoch den 22. verschied sie schon still und schmerzlos.

Das Begräbnis fand am 28. Dezember auf dem Highgate Kirchhof statt. Der bekannte unitarische Prediger Dr. Sadleir, welcher auch Lewes zu Grabe geleitet hatte, hielt eine warme und rücksichtsvolle, wenn auch etwas theologische Rede, in welcher er anknüpfend an ihre positivistische Hymne: „O, may I join the choir invisible" den Wert ihrer literarischen Arbeit anerkannte und ihren Namen einen zur Unsterblichkeit geborenen nannte. In Gegenwart einer großen Menge künstlerisch, wissenschaftlich, oder sonst wie hervorragender Leute und vieler persönlicher Freunde und Bewunderer ihrer Schriften wurde sie neben Lewes in die Gruft gesenkt. Die Inschrift auf ihrem Sarge lautet:

George Eliot
Born 22nd Nov. 1820*). Died 22nd Dec. 1880.
Quella fonte
Che spande di parlar si largo fiume.

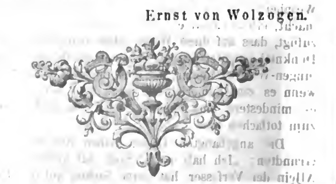
Das Buch von Mathilde Blind, um darauf noch einmal zurückzukommen, ist reich an Details über George Eliots Lebensweise daheim in London, auf ihren oft gewechselten Sommerfrischen und auf ihren Reisen. Besonders hervorzuheben ist die gelungene, sorgfältige Charakteristik der bedeutendsten Freunde und Förderer ihres Schaffens, nämlich des Bray'schen Ehepaares und ihres Gatten G. H. Lewes, welchen die Literaturgeschichte in der Tat wol George Eliot zu verdanken hat. Der naheliegende Vergleich mit ihrer großen französischen Kunstgenossin George Sand ist an verschiedenen Stellen glücklich durchgeführt, so besonders die diametral entgegengesetzte Auffassung beider Frauen in bezug auf die Liebe durch die Gegenüberstellung von „Romola" und „Leon Leoni". Die Französin schildert die Liebe als eine magnetische Kraft, unwiderstehlich und unbesiegbar, welcher die Heldin Stolz, Vernunft und Gewissen opfert; bei der Engländerin ist sie der reine Glaube an die Wahrheit und Güte des geliebten Gegenstandes und erlischt, als sie diesen Glauben getäuscht sieht. Die Leidenschaft, der Idealismus George Sands reißen hin und heben empor, — George Eliot hält uns auf der Erde fest und zwingt uns zur Einkehr in uns selbst; aber in allen Dingen, in welchen die realistische Kunst die idealistische übertrifft, und deren sind nicht wenige, ragt auch George Eliot hoch empor über ihre vielbewunderte Rivalin.

Allen Englisch lesenden Kennern der Werke Eliots sei das Buch bestens empfohlen.

*) Diese Jahreszahl ist falsch; sie wurde 1819 geboren.

Charlottenburg.

Ernst von Wolzogen.



Humoristische Verse.

Weltlust, Historietten, Schwänke und Lieder. Von Dr. Märzroth.
Leipzig 1883. Liebeskind.

Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt. Von R. Baumbach.
Ebenda 1883.

Als ich nach langen Jahren der Abwesenheit von der Heimat wieder einmal den Namen Märzroth auf dem Titelblatt eines Buches erblickte, überkam mich eine seltsame Wehmut, die ich keineswegs für Heimweh ausgeben möchte. Im Gegenteil! Nicht nach der Heimat, sondern um die Heimat wurde mir bang. Schreibt man in Oesterreich noch immer wie zu den Zeiten, als die österreichische Zensur behauptete, sie wäre durchaus kein Gegner der Pressfreiheit, vielmehr ausschließlich der Schreibefreiheit, und wenn nur nichts geschrieben würde, so würde sie auch nichts streichen.

Damals blühten die spezifisch „vaterländischen“ vier Dichter, ein Epitheton, das ehrenvoll gemeint war, wenn es auch nur zu verstehen gab, dass man den also bezeichneten Dichtern nichts weiter nachsagen konnte als die Handhabung einer eigentümlich vaterländischen Diktion, in welcher der Stil des harm- und gedankenlosen Spaßes mit dem des prahlerischen Bilderschmuckes wechselte. Diese Zeiten gingen vorüber, aber Märzroth schrieb noch immer in gleicher Manier fort, was ein abgeschmackter Wiener Kalauer mit der Behauptung bestrafte, in Märzroth wäre der Vormärz rot geworden.

Der gute J. F. Castelli, der heute auch schon vergessen und verschollen ist und höchstens noch mit Deklamationsgedichten auf den Lippen der Schüler kleiner Unterrichtsanstalten lebt, war das Prototyp dieser Art Schriftstellerei. Seine „Orientalischen Granaten“ sind dem vorliegenden Büchlein Märzroths ähnlich, aber viel geschmackvoller in der Wahl des Stoffes und viel sinnreicher und humoristischer in der Zuspitzung des Gedankens. Eine Verdünnung dieses an sich schon nicht starken Geistes sind die „Schwänke“ Märzroths, und wären die Quellen angegeben, obgleich sie jeder Kundige aus alten deutschen Büchern und Zeitungen und aus den Erinnerungen an seine Kinderstube kennt, so hätten sie wenigstens einigen literaturgeschichtlichen Wert. Soll dieser ersetzt werden durch „fabula docet“, wenn der Verfasser dem Esel, der den Weinberg zerstampft und diesen dadurch fruchtbarer macht, ein Denkmal errichten lässt und die Lehre hinzufügt, dass auf diese Weise schon manchem Esel ein Denkmal errichtet wurde? Schlagender als dieser Schuljungen-Witz ist keiner, den das Büchlein enthält, und wenn es eine humoristische Gabe sein soll, so bildet es mindestens ein humanes Werk, da es keineswegs zum totlachen ist.

Die angehängten Lieder haben den klassischen Grundton: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt.“ Allein der Verfasser hat seine Sachen auf das Papier gestellt und dieses so wertvolle Material wird freilich in der deutschen Buchmacherei für nichts angesehen.

Was Märzroth gewollt, hat Baumbach geleistet. Viel ist damit allerdings nicht geleistet, weil auch der Wille, alte Geschichten in neue Verse zu kleiden, nicht viel bedeutet. Shakespeare, der große Pessimist, der sich darum auch bestens auf den Humor verstand, vor dessen innerstem Wesen sich ja die Beschaffenheit der Welt in eine trübselige Posse auflöst, spricht zwar von einem Spaß „für immer,“ gesteht ihm aber unmittelbare Wirkung nur für Tage und Wochen zu. Die Abschwächung wird von der Wiederholung, verschuldet und kein irgend Belesener wird die von Baumbach gewählten Schnurren nicht wiederholt kennen gelernt haben. Eine Angabe der Quellen würde verschiedenen Ursprung für dieselben Geschichten nachzuweisen haben. Denn wie zwischen den religiösen Fabeln und den Mythologien der Völker herrscht auch zwischen ihren Schwänken eine unerklärliche Verwandtschaft und selbst Identität. Ich habe, um nur ein Beispiel zu nennen, „Das Häslein“ unter dänischen Bauerngeschichten gefunden, die Baumbach vielleicht selbst nicht kennt.

Gleichwol hat sein Buch den unschätzbaren Vorzug, von einem wirklichen Dichter zu stammen, was sich zunächst dadurch bekundet, dass die plumpen Tatsachen nicht im Vordergrund des Eindrucks auf den Leser stehen. Die Feinheit und Noblesse der Ausführung findet Raum genug, um den kleinen Figuren, in den kleinen Geschichten psychologische Züge zu geben. In der Form erheben sich die Verse absichtlich nicht über den Knittelreim, sind aber zuweilen von zarten und sinnigen Wendungen durchzogen. Wenn es dem Dichter darum zu tun war, altdeutsche Ausdrücke und Sprechweisen beizubehalten, so hätte er unser sprachliches Gefühl doch mit gramatikalischen Unrichtigkeiten wie „so schön war keines nicht“ verschonen dürfen.

Dresden.

Hieronymus Lorm.



Almanach der akademischen Verbindung „Jung-Rumänien“: „Romania Juna“.

Der akademisch-literarische Verband der rumänischen Studenten Wiens hat einen Almanach herausgegeben, zu welchem ausschließlich hervorragende rumänische Schriftsteller Beiträge geliefert haben. Es wird den Lesern des „Magazins“ gewiss nicht unangenehm sein, etwas über den Inhalt des Almanach zu erfahren. Wir beschränken uns auf die poetischen Stücke, indem wir diejenigen übergehen, die einen ernsten, wissenschaftlichen, didaktischen Charakter haben.

Den Beginn macht Carmen Sylva mit einer Allegorie: „Die Zeit und die Liebe“. Wollten wir loben, so könnte uns das leicht falsch ausgelegt werden, da wir uns einer erlauchten Verfasserin gegenüber sehen, und doch lässt sich kein anderes als ein lobendes Urteil darüber fällen. Es hat uns an ein rumänisches Märchen: „Das Schicksal“ entfernt erinnert, welches aber hier ganz poetisch umgeprägt und mit eigenem Individualismus ausgefüllt worden ist.

Es folgen darauf zwei Gedichte von V. Alexandri, wovon das erste: „Der Winter kommt“, zu den besten Leistungen des Dichters zu zählen ist; nur wiederholt sich der Verfasser darin, indem es Reminiszenzen aus einem älteren, ähnlichen Gedichte des Verfassers enthält. Minder gelungen ist das zweite: „Die Quelle“. I. Creanga, der urwüchsige Volksschriftsteller der Moldau, erzählt uns in seiner plastischen Weise eine Anekdote aus dem Leben des Fürsten Cuza, dem unmittelbaren Vorgänger des jetzigen Königs. — „Der Abendstern“ ist Titel und Inhalt des nächstfolgenden Gedichtes von M. Eminescu*), der ein an und für sich wunderschönes rumänisches Märchen psychologisch vertieft und poetisch zum Ausdrucke gebracht hat. — Der Novellenschriftsteller N. Ganea hat hier eine Novelle geliefert unter dem Titel „Jon Urdilă“. Sie ist etwas melancholisch angehaucht, und darum ist der Schluss ein nebelhafter. Die Zeichnung des Jon Urdilă jedoch ist trefflich gelungen. Das Ganze ist in der Form einer Jugenderinnerung gehalten. — Jacob Negruzzi hat ein „Bild aus dem Leben“, welche des Verfassers starke Seite ist, geliefert. Es ist die Schilderung einer Reise nach Cahul und die Begegnung daselbst mit einem höchst sonderbaren Richter. Der Verfasser hat ein scharfes Auge für die komische Seite seiner „Bilder“ und darum weht durch seine Schilderungen der Geist des Humors; leider fehlt ihnen aber der tiefernste Hintergrund des Lebens, der den Humor eines Jean Paul ganz anders gestaltet. — Mit einigen recht netten Gedichtchen figurirt I. S. Nenitescu auch unter den Mitarbeitern des Almanach. — I. Slavici veröffentlicht einen Brief aus Italien, in welchem er mit scharfen Strichen die mächtigen Eindrücke schildert, die Land und Kunst auf ihn ausgeübt. Mit besonderer Liebe verweilt er bei dem Bilde der heiligen Cäcilie von Raphael. Ganz reizend ist dann die Beschreibung vom Leben und Treiben in Neapel, namentlich von dem auf dem Markplatze. — Josif Vulcan hat ein Gedicht: „Die Liebe“ beigesteuert. Mit einer Abhandlung von A. D. Xenopol: „Ueber Realismus und Idealismus“ schließt der Almanach, der, wie wir gesehen, viel Schönes und auch — wie wir nicht gesehen, denn es sind wissenschaftliche, philosophische und pädagogische Abhandlungen von Aurelian, T. Majorescu, Sbiera, Popescu u. s. w. — viel Wissenswertes enthält.

Wir wünschen daher vom Herzen diesem Unternehmen der studirenden Jugend ein frisches, fröhliches Gedeihen.

Bukarest. M. Gaster.

*) Eminescu ist seitdem in Wahnsinn verfallen.
Anm. der Red.

„Unversöhnlich.“ Roman von Robert Byr.

Jena 1882, Costenoble. 3 Bände.

Wieder eine Arbeit des unerschöpflich tätigen Autors, welcher als einer der gedankenreichsten in seiner Gattung anerkannt ist.

Das durchaus moderne Gesellschaftsgemälde, das er da entworfen, dreht sich wesentlich um die Beziehungen von drei Personen: Fräulein Marcelline Arnold, Tochter eines für sehr reich geltenden, dann bankerottirenden Industriellen; Jörg v. Langeneck, wol situirter Gutsbesitzer; des letzteren Schwager, der mit seiner Schwester verheiratete Dr. August Harthammer. Die Dame, von Reichtum verwöhnt, im Kerne gut und rein, bedarf einer läuternden Erziehung und macht sie schwer durch; Jörg, ein durchaus gediegener, aber etwas scharf geschnittener Charakter, braucht eine herbe Lebenserfahrung, um zu wissen, dass der einzelne in der Welt doch nicht mit dem sichern Stehen auf sich selbst fertig wird. Die beiden, die sich innerlich von früh angehören und sich gleichwol nicht zusammenfinden konnten, haben Jahre der Sorge und des inneren wie äußeren Kampfes durchfechten müssen, um alle Schlacken abzuwerfen und dann erst nebeneinander das rechte Glück zu finden. August ist ein hochmütiger, hartherzig egoistischer, kleinlich neidischer, ungerecht verbissener Charakter, Haustyrann und schlechter Wirtschafter; auch er entwickelt sich, nämlich bis zur Verrücktheit, die nach dem letzten und schlechtesten Streiche, welchen er dem unvergleichlich größer und edler angelegten Schwager gespielt, in ihm ausbricht. Jörg hat seiner Schwester zu lieb mit August ein reiches, in der großen Hauptpartie ihm allein zufallendes Erbe gleich teilen wollen, zu dem Zwecke das ihn begünstigende Testament verbrannt und ist dann gerade für diese Großmut von dem auf das Ganze spekulirenden Verwandten auf Unterschlagung angeklagt worden; wirklich steht er nahe daran verurteilt zu werden, als ihn noch in der zwölften Stunde ein bereits als halb verschollen geltender, aus dem Orient heimkehrender Zeuge rettet. — Die alte reiche Frau v. Bruckner, die ewig keift und doch nicht so böse ist; ihr Hausfreund Dr. Greipl, besser im Homer als in der heutigen Welt zu Hause, sind zwei antiquirte Menschenexemplare, Originale, die gerad' in dieser Sorte aus unserer Gesellschaft, welche zwar an zankenden Weibern keinen Mangel hat, verschwinden. Augusts duldende und sorgende Gattin Betty dagegen repräsentirt die Hausfrau in willenlosester Hingebung und fast sklavischer Treue. Der Bankier von Sonnenstein, ein spekulativer Intrigant von gefährlich weitem Gewissen und vollendet weltmännischem Schliff, ist urmodern, er könnte fast ein „Gründer“ sein. In dieselbe Klasse fällt eine leichtfertige Theaterprinzessin von recht durchsichtiger Tugend. — Das die Gesellschaft.

Spezifisch romantische Partien im Buche sind: das Ende der alten Bruckner und seine Folgen, der bis zur äußersten Spannung aufragende Prozess, am

Schluss eine große Wasserflut, die alles entscheidend klärt, die Personen und die Verhältnisse. — Das eigentliche Wesen und der Gehalt aber liegt, wie das unser Autor durchzuführen liebt, in der seelischen Entwicklung seiner Hauptgestalten, innern Wandlungs- und Läuterungsprozessen, die sich mit einer gewissen Wucht und Konsequenz vollziehen.

Zürich. J. J. Honegger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei: Deutsche Lyrik der Gegenwart von Ferd. Avenarius (Louis Ehlermann in Dresden), Geschichte der deutschen Litteratur von Franz Hirsch (Wilhelm Friedrich in Leipzig) über das Prachtwerk: Russland, Land und Leute (Gressner & Schramm in Leipzig) und Verzeichniss ausgewählter Werke [illegible] der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.

Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2⅓ östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1⅓ Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann.

Herausgeber: Eduard Engel.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung.

52. Jahrgang.	Leipzig, den 8. Dezember 1883.	Nr. 49.

Inhalt:

Gedichte von Stephan Milow.

Revidirte und beträchtlich vermehrte Gesamtausgabe.

Stuttgart 1882. Bonz & Co.

Was doch die deutsche Poesie fruchtbar geworden! Es soll mich nicht wundern, wenn wir künftig lesen: Neue Gedichte, zehntes Tausend, oder was ähnlich bezeichnender Titel mehr sind. Wenn irgendwo das Wort zutraf, sieht man im deutschen Dichterwalde den Wald vor lauter Bäumen nicht. Zu viel des Segens, möchte man angesichts der unabsehbar schwellenden Fülle rufen. Man müsste sich eigentlich für unsere Klassiker schämen, wenn man bedenkt, wie spärlich die Summe ihrer Gedichte im Vergleiche zu den Hervorbringungen ihrer gesegneten Nachfahren sich beziffert. Wenn man nur nicht dabei an die alte Fabel von der Löwin denken müsste, die nur Eines wirft, — aber einen Löwen. Es ist gar zu unhöflich, aber Gott verzeihe mir meine Sünden, begreifen würde ich es, wenn einmal, die Löwen in Ehren, in der Geschichte der deutschen Dichtung unsere Tage als das Kaninchenzeitalter glänzten.

Das klingt wenig erbaulich als Eingang zu einer Besprechung so ernster und würdevoller Leistungen, wie es die Gedichte Stephan Milows sind. Aber ich kann es nicht bergen, das Gespenst der Massenproduktion bin ich eben auch bei ihm nicht los geworden. Ich beteuere, dass ich erst jetzt im Augenblicke, nachdem ich auch den Titel gelesen, die „beträchtlich vermehrte Gesamtausgabe" wahrnehme; mir war längst bei der Prüfung des Inhalts vor der Vermehrung bange geworden. Nicht als ob ich sagen könnte, dies oder jenes wäre besser weggeblieben; es hat hier vielmehr wol ein jedes eine eigentümliche Schönheit, eine bemerkenswerte Wendung, die man ungern missen möchte. Aber der Dichter musste gegen sich strenge sein und prüfen, ob das Gedicht, das er uns bieten will, in ihm ganz und voll aufgestiegen, ob er es ganz gespürt im Innersten oder ob er mit — ich möchte sagen — Gewalt nachhelfen musste; mit einem Worte, ob er Kunst oder Kunsthandwerk zu bieten hat. Das Dichten ist kein Stand, sondern ein Beruf, man fordert von niemand, dass er uns Verse mache; um so ängstlicher lausche daher der Dichter, ob es ihm mit seinem Gedicht Ernst, ob es ihm Notwendigkeit, innerer Zwang ist. Es ist gar wahr und will verstanden sein, dass die wirklich echten Gedichte Gelegenheitsgedichte sein müssen; sie sollen eben nicht gesucht und gekünstelt worden sein, sondern sich angeboten, sich aufgedrängt haben, der widerstrebenden Seele. Solche Gedichte sind selten wie der echte Diamant, aber es braucht eben keiner Wagenladungen; hier macht es nicht die Masse, sondern die gehaltvolle Form, der formvolle Gehalt. Auf diesen Edelgehalt hin angesehen, schrumpfen unsere Gedichte bedenklich zusammen. Aber es bleiben eben genug übrig, um dem Dichter aus seiner Fülle einen Vorwurf zu machen. Es wäre läppisch, vom Steinklopfer Diamanten zu fordern; aber wer gezeigt hat, dass er Edelsteine zu bieten hat, der komme uns nicht mit künstlichem Glas.

Eines vor allem hätte Milow vermeiden müssen, das ist die unheilvolle Verwechslung von Poesie und Reflexion. Fast scheint ihn das eigene Gewissen geschlagen zu haben, wenn wir ihn mit der Entschuldigung, d. h. Selbstanklage sich beruhigen hören:

„„Nicht reflektiren im Gedicht!“
Ganz recht, allein vergesst nur nicht:
Es ist das Wort ja schon
Reflexion“ (S. 344).

Da liegt eben der Irrtum! Das Wort, und vollends das dichterische, ist Bild, ist Anschauung. Das hat die Sprachforschung über allen Zweifel festgestellt, dass in den Worten ein sinnlicher Ursprung steckt, das Gegenteil von Reflexion. Oft ist das Bild verwischt, wer aber helle Dichteraugen im Kopfe hat, der sieht es noch oft, wo es die anderen nicht erkennen, und seine Sprache wird bildlich, anschaulich, plastisch, wenn es durchaus ein Fremdwort sein soll. Mit seiner reflektiven Art hängt bei unserem Dichter auch eine bedenkliche, ich sage nicht Vernachlässigung, aber Unterschätzung der Form zusammen, die sich auch einmal bei dem Geständnis ertappen lässt:

Denn das letzte Geheimnis der Form liegt immer im Inhalt
Und auf bedeutendem Sinn wiegt sich bestrickend das Wort
(S. 371).

Dies will mir schief gesehen und schief ausgedrückt erscheinen; wenn von einem Wiegen die Rede sein kann, dann wiegt sich auf dem schmucken Kahn des Wortes sicher die Wucht des Inhalts und nicht umgekehrt, denn das Wort ist der Träger, das Gefäss des Gedankens. Daher denn hier auch vielfach diese Blässe, ich möchte sagen, die bleichen Wangen; es ist die Zimmerluft der Reflexion, nicht der würzige Hauch der Anschauung, der aus der Sprache so vieler dieser Lieder hervorschlägt. Hier ist nur diese allgemeine Bemerkung gestattet; den Nachweis im einzelnen mögen nur einige wenige Beispiele liefern: S. 20 heißt es: Und nirgends w a r m e s, blütenvolles Sein. Wer vermag hieraus sich ein Bild zu holen! S. 22: Das All voll Sprudellebens trink' ich ein. S. 23: Die duftdurchströmten Weiten. Das ist gedacht, nicht gesehen. Dahin gehört auch der Vers S. 24: Es schauert leis der Lenz im Wind. Wenn unserem Dichter S. 25 der Ausruf entschlüpft:

Gewiss, es brächte süße Wonne,
Zu schauen, was dein Inneres schwellt,

so zweifeln allerdings an dem Vergnügen auch wir nicht, allein es wäre seine Aufgabe gewesen, es uns zu ermöglichen, es uns genießen zu lassen. Voraussetzungen, Annahmen gehören in die Logik, nicht in ein Gedicht.

Und frostige Ausdrücke sind noch nicht einmal das Schlimmste, was die Reflexion in der Poesie versündigt! Bedenklicher als das verunglückte Wort, die schiefe Wendung ist ein verfehltes Ganzes. Vor allem ist in der Lyrik das Räsonniren verhängnisvoll. Was sich uns nicht als Gefühl mitteilt, uns nicht mit dem Atem des Lebens anhaucht, das ist für uns leer und unwahr, ob es auch gedanklich noch so fein ausgeklügelt und in der Form noch so gewinnend dargestellt sei. Eine Periode aus drei Strophen Nebensätzen, die alle von „da du“ abhängen (S. 49), könnten wir eher verzeihen als die abstoßende Vernünftelei im Liebeslied wie auf S. 32. Gedanken vermögen kein Gedicht zu retten; philosophische Prosa kann man auch [illegible] schreiben.

Mit dieser Art des Dichters hängt es wol auch zusammen, dass die Sprache vielfach matt und nicht genug lebenswarm erscheint; es ist zu viel geschrieben, zu wenig gehört und innerlich empfangen. Daher schreiben sich trotz aller reinlicher Sorgfalt, die überall sich verrät — nur Einen Druckfehler habe ich bemerkt: S. 23 beutst für beust —, die Gewaltsamkeiten und Sprachwidrigkeiten im Ausdruck, die ich anführen will, weil manche wie Flecken weggewischt werden können und doppelt stören, da sie ein schönes Ganzes entstellen. Versteinung (S. 20) ist kaum zu dulden. Daselbst stolpern wir auch über den Vers: Ich zage bang, um mich hinauszusehen. Das heißt doch wol: rings um mich; hinaus kann man aber nur in Einer Richtung, nicht in der Runde. Das menschenvolle Häusermeer (S. 22) ist eine unschöne Zusammensetzung. Was Menschen uns gebürdet schwer (S. 23) wird man schwerlich wollen hingehen lassen. A l l meine Seele fühl' ich schwellen (das.) ist gar sehr anzufechten. Und rufe b l o ß n u r: Das ist sie (S. 30) ist etwas zu viel gerufen. Ein Z u einanderlauschen (S. 31) gibt es im Deutschen nicht. Und deine Miene bang gespäht (S. 69) ist fehlerhaft. Dass die Gluten ausgewallt (S. 70), ist etwas kühn. Und sich mein Zweiflerherz an deinem Munde Gewissheit deiner Gluten selig trinkt (S. 73), ist mir unverständlich. In demselben Gedichte vermag ich auch das Bild nicht zu fassen: Und doppelt flammt, was sich so lang verzehrt (S. 72). Wie kommt's (S. 79) fällt stark aus dem poetischen Rahmen. Was zu keinem Herzen findet (S. 82), ist mehr als eine Licenz.

Will auch das Auge überfließen,
Und welches Leiden um und um (S. 88)

ist eine harte Verbindung. So heller (S. 122) ist ein schlechter Ersatz für: je heller. All die Grauen (S. 163) ist in keiner Zahl zu gebrauchen. Nur ungern entdecke ich den Vers: Und a u s der sehnenden Brust kriechen die Wünsche nur d u r c h (S. 198); Grammatik und Aesthetik wollen respekirt sein. Das sondre Gemisch (S. 208) ist allerdings sonderbar. Das bedeutende Gedicht: der Vesuv (S. 231) hebt mit einem Wölkchen g l ü h e r Dämpfe an. Inmitten der entzück u n g s vollsten Flur (das.) will mir auch nicht gefallen. Dein Werk, mangelnd der Seele, zerfällt (S. 370), ist selbst von Pentameters Gnaden nicht zu gestatten. Gegen diese Bedenken kann den Dichter selbst nicht sein kühnes Diktum feien (S. 226):

So war's und bleibt es: große Dichter
Hat k e i n e Gegenwart.

Und jetzt, da ich mein Sprüchlein hergesagt, fühle ich das Unrecht, das scheinbar darin liegt, die kleinen Schwächen aufzuzählen, wenn man noch so wenig von dem Wert und dem Wesen der Leistung gesprochen. Für den Einsichtigen liegt in dem Versuche, die Fehler einer so reichen Sammlung wie der M i l o w s erschöpfen zu wollen, freilich auch schon ein Lob, aber es sei auch noch gestattet, von der Schönheit und Reinheit mancher

dieser Dichtungen einzelne Proben vorzulegen. Wer einen Vers geschrieben wie den folgenden, der hat dafür gesorgt, dass man ihn jedenfalls als Dichter erkenne, wie viel es immer auch hier zu mäkeln geben mag:

Umsonst! Du kannst nicht haschen, greifen,
Was ausgestreut im reichen Kranz;
So halte still, statt rings zu schweifen,
Und lass dich's überströmen ganz. (S. 9.)

Wie woltuend wirkt selbst die Reflexion, wenn sie aus den Tiefen des Gefühls emporgestiegen und als Wahrheit ein Echo weckt in jeder Brust, wie das Gedicht: Lebensgang (S. 91):

Verschließe dich und klage nicht,
Ob auch dein Herz zum Springen schlägt;
Wer ist's, der Trost im Leid dir spricht
Und sinkst du müd, dich weiter trägt?

Oder eine Probe versöhnenderer Tonart:

Sei still und lass das Wähnen,
Dir bringt Erfüllung Heil:
Dies ungestillte Sehnen,
Es ist dein bestes Teil!

Milows Poesie hat ein breites Register. Das Leben mit allen seinen Lagen, die siegende und die unglückliche Liebe, die Natur mit ihren Freuden und ihrer Gleichgiltigkeit, ja selbst die Politik, sie sind alle hier vertreten. Und es sind nicht gerade die ausgetretensten Geleise, die Milow uns führt. Was verschlägt's, wenn da und dort Lenau und Heine uns etwas stark anzuklingen scheinen; keine üblen Obertöne das, um im akustischen Bilde zu bleiben. Arthur Schopenhauer wird natürlich auch besungen, aber zum Glück hat der Dichter seine Dankbarkeit in diesem einen Gedicht entladen; ein Mehr von Abhängigkeit hätte für die Dauer verderblich werden können. Nur keinen Dichter des Pessimismus! Als Hintergrund, als Stimmung mag er immerhin gut sein, nur stehe er nicht im Vordergrund und übertöne alles andere gesunde Gefühl!

Mit einer Grabschrift schließt unser Buch, das stimmt zur Wehmut! Nein, wir wollen Milow noch begegnen, geklärter, freudiger, mit weniger Gedanken und lebendigerer Anschauung. Das kann nicht ernst gemeint sein, dass er abschließen wolle. Wem das Dichten Natur ist, der lässt es nicht. Darum hoffe ich denn auch, dass wir noch mehr aus Milows Liederborne genießen werden. Auf eine neue, sagen wir nicht vermehrte, sondern bereicherte Auflage! So laute die Losung!

Budapest.

David Kaufmann.



Chinesische Novellen von Eduard Griesebach.

Leipzig, Fr. Thiel.

Das zierliche, charakteristisch ausgestattete Büchlein, dessen fremdartige Titelvignetten so absonderlich anmuten, gewährt in der Tat einen Blick in eine uns ganz fremdartige, höchst charakteristische Welt. Wenn ein geistvoller Mann sich zum Vergnügen mit Literatur beschäftigt, gelingt es ihm wol in einem glücklichen Griff eigenartig Interessantes zu heben, das dem routinirten Blick so vieler Fachmänner zu fern gelegen. Die chinesische schöne Literatur ist für das große Publikum in Deutschland im ganzen eine vollständige terra incognita. Die Wenigen, welche etwa den Versuch gemacht haben, sie aus den französischen Uebersetzungen der klassischen schöngeistigen Romane der Chinesen, wie etwa aus dem berühmten Ping-Chan-Ling-Yen (übersetzt von Stanislas Julien), kennen zu lernen, werden, wenn ich nach meinem eigenen Eindruck urteilen darf, mit Ausnahme des ethnographischen Interesses wenig Fesselndes darin gefunden haben. Ganz anders ist es mit diesen Novellen, die einer Sammlung entnommen sind, welche in ihrer Heimat sehr bekannt und sehr beliebt ist, aber durchaus nicht zu den als klassisch anerkannten Werken des himmlischen Reiches zählt, dem Kin-ku-ki-kuan (Tableau des choses modernes et anciennes extraordinaires). Die vierzig Abschnitte dieser Novellensammlung, von denen Herr Grisebach schon früher einige übersetzt hat, sollen, nach dem Urteil der Kenner, zu verschiedenen Zeiten abgefasst, diese Sammlung derselben gegen Ende des 16. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung veröffentlicht worden sein. Ein ganz ansehnliches Alter also.

Uns so entlegen nach Zeit und Raum, so verschieden von den unseren die Lebensanschauungen, Sitten und Bräuche, die in ihrer als selbstverständlich gefassten Allgemeinheit uns trotz aller Fremdartigkeit so anschaulich entgegen treten, liegt der besondere Reiz darin, dass das tiefste Menschliche, das eine allgewaltige Gefühl, das die lebende Natur beherrscht, trotz all dieser Fremdartigkeit der geistigen und materiellen Atmosphäre, in seiner Tiefe das gleiche ist, die höchste Blüte des Menschentums, deren innerster Keim der gleiche, so verschiedenartig auch Farbe und Form von Blatt und Blume sich ausgestalten. — Die erste der beiden Novellen: „Die seltsame Geliebte" ist nach einer französischen Uebersetzung von Gustav Schlegel wiedergegeben, die dem Original „frei und nicht ganz vollständig" folgt; die zweite dagegen nach einer wortgetreuen englischen des gelehrten Sinologen Samuel Birch. Diese Notizen gibt Herr Griesebach in einem kleinen Anhang, wie auch die notwendigsten Mitteilungen zum Verständnis des Textes wie der Vignetten, die gleichfalls auf chinesischen Originalen beruhen.

Die „Seltsame Geliebte" ist eine Art chinesischer Braut von Corinth, eine schöne junge Dame der eleganten demi-monde, die nach halbtausendjähriger Grabesruhe zu neuem heimlichen Liebesglück unter

die Lebenden zurückkehrt. Bei der Entdeckung ihres Geheimnisses sinkt das Haus, das ihr kurzes Glück barg, wieder hinab in die kühle Gruft. — Schade, dass diese Uebersetzung nicht wortgetreu ist; es müsste interessant sein, zu wissen, ob das Original das Kolorit zu geben vermag, das solch mystisch-unheimlicher und doch anziehender Stoff nach unserem Gefühl erfordert. Hier fehlt dies schaurige Element, nur ein einzig Mal in der Erzählung und dann am Schluss findet sich ein leiser Anklang daran.

Auch die zweite Novelle „Das Juwelenkästchen“ behandelt ein uraltes Thema, das schon die Inder angeschlagen in der liebreizenden Vasantasena — um nur einen Namen zu nennen —, das unser Dichter im Gott und der Bajadere so ganz in seiner Weise durchgeistigte: die Reinigung durch die Liebe. Wieder ist eine Dame der Halbwelt die Heldin — mit welchem Unrecht man doch den modernen Franzosen den Vorwurf macht, die demi-monde literaturfähig gemacht, ja zuerst verherrlicht zu haben! — eine chinesische Schönheit. „Ihre Gestalt war fein, vom Kopf bis zu den Zehen, ihr Wesen und Benehmen liebenswürdig und süßduftend, ihre beiden geschwungenen Augenbrauen glichen den Linien der fernen Gebirge, ein Paar Augen überwölbend, den feinsten Auszug der herbstlichen Meereswellen; ihre Taille war einem Lilienstengel vergleichbar, ihre Lippen den Pfirsichen, welche die Reinheit eines hochgelegenen weißen Hauses umschirmen.“ In treuer aufopfernder Liebe entsagt sie dem alten Leben, und sühnt es in rührender Hingebung an den Mann, dem sie sich fortan einzig zu eigen gibt. Dieser Mann ist aber ein Schwächling und in feiger Furcht und Unselbständigkeit bricht er die gelobte Treue und treibt die nun an allem Verzweifelnde in den Tod.

Aus beiden alten Erzählungen spricht eine hohe Stufe der Zivilisation, welche die feinsten Formen für alle, auch die intimsten Aeußerungen des Lebens gefunden, welche für alles Norm und Regel festgestellt hat. Eigen berühren die vielen kleinen Züge spezifisch chinesischen Lebens in seinen Aeußerungen, noch weit mehr in seinen ethischen Grundanschauungen, die so mächtig wirken, dass sie die Motive zu weittragendster Handlungsweise umzugestalten vermögen. Mit welcher Ruhe spricht die neunzehnjährige Schöne vom Selbstmord, wie betrachtet sie ihn so einzig als direkte Bestrafung derer, die sie dazu getrieben, als rächende Vergeltung des Bösen, das sie ihr angetan. Da ist kein Schmerz des Losreißens von „der süßen Gewohnheit des Daseins“, nichts von jenem trügerischen Hoffen und Harren, das der unglücklichen Europäerin noch bis zum letzten verzweifelten Entschluss die Möglichkeit einer Wendung vorspiegelt. Ohne Schwanken, ohne Ueberlegen, mit vollster Ruhe bettet sie ihre Schätze wie sich selbst in die Flut, und auch der Dichter fasst diesen Selbstmord einzig als gerechte Vergeltung für jene Elenden, die ihr das unerträgliche Leid zugefügt.

Die Handlung ist in beiden Erzählungen einfach, aber sicher geführt, die Darstellung durchsichtig und naiv, die Charakteristik vortrefflich, fest und bestimmt, in subjektiven Zügen, die jede wortreiche psychologische Schilderung überflüssig machen.

Dass sich die Uebersetzung, trotz aller fremdartig charakterischen Züge in Inhalt wie Form, vortrefflich liest, bedarf eigentlich keiner Erwähnung bei diesem Uebersetzer, der seine Herrschaft über die Sprache mannigfach bewährt hat. Auch diese neueste seiner Gaben, die er aus so weiter Ferne, aus den wolgeborgenen Schätzen jener uralten Nation von Literaten herbeigeholt, ist für solche literarische Feinschmecker, denen etwas Hautgout den Reiz des Genusses erhöht.

Berlin.

M. Benfey.



Das russische Volksmärchen.

Studie von **Claire von Glümer** (Dresden).

(Schluss.)

Spezifisch russisch ist der Liäschi, der Waldteufel, der, wie sein Name sagt, in den Walddistrikten des Reiches haust, dem Holzknecht und Jäger allerlei Schabernack zufügt, vor allem aber jungen Mädchen und Frauen nachstellt. Indem er den Gesang der Nachtigall täuschend nachahmt, lockt er die Unvorsichtigen zum Dorfe hinaus, und immer weiter zurückweichend und immer süßer singend, „dass der Wind den Atem anhält, und kein Blättchen zittert, und kein Hälmchen weht“, tiefer und tiefer in den Wald hinein. Plötzlich springt er hervor, umfasst seine Beute mit Armen wie von Eisen und trägt sie „lang oder kurz, nah oder fern“ — die übliche Redeform, wenn die Ausdehnung von Zeit und Raum unbestimmt bleiben soll — in seine Höhle oder seine Hütte oder seinen Herrenhof. Denn so verschieden, wie die Gestalt und Kleidung, in der sich der Waldteufel zeigt — nur ein schwärzliches Gesicht und buschiges schwarzes Haar hat er immer — so verschieden ist auch seine Lebensweise und die Behausung, in welcher seine Opfer ihm dienen müssen. Suchen sie zu entfliehen, so dreht er ihnen den Hals um; nur wenn er selbst ihrer überdrüssig wird — was zuweilen schon nach Jahresfrist geschieht, zuweilen erst nach drei, oder sieben, oder neun Jahren — bekommen sie ihre Freiheit. Er packt sie dann „wie ein Wirbelwind“, dass ihnen Atem und Besinnung vergehen. Sie wissen nur, dass sie fliegen, fliegen und plötzlich stehen sie im Morgengrauen am Eingang des Heimatdorfes oder an der Thür des väterlichen Hofes. Die erste Freude, wenn die verloren geglaubte Tochter, oder Schwester, oder Gattin den Ihrigen wieder entgegentritt, verkehrt sich jedoch in Jammer, wenn man erfährt, dass die Heimgekehrte bei dem Liäschi war. Keine, die in seiner Gewalt gewesen ist, hat je wieder gelacht. Sie meidet die Menschen und wird gemieden. Von ihren Erlebnissen weiß sie nichts

zu berichten oder darf es nicht tun, und gewöhnlich liegt sie schon nach Jahresfrist auf dem Kirchhofe.

Wie bei uns gibt es auch in Russland eine Anzahl von Märchen, in denen die „geistig Armen“, von ihrer Umgebung Verspotteten und Verachteten, zu Gut und Ehren kommen. Eines der verbreitetsten ist das vom Narren Emeljan und dem Hechte. Ein Bauer hat drei Söhne; zweie sind klug, der jüngste, Emeljan, ist ein Narr. Als der Bauer „lange genug gelebt hat“, ruft er seine Söhne herbei, übergibt ihnen, als gemeinschaftliches Erbe, Haus und Hof und außerdem jeden von ihnen hundert Silberrubel, dann stirbt er. Sobald er begraben ist, beschließen die beiden älteren Brüder in die Stadt zu gehen und mit dem ererbten Gelde Handel zu treiben. Emeljan soll zu Haus bleiben und den Schwägerinnen bei der Arbeit helfen; dafür versprechen die Brüder, ihm einen roten Rock, rote Stiefeln und eine rote Mütze mitzubringen.

Für diesen Preis erklärt sich Emeljan zu allem bereit; eine Weile ist er fleißig und dienstfertig, aber als es kalt wird, bleibt er den ganzen Tag auf dem Ofen liegen. Eines Morgens verlangen die Schwägerinnen, dass er Wasser hole. „Tut's nur selbst — ich bin faul!“ gibt er zur Antwort. Nur durch die Drohung, dass er den roten Rock, die roten Stiefeln und die rote Mütze nicht bekommen würde, wenn sich die Schwägerinnen über ihn beklagen müssten, lässt er sich endlich bewegen mit Beil und Eimern an den Fluss zu gehen. Er hackt ein Loch in das Eis und ist eben im Begriff, seine Eimer zu füllen, als er einen großen Hecht erblickt; schnell fasst er zu, zieht ihn aus dem Wasser und legt ihn unter den Kittel an seine Brust, um ihn nach Haus zu tragen und kochen zu lassen. Der Hecht aber bittet mit Menschenstimme um sein Leben und verspricht, fortan alles tun zu wollen, was sonst Emeljan tun müsste. „Gut,“ sagt dieser; „kannst du machen, dass meine Eimer sich füllen und den Berg hinauf ins Dorf gehen, so lass ich dich frei“ — „Das soll augenblicklich geschehen,“ antwortet der Fisch. „Du brauchst nur zu sagen: auf Befehl des Hechtes und auf meinem Wunsch füllt Euch Eimer und geht ins Dorf. Und was du sonst getan haben willst — sagst du die Worte, die ich dir eben vorgesprochen, so wird es auf der Stelle ausgeführt“.

Zweifelnd und kopfschüttelnd spricht Emeljan die vorgeschriebenen Worte nach. Sogleich füllen sich die Eimer und eilen den Berg hinauf; Emeljan setzt den Hecht in Freiheit, läuft den Eimern nach, findet sie schon in der Stube und kann sich auf den Ofen legen.

Von nun an hat Emeljan gute Tage. „Auf Befehl des Hechtes“ muss das Beil Holz hacken, das Holz sich in den Ofen schieben, das Brot in den Backofen spaziren und wieder heraus; endlich muss ihn der Schlitten, ohne mit Pferden bespannt zu sein, „auf Befehl des Hechtes“ in den Wald fahren, das Beil muss ein paar Bäume fällen und spalten, das Holz muss sich selbst aufladen und der Schlitten die Heimfahrt antreten. Der Weg führt durch die Stadt, wo das seltsame Gefährt großes Aufsehen erregt; endlich hört auch der König davon erzählen und schickt einen Offizier und Soldaten ab, um Emeljan herbei zu schaffen. Als der Offizier ankommt, liegt Emeljan wieder auf dem Ofen. „Was soll ich beim Könige? ich bin faul!“ giebt er zur Antwort, woranf ihn der Offizier über den Kopf schlägt. Emeljan aber ruft leise seinem Knotenstock zu, er solle auf „Befehl des Hechtes“ die fremden Leute aus dem Hause prügeln, und sofort fällt der Knüppel über Anführer und Soldaten her und treibt sie in die Flucht.

Der König schickt einen zweiten Boten, einen klugen Mann, der dem Narren gebackne Pflaumen und Rosinen bringt und freundlich bittet, ihm in die Stadt, zum König zu folgen. „Was soll ich da? ich bin faul!“ antwortet der Narr, aber der kluge Mann lässt nicht ab zu bitten, verspricht, dass der König Emeljan einen roten Rock, rote Stiefeln und eine rote Mütze schenken wird, und durch diese Aussicht verlockt, trägt Emeljan seinem Ofen auf, ihn unverzüglich nach der Stadt zu bringen.

Als der König hört, dass Emeljan auf einem Ofen daherkommt, wundert er sich und geht ihm mit allen Großen des Reiches entgegen, indes seine Tochter aus dem Fenster sieht. Emeljan erblickt sie, findet sie schön und sagt leise vor sich hin: „auf Befehl des Hechtes und auf meinen Wunsch soll sich diese schöne Jungfrau in mich verlieben“. Dann beantwortet er die Fragen des Königs, befiehlt endlich dem Ofen, ihn nach Haus zu bringen, und der Ofen stellt sich wieder an seinen alten Platz.

Inzwischen hat sich nun die Königstochter „auf Befehl des Hechtes“ in Emeljan verliebt und lässt nicht nach, ihren Vater zu bitten, dass er ihr den Narren zum Gemahl geben möge. Der König schickt, heftig erzürnt, abermals Soldaten nach dem Dorfe, lässt Emeljan, während er im Schlafe liegt, ergreifen und auf einer Kibitke in die Stadt schaffen. Hier ist ein großes Fass hergerichtet, Emeljan und die Prinzessin werden hineingesteckt, ein eiserner Reifen darum gelegt und das Fass in das Meer gerollt.

Von den Wellen hin und her geworfen schwimmt es fort; endlich wacht Emeljan auf und wundert sich im Finstern geschaukelt zu werden. Aber nun erzählt ihm die Prinzessin unter Tränen, dass sie in einem Fasse auf dem Meere schwimmen und fleht ihn an sie beide aus dieser schrecklichen Lage zu befreien. „Warum nicht gar — ich sitze hier warm — ich bin faul!“ antwortet der Narr, lässt sich aber nach und nach erweichen. Er verlangt „auf Befehl des Hechtes“ ans Land geworfen und aus dem Fasse erlöst zu werden und im nächsten Augenblick öffnet sich ihr Gefängnis und sie befinden sich am Strande einer schönen, grünen Insel. Nun verlangt Emeljan vor allen Dingen Schönheit und Klugheit für sich selbst. Dann wünscht er ein Schloss herbei, Wagen und Pferde, Diener und Dienerinnen, eine Stube voll Gold und Silber, endlich eine kristallne Brücke von seinem Schlosse zu dem des Königs. Nachdem dies alles „auf Befehl des Hechtes“ da ist, schickt er eine Gesandtschaft an den König, lässt ihn und seinen ganzen Hofstaat zum Essen einladen, geht dem König entgegen, „nimmt ihn bei den weißen Händen, küsst ihn auf den Zuckermund, führt

ihn in das weiß-steinerne Schloss, an Eichentische mit gewürfelten Tischtüchern, und setzt ihm süße Speisen und Honigtrank vor". Endlich, nachdem sie gegessen und getrunken haben, führt Emeljan die Prinzessin herbei, gibt sich zu erkennen, der König segnet das Paar und mit großer Pracht wird die Hochzeit gefeiert.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Märchen von Emeljan und dem Hechte mit unserm Plattdeutschen „Vom Fischer un siner Fru", ist unverkennbar. Aber ob hier die Phantasie der Slaven und Germanen Gleichartiges geschaffen hat, oder ob vielleicht, vor hunderten von Jahren, das deutsche Märchen durch Zufall nach Russland gedrungen und dort gleichsam das Samenkorn zu einem eigenartigen, dem fremden Boden angemessnen Gebilde geworden ist — wer kann es nachweisen?

Noch ein zweites russisches Märchen erinnert in seinem Anfange an das oben genannte deutsche Vom Fischer un siner Fru, im weitern Verlauf an das von „Tischchen, decke dich! Knüppel aus dem Sack! etc., und doch ist das Ganze so durchaus russisch und so eigentümlich, dass ich mir nicht versagen kann, den Anfang wenigstens wortgetreu mitzuteilen. Es heißt: Vom guten Mann und der bösen Frau.

„Ein Bauer und seine Frau lebten in großer Armut. Er war gutmütig wie ein Kalb, sie boshaft wie eine Wölfin; sobald etwas nicht nach ihrem Sinne ging, prügelte sie ihren Mann. „Ihr tuts gut, und mir nicht sehr weh", sagte er dann und ließ sich alles gefallen. Eines Tages hatte ihnen ein Nachbar etwas Brotkorn geschenkt, und der Bauer trug es nach der Mühle, wo es der Müller, aus Mitleid mit seiner Armut, umsonst mahlen ließ. Als das Mehl fertig war, tat es der Bauer in einen Napf, nahm ihn auf den Kopf und machte sich auf den Heimweg. Aber plötzlich erhob sich ein Wind und wehte das Mehl fort; so kam er denn traurig nach Haus und erzählte seiner Frau was geschehen war.

„Sie nahm den Besen nnd prügelte ihn so lange, bis sie müde war; dann schickte sie ihn fort, den Wind zu suchen, der ihm das Mehl weggeblasen hatte, und sagte: er dürfe nicht wieder kommen, bis ihm der Wind sein Mehl oder Geld dafür gegeben hätte. Der Bauer ließ den Kopf hängen, dass er niedriger war als die Schultern; und ging weinend fort, wohin wusste er selbst nicht. Endlich kam er an einen großen Wald, den er noch nie gesehen hatte; in den ging er hinein und immer weiter und weiter. Nach einer Weile begegnete ihm ein altes, altes krummes Mütterchen und fragte: „Bäuerchen, mein Täubchen, wer bist du? wie kommst du hierher? und was willst du in diesem Walde, wo kein Fußgänger geht, kein Reiter reitet, wo selten ein Vogel fliegt oder ein Wild läuft?" — Da erzählte der Bauer, wie es ihm ergangen war und dass ihn seine Frau geprügelt und dem Winde nachgeschickt hätte, damit er sich sein Mehl oder Geld dafür geben lasse. Und dann sagte er: „Jetzt gehe ich und gehe und suche den Wind und weiß nicht wo er zu finden ist." — „Komm nur mit," antwortete die Alte. „Ich bin die Mutter der Winde und habe vier Söhne: der erste ist der Ostwind, der zweite der Südwind, der dritte der Westwind, der vierte und stärkste der Nordwind. Nun sag mir aber, welcher von ihnen dir dein Mehl fortgeblasen hat?" — „Der Südwind, Mütterchen!" antwortete der Bauer, und die Alte führte ihn tiefer in den Wald hinein zu einer kleinen Hütte. „Hier wohne ich," sagte sie; „tritt näher, Täubchen, lege dich auf den Ofen und wickle dich fest ein, damit du nicht erfrierst, wenn mein Sohn, der Nordwind kommt." Der Bauer tat, wie ihm geheißen war und bald darauf kamen die Söhne der Alten an; zuletzt der Südwind. dem rief sie gleich entgegen: „Höre, Südwindchen, mein Täubchen, warum kränkst du arme Leute?" und dann musste der Bauer vom Ofen herunterklettern und seine Klage vorbringen. „Südwindchen, mein Täubchen, du musst dem armen Manne sein Mehl bezahlen," sagte die Alte. „Gewiss, Mütterchen, das will ich tun," antwortete der Südwind, nahm den Bauer beiseite und gab ihm ein Körbchen. „Sieh her, Bäuerchen," sagte er; „in diesem Körbchen findest du alles, was du nur wünschen kannst: Essen und Trinken, Geld und Kleider, Holz und Bastschuhe und sogar Stiefeln. Du brauchst nur zu sagen: Körbchen gib mir dies und das! und gleich wird es dir das Verlangte geben." Da neigte sich der Bauer vor dem Südwinde bis zur Erde, nannte ihn Woltäter, dankte für das Geschenk, machte sich auf den Heimweg und ging zu seiner Frau.

„Die wollte anfangs nicht an das Körbchen glauben; meinte, ihr Mann hätte sich anführen lassen und fasste schon nach der Ofengabel, um ihn zu prügeln. Aber der Mann bat sie, die Kraft des Körbchens wenigstens 'mal zu versuchen. Die Frau stellte also die Ofengabel wieder in die Ecke und sagte: „Körbchen, gib mir gutes Mehl zu Brot!" und gleich gab ihr das Körbchen soviel sie brauchte. Die Frau verlangte nun noch viele andre Dinge: fertig gebacknes Brot, frisches Fleisch, Kwass, Schtschi (Kohlsuppe), Honig, Nüsse und was man sonst zum Leben braucht, und alles gab das Körbchen her. Nun war die Frau zufrieden und vergnügt, hörte auf den Mann zu prügeln, und so lebten sie in Eintracht und hatten, was sie sich nur wünschen konnten.

„Eines Tages aber fuhr der Edelmann an der Hütte des Ehepaars vorüber, und die Frau, die stolz geworden war und sich mit ihrem Reichtum vor den Leuten zeigen wollte, sagte zu ihrem Mann: „geh hin und lade mir den Gospodin zum Essen; bringst du ihn nicht, so schlage ich dich halb tot." — Der Bauer ließ den Kopf hängen, dass er niedriger war als die Schultern, denn er fürchtete sich vor dem Edelmanne, noch mehr aber vor seiner Frau und so tat er, wie ihm befohlen war. Der Edelmann wollte jedoch nicht kommen und schickte nur seine Leute; aber die taten, als ob sie alle zur Herrschaft gehörten, aßen und tranken, was die Frau inzwischen aus ihrem Körbchen genommen hatte, und verlangten mehr. Da sahen sie, dass die Frau alles was sie brauchte aus dem Körbchen nahm, und schickten einen von ihrer Gesellschaft fort, ein gleiches Körbchen zu holen, und als er damit zurück-

gekommen war, stellten sie sich um die Frau herum, bedankten sich für die Bewirtung und neigten sich vor ihr bis zur Erde — und während der Zeit vertauschte einer von ihnen das richtige Körbchen mit dem falschen.

„Als nun die Frau am nächsten Morgen dies und jenes von dem Körbchen verlangte, blieb es leer. Da wurde sie zornig, nahm die Ofengabel, ging auf ihren Mann los und sagte: „Du hast dich betrügen lassen, alter Schwachkopf! Was nutzt mir ein Körbchen, das seine Kraft so bald verliert? gleich gehst du zum Winde und lässt dir das Mehl bezahlen."

Gehorsam macht sich der Bauer auf den Weg; seine Waldwanderung; seine Begegnung mit der Alten und ihre Einladung in die Hütte der Winde wird genau so erzählt, wie das erste Mal. Der Bauer klagt dem Südwinde, wie es ihm ergangen ist. „Du dauerst mich," antwortet der Wind. „Betrogen habe ich dich nicht; das gute Körbchen hat man dir gestohlen und ein zweites kann ich dir nicht geben. Aber ich will dir helfen, dass deine Frau dich nicht mehr schlagen soll. Nimm dies Fässchen, und wenn deine Frau wieder zu Besen oder Ofengabel greift, so sag nur: „„Fünf aus dem Fasse, prügelt meine Frau!"" und wenn du meinst, dass sie genug hat, so rufst du: „Fünf wieder in das Fass,"" dann hören sie auf."

Als der Mann zurückkommt und weder Geld noch Körbchen bringt, wird die Frau zornig, greift zur Ofengabel und will den Mann schlagen; er aber ruft: „Fünf aus dem Fasse, prügelt meine Frau!" Da springen fünf wackre Burschen aus dem Fasse und prügeln die Frau, bis sie um Barmherzigkeit bittet und der Mann die „Fünf" in das Fass zurückkommandirt.

Von Stund an wird die Frau sanft wie ein Lamm, und als der Mann erzählt, was der Südwind in Betreff des Körbchens gesagt hat, fällt es ihr nicht ein, wie sie sonst getan, zu zweifeln und zu widersprechen. Sie denkt vielmehr darüber nach, wer sich des Körbchens bemächtigt haben könnte, erinnert sich der Gäste vom Edelhofe und gibt ihrem Manne den Rat, mit seinem Fässchen hinzugehen und die Dienerschaft durch seine „Fünf" so lange prügeln zu lassen, bis sie das Gestohlne herausgeben. Der Mann tut, wie sie ihm geraten, bringt das Zauberkörbchen glücklich wieder nach Haus und fortan lebt das Ehepaar in Frieden und Wohlbehagen bis an das Ende seiner Tage.

Auch das Urteil des Schemjaka muss hier noch als eins der populärsten russischen Märchen genannt werden. Durch Chamissos Nachdichtung ist es in Deutschland so bekannt geworden, dass es überflüssig wäre, näher darauf einzugehen.

Alle hier genannten Märchen gehören — natürlich in zahlreichen Varianten — dem ganzen russischen Reiche an, soweit darin das Russische Volkssprache ist. Außerdem haben die verschiednen Gouvernements und Distrikte, die verschiednen Berge, Flüsse, Wälder und Steppen ihre Lokalsagen und Märchen, die eine Fülle interessanter Einzelnheiten über Sitten, Gebräuche, Glauben und Aberglauben der vielen, das große Reich bewohnenden Volksstämme und damit ein wertvolles Stück russischer Kulturgeschichte enthalten.

Ein Franzose über die Engländer.

„John Bull et son Ile. Mœurs Anglaises Contemporaines. Von Max O'Rell.

Paris 1883, Calmann Levy. 3,50 Fr.

Einer der besten Kenner der Türkei hat gesagt: „Je länger man dort gewesen ist, desto schwerer lässt sich über sie schreiben."

Das gilt in hohem Grade auch von der Bevölkerung, den Sitten und Einrichtungen im Vereinigten Königreich. Zweimal bemerkt der Verfasser des „John Bull": es sei dies „ein Land der Gegensätze". In der Tat enthält es, was Verschiedenartigkeit in der Stammesabkunft, tiefe Scheidung der Stände, buntes Durcheinander der Gesetze und Gewohnheiten betrifft, des Widersprechenden so viel, dass schon der Ausdruck „John Bull" dem genauen Beobachter als eine gar zu allgemeine, um nicht zu sagen: veraltete Bezeichnung erscheint.

Verbittet sich nicht der Schotte höchlich den Namen „John Bull"; desgleichen der Waliser und Ire? Sandy, Taffy und Paddy sind die Spitznamen dieser besonderen Völkerschaften. „Engländer" wollen die Angehörigen derselben nicht genannt werden; wenigstens nicht zu Hause. Im Auslande lassen sich's Manche schon eher gefallen. In Schottland selbst gibt es zwei Bevölkerungsteile — die gälischen Hochländer und die germanischen Leute vom Unterland — die sich scharf, manchmal schroff gegenüberstehen. Das Volk der Shetlands-Inseln, der Orkneyen und des alten Druiden-Eilandes Man will aber auch nicht schottisch sein. Die Insel Man gehört nicht einmal zum Vereinigten Königreich, ist nur durch Personal-Union mit ihm verbunden — gleichwie die normännischen Inseln.

Wie in Schottland, so gibt es in Irland zwei Nationen. Der Stock-Ire und der englisch-schottische Abkömmling in Ulster sind einander geradezu feind. Wiederum ist der meist noch kymrisch sprechende Waliser ein „anderes Blatt" als der Engländer. Unter den Engländern aber heben sich die „Oberen Zehntausend" grell vom Bürgerstande ab; und in diesem, wie in der Arbeiterwelt, gibt es Abstufungen krasserer Art, als in irgend einem anderen Lande des jetzigen Europa.

Doch wer will immer mit Adam anfangen, wenn es sich nur darum handelt, mit leichtem Griffel ein unterhaltsames Bild hinzuwerfen?

Da muss man sich schon an allgemeinere Züge halten, Vieles auch gar nicht sehen. Mit unzweifelhaftem Geschick hat Herr Max O'Rell, der im Ganzen ein feiner Beobachter ist, und dem der Schalk im Nacken sitzt, den John Bull, den er eben kennen lernte, ganz hübsch „abgerissen". Licht und Schatten sind in dem Buche sogar mit ziemlicher Gerechtigkeit verteilt. Wo eine Karikatur gegeben wird, enthält sie — wie das bei jedem guten Spottbilde der Fall — mindestens zwei Drittel Wahrheit.

Von den gewöhnlichen Vorurteilen der Boulevardiers ist der Verfasser frei. Besser, als viele seiner Landsleute, weiß er sich in die ausländische Art zu

versetzen, sie hübsch gegenständlich zu fassen. Fast könnte man glauben, sein Vorname „Max“ deute auf halb-deutsche, etwa elsässische Abkunft, und O'Rell (ein im Gälisch-Irischen oder Schottischen unmöglicher Name) laute eigentlich, etwa von Mutter- oder Verwandtenseite: Orell; was wenigstens ein deutsch gewordener Name ist. Ist ja doch in Hamburg ein so grunddeutscher Name, wie Oswald, auch zum unmöglichen „O'Swald“ umgetiftelt worden! Indessen hören wir, dass des Verfassers wirklicher Name mit einem „B“ anfängt. Den vollen Namen glauben wir nicht nennen zu sollen, da der französische Schriftsteller nun einmal die Verkappung vorzieht.

Gleichviel wie es sich mit dem Namen verhält, über seine Lebensstellung lässt uns Herr O'Rell nicht im Zweifel. Vor etwa zehn Jahren trat er in England in einer Provinzialstadt als Unterlehrer in einer jener entsetzlichen, von ehemaligen Gewerbtreibenden untersten Ranges gehaltenen Schulen ein, deren Zustände Dickens einst in „Nicholas Nickleby“ geißelte. Vorher hatte ein Geistlicher in Yorkshire Herrn O'Rell unter der Bedingung anstellen wollen, dass er die Jungen morgens beim Ankleiden und im Studiensaale überwache, ihnen Griechisch, Lateinisch, Mathematik, Zeichnen, Musik und Tanzen lehre. Er sollte auch Deutsch noch dreingeben; allein Herr O'Rell sprach die Befürchtung aus: „es bleibe ihm dann keine Zeit, das Essen zu kochen“, und empfahl sich.

In der Anstalt, in der er nachher eine Stellung fand, betrank sich die Frau des Hauses jeden Samstag und warf ihm eines Tages eine Kanne Bier an den Kopf . . . Nach dieser Erfahrung trat er als Zögling in einer Schule ein, um Englisch zu lernen. Als ihm dies gelungen war, wollte ihn der Gewerbtreibende sofort zum Professor ernennen, und zwar ganz unter denselben günstigen Bedingungen, wie vorher — nämlich so, dass Herr O'Rell fortfahren solle, dem Schuldirektor acht Pfund Sterling im Monat zu zahlen. Dies däuchte ihm beinahe tragisch; er schnürte sein Bündel und — „läuft noch“.

Es ist also wol ein noch sehr junger Mann, der vielleicht Frankreich bald nach dem Sturze des Kaiserreiches verließ. Republikaner ist er anscheinend nicht; das lässt sich aus mehreren Andeutungen erkennen.

Dies musste vorausgeschickt werden, damit sich der Leser keine irrige Meinung über die Kreise bilde, mit welchen der federgewandte Satiriker am besten vertraut ist. Er schildert vortrefflich die Theegesellschaften der alten Jungfern, die mit Traktätlein in Anweisungen auf den Himmel machen. Wenn er aber als Gast an Mittagstafeln, wo jeden Augenblick die Unterhaltung erstirbt, sich nur durch „Rindfleisch und Pale Ale“ ein wenig aufrecht zu halten vermag, so weiß man sofort, wo er zu Gast gewesen ist. Das ist jedenfalls nicht die englische Gesellschaft, nicht einmal die vom wolhabenden Bürgerstande zweiten Ranges. Selbst wo Herr O'Rell die Anweisung zur Herstellung eines Plumpuddings mit allen, fast abenteuerlich klingenden Bestandteilen gibt, beweist er, dass er irgendwo hingeraten war, wo noch die Steinzeit in der englischen Kochkunst herrscht.

Nichts zeigt in dem Buche, dass er die bessere oder geistig vorgeschrittenere Gesellschaft anders kennt, als höchstens vom Hörensagen, oder vom flüchtigen Lesen über dieselbe. Ganz woltuend sind seine Scherze über die weit verbreitete Muckerei, religiöse Heuchelei und Narrheit, welche den Irrenhäusern immer mehr Insassen zuführt — die vielen Irren ungerechnet, welche frei umgehen, sich als „Heer der Seligmacher“ mit Pauken und Trommeln aufspielen und förmlich die Straßen mit ihrem Kriegsgetümmel und ihrem tollen Geschrei von „Blut und Feuer“ unsicher machen.

Aber warum kein Wort über die freie wissenschaftliche Richtung, welche sich in Namen wie Darwin, Huxley, Tyndall, Lyell, Charlton Bastian u. s. w. ausprägt? Warum die „Säkularisten“, einen Freidenker-Verein, der unter dem besseren Arbeiter- und einem Teile des kleinen Bürgerstandes nicht geringen Anhang gewonnen hat, einfach unter die Religionsgesellschaften werfen? Warum die anderen Freidenker-Vereine nicht nennen, deren einer Ludwig Büchner zum Ehrenmitglied ernannte? Warum den Toren, die das englische Volk von den zehn verlorenen Stämmen Israels abstammen lassen wollen, so viele Seiten widmen, und keine einzige Seite jener freien wissenschaftlichen und philosophischen Richtung?

Der Verfasser sagt freilich einmal: „Das Christentum ist der Bewunderung würdig; die Christen sind es schon viel weniger; ich achte mehr die Muselmänner, welche die Gebote ihrer Religion befolgen.“ Ein anderes Mal spricht er von den Juden als „diesem undankbaren, feigen und blutdürstigen Volke“. Das kennzeichnet vielleicht seinen Standpunkt. Herr O'Rell ist wol ebensowenig Freidenker, wie französischer Republikaner, obwol er einer gewissen Aufklärung huldigt und die Selbstregirung der Engländer hochachtet und als Muster hinstellt.

Sehr Vieles weiß er an den Engländern mit Recht zu rühmen: ihre Wahrhaftigkeit, ihre Mannhaftigkeit, ihre Neigung zu Leibesübungen, ihren Natursinn, ihr häusliches Wesen, die Schönheit der Frauen, die Ausbildung eines auf sich selbst gestellten Charakters von frühester Kindheit an, die Fortsetzung schaffender Tätigkeit bis ins höchste Alter hinein. Von der frühzeitigen Greisenhaftigkeit und seiner lotternden Bequemlichkeit will man in England nichts wissen. Man kennt oder will nur ein „grünes Alter“. Herr O'Rell hätte hinzufügen können, dass ein Wort wie Greis, Geron, senex, vieillard, im Englischen ganz fehlt. Old man will niemand geheißen sein. Wo der Verfasser die Heldenhaftigkeit der englischen Knaben, den Unternehmungsgeist der Männer, die Natürlichkeit der Frauen schildert, fallen ganz hübsche Nebenbemerkungen für oder vielmehr gegen seine eigenen Landsleute ab.

Warum muss er aber den Frauen die Schönheit nach dem dreißigsten Jahre absprechen, währen meist das Umgekehrte stattfindet? Warum sieht er keinerlei Schönheit des weiblichen Geschlechtes in den unteren Ständen, lediglich weil sich in den Großstädten ein verwahrlostes, oft mehr irisches als englisches Lumpenproletariat von hässlicher Gesichtsbildung findet?

Warum behauptet er: die Mutter fange in England erst an, sich zu emanzipiren, und habe eigentlich keine rechte Stellung im Hause, während doch die Stellung der englischen Frau im Bürgerstande und in den höheren Schichten eine wenigstens gesellschaftlich viel unabhängigere und einflussreichere ist, als die der Frau in ganz Europa? Das hat ja schon ein deutscher Fürst auf der Reise durch England vor mehr als 300 Jahren erkannt.

Hier kann man eben nur sagen, dass Herr O'Rell seine Beobachtugen aus den zurückgebliebenen, armseligen Verhältnissen irgendwelcher Kleinstadt geschöpft haben muss. Recht hat er andrerseits wieder in seiner Schilderung der schauerlichen Rohheit der untersten Pöbelklasse gegen ihre Frauen. Ebenso mit der Bemerkung, dass sich von dem „fröhlichen alten England“ noch die meisten Ueberlieferungen, wenn auch bis in tolle oder grobe Ausartung, unter dem niederen Volke erhalten haben; wogegen die anderen Stände — d. h. genau gesprochen, eben doch nur wieder die geringere Mittelklasse, die er offenbar etwas genauer kennt — mehr ernst, mürrisch und sauertöpfisch dreinschauen, meist nur des Erwerbes gedenken oder sich am Sonntag geistig abtöten.

Wenn er dagegen behauptet: im Britischen Museum, wohin zu gehen wir oft genug Gelegenheit haben, seien nie Leute aus dem Arbeiterstande zu sehen, weil das Museum nicht, wie sich's freilich gebürte, am Sonntag offen ist, so geht er auch da zu weit. Wir haben dieser Leute oft die Menge dort gefunden, bis zu Kindern herab, die man an der Hand führen musste.

Seine geringe Kenntnis der obern Stände zeigt er wieder mit der geradezu fabelhaften Angabe: „In den reichen Klassen trägt man die Kleider eine oder zwei Wochen; dann gibt man sie der Dienerschaft, die sie trägt oder verkauft.“ Welche Qual für die reichen Stände, tagaus tagein mit dem Schneider oder der Kleidermacherin verkehren zu müssen! Hätte der Verfasser auch nur vorübergehende Bekanntschaft mit diesen Ständen gehabt, so würde er gefunden haben, dass gerade die wolhabendsten sich oft sehr einfach tragen, zumal auf der Straße; dass sie wol öfter als ein oder zwei Wochen in denselben Kleidern gesehen werden; und dass sie dieselben schon darum nicht ihrer Dienerschaft zum Tragen geben können, weil diese besondere Tracht hat.

Was soll man wieder dazu sagen, dass der Kneipenwirt und der Pfandverleiher als „die Fürsten des englischen Handels“ bezeichnet werden? „Der blühendste Handel in London, der einzige wahrhaft gediegene, ist der Bierausschank und der Trödel mit alten Kleidern!“

Das geht doch über den Witz, und ist schon mehr kleiner Figaro. Wenn Herr O'Rell ferner nicht bloß von einem schottischen Geistlichen weiß, der seinem auf Besuch kommenden Sohn täglich die Rechnung für das am Tage vorher Genossene auf den Frühstücksteller legt, sondern sogar einen höchst anziehenden schottischen Vater von Angesicht kennt, der seinen Kindern, bei eintretender Volljährigkeit, alle ihm verursachten Kosten, „von der Wehfrau und der Säugamme an,“ aufrechnet und sich ein schriftliches Zahlungsversprechen von seinen Sprösslingen geben lässt, so wollen wir dies hier einfach wiederholen. Die Schotten sind erfindungsreich im Erwerb, beinahe unglaublich groß im Festhalten des Geldes. Allein es ist doch ein Maß in allen Dingen, und gewisse Grenzen gibt es.

Wo sich eben ein lustiges Geschichtchen anbringen lässt, da ist Herr O'Rell schnell bei der Hand. Für das Launige hat er guten Sinn und gibt es recht fein wieder. Umsomehr muss man sich wundern, dass er den Engländer nicht begriff, der sich bei jeder Eisenbahnfahrt eine Lebensversicherungskarte kaufte und ihm eines Tages sagte: „Allemal, wenn ich wolbehalten ankomme, fühle ich mich ein wenig enttäuscht.“ Der Verfasser hält dies für blutigen Ernst. Die Engländer aber haben mehr trockene Laune, als die Leute von drüben manchmal rasch genug fassen. Man hat sich recht vorzusehen, wenn scheinbar der heiligste Ernst herrscht. Da sitzt die Ironie oft unversehens so tief, wie das Rasirmesser auf dem Knochen.

Uebrigens erkennt der Verfasser an, dass im „Punch“ wirklich viel mehr Witz vorhanden ist, als in französischen Zerrbild-Blättern, über deren fast ausschließliche Wahl von Gegenständen der Unzüchtigkeit er ein scharfes Urteil fällt. Erstaunt sind wir aber wiederum, die Geschichte von dem Bettler, der da meinte: er müsse doch leben, während der angebettelte Gutsbesitzer ihm antwortet: „Ich sehe nicht die Notwendigkeit davon ein!“ als in England spielend ganz frisch erzählt zu sehen. Hat Herr O'Rell nie von Talleyrand gehört?

Auf einen anderen Meidinger treffen wir in der Geschichte von dem Kinde, das den Vater frug, ob er noch wachse? „Warum?“ „Nun, weil dein Kopf durch deine Haare wächst!“ Das haben wir schon zur Knabenzeit in Deutschland ähnlich sagen hören. Solche Schnurren erhalten sich bekanntlich in Frankreich frischer als anderswo. Auch wer ihr geheimes Uralter kennt, nimmt sie dort stets scheinbar überrascht mit neuem, aber etwas gezwungenem Lachen hin. In England ist derlei geradezu verpönt. „Joe Miller“ heißt da ein berüchtigter Meidinger; und wer seinen guten Ruf lieb hat, hütet sich wol vor solchen Aufwärmungen.

Ein fürchterlicher Joe Miller ist die auch in „John Bull“ aufgetischte, beinahe als von dem Verfasser erlebt gegebene Geschichte von dem Engländer, der, als man ihn aufmerksam machte, dass die Zigarrenasche auf seine Hose falle, gelassen erwidert: „Seit zehn Minuten sehe ich ein Kästchen mit Zündhölzern in Ihrer Rocktasche brennen, und sage nichts!“ Man traut seinen Augen kaum.

Nicht auf Roland (oder vielmehr Rowland) Hill, den verstorbenen Oberpostmeister, ist ferner — wie Herr O'Rell meint — das Wort zurückzuführen: „er sehe nicht ein, warum der Teufel allein alle gute Musik für sich haben solle.“ Luther hat es gesagt. Englisch ist auch gewiss nicht das Wort: „Nichts macht sein Glück so sehr, wie der Erfolg“ (Rien ne réussit comme le succès). Das darf man den Franzosen lassen. Streicht

man aber solche kleine Zierraten da und dort aus dem Buche weg, so entsteht fast eine bedenkliche Lücke.

Auf diese leichtere Art der Darstellung ist es nämlich ganz angelegt. Gewichtiger ist, um nur Eines zu nennen, schon das vor etwa zwanzig Jahren erschienene Buch von Alphonse Esquiros („Die Engländer zu Hause“), der lange Zeit hier als republikanischer Flüchtling lebte.

(Schluss folgt.)

London.

Karl Blind.



Hellenische Uebersetzungskunst.

Das hellenische illustrirte Journal *Hesperos* bringt in seiner Nr. 52 eine Uebersetzung von Schillers „Hero und Leander“ aus der Feder seines Redakteurs, des Herrn Dr. J. Perwánoglos in Leipzig. Dieselbe darf mit zum Besten gerechnet werden was aus dem Deutschen ins Hellenische übertragen worden ist. Niemand war auch berufener zu solcher Leistung als Herr P., der das Deutsche spricht und schreibt wie Muttersprache, das Griechische aber mit ganz ungewöhnlicher Meisterschaft nach allen Richtungen hin beherrscht. Seine poetische Begabung aber hat er noch unlängst dargetan in seiner formvollendeten Uebertragung des *Song of Hiawatha* von Longfellow (an 5000 trochäische Verse!), des Hamlet, sowie durch sein historisches Drama *Ἀλέξιος ὁ Κομνηνός* (Hesp. 31 ff.). Mit feinstem Verständnis und mit sicherer Gewandtheit hat er auch hier wieder, nach Rhythmus, Reim und wechselnder Stimmung auch die schwierigsten Stellen treu nachgebildet, so dass selbst so schier unübersetzbaren Strophen, wie

> Und es saust und dröhnt von ferne,
> Finster kräuselt sich das Meer,
> Und es löscht das Licht der Sterne,
> Und es naht gewitterschwer,

ihr volles poetisches Recht wiederfährt. Wer aber weiß, was es heißt gerade solche Verse in der silbenreichen neuhellenischen Sprache wiederzugeben, wird dieser Uebersetzung doppelte Anerkennung zollen.

Auch die Wahl dieser herrlichen Ballade — welcher Herr P. das schöne Doppelbild von Karl Gebhardt in München in feinem Schnitt beigefügt hat — ist eine glückliche zu nennen. Der Stoff zu ihr ist bekanntlich dem anmutigen kleinen Epos von *Μουσαῖος „τὰ καθ' Ἡρὼ καὶ Λέανδρον“* entlehnt und jedem gebildeten Hellenen wol bekannt. Schiller aber hat ihn in so wunderbar eigener Weise und so modern ansprechend behandelt, dass er unser volles Nationaleigentum geworden ist. Und nun ist er aufs neue berufen, die geistigen Bande zwischen Hellas und Deutschland fester zu knüpfen!

Darmstadt.

August Boltz.

Van allerlei Slag. Novellen en Schetsen door Justus van Maurik jr.

Amsterdam, T. van Holkema.

Bei Gelegenheit meines Besuches der Kolonial-Ausstellung in Amsterdam hatte der begabte und des Deutschen vollkommen mächtige Verfasser obigen Buches die Güte mich durch die Tentoon-Stelling, dieses Rendez-vous zweier Erdteile, zu führen. Trotz der heiteren und lebhaften Konversation vernahm ich doch, wie aufmerksam das Publikum auf meinen Begleiter war; rechts und links hörte ich sagen: „Seht, da haben wir Justus van Maurik!“ oder: „Das ist er ja — Justus van Maurik!“ u. s. w. Nachdem ich seine „Novellen und Skizzen“ durchgelesen hatte, begriff ich, dass ganz Amsterdam, ja ganz Holland den Mann kennen und mit Respekt nennen muss, der so treu und liebevoll ein kulturhistorisches Monument für diejenigen Typen der Amstel-Anwohner setzte, deren altberechtigte Eigentümlichkeiten doch früher oder später verwischt und von dem modernen Zeitgeist verschlungen werden müssen. Die holländische Sprache hat für unser Ohr immerhin eine gewisse pedantische Breite, aber sie wird hier mit Geschick behandelt und von einem erwärmenden Strahl echten packenden Humors beleuchtet, eine ebenbürtige Begleiterin der niederländischen Malerschule. Justus von Maurik ist ein Feinmaler anziehendster Art. Gleich in der ersten Skizze möchte man gar so gern der armen kleinen Keetje behülflich sein in „grotvaders overjas“ den fehlenden Knopf anzunähen, sie ist noch so jung und zarter Konstitution obenein; aber Schlimmeres und das Schlimmste kommt über den Greis und das Kind, die sich gegenseitig die einzigen Freunde und Stützen in Armut und Verlassenheit sind. Keetje wird Laufmädchen bei einer Wäscherin, die gutmütige — uns werden vorwiegend gute Leute gezeigt! — Frau meint aber bald: *„Hoor eens, Keetje, dat gaat zoo niet, je kunt niet uit handen“* aber Keetje bittet; sie doch nicht fortzuschicken, ihren kleinen Erwerb hat sie zwar ihrer unbarmherzigen Mutter zu geben, aber sie erhält manchmal einige Centen Trinkgeld und wenn sie „drie stuivers“ beisammen hat, so kauft sie dafür heimlich ein halb Pfund Tabak für den Großvater. Sie kann das viele Laufen und das Tragen der schweren Körbe aber wirklich nicht aushalten und stirbt, als ein prächtig gezeichneter Jugendfreund des Großvaters, ein alter Militär, Hilfe bringt.

Unter den Titeln: *Een Wandeling opt Amstelveld*“, wo uns ein volkstümlicher Markt mit eigenartigen Erwerbsbetrieben, wie z. B. dem Pfeifen-Anrauchen, geschildert wird. *„Een Oude Jongejuffrouw*“, eine alte Jungfer mit ihren kleinbürgerlichen engen und doch so achtunggebietenden Erlebnissen geschildert wird. *„Isaak op den Dam*“ — Tagewerk eines braven schlichten Juden. *„Tyjs de Jolleman*“ Geschichte eines Seefahrers und seines Hundes. *„'t Genootschap-Eloquentia*“, Spießbürgerlicher Deklamations-Abend in einer kleinen Stadt. *„Een verhaal van Konss uit de Drie Kraantjes*“

Memoiren eines alten Bier- und Branntweinzapfers und seine Betrachtungen über das Trinken. *„Een avond vol Kunstgenoot“* Humoreske über das Winkel-Künstlertum. — Charakteristisch wie die Schilderungen, welche mit jedem Jahrzehnt an Wert gewinnen müssen, sind die Illustrationen von Joh. Braakensiek.

Lingen.

E. von Dincklage.



Kritische Rundschau.

Die Sandersche Tabelle. — Das im Verlage des Bibliographischen Instituts erscheinende Lexikon der Pädagogik von F. Sander ist ein gar empfehlenswertes Buch. Man findet darin neben sonstigen nützlichen und angenehmen Dingen, die nur den Fachmann interessiren, auch einen Artikel „Lehrbücher“, und hier hat der Verfasser ein statistisches Material verarbeitet, das wol der allgemeinsten Beachtung wert ist. Wir meinen die Tabelle auf Seite 252: Die Verbreitung der Schulbücher an den preußischen Gymnasien, Progymnasien, Realschulen und höhern Bürgerschulen 1880, welche bereits von einem Fachblatt, der Preußischen Lehrerzeitung (14. November 1883) in ihrer doppelten Bedeutung: in dem, was sie gibt und in dem, was sie anregt, gebürend anerkannt worden ist. Nach dieser Tabelle waren 1880 an den höheren Schulen Preußens im Ganzen 1514 Lehrbücher, davon 668 nur an je einer, 233 an je zwei, 113 an je drei, mit andern Worten 1014, genau zwei Drittel, an höchstens drei Anstalten eingeführt. Nur 25 Lehrbücher waren in mehr als hundert Schulen, davon 4 in mehr als zweihundert, 2 in mehr als dreihundert Schulen eingeführt: Kamblys Elementarmathematik in 217, Daniels Leitfaden, kleinere Ausgabe in 264, Ploetz Schulgrammatik in 366, Ploetz Elementargrammatik in 214, Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik in 217, Hopf und Paulsiek, Deutsches Lesebuch in 321 Anstalten. Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt, wir meinen von den 1200 deutschen Schulbüchern, welche jährlich auf dem Büchermarkt erscheinen, abgesehen von den Hilfsmitteln für den fremdsprachigen Unterricht. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Schulbuch einen Erfolg wie Ploetz' Schulgrammatik erringen solle, notabene nach Jahren erringen solle, ist $= 1/_{1544}$; die Wahrscheinlichkeit, das es nur an einer Anstalt eingeführt werde, ist $= {}^{668}/_{1544}$, das heißt größer. Wie bei der Lotterie. Es ist nur das Eine zu bedauern, dass Herr Sander nicht auch diejenigen Schulbücher in seine Tabelle aufgenommen hat, die an gar keiner Schule eingeführt sind.

Heinrich Reinhardt: Der deutsche Lehrer in England. — Berlin, Weidmann. — Ein Buch, welches von der gesamten deutschen Fachpresse in möglichst ausführlichen Artikeln besprochen werden sollte. Es schildert die entsetzlichen Verhältnisse, welchen deutsche Lehrer in England entgegenzusehen haben, auf Grund genauester Sachkenntnis und gewährt eine geradezu erschütternde Lektüre. Das Buch wird sicher viel von sich reden machen.

Lady Eastlake hat ihre früher im *Edinburgh-* und im *Quarterley Review* erschienenen kunsthistorischen Essays über Lenoardo da Vinci, Michelangelo, Titian, Raffael und Albert Dürer unter dem Titel „Five great painters“ in zwei Bänden gesammelt. Ein sehr empfehlenswertes, mit feinem Kunstverständnis und in vornehmer Sprache geschriebenes Buch. — London, Longmans & C.

Nemesio Uranga, der spanische Vorkämpfer des Rationalismus, ein ausgezeichneter Kenner deutscher Literatur und Sprache, hat Lessings „Nathan“ ins Spanische übersetzt und zwar nach Schillers Anweisungen für die Bühne. — Die Uebersetzung, wenngleich in Prosa, verdient doch herzliche Anerkennung seitens der deutschen Kritik, nicht allein ihrer Treue wegen, sondern mehr noch um ihre bloße Existenz. Man denke sich: das Drama der Toleranz im Lande der weiland Inquisition! Auf einem spanischen Theater wol kaum schon möglich, wird es doch in dieser fließenden Uebersetzung manchen Leser finden, dem fortan der Name Lessing ein erfreulicher Klang bleiben wird. — Madrid, Ricardo Fé.



Literarische Neuigkeiten.

Erik S. Robertson veröffentlicht eine Sammlung von Lebensbildern (mit poetischen Proben) der bedeutendsten englischen Dichterinnen, unter dem Titel: „English Poetesses“. — London, Cassel & Co.

Von Friedrich Vischers Roman: „Auch Einer“ erschien Mitte November die dritte, vom Verfasser neu durchgesehene Auflage.

Abermals ein neues Buch von Carmen Sylva, das dritte in diesem Jahre —: „Handzeichnungen“, enthaltend 11 Novellen und Skizzen. — Berlin, A. Duncker. 5 M.

Doré's letzte Illustrationsarbeit: „The Raven“ von Edgar A. Poe erscheint in prachtvoller Ausstattung zum Preise von 3 Guineas bei R. Low (London).

Conrad Ferdinand Meyers „Gedichte“, deren erste Auflage das „Magazin“ vor einem Jahr rühmend besprach, erscheinen erfreulicher Weise in einer zweiten Auflage, geschmückt mit dem edeln Bilde des Dichters. — Leipzig, H. Haessel. 3 M.

Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Dritte neu bearbeitete Auflage. Inhalt der 18. und 19. Lieferung: Europa bis zum XIX. Jahrhundert. — Die Gesellschaft des Ancien Régime in Frankreich. — Die französische Revolution. — Entwicklung Europas bis zur Gegenwart. — Wirkungen der napoleonischen Herrschaft. — Die Zeit der heiligen Allianz. — Gestaltung der Dinge in Italien. — Das deutsche Reich. — Das moderne Reich. — Das moderne Frankreich. — Frankreichs Bevölkerungsrückgang. — Großbritannien. — Oesterreich-Ungarn. — Das Zarenreich. — Orient und Ostasien. — Kulturzustände im türkischen Reiche. — Muhammedanisches Staatsleben. — Türken und Slaven. — Arabien und Nordost-Afrika. — Fort- und Rückschritte des Islam. — Die Russen in Asien. — Die Kulturzustände in Ostindien. — China in der Gegenwart. — Das moderne Japan. — Amerika und die Kolonialwelt. — Allgemeine Erscheinungen der Kolonial-Kultur. — Entstehen der amerikanischen Republik. — Ursachen und Folgen des Sezessionskrieges.

Im November-Heft des Londoner „Gentleman's Magazine“ ist eine Abhandlung: „Luther über die Staatsfragen“ von Karl Blind erschienen, welche namentlich Luthers Stellung vor dem Bauernkrieg bespricht. Eine zweite Abhandlung von demselben Verfasser, betitelt: „Luther und die deutsche Volkserhebung von 1524—25“ wird demnächst erscheinen, Alles ist nach den Quellen gegeben.

Herr Max Kretzer bittet uns, mitzuteilen, dass seine jüngst im „Magazin“ (No. 46) besprochenen Novellen und Sittenbilder schon vor fünf Jahren entstanden sind.

Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

(Mit Auswahl.)

Nuredin Aga: Türkische Interna. — Dresden, Minden. 3,50 M.

Aus zwei Welten. — Leipzig, W. Friedrich. 6 M.

Théodore de Banville: Paris vécu. — Paris, Charpentier. 3,50 fr.

W. S. Blackett: Researches into the lost histories of America. — London, Trübner. $10^1/_2$ sh.

M. Böhaim: Deutsche Lieder und Gedichte. — Breslau, Trewendt.

August Boltz: Die hellenischen Taufnamen der Gegenwart, soweit dieselben antiken Ursprungs sind. — Leipzig, W. Friedrich. 1,20 M.

Briefwechsel einer englischen Dame über Judentum und Semitismus. — Stuttgart, Levy & Müller. 1,50 M.

Paulus Cassel: Fredegunde. Eine Novelle in Briefen. — Leipzig, W. Friedrich. 2,40 M.

Hermann Dalton: Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien. — Bremen, C. E. Müller. 4,50 M.

Heinrich Düntzer: Goethes Eintritt in Weimar. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. — Leipzig, Wartig. 6 M.

L. Dussiens: Lettres intimes de Henry IV. — Paris, L. Cerf. 7,50 fr.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848—1871. 2 Bände. — Wiesbaden, Bergmann. 10,60 M.

M. A. Ferdinand: Heideblumen. Liebe und Leben in Liedern. — Berlin, Stolzenwald. 2 M.

Octave Feuillet: Un roman parisien. Pièce en 5 actes. — Paris, C. Lévy. 2 fr.

Raffaello Fornaciari: Studi su Dante. Editi et inediti. — Milano, Trevisini. 2,50 L.

Karl Emil Franzos: Der Präsident. — Breslau, E. Trewendt.

Jules de Glouvet: L'idéal. — Paris, Plon. 3,50 fr.

E. Handtmann: Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. — Berlin, Abenheim. 4 M.

Franz Harder: Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. — Leipzig, C. Reißner.

Friedrich Junge: Martin Luther. Sein Leben, dem deutschen Volke erzählt. — Berlin, F. Siemenroth.

Paul Lang: Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Altertum. — Stuttgart, Bonz. 2 M.

Arthur A. Lincke: Skizze der altegyptischen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte. — Leipzig, R. Lincke. 3 M.

Fritz Mauthner: Dilettanten-Spiegel. Travestie nach Horaz. — Dresden, Minden. 1,50 M.

J. Mew: Types from Spanish story. — Edinburgh, Nimmo. $31^1/_2$ sh.

Karl Oberleitner: Johanna Plantagenet. Trauerspiel. — Wien, Frick.

Emil Peschkau: Traum und Leben. Gedichte. — Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 M.

A. R. Rangabé: Der Fürst von Morea. — Breslau, Schottländer. 3 M.

Otto Roquette: Neues Novellenbuch. — Breslau, Schottländer. 3 M.

Graf W. A. Sollohub: Erinnerungen an Gogol, Puschkin und Lermoutow. — Dorpat, Schnakenburg. 0,75 M.

Anthony Trollope: An autobiography. — Leipzig, Tauchnitz. 1,60 M.

A. Vambéry: His life and adventures, written by himself. — London, F. Unwin. 16 sh.

Jules Verne: Kéraban-le-têtu. — Paris, Hetzel. 9 fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverband.

Neue Gutachten über Rechtsfälle.

Mitgeteilt vom Verbandssyndikus Dr. A. Gerhard.

XXXVI.

Anfrage.

Die hiesige Verlagshandlung Y. und Z. (Eigentümer: Herr X.) verlegte von mir ein mehrbändiges historisches Werk „— — —". Unsere Verabredungen waren durchaus mündlich und ein kurzer Kontrakt wurde erst aufgesetzt, nachdem der Druck bereits begonnen und Herr X. mir schon mehrmals Honorar gezahlt hatte. Das Werk ging gut, und ehe noch der zweite Band fertig war, musste mit dem Druck der zweiten 5000 begonnen werden. Das Werk wurde anfangs dieses Jahres fertig und Herr X. überlegte mit mir neue Verlagswerke. — Er schlug mir vor, die Geschichte „— —" bei ihm herauszugeben. Ehe er aber den Druck beginne, müsse er das vollständige Manuskript in den Händen haben, da er das im Prospekt sagen wolle.

Ich begann hierauf meine Arbeit. Da ich noch 600 M. Resthonorar von Herrn X. zu erhalten hatte, so ging ich zu ihm. — Er sagte mir, dass er im August den Druck beginnen und monatlich vier Lieferungen à 3 Bogen herausgeben würde. Als es zur Verhandlung über das Honorar kam, sagte er mir, dass er nicht so viel wie für das vorige Werk zahlen könne u. s. w. Ich erbot mich ihm, das neue Werk per Bogen um 45 M. billiger zu lassen. Er fand das Honorar immer noch zu hoch und war mit dem Manuskript, wie es vorlag, zufrieden. Er sagte mir, er schäme sich eigentlich, solch ein Geschäft zu machen, allein er sei kein reicher Mann und könne mir nicht mehr als 40 M. per Bogen geben.

Nun schrieb Herr X. unsere Abmachungen in sein Geschäftstagebuch nieder und ersuchte mich zu unterzeichnen, dabei sagend, dass wir den Kontrakt nach seiner Rückkehr (von einer in einigen Tagen anzutretenden Reise) aufsetzen wollten. Dann würde ich ja wohl mit meiner Arbeit fertig sein. Ich unterzeichnete, da es Herrn X. darauf anzukommen schien, dass ich mich band, obwol ich mich wunderte, da er früher nie solche Vorsicht gezeigt hatte. Er zahlte mir den Rest des mir zukommenden Honorars und ich verabschiedete mich von ihm in dem festen Glauben, ein Geschäft abgeschlossen zu haben, welches mir für circa 8 Monate monatlich 500 M. sicherte. Ich wollte eigentlich mein bisheriges Domizil aufheben und hatte meine Wohnung bereits gekündigt, nahm aber nun die Kündigung zurück und arrangirte alle meine Pläne und Geldangelegenheiten, gegründet auf das Faktum, dass ich im Laufe dieses Jahres 3500 bis 4000 M. von Herrn X. erhalten würde.

Im Mai reiste ich nach Bad * ab, da meine Gesundheit durch angestrengte Arbeit im Winter sehr gelitten hatte. Trotzdem arbeitete ich wochenlang an Fertigmachung des Werkes. — Sie können sich daher mein Erstaunen denken, als Herr X. mir einige Ausstellungen an dem Werke machte, die leicht beseitigt werden könnten, wenn sie begründet wären, und mir erklärte, dass er nicht die Courage habe, das Werk zu drucken. Er behauptete, dass er gesagt habe, er wolle das Werk gleich nach seiner Rückkehr lesen und sich dann entscheiden, ob es ihm passe. Das ist, wie ich beschwören kann und aus dem Geschäftstagebuch des Herrn X. hervorgeht, eine Unwahrheit. Herr X. blieb jedoch bei seiner Behauptung, die er beschwören könne, und schickte mir mein Manuskript zurück.

Ich habe den Fall ganz genau und wahrheitsgetreu berichtet und bitte Sie, mir Ihre Ansicht darüber gefälligst mitzuteilen.

Gutachten.

Um vom juristischen Standpunkte aus mit völliger Sicherheit beurteilen zu können, ob die Abmachungen zwischen Ihnen und Herrn X. (Firma Y. und Z.) bezüglich des Verlags einer Geschichte von „— —" als ein für beide Teile bindender Vertrag anzusehen sind, müsste eigentlich erst die Niederschrift herbeigezogen werden, welche Herr X. in sein Geschäftstagebuch eintrug und Sie mit unterzeichneten. Da diese Abmachungen in Sachsen erfolgten, so ist die vorliegende Differenz nach dem sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuch zu entscheiden. Hiernach gilt ein Vertrag als geschlossen, sobald die handelnden Personen über die nach dem Gesetz oder nach ihrer Absicht wesentlichen Punkte des in Frage stehenden Rechtsgeschäfts ihren übereinstimmenden Willen in bindender Absicht und in der gehörigen Form, wenn eine solche zum Abschluss des Vertrags erforderlich ist, erklärt haben. (§ 783.) Bloße Vorverhandlungen zu einem Vertrag (Tractaten) sind unverbindlich und begründen keine Forderung. (§ 784.) In der Regel erfordern Verträge keine

besondere Form zu ihrer Giltigkeit. (§ 821.) Nur die ein Grundstück oder ein darauf haftendes Recht betreffenden Verträge müssen schriftlich abgeschlossen werden und sind erst nach Beobachtung dieser besonderen Form giltig. (§§ 822 und 824.) Abgesehen von diesen Ausnahmen, ist anzunehmen, dass, wenn bei Eingehung eines Vertrags eine besondere Form verabredet worden, diese bloß die Erlangung eines Beweismittels bezweckt, „ausgenommen, wenn nach der Absicht der Vertragschließenden der Abschluss des Vertrags von der Beobachtung der Form abhängig sein soll". (§ 823.)

Angesichts dieser gesetzlichen Bestimmungen kann es nach Ihrer Sachdarstellung zunächst keinem Zweifel unterliegen, dass Ihre mündlichen Vereinbarungen mit Herrn X. nicht bloß vorbereitende Verhandlungen waren, sondern bereits den Charakter eines bindenden Vertrags angenommen hatten, da Sie mit dem genannten Verleger über alle wesentlichen Punkte eines Verlagsvertrags übereingekommen waren und es zur Giltigkeit des Vertrags nicht noch der schriftlichen Form bedurfte. Wenn gleichwohl zum Ueberfluss noch eine schriftliche Aufzeichnung erfolgte und Herr X. dabei äußerte, es solle später noch ein besonderer Kontrakt aufgesetzt werden, so vermag ich diesem Umstande keineswegs die beiderseitige Intention zu erblicken, den Vertragsabschluss erst noch von der beiderseitigen Vollziehung einer förmlichen Vertragsurkunde abhängig zu machen. Dass Herr X. den Vertrag als definitiv abgeschlossen betrachtete, beweist schon zur Genüge seine gegen Sie ausgesprochene Erwartung, dass Sie nach seiner Rückkehr von der Reise mit Ihrer Arbeit fertig sein würden, während Sie durch Ihre Arrangements bezüglich Ihrer Wohnung etc., vor allem aber dadurch, dass sie das Manuskript in der Hauptsache fertig stellten, Ihre ernstliche Absicht, den Vertrag zu erfüllen, deutlich genug an den Tag legten.

Aber gesetzt auch, beide Teile wären darüber einverstanden gewesen, dass die Niederschrift im X'schen Geschäftstagebuche blos die Bedeutung einer auf die Hauptpunkte des Vertrags sich beschränkenden Punktation haben und die Präzisirung der Nebenpunkte einem besonderen Kontrakte vorbehalten bleiben solle, so würde Ihnen eventuell doch nach § 827 das zit. Gesetzbuches zur Seite stehen, wo es heißt: „Bei vorläufigen schriftlichen Aufzeichnungen der wesentlichen Punkte eines Vertrags, welcher erst noch in einer besonderen Form zum Abschlusse kommen soll (Punktationen), ist, wenn sie nicht eine bloße Niederschrift vorbereitender Verhandlungen sind, sondern eine Vereinbarung über die Vertragspunkte enthalten, anzunehmen, dass die Punktation schon an und für sich einen verpflichtenden Vertrag enthält und die unbestimmt gebliebenen Nebenpunkte bei der vorbehaltenen besonderen Form bestimmt werden sollen. Erfolgt über die Nebenpunkte keine Vereinigung, so sind sie nach den gesetzlichen Bestimmungen über die Natur des vorliegenden Geschäfts, und wo diese nicht entscheiden, nach richterlichem Ermessen festzustellen." Im vorliegenden Fall würde daher, wenn z. B. über den Fälligkeitstermin der Honorarzahlung keine bestimmte Verabredung getroffen worden wäre, dass Honorar gemäß § 1143 das zit. G.-B. nach Vollendung jeder einzelnen Abteilung (Lieferung) zahlbar sein.

Außerdem könnten Sie sich gegenüber dem angeblichen mündlichen Vorbehalt Ihres Gegners auch noch auf § 826 ebendaselbst berufen, wonach mündliche Verabredungen neben der Urkunde nur dann gelten, wenn dies ausdrücklich vereinbart wurde.

Nach alledem bin ich der Ansicht, dass Ihnen gegen Herrn X. resp. die Firma Y. & Z. eine Erfüllungsklage zusteht, vorausgesetzt, dass die in Frage kommende Niederschrift nicht eine Ihrer Aufmerksamkeit entgangene Klausel enthält, welche Herrn X. zum einseitigen Rücktritt berechtigen könnte. Der Vorsicht halber dürfte daher die Klage nicht eher einzureichen sein, als bis dieser Punkt festgestellt ist. Zur Mitteilung einer Abschrift der Punktation, eventuell zur gerichtlichen Vorlegung seines Geschäftstagebuches ist Herr X. verpflichtet. Wenn er übrigens Ihr Manuskript zurückschickte, so vergessen Sie nicht, ihm solches nochmals brieflich zur Verfügung zu stellen und sich dabei alle Rechte gegen ihn vorzubehalten. Ihr Stillschweigen könnte sonst möglicherweise als Einverständnis gedeutet werden.

Was endlich die gegen Ihr Werk gemachten Ausstellungen betrifft, so könnten sie nur dann rechtliche Beachtung finden, — was Ihrerseits verneint wird, — das Werk offenbare Unrichtigkeiten, z. B. in der Chronologie, enthielte. Sonst ist ein Verleger nicht berechtigt, nach seinem subjektiven Ermessen vom Autor Aenderungen zu verlangen, und zwar selbst dann nicht, wenn der Verleger das Werk bestellte und den Plan dazu entwarf. Vergl. Wächter, Verlagsrecht, S. 328. Petsch, d. gesetzl. Bestimmungen über den Verlagsvertrag, S. 94 fg.

Zweites Schreiben desselben Autors.

— — In den Zeilen, die X. in sein Geschäftstagebuch schrieb, welche ich übrigens allein unterzeichnete, ist nichts von einem Vorbehalt; es sind nur einfach die Bedingungen unseres Vertrags niedergeschrieben. Dass er in seinem eigenen Geschäftsbuche nicht mit unterzeichnete, hat wol nichts auf sich. Er wollte sich nur mir gegenüber sicherstellen, damit ihm das Werk nicht entging. Ein anderer Umstand aber beunruhigt mich. Obwol X. sagte, dass er den Druck im August beginnen wollte, so ist doch nichts davon in dem Tagebuch gesagt und X. könnte ja, selbst wenn er verurteilt würde, den Druck des Buches auf Jahre hinaus verschieben. Ich wäre in dem Fall noch schlimmer daran als jetzt, wo ich allenfalls noch einen anderen Verleger fände.

Ich hatte meine Arbeit bereits nach unserem ersten Gespräch angefangen und endete sie vollständig im Vertrauen auf die Abmachung. Ich sandte Herrn X. das Manuskript druckfertig. Seine Ausstellungen sind völlig nichts bedeutend. Ich schrieb ihm gleich, dass ich an dem Kontrakt festhalte und bereit sei, das Manuskript durchzusehen und kleine Aenderungen in seinem Sinne zu machen, wenn nötig. Er behauptete, dass in der Geschichte der „— —" sehr viele neue Entdeckungen gemacht seien, führt aber nicht einen Fall an, wo ich versäumt hätte, von solchen Notiz zu nehmen. — —

Die Klage ist bereits eingereicht.

Nachtrag zum Gutachten.

Ihre geschätzte Zuschrift veranlasst mich, meinem Gutachten noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

1. Wurde die Niederschrift der Vertragsbedingungen von X. nicht unterzeichnet, so kann allerdings von einer schriftlichen Punktation nicht die Rede sein, weil eine solche der Unterschrift beider Kontrahenten bedarf. Gleichwol ist anzunehmen, dass ein bindender mündlicher Vertrag zustande kam, vorausgesetzt, dass X. sich seine endgiltige Erklärung, dass er Ihr Werk verlegen wolle, nicht ausdrücklich vorbehielt. Ueber diese Einrede müsste eventuell der Eid entscheiden, den der Beklagte Ihnen zuschieben würde. Die Ihrerseits eingeräumte Verabredung, es solle nach des Beklagten Rückkehr ein schriftlicher Kontrakt aufgesetzt werden, wäre nach den von mir angezogenen Gesetzesstellen unerheblich, dafern nicht zugleich verabredet worden, der Vertragsabschluss solle erst von der Beobachtung dieser Form abhängen.

2. Für den wesentlichen Inhalt des mündlichen Vertrags dient die von Ihnen allein unterzeichnete Niederschrift allerdings als Beweismittel, doch keineswegs als ausschließliches. Es bleibt Ihnen der Beweis, dass X. seiner mündlichen Erklärung zufolge den Druck des Werkes schon im August d. J. in Angriff nehmen wollte, unbenommen. Inzwischen kommt auf diese Verabredung an sich wenig an, da der Verleger, falls keine bestimmte Frist festgesetzt worden, verpflichtet ist, sofort nach Uebergabe des Manuskripts das Werk zu veröffentlichen. Vgl. die in No. 34, Jahrg. 52 d. Bl. mitgeteilten Gutachten XXXIV u. XXXV.

3. Dass Sie Herrn X. schrieben, Sie hielten am Vertrage fest, war ganz korrekt. Zu bedauern ist nur, dass Sie hinzufügten, Sie seien bereit, das Manuskript durchzusehen und, wenn nötig, „kleine Aenderungan in seinem Sinne zu machen". Dieses Erbieten könnte möglicherweise Schwierigkeiten bereiten und den Prozess in die Länge ziehen, wenn nämlich der Beklagte, angesichts seiner wahrscheinlichen Verurteilung in der Hauptsache sich darauf klemmen und eventuell die Aenderungen „nach seinem Sinne" verlangen sollte. Um festzustellen, welche Aenderungen etwa nötig, welche unnötig wären, müssten dann vielleicht literarische Sachverständige befragt werden u. s. w. Da, wie ich bereits in meinem Gutachten betonte, der Verleger das druckfertige Manuskript, welches keine offenkundigen Unrichtigkeiten enthält, ganz so zu drucken hat, wie der Verfasser, dem er sein Vertrauen schenkte, es ihm lieferte, so brauchten Sie auf die Ausstellungen des Herrn X. um so weniger einzugehen, als letzterer nach deren Erledigung nicht einmal den Druck des Werkes in Aussicht stellte. Indessen lässt sich Ihre Bereitwilligkeit zu Aenderungen auch als bloßer Vergleichsvorschlag auffassen, und einen solchen kann man zurückziehen, so lange der andere Teil ihn nicht angenommen.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich: 4 Mark = 2 1/3 Östr. Gulden = 5 francs = 4 shilling = 1 1/4 Dollar = 2 Rubel Papier.

Gegründet 1832 von Joseph Lehmann
Herausgeber: Eduard Engel.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Abonnements für In- und Ausland durch alle Buchhandlungen, Postämter und direkt durch die Verlagshandlung

52. Jahrgang. | Leipzig, den 29. Dezember 1883. | Nr. 52.

☛ Unsere verehrten Leser werden an die schleunige Erneuerung des Abonnements ganz ergebenst erinnert, da sonst Verzögerungen in der Bestellung unvermeidlich sind. ☚

Den Freunden, Mitarbeitern und Lesern des „Magazin“ machte die unterzeichnete Verlagshandlung in Nummer 42, datirt vom 20. Oktober 1883, die Mitteilung, dass die Redaktion vom 1. Januar 1884 von Berlin nach Leipzig, dem Verlagsorte des Blattes, zurückverlegt und Herr Dr. Franz Hirsch in Leipzig die Leitung übernehmen wird. Wir bitten also von nun ab sämtliche Zusendungen für das „Magazin“ nach Leipzig zu richten.

Dass das „Magazin“ unter der neuen Leitung seinen altbewährten Traditionen treu bleiben wird und Herausgeber wie Verleger es sich auch ferner angelegen sein lassen werden, dem Blatte die dominirende Stelle eines repräsentativen literarischen Organs zu sichern, dafür dürfte die dieser Nummer beigelegte Probe-Nummer des neuen Jahres Zeugnis ablegen.

Hochachtungsvoll

Leipzig. Die Verlagshandlung des „Magazin“.

Inhalt:

Der Tod des alten Jahres.

Von Alfred Tennyson. Deutsch von Ilse Frapan.

So knietief liegt der Winterschnee,
Es seufzen die Winde, die herben;
Nun zieh' die Glocken dumpf und weh
Und leise sprich und langsam geh,
Denn das Altjahr will versterben.
Alt Jahr, du musst nicht fort!
Du kamst zu uns so williglich,
Du hieltst zu uns so inniglich,
Alt Jahr, du darfst nicht fort!

Es rührt sich nicht, liegt stumm und scheu,
Kein Jenseit hat es, endet hier;
Erlebt nicht mehr den Morgen neu;
Es gab mir 'nen Freund und ein Lieb so treu,
Und das Neujahr nimmt sie mir.
Alt Jahr, du musst nicht gehn!
So lang hast du mit uns gelebt,
Solch Glück hast du mit uns erlebt,
Alt Jahr, du sollst nicht gehn!

Es füllt' sein Glas zum Rande dicht,
So lustig hat's kein Jahr gemeint,
Wird trüb nun seiner Augen Licht
Und ob man Böses von ihm spricht, —
Für mich war es ein Freund.
O stirb nicht, altes Jahr!
Gelacht, geweint aus voller Brust
Hab ich mit dir, fast hätt' ich Lust
Mit dir zu sterben, Jahr!

Mit Witz und Scherz bestieg's den Tron,
Schau nur, wie's allen Mut verlor! —

Es tot zu sehn, von weitem schon
Herstürmt mit Hast sein Erb' und Sohn,
Allein es stirbt zuvor.
Ein Jeder sorgt für sich.
Die Nacht ist sternig und kalt, mein Freund,
Und das Neujahr kühn und bald, mein Freund,
Es kommt und sorgt für sich.

Sein Atem geht so matt und schwer;
Ein Hahn ist just zum Krähn erwacht;
Die Schatten flattern hin und her;
Das Heimchen zirpt; der Docht ist leer:
Gleich, gleich ist's Mitternacht.
Die Hand, bevor du stirbst!
Alt Jahr, wir sehn dir schmerzlich nach!
Wir hülfen dir so herzlich, ach,
Alt Jahr, bevor du stirbst!

Sein Antlitz wird so scharf und schmal;
Weh, weh! nun ist's vollbracht.
Schließt ihm das Aug, die Lippen fahl,
Und geht hinweg, lasst in den Saal,
Was kam durch Mitternacht:
Es wartet vor der Tür;
Ein neuer Fuß auf dem Flur, mein Freund,
Und ein neu Gesicht vor der Tür, mein Freund,
Ein neues vor der Tür.



Warum steht es so kläglich um die deutsche Orthographie?

Das Unglück unserer Orthographie ist, dass sie den Leuten, welche über sie in amtlichen Feststellungen oder sonst entscheiden sollen, für allzu gering und verächtlich gilt, um eingehendes Studium und reifliches Nachdenken daran zu verschwenden. Das ist nicht etwa bloß die Ansicht wilder Umsturzmänner. Rudolf von Raumer, in orthographischen Dingen sicher ein billiger und kompetenter Richter, hat über eine der fünf staatlichen Orthographien, deren bunter Wirrwarr angeblich zur orthographischen Einigung Deutschlands vor vier Jahren geführt hat, ein vernichtendes Urteil gefällt: die Verfasser besäßen nicht die nötigen wissenschaftlichen Kenntnisse; ihre Unbekanntschaft mit dem Stand der Wissenschaft trete an einzelnen Stellen in auffallender Weise zu Tage; man traue seinen Augen kaum, wenn man solche Dinge in einer amtlichen Schrift findet (v. Raumers ges. sprachw. Schriften, S. 302 f).

Die zur Beschönigung der ministeriellen Reglementirerei üblichen Redensarten: „Man kann es nicht allen recht machen! es gibt Leute die mit nichts zufrieden sein wollen!" sind einem Manne wie Raumer gegenüber übel angebracht. Trotzdem werden die von ihm gerügten groben Fehler noch heute in den würtembergischen Schulen gelehrt; nicht einmal die außer Würtemberg nirgends üblichen und auch in Würtemberg erst durch den von Raumer getadelten Regirungsukas gewaltsam eingeführten Schreibungen ſie rißen, ſie goßen u. s. w. wurden wieder beseitigt; ja noch mehr, der Haupturheber dieser und vieler anderer Schnitzer wurde im Jahre 1876 von seiner Regirung nach Berlin gesandt, als eine der „Autoritäten", welche zu der von Minister Falk angeregten „orthographischen Konferenz" zusammentraten.

Schon der Umstand, dass die übrigen Mitglieder gegen die Zulassung dieses Herrn nicht Verwahrung einlegten, ließ das Schlimmste ahnen. Es wurde denn auch Unglaubliches geleistet. Herr Bertram, der als Vertreter der deutschen Buchdrucker erschienen war, behauptete ohne Widerspruch zu finden, dass unsere Fraktur das Majuskel J und das Majuskel I auseinander halte (vgl. Jahr, Igel). Aber nicht einmal in den gedruckten Protokollen der orthographischen Konferenz wird der angeblich vorhandene Unterschied gemacht, ja selbst nicht einmal an der Stelle, wo derselbe als bestehend erwähnt wird, so dass es Seite 134 in klassischer Weise heißt: „Der Unterschied von J und J ist kenntlich zu bewahren." Nun höre man und staune: diese Protokolle sind in der Druckerei eben jenes Herrn Bertram gedruckt! Eine größere Leichtfertigkeit lässt sich kaum denken.

Die Vertreter der Schule blieben hinter dem der Typographie nicht zurück. Was würde man sagen, wenn irgend ein Professor behauptete es sei für die Schuljugend störend und verwirrend des Thales, das Thal zu schreiben, es müsse zu ihrer Erleichterung vielmehr des Thales, das Thal, oder des Thales, das Thaλ heißen? Einen ganz ähnlichen Ausspruch hat auf der orthographischen Konferenz ein Schulrat und gelehrter Germanist getan. Der gesunde Menschenverstand fordert doch, dass derselbe Laut immer mit demselben Buchstaben bezeichnet werde, mag er nun in der Mitte oder am Ende des Wortes stehn; wenn Thales, dann muss man auch Thal, nicht etwa Thal oder Thaλ als einzig richtig anerkennen; wenn d e s K a m m e s, dann auch d e r K a m m, nicht etwa d e r K a m; wenn d e s H a s s e s, dann auch d e r H a s s, nicht etwa d e r H a ß. Und wenn man des Hauſes, das Haus (nicht deſ Hauſeſ, daſ Hauſ) schreibt, so ist auch das in den österreichischen Schulen eingeführte des Haſſes, der Haſs selbstverständlich. Anders urteilt aber jener Herr Schulrat; statt einfach einzugestehen, dass ein Wortbild wie Haſs seinem nicht daran gewöhnten Auge wie alles Neue fremdartig und störend erscheint, will er als Pädagoge glauben machen, ein Kind werde verwirrt, wenn es nicht mehr den genau gleichlautenden Wortstamm in Haſſes mit Schärfungszeichen, in Haß aber mit Dehnungszeichen (vergleiche ſaßen, ſaß) schreiben müsse! (Verh. der orth. Konf. S. 98).

Ein anderer Schulmann und Kenner des Deutschen, Herr Prof. Sanders, sagt, es sei ein Grundsatz der neuhochdeutschen Orthographie gleichlautende Wörter in willkürlicher Weise verschieden darzustellen; aber als tüchtiger Lexikograph musste er doch wissen,

dass den paar Dutzend gegenüber wo dies geschieht (Mohr, Moor), es Hunderte gibt, wo es nicht geschieht (Schimmel, Reif, Note, ansprechen). Und er, der „Meister deutschen Sprachwissens“, erfuhr erst 1880 aus einer gelegentlichen Notiz in einem kritischen Blatte die längst bekannte Tatsache, dass man im Neuhochdeutschen nicht Tag, Reichtum, Turm, Teil, Tal u. s. w., sondern Thag, Reichthum, Thurm, Theil, Thal u. s. w. mit deutlich vernehmbarem h-Laut spricht.

Wieder ein anderer Schulmann bemerkte, „dass die Entbehrlichkeit der Dehnungszeichen bereits eine populäre Ueberzeugung, ihre Beseitigung ein in weiten Kreisen empfundenes Bedürfnis sei.“ (Verh. S. 90). Er hatte also im Jahre 1876 noch keine Ahnung von dem sogar bei den Gebildeten herrschenden völligen Mangel an Verständnis für eine richtige, streng wissenschaftliche Orthographie! (vgl. die Reichstagsverhandlungen vom 7. April 1880, und Herrigs Archiv für neuere Sprachen, Bd. LV, S. 141 ff.).

Und so bieten die Verhandlungen der orthographischen Konferenz, trotz ihrer ausschließlichen Zusammensetzung aus allgemein anerkannten Schulmännern und Gelehrten zum Teil wie Kuhn, Scherer, Sanders von europäischem Rufe, einen bunten Wechsel von unüberlegten Einfällen, von Ignorirung der einfachsten Tatsachen, von wunderlichsten Selbstwidersprüchen (einige Dutzend der schlimmsten Schnitzer findet man in Herrigs Archiv, Bd. LVI, S. 311 ff. zusammengestellt).

Schon in den bloßen Ziffern der Abstimmungen verrät sich die vollständigste Plan- und Ratlosigkeit. Meines Erachtens hat zwar keine Regirung das Recht orthographische Aenderungen zu dekretiren, deren Grund und Zweck die Mehrzahl der Gebildeten nicht einsieht und über deren wissenschaftliche Richtigkeit die Fachmänner selber nicht einig sind (Verhandlungen S. 109 und 119 f.); kann man aber dem Kitzel, seine Macht in brutalen Reformen fühlen zu lassen, nicht widerstehen, so verfahre man in allen gleichartigen Fällen mit strengster Gleichmäßigkeit und vermehre nicht durch dilettantisches Flickwerk die willkürlichen Ausnahmen, welche die Verzweiflung der Korrektoren, Schüler und Lehrer sind. Da sich nun die Mehrheit der Konferenz grundsätzlich gegen die Beibehaltung der Dehnungszeichen erklärt hatte, so musste sie unnachsichtlich damit aufräumen; aber während der dritten Sitzung waren für Beseitigung des H oder der Verdopplung z. B. in Frohne, fröhnen 13 Stimmen gegen 1, in Mähne 12, in mahnen 11, in nachahmen 10, in Ahle 9, in Hahn 8, in gewahren 7, in Wage, Draht 6, in Wahrzeichen 5, in Ohm, bejahen niemand! (Verh. S. 10 f.) Diese in den Verhandlungen fortwährend hervortretende Uneinigkeit ist um so bemerkenswerter, als die Konferenz nur aus Anhängern einer orthographischen Richtung bestand, mit vollständigem Ausschluss der Pseudohistoriker, d. h. der Orthographen, die noch vor 30 Jahren für die einzig wissenschaftlichen galten. Ueberdies stimmte die Majorität in denselben Fragen bald mit Ja, bald mit Nein: zuerst z. B. vorwarf sie die Dehnungszeichen in Fieber, allmälich und billigte sie in wahr, Wage, um sie dann später in Fieber, allmählich wieder herzustellen und in wahr, Wage wieder zu beseitigen! damit nicht zufrieden, hat sie noch später in allen vier Wörtern die Dehnungszeichen wieder zugelassen!

In demselben Jahre 1876 fanden noch andere orthographische Beratungen statt. Missionare, Reisende, Geographen, Sprachvergleicher, Dialektforscher, Lautphysiologen, Sprachlehrer haben ein wissenschaftliches Alphabet sehr nötig, teils zur Aufzeichnung der Sprachen von Völkern, die noch keine Schrift, oder nur eine allzu unbehilfliche und schwerfällige besitzen, teils zur genauern Bezeichnung der wirklich gesprochenen Laute mit deren Dauer, Stärke und Höhe, alles Dinge, für welche die herkömmliche Orthographie nur sehr ungenügende Darstellungsmittel besitzt. Dass nun das Bedürfnis ein wirklich dringendes ist, beweisen die zahllosen Systeme, welche vorgeschlagen worden sind. Um diese sehr lästige und durch nichts begründete Mannigfaltigkeit zu beseitigen, wurde auf der Philologenversammlung zu Rostock 1875 ein Ausschuss gewählt, um Vorschläge zu der so unerlässlichen Einigung auszuarbeiten und dieselben der nächsten Versammlung in Tübingen vorzulegen. Hier zeigte es sich nun, dass der Ausschuss sich um den Auftrag gar nicht gekümmert hatte; es war von ihm kein Alphabet aufgestellt und noch viel weniger ein solches beraten worden; seine meisten Mitglieder waren überhaupt gar nicht in Tübingen erschienen; andere erklärten sie hätten für solche Dinge keine Zeit übrig. In der trotzdem eröffneten Besprechung trat ein greuliches Chaos von Meinungen zu Tage. Unter diesen Umständen verschob die Versammlung die Beschlussfassung auf das Jahr 1877, auf das Wiedersehn in Wiesbaden, aber nur um dort eine Wiederholung derselben seltsamen Vorgänge zu erleben und schließlich die ganze Angelegenheit im Sande allgemeiner Teilnahmlosigkeit verlaufen zu lassen. Von den zahllosen Ungeheuerlichkeiten, welche bei den Erörterungen über wissenschaftliche Schreibung das Licht erblickt haben, will ich nur einige wenige erwähnen. Einer predigt engsten Anschluss an Schmeller, ein anderer an Toussaint-Langenscheidt; beide aber lassen in ihren Vorschlägen beinah alle Eigentümlichkeiten ihrer Vorbilder unberücksichtigt! Ein Dritter nennt ein von ihm nicht befürwortetes System zu arm und dürftig in der Vokalbezeichnung; dieses liefert über zweiundsiebenzig Vokalzeichen, sein eigenes aber bloß siebenundzwanzig! Ein Vierter sagt er müsste die Gewohnheit des großen Publikums schonen und deshalb die Schreibungen Rofe, kofe verwerfen um dafür Roze, koze zu verlangen!! Das erinnert lebhaft an die Pseudohistoriker, die unter dem Vorwande „zu schreiben wie es die historische Entwicklung des Neuhochdeutschen verlangt“ es zur Aufgabe der Orthographie machten, die historische Entwicklung der Sprache zu ignoriren und zu verleugnen. Kein Wunder, wenn infolge eines solchen Verfahrens die meisten „Systeme“ nur ein willkürlich zusammengewürfelter Wirrwarr von Einfällen sind, denen man auf Schritt und Tritt anmerkt, dass sie weder praktisch erprobt noch theo-

retisch erwogen sind. Einige Gelehrte haben auch kurzweg erklärt, es sei überflüssig in orthographischen Dingen zu denken, und bringen für ihre Behauptungen keine andere Begründung vor als Schmähungen gegen ihre Gegner; so beehrt Herr Professor E. Sievers in Zarnckes Zentralblatt solche, die seine Ansichten über Orthographie nicht teilen, mit dem Prädikat „verdrehtest“ und nennt eine Zusammenstellung unwiderleglicher, aber ihm unbequemer Tatsachen plebejische, allem literarischen Anstande hohnsprechende Ergüsse, während er gleichzeitig an einem Herrn, der in einem öffentlichen Aufruf neunzig Prozent unserer Germanisten für privilegirte Ignoranten erklärt hatte, „maßvolles“ Urteil lobt!

Unter diesen Umständen kann die Art und Weise, wie die Herren Puttkamer und Genossen mit der Orthographie umgegangen sind, nicht befremden. Mit Recht urteilt ein tüchtiger Germanist, Herr Professor Paul (von Holtzendorffs Zeit- und Streitfragen, IX. Folge, 143. Heft, S. 38), das Bestehende sei entschieden verschlechtert und die Grenze bei den paar Verbesserungen ganz willkürlich gezogen. Was zur Beschönigung vorgebracht wird, ist ganz haltlos; bald wird die Einführung eines neuen Fehlers damit entschuldigt, dass Baierns Vorgehen dazu gezwungen hätte, bald wird von der bairischen Schreibung abgewichen; bald wird R. v. Raumer zum Sündenbocke gemacht, bald bleiben seine Vorschläge unberücksichtigt; bald wird die Annahme von bereits vielfach üblichen Verbesserungen abgelehnt, weil dieselben noch keine große Verbreitung gefunden hätten, bald werden neue grobe Fehler wie dafs, nafs, Turm, Teil, teuer u. s. w. Schülern und Lehrern aufgezwungen, obgleich diese Wortbilder nur von vereinzelten Sonderlingen gebraucht wurden und noch jetzt weit seltener sind als die in Oesterreich beliebten das statt daß, Filosof statt Philosoph, Freundinen statt Freundinnen u. s. w. Solche Gründe gibt man zum Besten, wenn man sich über die ganze Sache und diejenigen, welche es ernst damit meinen, lustig machen will. Erlaubt sich jemand privatim solche Scherze, so braucht man darüber kein Wort weiter zu verlieren; werden diese aber zum Vorwand genommen, um den Buchhandel empfindlich zu schädigen und das ganze Volk vom eisernen Reichskanzler an bis zum verhungernden Dorfschulmeister herab zu ärgern und zu belästigen, dann ist man berechtigt seiner Entrüstung den lebhaftesten Ausdruck zu geben.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. Erstens sind die Fachmänner weit davon entfernt in der orthographischen Theorie einig zu sein. Zweitens haben die Allermeisten unter ihnen nicht die mindeste Lust, sich ernstlich mit Orthographie zu befassen.

Angesichts dieser Sachlage ist es eine heilige Pflicht der Regirungen von aller orthographischen Reglementirerei abzustehen und nicht die subjektiven, oft recht sonderbaren Einfälle eines Einzelnen zum Gesetz für ein ganzes Land zu erheben. Das Haschen nach dem Trugbilde einer Uniformirung ohne gleichzeitige gründliche Besserung ist verlorene Liebesmüh, auch wenn die Regirungen durch ihre Anordnungen nicht selber die Buntscheckigkeit vermehrt und verschärft hätten. Die neuhochdeutsche Orthographie hat von jeher mehr oder weniger starke Schwankungen gezeigt und wird jeder Verfügung zum Trotz auch in alle Zukunft solche zeigen, bis sie sich alle der groben Schnitzer und albernen Willkürlichkeiten wieder entledigt hat, mit denen sie in einer Zeit des literarischen und politischen Verfalles von ungebildeten Schreibern und dünkelhaften Pedanten zur Plage der Schuljugend, der Lehrer und der Buchdrucker ist verunstaltet worden. Die Gesetze der wissenschaftlichen Schreibung, welche zugleich diejenigen der Orthographie der Griechen, Römer und mittelalterlichen Deutschen zur Blütezeit ihrer Literaturen waren, lassen sich nicht in alle Ewigkeit mit Füßen treten.

Saargemünd.

J. F. Kräuter.



Schwäbisches Dichterbuch.

Herausgegeben von Eduard Paulus und Carl Weitbrecht.

Stuttgart 1883, Bonz.

Nun haben auch die Schwaben, nachdem sie lange nicht mehr mit gesammelten Kräften aufgetreten waren, ihr Dichterbuch, wie die Münchener, wie die Oesterreicher. Es mag wol viel und nicht allein in Schwaben gekauft werden, denn von allen den sangbegabten und sanggewohnten deutschen Stämmen hört man noch immer die Schwaben am liebsten singen. Von nicht weniger als fünfunddreißig in Schwaben lebenden oder aus Schwaben stammenden Dichtern — auch eine Dichterin ist darunter, Isolde Kurtz, und sieben von den fünfunddreißig sind schon vor längerer oder kürzerer Frist verstorben — bringt das Buch wol über ein paar Hundert lyrische Erzeugnisse. Es ist hübsch ausgestattet, im Ganzen mit Geschick und Geschmack zusammengestellt und mit den Bildnissen J. G. Fischers, Karl Geroks, Wilhelm Hertz' und F. Th. Vischers geschmückt. Wenn es nur auch, und wären sie ganz kurz, einige Andeutungen über den Lebenslauf der fünfunddreißig enthielte! Man möchte eben doch gar zu gerne wissen, wo und wie und was. Es ist ja möglich, dass die in Schwaben alles das wissen, aber es gibt doch hinter Schwaben auch Leute, auf die man hätte Bedacht nehmen sollen.

Alle die hier in alphabetischer Ordnung versammelten Dichter und ihre so verschiedenartigen und verschiedenwertigen Gaben eingehend zu charakterisiren, geht bei dem beschränkten Raume nicht an. Ich muss mich bescheiden, das etwas näher zu betrachten, was mir als besonders hervorragend erscheint. Bei den Nummereinspoeten, um Scherrisch zu reden, kann ich

mich um so kürzer fassen, je weniger sie vertreten sind. Sie sind eigentlich gar nicht vertreten. Das heißt: Nummereinspoeten wären am Ende F. Th. Vischer, J. G. Fischer schon, und vielleicht noch ein paar andere auch, aber Nummereinspoesien haben sie diesmal eben kaum beigetragen. Das ist der Nachteil, in welchem das Schwäbische Dichterbuch dem Münchener, dem österreichischen gegenübersteht, dass keine ersten Kräfte, keine ersten Leistungen in ihm zu finden sind. Was J. G. Fischer hier bringt, ist alles aus der Tiefe geschöpft, stimmungs- und wirkungsvoll, rein und köstlich geformt, aber nichts ist so gut und eigenartig, dass es nicht auch von einem anderen Dichter herrühren könnte. Von einem anderen guten allerdings. Anders liegt es bei Vischer. Er hat mit Ausnahme eines sehr platten und breiten Prologs, der entschieden hätte wegbleiben müssen, nur Charakteristisches beigesteuert. Einiges ist nur zu charakteristisch, um noch als poetisch gelten zu können. Treffend ist der „Gesang der Exakten", gemünzt auf eine sich sehr breit und laut machende Art von Literaturhistorikern, ganz und gar Vischerisch „Plastische Offenbarung", eine etwas weitgehende Sprachspielerei erscheint mir ein Versuch „die Deutschen" in Seiten lang sich fortspinnenden Antithitesen zu charakterisiren, entschieden den woltuendsten Eindruck macht das Gedicht: „Eine Nacht auf dem Meere", in welchem Vischer die auf seiner Reise nach Griechenland an ihm angestellten Bekehrungsversuche seitens eines wälschen Mönches, von denen er in „Altes und Neues" drastisch-prosaisch erzählt hatte, in köstlicher poetischer Form wiedergibt.

Das Beste haben die beiden Herausgeber beigesteuert. Eduard Paulus veröffentlicht neben ungemein ansprechenden Liedern ein Fragment lyrisch-epischer Art: „Der neue Merlin", von dem es wol Schade ist, dass es nur Bruchstück ist, obschon andrerseits Zweifel auftauchen, ob es dem Dichter gelinge, die einzelnen Bilder zu einer rechtmaßigen Handlung zu einen und dieser einen befriedigenden künstlerischen Abschluss zu geben.

Nicht zurück in alte Zeit
Führ' ich euch, nein kühn vorauswärts,
Mit der Dichtkunst Seherauge
Schauend in das Künftige
Meines Volks, — und nicht aus Ruhmsucht,
Nur aus eigner Angst und Liebe
Spann ich's aus dem Hirn in Fäden,
Die wie Sommerfäden glänzen
Silbern über leerem Blachfeld
In dem letzten Sonnenschein,
Eh' der wilde Sturm die letzte
Taubenetzte Rose knickt.

Er führt uns in das zwanzigste Jahrhundert:

„Und schon über fünfzig Jahre
Sind vergangen seit der große
Bismarck Deutschland wieder hob
In den Sattel, dass es reite,
Und es ritt, der Teufel wusste,
Wo es hinkam."

Es ist rückwärts gegangen, der Bürgerkrieg ist entfesselt, das große Reich zu Tode gemeuchelt. — Merlin hofft auf den einen, der da von Sonnenaufgang gezogen kommen und dem deutschen Volk den neuen Glauben bringen wird. Es ist viel Poesie in diesem eigenen Gedicht, viel Humor, Ironie und Wahrheit. — Carl Weitbrecht hat eine auf den Volksaberglauben fußende Ballade „Fahr über" mitgeteilt, die wol einige Kürzungen vertrüge. Ganz eigenartig ist „Die Künstlerin". Das ist ein Cyklus von Gedichten, reich an Empfindung und Wahrheit, von ganz dramatischer Bewegung und von hoher Vollendung der Form, eigentlich eine Novelle, lyrisch gestaltet. Das Beste aber sind seine Lieder und namentlich die „Lieder aus der Enge". Das ist Poesie, das ist Lyrik, ganz einfach zwar und schlicht, aber auch wunderbar tief und ergreifend.

Nirgend mehr ein Sonnenschein,
Alles grau und still,
Kaum ein Blatt noch rauscht darein;
Das zur Erde will.

Kühle Luft und müde Ruh.
Alles geht so hin,
Langsam, klanglos, immerzu —
Ich so mittendrin.

Freudenarm und leidessatt
Ist mein Herz und still —
Nur zuweilen rauscht ein Blatt,
Das zur Erde will.

Sehr gut sind auch Karl Döll, Gerok, Paul Lang, Karl Mayer und Sigmund Schott vertreten. Ersterer erfreut durch seine kräftige, volle, wuchtige Sprache, Gerok hat sich diesmal von langatmigem Psalmodiren ganz freigehalten, Lang ist ein guter Liederdichter und hat auch eine prächtige poetische Erzählung „Die Frau des Pilatus"; Karl Mayer ist ungemein frisch, beweglich und bewegt, Schott bringt Tieferes und Schwereres. Ganz überraschend schön und zart sind die beiden Gedichte Adolf Palms. Er hätte mehr bringen sollen! Als Uebersetzer stellen sich ein Wilhelm Hertz mit „Beowulfs Kampf mit dem Drachen" und Wilhelm Straub mit Nachdichtungen von Stücken aus griechischen Klassikern.

Auch der Dialektdichtung ist entsprechender Raum gegeben worden. Sie ist vertreten durch Michel Richard Buck, der in oberschwäbischem Dialekt mehr Ergötzliches und Witziges als Volksmäßiges und Poetisches gibt, und durch Adolf Grimminger, dessen zwei in Stuttgarter Mundart gedichtete Liedchen wol recht artig und gefällig sind, aber doch an poetischem Wert etwas hinter vielen zurückbleiben, wie sie in der Sammlung „Mei Derhoim", die eben jetzt in vierter Auflage erschienen ist, sich finden.

Tadeln, offenbar, ausdrücklich tadeln, muss ich etwas. Im Stuttgarter Zeitungsdeutsch erscheint mit jedem jungen Blatt ein hübsches Wörtlein. Das heißt: „erstmals". Es mag hingehen! Aber in einem Gedichte dieser Sammlung — ich nenne Titel und Verfasser nicht; wer das Buch liest und wiederliest, und das möchte ich ja haben, findet es wol — ist die schöne analoge Bildung „letztmals." Das geht nicht mehr. Ein Dichter darf nie verraten, welcher Prosa er fähig ist.

Das „Schwäbische Dichterbuch" hat mehr den Charakter einer Anthologie, die jeden zum Worte

kommen lässt, insoferne er Bedeutendes oder bedeutend Erscheinendes zu sagen hat, als den einer bestimmten literarischen Schule oder landsmannschaftlichen Gruppe. Eine schwäbische Dichterschule aber existirt ja auch heutzutage noch weniger, als sie damals existirte, da man von ihrem Bestehen fabelte und über sie leichtfertig spottete. Der schwäbischen Dichter Schule ist immer noch da, wo Justinus Kerner sie gefunden hat, und immer noch heißt ihr Meister Natur!

Stuttgart.

Josef Lautenbacher.



„Jung-Amerika."

Bilder aus dem New-Yorker Leben von Sarah Hutzler.

Breslau 1884 Schottländer.

Wir haben uns nur vorzusehen. Die „amerikanische Konkurrenz", über die bisher bloß Landwirte und Großindustrielle klagten, wird sich bald auch auf dem Gebiete unserer Literatur fühlbar machen. Wir können es uns aber gefallen lassen. Im Reiche der Geister gilt kein Schutzzoll und wir heißen freudig jedes frische Talent willkommen, das uns der große Kontinent im Westen über den Ozean herübersendet.

Ein frisches Talent aber, und ein großes, kräftiges, ist es, das uns in diesem Erstlingswerke „Jung-Amerika" entgegentritt. Ich bin dem Entwickelungsgange der Verfasserin mit lebhaftestem Interesse gefolgt und habe mit Erstaunen, doch auch mit Freude, beobachtet, wie rasch derselbe war. Ihre ersten schüchternen Versuche, Gesehenes, Gefühltes, Erlebtes in novellistischer Form darzustellen, entstanden vor kaum zwei Jahren. Sie wurde zu denselben durch Berliner Freunde angeregt, die, frappirt durch ihre ungewöhnliche Erscheinung und bedeutende Konversation, interessirt durch ihre Lebensschicksale, der Vorstellung nicht widerstehen konnten: Hinter dieser weißen Stirn, hinter diesen blauen Augen steckt etwas, das wert ist, angeregt zu werden, dass es sich offenbare. Ihre ersten Skizzen waren natürlich unbeholfen, schienen aber den Redaktionen, denen sie eingesandt wurden, die Mühe einer leichten Ueberarbeitung wert, die sie druckfähig machte; schon wenige Monate später begegnen wir ihrem Namen häufig in angesehenen Blättern und heute hat sie sich mit ihrer ersten Buchgabe einen unanfechtbaren Platz in der erzählenden Literatur erstritten, die nicht etwa einen süßholzraspelnden Blaustrumpf mehr zählt, sondern um eine starke, in ihrem Wesen eher männliche und herbe, durchaus eigenartige Physiognomie reicher ist.

Man kann nun einmal in der Literatur, wie in der Natur, keine neue Individual-Erscheinung sehen, ohne dass man sofort den Drang hat, sie in eine der bekannten Kategorien einzuordnen, sie zu klassifiziren. Wenn Frau Sarah Hutzler durchaus einem Vorbilde ähnlich sein soll, so steht sie Bret Harte am nächsten; nicht nur, weil sie sich in annähernd demselben Stoffkreise bewegt wie er, sondern auch um der Eigenart willen, mit der sie ihre Vorwürfe erfasst und ausgestaltet. Es ist in diesen Erzählungen von „Jung-Amerika" ein Zug, eine sichere, zielwärts strebende Raschheit der Bewegung, eine rücksichtslose Kraft, wie man sie nur bei jungen Völkern und unter neuen Verhältnissen antrifft. „Zeit ist Geld" heißt einer der Abschnitte des Buches und es scheint, dass in der Region des Unbewussten eine Stimme immer diesen unbehaglichen Satz mahnend wiederholt, während der Geist der Verfasserin eine Geschichte ersinnt. Es geht Alles fix und knapp zu. Man spricht wenig und tut viel. Die handelnden Personen haben sichtlich keine Zeit zu verlieren. Alles hastet — die Erzählerin, die Personen, die Handlung, und zuletzt packt dieser Tumult auch den Leser und er hastet mit, bis er atemlos am Ende der Erzählung angelangt ist. Die Verfasserin hält sich nirgends unterwegs auf. Es gibt denn auch da weder breite Beschreibungen noch anspruchsvoll ausgesponnene Reflexionen. Das Aeußerliche ist mit einigen scharfen festen Strichen abgetan und die Reflexionen soll der Leser selbst anstellen, das ist seine Sache. Frau Hutzler sieht wie alle ursprünglichen Talente nur den Menschen, nicht das tote Beiwerk um ihn; sie verachtet es daher, bei dem Accessorischen, den Gegenden, Räumen, Möbeln u. s. w., welche schwächlichen Erzählern so viel zu tun geben, zu verweilen, und geht geradewegs auf ihre Personen los, die sie mit einem um seiner Markigkeit willen fast brutal zu nennenden Griffe auf die Beine stellt, rücksichtslos von allen Seiten beleuchtet und nicht eher aus ihrer Faust lässt, als bis alle Züge ihres Gesichts und innern Wesens, namentlich die verstecktesten, der Reihe nach vom grellen Lichte ihrer unerschrockenen Analyse getroffen worden sind. Diese Methode gibt den Personen ein unglaublich intensives Relief und Leben und es sind da einzelne Figuren, so „Frau Ada Willard", „Mad Sal" und andere, die man nicht leicht wieder vergisst, obgleich man nur wenige Seiten lang in ihrer Gesellschaft gewesen ist.

Kinder schildert sie wie kaum Jemand in der zeitgenössischen Literatur. Sie hat für die Halblichter und Halbschatten einer Kindesseele, für das Instinktive, Keimende, Angedeutete, doch noch nicht Entwickelte in derselben einen wunderbaren Blick. Sie sieht die Kinder an wie eine Mutter und sie verkörpert sie wie ein Dichter. Die Abteilung „Unsere Kleinen" ist denn auch meinem Geschmacke nach das bedeutendste und vollendetste in dem Buche. „Ihre erste Lüge" lässt uns einem kleinen, rührenden Drama im Geiste eines sechsjährigen Mädchens anwohnen. „Und doch" ist ein wie aus Duft gehauchtes, zwischen Traum und Wirklichkeit schwebendes Märchen mit realem Grunde, das uns ganz in die zauberische Gedankenwelt des Kindes einführt. „Sein Gewissen" ist ein Seitenstück zu „Ihre erste Lüge", nur kräftiger und pathetischer, weil der Held ein kleiner Junge, kein Mädchen, ist. „Dora" ist eine psychologische Studie von seltener

Feinheit und Tiefe; die Verfasserin analysirt die impulsiven Regungen eines jungen Gemütes und zeigt die ersten Keime von Heroismus darin. Diese Abteilung ist übrigens weniger amerikanisch als allgemein menschlich. Sie zeigt uns das Kind, wie man es überall beobachten kann, wenn man dafür Liebe und Verständnis hat. Im Kinde sind bereits alle Charaktere der Erwachsenen vorgebildet. Es gibt unter den Kindern kleine Othellos, winzige Ophelias, Richards in der Nussschale und Lady Macbeths im Keim. Die große, schwere Kunst ist nur, diese durch das breite Ende des Opernglases gesehenen Diminutiv-Charaktere so darzustellen, dass sie nicht zu altklug, zu fertig, zu plastisch erscheinen, dass man alles errät, ohne doch Züge zu sehen, die bei einem Kinde unwahr und unmöglich wären. Um mit weichen, verschwommenen Umrissen, gebrochenen Farben und flimmerndem Lichte so kräftige und natürliche Bildwirkungen zu erreichen, muss man eine Zartheit, Leichtigkeit, und doch auch Sicherheit der Hand haben, die nicht genug bewundert werden kann.

So zart Frau Sarah Hutzler in ihrer Darstellung von Kindern ist, so kräftig ist sie, wenn sie die Gecken und Rowdies von New-York, die halbwüchsigen, übermütigen Zeitungsjungen, Hausirer u. s. w. der amerikanischen Städte, die Wildfänge der „höheren Töchterschulen“ und ähnliche richtig amerikanische Gestalten zu porträtiren hat, wie sie es in den „American flirtations“, „Jung-Amerika“ und dem „Neujahrstage“ tut. Da ist Lokalfarbe bis zum Ueberdrusse und Rücksichtslosigkeit, die manchmal weh tut. Aber welche Tiefe der Empfindung verrät wieder manche dieser Geschichten! Da ist z. B. „Der Wahltag in Missouri“ — das Abenteuer eines Mannes, der seine Wahl zum Stadtverordneten gegen die Rauhigkeit amerikanischer Professionspolitiker zu verteidigen hat, während daheim sein geliebtes Weib in ihren ersten Kindesnöten liegt. Das ist erzählt, dass man die Tränen im Auge hat, ehe man weiß, wie einem geschehen ist. Mit den einfachsten Mitteln, ohne Aufdringlichkeit, ohne Pathos, ohne Weinerlichkeit, bloß durch wahre Darstellung und natürliches Mitgefühl mit den handelnden Personen erzielt da Frau Hutzler Effekte, wie sie nur hoher Poesie zukommen. „Mein Abenteuer“, die überaus einfache Geschichte eines alten Mädchens, das auf Erden nur ein geliebtes Wesen hat, einen kleinen grünen Papagei, und diesen Papagei verliert und ihn schließlich mit eigner Gefahr vom Baume eines Parkes herunterholt, während ein zusammengelaufener Pöbel sie roh verhöhnt und den Vogel durch Steinwürfe zu verscheuchen sucht, ist so erzählt, dass Dickens sich nicht zu schämen brauchte, seinen Namen unter dieses Kabinetsstück zu setzen.

Alle Erzählungen stehen freilich nicht auf einer so hohen Stufe wie „Mein Abenteuer“. Es sind auch schwächere darunter und solche, die gar zu einfach erfunden sind. Ich glaube aber, man muss ein Talent nach seiner stärksten Leistung messen, wie man die Tragfähigkeit eines Kabels umgekehrt aus der Tragfähigkeit seiner schwächsten Stelle ermittelt. Die besten Partieen von „Jung-Amerika“ verraten ein sehr großes Können und berechtigten zu weitgehenden Erwartungen für die weitere literarische Tätigkeit der Verfasserin.

Und nun noch eine allgemeine Bemerkung, ehe ich damit schließe, das Buch allen zu empfehlen, die sich gern an reiner, wahrer, starker und jugendlich frischer Lektüre erfreuen. Die nationale Lebenskraft eines in fremdes Volkstum eingesprengten Teils einer Nation beurteilt man am besten nach der Zahl und Kraft der literarischen Talente, welche dieser von der nationalen Gesamtheit losgelöste Teil hervorbringt. Wenn derselbe aufhört zu singen und zu sagen, so muss man fürchten, dass seine Nationalität in den letzten Zügen liegt. Produzirt er dagegen Dichter und Erzähler in seiner Sprache, so kann man sicher sein, dass er sein Volkstum treu und rein bewahrt. Die Deutschen in Amerika haben bisher wenig selbständige deutsche Schriftsteller von Begabung hervorgebracht und das konnte die Besorgnis erwecken, dass ihr Deutschtum schwer gefährdet sei. Erscheinungen wie Frau Sarah Hutzler beweisen dagegen, dass deutsches Fühlen, Denken und Leben in Amerika unerschöpft ist, und sind deshalb doppelt erfreulich, nicht bloß aus literarischen, sondern auch aus nationalen Gründen.

Paris.

Max Nordau.

Le Tre Grazie. Von Paolo Mantegazza.

Milano 1883, Gaetano Brigola.

Wenn ein Mann der Wissenschaft, dessen Namen weit umher einen guten Klang hat, die Resultate seiner Erfahrungen und Beobachtungen in Romanform niederlegt, so hat der Kritiker ihm gegenüber eine peinliche Stellung. — Soll er das Buch nur vom ästhetischen Gesichtspunkt aus beurteilen, oder soll er darauf Rücksicht nehmen, dass die darin vertretenen Ansichten eben ihres Ausgangspunktes wegen schon Beachtung verdienen? Das Publikum kann völlige Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Urteils von dem Kritiker beanspruchen, der Verfasser aber darf einwenden: Es dürfte doch immerhin nicht ganz gleichgiltig sein zu hören, welches Ergebnis ich aus meiner langjährigen und liebevollen Beachtung der menschlichen Natur gewonnen habe! — Auf diesen Standpunkt müssen wir uns stellen, wenn wir den Romanen des Verfassers der Physiologie der Liebe: „Il Dio Ignoto“, „Un Giorno a Madeira“, so wie dem neuesten, „Le Tre Grazie,“ gerecht werden wollen. — In diesem seinen letzten Werke hat er, der Materialist und Naturforscher, sich die Aufgabe gestellt, die Möglichkeit eines ideal-platonischen Verhältnisses zwischen drei schönen jungen Mädchen und einem eben so schönen, liebenswürdigen jungen Mann zu beweisen. Die Möglichkeit? Warum nicht? Die Dauer? Schwerlich, und eben daran ist er denn auch gescheitert.

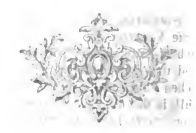
Erfreulich und wohltuend berührt die hohe, reine Idee, die Mantegazza von dem weiblichen Geschlecht im Ganzen hat, um so erfreulicher in dem Materialisten und Italiener! Und wenn er sich das schöne Motto wählt: Da molte stelle mi vien questa luce, so wollen wir ihm gern glauben, dass ihm wirklich ideale Mädchengestalten zu seiner Laura, seiner Silvia und Francesca gesessen haben! — Selbstverständlich darf der erfahrene Weltmann und Menschenkenner, der, wie Mephisto neben Faust, immer neben dem Idealisten einhergeht, seinen Helden nicht den Kampf mit dem Spott und Hohn der Welt, mit ihren boshaften und schmutzigen Deutungen ersparen. Aus ihnen müssen naturgemäß die Konflikte entstehen, welche jene aus aus ihrem friedlichen, idyllischen Zusammenleben aufstören, sie von Monaco nach Rom, von Rom nach Australien treiben.

Der Leser urteile selbst, so weit sich aus so flüchtigen Andeutungen urteilen lässt. Die schwärmerisch-philantropische Laura, Tochter eines italienischen Emigranten und einer Engländerin, lebt mit ihrer bildschönen jungen Schwester Silvia und einer ebenso schönen und jungen Kousine Francesca in einer Villa in Monaco. Sie will Menschen befreien, beglücken, gleichviel welches Standes, sie von moralischem oder physischem Untergang retten. Ihre Abstammung und ihr Reichtum erklären einigermaaßen, wenn auch nicht ganz ausreichend, das Abenteuerliche ihrer Stellung und Lebensweise. Sie hat im Spielsaal den jungen Marchese della Rovere beobachtet, der auf dem Punkte steht, sein Vermögen zu verlieren, der ihr Sympathie einflößt und doch noch nicht ganz zu den Verlornen zu gehören scheint. Es gelingt ihr, den jungen Lebemann, der natürlich zuerst eine Abenteurerin in ihr zu sehen glaubt, von der Reinheit und Idealität ihrer Absichten zu überzeugen; er sieht sich wie durch Zauber gefangen in diesem Kreise lieblicher, unschuldiger Geschöpfe und giebt sich ganz dem Reiz der neuen Situation hin.

Der Spott, die Neckereien der alten Kumpane verlocken ihn aufs Neue zu einer der schon verschworenen Orgien, wo er, betrunken gemacht, auf eine widerwärtig frivole Wette eingeht. Er dringt Nachts in das Heiligtum der Villa, küsst die schlafende Silvia, wird aber von Laura in Schmerz und Zorn aus dem Paradiese vertrieben. Beschämt, verzweifelt reist er ab und will sich in Rom zu einer Afrika-Expedition vorbereiten um sein Leben fortan würdig auszufüllen. — Die drei Grazien entdecken aber bald seine Spur und reisen ihm nach. Nur Laura weiß um den nächtlichen Ueberfall und sie ist nur zu geneigt ihm zu verzeihen. Nun wiederholt sich das Schäferleben von Monaco, welches aber für ihn doch so quälend und unerträglich wird, dass er nach langer Selbstprüfung beschließt, Laura um die Hand der Jüngsten und Schönsten, Francescas zu bitten. Wenige Minuten zuvor hat Silvia der älteren Schwester unter Tränen gestanden, dass sie den Marchese liebe, und in demselben Moment entdeckt auch Laura, trotz alles Platonismus und aller Weltverbesserungsprojekte, dass sie ihn selbst zu besitzen wünsche! Hier bricht die Natur endlich siegreich durch, aber nun ist guter Rat teuer! Sie selbst, Laura fühlt sich stark genug sich der Schwester aufzuopfern, aber die arme Silvia! — Nach Tränen und innern Kämpfen beruft sie die kleine Versammlung in die Villa Medici und macht dort im Schatten der immergrünen Eichen den Vorschlag zur definitiven Gründung der kleinen platonischen Republik! Sie sollen sich alle Vier gegenseitig lieben, keine aber den Marchese heiraten! Einen Augenblick zuckt ihm ein schlimmer Gedanke durch den Kopf, aber beschämt erkennt er bald die Ueberlegenheit des weiblichen Idealismus an, welcher der männlichen Natur nur schwer begreiflich scheint. Die bösen Zungen ruhn natürlich nicht, der Marchese muss sich für die Unschuld und Reinheit seiner drei Grazien schlagen, behält einen verkrüppelten Arm und sie verlassen das verderbte Europa, das nun einmal kein Verständnis für solche Ausnahmeverhältnisse haben will. Die Afrikaexpedition ist schon durch das Invalidentum des Marchese ausgeschlossen und sie gehen nun nach den Samoa-Inseln, wo Laura reiches Feld für ihre philantropischen Bestrebungen zu finden hofft. Dort, unter veränderten Verhältnissen, die dritte Wiederholung der Liebesidylle, die nun in der tropischen Umgebung und bei dem gezwungenen Dolce non far niente einen etwas süßlich ungesunden Anstrich bekommt. — Denn auch Laura findet dort nicht den erträumten Wirkungskreis; die Bewohner sind schon Christen und bei ihrer Bedürfnislosigkeit ist wenig für dieselben zu tun. So bleibt dem Verfasser nichts anderes übrig als seinen Helden eines gewaltsamen Todes sterben zu lassen, den er übrigens poetisch genug ausgeschmückt hat! — Die drei Grazien erfreuen sich im Bade, unter überhängenden Felsen und Schlinggewächsen, an dem Spiegelbilde ihrer eignen Schönheit, ihr Freund ist auf der Jagd zufällig in die Nähe des versteckten Badeplätzchens geraten, und sieht von oben her, an den Stamm eines alten Baumfarren gelehnt, das entzückende Bild. Während aber das Erdreich unter ihm anfängt nachzugeben und die Mädchen, durch das Geräusch fallender Schollen erschreckt, davonfliehen, hat sich auch Alfredo oben nicht mehr halten können, ist hinabgestürzt und unten an den Basaltklippen zerschellt. Seine Leiche wird den drei Grazien ins Haus getragen und so endet der platonische Liebesroman, über den wir zum Schluss das Urteil hersetzen, welches eine geistreiche Frau dem Verfasser gegenüber aussprach: Sie haben den Knoten zerhauen, nicht gelöst.

Straßburg.

E. Adler.



Zwei Erzählungen von Henrik Scharling.

Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddebo, nach der dritten Auflage des dänischen Originals von W. Reinhardt. 4. Aufl. — und Meine Frau und ich, vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von E. Duncker. 3. Aufl.

Norden 1883. H. Fischer Nachf.

Es ist merkwürdig, dass wir Deutschen, denen doch sonst „nil humani alienum est" und die sich zumal in die literarische und philologische Erforschung der großen Engländer mehr zu vertiefen pflegen, als es deren eigene Landsleute zu tun gewohnt sind, der Literatur unserer skandinavischen Vettern bis vor kurzem mit merkwürdiger Gleichgiltigkeit gegenüberzustehen schienen. Die unglückselige politische Spannung riss die verwandten Völker auch literarisch auseinander, und es war schier in Vergessenheit geraten, dass es einmal einen Klopstock, einen Baggesen und einen Oehlenschläger gab; ein halbes Jahrhundert hindurch kannten wir kaum einen andern skandinavischen Dichter als Tegnér. Aber die begeisterte Aufnahme des letzteren (an dessen Frithjofssage sich neuere und neueste Uebersetzer und gar Uebersetzerinnen immer wieder unnützerweise abmühen) in Deutschland zeigte deutlich, dass die literarische Entfremdung eine rein künstliche war. Und wenn auch das Eis der gegenseitigen Antipathie noch lange nicht hinweggeschmolzen ist, so hat es doch seit 1864 sich aufzulösen allmählich begonnen; immer mehr Deutsche bereisen alljährlich Skandinavien, die Skandinaven meiden selbst Berlin nicht länger, und wie eine Reihe unserer Gelehrten bemüht ist dem deutschen Publikum die Kenntnis der altnordischen literarischen Schätze zu vermitteln, so hat seit den Tagen Andersens (der noch in der modischen Antipathie gegen das Deutschtum befangen war, wenn er demselben auch nicht wie E. Tegnér als völliger Ignorant gegenüberstand) eine unendliche Zahl begabter und unbegabter Schriftsteller versucht uns durch Uebersetzungen oder Bearbeitungen die dänische und norwegische Literatur (weniger die schwedische, die fast nur erbärmliche Uebersetzer fand) menschlich näher zu führen.

Zu bedauern ist dabei nur eins. In ganz Skandinavien sind die sogenannten politisch „konservativen", die hohen, Hof- und Regirungskreise meist deutschfeindlich gesinnt; die „liberal" oder (wenn man will) „republikanisch" Gesinnten sind in der Regel von der Notwendigkeit durchdrungen, dass das Heil Skandinaviens nicht im Intrigiren mit Engländern, Franzosen und Russen, sondern im ehrlichen Anschluss an Deutschland zu suchen sei. Aus diesem Umstande ist es denn aber auch zu erklären, dass in neuester Zeit fast ausschließlich die Vertreter des politischen und religiösen skandinavischen Radikalismus bei uns zum Worte gekommen sind und dass der geistig abhängige Teil unseres deutschen Publikums sich leicht zu dem Glauben versucht fühlt, in den drei skandinavischen Königreichen sei der prononcirteste politische mit dem religiösen Radikalismus identisch, was gerade hier ein Irrtum wäre. Der Skandinave ist allerdings (zumal der Norweger) politisch entschieden freiheitlich, ist aber zugleich in überwiegender Majorität religiös gesinnt, und das liegt zum guten Teil in dem Umstande begründet, dass sich dort die Geistlichkeit in weit geringerem Grade zu politischen Zwecken ge- und missbrauchen lässt als anderswo.

Wenn ein deutscher Leser dem realen und Gemütsleben unserer nordischen Vettern näher treten und sich der so oft vergessenen Tatsache wieder bewusst werden will, dass Deutsche und Skandinaven von einem Fleisch und einem Blute sind, so erfreue er sich an den beiden hier vorliegenden Werken so herzlich, wie wir es taten und tun werden. Die beiden Bücher tragen mit gutem Recht den bescheidenen Titel „Erzählung"; wer einen „spannenden Roman" sucht, der dem Leser „das Blut wild durch die Adern jagen", ihn von Emotion zu Emotion treiben und vor lauter Spannung geistig, gemütlich und moralisch abspannen soll, lese die Bücher nicht und bleibe bei den Franzosen und bei den englischen Blaustrumpfnovellen. Denn hier ist schon der Inhalt beider Bücher so einfach wie möglich. In dem ersten ist der Held ein achtzehnjähriger Student der Theologie, der seine beiden älteren Brüder, einen Theologen und einen Juristen, für die Weihnachtsferien zu dem befreundeten Pastor in dem nahe bei Kopenhagen belegenen Nöddebo begleitet, sich dort in die beiden Töchter des Pastors immer wieder abwechselnd verliebt und endlich erlebt, dass ihm die beiden jungen Mädchen als Bräute seiner älteren Brüder vorgestellt werden. Weiter ist es wirklich nichts. Aber was hat der Herr Verfasser aus diesem schlichten Stoffe zu machen gewusst! Die Zeichnung der Charaktere ist wundervoll; der junge Student Nicolay, der sich unaufhörlich „ernsthaft verliebt" und die prächtigsten Studentenstreiche begeht, deren sich später ein unverdorbenes „altes Haus" nur je lächelnd zu entsinnen weiß, der „Alte", der Theologe, mit seiner biederherzigen Pedanterie, das „Corpus Juris", der Jurist, mit seiner streitlustigen Rechthaberei, der Vater Pastor, schlicht gläubig, lebensfroh, voll von Humor und unendlicher Nachsicht, ein rechter Pastor, wie er sein soll und den selbst der verbissenste Aufklärer lieb gewinnen wird, die beiden Töchter, so grundverschieden und nur gleichartig an Anmut, mit ihnen aber auch die Nebenpersonen, sie sind entzückende, naturgetreue Abbilder realer Existenzen, in deren Mitte einem wol zu Mute wird. Dazu kommt das vorzüglich getroffene landschaftliche Kolorit, das sich indes nie unangenehm breit macht — kurz der Leser legt das Buch mit dem Wolgefühle eines wirklichen, harmonischen Genusses aus der Hand, den kein unangenehmer Beigeschmack ihm nachträglich verleiden wird.

Das zweite Werk ist die natürliche Fortsetzung des ersteren. Der junge Herr Studiosus Nicolay ist des theologischen Studiums überdrüssig geworden — nicht aber etwa, weil er ein Atheist geworden wäre und sich von einem aufgedrungenen Studium mit Widerwillen abgewendet hätte (so ungefähr würde die Entwicklung sich in einem deutschen Roman gestaltet haben) — sondern weil ihn das Studium der Kunst

mehr anzieht. „Natürlich" will er denn auch der Ehe entsagen, um seine ganze Lebenszeit seinen Idealen zu weihen, und „natürlich" heiratet er in ziemlich jungen Jahren eine der vier Töchter eines Malers, eines jener wirklichen dichterischen Originale, die auf unserer Bühne und in unseren Romanen so selten zu finden sind. Auch hier ist die Erzählung in ihrem weiteren Fortschreiten so einfach, dass sie durchaus den Eindruck des wirklich Erlebten macht: wir sehen das junge Paar in ihren beschränkten, nicht selten bedrängten Verhältnissen in der Stadt und in der reizend geschilderten Sommerfrische, in ihren ewig sich wiederholenden unpraktischen, ja tragikomischen Versuchen recht praktisch zu wirtschaften, in ihrer ehrfürchtigen Scheu vor ihrem ihnen imponirenden Dienstmädchen; die Nebenfiguren sind wiederum aus einem Gusse, und so hört die Erzählung auf bei einem neuen Lebensabschnitte der Beteiligten, die Aussicht auf eine mögliche Fortsetzung nicht ohne Berechtigung eröffnend.

Mit beiden Uebersetzungen kann man zufrieden sein, was die Prosa betrifft; die mitunter eingestreuten Verse dagegen sind nicht immer geschickt übertragen, namentlich in dem zweiten Buche, und daraus könnte man schließen, dass Uebersetzerinnen tätig gewesen sind. Sonst hätte auch wol I, 116 die zitirte alkäische Strophe im gleichen Versmaß wiedergegeben werden können. Und da wir einmal beim Schulmeistern sind, so möchten wir noch im ersten Buche zwei Kleinigkeiten moniren: auf S. 120 den unzulässigen Superlativ „Einzigster" und S. 235 den abscheulichen Gallizismus „gefolgt von". Und noch eins! So weit unsere Kenntnis reicht, übersetzen unsere norddeutschen Schriftsteller das dänische Wort Præst (Priester) stets mit unserem offiziellen „Prediger", der unglücklichsten Bezeichnung des geistlichen Amtes, die denkbar ist. Man brauchte das dänische Wort ja nicht gerade durch das entsprechende „Priester" wiederzugeben (wir müssten sonst erwarten, dass Herr Professor Schlottmann in Halle wegen dieses Attentats auf das alleinseligmachende protestantische Staatskirchentum die obrigkeitliche Gewalt gegen uns zu Hilfe riefe), aber man könnte doch das altehrwürdige „Pfarrer" oder das im niedersächsischen Kreise allgemein volkstümliche „Pastor" als den passenderen Ausdruck gelten lassen.

Berlin.

L. Freytag.

„John Inglesant. A Romance."

London 1883, Macmillan & Co.

Der Verfasser (J. H. Shorthouse) bezeichnet in der Vorrede sein Werk (in vorliegender Ausgabe ein stattlicher Band von 445 Seiten) als einen philosophischen Roman. Wir würden es eher einen kulturhistorisch-didaktischen nennen. Es ist zwar auch von Philosophie die Rede (von Plato und Aristoteles; Hobbes tritt sogar in Person auf); aber das Hauptinteresse wird (und zwar in denkender, wenn man will philosophirender Weise), den religiösen Fragen und Parteien zugewandt, wie sie sich einem Engländer des 17. Jahrhunderts darbieten mochten. Der Held ist ein Page und Kammerjunker am Hofe Karls I., welcher für diesen seinen Herrn schwierige und gefahrvolle Aufträge ausführt, von den Puritanern gefangen gesetzt und mit dem Tode bedroht wird, dann im Auftrag der Jesuiten nach Italien geht, in die dortigen kirchlichen und politischen Händel, namentlich eine sehr ausführlich geschilderte Papstwahl, tätig eingreift und nach mannigfachen Abenteuern sein Leben in England in literarischer Muße beschließt.

Wer nun hier eine Schilderung des englischen Bürgerkriegs und seiner Hauptcharaktere erwartete, wie sie unserm Julius Rodenberg in „Von Gottes Gnaden" in so trefflicher Weise gelungen ist, der würde sich getäuscht finden. Nur die irische Rebellion und die Belagerung von Chester tritt mehr in den Vordergrund. Es handelt sich darum, die Hülfe der katholischen Irländer unter Lord Glamorgan für den König zu erlangen, und den royalistischen, aber protestantischen Kommandanten von Chester zur Aufnahme jener gefürchteten Banden zu bewegen. Inglesant übernimmt die Mission und gelangt nach Chester hinein, aber Glamorgans Unternehmen schlägt fehl und wird vom König desavouirt, und Inglesant erklärt, um den König nicht bloßzustellen, die ihm von diesem erteilte Vollmacht für gefälscht. Der König, nach unserm Roman unter dem Einfluss eines Jesuiten stehend, zeigt sich hier so unzuverlässig und doppelzüngig, wie es auch sonst in seinem Charakter lag; desto heller glänzt die Treue und der Mut seines jungen Dieners. Dieser ist von vorerwähntem Jesuiten erzogen. Denn sein Vater, obwol Mitglied der Staatskirche, steht innerlich der römischen nahe; aber der Sohn soll, um dieser desto mehr nützen zu können, nicht zu ihr übertreten, sondern ebenfalls anglikanisch bleiben, aber mit den für Rom günstigsten Ansichten erfüllt werden. Der Jesuit, Father St. Clare, gibt ihm nach der Versicherung des Autors eine vortreffliche Erziehung, von welcher sich der Leser aber keine rechte Vorstellung machen kann. Einerseits erfahren wir, dass John Inglesant durch seine Belesenheit im Plato alte Gelehrte in Erstaunen setzt, andererseits betrachtet er sich von früh auf als völlig willenloses Werkzeug seines Meisters. Dem Leser wird zugemutet, diesen mächtigen Einfluss der erziehenden Persönlichkeit ganz natürlich zu finden; aber dazu kommt diese doch wieder zu wenig zur deutlichen Anschauung. Uebrigens steht der Verfasser ganz auf der

Seite des Königs wegen der feinen Bildung, die er besaß und förderte, und die ihn seinen Gegnern, den „Metzgern und Brauern", so überlegen macht. Daher denn die Gewaltsamkeiten eines Cromwell aus gemeinem Selbsterhaltungstrieb abgeleitet, die Treulosigkeiten des Königs durch die Staatsraison entschuldigt werden. Dem etwas lockeren Treiben des Hofes gegenüber mit seinen Maskeraden und Liebeshändeln wird eine respektvolle Objektivität gewahrt. Dazu kommt nun eine starke Vorliebe für das Wunderbare. Der hingerichtete Strafford kommt sichtbarlich durch die Vorzimmer zum König geschritten. John Inglesants älterer Bruder hat eine reiche Erbin geheiratet, welche sich mit Quacksalbern und Astrologen umgibt. Sie haben dem älteren Inglesant ein schlimmes Horoskop gestellt, welches ausführlich mitgeteilt und von dem jüngeren sachverständig kritisirt wird. Damit nicht genug, gehen beide Brüder zu einem Wahrsager, der sie die Zukunft, d. h. die Ermordung des ältern Inglesant in einem bestimmten Zimmer, in einem wunderbaren Krystall schauen lässt. Man will nun dies Zimmer vermeiden und einen andern Weg zum Landgut der Lady einschlagen; aber am Scheidewege verliert John ein Hufeisen und dadurch wird nun doch der verhängnisvolle Weg eingeschlagen, der ältere Bruder eilt voraus, und in dem bezeichneten Wirtshause findet ihn John tot, mit einem Stilett in der Brust.

Der Mörder ist ein Italiener aus der Umgebung der Lady, Malvolti genannt, ein rechter Theaterbösewicht, „schlank und dunkel, mit feurigen Augen". Wir treffen ihn später wieder in seinem Vaterlande an. Denn nur der kleinere Teil der Erzählung spielt in England. Ungefähr ein Jahr nach der Hinrichtung Karls I. durch mächtige Einflüsse aus dem Tower befreit, begibt sich der von seiner Schwägerin reichlich mit Geld versehene John nach Paris, verkehrt dort mit den Royalisten, tritt nun zur katholischen Kirche über, ohne doch mit der anglikanischen ganz zu brechen, lehnt die Einladung, in den Benediktinerorden als Jugendlehrer einzutreten, nach innerem Kampfe ab und geht vielmehr mit Empfehlungsbriefen seines Jesuiten nach Italien, wo er, ohne eigentlich etwas bestimmtes zu tun, als Agent der Gesellschaft Jesu gilt. Hier entrollt sich nun eine Schilderung Italiens in Bezug auf Natur, Kunst, Gesellschaft und Lebensansichten, welcher man trotz der etwas verwirrenden Fülle von Details hohe Anerkennung nicht versagen kann.

Inglesant schließt sich in Siena an die Familie Chigi an und hilft später in Rom dem Kardinal dieses Namens Papst zu werden, indem er einen von der Gegenpartei gedungenen Bravo (zufällig ist es wieder Malvolti) verhindert Chigi im Konklave zu ermorden. In Florenz verliebt er sich in eine schöne junge Dame Lauretta. Ihr Bruder will sie in niederträchtiger Weise als Köder für John benutzen; die Gelegenheit ist günstig, aber die Tugend siegt und später folgt eine rechtmäßige und glückliche Ehe. Vorher war Inglesant zum Herzog von Umbria gesandt worden, damit er ihn in seiner etwas schwankenden Absicht, sein Land dem päpstlichen Stuhl zu vermachen, bestärke. John tut wenigstens nichts dagegen, obwohl er bemerkt hat, dass die päpstlichen Staaten am schlechtesten von allen regiert sind; seine Liebenswürdigkeit bezaubert den alten Herzog und er macht vor seinem Tode das gewünschte Testament, ohne dass Inglesant ausdrücklich davon gesprochen hätte. Dann folgt folgt eine grausige Schilderung der Pest, welche außer Lauretta auch ihren schlimmen Bruder, den Ritter Guardini, hinrafft. Malvolti, den Inglesant einst in seiner Gewalt gehabt, aber begnadigt hatte, hat sich nach einem letzten furchtbaren Erlebnis zum frommen Kapuziner bekehrt, pflegt seinen Feind Guardini in seinen letzten Stunden und stirbt dann selbst als reuiger Sünder. Zuletzt schließt sich Inglesant den Anhängern des Spaniers Molinos an, deren beschauliche Frömmigkeit des Priesters entraten wollte und daher mit den Jesuiten in Konflikt geriet. Molinos wird gefangen gesetzt, Inglesant, der in öffentlicher Versammlung und im Gespräch mit dem Jesuitengeneral die Ansichten des Spaniers kühn vertreten hat, muss Rom verlassen und kehrt nach England zurück, wo er in einem letzten Gespräch denn doch der anglikanischen Kirche den Vorzug gibt.

Der Verfasser will nicht mit den großen Meistern des Romans verglichen werden (S. VIII). Die Romanform (fiction) dient ihm nur dazu, das, was er Philosophie nennt, einzuführen. Als Kunstwerk ist das Buch in der Tat nicht zu loben. Es liest sich mehr wie ein Memoirenwerk und gibt auch auf einem zweiten Titel vor, ein solches, und in der Einleitung, aus alten Familienpapieren zusammengestellt zu sein. Zu einem Roman fehlt die nötige Einheit, da die englischen und die italienischen Erlebnisse gar zu wenig zusammenhängen; auch von kunstvoller Verschlingung der Begebenheiten ist wenig zu spüren. Der Held ist eine wesentlich passive Natur, ein Werkzeug in der Hand eines andern. Man könnte an Wilhelm Meister erinnern, aber dieser verfällt doch erst im späteren Verlauf einer geheimen Leitung höherer Naturen; und vor allem: er ändert sich, er kommt zur Einsicht, er ergreift einen neuen Lebensplan. Inglesant ist aber gleich fertig, und zwar in bedenklicher Weise. Er ist zwar ein in gewissem Sinne edler und tugendhafter Charakter; aber als ihm die Möglichkeit vorgestellt wird, einen Auftrag zu erhalten, den sein Gewissen nicht billigen könne, erwidert er nur: Es ist zu spät daran zu denken. Und was ist schließlich die große Aufgabe, vor der jedes Bedenken schweigen muss? Ueberschwemmung Englands mit irischen Mörderbanden und womöglich gewaltsame Herstellung des Katholizismus. Wird nun dies Verfahren des weltklugen Jesuiten vom Verfasser gebilligt? Oft scheint es so; und doch wird man wieder zweifelhaft, wenn dem Gebot des Jesuiten gegenüber von der Stimme eines höheren Herrn die Rede ist, und wenn vor den Jesuiten ziemlich deutlich den Benediktinern und Molinisten der Vorzug gegeben wird. Was wir vermissen, ist die ausdrückliche Erklärung des gereifteren Inglesant, daß er dem Einfluss seines Meisters entwachsen und von der früheren uneingeschränkten Bewunderung desselben

zurückgekommen ist. Also auch als Tendenzroman wäre das Buch kaum anzusehen, da eine deutlich ausgeprägte Tendenz nicht zu finden ist. Höchstens könnte man sagen, der Verfasser empfiehlt eine Form der Religion, welche sich mit der höchsten intellektuellen und ästhetischen Kultur verträgt, und glaubt, dass diese am ehesten in der anglikanischen Kirche zur Geltung kommen könne. Dem entschiedenen Protestantismus ist der Verfasser aus eben den Gründen abhold, denen seine Vorliebe für König Karl entstammt, nämlich aus ästhetischen. Und doch zeigt er selbst klar genug in seinen italienischen Schilderungen, wohin eine rein ästhetische Lebensansicht führt; ich mache besonders auf den fein gezeichneten heidnisch-epikureischen Kardinal, ein Gegenstück zu Voltaires Pococurante, aufmerksam. Er hat uns den Kavalier und Höfling in idealem Lichte gezeigt; aber es wird doch wol dabei bleiben, dass die wahre Kraft des damaligen England in den „Brauern und Metzgern", den Handwerkern und Landleuten lag, denen Cromwell seine „Ironsides" entnahm. Die Ueberschätzung des Aesthetischen, welche den Verfasser gegen die Puritaner ungerecht macht, lässt ihn allerlei Maskeraden und Harlekinaden, ja auch Kleidung und Zimmerschmuck mit übergroßer Ausführlichkeit beschreiben; und wenn Inglesant einmal in der Versammlung, wo er für die Molinisten spricht, vom Verfasser selbst einem klerikalen Stutzer (petit-maître priest) verglichen wird, so scheint die seidene Soutane, der Battist und die Spitzen und der Diamantring doch dem Erzähler nicht wenig Vergnügen zu machen.

Wir haben das besprochene Buch, von dessen Inhalt nur ein flüchtiger Abriss gegeben werden konnte, nicht durchweg loben können. Aber es schien doch geboten einem Werke, welches in seiner Heimat so bedeutenden Anklang gefunden hat (das mir vorliegende Exemplar trägt die Notiz twenty-fifth thousand) einige Beachtung zu schenken. Auch ist es, wenngleich kein guter Roman, doch sicher das Werk eines hochgebildeten Mannes; und wem die theologischen Probleme selbst in dieser leidenschaftslosen Behandlung zu fern liegen, wird doch wol manchen andern Partieen sowol des englischen als namentlich des italienischen Teils einiges Interesse abgewinnen.

Kassel. M. Krummacher.

Literarische Neuigkeiten.

Der Dichter der „Adjutantenritte", Detlev Freiherr von Liliencron, hat eine Tragödie vollendet: „Knut der Herr".

Von Ilse Frapan erscheint zu Ostern 1884 eine größere Arbeit über Robert Burns mit zahlreichen Uebersetzungen seiner besten Lieder: „Robert Burns. Sein Leben und seine Dichtungen."

„Karl August Alfred Freiherr von Wolzogen. Ein biographisches Erinnerungsbild" von Hans von Wolzogen. — Ein anregendes, pietät- und tatvoll geschriebenes Büchlein über den jüngst verstorbenen Bühnenleiter, der an einflussreicherer Stelle gewiss für die deutsche Bühne Segenvolleres geleistet hätte. Ein schönes Denkmal, dem Toten wie seinem Sohne zur Ehre gereichend. — Rostock, Hinstorff.

Von dem im „Magazin" besprochenen Werke von Robert Ferguson („Surnames as a Science") ist soeben die zweite, verbesserte Ausgabe erschienen. Der Verfasser hat dem Werke eine Anzahl Anmerkungen von Karl Blind beigefügt, welche mehrere seiner früheren Aufstellungen berichtigen oder ergänzen, und dafür in der Vorrede sowol als auch im Texte seinen Dank ausgesprochen.

Von Giuseppe Rossi, dem Lektor für italienische Sprache und Literatur an der Berliner Universität, ist eine metrische italienische Uebersetzung der Bodenstedtschen „Lieder des Myrza-Schaffy" erschienen, welche allen Freunden italienischer Sprache aufs wärmste als eine ebenso sinntreue wie poetische Wiedergabe des vielbeliebten deutschen Dichters empfohlen werden darf. — Berlin, Stuhr. 1,50 M.

Der berühmte Statistiker E. Engel hat eine interessante Untersuchung: „Der Wert des Menschen" veröffentlicht, und zwar zunächst den ersten Teil: „Der Kostenwert des Menschen." — Berlin, Simion.

Die Firma der Fratelli Treves (Mailand) lässt eine naturwissenschaftliche Zeitschrift unter Redaktion von Professor Paolo Mantegazza erscheinen. Der Titel ist: „La natura."

Von Max Nordaus merkwürdigem Buch: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" ist eine vierte Auflage nötig geworden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engel, Berlin.

Für die Ankündigungen verantwortlich der Verleger. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei: Nr. 1 (1884) des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes", herausgegeben von Dr. Franz Hirsch in Leipzig.

13

3


Digitized by Google